Phil. [illegible] 407 m

Eudoxia

oder die

Quellen der Seelenruhe.

Von

M. Enk.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bey Carl Gerold.

1824.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Die Frage, mit welcher gegenwärtige Schrift ſich beſchäftigt, gehört zu den wichtigſten und anziehendſten, welche der Menſch ſich vorlegen kann. Inzwiſchen ſcheint dem Verfaſſer das Intereſſe an ſeiner Arbeit darum zum Theile nicht minder bedingt durch das Intereſſe, welches der Leſer jener Frage ſonſt ſchon gewidmet haben mag. Er dachte ſich ſolche Leſer, welchen die angegebenen Geſichtspuncte nicht fremd ſind, und welche Neigung haben, ſie weiter zu verfolgen.

Was die Form dieſer Schrift betrifft; ſo geſtattet ſie eine zweyfache Behandlung: die oratoriſche, und jene, welche ſich dem eigentlichen Converſationstone zu nähern ſucht. Die erſtere würde hier ganz am unrechten Orte geweſen ſeyn. Über die letztere, welche es wohl verdiente, bey ähnlichen Stoffen häufiger berückſichtiget zu werden, finden ſich in Engels kleinen Schriften vortreffliche Winke; und in St.

Evremonds Werken eben ſo treffliche Muſter, wenn gleich von unbedeutendem Umfange. Sie biethet entſchiedene Vortheile, und hat ihre eigenen Schwierigkeiten. Ob der Verfaſſer jene gehörig zu benützen, dieſe glücklich genug zu vermeiden gewußt habe: erwartet er von dem Ausſpruche derjenigen, welchen ein Urtheil darüber zuſteht.

Wien, am 10. Oktober 1823.

Erſtes Buch.

Dux et dominator vitae mortalium animus est.

Sall. Jug. 1.

Ein heftiges Gewitter überraſchte mich bey einbrechender Nacht in der Einöde einer langen und ſchmalen Bergſchlucht an der Gränze von Kärnthen und Steyermark. Ich fuhr in einem offenen Wagen, und der Regen fiel in Strömen. Mit einem Mantel war ich verſehen; allein als ich ihn aus dem Koffer hervorhohlen wollte, fand ſich's, daß ich den Schlüſſel verloren hatte. Für einen Hypochondriſten war das eine Lage zum Verzweifeln. Auch legte ich mich, als ich endlich ſpät genug, und mehr als billig durchweicht, Freyſach, das erſte Städtchen in Kärnthen, erreicht hatte, mit der ſichern Überzeugung zu Bette, noch in der nähmlichen Nacht von zehn verſchiedenen Fiebern und Suchten befallen zu werden. Deſto angenehmer war meine Überraſchung, als ich am andern Morgen gegen alle Erwartung nach einem tiefen Schlafe friſch und munter erwachte. Seit langer Zeit hatte ich mich nicht ſo wohl gefühlt, wie heute; und auf der ganzen Reiſe war ich noch nie ſo flink in den Wagen geſprungen.

Kärnthen iſt ein gar liebes, freundliches Ländchen, das nicht leicht jemand durchreiſen wird, ohne davon ein erfreuliches Bild in der Erinnerung zu behalten. So wie man die obere Steyermark verläßt, wo die einförmigen, zuſammengeſchobenen Berge die Bruſt mehr beklemmen als erweitern, gewinnt alles ein freyeres, heiterers Ausſehen. Das Grün der Wälder wird friſcher, die Umriſſe der Berge werden leichter und mannigfaltiger; überall ſchlängeln ſich klare Bäche durch üppige Wieſen; die Vertheilung der Gebüſche iſt nicht ſelten höchſt mahleriſch, und faſt jeden Hügel krönt ein luſtiges Schlößchen oder eine alterthümliche, halbverſunkene Veſte. Dabey ſind die Bewohner dieſes Landes ein ſo gemüthliches, lebensfrohes Völkchen, daß, wer ſie, wie ich, nur auf kurze Zeit beſucht, gewiß nicht ohne den Wunſch ſcheiden wird, länger unter ihnen weilen zu konnen.

Die frohe Stimmung, in welcher ich dieſen Morgen begrüßt hatte, verlor ſich dießmahl nicht ſo ſchnell, wie es mir ſonſt wohl zu begegnen pflegt. Erquickend wehte mich eine friſche Herbſtluft von den Bergen her an, die näher und entfernter, theils noch in Schatten gehüllt, theils vom hellen Schimmer des Morgens übergoſſen, vor mir lagen. Alle meine Pulſe ſchlugen raſcher und muthiger; und mit der Furcht vor den Fiebern und Suchten, womit ich mich geſtern geangſtigt hatte, ſchienen auch alle meine andern Grillen davon geflogen zu ſeyn. War dieſe Reiſe gleich mit laſtigem Verdruſſe erkauft, und ihr Ziel nahe genug geſteckt: ſo erfüllte ſie doch einen von der erſten Kindheit an genahrten Wunſch, wenigſtens zum Theile. Und verſchaffte ſie mir nicht Gelegenheit, meinen Wilhelm zu ſehen? gerade jetzt, wo er des Freundes am meiſten bedurfte. Unuberwindlich ſcheinende Hinderniſſe hatten ſich erſt lange ſeiner Verbindung mit einem edlen, ihm ganz gleichgeſtimmten Weſen entgegengeſetzt; und als dieſe gegen alle Erwartung verſchwanden, und ihm, wie er an ſeinem Vermählungstage ſchrieb, in ſeiner Gattinn und mit ihr alles zu Theil geworden war, was man ſich zu einem glücklichen Leben wünſchen mag, war ſie ihm wenig Monathe darauf, im verfloſſenen Frühlinge, wieder entriſſen worden. Ich kannte ihn zu gut, um mir nicht lebhaft vorſtellen zu können, wie tief ein ſolcher Verluſt ihn ergriffen haben mußte; und war nur um ſo beſorgter, da er ſchon ſeit längerer Zeit zu ſchreiben aufgehört hatte.

Ehe ich noch auf dem Zollfelde den berühmten Herzogsſtuhl erreichte, auf welchem die alten Beherrſcher Kärnthens ſich huldigen ließen, lenkte mein Kutſcher ſeitwärts von der Straße ab, nach den Bergen zu, welche die rechte Seite des Wörther-See's begränzen. Ungeduldiger ſchlug mein Herz, je mehr ich mich Wilhelms Aufenthalte näherte. Endlich fuhr der Wagen zwiſchen waldigen Hügeln einem ſtattlichen Schlößchen entgegen, und — endlich hielt er vor der Pforte. In einem Zimmer des Erdgeſchoſſes, deſſen Thüre offen ſtand, erblickte ich eine bejahrte, ſorgfältig gekleidete Frau, beſchäftigt, friſche Gardinen vor die Fenſter machen zu laſſen. Ich fragte nach dem Beſitzer des Hauſes. »Ihr Schwiegerſohn,« ſagte die Frau, »ſey eben erſt weggegangen nach dem Gute eines Baron B***, ſeines Gränznachbars, wo er heute und vielleicht auch morgen verweilen werde.« Ich nannte meinen Nahmen, der ihr nicht unbekannt war. »Wenn Sie,« ſagte die Frau, »den Pfad hinter dem Schloſſe weg einſchlagen wollen, ſo können Sie Ihren Freund leicht noch einhohlen; noch iſt es keine halbe Viertelſtunde her, daß er fort iſt.« — Ich empfahl mich ohne Zaudern, und war eben im Begriffe das Zimmer zu verlaſſen, als ich an der Hinterwand das Portrait einer jungen Frau erblickte, das mich feſthielt. Überraſcht blieb ich ſtehen. So viel Unſchuld, ſo viel fromme Güte, mit ſo viel kindlicher Heiterkeit verſchmolzen, war mir noch auf keinem weiblichen Geſichte vorgekommen. Wenn es einen Engel auf Erden gibt, hatte mir Wilhelm einſt geſchrieben, ſo iſt es meine Amalie. Damahls hatte ich, wie natürlich, über eine ſolche Äußerung gelächelt; jetzt glaubte ich ihm. Armer Wilhelm! ſtieß ich unwillkürlich heraus. Ich kehrte den Blick zur Mutter, die, während ich vor dem Gemählde ſtand, mich ſchweigend beobachtet hatte. Sie wendete ſich ab, indem ſie die rechte Hand vor die Augen legte; und ich eilte davon.

Ich war in einem jungen Buchenwalde, der gleich hinter dem Schloſſe anfing, kaum einige hundert Schritte weit fortgegangen, als ich einen jungen Mann gewahr wurde, der, ein kleines Portefeuille unter dem linken Arme, angelegentlich beſchäftigt ſchien, eine eben abgepflückte Pflanze mit dem Mikroſkope zu unterſuchen. Es war Wilhelm. Mit lautem Freudengeſchrey flog ich auf ihn zu, der nicht wenig erſtaunt war, ſich ſo unvermuthet in meinen Armen zu finden.

Als die erſten Bewegungen von Überraſchung und Freude vorüber waren, ſo fragte mich Wilhelm, wie ich ſo ganz unerwartet hieher komme. Ich erzählte ihm in Kürze, wie die heimtückiſche Gehäſſigkeit zweyer — die Veranlaſſung meines Ausfluges nach der adriatiſchen Küſte geworden, und er meinte, von Menſchen dieſer Art habe ich es nicht viel beſſer erwarten dürfen. Eigentlich, ſagte er, als ich mit meiner Erzählung fertig war, indem er ſich anſchickte, weiter zu gehen: eigentlich ſollte ich dich nach meinem Hauſe zurück führen, und dich dort willkommen heißen: allein ein dringendes Geſchäft zwingt mich, den heutigen und vielleicht auch den morgigen Tag bey meinem Gutsnachbar, einem Baron B*** zuzubringen. Du wirſt als mein Freund dort willkommen ſeyn, und dir nicht mehr Zwang anzulegen brauchen, als wenn du bey mir wäreſt. Ohnehin, ſetzte er hinzu, lebe ich ſeit einigen Monathen mehr im Hauſe des Barons, als in meinem eigenen.

Ich war, während wir unſeren Weg zwiſchen waldigen Hügeln gegen den See zu fortſetzten, bey Wilhelms Erkundigungen nach dieſem und jenem Jugendfreunde, äußerſt aufmerkſam auf Farbe und Ton jeder ſeiner Äußerungen, weil ſie mir Aufſchluß über die Stimmung ſeines Gemüthes geben konnten. Nichts verrieth eine Veränderung, die meine Beſorgniſſe gerechtfertigt hätte; im Gegentheile ſchien er noch ſanfter, noch ruhiger und wohlwollender geworden zu ſeyn. Ich hüthete mich ſorgfältig, eine Saite zu berühren, deren Schwingungen ihm hätten ſchmerzhaft ſeyn können. Die Erinnerung an Amaliens Portrait würde mir zu keiner näheren Frage über ſeinen Zuſtand Muth gelaſſen haben; wenn eine ſolche Frage, in dieſem Augenblick gethan, auch nicht an ſich ſelbſt voreilig und unzart geweſen wäre. —

Als wir auf dem Gute des Barons anlangten, wies uns ein Bedienter in den Garten, der ſich terraſſenförmig an den See hinabzog, und durch ſeine gefälligen Anlagen von dem Geſchmacke des Beſitzers das günſtigſte Vorurtheil erweckte. Wilhelm ſtellte mich dem Baron vor, und dieſer empfing mich auf das artigſte. Er ſchien ein Mann von einigen funfzig Jahren zu ſeyn. Eine ſehr ſchöne Stirne, ein lebhaftes und doch feſtes Auge gaben ſeinem Geſichte Bedeutung und Würde; und ſeine Bewegungen, wie ſeine ganze Haltung ließen auf ein ſicheres, beſtimmtes Weſen und auf innere Übereinſtimmung mit ſich ſelbſt ſchließen. Dabey ſprach er ruhig und bezeichnend mit einem reinen, angenehmen Organe. Die Unterredung über das Geſchäft, welches Wilhelm herübergeführt hatte, füllte den größten Theil der Zeit bis zur Mittagstafel. Wilhelm fragte jetzt nach einem Major und deſſen Gattinn, nach Emilien und Eduard; und der Baron ſagte ihm, ſie wären an den See hinabgegangen. Eben ſchickten wir uns an, ihnen entgegen zu gehen, als ein Bedienter meldete, ſie ſeyen auf einem andern Wege bereits zurückgekommen, und erwarteten uns im Gartenſaale.

Als wir dort anlangten, fanden wir die bezeichneten Perſonen bereits verſammelt, und den Major mit Eduard, einem jungen Manne von ſieben bis acht und zwanzig Jahren, in einem lebhaften Streite begriffen. Wir hatten uns kaum geſetzt, als der Major, eine etwas derbe Geſtalt mit einer ſonoren Baßſtimme, die Veranlaſſung dazu auf eine beluſtigende Weiſe zum Beſten gab. Er war auf Eduards Einladung mit dieſem in einen Kahn geſtiegen, während die Frauen am Ufer hingingen. Beym Anlanden hatte wenig gefehlt, daß der Kahn nicht umſchnellte. Der Major ſchob die Schuld auf Eduards Leichtſinn, gerade an jener gefährlichen Stelle landen zu wollen; und dieſer auf des Majors voreiliges Ausſpringen. Die Majorinn, eine kleine lebhafte Frau, die auch ohne den Reiz der erſten Jugendblüthe noch immer für hübſch gelten konnte, ſuchte, indem ſie bald dieſer, bald jener Partey Recht zu geben ſchien, die Streitenden noch mehr ins Feuer zu bringen, und entwickelte überhaupt ein ſchönes Talent zur geſelligen Unterhaltung. Sie wußte dieſe auf mannigfaltige Weiſe anzuregen, jeder Wendung des Geſpräches zu folgen, und jeder eine intereſſante Seite abzugewinnen: während die liebliche Emilie dem allgemeinen Geſpräche ſich ſo viel möglich ſchüchtern zu entziehen ſuchte, und mit einzelnen Fragen und Bemerkungen ſich höchſtens an ihren Nachbar, Wilhelm, zu wenden wagte. An Eduard glaubte ich bald eine unmuthige Verſtimmung gewahr zu werden, die, wenn ſie das Vergnügen der Geſellſchaft auch nicht gerade zu ſtörte, ihn doch nur wenig Erfreuliches dazu beytragen ließ.

Der Kaffee wurde in eine Laube von wilden Reben gebracht, von welcher man die reizendſte Ausſicht auf den von hin und wieder fahrenden Kähnen belebten See, auf das romantiſch mitten in ſeine Wellen hineingebaute Loretto, auf Klagenfurth und auf die hochgethürmten Gebirgswände hatte, durch welche Kärnthen von Krain geſchieden wird. Die Majorinn ließ es ſich nicht nehmen, die Hausfrau zu machen, und uns den levantiſchen Trank einzuſchenken; und Wilhelm, der dieſes Getränk verſchmähte, wurde von Emilien aufgefordert, die neuen Blumenſchätze zu ſehen, welche Gräfinn Eudoxia ihr dieſen Morgen für ihr kleines Amphitheater geſchickt hatte.

Kaum hatten ſich dieſe Beyden entfernt, als ein ältlicher Mann, der fremdes Haar und eine ſchwarze Taftbinde über das linke Auge trug, zur Geſellſchaft trat, und von allen als ein wohlbekannter Hausfreund begrüßt wurde. Aus dem Geſpräche nahm ich bald ab, daß es der Arzt des Barons ſey, der eben dieſen Vormittag von einem kleinen Ausfluge ins Lavantthal zurückgekommen war. Das Äußere dieſes Mannes hatte mehr Auffallendes als Anziehendes, und weder ſeine Mienen, noch ſeine Sprache und Bewegungen behielten im Verlaufe des Geſpräches einen gleichförmigen Ausdruck. Seine Züge waren durchaus ſcharf geſchnitten; ſein Blick war, wenn nicht etwa plötzlich ein raſches Feuer darin aufblitzte, nicht ſowohl lebhaft, als kalt, durchdringend und lauernd; und wenn der Mund einen gewiſſen Grad von Gutmüthigkeit anzudeuten ſchien, ſo wurde dieſer Eindruck wieder durch einen ſpöttiſchen Zug geſtört, dem man es bald abmerkte, daß er ſich mit leichter Mühe bis zur entſchiedenſten Verachtung ſteigern konnte. Eben ſo ungleichförmig fand ich ſeine Sprache und ſeine Bewegungen. Beyde waren im Ganzen genommen ruhig und gemäßigt; aber dann wieder plötzlich raſch und heftig; und trotz einer großen Biegſamkeit hatte ſein ziemlich helles Organ nur wenig Angenehmes.

Nach einigen Fragen, welche der Baron über ſeine

Reiſe an ihn that, erkundigte er ſich ſogleich nach Wilhelm. Er iſt hier, ſagte der Baron, und der Gebrauch des Mineralwaſſers, welches Sie ihm verordnet haben, verſpricht, trotz der vorgerückten Jahreszeit, die günſtigſten Erfolge. Es zeigt ſich jetzt auf die erfreulichſte Weiſe, wie ſicher ihre, anfangs, ich geſteh' es, mir ſelbſt etwas bedenklich ſcheinende Curart berechnet war.

Sie würde, erwiederte der Arzt, nie einen ſo erwünſchten Ausgang gewonnen haben, wenn mir dabey nicht Ihre Einwirkung auf unſeren Freund zu Hülfe gekommen wäre.

Wie vielen Dank, Herr Baron, ſagte ich, bin dann nicht auch ich Ihnen ſchuldig geworden! So wie ich Wilhelms weiches, reizbares Gemüth kenne, mußte ich fürchten, daß es das Unglück, welches ihn traf, auf die gewaltſamſte Art, und vielleicht unheilbar, verſtören würde.

Es war arg genug, entgegnete der Baron; und nur die Größe ſeines Verluſtes und die Umſtände, unter welchen dieſer ihn traf, konnen eine ſo heftige Erſchütterung entſchuldigen, wie die ſeinige wirklich geweſen iſt.

Ich war überraſcht, fuhr ich fort, ihn ſo gefaßt und, nach ſeiner Weiſe, ſelbſt ſo heiter zu finden. Wenigſtens durfte ich nicht hoffen, daß er die Kraft, ſeinem Gemüthe dieſe heitere Ruhe wieder zu geben, ſobald wieder gewinnen würde.

Dieſe Kraft, ſagte der Baron, hat der Menſch immer, wenn er ſie nur gebrauchen will.

Das mein' ich auch, fiel der Major mit ſeiner kräftigen Stimme ein; nur muß man ſich recht zuſammennehmen, und ohne weitere Umſtände tapfer auf den Feind einhauen.

Und wenn der nun ſtärker wäre, als Sie? fragte Eduard.

Ich bin der Stärkere! rief der Major mit ſeiner kräftigen Stimme ganz ernſthaft: ich!

Alle lachten; auch Wilhelm, der mit Emilien eben zurück kam. Der trockne Eifer, mit dem der Major ſein: Ich bin der Stärkere, hervorſtieß, hatte in der That etwas ungemein Drolliges. —

Was lachen Sie denn? rief er jetzt, halb böſe, halb ſelbſt im Begriffe mitzulachen. Iſt's denn nicht ſo wie ich ſage? und hat der Herr Baron nicht eben erſt das Nähmliche behauptet?

Allerdings; nahm der Arzt das Wort. Auch lachen wir nur darüber, daß Sie ſich ſo entſcheidend, und mit ſolcher Sicherheit für eine Behauptung erklärten, mit der unſer junger Freund hier — er deutete auf Eduard — nichts weniger als einverſtanden zu ſeyn ſcheint. Denn Sie werden wohl bemerkt haben, daß er, ſo oft unſere Unterhaltung an der Frage hinſtreifte: ob der Menſch ſeine Ruhe ſich ſelbſtſtändig zu begründen vermöge, oder ob ſie von äußeren Umſtänden abhängig ſey, keineswegs der Meinung zu ſeyn ſchien, für die Sie ſelbſt ſo ritterlich ſich erklärt haben.

Ich wüßte nicht, erwiederte Eduard mit offenbarer Empfindlichkeit, daß ich mich über die bezeichnete Frage jemahls deutlich ausgeſprochen, oder mich mit irgend jemand darüber in eine Erörterung eingelaſſen hätte.

Dennoch, bemerkte der Baron, ſollte, wie ich glaube, jeder Menſch dieſe Frage, vor tauſend anderen, ſich zu beantworten, und darüber mit ſich ſelbſt ins Reine zu kommen ſuchen. Denn, wie jede andere Kraft, beſitzen wir auch die Kraft, unſere Gemüthsruhe uns zu gründen, nur in ſo fern und nur in dem Grade, als wir uns derſelben bewußt ſind.

Sehr richtig, ſagte der Arzt. Darum möchte ich Sie wohl bitten, uns Ihre Gedanken darüber mitzutheilen. Ohnedieß iſt es noch viel zu heiß zum Spazierengehen. Ich glaube, fuhr er fort, wir können die Zeit, bis es etwas kühler wird, nicht angenehmer hinbringen.

Die Majorinn ſtimmte dem Vorſchlage ſogleich bey. Es ſolle ihr, ſagte ſie, gar nicht leid thun, in der Schule der Weiſen zu ſitzen; vorausgeſetzt, daß man auch ihr eine Stimme zuerkennen wolle. Wilhelm winkte dem Arzte ſeinen Beyfall mit einem freundlichen Lächeln zu, in das ſich mir jedoch etwas Schalkheit zu miſchen ſchien. Nur Eduard runzelte einen Augenblick die Stirne, und ſchien unſchlüſſig, ob er weggehen oder bleiben ſollte; und der Major, indem er einen mächtigen Meerſchaum hervorzog, erklärte: er für ſeinen Theil, wolle ſich in den nächſten Laubengang zurückziehen, wo wir ihn, falls wir uns nicht mehr zu helfen wüßten, und ſeiner Entſcheidung bedürften, nur zu rufen brauchten. Auch auf den Fremden war man artig genug, Rückſicht zu nehmen; aber ohne mir Zeit zu laſſen, der Geſellſchaft etwas Verbindliches zu ſagen, antwortete Wilhelm ſtatt meiner: was mich anbelange, ſo ſey ein wenig philoſophiſche Grillenfängerey ſonſt immer nach meinem Geſchmacke geweſen; und es würde mir gar nicht übel zu Geſichte ſtehen, wenn ich von meiner Reiſe nun auch ein Päckchen practiſcher Lebensweisheit mit nach Hauſe brächte.

Wohlan! ſagte der Arzt, ſo erſuch' ich Sie denn, uns zuerſt zu ſagen, was Sie unter Gemüthsruhe verſtanden wiſſen wollen.

Der Baron bedachte ſich einige Augenblicke. — »Übereinſtimmung des Menſchen mit ſich ſelbſt, und eben dadurch auch mit den äußeren Bedingungen ſeines Lebens.«

»Man ſollt' es genau nehmen mit dergleichen Beſtimmungen, und gegen die Ihrige ließe ſich vielleicht Manches einwenden. Doch ich will ſie gelten laſſen; ſie beſitzt einen gar zu willkommnen Vorzug.««

»Und dieſer wäre?«

»»Sie erklärt auf das Genügendſte, warum es ſo äußerſt wenig zufriedene, ſo unendlich viele unzufriedene Menſchen gibt. Übereinſtimmung mit ſich ſelbſt! Ich ſehe überall nichts als Verworrenheit. Die meiſten Menſchen ſcheinen kaum zu wiſſen, was ſie wollen, und noch weniger was ſie ſollen; und ſicher gibt es ſehr wenige, die auch nur einiger Maßen ein Bedürfniß fühlen, mit ſich ſelbſt übereinzuſtimmen.««

Das Letztere, erwiederte der Baron, läugne ich geradezu.

Ich nickte für mich hin beyfällig mit dem Kopfe. Auch Sie ſcheinen meiner Meinung zu ſeyn, ſagte der Baron, der es bemerkte.

Allerdings, gab ich nicht ohne Verlegenheit zur Antwort. Denn aus dem pſychologiſchen Geſichtspunkte betrachtet — —

Guten Morgen, mein ſchöner Freund! rief Wilhelm lachend aus; es freut mich, dich ſo friſch und geſund zu Pferde zu ſehen. Die ſeltenſte Pflanze, das ſchönſte Federmoos, fuhr er gegen den Arzt gewendet fort, macht uns nicht halb ſo viel Vergnügen, als es ihm gewährt, einen Charakter zu zergliedern, oder eine pſychologiſche Deduction zu machen.

Trottiren Sie immer zu, ſagte der Baron; Sie ſehen, daß auch dieſe Herren ſich zu Steckenpferden bekennen. Auch bin ich in der That der Meinung, daß überhaupt jede philoſophiſche Unterſuchung von dem pſychologiſchen Geſichtspunkte ausgehen, und dieſen nie aus dem Auge verlieren ſollte. —

Das war ermuthigend! Keine Behauptung, der ich lieber Recht gegeben hätte! Jetzt ſaß ich alles Ernſtes auf dem Pferde.

Wenn es ſo iſt, ſagte ich, ſo will ich, gerade dem ſchönen Freunde da zum Poſſen, ſo gut ich es vermag, zu entwickeln ſuchen, was ich von der Sache denke. Bey allen Menſchen iſt, wie ich glaube, unverkennbar ein Beſtreben vorhanden, ihrem Leben Einheit zu geben, und es zu einem übereinſtimmenden Ganzen auszubilden, ſo wenig ſie mit einem ſolchen Verſuche auch immer zurecht kommen mögen. Dieſe oder jene Lebensanſicht, durch Nachdenken zu einem höheren Grade von Klarheit erhoben, oft auch nur zufällig, allzeit jedoch ſchärfer aufgegriffen; tiefer gewurzelte Neigungen, und der Wunſch, die ungewiſſe Zukunft durch ſelbſtſtändige Willenskraft feſtzuſtellen, ſind diejenigen Urſachen dieſer Erſcheinung, welche zunächſt in die Augen fallen. Allein bey genauerer Betrachtung erſcheint jenes Beſtreben mit der menſchlichen Natur noch weit inniger verbunden, und als eine nothwendige Bedingung jeder Art von Bildung, welchen Zweck dieſe ſich auch immer vorgeſetzt habe. Einklang in unſerem Seyn und Streben erzeugt überall Ruhe; Mangel deſſelben überall Mißbehagen und Unruhe. Eben darum iſt das Bedürfniß, mit uns ſelbſt übereinzuſtimmen, ein allgemeines, wie wenig es den meiſten Menſchen auch damit glücken mag. Wir bedürfen für unſere Gedanken und Empfindungen, wie für unſer Handeln, überall eines feſten Punctes, auf welchen wir alles zurückführen, und von welchem aus wir alles mit Leichtigkeit überſehen können. Bey demjenigen nun, der keinen ſolchen Haltpunct ſeines Weſens gefunden, oder ihn nicht feſt genug ergriffen hat, iſt kein anderes, als ein verworrenes Streben denkbar; und er wird bey dem fortwährend gefühlten und fortwährend unbefriedigten Bedürfniſſe innerer Übereinſtimmung nie mit ſich ſelbſt zur Ruhe gelangen.

Es bedarf alſo, ſagte der Arzt, damit wir zu dieſer Ruhe gelangen, weiter nichts, als eines feſtgeſtellten Grundſatzes, einer derben Conſequenz, und höchſtens noch einer mäßigen Doſis Witz, um allenfalls auch eine oder die andere Inconſequenz unterzubringen.

Die ſchroffe Art, wie er ſeine Folgerung ausſprach, verdroß mich ein wenig. Überdieß war es mir vorgekommen, als habe er zuvor, aus Veranlaſſung von Wilhelms Scherz über mein Steckenpferd, bey meinen Erläuterungen ein wenig ſpöttiſch gelächelt; was ich, wie natürlich, nicht wohl leiden mag. Einen Augenblick wurde ich darüber auf Wilhelm ſelbſt böſe.

Ich hätte nicht gewünſcht, ſagte ich, daß Sie dieſe Folgerung aus meinen Worten ziehen möchten.

»Sie ſcheint mir doch ganz natürlich daraus her zu fließen. Wir haben hier einen Mann in der Nähe, den der größte Theil der Anweſenden ſo gut kennt, wie ich ſelbſt; und den ich daher nicht näher zu bezeichnen brauche. Ich habe nie einen Menſchen geſehen, der ſo ganz aus einem Stücke geſchnitten, und mit ſich ſelbſt ſo ganz eins geweſen wäre. Nur Schade, daß es Selbſtſucht der niedrigſten Art iſt, was den Mittelpunct ſeines Lebens ausmacht, auf den er alles mit bewunderungswürdiger Conſequenz zurückzuführen weiß.

Das Beyſpiel, welches Sie anführen, ſagte ich, rechtfertigt Ihre Folgerung auf keine Weiſe.

»Und warum nicht? Hier iſt Übereinſtimmung mit ſich ſelbſt, und folglich unerſchütterliche Ruhe.«

Ich läugne das Eine wie das Andere. Keine ſittliche Verkehrtheit, welcher Art ſie auch ſeyn möge, kann uns zur Übereinſtimmung mit uns ſelbſt führen; weil unſer ſittliches Gefühl ihr ewig widerſtreben wird. Nur der ſittlich gute Menſch kann mit ſich ſelbſt übereinſtimmen.

»Das alſo war es!« ſagte der Arzt, als ob ſeine eigene Idee ihm jetzt erſt plötzlich klar geworden wäre, zum Baron gewendet, was ich zuvor bey Ihrer Beſtimmung des Begriffes von Seelenruhe vermißt habe.

Sie vermißten dieſe Beſtimmung, entgegnete der Baron, vielleicht nur darum, weil ich, wie dieſer Herr hier, der Meinung bin, daß ſie in dem Begriffe von Übereinſtimmung mit uns ſelbſt ſchon eingeſchloſſen ſey.

So wären wir ja mit unſerer Unterſuchung bereits zu einem ſehr bedeutenden Reſultate gekommen! rief der Arzt aus.

Ein liſtiger Blick gleitete dabey von Eduard auf mich, von mir auf Eduard zurück. Ich glaubte darin eine Unentſchloſſenheit zu leſen, an welchen von uns beyden er zunächſt ſich machen ſollte. Späterhin merkte ich freylich, daß er es mit der ganzen Unterhaltung auf Eduard abgeſehen hatte. Eine lebhafte Freude blitzte daher plötzlich in ſeinem Geſichte auf: als dieſer auf ſeine letzte Äußerung ein leichtes: »Wenn nur viel damit gewonnen wäre!« hinwarf.

Und warum ſollte nichts damit gewonnen ſeyn? fragte der Baron.

»Halten Sie es denn — um nur eines zu bemerken — ganz unbedingt für ſo leicht, Oheim, zum vollen Bewußtſeyn jener Anſicht zu gelangen: daß nur eine aus ſittlichem Streben hervorgegangene Übereinſtimmung mit uns ſelbſt, unſere Ruhe zu ſchaffen und zu ſichern vermöge?«

Wenigſtens nicht für ſo ſchwer, als es auf den erſten Anblick ſcheinen könnte.

Schwer? fiel der Arzt lebhaft ein; ſchwer? nimmer werd' ich das zugeben! Sonſt ja, da mocht' es ſchwer ſeyn; aber heut zu Tage iſt die Sache Kinderſpiel. Denn, geſtehen Sie ſelbſt, hat man wohl ſonſt jemahls das Leben aus ſo erhabenen Geſichtspunkten betrachtet, und ſo viel hübſche Dinge darüber zu ſagen gewußt, als wir jetzt täglich zu hören bekommen? Wachſen die tiefen Anſichten des Lebens nicht wie die Pilze aus der Erde hervor, und ſind ſie nicht das Schlagwort für alle unſere Schriftſteller geworden? Werden ſie uns nicht in Tragödien und Komödien, in Romanen, Erzählungen, Mährchen, Stanzen, Sonetten, Madrigalen, Epigrammen, Charaden und Räthſeln mit verſchwenderiſcher Freygebigkeit dargebothen? Oder können Sie mir auch nur die allerunbedeutendſte Novelle aus dem allerbedeutendſten Taſchenbuche bezeichnen, die nicht den Kampf zwiſchen ſittlicher Kraft und Leidenſchaft in der allerpikanteſten Zuſammenſtellung zu verſinnlichen verſuchte, und nicht irgend etwas enthielte, das ſo ungefähr einem Siege der erſteren über die letztere ähnlich ſähe?

Dennoch, bemerkte Wilhelm, wird die Klage immer allgemeiner, der ſittliche Ernſt verſchwinde täglich mehr aus dem Leben; Flachheit und Frivolität nähmen ſeine Stelle ein; und jede Art von Verſchrobenheit, welche Farbe ſie auch tragen möge, finde, wie ſie ſich nur zeige, üppiges Gedeihen.

Grillen! rief der Arzt; nichts weiter. Mit Recht rühmen wir uns, wie Homers Helden, beſſer zu ſeyn, als unſere Väter; und, glauben Sie nur, Deutſchland weiß gar nicht, was es in dieſer Rückſicht ſeinen ſchönen Geiſtern ſchuldig geworden iſt.

Ich weiß nicht, wie es kommt, ſagte die Majorinn, aber es geht mir mit den neueren Erzeugniſſen unſerer Literatur recht ſonderbar. Bey dem beſten Willen von der Welt kann ich nicht dazu kommen, mich mit ihnen zu befreunden. Der Dichter hat den Vorſatz, uns für eine bedeutende Lebensanſicht zu intereſſiren, und weiß uns mannigfaltig anzuregen. Recht gut; aber dann iſt wieder alles ſo ſchwankend, ſo unbeſtimmt, ſo nebelartig möcht' ich ſagen —

Ätheriſch, verbeſſerte der Arzt, wie vor ſich hin — — daß man weder zu ſeinen Helden, noch zu ſeiner Anſicht ein rechtes Herz faſſen kann. Beſieht man ſich die letztere am Ende etwas genauer, ſo zeigt ſich meiſtens, daß ſie des gemachten Aufhebens eben nicht werth geweſen iſt. So findet man ſich wohl angeregt, aber nicht befriedigt: man findet ſich auf eine ſittliche Kraft, als das Höchſte und einzig Sichere im Leben, hingewieſen; aber dieſe ſelbſt keineswegs geſtärkt und gefördert.

Wie dürften Sie das aber auch erwarten? fragte der Baron: wenn alle jene Anſichten und Lebensbilder, wie Sie ſelbſt ſich ausdrückten, ſchwankend, unbeſtimmt, und in einen trüglichen Nebel gehüllt ſind. Denn bey jeder Lebensanſicht, welche unſere ſittliche Kraft erheben, und uns in dem Streben, unſere Ruhe von äußeren Einwirkungen möglichſt unabhängig zu machen, fordern ſoll, ſcheint es mir die erſte und unerläßlichſte Bedingung zu ſeyn, daß ſie klar und ſicher erkannt werde.

Ihre Bemerkung iſt vortrefflich, ſagte der Arzt; nur eine Kleinigkeit habe ich daran auszuſetzen.

»Nähmlich?«

Daß ſie unſere Unterſuchung auch nicht um einen Schritt weiter bringt.

»Ich verſtehe Sie. Die Forderungen, welche ich mache, wollen Sie ſagen, beweiſen eben, wie ſchwer es ſey, zur hinreichenden Ausbildung einer ſittlichen Lebensanſicht, und durch dieſe, da auf andere Weiſe keine Übereinſtimmung mit uns ſelbſt möglich iſt, zu einer dauernden Gemüthsruhe zu gelangen.«

»Sie haben ſehr beſtimmt ausgedrückt, was ich ſagen wollte.«

»Noch glaub' ich es nicht gethan zu haben; aber ich will es verſuchen. Daß es an ſich ſelbſt ſchwer für uns ſey, unſere ſittliche Beſtimmung zu erkennen, werden weder Sie, noch ſonſt Jemand behaupten wollen. Nur die erbärmlichſte Sophiſtik kann dreiſt eine ſolche Beſtimmung unſerer Natur zu läugnen wagen, und nur die entſchiedenſte Verſchrobenheit durch ihre Behauptungen ſich irre leiten laſſen. Wohl aber kann es die Frage ſeyn: ob es von uns ſelbſt abhänge, dieſer Erkenntniß jenen Grad von Klarheit zu geben, deſſen ſie bedarf, um die unverrückte Norm unſerer Handlungen zu werden?«

»»Und Sie glauben das behaupten zu dürfen?««

»Allerdings; da alle Lebensanſichten, welche ſich unmittelbar auf unſere ſittliche Beſtimmung beziehen, ſo einfach ſind, und von der Natur ſelbſt uns ſo nahe gebracht werden, daß der unbefangene Verſtand ſich ihnen nicht verſagen kann.«

»Der unbefangene Verſtand,« wiederhohlte Eduard, der hinter dem Baron ſtand; doch ſo, daß er das Wort »unbefangen« merklich betonte.

Gibt es denn, entgegnete der Baron ſich zu ihm wendend, für den befangenen Verſtand überhaupt ein richtiges Erkennen?

»Und wie ſoll er es anfangen, ſich von jeder Befangenheit frey zu halten?«

»»Von jeder? wer dürfte das fordern? Genug, wenn jeder hier thut, was er vermag, und was man von ihm fordern darf; denn ich glaube aus dem angegebenen Grunde behaupten zu dürfen, daß er damit ausreichen werde.««

Da Eduard bereits ſo viel gefragt hatte, ſo hätte er immerhin auch fragen mögen: wie viel hier Jeder vermöge, und wie viel man von ihm fordern dürfe. Ich fühlte mich gar nicht abgeneigt, mich ein wenig mit ihm zu alliiren;

hätte es mir, als einem Fremden, nicht unbeſcheiden geſchienen, mich ohne Veranlaſſung angelegentlich ins Geſpräch zu miſchen. Gänzlich ſollte ihm inzwiſchen ein Alliirter nicht fehlen.

Ein wenig ſchwer, ſagte Wilhelm mit ſeiner ruhigen Weiſe, wegen welcher ich ihn ſo gerne hören mag; ein wenig ſchwer ſcheint mir die Sache doch zu ſeyn. Ich will nicht davon reden, wie Neigungen und Leidenſchaften den Verſtand umnebeln, und ihn bald alle Gegenſtände nur nach Mißverhältniſſen und in ſonderbaren Verzerrungen erkennen laſſen. Erwäge ich auch nur allein, wie viel Widerſprechendes wir von unſerer erſten Jugend an in uns aufnehmen: ſo ſcheint es unbegreiflich, wie unſere Urtheilskraft ihre Unbefangenheit bewahren könne.

Ich wollte, nahm der Arzt das Wort, ich könnte Ihnen widerſprechen; aber Ihre Bemerkung iſt nur allzu gegründet. Man hat, fuhr er fort, der früheren Erziehung Pedanterey, Steifheit und Unbehülflichkeit vorgeworfen; und das nicht mit Unrecht. Jetzt ſind wir dieſer Fehler losgeworden, und es iſt eine wahre Freude, was für kluge Kinder wir heranziehen. Ein Knabe im zehnten Jahre iſt jetzt gewandter, er urtheilt raſcher, kecker und zuverſichtlicher, als ſonſt ein Jüngling im zwanzigſten, und hat, eh' er noch eine Akademie bezieht, ſchon mehr geleſen, als ein reifer Mann, der in einem Raths Collegium Sitz und Stimme erhielt.

Schade! ſagte die Majorinn, daß mein Mann nicht zugegen iſt; er iſt ein entſchiedener Feind des vielen Leſens, und wäre, glaub' ich, im Stande, wenn es anginge, alle Mährchenerzähler, Tragödien- und Sonettendichter unter ein Bataillon zu ſtecken.

Der Einfall wäre, verſetzte der Arzt, wenigſtens in Betreff der weit größeren Mehrzahl unſerer ſchönen Geiſter, eben ſo gar uneben nicht. Denn läßt ſich, ſeit wir eine

Literatur haben, in ihrer Geſchichte nicht beynahe jedes Jahrzehend eine neue Verſchrobenheit nachweiſen? Haben wir es nicht mit dem Bardengeſange wie mit der Griechheit, mit der Empfindſamkeit wie mit der Derbheit, mit der Frivolität wie mit der Myſtik verſucht? Haben wir nicht immer jede neue Thorheit raſch zum Syſteme ausgebildet, und dann trotz unſerer vielgerühmten Anlage zur Univerſalität alles ſo einſeitig und ſo lange darnach gereckt und gezerrt, bis dieſe einer anderen, noch abenteuerlichern Geckerey Platz machen mußte? War unter ſolchen Umſtänden eine erfreuliche Zurückwirkung der Literatur auf das Leben möglich; oder wollen wir ſie vielleicht von der neueſten Periode derſelben erwarten? Es iſt wahr, ſie ſtellt die ſittliche Idee überall in den Vorgrund, und thut ſich auf dieſes Verdienſt nicht wenig zu Gute. Aber umhängt ſie dieſelbe nicht mit ſo phantaſtiſchen Lappen und mit ſo viel kindiſchen Flittern, pinſelt und faſelt ſie nicht ſo ſeltſam und wunderlich ins Blaue hinein, und zeigt ſie nicht ſtatt jener Tiefe, an welche ſie Anſpruch macht, eine ſo erbärmliche Flachheit des Verſtandes wie des Gefühles, und bey anſcheinendem Reichthum eine ſo bettelhafte Dürftigkeit der Einbildungskraft, daß die ſittliche Anſicht des Lebens, auf die ſie wie ein Sonnenzeiger im Nebel hindeutet, nothwendig mehr dabey verlieren, als gewinnen muß? Denn nur in feſten, ſcharfbeſtimmten Umriſſen hingeſtellt, vermag eine ſolche Anſicht auf Gemüth und Verſtand einen bleibenden Eindruck zu machen; jede Flachheit führt hier wieder zur Flachheit; und was weit ſchlimmer iſt, zu jener gleißenden Selbſttäuſchung, die gut zu ſeyn glaubt, weil ſie Worte und Phraſen eingelernt hat, die etwas bedeuten ſollen, und die ſie gelegenheitlich wieder, geſchickt oder ungeſchickt, zu Markte bringt.

Sie ſcheinen ſehr fleißig nachgerechnet zu haben, ſagte

Wilhelm, wie viel Deutſchland ſeinen ſchönen Geiſtern ſchuldig geworden.

Ich wollte, erwiederte der Arzt, ein beſſerer Rechenmeiſter nahme die Muhe über ſich, die einzelnen Poſten nachzuweiſen; die Summe würde weit großer ausfallen, als man gewohnlich zu glauben pflegt. Bringen Sie nähmlich nebſt dem, was ich bereits bemerkt habe, noch in Anſchlag, daß einige unſerer beſten Schriftſteller aus einer fruheren Periode, und zum Theil gerade diejenigen, die noch jeƷt am haufigſten geleſen werden, es ſich recht eigentlich zur Aufgabe gemacht hatten, den Sieg der ſinnlichen Natur uber die ſittliche darzuſtellen; daß ihre Lebensphiloſophie mit der ſtrengen Miene, welche die neuere Schule ſich gibt, einen hochſt ſonderbaren Contraſt bildet, und die letztere ſich mit jener bey guter Gelegenheit dennoch wieder freundſchaftlich abzufinden ſucht; rechnen Sie noch dazu, daß die Wuth zu leſen taglich wachſt, und die Oberflachlichkeit im Leſen und Urtheilen durch eine Fluth nichts bedeutender Journale immerfort friſche Nahrung erhält; daß die Geiſtesarmuth vorzüglich aus dieſen Quellen zu ſchöpfen gewohnt iſt, und vor allem Anderen, daß nicht in der Literatur allein, ſondern auch im täglichen Umgange die Neigungen faſt über alles im ſchroffſten Gegenſatze auf einander treffen: ſo werden Sie gewiß der Meinung Ihres Freundes und dieſes Herrn hier — er deutete auf Eduard — beytreten, daß bey unſerer Bildung von der erſten Jugend an ſo viel Widerſprechendes auf uns einwirke, daß es wohl nur als ein glucklicher Zufall gelten mag, wenn wir jene Unbefangenheit des Urtheils gewinnen, die eine weſentliche Bedingung des richtigen Erkennens bey ſittlichen Anſichten noch weit mehr, als bey allen übrigen zu ſeyn ſcheint.

Er hatte die ganze Rede größten Theils an mich gerichtet, obwohl ich ihm gerade gar nicht widerſprochen hatte. Da ich meinen Mann noch nicht recht kannte, ſo wollte ich mich vor der Hand nicht weiter einlaſſen. Die Art, wie er gegen das Ende Eduard mit Wilhelm verflocht, und ſich als ſeinen Alliirten ankündigte, ſchien mir, mocht' es ihm auch überhaupt darum zu thun ſeyn, der neueſten Literatur eine Lobrede zu halten, doch zunächſt darauf berechnet, jenen mehr, als es ihm bisher gelungen war, ins Geſpräch zu ziehen. Auch mißlang ihm ſeine Abſicht nicht gänzlich.

Dem Einfluſſe der Zeit und der erſten Bildung ſich zu entziehen, warf Eduard hin, ſey immer eine ſchwere Aufgabe.

Zuverläßig; ſagte der Arzt, mit der unbefangenſten Miene, die er, glaub' ich, zu Stande bringen konnte.

Nur ſcheinen mir, ſagte der Baron, beyde Einflüſſe nicht bedeutend genug, um Verworrenheit zu entſchuldigen, oder nothwendig zu bedingen.

Sie dürften wenigſtens, erwiederte Eduard, nicht leicht zu berechnen ſeyn. Wie wir in dieſen und ſo vielen andern Fällen zu rechnen pflegen, ſind ſie es freylich. Wir ſetzen einige Poſten an, die vor anderen in die Augen ſpringen, und zieh'n dann recht zuverſichtlich die Summe. Aber beſitzen wir auch nur eine einzige Vorſtellung, die ihrer eigenthümlichen Beſchaffenheit und dem Grad ihrer Stärke nach nicht von tauſend anderen abhängig wäre? Um daher beſtimmen zu können, welchen Grad von Kraft und Klarheit irgend eine ſittliche Vorſtellung bey dem Einzelnen zu gewinnen vermöge, müßten wir im Stande ſeyn, nicht nur die Stärke aller Vorſtellungen, mit denen ſie zuſammenhängt, ſondern die ganze Eigenthümlichkeit ſeiner Vorſtellungsart ſelbſt anzugeben. Hier iſt es, wo der

Einfluß der Erziehung und äußerer Umgebungen ſich am mächtigſten beweiſt, und am wenigſten berechenbar iſt. Es klingt darum meiſt etwas ſonderbar, wenn wir in einem ſolchen Falle uns verwundern, und ein Mahl über das andere Mahl ausrufen: wie iſt es nur möglich, daß man dieſe oder jene Anſicht überſehen kann, die ſo einfach, ſo natürlich iſt, und dem Verſtande ſich ganz von ſelbſt ſo lebhaft aufdringt, daß man es für unmöglich halten ſollte, ſie nicht gewahr zu werden!

»Von jenen Anſichten, von welchen hier die Rede iſt, läßt ſich das unbedenklich behaupten.«

Das Uberſehen, meinte der Arzt, könnte auch von irgend einer Art des grauen oder ſchwarzen Staares herrühren.

Sie ſind ja auch Augenarzt, ſagte Eduard, und widmen ſich, wie ich gehört zu haben glaube, dieſem Zweige ihrer Kunſt ſeit einiger Zeit mit beſonderer Vorliebe.

»Ein Paar ungewöhnliche Fälle, die mir vorgekommen, haben allerdings die Luſt dazu in höherem Grade wieder angeregt.«

Mir, ſagte die Majorinn ablenkend, ſcheint es weniger auf ein mehr oder minder ſcharfes Geſicht, als darauf anzukommen, daß wir den Blick dorthin kehren mögen, wo wir vor allem Andern ihn hinwenden müßten.

Sehr wahr! verſetzte der Baron; wenn die meiſten Menſchen ihre ſittliche Beſtimmung nur ſehr unvollkommen zu erkennen ſcheinen, und ihre Erkenntniß weder Kraft noch Klarheit gewinnt: ſo liegt der Grund davon unſtreitig zunächſt darin, daß ſie dieſelbe weder ernſt ins Auge gefaßt, noch ſich gewöhnt haben, den Blick darauf feſtzuhalten.

Das möge ganz richtig ſeyn, meinte Wilhelm; aber es ſey auch nicht aller Leute Sache, ſo tiefſinnige Unterſuchungen anzuſtellen, wie diejenige, welche eben jetzt uns ſelbſt beſchäftige.

Die ſcheinen mir, erwiederte der Baron lächelnd, gerade auch nicht ſo unumgänglich nothwendig zu ſeyn; ja es gibt dabey mehr als einen Abweg, auf dem wir uns, ohne es gewahr zu werden, leicht verirren können. Ein weit kürzerer und ſicherer Weg iſt es, das wirkliche Leben, und uns ſelbſt zu beobachten. Aus dem Leben allein läßt ſich das Leben klar erkennen; und nur die ihm abgewonnenen Reſultate gehen durch den engen Zuſammenhang mit dem Gefühl unſres Werthes und Unwerths, mit unſerer Zufriedenheit und unſerem Mißvergnügen, und durch die Kraft des unmittelbaren Eindruckes, wieder ins Leben über. Der Gewinn der bloßen Speculation wird faſt immer wieder der Speculation allein angehören, und für das Leben ſelbſt wenig erfreuliche Früchte bringen.

Sind aber Gabe und Vorſatz, fragte der Arzt, das Leben und uns ſelbſt ſo, wie Sie es verlangen, zu beobachten, nicht eben wieder Frucht der Erziehung oder einer glücklichen Naturanlage? Ich will Sie nur an ihre treffliche Freundinn, an Gräfinn Eudoria errinnern. Scheinen nicht alle Blüthen dieſes herrlichen Gemüthes ohne Pflege von ſelbſt hervorzuquellen? ſcheint nicht alles Unedle ihrer ganzen Natur zuwider zu ſeyn? und wenn wir ſie überall leicht und ſicher die ſchmale Bahn des Rechten und Schicklichen wandeln ſehen, ſcheint es ihr nicht unmöglich, anders zu ſeyn und zu handeln, als wie wir ſie eben handeln ſehen?

Darin ſtimm' ich Ihnen bey, ſagte Wilhelm.

Ich nicht! ſtieß Emilie haſtig hervor.

Nicht? fragte der Arzt lächelnd. Was könnten denn Sie dagegen einzuwenden haben?

Die liebliche Kleine hatte dem Geſpräche bisher mit ſichtbarer Theilnahme zugehört. Wenn eine oder die andere Wendung desſelben ihr bedeutender ſchien, ließ ſie alſobald das Geſtricke mit den Nadeln in den Schooß ſinken, und ſah nach dem Sprechenden mit einer ſo ſonderbaren Miſchung von Schüchternheit und geſpannter Aufmerkſamkeit hin, daß ihre Züge dadurch einen höchſt intereſſanten Ausdruck gewannen. Das »Ich nicht!« welches ſie ſo haſtig herausgeſtoßen hatte, fiel ihr aber im Augenblicke, ſo wie es ihr entſchlüpft war, ſchwer aufs Herz zurück, und überzog ihr ganzes Geſicht mit einer hellen Purpurröthe.

Ich meinte nur, ſtotterte ſie, Gräſinn Eudoxia —

Nun? fragte der Baron.

Emilie faßte ſich jetzt ein Herz.

»Ein freundlicher Genius, meint die Gräſinn, ſpreche leiſe in unſerer Bruſt, rathend und warnend, was wir thun oder laſſen ſollen. Den brachten wir mit zur Welt.« — Die Art, wie ſie mit vorgeſtoßnem Zeigefinger ſo bedeutend ihr Den bezeichnete, ließ ihr allerliebſt. — »Sollten wir es aber nicht verlernen, fuhr ſie fort, auf ſeine Stimme zu hören: ſo müſſe unſer Nachdenken bey den Andeutungen des inneren Gefühles verweilen, und ſie feſtzuhalten ſuchen; weil ohne klares Erkennen im verwirrenden Gewühle des Lebens kein ſicheres Streben möglich ſey. Und ſo dachte ich,« ſetzte ſie langſamer und leiſer hinzu, »könne die Gräſinn, bey der glücklichſten Naturanlage, wohl auch einiges eigne Verdienſt haben.«

Ganz gewiß, liebe Emilie, ſagte der Baron lächelnd, hat ſie das. Jenes klare Erkennen deſſen, was unſer inneres Gefühl uns zwar immer richtig, aber oft nur leiſe andeutet, und welches unſere verehrte Freundinn mit Recht als eine unerläßliche Bedingung jedes ſittlichen Strebens bezeichnete, iſt die Frucht eines ſelbſtſtändigen Wollens, und mag uns daher immer zum Verdienſte angerechnet werden. Ohne ein ſelbſtbewußtes Streben, unſere ſittliche Beſtimmung und unſeren ſittlichen Werth uns klar zu machen, fuhr er gegen Wilhelm gewendet fort, werden wir daher mit jener Bedingung, die mittelbar zugleich Bedingung unſerer Gemüthsruhe iſt, nicht wohl ins Reine kommen können; aber geſtehen Sie, daß die Forderung auch gar nicht unmäßig iſt.

»Sie ſcheint nur um ſo billiger, da die Folgen unſerer Verirrungen ſelbſt überall darauf zurückweiſen.«

»»Ein wenig weiter möchte ich ſie doch ausgedehnt wiſſen. Auf die nächſten Folgen ſich beſchränkend, wird ein ſolches Streben vielleicht nur Behuthſamkeit und eine dürftige Lebensklugheit zum Reſultate geben. Zu einer vollkommenen Kenntniß unſerer ſittlichen Beſtimmung überhaupt, zu einer genauern Bekanntſchaft mit unſern ſittlichen Anlagen ſoll es uns führen; und die Hinderniſſe ſoll es erforſchen, welche der Ausbildung derſelben, und eben dadurch auch unſerm Wunſche nach Zufriedenheit und Lebensglück entgegen treten.««

Mit der Ausdehnung der Aufgabe, bemerkte der Arzt, wachſe auch die Schwierigkeit ihrer Auflöſung. Ein Zurückkehren in ſich ſelbſt, wie der Baron es verlange, ſetze voraus, daß der ſittliche Ernſt in dem Gemüthe ſchon heimiſch ſey.

Dieſen Ernſt, verſetzte der Baron, wird es, vorausgeſetzt, daß es ſtätig und nicht bloß ruckweiſe geſchehe, erzeugen, wo er nicht vorhanden iſt; indem es den Sinn für das Gute kräftigen, und, wenn ich ſo ſagen darf, das Organ der Seele für die Stimme der Vernunft verfeinern wird. Je mehr wir nun hier fortrücken, deſto mehr wird ſich uns auch der Weg zu jenem Ziele ebnen, welches wir aufſuchen.

Ein wenig Selbſtbeherrſchung, ſagte der Arzt, wie mir vorkam, etwas zerſtreut, wird wohl ebenfalls nöthig ſeyn, um glücklich dort anzulangen.

Ein wenig? fragte die Majorinn; ich dächte, man könnte ihrer nie zu viel haben. »Was man ſo ins Haus braucht, meine ich.«

»»Und wie viel wäre das ungefähr?««

»Gerade ſo viel, als hinreicht, damit wir, was wir nicht ſagen wollen, nicht dennoch ſagen; und nicht vielleicht dennoch thun, was wir nicht thun wollen.«

»»So Weniges, ſollte man denken, wäre leicht anzuſchaffen.««

»Wie Sie es nehmen wollen, gnädige Frau. Es koſtet gewiß weit weniger in einer bedeutenden Situation, wo alle Kräfte der Seele aufgeregt ſind, Selbſtbeherrſchung zu beweiſen, als in den gewöhnlichen Verhältniſſen des Lebens ſich immer zu beſitzen. Dieſe Tugend iſt uns um deſto ſchwerer, je unſcheinbarer ſie iſt.«

»»Wenigſtens ſcheint mir in ihrer Unentbehrlichkeit ſelbſt eine dringende Aufforderung zu liegen, ſie zu erwerben; denn wer ſie nicht erwirbt, —««

»Der wird ſein ganzes Leben hindurch eine ſchlechte Haushaltung führen.«

Um ſie zu erwerben, ſagte Wilhelm, gibt es nun freylich ein Mittel, das man als ziemlich zuverläßig anpreiſt: nähmlich —

Übung, fiel ihm der Arzt mit ſichtlicher Verſtimmung ins Wort; die Sache hat ihre volle Richtigkeit.

……

Nun, wie geht's? fragte der Major, indem er wieder zur Geſellſchaft trat, und den koſtbaren Meerſchaum in einem ledernen Beutelchen verwahrte; was haben Sie ausgemacht?

Hm! ſagte der Arzt; wir ſind am Ziele.

»Schön!«

Um ein wenig Nachdenken handelt ſich's; um ein wenig guten Willen, und ein wenig Feſtigkeit des Charakters.

»Damit läßt ſich ſchon eine Strecke vorwärts kommen.«

Man kommt doch immer raſch zum Ziele, ſagte Eduard zu Wilhelm, wenn man ſich an allgemeine Ideen hält.

Wie verſtehen Sie das, Lieber! fragte der Arzt.

Ich meine, man beginne eben mit den beyden Wörtchen: du ſollſt. Dann ſagt man: der Menſch kann, was er will; und will man recht gründlich zu Werke gehen, und die Sache erſchöpfen, ſo ſetzt man noch hinzu: er braucht es nur ſo und ſo anzufangen.

Daß der Menſch in ſittlicher Rückſicht alles vermöge, was er wolle, ſagte der Baron, hat hier niemand behauptet; aber das, Neffe, läßt ſich behaupten, daß es von ihm abhänge, nicht flach und gedankenlos an den Erſcheinungen des Lebens vorüber zu gleiten, ſondern ſie zum Gewinne für Erweiterung und Befeſtigung ſeiner ſittlichen Begriffe zu verwenden; daß an dieſem Streben auch ſeine Kraft zum Handeln ſich ſtärken werde, und daß er in demſelben die einzige Baſis finde, um ſich einen ſittlichen Werth, und dadurch ſeine Ruhe zu begründen.

Die Züge des Arztes hatten ſich während der Rede des Barons allmählich wieder aufgehellt. Sie gewannen auf einmahl Ihre ganze vorige Lebhaftigkeit, als Eduard, da der Baron ſchwieg, ſich aus dem Stegreife mit der Frage an mich wandte: Können Sie ſich, mein Herr! nicht den Fall denken, daß alle ſittlichen Ideen, um die es ſich hier handelt, vollkommen ausgebildet, klar und lebhaft in dieſem oder jenem Menſchen vorhanden wären: ohne daß ſie jene Kraft auf ihn ausübten, welche wir ihnen ſonſt mit Recht zuſchreiben dürfen?

Aus dem Stegreife, und ſo im Allgemeinen war die Frage, zumahl für den Fremden, etwas ſchwer zu beantworten. Ich ſuchte alſo wenigſtens Zeit zu gewinnen.

Allerdings, ſagte ich, kann ich mir mehr als einen ſolchen Fall denken; allein denjenigen, der ſich zuerſt aufdrängt, wenn jene Ideen nähmlich keine Wahrheit und keine Bedeutung für uns hätten, haben Sie bey Ihrer Frage vermuthlich ſelbſt ausgeſchloſſen.

»So iſt es.«

Dann bliebe zunächſt der Fall übrig, daß irgend eine übermächtige Leidenſchaft die Wirkſamkeit jener Ideen hinderte.

»Auch dieſen Fall wünſcht' ich von der Berechnung ausgeſchloſſen.«

Auch ausgeſchloſſen!? rief der Major; das verſtehe ein Anderer!

Nun? fragte Eduard mit einem leichten Lächeln, dem man es abmerken konnte, daß er ſich an das vorige: »Das mein' ich auch!« ſeines Gegners erinnerte.

»Wenn ich weiß: das ſoll ich thun, oder: das ſoll ich laſſen: ſo thu' ich oder laß ich es auch; wenn nicht die Leidenſchaft mich gerade am Seile führt.«

Sie hören ja, lieber Herr Major! daß von dieſer keine Rede ſeyn ſoll, ſagte der Arzt.

Der Major murmelte etwas für ſich in den Bart, was man eben ſo gut für ein: Nun wohl, als für den Anfang eines: Nun ſo hohl' der — halten konnte; und Eduard, halb gegen mich, halb gegen die Majorinn gewendet, fuhr fort —

Ich lernte in Dresden einen jungen Mann kennen, der ein ſeltenes Talent zur Tonkunſt beſaß. Er war bey der königlichen Kapelle angeſtellt, und ſpielte die Violine nicht ohne Auszeichnung. Ganz eigentlich aber ſchien ihn die Natur zur Compoſition beſtimmt zu haben, von der er gute Kenntniſſe und nebenher noch ſonſt manches beſaß, woran es den meiſten Tonſetzern zu fehlen pflegt, eine dichteriſche, kräftige Phantaſie, ein lebhaftes Gefühl, und einen richtigen Geſchmack. Wie oft hat er nicht mich, und beſſere Kunſtverſtändige, als ich bin, bald am Flügel durch den Reichthum ſeiner Ideen, bald im Geſpräche über muſikaliſche Werke durch ſeine tiefen Einſichten in das Weſen dieſer Kunſt in Erſtaunen geſetzt. Ganz beſonders aber hatte er alles, was muſikaliſche Ausbildung betrifft, zum Gegenſtande ſeiner Beobachtung und ſeines Nachdenkens gemacht; ohne daß er dabey zu bewegen geweſen wäre, für ſich ſelbſt davon Gebrauch zu machen, und an ſeine eigene Bildung die letzte Hand zu legen. Suchten nun ich oder andere Freunde ihn dazu aufzumuntern, und ſtellten wir ihm vor, daß es Pflicht ſey, ein ſo entſchiedenes Talent zum Vortheile der Kunſt, von der er ſo hohe Begriffe, und über die er ſo viel nachgedacht habe, wie zu ſeinem eigenen Vortheile noch weiter fortzubilden, und etwas zu unternehmen, was jene fördern, ihm ſelbſt aber Ehre und reichen Gewinn verſchaffen könne: ſo gab er die Pflicht im Allgemeinen zwar zu, hatte aber immer tauſend Einwendungen im Vorrathe, um ſeine Unluſt zu entſchuldigen. »Den Platz, an welchem er ſtehe, fülle er ſo, daß man mit ihm zufrieden ſeyn könne; und was ſeinen Vortheil betreffe, verdiene er gerade ſo viel, als er brauche: wäre dieſes oder jenes geweſen oder nicht geweſen, ſo würde er ſchon früher Hand ans Werk gelegt haben; und träten dieſe oder jene Umſtände noch jetzt ein, ſo möchte die Luſt dazu ſich wohl auch jetzt noch finden.« — Beſah man ſich nun, was ihn irrte, und was er vergeblich wünſchte, genauer, ſo war es an ſich ziemlich wenig; aber es reichte gerade hin, ſeine thätigen Kräfte ſo weit herab zu ſpannen, daß er nie leiſtete, was er ſonſt leicht geleiſtet haben würde. Nichts deſto weniger ergriff ihn wieder häufig der lebhafteſte Unmuth über ſich ſelbſt, und darüber, daß er nicht früher ſeine Kräfte geſammelt habe; ohne daß derſelbe einen Entſchluß, es jetzt zu thun, bey ihm zur Reiſe gebracht hatte: »weil er doch nicht mehr erreichen werde, als er ſonſt erreicht haben würde,« und weil er in der nächſten Minute immer wieder etwas fand, das dem Unmuthigen zur neuen Hemmkette wurde.

Ein confuſer Menſch! rief der Major; wie alle Pfeifer und Geiger, Mahler und Verſemacher, die gewöhnlich ſelbſt nicht recht wiſſen, was ſie wollen. Ich danke Gott, daß ich keinen unter meinem Bataillon habe!

Was wollen denn aber Sie mit Ihrem Geſchichtchen, Vetter? fragte die Majorinn.

»Nicht viel; höchſtens ſollte es darauf hindeuten, daß bey unſerer ſittlichen, wie bey unſerer geiſtigen Bildung mit dem Erkennen, wie klar und beſtimmt dieſes auch ſeyn mag, noch wenig ausgerichtet ſey; weil wir die eine, wie die andere noch von tauſend zufälligen Bedingungen abhängig finden.«

Und was waren es denn für Bedingungen, die dein Freund bey ſich ſelbſt feſtgeſtellt hatte, wenn er Hand ans Werk legen ſollte? Ein gemächliches Auskommen bey vollkommener Muße, ein hübſches Landhaus, fröhliche Geſellſchaft, eine gute Tafel, und angenehme Weine?!

Kammerdiener, Hayducken, Pagen, Läufer und einen Poſtzug, ſetzte der Major hinzu. Es iſt ein begehrliches Völkchen um dieſe Künſtler!

Einer ſo glänzenden Suite, ſagte Eduard, habe er ſeinen Freund nie erwähnen gehört; der Wunſch aber, unabhängig, ſorgenfrey und angenehm zu leben, ſcheine ihm bey dem Künſtler ſehr verzeihlich zu ſeyn.

Zuverläßig, verſetzte der Baron, und es fällt mir nicht bey, ihn deinem Freunde ſehr zu verargen: denn ich finde, um deiner Parallele ihr Recht widerfahren zu laſſen, überhaupt keinen gewöhnlicheren Fall, als daß wir unſer Streben nach ſittlicher wie nach geiſtiger Bildung an äußere Bedingungen knüpfen.

Wie thätig, regſam und gutlaunig, ſagte Wilhelm zur Majorinn, würde zum Beyſpiel nicht mein hypochondriſcher Gaſt hier ſeyn, wenn — Alles immer hübſch nach ſeinem Kopfe ginge.

Wenigſtens ſoll es dir, lieber Wilhelm, erwiederte ich, ſo lange ich bey dir bin, gewiß nicht gelingen, mich aus meiner guten Laune hinauszuſpotten.

Sie würden auch ſehr Unrecht haben, ſagte die Majorinn, wenn Sie es dazu kommen ließen. Ich ſelbſt bin keine der Schlimmſten; aber ich kann mir manchmahl recht behaglich vorſtellen, um wie viel beſſer und heiterer ich ſeyn würde, wenn dieß und jenes nach meinem Sinne ginge. Ein Paar meiner weiblichen Bekannten dürfte ich wohl ebenfalls zum Beyſpiele anfuhren Die eine davon, die von allen möglichen Launen geplagt wird, womit man ſich und Andere quälen kann, iſt feſt überzeugt, daß ſie die ſanfteſte, liebenswürdigſte und nachgiebigſte Frau ſeyn würde, wenn ihr nur nicht die ganze Welt immer und ewig Verdruß machte; und die andere, weit ſchlimmer als jene, und überall dem Drange ungebändigter Leidenſchaft hingegeben, kann ſich bis zu Thränen erweichen, wenn ſie mir vorerzählt, was für eine treue und glückliche Gattinn ſie ſeyn könnte, wenn ihre an ſich ſelbſt höchſt wünſchenswerthen Verhältniſſe ſich anders geſtaltet hätten.

Und glauben Sie, gnädige Frau, fragte der Arzt, daß —

Faule Fiſche! lieber Doctor! rief der Major; ich kenne ja die Zerrpuppen; ſich ſelbſt täuſchen ſie, und möchten nebenher noch gern die ganze Welt zum Beſten haben. Ein wenig mehr oder minder, ſetzte er, gegen mich ſich wendend, hinzu, ſind wir, wie meine Frau ſagt, einer ſolchen Täuſchung freylich alle unterworfen.

Am häufigſten, entgegnete ich, gewiß jene Menſchen, die mit einer lebhaften Phantaſie ein raſches Gefühl vereinigen. Es wird ihnen leicht, ſich in jede andere Lage zu verſetzen, jede zu einem ſchönen Ganzen auszubilden, und jede Anlage, die vielleicht nur als unentwickelter Keim in ihnen vorhanden iſt, keineswegs reif genug, ins Handeln über zu gehen, ſich als vollkommen ausgebildet zu denken. Bleiben ſie nun in einer ſolchen Selbſttäuſchung lange befangen, haben ſie Neigung und Muße, ihren Träumereyen nachzuhängen, und iſt ihnen dieſes einmahl zur Gewohnheit geworden: ſo verleidet das Leben in einer erträumten Welt, in welcher ſie eine ſo vortheilhafte Rolle ſpielen, ihnen bald genug die zeitliche, und ſie verſäumen es dann, auch nur jene Vorzüge zu erwerben, welche ſie ſonſt ſich wohl noch anzueignen vermocht hätten; weil ihnen das in ihren beſtehenden Verhältniſſen kaum der Mühe zu lohnen ſcheint.

Wenigſtens, ſagte der Arzt, iſt eine Täuſchung dieſer Art ein höchſt bequemes Mittel, uns beſtändig mit uns ſelbſt zufrieden zu erhalten, und uns mit allen unſeren Mängeln auf einen verträglichen Fuß zu ſetzen.

Und dennoch, verſetzte der Baron, iſt dieſes noch lange nicht ihre ſchlimmſte Folge. Weit nachtheiliger wirkt ſie dadurch, daß ſie, wenn ich ſo ſagen darf, den ganzen Geſichtspunkt für das Leben verrückt, indem ſie uns gewöhnt, das ſittliche Streben zuletzt überall, bey uns ſelbſt wie bey Andern, von äußern Umſtänden abhängig zu denken. Ich kenne kein ſchleichenderes, gefährlicheres Gift, als dieſe Anſicht; keines, welches die geſunde Urtheilskraft mehr verwirrte, jeden Aufſchwung der Begeiſterung und alle edleren Kräfte unſerer Seele unheilbarer lähmte. Wenn die Verpflichtung unſerer ſittlichen Bildung uns nicht durchaus als etwas unbedingtes erſcheint: ſo vermag dieſe ſelbſt weder irgend eine höhere Stufe zu erreichen, noch die Grundlage unſerer Gemüthsruhe zu werden. Iſt aber dieſe Anſicht klar im Verſtande vorhanden, und geht ſie dennoch nicht ins Handeln über: ſo kann es nur ſittliche Schwäche aus Leidenſchaft, oder nur jene Verkehrtheit ſeyn, welche das Erkennen und Handeln frech zu ſcheiden wagt, weil ſie ſich im Leben zu einer ganz andern Philoſophie hingezogen fühlt, was ſie unwirkſam macht; und wo wir ſonſt immer ſittliches Streben an die Bedingung äußerer Umſtände geknüpft finden, da war auch ein klares und lebendiges Erkennen ſeiner Natur und ſeines Werthes gewiß noch niemahls vorhanden.

Ich dankte dem Himmel ganz in der Stille, daß ich mich über Eduards Fall nicht unbehutſamer, als ich es gethan, herausgelaſſen hatte. Ich neigte bey meinem Nachdenken über ähnliche Fälle oft ziemlich ſtark nach ſeiner Seite hin; und wäre, bey etwas weniger Schüchternheit, leicht mit ihm zugleich in die Brüche gerathen. Er ſelbſt ſchien über die Erklärung des Barons zwar einen Augenblick verlegen; warf aber bald mit einem leichten, kaum bemerkbaren Naſenrümpfen den Kopf in die Höhe, und ſagte:

Wie viele Talente und ſelbſt ſittliche Vorzüge gibt es nicht, deren Ausbildung ihrer ganzen Natur nach durchaus von äußeren Umſtänden abhängig erſcheint!

»Von Talenten mag dieß gelten,« erwiederte der Baron, »obgleich dieſe Abhängigkeit bey dem großen, entſchiedenen Talente, wenn es mit ungetheilter Seele einem einzigen Ziele zuſtrebt, gewiß ungleich geringer iſt, als ſie es auf den erſten Anblick zu ſeyn ſcheint. Es weiß den Mangel äußerer Begünſtigung theils durch eigene Kraft zu erſetzen, theils die nothwendigen Bedingungen ſeiner Entwicklung möglich zu machen. Es kann in einzelnen Fällen dem feindſeligen Andrang äußerer Umſtände erliegen müſſen; aber dieſe Fälle werden immer ſehr ſelten ſeyn.«

Und ſollte bey unſerem Streben nach ſittlichen Vorzügen nicht eben ſo oft, und noch weit öfter, das Nähmliche Statt finden? Unter tauſend widrigen Einflüſſen, unter dem Drucke von tauſend Sorgen, unter tauſend feindſeligen Einwirkungen, die das Gemüth verbittern, ſoll die Kraft dazu ſich nicht gehemmt fühlen? Gezwungen, vielleicht jeden Augenblick mit früh empfangnen, ſeit der erſten Kindheit feſtgewurzelten Neigungen zu kämpfen, ſoll ſie ſich eben ſo leicht und frey entwickeln, und bey tauſend fehlgeſchlagenen Hoffnungen, bey tauſend Mahl getäuſchten Erwartungen, bey dem gänzlichen Mangel jeder Ermunterung und jedes lohnenden Preiſes ſich eben ſo muthig und unverdroſſen bewähren, als wenn von dem Allen das Gegentheil Statt fände? Verlangen wir nicht frohen Muth bey jedem Streben zum heiteren Gelingen; und iſt es nicht unbillig, gerade bey dem ſchwerſten wie bey dem wichtigſten Theil unſerer Bildung auf das, was unſern Muth erhebt oder niederdrückt, keine Rückſicht zu nehmen, und unbedingt überall die gleichen Erfolge zu fordern?

Wer ſpricht vom Erfolge? fragte der Baron, indem er zuerſt den Arzt, und dann uns Übrige anſah.

Eduard, ſagte die Majorinn höchſt unbefangen; ob mit, ob ohne Bosheit, bleibt billig unentſchieden.

»Sie irren, werthe Freundinn; von einer Kraft war die Rede, die frey und ſelbſtſtändig in uns lebt und wirken kann; von einem Streben, das ſich nicht von äußeren Umſtänden abhängig machen darf, wenn es mehr als eine kindiſche Poſſe ſeyn will. Der Erfolg — der wird freylich nicht überall der nähmliche ſeyn, und auf mannigfaltige Weiſe durch äußere Umſtände beſtimmt werden; aber nie wird er gänzlich fehlen, und nie unbedeutend erſcheinen, wo jenes Streben ſtätig und ſich ſelbſt gleich iſt.«

Leicht, ſagte Eduard, iſt dieſe Forderung auszuſprechen, aber eben ſie iſt am ſchwerſten zu erfüllen. Mir wenigſtens hat es immer geſchienen, als könne ein ſolches Streben nur die Frucht einer lebendigen Begeiſterung für das Gute und Schöne ſeyn — und dieſe ſittliche Begeiſterung iſt wenigſtens eine eben ſo zarte Pflanze, und welkt unter dem Druck ungünſtiger Verhältniſſe, unter fortwährenden ſtörenden und hemmenden Einwirkungen wenigſtens eben ſo leicht, als die dichteriſche.

Daß nur dieſe, erwiederte der Baron etwas unwillig, ſich nicht für jene ausgebe; daß wir nur nicht beyde, in grobem Irrthume befangen, verwechſeln, und nicht voll ſittlicher Begeiſterung zu ſeyn glauben, weil wir an dem Helden eines Trauerſpiels Geſchmack finden, oder uns ſelbſt einen ſolchen erſchaffen können. Begeiſterung! — Ich höre das Wort ſo oft: es iſt eines von denjenigen, die Mode geworden ſind; aber ich fürchte ſehr, was man ſittliche Begeiſterung nennt, iſt nicht viel mehr, als ein gehaltloſes Spiel der Phantaſie, und es läuft damit größtentheils, um das Gelindeſte zu ſagen, auf eine ziemlich klägliche Selbſttäuſchung hinaus.

Der ächte Stämpel der reinſten und edelſten Begeiſterung für das Gute, fuhr der Baron fort, iſt Klarheit und Ruhe. Mag ſie im Jünglinge als raſche Wallung erſcheinen, mag er die Göttinn in magiſchen Duft gehüllt erblicken, und ſein Auge am ſchimmernden Spiele der Farben weiden: dieſes Farbenſpiel muß ſich zuerſt in reinem Lichtglanz auflöſen, ehe der Mann ſagen darf, daß er ſie erkenne; die Wallung muß zuerſt in ein feſtes, ſicheres Erkennen ihres Werthes übergegangen ſeyn, eh' er uns betheuern darf, daß er ſie liebe. Dieſe Begeiſterung iſt ein Funke, den der Himmel nur in die Bruſt ſeiner Günſtlinge geworfen hat, keine Flamme, die ihre Nahrung von der Phantaſie und vom Gefühl allein erhält, und die nothwendig erlöſchen muß, wenn nicht dieſe ſelbſt durch äußere Einflüſſe belebt und aufgeregt werden: das ſelbſtſtändige Streben, unſre ſittliche Erkenntniß zu vervollkommnen und unſre ſittliche Kraft zu entwickeln, iſt's allein, was ihr Nahrung und Stärke gibt; und wie dieſes Erkennen, wie dieſe Kraft ſelbſt, dankt ſie nur ihm allein ihr Gedeihen. Menſchen, die von einer ſehr lebhaften Einbildungskraft mehr beherrſcht werden, als ſie beherrſchen, ſind daher gewöhnlich einer dauernden Begeiſterung für die Tugend am wenigſten fähig, und das kindiſche Spiel, welches unſere Zeit, bey einer ſehr gewöhnlich gewordenen Uberreizung der Phantaſie, mit dem treibt, was ſie ſittliche Begeiſterung nennt, beweiſt nur allzu genügend, daß das wahre Weſen derſelben ihr fremd geworden iſt.

Der Baron ſchwieg, und auch Eduard. Der Letztere mit einer Miene, wie wir ſie etwa haben, wenn wir es aufgeben, mit einem Gegner fertig zu werden, weil dieſer uns entweder nicht richtig gefaßt hat, oder weil ſeine Uberzeugungen mit den unſrigen durchaus unvereinbar, und wir hinwieder gar nicht geneigt ſind, die unſrigen fahren zu laſſen. Auch mochte es ihn verdrießen, daß er ſich hatte auf den Plan locken laſſen; obwohl leicht voraus zu ſehen war, das Nahmliche werde ihm bald aufs neue begegnen. Auch trat der Verſucher ihm ſchon wieder nahe.

Ich hätte hier, nahm der Arzt das Wort, eine ſchöne Veranlaſſung, einen Abſtecher zu den Leutchen zu machen, die mir ſo werth ſind; zu den Schwebern und den Ätheriſchen, meine ich: aber ich will der Verſuchung, ſo lockend ſie auch ſeyn mag, widerſtehen, und Sie lieber erinnern, Herr Baron, daß ſie noch immer mit einem großen Rückſtand in unſerer Schuld bleiben. Denn ſie haben uns zwar gezeigt, daß der Menſch von äußeren Umſtänden unabhängig ſich einen ſittlichen Werth zu gründen vermöge; aber reicht das hin, ihm auch in allen Fällen des Lebens ſeine Gemüthsruhe zu ſichern?

Darüber, ſagte der Baron lächelnd, ſind wir ja gleich anfangs übereingekommen. Sittliches Fortſchreiten führt uns zur Übereinſtimmung mit uns ſelbſt, und dieſe zur Ruhe.

»Schon gut; aber da ſtehn wir nun mit einem Sprunge mitten im Gebiethe der alten Stoa. Der Weiſe allein iſt glücklich, immer und überall, auch wenn man ihn auf dem Roſte bratete. Das klingt nun zwar ganz erbaulich; aber ich finde die Zumuthung dennoch etwas ſtark, vollkommen weiſe zu ſeyn, und auf einem Beete von glühenden Kohlen eben ſo bequem zu liegen, wie auf Roſen und Eiderdunen.

Da haben Sie Recht, ſagte die Majorinn. Ihre Stoiker waren in der That ſonderbare Leute.

Übergeſchnappt ein wenig, ſetzte der Major mit der ihm eigenen unbefangenen Zuverſichtlichkeit hinzu; ſonſt mochten ſie es ehrlich genug meinen.

Unſtreitig, wie es jede ideale Philoſophie recht gut meint, erwiederte der Arzt. Sie wollten, daß die Glückſeligkeit des Menſchen von ihm allein abhängen ſollte. Als ſie einmahl über den Satz mit ſich einig waren: Der Weiſe iſt glücklich; ſo war die Arbeit gethan. Sie konnten jetzt ſagen: Du brauchſt nur weiſe zu ſeyn, ſo wirſt du auch glücklich ſeyn.

Die Philoſophie, bemerkte Wilhelm, hat ſich zu jeder Zeit viel Mühe gegeben, die menſchliche Glückſeligkeit theils von äußern Zufällen unabhängig darzuſtellen, theils dieſe Unabhängigkeit zu läugnen. Alle Syſteme treffen in dieſem Widerſpruche gegen einander; wie verſchieden die Wege auch ſeyn mögen, welche ſie einſchlagen. Wenn aber mit bloßer Speculation irgendwo wenig ausgerichtet iſt, ſo iſt das gewiß hier insbeſondere der Fall.

Wenn aber die Erfahrung der einzige Weg iſt, ſagte der Arzt zu dem Baron, auf dem wir hier zu ſichern Reſultaten gelangen können, ſo laſſen Sie uns hören, was für ein Ergebniß die Ihrige Ihnen geliefert hat.

»Kein anderes, als welches ſie Jedem liefern wird, ſo klein auch der Kreis für ſeine Beobachtungen ſeyn mag, wenn er ſich unbefangen darin umſehen will.«

»»Und dieſes wäre?««

»Daß unſere Glückſeligkeit größtentheils, unſere Gemüthsruhe immer von äußern Zufällen nur in ſo weit abhängig iſt, als wir ſelbſt ſie davon abhängig machen.«

»»Das wird uns auf einem kleinen Umwege in die Hallen von Stoa zurückführen.««

Wir laſſen ſie, denk' ich, bey Seite liegen; ſo lange wir ſonſt irgendwo noch ausreichen können.

»Mir ſoll es lieb ſeyn, wenn ich, ohne es auf einen vollkommenen Weiſen anlegen zu müſſen, durchkommen kann. Aber vermuthlich werden die Forderungen, die Sie nun machen, um mich zum Ziele zu führen, nicht viel geringer ſeyn.«

Eine einzige Forderung mache ich, daß Sie nähmlich Ihre Gemüthsruhe ſich ſelbſtſtändig begründen *wollen*, und überzeugt ſeyn, daß Sie es vermögen.

»Das,« meinte der Arzt, »ſage man den Knaben ſchon in den Schulen vor.«

Vielleicht, ſagte ich, liegt eben darin die Urſache, daß uns dieſe Überzeugung, wie tauſend andre, im Leben ſo fremd bleiben. Denn leicht, glaube ich, gewöhnen wir uns in dieſen Jahren, was wir zuerſt als einen allgemeinen Satz aufgefaßt haben, ohne ſeinen Zuſammenhang mit dem Leben zu erkennen, in der Folge nur als einen ſolchen zu betrachten; nur um ſo leichter, je weiter ein ſolcher Satz außer dem Bereiche der täglichen Erfahrung liegt, und je weniger unſere Erziehung überhaupt die thätigen Kräfte zu entwickeln ſtrebt.

Ihre Bemerkung ſcheint mir ganz richtig, verſetzte der Arzt; auch kann ich mir recht wohl den Fall denken, daß unter gewiſſen Bedingungen eine vor der Zeit der reifenden Urtheilskraft geweckte Neigung, über Gegenſtände der Lebensphiloſophie bloß nach allgemeinen Sätzen nachzudenken, die nächſte Veranlaſſung zur Scheidung zwiſchen Erkennen und Wollen werde.

Es ſey die Pflicht des Lehrers, meinte Wilhelm, jenen Zuſammenhang nachzuweiſen.

Zuverläßig, ſagte der Baron; aber ich weiß nicht, ob auch damit ſo viel gewonnen iſt, als wir brauchen. Es gibt mehr, als eine Überzeugung, die wir, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, dem Leben durchaus ſelbſt abverdienen müſſen, und die auf keine andere Weiſe unſer Eigenthum werden kann. Die Überzeugung, »du kannſt deine Gemüthsruhe nur dir ſelbſt zu danken haben, und ſie dir auf keine andere Weiſe dauernd ſichern, als wenn du ſie von äußern Einwirkungen ſo unabhängig als möglich zu machen ſuchſt,« ſcheint mir mehr, als jede andere von dieſer Art zu ſeyn; weil es keine andere gibt, welche mit unſeren Wünſchen und Neigungen in einen lebhafteren Widerſpruch geriethe.

Der letztere Umſtand, bemerkte der Arzt, erkläre wenigſtens hinreichend, warum es uns gewöhnlich ſo ſchwer falle, jener Wahrheit Geſchmack abzugewinnen.

Dennoch, fuhr der Baron fort, werden wir vom Leben ſelbſt bey jedem Schritte darauf zurückgewieſen.

An der Hand der Phantaſie betritt der Jüngling ſeine Pfade, und ſo lange ihr magiſcher Schleyer um ſeine Schlafe weht, ſcheint ihm das Leben ein Luſtwandeln durch paradieſiſche Gefilde. Überall ſieht ſein Auge Blumen und Blüthen in reicher Fülle hervorquellen; überall vernimmt ſein Ohr Laute des Entzückens, und aus jedem Gebüſche drängen ſich Liebe und Freundſchaft, und ein ganzes Gewimmel fröhlicher Scherze hervor: um ihm jetzt den ſchäumenden Becher, und jetzt den Kranz ihrer ſtilleren Freuden zu reichen.

Aber allmählich erbleicht der zauberiſche Schimmer, und Alles nimmt eine ernſtere, dunklere Färbung an. Auch in minder heller Beleuchtung zeigt das Leben eine reiche Fülle wünſchenswerther Gaben. Der Jüngling, der Mann fühlt die Kraft, ſie zu erſtreben; er freut ſich ihrer, er trotzt darauf, und meint, es könne ihm nicht fehlen. Aber hier tritt ihm ein Hinderniß entgegen, und dort eines, und dort wieder ein drittes; und iſt er endlich über alle weggeſchritten: ſo wirft die Laune des Glückes einem Läßigen den Preis zu, um den er mühevoll gerungen hat. — Erreiche er aber auch ſein Ziel, ſelten wird er ſich durch den Preis ſeiner Anſtrengungen belohnt, und nie ſich befriedigt finden. Er kann ſagen: ich will mir an dem, was mir geworden iſt, genügen laſſen, und es mir zu bewahren ſuchen. Kann er das? Wo gibt es ein Glück, dem nicht jeder Augenblick eine ungeahnete, verwandte Qual unterſchieben könnte?

Was ihm ſelbſt begegnet, läßt ſelbſt eine flüchtige Beobachtung ihn auch bey Andern wahrnehmen; und ſchweift ſein Blick über den Kreis der Gegenwart hinaus: ſo trifft er in der Vergangenheit überall auf die nähmlichen Erſcheinungen; auf den raſchen Wechſel von Freude und Schmerz; auf das fruchtloſe Ankämpfen gegen bedeutende, wie gegen unbedeutende Hinderniſſe; auf den Groll getäuſchter, auf den Unmuth unbefriedigter Erwartungen.

Es iſt kein freundliches Bild des Lebens, unterbrach die Majorinn den Sprechenden, was Sie uns da vorhalten. Auch finde ich überall Menſchen, die ſich mit dem Glücke, ſo vielen Launen es auch unterworfen ſeyn mag, recht gut abzufinden wiſſen. Immer ſind es Menſchen von leichtem Sinne, welche die Partie ergriffen haben, keine ſeiner Gaben ihm weder hartnäckig abzufordern, noch ſie eigenſinnig behalten zu wollen; eingedenk der Worte des Dichters:

Wer vom Glück zu viel nicht fordert,
Den beſchenkt es überall.

Wenn jene Menſchen, erwiederte der Baron mit einem leichten Lächeln, dieſe Partie mit beſonnener Umſicht ergriffen, und eine ſo beſcheidene Mäßigung aus freyer Wahl ſich eigen gemacht haben: ſo haben ſie den Stein der Weiſen, welchen Andere mühſam ſuchen, bereits gefunden; wäre das aber nicht der Fall: ſo ſoll ſelbſt Ihr Kredit, werthe Freundinn, nicht hinreichen, ſie mir für Leute von beſondrer Weisheit zu verkaufen. Denn was ſolche Menſchen, ſo lange es ihnen gelingt mit dem Glücke ſich abzufinden, gerne ſelbſtgefällig für Weisheit, oder wenigſtens für echte Lebensklugheit ausgeben mögen, iſt häufig nicht mehr als Flachheit, die, wenn ſie auch nicht für ſich ſelbſt zu einer immer zunehmenden Leere und Erſchlaffung des Geiſtes wie des Gemüthes führte, doch oft ſchon dann ihr Gleichgewicht verliert, wenn ſie, um dem Shakeſpeare einen Ausdruck abzuborgen, aus der ebnen Bahn der guten Laune hinausgeworfen wird.

»Zu dem Talisman, welchen Sie nothwendig finden, um gegen die Launen des Glückes ſicher geſtellt zu ſeyn, können wir alſo nicht gelangen, ohne uns auch die Schattenſeite des recht bedächtlichen Lebens beſehen zu haben?«

Faſt möchte ich unbedingt Nein ſagen.

Ich ſehe Sie kommen, fiel der Arzt lebhaft ein; da ich weiß, daß Sie überall zuerſt nach der Klarheit einer Vorſtellung fragen, und den Grad derſelben unbedingt zum Maßſtabe ihrer Wirkſamkeit machen. Jenen Grad von Klarheit, glauben Sie, deſſen die Vorſtellung: »du vermagſt dir Gemüthsruhe und Zufriedenheit nicht anders zu ſichern, als wenn du ſie von äußeren Einflüſſen möglichſt unabhängig machſt,« nothwendig bedarf, um ein ihr entſprechendes Streben der Willenskraft hervorzubringen, kenne ſie nur durch eigene Erfahrung, und die durch Nachdenken feſtgeſtellte Überzeugung gewinnen, daß kein anderer Weg zu jenem Ziele führe, weil dieſe allein über die Wünſche, und über die Neigung, die ewig begehren, nach tauſend Mahl getäuſchten Hoffnungen immer wieder neue Hoffnungen zu ſpinnen, ihr ein entſcheidendes Übergewicht zu geben vermöge.

Ganz recht: und nie werden ſie dem Entſchluſſe, um den es ſich hier handelt, eine andere Grundlage, als eben dieſe Anſicht des Lebens geben können. Wo ſie aber zu voller Klarheit gediehen iſt, da werden, wenn nicht bereits übermächtige Leidenſchaften uns gänzlich mit dem Leben entzweyt haben, bey dem ewigen Wechſel der Launen des Glückes, und bey der Überzeugung, daß uns dieſes nichts biethen könne, was es nicht im nächſten Augenblicke wieder zu entreißen vermöchte, Wunſch und Bedürfniß, etwas Feſtes, Dauerndes und von uns allein Abhängiges zu ergreifen, uns von ſelbſt zu dem Streben führen, unſere Gemüthsruhe nur von unſerem ſittlichen Werthe abhängig zu machen.

Wenn ihrer demüthigen Schülerinn, begann die Majorinn mit einem gefälligen Lächeln, eine Bemerkung erlaubt wäre, ſo möchte ich ſagen, Sie ſeyen dennoch — ich würde ſagen, es komme mir vor, als wären Sie dennoch ein wenig —

»Nun?«

— auf die Kohlen gerathen, auf welchen jene Herren, von denen zuvor die Rede war, in ihre Maximen eingehüllt, noch recht bequemlich ruhen zu können verſicherten.

Das, ſagte Eduard, iſt nun freylich ein etwas bedenklicher Umſtand. Denn das Feuer, wie jedermann weiß, brennt; der Wind macht kalt, und der Regen macht naß.

Vortrefflich! mein Beſter! rief der Arzt mit einer lebhaften Geſticulation, und faſt kreiſchender Stimme; dagegen läßt ſich keine Sylbe einwenden. Aber wie kommen Sie nur dazu, den luſtigen Rath des Königs Lear in unſere Geſellſchaft zu bringen?

Eduard ſchien mir zu einer beiſſenden Repartie nicht übel Luſt zu haben; aber der Baron fand es gut, ihr zuvorzukommen.

Wenn ich nicht irre, ſagte er mit einer recht heiteren Miene, ſo wollen Eduard, und unſere demüthige Schülerinn da, uns zu verſtehen geben, wir hätten uns etwas zu weit ins Gebieth der Ideen verirrt, als daß von den Reſultaten, die wir gefunden haben, viel ſicherer Gewinn für's wirkliche Leben zu erwarten wäre.

»So kommt es mir auch vor.«

»»Wir könnten ſie nun fragen, was das Leben überhaupt für einen Werth behalte, wenn wir die Idee daraus wegnehmen, daß der Menſch durch ſeine ſittliche Kraft ſich über die Zufälle desſelben erheben könne.««

»Das, fürchte ich, würde im Ganzen wenig beſſern. Den Werth dieſer Idee nehmen ſicher weder Eduard noch unſere Freundinn hier in Anſpruch; nur das läugnen ſie, daß ſie hinreiche, uns für ſich allein glücklich, und gegen die Ubel des Lebens unempfindlich zu machen.«

Glücklich? unempfindlich gegen die Übel des Lebens? War denn das die Frage? Wohl gibt es eine Erhebung der Seele, an welche die Wellen des Unglücks kaum hinanzureichen vermögen; allein ſie iſt die Frucht der vollendetſten ſittlichen Entwicklung, des conſequenteſten ſittlichen Strebens. Wenn nun beyde nicht in jedem Menſchen eine ſolche Höhe erreichen mögen: ſoll der thatkräftige Entſchluß ſie beyde überall feſt und unverrückt im Auge zu behalten, nicht wenigſtens hinreichen, uns gegen peinliche Selbſtentzweyung zu ſchützen, gegen die Erſchlaffung unſerer edelſten Kräfte; gegen das Verſinken in trüben Unmuth, und gegen jene verachtliche Feigheit, die zuletzt auch ſogar den Wunſch verliert, dem Unglücke Widerſtand entgegen zu ſetzen? Soll er nicht wenigſtens hinreichend ſeyn, uns die erſte Bedingung unſerer Glückſeligkeit, die Übereinſtimmung mit uns ſelbſt und dadurch unſere Gemüthsruhe zu ſichern?

Ganz unerwartet trat jetzt Wilhelm mit einem Einwurfe hervor, da er bisher dem Gange des Geſpräches mehr in der Stille für ſich gefolgt war, als bedeutend darauf eingewirkt hatte.

Daß ein conſequentes Streben nach ſittlicher Vervollkommung, ſagte er mit der ihm eignen ſanften Gelaſſenheit, uns den weſentlichſten Theil unſerer Glückſeligkeit, die Übereinſtimmung mit uns ſelbſt, und dadurch unſere Gemüthsruhe ſichere: darüber ſind wir, glaube ich, bereits Alle mit Ihnen einverſtanden.

Ein mehrmahl wiederhohltes Hm! das der Arzt in ſchneller Aufeinanderfolge, wie für ſich, zwiſchen den Zähnen hervorſtieß, bewies, daß er ſo allgemeines Einverſtändniß vor der Hand noch bezweifle. Wilhelm ließ ſich dadurch nicht irre machen.

In ſofern, fuhr er fort, haben Sie uns nun allerdings bewieſen, daß es von uns allein abhänge, uns ein ruhiges Gemüth zu gewinnen und zu erhalten. Aber ich wünſchte, daß Sie den Begriff dieſer Ruhe etwas weiter ausgedehnt hätten. Reicht jenes Streben auch hin, uns ohne weſentlichen Nachtheil für unſere Zufriedenheit entbehren zu laſſen, was uns verſagt iſt, oder durch ein feindſeliges Mißgeſchick uns entriſſen wird? reicht es hin, nicht für den Schmerz uns unempfindlich zu machen, ſondern ſeine ſchärfſten Stacheln nur nicht bis an die innerſten Fibern unſeres Lebens dringen zu laſſen? und reicht es endlich hin, uns auch jenen heitern Lebensmuth zu erhalten, ohne welchen ich mir wohl das Bild der Reſignation, nicht leicht aber das Bild der Seelenruhe denken kann. Leider hab ich es ſelbſt erfahren, daß ein großer und gerechter Schmerz ſich wohl unterdrücken, aber nicht überwinden laſſe; und kräftigere und beſſere Menſchen dort erliegen ſehen, wo die Hand des Freundes mich glücklich rettete.

So ruhig und gelaſſen Wilhelm auch zu ſprechen ſich bemühte: ſo verrieth dennoch der Ton ſeiner Stimme gegen das Ende zu die Rührung, welche ſein Inneres ergriffen hatte. Auch der Arzt und Eduard, nicht wir Übrigen allein, betrachteten ihn mit theilnehmenden Blicken. Die Art, wie der Baron die aufgeregte Empfindung zu beſchwichtigen ſuchte, mußte die Achtung noch mehr erhöhen, welche ich bereits für ihn gefaßt hatte.

Sie fragen viel auf einmahl, mein Lieber! ſagte er; mehr, als ich mich zu beantworten anheiſchig gemacht habe. Denn Sie fragen nicht nur, ob es uns möglich ſey, die Angriſſe des Unglückes zu beſiegen, ſondern auch: in wie ferne es von uns abhänge, glücklich zu ſeyn. Da Sie dabey an kein Glück denken, das mit den äußeren Verhältniſſen des Einzelnen in entſchiedenem Widerſpruche ſtünde; und von keiner Glückſeligkeit die Rede ſeyn kann, die mit dem Streben nach ſittlicher Ausbildung nicht verträglich wäre: ſo will ich es verſuchen, ob ich ihre Fragen beantworten kann, ohne daß ich jedoch erwartete, Sie, wie ich wohl wünſchte, befriedigen zu können.

Das iſt recht hübſch, Herr Baron, ſagte die Majorinn, daß Sie ſich darauf einlaſſen, und an mir ſollen Sie gewiß eine aufmerkſame Zuhörerinn haben. Denn obwohl ziemlich begnügſam, begegnet es mir doch zuweilen, daß ich mich etwas unzufriedener und mißvergnügter fühle, als es eben nöthig wäre.

Launen! mein liebes Kind! unterbrach ſie der Major mit ſeinem kräftigen Baſſe; Launen, Grillen, und die gewöhnte weibliche Caprice!

Da ſehen Sie nun alle den Ungezogenen! rief die Majorinn mit komiſchem Pathos. Ich Launen! Ich Caprice! Ich!

Darüber, fiel der Baron lachend ein, mögen Sie ſich ein anderes Mahl vertheidigen, Couſine! wenn Sie anders einer ſolchen Vertheidigung zu bedürfen glauben; für den Augenblick kann ich dieſe nicht zugeben. Denn was Sie uns da von ſich geſtanden haben, kommt mir ſehr gelegen, meine Antwort auf die Fragen unſeres Freundes daran zu knüpfen.

Da kann ich aber am Ende mit meiner vorlauten Treuherzigkeit ſein ins Gedränge kommen, ſagte die Majorinn ſcherzend, indem ſie ihr Strickzeug einen Augenblick ruhen ließ, wenn Sie Ihre Folgerungen auf meine üble Laune bauen wollen.

»Fürchten Sie gar nichts; ich erkläre gegen männiglich, daß ich Sie von allen meinen Schlüſſen und Folgerungen, was Art ſie auch ſeyn mögen, förmlich und feyerlichſt ausnehme. — Wenn Sie nun, wie Sie ſelbſt ſagen, oft unzufriedener und mißlaunichter ſind —«

Nicht oft! verbeſſerte die Benachtheiligte, ſelten! ganz ſelten —

»Gut, ganz ſelten alſo — unzufriedener ſind, und ſich unglücklicher fühlen, als gerade nöthig wäre: ſo geben Sie zu, daß der Grund davon nicht außer, ſondern in Ihnen liege.«

Ach! die Folgerungen! rief die Majorinn; daß ich doch geſchwiegen hätte!

»Wenn das bey Anderen nun eben der Fall wäre; ſo wäre die Aufgabe ſchon dadurch, zum größten Theile wenigſtens, nicht ganz unbefriedigt aufgelöſt. Und ſo ſcheint es wirklich zu ſeyn. Denn ohne auf diejenigen Rückſicht zu nehmen, die durch Verbrechen und Leidenſchaftlichkeit ihr Verderben gewaltſam herbeyziehen: wie viele Menſchen gibt es wohl, welche es verſtänden, glücklich zu ſeyn?

Sie zerhauen den Knoten mehr, als Sie ihn löſen, verſetzte der Arzt, wenn Sie die Schuld davon, daß die

Menſchen ſo ſelten ſich glücklich fühlen, geradezu auf ihre Thorheit oder Verkehrtheit ſchieben.

Nicht das iſt's, was ich ſagen wollte, fiel der Baron ihm lebhaft in die Rede; nicht von Thorheit, nicht von eigentlicher Verkehrtheit will ich meine Äußerung verſtanden wiſſen. Flachheit iſt es, was noch weit öfter uns hindert, glücklich zu ſeyn; jene Flachheit des Geiſtes und des Gemüthes, welche die Quellen des Glückes und der Zufriedenheit weder aufzugraben, noch wo ſie ihr ſelbſt entgegenſprudeln, zu benützen weiß; die immer darbt, und nie ſelbſt recht weiß, was ſie will, weil ſie weder nach ihren Bedürfniſſen, noch nach den Mitteln, dieſe zu befriedigen, gefragt hat; und die, weil ſie weder die einen noch die andern kennen gelernt hat, nur läppiſche, abenteuerliche Wünſche gebiert, und wie die Kinder greinend die Hände nach dem Monde ausſtreckt.

Wie häufig treffen wir nicht auf Menſchen, die mit Allem verſehen, was man ſich zu einem glücklichen Leben wünſchen mag, dennoch auf die erbärmlichſte Weiſe vom Verdruße zum Unmuthe, vom Unmuthe zum Ekel und Lebensüberdruße ſich fortſchleppen, und demjenigen, der ſie beobachtet, ein beynahe eben ſo widerliches Gefühl mittheilen, als dasjenige iſt, von welchem ſie ſelbſt gequält werden. Wie viel ſie auch beſitzen mögen, ſie wiſſen es nicht zu gebrauchen, um ſich und Andern einen frohen Augenblick zu ſchaffen: wie wenig das auch ſeyn mag, was ihnen im Wege liegt — ſie wiſſen es nicht fortzuſchaffen, nicht damit fertig zu werden. Die Mittel, welche ihnen zu Gebothe ſtehen, um ſich ein glückliches Leben zu bereiten, ſcheinen ihnen unzureichend, weil ſie ihren Werth nie geprüft; ihre Kraft unzulänglich, um auch nur die leichteſten Hinderniſſe aus dem Wege zu räumen, weil ſie dieſelbe nie gemeſſen und nie geübt haben. Immer wächſt ihre Leerheit und ihre Erſchlaffung; kein Vergnügen macht ihnen Freude; das Unbequeme wird ihnen zum Widerwärtigen, das Läſtige zum Unerträglichen. Ein klares, umſichtiges Erkennen desjenigen, was wir für unſer Lebensglück thun können, iſt daher für dieſes nicht weniger wichtig und nicht weniger weſentliche Bedingung, als für unſre ſittliche Bildung; und der Mangel desſelben bringt dort wie hier, und hier wie dort bald Indolenz und bald Verworrenheit, und bald jenen ſtörriſchen Eigenſinn und jene Abhängigkeit von äußeren Umſtänden hervor, die weder glücklich ſeyn, noch ſich glücklich machen laſſen mag, wenn ſie es nicht ohne viel Mühe und nicht gerade auf die erträumte Weiſe werden kann.

Wenn Sie hier, wie überall, ſagte der Arzt, zunächſt auf klares Erkennen dringen, und jedes Gelingen, wie jedes Mißlingen davon abhängig machen — berechnen Sie auch, daß dieſes Erkennen, ſo wie das ſittliche, ebenfalls nichts weiter, als eine unfruchtbare Idee ſeyn kann!

»Es wird in das Leben übergehen, wenn es aus dem Leben ſelbſt, und nicht blos aus müßiger Speculation hervorgegangen, wenn es Ergebniß eines hell bewußten Strebens iſt, oder wenn nicht Leidenſchaft und tadelnswerthe Neigungen die Anwendung erprobter Grundſätze unmöglich machen. Der größte Gewinn eines ſolchen Beſtrebens, klar zu erkennen, was unſer Lebensglück fördern könne, wird aber dieſes ſeyn, daß es uns auf die erſte Bedingung, dieſes dauerhaft zu gründen, auf die Entwicklung unſerer ſittlichen Bildung zurückführen, und die Überzeugung befeſtigen wird, daß jenes ohne dieſe durchaus nicht beſtehen könne.«

……

Aber es gibt doch einzelne Lagen und Verhältniſſe, ſagte die Majorinn, die es uns ſchwer, und wie ich glaube unmöglich machen können, zufrieden zu leben; oder auch nur unſere Gemüthsruhe zu retten.

Ich werde mich ſehr hüthen, Ihnen das zuzugeben, erwiederte der Baron.

»Das iſt aber auch gar nicht hübſch von Ihnen. Wir ſollen Ihnen ſo viel zugeben; und Sie wollen ſich auf gar nichts einlaſſen.«

Darf ich denn? Muß ich nicht fürchten, daß, wenn Sie ſelbſt in irgend eine Lage gerathen, die nicht ganz nach Ihrem Sinne wäre, Sie dann glauben würden, gutes Recht zu haben, ſo unzufrieden, ſo unmuthig und ſo unhold zu ſeyn, als es Ihnen nur immer belieben möchte?

»Bey mir haben Sie das nicht im Geringſten zu fürchten. Ich bin eine ſo duldſame und gefügige Natur, daß ich mich in jedes Verhaltniß, welcher Art es auch ſeyn mag, leicht zu finden weiß.«

Ein langſames Kopfſchütteln des Majors ſchien anzudeuten, daß er dagegen einige Zweifel hege. Die Majorinn bemerkte es. Fragen Sie nur meinen Mann, fuhr ſie fort: trotz ſeines boshaften Kopfſchüttelns wird er zuletzt dennoch der Wahrheit Zeugniß geben müſſen.

Ohne einen Laut von ſich zu geben, zog ſich der Major bey dieſer Zumuthung langſam rückwärts ſchreitend, und den Blick auf ſeine Gattinn geheftet, nach einem uns gegenüber ſtehenden Apfelbaume zurück, wo er mit einem komiſchen Seufzen Poſten faßte, und indem er uns Alle mit einer leidenden Miene anblickte, aufs neue den beliebten Meerſchaum aus dem ledernen Beutelchen hervorhohlte. Alle lachten; während die Majorinn in ihre Miene den Ausdruck einer ſtolzen, ſich ſelbſt genügenden Geringſchatzung zu legen ſuchte.

Zürnen Sie nicht, gnädige Frau, rief lachend der Arzt aus; gerechte Anerkennung ihrer Verdienſte darf eine Frau von niemanden weniger erwarten, als von demjenigen, der die meiſte Gelegenheit hat, den Werth dieſer Verdienſte kennen zu lernen, von ihrem Gatten. Auch glauben wir, was Sie von ſich rühmten, nur um deſto lieber, weil Ihrem Geſchlechte überhaupt die glückliche Gabe verliehen iſt, ſich weit leichter in jede ſchlimme Lage zu finden, als das unſerige.

»Weil wir überhaupt nicht ſo eigenſinnig und hochfahrend, ſondern beſcheidener in unſern Wünſchen, genügſamer, nachgiebiger und milderen Sinnes ſind, als es die Herren der Schöpfung gewöhnlich zu ſeyn pflegen.«

»»Es käme alſo einzig darauf an, ſich dieſe Tugenden Ihres Geſchlechtes anzueignen; um, wie dieſes, mit leichten Schritten über alles Unbequeme und Läſtige weggleiten zu können?««

»So iſts!« entſchied die Majorinn mit dem angenommenen Ernſte eines Generalprocurators.

Ehre dieſen Tugenden! ſagte ich, und dem Geſchlechte, welchem Sie eigen ſind; aber Sie ſprechen nur vom Unbequemen und Läſtigen: ſollte dieſes nicht auch ein Unerträgliches werden können?

Wie! rief der Arzt; wollen Sie uns einen neuen Stein in den Garten werfen, da wir die alten kaum daraus weggeräumt haben?

Hüthen Sie ſich ja, ſagte Wilhelm mit ſeiner gutmüthigen Laune, der man nichts übel nehmen kann, ihm das zu verargen. Er hat es ſein ganzes Leben hindurch mit irgend einem Steine des Anſtoßes zu thun gehabt; und würde ſie, glaub' ich, im ſteinichten Arabien aufſuchen, wenn er ſie ſonſt nicht zahlreich genug in ſeinem Wege fände. Hat er nun einen ſolchen Fund gethan, ſo ſtellt er ſich davor hin, und hebt an: Hier liegt der Stein des Anſtoßes! warum liegt er gerade hier, und nicht anderswo? warum iſt er gerade ſo groß, und nicht größer? warum iſt er nicht kleiner? warum iſt er rund, vier-, fünf-, ſechs-, ſieben- und achteckig, oder ein vollkommenes Polygon? Dann wird Papier und Bleyfeder zur Hand genommen und gerechnet; und da findet ſich's dann immer zu ſeiner großen Erbauung, daß B nimmermehr Statt gefunden haben würde, wenn nicht vorher A geweſen wäre.

Alle lachten, und ich ſelbſt mußte mitlachen. Es iſt wohl angenehm, ſagte der Baron, ſorgfältig die Reihe äußerer Urſachen zu verfolgen, welche auf unſere oder Anderer Bildung und Zufriedenheit Einfluß gehabt haben; aber ohne in Anſchlag zu bringen, daß unſere Berechnungen in dieſer Hinſicht immer unſicher bleiben — bey uns, weil wir nur ſelten dabey ganz unbefangen ſeyn werden; bey Andern, weil außerdem, daß wir vielleicht auch hier nicht immer die nöthige Unbefangenheit behalten, uns immer hinreichende Daten fehlen — ſo gerathen wir dabey häufig auf einen Abweg, der mir ſchwer zu vermeiden ſcheint. Indem wir nähmlich überall einen unbeſtreitbaren Einfluß äußerer Einwirkungen gewahr werden: gewöhnen wir uns leicht, auf dieſen Einfluß mehr Gewicht zu legen, als wir billig thun ſollten, und an der ſelbſtſtändigen Kraft, unſer Inneres zu geſtalten, irre zu werden.

Sollten aber, fragt' ich, jene Einwirkungen in einzelnen Fällen nicht von der Art ſeyn können, daß wir ihren Einfluß als entſcheidend anerkennen müßten?

Ein wenig, flüſterte Wilhelm ſeiner Nachbarinn zu, iſt er ſchon links abwärts gekommen.

Sollten, fuhr ich, ohne mich dadurch ſtören zu laſſen, etwas muthiger fort, da ich wußte, daß wenigſtens

Eduard auf meiner Seite ſeyn würde: ſollten Einwirkungen, die wir ſchon in der erſten Jugend erfahren, und die ſich ſpäterhin immer aufs neue wiederhohlen, der Seele nicht ein dauerndes Gepräge geben? ſollten die Verhältniſſe, in welchen wir zu leben gezwungen ſind, die Erfahrungen, die wir in denſelben machen, nicht von der Art ſeyn können, daß ſie in unſerem Gemüthe nothwendig eine Mißſtimmung erzeugen müſſen? ſollte endlich der Gegenſatz unſerer äußeren Lage mit allen unſeren Anlagen, Beſtrebungen und Neigungen, mit unſerer ganzen Denk- und Empfindungsweiſe nicht ſo ſchroff und ſchneidend ſeyn können, daß er nothwendig zu einem unauflöslichen Widerſpruche führen müßte, mit dem Zufriedenheit eben ſo wenig als Gemüthsruhe beſtehen könnte?

Der Baron bedachte ſich einen Augenblick, während ich bey mir ſelbſt überlegte, ob ich mich nicht etwas zu weit eingelaſſen hätte.

Es läßt ſich nicht läugnen, fing er darauf an, daß es Menſchen gibt, die ſich in einem unauflöslich ſcheinenden Widerſpruche mit ſich ſelbſt und ihren Umgebungen befangen finden. Ich ſelbſt habe ihrer mehr als einen kennen gelernt. Laſſen Sie uns ſehen, was es für Menſchen ſind, welche in ein ſolches Mißverhältniß gerathen; vielleicht finden wir ſo am leichteſten die Antwort auf ihre Frage. Meiſtens ſind es Menſchen, bey welchen Phantaſie das vorherrſchende Seelenvermögen iſt; wie gewandt auch ihre Urtheilskraft ſonſt immer ſeyn mag. So kannte ich einſt einen jungen Mann dieſer Art, der ziemlich viel ſelbſt gedacht, und doch, ſeinem eigenen Geſtändniſſe nach, in ſeinem ganzen Leben vielleicht nicht einmahl auch nur eine halbe Stunde lang zuſammenhängend meditirt hatte. Der ſchnelle, glückliche Blick aber, wie oft er auch zum nählichen Gegenſtande zurückkehren mag, wird — fürs praktiſche Leben wenigſtens — nie den gleichen Gewinn geben, wie jener, der feſt und ruhig daran zu haften gewohnt iſt; und am wenigſten wird dieſer in der Eile aufgeraffte Gewinn im Stande ſeyn, einer allzuregſamen Phantaſie das Gleichgewicht zu halten.

Dem Allen ließ ſich nicht widerſprechen.

Eine zweyte Bemerkung, fuhr der Baron fort, die ich an den Menſchen, von welchen wir ſprechen, gemacht zu haben glaube, iſt, daß ſie gewöhnlich — etwas lebensluſtig ſind.

Das iſt's! jetzt haben Sie die kranke Seite getroffen! rief der Major, im Begriffe, uns näher zu treten.

Mit brennender Pfeife! rief ſeine Gemahlinn ihm entgegen, und bannte ihn aufs neue an den verhängnißvollen Apfelbaum.

Sollte denn, fragte der Arzt, das Verlangen nach erlaubtem Lebensgenuſſe ſo durchaus verdammenswerth ſeyn?

»Keineswegs; aber das Wörtchen »erlaubt« läßt eine gar vielfache Deutung zu. Es bedarf, wie ich glaube, einer ſehr geregelten Phantaſie und eines ſehr feſten Sinnes, um ihm nicht eine falſche unterzuſchieben; und gerade ihre Schützlinge ſind es, die immer eine Taſche voll Sophiſmen vorräthig haben, um jenem Worte jede beliebige Ausdehnung zu geben. Doch ich will darüber nicht weiter mit Ihnen rechten; denn ich habe Ihnen noch ſonſt etwas anzuſchreiben.

Und das wäre? fragte der Arzt. Vielleicht Mangel an dem, was man praktiſchen Sinn nennt?

Nicht ſo ganz unbedingt. Ich habe gefunden, daß ſolche Menſchen ihre Verhältniſſe, und die Bedingungen, unter welchen ſie in denſelben, wenn nicht angenehm, doch erträglich leben konnten, gewöhnlich recht wohl kannten; daß es ihnen aber meiſtens — ich wüßte mich nicht richtiger auszudrücken — an gutem Willen fehlte, ſich damit zu befreunden, oder wenigſtens abzufinden.

Der Mangel dieſes guten Willens, bemerkte ich, ſey in dem angenommenen Falle eben die Folge eines zu ſchroffen Widerſpruches zwiſchen ihrer Eigenthümlichkeit und ihren äußeren Verhältniſſen.

Ganz gewiß, erwiederte der Baron; jener Eigenthümlichkeit, deren Grundzüge ich eben angegeben habe. Sie führt, wenn ſie nicht mit feſter Willenskraft beherrſcht und geregelt wird, bey äußeren Verhältniſſen, die ihr nicht zuſagen, von Stufe zu Stufe geraden Weges zu trübem Mißmuthe, zu einer überreitzten Empfindlichkeit, zu ſtarrem Trotze, zu der Überzeugung, daß die Schuld, warum wir nicht beſſer und glücklicher ſind, nicht in, ſondern außer uns liege, und dadurch zu einem ſolchen Widerſpruche mit dem Leben, welchen ſie ſelbſt zuvor einen *unauflöslichen* genannt haben.

In die Enge war ich verlockt; aber ein Paar Nothſchüſſe glaubte ich dennoch übrig zu haben.

Eine Eigenthümlichkeit, ſagte ich, die zu ſolchem Ziele führt, kann nicht anders als fehlerhaft ſeyn. Alles, was ſich daher zu ihrer Entſchuldigung ſagen ließe, wäre: daß ſie, ſo entſcheidend wie ſie in dem angenommenen Falle ins Spiel trete, in ihren erſten Keimen als das Product natürlicher Anlagen und früherer Erziehung, in ihrer Ausbildung aber eben wieder — zum Theile wenigſtens — als das Product ungünſtiger äußerer Umſtände betrachtet werden müſſe.

»Ich darf Ihnen das ſo unbedingt nicht zugeben; denn Sie ſehen ſelbſt, wohin dieſe Behauptung führen würde.«

So werden Sie wenigſtens zugeben, fiel der Arzt ein, daß durch äußere Verhältniſſe, die mit unſerer geiſtigen und ſittlichen Eigenthümlichkeit, ſo wie mit unſern Anſprüchen auf Lebensglück in einem entſchiedenen Widerſpruche ſtehen, das Beſtreben, jene zu entwickeln und dieſes zu erreichen, uns bedeutend erſchweret werde.

Auf den erſten Theil Ihrer Bemerkung, erwiederte der Baron, glaub' ich nicht nöthig zu haben, mich weiter einzulaſſen: da ich mich in Betreff der Abhängigkeit unſerer geiſtigen und ſittlichen Bildung von äußeren Umſtänden bereits mit hinlänglicher Beſtimmtheit erklärt habe; was aber die zweyte Hälfte derſelben betrifft, ſo gibt es kaum eine Lage, die ſo ſchlimm wäre, daß ſie uns zwänge, alle billigen Anſprüche auf Lebensglück, und ſelbſt auf Lebensgenuß, geradezu aufzugeben. Jede, ſelbſt die beſchränkteſte, hat ihre eigenthümlichen Quellen der Freude und des Genuſſes, die gewöhnlich nur darum von uns unbenutzt bleiben, weil wir ſie entweder nie aufgeſucht, oder uns ſtörriſch daraus zu ſchöpfen geweigert haben. Laſſen Sie jene Menſchen, die ſo laut klagen, daß ihre äußeren Verhältniſſe ſie in ihrer ſittlichen, wie in ihrer geiſtigen Bildung aufhielten, und ihnen weder Ruhe noch Lebensglück zu erlangen geſtatten, nur erſt die Widerſprüche wegräumen, die in ihnen ſelbſt liegen, und ſie in dem ſtätigen und uneigennützigen Streben in ihrer ſittlichen Bildung fortzuſchreiten die erſte Bedingung jenes Glückes erfüllen, das ſie ſo ungern entbehren: ſo werden ſie durch dieſes Streben bald Unbefangenheit genug gewinnen, um die Vortheile ihrer Lage richtig zu erkennen, und feſten Muth genug, um ihre Beſchwerden nicht als unerträglich anzuſehen; und wo ſie jetzt nur Verdruß, Unmuth, Haß und Selbſtpeinigung einſammeln, wird ihnen dann, wenn keine reiche, doch gewiß eine hinreichende Ernte von Glück blühen, um das Leben ſeines Preiſes werth zu finden.

Ich konnte nicht umhin, auf die allgemeinen Ideen, und nebenher auf den Baron ſelbſt ein wenig böſe zu werden. Er führte mich da vor einen ganzen Haufen Steine, und hieß mich meine Rechnungsexempel, mit denen ich lange im Reinen zu ſeyn glaubte, aufs neue vornehmen; weil ich's mit den einzelnen Poſten theils zu hoch, theils zu niedrig angeſetzt hätte. Ich blickte auf Eduard; allein dieſer ſchien wenig Luſt zu haben, ſich weiter einzulaſſen. Der Arzt war es, der meiner Verlegenheit ein Ende machte, oder ihr wenigſtens einen Ableiter verſchaffte.

Wäre es nicht ſchon ſo ſpät, hub er an, und wären die Damen nicht zugegen: eine Weile getraute ich mir Ihnen den Sieg wohl noch ſtreitig zu machen. Ich würde Ihnen zuerſt ſagen: es gibt keinen Schmerz, den ein Zweyter genau zu meſſen vermag; und dann wollte ich eine ſolche Maſſe von Elend vor Ihnen aufhäufen, daß Sie des Jammers kein Ende wiſſen ſollten. Ich würde damit anfangen, Ihnen Menſchen vorzuführen, die ihr ganzes Leben unter der Laſt unheilbarer körperlicher Übel hinſeufzen, und ihnen die ganze lange Reihe von Gebrechen vorzählen, für die wir nur grimaſſirend eingeſtehen, kein Kraut zu wiſſen. Ich würde Sie in die Hoſpitäler und in die Kammern des Wahnſinns; in Gefängniſſe, die nur der Tod öffnet, und in die Gemächer der Armuth führen, die ihr Brot nie anders, als unter Thränen des Kummers verzehrt. Ich würde Ihnen weder den Schmerz betrogener Liebe und verrathener Freundſchaft, noch die Verzweiflung, diejenigen, welche wir lieben, leiden zu ſehen, und ſie nicht retten zu können; weder die Pein unverdienter Schmach, noch die Stacheln gekränkter Ehre, noch die Natternbiſſe tückiſcher Verleumdung, noch irgend eine der Qualen erlaſſen, welche Habſucht, Neid, Mißgunſt, Haß, Bosheit und Grauſamkeit zu jeder Zeit Tauſenden bereitet haben; ich würde —

Genug! Genug! mein Lieber! fiel ihm der Baron in die Rede; wozu eine ſolche Aufzählung? ſehen Sie nicht, daß unſere Freundinn hier ſchon anfängt, ganz ernſthaft zu werden, und daß Emiliens Augen bereits feucht geworden ſind?

Es gibt viel des Elendes, hauchte dieſe hervor; indem ſie traurig die kleinen Hände im Schooße faltete, und zu ihrem Oheim aufblickte, als wenn ſie erwartete, daß er ihr widerſprechen ſollte.

Wohl, liebe Emilie, ſagte dieſer, iſt des Jammers viel im Leben; aber, wie dicht ihn auch unſer Freund vor uns aufſchichten mag, wir wollen uns dadurch doch nicht irre machen laſſen. —

Inzwiſchen ſcheint es immer nöthig zu ſeyn, verſetzte der Arzt, daß Sie ihn zuerſt wegräumen, eh Sie Ihren Satz: Der Menſch vermag ſeine Gemüthsruhe ſelbſtſtändig zu ſchaffen, unangefochten auf den Altar ſtellen können.

»Dieſer Mühe hoff' ich größtentheils durch Sie ſelbſt überhoben zu werden. Denn es iſt billig, daß Sie von der Totalſumme des Elendes, die Sie uns da con amore vorzählen wollten, alles dasjenige abziehen, was auf Rechnung unſerer eigenen Verſchuldung gehört.«

»»Sollte dieſe Summe ſo beträchtlich dadurch vermindert werden, daß der Reſt die Philoſophie nicht noch immer ein wenig irre machen könnte?««

»Ich fürchte das keineswegs. Wie eng auch der Kreis unſerer Erfahrungen ſeyn mag, ſo werden wir dennoch auch nur bey einiger Unbefangenheit leicht gewahr werden, wie das

Widerwärtige, was uns begegnet, auf tauſendfache Weiſe mit unſerer Thorheit und unſeren verkehrten Neigungen verſchlungen iſt. Allein kaum können wir uns entſchließen, die unmittelbaren Folgen derſelben als ſolche anzuerkennen; immer bereitwillig einem feindſeligen Schickſale aufzubürden, was wir auf Rechnung unſerer Verkehrtheit ſchreiben müßten. Kein Irrthum, keine Ungerechtigkeit iſt gewöhnlicher, als dieſe. Auch gehört ein nicht gemeiner Grad von Unbefangenheit und Selbſtverläugnung dazu, um den Stamm, der uns die herbe Frucht des Unglücks getragen, bis an die Wurzel zu verfolgen, und den erſten Keim desſelben in unſerer eigenen Bruſt zu ſuchen.«

Wäre dieſe Anſicht auch richtig, ſagte Wilhelm; ich möchte ſie dennoch nicht zu der meinigen machen. Sie ſcheint mir faſt nothwendig zur Härte zu führen; oder wenigſtens dem Gefühle jene leiſere Empfindlichkeit zu nehmen, die, wie ich glaube, in ſo vielen Fällen, und vorzüglich dann, wenn unſer eigenes Intereſſe ins Spiel tritt, allein Bürge unſerer Menſchlichkeit ſeyn kann.

Ich wenigſtens, verſetzte der Baron, bin keineswegs härter geworden, ſeitdem ich gelernt habe, wie Irrthum aus Irrthum, Schuld aus Schuld in tauſendfachen Verzweigungen aus einander hervorwachſen, und wie vielfach die Knoten ſind, in welche ſie ſich verſchlingen. Mir ſcheint eben dieſer Weg am nächſten zur Duldung und Menſchlichkeit zu führen; da gerade er uns am deutlichſten erkennen läßt, wie leicht und ſchnell auch die kleinſten Keime des Irrthums und der Schuld fortwuchern, und wie weit ſie ihre Wurzeln zu verbreiten vermögen; ſo wie ich überhaupt der Meinung bin, daß ſelbſt jene Tugenden der Duldung und theilnehmender, verzeihender Menſchlichkeit, die vor vielen andern zunächſt dem Gefühl anzugehören ſcheinen, im klaren Erkennen, eine weit feſtere und zuverläßigere Grundlage, als in dieſem finden werden. —

Wie artig Sie auch immer um die Kohlen herumſchleichen mögen, ſagte die Majorinn; ſo werden Sie doch nicht alle wegſchaffen können. Jedes Unglück werden Sie nicht auf Rechnung eigener Verſchuldung ſchreiben dürfen; und wenigſtens eingeſtehen, daß es auch einen unverſchuldeten Schmerz gebe, der das Gemüth durch ſeine Schwere gewaltſam zu Boden drücke.

Auch dafür hat die Philoſophie ein ganz unfehlbares Mittel, fiel Eduard ein: — Geduld, meine ich.

Dieſes Mittel, ſagte der Baron, ſteht bey dir, ich weiß es, nicht am beſten angeſchrieben. Du nennſt es Schwäche, Ohnmacht, Kraftloſigkeit; und bey dir, dem jungen, kräftigen Manne, iſt mir das ſehr leicht begreiflich. Aber ich kenne noch ein anderes Mittel, Neffe, das vermuthlich mehr nach deinem Geſchmacke iſt. Ich meine jene Seelenſtärke, die ſich einen ſittlichen Werth begründet hat, und muthig daran feſthält. Wenn dieſe auch die Laſt des Unglücks nicht von uns zu nehmen vermag: ſo wird ſie bey dem Gefühl ihrer Kraft wie ihres Werthes, und bey der Achtung aller Guten, wenigſtens hinreichend ſeyn, uns vor feindſeligem Unmuthe gegen das Leben, und vor gänzlichem Zerfallen mit uns ſelbſt zu ſchützen. — —

Es iſt ſchwer, fuhr der Baron nach einer nicht unbeträchtlichen Pauſe gegen Wilhelm und mich gewendet fort, bey Fragen dieſer Art eine doppelte ſchlimme Folge zu vermeiden. Wir ſcheinen leicht anmaßend; denn wir fordern viel; und ſcheinen, wenigſtens in dieſem Augenblicke, nur von Andern, nicht von uns ſelbſt zu fordern. Eben ſo leicht trifft uns der Vorwurf, eines leeren Haſchens nach philoſophiſchen Idealen. Die ſittliche Idee tritt dabey immer in einen ſcheinbaren Widerſpruch mit der Wirklichkeit; weil wir ſie faſt immer ausſchließend in ihrer reinſten Form, und nicht als das letzte Ziel ſtätiger Annäherung betrachten, wodurch jener Widerſpruch vollkommen aufgelöſt wird. — Doch die Sonne nähert ſich bereits dem Rande des weſtlichen Gebirges, und ein Spaziergang ans Geſtade des Sees, in der erfriſchenden Kühle des Abends, wird unſerm Gaſte gewiß mehr Unterhaltung verſchaffen, als das Geplauder, womit wir die Nachmittagsſtunden hingebracht haben. Ohnedieß — — wenn er uns insgeſammt ein wenig Pedanterie anſchreiben wollte — würden wir mit ihm rechten können?

Mit dieſen Worten ſtand der Baron auf; und die Frauen eilten, ihre Hüte und Shawls zu hohlen. Es war natürlich, daß die unangenehme Wendung, welche das Geſpräch zuletzt genommen hatte, bey der Geſellſchaft eine Befangenheit erzeugte, die ſich nicht ſogleich wieder verlieren wollte. Der Baron fühlte ſich durch den dreiſten Spott ſeines Neffen vielleicht mehr verletzt, als er es merken ließ; und dieſer ſchien ſein Mißvergnügen über eine, wenn nicht auffallende, doch darum nicht minder verletzende Zurechtweiſung nur mit Mühe beherrſchen zu können.

Die Geſellſchaft brach jetzt auf; und beym Weitergehen gerieth Eduard auf einige Augenblicke in meine Nachbarſchaft. Wie hübſch ſich's nicht philoſophiren läßt, ſagte er, wenn man über die fünfzig Jahre hinaus iſt, und jährlich zwanzig tauſend Thaler Einkünfte hat.

Das war unbeſcheiden. Verlegen, was ich erwiedern ſollte, fiel mir zum Glücke das Mittel ein, welches

Jorik den Franzoſen abgelernt, um ſich über jede ſchwierige Stelle einer Converſation wegzuhelfen.

Tant pis! ſagte ich. — Vielleicht hätte ich tant mieux ſagen ſollen; aber da hatte er doch wenigſtens eine Antwort, aus der er im Nothfalle machen konnte, was ihm beliebte.

Zweytes Buch.

Le mystère de l'existence c'est le rapport de nos fautes avec nos peines.

Notice sur M. de Staël p. M. Neker de Saussure.

Ich lag am andern Morgen recht bequemlich im Bette, und ließ die Erſcheinungen des vorigen Tages vor meinem innern Auge vorüberziehen, als Wilhelm hereintrat.

Das iſt wahr, ſagte er, das muß man dir laſſen, gleich bleibſt du dir. Es wird bald ſieben ſchlagen.

»So; nun da will ich gleich ans Aufſtehen denken.«

»»Sey ſo gut, und thu' das, wenn es dir nicht zu früh ſcheint. Sag mir nur, wie du ſo müßig im Bette liegen kannſt. Ich und der Baron haben ſchon ein paar Stunden gearbeitet, und einen Gang durch den Garten gemacht.««

»Das verſtehſt du nicht, Wilhelm,« erwiederte ich; »du weißt nicht, was mir im Bette für gute Gedanken kommen.«

»»Zu wünſchen wär es!«« ſagte der Unartige, und ließ mich allein. Ich machte mich nun aus den Federn. Wir ſind doch recht ſonderbar, ſagte ich während des Ankleidens zu mir ſelbſt. Der Menſch da kennt mich von meiner erſten Jugend an; er weiß, daß ich mir meine Schooßſünden nicht abgewöhnen laſſe, und dennoch kann er's nicht müde werden, mich zu hofmeiſtern. —

Als ich hinabkam, dampfte mir der feinſte Mokka erfreulich entgegen; ein Umſtand, der mich in eine gar behagliche Stimmung verſetzte. Wilhelm machte zwar einen Verſuch, mich als einen Langſchläfer anzuſchwärzen: allein die Majorinn trat auf meine Seite, und vertheidigte meine Lieblingsſünde mit ſo viel Witz, daß er bald ſchmählich ſchweigen mußte. Daß die hübſche Frau dadurch einen mächtigen Stein bey mir im Brete gewann, verſteht ſich von ſelbſt. Ich mag es gar gerne haben, daß Andere ſich meiner ſogenannten ſchlimmen Gewohnheiten ein wenig annehmen; denn ich werde viel zu leicht verlegen, um ihnen ſelbſt mit vielem Erfolge das Wort zu reden; und ſetz' ich auch einmahl meine ganze Eloquenz in Athem: ſo glaubt der Gegner meiſtens, ich wolle ihm faule Fiſche verkaufen, und hat ſelten guten Willen genug, ſich eines Beſſeren belehren zu laſſen.

Wilhelm hatte mir ſchon früher geſagt, daß er heute noch bleiben, und erſt morgen nach Hauſe zurückkehren würde, und der Baron hatte mich ebenfalls eingeladen zu bleiben. Der Letztere hatte den Vormittag hindurch Geſchäfte; Eduard gab vor, dergleichen zu haben, und die Majorinn wollte Briefe ſchreiben. Mir ſchob Wilhelm nach dem Frühſtücke mit einem: »Nun komm, ich will dich ein wenig in der Gegend herumführen,« den Hut in die Hand, und wir empfahlen uns.

Wir gingen über die waldigſten Hügel, die ſich den See aufwärts ziehen, und lagerten uns auf einer ſcharf ausſpringenden Ecke derſelben unter einer prächtigen, faſt in der Mitte eines freyen Raſenplatzes ſtehenden Buche. Hier genoſſen wir einer herrlichen Ausſicht auf beyde Ufer des Sees, welche durch die Stadt und einen Theil ihrer Umgebungen geſchloſſen wurde. Im Vorgrunde trat das Schloß des Barons mit dem Garten hervor, der mit ſeinen Terraſſen und einigen Partien der ſchönſten lombardiſchen Pappeln, die ich jemahls geſehen habe, einen ſehr angenehmen Eindruck machte. Der Anblick des Schloſſes veranlaßte mich, was ich gern ſchon früher gethan hätte, mich bey Wilhelm näher nach dem Beſitzer deſſelben zu erkundigen.

Was ich von ſeinem Leben weiß, ſagte dieſer, iſt nicht ſehr viel, und ich nehme keinen Anſtand, es dir mitzutheilen; da es der Hauptſache nach hier allgemein bekannt iſt. Der Baron hat, bey glücklichen Anlagen, eine ſehr ſorgfältige Erziehung genoſſen; allein der allzufrühe Tod ſeines Vaters und die Freundſchaft eines jungen Mannes, der als ein dürftiger Waiſenknabe im väterlichen Hauſe mit ihm erzogen worden war, und ſich jetzt mit der Haſt eines ungebändigten, nur mit Mühe verhehlten Temperamentes in den Strudel der Ausſchweifung ſtürzte, ſchienen die Früchte jener Erziehung, noch eh' ſie gänzlich gereift waren, für immer zerſtören zu wollen. Ein günſtiger Stern führte dem Sinkenden einen Engel zu, deſſen Hand er damahls rauh zurückſtieß. Gräfinn Eudoria —

Wie, unterbrach ich Wilhelm, jene Gräfinn, die auf der andern Seite des See's wohnt, und mit der ihr hier Alle, wie ich geſtern Abends merkte, eine Art von Abgötterey treibt?

Wenn du recht artig und beſcheiden zu ſeyn verſprichſt, fuhr Wilhelm fort, ſo führ' ich dich, während du hier biſt, einmahl hinüber, und dann trau' ich dir zu, daß auch du, der ohnedieß immer einen Götzen haben muß, ein wenig das Knie beugen wirſt. — Leider war der Baron, ins Netz einer ausgelernten Buhlerinn verſtrickt, damahls nicht unbefangen genug, den Werth eines ſo reinen Herzens, das ihn mit der lauterſten Innigkeit liebte, zu würdigen. Er gab ſich alle erdenkliche Mühe, eine Verbindung zu zerreißen, die das Glück ſeines Lebens gemacht haben würde, und beleidigte die Liebende ſelbſt auf eine auffallende Weiſe, da er ſeine Verwandten nicht bewegen konnte, das Verhältniß aufzulöſen. Wenig fehlte, ſo wäre die Mißhandelte ein Opfer ſeines Übermuthes geworden. Ihr zartes Gemüth war durch die erlittene Kränkung ſo tief verletzt worden, daß ſie in eine Krankheit verfiel, welche ſie an den Rand des Grabes führte. Der Anblick der Leidenden, ihr ſtilles Dulden, ihre fromme Ergebung, und die ſanfte Milde, mit der ſie ihm verzieh, und ihn bath, den Weg zu verlaſſen, auf dem er ſeinem Verderben entgegen ſchreite, brachten den Erſchütterten zuerſt zur Beſinnung. Als er aber einmahl auf ſeinem Irrpfade ſich erkannt hatte, da bedurfte es bey der glücklichen Erziehung, die er erhalten hatte, und bey einer angebornen Energie der Seele nur dieſer Erkenntniß und eines kräftigen Entſchluſſes, um ihn von dem Gefährten loszureißen, der ihn bisher mißleitet hatte. Eudoria, die gegen alle Hoffnung genas, blieb ihm noch zwey Jahre als ein freundlicher Genius zur Seite; obwohl ſie es jetzt ſtandhaft ausſchlug, ſich naher mit ihm zu verbinden. Als er nach dieſer Zeit auf Reiſen ging, und darauf in Staatsdienſte trat, hatten ſeine Anſichten und ſein Charakter Sicherheit und Feſtigkeit genug gewonnen, um ihn von der neuen Bahn, die er eingeſchlagen, nicht wieder abweichen zu laſſen.

Ja, ſagte ich, indem ich ein Büſchel Gras ausraufte, und es zwiſchen den Fingern durchlaufen ließ: ſo ein recht derber Entſchluß, weiſe zu ſeyn — damit kann man ſchon etwas ausrichten.

Ganz gewiß; erwiederte Wilhelm mit einem ſo bedeutungsvollen Tone und Blicke, daß ich mich raſch bewogen fand, ihn zu fragen, ob der Baron nie verheirathet geweſen ſey.

»Er war es, und ſeine Verbindung wurde für ihn eine Quelle mannigfaltigen Unglückes. Seine einzige Tochter, die er mit der größten Zärtlichkeit liebte, entfloh vor zehn Jahren mit einem jungen Manne ohne Stand und Vermögen, weil er in ihre Verbindung mit demſelben nicht einwilligen wollte.«

»Und hat er ihr bisher noch immer nicht verziehen?«

Ich zweifle, daß er es thun würde, wenn ihm auch ihr Aufenthalt nicht gänzlich unbekannt wäre. Sie war nach Hamburg geflüchtet, wo Gräfinn Eudoxia damahls, eh' ſie ſich vor fünf Jahren hier ankaufte, mit ihrem Gemahle ſich aufhielt. Alle Bemühungen derſelben, die Verirrte zur Rückkehr zu bewegen, waren vergeblich; und plötzlich war ſie mit ihrem Verführer auch aus Hamburg verſchwunden. Ob ihr jetziger Aufenthalt der Gräfinn bekannt iſt, weiß ich nicht; aber umſonſt hat dieſe ſich bisher bemüht, ihr das Gemüth des Vaters zu verſöhnen, und ſcheint ſeit einiger Zeit jeden weiteren Verſuch gänzlich aufgegeben zu haben. Der Undank, mit welchem die Tochter die zärtliche Liebe des Vaters belohnte, und die Schmach, welche ihre Flucht auf ſeinen Nahmen häufte, ſcheinen bey dem Baron, ſo gut und menſchlich er ſonſt auch iſt, einen ſo tiefen Eindruck gemacht zu haben, daß er den, freylich gerechten, Unwillen über ihr Vergehen, wie ich glaube, vielleicht nie überwinden wird.

Die Vena maligna, ſagte ich; ich bin deinem Baron darum nicht weniger gut, und wünſchte, daß ich längere Zeit in ſeiner Nähe leben könnte.

»Ich wünſchte dir das ſelbſt; denn zuverläßig würde ſein Umgang für dich von großem Nutzen ſeyn. Er hat aus Erfahrung gelernt, wie weit wir mit dem Streben, unſere ſittliche Erkenntniß zu erweitern, und unſere ſittliche Kraft zu üben, auszureichen vermögen, wenn wir uns gewöhnt haben; es als etwas Unbedingtes zu betrachten; und wie es ſo allein unſere Ruhe dauerhaft begründen könne; du aber —«

»»Ja ich! — mit mir biſt du bey weitem nicht ſo gut zufrieden?««

»Daß ich es ſeyn könnte! Fürwahr mir iſt leid um dich! Die Natur hat es ſo gut mit dir gemeint; und du haſt — das Zeugniß darf ich dir geben — manche glückliche Anlage ſorgfältig genährt und auszubilden geſucht; aber da iſt nun wieder dein unruhiger Sinn, der immer ins Weite greift, und ſich nirgends beſchränken will; dein eigenſinniger Unmuth, der keinen vereitelten Wunſch vergeſſen, keine erlittene Kränkung verſchmerzen kann; deine —

Ein ſchönes Talent zum Predigen, fiel ich dem redſeligen Sittenrichter ins Wort, haſt du immer gehabt, lieber Wilhelm! und wie ich ſehe, haſt du es in der Nähe des Barons gar herrlich ausgebildet.

»Wenn mein Predigen nur etwas verfinge bey dir, fuhr er fort, ohne ſich irre machen zu laſſen; wer würde mehr dabey gewinnen, als du ſelbſt?

Laß das gut ſeyn, mein Freund! ſagte ich; meine Partie iſt genommen.

Ich fürchte nur, daß es am Ende —

Wollt ihr mir nicht auch über Eduard ein kräftig Wörtchen ſagen? fiel ich ihm, den fahrenden Scholaſtikus im Fauſt parodirend, ins Wort; um ihn nicht tiefer in den Text gerathen zu laſſen.

Wilhelm ſchwieg ein paar Augenblicke; und ich verſtehe mich auf jeden Zug in ſeinen Mienen zu gut, als daß ich nicht hätte gewahr werden ſollen, es verdroß ihn, daß ich ihm ſo ſchnell abſprang. Was Eduard betrifft, fing er darauf an, ſo kann ich deine Neugierde wenig befriedigen. Er hatte das Unglück, die ſchlechteſte Erziehung zu erhalten, die ihm zu Theil werden konnte. Der ſclaviſche Druck, unter welchem er, wie dem Baron einſt ein Freund ſeines Vaters erzählte, gehalten, die erniedrigenden Vorwürfe, mit denen er unaufhörlich überhäuft wurde, und die Demüthigungen, denen die Dürftigkeit ſeiner Ältern ihn ausſetzte, erzeugten, wie es ſcheint, bey dem aufſtrebenden Knaben ſchon früh einen unbändigen Trieb nach Ungebundenheit, und eine ungewöhnliche Reizbarkeit. Die beengenden Verhältniſſe, in welche er ſpäter nothgedrungen treten mußte, paßten eben ſo wenig zu ſeiner Eigenthümlichkeit, als zu ſeiner Neigung, und mußten ihm früher oder ſpäter unerträglich werden. Nach dem Tode ſeines Vaters, der, nachdem er um ſein ganzes Vermögen betrogen worden war, in einer entfernten Provinz außer aller Gemeinſchaft mit dem Baron, ſeinem Bruder, lebte, dem er irriger Weiſe ſein ganzes Unglück aufbürdete: gelang es dieſem zwar, ſeinen Neffen jener ihn drückenden Lage zu entziehen, und ihn bey einer Geſandtſchaft unterzubringen; allein es hat auch dort Verdruß gegeben. Der Baron iſt nur ſehr unvollſtändig darüber unterrichtet. So viel aber iſt gewiß, daß ſeit jener Zeit Eduards Reizbarkeit ſich bis zur leidenſchaftlichen Heftigkeit, und ſeine Unzufriedenheit bis zum feindſeligſten Unmuthe geſteigert hat; obwohl er durch eine unerwartete Erbſchaft vor einiger Zeit reich und gänzlich unabhängig geworden iſt.

»Er ſcheint ſich eben nicht rund unter euch zu befinden.«

»»Wie ſollte ers auch. Seine Lebensanſichten und jene ſeines Oheims ſind allzuweit von einander verſchieden; und er ſcheint die ſeinigen in ein Syſtem gebracht zu haben, von dem es ſchwer ſeyn dürfte, ihn abwendig zu machen.««

»Der gewöhnliche Fall bey Leuten, die gewohnt ſind, ſelbſt zu denken. An dem konnte der Baron ein rechtes Meiſterſtück machen, wenn er ihn bekehrte.«

»»Er gehört auch nicht zu den Leuten, die viel Luſt haben, ſich bekehren zu laſſen. Wenn ihn nicht ſeine leidenſchaftliche Heftigkeit irgend einmahl fortreißt: ſo weiß er jeder Erklärung über ſeine Anſichten, ſich finſter in ſich ſelbſt zurückziehend, auszuweichen; ſo viel Mühe der Arzt und der Baron ſich auch geben mögen, ihn reden zu machen. Die geſtrige Unterredung hatte keinen andern Zweck, und die Gegenwart eines Fremden war mehr erwünſcht, als unbequem; da ſie das Geſpräch nicht leicht perſönlich werden ließ; was der Baron eben ſo gern, als Eduard ſelbſt, vermeiden will.««

»Vernunftig! Übrigens werdet ihr mit Eduard ſchwerlich viel ausrichten. Über die Forderungen der ſittlichen Vorſchrift iſt er, glaub' ich, mit euch einverſtanden. Wenn aber ihr euer ganzes Beſtreben darauf wendet, dieſe Vorſchrift richtig zu würdigen; ſo hat ſein Nachdenken ihn nebenher noch auf einen andern Weg gefuhrt, nähmlich zu fragen: in wie fern unſere geiſtige, wie unſere ſittliche Entwicklung von außeren Bedingungen abhängig ſey? Und mißdeute ich einige Worte nicht, die ihm geſtern Abends entſielen: ſo iſt er auf dieſem Wege ſo weit gegangen, und hat ſo keck gefragt, als man beydes thun kann. Eine Ausgleichung iſt, vor der Hand wenigſtens, nicht wohl möglich: und wenn er ſich nicht gerne mit euch einlaſſen mag: ſo kommt es wahrſcheinlich daher, daß er das einſieht.«

»»Du billigſt ſeine Anſichten?««

»Wer hat das geſagt? Aber begreiflich iſt mirs, daß ſie die ſeinigen ſind. Naturen, die bey einer großen innern Thatigkeit, dieſe nach außen hin vielfach beengt und beſchrankt ſinden, und dabey Geſchick und Neigung haben, ſich ſelbſt zu beobachten, nehmen faſt immer dieſen Gang. Nicht weiter; mit einem Schritte ſtehen wir ſonſt dort, wo Eduard ſteht. Sag mir lieber, wie iſt's denn eigentlich mit dem Arzte. Mir ſcheint er ein gar kecker Geſelle zu ſeyn; und wenn Eduard ihm einmahl etwas abgäbe, ſo mußt' er's eben haben. Hat der dreiſte Menſch nicht auch mich aufs Eis zu führen geſucht, und mich mit ſeinem einzigen Auge ſo ſonderbar angeſehen, als wäre ich ihm eben recht gekommen, um ſich einige Sprunge machen zu laſſen.

Wilhelm lachte. Ein Beweis, ſagte er, daß dieſes eine Auge noch ziemlich ſcharf iſt. Ich wette, er hat dir auf den erſten Blick einige Verwandtſchaft mit Eduard abgeſehen. Er hat einen eigenen Widerwillen gegen alle Menſchen, die, wie er ſagt, ſich das Leben ſelbſt verderben; und du wirſt daher ſeine Stellung gegen Eduard ſehr natürlich finden. Daß dieſer ihm nicht ſonderlich hold iſt, begreift ſich. Übrigens iſt jener ein ſtreng rechtlicher Mann, ein zuverläßiger Freund, und als Arzt einer der Geſchickteſten.

Als Beweis des Letzteren erwähnte Wilhelm ſeiner eigenen Krankheit, welche ihn auf die natürlichſte Weiſe auf die Veranlaſſung derſelben zurückführte. Die Stunde, wo er ſeinen Schmerz in den Buſen des Freundes ergießen konnte, war gekommen. Die Freundſchaft hat vielleicht keinen reineren und feineren Genuß, als den Schmerz des Freundes zu theilen und zu beſänftigen. Der ſeinige würde mich im tiefſten ergriffen haben, wenn auch, der ihn trug, nicht mein Freund, nicht der beſte und ſanfteſte Menſch geweſen wäre, den ich kannte. Unwillkürlich entflohen meinen Augen Thränen, als er mir ſein kurzes Glück ſchilderte, den betäubenden Schlag, der ſo plötzlich ihn getroffen; die Verſtörung ſeines Gemüthes, die an Wahnſinn gegränzt; und die Bemühungen des Barons, der, obwohl er ihn damahls kaum mehr als dem Nahmen nach kannte, mit der edelſten Theilnahme ſich an ihn gedrängt, und ſeine ganze Zeit und Kraft daran gewendet hatte, ihn zu retten.

Ja! rief ich aus; der Menſch kann dem Menſchen viel ſeyn; theilnehmend, helfend, warnend, rathend, rettend; und ſo oft mich auch das Leben ſchon angeekelt hat, — immer hat dieſe Betrachtung mich wieder damit ausgeſöhnt! —

Auch du haſt gute Menſchen kennen gelernt, ſagte Wilhelm, indem er mich ſanft bey der Hand nahm.

»Nur wenige, Wilhelm! doch ſind auch dieſe Wenigen mir viel geweſen.«

»»So halt' feſt, mein Freund! an ihrem Bilde.««

Zum mindeſten, ſagte ich, — das verſprech' ich dir — ſoll der Glaube an ſie das Letzte ſeyn, was ich aufgebe. —

Als wir uns bey der Rückkehr dem Schloſſe näherten, ſprengte eben der Arzt aus dem Thore, ohne ſich auch nur Zeit zu nehmen, uns zu grüßen. Was muß denn vorgefallen ſeyn, ſagte Wilhelm, daß er noch vor Tiſche wegreitet? — An der Gartenthür kam uns Emilie entgegen, alle Zeichen einer ſchmerzlichen Bewegung im Geſichte.

Wiſſen Sie es ſchon vom Anton? fragte ſie Wilhelm mit haſtiger Verwirrung.

»Vom Anton? Was ſoll ich wiſſen?«

»»Der Unglückliche hat ſich vor einer Stunde erſchoſſen.««

Erſchoſſen! rief Wilhelm zu gleicher Zeit erſtaunt und erſchüttert.

Der Onkel, ſagte Emilie, hat ſelbſt hinüber gewollt, aber der Doctor hat es nicht zugegeben. Jetzt iſt Vorr bey ihm. Er hat mir aufgetragen, es Ihnen zu ſagen, ſobald Sie zurück kamen.

Damit eilte ſie weiter, und wir traten ſchweigend in den Garten.

Wer iſt denn dieſer Anton? fragte ich Wilhelm; deſſen Unglück euch alle ſo heftig beſtürzt macht.

Der Sohn eines Pächters des Barons, gab mir Wilhelm zur Antwort; ein treuer, ſtiller, fleißiger Burſche, den Jedermann gut leiden mochte; nur ſeine böſe Stiefmutter nicht. Er liebte ein Mädchen, das dieſe als eine Waiſe ins Haus genommen und erzogen hatte; und da er von ſeiner rechten Mutter her etwas Geld beſitzt: ſo war er auf dem Puncte, das Mädchen zu heirathen. Vor einigen Monathen kehrt ſein Bruder, der Soldat geweſen iſt, verabſchiedet ins väterliche Haus zurück. Er entwendet Anton des Mädchens Herz, und neckt und quält ihn dabey unaufhörlich. Da mag es ihm denn zuletzt zu viel geworden ſeyn. — Doch für jetzt, mein Freund, muß ich dich verlaſſen. Ich habe mit dem Baron und dem Fremden ein Geſchäft, das wir vor Tiſche noch abmachen müſſen; weil dieſer ſich dann keinen Augenblick mehr halten läßt. Armer Anton!

Ich ſchlich nun, meinen Gedanken mich überlaſſend, in den abgelegenen Partien des Gartens umher, und traf nach einiger Zeit auf Emilien und die Majorinn. Das Geſpräch kehrte bald wieder zu Anton zurück, und beyde — denn auch die Majorinn kannte ihn, da er täglich ins Schloß gekommen war — bedauerten ihn mit ſo viel Antheil, und ſchilderten ihn mir als einen ſo gutartigen Jüngling, daß meine eigene Theilnahme an ſeinem Schickſale noch bedeutend geſteigert wurde. Anton ſchien mir, nach ihrer Schilderung, eine jener weichen, harmoniſch geſtimmten, aber beſchränkten Naturen geweſen zu ſeyn, die, weil es ihnen an Umſicht und Energie der Seele fehlt, durch jeden anhaltenden Mißklang, der ihre innere Harmonie zerreißt, auf die eine oder die andere Weiſe unausbleiblich zerſtört werden.

Als man uns zu Tiſche rief, ſtießen wir vor dem Eingange des Saales auf Eduard. Er kam mir heute noch einmahl ſo finſter vor als geſtern. Kommen Sie, mein Herr, redete er mich an; Sie werden heute einen Glücklichen kennen lernen, und eingeſtehen müſſen, daß es nur von uns abhängt, ſo glücklich und ſo zufrieden zu ſeyn, als wir es nur immer wünſchen können.

Der Mann, welchen er meinte, war eben jener Borr, deſſen Emilie gegen Wilhelm erwahnt hatte. Eine gedrungene Geſtalt; nicht groß, aber derbes Fleiſch und derbe Knochen. Die Züge ſeines Geſichts ſchien die Natur nur flüchtig aus dem Groben gearbeitet, und dann den Meißel weggeworfen zu haben. Seine Bewegungen waren eckicht und unbehülflich; ſein Gang ſackträgermaßig, und ſeine ziemlich tiefe Stimme ein ſeltſames Gemiſch von Schreyen und Poltern. Er ſcharrte uns beym Eintreten ſeinen Kratzfuß; und fuhr dann, ohne ſich weiter um jemanden zu kümmern, in der Erzählung eines Pferdhandels fort, den er eben erſt geſtern geſchloſſen hatte. Bey Tiſche aß er nichts weiter als Suppe und Rindfleiſch, und trank Waſſer dazu. Rind- und Schafzucht, Korn- und Kleebau waren die einzigen Gegenſtände des Geſpraches, das er ausſchließend mit dem Baron allein führte.

Eduard richtete in den Zwiſchenräumen desſelben eine Menge Fragen an ihn, die er alle ganz kurz, allein ohne die geringſte Spur, daß ſie ihm läſtig fielen, beantwortete. — »Wie befindet ſich Ihre Frau Gemahlin? ich höre, ſie iſt unpäßlich geweſen« — Ich glaube, ſie iſt ſchon wieder wohl. — »Was macht Ihr Sohn? er ſtudiert, wenn ich nicht irre, in St. Paul?« — Er iſt brav, glaub' ich; ich habe gerade nichts Schlimmes von ihm gehört. — »Es iſt Ihr einziger Sohn, nicht wahr, Herr Borr? Ihre andern Kinder, wenn ich nicht irre, ſind Ihnen alle geſtorben?« — Vier, oder gar fünf. — »Haben Sie die letzte Zeitung geleſen, Herr Borr?«

Zeitung? ich leſe keine Zeitung; ich leſe gar nichts.

»Letzthin hat es ja gebrannt in Ihrem Orte. Sind Sie auch dabey zu Schaden gekommen?« —

Zwey Scheuern ſind mir abgebrannt, wer kann das ändern. Ich muß bauen; und das Holz hält enorme Preiſe.« —

»Und das ſagen Sie ſo ruhig? das nenn' ich Gleichmuth! Sie ſind ein glücklicher Mann, Herr Borr, Trotz des Unfalls, der Sie da getroffen hat.« —

Ich bin nicht unglücklich; und wenn nur die Getreidepreiſe wieder mehr in die Höhe gehen: ſo kann ich ſchon zufrieden ſeyn. — —

Wie gefällt Ihnen der Mann? fragte mich Eduard nach Tiſche.

Man könnte ihn die Carricatur der Glückſeligkeit nennen, ſagte ich.

* * *

Der Ruſtikus beſtieg ſeinen Gaul, ohne den Kaffee zu erwarten; und man brachte dieſen in eben dieſelbe Laube, in welcher wir ihn geſtern genommen hatten. Man hatte ihn kaum aufgetragen, als wir den Trab eines Pferdes vernahmen, und gleich darauf der Arzt hereintrat.

Wie ſteht es mit Ihrem Patienten? rief ihm der Baron entgegen.

»Schlimm genug. An Rettung iſt nicht zu denken. Ich darf nicht hoffen, daß er den Abend erlebe. Der Anblick war grauſenhaft; mir ſogar, obſchon dergleichen Dinge mir nicht neu ſind.«

Armer Anton! riefen Emilie und die Majorinn.

Armer Anton!? rief der Major; ein Narr war der Burſche, kein armer Anton!

Das ſagſt du, Moritz! erwiederte die Majorinn mit

Unwillen; und auch Emilie ſah ihn ſo unwillig an, als ſie es mit ihren Taubenaugen zu thun vermochte.

Ein Narr war er! wiederhohlte der Major. Eines Mädchens wegen ſich erſchießen! Tollheit iſt es! das gibt der geſunde Menſchenverſtand.

Es iſt etwas Vortreffliches, lieber Herr Major, um den geſunden Menſchenverſtand, ſagte Eduard; nur Schade, daß er für ſich allein nicht überall auslangen will, obwohl es gerade dem geſunden Menſchenverſtande niemahls einfallen wird, ſich für unzulänglich zu halten.

»Daß jener Menſch an Ihnen einen Vertheidiger finden würde, erwiederte der Major; das ließ ſich erwarten.

Und warum das, Herr Major! fragte Eduard mit raſchem Unwillen, indem er einen faſt verächtlichen Blick auf ſeinen Gegner ſchoß; wollen Sie mir nicht ſagen, warum Sie das erwarteten. Vermuthlich, weil Sie mich geneigt glauben, jede leidenſchaftliche Überſpannung in Schutz zu nehmen. So mögen Sie denn wiſſen, ich verabſcheue Antons Verbrechen nicht weniger, als Sie ſelbſt; ohne darum Ihr Urtheil weniger hart, lieblos und beſchränkt zu finden.

Wie Sie das nun wieder nehmen, Vetter! fiel die Majorinn begütigend ein; wie Sie nun nur wieder ſind! Gleich Feuer und Flammen!

Wenn Sie, ſagte der Major, der fühlen mochte, daß er beleidigend geworden war, ohne darum nachgeben zu wollen, in meine Worte mehr, als ich ſelbſt, hineinlegen; ſo weiß ich dem Dinge nicht zu helfen; aber wenigſtens glaube ich Ihnen mit eben ſo viel Recht Parteylichkeit und Überſpannung vorwerfen zu dürfen, als Sie mir Härte und Liebloſigkeit.

Der Major entfernte ſich nach dieſen Worten; nicht ohne Zeichen eines lebhaften Verdruſſes. Eduards Miene im Gegentheile verhehlte nicht, wie wenig der Unwillen ſeines Gegners ihn anfechte. Auch war offenbar er der beleidigte Theil, um ſeiner erhöhten Reitzbarkeit heute etwas zu Gute zu halten. Überhaupt zeigte ſich die Stimmung der ganzen Geſellſchaft, durch den unglücklichen Vorfall dieſes Tages, gegen die geſtrige gehalten, weſentlich verändert. Der Baron war feyerlicher, der Arzt minder dreiſt und befangener, Wilhelm in ſich gekehrter, die Majorinn ernſter geworden. Eduards ganzes Weſen verrieth, daß ſein Inneres heftig aufgereitzt ſey. Er ſchien zu gleicher Zeit von dem Drange ſich auszuſprechen und ſich zurückzuhalten, bewegt zu werden; und was mich ſelbſt betrifft, ſo kann ich nicht läugnen, daß ich nach den Betrachtungen und Erinnerungen, welche der heutige Vormittag in mir wieder aufgeregt hatte, ſeine Stimmung einiger Maßen theilte, wenn ich gleich minder heftig als er ſelbſt davon ergriffen war.

Wie es auch ſey, ſagte Eduard, als der Major kaum noch zwanzig Schritte entfernt ſeyn mochte; wie es auch ſey — ich habe nirgends ſo viel Flachheit, und nirgends ſo viel Anmaßung bey ſo viel Beſchränktheit gefunden, als in Beurtheilung leidenſchaftlicher Zuſtände. Nirgends ſind wir ſo ſchnell fertig, raſch abzuſprechen, und ein entſcheidendes Urtheil zu fällen, als hier. Das ſchwerſte, verwickeltſte aller pſychologiſchen Probleme, bey dem ſich auch dem ſchärfſten Auge nur wenige Spuren entdecken, die es mit Sicherheit verfolgen mag, behandeln wir als das leichteſte. Wir reißen, wie bey der Beurtheilung Anderer faſt immer, nur hier noch weit kecker und zuverſichtlicher, die einzelne Neigung, den einzelnen Fall, aus der Geſammtheit ſeines inneren und äußeren Lebens heraus, um daran unſeren philoſophiſchen Scharfſinn zu üben. »Leidenſchaft!« rufen wir aus — und unſere Anſprüche auf Zenos Bart ſind entſchieden; ohne daß es uns auch nur ein Mahl unter tauſend Mahlen einfiele, zu fragen, aus welcher Quelle ſie entſtanden? was ſie entwickelt und geſteigert? wie groß die Kraft zum Widerſtande geweſen ſey? und in wie fern dieſe ſelbſt frey und ungebunden habe wirken können?

Weißt du auch, Neffe, ſagte der Baron, gelaſſener als man es vielleicht nach Eduards heftiger Rede erwarten durfte: daß du da ganz unbemerkt auf den Weg gerathen biſt, auf welchem wir dich, deiner eigenen Äußerung zu Folge, nicht treffen ſollten. Denn aus den Geſichtspuncten, welche du angegeben haſt, wird es wohl keiner Leidenſchaft ſchwer fallen, ſich ſo zu vertheidigen, oder wenigſtens ſo zahlreiche Gründe zu ihrer Entſchuldigung aufzubringen, daß wir weiter gar nicht viel mit ihr rechten dürfen. Ich werde mich daher wohl hüthen, deine Anſichten gelten zu laſſen. Du ſiehſt auch leicht, ſetzte er mit einem heiteren Lächeln hinzu, wie viel ich dabey zu wagen habe. Denn ſteht es nicht in unſerer Macht, die Leidenſchaft von uns abzuhalten; ſo ſieht es ſehr mißlich um den Satz aus, den ich mich ſo gern überreden möchte, geſtern feſtgeſtellt zu haben: daß es nämlich von uns Allen abhänge, unſere Gemüthsruhe zu begründen; da dieſe keine gefährlichere Feindinn hat, als eben die Leidenſchaft.

Ich ſehe mich genöthigt, ſagte Eduard nach einer kurzen Pauſe, Ihnen zu bemerken, daß ich über den ſittlichen Geſichtspunct der Frage vollkommen mit Ihnen einverſtanden bin. Die ſittlichen Forderungen ſind feſt und unerſchütterlich begründet; ſie ſind unwiderſprechlich; hier gilt kein Markten und Mäkeln. Die Leidenſchaft ſteht mit ihnen in einem entſchiedenen, unverſöhnlichen Widerſpruche; ſie iſt daher verwerflich. Aber ein anderer Geſichtspunct, als der ſittliche, iſt hier der pſychologiſche. Hier iſt's, wo unſere Wege aus einander laufen. Ich frage bey jedem einzelnen Falle: wie iſt dieſe Leidenſchaft entſtanden? was hat ſie genährt und großgeſaugt? waren die Einflüſſe, unter welchen ſie erwuchs und erſtarkte, nicht von ſolcher Art, daß ſie ein ſo entſchiedenes Übergewicht gewinnen mußte? wie groß war die Kraft zum Widerſtande? von welchen Bedingungen war dieſe abhängig? was förderte ſie, oder hielt ſie zurück? was begünſtigte oder hemmte ſie? Lege ich mir nun dieſe Fragen vor, und verfolge ich, ſo weit es möglich iſt, die Entwicklung einer Leidenſchaft bis zu ihren erſten Keimen zurück; ſo entdeckt ſich mir eine Reihe äußerer Einflüſſe, die entſcheidend, wenn auch nicht nothwendig bedingend auf jene Entwicklung einwirkten: und wenn ich gleich eine ſittliche Kraft gewahr werde, welche der Leidenſchaft entgegen zu ſtreben vermag; ſo finde ich doch auch dieſe wieder tauſendfach durch äußere Einwirkungen gebunden, und in ihrer Wirkſamkeit in höherem oder geringerem Grade davon abhängig. —

Wie weit, fragte der Baron, willſt du nun die Reihe dieſer äußeren Einflüſſe zurückführen? Bis an die Wiege? Das mußt du; wenn du anders folgerecht, ſeyn willſt. Ich glaube du ſiehſt ein, zu welchen Reſultaten eine ſolche Conſequenz zuletzt führen müſſe. —

Eduard ſchwieg.

Die Leidenſchaft, fuhr der Baron fort, hat immer dieſen Weg eingeſchlagen, um ſich vor ſich ſelbſt und vor Andern zu entſchuldigen. Wir bedienen uns Alle, und bey allen unſeren Neigungen und Beſtrebungen, die wir ſelbſt als tadelnswerth anerkennen müſſen, des Verfahrens, welches du angedeutet haſt; nur mit mehr oder weniger klarem Bewußtſeyn, mit mehr oder weniger Dreiſtigkeit und Gewandtheit. Auch iſt ein ſolches Verfahren das einzige, wodurch es uns gelingen mag, ſcheinbar die Schuld, oder wenigſtens einen Theil derſelben von uns abzuwälzen.

Denn der Einfluß äußerer Umſtände auf die erſte Entwicklung und den Wachsthum unſerer Leidenſchaften läßt ſich nicht wegläugnen. Du haſt dieſen Einfluß einen zwar nicht nothwendig bedingenden, aber entſcheidenden genannt. Ich will nicht um Worte mit dir rechten. Ich ſtelle mir vor, du habeſt ihn als bedeutend, groß, wichtig bezeichnen wollen; und alle dieſe Ausdrücke ſeyen dir als zu wenig bezeichnend vorgekommen.

»So iſt es.«

Alles kommt nun, wie es mir ſcheint, auf die Frage an, in wie weit jener Einfluß auf die Entwicklung und das Fortſchreiten unſerer Leidenſchaften ein entſcheidender ſey.

»Allerdings.«

»»Nun gut; ſo laß uns deine Meinung darüber hören; ich will es dann verſuchen, unbefangen die meinige dagegen zu halten; und ſo werden wir, hoffe ich, zuletzt wohl zu einem Reſultate gelangen, mit dem wir Beyde zufrieden ſeyn können.««

Der ruhige Ton des Barons hatte Eduards anfängliche Heftigkeit glücklich herabgeſtimmt; während die lebhafte Anregung ſeiner Ideen ihn heute zur Mittheilung geneigter machte, als er es geſtern geweſen war. So hatte ich ihn gewünſcht; und das Geſpräch gewann dadurch für mich ein weit lebendigeres Intereſſe, als es ſonſt gehabt haben würde. Auch mochte geſtern das dreiſte Benehmen des Arztes an Eduards Verſchloſſenheit Antheil gehabt haben; der heute mehr nachdenkend, in ſich gekehrt und faſt finſter erſchien. Der unglückliche Vorfall, von dem er Zeuge geweſen war, mochte ihn vielleicht tiefer, wenn gleich minder heftig, als uns Übrige ergriffen haben.

Wilhelm und die Majorinn ſchienen nicht geneigt, an dem Geſpräche einen thätigen Antheil zu nehmen. Emilie war, als uns der Major verlaſſen hatte, bald darauf abgerufen worden.

Wohlan! begann Eduard auf die Aufforderung ſeines Oheims: ich will nichts von dem Einfluſſe ſagen, den die phyſiſche Beſchaffenheit überall auf die Bildung des geiſtigen, wie des ſittlichen Menſchen ausübt. —

Warum wollten Sie dieſen Einfluß nicht in Anſchlag bringen? unterbrach ihn der Arzt.

Wäre ich an der Stelle des Herrn Barons, ich würde Ihnen erlauben, ihn ſo hoch als Sie ſelbſt wollten, in die Rechnung zu ſetzen. Hier oder nirgends iſt noch viel unbekanntes Land zu entdecken; und unſere Pſychologie wird wohl nie aus den Windeln kommen, wenn ſie nicht das Glück hat, noch einige Plattner zu finden, welche dieſem Einfluſſe nachforſchen, und in welchen der Arzt dem Pſychologen die Hand biethet. Wenn Sie nur nicht gleich an Recepte denken wollen, mit denen man Liebe und Haß, Ehrgeiz und Eiferſucht heilen könne: ſo möchte ich wohl behaupten, es gebe wenige, oder vielmehr gar keine leidenſchaftlichen Zuſtände, die nicht mittelbar oder unmittelbar zum Theil in einer körperlichen Anlage ihren Grund hätten.

Wenn die Pſychologie ſo viel Glück haben ſollte, als Sie ihr wünſchen, ſagte ich: ſo werden die künftigen Plattner — denn einer oder zwey werden nicht hinreichen; und auch mehrere dürften nicht in allzuweiten Zwiſchenräumen auf einander folgen — uns wunderbare Dinge zu erzählen haben; obgleich auch ſie uns nur ein kümmerliches Licht anzünden, und durch Nacht und Dunkel ſchwankenden Schrittes fortſchreiten werden.

Darum, ſagte Eduard, will ich auf dieſen Pfad ſie nicht hinweiſen; oder wenigſtens nicht mehr, als darauf hindeuten. Aber laſſen Sie mich etwas Anderes fragen. Gibt es nicht auch eine geiſtige, oder eine moraliſche Anlage zur Leidenſchaft, wenn ich mich anders dieſes Ausdrucks im Gegenſatze zu einer phyſiſchen bedienen darf? Gibt es wohl eine Leidenſchaft, die plötzlich entſtünde, und wie ein elektriſcher Funken auf einmahl unſer ganzes Weſen durchdränge? Nein! Selbſt dort, wo die Leidenſchaft am plötzlichſten entſtanden zu ſeyn ſcheint, war ſie lange im Gemüthe, wie im Verſtande vorbereitet; der zündende Stoff hatte ſich lange gehäuft, eh' er bey einer zufälligen Veranlaſſung in helle Flammen empor ſchlug. Jedes plötzliche Hervorbrechen einer Leidenſchaft wäre ein Sprung: und dieſen macht die Natur nirgends; folglich auch hier nicht. Wo uns daher immer eine Leidenſchaft plötzlich entſtanden zu ſeyn ſcheint, dürfen wir den Grund einer ſolchen Tauſchung allein darin ſuchen, daß uns die erſten Keime derſelben, und die Umſtande, welche auf ihre Entwicklung einwirkten, unbeachtet geblieben ſind, oder ſich unſerem Auge entzogen haben.

Wenn ich Sie recht verſtehe, unterbrach der Arzt den Sprechenden: ſo haben Sie hier nicht ſowohl jene äußeren Umſtände im Auge, welche die langſamere oder ſchnellere Entwicklung einer Leidenſchaft zunachſt und unmittelbar beſordern: als etwas Entfernteres, was dieſe Entwicklung und den Einfluß dieſer Umſtände ſelbſt vorbereitete.

»So mein' ich es.«

»»Und dieſes Entferntere wäre?««

»Dieſe entferntere Veranlaſſung ſcheint mir nicht ſowohl in einzelnen Neigungen und Vorſtellungen, als vielmehr in dem zu liegen, was bey jedem Einzelnen, wenn ich ſo ſagen darf, die Eigenthümlichkeit ſeines geiſtigen wie ſeines ſittlichen Menſchen ausmacht. Gerade dieſe Eigenthümlichkeit aber iſt es, deren Einfluß wir theils am wenigſten beachten, theils am wenigſten zu beſtimmen und abzuwiegen vermögen. Faſt immer betrachten wir das Begehren oder Verabſcheuen der Leidenſchaft als etwas Vereinzeltes und Abgeſchiedenes. Gibt es ein ſo abgeſchiedenes Begehren? iſt es nicht mit allen übrigen Kräften unſerer Seele verbunden und verflochten? zeigt es ſich bey näherer Prüfung nicht immer als abhängig von der Eigenthümlichkeit ihrer Ausbildung, von dem Grad ihrer Stärke und Schwäche, von ihrer beſtändigen Wechſelwirkung? und erſcheinen die Bildung derſelben, Art und Maß ihrer gegenſeitigen Einwirkung, nicht wieder abhängig von einer Reihe äußerer Bedingungen, die ich nicht ſo ganz leicht auf die Seite zu ſchieben weiß? Beſtimmen Phantaſie und Neigung allein den Gang und das Fortſchreiten unſerer Leidenſchaften? — Nicht auch die Anſichten des Verſtandes? — richtige oder falſche, gilt hier gleich viel. Wer berechnet den Einfluß einer einzigen ſolchen Vorſtellung? So unbedeutend ſie an ſich ſelbſt, ſo entfernt ihre Beziehung zur Leidenſchaft zu ſeyn ſcheint: ſo iſt doch vielleicht gerade ſie es, welche den Strom derſelben zurückhält, oder in Bewegung ſetzt. Wenn ich den Blick auf die Verflechtung unſerer Leidenſchaften mit unſeren Vorſtellungen und Empfindungen wende: ſo erſcheint ſie mir ſo mannigfaltig und verworren, daß jeder Verſuch einer befriedigenden Auflöſung ſich nothwendig als unzulänglich, ſo wie jede äußere Einwirkung ſich nothwendig als unſicher ausweiſen muß.«

Wahr! ſagte der Baron, das Gewebe unſerer Gedanken, Neigungen und Empfindungen iſt ſo fein und ſo mannigfaltig verſchlungen, daß wir immer nur die gröbſten Fäden, und auch dieſe nicht mit Sicherheit zu erkennen und zu verfolgen vermögen; und das innere Leben auch des einfachſten Menſchen gleicht einem, aus unzähligen Rädern zuſammengeſetzten Uhrwerke, in welchem gerade diejenigen, welche am mächtigſten eingreifen, am wenigſten bemerkbar ſind. Daher mag auch jede fremde Einwirkung auf das leidenſchaftlich bewegte Gemüth für unſicher und unzuverläßig gelten; allein vermag die ſittliche Kraft, die im Menſchen wohnt, wenn er ſie ausbildet und gebrauchen will, nicht jenen äußeren Einflüſſen, welche die Entwicklung ſeiner Leidenſchaften erzeugen, und ihren Wachsthum begünſtigen — vermag dieſe Kraft ihnen nicht das Gleichgewicht zu halten, oder vielmehr das Übergewicht zu gewinnen? denn daß eine ſolche Kraft im Menſchen vorhanden ſey, haſt du kurz vorher ſelbſt anerkannt.

»Allerdings. Nur iſt die Art verſchieden, wie wir ſie beyde auffaſſen. Sie faſſen auch dieſe Kraft mit unbefangener Ruhe als etwas Vereinzeltes, als etwas für ſich Beſtehendes auf; — ich im Gegentheile glaube, man dürfe ſie nie anders als im Verhaltniſſe zu dem ganzen innern und äußeren Leben des Menſchen betrachten, und auf dieſe Art allein bin ich es gewohnt, ſie zu meſſen und zu prüfen.«

Du irrſt, mein Freund! fiel der Baron ſeinem Neffen hier lebhaft in die Rede; auch ich habe die Leidenſchaft kennen gelernt, und ihre Gewalt an mir ſelbſt erfahren. Aber auch die Kraft, welche ihr zu widerſtehen und ſie zu beſiegen vermag — auch dieſe habe ich an mir, wie an anderen, beſſeren Menſchen kennen gelernt, als ich es bin. Und laß mich bey dieſer Gelegenheit eine Bemerkung machen, die, ich verſichere es dir, kein Vorwurf für dich ſeyn ſoll. Wir ſind es überhaupt gewohnt, den Blick überall mehr auf der ſittlichen Schwäche, als auf der ſittlichen Kraft des Menſchen feſtzuhalten; wenn nicht Haß oder Mißgunſt bey Beurtheilung des Einzelnen dieſe Ordnung verkehren: weil eben die Betrachtung fremder Schwäche, zum allgemeinen Maßſtabe geſtämpelt, zur gültigſten Entſchuldigung der unſrigen wird. Die ſittliche Kraft des Menſchen im Verhältniſſe zur Gewalt der Leidenſchaft iſt nicht ſchwach und ohnmächtig; wenn ſie es iſt: ſo iſt ſie es immer nur darum, weil ſie ſich ihrer ſelbſt nicht bewußt geworden iſt; und darin iſt ſie zurückgeblieben, weil ſie ſich nicht ſelbſt erforſcht und gemeſſen hat. Daß ſie unmittelbar, und mittelbar durch Alles, was den Wachsthum unſerer Leidenſchaften fördert, zum Theile von äußeren Einflüſſen abhängig ſey, begehre ich nicht zu läugnen; allein ich wage wenig dabey, wenn du mir zugeben willſt, - und das wirſt du — daß ſie, welches auch ihr Maß ſeyn möge, durch ſelbſtſtändiges Streben einer Steigerung und fortſchreitenden Ausbildung fähig ſey.

Eduard ſchien durch die Rede des Barons aufs neue beleidigt, obwohl dieſer ausdrücklich erklärt hatte, daß ſeine Äußerung keinen Vorwurf für ihn enthalten ſollte. Seine Stirn zog ſich in Falten, und mit kalter Zurückhaltung ſagte er:

Es iſt ſonſt überall Ihre Gewohnheit, zuerſt nach dem Grade der Klarheit und Lebhaftigkeit zu fragen, welcher jeder Vorſtellung eigen ſey, und eben darnach ihren Einfluß auf den Willen zu beſtimmen; ich ſehe nicht ein, warum Sie im gegenwärtigen Falle nicht das Nähmliche thun wollen.

»Wie meinſt du das? Erkläre dich deutlicher.«

»»Der wahre Boden, in welchem alle Leidenſchaften am üppigſten gedeihen, iſt die Phantaſie. Auch diejenigen, bey welchen der Einfluß derſelben am wenigſten auffallt, ziehen von ihr die meiſte Nahrung. Kein anderes Seelenvermögen übt eine mächtigere Herrſchaft über uns aus. Ihre Vorſtellungen haben die meiſte Stärke, die meiſte Lebhaftigkeit, die meiſte ſinnliche Kraft. Dieſe einzige Rückſicht reicht, glaube ich, ſchon für ſich allein hin, die Gewalt der Leidenſchaften zu erklären. Die Forderungen der Leidenſchaft gehen von der Phantaſie aus; die Forderungen des ſittlichen Gefühles gehören dem Verſtande allein an.««

»Das Letztere läugne ich geradezu.«

»»Wenn nicht allein, doch größtentheils. Ein Mißverhältniß zwiſchen den Vorſtellungen Beyder an Lebhaftigkeit und ſinnlicher Kraft werden Sie für jeden Fall zugeben müſſen.««

»Daß ein ſolches Mißverhältniß ſehr gewöhnlich ſey, gebe ich zu: allein laß mich fragen, wie es Statt finde. Nur dort allein, wo die Phantaſie regellos und ungezähmt eine übermachtige Gewalt erlangt, und das ſittliche Gefühl keine Nahrung und keine Ausbildung durch ſelbſtſtändiges Streben gewonnen hat. Wo ein ſolches Streben vorhanden iſt, wo es das ſittliche Erkennen zu einem höheren Grade der Klarheit gebracht hat: da werden die plötzlich entſtandenen Bilder der Phantaſie wenig Nahrung finden, und noch weniger wird dieſe eine gefährliche Übermacht erhalten. Auch iſt es falſch, daß die Phantaſie bey dieſem Streben keinen Antheil habe. Wie die Leidenſchaft ſich an die Bilder ihres Begehrens heftet: eben ſo heftet das ſittliche Streben ſich innig an die Bilder des ſittlich Guten und Schönen; es ſaugt aus ihnen eben ſo viele Nahrung und Starke; und es laßt ſich kein Grund angeben, warum das nahmliche Seelenvermögen mit weniger Stärke hier als dort wirken ſollte.«

Einen ſolchen Grund, erwiederte Eduard mit einem zurückgehaltenen ſpöttiſchen Lächeln, wüßte ich allerdings anzugeben. Die Phantaſie bildet alle Vorſtellungen um ſo leichter, raſcher und lebendiger aus, und hält ſie um ſo feſter, je näher ſie ihr liegen; je vertrauter ſie damit geworden iſt, und je mehr ſie überhaupt unſeren Neigungen zuſagen. Überall aber liegen die Bilder ſittlicher Schwäche und ungebundener Leidenſchaft uns näher, und treten uns zahlreicher entgegen, als die Bilder männlicher Selbſtbeherrſchung und ſittlicher Stärke.

Leider! ſagte der Baron mit ſtrengem Ernſte, leider! muß ich dir hier Recht geben; und laß mich noch das hinzuſetzen: nichts wahrt unſre Erziehung ſchlechter, als die Reinheit der jugendlichen Einbildungskraft. Schon das darf ihr mit Recht zum Vorwurfe gemacht werden, daß ſie wenig oder nichts thut, um dem gefährlichſten unſrer Seelenvermögen eine ſichere und beſtimmte Richtung zu geben. Am wenigſten geſchieht dieſes nicht in den früheren Jahren der Kindheit, ſondern in den Jahren des nahenden Jünglingsalters, in welchem die aufſtrebende Phantaſie der Leitung am meiſten bedürfte, und der Gefahr, ſich zu verirren, am meiſten ausgeſetzt iſt. Wir machen das Alterthum zur Grundlage unſerer Jugendbildung; aber faſt überall vermiſſe ich dabey die vorherrſchende Tendenz, der jugendlichen Phantaſie ein lebendiges Bild ſeiner Größe zu geben; ſie für ſeine Heroen zu begeiſtern, eben dadurch ein klares Erkennen des ſittlichen Werthes des Menſchen, und ein feſtes Vertrauen auf ſeine beſſeren Kräfte vorzubereiten, und indem man der aufſtrebenden Einbildungskraft eine beſtimmte Bahn und ein ſo erhabenes Ziel anwieſe, ſie am ſicherſten vor jeder Verirrung zu bewahren. Wir klagen allgemein über die Abnahme ſittlicher Begeiſterung, aber wir wiſſen ſie nicht zu erregen. Licht und Leben, Wärme und Färbung bedarf der Unterricht, welcher ſie wecken und nähren ſoll. Anſtatt deſſen überlaſſen ſie die Bildung der erwachenden Phantaſie meiſtens dem Zufalle; ſie ſammelt aus der Gemeinheit unſers täglichen Treibens gehaltloſe, aus einer aufs Geradewohl zuſammengerafften Lecture theils verderbliche, theils ſchimäriſche Bilder, und tritt dann die Periode ein, wo ſie regſam und kräftig das thätige Streben, den Muth zum Handeln und die Kraft zum Widerſtande unterſtützen ſollte; ſo kränkelt ſie, wenn nicht ein noch ſchlimmerer Fall eintritt, bereits an träger Erſchlaffung, oder an einer noch weit ſchädlicheren Überreitzung.

Vielleicht, ſagte Wilhelm, dürfte man beyde Übel der Bildung unſerer Zeit überhaupt zum Vorwurfe machen. Wie nähmlich die Ausbildung der einzelnen Menſchen niemahls eine glückliche genannt werden kann, wenn ſie nicht rückſichtlich aller Seelenvermögen eine harmoniſche iſt: ſo ſollte auch in der Bildung eines ganzen Zeitalters ein ſolches Gleichgewicht Statt finden; und dieſes ſcheint mir in dem unſrigen, was die Phantaſie betrifft, etwas ſtark verſchoben zu ſeyn.

Ha! meine Leutchen! rief der Arzt aus.

Nicht ihre Leutchen allein, entgegnete der Baron; obwohl ich Ihnen gerne zugebe, daß Erſchlaffung und Überreitzung der Phantaſie nirgends ſchärfer und widerlicher hervortreten, als in unſerer Literatur; und daß gerade von dieſem Puncte aus die Anſteckung am weiteſten ſich ausbreite. Allein auch die mannigfaltigen und widerſprechenden Ereigniſſe der Zeit, die gewaltſamen, immer in ſchroffem Gegenſatze ſich begegnenden Reformen in faſt allen Zweigen des menſchlichen Wiſſens und Wirkens; noch mehr aber der allgemein gewordene Drang nach Lebensgenuß, haben das Ihrige dazu beygetragen, die Phantaſie aufzuregen, und ihr unbeſtimmte fieberhafte Reizbarkeit mitzutheilen. Wo die Phantaſie aber immer, ſey es bey dem einzelnen Menſchen, ſey es bey einer ganzen Generation, die rechte Bahn verloren hat: da wird ſie ſich nur ſelten darauf zurückfinden; ſondern raſtlos in der Irre herumflattern, bis ſie ihre Kräfte gänzlich erſchöpft hat, und in ohnmächtiger Ermattung zu Boden ſinkt.

Wenn es nur ſo leicht wäre, rief Eduard aus, der Phantaſie beſtimmte Gränzen vorzuſchreiben. Allein wer ihre Gewalt und die Art, wie ſie wirkt, kennt, der wird das nimmermehr zugeben. Es liegt etwas Magiſches in dieſer Gewalt. Was ſind die kalten Anſichten des Anſtandes gegen die lebenswarmen Bilder, gegen die glühenden Farben einer aufgeregten Einbildungskraft? Und dennoch liegt der mächtigſte Zauber, mit welchem ſie auf uns wirkt, nicht in der ſinnlichen Kraft ihrer Bilder. Die Geſchmeidigkeit dieſes Seelenvermögens iſt es, die ihm eine ſo unbeſchränkte Macht gibt. Kein anderes hängt ſo wenig von unſrer Willkür ab, als eben die Phantaſie. Mit jeder Vorſtellung weiß ſie ſich zu verbinden, jede weiß ſie in ihr Gewand zu kleiden: das iſt's, was ihr Übergewicht ſo entſcheidend macht. Wir werden allmählich mit ihren Bildern vertraut, und in immer neuen Geſtalten drängen ſie ſich uns auf; nur um deſto lebhafter, je mehr wir ſie abzuhalten ſuchen. Alles nimmt nun ihre Geſtalt an, alles borgt dann ihre Farben. Der Geiſt liegt in unſichtbaren Feſſeln befangen; wir ſtreben ſie zu zerreißen, und ſie ziehen ſich nur immer feſter zuſammen; in fruchtloſen Anſtrengungen ermattet unſere Kraft, und mit ihr verlieren wir zuletzt nicht allein den Muth, ſondern auch den Willen zum Widerſtande.

* * *

Der Baron ſchwieg einige Augenblicke, in welchen er nachdenkend vor ſich hinblickte.

Laß uns einen andern Ausweg ſuchen, ſagte er dann mit einem feſteren, beſtimmteren Tone, als er bisher angenommen hatte; denn dieſer führt uns ſchwerlich zum Ziele. Wer den Menſchen auf deine Weiſe auszurechnen ſucht, der macht ihn eben erſt zum unbegreiflichen Räthſel, und bey ſtrenger Folgerichtigkeit — zur willenloſen Maſchine.

Eduard war überraſcht. Gegen eine ſolche Folgerung, ſagte er, glaubt' ich mich hinlänglich verwahrt zu haben.

Der Baron ſchien dieſe Äußerung nicht zu bemerken, und fuhr fort. Dieſes Verfahren unternimmt die Löſung einer unauflöslichen Aufgabe, die es ſelbſt als eine ſolche anerkennt; ohne darum mit weniger Zuverſicht auf fruchtloſe Verſuche Reſultate zu gründen, für die es eine allgemeine Gültigkeit in Anſpruch nimmt. Bey der größten Befangenheit gibt es ſich immerfort das Anſehen der vollkommenſten Unbefangenheit; und während es die ſittliche Kraft im Menſchen verläugnet, und im Grunde vernichtet: bedauert es bald gleiſend, bald aus Selbſttäuſchung ihre Schwäche, ohne die Stärke derſelben jemahls hinreichend geprüft zu haben.

Ihr Vorwurf trifft mich nicht! ſagte Eduard mit ſteigendem Unmuthe. Nie habe ich jene Kraft verkannt, welche der Leidenſchaft entgegenwirkt. Daß ſie aber in ihrer Entwicklung wie in ihrer Ausübung durch äußere Einflüſſe mannigfaltig beſchränkt und gehemmt werde, haben Sie ſelbſt zugeſtanden.

Ja: nur hab' ich dabey feſt zu ſtellen geſucht, daß ſie durch ein ſelbſtſtändiges Streben einer fortſchreitenden Ausbildung, und dadurch einer Steigerung fähig ſey.

»So wird noch immer die Frage übrig bleiben, ob ſie durch ein ſolches Streben ſelbſt hinreichend erſtarkt ſey, um dem Andrang einer mächtigen Leidenſchaft Widerſtand leiſten zu können.«

Conſequent, verſetzte der Baron nach einer kurzen Pauſe mit einem etwas harten Lächeln: conſequent, Neffe, biſt du; man kann dir das nicht wohl abſprechen. Es läßt ſich rechnen darauf; und darum will ich mein Spiel vor der Hand dennoch nicht verloren geben. — Du haſt mir z. B. den Vorwurf gemacht, bey Beurtheilung leidenſchaftlicher Zuſtände jenen Geſichtspunct zu vernachläßigen, den ich ſonſt immer zunächſt ins Auge faßte, das Verhältniß der Stärke und Lebhaftigkeit der Vorſtellungen, die dabey ins Spiel treten. Alles käme nun darauf an, zu beſtimmen, ob es in unſerer Macht ſtehe, mit ſelbſtſtändiger Kraft dieſes Mißverhältniß aufzuheben, oder vielmehr der ſittlichen Idee das Übergewicht zu verſchaffen.

»So iſt es.«

Beynahe macht mich deine Conſequenz verlegen, wie ich die Sache angreifen ſoll; und wenn du mir nicht vielleicht zugeben willſt, daß im Leben jedes Menſchen ein Zeitpunct eintritt, wo jene Kraft mündig werde: ſo weiß ich mir in der That nicht zu helfen.

Ich verſtehe nicht zum Beſten, ſagte Eduard, was Sie unter dem Ausdrucke »mündig werden« hier verſtanden wiſſen wollen.

»Nicht mehr und nicht weniger, als daß ein Zeitpunct eintrete, wo der Menſch ſeiner ſittlichen Kraft und des Vermögens, ſie durch ſelbſtſtändiges Streben auszubilden, ſich klar bewußt werde.«

»»Wann wollen Sie nun, daß dieſer Zeitpunct eintrete?««

»Meiner Meinung nach, wird er mit dem Erkennen einer ſittlichen Beſtimmung zuſammenfallen.« —

Ich ſehe nicht ein, ſagte Eduard, indem er den Kopf in die Höhe warf, daß mit allem dem viel für Sie gewonnen wäre, Oheim. Klarheit und Stärke dieſer Erkenntniß, wenn dieſe ſelbſt gleich überall vorhanden, werden Sie ihrem Maße nach nicht überall als gleichförmig annehmen wollen; und dieſes Maß ſelbſt von früheren Einwirkungen als abhängig erkennen müſſen.

»Wo Klarheit und Stärke dieſes Erkennens geringer ſind; ſoll der ſelbſtſtändige Wille, ſie zu vervollkommen, ihnen das rechte Maß geben.

»»Und wenn ich nun dieſes Wollen, dem Grade ſeiner Stärke nach, ſelbſt wieder von äußeren Einflüſſen für abhängig erklärte?««

»So würde ich mir auch das gefallen laſſen.«

»»So wäre es alſo wohl möglich, daß die Schwäche jenes Erkennens, und der darauf beruhenden Willenskraft im Mißverhältniſſe zur Leidenſchaft —««

»Bis zur gänzlichen Ohnmacht ginge?« fiel der Baron ein; ja, Neffe! dieſer Fall iſt, ſelbſt bey einem täuſchenden Anſcheine von Kraft, ſehr leicht denkbar. Für dieſen Fall weiß ich in der That keinen Rath. Daß der Menſch ſich ſeiner ſittlichen Beſtimmung bewußt ſey, und daß er den Willen habe, der Leidenſchaft Widerſtand zu leiſten — das ſcheint mir in der That eine unerläßliche Bedingung, wenn er nicht unbedingt — hier hätten wir denn doch einmahl etwas Unbedingtes! — ihre Beute werden ſoll.

Ein gewiſſes Etwas, das ich nicht recht zu benennen weiß, und das zuletzt doch wohl ſecker Übermuth ſeyn möchte, verſchwand ganz plötzlich aus Eduards Geſichte. Seine Stirne runzelte ſich, die Augenbraunen zogen ſich zuſammen. Er blickte flüchtig erſt den Arzt, und dann mich an. Die Miene des Erſteren ſchien wenig verändert; die meinige mochte nicht undeutlich die Verlegenheit ausdrücken, in die mich das bisherige Geſpräch hineingezogen hatte. Die Majorinn ſah Eduard recht keck mit ſcheinbarer Unbefangenheit ins Geſicht; gerade als ob ſie ihn fragen wollte: was er nun wohl zu antworten haben könnte.

Schließen wir nun, fuhr der Baron halb gegen Wilhelm, halb gegen mich gewendet fort, jene gänzliche Ohnmacht der Willenskraft aus, die doch ſelbſt das ſittliche Gefühl nicht auszulöſchen vermag: ſo glaube ich gegen Eduard noch immer Recht behalten zu können. Denn wie richtig auch Alles ſeyn mag, was er von dem Einfluſſe der Phantaſie auf den Wachsthum unſerer Leidenſchaften geſagt hat: ſo ſoll er mich doch nie überreden, daß jener Einfluß der Natur dieſes Seelenvermögens nach ein übermächtiger ſey. Wenn es nähmlich im gewiſſen Sinne ganz richtig iſt, daß kein anderes Seelenvermögen weniger unſerer Willkür unterworfen ſey, als eben die Einbildungskraft: ſo läßt ſich in einem anderen Sinne gerade das Gegentheil davon behaupten.

Wie das? fragte der Arzt. Ihre Behauptung ſcheint einen Widerſpruch in ſich zu ſchließen.

»Der bald verſchwinden wird, wenn Sie in Betrachtung ziehen wollen, daß keine andere unſerer Seelenkräfte leichter zu beſchränken ſey.«

»»Leichter? Ich verſtehe Sie in der That nicht.««

»Wenn Sie den Fall einer plötzlichen und heftigen Anregung ausnehmen wollen, die allerdings von der Art ſeyn kann, daß es nicht in unſerer Gewalt ſteht, ſie zu vermeiden, und nach welcher immer, wäre es auch nur durch Erſchöpfung, ein Moment der Beſonnenheit eintreten wird: ſo werden zweckmäßige Thätigkeit und Zerſtreuung hinreichend ſeyn, auch der erregbarſten Phantaſie Schranken zu ſetzen, und ſie in ihre Gränzen zurückzuweiſen.«

Welche Art von Thätigkeit und Zerſtreuung ſcheint Ihnen aber hier eine zweckmäßige zu ſeyn, fragte Wilhelm, in einem Tone, als wenn er die geprieſene Heilkraft der vorgeſchlagenen Panacee noch ein wenig in Zweifel ziehe.

Botanik! zum Beyſpiele, fiel ich etwas vorlaut ein. Das iſt ein treffliches Studium! ganz geeignet, den böſen Feind von uns abzuhalten. Man kann, glaube ich, den ganzen Tag hindurch Pflanzen umwenden, ohne viel anderes dabey zu denken, als daß man eben eine getrocknete Amaryllis formosissima, oder eine Cardiaca crispa unter den Händen habe.

Wenn es ſo iſt, ſagte Wilhelm ganz trocken, ſo rathe ich dir noch heute ein Herbarium vivum anzulegen. Denn es gibt wohl niemand, der —

Ich wollte nur ſagen, fiel ich, an den Baron mich wendend, dem allzufertigen Tadler in die Rede, Sie, Herr Baron, wären vermuthlich der Meinung, Thätigkeit oder Zerſtreuung, wenn wir den Einfluß der Phantaſie beſchränken ſollen, müßten von der Art ſeyn, daß ſie, ohne allzutrocken und beſchwerlich zu ſeyn, die Aufmerkſamkeit dennoch leicht feſthielten, und dabey der Phantaſie keinen, oder nur geringen Spielraum verſtatteten.

»Ganz richtig; und dieſer Forderung ſcheinen mir außer mehreren andern Beſchäftigungen, unſere Berufsgeſchäfte, wenn ſie eine intereſſante Seite haben, oder wir ſie ihnen abzugewinnen ſuchen, am meiſten zu entſprechen.«

»»Und glauben Sie, daß dieſe Mittel überall ausreichen werden?««

»Wo ſie ſich nicht ſo bewähren ſollten, würde ich mich überall berechtigt glauben, den Grund davon zunächſt in einem Mangel von Muth und Entſchloſſenheit zu ſuchen, ernſtlich davon Gebrauch zu machen.«

Eines wenigſtens, bemerkte der Arzt, ſpricht ſehr für ihre Behauptung. Menſchen von einem lebhaften, aufs praktiſche Leben gerichteten Thätigkeitstriebe werden nicht leicht von einer heftigen oder lange dauernden Leidenſchaft ergriffen. Immer ſind die Menſchen, bey welchen wir die Leidenſchaft eine unmäßige Stärke gewinnen ſehen, ſolche, bey deren Thätigkeit ſelbſt die Phantaſie lebhafter ins Spiel tritt; oder die Muße und vorherrſchende Neigung haben, ſich ihrem Einfluſſe gutwillig hinzugeben. Immer iſt es ein auffallendes Mißverhältniß an Regſamkeit und Luſt zum Gebrauch unſerer thätigen Kräfte, zur Thätigkeit der Phantaſie, was uns in ihre Netze hineinzieht; ein Hang, läſſig und unthätig in einem Labyrinthe ſelbſtgeſchaffener, unſeren Neigungen verſchwiſterter Bilder herumzuſchleichen; wobey wohl eine Zeit hindurch ein täuſchender Anſchein von geiſtiger Kraft Statt finden mag, der ſich zuletzt aber immer in das peinliche Gefühl geiſtiger Erſchlaffung und endlich gänzlicher Erſchöpfung auflöſen muß. Jede Art von Thätigkeit hingegen, die unmittelbar auf das praktiſche Leben gerichtet iſt, feſſelt den Sinn als etwas Wirkliches, das eine beſtimmte Geſtalt gewinnen ſoll; und eine ungetheilte Aufmerkſamkeit heiſchend, zieht es eben dadurch der Phantaſie eine ſichere Gränze.

Wie aber, fragte ich, wenn die Phantaſie als vorherrſchendes Vermögen in der Geſammtheit der Seelenkräfte; und früh entwickelt — ich will nicht ſagen verderbt — zur Zeit der entſtehenden Leidenſchaft bereits ein entſchiedenes Übergewicht erhalten hätte: wird es da eben ſo leicht ſeyn, die Feſſeln zu zerreißen, in welchen ſie Kraft und Willen zum Widerſtande gefangen hält? Wird es demjenigen, welchem die Natur eine leicht erregbare, glübende Phantaſie, und die Anlage zu heftigen Leidenſchaften gegeben hat, eben ſo leicht werden, dieſe im Zaume zu halten, als jenem, dem eine matte Einbildungskraft und ein trägeres Gemüth zu Theile geworden iſt?

Es herrſcht, erwiederte der Baron nach einigem Bedenken, in unſern natürlichen Anlagen ein gewiſſes Gleichgewicht, dem die Pſychologie bisher viel zu träge nachgeſpürt hat. Mag es gleich ſeyn, daß einzelne Seelenkräfte bey einem höheren Grade ihrer Entwicklung ſich beſchränken, ſo ſcheint doch ein auffallendes Mißverhältniß mehr die Folge vorſätzlicher oder zufälliger Vernachläßigung ihrer Ausbildung zu ſeyn, als in einem urſprünglichen Mißverhältniſſe der Bildungsfähigkeit aller verſchiedenen Seelenvermögen ihren Grund zu haben. Wo eine größere Energie der Phantaſie iſt, wird ſich, wenn die Ausbildung derſelben nicht vielleicht gänzlich verſäumt worden iſt, in der Regel immer auch eine Anlage zur Energie der Verſtandeskräfte finden. Daß jene ſich früher entwickelt, und in ihrer Entwicklung raſcher fortſchreitet, als dieſe: fällt nicht ſo ſchwer in die Wagſchale, als es auf den erſten Anblick ſcheinen konnte. Genug wenn ſie zur Zeit der hervorbrechenden Leidenſchaft hinreichend erſtarkt ſind, um die ſittliche Beſtimmung des Menſchen und den Gegenſatz zu faſſen, welcher zwiſchen der Leidenſchaft und den Forderungen derſelben Statt findet.«

Überhaupt, fuhr der Baron fort, iſt es ein grober pſychologiſcher Irrthum, daß — wenn ich mich ſo ausdrücken darf; und es iſt ſchwer, hier beſtimmt ſich auszudrücken — die Anlage zur Sittlichkeit, ihrer eigenthümlichen Natur nach, dieſe für ſich allein betrachtet — gegen diejenigen Anlagen, aus welchen die Leidenſchaft hervorgeht, in einem entſchiedenen Mißverhältniſſe ſtehe. Wo ein Mißverhältniß zwiſchen ſittlicher Kraft und leidenſchaftlichem Begehren Statt findet; da wird bey genauerer Prüfung überall ein Mangel des Strebens, jene auszubilden, und eine unläugbare Schwäche der Willenskraft ſich kund geben. Aber eben im Mißverhältniſſe zur Leidenſchaft kann die eigenthümliche Stärke unſerer Anlage zur Sittlichkeit am ſicherſten gemeſſen werden. Wie niedrig auch die Stufe der ſittlichen Erkenntniß ſey, — mit einem feſten Willen verbunden vermag ſie über die Leidenſchaft das Übergewicht zu gewinnen; und ein Sieg über dieſe gibt der ſittlichen Kraft mehr Stärke, als ſie durch zehn Siege ihrer Gegnerinn verlieren kann. Die Macht der Phantaſie, der ſittlichen Idee verbündet, wirkt nicht ſchwächer, als im Bündniſſe mit der Leidenſchaft; und wenn dieſe durch täuſchende Anſichten des Verſtandes oder die falſche Anwendung mächtiger genährt und gefördert wird: ſo vermögen ſie gegen die einfache Wahrheit jener, ſo beſchränkt ſie auch ſeyn mag, nicht auszuhalten. Die Leidenſchaft erſtirbt oder verzehrt ſich; aber auch ihre unbeſchränkteſte Übermacht vermag es nicht, die ſittliche Idee zu erſticken; die eben dadurch ihre höhere Kraft bewährt, daß ſie unzerſtörbar in der Bruſt des Menſchen fortlebt.

……………………

Da ſtehen wir nun wieder, ſagte Eduard mit ſcheinbarer Ruhe, auf der nähmlichen Stelle, auf welcher wir uns geſtern herumgetrieben haben — mitten im Gebiethe der Ideen. Raum wenigſtens hat dieſes Feld genug; und iſt nur ein einziger Satz gehörig unter Dach gebracht, ſo darf man der übrigen wegen eben nicht bange ſeyn.

Ich weiß in der That nicht, Neffe! verſetzte der Baron: wie ich mir deinen Widerwillen, mich auf dieſem Felde zu finden, erklären ſoll. Bey dir, der über den Menſchen, über das mannigfaltige Spiel ſeiner Kräfte, und die Art ihrer Entwicklung ſo viel nachgedacht, und der ſo viel beobachtet haben will, kann ein ſolcher Widerwille mit Recht unerklärbar ſcheinen. Wohlan! ſo ſage mir, was hat der Menſch Anderes in dieſem Leben, in dem Alles wankt und ſchwankt, und jeden Augenblick ſich verändert, was hat er Anderes, woran er ſein Streben und Wirken mit Sicherheit knüpfen mag, als die Idee? Was kennt er ſonſt Unveränderliches, dem er mit Zuverſicht vertrauen dürfte, als dasjenige, was als Product der ewigen Geſetze ſeiner geiſtigen Natur unveränderlich, wie dieſe ſelbſt iſt? oder was gibt es ſonſt, wovon er ſagen dürfte: das will ich feſt halten, und nicht davon laſſen! Was einzelne Menſchen, was ganze Zeitalter ſelbſt aufopfernd Großes und Herrliches geleiſtet haben — aus welchem Boden erwuchs es, als aus Ideen? und welchen andern Maßſtab haben wir, ihren Werth zu meſſen, als die Klarheit, mit welcher ſie ſich ihrer bewußt waren, und die Entſchloſſenheit, mit welcher ſie daran feſt hielten? Dennoch wagt es der gröbſte Realismus frech, der Idee, als etwas Weſenloſem, die Stirne zu biethen; er, der ohne ſie unter hohlen Geſtalten, wie ein Träumender unter Gräbern und Trümmern herumſchleicht, weil ſie allein allem, was iſt, Leben und Bedeutung gibt. Die Leidenſchaft ſelbſt — iſt der Preis, nach welchem ſie ringt, die einzige Feder ihres Strebens? Auch ſie gewinnt erſt durch eine herrſchende, unrichtige, oder unrichtig angewandte Idee Kraft und Stärke; und ſinkt ohne dieſe, ſchnell entſtanden, ſchnell wieder in ſich ſelbſt zuſammen. — Du wirſt vielleicht ſagen, die Vernunft ſey ihr eigener Bürge. Wahr! aber zerfließt und zerflattert, ohne den Glauben an dieſe Bürgſchaft, nicht unſer ganzes Daſeyn in einen verworrenen Haufen leerer Nebelgebilde? Das eben iſt der Fluch der Leidenſchaftlichkeit, daß ſie das Vertrauen auf dieſe Bürgſchaft verliert; und hat ſie es einmahl verloren, nie wieder in voller Kraft zu gewinnen weiß. Im Widerſtreite mit der ſittlichen Idee, und dieſen Widerſtreit als einen unverſöhnlichen erkennend, greift ſie jene ſelbſt an; mit dem Glauben daran entſchwindet ihr die Kraft, daran feſtzuhalten; immer mehr ſich verſtrickend und verwirrend ſucht ſie Einheit und Übereinſtimmung mit ſich ſelbſt auf einem Wege, auf dem ſie nie dazu gelangen kann; und mit einem falſchen Scheine von ſelbſtſtändiger Kraft ſich täuſchend, offenbart ſie überall ihre ohnmächtige Schwäche.

Schwäche! rief Eduard mit mühſam zurückgehaltenem Unmuthe; Schwäche! und beym dritten Wort immer wieder Schwäche! Iſt eine Leidenſchaft, die alle Sehnen der Seele anſpannt, um ihr Ziel zu erreichen, darum Schwäche, weil ſie das rechte Ziel verfehlt hat? — Sind es denn nur ſchwache Seelen allein, die davon ergriffen werden? Auch ſtarke überwältigt ſie; und ihre Macht iſt auch bey ſolchen vollkommen hinreichend, ſelbſt die Bande der Natur zu ſprengen, und die Liebe des beleidigten Vaters in Erbitterung und unverſöhnliche Härte zu verkehren!

Ich will es Eduard zutrauen, daß die Heftigkeit des Augenblicks allein ihn zu einer ſolchen Äußerung hinreißen konnte, die gegen alle Rückſichten verſtieß, welche er ſeinem Oheim ſchuldig war. Wie heftig auch ſein Inneres durch das Geſpräch von geſtern und heute aufgeregt ſeyn, und wie ſehr er ſich auch durch manche Bemerkung ſeines Oheims verletzt fühlen mochte; ſie ließ ſich nicht entſchuldigen, am wenigſten in Gegenwart eines Fremden. Die unwillkürlichen Äußerungen des Unwillens bey dem Arzte, bey Wilhelm und der Majorinn verriethen mir das Geheimniß, wenn ich es auch nicht ſchon gewußt hätte. Der Arzt warf einen faſt verächtlichen Blick auf den jungen Mann; Wilhelms Mienen ſprachen deutlich ſeine Beſtürzung aus; und die Majorinn vermochte es eben ſo wenig durch den Ausruf: »Wie, Vetter! was fällt Ihnen ein!« ihre Mißbilligung zurückzuhalten. Ich ſelbſt wußte kaum, wo ich meine Augen hinwenden ſollte; und wagte es nicht, dem Baron ins Geſicht zu ſehen.

Er ſchwieg eine Minute lang, in der er ernſt und ſcheinbar ruhig vor ſich hinblickte. Du hätteſt, ſagte er dann langſam, indem er ſich zu Eduard wandte, mir dieſen Vorwurf nicht machen ſollen, Neffe! — Nie! — am wenigſten in Gegenwart fremder Zeugen. Auch hatteſt du den gerechten Zorn des Vaters von eigenſinniger, leidenſchaftlicher Härte unterſcheiden ſollen. War ich einmahl hart: ſo hatte ich Gründe es zu ſeyn; und ging ich darin einmahl zu weit: ſo habe ich wenigſtens in der Folge gethan, was an mir war, jene Erbitterung von gerechtem Unwillen zu ſcheiden, und die erſtere aus meinem Gemüthe wegzutilgen. Doch wer eine Anſicht ſo leidenſchaftlich aufgefaßt hat, und ſo leidenſchaftlich feſt hält: der achtet, um ſie geltend zu machen, keine Rückſichten, und kennt keine Schonung. Ich habe Unrecht gethan, da ich mich von meinem Wohlwollen für dich verführen ließ, zu glauben, ich könne die deinige umſtimmen. Daß ſie dich jemahls zur Ubereinſtimmung mit dir ſelbſt und zur Gemüthsruhe führen werde, bezweifle ich. Ich kenne keinen andern Weg dazu, als daß der Menſch, durch Achtung für die ſittliche Idee geleitet, aus freyer Willkür ſich beſchränken lernt. Jenſeits dieſer Gränze gibt es für ihn nur ein fruchtloſes Ankämpfen gegen die äußeren Bedingungen ſeines Lebens, wie gegen die unveränderlichen Geſetze ſeiner ſittlichen Natur; und da er weder die Forderungen der letzteren, noch das ungeſtüme Begehren ſeiner Wünſche zu erſticken vermag, nur ein gänzliches Zerfallen mit dem Leben und unverſöhnliche Selbſtentzweyung.

Der Graf! rief die Majorinn, als der Baron ſeine Rede kaum geendiget hatte; und dieſer ging ſogleich mit Wilhelm ſeinem Gaſt entgegen, der von dem Major und Emilien begleitet auf uns zukam. Ich fand an ihm einen großen, ſchmächtigen Mann, der etwas vorgebeugt ging, und äußerſt einfach gekleidet war. Sein Geſicht hatte auf den erſten Anblick wenig Auszeichnendes; aber ich gewann es jeden Augenblick lieber, je länger ich es anſah. Das Haar hing, ziemlich ſparſam, ſchlicht um die Stirne; und das Auge war hell, ohne lebhaft zu ſeyn. Er ſprach langſam, und etwas leiſe; weil er, wie es ſchien, eine ſchwächliche Lunge zu ſchonen hatte. Sein ganzes Weſen bezeichnete Einfachheit und Gelaſſenheit, ſo wie die Züge ſeines Geſichtes unverkennbare Herzensgüte.

Die Urſache meines Beſuches, ſagte er, als er ſich nach der erſten Bewillkommnung geſetzt hatte, werden Sie, lieber Baron, ſchon errathen haben. Ich komme, um Sie mit unſern Freunden auf morgen zu uns zu laden. Übermorgen ſind es, wie Sie wiſſen werden, fünf und zwanzig Jahre, ſeit ich mich mit meiner Gattinn vermählt habe. Es iſt den Frauen eigen, daß ſie gerne jede bedeutende Epoche des Lebens durch ein Feſt bezeichnen, und ſie dadurch für die Erinnerung ſtätig machen mögen. Das ſoll dießmahl durch einen kleinen Pavillon geſchehen, den wir in unſerm Park erbaut, und zum Denkmahl unſeres ehelichen Glückes beſtimmt haben. Da ſich übermorgen eine nicht unbedeutende Anzahl von Gäſten bey uns einfinden wird: ſo hegen wir den Wunſch, morgen unſere näheren Freunde um uns verſammeln, und auf dieſe Weiſe das Gebäude einweihen zu können.

Die Einladung wurde von dem Baron, von Wilhelm und dem Arzte angenommen. Der Major und ſeine Gattinn waren auf morgen vom General nach der Stadt geladen; Eduard gab vor, nach Oſtrawitz reiſen zu wollen, wohin er einen ſeiner Freunde beſchieden habe.

Wie es nun zu geſchehen pflegt, daß die nächſten Gegenſtände, welche uns lebhaft ergriffen haben, immer aufs neue die Veranlaſſung zum Geſpräche hergeben, ſo lange dieſes nicht eine beſtimmte Richtung genommen hat, ſobald eine neue Perſon ſich zur Geſellſchaft findet: ſo ging es auch hier. Antons unglückliches Schickſal ward von den Frauenzimmern aufs neue erwähnt; und was der Graf, der ihn ſehr wohl gekannt, über ihn ſagte, beſtätigte die Meinung, die ich ſchon früher aus ihren Mittheilungen über den jungen Menſchen gefaßt hatte.

Es iſt gewiß eines der traurigſten Zeichen der Zeit, bemerkte der Graf bey dieſer Gelegenheit, daß die Zahl der Selbſtmörder jetzt von Jahr zu Jahr zunimmt. In großen Städten vergeht faſt kein Tag, wo man nicht von einem, oder oft auch von mehreren Selbſtmorden hörte. Das war früher nicht ſo; und das Allgemeinwerden dieſes Verbrechens gibt Veranlaſſung zu Betrachtungen, die keineswegs zu den erfreulichen gehören.

Schwerlich, ſagte der Major, läßt ſich ein anderer Grund davon angeben, als Leidenſchaftlichkeit und ungemeſſener Drang nach Lebensgenuß.

Wenn der letztere nicht die einzige Veranlaſſung ſo vieler Selbſtmorde ſeyn ſollte, bemerkte Wilhelm; ſo iſt er doch gewiß die allgemeinſte.

Zuverläßig, fuhr der Major fort; jeder will genießen, was zu genießen iſt, und um jeden Preis haben, wornach ihn lüſtet. Geht nun das nicht an, ſo weiß er mit dem Leben nichts viel weiter anzufangen, als es wegzuwerfen.

Sie haben die nächſte Urſache des Übels ganz richtig angegeben, ſagte der Graf, und eben ſo richtig die entferntere und allgemeinere bezeichnet.

Die entferntere? fragte der Baron. Wie meinen Sie das?

Ich weiß es nicht, verſetzte der Gefragte, ob es mir gelingen wird, meine Anſicht hinreichend klar zu machen. Es gehört ſo viel zu dem Entſchluſſe, ſich vom Leben loszuſagen, daß der unbefangene Beobachter nicht nur von gerechtem Entſetzen darüber ergriffen wird, ſondern ſelbſt Mühe hat, ihn zu begreifen. Die Liebe zum Leben iſt dem Menſchen angeboren; er iſt durch die ſtärkſten, feſteſten Bande daran gefeſſelt; — gewaltſam zerſprengt er ſie, und ſtürzt ſich in die finſtere Nacht einer ihm unbekannten Zukunft. Ein ſolcher Entſchluß iſt, — wenige Fälle ausgenommen — ohne die heftigſte Zerrüttung des inneren Menſchen, und ohne den wildeſten Drang der Leidenſchaften nicht wohl denkbar. Verſuch' ich es nun, mich in den Gemüthszuſtand eines ſolchen Unglücklichen zu verſetzen, und frage ich mich: was ihn vom Rande des Abgrundes zurückzuhalten vermöge; ſo finde ich — da jener hochſte Grad leidenſchaftlicher Empörung ſelbſt die heiligſten Bande der Natur nicht achten kann — nichts als die Überzeugung: daß ſein Daſeyn das Geſchenk einer hoheren Macht ſey, daß es nach ihrem Winke ſich geſtaltet habe, und daß es durch das Verbrechen, wodurch er es abzukürzen ſucht, nicht aufhöre. — Auf ſolche Art weiſt der immer mehr überhand nehmende Selbſtmord auf eine Quelle hin, aus der nicht nur er ſelbſt, ſondern zugleich alle übrigen Übel hervorfließen, die ihn am häufigſten veranlaſſen.

Leider! ſagte der Baron, iſt es nur allzuwahr, daß dieſe

Zeit keinen Anſpruch daran machen darf, ſittlich begründet zu ſeyn, ſo gern ſie uns auch davon überreden möchte; und daß alle Gebrechen, an welchen ſie kränkelt, zunächſt aus dieſer Quelle ihren Urſprung nehmen.

So wie ſie iſt, fuhr der Graf fort, bildet ſie ein höchſt intereſſantes, aber keineswegs ein erfreuliches Gemählde. Alle Kräfte ſind angeregt, oder vielmehr überreitzt, und im lebhafteſten Spiele; aber alle ſind im Widerſtreite gegen einander begriffen, wechſelſeitig ſich ſtörend und hartnäckig befehdend. Bey ſolcher Überreitzung aber iſt kein wünſchenswerthes Ergebniß zu erwarten. Die verirrte Kraft kann ſich zurecht finden; die überreitzte erſchlafft, und verſinkt zuletzt in gänzliche Ohnmacht.

Und die Anwendung? fragte der Arzt.

Sie iſt nicht ſchwer zu machen, erwiederte der Graf; und ein Mißgriff dabey nicht leicht zu beſorgen. So mannigfaltige, ſo widerſprechende, und zum Theile ſo gewaltſame Anregungen, wie dieſe Zeit ſie erfahren hat, wußten an und für ſich ſelbſt ihrem Walten und Treiben eine regelloſe Unbeſtimmtheit zu geben; wenn ſie auch die Sitten nicht unmittelbar berührt hätten. Auch unſere Literatur hat in dieſer Rückſicht viel zu verantworten; am meiſten jene Philoſophie, die unter unſern weſtlichen Nachbarn im Schooße frecher Sittenloſigkeit groß gezogen, bald auch in Deutſchland eingeführt wurde, und nur um ſo größeren Einfluß gewann, als die Periode ihres Erſcheinens ſich unmittelbar an die Periode der erſten lebhafteren Regſamkeit des Geiſtes anſchloß; und einer andern, welche jene gewaltſamen Veränderungen herbeyführte, die den Sitten überall entſcheidend nachtheilig werden, unmittelbar voranging.

Ach das Leſen! rief der Major. Ich habe ſonſt in zehn Jahren nicht ſo viel von Leben und Lebensanſichten reden gehört, als jetzt in zehn Tagen; und nirgends kann ich ſehen, daß viel damit ausgerichtet wäre.

Sie haben nicht Unrecht, verſetzte der Graf mit einem leichten Lächeln. Bey einzelnen Menſchen, wie bey ganzen Generationen, kommt, wenn ſittliche Ideen wirkſam ſeyn ſollen, Alles darauf an, daß ſie klar und einfach im Verſtande, wie im Gemüthe vorherrſchen. Zu unſerer Zeit aber ſind ſie von Philoſophen und Äſthetikern ſo ſonderbar verzerrt worden, daß unſerer Bildung wenig davon zu Guten kommen konnte.

Auf dieſe Weiſe, ſagte der Arzt, würde man unſerer Zeit nicht Unrecht thun, wenn man ihr Verworrenheit und ſittliche Flachheit als ihr eigenthümliches Merkmahl bezeichnete.

Es kann anmaßend ſcheinen, ein ſolches Urtheil auszuſprechen, erwiederte der Graf; da Sie es aber gethan haben: ſo erlauben Sie mir eine einzige Bemerkung hinzu zu fügen. Die Grundlage des ſittlichen Werthes bey einer ganzen Generation, wie bey dem einzelnen Menſchen, iſt jener Ernſt des Lebens, dem die ſittliche Idee das heiligſte, unveränderlichſte Geſetz iſt. Vielleicht iſt er ohne einen gewiſſen Grad von Beſchränktheit nie das Eigenthum einer ganzen Nation, oder eines ganzen Zeitalters geweſen; vielleicht kann er es auch nicht ſeyn. Gewiß aber iſt es, daß jenes unſtäte, verworrene Drängen und Treiben, jenes Streben nach Willkür und unbeſchränkten Lebensgenuß, und jener ſittliche Indifferentismus, der faſt durch alle Stände ſich allgemein verbreitet hat, damit unverträglich ſind.

Wenn Alles ſo iſt, wie Sie ſagen, nahm die Majorinn das Wort: ſo könnte man wohl bange werden, im Gewirre einer ſolchen Zeit zuletzt ſelbſt irre zu werden, und ſich nicht mehr zurecht finden zu können.

Das, verehrte Freundinn, entgegnete der Graf, darf wohl Niemand fürchten, der den Glauben an ſeine ſittliche Beſtimmung und an den Zuſammenhang ſeines Lebens mit einem künftigen Daſeyn nicht von ſich geworfen hat. Nur wenn ſeinem Leben dieſe Grundlage fehlt: nicht anders, kann er ſich ſelbſt verlieren, oder vom Strome ſittlicher Gehaltloſigkeit mit fortgeriſſen werden.

Auch dieſe Anſichten, bemerkte der Arzt, hat theils früher, kecker Unterſuchungsgeiſt zu erſchüttern geſucht; theils ſpäterhin die Albernheit zu faſelnder, poetiſcher Tändeley mißbraucht; und ſo die Kraft geſchwächt, mit welcher ſie in einer beſſern Zeit, ſicher und lauter im Gemüthe herrſchend, auf das Leben einwirkten.

Dennoch, verſetzte der Graf, ſollte der Menſch hier mehr als irgendwo nur ſich ſelbſt angehören. Das Bedürfniß, ſeiner Überzeugung die höchſte Stärke zu geben, iſt es, was ihn hier auf ſich ſelbſt zurückweiſt. Denn hat er dieſen Glauben durch eigenes Nachdenken nicht feſt und ſicher in ſich ſelbſt begründet: ſo wird ſein Leben zur bedeutungsloſen Poſſe; und Nacht iſt vor ihm und hinter ihm!

Nacht iſt vor ihm und hinter ihm! wiederhohlte Eduard, der bisher mit verſchränkten Armen, finſter in ſich gekehrt, dageſtanden hatte, wie aus einem ſchweren Traume erwachend. Der Ton, mit dem er dieſe Worte ſagte, hatte etwas Überraſchendes; jeder von uns fühlte ſich davon erſchüttert. Emilie erblaßte. Es war zu gleicher Zeit der Ton kalter, feindſeliger Reſignation, und trüber Wehmuth. — So beſtätigte ſich vollkommen, was ich ſchon geſtern Abends aus einer flüchtig hingeworfenen Rede des jungen Mannes gemuthmaßt, und heute früh gegen Wilhelm über ihn geäußert hatte.

Es gibt hier für den Forſchungsgeiſt eine Gränze, ſagte der Graf nach einer langen Pauſe mit feyerlicher Ruhe: die wir nicht überſchreiten können, ohne uns in ein Labyrinth von Zweifeln zu verirren, aus dem wir nur ſelten ſo glücklich ſind, uns wieder heraus zu finden. Ich ſelbſt habe innerhalb dieſer Gränze immer ſichere Beruhigung gefunden. Ich ſehe, daß der Irrthum zum Irrthume, die Schuld zur Schuld führt. Der eine wie die andere führt durch ſeine nothwendigen Folgen zur beſſeren Erkenntniß, der Bedingung und Grundlage jedes ſittlichen Strebens. Die Folgenreihe dieſer Entwickelung, die ich überall, im Bedeutenden, wie im Unbedeutenden; in der Geſchichte der Jahrhunderte, wie im Leben des Einzelnen, wenn gleich nirgends als eine abgeſchloſſene wieder finde, iſt in den nothwendig ewigen Geſetzen meiner geiſtigen Natur gegründet. Hierin liegt der Grund meines Glaubens an eine ſittliche Weltregierung, und an eine fortſchreitende Entwickelung meiner ſittlichen Kräfte in einem künftigen Leben. Dieſer Glaube allein gibt meinem Leben ein ſicheres Ziel und Bedeutung; er allein gibt mir die Kraft, ſelbſtſtändig meine Gemüthsruhe gegen das Unglück, wie gegen die Leidenſchaft zu ſichern. — Jenſeits dieſes Glaubens, ſetzte er zögernd hinzu, — herrſcht Nacht, und ſchauderhaftes Dunkel! —

……

Der Baron, ſehr richtig fühlend, daß das Geſpräch für dieſen Augenblick nicht weiter fortgeſetzt werden durfte, forderte ſeinen Gaſt jetzt auf, noch ein paar Gänge durch den Garten zu machen. Der Vorſchlag ward angenommen, und die Geſellſchaft löste ſich in mehrere kleine Partien auf. Wilhelm führte die Majorinn; ich Emilien. Eduard folgte uns erſt in der Ferne, und verſchwand zuletzt gänzlich.

Als wir den Grafen an ſein Schiff begleiteten, bemerkte ich, daß er abſeits mit Wilhelm ſprach, und daß ich der Gegenſtand ihres Geſpräches war. Beym Zurückgehen befragte ich Wilhelm darüber.

Die Frage war, ſagte er, ob du, als ein Fremder, morgen von der Geſellſchaft ſeyn könnteſt. Ich habe dem Grafen mehr Gutes von dir geſagt, als ich in meinem Gewiſſen verantworten kann; und nach dem, was heute vorgefallen iſt, fällt die Rückſicht weg, welche dein Zurückbleiben erheiſcht haben würde.

Ich hätte gar gerne gewußt, was für eine Bedenklichkeit habe obwalten können; aber dann hätte ich wieder neugierig, und der Himmel weiß, was ſonſt noch alles ſeyn müſſen.

Drittes Buch.

O felix hominum genus!
Si nostros animos amor
Quo coelum regitur regat!
Boeth. Met. 7. Lib. 3.

Am folgenden Morgen beſchloß ich einmahl ein Übriges zu thun; und wie ich erwachte, huſchte ich aus den Federn. Im Fluge war ich angekleidet, und im Garten.

Die friſche Morgenluft wirkte gar erquicklich auf mich, wie Alles, was ich nur ſparſam und ſelten genieße. In langen Zügen ſog ich ſie ein; ich fühlte meine Bruſt leichter und freyer; und, irre ich mich nicht, ſo faßte ich ſogar den Vorſatz, der aufgehenden Sonne künftig immer im Freyen meinen Morgengruß zu bringen. Ich lief ein paar Mahl den Garten auf und nieder; am unterſten Abhange desſelben blieb ich ſtehen, und ſah, über ein Parapet-Mäuerchen gelehnt, vor mich hinaus in die Gegend über den See hin, in deſſen Wellen ſich die erſten Strahlen der Sonne ſpiegelten, nach den gegenüber liegenden Bergen, Landhäuſern und Dörfern, die alle vom milden Lichte des Frühroths umſchwommen vor mir lagen.

Es war Sonntag. Von der Seite und über den See her riefen die Glocken zum Frühgottesdienſte. Die Scene belebte ſich. Schon gleiteten einzelne Kähne über den See; und unter mir zogen die Landleute am Ufer hin zur Kirche. — Wenn mir nicht irgend etwas beſonders in die Quere kommt: ſo bin ich Sonntags immer fröhlicher geſtimmt, als die ganze Woche hindurch. Alles feyert, alles ruhet dann; alles wirft wenigſtens einen Theil ſeiner Sorgen von ſich; alles gewinnt ein feſtlicheres Ausſehen; und ich mag nichts in der Welt lieber haben, als wenn es ein wenig feſtlich hergeht.

Ich war in dem Genuſſe der freundlichen Scene ſo verſunken, daß ich Wilhelm, der hinter mich getreten war, nicht früher bemerkte, als bis er mich auf die Schulter klopfte.

Biſt du's? fragte er, oder iſt es dein Geiſt? kaum wage ich es, meinen Augen zu glauben. —

Freudig hieß ich ihn willkommen. Mein Gefühl war zu lebhaft aufgeregt, als daß ich es nicht gegen den Freund ſollte ergoſſen haben.

Wilhelm hörte mir lächelnd zu, als ich ihm alle Reize des lieblichen Anblicks, der ſich uns darboth, vorzählte, mehrere paſſende Stellen aus unſeren beſten Dichtern, die mir dabey einfielen, herſagte, und dabey ihn an manche herrliche Naturſcene erinnerte, die wir früher mitſammen genoſſen hatten.

So, ſagte er, als ich endlich eine Pauſe machte; ſo, und wie du ſonſt warſt, mit dieſer regen, offnen Empfänglichkeit des Gefühls, ſo gefällſt du mir; aber wie ich dich einige Jahre her traf, und wie du dich in deinen Briefen mir zu erkennen gabſt, ſo düſter, ſo unmuthig und feindſelig geſtimmt, haſt du mir nur bange gemacht.

Es war eine ſchöne Zeit, Wilhelm! ſagte ich, von der du redeſt. Damahls ſchien mir das Leben ein ewig heiterer Frühlingsmorgen, ein ewiger Bundestag der Liebe zu ſeyn. Raſch und muthig, voll Vertrauens ſchlug ihm meine Bruſt entgegen. Damahls kannte ich noch keinen Haß, und der Augenblick nahm die Sorge wieder mit hinweg, die er gebracht hatte. Jeder Ton der Freude, jeder Ton der Liebe und der Begeiſterung fand eine antwortende Stimme in meiner Bruſt: und überall fand ich, von höherem Glanze umfloſſen, Götter, vor denen ich freudig und gläubig die Knie beugte.

So, Lieber! ſagte er mit dem weichſten Tone, den er finden konnte, hätte es bleiben ſollen.

Wer kann dafür! erwiederte ich, während das böſe Gewiſſen mich zwang, ihm flüchtig ins Auge zu ſehen; weil ich zum vorhinein wußte, mit welcher Antwort ſeine hofmeiſterliche Strenge eine ſo nichts ſagende Entſchuldigung bedrohte. Glaube nur nicht, lieber Wilhelm! fuhr ich daher fort, daß mein bischen Unmuth mir die Bilder gänzlich verſchoben, und allen Blüthenſtaub vom Leben weggewiſcht habe. Nur die engherzigſte Beſchränktheit kann es gänzlich mißkennen. Wohl hat dein Baron Recht: es zeigt auch in minder heller Beleuchtung eine reiche Fülle ſchöner Gaben dem, der ſie zu finden und zu genießen weiß. Verkennen würde ich ſeinen Werth nicht; ſelbſt wenn ich es haſſen lernte. Aber laſſen wir das, Nichts ſoll mir den Genuß dieſes Tages trüben, der ſich mir ſo freundlich angekündigt hat.

Und der dir gewiß Wort halten wird; verſetzte Wilhelm.

Nun ja! Ich werde dieſe Gräfinn kennen lernen, die ihr immer im Munde führt, und in die ihr — das ſage ich euch auf den Kopf zu — insgeſammt ein wenig verliebt ſeyd.

Das iſt es nicht allein, erwiederte Wilhelm zögernd.

Nicht! Was alſo ſonſt noch? Rede! ich bitte dich!

»O der Neugierde! — Es iſt dein alter Fehler, daß du überall — —

Horch! rief ich, ſtehen bleibend, mit emporgerecktem Zeigefinger. — Er ſtand, und horchte. — Nun was iſts? fragte er nach einer kurzen Pauſe.

»Man läutet zur Frühpredigt!« —

Nach dem Frühſtücke fuhren der Major und ſeine Gattinn nach der Stadt; Eduard war ſchon am früheſten Morgen weggeritten. Der Baron hatte noch einige Geſchäfte. Wilhelm legte Pflanzen um, wobey ihm der Arzt an die Hand ging. Hier entſtand nun ein mächtiger Streit über die Beſtimmung einer Pflanze, die der Arzt für Wilhelm mitgebracht hatte, und für Hieracium murorum ausgab; wofür Wilhelm es keineswegs gelten laſſen wollte, ſondern hartnäckig ſich für Hieracium silvaticum entſchied. Zuletzt lief der Arzt fort, um aus der Bibliothek des Barons Röhlings Flora von Deutſchland herbeyzuhohlen; und nun fand ſich's — ein Fall, der bey Botanikern gern haufig vorkommt — daß beyde ſich geirrt hatten. —

Gegen zehn Uhr gingen wir endlich zu Schiffe. Der Arzt wollte uns begleiten, und war darum über Nacht im Schloſſe geblieben; allein man rief ihn faſt in eben dem Augenblicke ab, als wir in den Kahn ſteigen wollten. Wir ſtießen alſo ohne ihn vom Ufer. Die Fahrt vergnügte mich. So ſpinnenfeind ich den Flußreiſen bin, wo man Stunden lang immer die nämliche Ausſicht vor ſich hat, und nicht von der Stelle zu kommen wähnt: ſo gern mag ich mich eine Zeitlang auf einem See herumſchaukeln laſſen; beſonders, wenn irgend ein freundliches Ziel mich gleich in der Nähe zu ſich ladet.

Ein freundlicheres, als dasjenige, welches uns jetzt winkte, konnte man ſich nicht leicht vorſtellen. Das Haus des Grafen war weder groß noch prächtig; aber ſeine Lage, wie ſein äußeres Ausſehen das gefalligſte. Es lag zwiſchen fruchtbaren Nebenhügeln am Ufer; und die Gartenanlagen zogen ſich hinter demſelben in die Höhe, wie ſie vom Schloſſe des Barons ſich ans Geſtade herabſenkten. Uber einen friſchen Raſenplatz näherte man ſich dem

Eingange, über welchen auf ein Paar joniſchen Säulen ein zierlicher Balcon ſchwebte. Zu beyden Seiten ſtanden junge Pappeln, deren friſches Grün gegen das Grau der Jalouſien auf das angenehmſte abſtach.

Der Graf war uns bis ans Ufer entgegen gekommen, und führte uns erſt in einen geſchmackvollen Salon, und dann ins Zimmer ſeiner Gemahlinn. Ich werde es nicht verſuchen, den Eindruck zu beſchreiben, den dieſe Frau auf mich machte, und nie wird ihr Bild aus meiner Erinnerung verſchwinden. Der Nahme Eudoxia wird, ſo lange ich lebe, ſtets das Bild der reinſten Weiblichkeit und jeder ſchönen Blüthe derſelben in mir hervorrufen. — Eine edle, hohe Geſtalt! unverkennbare Spuren vormahliger großer Schönheit! Reiz und Harmonie in jeder Bewegung!

Ich ſah, als wir kaum eingetreten waren, den Baron von der Seite darauf an, wie er dieſe Frau habe aufgeben, und begriff nicht, wie er einſt ſie habe kränken können. — Heitere Ruhe, ungetrübter Friede mit ſich ſelbſt und allen Weſen, war der vorherrſchende Zug in ihrem Geſichte, das einen unwiderſtehlichen Zauber gewann, wenn ſie ſprach oder lächelte. Mit einem flehenden Laut ihrer weichen Stimme, mit einem bittenden Blicke würde ſie die wildeſten Wellen der Leidenſchaft beſänftiget haben.

Sie ſaß auf einem Sopha, als wir eintraten; neben ihr auf ein Paar Tabourets ſaßen zwey kleine Mädchen, die ſie angenommen hatte, und unterrichtete. Über dem Sopha hing ein treffliches Gemählde, in einem einfachen, vergoldeten Rahmen. Ein Engel trug mit ausgebreitetem Fittich der Morgenröthe einen lieblichen Knaben entgegen, der an ſeiner Bruſt ſanft zu ſchlummern ſchien. Mein einziger Sohn, ſagte die Gräſinn, als ſie bemerkte, daß das Bild meine Blicke anzog; der im fünften Jahre entſchlummerte. —

Als wir einige Zeit ausgeruht hatten, begab ſich die ganze Geſellſchaft in den Garten. Die Anlagen desſelben, hochſt einfach und anmuthig, hatten einige Ähnlichkeiten mit jenen im Parke des Barons; nur ſchienen ſie noch weit ſorgfaltiger unterhalten zu werden, und zeichneten ſich durch eine weit größere Mannigfaltigkeit in- und ausländiſcher Geſträuche aus, die theils noch jetzt in der Bluthe ſtanden, theils reich mit Büſcheln und Trauben hochgefärbter Beeren geſchmückt, das Auge bezauberten. Da der Graf ſeine ſchwächliche Bruſt zu ſchonen hatte; ſo gingen wir unter erheiternden Geſprächen ſehr langſam, indem wir ein paar Mahl Halt machten, und der reizenden Ausſichten nach den fernen Tauern genoſſen. So waren wir zur letzten Abtheilung des Gartens gelangt, wo die Gräfinn unter einer hohen Linde ſich ſetzte, und Emilien neben ſich auf die Bank zog. Man überblickte von hier aus den ganzen Park des Barons; und die Gräfinn bezeichnete genau die einzelnen Partien desſelben. Dort, ſagte ſie, auf die genannten Theile mit ausgeſtrecktem Zeigefinger hindeutend, iſt Albertsruhe — ein ſtilles, von Ruſtern umſchloßnes Plätzchen, dem der Baron dieſen Nahmen gegeben hatte; — dort Ihre Baumſchule; und dort, fuhr ſie fort, die Laube, in der Sie zwey Tage hindurch im Kreiſe Ihrer Freunde ſich mit einer philoſophiſchen Unterſuchung beſchaftiget haben.

Wer hat Ihnen denn dieſes Geheimniß ſchon wieder verrathen? fragte der Baron.

»Wer? Wiſſen Sie doch, daß ich jeden Sonntag Morgens Emiliens Tagebuch erhalte; und dieſe an einer ſolchen Unterhaltung zu vielen Antheil nimmt, als daß ſie dieſelbe nicht darin bemerkt haben ſollte.

Du alſo biſt die Verrätherinn! ſagte der Baron zu ſeiner hocherröthenden Nichte. Ja, dann hilft freylich kein Läugnen. Ich wünſchte dabey nur, verehrte Freundinn! daß Sie in unſerer Mitte geweſen wären. Ihr richtiger Sinn würde uns vor jeder Verirrung bewahrt, und uns bald auf den Weg zur Entſcheidung gebracht haben.

»»Ich wünſchte ſelbſt, daß ich an Ihrer Unterhaltung hätte Theil nehmen können, erwiederte die Gräfinn; denn ich will es Ihnen nicht verhehlen, ſetzte ſie mit der einnehmendſten Freundlichkeit hinzu, daß ich gar nicht damit zufrieden bin.««

»Nicht zufrieden? Wie wollen Sie, daß ich Sie verſtehen ſoll?«

»»Sie unterſuchten: ob der Menſch ſelbſtſtändig ſich ſeine Gemüthsruhe bewahren könne. Wie kommt es, theurer Freund! daß Sie dabey nicht an dasjenige dachten, wodurch es ihm allein gelingen mag, jene ſchwere Aufgabe glücklich aufzulöſen?««

Wenn wir die Religion, entgegnete der Baron etwas verlegen, nicht in den Bereich unſerer Frage zogen: ſo geſchah dieſes wohl nur darum, weil wir dieſe einzig aus dem philoſophiſchen Geſichtspuncte aufgefaßt hatten.

Dann, ſagte die Gräfinn, kann ich freylich nicht mit Ihnen rechten, ſo gern ich es auch thun möchte; obwohl es mir ſo vorkommt, als wenn Philoſophie und Religion ſich nicht trennen ließen, und aufs innigſte miteinander verbunden wären.

In gewiſſem Sinne, erwiederte der Baron mit offenbarer Verlegenheit, ſind ſie es allerdings.

In gewiſſem Sinne? fragte die Gräfinn. Ich verſtehe Sie nicht. Die Philoſophie fragt: Was iſt der Menſch? was iſt ſeine Beſtimmung? unter welchen Bedingungen vermag er ſie zu erreichen? Hier nun, glaub' ich, iſt es, wo Philoſophie und Religion ſich die Hände biethen.

»»Ganz recht!««

»Wie viel die Philoſophie hier vermöge — wie könnte ich das beſtimmen wollen; und wer würde es einer Frau vergeben, wenn ſie ſich in dieſes Gebieth hineinwagen wollte. Auch werde ich mich vor einer ſolchen Thorheit wohl in Acht nehmen. Eine Frau kann faſt immer nur von dem reden, was ſie empfunden oder erfahren hat.«

»»Nun?««

»Die edelſten, die beſten Menſchen, die ich kennen gelernt habe, und welche die Geſchichte mir zeigte, waren immer die, welche am meiſten Religion hatten, und ihr mit der lauterſten Innigkeit anhingen; und eben ſo darf ich auch ſagen, ich habe keinen Laſterhaften kennen gelernt, der — Religion gehabt hatte.«

»»Auch meine Erfahrung, und die Erfahrung überhaupt, ſagte der Baron, trifft hierin zuverläßig mit der Ihrigen zuſammen.««

»Nicht wahr!? — Das iſt viel, glaube ich. Und dürfte die Philoſophie wohl ein Gleiches von ſich rühmen?

»»Nein! wahrlich nicht! Aber laſſen Sie uns darum ihren Werth nicht verkennen, verehrte Freundinn! und den Einfluß, welchen Sie auf die Veredlung des Menſchen ausübt. Sie erforſcht ſeine ſittlichen Kräfte, ſie folgert daraus ſeine ſittliche Beſtimmung, und ſagt ihm: Du ſollſt und kannſt ſie erreichen.««

»Eine innere Stimme ruft ihm zu: Du ſollſt! Die Philoſophie verweiſt ihn auf dieſe Stimme; und iſt dieſe Stimme nicht die Stimme Gottes? Sehen Sie, daß ich doch Recht habe; und daß Philoſophie und Religion auf das innigſte verbunden ſind. — Und wenn der Menſch dieſe Stimme als die Stimme Gottes erkennt, und das Geboth: Du ſollſt, als das Geboth eines göttlichen Lehrers; dann erfüllt er es mit feſtem, freudigem Muthe. So wird mir der Grund jener Erfahrung klar, die ich eben erſt ausgeſprochen, und die Sie mir als richtig zugegeben haben.

»»Sie erklären ſie ſich vollkommen richtig.««

»Und noch mehr! — denn da ich Ihnen vorher geſagt habe, ich ſey ein wenig unzufrieden mit Ihnen: ſo muß ich das wohl auch zu rechtfertigen ſuchen. Sie haben geſtern den ganzen Nachmittag hindurch mit Ihrem Neffen über die Gewalt der Leidenſchaften geſtritten; über welche Reſultate ſind Sie wohl mit ihm übereingekommen?«

»»Ich habe ihm zu beweiſen geſucht, daß die ſittliche Kraft des Menſchen hinreiche, ſeine Leidenſchaften zu beherrſchen.««

»Gewiß fehlte es Ihren Gründen nicht an Nachdruck und Stärke. Aber wenn Ihnen nun Ihr Neffe geſagt hätte: »Die Gewalt der Leidenſchaften iſt furchtbar, und wie den Schmerz vermag ſie nur der zu meſſen, der ſie empfindet!« Sie iſt es! Ich habe Beyſpiele davon geſehen, die mich ſchaudern gemacht haben, und mich noch jederzeit in der Erinnerung erſchüttern. So oft ich mich nun jener Unglücklichen erinnere, ſo glaube ich immer, ſie würden nicht die Beute ihrer wilden Leidenſchaften geworden, nicht mit ſich ſelbſt und dem Leben unheilbar zerfallen ſeyn, und ihren inneren Frieden ſich haben retten können: wenn eine höhere Kraft die Kraft des ſittlichen Erkennens in ihnen unterſtützt hätte; die Kraft der Religion meine ich, und des Glaubens; die Scheu, die Gebothe ihres göttlichen Stifters zu verletzen, und die feſte Zuverſicht auf ſeine Mitwirkung in dem Kampfe, den ſie mit ſich ſelbſt zu kämpfen hatten.

»»Auch der bloße Pſycholog würde, verſetzte der Baron, gegen das, was Sie ſagen, nichts einwenden können. — Sie haben Recht, Gräfinn! Die Gewalt der Leidenſchaften iſt furchtbar, und ſie bedürfen eines ſolchen Gegengewichtes. Wenn ſie einmahl den giftigen Keim der Selbſtentzweyung in unſre Bruſt geworfen haben: dann wuchert er fort mit unverſieglicher Kraft, und zerſtört Alles, was von Lebensmuth und Vertrauen auf unſere beſſeren Kräfte in uns war. Ich fürchte ſehr, ſetzte er langſam und zögernd hinzu, daß er in Eduard bereits nur allzutiefe Wurzeln geſchlagen habe.

Ein leiſer Seufzer ſtahl ſich aus Emiliens Buſen; und traurig ſenkte ſich ihr Blick zu Boden.

Wir wollen das Beſte hoffen, ſagte der Graf. Die Erſchütterung, die ich geſtern an dem jungen Manne bemerkt habe, ſcheint uns dazu zu berechtigen.

Wenn es aber nicht ſo wäre? fragte die Gräfinn, und der Ton ihrer Stimme ließ erkennen, wie tief ihr leiſe empfindendes Gemüth von dieſer Vorſtellung ergriffen war; wenn es nicht ſo wäre? wenn übermächtige Leidenſchaft die beſſeren Keime ſeiner Seele erſtickte? wenn die ſittliche Kraft in ihm nicht bloß niedergedrückt, ſondern gänzlich erſchlafft wäre, und er zuletzt gänzlich an ihr verzweifelte? — Was hat die Philoſophie dann ihm zu biethen, woran er ſich wieder aufrichten und zu einem neuen Leben muthig erheben möchte?

In dieſem Zuſtande, erwiederte der Baron nach einer bedeutenden Pauſe — ich geſtehe es, bliebe ihr wenig übrig, als ihn aufzugeben.

»Die Religion gibt den Gefallenen nie auf! — Noch am Rande des Abgrundes faßt ſie ihn tröſtend und ermuthigend mitleidsvoll in ihre Arme, um ihn auf den Weg des Friedens zurückzuführen. Unverſieglich ſtrömt dem Reuigen der Born ihrer Milde, geöffnet durch die verſöhnende Liebe ihres göttlichen Stifters, der für die Schuld ſich ſelbſt zum Opfer hingab.

Oft, fuhr die Gräfinn fort, habe ich in der Stille für mich darüber nachgedacht, wie das Chriſtenthum eine ſo unwiderſtehliche Macht über die Gemüther ausübe. — Erweg ich dann aber, wie es uns allen, die wir alle irren und ſchuldig werden, liebend die Arme zur Verſöhnung öffne, mit Gott und uns ſelbſt: ſo iſt mir alles klar geworden. Auch fürchte ich nicht, mich hierin geirrt zu haben; denn in ſo weit die Geſchichte der Menſchheit mich belehrt hat, haben alle Völker das Bedürfniß einer ſolchen Verſöhnung empfunden; und ſo — ſchienen mir auch hier wieder Philoſophie und Religion Hand in Hand zu gehen. —

Was immer zum Guten, zur Liebe und Verſöhnung führt, ſagte der Baron, iſt in Ihrem reinen Gemüthe ſo innig verſchmelzen, daß Sie es ſich gar nicht getrennt denken können.

Beſtechen wollen Sie mich, erwiederte die Gräfinn mit einem anmuthigen Lächeln; nicht wahr? Aber es ſoll Ihnen nicht gelingen. Emiliens Tagebuch enthält noch wichtige Anklagen gegen Sie. Sie haben dem Unglücke den Schild der Philoſophie recht keck vor die Augen gehalten, und Eduard und unſer Freund, der Emilien ſo bange machte, mußten Unrecht haben. Glauben Sie im Ernſte, lieber Freund, daß die Philoſophie hinreiche, uns in jedem Sturme des Unglückes aufrecht zu erhalten?

»Sie bemüht ſich wenigſtens, uns Gründe an die Hand zu geben, es mit Gelaſſenheit und feſtem Muthe zu ertragen.«

»Ja; aber — ich weiß nicht — ich habe Menſchen geſehen, die dem Unglück eine feſte Bruſt entgegenſtemmen konnten, und den Muth hatten, ihm zu trotzen. Sie trotzten ihm; aber Ruhe glaube ich, war doch nicht in ihrer Seele. — Ich werde nie vergeſſen, was einſt in meiner frühen Jugend im Hauſe meines Oheims vorfiel, wo ich als eine Waiſe erzogen wurde. Meine Tante lag auf dem Sterbebette, mein Oheim ſtand an ihrer Seite. Haß und Verleumdung hatten kurz vorher den entſcheidenden Streich gegen ihn geführt, ſeinen Nahmen gebrandmarkt, und ihm bis auf einen kleinen Reſt ſein Vermögen entriſſen. Jetzt trat ein junger Mann herein, von düſterem Ausſehen, von dem ich ſchon früher hatte ſagen hören, daß er von Religion, wie man ſich ausdrückte, gern ſo wenig als möglich hören möge. Er überreichte meinem Oheim ein Papier; es galt zu gleicher Zeit eine neue Verantwortung um den Reſt ſeines Vermögens. Es iſt Gottes Hand! ſagte mein Oheim, als er es geleſen hatte, mit feſter Stimme; ſie wird mich nicht ſinken laſſen! Mein Bruder, einige Jahre älter als ich, begleitete den Fremden. Weinen Sie nicht, ſagte dieſer zu dem Knaben; Ihr Oheim iſt nicht unglücklich, ich beneide ihn. Der Knabe kam zurück und erzählte. Der Unglückliche! rief mein Oheim; er hat keinen Gott! —

Vielleicht, ſagte ich, wird man nur ſelten einen ſo entſchloſſenen Gegner des Chriſtenthums finden, daß er nicht wünſchen ſollte, die Beruhigung, welche es ſeinen Bekennern gewährt, mit dieſen theilen zu können.

Zuverläßig, entgegnete der Graf. Spricht ſich die Wahrheit dieſer Bemerkung nicht allgemein aus? Die jüngſtverfloſſene Zeit hat mit ſtrenger Warnung an das Gebäude geklopft, das der Unglaube prunkend aufgeführt hatte. Möge die unſrige, liebend und duldſam, die Irrenden auf den rechten Weg zurückführen.

……

Es hat mir oft Mühe gemacht, ſagte die Gräfinn nach einem kurzen Schweigen, zu begreifen, wie es Menſchen geben könne, die dem Chriſtenthum feindſelig geſinnt ſind. Ich will nicht ſagen: ſeine Wahrheiten ſind ſo groß und erhaben, daß kein Herz ihnen ſollte widerſtreben können; aber ſind ſie nicht jedem Menſchen Bedürfniß? ein Bedürfniß, für das nichts Anderes ihm genügenden Erſatz biethen kann?

»So iſt es.«

Nicht wahr!? — Ich habe mich öfters gefragt: Wenn irgend Jemand den Glauben an dieſe Wahrheiten auf einmahl aus deiner Bruſt wegnehmen könnte — wie würde es ſeyn? — und dann iſt es mir immer ſo vorgekommen, als wenn mein ganzes Leben dadurch leer und bedeutungslos werden müßte.

»Ich bin ſelbſt überzeugt, daß der bloße Glaube an die Tugend einem Gemüthe, wie das Ihrige, nicht genügen würde.«

Aber warum nicht? Gibt es einen feſten Glauben an die Tugend, ohne einen Glauben an Gott? Und dennoch würde mir dieſer Glauben nicht genügen. Je inniger ich ihn würde umfaſſen, je feſter ich mich mit jeder Kraft meiner Seele daran würde halten wollen: deſto ängſtlicher würde ich nach der Bürgſchaft dieſes Glaubens fragen; und keine Bürgſchaft würde mir bey dem Bewußtſeyn der Beſchränktheit meiner geiſtigen Kräfte befriedigend ſcheinen. Zwar leitet mich hier nur das Gefühl; und —

Ihr Gefühl, theure Freundinn, unterbrach ſie Wilhelm, leitet Sie hier, wie überall, vollkommen richtig. Der Philoſoph empfindet hier das Bedürfniß befriedigender Gewißheit, wie Sie es empfinden; und hierher gehört ein Wort, das Eduard geſtern ſagte: Die Vernunft iſt ihr eigener Bürge.

Sie haben Recht, ſagte der Baron. Es iſt der ſchönſte aller Vorzüge des Chriſtenthums, daß es unſeren beſten Wünſchen und Hoffnungen gewiſſe Erfüllung verheißt.

»Und nur Gewißheit gibt Ruhe, ſetzte die Gräfinn hinzu. Darum, fuhr ſie fort, und ihre Wangen rötheten ſich hoher, ihre Bruſt hob ſich bewegter, und ihr Auge flog begeiſtert zum Himmel auf — darum iſt das Chriſtenthum eine Religion des Segens. Segnend empfängt es uns beym Eintritt ins Leben, und begleitet uns ſo durch jede Epoche desſelben bis zum letzten Athemzuge. Es legt ſeinen Segen auf das Gluck, wie auf das Unglück. Mit freudigem Dank empfängt das gläubige Gemüth jenes; mit ſtiller Ergebung trägt es dieſes. Welche Beruhigung liegt nicht in der Gewißheit, daß unſre Leiden die Fügung einer gütigen Vorſehung ſind, die ſie als Mittel zu unſerem Glücke und unſerer Vervollkommnung gebraucht! Gibt es eine andre Quelle, aus der gleiche Troſtung, gleicher Muth zu freudigem Dulden uns zufließen mochte? — So ſchnell zerreißen die Bande, die Liebe und Freundſchaft und Tugend geknüpft haben! Das Leben ſelbſt iſt ein Augenblick! Welchen Werth kann es haben, wenn jene Bande der innigſten Zuneigung ſich jenſeits nicht aufs neue wieder anknupfen, um nie mehr geloſt zu werden? Bey dem geringſten Zweifel über die Gewißheit, daß wir die wieder finden werden, welche wir lieben: iſt die Liebe eine täuſchende Sehnſucht; die Treue der Freundſchaft ein Gaukelſpiel, womit wir uns ſelbſt betrügen; und die Freude verwandter Seelen, ſich gefunden zu haben, nicht werth den peinlichen Schmerz der Trennung.

Wilhelm, der neben Eudorien ſaß, beugte ſich ſchweigend auf ihre Hand hinab, um uns die Thräne zu verbergen, die in ſein Auge trat.

Warum das, mein Freund! fragte die Gräfinn mit ſanfter Theilnahme. Freudige Hoffnung des Wiederſehens geziemt Ihnen; denn haben Sie für dieſes Wiederſehen nicht einen untrüglichen Bürgen? —

Sie ſtand auf, und wir Anderen folgten. Langſam gingen wir den letzten kurzen Abhang des Parkes hinan, und ſtanden, um ein Gebüſch biegend, plötzlich vor einem kleinen, im edelſten Geſchmacke erbauten Pavillon. Weiße Säulen, joniſcher Ordnung, trugen ein zierliches Gebälke; und die Wände zwiſchen denſelben waren mit einem blaßgrünen, geſprenkelten Marmor bekleidet.

Die Gräfinn ſtand ſtille.

Laſſen Sie mich, mein Freund! redete ſie den Baron an, der ſie führte; laſſen Sie mich noch Eines ſagen. Der Haß iſt es, der das Leben vergiftet. Wir können ihm wehren und ihm widerſtreben; aber wir können nicht hindern, daß die Kränkung nicht dennoch einen Stachel in unſerer Bruſt zurücklaſſe. Das Chriſtenthum allein kennt keinen Haß; es iſt, wie ſein Stifter, ganz verzeihende Liebe. Auch die unverdiente Kränkung vergibt es; und auch den gerechten Zorn wandelt es in verſöhnende Milde. — Auch Sie, fuhr die Gräfinn mit heiterer Anmuth fort, haben mich einſt tief gekränkt; und ohne jenen Gedanken würde ich den Stachel noch lange gefühlt haben.

Warum, verehrte Frau, ſagte der Baron, ſchmerzlich ergriffen; warum mich in dieſem Augenblicke an ein Vergehen erinnern, das ich mir ſelbſt nie verzeihen werde?

Weil auch Sie jetzt verzeihen, und dieſes Denkmahl meines Glückes zum Denkmahl der Verſöhnung weihen ſollen! erwiederte die Gräfinn, indem ſie ſeinen Arm ergriff, und ihn vorwärts führte. Die Thüre des Pavillons flog auf. Weinend ſtürzte mit raſchen Schritten eine junge Frau von einem zehnjährigen Knaben begleitet, daraus hervor, und ſank ſprachlos zu des Barons Füßen. Zitternd hob er ſie auf. Ich vergebe dir, ſagte er, und ſchloß ſie in ſeine Arme; dann blickte er auf Eudorien, deren Züge mir in dieſem Augenblicke die Züge einer Verklarten zu ſeyn ſchienen. —

Die Entflohene war mit ihrem Gatten, der ſich jetzt dem Baron ebenfalls nahte, und von ihm als Sohn begrüßt wurde, nach Amerika gegangen. Dort hatte ſich der junge Mann dem Handel gewidmet; aber Unglücksfälle hatten ſein geringes Vermögen ſchnell verſchlungen. Aufs Äußerſte gebracht hatte ſich ſeine Gattinn vor drey Jahren, nach mehreren fehlgeſchlagenen Verſuchen, die ſie ſchon früher gewagt hatte, durch andre Freunde ihres Vaters Verzeihung zu erhalten, an die Gräfinn gewendet; deren Bemühungen, eine Verſöhnung zu bewirken, damahls ohne Erfolg geblieben waren. Mit bedeutenden Aufopferungen hatte daher die Gräfinn ſelbſt die bedrängte Familie unterſtützt; und den thätigen jungen Mann dadurch in den Stand geſetzt, ſeinen Glücksumſtänden eine günſtige Wendung zu geben, um dem beleidigten Vater unter die Augen treten zu können. —

Die Gemüther waren zu lebhaft aufgeregt, als daß eine der an der vorgefallenen Scene zunächſt theilhabenden Perſonen ſo leicht einige Unbefangenheit hätte gewinnen können. Mit zarter Rückſicht auf dieſe Stimmung hatte die Gräfinn Nachmittags einen Spaziergang vorgeſchlagen, auf welchem die Geſellſchaft ſich bald in mehrere Partien abſonderte. Der Baron blieb allein mit ſeiner Tochter, ſeinem Sohne und Enkel; Wilhelm begleitete die Gräfinn und Emilien; ich aber ging mit dem Arzte, der nach Tiſch ebenfalls herübergekommen war, und mich durch ſeine innige Theilnahme an dem Glucke ſeines Freundes, wie durch ſeine geiſtreiche Unterhaltung bald wieder mit dem kleinen Tik ausſöhnte, den er neulich gegen mich bewieſen hatte.

Es war ſchon ſpät, als wir unſer Schiff beſtiegen, und ſchweigend über den See hinfuhren. Von einem entfernten Landhauſe ſchallte eine ſanfte Muſik von Hörnern zu uns herüber, und erhöhte die Stimmung, von der ich, im Verlaufe dieſer Tage ſo vielfach angeregt, ergriffen war. Die Nacht war lau und hell. In heiterer Klarheit glänzte der Vollmond am Himmel, und warf einen langen goldenen Strahl in den Spiegel der Wellen. Dieſes Bild rief mir lebhaft die Erinnerung der bitterſten Stunde meines Lebens zurück. Damahls hatten alle feindſeligen Regungen meiner Natur wild durch einander gegohren. Es war jetzt vorbey. Ich hob das Auge zum ſternenvollen Himmel. Wie es auch ſey, ſagte ich mir, und wie ſich auch Alles gefügt habe — auch dein Leben, dein Schmerz und deine Sehnſucht, und was du ſtrebteſt und irrteſt - - es wird nicht verloren ſeyn!

Das

Bild der Nemeſis.

Von

M. Enk.

Wien,
gedruckt und im Verlage bey Carl Gerold.
1825.

Alles iſt zum Seyn erkoren;
Alles wird durch Tod geboren;
Und kein Saatkorn geht verloren!

Die Söhne des Thales. 2. Th. 5, 2.

Vorrede.

Auf zweyerley Art können einzelne Darſtellungen zu einem Ganzen verbunden werden. Ein Mahl, indem jede einzelne Darſtellung dieſelbe Idee von einer andern Seite beleuchtet; und dann, indem mehrere, für ſich beſtehende Darſtellungen auf eine beſtimmte Idee zurückgeführt, und darauf berechnet werden, dieſe in ein helleres Licht zu ſetzen. Es wird dem Werke keinen Schaden thun, wenn dieſe Idee eine ſittliche iſt.

Was jene erſte Art betrifft: ſo hat Diderot davon ein gelungenes Muſter gegeben, und unter uns Engel ſie empfohlen. Die gegenwärtige Schrift ſoll ein Verſuch der zweyten Art ſeyn. Ein Verſuch ſchien, vermuthlich nicht mit Unrecht, der Mühe zu lohnen. Sollte dem

Verfaſſer der ſeinige mißlungen ſeyn: ſo wird er beſſer einem glücklicheren Talente gelingen. Nur das wünſcht er, daß man ſich in Beurtheilung der Tendenz desſelben nicht allzu ſtark vergreifen, und nebenher nicht die Hauptſache mit der Nebenſache, nicht dieſe mit jener verwechſeln möge.

Wien, den 3. October 1824.

Sie werden doch nicht läugnen wollen, ſagte ich, daß alle dieſe Dichter voll tiefer Anſichten des Lebens ſind.

Voll tiefer Anſichten? entgegnete er mit einem Blick, womit man hätte Kinder ſchrecken können.

In die Tiefe mußt du ſteigen —
declamirte ich mit vieler Salbung —
Soll ſich dir das Weſen zeigen.
Nur Beharren führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund —
in der Tiefe, ſetzte ich höflich commentirend hinzu —
wohnt die Wahrheit!

Der Schlamm wohnt in der Tiefe! fuhr mein Gegner mit einem noch weit bärenbeißigeren Geſichte heraus. Tiefe Anſichten! Wenn ich doch das Wort nicht wieder hören ſollte! Elende, längſt abgedroſchene Gemeinſprüche; kahle Sentenzen, und erbärmlich verzerrte, verſchobene, verrenkte, verhunzte, verbalhornte Nachbildungen irgend eines großen Gedankens, aufgepinſelt mit ſchlechten Farben, und aufgeſtutzt mit etwas Frömmeley, Myſtik, ſchwarzgallichtem Unmuth, windſchiefer Ironie, oder mühſelig erkünſteltem Humor — das ſind die feinen Siebenſachen, die auf allen Märkten als tiefe Anſichten des Lebens ausgekramt werden. Und mit all dieſem Graben nun, und mit dieſem Wühlen in der ſchlammichten Tiefe ſind wir aus dem klaren Fahrwaſſer des geſunden Menſchenverſtandes, wie des guten Geſchmackes, ſo ziemlich herausgekommen; und wohin der Kahn in der Folge noch treiben ſoll — das mag der Himmel wiſſen!

Als er dieſe Läſterungen herausgepoltert hatte, klingelte er ungeduldig an ſein Glas, warf dem herbeyeilenden Aufwärter das Geld hin, und verließ den Garten, ohne anders, als mit einer ſehr problematiſchen Kopfneigung von mir Abſchied genommen zu haben.

Was haſt du gehabt mit der alten Knotenperücke? fragte Leo, der bisher an einem andern Tiſche mit ein paar Frauenzimmern geplaudert hatte, jetzt wieder an den meinigen trat, und ſich nachläßig über die Lehne eines Stuhles hinbeugte.

Sag mir nur ums Himmelswillen, Leo! rief ich, wer der Menſch iſt? So etwas iſt mir in meinem Leben nicht vorgekommen!

»Ein alter Kautz iſt's, der vor einigen Jahren hieher gezogen, und über den niemand viel Beſcheid weiß. Er ſoll Arzt, und ziemlich reich ſeyn.«

Stelle dir vor, fuhr ich fort, noch halb betäubt von Ärger und Unwillen, wie es mir mit dem garſtigen Menſchen da ergehen muß. Ich laſſe mich mit ihm in ein Geſpräch über Literatur ein, und erwähne einiger unſrer neueſten Lieblingsſchriftſteller. Das

Herz geht mir auf, wie in dieſem Falle immer, und ich preiſe, wie billig, die Tiefe ihres Geiſtes und Gemüthes. Auf einmahl fängt der alte Herr Feuer, ſchnaubt mich an, und ſpricht von Schlamm, Pinſeleyen, Zerrbildern, Geſchmackloſigkeit und Mangel alles geſunden Menſchenverſtandes. Ich hoffe, du wirſt eingeſtehen, daß einem Menſchen, der auf die tiefen Anſichten des Lebens reiſt, nicht leicht etwas Verdrießlicheres begegnen kann.

»Ganz gewiß! Aber das hätteſt du ihm ſagen ſollen.«

»»Ich bitte dich, lieber Leo! was fällt dir ein! Er hätte mich ganz zuverläßig ausgelacht. So eine gemeine, proſaiſche Seele, die immer nur an der Oberfläche hinſtreift, weiß dergleichen durchaus nicht zu nehmen.««

»Natürlich!«

Und dennoch, fuhr ich fort, war es, glaub', ich, kein gar unebner Einfall, daß ich, ſobald mir durch den Tod meiner Tante ganz unvermuthet ein beträchtliches Vermögen zugefallen war, ungeſäumt mein Bündel ſchnürte, um die beſagte Reiſe anzutreten, die tiefſten unſrer ſchönen Geiſter kennen zu lernen, und die Worte ihres Mundes als eben ſo viele koſtbare Perlen in meinem Tagebuche aufzureihen.

Das laß ich gelten, erwiederte Leo mit ſehr ernſthafter Miene.

Wenn man vernünftig und glücklich leben will, fuhr ich fort: ſo muß man doch zuerſt ſchulgerecht gelernt haben, wie das Ding anzufaſſen; und wie könnte man das beſſer, als aus dem Munde der Meiſter, welche die Tiefen des Lebens ergründet haben. Nebenher ſtudiere ich fleißig ihre Schriften, und leſe alle belletriſtiſchen Journale, deren ich habhaft werden kann; denn das ſind die wahren Magazine der tiefſten Lebensweisheit. Du ſollteſt nur meine Collectaneen ſehen; es ſind köſtliche Sachen darunter.

Das will ich glauben, ſagte Leo mit einer Miene, die ein Anderer als ich vielleicht eine ſpöttiſche genannt haben würde. — Aber da fällt mir eben ein, daß ich dir ebenfalls köſtliche Beyträge zu deiner Sammlung liefern könnte.

»Du?«

»»Ich! — Ich habe bey verſchiedenen Veranlaſſungen Mancherley niedergeſchrieben und geſammelt. Alles liegt zu Hauſe in einen grünen Sack zuſammengepackt — Mannigfaltiges, wie in einem belletriſtiſchen Journale oder in einer Bettlerſuppe.««

Leo! rief ich in beſchwörendem Tone — du wirſt deinem Freunde einen ſolchen Schatz nicht vorenthalten!

Gewiß nicht, ſagte er lachend. Bey einem Menſchen, der es ſo methodiſch anfängt, ſich der wahren Lebensweisheit zu bemeiſtern, müßte man ſich aus ſolchem Zurückhalten ein Gewiſſen machen. Morgen Abends ſollen alle meine Herrlichkeiten in deinen Händen ſeyn.

Es iſt begreiflich, daß ich die Ankunft des Bothen, den Leo den folgenden Tag zu ſchicken verſprochen hatte, kaum erwarten konnte. Abends endlich erſchien er. So freundlich auch Eliſabeth und Auguſte mich bathen, zum Abendeſſen zu kommen — der grüne Sack ging mir über Eſſen und Trinken; und ich eilte ungeduldig auf mein Stübchen, um ihn zu öffnen. Der erſte Anblick der darin enthaltenen Papiere — ſo viel Ärgerniß, ſagte ich während des Aufbindens zu mir ſelbſt, wie jener berufne grüne Sack im engliſchen Parlamente, enthält er für keinen Fall — erfüllte mich zu gleicher Zeit mit der lebhafteſten Freude und mit der innigſten Wehmuth. Alles hatte ein höchſt geniales Ausſehen: denn Blätter von allen möglichen Formaten waren bald mit Tinte, bald mit der Bleyfeder, bald mit Rothſtift beſchrieben; Kleckſe in zahlloſer Menge; und die Schrift ſo ſchlecht als möglich! Das war freylich für den Inhalt von der günſtigſten Vorbedeutung; aber wie ſollt' ich es anfangen, ihn zu entziffern? Es wurde Mitternacht, eh' ich nur damit fertig werden konnte, ein paar Stücke auszuſcheiden, mit welchen ſich noch am erſten ein Verſuch anſtellen ließ; und als ich am nächſten Morgen in den Garten eilte, um mein Dechiffrirgeſchäft anzufangen, und das Entzifferte gleich ins Reine zu ſchreiben: verzweifelte ich beynahe aufs neue, jemahls damit zu Stande zu kommen.

Was ſchreiben Sie da? fragte Auguſte, die plötzlich zu mir in die Laube herein ſchoß, ohne Umſtände neben mir Platz nahm, und mit zuſammengeſchlagenen Armen leicht auf den Tiſch gelehnt, mit freundlicher Vertraulichkeit mir lächelnd ins Geſicht blickte.

»Etwas, das Ihnen, wie ich hoffe, Vergnügen machen ſoll, Auguſte. Ich will es Ihnen Abends vorleſen.«

»»Vergnügen? Vorleſen? O geſchwind laſſen Sie ſehen.««

Damit ſchnellte ſie mit dem Mittelfinger das Blatt herum, daß es über den Tiſch hinabfiel, hob es eben ſo haſtig wieder auf, ſteckte ihr Stumpfnäschen hinein, und rief, den kleinen Mund kräuſelnd, als wenn ſie Wermuth gekoſtet hätte: Pfui, des Geyers! wie das garſtig ausſieht!

»Wie Keilſchrift; es iſt wahr, Auguſte. Aber dennoch, fuhr ich fort, enthält dieſes Heft, der Verſicherung eines Freundes zu Folge, ſo tiefe Anſichten des Lebens« —

Ach! etwas Tiefes! ſagte ſie mit einem recht liſtigen Blicke, und mit einem Lächeln, das ſie nicht ohne Mühe zurückzuhalten ſchien. Aber ſagen Sie mir doch einmahl, lieber Herr Willms, was ſind denn das eigentlich: tiefe Anſichten? —

Sie nahm dabey ſogleich eine Stellung an, als wenn ſie mir ſtundenlang ruhig zuhören wollte.

Tiefe Anſichten des Lebens, hob ich an, ſind — ſind — —

Ich fand mich in der That in Verlegenheit, wie ich dem Mädchen einen deutlichen Begriff davon beybringen ſollte; und da ſich mir das beſagte Lächeln bey meiner Verlegenheit immer vollſtändiger auszubilden ſchien: ſo wurde ich verdrießlich und brach ab. Ein anderes Mahl will ich es Ihnen erklären, Auguſte, ſagte ich; Sie können es ohnedieß nicht recht faſſen.

Damit legte ich mit einem ziemlich finſtern Blicke mein Papier zurecht, um weiter fortzuſchreiben. Aber gewiß! ſagte ſie, indem ſie ſchmeichelnd meine Hand ergriff; dabey aber, wie ich wohl bemerkte, mit Mühe an ſich hielt.

»Ja! Ja! — aber jetzt laſſen Sie mich.«

»»Ganz gewiß?««

»Ey doch!«

Lieber Herr Willms! ich verlaſſe mich darauf, rief ſie noch einmahl, kaum ein lautes Gekicher zurückpreſſend; warf trillernd die Arme in die Luft, und huſchte davon, als ob ſie nie da geweſen wäre.

Liebe, gute Menſchen ſind es, dieſer Förſter und ſeine beyden Töchter, ſagte ich für mich ſelbſt, als ich ein paar Minuten geſchmollt hatte: man kann ihnen das nicht abſprechen; aber Tiefes haben ſie auch gar nichts. Der Vater, zum Beyſpiel — man kann nicht demüthiger, milder, gutmüthiger, — und obwohl ein paar Ränkeſchmiede ihn um ſein Stückchen Brot gebracht, und ihm kaum mehr übrig gelaſſen haben, als dieſe Hütte, und ſo viel er braucht, um nur nicht gerade verhungern zu müſſen: — man kann nicht genügſamer, und ſelbſt nicht zufriedner ſeyn, als er es iſt. Aber laſſe ich mich mit ihm in ein Geſpräch ein, und öffne ich ihm einmahl irgend eine große, neue Ausſicht; oder ſtelle ich die Sache nur irgend ein wenig auf die Spitze: — Bautz! platzt er mir mit einem Gemeinſpruch darein, daß ich mich zu Tod ärgern möchte. Geſunden Menſchenverſtand hat er; auch der läßt ſich ihm nicht abſprechen; — aber was gilt geſunder Menſchenverſtand heut zu Tage ohne Tiefe! —

Eliſabeth? — wenn es auf der weiten Welt ein reines Gemüth gibt: ſo will ich tauſend Eide darauf ſchwören, es iſt das ihrige. Der ſchöne Vers einer unſrer Dichterinnen:

Ganz iſt ſie Unſchuld und Natur!

paßt auf das Mädchen, als wenn er auf ſie gemacht wäre. Und das iſt noch viel zu wenig geſagt. Ganz iſt ſie Unſchuld, Natur, Milde, Sanftmuth und Liebe. Wahrhaftig! wäre ich ein Günſtling der Muſen, ich wollte keine Farbe für ſie zu gut halten, die noch irgend ein Dichter oder Mahler zum Bilde ſeiner Auserwählten gemiſcht hat; und gerne wollte ich die Hälfte meiner Erbſchaft hingeben, wenn ich ſie glücklich wüßte. Aber ich fürchte! ich fürchte! — Da iſt dieſer Herr Albert, der bey einem nächtlichen Gewitter bey dem Förſter ein Obdach ſucht, des Morgens darauf verſchwindet, nun ſeit drey Wochen bey dem Amtmann in Weiningen wohnt, jeden Abend ins Haus kömmt, und wenn er weggeht, wie ich aus meinem Fenſter ſehen kann, noch ſtundenlange Promenaden im Mondſcheine anſtellt, oder wohl gar in der Nähe oft bis Mitternacht auf ſeiner Guitarre klimpert. Zwar ſieht er ganz wacker aus; und ſein edles, raſches und dabey doch wieder ſanftes Weſen könnte mir gefallen, wenn er mir ſonſt nicht verdächtig wäre. Für einen Landſchaftmahler gibt er ſich aus; ich zweifle, daß es mit ſeinem Zeichnen weit her ſey. Arme Eliſabeth! dein Herz muß eine ganz ſchuldloſe Liebe beglücken; oder ſie wird es brechen. — Übrigens — — Tiefe hat auch Eliſabeth nicht. Wenn ich etwas dergleichen anziehe: ſo verſteht ſie es gewöhnlich gar nicht, und antwortet meiſtens etwas, das wohl richtig gedacht, aber ſonſt wieder ſo einfach iſt, daß es der Tinte gar nicht verlehnen würde.

Auguſte, fuhr ich fort, und legte die Feder wieder weg, die ich eben erſt, um weiter zu ſchreiben, ergriffen hatte, weil ich ſie, noch ein wenig böſe über ihr Auslachen, ohne alle Reviſion ihres Prozeſſes verurtheilen wollte: — Auguſte iſt vielleicht noch hübſcher, als ihre Schweſter, und, wäre meine Reiſe nicht — ich glaube, ſie könnte mich in Verſuchung bringen, ſie zu heirathen; ihre Gutmüthigkeit und ihr friſcher, munterer Sinn dürfte Manchem eine wünſchenswerthe Mitgift ſcheinen. Daß der kleine Dutſchelkopf voll Poſſen und Einfälle ſteckt — das könnte man hingehen laſſen; aber bey dem Allen iſt durchaus nicht daran zu denken. Nein! beym Himmel nicht! ſetzte ich betheuernd hinzu; was ſollte ich auch mit einer ſolchen Frau anfangen? Ich glaube, ſie wäre im Stande, wenn ich ihr die herrlichſte Schickſalstragödie vorläſe, bey der erſten Pauſe, die ich machte, ein Geſpräch über ihren Strickſtrumpf anzufangen, oder wenn ich ihr etwas Erhabenes aus einem Taſchenbuche vordeclamirte, mit irgend einem tollen Liedchen einzufallen.

Auguſte konnte es nicht laſſen, bey Tiſche — ich habe mich nähmlich bey meinem Hauswirth in die Koſt eingemiethet: theils weil es mir doch zu beſchwerlich ſeyn würde, ins Städtchen hinabzugehen; theils weil ich dadurch dem knappen Haushalt der guten Leutchen ein wenig weiter helfe — Auguſte, ſage ich, konnte es nicht laſſen, bey Tiſche die verſprochene Vorleſung anzukünden: und da der Alte mich ſogleich beym Wort nahm, ſo mußte ich wohl jetzt gern oder ungerne Ja ſagen. Sie wußte dabey den Schalk hinter einer unſchuldigen Miene ſo gut zu verſtecken, daß ich durchaus keine Veranlaſſung fand, aufs neue böſe zu werden. Inzwiſchen gab ich mir Mühe, eine ernſte Miene beyzubehalten; ob ich gleich immer, ſo oft der kleine Muthwille ſich pactirend mit gewinnender Freundlichkeit an mich wendete, von der Strenge derſelben ein Weniges nachlaſſen zu müſſen glaubte.

Als ich gegen Abend meine Abſchrift vollendet hatte, trat ich vor das Haus, wo der Förſter unter ein' paar prächtigen Linden gewöhnlich ſein Abendpfeifchen zu rauchen pflegt. Man hat von dieſem

Platze aus eine herrliche Ausſicht auf das Städtchen, auf den Fluß, der es beſpült, und über das ganze Thal hin, das ringsumher von fruchtbaren, ſtark abgeflachten Hügeln eingeſchloſſen wird. Eliſabeth ſaß neben dem Vater, und auch der Lunaticus hatte ſich bereits eingefunden. Gleich hinter mir her kam Auguſte, ihr Strickkörbchen am Arme, aus welchem ſie einige große, gelbe Eyerpflaumen hervorlangte, die ſie ſogleich mit ihren niedlichen Fingern abſchälte, und auf ein Weinblatt neben mir hinlegte. Zum Anfeuchten der Bruſt, während des Vorleſens, ſagte ſie; und es wären die erſten Früchte, die ein junger Baum, der ihr allein gehöre, getragen habe.

Wenn noch irgend etwas einem Groll Ähnliches von dieſem Morgen her in meinem Buſen übrig geweſen wäre, ſo hätt' ich es jetzt für jeden Fall fahren laſſen. Muthiger als ich's ſonſt vielleicht gethan haben würde, zog ich jetzt mein Heft hervor. Auch gibt es gewiß nichts Ermuthigenderes, als unſre Bruſt gegen Andre, und die Anderer gegen uns von jeder feindſeligen Empfindung frey zu wiſſen; und wen immer auch die leiſe Ahnung eines ſolchen Mißklanges nicht befangen macht, der hat den Sinn für die reine Harmonie des Lebens entweder nie beſeſſen, oder ihn, wenigſtens zum Theile, ſchon verloren. —

Das Stück, welches ich Ihnen vorleſen will, ſagte ich mit niedergeſchlagenen Augen — — denn ich ſchämte mich in dieſem Augenblick vor mir ſelbſt, daß ich Guſtchen heute Morgens auch nur eine halbe Viertelſtunde lang gegrollt hatte — iſt zwar nur ein

Mährchen, wenn es anders für ein ſolches gelten kann; aber irre ich mich nicht, ſo liegt darin ein ſo tief —

Hier blickte ich zufällig auf, und fuhr überraſcht zuſammen; denn in Lebensgröße ſtand vor mir der Doctor, mit dem ich im Wirthsgarten Streit bekommen hatte, dem Förſter ſeitwärts vertraulich die Hand biethend, und auf mich mit kauſtiſchem Lächeln einen ziemlich zweydeutigen Blick heftend. Aus der Begrüßung und den Erkundigungen meines Hauswirthes nahm ich nun ab, daß der Doctor zu ſeinen Freunden gehöre, einige Wochen verreiſt geweſen ſey, und in der Regel jeden Abend herkomme. Zum erſten Mahl bereute ich es jetzt, mich hier eingemiethet zu haben, da ich den fatalen Menſchen, öfter als mir lieb war, zu Geſicht bekommen ſollte. —

Dieſer Herr, fing er endlich an, als er ſich geſetzt hatte, war ja, wie es mir ſchien, eben im Begriffe etwas vorzuleſen? —

Ich mochte bisher mein Manuſcript mit einer erklecklich albernen Miene in der Hand gehalten haben; aber dieſe Frage, offenbar in boshafter Abſicht gethan, half mir plötzlich über alle Befangenheit hinweg. Ich beſchloß, mich gegen den äſthetiſchen Ketzer zu verſtocken.

Sie haben Recht, mein Herr! ſagte ich trotzig; und wenn es Ihnen gefällig iſt, mit zuzuhören: ſo will ich ohne Umſtände anfangen.

Ich ſchlug jetzt mein Heft aus einander, und las:

Der Oberſchulrath und die Kohlhäupter.

»Gute Nacht! mein hochverehrter Herr Oberſchulrath!«

»»Ganz allerunterthänigſter Diener, mein ſchätzbarſter Herr Aſſeſſor! Bitte meine Empfehlung an Dero ſcharmante Frau Liebſte. Ihr Allerergebenſter! Habe die Ehre noch ein Mal gute Nacht zu wünſchen.««

Damit ſchwenkte der Oberſchulrath **Fergus** gegen den Aſſeſſor zum zwanzigſten Mahle ſeinen Hut; ſcharrte noch einen Kratzfuß, und ging wohlgemuth, wenn gleich etwas unſichern Schrittes, die Königsſtraße hinab, an deren Ende er wohnte. Er hatte nähmlich eben erſt heute ſein Beförderungsdecret erhalten, den Abend zur Feyer des frohen Ereigniſſes mit einigen Freunden im Keller eines Italiäners zugebracht, und war unter ihren Glückwünſchen in der Freude ſeines Herzens auf die fünfte Bouteille Burgunder gekommen.

Oberſchulrath! ſagte er ſchmunzelnd im Gehen vor ſich ſelbſt hin, und blieb einen Augenblick ſtehen, um ſeine Perücke zurecht zu ſchieben, die ein unvorhergeſehener Fehltritt, auf dem ſonſt guten Pflaſter, etwas aus ihrer gehörigen Lage gebracht hatte; Oberſchulrath!

Das klinget ſo herrlich! das klinget ſo ſchön! ſetzte er halb ſummend, halb ſingend hinzu. Es hat Mühe gekoſtet; sed nil sine magno labore Dii mortalibus dedere. Und nimmſt du dich nur zuſammen, Fergusچen — ſo will ich wetten, es iſt noch nicht aller Tage Abend.

Unter ſo erfreulichen Selbſtgeſprächen war Herr Fergus an ſeine Hausthüre gekommen. Er zog die Klingel, und ſchmählte in Gedanken ungeduldig auf ſein Geſinde, als lange Zeit niemand erſchien, ihm zu öffnen. Endlich ſprang die Thüre auf, und er trat ein. Thomas! Schlingel! Spitzbube! rief er, wo ſteckſt du? warum bringſt du kein Licht? ſoll ich mir den Kopf zerſchellen? und immer fort ſo ſcheltend und ſchmählend tappte er in dem engen Gange ſich fort, um die Stiege zu finden. Vergebens! Wo mag ich nur hingerathen ſeyn? fragte er ſich ſelbſt, und wollte umkehren; aber er ſtieß ganz unſanft mit der Naſe gegen eine Mauer, die nur eben erſt hinter ſeinem Rücken aus der Erde hervorgewachſen ſeyn mußte; und was noch ſchlimmer war, er wurde durch dieſe ambulirende Mauer in dem Engpaſſe, in welchem er ſich befand, und der gar kein Ende nehmen zu wollen ſchien, unaufhaltſam fortgeſchoben.

Vergeben Sie, lieber Herr Willms, ſagte Förſter Jakob, daß ich ſie unterbreche; aber was iſt denn das, eine ambulirende Mauer?

»Eine Mauer, die ſpazieren geht.«

Das iſt doch ein wenig ſtark, erwiederte der Alte, mit einer Bewegung des Kopfes, als wenn er ihn ſchütteln wollte.

In Mährchen, ſagte Albert, muß mans ſo genau nicht nehmen. Je phantaſtiſcher, deſto beſſer.

Die meiſten Verfaſſer derſelben ſcheinen in der That dieſer Meinung zu ſeyn, verſetzte der Doctor; und laſſen es daher wenigſtens am Phantaſtiſchen, oder richtiger zu reden, am Ungereimten nicht fehlen.

Ich las weiter.

Herr Fergus mochte wohl ſchon eine halbe Stunde in dem ſchmalen, ſtockfinſtern Gange zu ſeiner immer ſteigenden Verwunderung ſo fortgeſchoben worden ſeyn, als er bemerkte, daß dieſer in einiger Entfernung heller wurde. Sogleich verdoppelte er ſeine Schritte, und wurde bald gewahr, daß das Licht durch eine Pforte am Ende des Ganges, die in einen Garten führte, und zu gleicher Zeit von der Seite her, durch die offen ſtehende Thüre eines großen Zimmers hereinfalle. Es war das Zimmer einer Schule, welcher er ſelbſt vorſtand. Der Lehrer ſtand auf einer Eſtrade, die Schüler ſaßen in den Bänken; der eine wie die andern dem Anſcheine nach verſteint und leblos. Eine über dem Catheder hängende Uhr ſchlug jetzt die achte Stunde, und ein darauf angebrachter künſtlicher Gimpel flötete mit unglaublicher Lieblichkeit die bekannte Melodie:

Zum Ziele führt euch dieſe Bahn!

Sogleich fing der Lehrer an zu geſtikuliren, und die Gebehrden eines Menſchen zu machen, der wichtige Dinge zu ſagen hat, während ſeine Zuhörer immerfort regungs- und bewegungslos vor ihm ſaßen. Herr Fergus, der nicht ſogleich unterſcheiden konnte, ob der Lehrer ein lebendes Weſen oder ein Automat ſey, war eben im Begriffe, in die Stube ſelbſt einzutreten, als er durch einen ſanften Ruck der Mauer in ſeinen Rücken gänzlich in den Garten hinausgeſchoben wurde.

Ein weiter Park, deſſen Gränzen er nicht abſehen konnte, und der ſich einen ſanften Hügel hinanzog, lag vor ihm in der heiterſten Beleuchtung des Frühlingslichtes. Mannigfaltige Gebüſche und Baumgruppen wechſelten mit freyen, von klaren Bächen durchſchnittenen Raſenplätzen; ſchattige Lauben und Rebengänge mit den artigſten Blumenſtücken, welche man nur immer ſehen mochte. Der junge May ſchien hier nur eben erſt den ganzen Reichthum ſeiner Blüthen ausgegoſſen zu haben, und tauſend verſchiedene Wohlgerüche wallten dem erſtaunten Oberſchulrath von allen Seiten entgegen. Wohin er das Auge auch wenden mochte, überall erblickte er zahlreiche Gruppen von Kindern, die ſich in fröhlichem Tumulte mit luſtigem Gelächter und Genecke herumtrieben. Wo mag ich da nur hingerathen ſeyn? fragte ſich Herr Fergus, und ging auf einen Haufen Kinder zu, der ſich auf dem nächſten Boulingreen verſammelt hatte. Ein ſtämmiger Junge von zehn bis zwölf Jahren, mit einer Negerphyſiognomie, machte den Übrigen ſeine Bouffonaden und Bocksſprünge vor, die ſich vor Vergnügen und Lachen darüber beynahe ausſchütten wollten, und bey jeder neuen Gambade in die Höhe ſprangen und fröhlich in die Hände klatſchten; während ihr Jauchzen von allen Seiten noch andre Kinder herbey rief, die nicht weniger begierig ſchienen, dieſe Herrlichkeiten ebenfalls mit anzuſehen. Ein kleiner, kaum achtjähriger Junge ſtolperte dabey über des Oberſchulraths Füße, und fiel platt hin auf die Naſe. Der dumme Stein! rief er; ſprang hurtig auf, und ſtand mit einigen raſchen Sprüngen mitten unter dem Haufen der vergnügten Zuſeher.

Was iſt das? fragte ſich Herr Fergus, indem er ſich ſelbſt ins Ohr zwickte; wache ich, oder träume ich? bin ich noch der Oberſchulrath, oder bin ich ſein Geiſt? Wenn mir nicht ein Anderer aus dem Traume hilft, ſo weiß ich mich wahrlich nicht heraus zu finden.

Er trat jetzt zu dem lärmenden Kreiſe, und drängte ſich mitten in denſelben hinein; allein Niemand ſchien ſeine Gegenwart zu bemerken, oder ihn wenn er ſprach, zu vernehmen; und als er, um einen entſcheidenden Verſuch über ſeine Körperlichkeit anzuſtellen, einem neben ihm ſtehenden Knaben in die Haare fuhr, und ihn tüchtig ſchüttelte: fing dieſer ſogleich mit ſeinem Nachbar darüber Streit an, daß er ihm ſo ſtark in die Haare hauche; da nun der Beſchuldigte die Sache nicht Wert halten wollte, ſo kam es zwiſchen beyden Parteyen unverzüglich zu einer lebhaften Balgerey, ſo, daß dadurch die allgemeine Aufmerkſamkeit ſogar von den bewunderten Künſten des kleinen Bajazzo abgezogen wurde.

Jetzt bog Herr Fergus ziemlich kleinlaut in einen Seitengang ein, wo ein Bach mit ſanftem Gemurmel unter Erlen und Ahornbäumen hinfloß. Er war nicht weit gegangen, ſo ſah er einen Knaben und ein niedliches Mädchen, neben deren jedem eine kleine Gießkanne ſtand, und die, wie es ſchien, in eifrigen Unterhandlungen begriffen waren.

Ich will dir gewiß gerne deinen Garten begießen helfen, lieber Gottfried, ſagte das Mädchen; aber du mußt hernach das Gleiche thun, und mir ebenfalls beyſtehen.

»Verlaß dich darauf, Chriſtlieb; ich thu' es gewiß.«

Aber gewiß! ſagte die Kleine, indem ſie beyde Händchen an die Bruſt drückte; denn alles Waſſer kann ich unmöglich allein heraufſchaffen. Du machſt es aber ſicher wieder wie geſtern, und vorgeſtern!

»Verlaß dich auf mich, ſage ich dir. Nimm nur die Kanne und mach fort, daß wir fertig werden.«

Chriſtlieb ſchurzte jetzt ihr Röckchen, nahm die Gießkanne, ſtieg an den Bach hinab, und mühte ſich auf das emſigſte, eine Kanne voll Waſſer nach der andern herauf zu hohlen, die Gottfried ihr ganz bequem abnahm, und über ſeine Blumen ausgoß.

Nun komm! ſagte das Mädchen, als er fertig war; jetzt hilf mir meinen Garten auch begießen, wie du es verſprochen haſt.

Das will ich wohl bleiben laſſen, rief Gottfried, ſchleuderte die Gießkanne von ſich, und ſprang davon.

Bube! rief Herr Fergus, und wollte dem Entſpringenden nacheilen; aber er ſah bald, daß er den Flüchtling nimmermehr einhohlen würde. Er ging alſo zu Chriſtlieb, die recht zierlich zu weinen angefangen hatte, um ſie zu tröſten; allein ſie ſchien weder ſeine Liebkoſungen zu fühlen, noch ſeine Tröſtungen zu hören; und ergriff nach einer Weiſe geduldig ihre Kanne ſelbſt, um aufs neue an den Bach hinabzuſteigen, um ihren welken Blumen eine Erquickung zu verſchaffen.

Traurig über dieſen neuen Beweis ſeiner Unkörperlichkeit, ging der Oberſchulrath weiter. Es iſt nur allzugewiß, ſagte er zu ſich ſelbſt, ich bin nichts weiter mehr als der ſelige Oberſchulrath, und dabey das unſeligſte Geſchöpf, das man ſich denken mag. Denn iſt es ſchon an und für ſich ſelbſt etwas Herbes, zu ſterben; ſo iſt es doch gewiß noch weit ſchlimmer, geſtorben zu ſeyn, ohne ſelbſt ein Wort davon zu wiſſen, und es, ſo zu ſagen, nur zufälliger Weiſe aus der dritten Hand zu erfahren.

Förſter Jakob ſchüttelte hier ganz langſam den Kopf, indem er zugleich von der Seite nach mir herüber ſchielte, um zu ſehen, ob ich es wohl bemerkt haben möchte. Ich that, als ob ich es nicht gewahr worden ſey, und las weiter:

Aus dieſen kränkenden Betrachtungen wurde Herr Fergus durch einen plötzlichen Lärm aufgeſchreckt, der nicht weniger als die wilde Jagd anzukünden ſchien. Eh' er noch eine Vermuthung darüber anſtellen konnte, erblickte er auch ſchon die Urheber desſelben; denn ein Trupp leicht bewaffneter Reiterey ſprengte heran in vollem Galopp auf ſeinen Steckenpferden, unter gellendem Trompetengeſchmetter, als Vortrab des mit toſender Janitſcharenmuſik ihm nachziehenden Kriegsheeres. Halt! donnerte der Feldherr; Reiter und Fußvolk hielten; die Trommeln und Trompeten ſchwiegen. Mit gutem Anſtande ſprengte jetzt der Befehlshaber dieſer trefflichen Cohorten, auf den Schultern eines ſtämmigen Bauernjungen ſitzend, der ihm als Schlachtgaul diente, an ihnen hinab, um ſie zu muſtern. Dann hielt er in ihrer Mitte. »Soldaten!« rief er, »der entſcheidende Augenblick iſt gekommen. Wir werden eine Schlacht liefern, und uns mit Ruhm bedecken. Bewahrt den alten Ruf eurer Tapferkeit. Carl der Große ſteht an eurer Spitze. Dieſer heidniſche Wittekind vermag uns mit ſeinen feigen Scharen nicht Stand zu halten. Wir werden uns auf ſie ſtürzen, und ſie zermalmen. Auf! rührt die Heerpauken; folgt mir, brave Krieger! ich führe euch zum ſicheren Siege!«

Ein tauſendſtimmiges Hurrah! erſcholl bey dieſer hochherzigen Anrede des großen Carl. Die Reiter tummelten ihre Roſſe, und ſchwenkten kampfbegierig die hölzernen Säbel; das Fußvolk ſtieß Speere und Schilde zuſammen, die Trompeten ſchmetterten, die Heerpauken wirbelten, und die ganze Armee, vom beſten Geiſte beſeelt, ſetzte ſich in Bewegung, um unverzüglich den Feind aufzuſuchen, und in den Staub zu treten. Allein leider war ihr dieſer bereits näher, als ſie es vermuthete. Der argliſtige Wittekind hatte ſich nähmlich mit dem Kern ſeiner tapfern Sachſen in einen Hinterhalt gelegt, und brach mit unbändigem Ungeſtüm daraus hervor, um ſeinem Gegner in den Rücken zu fallen, als der Nachtrab desſelben ſich kaum noch gewendet hatte. Geſchrey, Gelärme, Geheul, Gekreiſche und tauſend verſchiedenartige Mißtöne zerriſſen jetzt die Luft; das Gerauſe, Gebalge, Gezerre wurde allgemein; und von allen Seiten regnete es Püffe, Stöße und Schläge. Mit Blitzesſchnelle flog Carl der Große herbey, um ſeine weichenden Scharen anzufeuern; aber der unbändige Wittekind, ein derber Bengel von zwölf bis dreyzehn Jahren, wurde ſeiner kaum anſichtig, als er ſich auf ihn ſtürzte, und ihn vom Gaule herabriß. Wie nun ein gutes Roß ſeinen Reiter im Schlachtgemenge nicht leicht verläßt, und durch ſeinen Muth und ſeine Klugheit allein ihm nicht ſelten das Leben rettet: ſo kämpfte auch Carls Streithengſt für dieſen mit möglichſter Anſtrengung ſeiner Kräfte. Mit ſtoiſcher Apathie, nicht achtend der Stöße und Püffe, die ihm nun von allen Seiten her reichlich zugemeſſen wurden, droſch er mit beyden Fäuſten ſo kräftig auf den tapfern Wittekind los, daß er dieſen wahrſcheinlich gezwungen haben würde, von dem fränkiſchen Heerführer abzulaſſen: wäre nicht er ſelbſt von den Gefährten desſelben rückwärts bey den Haaren ergriffen, und indem der Schmerz ihn zwang laut auf zu ſchreyen, aus dem Gefechte gezogen worden. Jetzt war es für Wittekind ein Leichtes, den großen Carl unter ſich zu bringen; und dieſes gelang ihm ſo vollkommen, daß Letzterer endlich in ein lautes Weinen ausbrach; allein der tapfere Feldherr der Sachſen würde im Hochgefühl ſeines Sieges den Gegner auch jetzt noch nicht geſchont, und ihn noch weit kräftiger zuſammengeknetet haben: hätte nicht ein neuer Kampf zwiſchen ſeinen eignen Gefährten über die Rechte des Siegers auszubrechen gedroht, und Carls Schweſter Elsbeth mit ihren Freundinnen Fenna und Hildegunde, und einer ganzen Schar lieblicher Mädchen, die dem Heere nachgezogen waren, ihn durch ihre Thränen und ihr Angſtgeſchrey zu erweichen gewußt. Die kleine Elsbeth faltete ihre Händchen ſo flehentlich, und bath mit einer ſo einſchmeichelnden Innigkeit, daß ſelbſt der trotzige Sachſenfürſt dadurch gerührt wurde; nur beſtand er hartnäckig darauf, zum unwiderſprechlichen Beweiſe gewonnener Siegesherrlichkeit, den Fuß auf ſeines Gegners Nacken zu ſetzen.

Herr Fergus hatte ſich gleich zu Anfange der Schlacht, aus einer unwillkürlichen Furcht vor Wittekinds tapferem Arme ins Gebüſch zurückgezogen. Zwar hatte er im Verlauf des Kampfes große Neigung in ſich verſpürt, dem hart bedrängten Carl zu Hülfe zu kommen: allein das drückende Gefühl ſeiner Unkörperlichkeit hatte ihn den Gedanken an einen ſolchen Verſuch, als an einen vergeblichen, ſchnell wieder aufgeben laſſen. So ſchlich er jetzt ſchneckenartig vom Getümmel abwärts einem nahen Hügel zu; grämlich bey ſich ſelbſt überlegend, wie die Jugend hier ohne Aufſicht und Obhut ſo ganz heillos verwildere, und wie er, der einzige Mann, der zu helfen vermöchte, durch ſeine Ver-Ätheriſirung gänzlich außer Stand geſetzt ſey, auf irgend eine zweckmäßige Art und Weiſe ſich ins Mittel zu ſchlagen. Während dieſer Betrachtungen war er den Hügel hinabgeſtiegen, und hatte ſich unter einem weit verbreiteten

Feldahorn, der den Gipfel desſelben krönte, auf eine ſteinerne Bank geſetzt. Mit Erſtaunen erblickte er unter ſich einen Haufen von Büchern, die da recht ordentlich aufgeſchichtet lagen, gerade als ob man ſie abſichtlich zum Behuf eines Lehrers hingelegt hätte. Es waren lauter Bücher zum Nutzen und Gebrauche der ſtudierenden Jugend; und mit Vergnügen bemerkte Herr Fergus, daß ſie in beliebter Compendienform, mit Ausnahme der Pyrotechnie und Hebammenkunſt, den vollſtändigen Cyclus des menſchlichen Wiſſens umfaßten. Indem er nun bey ſich ſelbſt darüber nachſann, wie dieſe edlen Werkzeuge des Unterrichtes wohl hierher gekommen ſeyn möchten: ſchnitt er gedankenlos von einer neben ihm ſtehenden Haſelſtaude einen tüchtigen Backel, und ſchwang ihn eben ſo gedankenlos in ſeiner Rechten, als wenn er auf jemanden zuſchlagen wollte. Aber wie groß war ſeine Überraſchung, als er bemerkte, daß er ſich, kraft dieſes Talismans, für die am Fuße des Hügels nun friedlich neben einander gelagerten Franken und Sachſen plötzlich verkörpert hatte. Sie verließen ſämmtlich die Wieſe, kamen den Hügel heran, und blieben in einiger Entfernung neugierig ſtehen. Kommt Kinder! rief Herr Fergus, noch immer den Stock ſchwingend; kommt, ich will euch bilden. Die Muthigſten traten jetzt näher; die Andern folgten; und bald umdrängten ſie den Oberſchulrath in dichtem Kreiſe. Wohlan Kinder! rief dieſer, wir wollen den Anfang des Unterrichtes mit der Naturgeſchichte machen; denn auf ſolche Weiſe werdet ihr am beſten die Welt und die Größe ihres Urhebers kennen lernen. Somit griff er nach einem der neben ihm liegenden Bücher, einer Naturgeſchichte mit Abbildungen. Seht! fuhr er fort, indem er es aufſchlug, das iſt der Menſch! Mit dieſen Worten hielt er den Kindern das Buch hin. — Ha! Ha! Ha! riefen dieſe mit lautem Gelächter; das biſt du! — Herr Fergus warf einen Blick in das Buch, und bemerkte mit dem höchſten Unwillen, daß irgend ein böſer Geiſt ihm beym Umblättern einen Streich geſpielt, und er, da zwey Blätter zuſammenklebten, ſeinen Lehrlingen ſtatt des Menſchen den Gränznachbar desſelben, den Affen, gezeigt hatte. Teufelsbrut! rief er, ganz roth im Geſichte vor innerlichem Grimme, und ſchwang den Haſelſtock, um dieſem einen Ableiter zu geben; aber zerſtoben war plötzlich der ganze Schwarm der kleinen Sprudelköpfe, als wenn der Wind ſie weggeführt hätte.

So verdrießlich dieſer Vorfall dem Oberſchulrath auch immer ſeyn mochte, ſo tröſtete er ſich doch leicht darüber, da er dadurch die Überzeugung gewonnen hatte, daß er noch nicht geſtorben, und mehr als ein leerer Schatten ſey. Er dachte jetzt ernſtlich daran, aus dem verwünſchten Garten zu kommen, und durchſtrich ihn zu dieſem Ende nach allen Richtungen; allein es war ihm gänzlich unmöglich, aus den verſchlungenen Gängen desſelben einen Ausweg zu finden. Ermüdet warf er ſich zuletzt auf eine Raſenbank, und die Hände auf die ſchwarzatlaſſenen Modeſten gelegt, ſah er ſtarr vor ſich hin auf den Boden. Als er nach einer Weile die Augen aufſchlug, erblickte er einige Schritte vor ſich ein wohlzugerichtetes Gartenbeet, neben welchem ein großer flacher Korb mit jungen Kohlpflanzen ſtand. Sonderbar! ſagte Herr Fergus; was nur das wieder bedeuten ſoll? und ſtand auf, um den Korb mit ſeinem Inhalt in näheren Augenſchein zu nehmen. Kaum wußte er ſelbſt, wie ihm dabey der Einfall kam, das Gartenbeet mit den vorfindlichen Kohlpflanzen auszuſetzen. Er griff aber wirklich ohne Verzug zu den im Korbe liegenden, ſehr nett gearbeiteten Gartenwerkzeugen, kauerte, ſich nicht ohne einige Beſchwerde, auf den Boden, und fing nun an, gar emſig eine Pflanze um die andere nach einer das ganze Beet entlang geſpannten Schnur ins Erdreich zu ſetzen. Als er nun ans Ende der Zeile gekommen war, ſtand er auf, um ſein Werk zu überſehen; aber mit Erſtaunen gewahrte er, daß ſämmtliche Pflanzen, nach Verhältniß, zu mehr oder minder ausgewachsnen Kohlhäuptern emporgeſchoſſen, und die zuletzt geſetzten noch in raſchem Wachsthum begriffen waren. Als ein großer Freund der Naturgeſchichte zog er ſogleich ſeine Brillen aus der Taſche, um die Urſachen einer ſo ungewöhnlichen Erſcheinung genauer unterſuchen, und den Bericht darüber an die Redaction der ökonomiſchen Neuigkeiten einſenden zu können; aber wie groß war ſein Erſtaunen, als er gewahr wurde, daß aus jedem Kohlhaupte Kindsköpfe, kaum etwas größer als eine wälſche Nuß, hervorſahen, deren Phyſiognomien ihm alle recht gut bekannt waren. Guten Morgen, Papachen! rief ein niedliches Püppchen, das ungefähr eine Viertelſpanne hoch aus einem wohlgerundeten Kohlhaupte hervor guckte, und deſſen Züge denen Chriſtliebs ſo ähnlich ſahen, wie ein Ey dem andern. Guten Morgen, Papachen! liſpelte Elsbeth mit einem gar zierlichen Knickſe. Guten Morgen, Herr Fergus! rief eine etwas kräftigere Stimme, die offenbar dem verrätheriſchen Gottfried angehorte. Gehorſamſter Diener, Herr Oberſchulrath! rief der tapfere Wittekind. Ich mache Ihnen mein Compliment, Herr Oberſchulrath! rief Carl der Große. Dero Diener! wir bezeigen Ihnen unſern Reſpect, rieſen Franken und Sachſen, die ſich eben aus ihren Kohlhäuptern hervordrängten, die ganze Reihe hinab, indem ſie dem Oberſchulrath Kußhändchen zuwarfen, und dabey ganz unbändig lachten und kicherten.

Man kann ſich leicht denken, daß Herr Fergus durch ſo unerwartete Begrüßungen nicht wenig überraſcht wurde. Voll Unwillens wendete er ſich ab, um ſchnell wieder fortzukommen, und ſtieß dabey an einen zweyten Korb, den er erſt gar nicht bemerkt hatte. Er wollte nur einen flüchtigen Blick darauf werfen; aber der Inhalt deſſelben bewog ihn zu verziehen. Der Korb war nähmlich mit Bouteillen angefüllt, ähnlich denjenigen, in welchen man das Harlemer Blumenwaſſer zu verſenden pflegt. Herr Fergus langte eine daraus hervor, und las die Aufſchrift: Mutterwitz. Er hohlte die zweyte, die dritte, die vierte heraus, und las auf ihren Etiquetten: Verſtand, Phantaſie, Charakter, Muth, Energie, Beſcheidenheit, und auf einer unverhältnißmäßig weiten Flaſche: allgemeines Temperirwaſſer. Charmant! rief Herr Fergus aus; charmant! da führt mir ja der glücklichſte Zufall von der Welt die wünſchenswertheſten Talismane der Education ſo recht zur guten Stunde in die Hände. Welch ein herrliches Mittel, aus jedem Pflänzchen in Zukunft erziehen zu können, was dem Educator nur immer belieben mag. Mit dieſer einz'gen Flaſche hier — er hob das Temperirwaſſer hoch in die Höhe — getrau' ich mir ja heut zu Tage ein grundreicher Mann zu werden. Aber wir wollen auch keinen Augenblick weiter verlieren, und auf der Stelle einen Verſuch machen.

Er trat jetzt unverzüglich an das Gartenbeet, und zwar gerade vor die Kohlſtaude, in welcher ſich die kleine Chriſtlieb eingeklemmt befand. Woran es dir fehlt, gutes Närrchen, ſagte er, das iſt nicht ſchwer zu beſtimmen. Ein wenig Mutterwitz fehlt dir, mein Kind; denn ſonſt ließeſt du dich von den böſen Buben da ſchwerlich ſo arg zum Beſten haben. Somit öffnete er die bezeichnete Bouteille, ſpritzte einige Tropfen ihres Inhaltes auf Chriſtlieb, und — als ein Mädchen von ſechzehn bis ſiebzehn Jahren, ſchlank wie eine Grazie, ſprang dieſe aus ihrem Verſtecke, drehte ſich luſtig ein paar Mahl auf einem Abſatze herum, machte Herrn Fergus einen zierlichen Knicks, und rief mit dem Anſtand einer Theaterſoubrette: Herr Oberſchulrath! ich bleibe ihre ewige Schuldnerinn. Servus! Servus! entgegnete der Oberſchulrath; freut mich unendlich, daß ich Ihnen habe einen Dienſt leiſten können. — Darf ich Ihnen ein wenig helfen, Herr Oberſchulrath? fragte Chriſtlieb, ſich nach ein Paar Bouteillen bückend, welche noch am Boden ſtanden. — O! bitte! bitte! ſich nicht zu incommodiren, liebwertheſte Mademoiſelle! erwiederte Herr Fergus; ich will wohl, ohne Sie zu bemuhen, zurechte kommen. Das geht ja ganz charmant, ſetzte er hinzu, zugleich draſtiſch ergriffen von Chriſtliebs Reitz und zuvorkommender Artigkeit. Ganz charmant! wiederhohlte er, und trat vor das Kohlhaupt, aus welchem der Sachſenfürſt hervorſah. Du und deine Parteygänger, ſagte er; ihr ſeyd eine Rotte böſer Geſellen. Ihr habt des Mutterwitzes nur gar zu viel; euch muß man auf eine andre Weiſe beykommen.

Damit lüpfte er den Stöpſel der Flaſche, in welcher ſich das unſchätzbare Temperirwaſſer befand, und ſtülpte einen guten Theil desſelben über den muthigen Wittekind und deſſen Mitſtreiter aus. Langſam, wie Regenwürmer ſich ausſtrecken, dehnten ſie ſich in die Hohe, und gähnten Herrn Fergus ins Geſicht, als wären ſie zu trage, ſelbſt nur zum Gähnen den Mund zu öffnen. Aha! rief Herr Fergus, haben wir's getroffen! da haben ſich ja alle Lebendigkeit und alles raſche Jugendfeuer mit einem Mahle in ein geſetztes und ſolides Weſen verwandelt. Ey das geht ja herrlich! Nur weiter! nur weiter! — Aber da, Carl dem Großen — was möchte wohl dem für eine Miſchung die zuträglichſte ſeyn? Ein wenig mehr Muth? — Ey! wir brauchen keine Helden zu erziehen! Lieber ein Schlückchen Beſcheidenheit; hat der Junge das Maul doch ohnedieß ſo voll genommen, als wenn er ſeinen Gegner auf einen einzigen Biſſen hätte hinab ſchlingen wollen.

Mit dieſen Worten zog Herr Fergus den Stöpſel aus der Bouteille, in welcher er das wirkſame Präſervativ gegen Carls Heldenmuth enthalten glaubte, und begoß daraus den fränkiſchen Heerführer ſo unvorſichtig, daß auch die neben ihn gepflanzte Elsbeth reichlich beträuft wurde. Aber unglücklicher Weiſe hatte ſich Herr Fergus in der Bouteille vergriffen. Ähnlich einer blutdürſtenden Poiſſarde ſprang ihm die ſanfte Elsbeth, wie ein betrunkener Grenadier Carl der Große entgegen. Zehn Schritte prallte Herr Fergus zurück, und warf die verhängnißvolle Flaſche weit von ſich, die, auf dem Rande des Korbes zerſchellend, den ganzen Vorrath der darin übrig gebliebenen Kohlpflanzen benetzte. Ein Heer raſender Bachanten und Bachantinnen ſprang daraus hervor; mit tollem Gelächter, Gelärme, Geziſche, Genecke; mit Hollah und Hurrah jagten ſie den unſeligen Oberſchulrath Hügel auf, Hügel ab, durch Dick und Dünn, über Stock und Stein, bis er ermattet von übermäßiger Anſtrengung hinſtürzte, und vom Falle — erwachte.

Gebadet in Schweiß, legte er eine Weile den Kopf in die Hand; nicht zum Beſten ſich bewußt, wie ihm eigentlich zu Muthe ſey. War es ein Traum? fragte er ſich; die neue Educationsmethode? das wüthende Heer? und — ein Schauder überlief ihn — daß ich Oberſchulrath geworden? Scheu wendete er den Blick auf den Nachttiſch, auf welchen er geſtern das Beſtallungsdecret hingelegt hatte. Mit zitternder Hand griff er darnach, und las zum zehnten Mahl die tröſtlichen Worte:

»ihn mit einem Gehalt von tauſend Thalern zum »Oberſchulrath ernannt haben.«

Oberſchulrath! wiederhohlte er mit ſalbungsvoller Erbauung — tauſend Thaler Gehalt! — Gottlob! das iſt kein Traum geweſen; und was die Educationsmethode betrifft: Himmel und Erde ſollen daran ihre Freude haben! —

Nun, wie hat Ihnen mein Mährchen gefallen? fragte ich Auguſten, indem ich mein Heft zuſammenrollte.

Es ſey recht hübſch, meinte ſie; und da der Blick, den ich auf ſie hingleiten ließ, um zu erforſchen, wie ehrlich es mit dieſer Beyfallsbezeigung gemeint ſeyn möchte, den Umweg über ihre Pflaumen nahm: ſo konnte ich nicht dazu gelangen, dem Geſichte, welches ſie dazu machte, eine ſchlimme Deutung zu geben.

Und Ihnen, Eliſabeth?

»Es hat mir gewiß recht viel Vergnügen gemacht.«

Bey Eliſabeth hätte ich die Frage ſparen können. Sie würde mir für meine Vorleſung mit einem freundlichen Lächeln gedankt haben, wenn ich ihr auch die tödtlichſte Langeweile verurſacht hätte, nur, um mir keine Freude zu verderben. Bey Gott! ſelbſt wenn ich ihr eine alterthümliche Erzählung voll ahnungsreicher Himmelskinder, und breiter, frommer Knechte vorgeleſen hätte — ſie würde auch dann noch eben ſo freundlich gelächelt haben.

Das Ding iſt drollig genug, ſagte der Alte, und es mag wohl auch ein Sinn darin liegen; nur daß ich ihn nicht zu errathen weiß.

Ein Sinn, mein beſter Herr Förſter, erwiederte ich, — ärgerlich über ſein abgeſchmacktes: Es mag wohl auch ein Sinn darin liegen — ein Sinn liegt allerdings darin; wenn es gleich ſeyn könnte, daß er zu tief —

Ich hätte etwas darum gegeben, wenn mir das Wort nicht entfahren wäre, da ich mir ſelbſt heimlich das Wort darauf gegeben hatte, daß es im Kreiſe dieſer Ungeweihten, und vorzüglich in Gegenwart des Arztes, nicht mehr über meine Lippen kommen ſolle. Nicht, daß ich mich vor letzterem gefürchtet hätte; nein, aber ich wollte wenigſtens zu neuem Streit keine Veranlaſſung geben.

Tiefe, ſagte der Arzt, der mir das Wort richtig auffing, finde ich in Ihrem Mährchen gerade gar nicht, wenn dasjenige, was Sie uns vorgeleſen haben, überhaupt ein Mährchen heißen kann. Denn der Verfaſſer hat Mährchen und Traum ganz willkürlich zuſammengeworfen. Wenn aber in Ihrem Mährchen gerade keine tiefe Anſicht des Lebens, wie Sie ſonſt Sich auszudrücken belieben, enthalten ſeyn ſollte: ſo glaube ich, daß es doch zu einer ſolchen hinführe, und vielleicht, freylich auf einem Umwege, aus einer ſolchen hervorgegangen ſey.

Wie meinen ſie das? fragte ich mit geſpannter Erwartung.

Kann das eine Frage ſeyn? erwiederte er. Der Zuſammenhang unſerer ſittlichen, wie unſerer geiſtigen Bildung mit den Eindrücken, welche wir durch die Erziehung erhalten, iſt ein Labyrinth, in welchem ſich der Denker nur immer mehr verirrt, je weiter er ſich hinein wagt. Ihr Mährchen führt uns an den Eingang desſelben, und ſcheint mir eben dieß allein zur Abſicht zu haben.

Es war mir gar nicht unangenehm, daß der Doctor dem Dinge eine beſtimmte Abſicht unterlegte, die mir ſelbſt, weder beym Abſchreiben, noch beym Vorleſen aufgefallen war. Natürlich ließ ich mir davon nichts abmerken.

Leicht möglich, ſagte ich, daß Sie den Verfaſſer errathen haben, und daß dieſer Aufſatz mit den übrigen, welche ich von der nähmlichen Hand beſitze, aber ſelbſt noch nicht geleſen habe, durch irgend eine gemeinſchaftliche Idee zuſammengehalten wird. Hier inzwiſchen ſcheint es mir auf nichts weiter, als auf einige Mißgriffe der Erziehung im Allgemeinen abgeſehen zu ſeyn.

»Doch wohl zunächſt auf denjenigen, der auf unſre geiſtige und ſittliche Bildung am entſcheidendſten, wie am verderblichſten einwirkt.«

»»Und dieſer wäre?««

»Kein anderer, als eben der, welcher die Erziehung zu einer ſo ſubtilen Kunſt gemacht hat, daß ſie glaubt, jedes Rechnungsexempel ohne weiters mit dem glücklichſten Erfolge auflöſen zu können.«

Sie glauben alſo, rief ich mit wenig verhehltem Unwillen, da ich ſah, daß er ſeine frechen Hände nach einem neuen, mir höchſt theuren Zweige unſrer Literatur ausſtrecke — Sie glauben alſo, die Verdienſte unſerer Literatur um die Erziehung eben ſo dreiſt herabſetzen zu dürfen, wie die Verdienſte unſerer ſchönen Geiſter um Aufklärung und die Belebung der edelſten Intereſſen des Lebens?

»Ich will Ihnen, erwiederte der Arzt, für dieſe Frage eine andere zurückgeben, die mir ganz beſonders hierher zu gehören ſcheint, und die ſchon ſonſt einmahl ein ausgezeichneter franzöſiſcher Schriftſteller gethan hat. Sagen Sie mir doch: wie kommt es nur, daß unſre Schulen voll geiſtreicher Knaben ſind, und die Welt, gerade unſrer Zeit, ſo voll gehaltloſer Flachköpfe iſt? —

Ich habe das Unglück, daß jede ganz unerwartete Frage mich auf ein Mahl aus dem Sattel wirft, und daß ich dann faſt immer etwas Albernes ſage. Das kommt von unſrer Erziehung, ſagte ich ganz treuherzig, mit einer Art von Wohlbehagen; indem ich nur den erſten Theil der fatalen Frage im Auge hatte.

Das mein' ich auch, entgegnete der Doctor mit einem ſarkaſtiſchen Lächeln; von der Erregungstheorie unſrer ſublimen Erziehungskunſt kommt das. Man bringt die Kinder jetzt weit früher auf die pädagogiſche Drehbank, als man es ſonſt that, und verſucht tauſend Werkzeuge an ihnen, die man ſonſt nicht einmahl dem Nahmen nach kannte. Man ſucht Witz, Phantaſie und Urtheilskraft, nicht ſowohl in ihnen zu wecken, als aufzureitzen. Man gewöhnt ſie ſchon früh, viel und vielerley zu leſen. Sie hören von tauſend verſchiedenen Dingen ſprechen, man gewöhnt ſie zu fragen, man unterhält ſich mit ihnen, man läßt ſie mitſprechen. So lernen ſie eine Menge Dinge kennen, von welchen ſonſt nie die Rede war; ſie ſammeln einen Vorrath von Begriffen, der über ihre Jahre hinausreicht, und der Lebhaftigkeit ihres Alters muß wohl die eine oder die andere glückliche Verbindung derſelben gelingen. Wir preiſen, wir bewundern ſie dafür; ſie gewinnen Muth, Keckheit, Selbſtvertrauen; das witzige, geiſtreiche Kind iſt fertig; und jetzt — bleibt uns nur noch der darauf folgende Dummkopf zu erklären.

Halten Sie es denn für ein ſo großes Unglück, fragte Albert, wenn Kinder ſchon früh einen reichen Vorrath von Ideen einſammeln, und eben dadurch in den Stand geſetzt werden, denſelben in der Folge nur um ſo leichter zu vermehren?

Wenn ihnen die Erziehung, entgegnete der Arzt, mit den fortſchreitenden Jahren nicht zugleich etwas gibt, wodurch ſie den eingeſammelten Vorrath ſicher zur Einheit verbinden mögen: ſo halte ich es allerdings für ein großes Unglück; denn ſehen Sie, theurer Freund! gerade in dieſem Falle iſt dann der Flachkopf in vollem Anzuge.

Ich ſehe nur Eins dabey, fiel ich ein: daß Sie Sichs nähmlich vorgeſetzt haben, weder unſerer ſchönen, noch unſerer pädagogiſchen Literatur, weder unſrer Erziehung, noch unſeren Schulen die gebührende Ehre zu laſſen.

Wer ſpricht von den Schulen? fragte der Angegriffene. Kaum habe ich an dieſe gedacht. Sie leiſten für wiſſenſchaftliche Bildung weit mehr, und haben in dieſer Hinſicht in den neueren Zeiten weit weſentlichere Verbeſſerungen erhalten, als freylich leidenſchaftliche Schreyer, die mit dem Organismus derſelben nur oberflächlich bekannt ſind, gerne zugeſtehen werden; mag gleich im Einzelnen immer noch Manches zu wünſchen übrig bleiben. Wenn ſie aber auf die ſittliche Bildung nicht entſcheidender einwirken, ſo liegt die Schuld davon gewiß nicht ſowohl in ihrer Einrichtung, als dort, wo es mir, mit Ihrer Erlaubniß zu ſagen, der Erziehung überhaupt in unſern Tagen ſtark zu fehlen ſcheint.

Und woran glauben Sie denn nun, daß es ihr fehle? fragte ich.

An ſittlichem Ernſt, erwiederte der Arzt mit Nachdruck, durch den es allein möglich iſt, das Zerſtreute in unſerem Seyn und Erkennen zur Einheit zu bringen, und der allein die feſte Grundlage einer guten Erziehung abgeben kann.

An ſittlichem Ernſt! rief ich aus; nun fürwahr, das hätte ich nimmermehr in meinem Leben zu hören geglaubt. Wie! hat ſich die Erziehung wohl irgend jemahls mehr um den ſittlichen Ernſt bekümmert, als es jetzt geſchieht? Verſetzen wir durch das Medium der Druckerſchwärze nicht ſchon die Muttermilch mit den ſchmackhafteſten moraliſchen Kraftſuppen? Haben wir daran nicht von einer Meſſe zur andern einen erfreulichen Überſchuß? Schreibt man nicht überall moraliſche Erzählungen, moraliſche Romane, moraliſche Dramen und moraliſche Bilderbücher für die liebe Jugend nach allen Abſtufungen ihres Alters? Biethet man ſie nicht überall feil? kauft man ſie nicht überall? und werden ſie nicht überall geleſen? Und dennoch behaupten Sie, daß es unſrer Erziehung an ſittlichem Ernſt fehle. Nein gewiß! das iſt ſonderbar!

Ich wendete mich, wie man es im lebhaften Streit wohl zu thun pflegt, einen Augenblick von meinem Gegner ab, nach Auguſten hin. Sie hatte das Geſtrickte mit den Nadeln in den Schooß ſinken laſſen, und ſchien bloß neugierig, wer von uns beyden das Feld behaupten würde. Eliſabeth blickte nur von Zeit zu Zeit forſchend ihren Vater an, den die Beſchränkte wohl für ein beſſeres Orakel, als mich und den Arzt halten mochte.

Schriften dieſer Art, ſagte Albert, ſcheinen mir wenigſtens das Gute zu haben, daß ſie Kindern ſchon früh eine Menge ſittlicher Begriffe beybringen, und ihrer Urtheilskraft rückſichtlich ſolcher Gegenſtände Übung verſchaffen.

Das kann ich zugeben, entgegnete der Arzt. Nur ſehe ich nicht ein, daß für die Ehre unſrer Erziehung viel dabey gewonnen wäre. —

Warum ſollte aber nichts dabey gewonnen ſeyn? fragte Albert.

Wenn Sie, verſetzte der Arzt, von der bloßen Entwicklung ſittlicher Begriffe bey Kindern reden: ſo darf unſre Erziehungsweiſe ſich allerdings einiges Verdienſt anmaßen. Allein bey der Frage: ob in unſrer Erziehung ſittlicher Ernſt heimiſch ſey, oder nicht, werden Sie mir erlauben, den Begriff von Erziehung in einem weiteren Sinne zu nehmen. Nicht erſt von dem Zeitpunkte an, wo wir in das thätige Leben eintreten: ſchon in unſrer frühern Kindheit beginnt neben jener Erziehung, die wir durch Eltern und Hofmeiſter erhalten, eine andere, deren Einfluß weit entſcheidender iſt: ich meine die Erziehung durch das Leben ſelbſt. Eine Reihe von Erſcheinungen zieht an unſerem geiſtigen Auge vorüber, mehr beachtet, oder minder; nie aber ohne einen Eindruck in uns zurückzulaſſen, wie ſchwach oder ſtark dieſer auch ſeyn, wie dunkel er bleiben, oder wie klar er uns immer werden möge. Jeder ſolche Eindruck verſchmilzt mit einem früheren; jeder bereitet einen ſpäteren vor. Dieſe Erziehung nun ſchlägt weit tiefere Wurzeln, als jede andere; ſie veranlaßt Vorſtellungen, die uns nicht von Andern gegeben werden, ſondern die wir uns ſelbſt ſchaffen; ſie beſtimmt nicht einzelne Begriffe allein, ſondern nicht weniger die ganze Eigenthümlichkeit unſrer Denk- und Empfindungsweiſe, als die Richtung unſerer Willenskraft.

»Was Sie da ſagen, ſcheint mir ganz richtig zu ſeyn; nur ſehe ich nicht, wo Sie damit hinauswollen.«

Der Arzt verzog bey dieſer Äußerung das Geſicht ganz ſeltſam, und fragte in einem ſcharfen, faſt ſchneidenden Tone: Wie? auch dann nicht, wenn es wahr wäre, daß der ſittliche Ernſt täglich mehr aus dem Leben verſchwinde; daß es mit demjenigen, was ungefähr ſo ausſehen ſoll, auf wenig mehr als ein bald freches, bald albernes Fratzenſpiel, und auf die elendeſten Taſchenſpielerkünſte hinauslaufe; daß wir ſtatt Thatkraft und eines ſichern Maßſtabes ſittlicher Würdigung nur phantaſtiſch verbrämte Phraſen haben; und daß Selbſtſucht und jene Philoſophie, der Genießen des Lebens Zweck iſt, unter allen Geſchlechtern und Ständen die herrſchende geworden? Glauben Sie im Ernſt, daß die moraliſchen Kraftſuppen, die wir unſern Kindern eintröpfeln, nahrhaft genug ſeyen, um den heranreifenden Jüngling und den Mann gegen dieſe bösartige Influenza und vor der Erſchlaffung ſeiner beſſeren Kräfte zu verwahren, eh' dieſe noch zu ihrer völligen Reife gediehen? Oder glauben Sie vielleicht, daß ein feſtes Streben, das Gute und Wahre klar zu erkennen; warmer Eifer, es zu befördern; Muth und Selbſtverläugnung, ſolchen Zwecken den eignen Vortheil aufzuopfern bey der allgemein verbreiteten Aria cattiva einer theils nackten, theils lächerlich aufgeſtutzten Gemeinheit, bey dieſer allgemeinen Verwirrung und Verzerrung ſittlicher Begriffe, und dieſer ſo ſchamlos ſich ausſprechenden Selbſtſucht anders als kümmerlich ſich entwickeln werden: wie reichlich die Stallfütterung mit den gewöhnlichen Moralien von Seite der Eltern und Erzieher ſonſt auch immer ausfallen möchte?

Wenn aber, ſagte ich, der Zeitgeiſt ſo arg iſt, wie ſie behaupten, ich aber nimmermehr zugeben werde, und wenn ihm vorzüglich die Schuld des ſchlechten Erfolges in der Erziehung zur Laſt fällt: warum wollen Sie dieſelbe höchſt ungerechter Weiſe unſerer pädagogiſchen Literatur aufbürden?

»Weil ich ſie keineswegs davon freyſprechen kann, an dieſer Schuld weſentlichen Antheil zu haben. Schon beym Beginnen der Reform unſers Erziehungsweſens zerſplitterte ſich die Thätigkeit derſelben, und artete häufig genug in die kleinlichſte Mückenfängerey aus. Wenn einige jener Reformatoren den Begriff der Erziehung richtig aufgefaßt hatten: ſo fehlte es ihnen doch an jener überwiegenden Kraft des Geiſtes, deren ſie bedurft hätten, um ihren Anſichten einen kräftigen und dauernden Einfluß zu verſchaffen. Aber auch von andern Vorwürfen können jene Reformatoren nicht freygeſprochen werden. Sie haben zuerſt den ſtrengen Ernſt aus der wiſſenſchaftlichen Bildung verbannt, und ihr jene encyklopädiſche Richtung gegeben, die, indem ſie die Thätigkeit zerſtreut und die Kräfte zerſplittert, tauſendfältig anregend, einem gründlichen Wiſſen noch immer weniger Eintrag thut, als dem Streben nach einer feſtbegründeten, in ſich ſelbſt geſchloßnen Bildung überhaupt genommen. Wenn man der früheren Bildungsweiſe mit Recht Beſchränktheit und pedantiſche Formen vorwarf: ſo kennt die unſrige überall keine Begränzung, noch hinreichend beſtimmte Formen. Das Zerſtückelte, Zerriſſene, Widerſprechende und Unbeſtimmte der geiſtigen Bildung aber wirkt nothwendig nachtheilig auf die ſittliche zurück: weil, was jene vernachläßigt, ein feſtes, ſelbſtbewußtes Streben, eben der ſchädlichſte aller Mängel iſt, woran dieſe leiden kann; und ſo glaube ich mit Recht behaupten zu dürfen, daß wir auch von dieſer Seite her dem Einfluß der ſittlichen Gehaltloſigkeit des Zeitgeiſtes kräftig in die Hände arbeiten.

Irre ich nicht, fuhr der Arzt fort, ſo iſt die Erziehungskunſt die einfachſte aller Künſte. Wo ſie mehr ſeyn will, als dieſes, und nach künſtlichen Berechnungen verfährt, da iſt ſie jeden Augenblick in Gefahr, ſich zu vergreifen; und der Einfluß ihrer Mißgriffe iſt nur um ſo ſchädlicher, je entſcheidender er iſt, und je dauernder er fortwirkt.

Albert mochte deutlich in meinen Mienen leſen, wie verdrießlich mir Alles war, was der Arzt ſagte. Unſer Wirth wenigſtens, ſagte er, an mich ſich wendend, ſcheint die Behauptung, daß die Erziehung eine ſehr einfache Kunſt ſey, mehr als hinreichend bewährt zu haben. Denn er hat ſeinen beyden Töchtern eine treffliche Erziehung gegeben, ohne, wie ich glaube, jemahls ein pädagogiſches Journal in den Händen gehabt zu haben.

Was Auguſten betrifft, ſagte ich: ſo mag es noch billig in Zweifel gezogen werden, ob ſie gut erzogen ſey.

Alberts Abſicht, dem Geſpräch eine gefälligere Wendung zu geben, war gut, und meine Antwort konnte für einen leichten Scherz gelten. Der Doctor nahm dieſen auf eine geiſtreiche Art auf, und der Alte ſtimmte mit ſeiner gutmüthigen Laune ein; ich aber war verſtimmt, und ließ den Ernſt meiner Verſtimmung — noch jetzt überfliegt mich glühende Schamröthe bey der Erinnerung — nur allzudeutlich durch den gezwungenen Scherz hindurch ſchimmern. Anfangs ſcherzte Guſtchen in heiterer Unbefangenheit ſelbſt mit — dann ſchmollte ſie ein wenig — dann ward ſie ſtille, und nur ihre Blicke machten mir ſchüchtern den Vorwurf: wie ich ſo hart gegen ſie ſeyn könne; — und, als auch das mich noch nicht rührte, drängten ſich zwey große Tropfen in ihre Augen; ſie zog raſch ihr Tuch hervor, ſtand auf, und entfernte ſich. — —

Nennt ſie üble Laune, die grauſamſte, hartherzigſte aller Furien, und glaubt es immer hin, daß ſie die haſſenswertheſte unter allen ihren Schweſtern iſt. Weil ſie kein offenbares Brandmahl an der Stirne trägt, wagt ſie ungeſcheut ihr ſcheußliches Antlitz zu zeigen und ſich in die Bruſt zu werfen; aber raſch zernagt ihr giftiger Zahn alle Fäden des Wohlwollens; und Menſchlichkeit, Milde, Schonung und Vergebung fliehen ſcheu und bebend aus dem Buſen, in welchen ſie einzieht. —

Zum erſten Mahl, ſeit ich unter dieſen Menſchen wohnte, ſuchte ich mein Lager erbittert gegen mich ſelbſt; da ich ſie, die niemand kränkten, ſchonungslos gekränkt hatte.

Am folgenden Morgen ſtand ich nicht weniger verdrießlich auf, als ich Abends zuvor mich niedergelegt hatte. Eliſabeth brachte mir das Frühſtück, und ich wagte es kaum, ſie anzuſehen. Endlich, nachdem ich ein paar Stunden, immerfort grämelnd, herumgeflackt hatte, nahm ich meine Papiere, und ſchlich mich in den Garten, in der Hoffnung, Auguſten dort anzutreffen und ſie zu verſöhnen.

Sie war nicht zugegen. Verdrießlich ſetzte ich mich in die Laube, und ſchickte mich zum Schreiben an; aber es wollte nicht gehen. Ich dachte immer nur an meine geſtrige Härte; und um mich recht ernſtlich dafür zu ſtrafen, mahlte ich mir Auguſtens Bild, ihre Gutmüthigkeit, ihre unbefangne Heiterkeit, und ihren reitzenden Muthwillen mit den lieblichſten Farben. Ja ich ging gar ſo weit, ſie mir in die grüne Erkerſtube meines Hauſes als Frau an meiner Seite zu denken; und mußte meine ſonſtige Berechnung ihrer äſthetiſchen Gehaltloſigkeit Stück für Stück aufs neue durchgehen, wenn ich dieſes Bild ſo ſchnell, als es mir nöthig war, wieder los werden, und meinen Reiſeplan nicht muthwillig in Gefahr bringen wollte.

Endlich kam ſie aus dem Walde zur Hinterthür herein, einen Büſchel Kräuter in der Hand — der

Alte iſt nähmlich ein großer Droguiſt — und den Sonnenhut am Arme. Sie grüßte im Vorbeygehen ſchweigend, und wollte weiter; ich aber rief ſie bey ihrem Nahmen.

»Was befehlen Sie, Herr Wilms!«

»»Befehlen? Wann hätte ich das gethan? oder wie dürfte ich es? Aber bitten will ich Sie, liebe Auguſte, wenn Sie Zeit dazu haben, Sich ein paar Augenblicke zu mir zu ſetzen.««

Sie ſetzte ſich alſo ans Ende der Bank, die um den Tiſch herumläuft, legte auf dieſen erſt ihre Kräuter nebſt dem Sonnenhut, und harrte, die Hände gefaltet, ſchweigend der Dinge, die da kommen ſollten.

Liebe Auguſte, hob ich an, verlegener als es mir ziemte, weil ſie mir heute noch viel hübſcher, als ſonſt vorkam — ich habe Ihnen etwas abzubitten. Ich bin geſtern unartig geweſen. —

Es hat mir weh' gethan, Herr Willms! recht wehe, ſagte ſie, ohne mich anzublicken; indem ſie die kleine Hand leiſe auf die linke Bruſt legte, als wolle ſie mir zeigen, wo es ihr wehe gethan habe.

Man kann nichts, fuhr ich fort, für eine zufällige Verſtimmung, in welcher man leicht durch einen Scherz verletzt, der im Grunde nichts weniger, als böſe gemeint war. Mich nun hat der Doctor geſtern aus aller guten Laune gänzlich hinausgeworfen. Der Menſch iſt mir ſo fatal, als man es nur immer ſeyn kann.

»Er iſt gewiß nicht ſo ſchlimm, als Sie Sich einbilden; höchſtens ein wenig ſonderbar. Dabey iſt er der beſte Freund meines Vaters; und als es uns am ſchlimmſten ging, war er der Einzige, der an uns Antheil nahm, und, ſo viel er es vermochte, zu helfen ſuchte.«

Das mag ſeyn, ſagte ich, aufs neue verdrießlich über die Lobſprüche, welche ſie meinem Antagoniſten beylegte; mir iſt er darum nicht weniger widerlich. Er glaubt Alles allein zu verſtehen, und über Bücher und Menſchen gleich verächtlich abſprechen zu dürfen.

»Sie haben keine Urſache, über ihn Beſchwerde zu führen; er hat gar nicht ſchlimm von Ihnen geſprochen, und ich, und Lieschen, und der Vater, wir würden es auch nicht geduldet haben.« —

Sie ſammelte glühende Kohlen auf mein Haupt, als ſie ſich ſo treuherzig an die Spitze meiner Vertheidiger ſtellte.

Alſo hat er doch von mir geſprochen? fragte ich. Nun was hat er denn geſagt? Mir, liebe Auguſte, können Sie das unbedenklich wieder ſagen.

»Er hat Sie ſchon gekannt, als Sie ſich noch in L — aufhielten; und da er zu jener Zeit — woran Sie Sich jedoch, wie er ſagte, ſchwerlich noch erinnern würden, Ihr naher Nachbar war, Sie ſchon damahls ſcharf aufs Korn genommen.«

»»Ey doch! Man denke! — Nun und was ſagte er denn noch weiter? —«

»Sie wären ein gutmüthiger, rechtlicher Menſch; auch fleißig und verſtändig; und es wäre Schade, daß Sie —«

Was? fragte ich haſtig.

»Daß Sie —«

Daß ich einen Sparren zu viel habe? daß ich ein Narr ſey? platzte ich hitzig heraus.

So gar arg war es nicht, ſagte die Erſchrockene, und machte Miene aufzuſtehen. —

Auguſte! rief ich in beſchwörendem Tone, indem ich ihre Hand ergriff, und ſie feſthielt; Auguſte! wenn Sie mir auch nur ſo viel gut ſind — ich zeigte mit dem Daumen und dem Goldfinger: wie viel — ſo ſagen Sie nicht ein Wort mehr zu Gunſten dieſes alten Griesgrams, der mir nun einmahl in der Seele zuwider iſt, und mir in ein paar Tagen ſchon mehr Verdruß gemacht hat, als ich in zehn Jahren werde verdauen können.

Auguſte packte, ohne auf meine peremtoriſche Erklärung etwas zu erwiedern, ihre Kräuter zuſammen, hing ihren Sonnenhut wieder über den Arm, und ging ſchmollend nach dem Hauſe zu; ich aber verſtockte mich in meinem Ärger gegen ſie und den Arzt nur noch mehr, da mir der Streit über ihn die ganze empfindſame Ausſöhnungsſcene rein verdorben hatte. —

Heute kam der Arzt gar gleich nach Tiſche herauf, als wir kaum noch abgegeſſen hatten, um den Alten abzuhohlen. Ich hatte mir vorgenommen, mich gegen ihn und Auguſten auf das hohe Pferd zu ſetzen; allein dieſe war heute ſo freundlich und zutraulich, und jener benahm ſich ſo gut, daß ich meinen Vorſatz bald wieder vergeſſen hatte. Als der Doctor mit dem Vater fortgegangen war, kam Eliſabeth, ich weiß ſelbſt nicht wie, aufs neue auf ihn zu ſprechen; und da ich nicht den Muth hatte, den dankbaren Ergießungen des Mädchens etwas entgegenzuſetzen, was auch nur von ferne einem Widerſpruch ähnlich geſehen hätte: ſo mußte ich ganz geduldig zuhören. Auguſte ſaß dabey im Fenſter, und nähte, ohne nur einen Laut von ſich zu geben, ſo emſig, als wenn ſie an unſeren Geſprächen nicht den geringſten Antheil nähme, und kein Waſſer getrübt hätte; aber an ihrem verſtohlnen Lächeln, wenn ſie ſich auf ihre Arbeit bückte, merkte ich gar wohl, daß eben ſie den ganzen Handel angeſtellt hatte.

Gegen Abend hin ging ich mit den beyden Mädchen in den Wald. Wir waren noch keine tauſend Schritte vom Hauſe entfernt, als auch Freund Mondſchein ſchon zu uns ſtieß. Wir löſten uns jetzt in zwey Paare auf. Ich ging mit Auguſten voraus, und bemerkte, als ich mich umſah, recht gut, daß der Selenit Eliſabeth gar zärtlich die Hände küßte. Hatte ich nun gleich nicht übel Luſt, bey meiner Begleiterinn das nähmliche zu verſuchen: ſo hielt ich dennoch an mich, und nahm mir vor, auch mit Eliſabeth darüber bey erſter Gelegenheit ein ernſtes Wort zu ſprechen.

Beym Nachhauſegehen wußte Auguſte, die in ihrer heiterſten Laune war, und jetzt fröhlich hierhin und dorthin ſprang, jetzt wieder traulich ſich in meinen Arm hing, trotz aller meiner Beſchwörungsformeln das Geſpräch bald wieder auf den Arzt zu bringen, ganz unverhohlen eingeſtehend, ſie habe es ſich nun einmahl in den Kopf geſetzt, uns zu Freunden zu machen. Aus Widerſpruchsgeiſt, ſagte ich zu mir ſelbſt; denn ſie iſt ein Weib! Inzwiſchen ließ ich ſie dießmahl ihre Künſte forttreiben, ohne viel einzuwenden, da mir der Gedanke an den Arzt jetzt gar nicht mehr ſo zuwider war, wie dieſen Morgen. Ich war nähmlich in meiner Sammlung auserleſener tiefer Anſichten, die ich wie ein Cordial beſtändig bey mir trage, zufällig auf die Stelle geſtoßen:

»Das Streiten mit der Gemeinheit des geſunden Menſchenverſtandes erhebt das Streben nach Tiefe zur Potenz; und indem jene dieſes potenzirt, bereitet ſie thätigleidend ſich ſelbſt die entſchiedene Niederlage.«

Herrlich gedacht! rief ich, und eben ſo ſinnreich ausgedrückt! Und ſo müßte es ja, ſetzte ich hinzu, indem ich mich unwillkürlich ein wenig auf die Zehen hob — ſo müßte es ja höchſt ſonderbar zugehen, wenn ich über die Trivialität jenes krittelnden Quackſalbers nicht einen entſchiedenen Sieg gewinnen ſollte. Als mich daher der Doctor am nächſten Abend fragte: ob ich mit dem Abſchreiben meiner Manuſcripte nicht fortgerückt ſey, und nichts zum Vorleſen bey der Hand hätte, ließ ich mich nicht lange bitten, ſondern zog mein Heft aus dem Buſen, und las:

Eugenius.

Am 26. Julius des Jahres 1789, tief in der Nacht, kam ich in Königsberg an, und ging am folgenden Vormittag aus, um die Stadt zu beſehen. Ich verweilte einige Zeit an der Brücke, welche über den Pregel führt, und betrachtete, da ich nie ein Seeſchiff geſehen hatte, mit großer Aufmerkſamkeit eine ſchwediſche Polacre, als ein junger Mann, der über die Brücke herkam, haſtig auf mich zuſtürzte, und mit dem Ausruf: Biſt du es, Georg!? mich feurig an ſeine Bruſt drückte. Eh ich noch von meinem Erſtaunen zu mir ſelbſt kommen konnte, wiederhohlte er ſeine ſtürmiſchen Umarmungen mit ſolcher Heftigkeit, daß die Vorübergehenden aufmerkſam wurden, und bedenklich die Köpfe ſchüttelten. So groß daher meine eigne Überraſchung auch immer ſeyn mochte, ſo ſuchte ich dennoch, ohne auf ſeine raſch auf einander folgenden Fragen und Ausrufungen anders als abgebrochen zu antworten, ſo geſchwind als möglich mit ihm aus dem Gedränge in eine Quergaſſe zu kommen. Gut, ſagte ich, als mir das gelungen war, hier ſind wir aus dem Getümmel; und nun, lieber Eugenius, erzähle, wie es dir ergangen, ſeit wir uns verlaſſen haben.

»Nicht zum beſten, ich könnte es nicht rühmen; aber jetzt, Georg, jetzt bin ich der glücklichſte Menſch auf Gottes weitem Erdboden.«

»Du haſt alſo einen Schatz gefunden?«

»»Den größten, den ich finden konnte; einen edlen Gönner, der es großmüthig über ſich nimmt, das glühende Streben meiner Seele zu ſeinem Ziele zu führen. Und nun laß dir erzählen, Bruder Herz! Du warſt kaum weg von Frankfurt, als ich es ebenfalls verließ, und hieher zog. Du weißt, ich ſollte nach dem Willen meines Vaters Theologie ſtudieren; allein ich trieb es damit hier, wie dort; Crayon und Pinſel waren mir lieber, und beſchäftigten mich weit öfter als Dogmatik und Exegeſe. Ich wurde mit einigen jungen Künſtlern bekannt, und erhielt von ihnen manchen glücklichen Wink, manche theilnehmende Belehrung. Vor zwey Monathen vollende ich eine große Zeichnung: Potemkins letzten Abſchied von Katharina der Zweyten im tauriſchen Pallaſte, die hier bey Kennern und Nichtkennern einen lebendigen Antheil erregt. Noch rang ich zwiſchen der Abneigung vor der mir angewieſenen Beſtimmung, und dem Wunſche meiner Seele, mich ausſchließend der Kunſt zu widmen. Ein glücklicher Augenblick beſtimmt meinen Entſchluß. Ich ſende meine Zeichnung an den Fürſten W —, dem mein Vater das Glück hat zu dienen; ich bekenne ihm den innerſten Drang meiner Seele, mich ganz der Kunſt hinzugeben; ich wage es, ihn um ſeinen Schutz und ſeine Verwendung zu bitten; und vorgeſtern Abends erhalte ich von dem Großmüthigen ein Schreiben, in welchem mir die Erlaubniß und die Koſten zu einem dreyjährigen Aufenthalte in Italien zugeſichert werden. Unmöglich, Georg, kann ich dir beſchreiben, wie mir da zu Muthe war. Ich lachte und weinte in einem und demſelben Augenblicke; ich bethete und jauchzte; ich zog Dupaty, Brydone, Swinburne, und alle Reiſebeſchreibungen, die ich mir vom Munde abgeſpart hatte, vom Bücherbrete; ich küßte ſie, ſchlug hier und dort ſie auf, ohne eine Zeile zu leſen, und gebehrdete mich, mit einem Worte, wie ein Tollhäusler. Noch jetzt kommt es mir vor, als ob ich von einem Rauſche befangen ſey. Daß ich aber, da ich morgen abreiſe, heute dich noch ſo unvermuthet antreffe — das macht mich noch einmal ſo glücklich als ich es ſchon war; denn ich weiß, daß du an meinem Glücke den innigſten Antheil nimmſt.««

O gewiß, liebſter Eugenius! rief ich, nehme ich den wärmſten Antheil an der Erfüllung deines Lieblingswunſches. Liebe ich die Kunſt nicht wie du? War jenes Zauberland nicht auch der Gegenſtand meiner Sehnſucht von Kindheit an? und würde ich nicht Alles von mir werfen, um mit dir zu pilgern, wäre ich nicht durch Feſſeln gebunden, die ſich nicht zerreißen laſſen? — —

Ich ſaß in dieſem Augenblicke ſo gut zu Pferde als Eugenius, und trat unverzüglich mit ihm die Reiſe nach Rom und Neapel an. Auch ich hatte meine Phantaſie durch das Leſen von Reiſebeſchreibungen über Italien erhitzt, und durchwanderte es jetzt mit ihm vom Lago Maggiore bis Taranto; ſetzte mit einem Schritt über die Meerenge von Meſſina, und durchſtreifte nach allen Richtungen Siciliens glückliche Thäler; — alles unter lauten Ausrufungen, und mit ſo auffallenden Geſticulationen, daß die Vorübergehenden aufs neue kopfſchüttelnd uns nachſahen. Am Artushof, wo Eugenius ein Geſchäft hatte, fanden meine Wanderungen endlich vor der Hand ihre Gränze. Ein Freund, ſagte Eugenius, deſſen Tante in geringer Entfernung von der Stadt ein Landhaus beſitzt, uber welches er während ihrer Abweſenheit zu verfügen hat, gibt mir heut Abend ein Abſchiedsfeſt. Du darfſt nicht fehlen dabey, und ich werde dich, da dein Gaſthof zu entfernt liegt, um fünf Uhr hier abhohlen, wenn du mich hier erwarten willſt.

Ich verſäumte es nicht, zur beſtimmten Stunde mich einzufinden, und Eugenius fuhrte mich nach dem Landhauſe ſeines Freundes, das nicht weit von der Stadt ſehr anmuthig an der See lag. Wir fanden die Geſellſchaft bereits im Garten verſammelt. Sechs bis acht junge Männer, deren erſter Anblick friſchen Jugendſinn und friſche Jugendkraft verkündigte, ſtanden an einem niedern Parapettmäuerchen, wo man die offenſte Ausſicht auf die See hatte, auf welcher gerade ein däniſcher Kauffahrer, begrüßt vom Kanonendonner der Feſtung, mit vollen Segeln dem Hafen zuflog. — Der wäre im Hafen, ſagte ein junger Mann, mit blonden, ſchlicht herabhängenden Haaren, indem er ſeine Hand auf Eugenius Schulter legte, und wir —

Cras ingens iterabimus aequor! —

So trifft die Reihe, ſagte ſein Nachbar, einen von uns nach dem andern; und wer weiß, wohin Wind und Wetter uns noch Alle verſchlagen werden.

Pah! rief ein Anderer, dem ein langes, ſchmales Geſicht, bey einer Überfülle krauſer, ſchwarzer Locken ein etwas abenteuerliches Ausſehen gab: Pah! gebt mir eine Handvoll guten Wind, und es ſoll mir nicht bange ſeyn, mein Schiffchen glücklich in den Hafen zu bugſiren. Aber jetzt kommt, und laßt uns die Flaſchen entſiegeln, womit Lothar den Tiſch heute ſo anlockend geſchmückt hat.

Die ganze Geſellſchaft begab ſich auf dieſe Aufforderung in eine Laube von blühenden Weinreben, wo der Tiſch mit einigen Leckereyen der Jahrszeit und einer erklecklichen Anzahl von Champagnerflaſchen beſetzt ſtand. Schon nach einer Viertelſtunde war ich heimiſch in dem fröhlichen Kreiſe. Lothar machte den Wirth mit der einnehmendſten Gefälligkeit, und Jeder von uns ſeiner Bewirthung die möglichſte Ehre. Ein Kork ward um den andern gelüftet; der brauſende Moſt rollte luſtig durch unſre Adern, und gab unſrer Fröhlichkeit ätheriſche Schwingen. Hin und wieder flog der Scherz; ein drolliger Einfall jagte den andern. Dennoch floh die Charis nicht aus unſerem Kreiſe; und manches treffende Wort, mancher geiſtreiche Gedanke miſchte ſich ins krauſe Gewühl der dreiſten, unbefangenen Scherze.

Es war ein milder Frühlingsabend. In allen Gebüſchen des Gartens zwitſcherten brütende Vögel, und die Blumen verhauchten jetzt ihre lieblichſten Wohlgerüche. Als es ſchon dämmerte, ließ Lothar, von Eugenius dazu aufgefordert, mit den Lichtern zugleich ſeine Guitarre herbeybringen. Er ſang einige höchſt anziehende Lieder; und ſein ſchöner Geſang, wie der Lieder Inhalt, verwandelte die laute Fröhlichkeit bald in eine ernſtere Stimmung.

Wenn wir dich, ſo theuer du uns auch biſt, dennoch ein wenig beneiden, lieber Eugenius! ſagte Lothar, als er zuletzt Göthes bekanntes Lied: Kennſt du das Land ꝛc. geſungen und dann die Guitarre hinter ſich an einen Baum gelehnt hatte; wenn wir dich insgeſammt ein wenig beneiden, lieber Eugenius! ſo darfſt du uns das keineswegs übel nehmen; denn es iſt wohl Keiner unter uns, der nicht gerne in das Land, wo die Gold-Orangen glühen, mit dir ziehen möchte.

Ich wahrhaftig nicht! rief der Krauskopf, welcher nicht mehr, als eine Handvoll guten Wind verlangte, um ſein Schifflein glücklich in den Hafen zu ſteuern. Mit ihm ziehen? Um ihn unter jeder Myrthenſtaude ein petrarkiſches Sonett hergirren, und vor jedem Stück bemahlter Leinwand ihn Ach! und O! rufen zu hören? Seht ihr denn nicht, daß der Menſch hier ſeit ein paar Tagen in einer beſtändigen Trunkenheit lebt; und daß keine Ausſicht dazu iſt, daß er wieder nüchtern werde.

Kannſt du mir das zum Schlimmen deuten, Henning? fragte Eugenius, da du weißt, welcher peinlichen Lage, welchem unerträglichen Widerſtreit ich mich durch einen ganz unerwarteten Glücksfall entriſſen ſehe? Seit meinen erſten Jünglingsjahren lebte in meiner Seele der glühende Wunſch, mich ausſchließend der Kunſt weihen zu können. An eine Beſtimmung geſchmiedet, die mir ewig fremd bleiben mußte — wie unglücklich habe ich mich nicht tauſend Mahl und wieder tauſend Mahl gefühlt! wie mühſelig, wenn gleich immer beharrlich, habe ich mich nicht meinem Ziele zu nähern geſucht! In heiterer Himmelshöhe, in reinem Glanz hehrer Verklärung ſchwebte die Göttinn vor meinen ſehnſüchtigen Blicken; und nur um ſo ſchwerer drückten mich die Ketten, welche abzuſchütteln ich keine Möglichkeit vor mir ſah. Jetzt ſind ſie mir abgenommen! Freundlich reicht mir die Himmliſche die Hand, um mich in ihre Heimath zu führen, und dort mir ihr Heiligthum aufzuſchließen. Mit reinem Herzen, mit ungeſchwächter Jugendkraft nahe ich ihm; und wie weit meine Kräfte immer reichen mögen — nicht unwerth der empfangenen Weihe ſollt ihr mich wiederſehen!

Gewiß, lieber Eugenius! ſagte Lothar, wird es dir gelingen, bey deiner ſchönen Begeiſterung für die Kunſt, bey deiner feſten Beharrlichkeit, in der Folge Treffliches zu leiſten, und den vorzüglichſten Künſtlern unſers Vaterlandes dich würdig anzuſchließen. Wir Andern werden, Jeder auf der gewählten Bahn, tapfer zuſchreiten müſſen, wenn wir nicht allzuweit hinter dir zurückbleiben wollen.

Ihr ſeyd mir insgeſammt wackere Burſche! rief Henning; geboren vom Weibe, um die Welt einſt mit Gewalt zum Maulaufſperren zu zwingen, und wenn ſie aus den Angeln gekommen ſeyn ſollte, ſie wieder zurecht zu heben. Daß du dir ja den grandioſen Styl recht eigen zu machen ſuchſt, mein verehrlicher Eugenius! und nebenher ja das Porträt nicht vernachläßigeſt, um einſt mittelſt Pinſel und Farbe die Großthaten dieſer kunftigen Heroen, der Nachwelt zu ihrer Erbauung getreu überliefern zu können!

Soll ich nicht auch die Albanos ſtudieren? fragte Eugenius; um ihr gelegenheitlich auch einen hübſchen Faun oder Satyr zu hinterlaſſen?

»Wie du willſt; denn, wie ätheriſch du auch biſt, ſo glaube ich dennoch kaum, daß du, ohne ein wenig zu blinzeln, an den Albanos vorbeykommen werdeſt. Vor der Hand iſt es mir inzwiſchen vorzüglich um dieſe edlen Herren hier zu thun. Studiere ja auf das ſorgfältigſte die Krönung des Dichters von Vauclüſe: denn ich ſehe ſchon im Geiſte unſern Theobald auf das Capitol hinaufziehn, um auf ſein Haupt die Lorberkrone zu empfangen. Die Behandlung des Sammtes und der geſtickten Gewänder kann dir noch für eine andere Gelegenheit äußerſt lehrreich werden, wenn du nähmlich einſt den Friedens-Congreß mahlſt, auf welchem unſer Lävinus hier das Präſidium fuhren wird. Die ganze Welt wird einſt das Bildniß des Arztes haben wollen, gegen welchen Boerhave und Hufeland Stümper ſind; Werner wird als Prieſter der Themis zuverläßig einſt noch in effigie aufgehangen werden; und von dem, was Willibald, Immanuels Schooßkind, künftig als theoretiſcher, und Lothar als praktiſcher Philoſoph leiſten werden — davon mag ich gar nicht reden, weil ich es ſchwerlich thun könnte, ohne größere Tropfen der Rührung zu weinen, als eine Paſtorswittwe beym Examen ihres Söhnchens, wenn ſie ſich den Augenblick denkt, wo er einſt Kragen und Mantel umthun, und die Kanzel des Seligen beſchreiten wird, um ſeine Antrittspredigt zu halten.

Weine immerhin, wenn es dir ſo gefällt, verſetzte Willibald, der älteſte, wie der ernſteſte unſers Kreiſes; nur, guter Henning, vergiß nicht über dich ſelbſt zu weinen, wenn gleich keine Freudenthränen. Denn von der Natur mit einer lebendigeren Empfänglichkeit für das Gute und Schöne begabt, als irgend einer von uns, haſt du im Conflict jenes Strebens mit deiner ſinnlichen Natur, erſteres allzu leichtſinnig aufgegeben, und in leidenſchaftlichem Unmuth allzu frevelhaft an das Heiligthum deiner beſſeren Natur Hand angelegt, als daß du der Begeiſterung Anderer ſpotten dürfteſt. Auch kennſt du ihren Werth zu gut, und es iſt dir, wie ernſtlich du es auch ſeit einigen Jahren darauf anlegſt, ihn vor dir ſelbſt herabzuſetzen, noch viel zu wenig damit gelungen, um ſolchen Frevel anders als mit verſtohlnem Schmerze üben zu können.

Ich hoffe zeitlebens mich ehrlich im Lande zu nähren, verſetzte Henning, ſo gut als jeder Andere, weſſ Alters und Standes er immer ſeyn möge. Aber übrigens denke ich im Ernſte mir ohne Begeiſterung und ohne Ideale durchzuhelfen; es müßte denn das Ideal eines Cynikers beſſerer Art ſeyn, welcher von der Welt ſo wenig als möglich verlangt, und eben deßwegen um ihr Urtheil ſich ſo wenig als möglich bekümmert.

Bilde dir das nicht ein, mein Freund! erwiederte Willibald; dazu biſt du der Mann gar nicht. Du wirſt ewig begehren, und ewig grollen, daß du vergeblich begehrteſt: und weil du eben dieſes Grolles wegen weder deiner beſſeren Kraft zu vertrauen, noch ſonſt ſie zu ertödten vermagſt, nie oder erſt ſehr ſpät zur Ruhe gelangen.

Es iſt recht hübſch von dir, ſagte Henning, daß du als der Lieblingsjünger des Großmeiſters der deutſchen Philoſophen beſtändig im Coſtüme bleibſt, und auch beym Champagner mit Schild und Lanze gegen jeden leichten Scherz zu Felde ziehſt.

Gern, entgegnete Willibald, will ich den deinigen als einen ſolchen gelten laſſen; wohl wiſſend, daß du, nicht tückiſch beleidigt, den feindſeligen Unmuth mehr gegen dich ſelbſt, als gegen Andere zu kehren gewohnt biſt. Aber verhaßt ſind mir überall der dreiſte Spott wie die kuhl berechnende Klugheit, wenn ſie bald keck, bald kleingeiſteriſch der jugendlichen Begeiſterung in den Weg treten. Sie iſt der Verklärungsſchimmer des Heiligen im Menſchen; die ſchönſte Blüthe ſeines Lebens; und wenn ſie mit der Zeit hinwelkt, wie jede Blüthe: ſo iſt es wenigſtens der unverzeihlichſte Frevel, ſie übermüthig vor der Zeit zu zerſtören.

Wohl geſprochen! rief Gottſchalk, indem er ſein Kelchglas aufs neue anfüllte; daß niemand mir meine erhabenen Vorſätze und meine ſchönen Hoffnungen für die Zukunft antaſte. Ich ſchätze ſie höher

Als das Faß vom Königsſtein;
Trüge gleich das Ungeheuer
Seinen Bauch voll Cyperwein!

Von dir, ſagte Hennig, iſt das in der That viel geſagt; denn du kannſt nicht läugnen, daß du unter uns Allen die größte Anlage zum Gutſchmecker haſt.

»Dat Galenus opes! ich werde es bezahlen können; Auſtern und Meerbütten, Truffelpaſteten und indianiſche Vogelneſter! Reich will ich werden, und meine Kunſt hat einen goldenen Boden. Dabey aber, glaubt es, iſt mir der Gedanke, als Rettungsengel in die Hütte der Armuth und unter das Dach des Dürftigen zu treten, nicht weniger theuer, als die Hoffnung, Gicht und Fieber aus dem Pallaſte der Gewaltigen zu vertreiben, und ein Röllchen Louisd'ors nach dem andern dafür einzuſtreichen. Darum mag Henning ſich für ſeinen Schraubſtock einen Anderen ausſuchen, unſern Werner etwa. Denn wenn der wochenlang über ſeinen Büchern geſeſſen; ſo ſagt er immer mit tiefſinnigem Ernſte: Bey Gott! es iſt noch viel Wuſt in dem, was wir das Recht nennen; es thäte wohl noth, daß einmahl jemand aufräume. Und ſeht ihn nur an darauf, und ſagt es ſelbſt, ob er nicht die Miene hat, einſt ſelbſt rüſtig die Hand ans Werk zu legen.

Geſteh' ichs euch, ſagte Werner — wie mir auch bey dem Gedanken bange werden mag, — dennoch reift täglich mehr der Entſchluß in meiner Seele, jede Kraft, die in mir iſt, und Alles, was ich verlieren kann, einſt an den Verſuch zu ſetzen.

Dir, verſetzte Lothar, dem die männliche Kraft, dem beharrliche Entſchloſſenheit und der Muth, Alles an die Erreichung eines edlen Zweckes zu ſetzen, aus wohlgeſparter Jugendkraft, ſo ſicher und ſtätig ſich entwickelt — dir iſt es erlaubt, einen ſolchen Traum zu träumen, und zu ſagen: ich will ihn einſt wahr machen. Doch magſt du früh auf Kampf und Streit dich gefaßt machen, und ernſtlich dich rüſten zur Wehre gegen Ritter und Knappen. Ein ruhigeres Ziel iſt es, welches ich ſelbſt mir vorgeſteckt habe. Ich bin einſt der Erbe meiner Tante; und die Bewirthſchaftung dieſes reitzenden Landgutes öffnet meiner Thätigkeit ein eben ſo weites Feld, als es mir, wie ich glaube, Anſpruche auf ein heiteres, vergnügtes Leben gibt. Der Landwirth, der ſein Werk ohne kleinliche Berechnung mit Umſicht und liberalem Sinne betreibt, iſt doch zuletzt der unabhängigſte und glücklichſte von allen. So wie ſeine Beſchäftigung dem einfachen Naturleben noch am nächſten verwandt bleibt: ſo erfreut er ſich auch noch am meiſten der Vorzüge desſelben, und es wird ihm am leichteſten, mit dieſem die Vortheile und Genüſſe des verfeinerten Lebens zu vereinigen. Darum, wenn ihr einſt nun Thaten gethan habt,

Werth des Dankes der Enkelwelt!

mögt ihr freundlich in meiner geräumigen Behauſung einſprechen, und an dem Wohlſtande des achtbaren Beſitzers, wie an dem Walten der züchtigen

Hausfrau und den lieblichen Kindern eure innige Freude haben.

Recht, Lothar! rief Lävinus. Wie weit unſere Wege auch aus einander liegen mögen, da der Wille meines Oheims mich in die diplomatiſche Laufbahn ruft: in einem Puncte laufen ſie dennoch zuſammen. Wie es mit dem Frieden ausſehen mag, den ich Mephiſtopheles Hennings Weiſſagungen zu Folge einſt abſchließen ſoll: das wird der Himmel wiſſen; aber daß ich mir durch ſelbſtſtändiges Streben und durch die Verbindung mit meiner guten Amalie ein zuverläßiges Familienglück zu gründen hoffe: das will ich euch eben ſo gerne eingeſtehen, als daß der Gedanke daran mich ſchon jetzt zum glücklichſten Menſchen macht.

Ey! — nahm Theobald jetzt das Wort, ein Jüngling von der glücklichſten Geſichtsbildung, mit blonden, geſcheitelten Haaren, und eben ſo viel heiterem Frohſinn, als ſanfter Schwärmerey im Blicke — ey! da ſeyd ihr nun Alle voll der muthigſten Hoffnungen eines ſchönen Glückes, und tauſcht ſie ſo zuverſichtlich gegen einander aus, daß ein Dritter, der, wie ich, gar nichts dergleichen auskramen kann, und der euch dabey nicht ſo lieb hätte, wohl ein etwas trübes Geſicht machen, und euch insgeſammt ein wenig beneiden dürfte. Willibalds Beruf iſt entſchieden, und Gottſchalks Kunſt hat, wie er ſagt, einen goldenen Boden; Lävinus hat mächtige Verwandte und eine liebenswürdige Braut; und unſer Lothar darf, als Erbe dieſer reichen Beſitzung, ſich mit

Recht das vergnügteſte und anmuthigſte Leben verſprechen, welches man ſich nur wünſchen mag. Was ſoll aber ich nun ſagen? ich, der ich, früh verwaiſt, faſt vereinzelt daſtehe. Die Kunſt, zu der ich mich hingezogen fühle, hat nicht nur keinen goldenen — ach! Freunde! ſie hat gar keinen feſten Boden! Im luftigen Reiche der Phantaſien irrt ſie herum, verlockt vom magiſchen Farbenſpiel wechſelnder Geſtalten, und vom Schimmer einer helleren Sonne, als jene, welche dieſe erwerbreiche Erde beſcheint, auf der ſie daher auch nur ſelten ein freundliches Plätzchen findet, wo ſie ſich ausruhen mag. Dennoch will ich ihr treu bleiben! denn eine Gottinn iſt ſie doch; und ich wüßte nicht, wie ich's anfangen ſollte, ſie nicht als eine ſolche andächtig zu verehren. Wie mißlich es daher um meinen von Henning prophezeyten Zug nach dem Capitole auch immer ausſehen mag: ſo will ich es mich darum doch nicht verdrießen laſſen, meine Weihe zu erproben, und, ſo weit ihre Kraft reichen wird, durch muthiges Streben nach dem Hochſten mich euch anzuſchließen. In dieſem Entſchluß, liebſter Eugenius! fuhr er fort, indem er zärtlich die Hand ſeines Freundes ergriff; bin ich durch dein eignes beharrliches Ausdauern unter den ungünſtigſten Verhältniſſen oft wunderbar geſtärkt worden, und tief dadurch in deine Schuld gerathen. Daß ich dich ſelbſt jetzt jeder Noth entnommen ſehe, gilt mir als eine erfreuliche Bürgſchaft, daß auch mir noch ein freundlicher Stern aufgehen werde.

Wir Alle, ſagte Lothar, ſind auf gleiche Weiſe deine Schuldner geworden, lieber Eugenius! Denn es iſt wohl Keiner unter uns — und eben das ſcheint mir die ſchönſte Blüthe jugendlicher Freundſchaft — der durch dein muthiges Vorſchreiten nicht den eignen Muth geſtärkt, und dem ſich nicht an deiner lautern Begeiſterung für alles Gute, Wahre und Schöne, die eigne Begeiſterung dafür höher entflammt hätte.

So laßt dieß den Segen des Freundes ſeyn in der Stunde des Scheidens! rief Eugenius mit tiefer Rührung, und feuchtem Auge; daß ihr treu bleibt, dieſer Begeiſterung, und redlich nähren wollt die beſſere Kraft, die ihr jetzt lebendig in eurer Bruſt empfindet!

Er war aufgeſtanden, und wir Alle hingen in ſeiner Umarmung. Er trat noch ein Mahl an den Vorſprung des Gartens, wo man die Ausſicht auf das Meer, die Stadt und die umliegende Gegend hatte. In ſtiller Feyer hing der Vollmond am Himmel, und ein goldner Strahl von tauſend Monden zitterte auf dem hellen Spiegel der leichtbewegten Wellen. Ihr leiſes Rauſchen allein unterbrach die feyerliche Stille.

Lebt wohl, meine Freunde! rief er, nachdem er einige Augenblicke ſchweigend vor ſich hingeſehen, jetzt ſich umwendend, und uns Alle noch ein Mahl umarmend; lebt wohl! du Lothar! du Willibald! und du Georg! und ihr Alle, die ihr bisher die einzigen Roſen auf meinen rauhen Weg geſtreut habt, Lebt Alle wohl! und denkt eures Schwures: treu zu bleiben dem Guten und Wahren; unverlockt von Selbſtſucht und Gemeinheit feſtzuhalten an dem Glauben an die beſſere Kraft, die euch einwohnt, und ſo feſt und ſelbſtſtändig zu ruhen auf euch ſelbſt. Lebt wohl! Erſt mit meinem letzten Athemzuge werd' ich von dieſem Glauben und von der Erinnerung an eure Liebe ſcheiden. So werde ich, wo ich auch ſeyn mag, euch nahe, und innig mit euch verbunden ſeyn! Lebt wohl! —

Ich hatte keine Urſache, mit dem Erfolge meiner heutigen Vorleſung unzufrieden zu ſeyn. Daß die Mädchen und Albert an meinen jungen Leutchen Geſchmack finden würden, hatte ich mir mit ziemlicher Zuverſicht verſprechen dürfen. Auch Vater Jakob nickte beyfällig; und mein Antagoniſt ſagte artiger, als ich es von ihm erwarten durfte: wenn ich mehr ſolche Stücke vorzuleſen habe, werde er mit Vergnügen einen Zuhörer dabey abgeben. Ich aber fand mich beym Vorleſen noch mehr, als ſchon früher beym Abſchreiben, ſo mannigfaltig angeregt; daß weder Auguſtens Poſſen, noch Eliſabethens Geſpräch mir viele Erheiterungen verſchaffen konnten; und darum entzog ich mich der Geſellſchaft ſo bald als möglich, um auf einem einſamen Spaziergange meinen Gedanken ungeſtört nachhängen zu können.

Ich kehrte in die Zeit zurück, wo ich, ſtand ich gleich gegenwärtig noch im friſchen Mannsalter einem

Kreiſe, wie der geſchilderte, weit näher angehört hatte. Zwar hatte ich mich damahls von mancherley Noth und Verlegenheit eingeklemmt gefunden, wovon ich mich jetzt frey fühlte; aber dennoch ſchien es mir, als wenn jene Zeit die glücklichſte meines Lebens geweſen wäre; und brachte ich gleich den reichen Gewinn an tiefen Anſichten des Lebens, den die letzteren Jahre mir verſchafft hatten, wie billig dabey in Anſchlag: ſo ſchien mir die Bilanz, wenigſtens für den Augenblick, darum nicht minder zum Nachtheil derſelben auszuſchlagen.

Schöne Zeit des heiteren Jugendlebens! rief ich mit wehmüthiger Rührung aus, als ich wieder aus dem Walde hervortrat, und das Thal mit dem Städtchen, mit ſeinen Weilern und Gebüſchen in verbleichender Abendgluth vor mir lag; ſchöne Zeit raſcher Kraft und frohlich aufſtrebender Hoffnungen! warum enteilſt du ſo ſchnell, und kehrſt, einmahl entſchwunden, nimmermehr wieder! Wer wünſchte dich nicht zurück, oder wer könnte ohne wehmuthige Sehnſucht ſich deiner erinnern! Iſt es in irgend einer Zeit ſeines Lebens dem Menſchen gegönnt, ſich eines reinen Gefühls ſeines Daſeyns zu erfreuen: ſo iſt es nur, ſo lange du währſt, ſchöne Blüthenzeit des Lebens! Wie leichte Wölkchen am heitern Frühlingshimmel zerfließen da noch die Sorgen vor ſeinen Blicken. Noch hat fremdes Elend ihn nicht bange für ſich ſelbſt zittern gelehrt, und der Anblick der ſcheußlichen Verzerrungen des Laſters den Glauben an Tugend und Menſchlichkeit in ſeiner Bruſt noch nicht erſchüttert! Noch hat keine Leidenſchaft ihr verzehrendes Gift in ſein Herz gehaucht, das warm und kräftig Allem, was gut und ſchön iſt, entgegen ſchlägt! Noch hält er die Freundſchaft für ewig, und für unverwelklich die Kränze der Liebe. Das Leben iſt ihm ein Bundesfeſt der Edelſten und Beſten, wo Glück und Tugend im ſchweſterlichen Verein ſich umarmen; und nicht früher ahnet er dieſen Glauben aufgeben zu müſſen, als bis das Leben ſelbſt ihn unwiederbringlich zerſtört hat. — Schöne Frühlingszeit des Lebens! rief ich; warum enteilſt du ſo ſchnell! Wenn du uns nicht einſt wiederkehrteſt nach des Sommers ſchwüler Hitze, nach dem Froſte des Herbſtes und der traurigen Öde des Winters: würde es ſich der Mühe lohnen, ſie zu ertragen, und die Hand auszuſtrecken nach den dürftigen Geſchenken, welche ſie uns zu biethen haben? —

An die Handſchrift des Aufſatzes, welchen ich zuletzt vorgeleſen, und der den Beyfall des Arztes gewonnen hatte, waren einige Bogen angeheftet, von Leos Hand mit Rothſtift beſchrieben, deren Überſchrift eine Fortſetzung desſelben »nach Georgs Taſchenbuche« ankündete. Abgeſehen von der mehr als zweydeutigen Ächtheit ihrer Abſtammung, und Leos mir wohlbekannten Schalkslaune, ſchien mir die ganze Urkunde gleich auf den erſten Anblick ein ziemlich verdächtiges Ausſehen zu haben; und als ich mich einiger Maßen in ihren Inhalt hineinbuchſtabirt hatte — denn zu leſen vermochte dieſes Gekritzel Niemand — fand ich meine Vermuthung nur allzu ſehr beſtätigt. Gern hätte ich dieſe Fortſetzung bey Seite gelegt; allein ich hatte ihrer geſtern bereits erwähnt, und verſprochen, ſie heute Abends vorzuleſen. Zwar nahm ich mir vor; dieſes zu unterlaſſen, wenn der Arzt nicht ſelbſt mich daran erinnern würde; aber als hätte er meine Verlegenheit geahnet, that er es wirklich, und mir blieb jetzt kein andrer Nothbehelf, als meine Vorleſung auf gutes Glück hin anzufangen, und mich, ſollte ich ungebührlich angegriffen werden, zu möglichſt tapferer Gegenwehr bereit zu halten.

Die Zuſammenkunft im Prater.

Am 26. Julius des Jahres 1819 zog Alles, was nur Geld oder Credit hatte, in den Prater, um dort luſtig zu ſchmauſen und das Feuerwerk zu ſehen, welches von Wiens galantem Pyrotechniker den ſchönen und häßlichen Annen zu Ehren an dieſem Tage abgebrannt werden ſollte. Von allen den Tauſenden aber, welche um die Mittagszeit durch die Jägerzeile dem prächtigen Luſthaine zuwandelten, ging zuverläßig niemand an den Kaffeehäuſern nächſt der Schlagbrücke vorüber, ohne wenigſtens einen Blick auf die ſeltſame Figur zu werfen, welche dort in die Ecke einer Bank ſich hingekauert hatte. Trotz der drückenden Juliushitze trug der Menſch einen mit verſchoſſenem Felbel ausgeſchlagenen Pavre, der offenbar nur darum ſo ſorgfältig zugeklappt war, um als nothdürftige Parodie eines Kaputes gelten, und dem Auge die wahrſcheinlich nach größeren Anomalien der Unterkleider entziehen zu können. Noch weit auffallender aber als ſolche Kleidung war die Phyſiognomie ihres Beſitzers. Zwiſchen den Flügeln des blauen Felbelkragens ragte ein Kopf hervor, der von einer Überfülle gebleichten, ſtruppichten Haares umgeben, in ſeinen Umriſſen ein gleichſchenkliches, auf die Spitze geſtelltes Dreyeck darſtellte, und in ein ſpitzes Kinn auslief, deſſen Ausſchweifung man füglich mit einem ſtark gekrümmten Huſarenſäbel vergleichen konnte. Zwiſchen der hohen Habichtsnaſe und den dichten Braunen aber lagen ein paar Augen verſteckt, deren Blicke ſich ſchwer beſchreiben laſſen. Es lag in ihnen zu gleicher Zeit etwas vom Fuchſe und vom Wolfe, ſo wie der Ausdruck von lauerndem Spott und boshaftem, verbiſſenem Ingrimm, der im Geſichte des ſeltſamen Gaſtes beſtändig abwechſelte, und hinreichend zu beweiſen ſchien, daß die Natur beyder Thiere mit der ſeinigen nahe verwandt ſeyn müſſe. Übrigens ſaß er beynahe ſchon zwey Stunden, jenes Muskelſpiel in ſeinem Geſichte abgerechnet, faſt unbeweglich auf ſeiner Stelle, ohne von den eleganten jungen Herren, die ſich in ſeiner Nähe befanden, und ihrem kauſtiſchen Witz in mancherley Anſpielungen auf ſeine Figur und ſeinen Anzug freyen Lauf ließen, weiter Notiz zu nehmen, als daß er ihnen von Zeit zu Zeit, wenn ihr Witz etwa fehlſchoß, einen Blick voll der entſchiedenſten Verachtung zuwarf.

Schon nahe gegen die Mittagszeit hin ſchritt ein ſtattlicher Mann über die Brücke, der bey der anſehnlichen Circumferenz ſeines Unterleibes das Vergnügen, heute im Prater zu ſpeiſen, mit ſaurem Schweiße erkaufen mußte, und daher bey jedem zehnten Schritte mit dem feinen, ſchneeweißen Taſchentuche ſich die Stirne trocknete. Auch er warf im Vorübergehen einen Blick auf die beſchriebene Geſtalt, ſtutzte, ging ein paar Schritte weiter, kehrte wieder um, blieb vor jenem ſtehen, und rief mit zweifelnder Verwunderung: Henning! biſt du es? oder täuſchen mich meine Augen? — Keine Antwort. —

»Du biſt es ja! Kennſt du mich denn gar nicht mehr? Ey! Ey! ſo rede doch!«

Keine Antwort. —

»Nun fürwahr noch immer der Alte! Sag' mir nur, ums Himmelswillen! wie du hierher kommſt; und das in dieſem ſonderbaren Aufzuge.«

Geht zum Henker! Herr Doctor! rief jetzt der Fremde, mit ausbrechendem Unwillen! was geht euch mein Aufzug an? Ich halte mich in meinem Überrocke für eben ſo gut, als irgend ein junger Laffe, der ſeine mercurialiſirten Glieder in einen engliſchen Frack ſteckt, den er dem Schneider noch ſchuldig iſt.

Die jungen Herren zogen lange Geſichter, und auch der Doctor befand ſich in nicht geringer Verlegenheit. Er wollte von dem unvermuthet gefundenen Jugendfreunde nicht ſo geradezu wieder ablaſſen, und doch fand er es bedenklich, die Unterhaltung in Gegenwart mehrerer Zeugen fortzuſetzen. Das Klügſte ſchien, den ſonderbaren Kautz mit ſich zu nehmen. Ohnehin gab es für den Doctor keine größere Qual, als allein zu ſpeiſen: der Zufall hatte ihn um die Geſellſchaft zweyer Freunde gebracht, mit denen er ſich heute beym Eremiten gütlich zu thun gedachte; und ſchon auf dem ganzen Wege vom Graben bis zum Rothenthurme hatte er links und rechts ſich fleißig umgeſehen, ob er keinen Bekannten gewahr werden könne, der die Stelle jener treuloſen Ausreißer ihm zu erſetzen vermochte. Hennings bizarre Laune konnte ihm eine willkommne Unterhaltung verſchaffen; aber — mit einer ſo gekleideten Figur in den Prater zu gehen!

Henning ſchien inzwiſchen gar nicht weiter auf ihn zu achten, langte nach ſeinen Hute, der, ſo abgegriffen wie er war, kaum mehr für einen ſolchen gelten konnte, ſtand langſam auf, und machte Miene, ohne Abſchied zu nehmen, wegzugehen.

Willſt du nicht mit mir gehen, Henning? fragte der Doctor, und mit mir im Prater zu Mittage ſpeiſen? — Ihm war nähmlich eingefallen, daß Henning an ſeiner Seite gar wohl für einen reichen Mann gelten könne, deren ſo viele aus Geiz oder Bizarrerie noch weit bettelhafter gekleidet einhergehen.

So ſchafft einen Wagen! ſagte Henning; ich habe Leichdörner an den Füßen, und keine Luſt, die endloſe Straße da hinab, bey jedem Schritt laut aufzuächzen. —

Der Wagen paßte nicht übel in den Plan des Doctors, Henning als einen reichen Mann zu produciren. Er winkte daher ungeſäumt einem Fiaker, der mit einer artigen Pirutſche in der Nähe hielt; ſtieg in dieſe zuerſt ein, um ſeinem verehrlichen Gaſte die rechte Hand zu laſſen, und fing, als die rollende Maſchine ſich in Bewegung ſetzte, nun aufs neue an, dieſen zu quäſtioniren, welcher Wind ihn nach Wien getragen habe. Allein Henning ſaß da an ſeiner Seite, ſtumm wie ein Öhlgötze, und mit ſolcher Apathie, daß von allen Verſuchen des Doctors, ihm Rede abzugewinnen, kein einziger ſein Trommelfell zu erreichen ſchien, und jener zuletzt gern oder ungerne ſich ſelbſt Stillſchweigen auferlegen mußte.

Alle Herren und Damen wendeten, als der Doctor mit ſeinem Begleiter, im Prater angelangt, dem

Eremiten zuſchritt, verwundert die Köpfe nach dem ſeltſamen Paare, um ſo mehr, da Henning, ſeiner Leichdörner wegen, ſtark hinkte, und nur äußerſt langſam ſich fortbewegen konnte. Gottſchalk inzwiſchen blieb aus Verlegenheit ſeinem Plane ſtandhaft getreu; er behandelte ſeinen abenteuerlichen Gaſt mit der achtungsvollſten Aufmerkſamkeit, und wie bedenkliche Augen der Aufwärter zum Eremiten auch immer machen mochte: er beſtellte kein einziges Gericht, ohne jenen vorher ſtillſchweigend um ſeine Einwilligung befragt zu haben.

Ißt man gut hier in Wien? fragte Henning ſeinen Wirth, als jetzt die aromatiſche Bisque de pigeonneaux auf dem Tiſche dampfte.

Köſtlich! Herzensfreund! rief Gottſchalk, und ließ vor freudigem Erſtaunen, das Siegel, welches bisher den Mund ſeines Freundes verſchloſſen gehalten hatte, ſo unerwartet gelöſet zu ſehen, beynahe Teller und Vorleglöffel aus den Händen fallen; köſtlich! Brüderchen! und man trinkt noch weit köſtlicher als man ißt. Die öſterreichiſchen Gebirgsweine wollten zwar Anfangs meinem Gaumen keineswegs behagen, da ich die franzöſiſchen Weine gewohnt war; aber dieſes Vorurtheil mußte vor ihrem ächten innern Werthe bald die Segel ſtreichen. Ein alter Brunner, Petersdorfer, Biſamberger darf ſich ungeſcheut mit dem beſten Rheinwein auf einen Wettſtreit einlaſſen. Dann kommen die edlen Ungarweine, die hier in reichlichem Maße hinabgeſchwemmt werden; der König aller Weine, gereift auf Tarzals Hügeln;

der feurige Ruſter, der balſamiſche Erlauer, und der liebliche Ödenburger. Das Ausland ſendet der reichen Kaiſerſtadt die Blüthe ſeiner trefflichſten Weine; und es gibt, auch wenn ich nur vom Mittelſtande rede, ſolide Häuſer in Menge hier, in welchen jährlich Tauſende an dieſe Auslage gewendet werden, und wo Hautvilliers und Bouzy fließen, als wären ſie gemeines Brunnenwaſſer.

In was für Häuſern ſpeiſet man wohl am beſten? fragte jetzt Henning ſeinen redſeligen Begleiter.

Hätte er dem Doctor durch ſein früheres hartnäckiges Schweigen auch zehnmahl mehr Verdruß gemacht — über eine ſolche Frage würde dieſer Alles vergeſſen, und Alles verziehen haben. Er ließ die ausgezeichnetſten Lebemänner und Feinzüngler Wiens — ſämmtlich ſeine Freunde und Bekannte — der Reihe nach die Muſterung paſſiren, jedes Einzelnen Geſchmack gewiſſenhaft prüfend und würdigend; ging darauf zu einer kritiſchen Aufzählung ſämmtlicher Reſtaurateurs und Italiäner über, die nur von einiger Bedeutung waren; führte jedes Gericht und jeden Leckerbiſſen an, welchen ſie von beſonderer Güte lieferten, und ſetzte, da Henning ihn durch dazwiſchen geworfene Fragen und Zweifel immer aufs neue in Athem zu bringen wußte, ſeinem lehrreichen Vortrage nicht eher eine Gränze, als bis er den ganzen Vorrath ſeiner culinariſchen und oinognoſtiſchen Kenntniſſe, und den ganzen reichen Schatz ſeiner erfreulichſten Erinnerungen bis auf die Hefen erſchöpft hatte. — Und nun ſey vernünftig, Henning, ſetzte er mit der letzten

Anſtrengung ſeiner Lunge hinzu, und gib Beſcheid — wie geht es unſern einſtigen Univerſitätsfreunden? Sag an, wie gehts dem biedern Lothar, den ich immer vor allen Andern lieb hatte, und der uns ſo freygebig mit Auſtern und den trefflichſten Weinen ſeiner Tante bewirthete?

»Der bewirthet keine Seele mehr.«

Wie? iſt er ſo geitzig geworden.

»Das nicht; er hat ſelbſt nichts mehr.«

Mein Gott! er hat doch eine ſo reiche Erbſchaft gethan, und verſprach ein ſo thätiger, umſichtiger Landwirth zu werden.

»Richtig; die Thätigkeit und Umſicht die haben es eben gemacht. Er ſah ſich um in allen ökonomiſchen Schriften; that was da geſchrieben ſtand, und ſo ſah er ſich zuletzt genöthigt, den Schauplatz ſeiner Thätigkeit mit dem Rücken anzuſehen. Er iſt jetzt Zollſchreiber in Inſterburg; ein wenig podagriſch, ein wenig miſanthropiſch, ſonſt aber kerngeſund an Leib und Seele.«

Was du ſagſt! Und der ſanfte, gutmüthige Lävinus, der Niemanden böſe ſeyn konnte. Hat er ſeine Amalie geheirathet?

»Ja.«

Und lebt er glücklich mit ihr?

»Seit ihn ihre Aufführung in die Charité gebracht hat, und ſie ſelbſt mit einem ruſſiſchen Offiziere durchgegangen iſt, habe ich von Beyden wenig mehr ſprechen gehört.«

Armer Lävinus! — Was iſt denn aus dem wackern Werner geworden? der verſprach nicht weniger, als ein zweyter Hugo Grotius oder Puffendorf zu werden.

»Mit Erſterem hat er es wirklich zu einiger Ähnlichkeit gebracht. Man ſchickte ihn auf eine Feſtung an der Oder, wie jenen auf die Feſtung Löwenſtein an der Maas.«

Nicht möglich! Hat er uns nicht tauſend Mahl geſchworen, er wolle ſein Leben an Recht und Wahrheit ſetzen? Mein Gott! wer hätte das geglaubt! Kaum getrau ich mich mehr nach Willibald und Theobald zu fragen.

»Willibalds Nahmen habe ich vor zehn Jahren in einer Literaturzeitung geleſen; Theobald ſchreibt noch immer Trauerſpiele; und wenn ſich ein Verleger findet, der ſie drucken, und eine Direction, welche ſie aufführen mag: ſo iſt nicht zu zweifeln, daß er es noch weiter bringen werde, als Göthe und Schiller.«

Aber Eugenius! ſagte der Doctor ermuthigt, und ſchenkte ſein Glas voll; der wird uns doch Wort gehalten haben mit ſeiner lebendigen Begeiſterung für die Kunſt, und ſeinem edlen unentweihten Gemüthe?

Er ſtarb ein Jahr nach ſeiner Abreiſe, verſetzte Henning finſter, und ohne jenes boshafte Grinſen, womit er die übrigen panegyriſirt hatte — an den Folgen ſeines Umganges mit einer Dame, die den Unerfahrnen durch ſeine Kunſtſchwärmerey ſelbſt in ihr Netz gezogen hatte.

Der Doctor ſetzte das Glas wieder auf den Tiſch, und ſchwieg. Dem Himmel ſey Dank, ſagte er nach einer Weile; da iſt es mir beſſer gelungen. Ich habe —

Ihr! ſagte Henning, indem er aufſtand, und nach ſeinem Hute griff, mit einem Blick voll der kälteſten Verachtung; ja, Ihr habt redlich Wort gehalten; Ihr ſeyd Alles geworden, was Ihr zu werden verſpracht — ein Schlemmer von der gemeinſten Sorte! —

Wenn ich, ſagte der Arzt, als ich meine Vorleſung beendigt hatte, nicht annehmen ſoll, daß Ihr Freund ſeine Darſtellungen mit Rückſicht auf irgend eine beſondere Idee geſchrieben oder geſammelt habe: ſo ſehe ich in der That nicht ein, was ihn habe bewegen können, das eben geleſene Stück niederzuſchreiben, oder Sie, es uns vorzuleſen. Denn an ſich ſelbſt iſt es wenig geeignet, das Gemüth zu erheben, oder eine angenehme Erheiterung zu gewähren; und mehr widerlich, als anſprechend. Sollte aber der Verfaſſer, ſo wie er in jenem Kindermährchen darauf hindeutete, wie theils durch zufällige, theils durch übelberechnete äußere Einwirkungen die edelſten Keime zerſtört werden, hier vielleicht daran haben erinnern wollen, wie die ſchönſten Blüthen jugendlicher Begeiſterung meiſtens gar keine oder nur taube Früchte bringen: ſo würden wir, vor der Hand wenigſtens, noch nicht mit ihm rechten dürfen.

Auguſte erklärte rund heraus, daß ihr die ganze Vorleſung höchlich mißfallen habe. Es ſey höchſt verdrießlich, ſagte ſie, ſich in Leuten, von denen man eine ſo gute Meinung gefaßt habe, ſo garſtig betrogen zu ſehen. Eliſabeths Recenſion fiel noch weit ſchlimmer aus. Es ſey unglaublich, daß, wer ein Mahl ſo gut geweſen ſey, ſo ſchlimm ausarten könne. Vater Jakob ſchien an dem ganzen Gericht noch das meiſte Behagen gefunden zu haben. Er hatte während des Vorleſens mehr als ein Mahl beyfällig genickt, nahm jetzt nachdenkend die Pfeife aus dem Munde, blies den Rauch weit von ſich weg, und gab mit einem gedehnten: »Ja! Ja! ſo gehts; der Menſch denkt's, und Gott lenkt's,« ſein Sentiment mit gewohnter Wortkargheit, zwar etwas dunkel, aber doch darin klar zu erkennen, daß er in Eliſabeths Anklage poetiſcher Unwahrſcheinlichkeit nicht mit einſtimme.

Wenn ich auch Ihre Hypotheſe gelten laſſen wollte, ſagte Albert zum Arzte: ſo ſeh ich doch nicht ein, was für beſagte Darſtellung viel dabey gewonnen wäre. Wenn ihr Verfaſſer es nöthig fand, an eine Erfahrung zu erinnern, die gewiß nicht zu denjenigen gehört, welche die ſittliche Kraft fördern und ermuthigen: ſo hätt' es meiner Meinung nach doch nicht im ſchroffen Gegenſatze zu dieſer, und nicht auf eine ſo kahle, unintereſſante Weiſe geſchehen ſollen.

Wir wollen hierüber das Beſte denken, erwiederte der Arzt, und annehmen, er habe ſeinen Leſern und ſich ſelbſt über eine ſchlimme Stelle ſo ſchnell als möglich wegzuhelfen geſucht. Dabey hat er nun freylich das Nachdenken über den berührten Gegenſatz gänzlich dem Leſer ſelbſt überlaſſen.

»Eine ſonderbare Art, mit dieſem ſich abzufinden!«

Bey mir wenigſtens, verſetzte der Arzt, iſt es ihm glücklich gelungen, mich auf ſeinen Weg zu locken. Auch iſt wohl die Frage: wie kommt es, daß der ſchöne Morgen jugendlicher Begeiſterung, der im Gemüthe eines jeden, nicht ſchon früh verderbten Jünglings ſo vielverſprechend aufdämmert, gewöhnlich in einen trüben Tag, und einen kalten, freudenloſen Abend übergeht? — dieſe Frage, glaube ich, iſt es wohl werth, daß man das Nachdenken einige Augenblicke dabey feſthalte.

»Ganz recht. Laſſen Sie uns alſo hören, wie Sie die Sache erklären zu können glauben.«

Sie erklärt ſich, glaube ich, hinreichend aus dem Einfluſſe, welchen die Phantaſie in dieſen Jahren auf uns ausübt. Reich, regſam und kräftig, iſt ſie da unermüdet beſchäftigt, neue Geſtalten ſchöpferiſch ins Leben zu rufen, und ſie mit dem reitzendſten Farbenzauber auszuſchmücken, welcher ihr zu Gebothe ſteht. Daß ſie in jedem nicht früh und bedeutend verderbten Gemüthe einen idealen Aufſchwung nimmt, und ihre Liebe dem ſittlich Guten und Schönen, ſo wie den heiterſten Seiten des Lebens zuwendet, iſt ſehr natürlich. Jede Erziehung, ſie ſey übrigens ſo ſchlecht, wie ſie wolle, iſt doch jederzeit auf eine ſittliche Wirkung berechnet. Beyſpiele von Großmuth, Menſchlichkeit, Vaterlandsliebe und anderer Tugenden begegnen zuerſt der erwachenden Phantaſie des Knaben; und immer erſcheinen ſie ihm im Gefolge der Ehre, des Ruhmes, der allgemeinen Bewunderung. Gern horcht der Jüngling den Geſängen der Dichter; und wieder ſind es jene Tugenden, welche ſie mit den glänzendſten Farben ausmahlen und als das Höchſte ihm anpreiſen. Er gibt ſich dem Glauben an ſie unbedingt hin; denn noch kennt er ihren unedlen Zuſatz, noch kennt er die Leidenſchaft und das Laſter nicht. Kräftiger Muth kann ſie ſich aneignen; und Kraft fühlt er in ſich. Wie weit dieſe reichen werde, fällt ihm nicht ein, zu fragen; denn noch kennt er keinen Maßſtab, um ſie zu meſſen. Mit Liebe hängt er an den Idealen, die er ſelbſt geſchaffen; und die reichſten Kränze des Lebens werden ihm nicht fehlen, gelingt es ihm, ſie zu erreichen, oder ihnen auch nur nahe zu kommen.

Ich glaube zu errathen, ſagte Albert, wo ſie hinaus wollen. Eine Begeiſterung, die blos Blüthe der jugendlichen Phantaſie iſt, wird, wenn die friſche Regſamkeit derſelben nachläßt, bald welk werden, und abfallen, ohne Früchte zu bringen.

Sie haben mich ganz richtig errathen, mein junger Freund, erwiederte der Arzt. Dauernde Begeiſterung, für welchen Gegenſtand es immer ſey, und wie vielen Antheil Phantaſie und Gefühl daran auch haben mögen, ruht jederzeit auf dem klaren Erkennen ſeines Werthes.

»Auf dieſe Weiſe alſo würde ſittliche Begeiſterung ausſchließendes Eigenthum des reiferen Alters ſeyn?«

Faſt möchte ich Ja ſagen, entgegnete der Arzt; jene Begeiſterung wenigſtens, welche aus den geprüfteſten und ſicherſten Anſichten über den Werth des Lebens und der Tugend hervorgeht; und deren ſchönſte Frucht jene heitere, gleichformige Ruhe, jenes unwandelbare Streben nach dem ſittlich Guten und Schönen iſt, welches wir nur bey den beſten und edelſten Menſchen antreffen. Wahre Begeiſterung für das ſittlich Gute darf inzwiſchen dem jugendlichen Gemuthe nicht abgeſprochen werden. Bey ihr erſetzt die heilige Scheu, das ſittliche Ideal zu verletzen, was an Klarheit deß Erkennens ihr abgehen mag. Wo aber der Antheil des letzteren im Verhältniß zu demjenigen, welchen die Phantaſie dazu hergibt, allzugering iſt, um ein beharrliches, wenn gleich noch unſicheres Streben zu begründen; oder wo eine durch die Bilder eines üppigen Lebensgenuſſes überreitzte Einbildungskraft jene heilige Scheu, deren ich erwähnte, ausſchließt: da löſt die hochgeprieſene Begeiſterung des Jünglings für ſeine Ideale ſich zuletzt in Flachheit und Gemeinheit, wenn nicht in etwas noch Schlimmeres auf.

Ich ſtimme Ihnen bey, ſagte Albert; nur kann ich dann nicht umhin, den Verfaſſer jenes zweyten Aufſatzes, wie Eliſabeth, einer falſchen Behandlung der von ſeinem Vorgänger aufgeſtellten Charaktere zu beſchuldigen: da dieſer, wie mir ſcheint, den meiſten derſelben ein hinreichend klares Erkennen des Guten und Wahren zur Unterlage gegeben.

Ich kann Ihre Beſchuldigung ſo unbedingt nicht gelten laſſen, entgegnete der Arzt. Auch in dieſem Falle konnten die Reſultate ſo unerfreulich ſeyn, wie der Verfaſſer ſie angedeutet hat. Jugendliche Begeiſterung iſt eine ſo zarte Blüthe, daß auch der leichteſte Gifthauch ſie zu zerſtören vermag. —

Die traurige Wahrheit! rief Albert aus.

Ich will Sie nicht an die Gewalt der Leidenſchaften erinnern, fuhr der Arzt fort; nicht, wie leicht das Gemüth des Jünglings ihren Samen in ſich aufnimmt, wie raſch ſie darin in üppigem Wuchſe emporſchießen, und wie ſie bald alle edleren Keime unterdrücken, und die Lebenskraft derſelben wegſaugen. Auch an den harten Kampf will ich Sie nicht erinnern, welchen das Streben nach dem Beſſern überall mit der geſtaltloſen Gemeinheit, mit dummdreiſter Mißgunſt, mit engherziger Beſchränktheit und kleinlicher Selbſtſucht zu beſtehen hat. Nur das will ich berühren, wie leicht die Begeiſterung, nicht des Jünglings allein, auch die des Mannes, ihr Ziel verfehle; wie leicht der Fuß auf der ſchmalen Bahn ausgleite; wie ſchnell Mißgriff zum Mißgriff, Irrthum zum Irrthum führe; und wie leicht dann im Drange innern Unmuthes und feindſeliger Einwirkungen von außen her das befangene Gemüth mit ſich ſelbſt und ſeinen Idealen zerfalle.

Auf ſolche Weiſe, ſagte Albert, dürfte es freylich wenig befremden, daß die jugendliche Begeiſterung in ſpäteren Jahren nur ſelten hält, was ſie in früheren verſprochen hat.

Am wenigſten zu unſrer Zeit, verſetzte der Arzt, wo der ungemeſſene Antheil einer regelloſen, überreitzten Phantaſie an dem, was man Begeiſterung zu nennen beliebt, überall nur allzudeutlich ſichtbar wird.

Schön! rief ich höhniſch aus; ein Verdienſt läßt ſich alſo dem vorgeleſenen Aufſatze dennoch nicht abſprechen: er gibt Ihnen, mein Herr, eine treffliche Gelegenheit, aufs neue auf unſre Sitten und unſre Literatur zu läſtern.

Zu läſtern? fragte der Arzt mit einer Miene und in einem Ton, der meinen gehofften Sieg über ſeine zu potenzirende Gemeinheit etwas problematiſch zu machen ſchien; ich dächte, Sie kennten mich noch bey weitem nicht lange genug, mein Herr! um mit Recht mir einen ſolchen Vorwurf machen zu dürfen. Unſre Anſichten über jene Gegenſtände ſcheinen freylich etwas ſtark von einander abzuweichen. Wer kann dafür? Mögen Sie doch bedenken, daß das Talent, Alles unbedingt lobzupreiſen, eben ſo wenig jedem angeboren ſeyn könne, als das Talent, auf dem Seile zu tanzen, oder auf dem Kopfe zu ſtehen.

Albert wollte wieder tiſchen; aber er traf es ſchlecht; denn er verdarb es mit dem alten Herrn und mit mir zugleich.

Was ihm an meinem Aufſatze noch am meiſten gefalle, ſagte er zu mir ſich wendend, ſey, daß der Verfaſſer die Scene nach Wien verlegt habe; denn dort ſey, wie man ſagt, das wahre Goſen aller Lebemänner. Zugleich ließ er ſich in eine gar zierliche Auseinanderſetzung dieſes beliebten Thema ein; und ermangelte nicht, ſie durch alle Autoritäten zu unterſtützen, und ſie mit allen Anecdötchen zu würzen, welche ſeine Beleſenheit in Reiſeausflügen und Flugſchriften ihm darbiethen konnte.

Doch wie geſagt, er traf es ſchlecht. Ich liebe meine Vaterſtadt, und mein Vaterland, weil ich beyder Werth erkenne, und mag es nicht leiden, daß eine oberflächliche oder leidenſchaftliche Beurtheilung ihnen zu nahe trete. Darum trat ich gegen den kecken Angreifer ſogleich rüſtig in die Schranken; kräftig unterſtützt vom Arzte, mit dem ich unverzüglich Frieden ſchloß, um jenem mit deſto größerem Nachdrucke begegnen zu können.

Der Vorwurf, ſchloß ich meine Philippica, daß es den Bewohnern meiner Vaterſtadt bey überwiegendem Hange zum Wohlleben an regem Sinn für geiſtige Bildung fehle, iſt, ſeit Nicolai ſeine, wie ein deutſcher Schriftſteller ſich ausdrückt, Gott und den Menſchen verhaßte Reiſebeſchreibung ſchrieb, von tauſend Scriblern ſo oft und auf ſo läppiſche Weiſe wiederhohlt worden, daß man leicht erkennen mag, wie er für ſie eine Art von Gemeinplatz geworden, und wie ſie ſich darin gefielen, ein Land herabzuſetzen, in welchem ſie eine weit freundlichere Aufnahme gefunden hatten, als ſie verdienten. Aber anders haben Männer von reiferer und unbefangenerer Beobachtungsgabe — zum Theil die ausgezeichnetſten unſrer Nation, wie des Auslandes — die deutſche Kaiſerſtadt beurtheilt. Auch wird der rege Sinn derſelben für geiſtige Bildung, das thätige Beſtreben, dieſe überall zu befördern, und die einzelnen Lücken auszufüllen, von keinem ſolchen überſehen werden. Er wird überdieß der Meinung ſeyn, daß ein reger Sinn für Bildung ganz eigentlich dort zu Hauſe ſey, wo man ihn unter den höheren, wie unter den mittleren Ständen am allgemeinſten verbreitet finde; und daß man ihn denjenigen nicht abſprechen dürfe, welche die ſonſt ſehr leichte Kunſt verſchmähen, damit zu prunken, und die ganze Welt zu lauter Bewunderung des Geleiſteten aufzurufen.

Doch es ſind noch andre Vorzüge, fuhr ich fort, die meine Mitbürger in die Wage legen dürfen, wenn ſie gegen Andere gewogen werden ſollen, und die ſie eben ſo achtenswerth als liebenswerth machen. Eine gewiſſe Geradheit des Verſtandes und des Gefühls, die ſich ſelbſt am gemeinen Volke nicht verkennen läßt, und die doch wohl immer ſo viel werth iſt, als der Schwindelgeiſt oder die koſtbare Ziererey einiger unſrer Nachbarn, ſcheint dem Öſterreicher angeboren zu ſeyn. Gewöhnlich weiß er ſie mit einem heiteren, unbefangnen Humor zu verſetzen, der ihr zur Folie dient, ſo wie ſie ſelbſt die Grundlage deſſelben ausmacht. Auch glaube ich mit Recht einen andern Vorzug an ihm rühmen zu dürfen, den er mit allen deutſchen Nationen theilt: ich meine eine reine, ſich ſelbſt bewußte Gemüthlichkeit, ſo oft dieſe auch jetzt dem kläglichſten Witze zum Stichblatte dienen muß. Inzwiſchen, denke ich, mögen gewiß ſelbſt diejenigen, die der Gemüthlichkeit immer und überall ſpotten zu müſſen glauben, in jeder ihnen wichtigen Angelegenheit lieber mit ſolchen, denen ſie eigen, als mit Leuten ihrer Art verkehren; und ich bin der Meinung, wir werden ſie erſt dann richtig ſchätzen lernen, wenn Flachheit und Selbſtſucht ihre letzten Überreſte weggeſpült haben werden.

Ganz recht, lieber Herr Willms! ganz recht, ſagte der Alte, indem er langſam die Pfeife aus dem Munde nahm; ich lobe mir ihre Landsleute. Wackere Leute! Und was mir gefiel an ihnen, als ſie im Jahr vierzehn ſich in unſrer Gegend hier herumtrieben, war, daß ſie mit ſo vieler Anhänglichkeit an ihrem Kaiſer hingen, und immer tauſend Dinge von ihm zu erzählen wußten, die er geſagt und gethan hatte, und die mir wieder alle außerordentlich wohl gefielen.

Auch dieſe Anhänglichkeit an ſeine angeſtammten Herrſcher, ſagte ich, ſcheint dem Öſterreicher angeboren zu ſeyn. Treu und ſtandhaft hat er ſie bewährt in einer drangvollen Zeit, und wird mit nicht minder beharrlicher Treue ſie auch künftig ſo bewähren. Auch ſind die Bande, welche ihn an ſeine Fürſten knüpfen, feſter als diejenigen, welche ſonſt Herrſcher und Volk zu verbinden pflegen. Man hat es ſo oft wiederhohlt, das ſittliche wie das politiſche Verderbniß einer uns benachbarten Nation ſey vom

Hofe ausgegangen. Der Einfluß, welchen der perſönliche Charakter der Regenten Öſterreichs auf die Bildung ihres Volkes ausübte, war, wenn gleich anderer Art, doch gewiß nicht weniger entſcheidend. Strenge Rechtlichkeit und einen offnen redlichen Sinn haben ſie in langer Reihefolge in allen Lagen und Verhältniſſen unter ihren übrigen Fürſtentugenden ſo glänzend und ſo beharrlich bewährt, daß ſie dadurch die Vorbilder ihres Volkes geworden ſind; und da ſie dieſem dabey immer ein wahrhaft väterliches Wohlwollen zeigten — weit edler als dasjenige, was man ſonſt Popularität zu nennen pflegt: ſo war nichts natürlicher, als daß ſie die Liebe in reichlichem Maße wieder empfingen, welche ſie ſo reichlich gegeben hatten.

Der Arzt ſtimmte dieſen Äußerungen ſo warm und ſo aufrichtig bey, daß ich den Groll beynahe vergaß, welchen ich gegen ihn gefaßt hatte. Albert benahm ſich, ſeine Übereilung entſchuldigend, gewandt und artig; und ſo hatte ich noch immer Urſache, mit dem heutigen Abende zufrieden zu ſeyn. —

Daß Sie Ihr Vaterland ſo lieb haben, ſagte Auguſte beym Hineingehen zu mir, iſt recht; daß Sie aber mit unſerm alten Freunde bald wieder Streit bekommen hätten, zeigt, wie Sie eigenſinnig und in Ihren Vorurtheilen hartnäckig ſeyn können.

Sie nehmen das, wie Sie es verſtehen, Auguſte, ſagte ich, und warf den Kopf in die Höhe.

Ich verſtehe es recht gut, gab ſie mir zur Antwort; ich kenne die Menſchen; und hätte ich Macht dazu, ich wollte Ihnen den Kopf ſchon zurecht ſetzen. —

Daß es ihr an Luſt dazu nicht fehle, iſt gar nicht zu bezweifeln. Doch ich werde mich vorſehen. Ich begreife gar nicht, wie das Mädchen ſo dreiſt mit mir geworden! —

Am folgenden Tage kam Leo herüber, um mich zu beſuchen, und blieb zu Tiſche. Obwohl ich mich geſtern ohne beſonderen Unwillen von dem Arzte getrennt hatte: ſo fühlte ich dennoch wenig Luſt, heute aufs neue mit ihm in Geſellſchaft zu ſeyn. Ich machte daher Leo, der Anfangs gleich nach Tiſche hatte weggehen wollen, den Vorſchlag, ihn zu begleiten. Der aber hatte mit den Mädchen ſo viel zu plaudern, und insbeſondere mit Auguſten ſo viele Poſſen zu treiben, daß ich, ohnedieß verſtimmt, nur noch verdrießlicher wurde. Während wir nun ſo bis gegen Abend im Garten beyſammen blieben, kamen uns richtig, wie ich es gar nicht gewünſcht hatte, Albert und der Arzt über den Hals, die heute Leo bey weitem nicht ſo fremd zu ſeyn ſchienen, wie neulich, wo er auf meine Fragen über Beyde gar wenig Beſcheid hatte wiſſen wollen. Er wußte im Gegentheile gar bald ein Geſpräch einzuleiten. Zuletzt erklärte er, daß er, da der Abend ſo ſchön ſey, gar an kein Nachhauſegehen denken wolle, bis nicht der Mond aufginge; und als der Arzt bey einer Pauſe des Geſpräches ein geſchriebenes Heft aus dem Buſen zog, rief er: Schön! Sie werden uns wieder etwas aus Ihrem Reiſejournale vorleſen; nun freut's mich doppelt, daß ich ſo lange geblieben bin.

In der That iſt das die Abſicht, erwiederte der Arzt, warum ich dieſes Heft hier mitgebracht habe. Ihr Freund hat uns durch die Mittheilung einiger von Ihnen erhaltenen Aufſätze zu einem Schuldner gemacht; und es ſcheint billig, daß ich, ſo gut ichs vermag, einigermaßen an Wiedererſtattung denke.

Und von welcher Ihrer mannigfaltigen Reiſen wollen Sie uns heute unterhalten? fragte Leo.

»Von meiner Reiſe an das Nord-Cap.«

An das Nord-Cap! rief ich. Zum Geyer! was hatten Sie denn am Nord-Cap zu ſuchen?

Ich trat, entgegnete der Arzt, unmittelbar nach Vollendung meiner Studien in den Beſitz eines beträchtlichen Vermögens, das ich, frey und unabhängig, nicht beſſer verwenden zu können glaubte, als zu meiner Ausbildung durch Reiſen. Deutſchland, Italien, die Schweiz, Frankreich und England hatte ich geſehen; und wie ich das ſudliche Europa kennen gelernt hatte, wünſchte ich jetzt auch das nördliche kennen zu lernen, und wo möglich bis an ſeine äußerſte Gränze vorzudringen. Der Arzt findet überdieß allenthalben Belehrung und Gelegenheit zur Ausubung ſeines Berufes. Auch will ich nicht gänzlich läugnen, daß die Eitelkeit, wie Regnard ſagen zu können:

Sistimus hic tandem, nobis ubi defuit orbis,

damahls auf meinen Entſchluß einigen Einfluß gehabt haben möge.

Etwas von einer Reiſe nach Norden zu hören, war mir im Grunde nichts weniger als unangenehm.

Mir fiel ſogleich bey, wie reitzend einer unſrer geleſenſten Dichter die Steppen und Wüſteneyen desſelben gefunden, und wie er dieſe ſo unverdroſſen umgeriſſen habe, um ihrem ſtarrenden Boden die duftreichſten Blüthen der Romantik entſprießen zu laſſen.

Du edles Erz aus Normansland!

und:

Im Norden nur gedeiht die Manneskraft,

und:

Schön blüht im Nord die zarte Blume
Der ſitt'gen Liebe,

declamirte ich, mich ſelbſt vergeſſend, Eines um das Andere, bis ich bemerkte, daß alle mich verwundert anſahen. O leſen Sie! rief ich, mich ermahnend, dem Arzte zu; leſen Sie uns doch etwas von dem Lande, wo ſelbſt die Hunde ein tiefes Gefühl haben, und laut ** Zeugniß gar ſchöne, geheimnißvolle Andeutungen geben. Er ſchlug ſein Heft auseinander, und las:

Der ſchwediſche Paſtor.

Am 3ten November verließ ich das gaſtfreundliche Uleaborg, von einer zahlreichen Schar ſeiner Einwohner zu dem Boote begleitet, welches mich an das andere Ufer des Fluſſes überſetzen ſollte. Alle nahmen an meinem Entſchluſſe den wärmſten Antheil, obgleich viele die Beharrlichkeit desſelben noch immer bezweifelten. Von ihren beſten Wünſchen begleitet, erreichte ich am 4ten Teſtile, und am 5ten noch vor der Mittagszeit Kemi, am gleichnahmigen Fluſſe, der, nachdem er den See Kemijärvi gebildet, ſich in den bothniſchen Meerbuſen ergießt. Ich fuhr gerade zu vor die Wohnung des Predigers, da es, mit Ausnahme der großen Heerſtraßen, ein in ganz Schweden üblicher Gebrauch iſt, daß Reiſende im Hauſe des Predigers einkehren, und dort mit der nähmlichen Freyheit, wie in einem Gaſthofe, ein Zimmer verlangen. Überdieß hatte ich an den Paſtor ein Empfehlungsſchreiben bey mir von einem angeſehenen Manne in Uleaborg, welchem er ſeine einträgliche Stelle vorzüglich zu danken hatte.

Ich fand einen Mann von ungefähr vierzig Jahren, von hohem, ſtarken Wuchſe und blaſſer Geſichtsfarbe, deſſen Züge einen düſtern Ernſt bezeichneten, der vielleicht abſchreckend geweſen ſeyn würde, wäre er nicht durch einen unverkennbaren Zug des Wohlwollens gemildert worden. Er ſprach wenig, gedämpft und langſam; und ging, als er mich auf eine anſtändige Weiſe willkommen geheißen, weg, um Anſtalten zu meiner Bewirthung zu treffen.

Während ich allein blieb, betrachtete ich einige große Federzeichnungen, welche in Rahmen an den Wänden aufgehangen waren. Die Gegenſtände derſelben waren durchaus aus dem Sophokles genommen — Ödipous, der, ſchuldlos vom Verhängniß mit dem doppelten Fluche des Vatermörders und des Blutſchänders beladen, geblendet den väterlichen Boden verläßt, und ſeine unmündigen Söhne und Töchter der Gnade ſeines Feindes empfiehlt; eben derſelbe ſcheidend von dem Gaſtfreunde um ſich in den Hain der Eumeniden zu begeben; Ajas, der ſein gegen den Boden geſtemmtes Schwert anredet, das ihn von dem brennenden Schmerz einer im Wahnſinn verdienten Schmach befreyen ſoll; und Antigone, die unglückliche Tochter des unglücklichſten Vaters in dem Augenblicke, wo ſie, als das Opfer frommer Schweſterliebe zum Tode geführt, ſo rührend ihr herbes Schickſal und ihr allzu frühes Hinwelken beklagt —

> Ich ſterbe unbeweint und unvermählt,
> Man ſchleppt mich ohne Freund zum Grabe fort!
> Mir Jammervollen iſt nicht mehr erlaubt,
> Der Sonne heiliges Aug' zu ſchaun;
> Und meinen thränenarmen Tod
> Beſeufzt kein Freund.

Kraft und eine überraſchende Wahrheit des Ausdrucks, ſo wie eine geiſtreiche, ganz eigenthümliche Behandlung gewannen den Beſchauer jedes dieſer Bilder: obwohl die Zeichnung bey keinem fehlerlos, und einzelne Theile faſt in jedem nachläßig behandelt waren. Ich war noch mit der Betrachtung derſelben beſchäftigt, als mein Wirth wieder hereinkam. Er trat zu mir, und beobachtete mich mit Blicken, welche die höchſte Spannung verriethen. Als ich nun laut meinen Beyfall ausſprach, ſchien zu gleicher Zeit ein lebhafter Strahl der Freude in ſeinem Auge aufzublitzen, und ein jäher Schmerz ihn zu durchzucken. Beyder Wirkung auf die Veränderung ſeiner Geſichtszüge war ſo ſchnell und auffallend, daß ich es nicht wagte, darüber eine Frage an ihn zu richten.

Bey Tiſche erſchien auch ſeine Schweſter, die Witwe des vorigen Berginſpectors in Kemi; eine

Frau, die einmahl ausgezeichnet ſchön geweſen ſeyn mußte, und noch jetzt nicht gänzlich verblüht war. Auch in ihrem Geſichte lag ein Zug von ſanfter Schwermuth, der es nur um ſo anziehender machte. Sie hatte vor ihrer Vermählung einige Jahre in Stralſund gelebt; ich kannte das Haus der liebſten unter ihren dortigen Freundinnen, und dieſer Umſtand brachte mich ihr ſchnell näher. Ich kam auf meine Reiſen zu ſprechen, und erzählte von Frankreich und Italien. Mein Wirth lauſchte auf jedes meiner Worte mit einer ſeltſamen Spannung ſeines ganzen Weſens, als wenn es zu gleicher Zeit zwiſchen ſchwärmeriſchem Entzücken und einer herben Empfindung getheilt wäre. Ich erwähnte eines jungen Mahlers, mit dem ich die zauberiſchen Gegenden des untern Italiens durchſtrichen hatte; ich erzählte von ſeiner begeiſterten Liebe für die Kunſt, von ſeinen ſchönen Leiſtungen; ich zog zuletzt eine Parallele zwiſchen dem ſüdlichen und nördlichen Himmel; und immer mehr ging die Stimmung meines Wirthes in einen düſtern Ernſt über, den ich nicht früher bemerkte, als bis ſeine Schweſter dem Geſpräche auffallend eine andere Wendung zu geben ſuchte.

Da es Anfangs mein Vorſatz geweſen war, ſchon am folgenden Tage wieder abzureiſen: ſo wollte ich nach Tiſche noch die Kirche beſehen, die gleich bey meiner Ankunft meine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen hatte. In einer wilden Gegend, mitten unter finſtern Tannenwäldern, und umringt von einzelnen, höchſt elenden Hütten, macht ſie, ein architektoniſches Werk in höherem Styl, und von den ſchönſten Verhältniſſen mit ihrer hochgewölbten Kuppel, und ihren drey, mit doriſchen Säulen geſchmückten Haupteingängen, einen eben ſo ſonderbaren, als impoſanten Eindruck *). Wir betraten ſie unter Fackelſchein, da, obwohl es erſt zwey Uhr nach Mittag ſeyn mochte, die Nacht in dieſer Jahreszeit in Begleitung eines dichten Schneegeſtobers dennoch ſchon hereingebrochen war. Zuletzt beſuchten wir auch den Chor. Der Prediger ſetzte ſich an die Orgel, und ſpielte einige Gänge, um ſie vor mir zu probiren; aber ſchon nach wenigen Minuten ſchien er mich, ſich ſelbſt und Alles um ſich her vergeſſen zu haben. Die Studien, welche ich getrieben, das Ziel, welches ich bey meiner Ausbildung mir geſteckt, hatten mir, was man ekſtatiſche Zuſtände nennt, ziemlich fremd gemacht; aber dennoch weiß ich denjenigen, in welchen mich das Spiel dieſes Mannes verſetzte, nur als einen ſolchen zu bezeichnen. Es entruckte mich mir ſelbſt, es ſchloß die Wunder einer andern Welt vor mir auf! Erſt ſchienen die Tone leicht dahin zu ſchweben, wie leiſe Wunſche auf den Fittigen liebender Sehnſucht; dann verſtärkten und verſchlangen ſie ſich, und ſchwollen mächtiger und mächtiger wie die ſtürmiſche Begierde des leidenſchaftlich aufgeregten Gemüthes. Die

---

*) Der Plan dazu iſt von der Akademie in Stockholm entworfen, und von Guſtav dem III. genehmigt worden. Die Ausfubrung muß dieſen armen Gegenden, im Verhältniß zu ihren Hülfsquellen, eine unermeßliche Summe gekoſtet haben.

Accente des tiefſten Schmerzes drängten ſich zwiſchen ſie hinein, und gingen in eine Reihe von Accorden über, welche die erſchütterte Seele mit dem Grauen der Vernichtung erfüllten, und ſie dann wieder ſiegreich zur begeiſterten Ahnung eines höheren Lebens erhoben. Ich glaubte die Poſaune des Weltgerichtes zu hören; ich glaubte bey der düſtern Beleuchtung des Ortes die Gräber ſich öffnen, und die Schatten der Verſtorbenen daraus hervorſteigen zu ſehen. Eine unwillkürliche Bewegung, welche ich machte, weckte den Spielenden aus ſeiner Selbſtvergeſſenheit. Er ſtand auf und ſchloß das Pult. Ich ſah, daß Thränen über ſeine Wangen herabfloſſen; ſein Blick war halb ſtarr und geiſtlos, und mit gedämpfter Stimme, im gewöhnlichſten Tone fragte er mich, ob ich wieder ins Wohnhaus zuruck gehen wolle.

Mein Wirth war mir ſo intereſſant geworden, daß ich mich wenig bedachte, als er beym Abendeſſen mich aufforderte, noch ein paar Tage zu bleiben. Vielleicht, ſagte er, gehe ich dann mit Ihnen. Seine Schweſter ſah ihn bedenklich an, ohne etwas zu erwiedern.

Am folgenden Tage beſah ich ſein Portefeuille. Es enthielt faſt nur hiſtoriſche, und nur wenige mythologiſche Zeichnungen. Ich ſtaunte über die Tiefe dieſes Gemuthes in Auffaſſung der gewählten Momente; über den Reichthum geiſtreicher Erfindungsgabe, über die Wahrheit des Ausdrucks; aber auch hier ſprangen die Mängel einer incorrecten Zeichnung überall auffallend in die Augen; und einzelne Partien waren meiſtens entweder offenbar vernachläßigt worden, oder gänzlich unausgefuhrt geblieben.

Die Theilnahme an meinem Wirthe ſpannte ſich auf ſolche Weiſe immer höher, und als er nach Tiſche von einem Amtsgeſchäfte abgerufen wurde, und ich bey ſeiner Schweſter allein blieb, geſtand ich ihr das unverhohlen. Sie kam meinen Wünſchen mit einer edlen Freymüthigkeit entgegen, und ich erhielt von ihr folgende Mittheilungen:

»Mein Bruder und ich« erzählte ſie, »ſind die Kinder eines armen, aber redlichen Töpfers in einer Vorſtadt von Gothaborg. Die Beſchäftigung meines Vaters, Blumen auf die von ihm verfertigten Kannen und Geſchirre zu mahlen, mochte bey meinem Bruder den erſten Keim ſeiner Liebe zu den zeichnenden Künſten entwickeln, die in der Zuneigung eines alten, freylich höchſt mittelmaßigen Mahlers, der uns öfters beſuchte, reichliche Nahrung fand. So wenig dieſer Mann auch fähig war, ihn zu belehren, oder zurecht zu weiſen: ſo geſchickt war er, trotz ſeiner Mittelmäßigkeit und Abenteuerlichkeit enthuſiaſtiſch für ſeine Kunſt eingenommen, die junge Phantaſie gewaltſam aufzureitzen. Auch einige Seeleute der oſtindiſchen Handlungsgeſellſchaft, die, wenn ſie im Hafen von Göthaborg einliefen, bey uns ihre Wohnung nahmen, und viel von fremden Ländern zu erzählen wußten, trugen nicht wenig dazu bey, ſchon damahls in dem Knaben die Sehnſucht nach einem ſchöneren Himmel als der ſeines Vaterlandes gewaltſam aufzuregen, und ihm den Aufenthalt in dieſem, ſo ſehr er es in der Folge ſchätzen lernen mochte, für immer unerfreulich zu machen. Ich übergehe einen kindiſchen Verſuch, aus dem väterlichen Hauſe zu entfliehen, in ſeinem zwölften Jahre, und erwähne nur eines zweyten, den er einige Jahre ſpäter machte, als mein Vater, deſſen einziger Wunſch es war, daß ſein Sohn Prediger werden möchte, ihn zu einem Paſtor in der Nachbarſchaft gebracht hatte, um von dieſem unterrichtet zu werden. Bey dieſer zweyten Entweichung gelangte er bis Stockholm; erkrankte aber am nähmlichen Abend, als er anlangte, und ſah ſich ſo genöthigt, nach ſeiner Geneſung in das väterliche Haus, und zu jenem Prediger zurückzukehren. Er blieb bey dieſem noch über drey Jahre, und lernte von ihm auch die Orgel ſpielen. Mit der nähmlichen Leidenſchaftlichkeit, wie das Zeichnen, ergriff und trieb er auch die Muſik. Übrigens lernte er viel, und war raſtlos thätig; aber immer beſchäftigte ihn nur das, was auf ſeine Neigung Bezug hatte, und was ſeiner Phantaſie und ſeinem Gefühle Nahrung gab. Alles andere blieb ihm gänzlich gleichgültig, und machte ihn, wenn es ihm näher gerückt wurde, düſter und unfreundlich.«

»Die Zwietracht zwiſchen dem eigenthümlichen Streben ſeiner Natur und einem ihm aufgedrungenen Berufe ſprach ſich noch ſchärfer aus, als er endlich die Univerſität bezog. Auch hielt er es nur zwey Jahre dort aus. Er verließ Upſala und ging nach Stockholm, feſt entſchloſſen, einige Jahre an der dortigen Akademie zu ſtudieren, wobey er ſich ſeinen Unterhalt durch Unterricht zu verdienen dachte, dann eine Reiſe nach Italien machen, und dort oder in einem andern ſüdlichen Lande ſich niederlaſſen wollte. Aber auch dießmahl erkrankte er am nähmlichen Abend, als er in der Hauptſtadt anlangte. Doch jetzt ſchien ein freundlicher Stern ihm aufzugehen. Ein Unbekannter, der von dem hülfloſen jungen Manne zufällig gehört hatte, nahm ſich ſeiner an; er ſorgte für ärztlichen Beyſtand; er unterſtützte ihn nach ſeiner Geneſung. Er hatte meines Bruders Vertrauen gewonnen; er verſprach, ſich noch ferner ſeiner anzunehmen, und hielt Wort. Es war der Leibkammerdiener des Königs. Er fand eine günſtige Gelegenheit, von meinem Bruder mit dem Könige zu ſprechen, und dieſer verlangte den jungen Mann zu ſehen. Guſtav, ſelbſt voll ſelbſtſtändiger Kraft des Geiſtes, und mit einer reichen, ſchöpferiſchen Phantaſie begabt, liebte dieſe auch an Andern. Mein Bruder hatte das Glück, ihm zu gefallen; der König gewährte ihm eine reichliche Unterſtützung; dabey ſollte der junge Mann gänzlich ſich ſelbſt überlaſſen ſeyn, und nur halbjährig durch Überreichung einer Zeichnung von ſeinen Fortſchritten Rechenſchaft ablegen.«

»Ein Jahr lang lebte mein Bruder jetzt ausſchließend der Kunſt, die ſo mächtig ihn anzog. Aber er benützte ſeine günſtige Lage nicht ſo, wie er es geſollt hätte. Er vernachläßigte nicht das Studium der Kunſt, wohl aber den Unterricht der Meiſter. Überhaupt ſchien ihm, dem vom Anfange her eine richtige Leitung gefehlt hatte, die Kunſt ſchon damahls nur als ein Organ für ſein Inneres, für die Schöpfungen eines raſtlos thätigen Geiſtes, und eines tiefen Gemüthes, welches das Leben nach ſeinen höchſten Beziehungen zu erfaſſen ſtrebte, Werth zu haben; in ihrer techniſchen Vollendung aber ihm, mehr als billig, gleichgültig zu ſeyn. So konnte denn auch ſeine künſtleriſche Bildung keinen feſten Boden gewinnen. Sie haben den tiefen Sinn ſeiner Darſtellungen, den Reichthum ſeiner Phantaſie und ſeiner Erfindungsgabe, ſeine Kraft im Ausdrucke bewundert. Jedermann bewundert ſie; aber auch dem Nichtkenner fallen die Mängel der techniſchen Ausführung auf; und wie ſehr auch ſein Spiel Sie geſtern hingeriſſen haben mag: ſo macht es ihm dennoch Mühe, auch nur etwas Leichtes vom Blatte zu ſpielen.«

»Vielleicht würde er den Weg zum Ziele dennoch gefunden haben: wäre nicht am Ende des Jahres ſein Wohlthäter ihm entriſſen worden. Das fluchwürdige Verbrechen, das einem der edelſten Könige das Leben koſtete, iſt bekannt. Ich darf dabey eines Umſtandes nicht vergeſſen, der tief in die Gemüthsſtimmung meines Bruders eingriff. Er hing an ſeinem königlichen Wohlthäter mit ſchwärmeriſcher Liebe, und ging oft nach Haga hinaus, um jenem in den Gärten zu begegnen, oder ihn auch nur aus der Ferne zu ſehen. Eines Tages irrte er eben ſo in den Gärten herum, und weilte in einem Gebüſche, dem Fenſter eines Zimmers im Erdgeſchoſſe gegenüber, an welchem der König arbeitete.

Die Dankbarkeit eines feurigen, jugendlichen Gemüthes hat etwas Schwärmeriſches. Oft dachte mein Bruder ſchwärmend ſich den König in Gefahren, aus denen er dann mit Aufopferung ſeines eignen Lebens ihn rettete. So auch jetzt, als er einen Mann langſam den Gang an den Fenſtern heraufkommen ſieht, deſſen düſtres Ausſehen den Aufgereitzten mit einem unwillkürlichen Grauen, und mit der Ahnung von Mord erfüllt. Der Unbekannte bleibt ein paar Augenblicke dem Fenſter gegenüber ſtehen; ſeine Rechte im Buſen verſteckt, zuckt, als wäre er unſchlüſſig, etwas daraus hervor zu ziehen. Schon iſt mein Bruder, hingeriſſen von ſeiner erhitzten Phantaſie, im Begriffe, hervorzuſpringen, als der Fremde weiter geht. Es iſt bekannt, daß Ankerſtröm mit dem Vorſatze nach Haga gegangen war, den König dort zu ermorden, und durch den Anblick des arglos Unbefangenen erſchüttert, damahls ſein Verbrechen aufgeſchoben hatte.«

»Ein andrer Vorfall verletzte bald darauf das Gemüth meines Bruders nicht minder ſchmerzlich. Er liebte die Tochter ſeines erſten Wohlthäters mit der ganzen Stärke jugendlichen Gefühles. Ich kam eben um jene Zeit nach Stockholm, und lernte dort meines Bruders Geliebte kennen. Nie habe ich wieder eine ſo harmoniſche, in dem Gefühl aufrichtig geliebt zu ſeyn, ſo vollkommen begnügte Natur gefunden. Sie würde meinen Bruder gewiß glücklich gemacht haben, wäre ihre Verbindung mit ihm durch den Tod ihres Vaters nicht zerriſſen worden. Nach dem Ableben desſelben zwang ſie ihr Oheim, ihm nach Helſingland zu folgen, und ſich in eine noch nördlicher gelegne Provinz des Königreiches zu verheirathen.«

»Auch ich verheirathete mich um dieſe Zeit hierher, und erhielt mehrere Jahre von meinem Bruder auch nicht die geringſte Nachricht. Endlich erfuhr ich, daß er, vom Drang der Umſtände gezwungen, zu den verlaſſenen Studien zurückgekehrt ſey, und in der Nähe von Gefle ein dürftiges Paſtorat verſehe. Der Einfluß eines vielvermögenden Freundes meines Gatten verſchaffte ihm ſeine jetzige Stelle, welche für ſeine Bedürfniſſe mehr als hinreichend iſt.«

»Ein Anderer würde vielleicht in ſeiner Lage zufrieden ſeyn; er iſt es nicht. Er iſt mild, ſanft, gütig, wohlwollend und menſchenfreundlich; aber nie, fürchte ich, wird der Unglückliche eins mit ſich ſelbſt werden. Wenn ich als eine Frau ein ſolches Urtheil ausſprechen darf: ſo möchte ich dennoch behaupten, es gebe äußere Lagen, die mit der eigenthümlichen Anlage unſerer Natur in ſo ſchroffem Widerſpruche ſtehen, daß dieſer nie genügend ſich ausgleichen könne. Hierin, glaube ich, liegt bey meinem Bruder der Grund einer unheilbaren Selbſtentzweyung nicht minder, als in den herben Unfällen, welche ihn getroffen haben. Und wie könnte auch er, deſſen Phantaſie von den erſten Knabenjahren an unter einem ſüdlichen Himmel unter Myrthen und in blühenden Hainen ſich erging, und im Genuß der Kunſtſchätze ſchwelgte, welche er hervorbringt, in dieſen ſtarrenden Eisklüften zufrieden leben, wo ſieben Monathe das Jahr hindurch der Schnee die Erde bedeckt, und eben ſo viele Wochen lang die Nacht, nicht dem Tage, nur auf wenige Stunden unwillig einer zweifelhaften Dämmerung weicht.«

»Sonderbar iſt in dieſer Hinſicht ſein Wunſch einer noch nordlicheren Reiſe. Mehr als einmahl hat er ihn geäußert; nicht lebhaft, aber beſtimmt; und am beſtimmteſten geſtern, als Sie uns Abends verließen. Frage ich ihn, was ihn zu dieſem Wunſche veranlaſſe: ſo geſteht er, es ſelbſt nicht klar zu wiſſen, und beruft ſich auf ein dunkles Gefühl, daß es ihm leichter ſeyn werde, ſeine gegenwärtigen Umgebungen erträglich zu finden, wenn er noch ſchlimmere lernen gelernt haben werde. Einmahl fragte er mich auch bey ſolcher Gelegenheit, ob ich nicht glaube, daß es möglich ſey, der nordiſchen Natur bey genauerer Bekanntſchaft mit ihren Eigenthümlichkeiten ein ausſchließendes Intereſſe abzugewinnen. Ich weiß nicht, ob ich unter dieſen Umſtänden ſeinen Entſchluß, mit Ihnen zu reiſen, billigen oder mißbilligen ſoll; und bitte Sie daher, die Sache in ernſte Überlegung zu ziehen, eh' Sie dazu ihre eigene Beyſtimmung geben.« — —

Die Entſcheidung, zu welcher die würdige Frau mich aufforderte, war in mehr als einer Hinſicht höchſt bedenklich. Ich betrachtete den Fall zuerſt aus dem Geſichtspuncte des Arztes. Von hier aus geſehen, ſchien eine Reiſe, ſelbſt in dieſen Gegenden und in dieſer Jahrszeit, durch Veränderung der Lebensweiſe, und ein wenigſtens theilweiſes Heraustreten aus dem gewohnten Ideenkreiſe, mit Recht günſtige Erfolge zu verſprechen. Durch dieſe ſelbſt ließ ſich eine heilſame Rückwirkung auf das Gemüth meines Freundes erwarten. Überdieß war der Fall, welchen ſeine Schweſter berührt hatte, wohl denkbar: daß er nähmlich ohne ſich dieſes Zweckes klar bewußt zu ſeyn, zerfallen mit ſeinen früheren Idealen, für ſeine Phantaſie und ſein Gemüth einen neuen Anhaltspunct ſuchte. Ein ſolches Streben unſrer innern Natur äußert ſich in tauſend Fällen der Selbſtentzweyung; wenn es gleich nur ſelten von uns ſelbſt, wie von Andern richtig erkannt, und noch ſeltner zweckmäßig unterſtützt wird. Überdieß durfte ich mir einigen Einfluß auf ein Gemüth verſprechen, das erregſam und für Liebe und Freundſchaft empfänglich, ihrer wohlthätigen Einwirkung ſo lange entbehrt hatte. Alle dieſe Gründe zuſammen genommen bewogen mich, für die Mitreiſe zu ſtimmen. —

Am 13ten November verließen wir Kemi, und gelangten am 15ten nach Tornea, bey einem von Schneegeſtöber begleiteten Sturme, der aus allen Himmelsgegenden zugleich zu wehen ſchien. Ich hatte Empfehlungsſchreiben an Herrn Blahd, einen der wohlhabendſten Kaufleute, in deſſen Hauſe wir eine Bewirthung fanden, wie wir ſie unter dem 66ſten Grade nördlicher Breite nicht erwarten durften. Wir hatten nur einen Tag hier verweilen wollen; aber ein Gaſt iſt in dieſen Gegenden eine allzuſeltne, und allzuwillkommne Erſcheinung, als daß man uns ſo bald hätte ſollen abreiſen laſſen. Auch konnte der Charakter unſers Wirthes uns das Bleiben nicht ſchwer machen. Herr Blahd, aus dem ſüdlichen Baiern gebürtig, und durch ſonderbare Zufälle in dieſen kalten Winkel der Erde verſchlagen, war ein raſcher, jovialer Mann von ungefähr fünfzig Jahren, der ſich theils aus Grundſätzen, theils aus glücklichem Leichtſinn mit den unfreundlichen Eigenheiten ſeines neuen Vaterlandes abgefunden hatte, und ſehr ergötzlich darüber zu ſcherzen wußte. Auf meinen Begleiter machte dieſes wenig Eindruck. Er ſchien an der Weiſe unſers Wirthes kein Mißfallen zu haben, aber eben ſo wenig daran Behagen zu finden. Überhaupt überzeugte ich mich bald, wie wenig ich hoffen durfte, auf ſein Gemüth einen entſcheidenden Eindruck zu machen. Wenn ich irgend eine Idee ausſprach, die auf ſeine Gemüthsſtimmung Bezug hätte: ſo erkannte ich aus ſeinen Äußerungen bald, daß ſie ihm wohlbekannt war; daß er ſie aber ſonſt ſchon aufgegeben oder verworfen hatte, und entweder keine Neigung oder keine Kraft mehr in ſich fühlte, ſie feſtzuhalten. Weit richtiger, als ich ſelbſt, hatte ihn ſeine Schweſter beurtheilt. Der Widerſpruch zwiſchen ſeiner Natur und ſeinem Leben war zu ſchroff, und zu weit gediehen, als daß er ſich ausgleichen konnte. Zu edel und zu verſtändig, als daß ſein Unmuth in feindſeligen Haß gegen das Leben hätte ausarten ſollen, war dieſer in eine kalte Reſignation übergegangen, an welcher er vielleicht um ſo feſter halten zu müſſen glaubte, als eine andre Ausgleichung nicht möglich ſchien, und ſein empfindliches Gemüth noch immer durch jede leiſe Berührung ſeines eigenthümlichen Weſens ſich erſchüttert fühlte. Mehr als einmahl hatte ich noch Gelegenheit, den Reichthum, wie die Tiefe und angeborne Güte dieſes Gemüthes zu bewundern; und nur inniger noch bedauerte ich es dann, eine ſo edle Natur zu Grunde gerichtet zu ſehen.

Gänzlich hatten mich inzwiſchen meine Berechnungen dennoch nicht getäuſcht. Keine pſychologiſche Berechnung täuſcht, wenn ſie auf das vorherrſchende Vermögen der Seele, wie ſie ſoll, baſirt iſt. Dieſes Vermögen war bey meinem Begleiter die Phantaſie. Alles Eigenthümliche reitzt die Phantaſie; nicht weil es ihr neu iſt allein: ſondern weil es ihre ſchöpferiſche Thätigkeit aufregt, und dieſe ihr leicht macht; weil ſie klarer und beſtimmter Bilder bedarf, und in jedem Eigenthümlichen dieſe findet. Die nordiſche Natur erfüllt dieſe Forderungen vielleicht in einem höheren Grade als jede andere; denn ſchärfer und beſtimmter tritt ihr Eigenthümliches hervor, und leichter iſt dieſes zu erfaſſen bey ihrer Einförmigkeit. Trotz ihrer Erſtarrung iſt ſie groß und erhaben; ein ſchlummernder Rieſe, von deſſen Bild die erſtaunte Seele ſich mit übermächtiger Gewalt ergriffen fühlt. Selbſt die ewige Nacht, in welche wir hineinfuhren, nur auf wenige Stunden von einer halben Dämmerung unterbrochen, erfüllte das Gemüth mit tiefem Ernſte; und dieſe rieſenmäßigen, mit ewigem Eiſe bedeckten Gebirge, dieſe tauſendjährigen Tannenwälder, dieſe unüberſehbaren Schneefelder, vom Vollmonde, vom Widerſchein der Sterne, deren Anzahl ſich am nördlichen Himmel zu verdoppeln ſcheint, oder vom Nordlichte beglänzt, wiegten es in ein ruhiges Vergeſſen jeder Vergangenheit, in eine ſtille Feyer, die zu lauter war, um den Nahmen Schwermuth zu verdienen. Dadurch, daß ich mich ſorgfaltig auf dieſe Reiſe vorbereitet, und mich mit der natürlichen Beſchaffenheit, wie mit der Mythologie und der Geſchichte des Landes genau bekannt gemacht hatte, war ich im Stande, die todte Natur zu beleben, und die Phantaſie meines Begleiters auf mannigfaltige Weiſe noch lebhafter anzuregen; um ſo mehr, da er ſelbſt über Griechenland und Italien dieſe Studien gänzlich vernachläßigt hatte. Die nordiſche Geſchichte, wie die nordiſche Mythologie, aber haben eine Seite, wodurch ſie die Phantaſie eben ſo bald anzuziehen, als dauernd ſie zu feſſeln vermögen. Sie ſind ganz eins mit dem Boden, aus welchem ſie hervorgewachſen ſind, und die Einheit dieſes Charakters iſt auf den erſten Anblick erkennbar. Rieſenmäßig und abgeſchloſſen, wie die Fjällen des Landes, mit ihren ſcharfen ſteil, aufſchüſſigen Umriſſen, ſtehen ihre Geſtalten da, und wie zwiſchen dieſen oft blühende Thaler ſich hinwinden, zeigen auch ſie nicht ſelten Anmuth vereinigt mit Kraft, Zartheit mit Größe.

Von Tornea aus reiſten wir an den Ufern des Muonio, der im Sommer zwiſchen ſchroffen Felſen mit wildem Toſen ſich durchdrängend, in unzähligen Cataracten zerſtäubt, nach Muonioniska, und von hier nach Kautokoino. Am 25. November erreichten wir Enontekis; ſechs Tage ſpäter Alten-Gaard, wo wir zuerſt das Eismeer erblickten; und am 9. December endlich das Ziel unſrer Reiſe.

Ein Ziel erreicht zu haben, zu welchem wir nur durch ungewöhnliche Anſtrengungen gelangen können, iſt immer erhebend, wie wenig auch ſonſt der Preis der Mühe werth ſeyn mag. Doch das war unſer Fall keineswegs. Das Schauſpiel, welches wir genoſſen, belohnte unſre Mühe reichlich, und noch jetzt, in der ſpäten Erinnerung, glaube ich es unter dem Preiſe gewonnen zu haben. Das Erhabene ergreift das Gemüth nie mächtiger, als wenn es ſich mit dem Schauderhaften vermählt. Hier, wo jedes Leben im Froſt erſtarrt, wo jeder Laut erſtirbt, und nie auch nur ein dürftiger Grashalm dem Boden entkeimt, ſtand ich am Grabe der Natur. Von den zerfallenden Ruinen dieſes Vorgebirges, das die wilde Wuth des Oceans ſeit Jahrtauſenden beſtürmt, blickten wir in die weite See, über welche der Dom des düſter umwölkten Himmels ſich hinwölbte, wie in eine unermeßliche Gruft hinab. Jetzt ſtieg uns gegenüber am Rande des ſchwarzen Horizonts eine lichte Wolke auf, die immer größer und größer wurde, und nach und nach die Hälfte des ganzen Firmamentes einnahm. Aus ihrem Schooße ging eine Reihe feuriger Säulen hervor, die ſich bis an den Geſichtskreis herabſenkten, und deren oberer Theil ſich in feurige Garben auflöste, aus welchen tauſend und wieder tauſend Strahlen in die Höhe ſchoſſen.

Bald vermengten ſich auch dieſe, mit wunderbarem Ebenmaß geordneten Feuerſäulen; und der ganze Himmel ſchien Gluth zu ſeyn; der flammende Thron des Richters über dem geborſtenen Grabe der Natur!

Wen große Naturſcenen nicht erſchüttern, in deſſen Gemüthe wird keine erhabne Vorſtellung einen tieferen Eindruck zurücklaſſen; wen ſie nicht zu dem Urheber der Natur ſelbſt zurückführen, der hat ſie gar nicht begriffen.

Noch nie, ſagte ich zu meinem Begleiter, als ich mich einen Augenblick meiner ſtaunenden Bewunderung entreißen konnte; noch nie iſt mir das Leben mit ſeinen Hoffnungen und Wünſchen, mit ſeinen Täuſchungen und Sorgen, mit Allem, was es geben und nehmen kann, ſo klein und dürftig vorgekommen, als in dieſem Augenblicke!

Er gab mir ſchweigend ſeinen Beyfall zu erkennen. —

Und iſt es mehr als ein Augenblick! ſetzte ich nach einer Pauſe hinzu.

Er legte ſeine Linke mit ſchweigendem Ernſt, und mit dem Ausdruck, mit welchem man eine tief empfundene Wahrheit billiget, auf meine rechte Schulter; doch ein leichtes Zucken um ſeinen Mund ſchien zu ſagen: Dieſer Augenblick aber, ſey er auch noch ſo kurz — iſt mir ſchmerzhaft.

Der Arzt ſchlug hier ſein Heft zuſammen, und legte es neben ſich auf die Gartenbank; Auguſte aber hatte ſo viele Fragen in Betreff ſeiner Reiſe zu thun, daß ich gar nicht zum Worte kommen konnte. Erſt dann konnte ſie ſich zufrieden geben, als ſie erfahren hatt , der Arzt ſey in einem, mit Pelzwerk wohl ausgefütterten Schlitten gefahren; ſey mit einem ruſſiſchen Zelte, mit einer Wildſchur, mit einem Marderfell, das er um den Hals band, mit rohem Lachs, Pökelfleiſch und Rum hinreichend verſehen geweſen; und habe überdieß am Rennthierfleiſch und an gefrorner Rennthiermilch erkleckliches Behagen gefunden. Küche und Keller ſind immer das erſte, wornach ein Frauenzimmer fragen wird, und auch dasjenige, was ſie uns am höchſten anrechnen. Wenn ihnen nicht manchmahl eine Torte mißriethe: wer könnte mit ihnen zurechte kommen!

Und wie ging es weiter mit ihrem guten Paſtor? fragte die theilnehmende Eliſabeth.

»Ich habe ſeit meiner Rückkehr von jener Reiſe, troß aller Nachforſchungen, nichts weiter von ihm erfahren können.«

So! ſagte ich mit einem ziemlich langen Geſichte, indem ich Leo anſah.

O! ich merke wohl, was dir nicht anſteht, rief dieſer. Du haſt ſo etwas von Elfen, Nixen, Kobolden, Galgenmännlein und Nornen zu hören erwartet; oder vielleicht gar gehofft, den Gott ſey bey uns ſelbſt als einen Fremden von ſeltſamem Ausſehen auftreten, und ihn zuletzt unter ſchrecklichen Krämpfen und Zuckungen in einem Gaſthofe verſcheiden zu ſehen. Und da ihm nun alle dieſe ſchönen

Hoffnungen zu Waſſer geworden, fuhr er gegen den Arzt gewendet fort: ſo geräth er in üble Laune und möchte gerne Streit mit uns anfangen.

Es verdroß mich, daß Leo, wenigſtens zum Theil, mich errathen hatte. Ich glaubte nähmlich, nach Anhörung der Erzählung des Arztes, gute Gelegenheit gefunden zu haben, meinen Mann auch einmahl zu faſſen. Darum entgegnete ich dem Vorlauten etwas unfreundlich: Du magſt deinen Witz ein anderes Mahl an mir üben. Ich habe nichts erwartet, als was man von jeder Erzählung zu erwarten berechtiget iſt: eine intereſſante Verwicklung, und eine befriedigende Auflöſung.

Vergeſſen Sie nicht, ſagte der Arzt, daß ich Ihnen keine nach den Regeln der Äſthetik zuſammengequirlte Erzählung, ſondern nur ein Bruchſtück aus meinem Tagebuche vorleſen wollte.

»Das mag hingehen. Viel ſcheint mir inzwiſchen damit nicht gewonnen zu ſeyn. Man fühlt ſich durch dasjenige, was ſie uns da geleſen haben, mehr gedrückt als erhoben.«

»»Ganz richtig!««

»Ein Streben nach Ausbildung, das mißlingt, oder den äußeren Umſtänden erliegt, iſt wenig geſchickt, unſre Theilnahme zu erregen; beſonders wenn die Kraft des Gegendruckes nicht bedeutend, oder uns nicht klar genug vor das Auge geſtellt iſt.«

»»Wahr!««

Der Fall, welchen Sie uns da vorgeleſen haben, iſt ein ganz gewöhnlicher Fall. —

»Ein ganz gewöhnlicher! Sie haben Recht; ſo gewöhnlich, daß wir ihn faſt einen allgemeinen nennen dürften. Jedes geiſtige und ſittliche Streben nähmlich tritt in einen Conflict mit ſeinen äußeren Bedingungen.

Jedes, ſagen Sie? fragte Leo. Wie meinen Sie das? Ich verſtehe Sie nicht.

Auch mir iſt das nicht ganz klar, ſagte Albert; und ſetzte ſich, als wolle er dem Arzte näher ſeyn, um ihm recht aufmerkſam zuzuhören, neben Eliſabeth, die erröthend ihm Platz machte.

»Weil jedes geiſtige und ſittliche Streben auf ein Ideal gerichtet iſt.«

Ja ſo meinen Sie es! ſagte Albert mit ſcheinbarer Unbefangenheit. Ich aber dachte mit heimlichem Ärger: du Spitzbube!

»Wie unvollkommen ein ſolches Ideal auch ſey, wie nahe das Beſtreben, es zu erreichen, ihm auch kommen möge: immer wird dieſes hinter jenem zurückbleiben. Darum aber kann jedes geiſtige, wie jedes ſittliche Streben mit Recht ein mißlungenes genannt werden.

Ein mißlungenes! rief ich. Sie werden doch Abſtufungen dabey zugeben!

»Die ſind es eben, welche ich im Auge habe; und es lohnt ſich der Mühe, ſie etwas näher zu betrachten. Auf der unterſten Stufe ſtehen unſtreitig diejenigen, die nicht dazu gelangt ſind, über irgend ein beſtimmtes Ziel ihres Strebens mit ſich einig zu werden. Die wenigſten Menſchen wiſſen — nicht vielleicht was ſie ſollen — die wenigſten wiſſen auch nur was ſie wollen.«

Ich konnte nicht umhin, ihn darauf anzuſehen, ob er nicht mich ſelbſt dieſer Claſſe beyzähle. Leo machte nähmlich ein ſo boshaftes Geſicht, und ſah mich ſo ſonderbar an, daß mein Argwohn ſehr leicht rege werden konnte.

Sie ſprechen, ſagte ich, vermuthlich von Menſchen, die keine eigentliche Bildung erhalten haben?

Eigentliche Bildung? wiederhohlte der Arzt mit einem ſcharfen, gedehnten Tone, und alle Falten, die mir ſonſt in ſeinem Geſichte fatal waren, reihten ſich auf einmahl dicht um ſeinen Mund herum zuſammen — eigentliche Bildung? Nein, mein Herr! nicht Hofmeiſter und Gouvernanten, noch die akademiſchen Lehrjahre geben hier den Eintheilungsgrund her: ſondern Klarheit des Erkennens, und die ſtätige Kraft des Wollens.

Fahren Sie fort in Ihrer Eintheilung, ſagte Leo; wir wollen uns dann ganz in der Stille Alle ſelbſt einregiſtriren.

Gut dann, fuhr der Arzt fort; zur zweyten Claſſe würde ich diejenigen Menſchen rechnen, welche zwar über ein beſtimmtes Ziel ihres Strebens mit ſich einig geworden, denen es aber nicht gelingen will, es auch nur in ſo weit zu erreichen, als es von ihnen gefordert werden dürfte. Zwey Urſachen laſſen ſich zunächſt davon angeben; die nähmlichen, welche ich ſchon angedeutet habe: Mangel an Klarheit, und Mangel an Kraft. Bey denjenigen, bey welchen der erſtere Fall eintritt, hat die Phantaſie meiſtens faſt allein die Farben ihres Ideales gemiſcht, und dem ruhig prüfenden Verſtande zu wenig Spielraum gelaſſen. Daher ſind dann die Umriſſe immer ſchwankend, und die Farben ſelbſt, wie lebhaft ſie auch ſeyn mögen, verfließen, wie bey ſchlechten Gemählden, unbeſtimmt eine in die andere.

Bey Künſtlern, bemerkte Albert, ſcheint dieſer Fall in der That ſehr gewöhnlich zu ſeyn.

Da das Streben des Künſtlers zunächſt von der Phantaſie ausgeht: ſo iſt das ſehr begreiflich, ſagte Leo.

Dennoch, fuhr der Arzt fort, tritt jener Fall bey allen andern geiſtigen und ſittlichen Beſtrebungen nicht minder häufig ein, als bey künſtleriſchen. Darum ſcheint Klarheit des Erkennens, und damit dieſe ſich entwickeln könne, verſtändige Beſchränkung der Phantaſie, erſte Bedingung jedes Strebens nach Bildung zu ſeyn, welches Ziel dieſes ſich immer geſetzt haben möge.

Laſſen Sie uns nun auch hören, ſagte Leo, was Sie über den zweyten Fall zu bemerken haben. Doch muß ich Sie bitten, kurz zu ſeyn; denn es wird ſpät, und es iſt Zeit, daß ich an den Aufbruch denke.

Der Mangel an Kraft, ein beſtimmtes Ziel zu erreichen, iſt entweder ein unbedingter, oder ein bedingter. Bey erſterem fällt die Schuld der Natur zu Laſt; der andere hat ſeinen Grund immer wieder in dem Mangel hinreichender Klarheit. So wird ſich, glaube ich, wo zum Beyſpiele die Leidenſchaft dem Streben nach ſittlicher oder künſtleriſcher Ausbildung entgegentritt, die gehemmte oder ſich verirrende Anwendung der vorhandenen Kraft immer auf den Mangel eines hinreichenden Grades von Klarheit der ſittlichen Idee, und der Beziehungen, in welchen unſer Streben zu dieſer ſteht, zurückführen laſſen.

»Das, glauben Sie alſo, ſey der Fall auch bey Ihrem Reiſegefährten geweſen?

»»Unſtreitig. Die Entwicklung ſeines reichen Talentes war von ſeiner erſten Kindheit her, an äußere, und zwar ihr ungünſtige Bedingungen gebunden; und er hatte ſpäterhin nichts oder wenig gethan, um ſie davon unabhängig zu machen. Das wahre Weſen der Kunſt, die ſich über die äußeren Bedingungen ihrer Entwicklung erhebt, und mit ſelbſtſtändiger Kraft zur höchſten Idee aufſtrebt, war ihm nie klar geworden.««

Darum, fuhr er lächelnd fort, dürfte ich vielleicht ſogar behaupten, daß es dem, was ich Ihnen vorgeleſen, an einem befriedigenden Schluſſe gar nicht fehle. Der Charakter meines Freundes wenigſtens, erſcheint in der letzten Situation, deren ich erwähnt habe, wie ich glaube, als ein abgeſchloſſener. Wie erhaben dieſe auch ſeyn, wie richtig er dieſes Erhabne auch empfinden mag: es ergreift ihn nicht ſtark genug, es regt die höhere ſittliche Idee nicht lebendig genug in ihm an, um auch nur für den Augenblick ihm das Peinliche ſeines äußeren Seyns vergeſſen zu laſſen. Zu ſchwach aber wirkt dieſe Idee nur darum, weil ſie nicht in voller Klarheit entwickelt in ihm vorhanden iſt.

Die äußeren Verhältniſſe, ſagte ich, wirkten wenigſtens entſcheidend genug ein, um die Vollendung ſeiner Ausbildung zu erſchweren, und ihn darin zu hemmen; ſo wie auch bey denjenigen, welche ihre geiſtigen und ſittlichen Anlagen mit dem glücklichſten Erfolge ausgebildet haben, dieſer, wenigſtens größtentheils, als die Frucht des Zuſammentreffens günſtiger Verhältniſſe erſcheint.

Sie haben Recht, verſetzte der Arzt. Es gibt Menſchen, die von der Wiege an ſo ſanft geſchaukelt werden, daß man ſie mit Recht Schooßkinder des Glückes nennen kann. Was immer das Leben erfreuen, und die Entwicklung ihrer Kräfte, mit der mindeſten Reibung, fordern mag, führt die Hore ihnen entgegen; und was die Eine ihnen verweigert, wird, freundlicher geſinnt, ihre Schweſter ihnen anbiethen. Die Natur hat ihre Säfte ſo glücklich gemiſcht; die Erziehung ihrer Anlagen ſo harmoniſch ausgebildet, und ein freundlicher Genius hält ſo ſorgfältig Alles von ihnen entfernt, was dieſe Harmonie ſtören könnte: daß es ihnen bald zur leichten Gewohnheit wird, alle Lebensverhältniſſe mit unbefangener Klarheit zu überſchauen, und überall ſich mäßig zu halten. Erfahrung und Nachdenken erheben bey ihnen allmählich zur ſichern Erkenntniß, was anfangs nur glücklicher Inſtinct war; und ſie ſehen ſich am Ziele, und dürfen nach dem Kranze greifen, ohne die Beſchwerde gefühlt zu haben, darnach ringen zu müſſen. Ihr Leben gleicht einer Küſtenfahrt auf ſpiegelglattem Meere; es zeigt ihnen nur grünende Buchten und blühende Eilande; und die grauſen Klippen, an welchen Tauſende zerſchellen, erblicken ſie nur aus weiter Ferne.

Doch dieſer Begünſtigten ſind nur ſehr wenige, und kaum dürfen ſie noch als Ausnahmen gezählt werden. Von welcher Art des Strebens nach Bildung auch die Rede ſeyn möge: nur mit Mühe, nur im ewigen Kampf mit tauſend Hinderniſſen und Schwierigkeiten wird ſie errungen. Wie Wenige ſind ſo glücklich, die rechte Bahn zu treffen; und ſelbſt bey dieſen Wenigen — wie viele Mißgriffe! ein wie langes, unſicheres Herumirren, bis ſie ſich darauf zurecht finden! Wie Wenige von dieſen ſelbſt ſind glücklich genug, ſich ihrem Ziele zu nähern, das ſich nur immer weiter zu entfernen ſcheint, je unermüdeter ſie ihm entgegen ſchreiten.

Auf ſolche Weiſe, ſagte ich, wird kein Streben nach Bildung Urſache haben, mit ſeinen Erfolgen, oder mit dem Preiſe ſeiner Mühe zufrieden zu ſeyn; doch Sie werden mir erlauben, Ihnen zu wiederhohlen, daß ich die Anſichten, welche Sie uns hier mitgetheilt, eben ſo wenig erhebend und eben ſo entmuthigend finde, als diejenigen, welche Sie in den vorhergehenden Tagen entwickelt haben.

Wenn Sie von einer Befriedigung reden, die Erfolg und Preis unſers Strebens uns geben ſollen, entgegnete der Arzt: ſo haben Sie vollkommen Recht; nicht ſo, wenn von jener, die uns daraus entſpringt, daß wir unſer Streben unbedingt an eine höhere Idee geknüpft haben. —

Leo griff nach ſeinem Hute, und ich ſtand auf, um den meinigen zu hohlen. Da that Förſter Jakob, der auf ſeine Weiſe aufmerkſam zugehört hatte, ſeinen Mund auf, und entſchied: Schweden ſey zwar ein böſes Land; doch wo der liebe Gott jeden hingeſetzt habe, da müſſe er ſichs gefallen laſſen, und zuſehen, wie er ſich forthelfe; übrigens aber hätten die Schweden ja Holz genug, um ſich warme Stuben zu machen.

Auguſte hüpfte mir einige Schritte nach. Schmeichelnd ſagte ſie: Wenn Sie es erlauben, ſo gehe ich auch mit; ich bin heute ohnedieß noch nicht ſpazieren geweſen.

Sie können nicht mitgehen, Auguſte, erwiederte ich mißlauniſch; ich habe mit Leo Eins und das Andere abzureden.

Nun zog ſie das Geſichtchen kraus. Ich bin immer ſo freundlich mit Ihnen, ſagte ſie nach einer Pauſe, und Sie ſind ſo unfreundlich; — es iſt gewiß unrecht.

Schmollend entfernte ſie ſich, ohne daß ich viel auf ihren Unwillen geachtet hätte. Ich dachte jetzt nur daran, wie ich Leo, wenn ich ihm das Geleite gäbe, über Albert und den Arzt ins Examen nehmen wollte Aber wie ich ihn auch quäſtioniren mochte — ich konnte rein nichts aus ihm herausbringen. Er verharrte bey ſeinem gewöhnlichen Phlegma; und rückte ich ihm näher, ſo wußte er ſich durch einen kauſtiſchen oder drolligen Einfall Luſt zu machen. Ich entdeckte ihm meine Beſorgniſſe rückſichtlich eines Verſtändniſſes zwiſchen Albert und Eliſabeth; er aber meinte, ich möge die Sache dahingeſtellt ſeyn laſſen; ein Dritter thue in ſolchen Fällen ſelten gut, ſich einzumiſchen; man gehe oft aus um zu fiſchen, und krebſe; und was dergleichen keine Dinge mehr waren.

Die Sache dahin geſtellt ſeyn laſſen? Mein guter Förſter war gewiß der Letzte, der etwas merkte; Eliſabeth die Unſchuld und Unerfahrenheit ſelbſt; und Albert, trotz ſeines wackeren Ausſehens, wahrſcheinlich dennoch ein Abenteurer. Als ich nach Hauſe zurückkehrte und der Mond ſchon aufgegangen war, ſah ich, vor einem Gebüſche verſteckt, daß Albert gerade das Haus verließ, und Eliſabeth unter dem Schutze der Linde recht zärtlich an ſich drückte und küßte. Ich ergrimmte mächtig in meinem Innern, und wünſchte den Landſtreicher in den Mond. Auch auf Eliſabeth ward ich wie böſe; und beſchloß, es auch nicht einen Tag weiter aufzuſchieben, ihr das Gewiſſen zu ſchärfen.

Als ich am folgenden Tage erwachte, und einen Blick nach dem Fenſter warf, wurde ich gewahr, daß vor demſelben einige Töpfe mit erleſenen Herbſtblumen ſtanden. Eine halbe Stunde darauf brachte mir Eliſabeth das Frühſtück. Sonſt bringt es mir Auguſte; aber der mochte der geſtrige Spaziergang noch auf dem Herzen drücken. Sie warf einen ſchüchternen Blick auf die Blumen, und dann auf mich.

Haben Sie dieſe Blumen hingeſtellt, Eliſabeth? fragte ich.

»Sie habe ſie von der Tochter des Gärtners in Weiningen zum Geſchenke erhalten, und mir eine kleine Freude damit machen wollen.«

Ich danke Ihnen, ſagte ich, ſo gleichgültig als möglich.

Sie ſchlug die Augen nieder und ging; ohne Spur von Unwillen, aber nicht ohne Schmerz, daß ſie ihre Abſicht ſo wenig erreicht hatte.

Es gibt keine haſſenswerthere Härte, als die, welche die Anſprüche eines einfachen, guten Herzens auf Liebe und Wohlwollen unfreundlich zurückweiſt. Ich fühlte das recht wohl; doch für den Augenblick, gute Eliſabeth! ſagte ich, indem ich aufſtand und mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder ging, für den Augenblick kann ich dir dieſe Härte nicht erſparen; eben weil du ſo gut und unſchuldig biſt. Du kennſt die Gefahren der Leidenſchaft noch nicht, die dich umſtrickt hält. Deine argloſe Unerfahrenheit würde dich, wollte ich nicht ein Einſehen haben, zu ihrer ſichern Beute machen, und den ſchönen Frieden deines Herzens für immer zerſtören, ehe du auch nur eine Ahnung davon hätteſt, daß du ihn verlieren könneſt.

Ich hatte mir ſchon geſtern vorgenommen, die Sache recht methodiſch anzugreifen: darum ſchloß ich meine Thüre, ſchob mir einen Seſſel ins Fenſter, und griff nun nach meinem Collectaneenbuche, um alle Stellen, welche die Liebe betrafen, noch einmahl durchzuleſen und reiflich durchzudenken. Ich liebe in allen Dingen die Ordnung; deswegen pflege ich die Kernſtellen und Orakelſprüche, welche ich mir aufzeichne, immer unter zwey abgeſonderte Rubriken zu bringen, je nachdem ſie von einer Sache Gutes oder Böſes beſagen. Wenn ich nun Beyde mitſammen vergleiche: ſo geſchieht es häufig, daß das Zünglein der Wage gerade mitten inne ſteht, und ich mich unvermuthet in dem Zuſtande befinde, welchen die alten Skeptiker ſo wünſchenswerth fanden, und den ſie Epoche nannten; ohne mich übrigens durch das Zurückhalten alles Beyfalls ihrer hochgerühmten Ataraxie viel näher gebracht zu ſehen.

Ich ſuchte zuerſt jene Stellen auf, welche von der Liebe nichts als Gutes rühmten. Denn es iſt billig, ſagte ich, gute Eliſabeth! daß ich mich zuerſt mit demjenigen beſchäftige, was deiner Unerfahrenheit zur Entſchuldigung dienen kann. — Zur Entſchuldigung? Es fehlte wenig, daß die Stellen, welche ich las, nicht mich ſelbſt in Anklageſtand verſetzten; ſo viel Schönes wußten unſre großen Geiſter der Liebe nachzurühmen. Hilf Himmel! was für herrliche Dinge von Wonne, Entzücken, überirdiſchen Schauern, Sphärenmuſik, Frühlingsparadieſen, Lichtmeeren und Verklärungsſtrahlen bekam ich nicht zu leſen! Wenn man das Alles las, ſo fühlte man ſich verſucht, die Liebe für die höchſte Beſtimmung des Menſchen, für die offne Pforte des Paradieſes, und die Mädchen durch die Bank für lauter eingefleiſchte Engel zu halten. Wenn es ſo iſt, liebe Eliſabeth! ſagte ich — und warum ſollte es nicht ſo ſeyn? ſetzte ich hinzu, da doch das Alles gedruckt, und von mir ſelbſt excerpirt iſt — ſo wäre es ja ein grauſamer Frevel, dich aus deinen Paradieſen zu reißen, und gewaltſam die Harmonien zu zerſtören, die Unſchuld und Liebe in deinem Herzen hervorgerufen haben.

Mein Entſchluß dazu kam mir ſelbſt jetzt beynahe wie ein Verbrechen vor. Deſto mehr eilte ich, die andre Rubrik vorzunehmen. Gleich im Anfange fühlte ich mein Gewiſſen durch einige ſtarke Stellen gegen die Liebe beruhigt; und mein Vorſatz, zwiſchen Albert und Eliſabeth einzuſchreiten, tauchte ſchnell wieder auf, und wurde, je weiter ich las, immer entſchiedener. Dieſe Stellen waren unſtreitig die tiefſten, und nebenher die gelehrteſten; denn Aſtronomie, Phyſik, Analyſis, Katoptrik und Dioptrik, Chemie, Botanik, Jurisprudenz, die Arzneykunde und ſogar die Theologie hatten Stoff zu den Bildern und Vergleichungen hergeben müſſen, worauf es meiſtens hinauslief. Wer alle dieſe Stellen ſo beyſammen hatte, und ſie gehörig durchſtudierte, der machte einen vollſtändigen encyclopädiſchen Curſus aller möglichen Scienzen. Meine Beſorgniſſe für Eliſabeth vermehrten ſich mit jeder Seite; als ich aber las, daß der erſte Kuß den niedrigſten Grad des magnetiſchen Schlafes der Liebe, alle andern Grade überſpringend, zur plötzlichen Clairvoyance erhebe, und daß von dieſer nur noch ein einziger Schritt zur Ekſtaſe ſey: ſo ſprang ich erſchrocken auf, und wenig fehlte, daß ich laut Feuer gerufen hätte. Eliſabeth war offenbar verloren, wenn ich ſie nicht rettete. Ich ſtieg mit großen Schritten in meinem kleinen Stübchen auf und nieder, und nach einer Stunde war ich mit meinem Plane im Reinen.

Eliſabeth pflegte ſich nach Tiſche, während ihr Vater ſein Verdauungsſchläfchen hielt, und Auguſte im Hauſe zu thun hatte, gerne in die Laube zu ſetzen, und dort zu arbeiten. Dort fand ich ſie auch jetzt, als ich ſie aufſuchte. Sie hatte, in eine anziehende Träumerey verloren, das Geſtrickte mit den Nadeln in den Schooß ſinken laſſen, und bemerkte es gar nicht, daß ich mich ihr nähere. Die Bilder, welche ſie umgaukelten, hatten ein reitzendes Lächeln um ihren Mund hervorgerufen, und ihrem ganzen Geſichte den Ausdruck einer ſo lieblichen Schwärmerey gegeben, daß ich ſie nie ſo ſchön geſehen zu haben glaubte.

Meine Collectaneen haben Recht, ſagte ich; die Liebe verſchönt Alles; aber darum werden ſie wohl auch im Übrigen Recht haben; und darum iſt es hohe Zeit, daß ich Eliſabeth aus ihrem magnetiſchen Schlummer aufwecke, wie ſchön er ſie auch immer machen mag. —

Ich hatte mir vorgenommen, die Sache mit der möglichſten Feinheit anzugreifen; aber die Schwärmerey, die ich in Eliſabeths Geſicht entdeckt hatte, mahlte mir die Gefahr auf einmahl ſo dringend, daß ich alle Feinheit beyſeite zu ſetzen beſchloß, um ſie deſto ſicherer zu überraſchen, und deſto tiefer ſie erſchüttern zu können.

Ich ging alſo jetzt ganz gerade auf ſie zu, und ſie bemerkte mich erſt, als ich ſchon dicht vor ihr ſtand. Sie erſchrak ein wenig; ſandte ihren Träumen noch einen zärtlichen Abſchiedsblick nach, und rückte dann freundlich zu, um mir Platz zu machen.

Ich ſetzte mich. Ich will mich ein wenig zu Ihnen ſetzen, Eliſabeth! hob ich an; ich habe mit Ihnen zu reden. Sie wiſſen, Eliſabeth! ich bin Ihr Freund; darum ſeyen Sie aufrichtig. Sagen Sie einmahl, woran haben Sie eben gedacht, als ich mich Ihnen näherte.

Jetzt, Herr Willms? fragte ſie mit einem leichten Erröthen.

Jetzt; eben jetzt, ſagte ich, als ich zu Ihnen trat.

Ich kann es Ihnen unmöglich ſagen, flüſterte ſie, ſtärker erröthend, indem ſie betheuernd die Hand auf die Bruſt legte. Es war gewiß nichts Unrechtes, ſetzte ſie leiſer hinzu; indem ſie, wie es mir ſchien, die Hand noch feſter auf das Herz drückte.

Nichts Unrechtes? fragte ich, und Sie können es nicht ſagen? So will ich es Ihnen ſagen, Eliſabeth, woran Sie gedacht haben. An Albert haben Sie gedacht, wenn Sie es mir nicht vielleicht läugnen wollen.

Glühende Pupurröthe überzog ihr Geſicht, als ich Alberts Nahmen nannte.

An eben jenen Albert, fuhr ich fort, der im Lande herumſchwärmt, um unſchuldige Mädchen zu berücken; von dem niemand weiß, wer er iſt; der ſich in Ihr Haus eingeſchlichen hat; den Sie lieben; und den Sie geſtern Abends unter den Linden geküßt haben!

Bebend ſaß ſie da, in ſich zuſammengeſunken. Sie faltete ſchweigend die Hände vor der Bruſt, und wagte es kaum, den Blick emporzuheben.

Einen Verführer! fuhr ich fort, mich immer mehr erhitzend; einen Landſtreicher! einen Tempelräuber! einen Vatermörder!

Schonen Sie meiner! bath ſie kaum vernehmbar mit flehendem Blicke, und Thränen träufelten aus ihren frommen Augen. — Albert iſt gewiß ein edler Menſch, hauchte ſie nach einigen Secunden ſchüchtern hervor, indem ſie den geſenkten Blick langſam wieder emporhob.

Ein edler Menſch? rief ich erboßt; ja Ihnen ſcheint er das, weil Sie ihn lieben, und weil die Liebe Alles verſchönert. Es ſteht in meinen Heften, und ich habe es zuvor an Ihnen ſelbſt geſehen. Ich aber bin nicht verliebt in Albert; ich ſehe ihn, wie er iſt. Und dieſen Menſchen, fuhr ich fort, indem ich aufſtand, und pathetiſch vor ſie hintrat: dieſen Menſchen, Eliſabeth, haben Sie geküßt! Zur Clairvoyante ſind Sie dadurch geworden; und nicht mehr als einen einzigen Schritt haben Sie noch — zur Ekſtaſe! —

Eliſabeth, die von den verſchiedenen Stufen des magnetiſchen Schlummers ſehr unvollkommene Begriffe haben mochte, ſchlug bey dieſen Worten die Hände vor das Geſicht, und verſuchte zu entfliehen; allein ſie war von ihrer Erſchütterung ſo heftig ergriffen, daß ſie ſchwankte, und niederzuſinken drohte. Hatte gleich die Macht meines Eifers die Rührung unterdrückt, die ich ſonſt beym Anblick der armen Dulderinn nothwendig hätte fühlen müſſen: ſo bemächtigte ſich dieſe jetzt im Gefolge eines heftigen Schreckens meiner mit ſolcher Gewalt, daß ich alle meine Vorwürfe und Warnungen unbedenklich zurückgenommen haben würde, wäre nicht Auguſte plötzlich in die Laube geſtürzt, und hätte, indem ſie mir einen zornigen Blick zuwarf, die Zitternde aus meinen Armen genommen. Komm zu mir, meine gute Eliſabeth! rief ſie; komm zu deiner Schweſter! Dieſer Menſch hier kennt dein weiches Herz nicht, er beurtheilt es nur nach ſeinen abgeſchmackten Büchern, und glaubt es darum ſo hart und unempfindlich, wie ſein eigenes!

Nach dieſen heftig hervorgeſtoßenen Worten warf Auguſte mir noch einen Blick voll Unwillens zu, und fuhrete ihre weinende Schweſter unter den zärtlichſten Schmeichelworten und Liebkoſungen aus der Laube; ich aber wußte kaum wie mir geſchah, und ob ich auf Auguſten oder auf mich ſelbſt zürnen ſollte. Wie unſanft auch Auguſtens Unwille meine empfindlichſte Seite berührt haben mochte — wenn ich an Eliſabeths Schmerz, an die ſanfte Geduld dachte, womit ſie meine Streiche ausgehalten, oder an das rührende Flehen, womit ſie meine Härte abzuwenden geſucht hatte: ſo ſchien mir mein Verfahren, ſo gut auch meine Abſicht geweſen ſeyn mochte, dennoch ſo hart und grauſam, daß ich jene Vorwürfe reichlich verdient zu haben glaubte. Ich hätte Eliſabeth heute um keinen Preis mehr in die Augen ſehen können: darum ſchlich ich mich ins Städtchen hinab, und miethete mir einen Gaul, um einen Ritt ins Gebirge zu thun. Meinem Förſter ließ ich durch einen kleinen Jungen ſagen, daß ich erſt morgen, oder übermorgen Abends zurück kommen würde.

Man geht oft aus zu fiſchen, und krebſt, hatte Leo neulich geſagt; dießmahl aber war er es ſelbſt, der ſeine gottloſen Scheeren nach mir ausſtreckte.

Den jungen Amtmann in Steinberg ſollteſt du einmahl beſuchen, hatte er mir ſchon ein paar Mahl geſagt; das iſt ein tiefer Kopf; der würde dir deine Hefte mehr bereichern, als alle ſchönen Geiſter, die dir bisher Beyträge dazu geliefert haben.

Alſo trabte ich Argloſer auf meinem Philiſtergaule, meine Hefte in der Taſche, ganz wohlgemuthet nach Steinberg. Doch Leo ſoll den Amtmann zu Steinberg zeitlebens bey mir im Buche ſtehen haben!

Ich bin ein guter ruhiger Bürger. Ich liebe meinen Fürſten; ich liebe mein Vaterland. Darum iſt der revolutionaire Schwindelgeiſt unſrer Tage mir in der Seele zuwider, und man kann mir keinen ſchlimmeren Streich ſpielen, als mich mit jemanden, der damit behaftet iſt, zuſammen zu bringen.

Ärger aber als der Amtmann zu Steinberg konnte man ſchwerlich damit behaftet ſeyn. Ich werde mich wohl hüthen, ſein Bild auszumahlen; im Gegentheile wollte ich meine beſte Wieſe darum geben, wenn ich es gänzlich aus meinem Gedächtniſſe wegwiſchen könnte. Ich glaubte, als er gleich am erſten Abend ſeine politiſchen Anſichten vor mir entwickelte, einen Robespierre, einen Danton, einen Cloots auferſtanden neben mir ſitzen zu ſehen. Dabey vermochte ich gegen alle ſeine ungeheuren Behauptungen kaum ein Wort vorzubringen; denn er ſprach mit einer ſo kecken und unbeſieglichen Suada, daß ich dem Strom ſeiner Beredſamkeit nichts entgegenzuſetzen wagte. Ich ſaß da wie ein hölzerner Mann; und fing geduldig alle die Pfeile auf, welche der Unbeſiegbare von ſeinem klingenden Bogen auf mich abdrückte.

Noch ſchlimmer ging es mir am folgenden Tage. Er brachte einen kleinen Globus mit zu Tiſche, und bezeichnete mir darauf alle Reformen, die, wie er ſagte, nothwendig erfolgen müßten. Ich vergaß Eſſen und Trinken über dem, was ich hörte, und ſah nur von Zeit zu Zeit verwundert meinen Nachbar an, einen bejahrten Mann, in faſt dürftiger Kleidung, mit hellen, heitren Augen, den mein Wirth Onkel nannte; ohne ihm nur im geringſten etwas von jener Achtung zu beweiſen, worauf dieſe Benennung demſelben Anſprüche gab. Der alte Herr ſprach äußerſt wenig; wenn aber mein Wirth einmahl einen gar zu zuverſichtlichen Ton anſtimmte: ſo ſummte er wie vor ſich hin:

Im Walde, im Walde
Da draußen ſitzt ein Geiſt.

Der Neffe warf dem Onkel dann immer wüthende Blicke zu; worauf dieſer jedoch nicht im geringſten zu achten ſchien.

Mein Wirth fand es für gut, mir ſeine politiſchen Offenbarungen auch nach der Mahlzeit noch aufzutiſchen, als wir uns, um den Caffee zu trinken, in den Garten begaben. Doch der Krug geht ſo lange zu Waſſer, bis er bricht. Da es mir mein Mann zuletzt gar zu arg machte, ſo faßte ich mir ein Herz, und fragte ihn, wie er denn mit gar ſo großer Zuverläßigkeit behaupten könne, daß Alles gerade ſo kommen müſſe, wie er ſage. Ich zeigte ihm, daß er bey ſeinem Raiſonnement von einigen theils offenbar falſchen, theils nur halbwahren Geſichtspunkten ausgehe; und wußte meine Behauptungen ohne Mühe zu erhärten. Jetzt berief er ſich auf den Zeitgeiſt, und machte von demſelben die bunteſte und ſonderbarſte Schilderung, die man hören konnte. Ich widerſprach ihm, ermuthigt durch den kleinen Sieg, welchen ich errungen hatte, faſt bey jedem einzelnen Zuge; er ereiferte ſich; ich ereiferte mich ebenfalls; wir ſprachen immer heftiger und leidenſchaftlicher, und zuletzt beyde zugleich: während der Onkel immer lauter und in immer kürzeren Pauſen ſein:

Im Walde, im Walde,

wiederhohlte; der Neffe ihm immer wüthendere Blicke zuſchleuderte, und zuletzt mit einem: Hohl' der Henker Sie und Ihren Waldgeiſt! davon lief, und uns allein ließ.

Der Onkel brach jetzt in ein lautes Gelächter aus, in welches ich eben ſo laut einſtimmte.

Die Radotage meines Neffen ſcheint Sie befremdet zu haben, ſagte er, als wir ausgelacht hatten; ich hingegen bin ihrer gewohnt; denn auf ſolche Weiſe würzt er mir meine Mahlzeit alle Tage.

Ich geſtand, daß ich das nicht lange aushalten würde

Was will ich machen? erwiederte er. Ich habe durch einen falſchen Freund mein Vermögen und mein Amt verloren: und für den Augenblick fehlt mir ein anderes Unterkommen. So bin ich nun freylich gewiſſermaßen von meinem Neffen abhängig. Gar zu arg darf er mir's inzwiſchen, wie Sie geſehen haben, gerade nicht machen. Auch bin ich meinerſeits ihm ebenfalls unentbehrlich; denn er verſteht wohl Staaten zu reformiren, aber nicht den einfachſten Bericht aufzuſetzen.

Wenigſtens könne das Leben mit ihm auf ſolche Weiſe nicht ſehr erfreulich ſeyn, ſagte ich.

Iſt denn das Leben, fragte der Alte, durch dieſen Schwindelgeiſt nicht ſchon allgemein ſehr unerfreulich geworden? Haben Vertrauen und Geſelligkeit vielleicht zugenommen, ſeit er ſich von Tag zu Tage mehr verbreitet hat? Hat die Sicherheit in unſerm Seyn und Wirken, die Unbefangenheit eines fröhlichen Lebensgenuſſes dabey gewonnen, oder ſehen wir ſie im Gegentheile nicht vielmehr täglich ſich vermindern, um dem Mißtrauen, der Ungeſelligkeit, dem Schwankenden, Geſtaltloſen in Ton und Betragen, und tauſend ſelbſtiſchen Beſorgniſſen Platz zu machen, die ſonſt wenig Raum gewinnen konnten? Sie ſind noch ein junger Mann, und können die frühere Zeit nur vom Hörenſagen; doch wen Sie immer fragen mögen — ſie werden das einſtimmige Urtheil hören: man lebte ſonſt ruhiger, und rechtlicher; man hatte mehr Vertrauen zu einander; man war offner, theilnehmender, geſelliger, und Jedem wurde es leichter, als jetzt, ſeines Lebens froh zu werden.

Sie haben Recht, ſagte ich; alle Zeugniſſe lauten hier ſehr einſtimmig.

Wir ſind nicht beyſammen, ſagte er, um politiſche Doctrinen zu prüfen, und ſie gegen einander abzuwägen. Wir wollen dieſe alſo insgeſammt bey

Seite liegen laſſen. Aber Eines laſſen Sie mich fragen. Was ſind das für Leute, die ſo viel von Staatsreformen ſchwindeln; die gern alle beſtehenden Inſtitutionen umſtürzen, und ſich ſelbſt zu allgemeinen Geſetzgebern aufwerfen möchten? Indocti primum. Glauben Sie, daß auch nur Einer unter Tauſenden derſelben durch Kenntniſſe und reifes Nachdenken berechtigt ſey, ſein Urtheil darüber auszuſprechen? Sie ſchreiben viel, und ſchmähen viel; aber ſie ſtudieren wenig, und denken noch weniger. Keckheit und freche Zuverſichtlichkeit erſetzen, wie ſie meinen, gründliche Einſichten; und ihre, nur von ihnen geglaubte, Genialität den Mangel einer geübten und ſicheren Urtheilskraft. Die meiſten würden, wenn man ihnen die einfachſten Fragen über die Inſtitutionen vorlegte, welche ſie ſchmähen, gar ſchlecht Beſcheid wiſſen; und jeden Augenblick ſieht man ſie die lächerlichſten Schiefheiten darüber zu Markte bringen.

Und dennoch werd' ich noch etwas mehr von demjenigen fordern dürfen, dem ich hier eine gewichtige Stimme zugeſtehen ſoll, als die ausgebreitetſten Kenntniſſe in der Geſchichte, als genaue Bekanntſchaft mit dem Triebwerke der Verfaſſungen, als geübtes Nachdenken und Reife der Urtheilskraft. Ich werde mir meinen Mann genau darauf anſehen, ob ſeine Geſinnungen aus reiner Wahrheitsliebe, aus redlichem Eifer für Recht und Menſchenwohl hervorgegangen; und ob er frey ſey von Leidenſchaftlichkeit, Selbſtſucht, und jener Anmaßung, die gern ſich und

Andre dadurch täuſchen möchte, daß ſie ſich, und auch das meiſt erbärmlich genug, die Farbe kosmopolitiſcher Tugenden anpinſelt. Gerade ein Solcher aber wird am lebhafteſten erkennen, daß es ſeine erſte Pflicht als Bürger ſey, die Inſtitutionen ſeines Vaterlandes zu ehren; und daß das allgemeine Wohl desſelben nicht ſicherer befördert werden könne, als dadurch, daß jeder Einzelne dieſer Pflicht zu genügen, Keiner aber frech zu verwirren ſuche, was er nicht zu löſen berufen iſt.

Leidenſchaftlichkeit aus Verworrenheit ſcheint Ihnen alſo der Nahme des Übels zu ſeyn, von welchem Sie ſprechen? fragte ich.

Sagen Sie immerhin, entgegnete er, daß Leidenſchaftlichkeit das allgemeine Übel unſrer Zeit ſey. Dieſer einzige Ausdruck iſt vollkommen hinreichend. Denn nie iſt Leidenſchaftlichkeit ohne Verworrenheit, da ſie überall auf Widerſprüche ſtößt, und ſich in Widerſprüche verwickelt, eben weil ihr ganzes Streben eine unmäßiges, gewaltſames iſt. Klarheit und Mäßigung ſind es, die zuerſt überall fehlen; und eine fieberhafte Überreitzung iſt in allen Beſtrebungen unſrer Zeit unverkennbar. Befremden kann dieſes aber niemand, der bedenkt, wie mannigfaltige, gewaltſame und widerſprechende Einwirkungen im Verlauf weniger Jahrzehende ſie getroffen haben. —

Es fiel mir jetzt ein, ihn nach dem Liedchen zu fragen, durch welches er ſeinen Neffen ſo heftig aufgebracht hatte.

Die paar Verſe, ſagte er lachend, die Sie mich einige Mahle ſumſen gehört haben, und die ich als eine Art Talisman gegen meines Neffen politiſche Radotage gebrauche, gehören zu einem Mährchen, das ich vor einiger Zeit in einer müßigen Stunde niederſchrieb, und ihm vorlas. Er bezog es ſogleich auf ſein politiſches Glaubensbekenntniß; obwohl es mit einem ſolchen auch nicht das Geringſte in der Welt zu ſchaffen hat. Wenn Sie es der Mühe werth finden, deßwegen noch eine Viertelſtunde zu verziehen: ſo will ich Ihnen das Ding vorleſen. Damit aber nicht auch Sie daran irre werden, ſo ſeh ich mich genöthigt, Ihnen zu ſagen, wie es entſtanden iſt. Ich habe mir, wenn ich die Geſchichte irgend einer Periode ſtudirte, immer vor allem Andern die Frage zu beantworten geſucht: Was wollten dieſe Menſchen? was waren ihre Plane, ihre Abſichten? Wie berechneten ſie die Gegenwart? wie die Zukunft? worauf gründeten ſie ihre Berechnungen, und was thaten ſie, um dieſe wahr zu machen? Mit einem Worte: ich ſuchte die Zeit entfernter Generationen mit ihren Augen, nicht mit den Augen meiner Generation zu ſehen, und dieſe Anſchauung mir ſo klar und lebendig als möglich zu machen. Auch kann ich nicht ſagen, daß ich Urſache fände, mich dieſe Methode, Geſchichte zu ſtudieren, gereuen zu laſſen. Sie iſt nicht unfruchtbar und die luſtigſte von der Welt; freylich für den menſchlichen Stolz ein wenig demüthigend. Denn da ich nur das Blatt der Geſchichte umwenden durfte, um mich über die Erfolge alles dieſes ruheloſen Drängens und Treibens, dieſer ausſchweifenden Entwürfe, dieſer leidenſchaftlichen Kämpfe zu belehren: ſo fand ich dann ſtets, daß Alles immer etwas anders gekommen war, als man es erwartet und berechnet hatte. So bin ich denn wirklich zu der Überzeugung gekommen, daß die Vorſehung um unſre Plane und Berechnungen ſich wenig bekümmere, ſondern Alles nach ihrem Plane lenke. In dieſem Sinne iſt mein Mährchen geſchrieben. Zeitgeiſt, fuhr er fort, iſt das Wort, das jene Menſchen beſtändig im Munde führen; und das Einer dem Andern gedankenlos nachplappert. Jeder meint, ihn haarſcharf zu kennen, und durch kindiſches Geſchrey und alberne Formeln nach ſeinen ſelbſtſüchtigen Anſichten lenken zu können; und was ihnen am wenigſten einfällt, iſt, daß er nur dem Rufe einer höhern Macht gehorche, und ihren Zwecken allein diene. Doch ſchon zu viel Worte über eine Kleinigkeit, die Ihnen vermuthlich nur lange Weile machen wird.

Er holte nun aus dem Schreibtiſch eines Nebenzimmers des Gartenſalons, ein Manuſcript hervor, und las:

Der Geiſt im Walde.

Im Walde, im Walde,
Da draußen ſitzt ein Geiſt.
Er ſitzt ſo feſt auf ſeinem Stein,
Und ſagt nicht Ja, und ſagt nicht Nein;
Im Walde, im Walde
Da draußen ſitzt ein Geiſt.

An einem ſtürmiſchen Decembertage, Nachmittags um vier Uhr, trat der Gerichtsſchreiber der

Stadt Käferlingen, von Seeberg, einem entfernten Dorfe kommend, in das Haus des Bürgermeiſters, ſtrampelte auf der Flur den Schnee von den Füßen, ſchnellte ihn vom Hut, ſtieg langſam die eichene Wendeltreppe hinan, hing ſeinen Mantel an einen auf dem Corridor ſtehenden Kleiderſtock, und klopfte jetzt leiſe an die Thür des bürgermeiſterlichen Prunkgemaches, wo die Honoratioren der guten Stadt Käferlingen, nach einem zu Ehren ihres Oberhauptes abgehaltenen Geburtstagsſchmauſe, bey einbrechender Dunkelheit in Erwartung der Lichter bey der Flaſche beyſammen ſaßen. Die Herren ſprachen insgeſammt mezza voce, und mußten dennoch tief in ihr Geſpräch verloren ſeyn, da ſie, als der Bürgermeiſter auf dreymahliges Klopfen ganz leiſe herein rief, und der Gerichtsſchreiber eintrat, insgeſammt erſchrocken zuſammen fuhren, wie ein Schüchterner zu erſchrecken pflegt, wenn er unvermuthet im tiefen Nachſinnen geſtört wird. Der Gerichtsſchreiber aber trat zum Bürgermeiſter, ſtattete ihm über das in Seeberg verrichtete Geſchäft Bericht ab, und ſetzte ſich dann auf einen Wink desſelben ans Ende des Tiſches auf einen ledernen Stuhl, während der aufwartende Rathsdiener ein Stück kalten Haſenbraten, und ein volles Weinglas vor ihn hinſtellte.

Sind Sie durch den Rabenwald gegangen? fragte jetzt der Bürgermeiſter den Gerichtsſchreiber.

Dieſer nickte.

Und haben ihn geſehen? fragte Jener weiter.

Der Gerichtsſchreiber legte Meſſer und Gabel, womit er den Haſenbraten zu bearbeiten angefangen hatte, zu beyden Seiten des Tellers nieder, und nickte Ja, mit einem bedeutungsvollen, ahnungsſchweren Geſichte.

Wie ſieht er aus? fragte der Bürgermeiſter haſtig, obgleich noch immer mezza voce. Die Herren alle hier behaupten, ihn geſehen zu haben; wir ſprechen ſchon eine Ewigkeit darüber hin und her; und noch immer iſt es uns nicht eingefallen, uns darüber zu vereinigen, wie das Ungethüm von Geiſt eigentlich ausſehe. Gut denn, meine Herren, ſagte der Bürgermeiſter, indem er von dem Gerichtsſchreiber wieder abließ, und ſich zur übrigen Geſellſchaft wendete: ſagen Sie einmahl klar und nett, wie ſieht der Geiſt aus?

Herr Melchiſedech meinte, er ſehe auf ein Haar ſo aus, wie der Verſucher in der Bilderbibel.

Herr Trodel, der Oberälteſte und Gewürzkrämer, meinte, er ſahe aus wie ein Jude.

Hans Stürmer, ein penſionirter Fähnrich, meinte, er ſehe aus wie ein Räuber, Plünderer und Mordbrenner.

Wie ein Spitzbube ſehe er aus, meinte der Advocat Knifferling.

Wie der Wucherer, meinte der Stadtkämmerer, der neulich dem Galgen von Käferlingen entſprungen ſey.

Der Senator Erdenkloß meinte, er ſehe aus, wie der Verſucher in der Bilderbibel; habe jedoch in ſeinen Zügen zugleich etwas von einem Juden, von einem Räuber, von einem Plünderer, von einem Spitzbuben, und von dem Wucherer, der neulich dem Galgen von Käferlingen entſprungen ſey.

Herr Stäudelein, der Dichter aber, meinte, der Geiſt ſehe aus wie Herrmann der Cherusker, und trage an der Stirne das unverkennbare Siegel deutſcher Mannskraft.

Der Gerichtsſchreiber Schaf legte, als die Reihe, ſeine Meinung zu ſagen, an ihn kam, Meſſer und Gabel auf einen Augenblick zur Rechten und Linken ſeines Tellers, und meinte: es ſey eine ganz eigene Sache um das Ausſehen des Geiſtes; und es ſey ſchwer zu ſagen, zu beſtimmen, anzugeben und feſtzuſetzen, wie dieſer eigentlich ausſehe.

Er ſehe aus wie ein brüllender Löwe, meinte Herr Melchiſedech.

Herr Trödel meinte, er ſehe aus wie ein Hamſter.

Der Fähnrich meinte, er ſehe vielmehr aus wie ein blutgieriger Tieger.

Er ſehe aus wie ein Fuchs, meinte der Advocat Kniſſerling.

Vielmehr wie ein Marder, meinte der Stadtkämmerer.

Der Senator Erdenkloß meinte, er ſehe zwar aus wie der brüllende Löwe, der da herumgehe, um zu ſehen, wen er verſchlinge; doch habe er in ſeinen Zügen zugleich etwas vom Hamſter, vom Tiger, vom Fuchſe und vom Marder.

Der Dichter Stäudelein aber meinte, es leuchte aus ſeinem Blick zugleich die Kühnheit des Adlers, und die Milde der ſchuldloſen Taube.

Der Gerichtsſchreiber Schaf endlich legte bedächtlich Meſſer und Gabel zur Rechten und Linken ſeines Tellers, und meinte dann, es ſey äußerſt ſchwer, zu ſagen, zu beſtimmen, anzugeben und feſtzuſetzen, mit welchem der bezeichneten Thiere der Geiſt in Blick und Geſichtszügen die meiſte Ähnlichkeit habe.

Es ſey eine bedenkliche Sache, meinte der Bürgermeiſter.

Eine höchſt gefährliche Sache ſey es, meinte Herr Melchiſedech.

Es ſey eine Sache, die ihn mit ahnungsvollen Schauern erfülle, meinte der Oberälteſte Trödel.

Auch den Muthigſten könne dabey ein Schauder überlaufen, meinte Hans Stürmer, der penſionirte Fähnrich.

Es ſey ein intriganter Caſus, meinte der Advocat Knifferling.

Ihm werde ganz unwohl dabey, meinte der Stadtkämmerer.

Es ſey eine bedenkliche, äußerſt gefährliche Sache, meinte der Senator Erdenkloß; eine Sache, die ihn mit ahnungsvollen Schauern erfülle; bey der auch den Muthigſten ein Schauder überlaufe; ein intriganter Caſus, bey dem Einem ganz unwohl werde.

Der Dichter Stäudelein aber meinte, und, der Dichter Stäudelein wollte dafür gut ſtehen, daß alles dieſes Grauen ſich auflöſen werde in Freude, Jubel und Herrlichkeit.

Der Gerichtsſchreiber Schaf endlich legte Meſſer und Gabel zur Rechten und Linken ſeines Tellers, und meinte, was den Ausgang der Sache betreffe — ſo wiſſe er durchaus nicht, was er darüber meinen ſolle.

Die Herren ſchienen ſämmtlich der nähmlichen Meinung zu ſeyn; denn es entſtand eine lange, gedankenvolle Pauſe.

Es muſſe etwas geſchehen, meinte der Bürgermeiſter.

Alle waren der Meinung, daß etwas geſchehen müſſe.

Der Gerichtsſchreiber legte Meſſer und Gabel zur Rechten und Linken ſeines Tellers, und ſperrte verwunderungsvoll den Mund auf.

Sie wiſſen, meine Herren! fuhr der Bürgermeiſter fort: es gibt Formeln, es gibt Sprüche. —

Alle meinten, es gebe Formeln und es gebe Sprüche.

Wir wollen noch heute hinaus, fuhr der Bürgermeiſter fort; und um uns Muth zu machen zu dem großen Unternehmen, welches wir vorhaben, will ich noch ein paar Flaſchen aus dem Mutterfäßchen kommen laſſen.

Er ſah jetzt hinter ſich, um dem aufwartenden Rathsdiener Befehl zu geben; doch eben trat dieſer mit einer vollen Flaſche ins Zimmer, und reichte ſie dem Bürgermeiſter mit den Worten: Aus dem Mutterfäßchen, Euer Geſtrengen!

Ein kluger Einfall von meiner Frau! ſagte der Bürgermeiſter, und ſchenkte ein.

Auf das Wohl unſrer guten Stadt Käferlingen! rief der Bürgermeiſter!

Alle tranken, und Alle waren, als ſie das edle Naß hatten hinabgleiten laſſen, ganz in der Stille der Meinung, daß es weit beſſer gethan ſeyn würde, bey der Flaſche ſitzen zu bleiben, als jetzt in der kalten Nacht noch in den Wald hinaus zu gehen. Doch der Bürgermeiſter brach auf, und ſie folgten.

Nicht ohne Muhe und Beſchwerde erreichten ſie, fußtiefen Schnee durchwatend, den Wald, und in dieſem den freyen Platz, auf welchem der Geiſt ſeinen Sitz aufgeſchlagen hatte. Er ſaß in der Mitte desſelben, den Kopf in die rechte Hand geſtützt, und in einen dunkeln Mantel gehüllt, auf einem Steine.

Schweigend und regungslos ſaß das Ungethüm da.

Was nun beginnen? fragte der Bürgermeiſter, als Alle bereits auf dem Platze verſammelt waren.

Herr Melchiſedech meinte: da es, wie der Augenſchein lehre, mit der Löwenheit des Geiſtes ſeine Richtigkeit habe: ſo wolle er krähen, krähen was er aus dem Halſe herausbringen könne; da er im Krähen eine beſondere Kunſtfertigkeit beſitze, und es ja bekannt ſey, daß der Löwe beym Krähen des Hahnes davon laufe.

Herr Trödel, der Oberälteſte und Gewürzkrämer meinte: da er geleſen habe, daß man die Geiſter der Verſtorbenen im heidniſchen Alterthume durch hingeſetzte Speiſen zu beſänftigen pflegte, ſo möchte es vielleicht das Beſte ſeyn, dem Geiſte einige ſtark gewürzte Schüſſeln vorzuſetzen.

Hans Stürmer, der penſionirte Fähnrich, meinte, er wolle ihn mit ſeinem guten Schwert kurzweg in kleine Stückchen hauen.

Der Advocat Knifferling meinte, man ſolle es mit Fuchseiſen verſuchen.

Eine Marderfalle ſolle man bauen, von verhältnißmäßiger Größe, meinte der Stadtkämmerer, und ſie gut mit Köder verſehen; ob das Geſpenſt dann vielleicht hineinginge.

Der Senator Erdenkloß meinte: Herr Melchiſedech ſolle krähen, was er aus dem Halſe zu bringen vermöge; und zugleich ſolle man es verſuchen, mit ſtarkgewürzten Schüſſeln, mit dem guten Schwerte des Fähnrichs, mit den Fuchseiſen und mit der Marderfalle.

Herr Stäudelein, der Dichter, aber meinte: ſo böſe der Geiſt auch ſeyn möchte, angenommen, daß er das doch wirklich ſey: durch ſeiner Harfe Töne hoffe er zuverſichtlich, den böſen Geiſt in einen guten umzuwandeln.

Es war Mitternacht eh alle dieſe verſchiedenen Meinungen ſich vereinigen konnten. Vom nächſten Thurme herab tönte —

Eintretender Beſuch ſtörte die Vorleſung. Ich nahm alſo Abſchied, beſtieg meinen Philiſtergaul, und ſtrabte noch weit mißmuthiger zum Thore hinaus, als ich hineingeritten war.

Natürlich waren es die Vorfälle des heutigen Tages, an welchen mein Unmuth zuerſt ſich übte.

Der junge Amtmann, ſagte ich zu mir ſelbſt, iſt ein Narr; das bedarf keines Beweiſes. Doch daß Leo noch ihm in die Hände ſpielte, und daß ich in die Falle ging — das ärgert mich. Aber dafür will ich ihn ein andermahl wieder zu Boden reiten, daß er an mich denken ſoll.

Ich merkte eben, daß ich ein Hufeiſen verloren hatte. Darüber aufs neue verdrießlich, fuhr ich fort:

Der alte Herr ſcheint ziemlich vernünftig zu ſeyn. Wenigſtens ſind ſeine politiſchen Anſichten die eines gemäßigt und unbefangen urtheilenden Mannes. Wenn ſie doch allgemein wären! Aber der Himmel weiß, wie viele Stunden mir das leidenſchaftliche, verworrene Geſchrey jener Menſchen ſchon verdorben hat! Man verſtopfe ſich die Ohren, wie man will, man hört ſie doch ſchreyen.

Willſt du nicht weiter, du ſtörriſches Beeſt! rief ich meinem Gaule zu, der mauerfeſt ſtehen blieb, und nicht weiter wollte. Ich bearbeitete ihn nun aus Leibeskräften mit den Sporen, und jetzt fiel er in einen ſo tollen Galopp ein, daß mir um Hals und Beine bange wurde.

Dem Menſchen iſt nicht wohl zu Muthe, fuhr ich fort, als ich meine Rozinante wieder in den Trab gebracht hatte, wenn er Ruhe hat. Geht es einmahl ein wenig friedlich her: gleich iſt der böſe

Geiſt wieder geſchäftig, Hader und Zwiſt, Streit und Unheil zu ſäen. — Freylich, ſagte ich, hätteſt du zuvor die Sporen mehr ſchonen können. —

So iſt es zu allen Zeiten gegangen, fuhr ich fort; aber wer kann dabey, wie der alte Herr ſich ausdrückte, ſeines Lebens froh werden? —

Wenn ich einmahl grämlich werde — und leider geſchieht das ſehr oft — ſo reiht ſich immer Eines zum Anderen.

Der alte Griesgram, ſagte ich, hat nicht Unrecht; die Noth beginnt ſchon an der Wiege, und ſchon an dieſer werden die Keime zu unſeren Thorheiten, Verkehrtheiten, Laſtern, Leiden und Plagen ausgeſäet. Die Natur meint es überall gut mit uns; aber wann laſſen wir ſie frey ſich entwickeln? Was thun wir nicht alles, ihr Werk zu verkrüppeln? ſtolz auf unſre Verkehrtheit, und weiſe uns dünkend bey unſrer Albernheit. Merken wir es dann in der Folge, daß man uns die Glieder verrenkt hat: ſo hilft es uns wenig, wenn wir ſagen: Ich bin nicht Schuld daran. Was kann mein Gaul dafür, daß man ihn ſteif geritten hat? Und doch bekommt er die Peitſche! —

Auch mit unſerer Begeiſterung für das Gute und Schöne iſt es nicht weit her; ich kann ihm nicht Unrecht geben. In der Jugend iſt ſie am lebendigſten; aber wie ſelten dauert ſie über den erſten Bart hinaus. Ihre Blüthen fielen ab, meint er. Ey doch! Eigne und fremde Thorheit; Mißgunſt des Glückes, Entbehrung, Leidenſchaft und der Anblick tauſendgeſtaltiger Erbärmlichkeit ſchlagen ſie mit Knütteln vom Baume. Kommt auch einmahl etwas davon durch — wie dürftig iſt nicht die Fruchtleſe gegen den Reichthum der Bluthen gehalten.

Verhält es ſich mit unſrer Bildung und mit dem, was wir Gluck nennen, anders? Dieſes unruhige Drängen und Treiben, und ſich Abmuhen und Abquälen, um eine Spanne weiter vorwärts zu kommen; und dann dort wieder dieſe Sorgen, dieſes Bangen, dieſes Ringen, Laufen, Rennen, Jagen nach Etwas, und um Etwas, das, wie wir zuletzt finden, der Muhe nicht werth war.

Am Ende, ſagte ich, geht es mir mit den Perlen der Weisheit, derentwegen ich ausgegangen, auch nicht anders! —

Es war ſchon ziemlich ſpät, als ich, nachdem ich dem Philiſter ſeinen Gaul zurückgegeben hatte, zu Hauſe anlangte. Auguſte offnete mir, und brachte Licht auf mein Stübchen. Ich konnte keine Spur des geſtrigen Verdruſſes an ihr gewahr werden. Sie ſtellte das Licht auf den Tiſch, wünſchte wohl zu ruhen, und entfernte ſich. Ich aber legte mich ſo mißlauniſch zu Bette, als ich Morgens aufgeſtanden war.

Ein paar Tage darauf war im Städtchen Jahrmarkt. Ich machte den Mädchen den Vorſchlag, mit mir hinabzugehen. Eliſabeth gab mir einen Korb. Nicht aus Groll über meine anti-erotiſche Vorleſung; denn gab ſie gleich keinen Grund an, warum ſie nicht mitgehen könne: ſo war es doch leicht zu erkennen, wie ängſtlich ſie jene Idee von mir abzuhalten ſtrebte. Guſtchen zierte ſich ein wenig; dann aber hüpfte ſie zur Thüre hinaus, hohlte ihren Sonnenhut, ſetzte ihn auf, hing ſich an meinen Arm, und wir gingen.

Eliſabeth ſcheint noch böſe zu ſeyn auf mich, ſagte ich auf dem Wege; das iſt wahrſcheinlich der einzige Grund, warum ſie nicht mitgegangen iſt.

Lischen iſt gar nicht böſe, erwiederte Auguſte; ſo guten Grund dazu ſie auch hätte. Hätten Sie es mir ſo gemacht, Herr Willms! ich würde Sie zeitlebens nicht mehr anſehen können.

»So! — doch daß Sie Eliſabeth die Brücke treten würden, das ließ ſich erwarten. Ein Mädchen läßt in ſolchem Falle das andere ſo leicht nicht ſtecken. Doch ich als redlicher Freund mußte zum Rechten ſehen.

Was es denn auch für ein großes Unglück wäre, meinte ſie, wenn Eliſabeth und Albert ſich lieb hätten.

Nun beym Himmel! rief ich aus, indem ich ſtehen blieb; Ihre Frage iſt luſtig! Doch Sie wiſſen wohl von Elektrizität, Magnetismus, Clairvoyance und Ekſtaſe gerade ſo viel, als ich vom Perſiſchen!

Sie ſind gewiß ſelbſt ſchon in der Ekſtaſe geweſen, ſagte Auguſte, indem ſie mich ziemlich zweydeutig von der Seite her anſah.

In meinem Leben nicht! rief ich mit billigem Eifer. Sie aber, Auguſte! in Ihrer fleiſchlichen Sicherheit, Sie mögen Sich vorſehen; denn wie geneigt ihr Mädchen alle dazu ſeyd, das habe ich deutlich genug bey Eliſabeth und hundert Anderen geſehen. — —

Das Gewirre des Jahrmarktes, das Drängen der Käufer und Verkäufer brachte Auguſten dieſe wohlgemeinten Lehren vermuthlich geſchwinder aus dem Sinne, als ihr gut war. Tauſend Gegenſtände, ihr theils neu, theils ein Mädchen ſonſt leicht anſprechend, reitzten ihre Aufmerkſamkeit, und gaben ihr bald zu einer glücklichen Bemerkung, bald zu drolligen Einfällen Veranlaſſung. Ich wollte, um die Ausſöhnung vollkommen zu machen, ein Kleid von feinem Perkal für ſie kaufen; allein ſie hielt mich zurück, indem ſie ſagte: ſie werde nie ein Kleid tragen, welches nicht ihr Vater oder ſie ſelbſt angeſchafft habe; Perkal ſey überdieß für ſie zu koſtbar; ſie ſpare ſich das, bis ſie einmahl eine Forſträthinn geworden. Ich kaufte nun, erfreut durch dieſe Äußerung ihres Zartgefühls, für ſie und Eliſabeth ein paar Kleinigkeiten, die Werth genug hatten, um, wenn ſie im Nothfalle wieder verkauft wurden, ein

bſcheres Kleid dafür anzuſchaffen, als Auguſte aus-
chlagen hatte.

Ich hatte dem Förſter geſagt, daß ich mit Leo
ſ dem Jahrmarkte zuſammentreffen, und in einem
ſthofe des Städtchens ſpeiſen würde. Der Alte
t auf Leo große Stücke, da der Schalk ſich die
iene ſtrenger Ehrbarkeit gar täuſchend anzupaſſen
ß. Alſo hatte er gegen meinen Vorſchlag, mit
guſten erſt Abends zurück zu kehren, nicht das
ringſte einzuwenden. Leo begegnete uns auch wirk-
; allein er hatte wenigſtens ein halbes Dutzend
uenzimmer bey ſich, und wahrſcheinlich für heute
n ſo wenig Luſt, in meiner Geſellſchaft zu ſeyn,
ich in der ſeinigen. Ich mußte alſo zuſehen, wie
mit meiner Begleiterinn ſonſt wo unter kam; und
Wirth zur goldnen Schlange verſicherte, als ich
fragte, daß er zu unſerm Dienſte eine herrliche
erſtube, und vortrefflichen Gebirgswein habe.
Mit beſagter Erkerſtube konnte ich billigerweiſe
öglich unzufrieden ſeyn. Sie hatte mit der mei-
n zu Hauſe einerley Farbe, und überhaupt eine
ollende Ähnlichkeit. Überdieß konnte man daraus
ganzen Marktplatz überſehen. Ich legte mich
r mit Auguſten ins Fenſter, und wir muſterten
Vorüberziehenden. Auguſte wußte Jedem und
er etwas Luſtiges oder Ungereimtes anzudichten;
ürde mich, wäre ich nicht ſonſt ſchon heiter ge-
mt geweſen, bald in ihre Laune hineingezogen
n; und ich mußte mir für jeden Fall geſtehen,
es ſich mit einem Mädchen, wie Auguſte, in

einer ſo freundlichen Stube, gar nicht übel hauſen laſſe.

Der Wein des Schlangenwirthes war nicht weniger lobenswerth, als ſeine Zimmer, und weil ich ein äußerſt ſchlechter Trinker bin, nichts natürlicher, als daß, da ich mit Auguſten ſelbander ſo traulich zu Tiſche ſaß, der Umlauf der Ideen, welche die Ähnlichkeit der Erkerſtube des Wirthes mit der meinigen angeregt hatte, mächtig dadurch beſchwingt wurde. Ich beſchrieb Auguſten die letztere der Breite nach, und fügte zuletzt hinzu, daß ich ſie für den Fall, wenn ich nach der Rückkehr von meiner Perlenleſe mich verheirathen ſollte, für meine Frau beſtimmt habe. Da wir einmahl auf dieſes Kapitel gekommen waren, ſo meinte Auguſte, ich möge zwar im Ganzen einen ziemlich guten Ehemann abgeben; doch werde eine Frau ihre lieb Noth mit mir haben, wenn ſie Alles nach den Büchern mir recht machen ſolle. Ich ſey gar zu pedantiſch, meinte ſie. — Zuverläßig kann kein Vorwurf ungerechter ſeyn, als dieſer; denn pedantiſch bin ich nun einmahl gar nicht. Darum vertheidigte ich mich ernſtlich, indem ich ſie aufforderte, mir zuvörderſt eine ſchulgerechte Definition von dem zu geben, was ſie »pedantiſch ſeyn« nenne. Zuletzt verſuchte ich es ſogar, ſo gut der treffliche Wein des Schlangenwirths nähmlich mir das geſtatten wollte, meine gewöhnliche ſtrenge Miene anzunehmen, die bey Auguſten bisher noch immer ſo ziemlich angeſchlagen hatte; allein ihr Zünglein war nun einmahl entbunden, und ſie zählte eine ganze Reihe von Reformen auf, die ſie mit mir vornehmen würde, wenn ſie ſelbſt meine Frau wäre; ein Fall, den ich vom böſen Feind, vom Schlangenwirth, und der Erkerſtube desſelben verleitet, im Verlaufe des Geſpräches als einen wirklichen angenommen hatte. Für meinen Reiſeplan mußte das Letztere um ſo gefährlicher werden, da mir Auguſte in der Hitze des Streites mit jeder Minute hübſcher vorkam. In der That machte ich mehrere Verſuche, das Geſpräch mit guter Art vom beſagten Gegenſtande wieder auf die Clairvoyance zu bringen, und erneuerte dieſen Verſuch ſogar dann noch, als die Rechnung ſchon bezahlt war, und wir uns zum Weggehen anſchickten.

Gewiß, liebe Auguſte! ſagte ich, Sie beurtheilen mich falſch. Sie ſind eigentlich pedantiſch; nicht ich. Denn wenn es gleich wahr iſt, was ich Eliſabeth neulich darüber ſagte, daß ſie von Albert ſich küſſen ließ: ſo —

»Ihren Zahnſtocher, Herr Willms! dort haben Sie ihn liegen laſſen.«

— So gilt das, fuhr ich fort, doch nur unter gewiſſen Einſchränkungen. Beym Mondſchein hat die Sache allerdings etwas Verfängliches. Doch wenn wir beyde —

»Ihren Hut, Herr Willms« —

— Wenn, fuhr ich fort, wir Beyde, bey hellem, klaren Sonnenſchein — —

Ein Jäger-Regiment, das mit Sang und Klang ins Städtchen einzog, ſchnitt mir rein Alles vom Munde weg, was ich noch ſagen wollte. Auguſte hüpfte ans Fenſter; ich folgte verdrießlich hinten drein; und als das Regiment vorbeygezogen war, ſtand der

Schlangenwirth hinter uns, und händigte mir, mit abgezogenem Käppchen, einen guten Groſchen ein, um den ich mich beym Bezahlen überzählt hatte. Ich gab der Gewiſſenhaftigkeit des Redlichen das gebührende Lob, wünſchte ihn heimlich zum Amtmann in Steinberg, fühlte in der Taſche nach, ob ich meinen Zahnſtocher richtig zu mir geſteckt habe, und ging nun mit Auguſten, um die Künſte einer Truppe engliſcher Bereiter anzuſehen, die ſich auf dem Jahrmarkte eingefunden hatten. Auguſten gefielen die Späße des Bajazzo über die Maßen; und bey mir brachte die Vorſtellung wenigſtens das Gute hervor, daß während derſelben der Unwille über meine unterbrochne Vorleſung zugleich mit den Dünſten des Weines verfliegen konnte. Eine heitre, erfreuliche Stimmung blieb davon zurück; und lange hatte ich mich nicht ſo wohl und fröhlich gefühlt, als jetzt, da ich bey der freundlichſten Abendbeleuchtung mit Guſtchen den Pfad zu unſrer Wohnung hinanſtieg. Der Arzt, der Alte, Albert und Eliſabeth erwarteten uns unter den Linden. Auguſte erzählte, und ich kramte meine Geſchenke aus. —

Haben Sie heute nichts vorzuleſen, Herr Willms? fragte der Alte, als das Geſpräch ſtockte; der Abend iſt ſchöner, als ſeit langer Zeit, und ich bin es beynahe ſchon gewohnt, Sie, oder unſern Freund hier, in den Abendſtunden etwas vorleſen zu hören.

Ich hatte mir zwar des Arztes wegen vorgenommen, nichts mehr vorzutragen, und deßwegen von Leos Sammlung nichts weiter abgeſchrieben.

Doch heute war ich zu gut gelaunt, als daß ich meinen kleinen Tück nicht hätte vergeſſen ſollen. Ich erinnerte mich, unter den Papieren neulich ein paar Bogen gefunden zu haben, die lesbarer als das Übrige geſchrieben waren, und Anfangs ſich meiner Aufmerkſamkeit entzogen hatten. Ich ging fort, um ſie zu ſuchen, fand ſie, und las:

Die Erbſchaft.

Ein Thor biſt du! rief die Frau; ein Geck! ein Narr! ein Phantaſt! ein Pinſel! ein Tollhäusler!

Aber ich bitte dich, liebe Frau! ſey doch vernünftig! Du weißt recht gut, daß ich das Alles nicht bin, was du da ſagſt, und dennoch —

Du biſt es, rief die Frau noch erboſter; ein recht närriſcher alter Narr biſt du: da du einer Grille wegen Weib und Kind an den Bettelſtab bringen willſt.

So ſey doch vernünftig, und bedenke was du redeſt. Erſtlich will ich nicht; ſondern ich muß. Das Teſtament, welches ich geſtern zufällig fand, hat ein ſpäteres Datum, als dasjenige, wodurch der Kammerrath uns das Gut vermachte. Folglich iſt es klar, daß dieſes dem jungen Manne, nicht uns gehört. Da nun der rechtmäßige Erbe davon nicht unterrichtet iſt, ich die Sache aber weiß: ſo bin ich in meinem Gewiſſen verpflichtet, ſie ihm anzuzeigen.

So biſt du in deinem Gewiſſen verpflichtet, ein alter Eſel zu ſeyn, fiel die Frau ein.

Wie du nur ſo reden kannſt, liebe Frau! ſagt er; du weißt doch —

Ich weiß, rief ſie, daß du mich und deine Tochter aufs neue dem Elend und dem Geſpötte preis geben willſt, aus purer, klarer Einfalt; und das eines Menſchen wegen, der dich überall verhöhnt und geläſtert hat, und den du haſſen ſollteſt, wie die eingefleiſchte Erbſünde.

Sie ſprang mit dieſen Worten, die ſie halbheulend hervorſtieß, vom Sopha auf, und verließ das Zimmer; der Rector aber ging mit langſamen Schritten nach dem ſeinigen.

Haſſen ſollte ich den jungen Mann? ſagte er, indem er gleich im nächſten Nebenzimmer ſtehen blieb, und ſich nachdenkend an das Fenſter lehnte; haſſen? Gott verhüthe, daß ich das thun ſollte! Dem Himmel ſey Dank, außer dem Kaliphen Omar, dem man Schuld gab, die alexandriniſche Bücherſammlung verbrannt zu haben, habe ich nie irgend einen Menſchen auch nur eine Minute lang gehaßt; und es freut mich, daß auch jene Erzählung ungegründet iſt. Nein, ſagte er, haſſen kann ich den jungen Mann nicht, obwohl er überall ſchlecht von mir geſprochen hat; auch wüßte ich wahrſcheinlich nicht, wie ich es anfangen ſollte.

Er ging nun bis an die Thüre ſeines Zimmers, blieb dort einige Augenblicke ſtehen, drückte dann auf die Klinke, und trat hinein.

Sein erſter Blick, ſo wie er eintrat, fiel auf das Portrait ſeiner Tochter, welches der Thüre gegenüber über dem Sopha hing.

Armes Kind! ſagte er laut: wie es mir ſchwer fällt, dir weh' thun zu müſſen, das weiß der Himmel. Der Mangel, dem ich dich entgegen führe, und alle die tauſend Entbehrungen, zu denen du künftig dich wirſt verſtehen müſſen — wie gern möchte ich ſie dir erſparen! Aber kann ich das? — Bey Gott! fuhr er fort, leiſer als er bisher geſprochen: dir zu Liebe, meine gute Emilie, wollte ich meine Bruſt auch mit einem Verbrechen beladen, und gedrückt von dieſer Laſt ruhelos dem Grabe zuwanken — wenn ich es nur anzufangen wüßte. — Ich müßte das Teſtament verbrennen, und den Brief gar nicht abſchicken, ſagte er langſam, als wenn er ſich ſelbſt erklären wollte, wie er es hätte anfangen müſſen; — man ſollte denken, die Erbſchaft zu behalten, wie leicht das wäre! Nein gewiß nicht! Für einen Andern möchte es leicht ſeyn; ich aber wüßte fürwahr nicht, wie ich es anfangen ſollte. — Meine Frau hat wohl Recht, zu ſagen, daß ich ein ſchwacher Mann bin. —

Er trat ans Fenſter, das die Ausſicht in den Garten hatte, und rief einen Knaben des Gärtners, den er unten ſpielen ſah.

Nimm dieſen Brief, mein Söhnchen, ſagte er, indem er ein verſiegeltes Schreiben vom Pulte nahm; und trage ihn auf die Poſt. Geh aber wieder über die Gartentreppe hinab, und durch das Hinterpförtchen; und ſollte meine Frau dich gewahr werden, ſo verſtecke den Brief, und ſage kein Wörtchen davon, daß du bey mir geweſen.

Er hielt bey dieſen Worten die Blicke auf das Bild ſeiner Tochter geheftet, ſchweigend den Brief immerfort in ſeinen Händen, bis der Knabe fragte: wollen Sie mir den Brief nicht geben, den ich auf die Poſt tragen ſoll? — Leiſe ſeufzend gab er ihm jetzt das Schreiben, und der Knabe ſprang fort. Dann ging er ans Fenſter, um dem Knaben nachzuſehen, bis dieſer aus dem Garten war. Als er vom Fenſter zurücktrat, wiſchte er ſich mit der verkehrten Hand die Thränen aus den Augen; und ohne es zu wagen, einen Blick auf das Bild zu werfen, griff er nach ſeinem Hute, und ging hinunter auf die Straße.

Als er kaum noch zehn Schritte vom Hauſe entfernt war, ſtieß er auf einen Mann, der bleich und abgezehrt auf ihn zuwankte. Sogleich blieb er ſtehen, ließ den Kranken ſich auf eine ſteinerne Bank ſetzen, und fragte nun theilnehmend nach ſeinem Zuſtande. Gott ſey Dank! ſagte der Mann: das Fieber hat jetzt aufgehört, und heute habe ich zum erſten Male das Haus verlaſſen, um Ihnen, Herr Rector! zu danken, daß Sie Sich meiner angenommen haben. Ich hätte ſonſt erliegen müſſen. Matt bin ich noch; und ſelbſt die paar Schritte bis hierher ſind mir ſauer geworden. Ans Arbeiten werd' ich vor ein paar Wochen wohl noch nicht denken dürfen!

Das ſollt Ihr auch nicht, lieber Freund! ſagte der Rector. Wer kann auch ans Arbeiten denken, wenn er eben erſt von einer ſolchen Krankheit aufgeſtanden. Hier nehmt, ſagte er; und wenn das zu Ende iſt, ſo wollen wir ſchon weiter ſehen, was ſich thun läßt. —

Der Rector ging jetzt ſchnell ſeines Weges, um ſich dem Danke des Unglücklichen zu entziehen. Doch am Ende der Straße blieb er ſtehen.

Zwey Thaler, ſagte er zu ſich ſelbſt, indem er ſich vorwärts auf ſeinen Stock ſtützte: zwey Thaler hätte ich dem Manne nicht geben ſollen. Nein, gewiß nicht! Denn wenn ich das Gut und das Haus hier abtreten muß — er warf einen Blick nach dem Hauſe zurück — ſo beträgt dann mein ganzes jährliches Einkommen nicht mehr, als vierzig Thaler. Das Jahr hat zwölf Monathe; folglich kommen auf den Monath nicht mehr als drey Thaler; abgerechnet was ich vielleicht ſonſt noch verdiene. Nun bleiben aber noch vier Thaler übrig. Zwey Thaler habe ich dem kranken Manne da gegeben; für einen will ich mir die neu entdeckten Fragmente des Cicero de Republica kaufen; und dann habe ich immer noch einen Thaler für meinen kranken Nachbar, bis er gänzlich hergeſtellt iſt, und, wie ſonſt, wieder arbeiten kann.

Er war jetzt außer dem Thore, und ging auf eignem Boden ſeines Gutes, das ſich bis an die Mauern des Städtchens hin ausdehnte. Zahlreiche Schnitter und Garbenbinderinnen waren unter fröhlichem Geſang und Sichelklang noch auf den Feldern beſchäftigt, den Segen der Ernte einzuſammeln, und in die Scheunen zu bringen. Einzelne Gruppen derſelben, an welchen er vorüber ging, oder die ihm begegneten, zogen ehrerbiethig vor ihm die Hüte und begrüßten ihn ſonſt auf eine zutrauliche Weiſe. —

Es iſt eine hübſche Sache, ſagte er, indem er wieder ſtehen blieb, und das ganze reiche Beſitzthum überblickte, Herr eines ſolchen Landgutes zu ſeyn. Dort das nette, zierliche Wohnhaus; das Dörfchen, das ſo freundlich zwiſchen den Erlenbüſchen hervorſieht; der Weiher; am Saum des Weihers der ſchöne, dunkle Buchenwald, und hier alle dieſe Felder, reich mit Gottes Segen beladen. Wie viel heitere Tage habe ich hier nicht verlebt! Und nun muß ich nach zehn glücklichen Jahren das Alles mit dem Rücken anſehen! Aber kann ich anders? Wie ſollt' ich es anfangen, noch länger hier zu bleiben, und einen einzigen frohen Tag zu haben? — Herbe iſt der Verluſt freylich; aber bin ich nicht dennoch ein reicher Mann? bleibt mir nicht meine Emilie? Nein, keiner meiner künftigen Tage kann ſo düſter und traurig werden, daß ihre Liebe ihn mir nicht erheitern ſollte. Doch ſie ſelbſt! — Arme Emilie! —

Als er durch das Thor des Wohnhauſes trat, ging er nicht, wie er es Anfangs im Sinne gehabt hatte, zu ſeiner Schweſter hinauf: ſondern durch den räumlichen Hof ſogleich in den Garten, der ſich hinter dem Hauſe in mehreren Eſcarpen einen Hügel hinanzog; weil er am Eingange einer, auf der Höhe, dem Thore gerade gegenüber befindlichen Gitterlaube ſeine Tochter bemerkt zu haben glaubte. Er ſtieg jetzt zwiſchen dem mit den mannigfaltigſten Blumen und reichbeladenen Fruchtbäumen bepflanzten Beeten langſam hinan, und ſtand am Eingange der Laube.

Emilie ſaß, das Lockenköpfchen geſenkt, nachſinnend nahe am Eingange, den linken Arm über die

Bruſt gelegt, und den Zeigefinger der rechten Hand ſchlau an den Mund gedrückt. Der Rector betrachtete ſie einige Augenblicke ſchweigend; dann fragte er ſie freundlich: Was ſinnſt du denn da, Emilie?

Das Mädchen erſchrak, und fuhr ſchüchtern zuſammen.

Ach! ſind Sie es! ſagte ſie dann, indem ſie ihrem Vater die Hand küßte.

»Freylich bin ich es. Aber, ſage mir doch, Milchen, worüber du eben ſo ernſthaft nachgeſonnen haſt.«

Ich kann es Ihnen unmöglich ſagen, lieber Vater! entgegnete Emilie; indem ſie betheuernd die Rechte auf das Herz legte, und den Blick ſcheu von dem Rector abwendete.

»Sey kein Kind, Milchen! und ſag' es mir.«

Sie ſchwieg einige Augenblicke, und ſah ihren Vater bedenklich an. Ich ſtand unten auf dem Parterre, ſagte ſie dann ſtockend, und die feinſte Purpurröthe überzog ihre Wangen; und band meine Levkojen auf —

»Nun?«

Da ſah ich Norbert ins Haus gehen —

»Nun?«

Bemerkt hat er mich; denn er zog den Hut ab, und grüßte. Er ging aber zur Tante hinauf, und iſt nun ſchon über fünf Viertelſtunden oben bey der Tante.

»Hätte er das nicht thun ſollen?«

Emilie ſchwieg, und ſah ihren Vater wieder unſchläſſig an. Es iſt recht ſonderbar, wie es mir mit Norbert geht, ſagte ſie dann zögernd nach einer ziemlich langen Pauſe.

»Wie ſo?«

Ich glaube, er liebt mich, ſagte ſie, und bedeckte das hocherglühende Geſicht mit ihrem Tuche.

»Das glaube ich auch.«

Glauben Sie es? fragte Emilie, und zog raſch das Tuch vom Geſichte. Warum ſagt er es mir aber nicht?

»Darüber alſo haſt du ſo tiefſinnig nachgedacht?«

Sie nickte ſchweigend mit dem Kopfe.

»Und was haſt du nun herausgeſonnen?«

Wenn es wirklich wahr iſt, daß er mich liebt; wenn das wirklich wahr iſt, und Sie Sich nicht irren: ſo ſchweigt er vielleicht nur darum, weil Sie ſo reich ſind. —

Reich? ſagte der Rector langſam und weichmüthig; reich bin ich gar nicht mehr, liebe Emilie! Ich bin jetzt ärmer, als damahls, als ich noch Rector in Weringerode war. Er erzählte ihr jetzt, wie er geſtern zufällig ein ſpäteres Teſtament des Kammerrathes aufgefunden, und ſchon heute den Brief mit der Nachricht davon an den rechtmäßigen Erben abgeſchickt habe.

Arme Emilie! ſagte er, indem er die Beſtürzte in ſeine Arme ſchloß: ſo plötzlich, ſo unerwartet zieht ein ſtörendes Gewitter am ſchönen, heitren Frühlingsmorgen deines Lebens und deiner Liebe herauf! So bald muß der freundliche Morgentraum verwehen, der die erſte Ahnung des Glückes in deiner Bruſt hervorrief! So ſchnell zerfließen die Hoffnungen, denen du mit ſo froher, argloſer Zuverſicht dich hingabſt! Ich bin in Armuth und Mangel grau geworden, und habe ſie früher ertragen gelernt, als das Glück; auch ſind der Tage, die ich zu leben habe, nur noch wenige; doch daß ich dich aus dem Zauberkreiſe deiner froheſten Hoffnungen herausreißen, daß ich dich aus dem Schooße des Glückes auf die rauhe Bahn der Dürftigkeit hinausſtoßen muß: das allein iſt es, was meine Pflicht mir ſchwer macht! Doch ſieh! liebe Emilie! kann ich anders? Nur zwey Fälle ſind möglich — er ließ die ſanft Weinende aus den Armen, und ſtellte ſich, Daumen und Zeigefinger der linken Hand erhebend, vor ſie hin, um ihr beyde Fälle aufzuzählen — entweder iſt Alles, was ich ſonſt mit den beſten und aufgeklärteſten Menſchen über Pflicht und Gewiſſen gedacht habe, Wahrheit, oder es iſt Täuſchung; und Pflicht und Gewiſſen nichts weiter als leere Worte. Das Letztere nun kann ich nicht glauben; obwohl ich, ſetzte er leiſe und kleinlaut hinzu, einen Verſuch gemacht habe, mich davon zu überreden.

Er führte die weinende Tochter, die ihn, ſo gut ihre eigne Überraſchung es ihr erlaubte, zu tröſten verſuchte, unter dieſen Worten die Terraſſen hinab, und Norbert ſchritt ihnen, eben als ſie die letzte erreicht hatten, durch den Hof entgegen, und trat in den Garten. Emilie erbleichte; der Rector warf einen beſorglichen Blick auf ſeine Tochter, und ging dem Kommenden entgegen.

Ich komme, Herr Rector, ſagte Norbert, um von Ihnen Abſchied zu nehmen. Ich habe Ihnen ſchon jüngſt erzählt, wie die Bosheit eines meiner Collegen mich in eine Intrigue verflocht, und wie ich mich zu rechtfertigen ſuchte. Ich habe mich gerechtfertigt; doch der Ton meiner Rechtfertigung ſelbſt hat höheren Ortes Mißfallen erregt. Ich konnte keinen anderen wählen; denn ich konnte nicht zugeben, daß auch nur der leichteſte Verdacht auf meiner Ehre haften bliebe. Sie iſt das einzige Gut des Mannes; und ich habe ſie bisher immer unbefleckt zu erhalten geſucht. Darum habe ich meine Stelle aufgegeben; und bin nun gezwungen, mein Glück an einem andern Orte zu ſuchen. Leben Sie wohl! das Andenken an Sie und Ihre Tochter wird mir bis zum letzten Athemzuge theuer ſeyn; und nie werde ich die ſchönen Hoffnungen vergeſſen, welchen ich in Ihrer Nähe Raum geben durfte. —

Die Stimmung, in welcher ſich der Rector und Emilie befanden, ſo wie Norberts düſtrer Ernſt, beſeitigten alle weiteren Erklärungen. Der Letztere küßte Emilien, die weinend ſich abwendete, die Hand; bath ſie, auch des fernen Freundes ſich zu erinnern, und entfernte ſich.

Weine nicht, meine Emilie! ſagte der Vater, indem er ihr zärtlich die Wange ſtreichelte, und ſie in das Haus zurückführte; er konnte nicht anders handeln. Er hat Recht: die Ehre iſt das einzige

Gut des Mannes. Er konnte nicht anders handeln; oder Alles, was ich ſonſt über die Ehre geleſen und gedacht habe, müßte falſch ſeyn.

Es iſt traurig, mein Kind! daß Alles ſo gekommen iſt, ſagte er langſam und weichmüthig, indem er wieder ſtehen blieb. Doch, Emilie! es iſt Gottes Fügung; oder Alles müßte leere Täuſchung ſeyn, was ich ſonſt mit ſo froher Hoffnung und ſo zuverſichtlich geglaubt habe. Iſt es aber Gottes Fügung: ſo iſt es gut; und du und ich, Milchen! müſſen uns Beyde ſchon zufrieden geben. —

Iſt Ihre Geſchichte ſchon zu Ende, fragte Auguſte, als ich mein Papier zuſammen rollte.

Ein paar Briefe liegen noch dabey, ſagte ich; die wahrſcheinlich das Weitere beſagen werden.

»Nun, ſo leſen Sie doch!«

Halten Sie mich denn für einen Kakerlacken, fuhr ich heraus, daß Sie glauben, ich könne auch im Finſtern ſehen.

»Gar ſo dunkel iſt's ja noch nicht.«

»»Gerade dunkel genug, um ſich beym Vorleſen die Augen zu verderben.««

Morgen iſt auch ein Tag, ſagte mein Hauswirth. Nehmen Sie es dem Mädchen nicht übel, Herr Willms! daß es ſo unbeſcheiden iſt. —

Norbert.

Ein Tag war der folgende Tag freylich; doch einer von denjenigen Tagen, deren ich mehr erlebe, als mir lieb iſt; weil ſie mich vom Morgen an in Noth und Verlegenheit verwickeln. Ich hatte Norberts Briefe auf meinen Nachttiſch gelegt; und als ich erwacht war, griff ich darnach, um ſie zuvörderſt für mich ſelbſt durchzuleſen. Hätte ich ihrer doch keine Erwähnung gethan! Ihr Inhalt kam mir ſo ſonderbar vor, daß ich das nothwendig wünſchen mußte. Las ich ſie nun nicht: ſo ſah Auguſte gewiß eine vorſätzliche Neckerey in dieſem Zurückhalten; der Arzt aber — der mahnte mich nur um ſo gewiſſer, da er mich in Verlegenheit ſetzte. Ich beſchloß alſo zu thun, was ich in ſolchen Fällen gewöhnlich thue: mich zu verſtocken; und als der Doctor mich Abends an dickbeſagte Briefe, wie erwartet, erinnerte, ſo zog ich ſie ohne weiteres hervor und las:

Norbert an Leo.

Ich bin nun hier im —ſchen. Adelin will mir eine Stelle verſchaffen; und da es hier wahrſcheinlich nicht viel ſchlimmer, als ſonſt wo, und ſonſt wo wahrſcheinlich nicht viel beſſer, als hier iſt — ſo will ich es abwarten.

Du haſt keine Urſache, mein Freund, meinetwegen beſorgt zu ſeyn. Du fürchteſt doch nicht vielleicht, daß ich des Lebens überdrüßig, oder zum Menſchenfeind werde. Menſchenhaß iſt Albernheit; und um des Lebens überdrüßig zu werden, muß man von ſeiner poetiſchen Seite mehr halten, als das bey mir der Fall iſt. —

Ob ich Anlage zu dieſer Art von Poeſie gehabt habe?

Mein Vater ſtarb im Gefängniſſe, als ich noch kaum neun Jahre alt war. Verwaiſt ging ich in die Hände meiner Verwandten über. Zutraulich hoffte ich auf ihr Mitleid, weil ich mich unglücklich fühlte; ich hoffte auf ihre Liebe, weil ich ſie verdienen wollte. Ich fand nur Härte. Duldſam ertrug ich dieſe; weil meines Vaters Schmach ſchwer auf mir laſtete. Zuletzt ward ich gänzlich verſtoßen; und ſeit zwanzig Jahren habe ich mich heimathlos unter fremden Menſchen herum getrieben. Ich habe viele ſchlimme Tage gelebt, und wenige gute; ich habe Armuth, Mangel und tauſend Kränkungen des Übermuthes ertragen; jeder Schritt, den ich vorwärts thun wollte, iſt mir ſchwer geworden; und dennoch — entwölkte ſich der Himmel nur einen Augenblick — gleich ſchoſſen die Keime der Lebenspoeſie luſtig empor und trieben tauſend Blüthen, von denen ich mit gläubiger Zuverſicht goldene Früchte zu ernten hoffte. —

Die farbenreichſte von allen poetiſchen Seiten des Lebens, die ich ihm zuerſt abſah, war die Liebe.

Was Wunder doch! —

es war nun die Zeit, wo ich den erſten Bart bekam. Seitdem nun mein Bart ſtärker geworden iſt, ſehe ich nur Sinnlichkeit, Selbſtſucht, klägliche Selbſttäuſchung, und tauſend ekelhafte Auswüchſe der Leidenſchaft, wo ich ſonſt ein Verſchmelzen der Seelen, ein gemeinſchaftliches Aufſtreben zum Höchſten, das uneigennützigſte Selbſtvergeſſen, und ein Entfalten der reinſten, heiligſten Blüthen der Menſchlichkeit erblickte. Es treffen ſich wohl auch einmahl zwey reins — verwandte Seelen, hätte ich bald geſagt, wenn die zahlloſen falſchen Geſchlechtstafeln den Ausdruck nicht längſt unehrlich gemacht hätten; ſie wandeln Arm in Arm ſchuldlos und ſich ſelbſt genügend durch das Leben hin — das doch auch ihnen ſeine Dornen in den Weg wirft — in heiteren, ſelbſtvergeßnen Träumen, bis der letzte Pulsſchlag ihren Traum zur Wirklichkeit macht. Doch iſt ihre Anzahl des Zählens werth? Ein paar poetiſche Stellen in einer Anzahl ſchlechter Romane! —

Aus feſt'rer Maſſe formte die Natur
Ein Männerherz!

meint der Dichter. Dennoch betrog und verrieth mich mein Freund! Der einzelne Fall zählt nicht; und der Menſch kann feſt am Menſchen hangen. Gewiß! Die Freundſchaft hat ihre Heroen, wie die Liebe. Aber ſind ſie des Zählens werth?

Als ich mich von den beyden poetiſchen Seiten des Lebens, die am hellſten glänzten, abgewendet hatte: blieben immer noch einige übrig, welche den Blick beſtechen konnten. Der Reitz, welcher mit Erforſchung der Wahrheit verbunden iſt, übt über den Geiſt, der dafür empfänglich iſt, eine nicht weniger magiſche Gewalt aus, als die Liebe. Doch was iſt Wahrheit? Was Jahrhunderte, was Jahrtauſende dafür erkannten, höhnt, haßt, verfolgt ein jüngeres Jahrhundert, als Wahn und Irrthum. Wer mag mit Sicherheit ſagen, daß er nicht ein täuſchendes Truggebilde ſtatt der Göttinn umarmt habe?! Und wo ſie immer erſchien in ſtiller, himmliſcher Klarheit: da zog ein Heer ſelbſtſüchtiger Leidenſchaften mit wilder Wuth gegen ſie heran, um ihre Altäre umzuſtürzen, und ihre Prieſter zu erwürgen. Zum feigen, wahnſinnigen Irrthum ſcheint das menſchliche Geſchlecht dem geboren, der die Blätter ſeiner Geſchichte aufrollt, — nicht zur Wahrheit! — Und nicht zur Glückſeligkeit! — Kann dieſe mit dem Irrthume beſtehen? Wenn es einige kurze, ſchnell vorübergegangene Zeiträume der Geſchichte gibt, wo einzelne Völker vielleicht glücklich waren: welche erdrückende Maſſe von Elend, von blutigem Jammer, von empörenden Gräueln bleibt nicht auf die übrigen zu vertheilen! Und wenn nun eine Generation aus den Banden ihres Elendes ſich losgerungen hatte: war es nicht nur, um einem andern zur Beute zu werden, oder es vorahnend über die folgenden hereinbrechen zu ſehen?! Nicht im Zuſammenhange überblicke die Geſchichte der Menſchheit, wer den Glauben an ſie, und die Liebe zu ihr ſich retten will!

Dem beſſeren Menſchen iſt es ein eben ſo lebendiges Bedürfniß, Andere glücklich zu ſehen, als es ſelbſt zu ſeyn. Die Idole ſeines Herzens: Liebe, Freundſchaft, Eintracht, Zufriedenheit, Güte und Menſchlichkeit ſind dann keine leeren Phantaſiebilder mehr. Sie ſind! Mag er für ſich ſelbſt auch ſeine Anſprüche an Lebensglück und Lebensfreude aufgegeben haben — er kann ſich zufrieden geben. Das Leben hat dann wieder eine poetiſche Seite: wenn auch nicht das ſeinige; und was der Blick auf das Ganze ihm nicht gewährte, findet er bey dem Einzelnen. — Nur daß er dabey den Dichter nicht vergeſſe, und das Gedicht ins Leben hineintrage! Denn überall und überall trifft er ſonſt auf nichts weiter, als auf das kleinliche Spiel der Mißgunſt, des Neides und der Selbſtſucht; auf engherzige Wünſche und Sorgen, auf klägliche Flachheit bey übermüthiger Anmaßung; auf Haß und Verfolgungsgeiſt. Es iſt traurig; aber es iſt wahr: ſelten ſind auch nur drey Menſchen verbunden, ohne daß zwey den dritten, und der dritte dieſe zwey offenbar oder im Geheimen haßte. Wenn dir das zu viel geſagt ſcheint: ſo ſetze dafür die kühlenden Ausdrücke: ſich einander nicht leiden können; ſich nicht wohl leiden können; ſich nicht zum beſten leiden kennen; nicht zum beſten zuſammenſehen; ſich nicht zum beſten vertragen, oder eine andre von den tauſend Formeln, welche die Sprache erfinden mußte, um tauſend verſchiedene Arten von Liebloſigkeit und Gehäßigkeit zu bezeichnen. Sie haſſen ſich! Sie fühlen, daß dieſes Gift an ihren eignen Eingeweiden frißt — und dennoch haſſen ſie ſich, und bringen ſich ſelbſt um jede Lebensfreude, die ihnen ſonſt noch gegönnt ſeyn möchte.

Wenn ich das oft mit anſah, und es übermäßig genug hatte: ſo nahm ich meine Zuflucht zu meiner heiligen Schaar. Ich nenne ſo ein paar Lebende und eine Anzahl Todter, die ich mir zuſammengeleſen habe. Sie iſt nicht groß. Es hat zu jeder Zeit, im Vergleich zur ganzen Maſſe, nur wenig Menſchen gegeben, die mit feſtem, unerſchütterlichem Sinn an Recht und Wahrheit hingen, und kräftig dafür wirkten, ihrer ſelbſt vergeſſend! Und wie viele von dieſen waren glücklich? Und dann — ihr Bild kann das geiſtige Auge nicht ſo ſehr erfreuen, als der Anblick von Bosheit, Heucheley, Gewaltthätigkeit und Eigenſucht es zurückſtößt. Das Große und Edle hat überall ſeinen ſelbſtſtändigen Werth; aber überall drängt das Gemeine, das Schlechte, das Niedrige ſich heran, um das Gemüth des Betrachtenden tiefer herabzuziehen, als jenes es zu erheben vermochte. Es gibt Menſchen, denen Milde und wohlwollende Güte als Inſtinct angeboren zu ſeyn ſcheinen. Das könnte allenfalls als die ſicherſte Anweiſung auf Zufriedenheit und Wohlwollen gelten. Aber ſchont das Unglück ihrer? oder der Haß, dieſes Freybriefes wegen? So war mein Rector in B*. Ich will das Beſte für ihn hoffen. — —

Mit dieſer und jener Idee verſuchte ich es zuletzt, die eine poetiſche Seite hatte. Ich ſtellte ſie auf den Altar, und freute mich, daß ſie ſo feſt ſtand.

Sie ſtand feſt, wie Salomon, als er nach ſeinem Tode rückwärts auf ſeinen Stab geſtützt, ſeinen ganzen Hof durch den Schein von Leben täuſchte. Ein kleiner Wurm zernagte den Stab, und die ſeelenloſe Maſſe ſtürzte zuſammen.

Der iſt ein alberner Geck, der darüber klagt, daß das Leben uns nirgends eine Befriedigung gewährt, und ewig eine ungeſtillte Sehnſucht in unſrer Bruſt zurückläßt. Wenn es uns nichts Befriedigendes gibt: ſo können wir uns ja zufrieden geben; mit Wenigem, wie wenig es auch ſeyn möchte. Wenn nur dieſes Wenige uns ſicher wäre! Doch es gibt kein noch ſo geringes Ziel, von dem wir ſagen dürften: ich werd' es ſicher erreichen; kein noch ſo geringes Gut, wovon wir ſagen dürften: das wird mir bleiben, das will ich feſt halten, nichts ſoll es mir entreißen; keinen Schmerz, von dem wir ſagen dürften: er wird mich nicht treffen. Eine Klage gegen das Leben iſt gerecht — es kennt nichts Feſtes, nichts Sicheres! Alles ſchwankt und wankt, und iſt in ewigem Wechſel begriffen; und jeder Augenblick kann unſre Hoffnungen zerſtören, und unſer Glück in einen verwandten Schmerz verwandeln! Oft ergreift mich das mit unmäßiger Gewalt. Das Leben erſcheint mir dann, wie ein wüſter Traum. Ich ſuche mich daraus aufzuſchütteln, und zu erwachen, und fühle, daß er nur die fortwährende Befangenheit meiner Betäubung iſt. Troſtlos ſehe ich mich nach etwas um, was ich feſthalten, und woran ich mit meiner ganzen Kraft mich klammern möchte.

Ich finde nichts! Alles zieht vorüber; Alles zerfließt wie die weſenloſen Bilder der Fata Morgana. Das iſt es, was das Leben ſo ſchal und peinlich macht! Wie der Schiffbrüchige die letzte Kraft der Sehnen anſtrengt, aus dem Gewühl der Wogen ſich zu retten, und den Punct zu erreichen, der dem getäuſchten Blick als feſtes Land erſcheint: ſo ringt der müde Geiſt, ein feſtes Ziel ſeines Strebens zu finden; und ſieht, wenn er es erreicht zu haben glaubt, nur immer wieder die wüſte See des ſtürmiſch bewegten Lebens vor ſich, die keine Gränze hat, als die ewige Nacht, die ſich finſter und drohend über ſie hinzieht.—

Gar zu vielen Beyfall hatte ich mir für meine Vorleſung ohnedieß nicht verſprochen; allein es ging beynahe noch ſchlimmer, als ich es erwartet hatte. Als ich nähmlich Norberts Brief zuſammen ſchlug, und zufällig auf Auguſten blickte, mochte dieſe meinen Blick für eine Aufforderung halten, ihr Gutachten zu ſagen, und gab dieſes dadurch zu erkennen, daß ſie mich fragte: ob ich denn nichts Beſſeres vorzuleſen habe, als ſolch trübſeliges Gezeuge?

Werden Sie denn Ihre Ausdrücke gar nie abwägen lernen? Auguſte! fuhr ich auf. Wer in aller Welt wird gedruckte oder geſchriebne Lebensanſichten »ein trübſeliges Gezeuge« nennen; und ſo gerade zu über etwas abſprechen, was er vielleicht kaum halbwegs begriffen, und noch weniger jemahls ſelbſt durchdacht hat.

Auguſte ſchien, dem unwilligen Blicke nach zu urtheilen, den ſie mir zuwarf, nicht übel Luſt zu haben, ihr Zünglein in Bewegung zu ſetzen, um ſich zu vertheidigen; doch der Arzt erklärte: daß er dießmahl mir beyſtimmen müſſe, und Auguſte allerdings etwas zu vorſchnell geurtheilt habe.

Inzwiſchen, ſagte Albert, ſcheint mir Norberts Anſicht vom Leben doch in der That überſpannt, und das Erzeugniß einer hypochondriſchen Stimmung zu ſeyn.

Daß ſie Ihnen ſo vorkommt, dem das Leben im kräftigen Jünglingsalter ſo friſch und heiter entgegenlacht, verſetzte der Arzt, begreiſe ich. Auch wär' es ſchlimm, wenn es anders wäre. Doch fragt ſich hier wohl nicht, wie jene Anſicht Ihnen, dem fünf und zwanzigjährigen jungen Manne erſcheine: ſondern wie viel überhaupt Wahres daran ſey. So müſſen Sie nun durchaus noch ungefähr zwanzig Jahre älter werden, eh' ich Ihnen gerne eine Stimme darüber zugeſtehen ſoll.

Ich hoffe mit meiner heitren Anſicht vom Leben allerdings ſo lange, und auch noch länger auszureichen, ſagte Albert.

Möglich, daß Sie ausreichen, entgegnete der Arzt; doch auch möglich, daß Sie nicht ausreichen. Dieſes »Möglich« nun iſt, wie Norbert ganz richtig bemerkt, allerdings die ſchwärzeſte Schattenſeite des Lebens. Und wenn Sie nun ausreichen? Ich werde, wie Norbert dann immer noch fragen dürfen: Was zählen die Ausnahmen? Denn die meiſten Menſchen, die gewohnt und geeignet ſind, das Leben ſchärfer zu prüfen — ich glaube nähmlich hier diejenigen ausſchließen zu müſſen, die gar nichts darüber denken; die zufrieden ſind, wie immer ſich durchzuhelfen und durchzuwinden; oder die auch in der engſten Beſchränkung ſich noch recht behaglich befinden — die meiſten von jenen, ſage ich, dürften bey reiferen Jahren Norberts Anſichten ſchwerlich ſo hypochondriſch finden, als Sie, mein junger Freund, im fünf und zwanzigſten. Wollten Sie nun, ſetzte er lachend hinzu, einwenden, daß ein ſolches Hinneigen zu jenen Anſichten ja wieder Hypochondrie ſey: ſo würde ich ſagen: es ſey eine ſchlimme Sache am Leben, daß es ſo viele wackre Leute, ſo bald ſie es ſich näher beſehen, — hypochondriſch mache; was hier wohl nicht viel Anderes heißen kann, als daß es die Hoffnung und den Muth, glücklich zu ſeyn, den Glauben an uns und Andere mit jedem Jahre mehr herabſetze.

Doch man ſpricht über dieſe Gegenſtände ſelten gut, wenn man im Allgemeinen ſpricht, fuhr er fort, ohne Albert Zeit zu laſſen, auf ſeine Rede etwas zu erwiedern. Laſſen Sie uns einen beſondern Fall annehmen. Sie ſind ein junger Mann von den glücklichſten Gaben. Sie beſitzen Verſtand, Phantaſie, und ein raſches, feuriges Gefühl. Ich halte Sie für rein und unverdorben. Es müßte ſonderbar zugehen, wenn Sie nicht bereits eine Geliebte gefunden haben ſollten.

Eliſabeth glühte; Albert wagte es nicht, ſie anzuſehen; und ſeine Verlegenheit war nicht zu verkönnen. Ich aber ward lebhaft angeregt. Der Alte, ſagte ich zu mir ſelbſt, iſt ein Hexenmeiſter; jetzt wird Clairvoyance aufs Tapet kommen, und meine Collectaneen werden Recht behalten!

Es wäre ſchlimm, fuhr der Arzt fort, der Alberts Verlegenheit gar nicht zu bemerken ſchien: wenn Sie von der Verbindung, welche Sie getroffen haben, nicht Ihr ganzes Lebensglück erwarteten. Ich will Ihnen überdieß noch Alles geben, was von äußeren Gütern das Glück einer ſolchen Verbindung befördern kann. Glauben Sie nicht, daß Ihre Zuverſicht Sie dennoch täuſchen könne?

Sie wird mich nicht täuſchen! ſagte Albert ziemlich feſt, doch mit erzwungener Faſſung. Eliſabeth wagte es nicht, die Augen aufzuſchlagen.

Möglich, verſetzte der Arzt; doch auch das Gegentheil iſt möglich. Warum ſollte Ihre Geliebte, ſo rein, ſo unſchuldig ſie jetzt ſeyn mag, nicht der Verführung erliegen? Warum ſollte ſie, ſo aufrichtig ſie jetzt Sie lieben mag, nicht treulos, meineidig, zur Verrätherinn an Ihnen und an Ihren Kindern, und zum Schandfleck ihres Nahmens werden können?

Mein Gefühl, mein Glaube an die Unſchuld der Geliebten werden mich hier gewiß nicht täuſchen, ſagte Albert, das Peinliche ſeiner Verlegenheit nur mit Mühe verbergend.

Meinen Sie? erwiederte der Arzt. Auch Emilie war unſchuldig; ein reines Kind der Natur. Dieſe Emilie und dieſer Norbert ſind keine erdichteten Geſchöpfe. Sie kennen doch den Berggrafen in L. —, fragte er den Förſter.

Ihn und ſeine traurige Geſchichte kennt ja die ganze Gegend nur allzugut, gab der Alte zur Antwort.

Wohl denn! fuhr der Arzt fort; dieſer Unglückliche und jener Norbert ſind eine und dieſelbe Perſon. Leo wird das beſtätigen. Norbert hatte durch die Verwendung ſeines Freundes eine einträgliche Stelle erhalten, und war jetzt im Stande, die dürftige Emilie zu ſeiner Gattinn zu wählen; hoffend, ſein früherer Traum vom Glück einer ſolchen Verbindung ſollte ihm dennoch wahr werden. Drey Jahre hindurch ging Alles gut. Emilie, als Mädchen ganz Unſchuld und Liebe, war die treueſte, zärtlichſte Hausfrau. Da führt der letzte Krieg den Vicomte C— als gefangenen Officier in Norberts Haus; ſeinen Freund aus einer früheren Epoche. Der Friede ruft den Grafen in ſein Vaterland zurück; und die treue, unſchuldige Emilie, ſchon Mutter zweyer Kinder — begleitet ihn. Norbert ereilt die Flüchtlinge an der Gränze; er fordert den Grafen, und dieſer zerſchmettert ihm den rechten Arm. Die Schändliche folgt ihrem Verführer. Dieſer Vorfall hat ihren Vater ins Irrenhaus gebracht; und wenn er Norbert ſelbſt zum finſtern Menſchenhaſſer gemacht hat: ſo wird man ihn kaum deßwegen albern nennen können. — Eliſabeth, ſetzte er hinzu, wird Ihnen die ganze Geſchichte beſtätigen können, wenn es einer Beſtätigung bedarf, daß man jene, freylich etwas proſaiſchen Lebensanſichten theilen könne, ohne gerade hypochondriſch zu ſeyn. —

Mag es ſo ſeyn, wie Sie ſagen! rief Albert bewegt, aber mit feſter Stimme; dennoch will ich den Glauben an Unſchuld und Liebe nicht aufgeben, und feſt dem Herzen vertrauen, in dem ich ſie gefunden habe. Nicht wahr, Eliſabeth! rief er, indem er den Arm um ſie ſchlang, als wenn wir Andern alle nicht zugegen geweſen wären: nicht wahr, Eliſabeth! Sie! Sie! können meinen Glauben nicht ſo täuſchen, wie Emilie.

Nein! Nein! rief dieſe unter hervorſtürzenden Thränen mit dem Accente der tiefſten Erſchütterung, indem ſie die gefalteten Hände feſt an die Bruſt drückte, und den Blick zum Himmel erhob, als wolle ſie dieſen zum Zeugen ihres Schwures anrufen; — nie! nie! könnte ich das! —

Die ganze Scene, wobey Albert und Eliſabeth uns gänzlich vergeſſen zu haben ſchienen, überraſchte den guten Förſter nicht weniger, als mich ſelbſt; und jener fragte eben halb böſe: Aber was macht ihr denn da, Kinder? als Leo mit einer ältlichen Frau, von Meiningen herauf kommend, hinter dem Gebüſche, welches an das Haus ſtößt, hervortrat, und, eh' die ganze Gruppe ſich noch aufgelöſt hatte, vor uns ſtand.

Der Verſuch.

Meine Mutter! rief Albert, indem er aufſprang, und der Ankommenden in die Arme ſtürzte.

Ich komme, wie ich ſehe, gerade noch zurecht, um dir meinen Segen zu geben, mein Sohn! ſagte die Geheimräthinn mit einiger Empfindlichkeit; hätte dein Freund mich nicht heute noch heraufgeführt, ſo wäre ich zu ſpät gekommen; obwohl du mir verſprochen hatteſt, meine Ankunft abzuwarten.

O! zürnen Sie mir nicht, Mutter! rief Albert; ich bin unſchuldig; der Zufall allein hat mir mein Geheimniß entriſſen, das ich bis auf dieſen Augenblick, wie ich es verſprach, ſo ſchwer es mir auch ward, ſorgfältig bewahrt habe.

Der Arzt, von der Geheimräthinn als ein alter Freund begrüßt, bezeugte das; und allmählich löſte ſich jetzt das ganze Räthſel.

Seit zehn Jahren Witwe, hatte die Geheimräthinn ſich aus der Reſidenz auf ihr Landgut zurückgezogen; einzig ſich der Erziehung ihres Sohnes widmend, den ſie, aus Grundſatz, nicht für die politiſche Laufbahn, ſondern zum wackern Landwirth gebildet hatte. Albert will ſeinen Jugendfreund Leo beſuchen Ein Gewitter zwingt ihn, bey einbrechender Nacht, als er von Weiningen kommt, im Hauſe des Förſters für die Nacht ein Obdach zu ſuchen. Er ſieht Eliſabeth, und geſteht, als er nach Hauſe kommt, ſeiner Mutter, er glaube das Mädchen gefunden zu haben, mit dem er glücklich ſeyn könne.

Die Geheimräthinn, ſelbſt einſt das Opfer einer Convenienzheirath, und entſchloſſen, ihrem Sohne bey der Wahl ſeiner künftigen Gattinn, ohne Rückſicht auf Stand und Vermögen, freye Wahl zu laſſen, läßt erſt die Sache fallen; wendet ſich aber unter der Hand an den Arzt, den vieljährigen Freund ihres Hauſes, um über Eliſabeth nähere Nachrichten einzuziehen. Da dieſe ihre Erwartungen weit übertreffen, und der erprobte Freund für Eliſabeths Werth ſich verbürgt: ſo erlaubt ſie dem Sohne, in dieſe Gegend, unter fremdem Nahmen, zurückzukehren. Die Neigung der jungen Leute ſoll Zeit und Spielraum haben, ſich frey zu entwickeln; doch ſoll Albert ſein Geheimniß bewahren, bis ſie ſelbſt Eliſabeth kennen gelernt haben würde. — —

Güte und fromme Unſchuld ſprechen ſo deutlich aus Eliſabeths Augen, und ihrem ganzen Weſen iſt das Siegel ſchöner Einfalt ſo unverkennbar aufgedrückt daß ſie das Herz der Mutter ſich eben ſo ſchnell gewann, als das Herz des Sohnes. Gern ſegnete dieſe das Bündniß ihres Sohnes, und weilte mit gerührtem Blick auf dem Kreiſe glücklicher Menſchen, der ſich mit Liebe und Ehrfurcht um ſie zuſammendrängte.

Habe ich dir nicht geſagt, du ſollteſt es gut ſeyn laſſen? fragte Leo, indem er auf mich zutrat; und man krebſe oft, wenn man ins Fiſchen ausgegangen?

Gekrebſt habe ich allerdings, gab ich ihm zur Antwort; und zwar, auf deine Veranlaſſung in Steinberg. Aber verlaß dich darauf, daß ich dich ebenfalls noch ins Krebſen ausſchicke. —

Sehen Sie nun! ſagte Auguſte, deren Augen bald von Freude, bald von Rührung glänzten, und die Alles umarmte, was ihr in den Weg kam: ſehen Sie nun! ſagte ſie, als ich ihr in den Weg trat.

Was ſoll ich ſehen? entgegnete ich, ihr böſe, da ſie mir ſo ſchnippiſch ins Geſicht ſah, und die Arme dabey läßig herab hängen ließ; was ſoll ich ſehen? Wie Sie nun wieder ſind, Auguſte! Habe ich das vorausgeſehen? Habe ich das Alles dem Freund Mondſchein da abmerken können? Aber ſo ſeyd ihr Weiber alle! Alle ſeyd ihr weiſe, wenn der Erfolg euch einmahl zufällig Recht gibt.

Sie haben Ihre Sachen vortrefflich gemacht, ſagte ſie zu dem Arzte, als wir aus einander gingen. Aber warum haben Sie den Glauben der jungen Leute an ihre Liebe und Treue wankend machen wollen?

Weil, entgegnete er, dieſer Glaube nur wenig werth iſt, wenn er ſich nicht auf etwas Beſſeres, als auf ein bloßes Gefühl gründet.

Das Bild der Nemeſis.

Nach einigen Tagen reiſte die Geheimräthinn ab, um zum Empfange des jungen Brautpaares die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, das vierzehn Tage ſpäter ihr folgen ſollte. Dieſes, ſo wie mein guter Förſter, Auguſte und der Arzt drangen lebhaft in mich, daß ich ſie begleiten ſollte. Eigentlich lief das meinem urſprünglichen Reiſeplane gerade zuwider; indem das Gut der Geheimräthinn, obgleich an der Gränze eines andern Landes, doch nur kaum zwey Stunden von dem meinigen entfernt liegt; allein ich vermochte den freundlichen Bitten der guten Menſchen nicht zu widerſtehen. Leo verſprach, mir Adreſſen an ein paar ſeiner Freunde in jener Gegend mitzugeben, deren Bekanntſchaft, wie er ſagte, für die aufzugebende Reiſe nach B— mich reichlich ſchadlos halten würde; allein ich dachte an den Amtmann in Steinberg, und bath ihn, mich damit zu verſchonen.

Der Aufenthalt im Hauſe meines Förſters gewann jetzt in der That eine poetiſche Farbe. Aus Alberts und Eliſabeths Augen lachte die Zufriedenheit glücklicher Liebe; Guſtchen war munterer und reitzender, als jemahls; in den frohen Blicken des Vaters konnte Jeder den frommen Dank gegen die

Vorſehung leſen, die durch das Glück ſeines geliebteſten Kindes, nach mannigfaltiger Plage, ihm ſelbſt ein heiteres Alter bereitet hatte; und ſelbſt der Arzt kam mir jetzt weniger ſchroff, als ſonſt vor: ſo wie ſeine redliche Sorge für das Glück der kleinen Familie ihn mir nothwendig achtungswerther machen mußte. Deſſen ungeachtet konnte ich ſelbſt durchaus keine heitere Stimmung gewinnen; und Auguſte hatte mehr Mühe, als bisher, mit mir, wenn ich nach ihrer Art mich nehmen wollte.

Endlich reiſten wir an einem ſchönen Herbſtmorgen ab, und gelangten am Abend des zweyten Tages auf das Gut der Geheimräthinn, in einer reitzenden, reich bevölkerten Gegend. Albert und Eliſabeth wurden von ihr mit mütterlicher Zärtlichkeit, wir Alle mit offner, zutraulicher Freundlichkeit aufgenommen. Jede Stunde vermehrte meine Verehrung für dieſe treffliche Frau, deren heller Sinn, deren ſanfte, wohlwollende Gemüthsart, mit anſpruchsloſer Würde verbunden, den heiterſten Eindruck machte. Das Haus und die innere Einrichtung deſſelben zeigte, ohne Pracht, von hohem Wohlſtande. Der Garten, halb in engliſchem, halb in franzöſiſchem Geſchmacke angelegt, war weitläufig; ſchien aber, wohl nicht ohne Abſicht, theilweiſe wenigſtens, vernachläßigt zu ſeyn.

Die Vermählung war auf den dritten Tag nach unſrer Ankunft feſtgeſetzt. Ich war nur ſelten tiefer gerührt, als da ich bey der Einſegnung Eliſabeth an die Stufen des Altares hinknien ſah; eine Rührung, der ſich jedoch etwas Trübes beymiſchte, welches die laute Fröhlichkeit der zahlreich verſammelten Gäſte nicht verſcheuchen konnte.

So verſtändig die Geheimräthinn ſonſt auch war: ſo liebte ſie es dennoch, eine Hochzeit nach altem Style auszurichten. Wir ſpeiſten an mehreren Tafeln, und das Auftragen ſchien kein Ende nehmen zu wollen. Beynahe zwey Stunden hielt ich es aus; dann aber wurde es mir zu viel. Unter dem Vorwande eines Übelbefindens ſtand ich auf, und flüchtete in den Garten.

Es war ein trüber, umwölkter Herbſttag, und überall ließen die Bäume ſchon ſtark ihr Laub fallen. Ich ſchlich langſam durch einige verſchlungene Gänge, und fand mich unvermuthet in einem Lindenrondell, in welchem ich, dem Eingange gegenüber, den Arzt nachdenkend vor einer Bildſäule aus weißem Marmor ſtehen ſah. Ich war einen Augenblick unſchlüſſig, ob ich mich nicht unbemerkt zurückziehen ſollte; doch das raſchelnde Laub hatte mich verrathen. Er wendete ſich um, und redete mich an.

Hat Sie, fragte er lächelnd, die Geheimräthinn mit ihren Ragouts, Trüffeln und Haſenpaſteten ebenfalls vom Tiſche getrieben? Bey ihrer eignen Hochzeit war es noch viel ärger. Laſſen Sie uns in den anſtoßenden Gängen ein wenig auf und nieder gehen; Sie kommen in ein paar Stunden noch immer früh genug an den Spieltiſch, oder in den Tanzſaal.

Ich liebe weder das Spiel noch das Tanzen, gab ich zur Antwort; und finde mich heute noch weniger als ſonſt dazu aufgelegt.

In der That, ſagte er ſtille ſtehend, kommen Sie mir ſeit einigen Tagen ernſter, lieber möcht ich ſagen düſtrer, als gewöhnlich vor, ohne daß mir eine beſondere Veranlaſſung dazu bekannt wäre.

Sie irren Sich nicht, erwiederte ich; und die glückliche Wendung, welche das Schickſal unſerer Freunde genommen, hat bey mir keine ſo heitre Stimmung hervorgebracht, als ich es ſonſt ſelbſt erwartet hätte.

»Eliſabeths Loos, wird, hoffe ich, ein glückliches ſeyn.«

Auch ich hoffe das. Dennoch — auch Emilie —

»Nun? Emilie —«

Ich will es Ihnen nur geſtehen, ſagte ich nach einer ziemlich langen Pauſe, Ihre Erzählung von Emiliens Verirrung hat mich tief ergriffen. Nicht daß ich von Eliſabeth eine gleiche furchtete — doch immer klingt mir Ihr und Norberts: »Vielleicht« und »Möglich« in den Ohren. Ich habe den Brief, welchen ich an jenem Abende las, und ein paar andere, in gleichem Ton geſchriebene, ſeither noch mehr als einmahl durchleſen, und kann nicht läugnen, daß ich mich dadurch, wie durch unſre Abendunterhaltungen, die jener Leſung vorausgingen, wunderbar befangen fuhle.

Ein wenig hypochondriſche Laune, ſagte der Arzt; vielleicht nichts weiter.

Das möchte ich dennoch nicht ſagen, erwiederte ich. Ich finde, daß jene Anſichten, ſo wie die Reſultate unſrer Geſpräche zu genau mit demjenigen zuſammentreffen, was ich ſonſt ſchon oft, wenn gleich minder klar, gedacht und gefühlt habe: die Abhängigkeit unſrer geiſtigen, wie unſrer ſittlichen Entwicklung von den erſten Eindrücken unſrer Erziehung; das traurige, ſchnelle Hinwelken der Blüthen jugendlicher Begeiſterung; das bängliche, ſo oft fruchtloſe Ringen gegen die äußeren Bedingungen unſrer Bildung; und der Einfluß, welchen gewaltſam und unvermeidlich die Zeit über uns ausübt, in welcher wir leben: das Alles, glaube ich, kann Jeder an ſich und Andern gewahr werden, und wird es gewahr werden, wenn er nicht gewöhnt iſt, den Blick über das, was in ihm ſelbſt und in Andern vorgeht, flüchtig hingleiten zu laſſen. Zu den erfreulichen gehören dieſe Wahrnehmungen keineswegs; doch tiefer ſinkt mir der Muth, wenn ich das Leben aus Norberts Geſichtspuncten betrachte, und mich frage, wie viel an ſeinen Anſichten Wahres ſey. Ich kann es mir nicht abläugnen, daß viel Wahres darin enthalten liege. Was das Leben Edles und Erhebendes hat — es iſt! um mich ſeines eignen Ausdruckes zu bedienen; doch wie ſelten tritt es ſicher und ſelbſtbewußt hervor, frey von unedlem Zuſatz der Eigenliebe und Selbſtſucht; überall in feindlichem Streite befangen mit dem Schlechten, Gemeinen und Niedrigen, und nur allzuoft dieſem erliegend. Die Erde iſt kein Jammerthal: doch der Glücklichen ſind Wenige; der

Unglücklichen viele. Alle rennen und jagen nach einem Glucke, das nur Wenige kennen; doch nur Wenige finden ſich durch den Preis ihrer Muhe befriedigt, und Keiner mag das Errungene mit Sicherheit ſein Eigenthum nennen. In Ideen kann der Menſch ſeine Befriedigung finden; ſie ſind in ſich ſelbſt das einzige Unwandelbare, Harmoniſche; doch nur in ſich ſelbſt, nicht in ihm ſind ſie es: und diejenigen, welche die meiſte Kraft haben, ihn zu halten, und zu erheben, ſcheinen eben die wenigſte Gewalt, den geringſten Einfluß auf ihn zu haben. Iſt das Leben aber ſo, wie es aus dieſen Geſichtspuncten geſehen erſcheint, ſo erſcheint es nicht nur glanz- und farbenlos: ſondern ſein Bild erfüllt nothwendig das Gemüth des Beſchauers mit Unmuth und dem peinlichen Gefühle der Nichtbefriedigung ſeiner beſten Wünſche und Erwartungen. —

Der Unmuth, über welchen Sie klagen, ſagte der Arzt, entſteht oft bey den edelſten Menſchen aus der Wahrnehmung des Widerſpruches, in welchen das Leben mit dem ſittlichen Ideale tritt; oft auch blos aus unbefriedigt gebliebener Leidenſchaftlichkeit; nicht ſelten aus Beydem zugleich; immer aber aus überſpannten Forderungen an das Leben, von welcher Seite genommen ſie das auch ſeyn mogen. Das merkwürdigſte Beyſpiel eines ſolchen, aufs höchſte geſteigerten Unmuthes, fuhr er fort, habe ich an Alberts Vater geſehen, mit dem ich bis ins männliche Alter, und nach einer Trennung von zehn Jahren bis zu ſeinem Tode zuſammen gelebt habe. Charaktere, welche die auffallendſten Widerſprüche in ſich vereinigten, ſind mir viele vorgekommen; doch nie einer, bey welchem ſie in ſo großer Anzahl und in ſo ſchroffem Gegenſatze beyſammen geweſen wären. Er ſchien zwey Seelen zu haben, die ſich unausgeſetzt in feindlichem Widerſtreite bekämpften. Er war von der Natur mit den glücklichſten Anlagen ausgeſtattet worden; aber ſie hatte zugleich den Samen unbändiger Leidenſchaften in ihn gelegt, die ſich nur allzufrüh entwickelten. Er hatte eine ſehr ſorgfältige Erziehung genoſſen, und die Grundſätze der Tugend waren ſeinem Gemüthe ſo tief und ſo glücklich eingeprägt worden, daß ſie nicht gänzlich daraus verſchwinden konnten. Allein durch den Tod ſeines Vaters gerade in dem Zeitpuncte reich und unabhängig geworden, wo er des weiſen, kräftigen Führers am meiſten bedurft hätte, bekämpfte er ſeine beſſeren Grundſätze bald offen mit frechem Übermuthe; bald wußte er ſie ſophiſtiſch mit ſeinen Neigungen in ſcheinbare Übereinſtimmung zu bringen. Dennoch ging ihre Kraft nie gänzlich an ihm verloren. Oft glaubte ich in dieſer Periode, ihn in den wilden Wegen zügelloſer Leidenſchaftlichkeit rettungslos verſinken zu ſehen, während er ſich ihnen muthig wieder entriß, wenn ich es am wenigſten erwartete. Inzwiſchen mußten dieſe immerwährenden Kämpfe zwiſchen Vernunft und Leidenſchaft, dieſer ewige Wechſel von beyden, den innern Zwieſpalt, aus welchem ſie hervorgingen, nur immer größer machen, und bey wachſendem Ekel und Überdruß an den gewohnten Genüſſen eine immer fühlbarere und peinlichere Selbſtentzweyung hervorbringen. Herbe Verluſte, bitter getäuſchte Hoffnungen vermehrten ihre Qual, die ſich nur ſteigern zu können, aber keine Verſöhnung zuzulaſſen ſchien. Nicht dort dieſe Verſöhnung ſuchend, wo er allein ſie finden konnte, in muthiger Rückkehr zur Tugend, wendete der Haß des Gequälten ſich in bittern Unmuth gegen das Leben. Er hatte die Grundſätze der Religion und ſtrenger Sittlichkeit ſo oft mit frechem Übermuthe beſtritten, daß er allmählich den früheren Glauben an ihre Kraft in ſich zerſtört hatte, und keinen Schutz gegen die Furien der Zweifelſucht und Hoffnungsloſigkeit mehr von ihnen zu erwarten wagte. —

Die traurigſte ſeiner Verirrungen hatte mich ſchon einige Jahre früher, als dieſer Zuſtand eintrat, ihm entfremdet. Er hatte die Gattinn ſeines Freundes verführt, und ſaß eines Tages in vertraulicher Umarmung mit ihr auf dem Sopha. Sie hatte ihr zweyjähriges Kind auf ein Tiſchchen geſetzt, das vor ihnen ſtand. Plötzlich glaubte die Schuldige ganz nahe die Fußtritte des beleidigten Gatten zu hören. Erſchrecken fahren Beyde auseinander; der Tiſch ſchlägt um, und das Kind ſtirbt augenblicklich an der empfangenen Verletzung. Ein paar Jahre darauf vermählte ſich der Geheimrath. Er liebte ſeine Frau nicht; doch mit unbeſchreiblicher Zärtlichkeit ein liebenswürdiges Mädchen, das ſie ihm geboren hatte. Alle ſeine Briefe waren damahls voll von dieſem Gegenſtande ſeiner Zärtlichkeit, und von den vortrefflichſten Planen zur Erziehung deſſelben. Ich hegte die Hoffnung, daß künftig dieſe Sorge ihn mit dem Leben verſöhnen und feſt ihn an die Tugend ketten könne. Von einer langen Reiſe zurückkehrend, beſchließe ich, ihn wieder einmahl zu ſuchen, und lange Abends hier an. Man führt mich auf ſein Zimmer. An ſein Bureau gelehnt, ſteht er mit über die Bruſt gekreuzten Armen, finſter in ſich gekehrt, der Thüre gegenüber. Ich biethe ihm die Hand; ſchweigend ſtarrt er mich einige Augenblicke an, führt mich dann an ſein Bett, und hebt ein Tuch weg, unter dem — die Leiche ſeines kleinen Lieblings liegt. — »Die Vergelterinn!« rufe ich in beſinnungsloſer Überraſchung; ich werfe einen Blick auf meinen Freund, und bleich, und dem Anſchein nach ohne Leben, ſtürzt er zu Boden.

Die Wärterinn des Kindes hatte dieſes, als ſie mit ihm auf dem Schloßteiche ſpazieren fuhr, und mit einem am Rande des Teiches erſcheinenden Hausbedienten, deſſen Umgang man ihr ſchon mehrmahls vergeblich unterſagt hatte, ſich neckte, durch eine unvorſichtige Bewegung ins Waſſer geſtoßen. Die Andeutung der Vergelterinn hatte hier eine fürchterliche, nicht poetiſche, ſondern proſaiſche Wahrheit; und fürchterlich hatte meine erſte Überraſchung den Schuldigen daran erinnert. Auch ließ jener Augenblick einen tiefen, unauslöſchlichen Eindruck in ihm zurück. Der Unglückliche wurde nicht wieder heiter.

Ein wackerer Künſtler both ihm um dieſe Zeit jene Statue der Nemeſis an, welche Sie im Lindenrondell geſehen haben. Er brachte ganze Tage dort zu, hingegeben dem finſtern Schmerz über ein in leidenſchaftlicher Verworrenheit verlornes Daſeyn. Mit ſtarrer Conſequenz hing er von jenem Augenblicke an der Idee einer ſtreng rächenden Vergeltung, ohne daß ihm das Erhebende dieſer Idee jemahls klar geworden wäre: da ſie bey ihm aus einer leidenſchaftlichen Erſchütterung, nicht aus einer unbefangenen Anſicht des Lebens hervorgegangen war.

Das Erhebende dieſer Idee, ſagen Sie? fragte ich, etwas zerſtreut, da ich noch immer mit der Geſchichte beſchäftigt war, welche der Arzt eben erzählt hatte.

Sie haben zuvor, ſagte dieſer nach einigem Beſinnen, gegen mich bemerkt, wie Norberts Äußerung, es ſey die ſchwärzeſte Schattenſeite des Lebens, daß es uns nichts Feſtes, nichts Sicheres, nichts Unwandelbares biethe, Sie tief ergriffen habe. Nur allzuwahr iſt dieſe Behauptung. Arm und dürftig erſcheint das Leben von dieſer Seite Jedem, der es ernſter auffaßt; ein dunkles, betrügliches Räthſel; ein banger, verworrener Traum. Die Idee ſtrenger Vergeltung allein iſt es, die Licht und Klarheit in dieſes trübe Dunkel hineinwirft.

Erklären Sie Sich deutlicher, ſagte ich; ich glaube Sie zu verſtehen; ob auch ganz, bezweifle ich.

Es geht, erwiederte der Arzt, mit dieſer Idee, wie mit tauſend anderen: wir greifen ſie leicht auf, aber ſie werden vielleicht nie unſer Eigenthum. Erſt dann werden ſie das, wenn ſie uns durch eigne Beobachtung, durch eignes Forſchen angehören. Erſt dann werden ſie fruchtbar; und eben dieſe Fruchtbarkeit iſt der ſichere Maßſtab, in wie fern ſie unſer Eigenthum geworden. Vor andern, dieſe Idee, die, ſo nahe ſie auch das Leben berührt, nur durch uns ſelbſt, nur dadurch, daß wir überall darauf zurückblicken, uns eigen werden kann. So kann ich ſie wohl nach meiner Weiſe vor Ihnen entwickeln; doch nur dadurch, daß Sie dieſe Entwicklung ſelbſtthätig verfolgen, daß Sie, wenn ich ſo ſagen darf, die einzelnen, feineren Fäden in ſich ſelbſt aufſuchen, kann ſie die Ihrige werden.

Ich erkenne das, verſetzte ich; doch laſſen Sie hören.

Höchſt einfach, ſagte mein Begleiter, iſt das Gewebe, welches ich Ihnen darzulegen habe. Der Irrthum führt zum Irrthum: entweder unmittelbar, indem Wiederholung ihn verſtärkt; oder mittelbar, indem er mit einem verwandten Irrthume ſich verbindet, oder einem neuen Irrthume die Bahn bricht. Irrthum aber iſt Alles, was mit der ewigen, unveränderlichen Regel des ſittlichen Geſetzes nicht übereinſtimmt. Auf die bezeichnete Weiſe wachſend führt der Irrthum zur Schuld. Jede Schuld aber trägt den Keim ihrer Strafe in ſich ſelbſt, und eben dadurch den Keim des beſſeren ſittlichen Erkennens;

mit dem klarſten ſittlichen Erkennen aber fällt das ſittliche Wollen zuſammen; Handeln und Erkennen werden Eines!

Unſer Auge iſt zu blöde, um die tauſendfache Verkettung unſrer Irrthümer mit unſern ſittlichen Verirrungen und ihrer Strafe verfolgen zu können. Wir bleiben bey der nächſten Veranlaſſung ſtehen; oder gehen nur wenige Schritte rückwärts. Dennoch wird ſich nur jene Verkettung deutlich genug entdecken, wenn wir es der Mühe werth finden, ihr nachzuforſchen.

Und hier oder nirgends, fuhr er fort, iſt das Feſte und Unwandelbare, was der Menſch bedarf, um muthig und vertrauend durchs Leben zu gehen. Der Zuſammenhang zwiſchen ſeinen Irrthümern, ſeiner Schuld und ihrer Strafe als ein nothwendiger, nach ewigen, unveränderlichen Geſetzen iſt der Bürge einer ſittlichen Weltregierung. Die Offenbarung erhebt den ſittlichen Glauben ſeiner Vernunft zur Gewißheit; und im Chriſtenthume erblickt er den unerſchütterten Stamm, an welchem die ſittliche Bildung der Menſchheit von achtzehn Jahrhunderten ſich hinauf ſchlingt.

Sie haben klar ausgeſprochen, ſagte ich, als er ſchwieg, was ich ſonſt minder klar gedacht habe. Auch mich hat mein Nachdenken oft auf jenen nothwendigen Zuſammenhang zurückgewieſen: wenn gleich die Idee deſſelben bey meinem Nachdenken mir weniger fruchtbar erſchien, als ſie bey ſchärferem Nachdenken, wie ich wohl ſehe, werden kann.

Laſſen Sie mich, verſetzte der Arzt, Sie nochmahls an das erinnern, was ich ſchon bemerkt habe, daß jede Idee erſt dann fruchtbar und kräftig ins Leben tritt, wenn ſie ganz unſer Eigenthum geworden, und ſich mit unſerm ganzen Weſen verwachſen iſt. Wenn aber die Überzeugung von einer ſittlichen Fortbildung vermöge jenes in den unveränderlichen Geſetzen der menſchlichen Natur nothwendig begründeten Zuſammenhanges, wenn, ſage ich, dieſe Überzeugung zur vollen Lebenskraft in uns gediehen iſt: dann hört auch das Leben auf, uns ein trübes, düſteres Räthſel zu ſeyn. Der frühe, oft entſcheidende Einfluß äußerer Einwirkungen, das Hinwelken der Blüthen jugendlicher Begeiſterung, die Mängel und Hinderniſſe unſerer Bildung, der Anblick fremder Verworrenheit, eignes wie fremdes Leiden, der freche Übermuth des Laſters, und die Schwäche der ſittlichen Kraft bey Einzelnen: Alles dieſes wird den, der jene Idee feſt ergriffen hat, und auf ſie Alles zu beziehen gewohnt iſt, wenig verwirren, und noch weniger erſchüttern können. Er wird nur um ſo mehr daran feſthalten, je gewiſſer ihm das Leben ohne jenes Princip als ein leeres, gehaltloſes Poſſenſpiel erſcheinen muß, deſſen Geſtalten eben ſo ſchnell als bedeutungslos vorüber rauſchen.

Gern, ſagte ich, als der Arzt jetzt ſchwieg, ſtimm' ich Ihnen bey in Allem, was Sie ſagen; und halte dieſe Unterredung mit Ihnen für einen ſchönen Gewinn, der, wie er es ſoll, benützt, mein ſittliches Streben nur fördern kann. Ich freue mich, Sie ſo gefunden zu haben, wie ich Sie in dieſer Unterredung und in der Sorge für Ihre Freunde kennen gelernt habe; und aufrichtig bitte ich Sie, freundlich der kleinen Zwiſte zu vergeſſen, welche durch die Verſchiedenheit unſrer Anſichten uber andre Gegenſtände während unſers kurzen Umganges veranlaßt wurden.

Vielleicht, erwiederte er, iſt auch dieſe Verſchiedenheit nicht ſo groß, als ſie auf den erſten Anblick ſcheinen könnte. Die Ehre unſrer Literatur liegt mir nicht weniger am Herzen, als Ihnen ſelbſt; und gern erkenne ich das mannigfaltige Gute an, was ſie in neuerer Zeit geleiſtet hat.

Aber dennoch, ſagte ich, ſcheinen Sie mir es ihr nicht ſo hoch, wie billig, zum Verdienſte anzurechnen, daß ein ſittliches Princip das herrſchende in ihr geworden iſt.

Allerdings, entgegnete mein Begleiter, rechne ich auch dieſes ihr zum Verdienſte an, wenn ich gleich dieſes Verdienſt unmöglich ſo hoch, als Sie ſelbſt anſchlagen kann. Die letzten Ereigniſſe der Zeit haben etwas unſanft an dem Gebaude des Ubermuthes und der Frivolitat gerüttelt, das zum Theil Nachäfferey fremder Thorheit allein aufgeführt hatte. Sie haben den Mangel eines ſittlichen Princips im Leben wie in der Literatur durch ernſte Mahnung uns fühlbar gemacht. Die Leztere erkannte richtig, daß ſie nur durch ein ſolches ihren hohen Beruf erfüllen, und erfreulich auf das Leben zurückwirken könne; eine Zurückwirkung, die in unſerer Zeit, durch das ſo allgemein gewordene Bedürfniß zu leſen, nothwendig eine bedeutende werden mußte. Doch ſo erfreulich, wie die Feſtſtellung eines ſolchen Zieles, haben ſich keineswegs die Beſtrebungen, es zu erreichen, bewieſen. Dieſes Tändeln und Spielen mit ſittlichen Ideen; dieſes Verſchwimmen und Verſchweben in überirdiſchen Gefühlen, die gelegenheitlich dennoch wieder mit ſinnlicher Äuſſerheit verſetzt werden; dieſe überſinnlichen Andeutungen und ahnungsvollen Poſſen, die ſich überall aufdrängen, und dem vernünftigen Manne überall anwidern: dieſe werden uns wahrlich nicht zum Ziele führen, und haben unſre Literatur mehr als billig in Verachtung gebracht. Auch in der Dichtkunſt will das Sittliche ſeine einfache Würde behaupten. Nur klar, und ſo hingeſtellt, daß auch das weite, faltenreiche Gewand die Umriſſe richtig erkennen laſſe, kann die ſittliche Idee erfreulich durch ſie auf das Leben zurückwirken; eine Forderung, die bisher weder die Poeſie des Ahnungsvollen, noch des Aberglaubens mit rühmenswerthem Erfolge erfüllt hat.

Sie meinen alſo, daß ich meine Perlenleſe aufgeben ſolle? ſagte ich, nachdem wir einmahl ſchweigend auf und nieder gegangen waren.

Ich meine, entgegnete mein Freund, daß Sie glücklicher ſind, als tauſend Andere, da Sie eine Hufe Landes beſitzen, die Sie Ihr Eigenthum nennen, und auf der Sie ein ſicheres Familienglück ſich begründen können. Es kommt allein auf Sie an, wie Sie dieſen Vortheil benützen werden.

Hm! Hm! ſagte ich — Sie meinen alſo — Die Reiſe nach B* hätte ich freylich gar zu gerne gemacht; doch — wir wollen ſehen.

Das Heu, ſagte ich, indem ich in meine grüne Erkerſtube trat, wo Guſtchen im Fenſter ſaß, und Seide abhaſpelte, iſt nun größtentheils herin, liebe Frau! und wenn das Wetter noch einige Tage ſchön bleibt, ſo können wir auch das Übrige noch trocken einbringen.

Morgen — ſagte ſie, indem ſie ruhig forthaſpelte — will ich dann auch gleich zum Flachſe ſehen laſſen. Wenn Alles gut geht, ſetzte ſie frohlich hinzu: ſo können wir heuer an die dreyhundert Thaler erſparen; und die ſollen mir die Grundlage zum Heirathsgute unſers Linchens geben.

Ich nahm einige Blätter des Papiers vom Tiſche, auf welches ſie ihre Seide aufwand. Es waren Bruchſtücke — meiner Collectaneenhefte!

Haſt du noch viele Seide aufzuwinden? mein Kind! fragte ich ſie.

Strohgelbe noch, ſagte ſie ganz unbefangen, und taubengrüne.

So! fragte ich, etwas gedehnt; und legte das Papier ihr wieder hin zu fernerem Gebrauche.

Ende.

Melpomene

oder

über das tragiſche Intereſſe.

Von

M. Enk.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bey Carl Gerold.
1827.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Keine ſeiner Arbeiten hat der Verfaſſer dem Publicum mit mehr Schüchternheit übergeben, als die gegenwärtige. Jede Schrift, deren Inhalt Kritik iſt, ſcheint dieſe, mehr als eine andere, herauszufordern: am meiſten eine Schrift über die tragiſche Dichtkunſt; einen Gegenſtand, über welchen faſt Jeder mit ſich ſelbſt im Reinen iſt, oder wenigſtens es zu ſeyn glaubt. Darum iſt es für den Verfaſſer einer ſolchen Schrift das Beſte, mit ſich ſelbſt darüber einig zu ſeyn, daß er denjenigen, welche über ſeinen Gegenſtand bereits im Reinen ſind, nichts zu ſagen habe. Rückſichtlich dieſer bleibt ihm dann nichts übrig, als ſie zu bitten, ihm großmüthig zu verzeihen, das Papier ganz unnützer Weiſe verderbt zu haben.

Andererſeits darf eine Schrift dieſer Art faſt mehr als eine andere darauf rechnen, nützlich zu ſeyn. Sie regt ihrer Natur nach zum Nachdenken an; ja man kann ſagen, daß ſie, wie die Kritik, ſo auch das Nachdenken herausfordere. Bey der großen Rückwirkung nun, welche die tragiſche Poeſie auf unſere Anſicht des Lebens überhaupt ausübt, und bey dem mächtigen Intereſſe, welches ſie, beſonders in der letzteren Zeit, allgemein erweckt hat, ſcheint das Nachdenken über ihre Erzeugniſſe faſt eben ſo nothwendig als erſprießlich zu ſeyn; und eine Schrift, die es ſich zum Ziele ſetzt, dieſes Nachdenken anzuregen, nicht ganz mit Unrecht darauf Anſpruch machen zu können, eine nützliche genannt zu werden.

Daß eine Arbeit dieſer Art es erwarten müſſe, mannigfaltigen Widerſpruch zu finden: darüber war der Verfaſſer vom Anfang her eben ſo gut mit ſich einig, als über den Vorſatz, jeden Widerſpruch unbeantwortet zu laſſen. Er iſt nämlich von jeher des Glaubens geweſen, jede Meinung gelte gerade ſo viel, als die Gründe, auf welche ſie ſich ſtütze: und in dieſer Überzeugung glaubt er die ſeinige überall eben ſo unbedingt ſich ſelbſt überlaſſen zu müſſen, als er dieſes gleichmüthig zu thun geſonnen iſt. Eben dieſe Anſicht hat ihn hin und wieder auch ſolchen berühmten Nahmen widerſprechen laſſen, für welche er ſonſt eines eben ſo aufrichtigen als dankbaren Verehrung ſich bewußt iſt.

Wahrſcheinlich wird man dem Verfaſſer den Vorwurf machen, Alles allzu einſeitig auf einen einzigen Geſichtspunkt bezogen zu haben. Darauf weiß er nun keine Antwort, als daß ihm jede Unterſuchung, wenn von dem eigenthümlichſten Weſen einer Sache, und nicht von der zufälligen Form die Rede iſt, nur eine einzige wahre Anſicht zuzulaſſen ſcheine. Ob die ſeinige hier die richtige; das zu entſcheiden iſt die Sache Anderer. Daß ſeine Anſicht vom Tragiſchen mit jener des verewigten Solger nahe zuſammentrifft, wird ihr bey denjenigen, deren Beyfall er am meiſten wünſcht, kaum zum Nachtheile gereichen; möge nur die Art, wie er dieſe Anſicht aufgefaßt, und eigenthümlich durchgeführt hat, ſich eben ſo gegründeter Anſprüche auf Billigung und Beyſtimmung erfreuen können!

Von kritiſchen Schriften hat er über ſeinen Gegenſtand, außer denjenigen, welche er im Verlaufe des Werkes anzuführen Veranlaſſung fand, nur wenige von Bedeutung geleſen. Belehrung konnte er wohl überall finden; aber er glaubte vor allen Andern das Verſtändniß der tragiſchen Kunſtwerke in dieſen ſelbſt ſuchen, und dabey jene Unbefangenheit des Urtheils ſich bewahren zu müſſen, welche über dem allzuhäufigen Leſen kritiſcher Schriften ſo leicht verloren geht.

Es iſt bey einer Schrift dieſer Art kaum vermeidlich, nicht ſowohl durch Lob, als durch Tadel Anſtoß zu geben. Wenigſtens leiteten den Verfaſſer der gegenwärtigen weder bey dem einen, noch bey dem andern, perſönliche Rückſichten. Solche Rückſichten ſollten überall aus dem Spiele bleiben; und daß dieſes nicht der Fall iſt, daß man ſich in dieſer Hinſicht ſo Vieles erlaubt, iſt eben eine von den Urſachen, daß unſere Literatur in der Achtung der Nation faſt mit jedem Tage mehr herabſinkt. Der Verfaſſer dieſer Schrift hat es ſo viel möglich vermieden, einen beſtimmten Tadel auszuſprechen; wenn er es aber ein paar Mahl ganz unumwunden gethan hat: ſo will er nicht läugnen, daß es mit ruhiger Überlegung geſcheben; ſo wie er wohl ſagen darf, daß nichts als die Überzeugung, eine unumwundene Äußerung ſey hier am rechten Orte, ihn dazu bewogen habe. Übrigens wird man Billigung und Mißbilligung nicht weiter ausdehnen dürfen, als das Einzelne hier dem Einzelnen zum Belege dienen ſollte.

Die Apologie des Wörtchens: Ich, iſt erſt jüngſt von Tieck auf eine ſo gute Art gemacht worden, daß der Verfaſſer die ſeinige ſich füglich erſparen zu können glaubt; ohne beſorgen zu müſſen, irgend jemanden durch den Gebrauch desſelben Ärgerniß zu geben.

Wien, am 20. October 1826.

Über
das tragiſche Intereſſe.

Wer das Gemüth zu Leid und Freude ſich
Durch Dichtung läßt bewegen, der gewinnt
An Kräften für Begegniſſe des Lebens,
Und hält ſo Freud' als Schrecken leichter aus,
Weil ihn das Spiel der Phantaſie drin ubte.

Die Albaneſerin. 4. Act. 1. Sc.

I.

Über den Begriff des Tragiſchen.

Der Begriff des Tragiſchen iſt ſehr verſchiedenartig beſtimmt worden. Auguſt Wilhelm Schlegel findet das Weſen desſelben in dem höchſten Grade des Ernſtes, das heißt, in der Richtung der Seelenkräfte auf den höchſten Zweck unſers Daſeyns, und in jener tiefen Wehmuth, welche in uns entſteht, wenn ſich uns die menſchliche Beſchränktheit mit ihrem Streben nach dem Unendlichen in einem entſprechenden Bilde darſtellt; welche Wehmuth allein in dem Bewußtſeyn eines über das Irdiſche hinausgehenden Berufes eine Schutzwehr finde*). Dagegen hat man eingewendet, »daß, wenn wir getröſtet werden durch den Gedanken an das Überirdiſche und Unendliche, ja eben dadurch jene Wehmuth aufgehoben werde, und daß uns dann die irdiſchen Zwecke, ſelbſt die geiſtigſten, ſo ernſthaft nicht mehr erſcheinen können, indem wir ſie gegen das Höhere verſchmähen müßten. Das Überirdiſche aber, worauf wir uns vorbereiten, und das wir durch eigne Kraft nicht zu erlangen vermögen, könne unmöglich ein Zweck genannt werden. Alles, wodurch wir über endliche Zwecke hinaus gingen, ſey eitle, leere Einbildung. Auch das Höchſte ſey für unſer Handeln nur in begränzter, endlicher Geſtaltung da; und eben darum ſey es an uns ſo nichtig, und gehe nothwendig mit uns und unſerm nichtigen Sinne unter; denn in Wahrheit ſey es nur da in Gott, und in dieſem Untergange verkläre es ſich als ein Göttliches, von welchem wir weder als endliche Weſen, noch als ſolche, welche mit ihren Gedanken ſcheinbar über das Endliche hinausſchweifen können, Theil haben würden, wenn es nicht eine unmittelbare Gegenwart dieſes Göttlichen gebe, die ſich eben in dem Verſchwinden unſerer Wirklichkeit offenbare. Die Stimmung nun, welcher dieſes unmittelbar in den menſchlichen Begebenheiten ſelbſt einleuchte, ſey die tragiſche Ironie *).« — Dieſe Beſtimmung, im Weſentlichen vollkommen richtig, läßt wenigſtens die Frage zurück: wie denn das Göttliche in unſerm Untergange ſich verkläre, und wie es im Verſchwinden unſrer Wirklichkeit ſich offenbare. — Andere haben das Tragiſche einen Kampf der menſchlichen Freyheit mit der Naturnothwendigkeit, und wieder Andere ein Mißverhältniß der menſchlichen Willenskraft zu den Lebensgöttern genannt. Prüft man nun dieſe und ähnliche Erklärungen etwas genauer, ſo findet man, daß ſie insgeſammt auf die Beſchränktheit der menſchlichen Kraft, und das Bedürfniß, das drückende Gefühl dieſer Beſchränktheit zu verſöhnen, baſirt, übrigens aber mehr oder minder ſchwankend und unbeſtimmt ſind. Daher hat man es zuletzt durchaus für eine Abſurdität erklärt, den Begriff des Tragiſchen als einen abſtracten, in einer einzigen Erklärung erſchöpfen zu wollen, und es am beſten gerathen gefunden, bey der lexikographiſchen Erklärung ſte-

---

*) A. W. Schlegels Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur. Zweyte Vorleſung.

---

*) Solgers Recenſion des genannten Werkes in den Wiener Jahrbüchern der Literatur. 1819. VII Band.

hen zu bleiben: tragiſch heiße dasjenige, was zur Tragödie gehöre, in ihr zweckmäßig ſey, oder auch von ihr herrühre; ja ſelbſt, was ihr durch ſeine Wirkung verwandt ſey. Wie peremtoriſch nun eine ſolche Erklärung auch klingen mag — immer wird ſie doch die Frage geſtatten müſſen: was denn eigentlich zur Tragödie gehöre, und was an der Tragödie denn eigentlich tragiſch ſey. Dadurch aber wird ein Verſuch, dieſes Eigenthümliche näher zu beſtimmen, ſich hinreichend rechtfertigen laſſen.

In dem bezeichneten Sinne nun, ſo wie überhaupt, kann man ſagen: Tragiſch ſey das Erliegen menſchlicher Kraft im Widerſtreit mit dem Walten einer ſittlichen Weltregierung.

Ich will es verſuchen, dieſe Erklärung vorläufig durch einige Beyſpiele deutlicher zu machen, und wähle zu dieſem Zweck den Philoktet des Sophokles; die Trojanerinnen des Euripides; den Othello des Shakſpeare; und den ſtandhaften Prinzen des Calderon de la Barca.

Unter den griechiſchen Fürſten, die zur Eroberung Trojas nach Aſien ſchifften, befand ſich auch Philoktet, des Sohn des Pöas, des Königs von Meliböa in Theſſalien. Auf der Hinfahrt wird er auf der kleinen Inſel Chryſe, als er ſich einem verfallnen, der Athene geweihten Altar nähert, von einer dieſen hüthenden Schlange in der Ferſe verwundet. Das Übel wird immer bösartiger; ſo daß die Griechen vor Troja zuletzt das Geſchrey des Gequälten, welches jedes Opfer ſtört, und den üblen Geruch ſeiner ſtets weiter freſſenden Wunde, nicht länger auszuhalten vermögen. Die Atriden und ihr Rathgeber Ulyß faſſen jetzt den Beſchluß, ihn auf der unwirthbaren Küſte von Lemnos auszuſetzen. Hier lebt der unglückliche Kranke, während der zehn Jahre, welche die Belagerung dauert, einſam und verlaſſen, nur mit Hülfe der nie fehlenden Pfeile, welche ihm Herkules, als er ſich auf dem Öta verbrannte, geſchenkt hatte, ſein Leben friſtend. Doch der gefangene Seher Helenus verkündigt den Atriden, daß Troja nur durch die Pfeile des Philoktet erobert werden könne. Sie ſenden alſo den ſchlauen Ulyß mit dem Sohne des Achilles, Neoptolem, nach Lemnos, um ſich des Philoktets, oder wenigſtens ſeiner Pfeile zu bemächtigen.

Angelangt auf Lemnos, ſpäht Ulyß den Aufenthalt des Unglücklichen aus, und unterrichtet ſeinen Gefährten, durch welche Liſt er dieſen fangen, und ſeiner Geſchoſſe ſich bemächtigen wolle. Neoptolems offne, gerade Seele verwirft Anfangs den Plan der Argliſt mit Unwillen; mehr begehrt er

Der That Mißglücken, als entehrten Sieg.

Dennoch läßt er ſich zuletzt von Ulyß überreden, in ſeinen Plan einzuſtimmen. Ulyß entfernt ſich, und der Chor beklagt die hülfloſe Lage des Philgktet. Helle, fernhertönende Schmerzenslaute verkünden die Ankunft deſſelben, und ein lauter Schrey des Entſetzens, wenn er irgend wo anſtößt. Mit frohem Erſtaunen hört er die Töne ſeiner Mutterſprache, und die warme Theilnahme, mit welcher er ſich nach dem Schickſale ſeiner Kampfgenoſſen erkundiget, gewinnt ihm die unſrige nicht weniger als ſein Elend. Rührend beſchreibt er dieſes, als er dem Neoptolem erzählt, wie die Atriden und Ulyß an der unbewohnten Küſte ihn zurück gelaſſen.

— Froh erblickend, wie vom Meergewoge matt
Ich ſchlief am Meerſtrand unter hohlem Felſendach,
Entflohn ſie treulos, wie dem Bettler kümmerlich
Mir wenig Lumpen laſſend, und dazu der Koſt

Geringe Nothdurft, wie ſie einſt auch ihnen ſey.
Jedoch in welch' Erwachen meinſt du, theures Kind,
Nach ihrer Abfahrt ſey vom Schlaf ich aufgewacht,
Mit welchen Thränen, welchem Angſtgeſchrey der Noth?
Den ganzen Schiffszug, welcher mich hierhergeführt,
Nicht mehr erblickend, keinen Mann auch überall,
Nicht einen Beyſtand irgend, nicht wer helfend auch
Dem Übel wehrte; ſondern rings umſchauend hier
Entdeckt' ich gar nichts außer Jammer ganz allein;
An dieſem aber reiche Füll', o Kind, gewiß.
Und Tag auf Tag verliefen dann mir Armen ſo,
Und unter dieſem engen Dach geb ich allein
Mir Pfleg und Wartung. Meinem Leib erwirbt die Koſt
Der Bogen hier nothdürftig, ſtets hochfliegende
Feldtauben werfend; aber wo mir Beute traf
Die ſehngeſchnellte Waffe, muß ich Armer dann
Mich jammervoll hinwinden, dorthinwärts den Fuß
Nachziehend. War mir dann ein Trank zu ſuchen auch
Und bey des Winters ausgegoßnem Eiſe wo
Holz abzubrechen, mußt ich das auskriechend ſelbſt
Zu Stande bringen. Wieder war kein Feuer da;
Und Stein am Steine reibend lockt ich kaum heraus
Den eingehüllten Funken, der mich ſtets erhält.
Denn nur bewohnbar durch das Feuer bringt die Kluft
Mir jede Nothdurft, außer nur nicht krank zu ſeyn.
V. 281 — 311.

Neoptolem erzählt jetzt, dem mit Ulyß verabredeten Plane gemäß, wie er ſelbſt von den Atriden bitter gekränkt, und im Begriffe ſey, nach Hauſe zu ſchiffen. Dringend beſchwört ihn Philoktet, ihn mitzunehmen.

Entſchließ dich, nimm und wirf mich wo du willſt hinein,
Zum Unterraum, ans Steuer, an den Schnabel, wo
Ich quäl' am wenigſten deine Schiffsgenoſſenſchaft.
Gewähr' es bey dem Zeus der Flehenden, theures Kind!
Gib nach! zu Füßen fall' ich dir, wiewohl geleert

Von Kräften, lahm, ich Armer! Nicht verlaſſe mich
So ſchrecklich einſam, ganz von Menſchentritten fern.
V. 495 — 501.

Neoptolem verſpricht ihm Gewährung. Inzwiſchen erſcheint, als Kaufmann verkleidet, ein Schiffsgefährte des Ulyß, und erzählt, dieſer nahe mit einem Geſchwader, um auf den Ausſpruch des Sehers den Philoktet nach Troja zurück zu führen. Philoktet dringt jetzt in den Sohn des Achilles, zu eilen, und vertrauungsvoll übergibt er ihm ſein höchſtes, ſein einziges Gut, ſeinen Bogen. Doch in dem Augenblick, wo er mit Neoptolem weggehen will, ergreift ihn ein heftiger Anfall ſeiner Krankheit. Erſt ſucht er mit der höchſten Anſtrengung den Schmerz zu verbergen; aber immer wilder fällt dieſer ihn an. Dunkel trieft ihm aus der Wunde des Blutes Sprudel; er ahnet neue, noch größere Peinen; er fleht um den Tod, er redet irre, er ſchaut in ſtarrem Wahnſinn in den Kreis der Sonne. Die Qual übermannt ihn, und er ſinkt in einen betäubenden Schlummer. Ohnmächtig erliegt die erſchöpfte Natur ihrem mächtigſten Feinde, dem phyſiſchen Schmerze.

Erwacht aus dem Schlummer, dankt Philoktet gerührt ſeinen Freunden, daß ſie, was er nicht hoffte, ſeine Geneſung abgewartet. Er erhebt ſich, um den Weg zum Schiffe anzutreten. Doch der edle Neoptolem erträgt es nicht länger, als Werkzeug fremder Argliſt, den Vertrauenden zu täuſchen. Offen entdeckt er den Plan, ihn ins griechiſche Lager vor Troja zurück zu führen. Philoktet bricht in laute Klagen und Verwünſchungen gegen ſeine Feinde aus. Schon ſchwankt Neoptolem, vom Mitleid ergriffen, unſchlüſſig, was er thun ſoll, als Ulyß erſcheint, den Philoktet mit Gewalt wegzuführen droht, und als dieſer ſchwört, ſich lieber das Haupt zu zerſchellen, als ſolches zuzugeben, den Neoptolem mit ſich fortzieht, zufrieden, wenigſtens die verhängnißvollen Geſchoſſe des Herkules gewonnen zu haben, und den Unglücklichen, des einzigen Mittels beraubt, ſein Leben zu friſten, der hülfloſen Verzweiflung überlaſſend. Aber bald kehrt Neoptolem vom Strande zurück, um ihm ſeine Pfeile wieder zurück zu ſtellen, und ihn durch ſanfte Überredung zu bewegen, die Reiſe nach Troja anzutreten. Vergebens! Unverſöhnlich lebt in Philoktets Bruſt das Gefühl der von den griechiſchen Heerführern erlittenen Beleidigungen; er fürchtet neue Kränkungen; und lieber will er ſeine bisherige Verlaſſenheit ertragen, und den Tod ſelbſt wählen, als zur Ausführung ihres Unternehmens, das ohne ihn nicht vollbracht werden kann, mitwirken; ja er bewegt den Neoptolem ſelbſt zu dem Entſchluß, die Rückkehr nach Troja aufzugeben, und ihn in ſein Vaterland zurück zu führen. Der Knoten iſt jetzt ſo feſt geſchürzt, daß nur ein Gott ihn löſen kann. Herkules erſcheint, und befiehlt dem Philoktet die Rückkehr nach Troja; doch ſoll er dort Heilung finden, und zugleich einen unſterblichen Ruhm gewinnen. Nach einem wehmüthigen Abſchied von ſeiner Wohnung, und von den Felſen, Quellen und Nymphen ſeines bisherigen Aufenthaltes, geht er, um ſich nach der Küſte einzuſchiffen,

Wo Freundesbeſchluß und die Übergewalt
Der verhängenden Götter ihn hinlenkt. —

Wie tief auch Philoktets Leiden und die hülfloſe Verlaſſenheit ſeines Jammers an ſich ſelbſt uns rühren mögen, ſie erhalten erſt dadurch eine höhere Bedeutung, daß ſie auf Veranſtaltung der Götter ihn getroffen haben. Deutlich ſpricht Neoptolem dieſes gegen ihn ſelbſt aus:

Du krankſt an ſolchem Leiden durch der Götter Loos,
Der Chryſe ſtillem Hüther, der den entblößten Herd
Verſteckt bewachte, der Tempelſchlang' hinangenaht *).
V. 1368 — 71.

Und noch beſtimmter äußert er ſich früher darüber gegen den Chor, als dieſer die hülfloſe Lage des Philoktet bejammert:

Nichts ſcheint mir hier verwundrungswerth.
Denn göttlich, wofern ich es einſehn mag,
Nahete ſolches Weh' nun dieſem daher,
Durch Chryſes erzürnt grimmvolles Gemüth.
Was aber er trägt, der Verpfleger entblößt,
Auch ſolches iſt nicht ohn' göttlichen Fleiß,
Daß nicht er zuvor auf die troiſche Burg
Spanne der Gottheit unbezwinglich Geſchoß,
Ehe die Zeit naht, da verkündigt ihr ward,
Daß dieß ſie gewißlich hinabbeugt.
V. 191 — 201.

Philoktets Leiden erſcheinen hier nicht allein als die Folgen ſeiner Schuld, wie der Grieche ſich jede ſchwere und langwierige Krankheit zu denken gewohnt war: ſie ſollen ihn zugleich hindern, gegen den Willen der Götter Troja mit ſeinen unbezwinglichen Geſchoſſen früher anzu-

---

*) Man hat den Sophokles getadelt, daß er von der Sage abgegangen, der zu Folge einer von den Pfeilen des Herkules verwundend auf Philoktets Fuß fiel, weil er den Eidſchwur verletzt hatte, das Grab ſeines Freundes nicht zu entdecken. Es iſt nicht zu läugnen, daß in dieſer Sage ein wirkſames tragiſches Motiv liege. Aber würde der mit Meineid und Freundesverrath beladene Philoktet unſere Theilnahme noch eben ſo ſtark erregen, und würde das Walten der Gottheit in ſeinen Leiden ſich noch eben ſo rein verklären, als bey der von Sophokles gewählten Behandlung?

greiſen, als der Fall desſelben in ihrem Rathſchluſſe beſtimmt war. Auf gleiche Weiſe erhalten Philoktets unverſöhnlicher Haß gegen ſeine Feinde, und ſein Entſchluß, durch verweigerte Mitwirkung ihr ganzes Unternehmen zu vereiteln, erſt dadurch ihre tragiſche Kraft, daß ſie durch die Erſcheinung des Herkules vernichtet werden. Gleich nichtig wie die Argliſt des Ulyß und die Überredungsgabe des Neoptolem, zeigt ſich der eigenwillige Haß des Philoktet: und der Ausſpruch der Götter aus dem Munde ſeines ſelbſt zum Gott erhobenen Freundes beſtimmt ihn zuletzt nach ihrem Rathſchluß eine Unternehmung zu fördern, welche zu hemmen er unbedenklich die herbſten Leiden, und den Tod ſelbſt erdulden wollte.

Ich will gern zugeben, daß ſich in den Trojanerinnen des Euripides alle jene Fehler wirklich finden, welche die Kunſtrichter ſo glücklich geweſen ſind darin zu entdecken. Nur davon ſoll mich kein Kunſtrichter von der Welt überreden, daß ſie nicht groſartig gedacht, und auf eine groſartige Wirkung berechnet ſeyen. Dieſe Wirkung aber bringen ſie nicht hervor durch die Maſſe des Unglücks, welches der Dichter darin angehäuft, ſondern durch den Standpunkt, auf welchen er uns dabey geſtellt hat. Der gröſte Vorwurf, welchen man dieſem Stücke gemacht hat, iſt der Mangel inneren Zuſammenhanges. Aber alle dieſe mannigfaltigen Gruppen des Jammers, jede für ſich allein erſchütternd und tragiſch genug, werden zuſammengehalten durch die Vorſtellung, wie dieſe Fluth des Elends über Troja hereingebrochen ſey, einerſeits durch die Eigenſucht gewaltthätiger Leidenſchaften, und andrerſeits durch den Zorn der beleidigten Götter. Ungeheure Frevel ſind dabey von den Siegern begangen, und Athenens Heiligthum ſelbſt iſt durch die Entehrung ihrer Prieſterin geſchändet worden. In trunkenem Übermuth theilen ſie jetzt die Beute, der Scheu vor den Göttern, wie der Pflichten der Menſchlichkeit vergeſſend. Darum harrt auch ihrer ſchon das ſichere Verderben. Die Scene, in welcher Kaſſandra die hochzeitliche Fackel zum ehebrecheriſchen Bündniß mit Agamemnon ergreifend, im pythiſchen Wahnſinn dieſes Verderben vorausſagt, erfüllt das Gemüth mit wahrem Entſetzen. Doch nicht dieſes Licht allein läßt der Dichter auf die dunklen Scenen des Jammers und der Frevel fallen. Im Prolog treten Poſeidon und Athene auf, die letztere den Beyſtand des erſteren zum Untergang der früher von ihr begünſtigten Griechen heiſchend:

Damit ſie künftig ihre Tempel ehren
Und Scheu zu tragen vor den Göttern lernen.
— — — — — — — — — — — —
Denn thöricht ſind, die, wenn geſtürzt ſie Städte,
Die Tempel, Gräber, und der Todten Weiheſtätten
Verödten; bald ereilt ſie ſelbſt Verderben. —

Anderer Art iſt Shakſpeares Othello. Unter allen Vorzügen, welche man an dieſer Schöpfung des Genius bewundert, wird gerade der weſentlichſte gewöhnlich am wenigſten gewürdigt. Gewöhnlich legt man zu viel Gewicht auf die Kunſt, mit welcher Jago dem Mohren ſeine Fallſtricke bereitet. Sey aber dieſer Jago ſonſt ein auch noch ſo ſchlauer, liſtiger Teufel — und das iſt er allerdings — um Othellos Eiferſucht zu reitzen, und ſie bis zum Wahnſinn zu ſteigern, kann er neun Zehntheile ſeiner Schlauheit ruhig ungebraucht laſſen. Die Kunſt, mit welcher Shakſpeare die furchtbare Gewalt dieſer Leidenſchaft im Charakter des Othello aus ihr ſelbſt entwickelt hat, iſt der Triumph des Dichters. In Othellos heißem, ſtürmiſchen Blut entwickeln ſich ihre giftigen Keime mit unaufhaltſamer Schnelligkeit, und wuchern ſo üppig fort, daß ſie zuletzt jedes Gefühl der Menſchlichkeit erſticken. Von Allem, was ihre gewaltſamen Ausbrüche zügeln könnte, von der zarten Schonung und Erhebung ſittlicher Liebe, vor der Gewohnheit beſonnener Mäßigung, vom edlen Stolz eines ruhigen Selbſtgefühls, iſt nichts in ihm vorhanden. So reißt ſie ihn denn mit unbändiger Gewalt in den Strom der feindſeligſten Gefühle, und zu jener furchtbaren Kataſtrophe fort, in welcher er mit ſeinem Opfer zugleich ſelbſt zu Grunde geht, und in der wir ſchaudernd erkennen, wie eine höhere Weltordnung die Keime des Verderbens in die Leidenſchaft ſelbſt eingeſchloſſen habe.

In Calderons ſtandhaftem Prinzen erſcheinen die Brüder des Königs von Portugall, Don Fernando und Don Enrique, an der afrikaniſchen Küſte, um ſich Tangers zu bemächtigen. Sieger im erſten Gefechte, wird Fernando in einem zweyten gefangen. Der König von Fez erklärt ſich ſogleich bereitwillig, ihn gegen die Zurückgabe von Ceuta, das ſich in den Händen der Portugieſen befindet, frey zu laſſen. Enrique bringt die Nachricht von Fernandos Gefangenſchaft nach Portugall. Der Kummer über das Schickſal ſeines Bruders tödtet den König; doch befiehlt er in ſeinem Teſtamente, ſeinen Bruder auf die vorgeſchlagene Bedingung zu löſen. Enrique kehrt mit dieſem Auftrage nach Afrika zurück; doch Fernando erklärt, daß er lieber Alles erdulden, als zugeben wolle, daß Ceuta als Preis für ſeine Freyheit hingegeben, und der Dienſt des wahren Gottes in dieſer Stadt dem Aberglauben der Mohren aufgeopfert werde. Die bisherige Schonung des Königs verwandelt ſich jetzt in die härteſte Grauſamkeit, und es folgt eine Reihe von Mißhandlungen, die der Prinz mit religiöſem Heroismus erträgt, bis die erſchöpfte Natur ihr Übermaß nicht mehr auszuhalten vermag.

Ein zweytes Heer landet jetzt unter der Anführung des Königs an Afrikas Küſten. Ein mohriſches Heer rückt in der Nacht heran, um es zu überfallen; aber Fernandos Geiſt im Ordensmantel, eine lodernde Fackel in der Hand, ſtellt ſich an die Spitze der Seinigen, und führt ſie zum Siege. Er ſelbſt iſt untergegangen in irdiſcher Beſchränkung; aber aus ſeiner Aſche ſproſſen der Sieg und die Freyheit des Glaubens, deſſen Verklärung die Vorſehung an ſeinen Untergang geknüpft hatte.

So viel mag hier vor der Hand über den Begriff des Tragiſchen genug ſeyn. Was zur vollſtändigeren Entwicklung desſelben gehört, ſoll in einem der folgenden Abſchnitte auseinandergeſetzt werden.

2.

Quellen des tragiſchen Intereſſe. Äußeres und inneres Intereſſe der tragiſchen Fabel.

Quelle des tragiſchen Intereſſe kann im Drama Alles genannt werden, wodurch die tragiſche Stimmung im Gemüthe des Leſers oder des Zuſchauers durch die Dichtung ſelbſt hervorgebracht, oder geſteigert wird. Eine tragiſche Stimmung aber, oder wenn man lieber will, eine tragiſche Wirkung iſt diejenige, welche dem Zwecke der Tragödie, das Gemüth durch die dramatiſche Darſtellung des Erliegens menſchlicher Kraft im Widerſtreit mit dem Walten einer ſittlichen Weltordnung zu erheben und zu reinigen, entſprechend iſt.

In dem bezeichneten Sinne nun kann das tragiſche Intereſſe ſechsfacher Art ſeyn: 1) das äußere Intereſſe der Fabel; 2) das innere Intereſſe der Fabel; 3) das Intereſſe der Durchführung der tragiſchen Idee; 4) das Intereſſe der Charaktere; 5) das Intereſſe der Leidenſchaften; 6) das Intereſſe der Behandlung des tragiſchen Stoffes. Keine von dieſen ſechs Arten des tragiſchen Intereſſe vermag für ſich allein eine tragiſche Wirkung hervorzubringen; aber eben ſo wenig iſt es nothwendig, daß ſie alle zuſammentreffen, um dieſe zu erzielen. Daß die Ordnung, in welcher ſie hier aufgezählt werden, keine Rangordnung nach ihrem Werthe, ſondern eine willkürliche ſey, wird ſich auf den erſten Blick erkennen laſſen.

Äußeres Intereſſe der tragiſchen Fabel.

Unter dem äußeren Intereſſe der tragiſchen Fabel verſtehe ich dasjenige, welches aus dem äußeren Zuſammenhange derſelben mit irgend einer großen hiſtoriſchen Begebenheit hervorgeht, die ihr bald zur Grundlage, bald zum Hintergrunde dient. Ein äußeres mag es mit Fug genannt, und von dem inneren geſchieden werden, da es mit der tragiſchen Fabel, *als einem in ſich ſelbſt abgeſchloſſenen Ganzen*, unmittelbar weder als Urſache, noch als Wirkung zuſammenhängt.

Wenn aber auch dasjenige, woraus dieſe Art von Intereſſe entſteht, nicht zu den nächſten und nothwendigen Motiven der tragiſchen Fabel gehört: ſo muß es doch jederzeit innig mit ihr verbunden ſeyn, und darf ihr nicht willkürlich aufgedrungen werden. Wo daher dieſe Art von Intereſſe nicht im Stoffe ſelbſt liegt: da muß der Dichter auch gar nicht daran denken, ſeinen Stoff dadurch heben zu wollen. Ein ſolches Beſtreben kann allein zu zweckloſen Declamationen führen, die das innere Intereſſe ſchwächen, indem ſie es verſtärken ſollen. Keiner Dichtungsart läßt ſich weniger etwas Fremdartiges und Überflüſſiges aufdringen, als der Tragödie. Was hier nicht unmittelbar zum Ziele führt, führet immet, und meiſtens weiter davon abwärts, als es der Dichter ſich träumen läßt.

Wo aber jenes Intereſſe im Stoffe ſelbſt liegt: da ſchadet der Dichter ſeinem Werke gewiß ſehr weſentlich, wenn er es ungebraucht läßt. So hat, zum Beyſpiel, Heinrich von Collin in ſeinem *Balboa* den Vortheil wenig benützt, welchen der Stoff ihm anboth, dieſe Tragödie durch ein kraftiges Gemählde jener Zeit kecken Heldenmuths zu heben, in welcher die Handlung ſpielt, und lebendig die großen, verſchiedenartigen Intereſſen hervortreten zu laſſen, welche ſie hervorrief. Zuverläſſig aber iſt eben dadurch der Charakter des Helden unkräftiger als billig, und das Ganze überhaupt etwas haltungslos geworden.

Im Gegentheil iſt Göthes natürliche Tochter ganz dazu geeignet, uns erkennen zu laſſen, wie das äußere Intereſſe den Stoff belebe, und auf welche Weiſe es ihn durchdringen müſſe. Man nehme dieſem Stück den ernſten Hintergrund einer unheilſchwangern Zeit, die wie eine ſchwere Gewitternacht über Eugeniens heiterm Blüthenleben heraufzieht, und es iſt vielleicht, was man ihm mit ſo großem Unrecht vorgeworfen hat, »marmorglatt und marmorkalt.« Die Ahnung der Schrecken aber, welche dieſe Nacht gebären wird, erfüllt uns mit einem deſto bangeren Grauen, da wir ſehen, wie diejenigen, welche im Geheimen das furchtbare Werk [illegible] nach ſchonungsloſer Willkür das heitre Glück eines edlen Weſens zerſtören, welches ihnen durch die heiligſten Bande verwandt iſt. Die tückiſche Gewaltthat, welche an Eugenien verübt wird, hängt unmittelbar feſt mit jenen verbrecheriſchen Entwürfen zuſammen: und minder würde uns das Loos der Geopferten rühren, wenn uns nicht ein Blick in die nächſte Zukunft zeigte, wie Eugeniens friſche Lebensluſt in der dumpfen Gewitterſchwüle, welche jener vorangeht, nothwendig hinwelken und erſterben müſſe.

Von dem äußeren Intereſſe der Fabel muß man das ſubjective Intereſſe derſelben unterſcheiden; jenes nämlich, welches daraus entſteht, daß das äußere oder innere Intereſſe der tragiſchen Handlung mit einem großen Intereſſe der Gegenwart oder der nächſten Vergangenheit zuſammentrifft. Es iſt leicht einzuſehen, wie mächtig die Wirkung einer tragiſchen Dichtung erhöht werden müſſe, wenn das Intereſſe derſelben mit einem anderen zuſammentrifft, welches in dem Gemüthe des Zuſchauers bereits lebendig vorhanden iſt; aber eben ſo leicht iſt es zu begreifen, wie dieſe Wirkung nur eine vorübergehende, mit dem Intereſſe der Zeitbegebenheit verſchwindende ſeyn könne, wenn das Intereſſe des Stückes allein aus ſeiner Beziehung zu einer ſolchen hervorgeht. Jedes Erzeugniß der tragiſchen Dichtkunſt ſoll durchaus als ein ſelbſtſtändiges auftreten. Will uns daher der tragiſche Dichter die Gegenwart im Spiegel der Vergangenheit zeigen: ſo wähle er einen Stoff, welcher dieſer Abſicht entſpricht; aber er hüthe ſich, die Begebenheiten oder die Charaktere gewaltſam zu verzerren, und Anſpielungen und Beziehungen hineinzulegen, die den einen wie den andern fremd ſind; er opfere nie das höhere Intereſſe dem niederen, die dauernde Wirkung der vorübergehenden auf. Fehlt es in unſerer Literatur gleich keineswegs an Beyſpielen einer glücklichen Benützung des ſubjectiven Intereſſe: ſo will ich dennoch lieber, aus begreiflichen Gründen, auf eines aus dem Alterthume hinweiſen. Wenn man die Perſer des Äſchylus liest, ſo weiß man kaum, ob man mehr die poetiſche Kraft ihres Urhebers, oder die beſonnene Weisheit und Mäßigung bewundern ſoll, welche bey der Behandlung ſeines Stoffes ihn leitete. Nicht zum Spiegel für das ſtolze Selbſtgefühl der ſiegestrunknen Griechen machte ſie der Schöpfer der Tragödie; ſondern zum Spiegel der großen tragiſchen Idee, daß der freche Übermuth, welcher der Götter und des Wechſels aller menſchlichen Dinge vergißt, durch eine höhere Macht gebeugt und gebrochen werde. Dennoch lag der Mißgriff hier dem Dichter ſo nahe, der für die Sieger bey Marathon und bey Salamis dichtete, und den entſcheidenden Kampf ſelbſt mitgefochten hatte. Wie ſich aber ſeinem erhabenen Geiſte die Richtigkeit aller menſchlichen Größe im Falle des perſiſchen Heerführers mit erſchütternder Wahrheit abſpiegelte: ſo hielt er treu dieſen Spiegel ſeinen ſiegberauſchten Mitbürgern vor. Die Perſer des Äſchylus beſtätigen vielleicht mehr als irgend eine andere Tragödie, wie das große poetiſche Genie, weil es von der Wahrheit und Erhabenheit der tragiſchen Idee im Innerſten ergriffen iſt, eben darum über alle kleinlichen Fehler und Mißgriffe erhaben ſey.

Inneres Intereſſe der tragiſchen Fabel.

Weit wichtiger jedoch, als das äußere, iſt das innere Intereſſe der Fabel, dieſe betrachtet als eine Reihe von Veränderungen, die, ausgehend von einem freyen Entſchluß, nach ihrem nothwendigen Zuſammenhange mit dieſem Entſchluß, oder mit äußeren Einwirkungen, auf eine tragiſche Wirkung abzielen. Wie nun das tragiſche Intereſſe im Allgemeinen auf einem Gegenſatze beruht, nämlich auf dem Gegenſatze zwiſchen dem Streben menſchlicher Kraft, und den Geſetzen einer ſittlichen Weltordnung, und wie die tragiſche Fabel den Forderungen, welche an ſie gemacht werden müſſen, nur in ſo fern entſpricht, als ſie dieſen Gegenſatz zur lebendigen Anſchauung bringt: ſo beruht auch das beſondere Intereſſe derſelben auf einem ſolchen Gegenſatze, wodurch theils jener höchſte Zweck der tragiſchen Dichtkunſt erreicht, theils ſympathetiſche Gefühle lebhaft in uns angeregt werden ſollen. Drey Stücke aber ſind es, die überall unſere Entſchlüſſe, wie den Erfolg unſerer Beſtrebungen entſcheiden: Pflicht, Neigung, und der Einfluß äußerer

Verhältniſſe. Daraus nun ergeben ſich vier verſchiedene Gegenſätze.

1. Der Gegenſatz zwiſchen Pflicht und Pflicht.
2. Der Gegenſatz zwiſchen Neigung und Neigung.
3. Der Gegenſatz zwiſchen Pflicht und Neigung.
4. Der Gegenſatz zwiſchen den Beſtrebungen, zu welchen wir entweder durch Pflicht, durch Neigung, oder durch beyde zugleich beſtimmt werden, und zwiſchen den äußeren Bedingungen eines ihnen entſprechenden Erfolges.

Kaum braucht es dabey bemerkt zu werden, daß der Ausdruck Neigung hier auch für das Gegentheil gebraucht werde, indem jeder Abneigung eine poſitive Neigung zum Grunde liegt; und daß auch jener überwiegende Einfluß derſelben darunter zu verſtehen ſey, durch welchen ſie ſich als Leidenſchaft zu erkennen gibt.

Wichtiger iſt es zur Vermeidung jedes Mißverſtändniſſes Folgendes hinzuzuſetzen.

Kein Gegenſatz, bey welchem Pflicht oder Neigung ins Spiel treten, kann als ein reiner Gegenſatz betrachtet werden. Dieſes iſt ſchon daraus klar, daß die Natur unſere heiligſten Pflichten, die der Eltern-, Kinder-, Geſchwiſter- und Gattenliebe an die Neigung geknüpft hat. Eben ſo vermag im Gegentheil auch die heftigſte Leidenſchaft das Anerkennen der ihr entgegenſtehenden Verpflichtung nie gänzlich abzulehnen. Übrigens können in einer und derſelben Fabel mehrere Gegenſätze Statt finden: obwohl das tragiſche Intereſſe immer zunächſt von einem unter denſelben vorherrſchenden ausgehen wird.

Ich wende mich jetzt zur Betrachtung der einzelnen Gegenſätze.

1. Wenn die Moralphiloſophen behaupten, daß ſtrenge genommen durchaus kein Gegenſatz der Pflichten denkbar ſey, indem die Vernunft nicht ſich ſelbſt widerſprechen, und uns zu gleicher Zeit zwey entgegengeſetzte Handlungen befehlen könne: ſo kommt ein ſcheinbarer Widerſpruch dieſer Art im Leben ſelbſt darum nicht minder häufig vor. Was ihn aber hier erzeugt, iſt nicht das zweifelhafte Gewicht zweyer entgegengeſetzter Verpflichtungen: ſondern der Umſtand, daß die Neigung das ihrige in die eine von beyden Wagſchalen wirft, und indem ſie dadurch die handelnde Perſon zur Erfüllung der einen Pflicht beſtimmt, die Erfüllung der entgegengeſetzten ihr eben dadurch um ſo ſchwerer macht. Bey der dramatiſchen Behandlung dieſes Gegenſatzes kommen demnach vorzüglich zwey Stücke in Betrachtung: ein Mahl die Unterordnung der einen Verpflichtung unter eine andere nach dem Ausſpruche der geſetzgebenden Vernunft; und dann der Antheil der Neigung, welcher mit einer von beyden Verpflichtungen in Verbindung tritt.

Es ſcheint keines weitläufigen Beweiſes zu bedürfen, daß auch der Dichter bey der Behandlung des Gegenſatzes zwiſchen Pflicht und Pflicht die Unterordnung der geringeren Pflicht unter die höhere nach dem Ausſpruche der geſetzgebenden Vernunft berückſichtigen müſſe. Dieß iſt natürlich nicht ſo zu verſtehen, als ob der Fall, in welchem die handelnde Perſon die höhere Pflicht der geringeren Pflicht aufopfert, als gänzlich undramatiſch verworfen werden müßte. Auch dieſer Fall kann allerdings dramatiſche Motive darbiethen; doch gewiß nur ſelten; außer wenn eine mächtige Neigung ſich auf die Seite der geringeren Verpflichtung ſtelle, wodurch aber der Gegenſatz zwiſchen Pflicht und Pflicht ſelbſt aufgehoben wird, und jener zwiſchen Pflicht und Neigung an ſeine Stelle tritt. Immer wird aber der Dichter Sorge tragen müſſen, den richtigen ſittlichen Geſichtspunkt feſt im Auge zu behalten, und durch jede Verrückung desſelben ſeinem Werke gewiß entſchiednen Schaden bringen. Unſer ſittliches Gefühl wird ſonſt dadurch beleidigt, die Reflexion zum Nachtheil des dramatiſchen Intereſſe allzu lebhaft angeregt, und dieſes durch Beydes, wenn nicht zerſtört, doch ſicher ſtark vermindert werden *).

Eine eben ſo ſtrenge Berückſichtigung des ſittlichen Gefühls erfordert die Auffindung und Behandlung der Motive, welche die handelnde Perſon beſtimmen, die eine Pflicht der anderen aufzuopfern. Wenn eigennützige oder ſelbſtſüchtige Beweggründe die Triebfeder davon ſind, ſo wird uns die Verletzung der ſittlichen Rückſicht nicht nur als eine ſolche allein beleidigen: ſondern die Selbſtſucht wird uns um ſo haſſenswerther erſcheinen, wenn ſie mit Bewußtſeyn, oder mit kläglicher Selbſttäuſchung ſich hinter der Maske der Tugend zu verbergen ſucht.

Daß die Neigung, das Wort in dem Sinne genommen, in welchem es hier überall gebraucht wird, nicht

---

*) Wenn die handelnde Perſon aus Irrthum oder durch den Einfluß einer Neigung, die übrigens nicht ſo entſcheidend hervorträte, daß der Gegenſatz zwiſchen Pflicht und Pflicht dadurch aufgehoben würde, die höhere Pflicht der geringeren aufopferte, und die unglückliche Wendung ihres Schickſals *gerade von dieſem Punkte* ausginge: ſo könnte allerdings eine tragiſche Wirkung entſtehen; allein ſie würde ſich eben wieder auf den Sieg und die Rechtfertigung der höheren ſittlichen Idee gründen.

über das Pflichtgefühl hinausgehen dürfe, iſt ſchon daraus klar, weil ſonſt der Gegenſatz zwiſchen Pflicht und Pflicht aufgehoben, und ein anderer an ſeine Stelle treten würde. Bis auf welchen Grad aber die Neigung in Verbindung mit dem Pflichtgefühl ſteigen dürfe, muß die Beſchaffenheit des Stoffes beſtimmen. Nicht mit Unrecht glaube ich annehmen zu dürfen, daß hier die Antigone und die Elektra des Sophokles einerſeits, und andererſeits die Choëphoren des Äſchylus die beyden äußerſten Gränzpunkte am ſchicklichſten bezeichnen werden.

Wie uns die Welt der griechiſchen Sagen den Menſchen überall in Verbindung mit den Göttern zeigt, entweder in thörichtem Dünkel ihrem Willen widerſtrebend, oder unmittelbar von ihnen geleitet; und wie die daraus hervorgegangene Verſchmelzung der Religion mit dem Leben, ſelbſt in der ſpäteren, nur noch nicht ganz verderbten Zeit, als ein Grundzug ſo lange erkennbar bleibt, als die Anmaßung gehaltloſer Überfeinerung das Band zwiſchen dem Menſchen und dem Göttlichen nicht gänzlich zerriſſen hatte: ſo haben auch Äſchylus und Sophokles ihre herrlichſten Schöpfungen auf keine andere, als auf dieſe Grundlage gebaut; und wenn ſie das Gemüth nicht allein mächtiger ergreifen und tiefer rühren, als es den Neueren nur ſelten gelungen iſt: ſo wird man davon kaum einen näheren Grund, als den bezeichneten angeben können. Es iſt heilige Religionspflicht, was Antigonen beſtimmt, mit der edelſten Selbſtaufopferung gegen Kreons Befehl die Leiche ihres Bruders zu beſtatten. —

Es war ja Zeus nicht, der den Heroldsruf geſandt,
Noch Dike, jener untern Macht Mitwohnerin,
Die ſolche Satzung ſtellten auf den Sterblichen!
Auch hielt ich niemahls deinen Spruch von ſolcher Kraft,

Um über alle wandelloſ', unſchriftliche
Göttliche Gebothe, ſterblich nur, hinauszugehn.
Denn heute nicht, noch geſtern, nein es leben die
Ohn' Ende; niemand wußte, wenn ſie kamen, auch.
Für dieſe möcht' ich nimmer eines Sterblichen
Bedünken ſcheuend, bey den Göttern Züchtigung
Ausſtehn. Der Tod war ſicher mir; [illegible] anders auch?
Und wenn du nichts ausriefeſt. Doch wenn vor der Zeit
Er nun mich hinnimmt, halt ich für Gewinn es nur.
Denn wer in mannigfalt'ger Noth, der meinen gleich
Lebt, wie verſchaffte dieſem nicht der Tod Gewinn?

V. 446 — 470.

Und früher, als Ismene ihr Vorhaben mißbilliget:

— wenn ſelbſt ſogar
Du wollteſt, ungern nähm' ich dich zur Helferin.
Nein, handle wie dir dünket. Ich begrabe den
Allein. Mit Freuden ſterb' ich dann nach dieſer That.
Beym lieben Freunde lieg' ich dann geliebt, dieweil
Heiligen Betrug ich übte: denn den Untern muß
Ich längre Zeit gefallen, als den Hieſigen.
Denn immer lieg' ich dort einmahl.

V. 69 — 76.

Hier zeigt ſich die Neigung faſt auf gleicher Höhe mit dem Pflichtgefühl, und die zärtlichſte Geſchwiſterliebe iſt mit dem heldenmüthigen Entſchluſſe, die den Griechen ſo heilige Pflicht gegen Abgeſchiedene zu erfüllen, ſo innig verbunden, daß beyde aus dem Boden dieſes reinen Gemüthes als ein einziger Stamm hervorgewachſen zu ſeyn ſcheinen. Aber nicht auf dieſe Weiſe allein erregt Antigone unſere Theilnahme. Kein Jammer iſt, wie ſie ſelbſt ſagt, den ſie nicht in ihrer eigenen und der Ihrigen Noth geſehen hätte. Auf ihrem weichen Gemüth laſtet die ganze Schwere des Fluches ihres unſeligen Hauſes. Die Frucht einer blutſchänderiſchen Ehe, trifft ſie jede Schmach, und jedes Elend, welches darüber verhängt war. Als Führerin des blinden Vaters, ſie, die blühende Jungfrau, an den jammervollen Greis gefeſſelt, durchirret ſie heimathslos und hülfsbedürftig die Fremde; und kaum hat ſie eine ſchützende Zuflucht gefunden: ſo wird ihr derjenige entriſſen, den ſie mit kindlicher Zärtlichkeit liebte, und der mitten unter Fremden allein ihr verwandt war. Zurückgekehrt in ihr Vaterland, ſieht ſie ihre Brüder in blutigem Wechſelmord fallen, und erfährt alles Herbe drückender Abhängigkeit von einem harten, grauſamen Verwandten. Keine heitere Ausſicht iſt ihr geblieben; und der Tod iſt für ſie Gewinn, da er ſie von ſo vielen gegenwärtigen, und von der Erinnerung an ſo ſchwere vergangene Leiden befreyen wird. Aber wie tief ſie dieſe Leiden auch fühlen mag, und wie ſtark auch dieſes Gefühl erſt in der kalten Reſignation, welche ſie ihrem Gemüthe aufgedrungen haben, und dann in den rührendſten Klagen ſich ausſpricht, als ſie zum Tode geführt wird: dennoch hat ſie Sophokles nur als untergeordnete Hebel des tragiſchen Intereſſe gebrauchen wollen. Einen weit wirkſameren fand er in der frommen Scheu, eine heilige Pflicht gegen die Todten zu verletzen, und in dem feſten Muth, die Furcht vor irdiſchem Schmerz den ewigen Geſetzen der Gottheit aufzuopfern. Von dieſem Punkte gehen Antigonens weiche Liebe zu den Ihrigen, wie ihre heldenmüthige Entſchloſſenheit, und überhaupt alle Strahlen jenes milden Schimmers aus, von welchem ſie, wie von einem himmliſchen Verklärungsglanz umfloſſen iſt.

Es kann ſcheinen, als ob in der Elektra des Sophokles nicht ſowohl ein Gegenſatz zwiſchen Pflicht und Pflicht, als zwiſchen Pflicht und Neigung Statt fände: in ſofern nämlich die Natur ſelbſt die Elternliebe uns eingepflanzt hat. Aber bey einer Mutter wie Klytemneſtra kann nur von kindlicher Pflicht, nicht von kindlicher Liebe die Rede ſeyn. Auch hat uns Sophokles nirgends daran erinnert. Das ganze Stück iſt auf die Idee gerechter, rächender Vergeltung gebaut, wodurch die Manen des Beleidigten verſöhnt, und zur Ruhe gebracht werden ſollen. Sie herrſcht ausſchließend darin vom Anfange bis zum Ende. Die Geſchwiſter dürfen bey der Ausführung ihres Unternehmens den Beyſtand der Götter anflehen und erwarten; der Chor nimmt Antheil daran, er billigt es, und preiſt ſie glücklich, als ſie die That vollbracht haben.

O Atreus Saat, wie hat dich zuletzt
Von unzähliger Noth in der Freyheit Glück
Dies Werk doch endlich geleitet!

Auch iſt es nicht zu überſehen, wie Sophokles bey Vollbringung der That ſelbſt uns wiederhohlt an das Verbrechen erinnert, wodurch ſie erzeugt ward, und wie er ſie in dieſem Momente dadurch als eine Handlung gerechter Vergeltung in das hellſte Licht ſetzt. (Vergl. 1431, 1441, 1525, 26.)

Daß dieſe Vorſtellung Elektrens Gemüth ſo ganz, ſo ausſchließend erfüllt: das iſt es, was die Schöpfung dieſes Charakters ſo bewunderungswürdig macht, und alle trüben Beſtandtheile desſelben niederſchlägt. Man hat mehr als einmahl bemerkt, daß etwas Herbes darin liege; aber je öfter ich das Werk des Sophokles leſe, deſto weniger kann ich das finden. Ich kann dieſe hohe Begeiſterung für eine große ſittliche Idee, für die Erfüllung einer heiligen Religionspflicht, die mit der kindlichſten Zärtlichkeit für den gemordeten, unverſöhnten Vater, mit der innigſten Liebe zu dem verbannten Bruder verſchmolzen iſt, nur groß und erhaben nennen. Herbe würde ſie allein dadurch werden, wenn unreine, ſelbſtſüchtige Motive ſich damit verbänden, und das Gefühl eigener Kränkung eine entſcheidende Veranlaſſung des Haſſes gegen die Verbrecher wäre. Wenn ich den Oreſt des Voltaire oder des Alfieri leſe, ſo beleidigt mich jede feindſelige Äußerung Elektrens gegen ihre Mutter; und das nicht darum, weil es Beyden gefallen hat, der Klytemneſtra eine halbe, ſehr zweydeutige Reue zu leihen, um ſie ſo, wie ſie glaubten, weniger ſchuldig zu machen: ſondern weil ich nur leidenſchaftlichen Haß gegen die Verbrecherin, nicht den ſittlichen Abſcheu gegen das Verbrechen gewahr werde, welcher bey der Elektra des Sophokles allein dadurch entſteht, daß ſie das Ideal ſittlicher Würde und religiöſer Verpflichtung mit der höchſten Kraft ihrer Seele erfaßt hat und feſthält. Zwar äußert auch dieſe ein lebhaftes Gefühl der Leiden, welche ſie erträgt; und das eben iſt es, wodurch nebſt der zärtlichſten Liebe zu ihrem Vater und Bruder, ihr Charakter uns menſchlich näher gebracht, und, neben der Bewunderung ihrer muthigen Entſchloſſenheit, auch unſere innigſte Theilnahme erregt wird: aber nirgends drängt dieſes Gefühl ihrer Leiden ſich eigenſüchtig hervor, oder erſcheint wohl gar als Grund des leidenſchaftlichen Haſſes gegen die Urheber ihres Jammers. Als ſie ihre Hoffnung auf den Beyſtand des Oreſtes vernichtet glaubt, iſt ſie, ohne der Beſorgniß Raum zu geben, ſich noch größeres Elend zu bereiten, ſogleich feſt entſchloſſen, das Werk der Rache ſelbſt auszuführen, und den zürnenden Schatten ihres Vaters zu verſöhnen. Die Unterlaſſung dieſer Pflicht hält ſie für die entehrendſte Schmach, und die Straſloſigkeit der Mörder erſcheint ihr als eine empörende Zerſtörung aller ſittlichen Geſetze.

Aber das Maß des Entſetzlichen ſag' es mir!
Welchem geziemt zu verſchmähn die Verſtorbenen?

Welchem erwuchs je ſolche Geſinnung,
Dem ſey niemahls ich ehrfurchtswerth.
Selbſt würd' auch einiges Gute mir noch,
Nimmer verſtummt' ich, noch würde mir je
Den Erzeuger zu ehren der Fittich gehemmt
Heller Bejammerung.
Wenn der Verſtorbne ſo
Unter der Erde, ein Nichts
Liegt hinabgeſtreckt,
Aber dieſe nicht
Abzahlen ſühnendes Todtenrecht,
Ganz ſinkt die Scham dann
Und Frommheit ganz bey allen Menſchen.
V. 238. fgg.

Wie die Elektra und Antigone des Sophokles Pflichtgefühl und Neigung in der innigſten Verbindung zeigen, erſteres zwar entſchieden vorherrſchend, das leidenſchaftliche Gefühl aber mächtig zur Höhe desſelben hinanſchwellend; ſo geben uns die Choëphoren des Äſchylus ein Beyſpiel, wie der Dichter dieſes auf den kleinſten Raum beſchränken, und durch die Macht des Genius mit dem kleinſten Hebel die ungeheuerſten Maſſen bewegen könne. Auch die Choöphoren behalten vom Anfang bis zum Ende den Charakter einer hohen religiöſen Feyer der ſtrafenden göttlichen Gerechtigkeit. Oreſt kommt auf den ausdrücklichen Befehl des Apollo nach Argos, um die Ermordung ſeines Vaters an den Schuldigen zu rächen, und im Falle des Ungehorſams ſind die fürchterlichſten Strafen ihm angedroht. Dieſes einzige Motiv tritt im hellſten, ſtärkſten Lichte hervor; anderer Gründe ſeiner That, des Schmerzes um den gemordeten Vater, der Schmach, Argos und die Überwinder Trojas zwey Weibern, ſo nennt er Aegiſth und Klytemneſtra, unterthänig zu ſehen, geſchieht nur ein Mahl (V. 297 — 303) und nur nebenher Erwähnung.

Wie gering aber auch der Antheil ſeyn konnte, welchen der Dichter unter dieſen Umſtänden dem natürlichen, dem Geheiß des Gottes entgegengeſetzten Gefühl einräumen durfte, ſo wußte Äſchylus dennoch durch einen einzigen Zug die Anſprüche desſelben auszugleichen, und dadurch jenen Gegenſatz ſelbſt auf das entſcheidendſte hervorzuheben. Als Oreſt im Begriff iſt, den tödtlichen Streich auf Klytemneſtra zu führen, hält ihm dieſe auf das Beweglichſte die mütterliche Bruſt entgegen, aus der er oft ſchlummernd mit zahnloſem Munde die nährende Milch geſogen. Oreſt wankt einen Augenblick —

Was thu' ich, Pylades? ſcheu' ich der Mutter Mord?

Pylades.

Wo blieben dann Apollos, des Sehers, delphiſche
Orakelſprüche? wo treue Eidesverſicherung?
Acht' jeden Feind geringer als der Götter Zorn.

Oreſt.

Gewiß, du ſiegeſt, und ermahnſt mit Recht mich ſo—

V. 899—903.

Jetzt erſt tödtet er Klytemneſtra am Grabmahl ſeines Vaters; und rieſengroß, wie der Geiſt des Dichters ſelbſt es war, tritt im Siege über das natürliche Gefühl die rächende Vergeltung in ihrer hehrſten Furchtbarkeit vor unſere Augen.

A. W. Schlegel bemerkt bey Voltaire's Oreſt, daß, wenn Klytemneſtra reuig geſchildert werde, der Muttermord nicht mehr zu ertragen ſey. Ich glaube, auch wenn ſie nicht reuig geſchildert wird, ſey er unerträglich; und nicht allein nach unſern ſittlichen Begriffen, welche eine mildere Religion geläutert hat: auch für die Griechen würde er bey jeder andern Behandlung des Stoffes, als der von Äſchylus und Sophokles gewählten, unerträglich geweſen ſeyn. Nur die reinſte und höchſte Begeiſterung für die Erfüllung einer religiöſen Pflicht, die nach griechiſchen Begriffen zu den heiligſten gehörte, nur der unmittelbare Befehl der Gottheit, begleitet von Androhung der fürchterlichſten Strafen im Falle des Ungehorſams, konnte ihn erträglich machen. Die Verpflichtung zur kindlichen Schonung gegen Klytemneſtra wird dadurch vernichtet. Darum iſt auch der Gegenſatz zwiſchen der einen und der andern Pflicht beym Äſchylus wie beym Sophokles nur in der That ſelbſt, nicht im Gemüthe der Handelnden vorhanden.

Nicht ganz der nämliche Fall, wie in der Elektra, tritt in der Antigone ein, daß nämlich die Anſprüche der einen Pflicht im Gegenſatz einer andern gänzlich in Schatten geſtellt würden. Zwar wirkt in Antigonens eigener Seele die Vorſtellung der Unverletzlichkeit ihrer Pflicht gegen den Schatten ihres Bruders mit ſo überwiegender Kraft, daß die Anſprüche der damit ſtreitenden Pflicht des Gehorſams gegen Kreons Befehle nicht in Betracht kommen können; aber dieſe zu vertreten ſteht ihr Kreon ſelbſt gegenüber. Mit großem Nachdruck vertheidiget er die Sache der Geſetzmäßigkeit und der geſellſchaftlichen Ordnung. Dadurch wird nicht nur Antigonens heldenmüthiger Entſchluß herausgehoben: ſondern der Dichter hat es ſo auch vermieden, ſie als ein ganz ſchuldloſes Opfer der Willkür darzuſtellen. Freylich haben an Kreons Betragen auch Härte und Leidenſchaftlichkeit ihren Antheil; und ſchwer büßt er dieſe, da ſie eine Empörung gegen das Göttliche ſelbſt ſind, mit dem Untergange ſeines ganzen Hauſes.

Noch gibt es eine dritte Art, auf welche der Gegenſatz zwiſchen Pflicht und Pflicht ſich geſtalten kann, wenn nämlich der Dichter den Widerſtreit darſtellt, welcher aus dem Anerkennen zweyer entgegengeſetzter Verpflichtungen im

Gemüthe des Handelnden ſelbſt entſteht, wie Raupach in der *Erdennacht*. Gewiß gehört dieſe Aufgabe zu den mißlichſten. Nur zwey ſehr hohe Verpflichtungen, von beynahe gleichem Gewichte, können hier den Stoff zu einer großen dramatiſchen Wirkung hergeben; je wichtiger aber beyde ſind, je zweifelhafter die Zunge der Wagſchale ſchwankt: deſto ſchwerer wird es ſeyn, beyder Anſprüche auszugleichen. Am mißlichſten wird die Behandlung eines ſolchen Stoffes dann, wenn die Forderungen einer poſitiven Pflicht den geheiligten Rechten einer natürlichen in den Weg treten, und die unbedingte Aufopferung derſelben verlangen, wie in der Erdennacht. Wie Rinaldo im Stücke ſelbſt unter der Laſt des Abſcheues gegen ſeine That erliegt, ſo dürfte wohl auch ein großer Theil der Zuſchauer dieſen Abſcheu theilen, wenn gleich Rinaldo ganz richtig ſagt:

> Und dennoch that ich recht! —

und der Dichter gut daran that, ihn dieſe Vorſtellung bis zum letzten Augenblick feſthalten zu laſſen. Höchlich zu loben iſt es, daß der Dichter, von dem Augenblick an, wo Rinaldo zu der gräßlichen Wahl geſtellt iſt, entweder ſeinen Vater dem Henker zu überliefern, oder ſein Vaterland zu verrathen, der Leidenſchaft für Clara einen ſo geringen Antheil an dem Schwanken in ſeinem Entſchluſſe gegeben hat. Wenn übrigens dieſes Trauerſpiel nothwendig einen trüben Eindruck im Gemüthe zurückläßt, ſo wird man ihn wenigſtens eben ſo ſehr auf Rechnung des Stoffes, als der Behandlung desſelben ſetzen müſſen.

Noch eine andere Schwierigkeit findet der Dichter auf ſeinem Wege, wenn er den Widerſtreit, der aus dem Drängen zweyer entgegengeſetzter Verpflichtungen im Gemüthe des Handelnden entſteht, zum *eigentlichen* Vorwurf ſeines Stückes wählt. Er iſt dann nämlich beynahe gezwungen, der Reflexion einen weitern Spielraum zu geben, als ein dramatiſches Werk zu geſtatten ſcheint; wie es denn in ſolchen Fällen dem Menſchen natürlich iſt, eine beruhigende, mit ſeinen Wünſchen übereinſtimmende Entſcheidung, welche er ſonſt nirgends zu finden weiß, mit peinlicher Anſtrengung bey dem klügelnden Verſtande zu ſuchen, der, eben, wie ein ſchlechter Arzt bey einer verzweifelten Krankheit, nicht eingeſtehen will, daß er nicht zu helfen wiſſe, und die peinliche Verworrenheit des Gemüthes nur vermehrt, welche er nicht löſen kann. Nur wird der Antheil der Reflexion auch in dieſem Falle kein ungemeſſener ſeyn dürfen; ein Vorwurf, wovon ſich die Erdennacht kaum freyſprechen läßt. Tiefe und Stärke aber wird von der Reflexion ſelbſt im nämlichen Verhältniß um ſo mehr gefordert werden müſſen, je größer der Antheil iſt, welchen der Dichter ihr in ſeinem Werke eingeräumt hat. In dieſer Hinſicht ſind viele Stellen der Erdennacht ausgezeichnet zu nennen; während Heinrich von Collins Regulus in der Unterredung dieſes Römers mit dem carthaginenſiſchen Abgeordneten ein preiswürdiges Beyſpiel liefert, wie der Dichter die Reflexion auf das glücklichſte in das Gebieth des Gemüths herüberziehen könne.

2. Der Gegenſatz zwiſchen Neigung und Neigung kann ſeiner Natur nach in der Tragödie nur zwiſchen zwey mächtigen Neigungen Statt finden. Wo nämlich eine ſchwache Neigung einer ſtärkeren und heftigeren in den Weg tritt, wird ſie von dieſer ſchnell beſiegt werden, und von keinem Kampf zwiſchen beyden die Rede ſeyn können. Auch wird es nothwendig ſeyn, daß, wo dieſer Gegenſatz ſich im Gemüthe einer und derſelben Perſon findet, die eine von beyden Neigungen ein entſchiedenes Übergewicht be-

haupte. Denn die gleiche Gewalt zweyer entgegengeſetzter Leidenſchaften, wäre ſie auch pſychologiſch denkbar, würde das Gemüth des Zuſchauers, wie der handelnden Perſon, in der peinlichſten Schwebe erhalten, und eine befriedigende Löſung ihres Widerſtreites unmöglich machen. So wie aber die Ausbildung jeder Neigung bis zu dem ihr eigenthümlichen Grade ihrer Stärke großentheils von äußeren Umſtänden und Einwirkungen abhängt; ſo wird bey dem Gegenſatz zweyer ſich widerſtreitender Neigungen der Sieg der einen über die andere ebenfalls nur durch die Einwirkung äußerer Umſtände entſchieden werden können, indem die inneren Triebfedern derſelben nur durch ſolche in Bewegung geſetzt werden. Der Dichter wird alſo für ſolche Hebel ſorgen müſſen, welche mit der Laſt, welche er bewegen will, in Verhältniß ſtehen. Dieſe Berechnung aber wird nicht allein die Potenzen beyder Neigungen, als etwas Gegebenes, ſondern auch die inneren Gründe derſelben umfaſſen müſſen.

Am ſorgfältigſten wird dieſe Berechnung dann angeſtellt werden müſſen, wenn ein natürliches Gefühl mit einer demſelben widerſtrebenden Neigung in einen Gegenſatz tritt. Bey einem ſolchen Gegenſatze, der dem Dichter die ausgezeichnetſten Vortheile biethet, wird dieſer nämlich nicht nur das Gewicht der natürlichen Neigung im Verhältniß zu der ihr widerſtrebenden Leidenſchaft; ſondern auch jenes der mit erſterer in Verbindung ſtehenden ſittlichen Verpflichtung zu erwägen haben. Jede falſche Berechnung wird hier ſeinem Werke um ſo mehr Schaden thun, als unſer ſittliches Gefühl in Betreff ſolcher Neigungen am empfindlichſten und verletzbarſten iſt. Da übrigens auch die auffallendſte Verletzung jener Neigungen im Bereiche der tragiſchen Wirkung liegt, ſo kann von einer ſolchen Berechnung nur rückſichtlich des Grades ſittlicher Würde die Rede ſeyn, welche der Dichter der handelnden Perſon ſonſt zutheilen wollte. Wie wichtig ſie aber in dieſem Falle ſey, kann der Cid des Pierre Corneille ihn lehren.

Es iſt bekannt, wie dieſes Stück gleich bey ſeinem erſten Erſcheinen die lebhafteſten Streitigkeiten erregte, und mit einer mächtigen Partey zu kämpfen hatte, an deren Spitze Richelieu ſelbſt ſtand. Es gewann inzwiſchen durch die Gunſt des Publikums einen ſo entſchiedenen Sieg über die Bemühungen dieſer Partey es herabzuſetzen, daß es bald zum Sprichwort wurde: Beau comme le Cid. Wirft man dabey einen Blick auf den Zuſtand der franzöſiſchen Bühne vor dem Erſcheinen des Cid, wo die Kunſt aber erſt im Entſtehen begriffen war, und überſieht man nicht, daß die in Cid durchgeführten Situationen, trotz der falſchen Behandlung ihres Grundtons, immer etwas Blendendes und Hervorragendes behalten, und daß die darin herrſchenden Geſinnungen der Zärtlichkeit und des ritterlichen Ehrgefühls, wenn gleich hin und wieder geziert, dennoch oft mit lebendiger Wahrheit, und noch öfter glänzend ausgedrückt ſind: ſo wird man nicht nur das große Verdienſt des Dichters richtig würdigen, ſondern auch die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen, wie ſpäterer, und unter dieſen ſehr einſichtsvolle Beurtheiler, ſich hinreichend erklären können. Nichts deſto weniger darf man ohne Anſtand behaupten, daß der Dichter ſeinen Stoff, habe er ihn auch im Einzelnen mit Einſicht behandelt, im Ganzen dennoch gänzlich falſch aufgegriffen.

Es iſt billig, daß man mir erlaube, mich bey dieſer Behauptung, die manchem Verehrer des Dichters etwas ſtark ins Herz greifen möchte, nach einem Alliirten umzuſehen. Aus mehr als einem Grunde mag ich ihn nicht unter den franzöſiſchen Akademikern wählen. Ein Deutſcher, dem ſeine vertraute Bekanntſchaft mit den großen Tragikern des Alterthums volles Recht gibt, ein Wort bey der Sache mitzuſprechen, hat den Grundſchaden des Ganzen zum Theil ſehr beſtimmt bezeichnet. »Durch einen unſchicklichen Machtſpruch des Königs«, ſagt Herr Prof. Jakobs in ſeiner Abhandlung über den Dichter *), »vereinigt Corneille Rodrigo und Chimene, und macht der Handlung ein Ende, die auf dem einmahl gewählten Wege durchaus nicht zu beendigen war. Wenn die Empfindung Einheit erhalten, wenn dieſe meiſterhaft angeſponnene Handlung zu einem tragiſchen Ziele gelangen ſollte: ſo mußte Rodrigos Sieg (über die Mauren) nur ein augenblicklicher Lichtſtrahl ſeyn, der die ganze Fülle ſeines Elends nur noch dunkler und ſchwärzer machte; es mußte, wo möglich, aus dieſem Umſtande ſelbſt ein neues Hinderniß für das liebende Paar hervorquellen, das durchaus nicht vereinigt, ſondern, der Geſchichte zum Trotz, und trotz aller ſeiner moraliſchen Anſprüche auf Glück, dennoch unglücklich werden mußte.«

Wenn demnach die franzöſiſche Akademie das Urtheil fällte: que le sujet du Cid n'étoit pas bon: ſo hatte ſie wenigſtens rückſichtlich der Bearbeitung des Corneille nicht Unrecht. Daß die Verbindung Rodrigos und Chimenens hiſtoriſch begründet iſt, beſſert gar nichts. In der Geſchichte beleidigt ſie mein ſittliches Gefühl gar nicht. Auch in den ſpaniſchen Romanzen nicht. In der einen wie in den andern liegen Jahre zwiſchen der Ermordung von Chimenens Vater, und ihrer Vermählung mit ſeinem Mörder; und ich kann mir in dieſer Zeit tauſend Abſtufun-

---

*) In den Nachträgen zu Sulzers Theorie der ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften. 5. Band, 1. Stück, 65. Seite.

gen des kindlichen Schmerzes, und des leidenſchaftlichen Haſſes denken: während der Kampf zwiſchen dieſen und der Liebe zu Rodrigo ſich im Drama in wenigen Stunden zum Vortheil des Letztern entſcheidet. Dennoch ſind Chimenens Schmerz und Haß bey dem erſchütternden Ereigniß, ihrer Natur nach, leidenſchaftlich, und werden auch von dem Dichter ſo geſchildert. Die Tragödie erfordert aber überall eine weit ſtrengere, eine weit conſequentere Entwickelung der Leidenſchaften, als das Epos. Sie erlaubt mir keine noch ſo kurze Zeit den Blick von ihnen abzuwenden, und er bleibt immerfort feſt auf ihr ſtätiges Fortſchreiten geheftet. Unter dieſen Bedingungen war nun ein franzöſiſcher Theaterabend für jeden Fall zu kurz, nicht um in dem Streite zwiſchen dem leidenſchaftlichen Unwillen gegen den Mörder ihres Vaters und der Zuneigung zu eben demſelben, die Entſcheidung zu Gunſten der letztern fallen zu laſſen; ſondern um einem ſolchen Streite auch nur überhaupt Raum zu geben.

Man darf in Corneille's Chimene gerade nicht, wie Scüdery, eine parricide, ein monstre, eine Furie ſehen, um ihr von ganzem Herzen gram zu werden; aber man muß die ſpaniſchen Romanzen leſen, um recht klar zu erkennen, wie arg der franzöſiſche Dichter ſich vergriffen hat. Wenn in den erſteren der Streit widerſprechender Empfindungen durch die Zeit überhaupt ſchon leichter ausgeglichen wird; ſo erſcheint uns darin Chimene überdieß noch in dem bezaubernden Lichte einer kindlich unbefangenen weiblichen Natur, und ihr Schmerz bey dem Tode ihres Vaters eben ſo wahr als lebendig: während an Corneille's Chimene, bey manchem glücklichen Zuge der Empfindung, mehr Ziererey und Beſorgniß um das beliebte franzöſiſche qu'en dira-t-on? als Tiefe des Schmerzes, und Stärke der kindlichen Liebe ſichtbar werden. Das, was ſie ihre gloire nennt, liegt ihr immer zunächſt am Herzen; und immer und ewig geht es ihrer Ehre an die Kehle. Man leſe die Scenen zwiſchen Rodrigo und Chimenen, und überzähle, durch wie viele Variationen ſie dieſes Thema durchführt *). Daß die Liebe zu Rodrigo mit dem Haſſe gegen den Mörder ihres Vaters in den Kampf trat, und durch den Abſcheu gegen denſelben nicht ausgelöſcht wurde: darin lag allerdings der Stoff zu den wirkſamſten tragiſchen Situationen; aber daß dieſe Liebe in Chimenens Gemüth, die uns der Dichter ſonſt doch als höchſt edel ſchildern wollte, ſo unmittelbar nach der Ermordung ihres Vaters, und ſo entſchieden vorherrſcht, daß alles, wodurch ſie dieſelbe bekämpft, für wenig mehr als Ziererey gelten kann: das iſt es, was das unbefangene Gefühl beleidigen muß, und dem Dichter mit Recht als ein offenbarer Mißgriff angerechnet werden darf.

Nicht minder belehrend in den oben angedeuteten Beziehungen, als der Cid des Corneille, ſind die verſchiedenen Bearbeitungen der Geſchichte der Medea; einer Fabel, in welcher Eiferſucht und Rachſucht mit einer der ſtärkſten natürlichen und ſittlichen Neigungen, mit der mütterlichen Liebe, in den auffallendſten Gegenſatz treten.

Was die Medea betrifft, welche wir unter dem Nahmen des Seneca haben, ſo hat man in der That alles erſchöpft, was ſich darüber bemerken läßt, wenn man ſagt:

---

*) Man muß ſolche Scenen durchaus im Original leſen, da die deutſche Überſetzung oder Bearbeitung, wie z. B. die des Cid von Matthäus von Collin, zwiſchen dem falſchen Tone, welchen der franzöſiſche Ausdruck anſchlägt, und jenem, welchen Natur und Poeſie verlangen, ſehr oft vermittelnd eintritt.

ſie iſt gräßlich in ihrer ſelbſtbewußten Bosheit, und unerträglich in dem frechen Übermuthe, womit ſie ſich derſelben rühmt. Gleich in den erſten fünf und zwanzig Verſen kündigt ſie deutlich an, was wir von ihr zu erwarten haben.

— — — — Ich kann, ich kann mich rächen!
Ich habe Kinder! V. 25 *).

In jeder der folgenden Scenen überbiethet ſie ſich in Rodomontaden der ausſchweifendſten Wuth. Die letztere wird zu baarem Unſinn, wenn ſie ſich das Schwert in den Leib ſtoßen will, um die noch ungeborne Frucht zu tödten (V. 1010). Sie wünſcht mehr Kinder zu haben, um noch mehrere erwürgen, und ſo ſich vollkommener rächen zu können. Der Kampf der mütterlichen Liebe läuft auf einige leere Floskeln und Antitheſen hinaus; ſchwache, kaum vernehmbare Laute, die, in einem Orkan von unſinniger Raſerey ſich verlierend, kaum unſer Ohr erreichen.

Was ich von der Medea des Seneca geſagt habe, gilt zum Theil auch von der Medea des Corneille.

Horreur de la nature! exécrable tigresse!

nennt ſie Jaſon. Gar ſo arg, wie die Medea des Seneca, raſt ſie zwar nicht; aber dennoch arg genug, um jene Benennung zu verdienen. Auch miſcht ſie noch giftigen Hohn zu ihrer Grauſamkeit; und ſo kann ſie mit jener andern

---

*) — — Parta, jam parta ultio est.
Peperi.

Ein deutſcher Kunſtrichter findet in dieſer Stelle eine große Schönheit. Aber er überſetzt ſie: »Hier! Hier iſt der Weg zur Rache! Jaſon hat Kinder!« Man kann in dieſem Falle die Schönheit der Stelle gelten laſſen. So nackt, wie dieſes Peperi daſteht, ohne klar gedachte Beziehung auf den Schmerz des Vaters, kann es nur für Unnatur gelten.

Furie immer noch wetteifern. Der Kampf der mütterlichen Liebe mit der Rachſucht iſt auch bey Corneille nur ſchwach angedeutet; wenn gleich beſtimmter, als bey Seneca, den Corneille groſentheils nur überſetzt hat. Was er aus ſeinen eigenen Mitteln hinzugethan, die Liebe des Ägeus, und das Verlangen Creuſens nach Medeens Robe, iſt zum Theil unpaſſend, zum Theil lächerlich. Unbillig! daß ſie ihr nun noch ihre Gallarobe ausziehen will, nachdem ſie ihr ſchon den Mann genommen hat *). Übrigens muß man die Medea des Corneille ſchon darum leſen, um gegen den Dichter gerecht zu ſeyn, und den Rieſenſchritt kennen zu lernen, denn er von dieſer zu ſeinem Cid gethan hat.

Klingers Medea in Korinth gehört zu den kühnſten und herrlichſten Schöpfungen, deren der deutſche Genius ſich rühmen darf. Alles iſt darin groſartig gedacht; alles iſt feſt und ſicher zuſammengehalten. Medea ſteht da »im Dunkel der Nacht; fürchterlich groß!« ein übermenſchliches Weſen, durch ein einziges Gefühl mit der Menſchheit zuſammenhängend, und in dieſem einzigen Gefühl tödtlich verwundet. Im Gefühl ihrer Macht und ihrer geiſtigen Größe, empfindet ſie die Kränkungen, welche ſie erfährt, nur wie in halber Betäubung, ohne ſie ganz zu faſſen. Erſt nach vollbrachter That ſcheint ſie ſich ſelbſt, ihre That, und das Walten des Schickſals zu begreifen. Wo ſie menſchlich empfindet, ſanft bis zur Weichheit, bemächtigt ſie ſich unſerer ganzen Theilnahme. Die fürchterliche

---

*) Mit vieler Energie ſpricht ſie ſich zu Anfange des dritten Acts darüber aus, als ſie an ihre magiſchen Beſchwörungen geht.

C'est trop peu de Jason que ton oeil me dérobe,
C'est trop peu de mon *lit*, tu veux encore ma robe:
Rivale insatiable! —

That, welche ſie begeht, iſt kaum eine Frucht der empörten Leidenſchaft zu nennen. Sie geſchieht auf die Eingebung einer finſtern, rachedürſtenden Macht, die im Verein mit dem rächenden Schickſal wirkt, und Medeens Geiſt, wie die That ſelbſt, mit dichter Nacht umhüllt. Wer die Zwillinge des Dichters geleſen hat, mit denen er ſeine dramatiſche Laufbahn begann, wird ſtaunen über die Kraft und Sicherheit, mit der er ſich hier faſt überall beherrſcht hat.

Grillparzers Medea, jeder ſeiner übrigen Leiſtungen weit vorzuziehen, darf neben der Klingers, und neben jeder andern ſtehen, ſo vortrefflich dieſe auch ſeyn möchte. Der Compoſition nach nicht ſo ganz aus einem Guß, wie Klingers Medea, noch ſo glücklich auf Rührung berechnet, wie jene des Euripides, gibt ſie, trotz der Mißgriffe, die der Verfaſſer bey der erſten Anlage beging, von der ſeltenen Kraft und Tiefe ſeines Talentes das entſcheidendſte Zeugniß, und enthält Schönheiten, würdig der größten Dichter aller Zeiten *). Medea, mit dem Fluch des Va-

---

*) Dahin rechne ich z. B. jenen, im Zuſammenhange tief erſchütternden Vers:

Ihr hohen, ihr gerechten ſtrengen Götter!

als es Medea verſucht, Creuſens Liedchen nachzuſingen; oder jene Stelle, wo ſie betheuert, am Morde des Pelias unſchuldig zu ſeyn.

Jaſon: Wer war dabey, wer ſah's, wer glaubt dir?
Med. Du!

Dieſes Du iſt wohl eben ſo viel werth, als jenes hochberühmte Moi! der Medea des Corneille, das er dem Seneca nachgebildet, und wie dieſer, wieder verwäſſert hat. Aber den Werth ſolcher einzelner Verſe zu würdigen, muß die deutſche Kritik und das deutſche Publikum erſt noch von den Franzoſen lernen.

ters, mit dem Vorwurf, den Tod ihres Bruders veranlaßt, wenn gleich nicht beabſichtigt zu haben, und mit dem Verdacht einer Blutſchuld beladen, die ſie nicht begangen hat, trägt den Stoff der leidenſchaftlichſten Erſchütterungen in ſich; und die peinliche Lage, in welcher ſie, die Barbarin, ſich unter den Griechen befindet, — ein Contraſt, welchen der Dichter mit Recht auf das ſtärkſte herausgehoben hat — die Demüthigungen, welche ſie erfährt, der Haß, von dem ſie ſich verfolgt ſieht, haben bey der wilden Heftigkeit ihrer ungebändigten Natur, und bey dem ſtolzen Gefühl ihrer Macht, dieſen Stoff bis zum Übermaß angehäuft. Schon lange her hat ſie den Haß und die Verachtung desjenigen ertragen, auf deſſen Dankbarkeit ſie ſich gerechte Anſprüche erworben hatte; jetzt ſieht ſie ſich von ihm einer ſelbſtſüchtigen Neigung aufgeopfert; dem Hohn ihrer Feinde preisgegeben, verſtoßen und geächtet. Daß Medea ihre Rache nicht unmittelbar gegen den Urheber ihrer Kränkung, ſondern gegen ihre Kinder wendet, iſt ein unnatürlicher Widerſpruch, der in der unantaſtbaren Tradition ſelbſt liegt, und den Grillparzer allein, ſo viel es möglich war, befriedigend gelöſt hat *). Medea ſieht ſich von ihren Kindern gehaßt und geflohen; ſie drängen ſich mit zärtlicher Neigung an ihre bitter gehaßte Feindin, und die mütterliche Liebe erſtickt in der wild empörten Gährung ihres haßerfüllten Buſens. Ob inzwiſchen dieſer Hebel, den der Dichter ſonſt ſo glücklich zu gebrauchen weiß, nicht gerade im entſcheidenden Augenblick etwas zu

---

*) Auch in Klingers Medea findet ſich dieſes Motiv; doch tritt es hier, und nach der Anlage des ganzen Stückes mit Recht, weit weniger hervor.

ſchwach wirke, wage ich, meinem Gefühle nach, nicht zu entſcheiden.

Man darf, glaube ich, mit der höchſten, doch unbefangenen Achtung für die griechiſchen Tragiker behaupten, daß ſowohl Klinger als Grillparzer ihre Medeen kühner, größer und eigenthümlicher gezeichnet haben, als Euripides die ſeinige. Daß übrigens Euripides ſeine Medea nicht mächtiger, ſondern gerade ſo hülflos machte, als er es gethan hat: das erſparte ihm eine Menge Inconvenienzen, die bey dieſem Stoffe ſonſt ſchwer zu vermeiden waren, und von dieſer Seite kann es um das Spiel ſeiner Gegner etwas mißlich zu ſtehen ſcheinen; daß er aber ſeiner Medea keine heftigere und entſchloßnere Leidenſchaftlichkeit gegeben hat: das ließ ihm Raum für den Kampf der mütterlichen Liebe gegen die Empörung des Haſſes; und hier ſcheinen ſeine Gegner ihr Spiel gegen ihn offenbar verloren zu haben. Eben dieſer Streit der mütterlichen Liebe nämlich iſt es, wodurch wir bey dem Euripides ſo tief ergriffen werden. Jaſon thut fromme Wünſche für das Wohl ſeiner Kinder. Medea wendet ſich ab, und Thränen füllen ihr Auge.

Jaſon.

Was feuchten Thränen dir die zarten Wangen,
Was wendeſt du dein glänzend Antlitz weg?
Vernimmſt du ſolches Wort nicht gern aus meinem Mund?

Medea.

Es iſt nichts; nur daß ich an dieſe Kinder dachte.

Jaſon.

Sey gutes Muths; ich ſorge redlich für ihr Wohl.

Medea.

Ich will es ſeyn, und nicht mißtrau ich deinen Worten;
Doch weich, und leicht geneigt zu Thränen iſt das Weib.

Jaſon.
Was alſo ächzeſt du der Kinder wegen ſo?
Medea.
Ich war's, die ſie gebar; als du ihr Leben wünſchteſt,
Ergriff mich Wehmuth, ob es wohl ſo kommen mag.
V. 922 — 931.

Nichts kann rührender ſeyn, als dieſe Regungen mütterlicher Zärtlichkeit. Die Stelle, wo ſich Medea plötzlich an den Chor wendet:

Ihr Fraun! ich habe in ihr heitres Aug' geblickt —
Nein, ich vermag es nicht! V. 1042, 43.

iſt eine der bewunderungswürdigſten in allen Werken des Dichters; und wenn die Gründe, welche ſie von der mütterlichen Zärtlichkeit ſelbſt hernimmt, gleich allerdings keine nüchterne Prüfung aushalten: ſo ſind ſie doch keineswegs ſo ganz nichtig, wie man dem Euripides vorgeworfen hat. Konnte auch Medea die lebenden Kinder eben ſo gut wie ihre Leichen mit ſich auf ihrem Drachenwagen entführen: ſo blieben ſie doch, wenn Jaſon ſie auch nicht tödtete, dem Haſſe des Vaters, und der Rache ihrer übrigen Feinde ausgeſetzt (1059 — 1061). Sie ſelbſt iſt trotz ihrer Macht, hülflos, fremden Schutzes bedürftig, und erwähnt ausdrücklich, ſie gehe einem höchſt elenden Leben entgegen (V. 1067). Deßwegen wird ſie eben durch den Umſtand, daß das Werk ihrer Rache in dem Untergange Kreons und Glaukens bereits begonnen hat, zur Vollziehung ihrer That, welche die zum Theil befriedigte Rache ſonſt hätte aufheben können, nur um ſo mehr hingedrängt, als es jetzt nicht mehr in ihrer Macht ſteht, die Folgen derſelben abzuwenden. Daß ſie in der Scene, von welcher hier die Rede iſt, des Beweggrundes, ſich an Jaſon zu rächen, kaum erwähnt, darf dem Euripides eben ſo hoch angerechnet werden, als daß ſie ihn nach vollbrachter That mit ſo großer Mäßigung ausſpricht. Das leidenſchaftliche Gefühl iſt untergegangen in dem Schmerze der Mutter, und in der zärtlichen Sorge für die theuren Überreſte der Geopferten; wir hören in ihren Äußerungen nur das herbe Urtheil ſtrenger Vergeltung einer höchſt ungerechten Kränkung. Medeens Charakter gewinnt durch die Miſchung dieſer Beſtandtheile einen Anſtrich von Hoheit und Würde, und das Stück ſelbſt einen Schluß, der allein die im Buſen des Zuſchauers ſich widerſtrebenden Gefühle des Abſcheus und des Mitleides verſöhnen, und die tragiſche Rührung auf ihr wahres Maß zurückführen konnte.

* * *

3. Der Gegenſatz zwiſchen Pflicht und Neigung iſt einer der geeignetſten, eine große tragiſche Wirkung hervorzubringen. Da inzwiſchen von der Behandlung der Leidenſchaften in ihrem Gegenſatze zur Pflicht noch ſpäterhin wird die Rede ſeyn müſſen: ſo mögen hier vor der Hand folgende Bemerkungen genügen.

Die Leidenſchaft wird entweder von dem Pflichtgefühl, oder dieſes von der Leidenſchaft beſiegt. Der Sieg des Pflichtgefühls über die Leidenſchaft vermag, ohne daß der Held dadurch ganz oder zum Theil unglücklich werde, keine tragiſche Wirkung zu begründen.

Eben ſo wenig vermag eine ſchwache Leidenſchaft im Gegenſatze des Pflichtgefühls eine ſolche Wirkung hervorzu bringen. Das Pflichtgefühl überwiegend, würde ſie uns nur das widrige Schauſpiel ſittlicher Schwäche geben; der leichte Sieg des Pflichtgefühls über eine ſolche Leidenſchaft aber wenig Verdienſtliches haben, und keineswegs geſchickt ſeyn, unſere Vorſtellung von der ſittlichen Kraft in uns zu erweitern und zu befeſtigen. Nicht der nämliche

Fall tritt ein, wenn eine mächtige Leidenſchaft einem nur ſchwachen Pflichtgefühl entgegenſteht. Eine Leidenſchaft nämlich, welche mit ungebändigter Kraft über das Pflichtgefühl hinausſtrebt, wenn ſie es auch nicht gänzlich zu verläugnen vermag, iſt an ſich ſelbſt ſchon tragiſch; indem eben ſie mit den Geſetzen einer ſittlichen Weltordnung in den auffallendſten Widerſpruch tritt, und ſich dadurch einen ſicheren Untergang bereitet.

Der Dichter mag es aber auf den Sieg der Leidenſchaft oder auf den Sieg des Pflichtgefühls angelegt haben: immer ſey dieſer ein entſchiedener. Keine Dichtungsart hat alles Unbeſtimmte, Schwankende und Zweydeutige ſorgfältiger zu vermeiden, als die tragiſche; weil ihr raſches Fortſchreiten uns nirgends Zeit läßt, das Unbeſtimmte feſtzuſtellen, das Widerſprechende auszugleichen, das Mangelnde zu ergänzen. Wenn man daher auch den Vorwurf, welchen J. B. Rouſſeau dem Brutus des Voltaire machte: daß Titus für eine bloße Verſuchung büße, die kaum eine ſolche zu nennen ſey, bey näherer Betrachtung als unſtatthaft erkennen muß: ſo läßt ſich doch nicht läugnen, daß durch den Umſtand, daß die Schuld des Titus nicht entſchiedener iſt, ſowohl auf dieſen Charakter, als auf die ganze Kataſtrophe des Stückes ein zweifelhaftes Licht fällt. Zwar war hier das Mitwiſſen und Schweigen ſelbſt ſchon ein Verbrechen; ein Geſichtspunkt, welchen Laharpe bey der Vertheidigung des Dichters nicht hätte unbeachtet laſſen ſollen: Was er aber über die vierte und fünfte Scene des vierten Actes ſagt, fällt zu Gunſten des Dichters eben nicht ſchwer in die Wage; beſonders da die Entſchiedenheit des Entſchluſſes, welche wir dort zu ſehen glauben, durch einige Verſe des fünften Actes offenbar Lügen geſtraft wird *). Auch ſpricht ſich das Pflichtgefühl der Vaterlandsliebe — überall tritt nämlich mehr dieſes, als eine begeiſterte Liebe zum Vaterlande mit der Leidenſchaft für Tullien in einen Widerſtreit — in allen Äußerungen des Titus ſo kräftig und lebendig aus: daß der Zuſchauer dem Zweifel mit Recht Raum geben darf, ob nicht im entſcheidenden Augenblicke jenes Gefühl über den Drang der Leidenſchaft den Sieg davon getragen haben würde.

Unglücklicher, als Voltaire, war in der Behandlung desſelben Gegenſtandes (Bruto primo) Alfieri. Titus und Tiberinus, rein von jeder verbrecheriſchen Abſicht, büßen bey ihm einzig für ihre Einfalt **). Die iſt nun freylich ſo groß, daß man ſich verſucht fühlt, zu ſagen, ſie verdienten ihr Schickſal als Strafe derſelben. In der That laſſen ſie ſich von dem intriganten Mamilius gar zu leicht auf das Eis führen. Das Schlimmſte dabey iſt, daß dadurch

---

*) Je n'ai rien résolu!
ſagt Titus auf den erſten Vorwurf ſeines Vaters;

> Plein d'un mortel poison dont l'horreur me dévore
> Je m'ignorais moi-même, et je me cherche encore,
> Mon coeur encor surpris de son égarément,
> Emporte loin de soi, fut coupable un moment,
> — — — — — — — — — — — — —
> Mais ce moment passé, mes remords infinis
> Ont égalé mon crime et vengé mon pays.

**) Alfieri ſelbſt äußert ſich in der Beurtheilung, welche er ſeinem Werke angehängt hat, ſo darüber: Questa tragedia mi pare ben condotta in tutto, fuorchè nel modo, con cui s'inducono i giovani a sottoscrivere il foglio. Questo incidente é difficilissimo a ben graduarsi, non mi appaga quasi niente come egli sta; eppure non lo saprei condurre altrimenti: ma non posso già io per ciò nè difenderlo, nè lodarlo. Lauſanner Ausgabe, 5ter Band.

auch der Eindruck geſchwächt wird, welchen das Verfahren des Brutus ſelbſt auf uns machen ſoll. Wenn nämlich die Pflicht das Opfer einer ſtarken natürlichen Neigung fordert: ſo wird der Dichter überall die mächtigſten Hebel in Bewegung ſetzen müſſen. Ein ſolcher Hebel iſt allerdings die Vorſtellung des Brutus, daß Rom in dieſem Augenblick eines großen, wenn gleich grauſamen Beyſpieles bedürfe. Wenn der Dichter dieſem Motive nur mehr Kraft und Ausdehnung gegeben hätte. Brutus mußte die Unſchuld ſeiner Söhne anerkennen, da der Dichter ſie ſchon einmahl ſchuldlos haben wollte; er mußte den ganzen Schmerz empfinden, den ein Vater unter dieſen Umſtänden fühlen kann, und die Vorſtellung, was die Pflicht gegen das Vaterland verlange, mußte auch jetzt noch den nicht peinlich errungenen, aber auch nicht leicht gewonnenen Sieg behaupten. Übrigens enthält der fünfte Act dieſes Brutus mehrere vortreffliche, man darf wohl ſagen meiſterhafte Züge; wie denn Alfieri's männlicher Geiſt, trotz der Trockenheit und oft vom Anfang her fehlerhaften Anlage ſeiner Stücke, ſich nirgends verläugnet; und für jenes einzige Schweigen des Volkes auf die Frage des Conſuls: ob ſeine Söhne den Tod verdient hätten, würde ich gern einige Dutzend franzöſiſche Verſe geben, wenn ſie auch noch ſo pomphaft einherſchreiten ſollten.

* * *

4. Als der vierte und letzte Gegenſatz iſt derjenige angegeben worden, welcher zwiſchen den Beſtrebungen, zu denen wir entweder durch Pflichtgefühl, oder durch Neigung, oder durch beyde zugleich beſtimmt werden, und zwiſchen den äußeren Bedingungen derſelben Statt findet. Äußere Bedingung wird hier Alles genannt, was ſolchen Beſtrebungen entweder als zufälliges äußeres Hinderniß

entgegenſteht, oder ihnen mit ſelbſt bewußter Kraft feindſelig in den Weg tritt.

Keiner von den angeführten Gegenſätzen tritt in ſo vielen Erzeugniſſen der tragiſchen Muſe bedeutend, wenn gleich nicht immer herrſchend, noch weniger ausſchließend hervor, als dieſer. Es gibt nämlich kein Streben, am wenigſten ein großes oder kräftiges, das nicht ſeiner eigenthümlichen Beſchaffenheit, wie ſeinen Erfolgen nach, von dem Einfluß äußerer Umſtände abhängig wäre; und je nachdem es den Intereſſen Anderer entſpricht oder widerſpricht, von dieſen Begünſtigung oder Widerſtand erführe. Da in dem erſteren Falle die vielfachen Kräfte als eine einzige Kraft wirken, welche durch begünſtigende Umſtände zu einer höheren Potenz erhoben wird: ſo iſt es hier zunächſt das angemeſſene Verhältniß der Totalſumme derſelben zum Widerſtande, welches in Betrachtung gezogen werden muß. Es liegt ſchon im Begriff des Tragiſchen eingeſchloſſen, daß die Kraft, welche gegen äußere Hinderniſſe anſtrebt, zur Beſiegung derſelben zu ſchwach ſey, und ihnen erliege; und eben ſo beſtimmt liegt es im Begriff einer tragiſchen Wirkung, die ja eine große und erſchütternde ſeyn ſoll, daß jene Kraft weder an und für ſich ſelbſt, noch im Verhältniß zur Kraft des Widerſtandes eine allzu ſchwache ſey. Ein auffallendes Mißverhältniß in dieſer Hinſicht wird ſich ſelbſt in jenen tragiſchen Darſtellungen nicht nachweiſen laſſen, wo der menſchlichen Kraft eine übermenſchliche unmittelbar entgegentritt, wie in den Bachantinnen des Euripides: indem die höhere Kraft hier nicht ihrer Unbegränztheit, ſondern nur im Verhältniß zur ſittlichen Kraft im Menſchen auftritt, und die letztere, in ihrer Begränzung ſelbſt, immer als hinreichend erſcheint, ſie zu verſöhnen, und den drohenden Untergang abzuwenden.

Am prägnanteſten wirkt dieſer Gegenſatz, wo in den äußeren Hinderniſſen das Eingreifen einer höheren Macht mehr oder minder deutlich ſichtbar wird; am ſchwächſten im Gegentheile, wenn wir die poſitive Kraft der bloſen Übermacht erliegen ſehen. Auch aus dieſem Grunde kann Körners Zriny, iſt er gleich als hiſtoriſches Schauſpiel keineswegs ohne Verdienſt, keine Tragödie genannt werden; freylich vorzüglich darum nicht, weil die heldenmüthige Aufopferung Zriny's einzig unter den Geſichtspunkt ſtrenger militäriſcher Pflicht fällt. Sollte eine tragiſche Wirkung aus dieſem Stoff entſtehen: ſo konnte ſie allein von Soliman ausgehen, der in dem verachteten Sigeth das Ziel ſeines dem Ehrgeiz geopferten Lebens fand. Aber der Sieger vor Rhodus und bey Mohacz iſt beynahe die ſchwächſte Figur im ganzen Stücke, und ſein Tod nicht nur ohne tragiſche Kraft, ſondern auch faſt ohne tragiſche Würde.

Nicht eben ſo verhält es ſich mit Racine's Mithridat. Der Kampf Mithridats gegen Roms Übermacht iſt die Frucht eines großen, freyen Entſchluſſes. Nur hat Racine den höheren Geſichtspunkt, welcher hier der hiſtoriſche war, nicht feſtzuhalten gewußt. Dadurch, daß er ſeinem Stoff fremdartige Intereſſen aufdrang, und die Intrigue ins Spiel zog, mußte jenes höhere Intereſſe nothwendig geſchwächt werden. Unter dieſen Umſtänden that er ſehr wohl daran, keine Gelegenheit vorbey zu laſſen, die imponirende Größe ſeines Helden hervorzuheben; und aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet, wird es nicht ſchwer ſeyn, jene berühmte Scene, in welcher Mithridat ſeinen Söhnen den kühnen Entwurf zu Roms Beſiegung mittheilt, gegen den Tadel zu vertheidigen, welchen ſie erfahren hat.

Daß auch der unmittelbare Conflict unſers Strebens mit den Formen des geſellſchaftlichen Lebens den Stoff zur tragiſchen Rührung hergeben könne, beweiſt der Paria des Caſimir Delavigne. Aber ganz mit Unrecht würde man die Räuber hieher ziehen, wie man ſie denn mehr als ein Mahl aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet hat. Das freche Anſtürmen empörter Leidenſchaftlichkeit gegen die Formen des geſellſchaftlichen Lebens kann, an ſich betrachtet, keine tragiſche Rührung hervorbringen; da es ein wahnſinniger, höchſt ungerechter Kampf gegen die geſellſchaftliche Ordnung iſt. Der Conflict mit den Formen derſelben vermag nur dann eine ſolche Wirkung zu erzeugen, wenn dieſe, wie das indiſche Caſtenſyſtem, alle natürlichen Rechte und Anſprüche der Menſchheit zerſtören und aufheben.

Dieſes von den Gegenſätzen, welche das beſondere Intereſſe der tragiſchen Fabel begründen. Das höchſte und allgemeinſte Intereſſe derſelben beſteht darin, daß dadurch die tragiſche Idee zu einer klaren und lebendigen Anſchauung gebracht wird.

3.

Intereſſe der tragiſchen Idee. Weltanſchauung.

»Wenn wir uns Rechenſchaft von unſerem Thun geben,« ſagt A. W. Schlegel in ſeinen Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur, »ſo nöthiget uns die Vernunft, unſere Zwecke wieder auf höhere, und endlich auf den höchſten allgemeinſten Zweck unſers Daſeyns zu beziehen, und hier bricht ſich die unſerem Weſen inwohnende Forderung des Unendlichen an den Schranken der Endlichkeit, worin wir befangen ſind. Alles, was wir ſchaffen und wirken, iſt vergänglich und nichtig; überall ſteht der Tod im Hintergrunde, dem jeder gut oder übel verwendete Augenblick uns entgegenführt; im glücklichſten Falle, wenn der Menſch das natürliche Lebensziel erreicht, ſteht ihm noch bevor, alles, was ihm hier werth war, verlaſſen zu müſſen, oder davon verlaſſen zu werden. Es gibt kein Band der Liebe ohne Trennung, keinen Genuß ohne Bedauern ſeines Verluſtes. Wenn wir aber die Beziehungen unſeres Daſeyns bis an die äußerſte Gränze der Möglichkeiten überſchauen, wenn wir deſſen ganze Abhängigkeit von einer unüberſehbaren Verkettung von Urſachen und Wirkungen erwägen: wie wir ſchwach und hülflos gegen den Andrang unermeßlicher Naturkräfte und ſtreitender Begierden an die Küſte einer unbekannten Welt ausgeworfen werden, gleichſam bey der Geburt ſchon ſchiffbrüchig; wie wir allen Irrthümern, allen Täuſchungen ausgeſetzt ſind, deren jede uns verderblich werden kann; wie wir in der Leidenſchaft unſeren eigenen Feind im Buſen tragen; wie jeder Augenblick im Rahmen der heiligſten Pflichten die Aufopferung der ſüßeſten Neigungen von uns fordern, und durch einen plötzlichen Schlag alles ſchwer Erworbene uns rauben kann; wie mit jeder Erweiterung des Beſitzes die Gefahr des Verluſtes ſteigt, und wir den Tücken des feindſeligen Zufalls nur um ſo mehr Blößen darbiethen: dann muß jedes dem Gefühl nicht verſchloſſene Gemüth von einer unausſprechlichen Wehmuth befallen werden, gegen die es keine andere Schutzwehr gibt, als das Bewußtſeyn eines über das Irdiſche hinausgehenden Berufes. Dieß iſt die tragiſche Stimmung; — ſie kommt bey tiefem Gefühl unvermeidlich vor, und von den Diſſonanzen dieſes Innern, welche die Poeſie nicht wegräumen kann, ſoll ſie wenigſtens eine idealiſche Auflöſung darzubiethen verſuchen« *).

Worauf aber ſoll es nun mit jener idealiſchen Auflöſung hinauslaufen, welche uns die Poeſie darzubiethen verſuchen ſoll?

Die tragiſche Poeſie greift tiefer in die Bruſt des Menſchen als jede andere. Sie regt einen weit tiefern Schmerz darin auf, als denjenigen, der mit jeder lebhaften Empfindung des Mitleids verbunden iſt. Wenn ſie uns nämlich die auffallendſten Beyſpiele von raſchem Wechſel blühender Glückſeligkeit mit endloſem Jammer darſtellt; vom Untergange des Höchſten und Edelſten, was menſchliche Kraft erſchaffen konnte: von ſtrenger Nothwendigkeit, die theuerſten und natürlichſten Neigungen des Herzens zu verläugnen; von der furchtbaren Gewalt der Leidenſchaften, und vom fruchtloſen Kampfe des Tugendhaften gegen die vereinigte Macht gewaltthätiger Bosheit und tückiſcher Argliſt: ſo finden wir uns durch eine ſolche lebendige Anſchauung zurückgewieſen auf die Nichtigkeit

---

*) Des erſten Bandes zweyte Vorleſung.

alles menſchlichen Strebens und Treibens im Allgemeinen, und auf die Unſicherheit und Wandelbarkeit alles desjenigen, was wir Glück nennen. Wir können es uns dann nicht verbergen, wie wir nur ſchaffen und wirken für den Augenblick; und nur uns ſelbſt täuſchend, weil wir es mit Berechnung thun, eine ſichere; weil wir anmaßend ſind, eine große Wirkung zu erzielen glauben; wie wir überall dabey eine Maſſe feindſeliger Kräfte gegen uns haben, deren Umfang wir nicht einmahl zu faſſen, noch weniger aber mit Zuverläßigkeit zu berechnen vermögen; und wie daher all unſer Streben und Wirken ein mächtiges und erfolgreiches ſey, allein in unſerer engen Einbildung, in der That aber ein unzulängliches und nichtiges; wie es durchaus kein feſtes Bollwerk gebe gegen den Andrang des Unglückes; wie jeden Augenblick tauſend Pfeile deſſelben uns treffen können, und wie wir Leibeigene des Schmerzes ſeyen von der Stunde unſerer Geburt an. Wie verſchieden daher die Schickſale des tragiſchen Helden von den unſerigen auch immer ſeyn mögen: immer treffen ſie in unſerer Bruſt eine verwandte Saite. Denn von fruchtloſem Ringen nach einem heißgewünſchten Glücke, von bitter getäuſchten Hoffnungen, von herben Verluſten des mühſam Errungenen, und von ſchweren Unfällen, die ihn ungeahnt im Schooße ſicherer Ruhe überraſchten, weiß wohl jeder zu ſagen, der vor die Breter tritt; und was ſeinen Erfahrungen an tragiſchem Pompe abgeht, wird reichlich erſetzt durch die Intenſion individueller Empfindung. Selbſt diejenigen, welche ein freundlicher Genius immer auf ebenen Bahnen durchs Leben geführt, haben wenigſtens erkennen gelernt, wie es für kein Streben einen ſicheren oder befriedigenden Preis gebe; oder ſie haben die Wechſelfälle des Lebens in einem ſie näher umgebenden Kreiſe wenigſtens an Andern beobachtet. Je tiefer und leidenſchaftlicher aber das Gemüth unter dieſen Umſtänden durch die ſinnlich lebendige Darſtellung eines auffallenden Beyſpieles der Nichtigkeit des menſchlichen Strebens und der Wandelbarkeit alles menſchlichen Glückes erſchüttert wird, und je ſchwerer bey Betrachtung derſelben der Schmerz auch deswegen darauf laſten muß, weil er nicht wie bey dem Ringen gegen das einzelne Unglück durch das lebhafte Gefühl der dabey angeſtrengten Kraft zum Theil wieder aufgehoben und gemildert wird: um ſo weniger ſcheint demſelben eine blos ideale Auflöſung der Diſſonanzen des Lebens genügen zu können; und wie die tragiſche Erſchütterung unmittelbar aus der Anſchauung des wirklichen Lebens hervorgeht, ſo ſcheint eben daraus auch ihre Verſöhnung hervorgehen zu müſſen, wenn ſie für das ſchmerzlich aufgeregte Gemüth hinreichend befriedigend ſeyn ſoll.

Es gibt nur Eines, was uns mit dem Schmerz verſöhnen kann, die Überzeugung, daß er nothwendige Bedingung eines beſſeren Zuſtandes ſey. Aber ſeiner Natur nach iſt der Schmerz feige und mißtrauiſch, ſo wie er eigenſinnig und hartnäckig iſt in Vertheidigung ſeiner Rechte. Er wirft Empfindungen in die Wagſchale gegen Ideen: das peinigende, unbeſtreitbare Gefühl gegenwärtiger Übel gegen die formloſen Bilder einer unſicheren Zukunft; getäuſchte Erwartungen gegen entfernte ungewiſſe Hoffnungen; er hat einer übermächtigen Gewalt nur Ohnmacht, oder eine gehemmte und an ſich ſelbſt beſchränkte Kraft entgegenzuſetzen. Wenn er ſich daher durch die bloße Idee eines über das Leben hinausgehenden Berufes verſöhnen laſſen ſoll. ſo wird er mißtrauiſch nach der Bürgſchaft dafür fragen; und wenn die Poeſie ihm dieſe biethen will, ſo wird ſie dieſelbe für jeden Fall aus der Hand der Wahrheit empfangen, und ſie innerhalb der Gränzen der Wirklichkeit ſuchen müſſen.

Kaum wird die Hinweiſung auf die ſittliche Kraft des Menſchen einer ſolchen Anforderung genügen können, wenn gleich manche Dichter im Coquettiren mit derſelben die wahre tragiſche Tiefe unbeſtreitbar gefunden zu haben glauben. Denn beſchränkt, wie jede andere, erſcheint uns, ſelbſt in ihrer höchſten Potenz, auch die ſittliche Kraft im Menſchen. Wir ſehen ſie der Leidenſchaft und dem Drange der Umſtände oft auch dort erliegen, wo wir ihr am ſicherſten vertrauen zu dürfen glaubten, und wo ſie uns gegen jeden Angriff durch einen undurchdringlichen Panzer geſchützt ſchien. Sie kann uns im Unglück ſtärken; aber uns nicht darüber hinausheben. Wenn in Shakſpeares Julius Cäſar ſonſt nichts tragiſch wäre, als im Charakter des Brutus das Bewußtſeyn ſeiner ſittlichen Kraft: ſo würde man der poetiſchen Darſtellung derſelben noch immer die Proſa des Dio Caſſius entgegenſetzen dürfen, der zu Folge Brutus in ſeinen letzten Augenblicken ausrief: »Alſo auch du, Tugend, biſt nichts als ein leerer Schall!« Wenn dieſer Ausruf gegen den Werth und die Würde unſerer ſittlichen Natur allerdings nichts beweiſen kann, ſo wird er deſto ſchwerer dort ins Gewicht fallen, wo davon die Rede iſt, ob das aufgeregte Gemüth durch die poetiſche Darſtellung des Bewußtſeyns ſittlicher Kraft allein erhaben und beſänftiget werden könne.

Noch weit weniger kann dieſes der Fall ſeyn, wenn der Held, dem Unglück erliegend und durch dieſes zum Tode oder zu einer leidenden Reſignation gedrängt, die Erwartung eines beſſeren Zuſtandes nach dieſem Leben als etwas ausſpricht, womit er ſich nothbehülflich über ſeine geſcheiterten Plane tröſtet, und wodurch er, allen Hinderniſſen zum Trotz, zuletzt doch noch auf ſeine Weiſe glücklich zu werden gedenkt. Wie aber das Bewußtſeyn eines über das Irdiſche hinausgehenden Berufes bey dem tragiſchen Helden ſich auch immer ausſprechen möge: es wird für die Erhebung und Beſänftigung des erſchütterten Gemüthes wenig gewonnen ſeyn, wenn nicht in der Beſchaffenheit und der Durchführung der tragiſchen Fabel ſelbſt der Grund jenes Bewußtſeyns zur klaren Anſchauung gebracht wird.

Es bedarf wohl keines ausführlichen Beweiſes, daß wir dieſen Grund allein in dem Walten einer höheren Intelligenz, oder in einer ſittlichen Weltregierung finden können. Denn indem ſich uns alles Irdiſche als ſchwankend, unbefriedigend und nichtig darſtellt, kann die Verſöhnung des Schmerzes, welcher dadurch in uns aufgeregt wird, nur von etwas Beſtändigem, und weil es auf ſich ſelbſt beruht, Unveränderlichen, alſo nur von Gott ausgehen, und in ihm allein kann alles Mißlingende zur reinſten Harmonie ſich auflöſen. Hierbey aber drängt ſich uns zunächſt die Überzeugung auf, wie wir bey dem Beſtreben, auf dieſem Wege die Verſöhnung zu finden, des Glaubens nirgends entbehren mögen; indem nämlich nicht nur jene vollkommene, jeden Zweifel ausſchließende Gewißheit über das Walten einer ſittlichen Weltregierung durch höhere Gewährleiſtung allein unſer Eigenthum werden kann: ſondern auch jedes Forſchen, welches die Spuren einer ſolchen Weltordnung im Leben ſelbſt aufſucht, zuletzt immer wieder an ein Glauben ſich angewieſen findet; weil unſer ganzes Wiſſen überall nur Stückwerk iſt; weil unſer Auge nirgends über das Grab hinausreicht; und daher alles, was wir ohne jene höhere Gewährleiſtung über das Jenſeits lehren, und uns lehren laſſen, wenig mehr ſeyn kann, als höchſtens eine wahrſcheinliche Vermuthung.

Dennoch ſind wir nicht ſo ganz verlaſſen und dürftig in dieſes Leben hinausgeſtoßen worden, und nicht ſo ganz iſt unſer Auge mit Nacht umzogen, daß wir nicht in unſerm beſchränkten Geſichtskreiſe ſelbſt Gründe für die Beſtätigung jenes Glaubens entdecken ſollten. Denn wie auch Alles um uns her ſchwanke, und im raſtloſen Wechſel ſich verändere: ſo erkennen wir dennoch etwas Feſtes und Haltbares, wenn gleich nicht durch ſich ſelbſt Beſtehendes, in den ewigen Geſetzen unſerer ſittlichen Natur. Darum kann auch die Verſöhnung mit der Nichtigkeit unſeres Daſeyns von dieſem Punkte allein ausgehen, und mag auf ihn allein mit Sicherheit zurückgeführt werden.

Es ſind dabey zunächſt zwey Widerſprüche, wodurch ſich eine Anſchauung des Lebens leicht beirrt ſieht, welche nicht tiefer in den ſittlichen Zuſammenhang deſſelben einzudringen, und ihn kräftig feſtzuhalten ſtrebt. Der eine davon kann in der Beſchränkung dieſes Lebens, der Erſcheinung nach, ein wirklicher genannt werden; der andere läßt ſich als ein blos ſcheinbarer nachweiſen.

Wenn wir die reinſte und edelſte Begeiſterung für das Gute vergeblich gegen Argliſt und Gewaltthätigkeit ankämpfen, wenn wir die Treue der Falſchheit, die Großmuth der Selbſtſucht, die Redlichkeit der Bosheit oder dem Andrange feindſeliger Verhältniſſe erliegen ſehen: ſo zeigt ſich uns ein Widerſpruch zwiſchen Verdienſt und Glückſeligkeit, zwiſchen Abſicht und Erfolg, welcher, da er in der Beſchränkung dieſes Lebens, als Erſcheinung, unläugbar iſt, mit Recht auch ein wirklicher genannt werden darf. Der Schmerz aber, welcher uns darüber ergreifen könnte, findet eine vollkommene Verſöhnung in der Überzeugung von einer ſittlichen Weltregierung, in welcher Überzeugung jener Widerſpruch ſich vollkommen auflöſt, da ſie den Begriff der höchſten Gerechtigkeit, dieſer aber den Begriff einer vollkommenen Ausgleichung zwiſchen Verdienſt und Glückſeligkeit nothwendig in ſich ſchließt.

Nicht eben ſo verhält es ſich mit einem zweyten Widerſpruch, daß wir ihn nämlich in der Erſcheinung als einen wirklichen anerkennen müßten Wir glauben nur allzu oft aus dem Guten das Böſe, und aus dem Böſen das Gute hervorgehen zu ſehen, und klagen wohl ſehr ernſtlich darüber, daß, was ein Geſchlecht oder ein Jahrhundert zum Segen des folgenden wirke, ſich dieſem in raſchem Wechſel in Fluch und Verderben verkehre; und wie aus gutem Samen ſo bald eine überreiche Saat alter und neuer Übel hervorſchieße: während freylich auch öfters aus der Thorheit und leidenſchaftlichen Verworrenheit, mit welcher die eine Generation die Keime des Segens für alle nachfolgenden zu zertreten ſcheint, das Glück und das Streben nach dem Beſſeren in jugendlich kräftigem Wuchſe emporſproſſe, und einen nie gehofften Reichthum der edelſten Blüthen entfalte.

Allein dieſer Widerſpruch verſchwindet bald, wenn wir die blos ſcheinbare Wirkung von der eigenthümlichen und nothwendigen unterſcheiden; und daß wir dieſes ſo oft nicht thun, oder nicht zu thun vermögen, das iſt es, wodurch wir ſo häufig beirrt werden. Denn nie erzeugt das Gute Böſes, es zeugt ewig nur Gutes; nie zeugt das Böſe Gutes, es zeugt ewig wieder nur Böſes Das Gute kann neben, aber nie aus dem Böſen; das Böſe kann neben dem Guten, aber nie aus einem Keime mit ihm hervorſproſſen. Wo uns das Böſe aus dem Guten hervorzugehen ſcheint, da hat dieſes ſchon vor der Zeugung ſeine Natur geändert: es hat aufgehört gut zu ſeyn, und die Linie überſchritten, die es auch um die

Breite eines Haares nicht überſchreiten durfte. Wo wir aber hingegen glauben das Gute aus dem Böſen hervorſproſſen zu ſehen: da iſt die verderbliche Zeugungskraft des letzteren erſchöpft oder gelähmt, und es welkt wie die Giftpflanze, wenn ſie das vorgeſteckte Ziel ihres Wachsthums erreicht hat. Nicht alſo in dem bloß *ſcheinbaren* Zuſammenhange zwiſchen dem Guten und Böſen: ſondern in der *nothwendigen* Verkettung zwiſchen *Gut* und *Gut* zwiſchen *Böſe* und *Böſe*, in dem ewigen, unverſöhnlichen, und *nothwendigen* Streit zwiſchen beyden liegt — in ſo fern ſie uns ohne höhere Belehrung zu Theil werden kann, — die Bürgſchaft einer ſittlichen Weltregierung; und hier allein werden wir die Verklärung finden können, welche die nächtliche Seite des Lebens aufhellen, und den Schmerz darüber verſöhnen ſoll.

Darum ſcheint auch die Vorſtellung der Nichtigkeit alles menſchlichen Strebens denjenigen nicht nach ihrem ganzen Umfange klar aufgegangen zu ſeyn, welche irgend ein Ergebniß desſelben *als ein Abgeſchloſſenes* angenommen, und darauf ihre Folgerungen gebaut haben. Es iſt nämlich in der Beſchränkung dieſes Lebens ein ſolches Abgeſchloſſenes nirgends anzutreffen, wo nicht eine *unmittelbare* höhere Einwirkung Statt findet. Denn das Gute wie das Böſe, wenn ſie nicht, ewig in feindſeligem Streit begriffen, ſich wechſelweiſe unterdrücken, oder zerſtören, ſtrebt, wie Alles, nach ununterbrochenem Fortſchritt: und ſo erreicht jenes endlich die Gränzlinie, wo es aufhört zu ſeyn, was es iſt; dieſes das Ziel, wo es ſich ſelbſt zerſtört, und in ſich ſelbſt ſeinen Untergang findet. Auch vermögen wir überall nur das *Wirkliche*, nie aber das *Mögliche* zu berechnen: wo immer bey dem Guten ein größeres Gutes, ſo wie bey dem Böſen ein größeres

Böſes denkbar bleibt; ſo daß die Bilanz im erſteren Falle zum Nachtheile, in letzterem hingegen zu entſchiedenem Vortheile des wirklichen Erfolges ausfiele. Endlich können wir ja — und dieſe Rückſicht iſt bey weitem die wichtigſte — bey jedem Ergebniß menſchlichen Strebens nur die factiſchen, nicht die moraliſchen Erfolge berechnen, die ſowohl nach ihrer zufälligen Verbindung mit verwandten oder widerſprechenden Beſtrebungen, als nach ihrem Umfange außer dem Bereiche einer ſolchen Berechnung liegen. Denn um über das Geſagte nur ein Beyſpiel zu geben, ſo ſind Haß und Liebe, indem ſie eine ſichere Wirkung bezwecken, oder diejenige, welche ſie hervorgebracht, als eine ſolche betrachten, nichts anders als eine kurzſichtige Selbſttäuſchung, die allein in der nächſten und unmittelbarſten Wirkung eine ihrem Streben entſprechende Wahrheit findet. Wie entſchieden nämlich auch das Streben ſey, dem geliebten Gegenſtande ein Glück zuzuwenden, oder ein Unglück von ihm abzuhalten: ſo bleibt, bey günſtigem Erfolge, immer die Möglichkeit, daß durch eine zufällige Verkettung von Ereigniſſen das ihm zugewendete Glück, oder das von ihm abgewendete Unglück die Quelle weit herberer Leiden für ihn werde, als die Entbehrung des erſteren, oder die Ertragung des letzteren geweſen ſeyn würde; ſo wie nicht minder der Fall denkbar, daß eben jedes Streben durch ſein Gelingen den Begünſtigten eines höheren Glückes beraubt, oder das Mißlingen ein weit größeres Unglück an ſeinem Haupte unſchädlich vorübergeführt habe. Eben ſo bey den Beſtrebungen des Haſſes. Wir ſehen ferner nur die Spuren, die unſere Liebe und unſer Haß in den unmittelbaren Äußerungen desjenigen hervorbringen, der ihr Gegenſtand iſt: nicht aber die Reihe von Veränderungen, die wir in ſeinen Innern erzeugen, und wie dieſe in weit hinausgreifender Wirkung ſeinen ſittlichen Werth oder Unwerth, ſein Glück oder Unglück bedingen. Überall ſind es nur wenige grobe Fäden des Gewebes, welche wir aufzufaſſen vermögen: während tauſend feinere und ſtärkere unſeren ſchwachen Augen ſich entziehen, und in tauſend ungeahnten Verknüpfungen ins Unendliche ſich fortſchlingen.

Es ſcheint bisher mit hinreichender Beſtimmtheit aus einander geſetzt worden zu ſeyn, wie die Gewährleiſtung einer ſittlichen Weltordnung nur darin zu finden ſey, daß wir erkennen, wie das Gute nothwendig das Gute, das Böſe nothwendig das Böſe, und dieſes dadurch ſeinen eigenen Untergang zeuge: keineswegs aber in dem bloß ſcheinbar aus dem Böſen entſtandenen Guten — ein Irrthum, der überall mehr als genug der falſchen Urtheile und Mißgriffe veranlaßt hat; — und wie der tragiſche Dichter durch die poetiſche Darſtellung jener Wahrheit allein uns die Verklärung des Göttlichen zeigen, und uns zur Verſöhnung führen konne. Dennoch mögen dem Geſagten noch einige Beyſpiele beygefügt werden. Es iſt bekannt, wie die zwiſchen den beyden Familien York und Lancaſter ausgebrochnen Thronſtreitigkeiten England beynahe ein volles Jahrhundert hindurch zerrütteten, und die blutigſten Parteykriege veranlaßten. Mit der Thronbeſteigung Heinrichs des Siebenten nahm endlich dieſer traurige Zwieſpalt ein Ende, und England fing an ſich einer ihm lange fremd gewordenen Ruhe zu freuen. Aber können wir wohl in dieſem nur kurze Zeit dauernden Zuſtande eine befriedigende Verſöhnung jener langen, blutigen Gräuel erblicken, und können wir es vergeſſen, wie eben durch die Thronbeſteigung des Hauſes Tudor bald darauf die Keime zu den fürchterlichſten Erſchütterungen ausgeſäet wurden, die jenen früheren nichts nachgaben; wenn gleich auch wieder ein Sprößling dieſes Hauſes Englands ganze künftige Größe begründete. Dürfte man nun wohl ſagen, die Verklärung des Göttlichen, die Verſöhnung liege in jener kurzen Pauſe zwiſchen zwey gleich langen, gleich heftigen und gleich verderblichen Stürmen innerer Zwietracht, und auf ſolche Weiſe habe Shakſpeare in den drey Theilen Heinrichs des Sechsten und in Richard dem Dritten ſie zur Anſchauung bringen wollen? Aber daß wir in dem raſchen Wechſel der grauſen Scenen, welche die raſende Parteywuth erzeugt, Gewaltthat aus Gewaltthat, Verbrechen aus Verbrechen hervorwachſen ſehen, jedes ſeinem Urheber ſelbſt verderblich; daß wir den Parteyhaß in wahnſinniger Trunkenheit alle Bande der Menſchlichkeit zerreiſſen, und eben dadurch überall ihm ſelbſt den ſichern Untergang bereitet ſehen: das enthält die Gewährleiſtung einer ſittlichen Weltordnung, welche an ſich ſelbſt eine Verklärung des Göttlichen iſt, und die Verſöhnung in ſich ſchließt. Auf eine bewunderungswürdige Art wird das ſchauderhafte Gemählde jener Frevel noch mehr herausgehoben durch die Art, wie der Dichter den Charakter Heinrichs behandelt hat. So mild und fromm, den Wahnſinn ſeiner Zeit ſo unbefangen erkennend, und ſo tief davon verletzt, wenn gleich unkräftig zum Handeln, läßt er uns anſchaulich erkennen, wie im wildempörten Tumult der Leidenſchaften die Stimme der Menſchlichkeit ſpurlos verhallen mußte, und nur Erſchöpfung ſeiner Zeugungskraft den jammervollen Gräuel beendigen konnte. Erſt gegen das Ende Richards des Dritten hin tritt dieſer Zeitpunkt ein, und die immer ſich häufende Maſſe der Frevel ließ dem Dichter keinen Raum, und neben Entwicklung derſelben noch zu zeigen, wie trotz jener feindſeligen Zerſtörungswuth des Böſen das Gute dennoch ſich erhielt, und, durch ſich ſelbſt erſtarkend, zum Kampfe gegen die Macht desſelben heranreifte. Aus dieſem Geſichtspunkte, glaube ich, müſſen auch die Geiſtererſcheinungen in Richard dem Dritten, neben dem von Leſſing und Schlegel angegebenen, betrachtet werden. Denn wenn dadurch allein die grauenvolle Tiefe der Qualen eines vom Bewußtſeyn ungeheurer Verbrechen angefallenen Gemüthes beleuchtet werden ſollte: ſo hatte der Dichter, der dieſes furchtbare Licht auf das Sterbebett Beauforts geworfen, einen Reichthum anderer Mittel in ſeiner Gewalt, als jene Geiſtererſcheinungen. Aber tief niedergedrückt durch das materielle Gewicht ſo zahlreicher und ſo ſcheußlicher Frevel, das trotz dem in ihren Erfolgen ſich ausſprechenden Princip ſittlicher Vergeltung, ſich laſtend auf das Gemüth des Dichters, wie des Zuſchauers wälzte, bedurfte dieſes einer unmittelbaren Verſöhnung, die ſich hier in einer unmittelbaren Verklärung des Guten, durch das Medium der Erſcheinung dem Irdiſchen bereits entrückter Weſen anboth. So wird auch die Hoffnung, daß nach dem Austoben der Zwietracht der Same des Guten zu reichen Früchten gedeihen werde, am Schluſſe des Stückes von Richmond mit frommer Demuth ausgeſprochen; die, indem ſie mit der frechen Zuverſicht der Gewaltthätigkeit in einen auffallenden Gegenſatz tritt, in unſerer Bruſt leicht einen Eingang findet, und die Verſöhnung auf die befriedigendſte Weiſe vollendet.

England war lang im Wahnſinn, ſchlug ſich ſelbſt:
Der Bruder blind vergoß des Bruders Blut;
Der Vater würgte raſch den eignen Sohn;
Der Sohn, gedrungen, ward des Vaters Schlächter.
— — — — — — — — — — — —

Nun mögen Richmond und Eliſabeth,
Die ächten Erben jenes Königshauſes,
Durch Gottes ſchöne Fügung ſich vereinen.
Mög' ihr Geſchlecht (wenn es dein Will' iſt Gott)
Die Folgezeit mit mildem Frieden ſegnen,
Mit lachendem Gedeihn und heitren Tagen.
— — — — —, — — — — — — —
Der lebe nicht, und ſchmeck' des Landes Frucht,
Der heim des ſchönen Landes Frieden ſucht!
Getilgt iſt Zwiſt, geſtreut des Friedens Samen:
Daß er hier lange blühe, Gott, ſprich Amen!

Wenn wir in Heinrich dem Sechsten in ſchneller, ununterbrochener Zeugung Frevel aus Frevel, Gräuel aus Gräuel hervorwachſen ſehen, weil in der Verwirrung entzügelter Parteywuth jeder Frevel, jeder Gräuel offne Bahn, freyen Spielraum, Beyſpiel und Genoſſen findet: ſo zeigt uns Macbeth die furchtbare Zeugungskraft des Böſen von einer anderen, noch ſchrecklicheren Seite. Kaum iſt das Samenkorn des Verbrechens durch den dunklen Ausſpruch der Zauberſchweſtern in Macbeths Bruſt gefallen, als es auch ſchon Wurzel ſchlägt, und ſeine unheilſchwangeren Keime entwickelt; kaum hat er den Fuß in die ihm gelegte Schlinge geſetzt, als er auch ſchon ſo darin verſtrickt iſt, daß es nicht mehr in ſeiner Macht ſteht, ihn zurückzuziehen. Er hat das Verbrechen gedacht; und mit furchtbarer Schnelle tritt die Gelegenheit zur Ausführung ihm nahe. Im Einklang mit der Hölle, und dem Guten unzugänglich wie dieſe, bemächtigt ſeine Gemahlin ſich ſeines wankenden Entſchluſſes. Im wildeſten Aufruhr ſeines Innern, unter dem heftigſten, aber ohnmächtigen, doch eben durch dieſe Ohnmacht nur um deſto ſchauderhafteren Gegenkampfe ſeiner ſittlichen Natur, wird die That begangen. Verfallen iſt er durch ſie dem Verbrechen, und durch das Verbrechen dem Verderben. Denn ihn verfolgt jetzt der ſchlimmſte Fluch des Verbrechens, daß es neue Verbrechen nothwendig macht, um ſich zu verbergen, und den Preis ſich zu ſichern, um den es begangen ward. Jeder Gegenkampf des Guten hört jetzt auf; die Kraft dazu iſt vernichtet, in beſinnungsloſer Haſt drängt ſich Frevel auf Frevel; denn

Der flücht'ge Vorſatz iſt nicht einzuhohlen,
Geht nicht die That gleich mit.

Bis zum letzten Augenblick bleibt er die Beute der Hölle; verſtrickt in ihre unauflösbaren Bande, weil er in einem unbewachten Augenblick ſeine Bruſt willig ihren Lockungen öffnete, und dieſe nicht, wie Banquo, mit entſchloſſenem Muthe von ſich wies.

Man hat finden wollen, die Maſſe des Jammers, welche über den unglücklichen Lear hereinbreche, ſey zu groß, um mit ſeiner Schuld im Verhältniß zu ſtehen. Allein bey genauerer Betrachtung zeigt ſich Lears Schuld weit größer, als ſie auf den erſten Anblick zu ſeyn ſcheint. Es gibt nämlich eine Selbſtſucht der Liebe, die, wenn gleich nicht immer, doch ſehr oft, die Wahrheit der Empfindung, aber jederzeit das lebendige Gefühl der Pflicht ausſchließt. Die Härte liegt dieſer Art von Selbſtſucht ſo nahe, als die Neigung zur verſchwenderiſchen Austheilung ihrer Gunſtbezeugungen. Dieſe Selbſtſucht iſt Lears Schuld. Verbunden mit Zornmuth und herriſchem Stolze erzeugt ſie das Verbrechen gegen die Natur, daß der Vater eine ſchuldloſe, ihn zärtlich liebende Tochter von ſich ſtößt. Die Schwere dieſes Verbrechens wird noch mehr herausgehoben dadurch, daß Cordelia ſelbſt die höchſte Kindesliebe ſich nicht über die Gränze ſtrenger Pflicht hinausgehend denken kann. Dadurch eben fällt das volle Licht auf Lears Selbſtſucht;

und wenn die Größe ſeines Jammers unſer Innerſtes zerreißt: ſo wird durch jene Rückſicht das Übermaß des Schmerzes wieder aufgehoben, welches uns ſonſt beym Anblick ſeiner Leiden erfüllen würde. Dieſes Übermaß ſcheint wirklich eintreten zu müſſen, als Lear im Wahnſinn Cordelias Leichnam herbeybringt; und vielleicht gibt es ſelbſt im Shakſpeare keine Scene, die erſchütternder wäre. Aber wenn ſich uns im Übermaße des Jammers, wenn ſich uns darin, daß die Vergehungen des Schuldigen auch den Schuldloſen ins Verderben ziehen, das Geſetz der Vergeltung in ſeiner herbeſten Strenge offenbart: ſo begegnen wir eben in dem ſtrengen Walten dieſes Geſetzes, das wir als ein ſittliches anerkennen müſſen, der Verſöhnung in der Zuverſicht gerechter Ausgleichung, welche dadurch nothwendig begründet wird.

Auch im Julius Cäſar finden wir die Verſöhnung eben darin, daß in demſelben jenes Geſetz in ſeiner herbſten Conſequenz ſich abſpiegelt; nicht darin ſowohl, daß Cäſars leidenſchaftlicher Ehrgeiz die verderbliche Kataſtrophe herbeyzieht: ſondern im Untergange des Brutus. Nicht minder ſtrenge nämlich, als das Verbrechen, ſtraft die Vorſehung den Irrthum; weil es nur eine einzige Linie des Wahren und des Rechten gibt, über welche hinaus der Irrthum mittelbar oder unmittelbar überall die Schuld nach ſich zieht. Darum, wenn andere Stücke Shakſpeare's unſer Inneres heftiger anregen: ſo legt doch keines, wenn ich ſo ſagen darf, ein ſo ſchweres Maß des Schmerzes auf unſre Bruſt, als dieſes; welcher Schmerz allein in dem klarſten Anerkennen obiger Wahrheit ſeine Verſöhnung findet. Kaum aber würde dieſer Schmerz ſich ſo ſchwer auf unſre Bruſt wälzen, wenn wir ihn nicht aus einem, nur nicht bis zum klaren Bewußtſeyn geſteigerten Anerkennen der Schuld auf der Bruſt des Brutus ſelbſt laſten ſähen; und die Durchführung dieſes Charakters in dem angegebenen Sinne iſt es zunächſt, wovon die tragiſche Wirkung dieſes Stückes ausgeht, mit der ſich, in Rückſicht auf Tiefe, vielleicht die Wirkung keiner von Shakſpeare's übrigen Schöpfungen vergleichen läßt.

Das Böſe ſteht mit dem Guten überall im ſchärfſten und auffallendſten Gegenſatz; darum ſpiegelt ſich uns auch das Walten einer ſittlichen Weltordnung in der Vernichtung desſelben durch ſich ſelbſt, und in ſeinem zerſtörenden Wirken am deutlichſten ab; und darum ſucht der tragiſche Dichter ſeinen Stoff, wenn gleich nicht ausſchließlich, doch vorzüglich auf dieſem Gebiethe. Nur ſoll damit nicht jenen Stücken das Wort geredet werden, in welchen der Dichter die Rolle des Carnifex übernimmt, und dem Maleficanten zuerſt durch vier Acte hindurch alle Grade der Gewiſſensfolter applicirt, um ihn im fünften Acte zur Erbauung der Zuſchauer mit einem kunſtgerechten Streiche vom Leben zum Tode zu befördern; noch jenen, in welchen er dem Schuldigen Fallſtricke und Fußangeln legt, und, wie die Katze eine junge Maus, ihn wieder entwiſchen läßt, um ihn aufs neue einzufangen, und zuletzt ihn tragiſch abzuwürgen. Dergleichen Executionsſtücke können wohl gräßlich ſeyn; ſie können, mit großer Geſchicklichkeit behandelt, etwas einer tragiſchen Wirkung Ähnliches, aber ſie können nie eine große und edle tragiſche Wirkung hervorbringen. Und warum das nicht? Was die letztere Art von Stücken betrifft, ſo ſpielt der Zufall ſeine Rolle darin gewöhnlich ſo breit, und meiſtens auch ſo ungeſchickt, daß wir über ſeine tollen Sprünge durchaus zu keiner Anſchauung einer ſittlichen Nothwendigkeit gelangen können. Dieſe Anſchauung fehlt in den Stücken der erſten Art zwar nicht;

aber ſie ſind ſtehende Gemählde der Qual, wo alle Perſonen um die Folterbank herum gruppirt ſind, und nur deßwegen da zu ſeyn ſcheinen, um beym Foltern, mit oder ohne guten Willen, hülfreiche Hand zu leiſten. Allzubeſchränkt wäre nämlich eine Anſicht, welche die Verklärung einer ſittlichen Weltregierung, in ſo fern ſie ſich im Untergange des Böſen abſpiegelt, nur in der Beſtrafung des Verbrechens ſuchen wollte. Die dramatiſche Behandlung läßt hierbey nur eine ſcheinbare Manigfaltigkeit, nur eine ſcheinbare, keine wahre Bewegung zu; weil, wie lebhaft es auch ſonſt in einem ſolchen Stücke hergehen mag, das Auge doch immer auf einem und demſelben Punkte feſtgehalten wird. Weit klarer und lebendiger ſtellt ſich uns im Drama, wie im Leben, die Verklärung der ſittlichen Weltregierung, in ſo fern ſie nämlich überhaupt durch den Untergang des Böſen geſchieht, in dem Irrthum dar, als ob wir die ſittlichen Geſetze verletzen, und dennoch ein wahres Glück erringen, oder unſern Frieden uns bewahren könnten; welcher Irrthum ja eben der Keim aller Verbrechen iſt, und als diametriſcher Gegenſatz des feſten Glaubens an eine ſittliche Weltordnung, indem er ſich als nichtig erweiſt, dieſe ſelbſt bekräftigt, und zur möglichſt klaren Anſchauung bringt.

Man leſe in dieſer Hinſicht Shakſpear's Macbeth. Macbeths Gemüth hat den Gedanken an das Verbrechen ergriffen; aber noch ſteht der Entſchluß, es zu vollbringen, nicht feſt in ſeiner Seele:

Wär's wenn gethan, auch abgethan, gut wär's
Man thät' es ſchleunig. Wenn der Meuchelmord
Die Folgen hemmen könnt' im Flug, und haſchen
Durch ſein Vollziehn ein gut Gedeihn, ſo daß
Der Streich das Eins und Alles wäre hier,

Nur hier auf dieſer ſeichten Furth der Zeit —
Wegſpringen wollt' ich über's künft'ge Leben!
Doch ſolche Thaten richten ſich ſchon hier.
Die blut'ge Lehre, die wir Andern geben,
Fällt, kaum ertheilt, auf des Erfinders Haupt,
Und gleichausſpendende Gerechtigkeit
Setzt uns den eignen Giftkelch an die Lippen.
1. Act, 7. Sc.

Nicht vor dem Verbrechen alſo bebt Macbeth zurück, ſondern vor der Entdeckung und ihren unmittelbaren Folgen; nicht die Furcht vor einer Vergeltung jenſeits ſchreckt ihn: ſondern die Beſorgniß, daß die Rache ihn dießſeits ereile. Wenn er im Verfolge des angeführten Monologes jener vergeltenden Macht erwähnt: ſo geſchieht es nur in ſolcher Beziehung.

— — — — — Über das
War dieſer Duncan ein ſo milder Herrſcher,
So makellos in ſeinem großen Amt,
Daß ſeine Tugenden, Schutzengeln gleich,
Anklagen werden mit Poſaunenzungen
Die Höllenſünde ſeiner Wegraffung:
Und Mitleid, wie ein nacktes, neugebornes Kind
Im Sturm herunterfahrend, oder wie
Des Himmels Cherub auf den unſichtbaren
Luftroſſen reitend, dieſe grauſe That
In jedes Auge blaſen wird, bis Thränen
Der Wind erſäuft —

Darum gelingt es Lady Macbeth ſo leicht, über die Unentſchloſſenheit ihres Gemahls den Sieg davon zu tragen, weil ihre Überredungsgründe, daß kluge Vorſicht die Entdeckung abwenden könne, ſeinem Widerſtreben ſcheinbar gewachſen ſind.

Wenn's mißlingt!

iſt ſein Einwurf: und ſelbſt in jener berühmten Stelle:

Schweig! ich bitte dich;
Das wag' ich Alles, was dem Manne ziemt.
Wer mehr wagt, der iſt keiner!

iſt mehr die natürliche Empörung des menſchlichen Gefühls vor einem, unter jenen Umſtänden doppelt gräßlichen Morde, auf das ſtärkſte ausgedrückt, als daß ein höherer und klar gedachter ſittlicher Beweggrund dieſes Abſcheus darin angedeutet wäre. Einen Augenblick bebt er vor der entmenſchten Verwegenheit ſeiner Gemahlin zurück; aber ſogleich bemächtigt er ſich ihres Entwurfes, um ihn weiter auszubilden.

Gebier mir keine Töchter! Männer nur
Muß mir dein unbiegſamer Stoff erzeugen!
Wird man nicht denken, wenn wir jene Zwey,
Die in des Königs eignem Zimmer ſchlafen,
Mit Blut gefärbt, und ihrer Schwerter uns
Zum Mord bedient, daß ſie's gethan. —

Wie aber die Ahnung einer rächenden Vergeltung, wenn er gleich nur vor den Folgen ſeines Verbrechens »auf dieſer ſeichten Furth der Zeit« zittert, den nothwendigen Hintergrund ſelbſt dieſer Befürchtungen ausmacht: ſo durchzuckt ſie auch, als die That kaum vollbracht iſt, Macbeths Bruſt wie ein Blitzſtrahl die ſchwärzeſte Nacht; und in ihrer hehrſten Furchtbarkeit erſcheint uns bey dieſer gräuſen Beleuchtung die Macht, von welcher der Blitz ausgegangen. Die Abſpannung, und, wenn ich ſo ſagen darf, die accentloſe Verſunkenheit ſeines Gemüthes in den Worten:

O das iſt ein trauriger Anblick!

und in jenen:

Der rief: Gott Gnad' uns! und der andre: Amen.
— — — — — — — Ich konnte nicht
Ausſprechen: Amen! als ſie ſchrien: Gott Gnad' uns!
Warum denn konnt ich nicht vorbringen: Amen?

Braucht ich ſo ſehr doch Gottes Gnad', und Amen
Stockt in der Kehle mir —

bringen eine erſchütterndere Wirkung hervor, als wenn der Dichter alle folgenden Acte ausſchließend an die Darſtellung der Gewiſſensqual gewendet hätte. Statt deſſen erſcheint Macbeth im kräftigen Kampfe gegen die äußeren Feinde ſeines Glückes und ſeiner Ruhe. Die Furcht vor dem Jenſeits hat er von ſich gewieſen; und ſo glaubt er im unſeligen Irrthum ſein Glück und ſeine Ruhe ſich dießſeits bewahren zu können. Eben dieſer Irrthum nun iſt es, wodurch alle tragiſchen Elemente des Stückes ſo lebendig und anſchaulich hervorgehoben werden. Mit beſonnener Entſchloſſenheit hat er zwiſchen ſich und der ſittlichen Welt einen Abgrund aufgeriſſen, um ihre ſtrafenden Qualen von ſich abzuhalten. Er ahnt, daß ſie ſelbſt ſeinen Muth brechen, ſeine Standhaftigkeit vernichten könnte, in denen allein er ſich ganz und mit ſich einig fühlt. Aber der Same des Böſen wuchert in ſeiner Bruſt; eben der Boden, auf dem er ſich ſicher wähnte, zeugt ihm den Feind; eben die Kraft, der er vertraute, verdirbt ihn, und in ein Nichts zerrint der unſeligſte und allgemeine Irrthum der Schuld, vermöge welches ſie ſich überredet, das Verbrechen von ſeiner Ahndung, die That von ihren Folgen ſcheiden zu können.

Auch wenn die Verklarung des Göttlichen im Untergange des Guten ſich offenbaret, wird ſie am ſtärkſten hervorgehoben durch den Irrthum, vermöge welchem wir das Gute nach unſerer Abſicht, und nach unſern Planen mit ſicherem Erfolge ſchaffen zu können glauben. Denn eben in der Vernichtung dieſes Irrthums erſcheint am deutlichſten die Nichtigkeit unſerer Kraft, und wie dieſe abhängig iſt von dem Wirken einer höheren Macht, deren Plane und Wege nicht immer die unſerigen ſind; deren Walten ſich uns aber ſelbſt im Untergange des Guten als ein ſittliches zu erkennen gibt. Denn wie das Böſe nur Böſes, ſo zeugt das Gute nur Gutes; aber wenn auch dieſes zu Grunde geht, ſo trägt es doch nicht wie jenes die Keime ſeines Verderbens in ſich ſelbſt eingeſchloſſen, und nirgends hört es auf ſegensvolle Früchte zu tragen, bis es nicht ſich ſelbſt untreu geworden, und, was es iſt, zu ſeyn aufgehört hat. Darum wird auch der Dichter die Zuverſicht auf den Erfolg von Beſtrebungen, welche das Gute bezwecken, immer ſcheiden müſſen von dem zuverſichtlichen Glauben an die ſelbſtſtändige Kraft des Guten. Jene nämlich kann ſich als nichtig zeigen; aber nimmermehr dieſer: da er eben in ſeiner unbedingteſten Zuverſicht mit dem Weſen einer ſittlichen Weltordnung im vollkommenſten Einklange ſteht. Nur muß dieſe Zuverſicht ſich nicht im Glauben des Handelnden allein, ſondern in den Folgen ſeines Handelns, wenn gleich nicht in der Erreichung ſeiner Abſicht bewähren, wenn einem Stücke dieſer Art die Verſöhnung nicht gänzlich fehlen ſoll.

Regulus ſchifft mit einem Kriegsheere nach Afrika, um den Kampf zwiſchen Rom und ſeiner Nebenbuhlerin zu entſcheiden. Er gewinnt Sieg auf Sieg; ſchon ſcheint das Ziel errungen zu ſeyn, ſchon ſteht er vor Carthagos Thoren — da fällt die Entſcheidung zu ſeinem Nachtheile; der Sieger wird der Sclave ſeiner Feinde. Nur gegen ein Kriegsheer will Carthago ihn ausliefern; es ſchickt ihn nach Rom, um die Unterhandlung zu Stande zu bringen; aber Regulus ſelbſt widerräth ſie. Nur mit Roms höchſtem Nachtheil kann ſeine Freyheit erkauft werden; er, der Rom durch den Sieg verherrlichen wollte, kann ihm nur mehr durch ſeinen Tod nützen. Mit großem Herzen kehrt er nach Carthago zurück, obwohl er gewiß iſt, den grauſamſten Martern entgegen zu gehen. Aber ſeine edle Selbſtaufopferung entflammt ſeine Mitbürger zur höchſten Begeiſterung der Vaterlandsliebe; und noch nach Jahrtauſenden kann ſie in dem empfänglichen Gemüthe keine andere als nur dieſe Wirkung hervorbringen.

Heinrich von Collins Behandlung dieſes Stoffes beweiſt hinreichend, daß der Dichter auf dieſe Weiſe allein zu einer vollſtändigen Verſöhnung gelangen könne. Betrachtet man inzwiſchen die kleine Anzahl von Stücken, welche die tragiſche Wirkung vorzüglich auf dieſem Wege geſucht haben — nicht im feindlichen Kampfe des Böſen gegen das Gute, und der ſtrafenden Vergeltung: ſo zeigt ſich, daß die Verfaſſer derſelben die Verſöhnung meiſtens auch noch durch andere Mittel zu erreichen ſtreben. Als ein ſehr zuläßiger, obgleich nicht immer als einziger Grund davon läßt ſich angeben, daß die herbe Wehmuth, welche uns ergreift, wenn wir die Beſten und Edelſten unſers Geſchlechtes den Streichen des Unglücks oder den Ränken der Bosheit erliegen, wenn wir das Höchſte und Heiligſte, was wir kennen, die Würde des Guten niedergetreten, und dadurch unſern Glauben an die Kraft desſelben erſchüttert ſehen — daß dieſe herbe Wehmuth dann, ſo zu ſagen, eines Übergewichtes von Verſöhnung bedürfe, welche uns nur in der unmittelbaren Andeutung einer höheren Vergeltung gebothen werden könne. So verklärt ſich uns in Calderons ſtandhaftem Prinzen die Kraft des Guten an ſich zwar hinreichend in der Begeiſterung, welche Fernandos heldenmüthige Selbſtaufopferung in dem Heer erweckt, welches nach ſeinem Tode zur Eroberung von Tanger herbeyzieht; aber der tiefe Schmerz, den ſeine Leiden, und die himmliſche Ergebung, mit welcher er ſie duldet, in unſerer Bruſt hervorrufen, findet gewiß eine noch weit vollkommenere Verſöhnung in der unmittelbaren Verklärung, in welcher der Dichter ihn, und dadurch das Walten einer vergeltenden Vorſehung ſelbſt, uns erſcheinen läßt. Auf gleiche Weiſe würde in Ohlenſchlägers Corregio die Verſöhnung zwar nicht fehlen, wenn der Dichter jene erhebende Scene, in welcher Cöleſtina dem ſchlummernden Corregio den Lorbeer um die Schläfe windet, weggelaſſen hätte; aber es wird ſich eben ſo ſchwer läugnen laſſen, daß ſie dadurch vollſtändiger werde, als es ſchwer iſt zu begreifen, wie man ſie als etwas zur Handlung Ungehöriges hat tadeln können.

Vielfältig iſt die Traumſcene in Göthe's Egmont getadelt worden. Es war Schiller, welcher dieſen Tadel zuerſt ausſprach; und meiſtens iſt dieſer bisher mit ſeinen Ausdrücken wiederhohlt worden. Wenn es ein Meiſter iſt, der den Tadel ausſpricht, ſo iſt ja auch der ein Meiſter, welchen dieſer Tadel trifft; und dieſer Umſtand darf uns allerdings etwas mißtrauiſch dagegen machen. »Dem Verfaſſer«, ſagt Schiller, »ſchien die Idee, Klärchen und die Freyheit, Egmonts beyde herrſchende Gefühle, in Egmonts Kopf allegoriſch zu verbinden, gehaltreich genug, um die Freyheit, welche er ſich nahm, zu entſchuldigen.« Aber eine weit richtigere Auflöſung ergibt ſich aus dem, was Schiller in ſeiner Recenſion ſonſt noch über das Stück vorgebracht hat. Er ſetzt vortrefflich aus einander, wie Egmont zwar kein großer hiſtoriſcher Charakter ſey, wie aber in ſeinem hiſtoriſchen Charakter allerdings die Keime einer tragiſchen Wirkung vorhanden waren. Dennoch hat das Stück nicht nur eine hiſtoriſche Baſis; ſondern auch ſein Intereſſe entſpringt größtentheils aus ſeinen hiſtoriſchen Beſtandtheilen. Dieß machte dem Dichter einen hiſtoriſchen Abſchluß, und da dieſer, wie das Stück angelegt war, ſich nicht finden ließ, die Andeutung eines ſolchen nothwendig, welche unter dieſen Umſtänden auf die gewählte Weiſe ſinnreich und nicht unzweckmäßig gegeben werden konnte. Egmonts Reden bey ſeinem Erwachen rechtfertigen dieſe Anſicht der Sache hinreichend; und unbedingt würde man die eigentliche Traumſcene als opernmäßig nur dann tadeln können, wenn das Stück gänzlich damit geſchloſſen würde. Wäre dabey etwas unbedingt zu tadeln, ſo dürfte es der Umſtand ſeyn, daß die Göttin ſich bequemen muß, Klärchens Züge anzunehmen; obgleich manchem Zuſchauer freylich wieder gerade dieſe Erfindung das Sinnreichſte bey der Sache ſcheinen möchte.

Wie uns nun bey einer ernſten und unbefangenen Anſicht des Lebens alles irdiſche Streben in der Begränzung desſelben als nichtig, in der Nichtigkeit desſelben ſelbſt aber das Walten einer ſittlichen Weltordnung und die Verklärung des Göttlichen erſcheint: ſo iſt auch eben in dieſer Anſchauung des Lebens, in ſofern ſie von der tragiſchen Poeſie reflectirt wird, der Grund unſers Wohlgefallens an der letzteren, ſo wie an tragiſchen Gegenſtänden überhaupt zu ſuchen.

Übrigens hat man bey dem Verſuch, das Wohlgefallen am Tragiſchen pſychologiſch zu erklären, [illegible] zwey Fehler begangen. Einmahl hat man das Wohlgefallen an Ereigniſſen, welche wir gewöhnlich tragiſch nennen, nicht ſcharf genug geſchieden von der dramatiſchen Behandlung tragiſcher Gegenſtände; und dann hat man das Wohlgefallen am Tragiſchen, und an der dramatiſchen Behandlung desſelben auf einen einzigen Grund zurückzuführen geſucht, da doch mehrere ſehr verſchiedenartige Federn dabey im Spiele ſind.

Das Wohlgefallen am Tragiſchen überhaupt iſt tief in unſerer Natur begründet, und das Intereſſe daran zeigt ſich gewöhnlich deſto ſtärker und lebhafter, je heftiger dieſe Erſchütterungen, und je überraſchender ihre Veranlaſſungen ſind. Man wird nicht leicht eine ſo ſtumpfſinnige Gleichgültigkeit finden, die durch den Anblick, oder auch nur durch die lebendige Schilderung einer großen Schlacht, eines im Sturm ſcheiternden Schiffes, oder einer in Flammen aufgehenden Stadt nicht aufgeregt würde. Ja ſelbſt Gegenſtände, mehr geſchickt Grauſen und Abſcheu, als Wohlgefallen zu erwecken, haben oft auch für Gebildete einen geheimen, unwiderſtehlichen Reitz; und es iſt bekannt, mit welchem Antheil Frauen und Perſonen aus den erſten Ständen der Geſellſchaft ſich auf den Platz la Grève drängten, um der grauſamſten aller Hinrichtungen beyzuwohnen.

Wenn aber unſer Intereſſe an tragiſchen Gegenſtänden mit der Heftigkeit der Erſchütterungen, welche ſie hervorbringen, ſehr oft in geradem Verhältniſſe zu ſtehen ſcheint: ſo darf man darum doch nicht dieſes Wohlgefallen einem Bedürfniſſe ſolcher Erſchütterungen zuſchreiben, um uns dadurch aus der Dumpfheit des alltäglichen Lebens herauszureißen. Denn wie unbiegſam müßten nicht die Nerven desjenigen ſeyn, bey dem ſolche Erſchütterungen allein dieſe Wirkung hervorzubringen vermöchten. Auch zeigt ſich der Reitz derſelben bey Menſchen, welche die weichſte Fühlbarkeit des Gemüthes beſitzen, oft eben ſo mächtig, als bey andern, welche derſelben ermangeln.

Forſchen wir nun nach den Gründen dieſes Wohlgefallens, ſo biethet ſich uns zuerſt die Bemerkung dar, wie dasſelbe nie ein reines und einfaches ſey. Es liegt zum Theil ſchon im Begriff des Tragiſchen, wie wir den Ausdruck gewöhnlich brauchen, daß ein Ereigniß gewaltſam zerſtörend wirke; und eben darum miſchen ſich unſerm Wohlgefallen daran bald Mitleid und Bedauern, bald Furcht und Schrecken bey. Auch findet faſt bey allen dieſen Gegenſtänden eine große Mannigfaltigkeit äußerer Eindrücke, ſo wie ein Fortſchreiten und eine Steigerung Statt. Dieſe Anregungen, ſo wie die gemiſchten Empfindungen des Mitleids und der Theilnahme müſſen, ſo bedeutend ihr Einfluß auf unſer Wohlgefallen an tragiſchen Gegenſtänden an ſich ſelbſt auch immer ſeyn mag, bey der Unterſuchung über die Gründe desſelben zunächſt ausgeſchieden werden. Was nun übrig bleibt, wird ſich aus der Natur des Tragiſchen mit verminderter Schwierigkeit erklären laſſen.

Das Erſte, was uns bey Betrachtung der Natur des Tragiſchen auffällt, iſt die Verwandtſchaft desſelben mit dem Erhabenen.

Die Grundlage des Erhabenen iſt zunächſt das Incommenſurable, obwohl dieſes für ſich ſelbſt nirgends eine erhabene Empfindung hervorzubringen vermag. - Dennoch ſcheint das Incommenſurable der Kraft allein eine ſolche Grundlage abgeben zu können, nicht auch jenes der Ausdehnung; und daher die Eintheilung des Erhabnen in das mathematiſch und dynamiſch Erhabene völlig grundlos zu ſeyn. Täuſcht mich mein Gefühl nicht bey einem Gegenſtande, wo es ſo leicht täuſcht: ſo würde das Meer, als ein gänzlich unbewegter, und der Bewegung gänzlich unfähiger Waſſerſpiegel, eben ſo wenig einen erhabenen Anblick gewähren, als eine unüberſehbare Steppe oder Schwerfläche *). Auch iſt ja Alles, was im Raume iſt, wirklich commenſurabel; und wir ſind, eben weil es im Raume iſt, gezwungen, uns dabey eine Begränzung, wenn gleich nicht beſtimmte Dimenſionen zu denken. Das einzige Erhabene der Ausdehnung wäre demnach der unendliche Raum ſelbſt; allein auch der Begriff des Unendlichen, wenn er nicht Begriff einer unendlichen Kraft iſt, oder ſich mit dieſem verbindet, iſt nicht erhaben, ſondern ertödtend; und der Pfeil des Lucrez vermag, in Beziehung auf die Unendlichkeit des Raumes gedacht, eben ſo wenig eine erhabene Empfindung hervorzubringen, als er ſelbſt ein Ziel findet.

Das Incommenſurable der Kraft, wenn es gleich als ein ſolches keine erhabene Empfindung erzeugen kann, ſondern nur die Baſis dazu hergibt, enthält dennoch in ſich ſelbſt einen Grund des Wohlgefallens an Gegenſtänden, an welchen wir es finden. Der Grund dieſes Wohlgefallens iſt ein doppelter. Der Anblick oder die Vorſtellung jeder großen Kraft weckt dunkler oder deutlicher die Vorſtellung unſer eignen Kräfte, und unſer Wohlgefallen wird

---

*) Beym Anblicke des Meeres, ſo ruhig es auch ſeyn möchte, — gänzlich unbewegt iſt es nie — konnte der Verfaſſer den Begriff der Kraft nie von dem der Ausdehnung trennen, und glaubt auch, daß jener ſich nie gänzlich von dieſem ſcheide. Den Anblick des unermeßlichen geſtirnten Himmels wird Niemand als Beweis für das Erhabene der Ausdehnung anführen wollen. Denn wenn wir dort die Vorſtellung der Kraft weg nehmen: ſo bleibt eben nichts zurück, als der unendliche leere Raum; weil wir uns ohne eine Kraft, die ſie hält oder bewegt, die Himmelskörper ſelbſt wegdenken müſſen. Überdieß weckt kein anderer Gegenſtand unmittelbarer die Vorſtellung einer unendlichen Kraft, als eben dieſer.

mit der letzteren Vorſtellung immer in einem geraden Verhältniſſe ſtehen *). Ein zweyter Grund unſers Wohlgefallens am Incommenſurablen der Kraft, als einem ſolchen, liegt in dem lebendigeren Spiel unſerer geiſtigen Kräfte, wozu dieſe dadurch angeregt werden. Sinnlichkeit und Phantaſie ſtreben den Gegenſtand als ein Ganzes zu umfaſſen. Die Ohnmacht, dieſes nicht zu können, würde peinlich ſeyn, wenn dieſes Peinliche nicht dadurch aufgehoben würde, daß wir dasjenige als einen Begriff denken, was wir nicht als Anſchauung oder als Bild zu erfaſſen vermögen.

Es iſt geſagt worden, daß das Incommenſurable der Kraft die Grundlage des Erhabenen ausmache. Jede Kraft aber, von welcher dieſes gelten ſoll, iſt entweder eine ſelbſtſtändige, oder als ſelbſtſtändig gedachte. Das Letztere iſt nicht allein bey der Vergötterung der Naturkräfte der Fall; ſondern überall, wo die ſinnliche Anſchauung oder die Lebhaftigkeit der Vorſtellung uns ihre

---

*) Bey jedem Gefühl des Erhabenen iſt nicht eine, ſondern es ſind mannigfaltige, und zwar meiſtens dunkle Vorſtellungen in der Seele thätig, die wir, trotz ihres mächtigen Einfluſſes, nur ſelten beſtimmter anzugeben, und in Rechnung zu bringen vermögen. Auf welche Weiſe weckt z. B. der Anblick eines, gegen den Meeresſturm kämpfenden Schiffes das Gefühl unſerer eigenen Kraft? Wir ſtehen am Ufer und ſehen den Kampf der Schiffbrüchigen mit den empörten Wogen; wir kämpfen und ringen mit ihnen gegen den hereinbrechenden Untergang; wir übernehmen jede Rolle des Einzelnen, deſſen Anſtrengungen wir gewahr werden. Das iſt etwas. Aber wie viele Vorſtellungen ganz verſchiedenartiger Kraftäußerungen werden nicht zu gleicher Zeit in der Seele rege, deren Einfluß wir kaum beachten, und noch weniger beſtimmen können.

Abhängigkeit von einer höheren Kraft für den Augenblick vergeſſen laſſen. So wie aber die Vorſtellung dieſer Abhängigkeit in uns thätig wird: ſo geht das durch die abhängige, und ſomit begränzte Kraft erregte Gefühl der Erhabenheit unter in der Vorſtellung jener ſelbſtſtändigen Kraft; und das Gefühl ihrer Erhabenheit wirkt um deſto mächtiger, je größer die Kräfte ſind, über welche ſie in unbedingter Selbſtſtändigkeit gebiethet.

Das nämliche, wie bey den Naturkräften, tritt bey dem Erhabenen in den Werken der Kunſt, und bey dem Erhabenen ſittlicher Handlungen ein. Es iſt bey den erſteren die Vorſtellung der Kraft, welche ſie hervorbrachte, für ſich allein, oder in Verbindung mit einer an ſich ſelbſt erhabenen Vorſtellung; bey den letzteren die Vorſtellung der für den Augenblick als ſelbſtſtändig und unbegränzt gedachten geiſtigen oder ſittlichen Kraft des Menſchen, wodurch das Gefühl des Erhabenen erzeugt wird *). Die

---

*) Es gibt kein Erhabenes natürlicher Maſſen, als in ſo fern dabey die täuſchende Vorſtellung einer auf ſich ſelbſt ruhenden (einzelne Berge) oder ſich ſelbſt haltenden Kraft (mächtige, überhängende Felſenſtücke) dabey im Spiele iſt; oder in ſo fern wir an die erhabne Urſache, welche dieſe Gegenſtände ſchuf, dabey erinnert werden; welche Vorſtellung in dieſem Falle wohl nie unthätig bleibt. Könnten natürliche Maſſen für ſich allein einen erhabenen Eindruck hervorbringen: warum nicht z. B. ein abgeſchnittenes, unüberſehbares Plateau, von ſeiner Baſis aus in's Auge gefaßt? — Maſſen, welche die Kunſt hervorgebracht, und welche außer der Verbindung mit einer an ſich ſelbſt erhabenen Idee, den Eindruck des Erhabenen zu erzeugen vermögen, ſind z. B. die Pyramiden; in dieſer Verbindung: die Peterskirche, ein gothiſcher Dom. Man denke ſich den letzteren von innen und außen weiß übertüncht, und zu einem

Reflexion ſcheint hier eben ſo, wie bey den Naturkräften, das Gefühl des Erhabenen durchaus zerſtören zu müſſen *), indem ſie uns die Kraft als begränzt zeigt: während doch gerade ſie das wahre Erhabene hervorbringt, und uns zu der einzigen Quelle hinweiſt, aus welcher es hervorfließen kann. Denn die Betrachtung unſerer geiſtigen und ſittlichen, ſo wie der Naturkräfte in ihrer Abhängigkeit und Begränzung weiſt uns zurück auf eine höchſte, ſelbſtſtändige Kraft; daher man auch mit Recht ſagen kann, daß das Erhabene wirklich allein in Gott; in allen übrigen Gegenſtänden aber nur ſcheinbar vorhanden ſey.

Machen wir nun die Anwendung auf das Tragiſche. Es liegt im Begriffe desſelben, ſo wie wir dieſen überall zu nehmen gewohnt ſind, daß es zerſtörend wirke. Eben darum muß es nothwendig eine niederſchlagende Wirkung auf das Gemüth hervorbringen, die nur dadurch aufgelöſt werden kann, daß uns die Reflexion jene zerſtörende Kraft, als eine, einer ſelbſtſtändigen ſittlichen Kraft untergeordnete, und von dieſer zu ſittlichen Zwecken gelenkte, entweder in

---

profanen Gebrauche beſtimmt; ſo wird er kaum noch durch die abſichtlich in's Bewußtſeyn gerufene Vorſtellung der Kraft, welche dieſe Maſſen anhäufte und ordnete: alſo nicht durch die Maſſe, den Eindruck des Erhabenen hervorbringen; was zum Theil ſelbſt bey den Pyramiden der Fall iſt, obgleich bey dieſen jene täuſchende Vorſtellung einer auf ſich ſelbſt ruhenden Kraft Statt findet.

*) Und noch weit eher, als bey den Naturkräften. Das Wirken der Naturkräfte hat in der Anſchauung die ſinnliche Stärke des Eindruckes für ſich; die geiſtige Kraft ſchauen wir nur an in dem Bewirkten. Jene bleiben ſich immer gleich; von dieſer ſind uns eben ſo viele, oder noch mehr Beweiſe ihrer Schwäche und Beſchränktheit bekannt, als ihrer Stärke.

der Wirklichkeit zeigt, oder den Glauben begründet, daß ein ſolcher Zuſammenhang der Dinge, ohne daß wir ihn erkennen, dennoch vorhanden ſey. Ohne eine ſolche Auskunft würde keine nothwendige Löſung jener Niedergeſchlagenheit, ſondern nur eine zufällige, z. B. Erlöſchung des Eindruckes durch die Länge der Zeit u. ſ. w. Statt finden können.

Die doppelte Wirkung der Erſchütterung und Erhebung des Gemüthes, welche theils durch das tragiſche Ereigniß ſelbſt, theils durch die Reflexion erzeugt wird, wenn dieſe nämlich ſich des durch jene entſtandenen Eindruckes bemächtiget, wird auf eine vollkommnere Weiſe durch die tragiſche Poeſie erreicht. Zwar kann es ſcheinen, als ob der unmittelbare Anblick furchtbarer Naturſcenen, in ſo fern wir ſelbſt uns außer dem Bereiche ihrer zerſtörenden Kräfte befinden, unbedingt die mächtigſte Erſchütterung in unſerm Gemüthe hervorbringen müſſe: aber in der That gibt es keine furchtbarere Macht, als die Macht des Böſen; keine furchtbareren Stürme, als die Stürme der Leidenſchaft, und überhaupt keine ſo erſchütternde Naturerſcheinung, welche die Überzeugung von der Nichtigkeit alles menſchlichen Strebens zu überwiegen vermöchte. Wenn aber auch der unmittelbare Eindruck für den Augenblick dort ergreifender wäre; ſo wird er doch hier weit tiefer und bleibender ſeyn: je mehr jene Überzeugung durch die tragiſche Abſpieglung des Lebens ſubjectiv uns nahe gebracht wird.

Auf eine nicht minder vollkommene Weiſe, als die Erſchütterung des Gemüthes, wird durch die tragiſche Poeſie die Erhebung desſelben erreicht; nicht vermittelſt der Reflexion: ſondern durch unmittelbare Anſchauung des Waltens einer ſittlichen Weltordnung. Indem nämlich die tragiſche Poeſie nicht in dem *zufälligen*, ſondern in dem *nothwendigen* Zuſammenhange der Dinge dieſes Walten einer ſittlichen Weltregierung zur Anſchauung bringt: erhebt ſie uns in der That auf die einzige Höhe, zu welcher die Wogen des ungeſtüm bewegten Lebens nicht hinanreichen, und von welcher wir allein mit Ruhe auf den empörten Kampf derſelben hinabſehen mögen. Denn bleiben wir gleich auf dieſer Höhe den Stacheln des Schmerzes und den Pfeilen des Unglückes bloß geſtellt: ſo iſt uns doch in der Verklärung des Göttlichen, im Untergange des Menſchlichen ſelbſt eine feſte, ſichere und unwandelbare Norm gegeben für unſer Handeln, wie für unſer Hoffen; und in dieſem Sinne mag man dann allerdings ſagen, daß die tragiſche Poeſie die Strahlen ihres Lichtes auch in die finſtern Regionen jenſeits des Grabes hinüber werfe. Kaum braucht dabey noch erwähnt zu werden, wie die tragiſche Poeſie auch durch ihre Form das Wohlgefallen ſteigere, welches ſie allgemein zu erwecken pflegt. Denn nicht nur weiß ſie den höchſten Grad ſinnlicher Kraft zu erreichen, indem ſie das Dargeſtellte unmittelbar vor unſern Augen vorgehen läßt: ſondern ſie regt auch dadurch unſere geiſtigen Kräfte zum lebhafteſten Spiele an, daß ſie überall raſch zu ihrem Ziele fortſchreitet, und auch nicht einen Moment zur Erreichung desſelben unbenützt läßt.

Aus der nämlichen Quelle, aus welcher unſer Wohlgefallen an der tragiſchen Poeſie herfließt, muß auch die durch ſie zu bewirkende *Reinigung der Leidenſchaften* hergeleitet werden.

Es iſt bekannt, wie die hierher gehörige Stelle der Poetik des Ariſtoteles auf das mannigfaltigſte erklärt und mißdeutet worden iſt *). Leſſing hat im Weſentlichen den Sinn derſelben zuerſt richtig beſtimmt; und der Vorwurf A. W. Schlegels, daß er den Ariſtoteles zu einem poetiſchen Euklid gemacht habe, wird ſeine Erklärung um ſo weniger treffen: da die quantitative Beſtimmung logiſcher Begriffe, die der Natur derſelben fremdartige nach Zahlen oder mathematiſchen Dimenſionen keineswegs in ſich ſchließt.

Kein Begehren und kein Verabſcheuen, welchem eine natürliche Neigung oder ein natürliches Gefühl zum Grunde liegt, iſt an und für ſich ſelbſt verwerflich; das eine wie das andere wird es erſt dann, wenn es über jenen Grad hinausgeht, bis auf welchen es der Vernunft untergeordnet bleibt, und durch ihre Geſetze beſtimmt wird. Über dieſen Grad hinaus wird es verwerflich; es wird zur Leidenſchaft, welche die Beſtimmbarkeit des Willens durch Vernunftgründe erſchwert oder aufhebt.

Was nun die Frage betrifft, auf welche Weiſe die Furcht durch die tragiſche Poeſie gereiniget werde: ſo hat man ſich dabey allzuoft durch die falſche Anwendung des an ſich richtigen Grundſatzes irre führen laſſen: daß wir nur jene Übel fürchten, welche uns ſelbſt treffen können. Die Unglücksfälle, welche der tragiſche Held erleidet, ſind inzwiſchen meiſtens von der Art, daß ſie nur ſehr wenige

---

*) Die Mißdeutung war unvermeidlich, ſobald man das Princip der tragiſchen Wirkung in der Kraft ſuchte, welche der Menſch dem Unglücke entgegen zu ſehen vermöge. Dieß iſt auch einem der neueren Ausleger des Ariſtoteles begegnet, welcher glaubt, daß dieſer die Sache gänzlich falſch aufgegriffen habe. Trotz dieſer Anſicht aber ſagt er vortrefflich: Id est animi commotiones purgatas habere: tangi iis, nec vinci. *(Aristotelis de Arte poetica liber cum commentariis Godofredi Hermanni. Pag. 115.)*

Zuſchauer zu befahren haben; und der Verſuch, ſie durch die Behandlung zum Spiegel der gewöhnlichen Plackereyen des Lebens zu gebrauchen, um ſie ſo dem Zuſchauer recht nahe ans Herz zu rücken, konnte höchſtens zu einer Tlapſodie — ſo nannte man in Wielands Abdera die Stücke, welche den Leuten weder kalt noch warm machten, mit dem Knalleffect eines tragiſchen Schluſſes führen. Allein die Reflexion führt den beſonderen Fall auf eine allgemeine Anſicht zurück, und erzeugt ſo jenen Zuſtand, welchen wir die tragiſche Furcht nennen Die allgemeine Vorſtellung nun, welche durch den beſondern Fall lebendig in uns angeregt wird, iſt eben die Vorſtellung von der Nichtigkeit aller menſchlichen Kraft, und von der Wandelbarkeit alles irdiſchen Glückes. Niemand aber iſt wohl, ſey es aus eigener Erfahrung, ſey es durch Nachdenken und Belehrung, ſo unbekannt mit der Nachtſeite des Lebens, daß jene Vorſtellung ihm fremd wäre; die, in einem überraſchenden Beyſpiele verſinnlicht, ſich ſeiner Seele mit verſtärkter Gewalt bemächtiget: und weil unſer ganzes Leben unter ewigem Begehren und Hoffen, unter tauſend Entwürfen und Planen und raſtloſen Beſtrebungen nach einer wahren oder eingebildeten Glückſeligkeit dahinfließt, das Gemüth durch die Furcht erſchüttert, alle eigenen Hoffnungen eines künftigen Glückes auf den Wink einer höheren Macht zuſammenſtürzen, oder den ruhigen Genuß des gegenwärtigen in herben, ruheloſen Schmerz verwandelt zu ſehen.

Dieſe Furcht, welche durch die tragiſche Abſpieglung des Lebens erregt wird, iſt eine *unbedingte*. Denn wie die tragiſche Poeſie die Macht, welche über die menſchlichen Schickſale gebiethet, auch darſtelle, als eiſernes Fatum, oder als ſittliche Weltregierung: ihre Kraft iſt überall eine ſo überwiegende, daß kein Kampf gegen ſie aushalten, keine Vorsicht uns ihr entziehen kann. Bey beyden Vorstellungsarten findet eine Reinigung unserer Furcht Statt; nur ist sie in ersterem Fall herbe, und das Product des niederdrückenden Gefühls stumpfer Ohnmacht: in letzterem Fall hingegen die milde Frucht ruhiger Ergebung, und des festbegründeten Vertrauens auf das Göttliche. Wo nämlich jene übermenschliche Macht als ein nach blinder Willkür wirkendes Fatum gedacht wird: da mäßigt die Vorstellung ihrer unentfliehbaren Übermacht selbst die Furcht vor derselben; weil nämlich eben nur wahnsinnige Furcht, auf jeden heitern Genuß der Gegenwart verzichtend, unverwandt nach dem Himmel starrt, von welchem manchmahl der Blitz herabzuckt; wo aber jene Macht sich uns als eine sittliche verklärt, da reinigt die Vorstellung ihrer Erhabenheit und Gerechtigkeit unsere Furcht von feiger Niedergeschlagenheit und knechtischem Bangen, und stimmt sie zu jener sittlichen Scheu herab, die dem stolzen Vertrauen auf unsere Kräfte eben so entscheidend entgegenwirkt, als dem übermüthigen Trotz und dem blinden Vertrauen auf die Beständigkeit des Glückes.

Auch das Mitleid wird in der tragischen Poesie dadurch gereiniget, daß es auf ein solches Maß zurückgebracht wird, welches dem Verhältnisse der Pein des Leidenden zur Schuld oder zu einem für erstere zu hoffenden Ersatze entsprechend ist. Aristoteles will, daß der tragische Held weder ganz schuldlos, noch mit einer schweren Schuld beladen sey. In ersterem Falle aber entdeckt sich uns meistens ein Mißverhältniß zwischen Schuld und Strafe, das durch die Betrachtung, wie der Mensch dem Irrthum gleichsam von der Wiege an verfallen sey, und durch die Lebendigkeit des sinnlichen Eindruckes seiner Leiden leicht einen leidenschaftlichen Charakter annimmt. Noch mehr muß dieſes der Fall ſeyn, wo wir den Unglücklichen ohne alle Verſchuldung leiden ſehen; wie z. B. im ſtandhaften Prinzen, oder im Correggio. Das Übermaß unſeres Schmerzes kann hier allein verſöhnt und gemildert werden durch die Überzeugung, daß eine ſittliche Weltordnung das ausgleichende Verhältniß zwiſchen Schuld und Strafe, zwiſchen den Leiden des Unglücklichen und ſeinen Anſprüchen an Glückſeligkeit wieder herſtelle. Indem nun durch die tragiſche Poeſie das Walten einer ſolchen Weltordnung wirklich reflectirt wird, darf man mit Recht ſagen, daß ſie das Mitleid, welches ſie erregt, eben dadurch, daß ſie es errege, auch reinige; das heißt, es auf ſein rechtes, einer ſittlichen Weltanſchauung entſprechendes Maß zurückführe.

Ariſtoteles ſpricht von der Reinigung der Furcht und des Mitleids, welche, wie die beyden verwandten Gemüthsbewegungen, durch die Tragödie ſelbſt erregt werden. Aber dürften wir nicht einen Schritt weiter gehen, und behaupten, daß die tragiſche Poeſie nicht nur jene Leidenſchaften reinige, welche ſie errege, ſondern auch diejenigen, welche ſie überhaupt darſtelle? Mit Recht; denn nichts iſt wohl geſchickter, die Leidenſchaften auf das Maß zurückzuführen, welches die Vernunft unſeren Neigungen beſtimmt hat, wenn ſie ihren Geſetzen entſprechen ſollen, als jene Lebensanſchauung, welche der tragiſchen Poeſie zum Grunde liegt. Darum darf auch die Tendenz derſelben unbedingt als eine ſittliche bezeichnet werden: womit denn freylich nicht behauptet werden ſoll, daß ſie es ſich zum eigentlichen Zwecke mache, die Sitten zu beſſern; oder daß eine tragiſche Dichtung um ſo vortrefflicher, je mehr ſie nur von moraliſcher Salbaderey durchweicht ſey.

Ich wende mich jetzt zu einer anderen hierher gehörigen Unterſuchung, zu jener nämlich über den Gebrauch der Schickſalsidee in der tragiſchen Dichtkunſt; unverhohlen geſtehend, daß ich es nicht ungerne vermeiden würde, mich darüber zu äußern. Denn der Streit über dieſen Gegenſtand iſt zum Theil ſo heftig und ſo leidenſchaftlich geführt worden, daß es hier kaum möglich, nicht Dieſem oder Jenem Anſtoß zu geben. Die Kritik hat darüber tiefe Anſichten, aber auch viel Unhaltbares, und noch mehr Schielendes und Unbeſtimmtes zu Tage gefördert*). Ich konnte weder, noch wollte ich Alles leſen, was über die Sache geſchrieben worden; treu meinem einmahl gefaßten Vorſatz, die Belehrung über die Werke der tragiſchen Dichtkunſt zunächſt in dieſen ſelbſt zu ſuchen.

»Es iſt die hergebrachte Meinung,« ſagt Blümner, »daß in der griechiſchen Tragödie ein grober Fatalismus herrſche; daß ein tyranniſches Weſen darin walte, welches ohne Rückſicht auf Verſchuldung, Leiden auflegt, ja ſogar den Menſchen zum Verbrechen nöthiget, und ihn dafür büßen läßt. Wie aber auch zum Theil die Alten darüber gedacht haben mögen: von den beſſen Dichtern wurden dieſe Vorſtellungen nicht begünſtiget; oder wenn die gewählten mythiſchen Stoffe darauf leiteten, wenigſtens ſo gemildert, daß ſie das Troſtloſe und Niederſchlagende verlieren mußten.«

---

*) Zu dem Vorzüglichſten gehört, was Böttinger und Blümner (Über die Idee des Schickſals in den Tragödien des Äſchylos. Leipzig, bey Tauchnitz, 814) über dieſen Gegenſtand geſchrieben. Nicht zu überſehen ſind einige Recenſionen von Friderich Wähner und Wilhelm von Schütz in der Wiener Zeitſchrift, und in den Wiener Jahrbüchern.

Die Vorwürfe, welche man ſonſt der alten Tragödie machte, ſind gerade die nämlichen, welche der neueren Schickſalstragödie gemacht werden; einmahl: daß ein tyranniſches Weſen darin walte, welches ohne Rückſicht auf Verſchuldung Leiden auflege; und dann: daß es ſogar den Menſchen zu Verbrechen nöthige, und ihn dafür büßen laſſe.

Wenn wir die Antigone des Sophokles leſen, ſo kann jener erſte Vorwurf gegründet ſcheinen. Sie, »das Unglückskind des unglücklichen Vaters« (V. 385) trägt den Fluch ihres Hauſes in einer endloſen Kette von Leiden, welche ſie von ihrer Kindheit an erdulden muß, und die in ihrem Hauſe heimiſch ſind. Deutlich ſpricht der Chor, dieſes aus, wenn er das traurige Loos, welches ihr gefallen iſt, bejammert:

Glückſelige, denen Geſchick
Nie Weh gekoſtet! Welcher Haus
Je Götter erſchütterten, niemahls
Läßt Fluch die los, von Geſchlecht
Zu Geſchlechte wandelnd.

— — — — — — — — —

Uralt in der Labdaker Haus
Erblick' ich Leid ohne Ende ſtets
Der Erloſchenen Leiden verfolgend;
Nimmer dar auch löſt ein Geſchlecht
Das Geſchlecht. Hinabwirft
Sie ſtets ein Gott, der keine Sühne kennt.
Denn der letzten Wurzel nun
Schimmerte beglückteres Licht im Hauſe des Oedipus;
Und nun mäht dieſe ſelbſt der blut'gen
Untergötter Schärfe noch,
Des Rathes Unſinn und der Seel' Erinnys.

V. 582 — 593 und 600 — 12.

Inzwiſchen fehlt viel, daß der Chor Antigonens Leiden dem auf ihrem Hauſe ruhenden Fluch allein zuſchriebe.

Zum Ziel des kühnſten Muthes auf,
Zu Dike's Thron emporgedrängt,
Gewaltig ſtießeſt du an, o Kind! V. 864—67.

ruft er ihr zu, als ſie in laute Klagen über ihr Unglück ausbricht. Und ſpäter, als ihr Schmerz ſich ſo hoch ſteigert, daß ſie ohne Scheu die Ungerechtigkeit der Götter anklagt, ſtraft er ihre Äußerungen durch den entſchiedenſten Tadel:

Noch immer treibt ſie beſtändig empor
Die Gemüther mächtvoll aufregender Sturm.
V. 91.

Selbſt wenn er unverhohlen die Billigung ihrer That ſelbſt ausſpricht, vergißt er nicht dabey zu erinnern, wie dieſe That doch wieder tadelnswerth ſey, als eine Verletzung der bürgerlichen Geſetze; und wie die Erbitterung gegen Kreon an der Ausführung derſelben ebenfalls Antheil gehabt habe.

Wohl heilig Todter Heiligung;
Doch deſſen Macht, dem Macht gebühret,
Zu übertreten ziemet nicht.
Dich aber ſtürzt bewußter Zorntrieb.
V. 884 — 88.

Auch A. W. Schlegel bemerkt, das Ideal der Antigone ſey von großer Strenge, und ihr Betragen gegen ihre Schweſter gränze beynahe an Härte. Aber wenn wir dieſe Härte, welche ſelbſt wieder auf die bewunderungswürdigſte Weiſe mit der weichſten Empfindlichkeit, mit der mildeſten Weiblichkeit verſchmolzen iſt — wenn wir dieſe Härte bey der unter den herbſten Leiden erwachſenen Jungfrau entſchuldigen, wenn wir auch ihren Ungehorſam gegen Kreon als eine aus religiöſer Begeiſterung und der edelſten Selbſtaufopferung hervorgegangne Handlung betrachten müſſen: dürfen wir darum ſagen, daß die Macht, welche ihre Leiden verhängt, grauſam und tyranniſch, oder auch nur ungerecht ſey? Oder dürfen wir aus der Vertheilung von Glück und Unglück überhaupt einen Schluß auf die Natur jener Macht gründen, von welcher beyde verhängt werden. Sie iſt eine Unbegreifliche in ihren Rathſchlüſſen, und wir verwirren uns ewig in Widerſprüche, wenn wir dieſe nach menſchlichen Begriffen von Gerechtigkeit beurtheilen wollen. Alles wird darauf ankommen, ob ſie in ihrem Walten überhaupt ſich uns als eine ſittliche, und ſomit nothwendig als eine gerechte zu erkennen gibt. Am klarſten wird uns dieſes, wenn wir uns fragen, wie die Idee von einer ſolchen Macht bey den Griechen ſich ausbilden mochte.

Griechenland erſcheint, im mythiſchen, oder wenn man lieber will, im heroiſchen Zeitalter, in zahlloſe kleine Staaten getheilt, wovon kein einziger noch feſt begründet iſt, und die alle in dem Beſtreben, ſich ſelbſtſtändig auszubilden, begriffen ſind. Zugleich war dieſe Periode die Zeit des friſcheſten, lebendigſten Kraftgefühls, welches durch keine ſittliche Verderbniß geſchwächt, durch keine vollkommene ſittliche Bildung gemildert, aus ſich ſelbſt mächtige, gewaltthätige Leidenſchaften erzeugen mußte, die in jenen örtlichen Verhältniſſen offnen Spielraum, und vielfache Begünſtigung fanden. Aber je zahlreicher die Veranlaſſungen zu gewaltthätigen Freveln, je ungebändigter die Leidenſchaften waren: deſto öfter mußte das Schauſpiel des niedergeſtürzten Hochmuthes, des beſtraften Übermuthes wiederkehren; je kühner und unbeſchränkter der Trotz und die Zuverſicht der Kraft ſich ausſprachen: deſto näher lag die Wahrnehmung, wie eben ſie dem kecken Übelthäter das

Verderben bereiteten; je außerordentlicher das ungewöhnliche Glück eines Hauſes dem beſchränkten Blick erſcheinen mochte, um deſto tiefer mußte ſein Fall erſchüttern; und wie Macht und Reichthum in der That den Beſitzer zum Übermuth reizen, ſo mußten ſie auch als nächſte, unmittelbare Urſache ſeines Sturzes erſcheinen. Dieſer dem unbefangenen Blicke überall ſich aufdrängenden Anſicht des Lebens bemächtigte ſich die Dichtkunſt; ſie verſchmolz ſie mit den herrſchenden theokratiſchen Ideen; ſie trug ſie in eine frühere Zeit hinüber und bekräftigte ſie im Gegentheil wieder durch aus dieſer überkommene Überlieferungen, und übergab ſie ſo ausgebildet den nachfolgenden Generationen.

Wenn man zugeben will, daß die Vorſtellung der Griechen von einer weltbeherrſchenden Macht, welcher die Götter wie die Menſchen unterworfen ſind, auf dieſe Weiſe ſich ausgebildet habe, oder ſich ausgebildet haben könne: ſo wird wenigſtens leicht begreiflich, warum ſie uns in der tragiſchen Poeſie der Griechen zunächſt als eine richterliche und ſtrafende erſcheine; und nicht allein die Feindin des Übermuthes, ſondern ſelbſt alles ſtolzen zuverſichtlichen Selbſtgefühls, alles unbeſcheidenen Vertrauens auf die Beſtändigkeit des Glückes, ja jedes Übermaßes von Glücke ſelbſt ſey.

— Es ſtehet
Den Sterblichen nichts Reichliches ſonder Unheil.
Denn vielſchweifend gebiert die Hoffnung
Zwar vielen der Menſchen Stärkung;
Doch vielen der leichtſinn'gen Begier Verblendung
Nahend dem Unbewußten,
Ehe der Brandgluth er den Fuß hinanſetzt.
Es erſchallt mit Weisheit
D'rum ein geprieſner Ausſpruch:
Es bedünke ſchön das Arge

Wohl zugeſchaut, dem ein Gott
Wende den Muth zum Unheil,
Und wenige Zeit wandelt er ſonder Unheil.

Antigone, 605 — 17.

Es iſt oft bemerkt worden, wie die angegebene Vorſtellung in der griechiſchen Tragödie allgemein herrſchend, und ſo zu ſagen der eigentliche Gipfelpunkt derſelben ſey. Auch dürfte es nicht ſchwer ſeyn, zu zeigen, daß die große Wirkung dieſer Dichtungen eben davon ausgehe, daß ſie jene Vorſtellung ſo klar und mit ſo ſtrenger Conſequenz zur Anſchauung bringen. Denn eben im Übermuth, in der keckſten Zuverſicht der Kraft, tritt uns unſere Schwäche, ſo wie in der unerbittlichen Strenge, womit jene höhere Macht dieſe Fehler ſtraft, die ſittliche Würde der letztern am lebendigſten vor die Augen; und die Anmaßung, welche ihre Fügungen nach menſchlichen Begriffen von Gerechtigkeit beurtheilen will, ſieht ſich durch die eine, wie durch die andere Rückſicht auf das Nachdrücklichſte zurückgewieſen.

Eben ſo grundlos iſt der zweyte Vorwurf, welchen man der griechiſchen Tragödie gemacht, und ſo oft auf die neuere übertragen hat, daß darin ein feindſeliges Weſen herrſche, welches den Menſchen zu Verbrechen nöthige, und ſie dann an ihm beſtrafe.

In dieſer Form hat man die Anklage gewöhnlich vorgebracht; und in dieſer Form hätte man ſie gewiß nicht vorbringen ſollen, da ſie ſo ausgedrückt geradezu widerſinnig iſt. Es läßt ſich nicht läugnen, daß die Ausdrücke: Zwang, Nöthigung, deren man ſich in dieſem Falle ſo gerne, und faſt immer bedient, hier gar keinen Sinn haben. Beyde Ausdrücke heben die Beſtimmbarkeit des Willens durch ſich ſelbſt geradezu auf; und es würde ungereimt ſeyn, in irgend einer alten oder neueren Schickſalsträgliche Zwang oder Nöthigung in dieſem Sinne nachweiſen zu wollen.

Wenn alſo jener Vorwurf dieſen Sinn überhaupt nicht haben kann, ſo hätte man denjenigen, welchen er haben kann, für jeden Fall beſtimmter ausdrücken ſollen. Und was für einen Sinn kann er nun haben?

Die Erfahrung lehret jeden Menſchen, daß nicht nur die Erfolge ſeiner Entſchließungen, ſondern dieſe ſelbſt zum Theil immer das Product äußerer Umſtände ſind, und durch ſolche mittelbar oder unmittelbar, mehr oder minder, wenn gleich nie *nothwendig* beſtimmt werden. Von der leiſeſten Verſuchung bis zum drängendſten Einfluſſe wirken ſie immer nur als Beſtimmungsgründe, nie als Nöthigung; ſie fordern die ſittliche Freyheit zu einer größeren Anſtrengung auf, um ſich gegen ſie zu behaupten; aber ſie ſchlagen ſie nie in Feſſeln und heben ſie nie gänzlich auf. Wäre das Letztere; ſo wäre damit nicht nur alle Beſtimmbarkeit des Willens durch ſich ſelbſt; ſondern überhaupt alle ſittliche Geſetzgebung aufgehoben.

Die äußeren Umſtände, welche auf unſere Entſchließungen einwirken, beſtehen nach dem Willen einer höheren Macht, welche ſie mit unbedingter Freyheit angeordnet hat. Sind ſie von der Art, daß ſie eine größere Anſtrengung von uns fordern, um den Beſtimmungsgründen zum Böſen, welche in ihnen liegen, Widerſtand zu leiſten: ſo handelt es ſich dann eben um einen Rathſchluß jener Macht, deren Walten wir, als das einer überſinnlichen, nicht begreifen können. Wird nun dieſe von uns als eine ſittliche erkannt, ſo können wir durch eine Fügung dieſer Art nicht beirrt werden. Das ſittliche Geſetz beſteht durch ſie als etwas *Unbedingtes*; ihm Folge zu leiſten wird uns durch die äußeren Umſtände erſchwert: aber es wird uns dadurch nicht unmöglich gemacht. Darum beſteht mit ſeinem unbedingten Geſetz eine Zurechnung, die uns, weil die Macht, welche das Geboth gegeben, eine ſittliche, nothwendig als eine gerechte gelten muß; auch dort, wo wir zwiſchen Verſchuldung und Strafe ein Mißverhältniß zu entdecken glauben.

Wenn aber auch von Zwang und Nöthigung zu Verbrechen in der That nirgends die Rede ſeyn kann; wenn auch alle äußeren Einwirkungen, ſelbſt unmittelbare, nur als ſolche Beſtimmungsgründe gelten können, welche die Beſtimmbarkeit des Willens durch ſich ſelbſt keineswegs aufheben: ſo kann der Dichter dennoch durch die Behandlung ſeines Gegenſtandes überhaupt, und insbeſondere jener Beſtimmungsgründe ihnen leicht den Anſchein des Zwanges und der Nöthigung geben, und zwar um ſo leichter, je lebendiger unſere Theilnahme für den Handelnden aufgeregt iſt; je geneigter wir darum ſind, ſeine Vergehungen zu entſchuldigen, und je unbezweifelter äußere Umſtände dieſelben veranlaßt, und ihm den Kampf gegen die Verſuchung erſchwert haben. Es läßt ſich nicht läugnen, daß neuere Dichter in dieſer Hinſicht öfters gefehlt haben; aber eben ſo gewiß ſcheint es mir, daß die Kritik, ſey es aus was immer für Urſachen, jenen Vorwurf weit öfter, und meiſtens weit ſchroffer ausgeſprochen hat, als billige Veranlaſſung dazu vorhanden war.

Auf welche Weiſe hier gefehlt werden, wie der Fehler vermieden werden könne, wird ſich am beſten aus der näheren Betrachtung einiger jener Dichtungen ergeben, welchen man vor andern obigen Vorwurf gemacht hat.

Das Minimum von Selbſtbeſtimmbarkeit des Willens treffen wir in den Choephoren des Äſchylus. Dennoch, glaube ich, dürfe man auch hier nicht ſagen, daß die Handlung des Oreſtes eine unwillkürliche ſey, und dabey ein wirklicher Zwang durch eine höhere Macht eintrete*). Zwey Stücke ſprechen dagegen. Apollo fügt ſeinem Befehl, den Muttermord zu begehen, im Falle des Ungehorſams Androhungen der entſetzlichſten Strafen hinzu; und wenn dieſe den Beſtimmungsgrund, der in dem Geheiß des Gottes ſelbſt liegt, noch mächtig verſtärken, ſo ſchließen doch eben wieder ſie die Beſtimmbarkeit des Willens durch ſich ſelbſt als etwas Nothwendiges in ſich. Auch iſt, wie ſchon Blümner bemerkt hat, die Handlung des Oreſtes keineswegs frey von allen menſchlichen Motiven, wenn ſie gleich ohne höheren Impuls nicht erfolgt ſeyn würde.

Apollo hatte dem Oreſtes verheißen, daß er die ſtrafenden Folgen des Muttermordes von ſeinem Haupte abwenden wolle. Nichts deſto weniger verwirren ſich nach begangener That ſeine Sinne; die rächenden Erinnyen entſteigen dem Schooße der Nacht, und verfolgen ihn mit unerbittlicher Strenge. Oreſtes flieht nach Athen, und übergibt ſich dem Schutze der Pallas, welche die Entſcheidung dem Ausſpruche des Areopags überläßt. Wenn bey der Handlung des Oreſtes ein wirklicher Zwang obwaltete, ſo konnte ein ſolches Gericht überhaupt nicht Statt finden; die Eumeniden durften ſich darauf nicht einlaſſen; es bedurfte keiner Gründe, den Angeklagten zu vertheidigen, und ſämmtliche Stimmen der Richter mußten dieſen losſprechen. Aber ganz im Gegentheile ſind die Stimmen der Richter vollkommen getheilt, und nur dadurch, daß Pallas die ihrige zu Gunſten des Oreſtes gibt, fällt die Entſcheidung zu ſeinem Vortheile. Dieſer Zug iſt unſtreitig der glücklichſte, der dem Dichter in der Behandlung ſeines Gegenſtandes gelungen iſt; und derjenige, welcher der Natur desſelben am angemeſſenſten war. Wie gering bey der That des Oreſtes der Antheil freyer Entſchließung auch ſeyn mochte, die That ſelbſt beleidigt die heiligſten Geſetze der Natur ſo ſtark, daß ſie ſelbſt unter dieſen Umſtänden ein Gegenſtand gerechter Ahndung bleibt. Darauf berufen ſich auch die Eumeniden:

---

*) Blümner, Seite 54 und 146.

Geſtürzt werden die Sitten
Des Alterthums
Durch neue Geſetze!
Wenn des Muttermörders Sache,
Wenn ſieget ſein Frevel!
Das bahnet den Sterblichen
Der Übertretung Pfad,
Es harret der Eltern
Großes Wehe
Von Kindeshand
In kommender Zeit. V. 493—501

Darum weiſen ſie Apollos Vermittlung unbedingt zurück, als er die Richter auffordert, ſeinen und Zeus Ausſpruch nicht zu vereiteln: ſondern ihn zu ſcheuen:

Vergoßnes Blut geht dich nicht an! wofern
Du einſprichſt, wahrſagſt du allhier nicht wahr. V. 718

Ihnen iſt die Rache des Verwandtenmordes übertragen, den ſie unerbittlich und rückſichtslos beſtrafen.

Es ſpann mir dies Loos
Die mächtige Möre
Mit dauerndem Faden;
Zu verfolgen den, der mit frevelnder Hand
Mordthat begeht,
Bis hinunter er wallet unter die Erde,

Auch dort nicht frey!
— — — — — — — —
Unſer iſt der Häuſer Sturz
Wenn heimiſcher Ares
Den Blutsfreund ſchlägt!
An fallen wir jenen
Stark wie er iſt,
Und verderben ihn ob des friſchen Bluts.

V. 335 — 40 und 355 — 360.

Nur durch unermüdete Bitten und die Verſprechungen der höchſten Ehrenbezeigungen gelingt es der Göttin die Erzürnten zu beſänftigen. Man hat die ſchwachen Gründe getadelt, womit Apollo den Oreſt vertheidigt. Sie ſind ſchwach, weil die That desſelben troß der Impulſe, welche dabey einwirkten, als eine ſolche, wodurch er der ſtrafenden Gerechtigkeit anheimfiel, und dieſe ſelbſt in ihrer hehrſten, unbedingten Würde erſcheinen ſollte. In der Verfolgung der Rachegöttinnen trifft ihn die Strafe; Apollo vermag ihn nicht davor zu ſchützen; nur durch die ausgleichende Milde einer Gottheit kann ſie von ihm genommen werden.

Nicht wenig Licht wirft auf die **Choëphoren** und **Eumeniden** des Äſchylus das Werk eines neueren Dichters; wenn gleich zwiſchen dieſem und jenen keine eigentliche Pararelle Statt finden kann. Ich meine Raupachs **Erdennacht**. Rinaldos Entſchließung entſteht ohne jeden Impuls von außen. Das Pflichtgefühl allein iſt es, welches ihn bewegt, ſeinen Vater dem Henker zu überliefern. Wir erkennen das, und mit großer Einſicht läßt der Dichter ihn bis zum letzten Augenblick die Vorſtellung feſthalten:

— Und dennoch that ich recht!

Aber darum erfüllt ſeine Handlung uns nicht minder mit einem heimlichen Abſcheu, deſſen unſer Gefühl ſich nicht leicht erwehren kann: wie offenbar auch unſer Verſtand ihn als ungerecht anerkennen muß. Dieſer Abſcheu äußert ſich im Stücke ſelbſt gegen Rinaldo auf das mannigfaltigſte und allgemeinſte; Momente, welche der Dichter ſo ergreifend behandelt hat. Man kann nicht ſagen, daß die Verſöhnung in der Erdennacht gänzlich fehle. Sie liegt eben in der Conſequenz, mit welcher das Pflichtgefühl ſich ausſpricht; aber nur viel zu ſchwach ſcheint mir dieſe Feder zu wirken. Vielleicht hätte Bernardo zu dieſem Zwecke benützt werden können. Die Hinweiſung auf eine ausgleichende Vorſehung war hier um ſo nothwendiger: je ſchmerzlicher unſer Gefühl durch Rinaldos Leiden bewegt wird; ſo wie es überhaupt erforderlich, daß die Verſöhnung um ſo vollſtändiger ſey, je herber die Qual iſt, welche wir dem Leidenden aufgelegt ſehen, und je geringer das Maß ſeiner Verſchuldung zu ſeyn ſcheint.

Wäre uns vom griechiſchen Theater auch nichts übrig geblieben, als der erſte und der zweyte Ödipus: ſo würden beyde Stücke für ſich allein hinreichen, alle Vorwürfe zu widerlegen, welche man demſelben in Hinſicht auf Schickſal und Vorherbeſtimmung gemacht hat. Wie anſcheinend gering auch die Schuld des Leidenden, wie furchtbar, oder vielmehr wie grauſenhaft auch die Kataſtrophe ſeyn mag: nirgends hätte man weniger von einer unbedingten Vorherbeſtimmung, oder von Nöthigung zum Verbrechen reden müſſen.

In der Fabel des Ödipus iſt es das Orakel, welches die Hauptrolle ſpielt. Wie iſt nun die Bedeutung desſelben behandelt? Billig wird der Chor zuerſt darum befragt. Überall äußert dieſer die tiefſte Verehrung für die Heiligkeit derſelben. Die Wahrſagergabe des Tireſias glaubt er noch in Zweifel ziehen zu dürfen, weil er es nicht wagt, auf die Beſchuldigung deſſelben den hochgefeyerten König anzuklagen:

Zwar es beſchauen Zeus und Apollon
Das Geſchick Sterblicher wahrhaft
Im Gemüth; aber ein Menſch ob
Er erringt Höh'res denn ich
Zu erſchaun, keiner beweiſ't das: V. 495 — 500.

Als aber Jokaſte allen Glauben an die Wahrheit der Orakel verwirft, äußert er unbedingt ſeine Mißbilligung, und die Religion ſelbſt ſcheint ihm mit jenem Glauben fallen zu müſſen:

Der Menſchen wer mag ſodann (wenn die Götter den
Hochmüthigen nicht beſtrafen)
Abwehren ſeinen Muth,
Der Seele Zornpfeil! Denn wofern
Dergleichen Handlung ehrenwerth,
Was feyr' ich Geſänge?
Nimmermehr zu dem unberührten
Erdennabel wall' ich fromm,
Nie mehr zum Abäertempel,
Nimmer nach Olympia,
Wenn ſolches ſich augenſcheinlich
Nicht dem Menſchenſtamm' enthüllt.
Doch die, Gewaltiger, wenn man dich recht anruft:
Allherrſcher Zeus! ſey's nicht bedeckt,
Noch deiner ſtets endloſen, heiligen Herrſchaft,
Denn ſchwindend wird Laios
Uraltes Götterwort,
Hinweggeworfen; nimmer ſtrahlt
Nunmehr Apollons Ehrenglanz!
Hinſinket die Gottheit! V. 911 — 930.

Mit der frommen Verehrung, welche der Chor für die Orakel hegt, contraſtirt Jokaſtens entſchiedene Verachtung derſelben, welche ſie mit deſto größerer Zuverſicht ausſpricht, weil dieſelbe, wie ſie wähnt, durch eine unwiderlegbare Erfahrung gerechtfertiget wird. Nur um ſo ſchrecklicher muß daher der Lichtſtrahl, der in die Nacht des gräßlichen Geheimniſſes fällt, auf ihr Gemüth wirken; und Sophokles hat dieſe Wirkung auf die ergreifendſte Weiſe dadurch geſchildert, daß er Jokaſten, als ſie nur einen Blick in den Zuſammenhang der Dinge gethan hat, mit einem Zuruf des Jammers ſich raſch entfernen läßt, ohne eine weitere Darſtellung desſelben zu verſuchen.

O weh! oh weh, Unſel'ger! dieß nur bleibet dir
Mein einz'ger Zuruf, nimmermehr ein anderer noch.
V. 1090.

Auch Lajus, wenn er auch Jokaſtens entſchiedene Verachtung der Orakel nicht theilte, die durch den Erfolg noch nicht ſo, wie ſpäter, unwiderſprechlich gerechtfertiget ſchien, glaubte dennoch ebenfalls den Ausſpruch derſelben durch menſchliche Vorſicht abwenden zu können. Ödipus endlich ſelbſt wagt es aus Scheu vor der Erfüllung der ihm gewordenen Götterſprüche zwar nicht mehr, nach Korinth zurückzukehren, und zeigt dieſe Scheu durch das ganze Stück hindurch: als er aber die Nachricht von Polybos Tode erhält, tritt er ſchnell dem Glauben Jokaſtens bey, und ſchilt übermüthig ſeine vorige Überzeugung eine Thorheit.

Weh! Weh! Wozu denn Gattin dient Erkundigung
Bey Pythos Seherherde, bey dem Vogelſchwarm,
Der hoch dahertönt, deren Weisheitsrath gedroht,
Den Vater ſollt' ich morden einſt; der nun verhüllt
Von tiefem Erdreich liegt, und ich war ruhig hier,
Kein Schwert berührend; hat ihn nicht nach mir verzehrt
Sein Sehnen; freylich fand er dann durch mich den Tod.
Doch jede mir erſchollne Götterkündigung
Folgt hin zum Hades jenem Greis, nichtswerth und leer.
V. 983 — 991.

Nicht unbeachtet darf dabey der Umſtand bleiben, daß Lajus den Orakelſpruch nicht von Phöbus ſelbſt, ſondern von der Dienerſchaft erhält (V. 731). Die Würde der Orakel ſollte auf jede Weiſe herausgehoben und aufrecht erhalten werden. So auch in Tireſias.

Aus welchem Geſichtspunkte man das Eingreifen einer höheren Macht im Untergang der Labaciden zu betrachten habe, zeigt nichts deutlicher, als die Vergleichung der ihnen ertheilten Orakel. Das dem Lajus ertheilte lautet ſo:

Laïos, Labdakos Sohn, du begehrſt dir Segen der Kinder;
Werd' ein Sohn dir gewährt; jedoch es verhing das Geſchick dir,
Unter des Kindes Gewalt zu verlaſſen das Licht. So geboth dich
Zeus der Kronid', anhörend des Pelops fluchende Bitten,
Welchem den Sohn du geraubt; der hat das Alles erflehet.

Hier iſt ein wahres, unausweichliches Verhängniß! Die Götter hatten im Einverſtändniß mit der Moira beſchloſſen, daß Lajus kinderlos ſterben, und mit ihm ſein ihnen verhaßtes Geſchlecht erlöſchen ſollte. Lajus hatte dieſe Strafe verdient, als er den Chyſippus, den Sohn des Pelops, raubte. Als er um Kinder fleht, wird ihm der Ausſpruch, daß, wenn er ihrem Willen zuwider einen Sohn zeuge, dieſer ihn um das Leben bringen werde. Die beſchloſſene Vertilgung ſeines Stammes ſteht unabänderlich feſt, als verdiente Strafe ſeiner Gewaltthat; ſie wird, wenn Lajus Kinder zeugt, nur auf eine andere Weiſe ins Werk geſetzt. Aber zu ſeinem vorigen Verbrechen kommt nun noch das des offenbaren Ungehorſams gegen die Götter, nach vorhergegangener Warnung. Mit der geſteigerten Schuld ſchärft ſich jetzt die gerechte Strafe.

Anders verhält es ſich mit dem Orakel, welches dem Ödipus ſelbſt ertheilt wurde.

Beywohnen ſollt (er) ſeiner Mutter, zeugen ſo
Den Menſchen abſcheuwerther Art Nachkommenſchaft,
Und (ſeines) eignen Vaters Leib ermorden einſt.

Hier iſt nicht von der verhängten Strafe eines begangenen Verbrechens, ſondern von einem künftigen die Rede; wenn man dieſen Ausdruck gebrauchen will, da die Blutſchuld, und in Beziehung auf den Vater auch der Mord, von Ödipus ganz unbewußt begangen werden. »Aber ſein Loos war dann nur um ſo herber; da die That an und für ſich ſelbſt, wie ſie alle göttlichen und menſchlichen Geſetze auf das Grellſte beleidigte, ihn dem Abſcheu der Götter und Menſchen, dem tiefſten Elende und der Verbannung preisgab.« — Man hat es nicht überſehen können, daß Ödipus keineswegs ſo unſchuldig iſt, als er auf den erſten Anblick zu ſeyn ſcheint: ſondern im Gegentheile hochmüthig, eigenſinnig, vor allen Andern zornmüthig; der Stammfehler ſeines Geſchlechtes, den wir auch bey ſeinen Söhnen und ſelbſt bey Antigonen finden. Allein als die wichtigſte Verſchuldung tritt bey ihm ſelbſt, wie bey Lajus und Jokaſten, das übermüthige Vertrauen auf ihre Weisheit hervor, durch welche ſie den angedrohten Übeln zu entfliehen gedachten, ſtatt durch demüthige Unſträflichkeit und frommes Vertrauen auf die ſchonende Milde der Götter den Zorn derſelben zu verſöhnen. In letzterem Falle — und dieſer Umſtand vernichtet jeden Vorwurf unbedingter Nöthigung — gab es eine ſchonende, milde Erfüllung göttlicher Ausſprüche, auf welche Ödipus bey der Nachricht vom Tode des Polybus ſo zuverſichtlich rechnen zu dürfen glaubt, und die auch von Jokaſten angedeutet wird:

Drum fürchte nicht mehr deiner Mutter Ehebett.
Mit ihren Müttern ſchliefen viel der Menſchen ja
Bereits in Täuſchungsträumen. V. 995.

Auch in Calderons: Das Leben ein Traum iſt die Verſöhnung auf eine ſolche ſchonende Erfüllung einer höheren Vorherkündigung baſirt, die, wenn Baſilius zuerſt mit vermeßner Weisheit den Ausſpruch des Himmels abzuwenden wähnt, ſpäter eben durch ihr Gegentheil, durch den demüthigen Zweifel, ob ſein Verfahren auch »Gottes und der Menſchen Satzungen« gemäß geweſen ſey, herbeygeführt wird. Am deutlichſten wird dieſes, wenn wir erwägen, wie im Falle, daß der König fortfuhr ſeiner Vorſicht unbedingt zu vertrauen, ſobald Sigismunds Daſeyn bekannt wurde, bey der ungebändigten Wildheit ſeines Charakters, die Erfüllung jener Vorherkündigung in ihrer herbſten Strenge hereinbrechen mußte.

In der That kann der Dichter dem Mißverſtändniß, als ob eine feindſelige Macht in ſeinem Werke den Handelnden zum Verbrechen zwinge, und ihn dann dafür büßen laſſe, nicht beſſer begegnen, als wenn er einen verhältnißmäßigen Grad von wirklicher Verſchuldung nachweiſet, und zeigt oder andeutet, wie die Looſe ganz anders gefallen ſeyn würden, wenn dieſe nicht vorhanden geweſen wäre. So findet der erſte Ödipus ſeinen vollen Abſchluß erſt in dem zweyten; weil erſt durch dieſen uns ganz klar wird, wie nur aus der Schuld das Unglück, aus einem demüthigen, gottergebnen Sinn aber die wahre Verſöhnung mit der Gottheit hervorgehe. Auch wird ſich der wunderbare Zauber, von welchem wir uns bey der Leſung des zweyten Ödipus von den erſten Verſen an befangen fühlen, ſchwerlich beſſer, als aus der hohen religiöſen Begeiſterung erklären laſſen, mit welcher das Ganze aufgefaßt und durchgeführt iſt. Die Verklärung dieſes religiöſen Gefühls muß man aber nicht ſowohl als eine palpable in der unbegreiflichen Entſühnung des Ödipus ſuchen, als erkennen, wie ſie vom Anfang bis ans Ende wie ein überirdiſcher Schimmer über das Ganze ausgegoſſen iſt. Gereinigt von allen Schlacken menſchlicher Anmaßung und menſchlichen Übermuthes betritt der vielgeprüfte Dulder den geweihten Hain jener ſtrengen Göttinnen, welche die unbeſtechlichſten Rächerinnen des Unrechtes ſind, flehend daß ſie ihm gewähren mögen:

Des Lebens Ausgang endlich und Entwickelung
Wofern (er) nicht zu wenig noch erlitt, indem
Der Menſchen allerſchwerſten Müh'n (er) fröhnte ſtets.
V. 100 — 4.

Unter dieſen Umſtänden darf es uns wenig beirren, daß Ödipus erſt gegen den Chor, und dann in der Schutzrede gegen Kreon ſeine Unſchuld betheuert: da er nur von jenen Verbrechen ſpricht, die er unwiſſend beging, nicht aber von jenen Fehlern, welche die eigentliche Veranlaſſung derſelben waren, und ohne welche das über ſeinem Haupte ſchwebende Unheil, ohne dasſelbe zu berühren, vorüberziehen konnte.

Um von der Tendenz beyder Werke des Sophokles eine recht klare Vorſtellung zu bekommen, muß man den Ödipus des Herrn von Voltaire leſen. Auguſt Wilhelm Schlegel bemerkt bey dem Mahomet desſelben: die Unlauterkeit der Abſicht habe ſich an dem Künſtler gerächt; aber mit weit größerem Rechte, als von Mahomet, der trotz Allem, was uns daran beleidigen mag, gewiß zu den beſſeren Arbeiten des franzöſiſchen Tragikers gehört, kann man dieſes von ſeinem Ödipus ſagen. Der Einführung des empfindſamen Philoktets und ſeines ſpurloſen Verſchwindens ſoll hier nicht gedacht werden. Die Entſchuldigung Voltaire's: er habe die fünf Acte auf keine andere Weiſe auszufüllen gewußt, hat, wenn man den Ödipus des Sophokles kennt, eine höchſt ergötzliche Naivetät. Überdieß iſt die Erfindung dieſer Perſon nicht einmahl ſeine eigene; ſie gehört, wie bekannt, dem Peter Corneille, und von allen Diebſtählen iſt es gewiß der unverzeihlichſte, jemanden ſeine Fehler zu ſtehlen. Doch das mag hingehen. Aber unmöglich kann man die Tendenz des Ganzen ſchärfer ins Auge faſſen, ohne vom tiefſten Unwillen ergriffen zu werden. Hier herrſcht der gröbſte, roheſte Fatalismus, ohne alle Milderung und Verſöhnung; ein feindſeliges, dämoniſches Weſen, das den gänzlich Schuldloſen zu Verbrechen verlockt, die es ihn dann durch die herbſten Qualen büßen läßt. Und dieſe Verhöhnung der Gottheit iſt überall ſo nackt und deutlich ausgeſprochen; der Geſichtspunkt, unter welchen er das Ganze gebracht hat, iſt ſo beſtimmt, daß von einem Mißverſtehen gar nicht die Rede ſeyn kann. Man leſe nur die Erzählung von jenem erſten Opfer, welches Odipus den Göttern darbrachte:

> Un jour, ce jour affreux, présent à ma pensée
> Jette encore la terreur dans mon ame glacée;
> Pour la première fois, par un don solemnel,
> Mes mains jeunes encore enrichissaient l'autel;
> Du temple tout-à-coup les combles s'entreouvrirent;
> De traits affreux de sang les marbres se couvrirent;
> De l'autel ebranlé par de longs tremblements
> Une invisible main repoussait mes présents;
> Et les vents, au millieu de la foudre eclatante,
> Portérent jusqu'à moi cette voix effrayante:
> »Ne viens plus de lieux saints souiller la pureté;
> »Du nombre de vivants les dieux t'ont rejetté;
> »Ils ne reçoivent point tes offrandes impies;
> »Va porter tes présents aux autels de furies;
> »Conjure leur serpents prêts à te déchirer;
> »Va, ce sont là les dieux que tu dois implorer.«
>
> Acte 4, Sc. 1.

Das Gräßliche wird hier zum Unſinn. Am empörendſten ſind die Schlußſcenen. Stellen, wie folgende:

Misérable vertu! nom stérile et funeste,
Toi par qui j'ai réglé les jours que je déteste,
A mon noir ascendant tu n'as pu résister.
Je tombais dans le piége en voulant l'éviter.
Un dieu, plus fort, que toi, m'entrainait vers le crime;
Sous me pas fugitifs il creusait un abyme;
Et j'étais, malgré moi, dans mon aveuglement
D'un pauvoir inconnu l'esclave et l'instrument;
Acte 5, Sc. 4.

oder wie die Schlußworte der Jokaſte:

Prêtres, et vous, Thébains, qui fûtes mes sujets,
Honorez mon bûcher, et songez à jamais
Qu'au milieu des horreurs du destin qui m'opprime
J'ai fait rougir les dieux qui m'ont forcée au crime.
Scene 6.

finden ſich, ſo weit ich mich entſinne, in keiner deutſchen Schickſalstragödie; und wenn die empörte Leidenſchaft, wenn das ſchmerzlichſte Gefühl des tiefſten Elendes auch in dieſen öfters in verwegene Anklagen gegen die Vorſehung ausbricht, oder ſophiſtiſch den größeren Theil der Schuld ihr zuzuſchieben ſucht: ſo wird dieſe doch von einer andern Seite gerechtfertigt, und die Empörung gegen ihre Fügungen in jenem Lichte gezeigt, in welchem ſie billig erſcheinen muß: während dort die frechſte Läſterung in abſcheulicher Nacktheit einhertritt. Und dennoch konnte Laharpe ſagen, daß Voltaire dem Sophokles überall das Gleichgewicht halte, und in einzelnen Partien ſeines Werkes ihn ſogar übertroffen habe *).

---

*) *Lycée.* Tome 12. pag. 202. Nebenher noch eine kleine Probe, die Voltaire dem Sophokles verbeſſert; wenn es gleich nur eine Nebenſache gilt. Bey letzterem ſticht Ödi-

Man hat allgemein behauptet, daß das Schickſal in der Braut von Meſſina herb dargeſtellt ſey. Daß es wirklich ſo erſcheine, läßt ſich keineswegs läugnen; nur muß man den Grund davon nicht in der Fabel ſelbſt ſuchen. Auch hier iſt, wie ſonſt bey den Alten, der Chor das Organ der zuverläßigſten Belehrung. Vorzüglich in folgender Stelle:

— Mich ſchrecken ahnungsvolle Träume!
Nicht Wahrſagung reden ſoll mein Mund;
Aber ſehr mißfällt mir dies Geheime,
Dieſer Ehe ſegenloſer Bund;
Dieſe lichtſcheuen krummen Liebespfade,

---

pus ſich die Augen mit den goldnen Bruſtſpangen ſeiner Frau aus (V. 1192). Ein ſolches oder ähnliches Werkzeug durfte es bey dem franzöſiſchen Dichter nicht ſeyn. Bey ihm bedient ſich Ödipus des nämlichen Degens, womit er ſeinen Vater getödtet hat. Das war ſinnreich, bedeutend, exquiſit. Nur iſt ein Degen, ein kurzes oder längeres Schwert, zu jenem Zwecke gewiß das ungeſchickteſte aller Werkzeuge. Die übrigen Verbeſſerungen muß man bey dem Laharpe ſelbſt aufſuchen. Schwerlich gibt es ſelbſt in Frankreich einen zweyten Kunſtrichter, der für die tragiſche Poeſie ſeiner Nation ſo parteyiſch eingenommen, von den Grundſätzen derſelben ſo ganz penetrirt, und wenn es die Werke der Alten oder einer neueren Nation gilt, ſo beſchränkt und engherzig wäre. Das große Verdienſt der vorzüglichſten Werke der alten Tragiker iſt oft nur dieſes, daß ſie einem Racine oder Voltaire die Veranlaſſung zu ihren Compoſitionen gegeben haben. Shakſpeare's König Lear iſt ihm die abſurdeſte aller Tragödien [illegible]ulius Cäſar verſtößt gegen alle geſunde Vernunft und gegen allen guten Geſchmack u. dgl. m. Man müßte ſo ungeſchliffen ſeyn, als es Laharpe gelegenheitlich ſelbſt iſt, wenn man dergleichen bey ſeinem rechten Nahmen nennen wollte.

Dieſes Kloſterraubs verwegne That;
Denn das Gute liebt ſich das Gerade,
Böſe Früchte trägt die böſe Saat.
Auch ein Raub war's, wie wir alle wiſſen,
Der des alten Fürſten ehliches Gemahl
In ein frevelnd Ehebett geriſſen,
Denn ſie war des Vaters Wahl.
Und der Ahnherr ſchüttete im Zorne
Grauenvoller Flüche ſchrecklichen Samen
Auf das ſündige Ehbett aus;
Gräuelthaten ohne Nahmen,
Schwarze Verbrechen verbirgt dies Haus.
— — — — — — — — —
Es iſt kein Zufall und blindes Loos,
Daß die Brüder ſich wüthend ſelbſt zerſtören,
Denn verflucht ward der Mutter Schooß,
Sie ſollte den Haß und den Streit gebären.

Die Art, wie hier von dem Bruderhaſſe geredet wird, ſo wie dasjenige, was Iſabelle gleich anfangs gegen die Älteſten von Meſſina erwähnt:

— — — — — — mit ihnen wuchs
Aus unbekannt verhängnißvollem Samen
Auch ein unſel'ger Bruderhaß empor,
Der Kindheit frohe Einigkeit zerreißend,
Und reifte furchtbar mit dem Ernſt der Jahre,

wirft auf den feindſeligen Streit der Brüder allerdings den Schein einer Nöthigung, und zwar um mehr, je unbedingter hier ein Fluch als der Grund desſelben angegeben wird. Dennoch kommt eine Verſöhnung zu Stande; und der glückliche Erfolg, mit welchem Iſabelle die Brüder zur Eintracht zurück führt, läßt uns wenigſtens die Möglichkeit eines erfreulicheren Ganges der Dinge denken. Wenn dieſer nun nicht erfolgt, ſondern im Gegentheil die traurigſte Kataſtrophe eintritt: ſo liegt die Veranlaſſung davon in

Don Manuels verwegnem Frevel, und in dem Antheile, welchen Beatrice an ſeiner Schuld, wie an Don Cäſars Liebe hatte. Man kann zur Rechtfertigung des Dichters von dieſer Seite her mit Grund ſagen, daß durch die beyden ſich widerſprechenden Träume Iſabellens und ihres Gemahls beſtimmt angedeutet ſey, wie Beatrice ſowohl das Mittel der Verſöhnung der Brüder, als das Werkzeug ihres Unterganges werden konnte. Daß ſie das letztere wird, davon liegt der Grund in einem Frevel, der mit dem Bruderhaſſe nichts gemein hat. Nicht eben ſo verhält es ſich mit Don Cäſars Brudermord, bey welchem die raſche Leidenſchaftlichkeit, mit welcher er begangen wird, wenigſtens zum Theil auf die Rechnung des früheren Haſſes gegen ſeinen Bruder geſetzt werden muß.

Betrachtet man die Fabel des Stückes aus dieſem Geſichtspunkte: ſo erſcheint ſie keineswegs ſo verwerflich, als man ſie hat darſtellen wollen. Iſabelle:

Dem Gott der Wahrheit mehr als dem der Lüge
Vertrauend,

bereitet in Beatricens Rettung das Werk der Verſöhnung, welches allein durch Don Manuels und Beatricens Verbrechen vernichtet wird. Wenn die feindliche Erbitterung beyder Brüder die frühere Entdeckung jener Rettung, welche alles Unheil abgewendet haben würde, allerdings hinderte: ſo erſcheint Don Manuels leidenſchaftliches Streben darum nicht minder als ein freyes und ſelbſtſtändiges; und wenn uns der Dichter den Haß beyder Brüder als die bedingte Wirkung eines Fluches zeigt, — was hier keineswegs geradezu vertheidigt werden ſoll, — ſo zeigt er ihn uns auch wieder als die Frucht der Schuld, und hat durch das ganze Stück Sorge getragen, dieſe Anſicht in den Vordergrund zu ſtellen. Nicht vergeſſen darf dabey werden, daß der Knoten hier nicht durch ein Orakel, durch den unmittelbaren Ausſpruch einer Gottheit, ſondern durch Träume und menſchliche Deutung derſelben geſchürzt wird.

Wenn alſo in vorliegender Tragödie das Walten einer höheren Macht allerdings herbe erſcheint: ſo liegt der Grund davon nicht ſowohl in der Fabel ſelbſt, als in der Behandlung derſelben. In dieſer Hinſicht finde ich die Braut von Meſſina lehrreicher, als irgend eine andere hierher gehörige Dichtung. Sie zeigt nämlich deutlicher als jede andere, wie der Dichter bey der Behandlung ſolcher Stoffe nicht nur für ſich ſelbſt einer feſten ſittlichen Weltanſchauung bedürfe, die bey Schiller niemand vermiſſen wird: ſondern wie er ſie auch in ſeinem Werke in den beſtimmteſten Zügen ausprägen, und ſie demſelben zur ſicheren Unterlage geben müſſe; weil er ſonſt immer an der gefährlichſten Klippe ſolcher Stoffe, ich meine der Zweydeutigkeit, ſcheitern muß. Was hier Schiller derſelben unvermeidlich zutreiben mußte, war die Vermiſchung der chriſtlichen Religion mit der griechiſchen Götterlehre und dem mauriſchen Aberglauben. Von den beyden Gründen, welche er in der Abhandlung über den Chor davon angibt, kann man den einen gar nicht, den andern nur bedingnißweiſe gelten laſſen. Bey dem Rechte, die verſchiedenen Religionen als ein collectives Ganzes für die Einbildungskraft zu behandeln, möchte die Poeſie leicht überall ſo ſchlimm berathen ſeyn, wie in der Braut von Meſſina; nämlich nirgends mit dem Glauben feſt und innig ſich verbinden zu können, oder dann überall in Widerſprüche zu verfallen. Die Perſonen in der Braut von Meſſina, den Chor mit eingeſchloſſen, ſind in der That weder Chriſten, noch Heiden, noch Muhamedaner: da ſich ihre Vorſtellungen von dieſen drey Religionen, eine der andern widerſtreitend, mehr als ein Mahl als wahrer Glauben ausſprechen. Man weiß gar nicht mehr was man denken ſoll, wenn Iſabelle, die man doch für eine gute Chriſtin halten muß, dann wieder im ſtrengſten Ernſte des Affects in die Worte ausbricht:

— — — — — — — Alles dieß
Erleid' ich ſchuldlos; doch bey Ehren bleiben
Die Orakel, und gerettet ſind die Götter! —

Wahrhaft großartig iſt dagegen die Behandlung der Schickſalsidee im Wallenſtein. Das Mißlingen der verbrecheriſchen Entwürfe Wallenſteins und ſein Untergang werden zunächſt durch ſein blindes Vertrauen auf Ottavios Freundſchaft herbeygeführt, welches ſich auf eine, wie er wähnt, vom Himmel ſelbſt ihm gewordene Entſcheidung gründet.

Es gibt im Menſchenleben Augenblicke,

ſagt er zu Illo,

Wo er dem Weltgeiſt näher iſt, als ſonſt,
Und eine Frage frey hat an das Schickſal.
Solch' ein Moment war's, als ich in der Nacht,
Die vor der Lützner Action vorausging,
Gedankenvoll an einen Baum gelehnt
Hinaus ſah auf die Ebene. — — —
Mein ganzes Leben ging, vergangenes
Und künftiges, in dieſem Augenblick
An meinem inneren Geſicht vorüber,
Und an des nächſten Morgens Schickſal knüpfte
Der ahnungsvolle Geiſt die fernſte Zukunft.
Da ſagt' ich zu mir ſelbſt: »So Vielen
Gebietheſt du! — — — — — — —
— — — — — — — — — —
Den möcht' ich wiſſen, der der Treuſte mir
Von allen iſt, die dieſes Lager einſchließt.

Gib mir ein Zeichen, Schickſal, der ſoll's ſeyn,
Der an dem nächſten Morgen mir zuerſt
Entgegen kommt mit einem Liebeszeichen.«
Und mitten in die Schlacht ward ich geführt
Im Geiſt. Groß war der Drang. Mir tödtete
Ein Schuß das Pferd, ich ſank und über mir
Hinweg, gleichgültig ſetzten Roß und Reiter,
Und keuchend lag ich wie ein Sterbender,
Zertreten unter ihrer Hufe Schlag.
Da faßte plötzlich hülfreich mich ein Arm,
Es war Ottavio's — und ſchnell erwach ich,
Tag war es, und — Ottavio ſtand vor mir.
»Mein Bruder«, ſprach er, »reite heute nicht
Den Schecken, wie du pflegſt. Beſteige lieber
Das ſich're Thier, das ich dir ausgeſucht.
Thu's mir zu lieb. Es warnte mich ein Traum,
Und dieſes Thieres Schnelligkeit entriß
Mich Bannier's verfolgenden Dragonern.
Mein Vetter ritt den Schecken an dem Tag,
Und Roß und Reiter ſah ich niemahls wieder.

So bereitet eine höhere Macht, ehe noch das Verbrechen ſelbſt geboren iſt, ſeine Beſtrafung und Vereitlung vor; und jeder von uns, der gewohnt iſt, den Gang ſeines eigenen Lebens mit prüfendem Auge zu verfolgen, wird in nicht minder wunderbaren, wenn gleich minder auffallenden Verknüpfungen mit Überraſchung gewahr werden, wie oft zu gleicher Zeit mit dem erſten Keime ſeiner Schuld lange vorher der Keim ihrer Strafe hervorwuchs, und wie die Schlinge lange vorher geſpannt war, in welcher ſein Fuß ſich verfangen ſollte, wenn er in zuverſichtlichem Übermuth ſeinem Ziele mit der entſchiedenſten Sicherheit entgegen zu ſchreiten wähnte. In Übereinſtimmung mit dieſer Anſicht, wurde Ottavio nicht ſchuldiger gezeichnet, als er erſcheint, wenn er gleich nicht frey von eigennützigen

Abſichten handelt. Damahls, als eine höhere Macht ihn Wallenſtein als ſeinen zuverläßigſten Freund bezeichnet, iſt das Verbrechen des Letztern noch nicht geboren; aber auch der Verrath iſt es nicht; und die Andeutung des verhängnißvollen Traumes konnte ſich als eine wahrhafte bewähren, wenn nicht das Verbrechen den Faden ſeines Verderbens aus ihr herausſpann. Aus dem nämlichen Geſichtspunkte muß man Wallenſteins aſtrologiſchen Glauben betrachten. Die unmäßige Begierde, in die Geheimniſſe der Zukunft einzudringen, iſt von den älteren, wie von den neueren Tragikern als verbrecheriſch dargeſtellt worden, wie ſie es in der That auch iſt: weil ein Streben nach dem Guten und Rechten mit Zuverſicht die Begünſtigung, und mit Demuth die Entſcheidung der Vorſehung erwartet. Dieſe Begierde hat bey Wallenſtein ihren Grund allein in der unbegränzten Leidenſchaftlichkeit ſeines Ehrgeitzes, der für das Gelingen ſeiner Entwürfe verwegen dem Himmel ſelbſt eine Bürgſchaft abfordert. Furchtbar iſt daher ſeine Verblendung in der letzten Scene mit Seni, als die Netze des Verderbens ihn ſchon nahe umgeben, und er nur in dieſem Augenblicke der Kunſt den Glauben weigert, der allein noch ihn retten konnte.

Die Erſcheinung des ſchwarzen Ritters in der Jungfrau von Orleans iſt faſt allgemein getadelt worden, und was Schiller zur Rechtfertigung derſelben ſagt, kann in keiner Hinſicht genügen. Auch drückt er ſich keineswegs ſo beſtimmt darüber aus, als man wohl wünſchen möchte. »Immer«, ſagt er, »ſind die Menſchen, wenn ſie auf der höchſten Spitze ſtanden, ihrem Fall am nächſten geweſen.« Das widerfährt in dieſer Scene auch der Johanna. Die Jungfrau muß, da ſie ein Wort ſpricht, welches die Nemeſis beleidigt, und wobey ſie ihren Auftrag vom Himmel weit überſchreitet,

> »Nicht aus den Händen leg' ich dieſes Schwert,
> Als bis das ſtolze England untergeht.« —

für ſolchen Übermuth nothwendig büßen. Die Strafe folgt ihr in der Verliebung auf dem Fuße nach. Sie begehrt mit Geiſtern zu ſtreiten. Ein neuer Frevel gegen die heilige Scheu. Eine einzige Berührung des Geiſtes lähmt ſie. Mehr wollte ich dadurch nicht ausdrücken, noch motiviren. Am Ende iſt der ganze Handel mit dieſer Verliebung, woran ſich ſo viele ärgern, nur eine Prüfung.« — Angenommen jenes vermeſſene Wort Johannens verdiente eine Strafe — die es in der That um ſo mehr verdiente, weil ſie ihren vom Himmel empfangenen Auftrag überſchreitet: ſo wurde die Darſtellung dieſer Beſtrafung in der Erſcheinung des ſchwarzen Ritters um ſo überflüſſiger, weil die Strafe ihrem Übermuthe in der Verliebung ohnedieß, wie Schiller ſich ausdrückt, auf dem Fuße nachfolgt, und jener Vermeſſenheit als einer Veranlaſſung ihrer Beſtrafung in dem Folgenden nicht weiter gedacht wird.

August Wilhelm Schlegel glaubt, das wahre ſchmachvolle Märtyrerthum der verrathenen und verlaſſenen Heldin würde uns tiefer erſchüttert haben, als das roſenfarb erheiterte; und Solger ſagt, das ganze Stück ſchwebe größtentheils in der Luft, und Schillers Neigung zu einem ganz unpraktiſchen und undramatiſchen Idealiſiren der Geſchichte habe dem Dichter dieſen Stoff vorzüglich empfohlen. Wer ſich von der hiſtoriſchen Tragödie überhaupt einen richtigen Begriff gebildet hat, wird wenigſtens der erſteren dieſer beyden Äußerungen ſeine Beyſtimmung nicht verſagen können. Läßt ſich in Betreff der letzteren gleich nicht läugnen, daß Schillers Neigung, jeden Stoff ins Gebieth des Idealen hinüberzuziehen, in der Jungfrau von Orleans willkürlicher mit demſelben geſchaltet habe, als in ſeinen übrigen Stücken: ſo darf man dieſes Idealiſiren doch wenigſtens nicht undramatiſch nennen. Im Gegentheil iſt die Durchführung des Ganzen tragiſch im edelſten Sinne des Wortes, und es findet dabey keineswegs jenes Spiel mit dem halb Wahren und halb Unwahren Statt, welches man in dieſem Werke hat finden wollen. Johanna iſt durch ein Wunder zur Befreyung ihres Vaterlandes berufen. Das vom Himmel ihr aufgetragene Werk ſoll ſie allein erfüllen; keiner menſchlichen Regung, die von ihrer Beſtimmung ſie abwenden, mit ihrem Beruf ſie entzweyen könnte, ſoll ſie in ihrer Bruſt Raum geben. Durch ihre Verliebung in Lionel bricht ſie dem Himmel ihr Gelübde; daher ſein Zürnen und ihr Schweigen. Sie wagt es nicht, ihre Unſchuld zu betheuern; denn ſie fühlt ſich nicht mehr unſchuldig. Wenn ſich hier das herbſte Leiden an ein Minimum von Schuld, an eine unwillkürliche, menſchliche Regung knüpft: ſo darf man nicht vergeſſen, daß Johanna als ein Bild der höchſten Reinheit dargeſtellt werden ſollte, vom Himmel berufen, einzig der ihr aufgetragenen Sendung zu leben. Nur der »fromme Dichter«, wie Schiller von Schlegel genannt wird, konnte ſeinen Stoff in dieſem Sinne durchzuführen verſuchen, und nur ihm konnte es gelingen; ihm, von dem man eben ſowohl ſagen darf: an ihm war nichts Unheiliges, als man von dem franzöſiſchen Dichter, der das edle Bild der Menſchheit mit dem frechſten Hohn beſudelte, mit Recht ſagen kann: an ihm war nichts Heiliges!

Am leidenſchaftlichſten hat man als Schickſalstragödien die Schuld und die Albaneſerin von Müllner, und die Ahnfrau von Grillparzer angegriffen. Wie viel oder wie wenig der erſtere dieſer beyden Tragiker ſonſt Veranlaſſung gegeben haben mag, ihm ſo unfreundlich mitzuſpielen, als es geſchehen iſt, darüber ſich zu unterrichten hat der Verfaſſer dieſer Schrift weder Beruf, noch Gelegenheit gehabt; aber daß man ihn als Dichter nicht auf ſo unwürdige Weiſe hätte behandeln ſollen, als es geſchehen iſt: das glaubt er feſt behaupten zu dürfen; ſicher, das Urtheil jedes Unbefangenen auf ſeiner Seite zu haben.

In der Schuld wie in der Albaneſerin iſt es ein Fluch zürnender Beleidigter, wodurch der Knoten geſchürzt wird. Was iſt nun ein ſolcher Fluch? Ich habe keine andere Antwort darauf, als: baarer Unſinn, wenn man in dem Fluch ſelbſt den Keim der Strafe des Schuldigen, oder die Nöthigung zu einem Verbrechen ſuchen will, wodurch er einer ſolchen Strafe verfiele. Wenig wäre für die tragiſche Bedeutung des Wortes in dieſem Sinne gewonnen, wenn man ſagen wollte: der Fluch des Beleidigten rufe die Gottheit zum Zeugen, daß die von ihm erlittene Kränkung die ausgeſprochene Strafe verdient habe; oder er ſey ein Vorherſehen, daß jene dieſe nach ſich ziehen müſſe. Wenn beyde letztere Deutungen dem Fluch allerdings einen vernünftigen Sinn unterſchieben: ſo wird man dabey nicht überſehen dürfen, daß ſie die Verwünſchung als Keim der Schuld und der Strafe ausſchließen, und ſomit den gewöhnlichen Begriff des Fluches ſelbſt aufheben. Die Erbitterung der Leidenſchaft kann es überſehen, daß der Fluch in dieſem Sinne betrachtet baarer Unſinn iſt, weil er ſo nicht weniger gegen die Gerechtigkeit der Gottheit, als gegen ihre Güte verſtößt, die nur durch ſich ſelbſt, nicht durch unſere leidenſchaftliche Rachſucht beſtimmt werden kann, wenn wir ſie frech auffordern, das Werkzeug derſelben zu werden; aber den Dichtern hätte man dieſe Anſicht eben deswegen, weil ſie ſo ungereimt iſt, nirgends aufbürden ſollen, wo ſie nicht die gerechteſte Veranlaſſung dazu gegeben haben.

Eine ſolche Veranlaſſung wird ſich aber in der Schuld am allerwenigſten nachweiſen laſſen, in der ja gar kein Fluch iſt. Die Worte des Zigeunerweibes:

Tage lang wirſt du dich quälen,
Eh' du quitt wirſt deiner Laſt.
Iſt, was du gebierſt ein Knabe,
Würgt er den, den du ſchon haſt;
Iſt's ein Weibsbild, ſtirbt's durch ihn,
Und du fährſt in Sünden hin.

enthalten keinen Fluch, ſondern nur eine Vorherſagung, die nicht mehr Glauben verdiente, als ein aufgebrachtes Bettelweib überhaupt anſprechen konnte. Laura's Aberglaube allein macht die Prophezeyung der Elenden zur Quelle des Unheils, das hier, wie überall, dem Verbrechen entquillt. Auch Hugos Mord iſt unmittelbare Frucht ſeiner verbrecheriſchen Liebe zu Elviren; und darum nicht weniger die Frucht derſelben und der Willensfreyheit, weil es im Einklange mit jener Prophezeyung ſein Bruder iſt, welchen er ermordet.

In der Albaneſerin ſchließt der Fluch Camaſtro's eine wirkliche Verwünſchung in ſich,

mit der Verzweiflung Witze
Gewürzt, daß er die Einbildung erhitze,

wie Benvolio treffend ſich ausdrückt.

Wie er mich richtet — — richtet ihn!
Reiht an ſein Unrecht alle Folgen, die
Mein Recht bewähren; kahl und blutig, wie
Zur Erd' er ſchleudert mein gehaßtes Haupt,
Hoch in der Luft, auf einem Pfahl der Schmach,

Zeigt ihm ein Haupt einſt, das er liebte! Raubt,
Wie das Geſetz er durch zwey Weiber brach,
Raubt ihm durch Ein Weib beyder Mütter Söhne,
Und laßt ſein Grabmal ohne Kindesthränd.

Ich möchte nicht, daß jemand die Worte Baſils am Schluſſe:

Doch war es eures Vaters Todeswort,
Das ihm der Rache Geiſter zinsbar machte;
So haben ſie's wie Diener, welche mildere
Geſinnung hegen, als ihr Herr vollzogen.
Wohl um ein Weib ſind beyde Söhne hin;
Doch nicht durch Haß: ſie liegen, Lieb' um Liebe,
Glorreiche Sieger irdiſch niedrer Triebe,
Vor der verſchmähten Albaneſerin —

ich möchte nicht, ſag ich, daß jemand in dieſen Worten den Austrag fände, durch welchen der Dichter bey der Behandlung der Schickſalsidee ſich mit ſeinen Gegnern auf eine glückliche Weiſe abgefunden habe; wollte man die Wahrheit der beyden letzten Verſe auch ſo ganz unbedingt gelten laſſen. Denn die Verwünſchung Camaſtros geht darum nicht minder buchſtäblich in Erfüllung, und die verhaßte Idee der Nöthigung — die, wenn man den Selbſtmord nicht vielleicht auf der Bühne als eine Tugend darſtellen will, wovon ſpäter die Rede ſeyn ſoll, ſelbſt Nöthigung zum Verbrechen wäre — wird durch dieſe Anſicht keineswegs auf die Seite geſchoben. Weit glücklicher hat ſie der Dichter auf eine andere Weiſe zu entfernen gewußt. Die Quelle des Unheils iſt das künſtliche Spiel mit dem Geſchicke, zu welchem Baſil durch das Bewußtſeyn ſeines Unrechtes beſtimmt wird, und durch welches er die drohende Strafe desſelben abwenden zu können glaubt; und wenn bey der Nähe der Erfüllung jenes Fluches Onophrio's Geſchäftigkeit die unſelige Kataſtrophe beſchleuniget: ſo iſt es eben wieder Baſils Beſtreben, ſein Spiel gegen das Geſchick durch künſtliche Vorſicht zu gewinnen, wodurch ſie herbeygeführt wird. Seine leidenſchaftliche Haſtigkeit aber, die Gefahr abzuwenden, welche Onophrio's Beſorgniſſe erweckt, hat keinen andern Grund, als das Bewußtſeyn, die Erfüllung des Fluches Camaſtros verdient zu haben. Die Schuld iſt es, welche ſein Ohr für den Rath verſtopft:

Laßt ſie ſich faſſen die entzweyten Brüder,
Und gönnt drey edlen Herzen Friſt und Freyheit,
Die Göttlichkeit der menſchlichen Vernunft,
Die Macht der Pflicht, der Tugend Kraft zu zeigen,

und die ihn ſeinem Werke da nicht mehr vertrauen läßt, wo dieſes Vertrauen die drohende Gefahr allein noch abwenden konnte.

Über Grillparzers Tragödie: die Ahnfrau, hätte eben ſo wenig als über die Schuld und die Albaneſerin ein Mißverſtändniß obwalten ſollen.

In den Armen ihres Buhlen
Überfiel ſie der Gemahl.
Dürſtend ſeine Schmach zu rächen,
Straft er ſelber das Verbrechen,
Stieß ins Herz ihr ſeinen Stahl.
— — — — — — — —
Ruhe ward ihr nicht vergönnet,
Wandeln muß ſie ohne Raſt,
Bis das Haus iſt ausgeſtorben,
Deſſen Mutter ſie geweſen,
Bis weit auf der Erde hin
Sich kein einz'ger Zweig mehr findet
Von dem Stamm, den ſie gegründet,
Von dem Stamm der Borotin.
Und wenn Unheil droht dem Hauſe,
Sich Gewitter thürmen auf,
Steigt ſie aus der dunklen Klauſe
An die Oberwelt herauf.

Da ſieht man ſie klagend gehen,
Klagend, daß ihr Macht gebricht;
Denn ſie kann's nur vorherſehen,
Ab es wenden kann ſie nicht!

Die Vorſehung hat als den Zeitpunkt, wo die Schuldige zur Ruhe eingehen ſoll, den Untergang ihres Geſchlechtes beſtimmt, das Jahrhunderte lang geblüht hat, und nach dem Laufe der Natur endlich einmahl erlöſchen mußte. Auf keine andre Weiſe ſteht die Ahnfrau mit dieſem Ereigniſſe in Verbindung. Ihr Stamm geht nicht unter, weil ſie geſündiget hat; nur das Ende ihrer Strafe iſt bis auf dieſen Zeitpunkt hinausgeſchoben. Noch bewahrt ſie ihm die alte Liebe,

Und in jedem Enkelkinde,
Das entſproßt aus ihrem Blut,
Haßt ſie die vergang'ne Sünde,
Liebt ſie die vergang'ne Gluth.
Alſo harret ſie ſeit Jähren
— — — — — — —
Auf des Hauſes Untergang;
Und ob der ſie gleich befreyet,
Hüthet ſie doch jeden Streich,
Der dem Haus der Lieben dräuet,
Den ſie wünſcht und ſcheut zugleich.

Mit Recht ſagt der Verfaſſer in ſeiner Vorrede, daß die Vorſtellungsart, daß eine Sünderin ihre geheime Unthat durch den quälenden Anblick der Schuld und der Leiden abbüße, welche ſie ſelbſt zum Theil über ihre Nachkommen gebracht habe, weder dem jüdiſchen noch dem chriſtlichen Lehrbegriffe widerſpreche; und daß der verſtärkte Antrieb zum Böſen, der im Blute liegen kann, die Willensfreyheit und die moraliſche Zurechnung nicht aufhebe. Wie dieſer verſtärkte Antrieb zum Böſen nirgends eine Nöthigung in ſich ſchließe, ſehen wir ja an dem Grafen und an Bertha, von welchen beyden der eine durchaus edel, die andere höchſt rein und unſchuldig geſchildert iſt. Auch hat der Dichter ſonſt noch auf die glücklichſte Weiſe jede Mißdeutung zu entfernen geſucht. Als bey Günthers Erzählung Bertha ihren Vater frägt:

Vater! du ſiehſt bleich, iſt's Wahrheit,
Was der alte Mann da ſpricht?

gibt dieſer ihr zur Antwort:

Was iſt wahr, was iſt es nicht?
Laß uns eignen Werths uns freuen,
Und nur eigne Sünden ſcheuen.
Laß, wenn in der Ahnen Schaar
Jemahls eine Schuld'ge war,
Alle andre Furcht entweichen,
Als die Furcht ihr je zu gleichen. —

Herb iſt Jaromirs Schickſal.

Unter Räubern aufgewachſen,
Großgezogen unter Räubern,
Früh ſchon Zeuge ihrer Thaten,
Unbekannt mit milderm Beyſpiel,
Mit dem Vorrecht des Beſitzes,
Mit der Menſchheit ſüßen Pflichten,
Mit der Lehre Lebenshauch,
Mit der Sitte heil'gem Brauch;
Wirſt du wohl den Räuberſohn,
Wirſt Gerechter ihn verdammen,
— — — — — — —
Wenn er ſelbſt ein Räuber ward?

Mußte Jaromir unter dieſen Umſtänden nicht ein Räuber werden? und war es nicht das Schickſal ſelbſt, durch welches er zum Räuber und zum Vatermörder erzogen wurde?

Ich will dieſer Frage zunächſt eine andere entgegenſetzen.

Warum iſt es noch niemanden eingefallen, Schillers Demetrius eine Schickſalstragödie zu nennen? — »Weil das Stück keine iſt.« — Richtig; aber es würde eine ſeyn, wenn die Einwirkung und Verflechtung äußerer Umſtände, welche den Grund des Unglücks, und den verſtärkten Impuls zum Verbrechen enthalten, dieſe Benennung rechtfertigten. Eine zufällige Ähnlichkeit der Geſichtszüge iſt die Veranlaſſung, daß der Unglückliche aus dem Schooße ſeiner Familie herausgeriſſen, und von einem Böſewicht zum Werkzeug einer »gränzenloſen Rache« herangezogen wird. Er erfährt dieſes in eben dem Augenblicke, in welchem das Glück ihn auf die höchſte Stufe irdiſcher Herrlichkeit erhoben hat. Sein Zuſtand iſt fürchterlich; und vortrefflich hat der Dichter, welcher Schillers Entwurf vollendete, rühmlich mit ſeinem hohen Vorbilde wetteifernd, uns dieſen geſchildert:

Vom Throne meines Glücks,
Von des Bewußtſeyns ſtolzer Sonnenhöhe
Geſchleudert tief in des Verbrechens Nacht,
Das Glück der Welt noch kaum im Buſen tragend,
Im Herzen bergend der Verdammung Loos,
Zum Abſcheu meiner ſelbſt und des Jahrhunderts
Geſunken von dem Abgott eines Volks —
Du Licht der fleh'nden Welten, ew'ge Sonne,
Haſt du je ſolches Gräßliche geſchaut!
Ergraute Zeit, die du den dunklen Faden
Durch ſchwindende Jahrtauſende ſchon rollſt,
Hat je der Hölle Liſt ſo klug geſponnen,
Ward jemahls ſchon in einem Augenblick
Die Tugend zum Verbrechen, zur Verzweiflung
Das Glück, zur Schmach die Ehre? — — —
Wie träumt' ich doch ſo ſüß; die Millionen,
Die mir ein Gott, ein Vater anvertraut,
Im Hauch allmächt'ger Liebe zu umfangen.

Fluch, eitler Wahnſinn! die Verdammung ſchrieb
Auf meine Stirn mit dunklen Flammenzügen
Das fürchterliche Merkmal meiner That.
Nicht meiner That! 4. Act, 4. Sc.

Nicht meiner That! Demetrius darf das ſagen. Aber warum dürfte er das nicht auch von den Verbrechen ſagen, die er jetzt nach der Entdeckung begeht? warum dürfte Jaromir ſich nicht auf dieſe Weiſe entſchuldigen? warum zuletzt nicht jedes Verbrechen, jede laſterhafte Neigung ſich auf eine lange Reihe von Einwirkungen berufen, die außer dem Gebiethe moraliſcher Zurechnung liegen, ſie erzeugt und großgezogen haben? Wohl darum nicht, weil die Forderungen der Sittlichkeit als etwas Ewiges und Unveränderliches beſtehen; weil ſie, wie groß auch die Befangenheit unſers ſittlichen Erkennens, welche äußere Einwirkungen erzeugt haben, ſeyn möge, ſich uns nothwendig aufdrängen; und weil wir das Anerkennen der Unbedingtheit einer ſittlichen Geſetzgebung, die uns zum Kampf gegen die Verſuchung zum Verbrechen auffordert, nirgends und auf keine Art abweiſen können. Warum dieſer zum ſchwerſten, jener nur zu einem leichten Kampfe, dieſer auf die gefahrvollſte, jener auf eine minder gefährliche Bahn berufen; der eine mit den ſtärkſten, der andere mit ſchwächeren Waffen verſehen worden — das bleibt unſern blöden Augen undurchdringliches Geheimniß. Die Uebedingtheit der ſittlichen Geſetzgebung iſt der einzige Lichtſtrahl, der in die Nacht unſers Lebens fällt, wenn dieſes nicht durch den Glauben an eine höhere Offenbarung erhellt wird. In dieſem Sinne konnte der Dichter der Schuld dieſelbe nicht beſſer und bedeutender als mit Jertas Antwort auf Ottos Frage:

Gott! Warum — warum iſt denn
So Entſetzliches geſchehen

beſchließen:

Fragſt du nach der Urſach', wenn
Sterne auf- und untergehen?
Was geſchieht, iſt hier nun klar:
Das Warum wird offenbar,
Wenn die Todten auferſtehen. —

Aus dem Geſagten iſt klar, nach welcher Seite hin der Dichter vorzüglich das Licht fallen laſſen müſſe, um den Anſchein einer aus der Verkettung der Umſtände ſelbſt hervorgehenden Nöthigung zum Verbrechen zu vermeiden. Man kann weder dem Dichter des Demetrius noch der Ahnfrau den Vorwurf machen, dieſes gänzlich unterlaſſen zu haben; ob aber das Licht, welches ſie nach jener Seite hinwerfen, hinlänglich ſtark ſey, iſt eine andere Frage. Der erſte befand ſich gegen den letzteren in offenbarem Vortheile, durch die Entſchiedenheit der Situation, in welcher das ſittliche Geſetz ſeine Anforderung geltend macht. Der Moment des Handelns, wie die Forderung des ſittlichen Geſetzes, das Aufgeben des Betruges, ſind gleich ſcharf beſtimmt und entſchieden. Auch finde ich in Schillers Skizze ausdrücklich angezeigt: »Innerer Kampf, aber überwiegendes Gefühl der Nothwendigkeit, ſich als Czaar zu behaupten:« während in der Ausführung die letztere allein berührt, der Kampf zwiſchen dem Pflichtgefühl und dem Drange jener Nothwendigkeit aber in dem betreffenden Monolog des Demetrius kaum auch nur flüchtig angedeutet iſt.

Ein andrer Umſtand, durch welchen ſich der Dichter des Demetrius gegen jenen der Ahnfrau in entſchiedenem Vortheil befindet, iſt, daß in erſterem nicht, wie in letzterer, die wunderbare Verflechtung der Begebenheiten den Schein einer Nöthigung hervorbringt. Die zufällige Ähnlichkeit mit dem ächten Sohne Iwans tritt dort weit in den Hintergrund zurück: während uns in der Ahnfrau eine feindſelige Macht nicht nur in dem Wegſtehlen des Knaben, ſondern in ſeinem Zuſammentreffen mit Bertha, und in allen übrigen Umſtänden, welche die Kataſtrophe herbeyführen, geſchäftig zu ſeyn ſcheint. In Betreff dieſer Art des Wunderbaren dürften nun die Verfaſſer von Schickſalstragödien wie die Ahnfrau, die Schuld, der vier und zwanzigſte Februar u. a. wohl berechtigt ſeyn zu fragen: mit welchem Rechte man ihnen Hebel, mit welchem ſie ſo mächtige Wirkungen hervorzubringen wiſſen, ſtreitig machen wolle; und noch mehr: ob nicht auch im gewöhnlichen Leben das Walten einer ſtrafenden Macht in eben ſo wunderbaren, wenn auch nicht in ſo auffallenden und überraſchenden Ereigniſſen und Verknüpfungen ſich zu erkennen gebe, als in ihren Dichtungen. Solche Andeutungen wird niemand läugnen wollen, der ſein eigenes, wie Anderer Leben mit fortwährend geſpanntem, prüfendem Blicke verfolgt hat. Alles, was man jenem Rechte, von dem Wunderbaren Gebrauch zu machen, allenfalls abdingen könnte, möchte ſich auf Folgendes belaufen.

Zuerſt, daß es nicht über Gebühr gehäuft, und aus dieſem Grunde, oder ſonſt überhaupt nicht müßig ſey. Von einer ſolchen Anhäufung des Wunderbaren kann man Werners vier und zwanzigſten Februar nicht freyſprechen; auch würde hier der ſtärkſte Anſchein einer Nöthigung zum Verbrechen nicht zu läugnen ſeyn: hätte der Dichter uns nicht die wahre Urſache der grauſenhaften Entwicklung in Kunzens gänzlicher Zerfallenheit mit ſich ſelbſt und mit dem Glauben an eine Verſöhnung ſeines Frevels durch Pietät zu zeigen gewußt; welcher Grund nur um ſo ſtärker hervortritt: je näher die Verſöhnung lag, die Alles zum Guten wenden konnte, und je entſchiedener ſie allein durch

Kunzens ſtörriſchen, durch das Bewußtſeyn ſeiner Schuld verhärteten Sinn gehindert wird.

Mit noch größerem Rechte darf von dem Dichter verlangt werden, daß das Wunderbare, wenn er davon Gebrauch macht, nicht den Anſchein habe, auf den Willen oder auf das Handeln ſeiner Perſonen wirklich irgend einen magiſchen Einfluß auszuüben. In dieſer Hinſicht dürfte es ſchwer ſeyn, die Scene zu entſchuldigen, in welcher Jaromir in der Ahnfrau ſich des Dolches bemächtigt, mit welchem dieſe getödtet werden.

Sey gegrüßt du hülfreich Werkzeug!
Ja du biſt's, fürwahr, du biſt's!
Wie ich dich ſo vor mir ſehe,
Tauchen ferner Kindheit Bilder,
Lang verborgen, lang entzogen
Von des Lebens wilden Wogen,
Wie der Heimath blaue Berge,
Auf aus der Erinn'rung Fluth. —
An dem Morgen meiner Tage,
Hab ich dich ſchon, dich geſehn;
Seit dem durch die Nacht des Lebens
Schwebteſt du mir gräßlich vor,
Wie ein blutig Meteor.
In der ſturmerfüllten Nacht,
Als ich auf der erſten Stufe
Meinem furchtbaren Berufe
Schon die Erſtlinge gebracht,
Da ſah ich mit bleichem Schrecken
In der Wunde, die ich ſchlug,
Statt des Dolches, den ich trug,
Deine, deine Klinge ſtecken.
Und ſeit jenem Schreckenstag
Blieb dein Bild mir immer wach!
Sey gegrüßt, du hülfreich Werkzeug!
Lockend ſeh ich her dich blinken,

Und mein Schickſal ſcheint zu winken,
Du biſt mein. Drum her zu mir!
— — — — — — — —
Wen's mit dir, mein guter Stahl,
Mir gelingt, ſo recht zu faſſen,
Der wird mich wohl ziehen laſſen,
Und kommt nicht zum zweyten Mahl.

Nicht minder zu tadeln iſt, was Jaromir erzählet, als er unwiſſend ſeinen Vater ermordet.

Als ich fliehend in den Gang,
Der Verfolger nach mir ſprang,
Schon ſein Athem mir im Nacken,
Jetzt mich ſeine Hände packen,
Da rief's warnend tief in mir:
Deine Waffen wirf von dir,
Und dich hin zu ſeinen Füßen,
Süß iſt's durch den Tod zu büßen.
Aber raſch mit neuer Gluth
Flammt empor die Räuberwuth,
Und ruft ungeſtüm nach Blut.
Geiſter, bleich, wie Mondenglanz,
Wirbeln ſich im Ringeltanz,
Und der Dolch in meiner Hand,
Glühet wie ein Höllenbrand!
Rette, ruft es, rette dich!
Und blind ſtoß' ich hinter mich.

Auch im goldenen Vließ erſcheinen die Effecte, welche von dem magiſchen Vließe ausgehen, um ſo unerfreulicher, da ſich wohl behaupten läßt, daß ſie größtentheils unklar und müßig ſind; und daß der Dichter, ſo wie er die Handlung und den Charakter der Medea angelegt hatte, bey der Kraft und Tiefe ſeines Genie's ihrer füglich entbehren konnte: indem ja in jener Anlage ſelbſt hinreichende Keime vorhanden waren, die erſchütterndſte tragiſche Wirkung hervorzubringen.

Die ſtrenge Folge ſeines eignen Handelns,

ſagt Houwald im Bild,

Das nennt der Menſch ſein Schickſal; jagt er nun
Herzlos und blind den Leidenſchaften nach,
Sieht er auch nur ein blindes Fatum walten.

Nichts iſt natürlicher bey dem Schuldigen, als dieſe Sophiſterey der Leidenſchaft; aber nichts iſt unnatürlicher, als ſie dem Dichter zur Laſt zu legen. Inzwiſchen läßt ſich nicht läugnen, daß hier die Befangenheit des Handelnden ſich ſehr oft dem Leſer oder Zuſchauer mittheile. Was ſoll der Dichter hier alſo thun? Solche Partien ſeines Werkes ſchwächer halten? Das heißt ſo viel als matter. Wer wollte ihm das empfehlen! Ich meines Theils geſtehe, daß ich keine einzige Stelle der Schuld oder der Ahnfrau, die hierher gezogen werden können, und in denen oft das poetiſche Talent ihrer Verfaſſer am glänzendſten erſcheint, gerne entbehren möchte. Nichts wird alſo hier übrig bleiben, als daß der Dichter die Sophiſterey der Leidenſchaft, und alles, was auf die Handlung den Schein einer Nöthigung werfen könnte, durch die Wahrheit ſelbſt widerlege, und die Willensfreyheit, uns nicht vielleicht vordemonſtrire, oder durch eine, in ein paar Verſe zuſammengepreßte Reflexion ſich darüber mit uns abzufinden meine; ſondern daß er ſie, wenn ich ſo ſagen darf, factiſch zur Anſchauung bringe. Schwer iſt die Aufgabe zu löſen, das läßt ſich nicht läugnen: beſonders wenn das Wunderbare über Gebühr gehäuft, zweydeutig, oder müßig; aber unmöglich iſt die Löſung nicht, da wir ſie im Macbeth auf das vollkommenſte gelungen ſehen.

Daß in Macbeths Berückung durch die Zauberſchweſtern kein tief angelegter Plan der Hölle zu ſuchen ſey, hat ſchon Solger gegen A. W. Schlegel bemerkt. Eigentlich hätte über dieſelben nie ein Mißverſtändniß obwalten ſollen. Es ſind feindſelige, boshafte Weſen, mit nicht unbeſchränkter, doch mehr als menſchlicher Macht begabt; überall geſchäftig, wo ſie eine Gelegenheit finden, Unheil zu ſtiften. Sie können das Böſe thun, und darum thun ſie es;

Ihr Mann iſt zur Türkey geſchifft, Patron vom Tieger;
Im Siebe ſchwimm ich nach — ich kann's —
Wie eine Ratte ohne Schwanz!
Ich thu's, ich thu's, ich thu's!

Shakſpeare hätte ihre Bösartigkeit nicht beſſer bezeichnen können, als er es durch den letzten Vers gethan hat. Zwiſchen ihnen ſelbſt findet allerdings ein verabredeter Plan auf Makbeth Statt; aber ſo wenig iſt dabey ein höheres böſes Princip im Spiele, daß ſie ſogar von Hekate darüber geſcholten werden, daß ſie ſich mit der ganzen Sache befaßt haben:

— — — — was ihr gethan
Geſchah für einen queren Mann,
Der ſpröd und wild, wie's manche gibt,
Nur ſeinen Nutzen, nicht euren liebt.

3. Act. 5. Sc.

Erſt jetzt greift ſie ſelbſt in das Werk ein, um Macbeths Bethörung bis zur höchſten Verwirrung und bis zur Raſerey zu ſteigern.

Es hänget an des Mondes Rande
Ein Tropfen ſchwer von Dunſt geſchwellt,
Den haſch' ich, eh er niederfällt,
Wohl deſtillirt durch Zauberkünſte,
Erregt er ſolche Hirngeſpinſte
Daß er, von ihrem Blendwerk voll,
Verwirrt und raſend werden ſoll.

Eben durch dieſe Art, die Hexen dem Volksglauben gemäß zu ſchildern, wird jede Idee an einen künſtlich angelegten

Plan der Verführung durch ein höheres böſes Prinzip beſeitigt. Nicht ſo in Schillers Bearbeitung des Macbeth. Wie es oft zu geſchehen pflegt, daß eine voreilige Entſchuldigung nur den Verdacht erweckt, und die Schuld verräth: ſo auch hier. Shakſpeares Hexen waren dem Bearbeiter zu unedel; aber die Reflexionen der ſeinigen:

Er kann es vollbringen, er kann es laſſen —
Wenn er ſein Herz nicht kann bewahren,
Mag er des Teufels Macht erfahren —
Wir ſtreuen in die Bruſt die böſe Saat,
Aber dem Menſchen gehört die That —

leiten unſere eigene Reflexion erſt recht auf die Frage hin: warum denn der böſe Samen in Macbeths Bruſt geworfen werden mußte, und in wiefern denn die That jetzt noch die ſeinige ſey. Bey Shakſpeare ſehen wir den Samen des Verbrechens bloß darum in Macbeths Bruſt ſo üppig aufſchießen, weil dieſer ſie ihm nicht wie Banquo verſchloß, und weil derſelbe in dem Ergeitz und trunknen Übermuthe des ſiegreichen Feldherrn einen fruchtbaren Boden fand. Wir ſehen das Loos menſchlicher Schwäche, und die Gefahren der Verſuchung. Wir erkennen die That als die ſeinige in dem ungeſtümen Drängen der Leidenſchaft, die jede Rückſicht auf das Jenſeits entſchloſſen von ſich weiſt, und in dem mächtigen Gegenkampfe des ſittlichen Gefühls, den der Dichter mit den kräftigſten Zügen geſchildert, und im hellſten Lichte gehalten hat. Die einzige Nothwendigkeit, die er uns nahe vor's Auge rückt, iſt die unſelige Nothwendigkeit, das Verbrechen und den Preis deſſelben durch neue Verbrechen zu ſchützen; eine Anſicht, die dem eigentlichſten Weſen des Tragiſchen angehört. Erſt als er dem Verbrechen ſchon verfallen iſt, greifen die Zauberſchweſtern entſcheidender in ſein Schickſal ein. Wenn ihn früher ihre Zurufungen bethörten: ſo betäuben ihn jetzt ihre magiſchen Tränke und Vorſpieglungen. Aber jetzt ſucht er ſelbſt ſie auf; die bereits begangnen Unthaten ſind es, die ihn in ihre Hände liefern. Macbeth hat in ihrer weiſſagenden Begrüßung eben ſo viel Veranlaſſung zur Sophiſterey der Leidenſchaft, als Hugo in dem Umſtande, daß er vertauſcht, und Jaromir, daß er weggeraubt wurde; aber ich ſehe nirgends, daß er ſich viel darauf einließe. Bis zum letzten Augenblicke verläßt ihn nicht das Gefühl ſeiner ſelbſtſtändigen Kraft,

Warum den röm'ſchen Narren ſpielen, und
Ins eigne Schwert mich ſtürzen? Nein, ſo lang ich
Lebend'ges vor mir ſehe, wend' ich dort
Die Wunden beſſer an; —

und ſelbſt als der Trug der Hölle ihm offenbar geworden iſt, wirft er es nicht von ſich:

Wenn Birnams Wald zum Duſinan auch kam,
Und meinen Gegner gleich kein Weib gebar:
Doch ſey verſucht das Letzte! Vor den Leib
Werf' ich den Schild; halt aus, Macduff, und Fluch
Dem, der von uns zuerſt ruft: Halt, genug!

Auch von dem Wunderbaren hat Shakſpeare einen ſehr mäßigen Gebrauch gemacht, da der Stoff eine größere Anhäufung desſelben gar wohl verſtattet hätte. Wenn er dieſes Hebels ſich nicht mit größerer Freyheit bedienen wollte, als er es gethan hat: ſo läßt ſich billig als Grund davon annehmen, daß er mit denjenigen weiter zu reichen hoffte, welche ihm bey dem Umfange ſeines Genie's ſonſt noch zu Gebothe ſtanden.

Auf welche Weiſe ſoll nun der Dichter die tragiſche Idee zur Anſchauung bringen?

Nicht durch Reflexionen oder philoſophiſche Expoſitionen, ſondern durch die Handlung ſelbſt; denn nur im Handeln ſpricht das Verhältniß des Menſchen zum Leben beſtimmt ſich aus, und daraus allein mag es mit Sicherheit erkannt werden. Übrigens muß man hier bey dem Ausdruck: Handlung, nicht allein an dasjenige denken, was einem feſtgeſtellten Entſchluſſe zu Folge vollbracht, ſondern an Alles, wodurch dieſer ſelbſt beſtimmt wird.

Ich wähle zur Erläuterung ein Stück, welches, das Wort im gewöhnlichen Sinne genommen, faſt gar keine Handlung hat, nämlich: die Sieben gegen Thebe des Äſchylus.

Apollo hatte dem Lajos gebothen kinderlos zu bleiben, denn ſo würde er den Staat erhalten. Durch den thörichten Rath ſeiner Freunde verleitet, wird Lajus dem Gebothe ungehorſam. Er erzeugt den Odipus, und dieſer zeugt mit ſeiner eigenen Mutter den Eteokles und Polynices; die Antigone und Jsmene. Wie es ſcheint entriſſen ihm die Söhne die Herrſchaft *).

Er entſchlüpfte dem Blick der herrſchenden Kinder
Und ſandte den Kindern
Herberedenden Fluch:
Entſcheidend über ihr Erbe
Sollte walten der Stahl! V. 790—96.

Die Brüder kommen überein, wechſelweiſe über Thebe zu herrſchen. Aber Eteokles weigert ſich nach abgelaufenem Regierungsjahre dem Bruder die Herrſchaft zu übergeben. Polynices, unterſtützt von den achäiſchen Fürſten, rückt heran, Thebe zu erobern, welches Eteokles vertheidi-

---

*) Auch bey dem Euripides (Phöniz. 879—884) wird das unkindliche Betragen der Brüder als Motiv des Fluches angegeben. Sie ehrten den Vater nicht, und ſperrten ihn ein, um ſeine Schmach zu verbergen.

get. Beyde Brüder fallen im Wechſelmorde. Die Stadt ſelbſt wird gerettet.

Eteokles eröffnet das Stück mit einer Anrede an die Bürger der Stadt, in welcher er ihnen Nachricht gibt, daß Achaia's Heer ſich zum größten Sturme ſammle, und ſie zur tapferen Vertheidigung der Mauern auffordert.

Ein Bothe erſcheint, und bringt ſichere Kundſchaft von dem Heere. Sieben ſind der Führer. Sie haben den Schwur gethan, die Stadt zu ſtürzen, oder das Land mit ihrem eigenen Blute zu färben. Kein erbarmendes Wort war in ihrem Munde!

Der Bothe entfernt ſich, um noch Mehreres auszuſpähen. Eteokles bethet zu den Göttern, die Stadt vor dem Untergange und vor Knechtſchaft zu ſchützen.

Der Chor, aus thebaniſchen Jungfrauen beſtehend, tritt auf, und beſeufzt bey nahe drohender Gefahr das Loos ſeiner Vaterſtadt. Zeus und Pallas, Ares und Apollon, Artemis und Here werden der Reihe nach einzeln angerufen, die Stadt zu beſchützen.

Eteokles erſcheint und ſchilt den Chor mit harten Worten, daß er durch ſein Klagegeſchrey den Muth der Kämpfenden entmanne. Dieſe Scene iſt eine der wichtigſten und wirkungsreichſten des ganzen Stückes. Mit der Zuverſicht und Klugheit des Eteokles contraſtirt die Pietät des Chores, der die Rettung einzig von den Göttern erwartet, und der, wenn das Zürnen des Gebiethers ihn einſchüchtert, dennoch immer wieder zur Anrufung derſelben zurückkehrt, die wie ein unwillkürlicher Seufzer aus ſeiner Bruſt hervordringt.

Chor.

Ich eilte voran
Zu der Unſterblichen

Uralten Bildern,
Den Göttern vertrauend,
Denn es rauſchte wie Flockengeſtöber der Streit am Thor!
Aufgeſchreckt zum Gebeth
Daß die ſeligen Götter
Erhüben den ſchützenden Arm.

Eteokles.

Fleh' daß die Mau'r uns ſchütze vor dem Feind.

Chor.

Durch Schutz der Götter!

Eteokles.

Gleichwohl ſagt man, ſie
Verlaſſen Städte, die der Feind gewinnt.

Chor.

O es müſſe nimmer
Der Unſterblichen hehre Schaar
Verlaſſen die beſtürmte Stadt!
Nimmer ſie vertilgen
Des Feindes Gluth.

Eteokles.

O ſchade durch dein feiges Flehn uns nicht.
Des öffentlichen Wohlſtands Mutter heißt
Gehorſam! merke ſolches dir, o Weib!

Chor.

So iſt es! und doch,
Den Unſterblichen ward
Höhere Kraft.
Sie haben ſchon oft das Gewolk,
Das von Weh angeſchwollen ſchwer
Vor den Augen hing,
Aus einander geſtreut. V. 217—35.

Schon näher wird das Getümmel der heranrückenden Feinde vernommen; raſcher drängen ſich die Seufzer des zagenden Chores, troz der Scheu vor dem zürnenden Herrſcher.

Eteokles gelobt den Göttern, wenn es ihm gelinge die Stadt zu retten, ein Sühnungsopfer; er billigt es, daß der Chor ihren Beyſtand anflehe, doch

— — nicht mit eitlen Seufzern, nicht
Mit lauten Stöhnens tiefem Athemzug —

denn dadurch werde er dem Schluß des Schickſals um nichts ſicherer entgehen (V. 287). Der Chor wählt jetzt den Jammer einer vom Feinde eroberten Stadt aus; indem er auch dieſe Schilderung durch das Flehen zu den Göttern unterbricht, ſolches Elend ihm ferne zu halten.

Eteokles kehrt zurück, um den neuen Bericht ſeines Spähers zu vernehmen. Dieſer erzählt, wie die ſieben feindlichen Führer das Loos unter ſich geworfen, welches der ſieben Thore Thebens jedem zur Beſtürmung zufallen ſolle. Nicht nur das Betragen der Einzelnen, auch die Embleme ihrer Schilde werden beſchrieben. Das eine wie die anderen zeugen von ihrem Übermuth, wie von ihrem vermeſſenen Trotz gegen die Götter. Dagegen nimmt Eteokles bey der Wahl der Führer, die er ihnen entgegenſtellen will, auf ihre Scheu und Ehrfurcht vor den Göttern Rückſicht. Nicht umſonſt. Der Dichter iſt jetzt zu dem Punkte gelangt, von welchem die tragiſche Wirkung zunächſt ausgehen ſollte. Die Pietät, die Eteokles in dieſer Scene beweiſet, dient nur dazu, ſeine leidenſchaftliche Befangenheit in das hellſte Licht zu ſetzen. Er, der ſo richtig erkennt, daß die Götter der Frevler Übermuth in den Staub treten, und nur mit dem ſind, der ihre Macht mit frommer Scheu ehrt, wagt es, den Eingebungen eines wüthenden Bruderhaſſes gehorchend, und mit Vaterfluch beladen, auf ihren Beyſtand zu hoffen.

Der ſiebente, berichtet der Späher:

der an dem ſiebenten
Der Thore ſtehet, iſt dein Bruder ſelbſt;

Nun höre, was er wünſcht, was er begehrt!
Auf erſtiegner Mauer, als König anerkannt,
Will er ertönen laſſen Siegsgeſang;
Entweder kämpfen will er dann mit dir,
Und mordend bey dir fallen, oder dich,
Der ihn ins Elend ſandt', ins Elend ſenden,
Auf daß er Rache find' an deiner Schmach.
So ſchreyt des Polynices Kraft, und ruft
Die Götter ſeines Stamms und Vaterlands,
Sie mögen ſchaun herab auf ſein Gebeth.
Er trägt auf ſeinem runden, neuen Schild
Ein zweyfach Zeichen künſtlich angeheftet.
In voller Rüſtung ſteht ein goldner Mann,
Den leitet mit beſcheidnem Blick ein Weib,
Nennt ſich Gerechtigkeit in goldner Schrift
Und ſpricht: ich führe dieſen Mann, er ſoll
Die Stadt beſitzen und des Vaters Haus.
V. 637 — 54.

Polynices wird von dem nämlichen Wahnſinn verblendet, wie Eteokles. Der Übermuth des Erſteren reitzt die Wuth des Letzteren.

— — — ihn hat Gerechtigkeit
Nie ihrer Gunſt gewürdigt, keines Blicks.
Sie wird ihm nun, da er dem Vaterland
Unheil bereitet, nicht zur Seite ſtehn!
— — — — — — — — — —
Drob bin ich kühn, und widerſteh' ihm ſelbſt,
Denn wer hat größers Recht dazu als ich?
Ich Bruder, ſteh dem Bruder; Fürſt dem Fürſten;
Dem Feinde, Feind! — V. 671 — 80.

Vergebens beſchwört ihn der Chor, von ſeinem Vorſatze abzuſtehen. Eteokles befangen in dem Gedanken an den Fluch des Vaters, gibt den Ermahnungen desſelben kein Gehör; obwohl ihm der Chor die Hoffnung zeigt, den Fluch zu verſöhnen, wenn er ſeine Leidenſchaft bezähmen könne, und ſich zu den Göttern wende.

Hemme den Zorn!
Es wird darum dich nicht treffen der Feigheit Schmach,
Daß Ruhe des Lebens dich umfängt.
Es nahet die Erinn' in ſchwarzem Sturm
Nicht dem Heerde des Mannes,
Deſſen Opfer aus ſchuldloſer Hand
Werth den Unſterblichen ſind. V. 704—8.

Dennoch ſchreibt auch der Chor, als er nach dem Weggange des Eteokles die wechſelſeitige Wuth der Brüder beklagt, dieſe dem Verbrechen des Lajus zu.

Ich rede von der alten
Übertretung, welcher die Strafe folgte ſchnell,
Sie beharret bis ins dritte Geſchlecht;
Als Lajos, wider Apollons
Dreymahl aus pythiſchem Nebel der Erde
Weiſſagendes Wort,
Er werd' ohne Kinder
Sterbend, retten die Stadt,
Dennoch durch Rath der Freunde bethört
Sich zeugte den Tod;
Den Vatermörder Ödipus,
Welcher ſich erkühnte
Des mütterlichen Schooßes entweihte Gefilde
Zu berühren, die ihn hatten ernähret;
Und zu ſäen das dem Morde beſtimmte Geſchlecht!
V. 744—62.

Ein Bothe erſcheint und berichtet, die Stadt ſey gerettet, die Brüder aber ſeyen im Wechſelmorde gefallen. Der Chor bricht in die erſchütterndſten Klagen aus, mit welchen Antigone und Jsmene die ihrigen vereinigen *).

---

*) Es ſey mir erlaubt, über dieſen Chor das Urtheil eines franzöſiſchen Kunſtrichters anzuführen, wenn es gleich mir ſelbſt nur in einer andern Citation bekannt geworden. »Ce qui distingue particulièrement la vigueur du style d'Eschyle

Ein Herold tritt auf, und verkündet den Beſchluß des Rathes, daß ein friedliches Grab den Eteokles, den Vertheidiger der Stadt umſchließen, Polynices Leiche aber, den Hunden zum Raube, unbeerdigt hingeworfen werden ſoll.

Denn Kadmos Stadt hätt' er geſtürzt, wofern
Nicht einer von den Göttern ſeinem Speer
Geſteuert; d'rum iſt er im Tode noch
Den vaterländ'ſchen Göttern, die er ſchmähte,
Ein Gräu'l.

Antigone erklärt feſt ihren Entſchluß, des Bruders Leiche zu beſtatten, troz der Warnung des Herolds. Sie hofft ihr Beginnen glücklich zu vollenden:

Getroſt, o Seele, denn die Zärtlichkeit
Iſt an Erfindung reich, und führt es aus!

Der Chor theilt ſich in zwey Hälften, wovon die eine ihren Entſchluß mißbilliget; die andere die Neigung zu er-

---

dans cette tragédie, c'est un Duo, qui est peut-être le plus terrible, qu'il y ait dans aucune langue, même dans celle de la musique. Dans ce morceau, peut-être unique dans son genre, on trouve une espèce de strophe répétée deux fois, et qui composée des mots d'une même désinence, produit un effet terrible à l'oreille seule. Mais ainsi que dans le Duo des grands Musiciens, c'est à la fin du morceau que le rythme devient plus vif, que les accens sont plus rapides: de même à la fin de ce morceau de la plus énergique harmonie, ce n'est plus par la variété de sons et des idées qu'Eschyle frappe l'ame et l'oreille, c'est par la répétition d'un cris de douleur suivi d'une phrase très-courte. De sorte q'uil n'y a, je crois, personne, qui, en entendant tout ce morceau, même sans comprendre la langue, n'en eprouve une sorte de frémissement involontaire.« (Theâtre de Grecs. Tom. I. p. 419.)

kennen gibt, ihr bey der Ausführung ihres Unternehmens Beyſtand zu leiſten. —

Handlung im gewöhnlichen Sinne des Worts iſt alſo, wie bereits bemerkt worden, in dieſem Stücke ſehr wenig; aber darum tritt uns die tragiſche Idee darin nicht minder in ihrer hehrſten Würde entgegen; das Walten nämlich einer höheren, unerbittlich ſtrengen, aber gerecht herrſchenden Weltregierung, die eben durch die Vernichtung der menſchlichen Kraft ſich offenbart, welche in thörichter Verblendung ihrer Macht widerſtreben, oder ſich ihr entziehen zu können glaubt. Man wird nicht eine Stelle im ganzen Stücke finden, die nicht dazu beytrüge, dieſe Anſicht ins Licht zu ſetzen; und eben das iſt es, was die Wirkung ſo vollkommen und ſo erſchütternd macht. In den Vorgrund tritt der Haß der beyden Brüder, und der Ungehorſam des Lajus. Nicht herbe, ſondern mild erſcheint hier das Walten der höheren Mächte. Die jammervollſten Unfälle waren als gerechte Strafen an den Ungehorſam geknüpft, der bis ins dritte Glied gebüßt werden ſollte; der Untergang des ganzen Hauſes des Übertreters, und das Verderben des Staates. Darum wird er von den Göttern gewarnt; aber mehr als ihrem Rathe, folgt er dem thörichten Rathe ſeiner Freunde. Nur für den Fall des Verbrechens ward die Strafe angekündiget; dieſes wird begangen, und ſie folgt ihm auf dem Fuße.

Auch das Verderben beyder Brüder iſt in die Ankündigung dieſer Strafe eingeſchloſſen. Die höhere Macht ſah den Kampf ihrer leidenſchaftlichen Wuth vorher; ſie hatte ihn nicht verhängt, als etwas Unvermeidliches. Die unzweydeutigſten Äußerungen des Chors weiſen auf die Möglichkeit einer Verſöhnung des alten, von Lajus herſtammenden Fluches, wie der Verwünſchungen des Ödipus hin, wenn die Brüder die empörte Leidenſchaft zu bezwingen vermöchten. Ein Umſtand iſt es, wodurch dieſe Anſicht außer allen Zweifel geſetzt wird. Dem Lajus ward vorhergeſagt, der Staat werde erhalten werden, wenn er den Gebothen der Götter gehorſam ſey. Angenommen daß dieſe Vorherſagung den Untergang der Stadt im Falle des Ungehorſams nicht nothwendig in ſich ſchloß *): ſo war die Gefahr doch ſo groß und nahe, daß derſelbe unvermeidlich zu ſeyn ſchien. Abgewendet wird er allein durch die Pietät des Staates ſelbſt, die durch den Chor und die den feindlichen Helden entgegengeſtellten Führer geſchildert wird. Daher die große Maſſe Lichtes, welche der Dichter auf dieſe Seite ſeines Werkes geworfen hat; dieſes hohe, unbedingte Vertrauen auf den Beyſtand der Götter, das von ihnen allein die Rettung erwartet; die Warnungen und Ermahnungen, die der Chor an Eteokles richtet; die Lobpreiſungen und die Zuverſicht auf ſeine Führer, deren Scheu vor den Göttern überall dem Übermuthe der feindlichen Heerführer zur Folie dient. Auch ſchreibt der Chor allein dem unmittelbaren Beyſtande der Götter die Rettung der Stadt zu:

O du großer Zeus und ſchützende Götter,
Die ihr gerettet die Thürme des Kadmos habt,
Soll ich mich freuen und jubeln
Dem erhaltenden Gotte?
Oder beweinen die unſeligen Heerführer,
Die kinderloſen,
Welche fielen, verwickelt in Zwiſt
Durch frevelnden Wahnſinn. V. 828 — 37.

Der Entſchluß Antigonens, den Leichnam ihres Bruders Polynices zu begraben, iſt dem Äſchylus von meh-

---

*) Vergl. Blümners angef. Schrift: III. Abſch., Note 5.

reren Kunſtrichtern als eine ungebührliche Ausdehnung der Handlung über ihr natürliches Ziel hinaus, vorgeworfen worden. Mit Recht bemerkt ein ſcharfſinniger Kenner des Alterthums, daß es ſehr ſonderbar ſeyn würde, wenn Homer, Äſchylus, Sophokles (im Ajax) und Euripides (in den Phönizierinnen) in den nämlichen Fehler gerathen ſeyn ſollten. »Sie müſſen«, ſetzt er hinzu, »die Darſtellung der letzten Ceremonien für ein weſentliches Stück der Handlung angeſehen haben, ſo wie ſie im wirklichen Leben eine weſentliche Pflicht und ein Hauptſtück ihrer Religion war. Das Schickſal eines Sterblichen war noch nicht zu Ende gelaufen, und ſein Loos war noch nicht beſtimmt, bis die Flamme ſeinen Leichnam verzehrt, und die Klage der Trauernden ſeinen Geiſt zu den Schatten geleitet hatte. Es ſcheint daher gewiß zu ſeyn, daß, hätte Äſchylus ſein Trauerſpiel da geendigt, wo ſeine Kunſtrichter die Gränze der Handlung ſetzen wollen, die Athenienſer es für unvollſtändig gehalten haben würden« *). — Gewiß; und überdieß ſcheint es noch unbezweifelbar gewiß zu ſeyn, daß Äſchylus mit Sicherheit zu beſtimmen gewußt habe, was zur Vollſtändigkeit der tragiſchen Handlung gehöre, und was dabey überflüſſig ſey. Auch iſt, außer dem angeführten Grunde, noch ein zweyter vorhanden, welcher für die Scene ſpricht, welche die Kunſtrichter ſo entſchieden für einen Mißgriff des Dichters erklärt haben. Es lag ausdrücklich in dem Ausſpruche des Orakels, daß der ganze Stamm des Lajus zu Grunde gehen ſollte. Wenn wir dieſen Ausſpruch in Antigone und Ismene ſich nicht in dem Stücke ſelbſt erfüllen ſehen: ſo wird die Erfüllung desſelben durch die als überflüſſig getadelte Scene wenigſtens auf

---

*) Nachträge, 2. Bandes 2. Stück.

das beſtimmteſte angedeutet. Die Kataſtrophe des Schickſals der Antigone war den atheniensiſchen Zuſchauern hinreichend bekannt; es war für den Zweck des Dichters genug, daran erinnert zu haben. Auch erinnert der Chor auf das beſtimmteſte daran:

O der hochfahrenden
Geſchlechtausreutenden Unholde, der Erinnen!
Die ihr des Ödipus Stamm
Vertilget vom Grunde aus! V. 1062 — 65.

ſo wie Antigone ſelbſt, neben der ſchweſterlichen Zärtlichkeit und der Ehrfurcht für die Bande der Blutsverwandtſchaft, die Stammfehler ihres Hauſes, Trotz und Zornmuth, entſchieden ausſpricht: ſo, daß man wohl ſagen darf, daß ihr Charakter, wie Sophokles ihn auf das bewunderungswürdigſte in einer eigenen Tragödie ausführte, in dieſer kurzen Schlußſcene des Äſchylus auf das vollſtändigſte angedeutet ſey.

Den nämlichen Gegenſtand, wie die Sieben von Theben des Äſchylus, behandeln die Phönizierinnen des Euripides. Es würde vergeblich ſeyn, den, dieſem Dichter ſo oft gemachten Vorwurf, daß er den tragiſchen Stoff über Gebühr anzuhäufen liebe, gänzlich von ihm abwälzen zu wollen; aber das darf man mit gutem Rechte behaupten, daß man ihm dieſen Vorwurf oft auch dort gemacht hat, wo er bey ſeiner Compoſition nach einer ſehr wohl überlegten Berechnung zu Werke gegangen, und wo man daher den ungegründeten Tadel füglich hätte ſparen können. Nahmentlich in den Phönizierinnen.

Das Verſchiedenartige der Behandlung desſelben Stoffes bey dem Äſchylus und dem Euripides fällt zu deutlich in die Augen, als daß ich mich lange dabey aufzuhalten brauchte, es ausführlicher zu entwickeln. Die Strafe des

Ungehorſams des Lajus gegen den ausdrücklichen Befehl der Götter im Untergange ſeines Hauſes, iſt der Vorwurf der einen wie der anderen Dichtung. In beyden treten die feindlichen Brüder in den Vorgrund; die übrigen Folgen jener Übertretung ſind an ihren Haß angereiht; zum Theil in epiſcher Darſtellung bey dem Äſchylus, in dramatiſcher Form im engern Sinne bey dem Euripides. Jener hat faſt ausſchließend den prägnanteſten Moment der Begebenheit zur Darſtellung gewählt; dieſer hat den Kreis derſelben erweitert, indem er das unmittelbar Vorhergehende und Darauffolgende hineinzog. Äſchylus hat mit wenigen kühnen Zügen ſein Gemählde ausgeführt; das des Euripides zeigt einen größeren Reichthum in der Compoſition, und im Einzelnen die ſorgfältigſte Ausführung. Jenes Werk erſcheint auf den erſten Blick als ein vollendetes, vollkommen in ſich ſelbſt abgeſchloſſenes und abgerundetes Ganzes; dieſes bedarf einer ſorgfältigeren Prüfung, wenn wir ihm dieſes Verdienſt zugeſtehen ſollen. Äſchylus reißt uns zur Bewunderung hin, und erſchüttert unſer Innerſtes; Euripides bringt eine Rührung hervor, die, wenn ſie milder iſt, darum nicht minder darauf Anſpruch machen darf, eine tiefe genannt zu werden.

Die Vorwürfe, welche man den Phönizierinnen gemacht hat, ſind meiſtens aus dem Urtheile des Scholiaſten gefloſſen, welches man der Inhaltsanzeige des Stückes angehängt findet. »Dieſes Schauſpiel«, ſagt er, »iſt ſchön in der Erſcheinung, eben weil es voll fremdartiger Ausfüllungen iſt. Die von den Mauern herabſchauende Antigone gehört nicht zur Handlung, und Polynices kommt unter Gewährleiſtung eines Waffenſtillſtandes in die Stadt, ohne daß etwas daraus erfolgte. Über dieſes Alles iſt noch der vertriebene Ödipus mit einem geſchwätzigen Geſange zwecklos angehängt.«

Am allerwenigſten hätte der Scholiaſt die Scene tadeln ſollen, wo Polynices während des Waffenſtillſtandes in die Stadt kömmt, um unter Vermittlung Jokaſtens ſich mit ſeinem Bruder auszugleichen. Sie iſt nicht nur an ſich ſelbſt vortrefflich, ſondern ſie gewährte dem Dichter die entſchiedenſten Vortheile. Was daraus erfolgt, iſt, daß wir den Charakter beyder Brüder, ſo wie die Unverſöhnlichkeit ihres Haſſes kennen lernen, und eben dadurch auf die furchtbare Kataſtrophe vorbereitet werden. Daß Euripides beyde Brüder außer ihrer wechſelſeitigen Erbitterung ſo edel und hochſinnig, und den Polynices ſogar weich und zärtlich geſchildert hat, verdient unbedingt unſere Bewunderung. Außer dem, daß unſre Theilnahme an ihrem Schickſal dadurch erhöht wird, gibt uns dieſer Umſtand den richtigſten Maßſtab für die Leidenſchaftlichkeit ihres Haſſes, der bey ſolcher Stärke nur mit ihrem Untergange enden konnte.

Mehr Scheinbarkeit hat der Vorwurf des Scholiaſten rückſichtlich der Scene, in welcher Antigone das feindliche Kriegsheer betrachtet. Ich würde inzwiſchen nimmermehr das Herz haben, dieſe Scene zu tadeln, wenn ſie auch ganz müßig wäre. Sie iſt eine der reizendſten ſelbſt im Euripides, der in ergreifender Schilderung der Unbefangenheit der Regungen des Gemüthes kaum von einem anderen älteren oder neueren Tragiker übertroffen worden iſt; beſonders wenn kindliche Unſchuld oder ſcheue Zärtlichkeit die Beſtandtheile derſelben ausmachen *). Und iſt es denn wahr, daß ſie ſo ganz müßig iſt; zugegeben, daß ſie zum

---

*) Leſer, denen das Original fremd iſt, finden dieſe und die vorerwähnte Scene in Schillers Werken, der das Stück bis zum 630. Vers überſetzt hat.

Fortſchreiten der Handlung nichts beyträgt. Wird durch die Unſchuld und die zärtliche Schweſterliebe Antigonens der feindſelige Haß der Brüder nicht noch mehr herausgehoben, und hat denn der Dichter ſo Unrecht daran gethan, uns ſchon zu Anfang des Stückes für ſie zu intereſſiren, da ihre Leiden einen wichtigen Theil der Entwicklung deſſelben ausmachen.

Was nun die Vertreibung des Ödipus betrifft: ſo iſt es wohl klar, daß die Fabel nur durch dieſe einen genügenden Abſchluß fand. So lange Opidus noch in Theben weilte, blieb das Land dem Zorne der Götter ausgeſetzt, und Kreon erklärt dieſes ausdrücklich als die Urſache ſeiner Vertreibung (V. 1786, 87). Auch war ihm durch einen Orakelſpruch vorausgeſagt, er werde in der Verbannung auf attiſchem Boden ſterben (V. 1697), deſſen Erfüllung er, wie es ſcheint, bis jetzt zu vermeiden ſuchte, und der ſich nicht weniger als das dem Lajus gegebene Orakel bewähren ſollte. Man muß zugeben, daß Euripides der Erſcheinung des Odipus wenig Würde verliehen hat; nehme ich aber Rückſicht auf die deutlich herausgehobene Geringſchätzung, die ſeine Söhne gegen ihn äußern: ſo ſcheint mir dieſes, mit einem andern Umſtande zuſammengehalten, abſichtlich geſchehen zu ſeyn. Durch die ſchmerzlichſten Leiden von der Nichtigkeit anmaßender menſchlicher Weisheit belehrt, hat er auch jetzt noch nicht dazu gelangen können, dieſe Anmaßungen aufzugeben; und trotz Antigonens Zurechtweiſung, kommt er immer wieder auf das ſo herrlich gelöſte Räthſel der Sphinx zurück. Dieſer Umſtand fällt um ſo ſtärker ins Gewicht, wenn man ſich an die ſcharfſinnige Bemerkung erinnert, welche A. W. Schlegel bey dem Ödipus des Sophokles macht: was der Fabel des Ödipus eine ſo große, furchtbare Deutung gebe, ſey dieſes, daß es eben der Ödipus iſt, der das von der Sphinx aufgegebene Räthſel, das menſchliche Daſeyn betreffend, gelöſt hat, dem ſein eigenes Leben ein unentwirrbares Räthſel bleibt, bis es ihm allzuſpät auf die entſetzlichſte Weiſe gelöſt wird, da alles unwiederbringlich verloren iſt.

Am erſten könnte noch in den Phönizierinnen die Selbſtaufopferung des Menöceus müßig ſcheinen. Der Zorn des Mars, und das von ihm geforderte Sühnopfer ſcheint mit dem Schickſal der Labdaciden außer aller Verbindung zu ſtehen. Allein der drohende Untergang der Stadt wird zunächſt durch ihren Zwiſt herbeygezogen, und nur durch die edle That des Menöceus abgewendet. Die großmüthige Selbſtaufopferung desſelben ſetzt die ſelbſtſüchtige Leidenſchaftlichkeit der Brüder in das ſtärkſte Licht, und dieſe Rückſicht allein darf hinreichend ſcheinen, jene an ſich ſo glücklich gedachte Scene zu rechtfertigen, worin Menöceus ſeinen Entſchluß, ſich für die Rettung des Vaterlandes hinzugeben, zuerſt verbirgt, und dann aus den edelſten Beweggründen mit der ruhigſten Beſonnenheit ausführt.

Nicht läugnen läßt es ſich, glaub' ich, daß in den Sieben vor Theben die tragiſche Idee ſich lebendiger und kräftiger ausſpreche, als in den Phönizierinnen, und daß alle einzelnen Theile dort eine ſtrengere Beziehung auf dieſelbe haben, als in den letzteren; aber eben ſo wenig läßt es ſich läugnen, daß in den Phönizierinnen, wie in mehreren andern Stücken des Euripides, die einzelnen Theile durch die tragiſche Idee feſter zuſammengehalten werden, als die Kunſtrichter hin und wieder es haben zugeben wollen.

Die Alten beſaßen ein Organ mehr, als wir, um die tragiſche Idee auszuſprechen, nämlich den Chor.

über die Vortheile, welche der neuere Tragiker aus der Einführung des Chores ziehen könnte, hat Schiller in der Vorrede zu ſeiner Braut von Meſſina eben ſo gründlich, als ausführlich geſprochen. Einer der wichtigſten, bey beſonderer Rückſicht auf den Zuſtand der tragiſchen Literatur unſerer Zeit, wäre wohl dieſer, daß der Chor den Dichter zwingen würde, die Handlung mit ſtrengerer Rückſicht auf die tragiſche Wirkung zu wählen und durchzuführen, und daß er jene unbeſchränkte Willkür, welche ſich in der Compoſition Alles erlaubt, was ihr nur immer zu Geſichte ſteht, zum Theil nothwendig beſchränken müßte. Auch wäre wohl nichts geſchickter als der Chor, die tragiſche Poeſie wieder zu jener Würde zu erheben, von welcher ſie unter uns durch das Zuſammenwirken der mannigfaltigſten Urſachen nur allzutief herabgeſunken iſt.

Nichts aber ſpricht ſo ſehr für die Einführung des Chors, als daß der Verſuch dazu, ſeit dem Wiederaufleben der Tragödie, ſo oft er auch mißlang, immer aufs neue wiederhohlt worden iſt. Dieſe Erſcheinung, die, wenigſtens in der neueren Zeit, nicht mehr der bloßen Vorliebe für die Formen der antiken Tragödie zugeſchrieben werden kann, deutet auf ein von mehreren der ausgezeichnetſten Dichter gefühltes Bedürfniß, das unter dieſen Umſtänden als ein in der Sache ſelbſt gegründetes erſcheinen muß.

Allgemein läßt ſich der Chor wohl nimmermehr in die neuere Tragödie zurückbringen. Die Gründe, welche dagegen ſtreiten, ſind ſo vielfältig beſprochen worden, daß es überflüſſig wäre, ſie hier anzuführen. Aber muß denn, wenn von Einführung des Chores die Rede iſt, nothwendig dabey die Rede ſeyn, ihn allgemein und überall anzuwenden? Das eben iſt ja der böſe Faden, der das ganze Gewebe der deutſchen Poeſie durchläuft, daß wir immer eine einzelne, beſchränkte Tendenz zur allgemeinen Regel, zum höchſten Geſetze geſtempelt haben; mit dieſen Tendenzen ſelbſt unaufhörlich wechſelnd, und morgen wieder wegwerfend, und kaum einer Berückſichtigung werth achtend, was uns heute ausſchließend und unbedingt als das Höchſte gegolten. Das große Unglück, wenn wir Tragödien ohne Chor, und Tragödien mit dem Chor, oder auch mit Chören hätten, wo der Stoff die Anwendung des einen, oder der anderen zuließe! —

Die Frage, ob die Einführung des Chors in die neuere Tragödie möglich und wünſchenswerth ſey, muß daher vor Allem ſo geſtellt werden: In wiefern kann der Chor, wie er in den Werken des Äſchylus und Sophokles vorkommt, in der neueren Tragödie Statt finden, wenn nämlich der Stoff und die gewählte Behandlungsart desſelben nicht überhaupt damit im Widerſpruch ſtehen?

Zweyerley kömmt dabey in Betrachtung: das innere Weſen und die äußere Einrichtung des Chores.

Was das Erſtere betrifft, ſo wird die Unzweckmäßigkeit der Einführung des Chors in die neuere Tragödie mit obiger Beſchränkung, als einer handelnden Perſon im Sinne der Alten, und wie Solger es am beſten ausgedrückt hat, als eines Abbildes (Repräſentanten) der bleibenden Weltgeſetze, kaum auf irgend eine Weiſe ſich darthun laſſen. Den Einwurf, daß das religiöſe Princip des griechiſchen Chors uns ja doch immer fremd bleibe, wird hier niemand geltend machen wollen. Denn eben dieſes Princip müßte der Dichter bey mythiſchen Stoffen ſeinem Weſen nach vor allem andern in ſeine Behandlung des Chores aufnehmen;

wenn gleich nicht dem Zufälligen nach; ich meine, nicht nach gehäuften lokalen und mythiſchen, dem neueren Zuſchauer oft allzufremden Anſpielungen und Beziehungen. Welche großen Vortheile aber der neuere Dichter bey der Behandlung des Chores aus dem religiöſen Princip ziehen könne, wenn er Begebenheiten einer Zeit behandelt, wo die wahre Religion über die Weſen der Fabelwelt bereits den Sieg davon getragen hatte — das, ſage ich, ſcheint unſeren Tragikern im Ganzen noch gar nicht eingefallen zu ſeyn. Ich will, um nur ein Beyſpiel zu geben, das man wohl gelten laſſen darf, wenn es auch nicht ſtrenge der bezeichneten Periode angehört, einzig an den Baptiſtes des Buchanan erinnern. Überhaupt iſt das religiöſe Princip in dem Sinne, in welchem es die tragiſchen Werke der Alten durchdringt, den unſerigen bisher gänzlich fremd geblieben; denn was bey einigen neueren Dichtern ſo ausſehen will, iſt größtentheils nicht ſowohl das Heilige, als ein bald läppiſches, bald ſelbſt frivoles Spiel mit dem Heiligen. Berückſichtigt man aber auch, wie billig, denUnterſchied zwiſchen der griechiſchen und chriſtlichen Religion, daß jene nämlich eine größtentheils ſinnliche, in äußeren Gebräuchen beſtehende, dieſe hingegen eine höhere und geiſtige ſey: ſo wird ſich darum mit nicht minderer Wahrheit behaupten laſſen, daß der chriſtliche Dichter, der das religiöſe Princip in der tragiſchen Poeſie mit Geiſt, Kraft, und vor allem Andern mit Beſonnenheit zu gebrauchen wüßte, eine außerordentliche Wirkung hervorbringen, und auf einem kaum noch berührten Felde unvergängliche Lorbeern einſammeln würde.

Nicht eben ſo, wie ſeinem inneren Weſen nach, läßt der antike Chor ſich nach ſeiner äußeren Einrichtung in die neuere Tragödie verpflanzen. Von der äußeren Einrichtung des Chors kann aber hier nur in dem Sinne die Rede ſeyn, als die Form der antiken Chorgeſänge, die muſikaliſche Begleitung, der Tanz, und der Platz welchen der Chor bey den Alten im Theater einnahm, nicht zum Weſen deſſelben, *als einer dramatiſchen Perſon* gehören: ſo weſentlich ſie zum Theil dem antiken Chore in der That geweſen ſind. Vor Allem dürfte der Chor nie eine unverhältnißmäßige Breite einnehmen, wie z. B. in der *Braut von Meſſina*, wo er überhaupt, wie allgemein zugeſtanden wird, keineswegs im Geiſte der Alten behandelt iſt: wenn gleich die lyriſchen Ergießungen deſſelben zu dem Herrlichſten gehören, was der große Dichter hervorgebracht hat. Der Chor unterliegt nämlich dem allgemeinem Geſetze der Tragödie nicht weniger, als ihre übrigen Theile, daß Alles in derſelben vermieden werden muß, was nicht geradezu zum Zwecke führt, und daß die tragiſche Wirkung durch Alles geſchwächt wird, was nichts dazu beyträgt, ſie hervorzubringen oder zu ſteigern. Daß Schiller in der Braut die Behandlung des Chores und der Fabel verfehlte, iſt um ſo mehr zu bedauern, je wichtigeren Vorſchub ſein Nahme der Einführung des Chores thun konnte. Auch iſt es ſehr zu wünſchen, daß alle künftigen Verſuche dieſer Art nur von ſolchen Dichtern ausgehen mögen, die ſich im Gebiethe der tragiſchen Dichtkunſt bereits einen entſchiedenen, oder wenigſtens einen bedeutenden Ruf erworben haben.

Ich habe oben, unter Beſchränkung nothwendiger Rückſicht auf die Natur des Stoffes, von Tragödien mit *Chören* geredet. Ich darf annehmen, daß der Unterſchied zwiſchen *Chor* und *Chören* den Leſern wenigſtens aus der Vorrede zur Braut von Meſſina deutlich ſey. Ich wünſchte nicht, daß man mir rückſichtlich der Chöre den Vorwurf machte, es auf *ein bischen Oper* in der Tragödie abgeſehen zu haben. Ein ſolcher Vorwurf würde gar zu wenig Einſicht in die Sache ſelbſt verrathen. Über die Ausführlichkeit und relative Zweckmäßigkeit kann kaum ein erheblicher Zweifel Statt finden. Heinrich von Collins Polyxena wird man kaum dagegen anführen dürfen; denn bey dieſer lag der Grund, warum ſie das Publicum nur wenig anſprach, keineswegs in den Chören. Ich meinerſeits will mich nicht auf den Paria des Delavigne, ſondern einzig auf die Athalie des Racine berufen; da die Chöre in dem erſteren, ſo geſchickt ſie auch eingeflochten ſind, dennoch in der That etwas Opernmäßiges haben.

Wenn die Tonkunſt überhaupt geſchickt iſt, nicht nur die Leidenſchaften auszudrücken, ſondern ihre Tiefen aufzuregen, und die aufgeregten Wellen unſerer Bruſt wieder zu beſänftigen: warum will man derſelben ihren Antheil an den Wirkungen der tragiſchen Dichtkunſt entziehen, der ſie, nach dem Urſprunge der letzteren ſelbſt, ſo nahe verwandt iſt; oder warum will man ihren mächtigen Beyſtand zur Erhöhung ihrer Wirkungen verſchmähen? Nur müßte eine ſolche Muſik einfach und erhaben, ſie müßte großartig gedacht, tief empfunden, und — wenn dem Laien in der Muſik dieſes zu ſagen erlaubt iſt — ſie müßte am allerwenigſten überladen ſeyn. Der Tonkünſtler müßte, wie er ſich jetzt ſo gerne nennen läßt, Tondichter, und durch ſein Genie dem tragiſchen Dichter innigſt verwandt ſeyn; er müßte die Tiefe der tragiſchen Dichtkunſt erfaßt haben, und überhaupt etwas mehr als ſeinen Generalbaß verſtehen. Die Forderung ſcheint gerade nicht unbillig, daß ein Tondichter, der ſich an eine ſolche Aufgabe wagte, auch die Dichtungen eines Sophokles, Euripides und Shakſpeare geleſen hätte, und zu leſen verſtände. In der That aber ſcheint es den Tondichtern unſerer Zeit an nichts ſo gänzlich zu fehlen, als an äſthetiſcher Bildung: denn wie könnten wir ſonſt gar ſo viel Muſik machen, und im Ganzen dennoch gar ſo wenig Muſik haben; und die Klage über eine traurige Trockenheit in der blühendſten aller Künſte unter den Kunſtverſtändigen, wie unter den Laien, eine ſo allgemein verbreitete ſeyn? —

Einige Vorſicht möchte inzwiſchen bey den Verſuchen, dem Chor oder den Chören Eingang zu verſchaffen, dennoch zu empfehlen ſeyn. Zweckmäßige Bearbeitungen des erſten Ödipus, der Elektra, und der Iphigenia in Aulis, vielleicht auch des Jon und der Antigone, ſo wie wohlgerathene Überſetzungen des Paria und der Athalie möchten am meiſten zu dieſem Zwecke geeignet ſeyn.

Eine Vorſichtsregel läßt ſich den Dichtern empfehlen, die es auf dieſem Wege verſuchen wollen, deren Beachtung ſie zwar für ſich allein nicht zum Ziele führen, deren Nichtbeachtung ſie aber gewiß davon entfernen wird. Dieſe nämlich: einen Stoff zu wählen, bey dem ſie einer großen tragiſchen Wirkung ſicher ſind; und dieſe Wirkung nur auf die einfachſten und klarſten Motive zu bauen.

Das Wenige, was hier über den Chor nur angedeutet werden ſollte, ſcheint übrigens einer ſorgfältigeren und ausführlicheren Prüfung um ſo mehr werth zu ſeyn: je größer im Falle günſtiger Reſultate und gelungener Verſuche die Vortheile ſeyn müßten, deren die tragiſche Poeſie ſich dabey erfreuen würde.

4.

Vom tragiſchen Stoffe.

Dreyfach iſt die Quelle des tragiſchen Stoffes: die Mythologie, die Geſchichte und die freye Erdichtung. Es iſt nicht überflüſſig, zu bemerken, daß, vorzüglich in Bezug auf Griechenland, der Begriff von Mythe hier im weiteſten Sinne genommen wird, in welchem ihr Gebieth bis an die Gränze zuverläßiger hiſtoriſcher Beglaubigung reicht.

Wenn man die Verzeichniſſe der neueſten Producte der tragiſchen Muſe durchgeht, ſo fühlt man ſich bald verſucht, in die Klage einzuſtimmen:

> Kein Achill, kein Oreſt, keine Andromache mehr!

Die hiſtoriſchen Stoffe ſind an der Tagesordnung; die dem Calderon nacherfundenen; und halb und halb noch die Schickſalstragödien.

A. W. Schlegel ſcheint alſo großes Unrecht gehabt zu haben, als er die Mythen vorzugsweiſe den tragiſchen Stoff nannte? Ja, wenn Mode und Einſeitigkeit gegen ein reifes, wohlgeprüftes Urtheil jemahls Recht haben könnten!

»Die alten Tragiker«, ſagt der Verfaſſer der Vorleſungen über dramatiſche Kunſt, »hatten nur Poeſie auf Poeſie zu impfen: gewiſſe, für Würde, Großheit und Entfernung aller kleinlichen Nebenbegriffe unſchätzbare Vorausſetzungen waren ihnen gleich von Anfang her zugeſtanden. Die heiligende Sage hatte an jenem göttlich entſprungenen und längſt untergegangenen Heroengeſchlechte Alles geadelt, ſelbſt ihre Verirrungen und Schwächen. Als Weſen von übermenſchlicher Kraft wurden jene Heroen geſchildert, aber nichts weniger als von unfehlbarer Tugend und Weisheit, ſondern mit gewaltigen, ungebändigten Leidenſchaften. Es war eine wilde, gährende Zeit: der Anbau geſelliger Ordnung hatte den Boden der Sittlichkeit noch nicht urbar gemacht, der alſo wohlthätige und verderbliche Erzeugniſſe mit der friſchen Fülle einer ſchöpferiſchen Natur hervortrieb. Hier konnte auch das Ungeheure, das Gräuelhafte vorkommen, ohne jene ausgeartete Verderbniß zu beweiſen, wodurch es im Zuſtande entwickelter Geſetzmäßigkeit allein möglich wird, und die uns mit widerwärtigem Abſcheu erfüllt. Die Verbrecher der Fabel ſind ſo zu ſagen über die menſchliche Criminal-Juſtiz hinaus, und nur einer höheren Vergeltung überantwortet.«

Aber noch mehr. Wenn man ſich an das erinnern will, was oben über die Art und Weiſe geſagt wurde, wie die tragiſche Idee bey den Griechen ſich ausbildete: ſo wird noch ein anderer Vorzug der mythiſchen Stoffe ſich zu erkennen geben. Und zwar bey weitem der wichtigſte. Wie nämlich die tragiſche Idee bey den Griechen aus einer klaren, mit friſchen Sinnen aufgefaßten, und von keiner Verbildung oder Überfeinerung verwirrten Anſchauung des Lebens hervorging, das in einer Zeit, wie ſie eben geſchildert wurde, die auffallendſten Beyſpiele von raſchem Wechſel des höchſten Glückes mit dem ſchmerzlichſten Jammer, vom ſicherem Sturze gewaltthätigen Übermuths, von der dem Verbrechen bald leiſe nachſchleichenden, bald es mit furchtbarer Schnelligkeit überraſchenden Strafe, und von der Nichtigkeit der Zuverſicht darbiethen mußte, mit welcher der Menſch den Ausgang ſeiner Beſtrebungen, einer höheren Macht gegenüber, ſelbſtſtändig beſtimmen zu können wähnt: ſo liegt auch dieſe Idee in den meiſten ihrer

Mythen eingeſchloſſen, welche dieſelbe entweder in einem wirklichen, wenn gleich nicht hiſtoriſch beglaubigten Ereigniſſe darſtellen, oder ein ſolches wenigſtens in dem bezeichneten Sinne-ausgebildet haben. Hier braucht alſo der Dichter das Intereſſe der tragiſchen Idee nicht erſt in den Stoff hinein zu tragen, oder mühſam in demſelben aufzuſuchen, er braucht es nur folgerecht daraus zu entwickeln; wobey denn freylich erforderlich ſeyn wird, daß ihm nicht nur einzelne Mythen, ſondern die nach Zeiten und Lokalitäten zuſammenhängenden Cyklen derſelben, jeder als ein abgeſchloſſenes Ganzes, wohl bekannt und lebendig gegenwärtig ſeyen.

Überdieß läßt der hiſtoriſche Stoff dem Dichter nirgends ſo freyes Spiel, als ihm der mythiſche geſtattet. In dem Mythus iſt ihm, wie bereits bemerkt wurde, die Handlung nach ihren weſentlichen Beziehungen zur tragiſchen Idee gegeben; die Zeichnung der Charaktere, die Erfindung zweckmäßiger Motive hängt gänzlich von ihm ab, und er kann dieſe Freyheit mit dem glücklichſten Erfolge zur Hervorbringung der außerordentlichſten Wirkung benützen. Haben nicht, um nur ein Beyſpiel zu geben, Klinger und Grillparzer dem Mythus vom Kindermord der Medea, und dem Charakter derſelben, jeder eine ganz eigenthümliche Seite abzugewinnen gewußt? und hat nicht vorzüglich der letztere die glücklichſten und wirkſamſten Motive erfunden, um der Handlung, trotz ihres einfachen Ganges, das höchſte Intereſſe zu geben? Auch darf man nur einen Blick auf die Verzeichniſſe der verloren gegangenen Stücke der alten Tragiker werfen, die oft Stoffe behandelten, und oft mehrere denſelben Stoff, welche einem modernen Dichter allzumager und dürftig ſcheinen würden, um nur einen Act auszufüllen, wenn man ſich überzeugen will, daß die mythiſchen Stoffe dem Dichter die höchſte Freyheit geſtatten, den Reichthum ſeines Genie's zu entwickeln, und alle Hebel anzuwenden, wodurch er ſich unſrer Theilnahme verſichert. Es gibt kaum ein zweytes, auf ſo geringe Mittel berechnetes, bey der höchſten Einfachheit des Stoffes ſo feſt und regſam fortſchreitendes und dabey unſrer Theilnahme in gleichem Grade ſich bemächtigendes Drama, als den Philoktet des Sophokles. Daß bey einer neueren Bearbeitung mythiſcher Stoffe der Chor wegfalle — wenn er doch wegfallen muß oder ſoll — ſcheint etwas zu ſagen; wenn ich dann aber wieder den Philoktet leſe: ſo überzeuge ich mich leicht, daß eine mit Geiſt unternommene und gelungene Bearbeitung ſelbſt den Chor weglaſſen, und des Erfolges gewiß ſeyn könnte, ohne daß ſie an der Durchführung der Fabel vieles, vielleicht auch nur etwas zu ändern brauchte. Endlich, ſtellt man ſich vor, wie der Plan zu einer tragiſchen Compoſition entſteht: ſo wird man die Keime oft in Ideen, Empfindungen, ſchärfer aufgegriffenen Charakteren oder Situationen finden, die, wenn ich ſo ſagen darf, den Stoff ſuchen, an den ſie ſich anſchließen können, um ihre volle Geſtaltung zu gewinnen. Hier nun kommen die Freyheit, welche mythiſche Stoffe dem Dichter erlauben, ſo wie der große Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Mythen ihm eben ſo ſehr zu ſtatten, als er, wenn er das Vorhandene an einen widerſtrebenden hiſtoriſchen Stoff anknüpfen will, häufig in peinliche Engen geräth, oder vergeblich nach einem ſucht, der ſich willig damit verbände. Auch möchte ich faſt noch eines andern Vortheils mythiſcher Stoffe erwähnen. Hat der Dichter die Mythen einmahl im Zuſammenhange kennen gelernt, und ſich ein feſtes, lebendiges und eigenthümliches Bild der heroiſchen Zeit erworben: ſo hat er ſeine Studien für immer begründet: während er bey jedem hiſtoriſchen Stoffe genöthiget iſt, dieſelben in weiter Ausdehnung immer wieder von vorne anzufangen. —

Auf welche Art ſoll nun der tragiſche Dichter die mythiſchen Stoffe behandeln? —

Ich will es verſuchen, was ich darüber zu bemerken habe, aus einigen paſſenden Beyſpielen zu entwickeln. Paſſender aber kann wohl kaum ein Beyſpiel ſeyn, um daran zu zeigen, wie der tragiſche Dichter einen mythiſchen Stoff nicht behandeln müſſe, als der Oreſt des Herrn von Voltaire.

»Voltaire«, ſagt Laharpe, »konnte dem Sophokles keine größere Ehre erzeigen, als daß er ihn nachahmte, und ſich ſelbſt nicht mehr Ehre machen, als indem er ihn übertraf.« Aus dieſem Tone ſingt der franzöſiſche Kunſtrichter am liebſten, wenn er die Werke der Tragiker ſeiner Nation mit jenen der Alten vergleicht. Voltaire ſingt in dieſem Falle überall das nämliche Lied; und wenn ſein Geſang nicht ſo gellend iſt, wie der des Laharpe: ſo klingt er doch um's tauſendfache widerlicher. Wenn ich die Selbſtrecenſionen des Corneille leſe, in denen er mit ſchlichten Worten aus einander ſetzt, wie vortrefflich er alles gemacht habe: ſo gönne ich ihm ſein Selbſtgefühl von ganzem Herzen; während die Heucheley Voltaire's meinen tiefſten Unwillen erregt. Die Arroganz iſt nie unerträglicher, als wenn ſie die Maske der Beſcheidenheit vorſteckt. Hier nun vollend's. Denn unbedenklich darf man es behaupten, daß Hans Ballhorns Geiſt bey keiner ſeiner Bearbeitungen griechiſcher Tragödien in reicherem Maße über den franzöſiſchen Sophokles gekommen ſey, als bey der Verfertigung ſeines Oreſtes.

A. W. Schlegel macht die ſchon oben angeführte Bemerkung: wenn Klytemneſtra reumüthig dargeſtellt werde, ſo ſey der Muttermord nicht mehr zu ertragen. Auch ſonſt nicht; den Fall ausgenommen, wie Sophokles und Äſchylus die Fabel behandelt haben. Inzwiſchen, wenn Klytemneſtra als reumüthig erſcheint, gewiß deſto weniger. Weder Äſchylus noch Sophokles haben ſie ſo erſcheinen laſſen; aber Voltaire: und das ſoll eine von den geprieſenen Verbeſſerungen und Verſchönerungen des neueren Sophokles ſeyn! —

Ich habe mich ſchon oben darüber erklärt, daß die bloße Beſtrafung eines Verbrechens für ſich allein nicht tragiſch ſey. Welche Executionsgeſchichte wäre ſonſt nicht eine Tragödie? Das Tragiſche liegt bey der dramatiſchen Behandlung in der Selbſttäuſchung des Verbrechers, der wähnt, ſich der ſtrafenden Vergeltung entziehen zu können, während er ihr nach einem unvermeidlichen Geſetze verfallen iſt. Die Zerſtörung dieſer Täuſchung iſt der Gipfelpunkt der tragiſchen Wirkung; denn eben in ihr offenbart ſich die Nichtigkeit des Anſtrebens menſchlicher Kraft gegen die Geſetze einer ſittlichen Weltordnung. So haben auch Äſchylus und Sophokles die Fabel behandelt Bey dem erſteren wie bey dem letzteren wird Klytemneſtra durch einen unheilverkündenden Traum beunruhigt, der ſie antreibt, den Manen ihres ermordeten Gatten ein Sühnopfer zu bringen. Durch die falſche Nachricht von dem Tode des Oreſtes wird der Grund ihrer Furcht ſcheinbar entfernt: während die Erfüllung derſelben ihr ſchon nahe iſt, und das rächende Schwert bereits über ihrem Haupte ſchwebt. Beyde Dichter haben es vermieden, Klytemneſtra bey dieſer Veranlaſſung eine ungeziemende Freude äußern zu laſſen; aber hinreichend iſt durch die ſcheinbare Entfernung der Veranlaſſung ihrer Beängſtigung die furchtbare Wirkung der Kataſtrophe ſelbſt begründet, bey welcher die Erſchütterung, welche ſie uns mittheilt, nur von der Verblendung ausgeht, mit welcher die Verbrecher ſich jetzt vor den Streichen der ſtrafenden Vergeltung geſichert glauben. Zwar hat Äſchylus dem Charakter der Klytemneſtra in den Choëphoren nur wenig Spielraum zur Entwicklung gegeben; allein dieſes Stück ſchließt ſich unmittelbar an den Agamemnon, in welchem er denſelben deſto vollſtändiger entfaltet hat. Kühn und zuverſichtlich vertheidiget ſie dort den Gattenmord als eine That gerechter Rache, und eben ſo zuverſichtlich ſpricht ſie die Erwartung aus, jetzt ruhig und glücklich mit dem Ehebrecher den Thron des Ermordeten zu behaupten. Auch die Klytemneſtra des Sophokles rechtfertigt ihre That aus dem angegebenen Geſichtspunkte, und auch ſie hofft jetzt glücklich zu gedeihen, da die Nachricht von dem Tode des gefürchteten Bluträchers ſie mit der täuſchenden Zuverſicht erfüllt, daß die rächende Vergeltung über ihrem Haupte vorübergezogen ſey.

Wenn nun Klytemneſtra als reumüthig dargeſtellt wird, iſt jene Täuſchung, als ob das Verbrechen ungerächt bleiben könne, dann noch weiter in ihr vorhanden, und iſt nicht dadurch, daß wir ſie bereits zerfloſſen ſehen, ihrem Charakter, ſo wie der ganzen Fabel, ihr weſentlichſter tragiſcher Beſtandtheil entzogen?

Wahr iſt es, wenn Klytemneſtra reumüthig dargeſtellt wurde: ſo war der vorſätzliche Muttermord nicht mehr zu ertragen. Auch ermordet Oreſt in dem franzöſiſchen Stück ſeine Mutter nur zufällig. Wer aber kann läugnen, daß auf dieſe Weiſe nicht nur die tiefe Bedeutung der antiken Fabel, ſondern dieſe ſelbſt zerſtört wird. Die verbrecheriſche Mutter zittert bey dem Äſchyles und Sophokles vor ihrem eigenen Sohne, der, von Götterſprüchen geführt, an ihr die beſchloſſene Vergeltung vollzieht. Der Streich, welcher ihr droht, ſcheint ſich erſt abzuwenden, und trifft ſie in dem Augenblicke, wo ſie von jener Furcht frey aufathmen zu können wähnt. Die Ahnung der Vergeltung, die ſich auch in ihre kühne, zuverſichtliche Bruſt den Zugang zu verſchaffen wußte, tritt überraſchend in ihrer furchtbarſten Geſtalt ins Leben. Auch bey Voltaire zittert Klytemneſtra vor ihrem Sohne; auch bey ihm fürchtet ſie, daß der Streich der Vergeltung durch ſeinen Arm ſie treffe. Auch geſchieht das wirklich — Wie? — Zufällig!

Überdieß, was hat es mit dieſer Reue ſelbſt für eine Beſchaffenheit? Drey Stucke ſind es, welche die Beſchaffenheit der Reue beſtimmen. Das Verbrechen, der Charakter des Reuigen, und die Vorſtellung, welche er von der ſtrafenden Gerechtigkeit hat, der er durch ſeine Schuld anheimgefallen iſt. Die letztere kann ſich Klytemneſtra als Griechin nur als die unerbittliche, unverſöhnliche Rächerin des Verwandtenmordes denken. Ihr Verbrechen iſt ein ſo freches und gewaltthätiges, wie wir es uns nur denken können. Von Rachſucht und ehebrecheriſcher Liebe erfüllt, ermordet ſie auf hinterliſtige Weiſe den ſiegreich zurückkehrenden Gatten; ein Verbrechen, das einen kühnen, verwegenen Charakter vorausſetzt, den Voltaire bis zur wildeſten Grauſamkeit geſteigert hat. Denn wie ſollte man es wohl anders nennen, wenn ſeine Klytemneſtra mit ihrem Schwert bey dem Hingeſunkenen noch nach den letzten Reſten des Lebens wühlt.

— — — Quel objet! une femme en furie
Recherchait dans son flanc les restes de sa vie.

Nehme ich nun alle dieſe Umſtände zuſammen: ſo kann ich die Reue einer Klytemneſtra nicht ohne die heftigſte Enſchütterung, und bey der Stärke ihres Charakters durchaus nicht ohne Conſequenz denken, wenn ich nicht geradezu alle pſychologiſche Conſequenz bey Seite ſetzen will. Von der Tiefe, von der Kraft, und vorzüglich von der Conſequenz des Reugefühls kann ich aber an der Klytemneſtra des franzöſiſchen Tragikers wenig gewahr werden. Sie ſteht mit dem Ehebrecher noch immer im beſten Einvernehmen; ſie geſteht, daß er ihr theuer ſey; ſie ſchützt ihn vor dem tödtlichen Streiche mit ihrem eigenen Leibe. Inzwiſchen —

Tremble, tu me connois... tremble de m'offenser —!

ſagt ſie, als Ägiſth ſich weigert, auf ihre Bitte das Leben des Oreſtes zu ſchonen. Das, ſollt' ich meinen, wäre deutlich genug. Es kann doch unmöglich etwas anderes heißen, als: ich habe meinem erſten Manne die Gurgel abgeſchnitten, und es wird mich nicht gar viel koſten, es dem zweyten eben ſo zu machen. Welche Reue! —

Man könnte ſagen, die Beſtrafung Klytemneſtras ſey überhaupt nicht der Hauptgegenſtand des Stückes, und die Fabel deſſelben ſey nicht eine und dieſelbe mit jener des Sophokles. Man muß das zugeben. Aber wenn die Fabel des franzöſiſchen Dichters nicht beſſer iſt, als die des griechiſchen, warum iſt er von dieſer abgewichen? Soll die Beſtrafung des Ägiſth der Hauptgegenſtand der ſeinigen ſeyn: ſo hat ſchon A. W. Schlegel bemerkt, daß dann der Fall Statt finde, der nach dem Ariſtoteles der gleichgültigſte ſey, wenn nämlich ein Feind wiſſentlich den andern angreife. Oder ſoll das Intereſſe vorzüglich von dem Oreſtes ausgehen? Wenn ich mich für ihn intereſſiren ſollte, ſo müßte es den glänzenden Schilderungen zu Gefallen geſchehen, die von ihm gemacht werden. Er ſelbſt handelt weder, noch hat er einen Plan zu handeln. Auch ſieht man bis zum fünften Acte gar nicht ab, wie die Sache enden ſollte, wenn ſich nicht ein Volksaufſtand ins Mittel ſchlüge, an dem die Feindſchaft Oreſts gegen den Ägiſth in der That wieder ganz unſchuldig iſt.

Über den Charakter der Elektra des Sophokles habe ich mich ſchon oben erklärt. Mit Recht rühmt A. W. Schlegel die himmliſche Heiterkeit, welche darüber, ſo wie über das ganze Stück verbreitet iſt. Aber was dieſen Charakter zu einer der herrlichſten Schöpfungen der Dichtkunſt macht, iſt die bewunderungswürdige Art, wie ſein Schöpfer mit jener Heiterkeit Tiefe, und ſelbſt die herbſten Beſtandtheile zu verſchmelzen wußte. Dieſer Charakter und der Antigonens bleiben, wie einige Charaktere des Shakſpeare, ein ewiges, nie zu erſchöpfendes Studium. Und was hat nun Voltaire aus dieſem Studium gelernt? Gar nichts! Leidenſchaftlich iſt ſeine Elektra; und ihre Leidenſchaftlichkeit iſt wenig mehr als Überreizung, in der ſie vom Anfang bis ans Ende Verwünſchungen und Exclamationen hervorkollert. Auch die Elektra des Sophokles iſt leidenſchaftlich; aber die Accente ihrer Leidenſchaftlichkeit dringen wie lange verhaltene Seufzer aus ihrer Bruſt hervor, welche dieſe zerſprengen würden, wenn ſie nicht einen Ausweg fänden. Auch in ihren leidenſchaftlichſten Momenten weichen Beſonnenheit und Klarheit nicht von ihr; und nirgends fehlt das Maß, das bey den Alten faſt nie fehlt. Überdieß, wo iſt bey der Elektra des Voltaire auch nur eine Spur von jener alles Herbe verſöhnenden religiöſen Frömmigkeit zu treffen, die Sophokles dem Charakter ſeiner Elektra zur Unterlage gegeben hat, und durch welche das Stück allein ſeine hohe Bedeutung erhält. Denn in dem Siege derſelben verklärt ſich uns das Göttliche eben ſo herrlich und milde, als herb und ſtrenge in der Beſtrafung der Verbrecher. Darum dürfen auch die Eumeniden dem Oreſtes nicht nahe treten, und der Chor preiſt laut den Sieg, der unter der Leitung der Götter allein aus frommer Scheu für ihre Gebothe erſtrebt ward, und Atreus Sprößlinge aus unzähliger Noth zu dem Glücke der Freyheit leitete.

Ich muß noch einige Augenblicke bey dieſem verbeſſerten Oreſt verweilen, ſo unergötzlich es mir auch ſeyn mag, mich damit zu beſchäftigen. Voltaire eröffnet die Scene mit einem Geſpräch zwiſchen der Schweſter Elektrens und einem alten Diener des atreiſchen Hauſes, worin wir erfahren, daß Ägiſth zu dem Grabe Agamemnons kommen werde, um die jährliche Feyer des an dieſem begangenen Mordes, und der ehebrecheriſchen Verbindung mit deſſen Wittwe zu begehen. Laharpe unterläßt nicht, den Dichter dieſer Erfindung wegen zu beglückwünſchen. Man wünſcht wohl manchmahl jemanden zu einer Sottiſe Glück, oder muß es thun; aber zu einer gar ſo handgreiflichen, und mit ſo biederer Meinung, iſt es doch zu viel. Ein großer Theil von Argos haßt die Herrſchaft des Ägiſth, und hängt mit warmer Liebe an den Sprößlingen des ermordeten Königs. Und dennoch wagt es Ägiſth, in der Nähe der Stadt, die Bürger jährlich durch eine ſie und die Götter höhnende Feyer zur Rache aufzufordern. Auch die Klytemneſtra des Sophokles ordnet bey der Wiederkehr des Tages, an welchem ſie ihren Gatten erſchlug, feſtliche Tänze an, und bringt den Rettungsgöttern Monatsopfer; aber ſie begeht ſie wenigſtens auf keine ſo auffallende Weiſe, und die Bürger ſind dort nicht, wie hier, ſo zum Aufruhr bereitet, daß Oreſtes ſich nur zeigen darf, um einen Ausbruch derſelben zu veranlaſſen. Unter das nämliche Kapitel der Ungereimtheiten gehört es, daß Ägiſth unter ſolchen Umſtänden die Elektra gefeſſelt mit ſich ſchleppt, weil ſie durch ihre herben Verwünſchungen die Bürger zum Haß gegen ihn aufreitze. Ein ſolcher Anblick war ohne Zweifel vortrefflich geeignet, ihre Klagen Lügen zu ſtrafen, und ihre Verwünſchungen zu entkräften.

Und was hat nun Voltaire mit jener unübertrefflichen Scene angefangen, in welcher Oreſtes ſich ſeiner Schweſter zu erkennen gibt; mit jener Scene, die das Publikum von Athen und Rom zu Thränen hinriß, und welche niemand, der menſchlich fühlt, ohne die tiefſte Rührung leſen kann. Bey dem franzöſiſchen Dichter hat Apollo dem Oreſt verbothen, ſich ſeiner Schweſter zu entdecken, weil ihre leidenſchaftliche Heftigkeit ihn in die größte Gefahr bringen würde. Dagegen läßt ſich nichts einwenden. Dieſer Umſtand konnte ſogar auf das vortheilhafteſte benützt werden, um das tragiſche Intereſſe gänzlich auf den Oreſt zu wenden, wenn der Dichter den Ungehorſam desſelben zu benützen, und alle Strahlen in dieſem Punkte zu ſammeln gewußt hätte. Dann aber mußte ſein Werk überhaupt im Sinne der Alten gedacht, und ihrer Vorſtellungsweiſe gemäßer ſeyn. Voltaire aber benützt das Orakel bloß, um die Erkennungsſcene hinaus- und hinaufzuſchrauben. Schon iſt Oreſt, hingeriſſen von ſeinem Gefühl, im Begriff den Befehl desſelben zu übertreten; ſchon ſchwebt das entſcheidende Wort auf ſeiner Zunge:

Je n'y résiste plus. Dieux inhumains, tonnez.
Electre !

Electre.

Eh bien ?

Oreste.

Je dois . . . .

Pylade.

Ciel !

Electre.

Pammène.

Oreste.

Apprenez....

— — da erſcheint Ägiſth mit ſeinem Gefolge, und für dießmahl hat es mit der Entdeckung ein Ende. Wenn ein ſolcher Behelf nicht das Kunſtſtück eines vexirenden Taſchenſpielers iſt, was dürfte denn ſo heißen? Um wie viel natürlicher geht nicht die Entdeckung in dem Oreſt des Alfieri vor ſich; ſo beleidigend die große Schwäche der Klytemneſtra —

— — fra 'l vizio e la virtude ondeggia

ſagt Elektra ganz richtig von ihr — und die Bitterkeiten des Oreſtes auch immer ſeyn mögen! — Weil nun Oreſt ſeine Sottiſe das erſte Mahl nicht an Mann bringen konnte: ſo kömmt er das zweyte Mahl, um ſie zu begehen. Luſtig iſt der Grund, womit er ſich entſchuldigt: »Wenn der Himmel Gehorſam von ihm verlange, ſo möge er ihm Befehle geben, die er erfüllen könne.«

— — Si le ciel veut se faire obéir,
Qu'il me donne des lois que je puisse accomplir.

Dafür ergreifen ihn auch am Ende die Furien. Voltaire fand ſie bey dem Äſchylus, wie überhaupt in der Fabel. Da er dieſer ſein ganzes Stück hindurch ſo viel zu leide gethan hat, ſo weiß ich nicht, warum er ihr gerade dieſes zu Gefallen thun mußte.

Noch will ich der Überſetzung dieſes Oreſts von Gotter gedenken. Oder vielmehr der Bearbeitung desſelben; denn ſie iſt mehr dieſes, als jenes; und ein Dichter, der ſich an dieſen Stoff wagen wollte, würde vieles daraus lernen können. Wie viel hat nicht nur die Wahrheit und Lebendigkeit des poetiſchen Ausdrucks in derſelben gewonnen. Aber das iſt nicht der einzige Fall dieſer Art. Bey mehr als einer deutſchen Überſetzung und Bearbeitung franzöſiſcher Trauerſpiele iſt mir häufig genug die Antwort des Dollmetſchers in Hagedorns Erzählung eingefallen:

»Und hat er's nicht geſagt, ſo hätt' er's ſagen ſollen!« —

Wenn in der Fabel vom Muttermord des Oreſtes das religiöſe Princip ſich durchaus als ein unentbehrliches ausweiſt: ſo erſcheint es uns dagegen in einer anderen als ein gänzlich entbehrliches. Wo inzwiſchen ein wichtiger Beſtandtheil einer Sache entbehrt werden ſoll: da muß er durch einen andern, der ſeine Stelle ausfülle, erſetzt werden. Dieß iſt der Fall in der Iphigenia in Aulis des Euripides.

Agamemnon hatte auf der Fahrt nach Troja in Aulis eine der Artemis geheiligte, trächtige Hindin erlegt. Die Göttin zürnte über dieſen Frevel; ſie hielt die den Griechen zur Fahrt nach Troja günſtigen Winde zurück, und der Seher Kalchas erklärte, die Beleidigte könne nicht anders verſöhnt werden, als wenn man Iphigenien, Agamemnons Tochter, an ihrem Altare als Sühnungsopfer ſchlachte.

Nach griechiſchen Religionsbegriffen lag in dieſer Fabel hinreichender Stoff zu ihrer tragiſchen Verflechtung und Entwicklung. Inzwiſchen hat Euripides das religiöſe Princip hier nicht nur gar nicht beachtet, ſondern er hat vorſätzlich alles vermieden oder zerſtört, was daran erinnern konnte. Tyndarus hatte die Freyer der Helena, eh' er ſie einem von ihnen zuſagte, durch ein fürchterliches Gelübde gebunden:

Das Recht des Glücklichen — ſey auch wer wolle
Der Glückliche! — einträchtig zu beſchützen,
Krieg und Verheerung in die beſte Stadt
Des Griechen oder des Barbaren, der

Von Haus und Bette die Gemahlin ihm
Gewaltſam rauben würde, zu verbreiten. *)
V. 60—65.

In dieſem Gelübde lag ein hinreichendes Motiv für die griechiſchen Heerführer auf die Fahrt nach Troja um den Preis der Opferung Iphigeniens zu dringen, und für Agamemnon, dieſem Drängen nachzugeben. Aber Agamemnon ſelbſt betrachtet dieſen Grund als einen nichtigen, der keinen der griechiſchen Fürſten binden könne:

Um deinetwillen, meinſt du, haben Tyndarn
Durch tollen Schwur die Fürſten ſich verpflichtet?
Der Hoffnung ſüße Göttin riß, wie dich
Die Liebestrunkenen dahin. So führe
Sie denn zum Krieg nach Troja dieſe Helfer!
Es kommt ein Tag, ſchon ſeh ich ihn, wo euch
Des nichtigen, gewaltſam ausgepreßten
Gelübdes ſchwer gereuen wird. V. 391—95.

Wenn nun Euripides das religioſe Princip nicht nur nicht aufſuchte, ſondern demſelben auch auswich, wo es ſich ihm von ſelbſt anboth: ſo bedurfte er eines andern Hebels, mächtig genug, einen Vater zu beſtimmen, das Blut einer zärtlich geliebten, und ſeiner Liebe ſo würdigen Tochter zu vergießen, wie der Dichter Iphigenien uns geſchildert hat. Einen ſolchen Hebel fand Euripides in dem nationellen Intereſſe ſeines Stoffes; und wenn es nicht die Ehrfurcht und die Scheu vor den Göttern war, wodurch er die ſchmerzliche Selbſtverlaugnung des Vaters uns begreiflich machen wollte, was anderes hätte er ſonſt an die Stelle derſelben ſetzen können?—

Der Zug nach Troja war eines von den Ereigniſſen,

---

*) Nach der den mehreren Leſern am zugänglichſten und verſtändlichſten Überſetzung Schillers.

welches zuerſt die griechiſchen Staaten zu einer großen National-Unternehmung vereinigte, da der Argonautenzug nach Kolchis uns mehr im Lichte des Wagniſſes einer Handvoll kühnen Abenteurer erſcheinen muß. Die ruhmvollſten Erinnerungen knüpften ſowohl ganze Staaten, als einzelne Familien an dieſe Unternehmung; die Geſänge des größten aller Dichter hatten ſie gefeyert, und ſie mit einem ewigen, unverlöſchlichen Glanze umgeben. Die dringendſten Aufforderungen waren dazu vorhanden geweſen. Der Sturz eines mächtigen, im höchſten Wohlſtande blühenden Reiches verſprach den Griechen die wichtigſten Vortheile; und nicht die einem einzelnen Fürſten zugefügte Kränkung, ſondern zahlreiche Räubereyen und Plünderungen hatten die griechiſchen Staaten zur Rache aufgerufen. Ganz Griechenland hatte ſich zu dieſem Zuge verbunden; ganz Griechenland brannte, das ruhmvolle und nothwendige Unternehmen auszuführen. Der Seher droht mit der Vertilgung desſelben durch den Zorn der Götter, wenn nicht Iphigenia geopfert werde. Die Fürſten, das Heer, ganz Griechenland fordern dringend und ungeſtüm dieſes Opfer, und ſo ſchwer es dem liebenden Vater fallen mag — er muß es bringen.

Daß Euripides ſeinen Stoff aus dieſem Geſichtspunkte faßte, und mit ſo ſicherer und ſtrenger Berechnung alles auf dieſen Geſichtspunkt zu beziehen wußte; das iſt es, wodurch er allen nachfolgenden Dichtern zum vorhinein den Preis entriſſen hat.

Ich verkenne die Schönheiten der Iphigenia in Aulis des Racine, und das große Talent dieſes Dichters keineswegs. Racine iſt den Alten gegenüber kein Voltaire. Er kannte ſie weit beſſer; ſeine Verehrung für ſie war eine aufrichtige, wie die des Voltaire eine geheuchelte; er empfand ihre Vorzüge weit tiefer, als dieſer, dem man eh' alles Andere, als Tiefe zugeſtehen kann. Er beſaß Phantaſie, Gefühl, Geſchmack in einem ungewöhnlichen Grade, und vor Allem eine glückliche Gabe, die ſanfteren Regungen der Menſchlichkeit zu empfinden und darzuſtellen. Dennoch iſt auch er nicht ganz frey geblieben von der Erbſünde aller franzöſiſchen Tragiker, lieber blenden, als rühren zu wollen, und lieber künſtlich berechnete Motive aufzuſuchen, als von den einfachſten und natürlichſten Gebrauch zu machen. Das iſt ihm nun auch bey ſeiner Iphigenie begegnet.

Wie unglücklich die intriguirende Eriphile erfunden und in die Fabel verflochten ſey, iſt ſchon oft beſprochen worden; allein man ſagt nicht im geringſten zu viel, wenn man behauptet, daß das ganze Weſen der letzteren dadurch zerſtört werde. Wenn Artemis die Opferung dieſer zweyten Iphigenie verlangte, warum ſagte ſie denn das nicht? Wozu dient denn nur die ganze Plage und Verwirrung, welche durch das Mißverſtändniß erzeugt wird? Wie ganz anders iſt es nicht bey dem Euripides! Die Göttin entzieht Iphigenien dem Meſſer des Opfernden, um ſie nach Tauris zu verſetzen. Sie ſieht die blutigen Frevel voraus, die das Haus des Atreus noch beflecken werden, und entrückt die reine Jungfrau ihrem Kreiſe in die ſtille Sicherheit ihres Tempels.

Die ſchwierigſte Seite des Stoffes iſt die Entſchließung des Vaters, ſeine Tochter aufzuopfern. Sie kann uns nur dann erträglich ſcheinen, wenn wir ſie aus einer unvermeidlichen Nothwendigkeit, und aus den edelſten Beweggründen entſtehen ſehen. Miſcht ſich dieſen Beweggründen auch nur das Geringſte bey, was uns ein ſelbſtſüchtiges Intereſſe ahnen läßt: ſo wird der Vater nur unſeren Unwillen, nicht unſere Theilnahme erregen, und ſein Entſchluß uns ein unnatürlicher Frevel ſcheinen.

Hier nun iſt der franzöſiſche Dichter gegen den griechiſchen im entſchiedenſten Nachtheil. Bey dem Euripides iſt der Entſchluß Agamemnons erſt ein Opfer, das er dem großen Intereſſe ſeiner Nation bringt, und zuletzt die Frucht herber Nothwendigkeit; und Euripides hat nichts unterlaſſen, ihn auf ſolche Weiſe darzuſtellen. Schon durch den Geſichtspunkt, aus welchem er die ganze Fabel aufgefaßt hatte, war für dieſe Darſtellungsweiſe das Meiſte gewonnen. Zwar macht Menelaus dem Bruder harte Vorwürfe über ſeinen Ehrgeiz und ſeine Herrſchſucht; aber dieſe oft getadelte Scene dient vortrefflich dazu, uns die Nothwendigkeit der Entſchließung des Königs gleich anfangs nahe vor's Auge zu rücken. Denn als jetzt Menelaus, von den Thränen des Bruders gerührt, nachgibt, erkennt dieſer ſelbſt die dringende Nothwendigkeit, das Opfer zu bringen, gegen welches ſein aufgeregtes Gefühl ſich erſt ſo entſchloſſen empört hat.

Agamemnon.

Doch ach! Dieß wendet die entſetzliche
Nothwendigkeit nicht ab. Ich muß, ich muß
Die Hände tauchen in ihr Blut.

Menelaus.

Du mußt?
Wer kann dich nöthigen, dein eigen Kind
Zu morden?

Agamemnon.

Die verſammelte Armee
Der Griechen kann es. V. 511 — 14.

Wird Kalchas ſchweigen? wird es der mitwiſſende Ulyß? er, deſſen Ehrgeiz ohne Gränzen iſt, und der vor Begierde brennt, dieſen vor Troja zu befriedigen. Nicht nur das ganze große Unternehmen würde ſcheitern, ſondern Agamemnon ſelbſt, Klytemneſtra und ihre übrigen Töchter würden in Gefahr kommen.

Von wüthendem Verlangen brennt das Heer,
Nach Phrygien die Segel auszuſpannen,
Und der Achiver Gattinnen auf ewig
Von dieſen Räubern zu befrey'n. Umſonſt
Daß ich dem Götterſpruch mich widerſetze,
Ich — du — und unſre andern Töchter in
Mycene würden Opfer ihres Grimms.
— — — — — — — — — —
Dein Vaterland will deinen Tod. V. 1264 — 71.

Am ſtärkſten aber wird dieſe Nothwendigkeit durch die Art hervorgehoben, wie Euripides die Kataſtrophe behandelt hat. Das Heer gähret im wildeſten Aufruhr; Achill ſelbſt iſt zu ſchwach zum Widerſtande; er ſelbſt geräth in Gefahr geſteinigt zu werden, und ſeine Myrmidonen ſind es, die ſich zuerſt gegen ihn empören. Nur die Dazwiſchenkunft und die ſchonende Milde einer Gottheit kann die Unglückliche retten, und das im feindlichen Haß getheilte Heer einträchtig ſeinem Ziele zuwenden.

Ich finde faſt alle Motive, welche der griechiſche Dichter angewendet hat, um uns mit dem Entſchluſſe des Vaters, ſeine Tochter zu opfern, auszuſöhnen, auch bey dem franzöſiſchen; aber es fehlt viel, daß ſie bey dieſem eben ſo ſtark wirkten, wie bey jenem, und eben ſo von einem einzigen Mittelpunkt ausgingen. Die Fäden ſind bey ihm weit ſchwächer zuſammen gehalten, und ein böſer Faden läuft durch das ganze Gewebe, die Selbſtſucht des Agamemnons, der den Vorwurf, Iphigenien zuvörderſt ſeinem Ehrgeize und ſeiner Herrſchſucht aufzuopfern, mehr als hinreichend rechtfertigt. Ich will mich nicht darauf berufen, wie dieſer Grund in ſeinen Äußerungen überall als der nächſte und entſcheidendſte hervorſchimmere: ſondern ich will nur an den in der That unverzeihlichen Mißgriff des Dichters erinnern, die letzte Entſcheidung, nicht wie Euripides von dem auf's Höchſte geſteigerten Drange der Umſtände, ſondern — wenn gleich nur einen Augenblick — von dem empörten Stolze und dem Trotze gegen den Achill abdingen zu laſſen.

> Nun aber iſt ſie unrettbar verloren.
> Mein Kind allein — es hätte mich erweicht.
> Doch dieſe — Hoffart mehr als Liebe, die
> Mich ſchrecken will, befördert ihren Tod.
> Nun ſey's gethan! Wenn er gewaltſam droht,
> Entſcheide ſich die Wage meines Ruhms;
> Der Trotz Achill's bringt mich erſt zum Entſchluß.
> Zeigt mir das Mitleid als ein Kind der Furcht.
>
> 4. Act, 7. Sc.

Und gleich darauf:

> — — — Aber wie! ſoll ich Achill
> Den Obſieg gönnen, mich erniedrigen?
> Wird nicht ſein Hochſinn doppelkräftig wähnen
> Daß ich ihm weiche? daß ich vor ihm zittre?
> Weg eitle Sorge! Gibt's nicht andre Mittel,
> Achill's verwegnen Muth zu beugen? Ja;
> Sich härmen ſoll er über meine Tochter:
> Er liebt ſie — einem Andern geb' ich ſie. —

Der Charakter der Iphigenie ſelbſt iſt vielleicht die ſchönſte Schöpfung des Racine, und hier muß man eingeſtehen, hat er ſeinem Nebenbuhler den Preis ſtreitig gemacht. Die Iphigenie des Euripides kann vielleicht noch kindlicher ſcheinen; aber wendet man den Blick wieder auf die des Racine: ſo wird man ſich, wie erſt für jene, bald wieder für dieſe entſcheiden. Es gibt kaum ein lieblicheres, zarteres Bild der reinſten Weiblichkeit, als dieſe Iphigenie. Auch brachte die Liebe, die den franzöſiſchen Dichtern bey der Behandlung antiker Stoffe ſo viel böſen Spuck macht, und ſie ſo viel Verkehrtes anfangen läßt, dießmahl dem Racine wirklich den Vortheil, den Charakter Iphigeniens vielſeitiger entfalten, und ihre Seelenſchönheit uns in mannigfaltigerem Lichte zeigen zu können. Nichts kann rührender ſeyn, als ihr Schmerz, als ſie ſich Eriphilen aufgeopfert wähnt; und man vergißt es gänzlich, was die Letztere für eine widerliche Erſcheinung iſt, wenn man die Vorwürfe lieſt, in welchen der Zorn dieſer Taube gegen ſie aufbrauſt. —

Ariſtoteles macht (Poet. 15, 9) dem Charakter der Iphigenia den Vorwurf der Inconſequenz. »Die flehende Iphigenia ſey der ſpäter ſich willig aufopfernden ganz unähnlich.« Fern ſey es von mir, dem erlauchten Oberhaupte aller Kritiker zu widerſprechen, nur ſey es mir erlaubt zu bemerken, daß Euripides von dem Standpunkte aus, den er für die Behandlung ſeines Stoffes wählte, zu dieſer präſumtiven Inconſequenz gute Gründe hatte. Die erſte Bewegung Iphigeniens bey der Ankündigung ihres Schickſals iſt, der Natur gemäß, eine mächtige Erſchütterung. Als ſie ſich aber geſammelt hat, als ſie hört, daß die Wohlfahrt und der Ruhm ihres Vaterlandes, daß der Ausgang des großen Unternehmens, zu dem dieſes ſeine edelſten Kräfte vereinigte, einzig von ihrem Tod abhänge: da widerſtrebt die hochherzige Jungfrau nicht länger dem Willen der Göttin, die ſie zum Tode ruft, und ihre Furcht vor demſelben weicht der edelſten Liebe zum Vaterlande, und der erhebenden Vorſtellung, an dem Ruhme desſelben ihren Antheil zu haben. Eine Inconſequenz kann hier um ſo weniger Statt finden, als die Gründe, welche ſie jetzt beſtimmen, bey der erſten Beſtürzung des Schreckens gar nicht auf ihr Gemüth wirken konnten; jetzt aber durch die allgemeine Empörung des

Heers und das Verſchwinden aller Hoffnung auf Rettung ein unverhältnißmäßig größeres Gewicht erhalten.

Die Andromache des Euripides iſt unſtreitig eines von ſeinen am wenigſten gelungenen Stücken. Die Scene, in welcher die Mutter ſich freywillig aufopfert, iſt vortrefflich, und verräth den Dichter, der, wie Solger ſich ausdrückt, die den tragiſchen Dichtern der Griechen beynahe noch unbekannte Welt des Gemüthes aufſchloß. Auch iſt es gewiß höchlich zu loben, daß Euripides die Rolle des Moloſſus ſo mäßig beſchränkt hat; da ſich nicht läugnen läßt, daß die lieben Kleinen ſich in unſern Tragödien mit ihrem bald naiven, bald heroiſchen Geplauder oft ſo breit und unnütz machen, daß man ſie nicht ungern mit Ruthen von den Bretern weggepeitſcht ſehen würde. Übrigens wird es ſchwer, im ganzen Stücke einen ſichern Mittelpunkt zu finden; und das Intereſſe, welches uns Andromache in der erſten Hälfte desſelben einflößt, ermattet in der letzteren ſo ſehr, daß wir ſie beynahe wieder aus dem Geſichte verlieren, und in der günſtigen Wendung ihres Schickſals nur wenig Befriedigung finden.

Der Andromache des Racine ertheilt A. W. Schlegel große Lobſprüche, wenn er gleich am Ende hinzuſetzt, das Ganze habe das Anſehen gewiſſer Kinderſpiele, wo eines vor dem andern laufe, und ein anderes zu erhaſchen ſuche. In der That iſt das Stück eine tragiſche Variation des bekannten Thema: Hans liebt Gretchen, Gretchen aber liebt Steffen, und Steffen Marliſe. Die daran gerühmten Vorzüge ſollen ihm, was gerade nicht ſchwer wäre, nicht beſtritten werden. Nur das mag bemerkt werden, daß die Handlung im vierten Act gerade wieder auf den Punkt zurückkehrt, von welchem ſie im erſten ausgegangen; und daß es kaum etwas Ungriechiſcheres geben könne, als das verliebte Heldenpaar Pyrrhus und Oreſtes, wovon beſonders der letztere in der Rolle, welche er am Schluſſe ſpielt, mit eben ſo gutem Fug lächerlich, als tragiſch groß genannt werden kann. Daß ſich übrigens im ganzen Stücke kein Anklang von griechiſcher Sitte und Denkungsweiſe finde, iſt ein Vorwurf, welchen man allen franzöſiſchen Tragödien dieſer Art zu oft und zu allgemein gemacht hat, als daß er hier wiederhohlt werden ſollte.

Aus den erwähnten neueren Bearbeitungen mythiſcher Stoffe läßt ſich leicht erkennen, welche Anforderungen an eine ſolche Bearbeitung gemacht werden müſſen, und welche Mißgriffe vor andern zu vermeiden ſind.

Die vorzüglichſte und unerläßlichſte Forderung iſt dieſe, daß die Bearbeitung im Geiſte des Mythus unternommen, und dieſer ſeinen weſentlichen Beſtandtheilen nach getreu der Fabel unterlegt werde. Die griechiſchen Mythen nämlich ſind kein Product der Willkür des dichteriſchen Geiſtes; ſondern ſie haben theils wirklich eine hiſtoriſche Baſis, oder wo dieſe nicht vorhanden, oder minder erkennbar iſt, ſind ſie dennoch im Geiſte einer in ihrer Eigenthümlichkeit und in ihrer Auffaſſung des Lebens ſcharf beſtimmten Zeit ausgebildet. Wie aber dieſe Auffaſſungsweiſe ſelbſt, wie oben gezeigt worden, der tragiſchen Idee enge verwandt iſt: ſo ſind ſie auch in der Geſtalt, in welcher ſie uns überliefert worden, am geſchickteſten, dieſelbe darzuſtellen. Darum ſoll der tragiſche Dichter ſich hüthen, mit unbeſcheidener Willkür zu ändern und umzuformen; weil er es weit ſeltner mit wirklichem Gewinne, als mit entſchiedenem Verluſte wird thun können.

Es ſind vorzüglich drey Stücke, welche der Dichter, wenn er mythiſche Stoffe wählt, nicht aus dem Auge verſtellen darf: das religiöſe Princip, das patriotiſche, und das ethiſche.

Jede Anſicht des Lebens, von welcher Art ſie immer ſeyn möge, ſieht ſich zuletzt immer auf ein religiöſes Princip zurück gewieſen, in was für einer Geſtaltung dieſes auch immer ſich darſtelle. Denn wo die Betrachtung des Lebens die Anerkennung eines religiöſen Principes auf was immer für eine Weiſe ablehnen zu können glaubt: da geräth ſie zuletzt mit ſich ſelbſt in Widerſpruch, und wird ſo zur Anerkennung der Nichtigkeit ihres Beſtrebens gezwungen. Beſtrebungen dieſer Art aber ſind die Frucht leidenſchaftlicher Befangenheit, einſeitiger Überbildung und Überfeinerung. Der durch dieſe nicht getrübte Blick erkennt bey ſeiner unbefangenen Anſchauung des Lebens in den ewigen und unwandelbaren Geſetzen deſſelben mit frommer Scheu das Walten eines Heiligen, von welchem ſie ausgefloſſen: und der Einzelne, wie ganze Völker und Zeitalter, werden dieſe Erkenntniß deſto feſter halten, und deſto conſequenter ſie ausbilden, je offener und auffallender jene Geſetze in den Erſcheinungen der Wirklichkeit ſich ausſprechen, und je heller und unbefangener Auge und Sinn des Betrachtenden ſelbſt ſind. So bey den Griechen. In der ſpäteren Periode des mythiſchen Zeitalters, dieſes in jener Ausdehnung genommen, welche ihm hier gegeben wird, finden wir ſie in dem Übergange von den Anfängen der Bildung zu höheren Stufen derſelben begriffen. Ihr Geiſt iſt aus ſeiner früheren Dumpfheit und Befangenheit erwacht, und entfaltet mit friſcher Jugendkraft ſeine Fittiche. Der trübe Nebel, der ihn früher umhüllte, iſt verſchwunden; klar und hell blicken ſie vor ſich hin ins Leben, und unbefangen faſſen ſie ſeine Erſcheinungen ſo auf, wie ſie ſich ihnen darſtellen. Sie ſehen in den auffallendſten, raſch ſich wiederhohlenden Beyſpielen den Wechſel von Glück und Jammer, den Fall des Mächtigen, den Sturz des Übermuths, die das Verbrechen bald ſchnell ergreifende, bald mit leiſem, aber ſicherem Schritte ihm nachſchleichende Ahndung: ſie ſehen den Reinen und Schuldloſen, wenn nicht immer, doch immer nur ihn, ſiegreich aus dem Kampfe mit dem Unglück hervorgehen. Was ſie wahrnehmen, ſchließt ſich an die früheren Überlieferungen von der Macht der Götter, und dem Walten einer ſittlichen Weltordnung. Die Poeſie, welche dieſen Glauben ſchon bey ſeinem Entſtehen genährt und gepflegt hat, empfängt die ihm entſprechende Sage, um in dieſem Sinne ſie weiter auszubilden: und verpflanzt ſie, als das köſtlichſte Vermächtniß für die folgenden Geſchlechter, auf ihren geheiligten Boden, unzugänglich den Angriffen befangener Zweifelſucht, und den frechen Anmaßungen überbildeter Afterweisheit.

Eine höhere, durch unmittelbare Offenbarung uns ertheilte und bekräftigte Religion hat die Götter Griechenlands von ihren Altären geſtürzt, und wir betrachten ſie nur noch als Gebilde des Wahnes. Darum kann auch keine Mythe uns gelten, was ſie den Griechen galt. Aber wenn das darin herrſchende religiöſe Princip uns nicht als ein ſolches gelten kann: ſo verliert es darum ſeine Wirkſamkeit und Brauchbarkeit unter den Händen des neueren Dichters keineswegs als ein *hiſtoriſches*; und der Einwurf, den man gegen die Behandlung mythiſcher Stoffe von dieſer Seite her gemacht hat, hätte gar nicht vorgebracht werden ſollen. Es iſt nichts weniger als nothwendig, daß wir an die Götter glauben, die in den Mythen bald ſchützend und helfend, bald zürnend und ſtrafend erſcheinen; es iſt hinlänglich, wenn wir die handelnden Perſonen von dem

Glauben an ſie durchdrungen, oder ihr Verhältniß zu denſelben beſtimmt ausgedrückt ſehen. Dieſe Anſicht beſtimmt auch, worauf der Dichter bey der Behandlung des religiöſen Principes ſeine Aufmerkſamkeit vorzüglich zu richten habe. Auch kommt ihm bey der ganzen Sache die Neigung und Gewandtheit ſeiner Zeitgenoſſen, Alles auf allgemeine Ideen zu beziehen, mehr als halben Weges entgegen.

Was von dem religiöſen Princip geſagt worden, gilt auch von dem patriotiſchen. Es iſt in unzähligen griechiſchen Mythen auf das innigſte mit dem Weſen derſelben verbunden; und ſelbſt entferntere Beziehungen ſind von den griechiſchen Tragikern, wenn wir nach den Überreſten derſelben ſchließen dürfen, nicht unbenützt geblieben. Auch mag es billig im Zweifel bleiben, ob eine ſolche Benützung, wenigſtens in einzelnen Fällen, dem Euripides ſo hoch zur Sünde angerechnet werden dürfe, als es vielfältig geſchehen iſt. Uns kann natürlich das patriotiſche Princip der griechiſchen Mythen wieder nur als ein hiſtoriſches gelten. Aber wird es, wenn der moderne Dichter es zu benützen, und uns darin die Begeiſterung der Vaterlandsliebe und des Nationalgeiſtes lebendig darzuſtellen weiß, als ein ſchwacher Hebel zur Förderung der Theilnahme an der dargeſtellten Handlung betrachtet werden dürfen?

Unter dem ethiſchen Princip ſoll hier keineswegs auf die genaue Beobachtung griechiſcher Sitten und Gewohnheiten allein, ſondern auf etwas Höheres hingedeutet werden. Verſtöße gegen die erſteren kann der Dichter aus jedem archäologiſchen Compendium vermeiden lernen; ja er darf in einzelnen Fällen ſeine Gelehrſamkeit ſogar mit Vorſatz vergeſſen, wenn er durch Nichtbeachtung einer ihm wohlbekannten Sitte eine größere dramatiſche Wirkung, als im entgegengeſetzten Falle, zu erreichen weiß; wie

z. B. Auguſt Wilhelm Schlegel im Jon: wo Jon ſich ſeines Bogens bedienen will, um ſeine Mutter an dem Altare zu tödten, an welchem ſie Schutz geſucht hatte: da es doch ſonſt gewöhnlich war, rings um die Schuldigen herum Feuer anzuzünden, oder ſie durch Hunger zu zwingen, ihre Freyſtätte zu verlaſſen; womit auch Kreuſen im Jon des Euripides ſelbſt gedroht wird. Die obige Forderung betrifft etwas weit Wichtigeres. Der Dichter ſoll uns nämlich ein lebendiges Bild der Zeit geben, aus welcher er ſeinen Stoff wählt, und ſeine Perſonen im Geiſte derſelben reden und handeln laſſen. Die Eigenthümlichkeit dieſer Zeit iſt in der oben angezogenen Stelle aus den Vorleſungen über dramatiſche Kunſt auf das treffendſte bezeichnet worden. Wie ſchwer in dieſer Hinſicht die franzöſiſchen Tragiker ſich vergangen haben, iſt zu Genüge bekannt. Übrigens ergibt ſich die Wichtigkeit jener Forderung ſchon daraus, daß der Dichter, wenn er nicht die Eigenthümlichkeit des mythiſchen Zeitalters in ſeine Bearbeitung herübernimmt, mit der Handlung ſelbſt, als einem Producte desſelben, nothwendig in einen mehr oder minder auffallenden Widerſpruch gerathen muß.

Auf die angegebene Weiſe allein kann, wie ich glaube, die mythiſche Tragödie auf unſerem Boden gedeihen. Eine genauere Nachbildung der griechiſchen Tragödie ſcheint mit der Verſchiedenheit, welche zwiſchen antiker und moderner Poeſie Statt findet, eben ſo wenig verträglich zu ſeyn, als ſie auch dem ausgezeichneten Dichter leicht — und kaum jemahls ganz — gelingen würde. Auch ſoll der Dichter das eigenthümliche Streben ſeiner Zeit nur von ſeiner edelſten Seite aufzugreifen ſuchen; nie aber damit in einen entſchiedenen und vergeblichen Widerſtreit treten wollen.

Der Unterſchied zwiſchen antiker und moderner Poeſie iſt ſo vielfältig beleuchtet worden, daß darüber nur Geſagtes zu wiederhohlen bliebe. Nur Weniges will ich mir zu bemerken erlauben.

Die antike Poeſie trägt das Siegel ihrer Abkunft leuchtend an der Stirne. Lange vor aller Speculation, unmittelbar aus unbefangener Anſchauung des Lebens iſt ſie entſtanden; darum bezieht ſie Alles unmittelbar auf das Leben. Was aber unmittelbar aus dem Leben geſchöpft oder richtig darauf bezogen wird, iſt zunächſt klar: weil es von einem Beſtimmten und ſicher Begränzten genommen iſt, oder dieſes aufſucht. Klarheit iſt daher einer der unterſcheidenden Vorzüge der antiken Poeſie, und vielleicht derjenige Zauber, durch welchen wir in den Werken derſelben am meiſten gefeſſelt werden.

Anders iſt das bey uns. Wir beziehen mehr das Leben auf Ideen, als die Ideen auf das Leben. Darum ſpielt die Reflexion auch in unſerer Poeſie eine ſo wichtige Rolle; ſelbſt da, wo ſie nicht geradezu als ſolche auftritt, z. B. in der Schilderung der Empfindungen, die wir mehr zergliedernd und raiſonirend, als nach ihren nächſten und unmittelbarſten Beziehungen auf das Einzelne in einem lebendigen Bilde darſtellen. Daher herrſcht in unſerer Poeſie mehr Tiefe als Klarheit; daher aber iſt ſie auch weit geſchickter das Gemüth zu erheben, als es zu erheitern; geſchickter es zu erſchüttern, als es zu beſänftigen, und weit öfter glücklich in dem Beſtreben, ihre Schwingen über die Erde emporzuheben, als ſie uns auf dieſer in dem hellen, milden Lichte zu zeigen, das wie der Glanz eines jungen Frühlingstages über die Werke der Alten ausgegoſſen iſt.

Wie nun der moderne Dichter bey der Behandlung mythiſcher Stoffe, ohne die Eigenthümlichkeit der Bildung ſeiner Zeit zu verläugnen, den weſentlichen Bedingungen ſeines Stoffes genügen könne, zeigen uns der Jon von Auguſt Wilhelm Schlegel, und die Iphigenie auf Tauris von Göthe.

Über die hohe Vortrefflichkeit beyder Werke iſt man jetzt einig, wenn gleich die des erſteren bey ſeinem Erſcheinen vielfach beſtritten wurde. Vielleicht darf man nicht mit Unrecht ſagen, daß beyde Werke auch jetzt noch einige Stufen zu hoch für die Bildung unſerer Zeit, wenigſtens für die allgemein verbreitete, ſtehen.

Vergleicht man inzwiſchen den Jon des Euripides mit jenem des neueren Dichters: ſo wird man, wie innig man auch von der Schönheit des letztern durchdrungen ſeyn mag, dem erſteren gerne oder ungerne wenigſtens den Vorzug einer größeren Klarheit, ſowohl in der Behandlung des Ganzen, als einzelner Motive zugeſtehen müſſen. Daß ſich, wie der Verfaſſer des neueren Jon ſagt, bey dem Euripides Götter und Menſchen zu einer Lüge gegen den Xuthus verbinden, fällt eben ſo gar ſchwer nicht ins Gewicht; wenn gleich nicht zu läugnen, daß der von ihm gewählte Schluß unſerer Empfindungsweiſe und den ſtrengſten Forderungen des ſittlichen Gefühls entſprechender. Jons Einführung in die Familie des Xuthus durch eine dieſen beglückende Täuſchung, und durch unmittelbare Verfügung einer Gottheit, that der tragiſchen Würde um ſo weniger Abbruch: da Jon von dem Gott beſtimmt war, der Stammvater eines mächtigen Volksſtammes zu werden, und das ganze Stück darauf berechnet iſt, die unbedingteſte Ehrfurcht für das Walten der Götter als die höchſte, keinem Maßſtabe menſchlicher Beurtheilung unterliegende Pflicht der Sterblichen darzuſtellen.

Man hat geſagt, Göthe's Iphigenia auf Tauris ſey keineswegs im Geiſte der Alten gedichtet. Man kann das zugeben; und in der That ſteht Schlegels Jon dem Vorbilde der antiken Tragödie näher. Das Beſtreben des neueren Dichters, dem Stoff eine ideale Seite abzugewinnen, iſt in der Iphigenia durchaus vorherrſchend. Aber ein ſo harmoniſches, in allen ſeinen Theilen ſo vollendetes, und mit einem ſo milden, überirdiſchen Schimmer übergoſſenes Werk, wie dieſe Iphigenia, hat die deutſche Literatur ſonſt nicht mehr aufzuweiſen; und ein ſchöneres Ideal weiblicher Reinheit und Seelenhoheit iſt kaum von einem andern Dichter unſerer Nation aufgeſtellt worden. Mit der Iphigenia auf Tauris des Euripides ſollte man ſie jedoch gar nicht zuſammenſtellen; denn eigentlich kann hier gar keine Vergleichung Statt finden. Es ſind andere Fäden, von welchen die tragiſche Wirkung bey dem Euripides abhängt. Auch hätte man das Werk des griechiſchen Dichters im Vergleich mit jenem des deutſchen nie ſo weit herabſetzen ſollen, als es mehrmahls geſchehen iſt. Es gehört weder zu ſeinen ſchwächeren, noch zu ſeinen vorzüglichſten Arbeiten. Es ſteht zwiſchen beyden inne; näher den letzteren als den erſteren. Am wenigſten hätte man hier die Erſcheinung der Göttin tadeln ſollen; da das Stück, ſo wie es angelegt war, und bey dem Intereſſe, welches die Entführung, und gerade die auf ſolche Weiſe vollbrachte Entführung des Götterbildes für das athenienſiſche Publikum hatte, auf keine andere Weiſe, als durch die Dazwiſchenkunſt der Göttin beendigt werden konnte.

Als zweyte Quelle des tragiſchen Stoffes iſt die Geſchichte bezeichnet worden.

Die größte aller Tragödien iſt die Weltgeſchichte.

Das aber iſt ſie nicht darum, weil wir hier die größten Kräfte im Spiele ſehen: ſondern weil das Schauſpiel der Nichtigkeit menſchlicher Kräfte, wenn ſie mit den Geſetzen und dem Walten einer höheren Weltregierung in Widerſtreit treten, in ihr ewig auf's neue ſich wiederhohlt, und ſo eine furchtbar erſchütternde Einheit in das große Gemählde bringt. Auch iſt es nicht ſowohl der Sturz mächtiger Reiche, das ſpurloſe Hinſchwinden deſſen, was ganze Geſchlechter und Jahrhunderte für die Ewigkeit zu gründen und zu bauen glaubten, was ſie zur Tragödie macht: als vielmehr der unſelige Irrthum aller Generationen und Jahrhunderte, als vermöchten ſie im Widerſtreit mit den ewigen ſittlichen Geſetzen einer höheren Macht aus eigner Kraft ein dauerndes Werk zu Stande zu bringen. Daß dieſer Irrthum durch Jahrtauſende ſich fortgepflanzt, und durch Jahrtauſende ſich fortpflanzen wird; daß die Lehre und das warnende Beyſpiel, welches die eine Generation empfängt, an der nächſten verloren bleibt, und dieſe ſich immer wieder in den Strudel hineinſtürzt, in welchem ſie die vorhergehende rettungslos verſinken geſehen: das iſt es, was uns bey der Betrachtung dieſer furchtbaren Tragödie mit dem tiefſten Schauder erfüllt, und das erſchütterte Gemüth nimmer aus dem Abgrunde der düſterſten Troſtloſigkeit zu einer heiteren Anſchauung des Lebens gelangen ließe: wenn es nicht durch den Hinblick auf jene ewigen und wandelloſen Geſetze ſelbſt, als der ſicheren Bürgſchaft einer ſittlichen Weltregierung, dazu erhoben würde.

Dieſe große Tragödie hat wohl einen Anfang — ſie beginnt nämlich ſchon mit dem erſten Entſtehen des Menſchengeſchlechtes: aber keinen andern Schluß, als den künftigen Untergang desſelben; und jedes Zeitalter iſt entweder tragiſche Protaſis oder Kataſtrophe; meiſtens aber beydes zugleich.

Daher findet auch in der hiſtoriſchen Tragödie, ſtrenge genommen, wie ein vollkommener Abſchluß Statt; und man muß es für einen ſolchen gelten laſſen, wenn die tragiſche Idee durch die Handlung mit hinreichender Beſtimmtheit zur Anſchauung gebracht wird.

Wie nun die tragiſche Idee in jenem großen Gemählde im Zuſammenhange aller ſeiner Theile ſich abſpiegelt: ſo auch vollſtändig in ſeinen einzelnen Theilen ſelbſt. Zuletzt in jedem Menſchenleben, auch in dem unbedeutendſten. Denn in dem Irrthume, als ob wir ſelbſtſtändige Zwecke aus eigner Kraft mit Sicherheit zu verfolgen vermöchten, im Widerſtreit mit den ſittlichen Geſetzen unſers Daſeyns, bleiben wir alle befangen, bis unſer Daſeyn ſelbſt aufhört. Die tragiſche Poeſie aber wählt große, auffallende Beyſpiele dieſer Wahrheit, und von allen andern Arten derſelben wählt die hiſtoriſche Tragödie Beyſpiele dieſer Art zu ihren Darſtellungen. Sie zeigt uns das Spiel größer Kräfte; denn um ſo mächtiger und erſchütternder wird ihr Zerrinnen und Zerfließen auf unſer Gemüth wirken, je größer ſie ſind, und je zuverſichtlicher wir ſie deßwegen ſich ſelbſt vertrauen ſehen. Daher bedarf die hiſtoriſche Tragödie auch nicht nothwendig eines einzelnen Helden als ihres Mittelpunktes, von dem die Kraftäußerung ausgehe, und gegen welchen die Maſſe des Widerſtandes gerichtet ſey. So ſind in den drey Theilen Heinrichs des Sechſten die Gruppen des wüthendſten Parteyhaſſes um dieſen Fürſten herumgereiht, ohne daß weder er ſelbſt, noch ein anderer der Handelnden ausſchließend der Held dieſer Tragödie genannt werden könnte; und nur in ſo ferne mag er als der Mittelpunkt des Ganzen angeſehen werden, als ſein frommer ruhiger Sinn, und die lautere Einfalt ſeines Gemüthes dem wilden Treiben der empörten Leidenſchaften überall zur Folie dienen.

Jede Kraftäußerung wirkt in immer weiteren Kreiſen auswärts: ſo wie der Widerſtand in immer engeren Kreiſen gegen ihren Mittelpunkt ſich hinzieht. Die Schwingungen ſind dabey immer deſto ſtärker und bemerkbarer, je näher ſie dem Mittelpunkte; und deſto ſchwächer und unbemerkbarer, je weiter ſie ſich davon entfernen. Immer wirkt daher die Kraft zunächſt auf Einzelne; und immer vereinigt ſich daher in Einzelnen die Summe der Kräfte zum Widerſtande.

Der tragiſche Dichter kann bey der Bearbeitung hiſtoriſcher Stoffe dieſe nächſte Wirkung darſtellen, wie zum Beyſpiel die älteren franzöſiſchen Tragiker, und Delavigne in der ſicilianiſchen Veſper: oder er kann vor unſern Augen das ganze Spiel der Kräfte entfalten, welche dabey thätig ſind. Man darf die letztere Art der hiſtoriſchen Tragödie mit Recht die höhere nennen. Ihr Schöpfer iſt Shakſpeare; und noch iſt ſie keinem andern Dichter, wie ihm, gelungen.

Der Dichter kann eben ſo wenig als der Geſchichtſchreiber die Summe der wirkenden Kräfte nach ihren einzelnen Antheilen darſtellen; er müßte ſonſt in der That den Antheil jeder einzelnen Perſon vor unſere Augen bringen. Darum faßt der Geſchichtſchreiber dieſe einzelnen Antheile in einem allgemeinen Begriffe zuſammen; der Dichter hingegen ſucht das Allgemeine in dramatiſcher Entfaltung zur lebendigen Anſchauung zu bringen. Wenn nun bey einer großen hiſtoriſchen Begebenheit viele Kräfte im Spiele, und in der Summe derſelben auch die geringeren und niedrigeren weſentlich mitbegriffen ſind: ſo nimmt der Dichter ſie auch alle in ſeine Darſtellung auf. Daher der dem höheren hiſtoriſchen Drama weſentliche Reichthum und die groſſe Mannigfaltigkeit der Gruppen, ſo wie die ſo oft unverſtändig getadelten Volksſcenen im Shakſpeare. Dennoch ſind die letzteren von den Verfaſſern hiſtoriſcher Tragödien größtentheils in ihre Darſtellungen aufgenommen worden. Wenn es aber kaum einem von ihnen damit ganz gelungen: ſo läßt der Grund davon bey einer Vergleichung mit Shakſpeares Werken leicht ſich auffinden. Die groſſe Wirkung derſelben, ſo wie jeder einzelnen Scene, hängt allein von der klaren, ſicheren Beziehung derſelben zu ihrem Mittelpunkte ab; und wo dieſe fehlt, wird nicht nur das Einzelne überflüſſig und bedeutungslos erſcheinen: ſondern immer auch die Wirkung des Ganzen entſchieden dadurch geſchwächt werden.

Aus dieſem Organismus der hiſtoriſchen Tragödie erklärt es ſich auch, warum ſie ſo gerne eine groſſe Breite des Stoffes ſucht. Sie bedarf nämlich viel Raum, um ihre mannigfaltigen Gruppen aufzuſtellen und zu verbinden. Inzwiſchen ſetzt ſie das oft auch bey einem in dieſer Hinſicht beſchränkteren Stoffe ins Werk, wie Shakſpeare in Richard dem Zweyten; wo der Reichthum der Compoſition in den beyden erſten Acten keinen ſeiner übrigen hiſtoriſchen Dramen etwas nachgibt; und die übrigen Acte zu dem vollſtändigſten Gemählde des Schmerzes und der rührenden Ergebung Richards, ſo wie zur Andeutung der unruhigen Vorfälle unter Heinrichs des Vierten Regierung benützt ſind.

Wie viel der Dichter dabey verliere, wenn er auf dieſe reicheren Entfaltung des hiſtoriſchen Stoffes Verzicht leiſtet, iſt ſchon daraus klar, daß er dann die wichtigſten Intereſſen und Motive der Handlung nur erzählend oder ſchildernd berühren kann, ſtatt ſie zur lebendigen Anſchauung unmittelbarer vor unſer Auge zu bringen. Man denke ſich, wie Shakſpeare das Leben der Maria Stuart behandelt haben würde, und leſe dann die Maria Stuart des Alfieri, wo alles auf wenig mehr als auf eine häusliche Tracaſſerie hinausläuft.

Die innere Natur der höheren hiſtoriſchen Tragödie iſt noch weit ſtrenger bedingt, als die äußere Form derſelben. Vielleicht kann man ſie ſich nicht beſſer klar machen, als wenn man einen Blick auf ihre Entſtehung zurück wirft.

Die römiſche Geſchichte iſt von den aufgeklärteſten Nationen vielfach zum Gegenſtande ihrer gelehrten Unterſuchungen gewählt worden. Unter den Anſichten, welche ſie über dieſelbe aufgeſtellt haben, ſo wie unter jenen der Quellenſchriftſteller ſelbſt, findet inzwiſchen keine geringe Verſchiedenheit Statt. Die meiſten von den letzteren konnte Shakſpeare geleſen haben, da bereits zu ſeiner Zeit Überſetzungen davon vorhanden waren: wenn gleich keineswegs daraus folgt, daß er wirklich alle geleſen habe, welche ihm zugänglich waren. Hätte er ſie aber auch alle geleſen, und wären die Reſultate aller gelehrten Unterſuchungen darüber in ſeinem Kopfe aufgeſchichtet geweſen — nimmermehr hätte er den hiſtoriſchen Stoff ſeiner römiſchen Stücke tiefer durchdringen können, als er es gethan hat, da Plutarchs Lebensbeſchreibungen wahrſcheinlich ſeine einzige Quelle waren, in welchen er die vorzüglichſten Facta und die weſentlichſten Andeutungen der Charaktere vorfand. Die ganze Erſcheinung wird ſich nur auf eine einzige Weiſe erklären laſſen. Zwiſchen den Facten und ihren Urſachen, ſo wie zwiſchen den Äußerungen eines Charakters, und dieſem ſelbſt findet ein nothwendiger Zuſammenhang Statt; ſo wie in beyden Fällen noch ein anderer, vielleicht ſelbſt ſcheinbarer, gedacht werden, aber dennoch nicht der wahre ſeyn kann. Es iſt nun eben Gabe und Vorrecht des großen Geiſtes, dieſen Zuſammenhang auch bey dürftigeren Daten mit ſicherm Blicke aufzufinden, weil er für die Bedingungen ſeiner Nothwendigkeit den ſichern Maßſtab in ſich ſelbſt findet; eine Beſtätigung des Geſetzes, nach welchem die höchſte Kraft die mächtigſte Wirkung überall mit dem geringſten Aufwande von Mitteln hervorbringt. Ein ſolches Auffaſſen des hiſtoriſchen Stoffes konnte nur dort unzureichend ſeyn, wo zum Durchdringen deſſelben eine größere Maſſe von Daten unumgänglich nothwendig war; wie denn vielleicht die Darſtellung der Anſprüche, des Duldens, und der gemäßigten Haltung der Gegenpartey in Coriolan nicht von aller Einſeitigkeit frey zu ſprechen: wenn gleich gerade dieſe Tragödie an Feſtigkeit der Zuſammenfügung und der ſchärfſten Ausprägung aller einzelnen Geſtalten vor mehreren der übrigen hiſtoriſchen Stücke Shakſpeare's vielleicht den Vorrang behaupten dürfte.

Wenn Shakſpeare, der im Plutarch wenig mehr als die vorzüglichſten Facta, Charaktere, und einige dahin gehörige Anecdoten vorfand, darum nicht minder tief in die Natur ſeines Stoffes eindrang, weil ſein göttliches Genie, ſo zu ſagen, auf einen Blick den nothwendigen Zuſammenhang der Begebenheiten zu erfaſſen wußte: ſo iſt damit der Vorzug der hiſtoriſchen Tragödie, ſo wie die Forderung ausgeſprochen, welche zunächſt an ſie gemacht werden muß. Der Vorzug derſelben beſteht dem zu Folge darin, daß ein ſolcher nothwendiger Zuſammenhang in den Begebenheiten vorhanden iſt; die Forderung aber darin, daß der Dichter ihn richtig, ſicher und ſcharf aufgefaßt habe, und ihn in den beſtimmteſten Umriſſen zur Anſchauung bringe. Der nothwendige Zuſammenhang der Handlung in einem hiſtoriſchen Stoffe erſcheint aber als ein nothwendiger am unbedingteſten in der hiſtoriſchen Wahrheit derſelben. Daher darf denn dieſe als eigentliche Baſis der hiſtoriſchen Tragödie angenommen werden; und dieſes iſt unſtreitig der Grund, warum Shakſpeare in den ſeinigen ſo ſelten ſich eine Abweichung davon erlaubt hat *).

Daher darf dieſes wohl als Grundſatz angenommen werden: Der Dichter verliert bey einem hiſtoriſchen Stoffe, der wirklich tragiſch iſt, um ſo mehr, je weiter er ſich von der hiſtoriſchen Wahrheit entfernt.

Man leſe die Erzählung des Livius von den drey Horatiern und Curiatiern — ein Stoff, den, einige Schwierigkeiten der ſceniſchen Anordnung abgerechnet, der Dichter kaum glücklicher wünſchen kann — und vergleiche damit den Horatius des Pierre Corneille, und die Horatier und Curiatier des Heinrich von Collin.

Die Römer und die Albaner beſchloſſen ihre Streitigkeiten durch den Kampf einiger Wenigen zu entſcheiden, aus Beſorgniß, durch ihre Uneinigkeit beyde die Beute eines mächtigeren Nachbarvolkes zu werden. Jenes Volk ſollte die Herrſchaft haben, deſſen Kämpfer die Oberhand behaupten würden. In beyden Heeren waren Drillinge, ſich gleich an Alter und Kräften. Dieſe wählte man zum Kampfe.

Bey dem Corneille iſt die Schweſter der Curiatier an einen der Horatier vermählt; ein anderer Curiatier iſt der Geliebte der Schweſter des Horatius. Es iſt unmöglich

---

*) Vergl. in Hinſicht auf Letzteres die Abhandlung über das hiſtoriſche Schauſpiel von Matthäus von Collin in Fr. Schlegels deutſchem Muſeum. 8. Heft.

zu überſehen, welche Vortheile der Dichter aus dieſen Umſtänden gezogen, und wie glücklich er ſie in den erſten drey Acten ſeines Stückes benützt hat, auf welche die franzöſiſche Bühne mit dem vollſten Rechte ſtolz ſeyn darf. Inzwiſchen war es jetzt bey den Römern, wie bey den Albanern nicht nur grauſam, verſchwägerte Kämpfer zu wählen; wo ſo viel auf dem Spiele ſtand, war es auch eine große Thorheit. Wenn nun trotz aller Vaterlandsliebe, trotz aller Vorſätze, den Regungen der Menſchlichkeit kein Gehör zu geben, dieſe den einen oder den andern der Kämpfenden mitten im Kampfe ſelbſt überraſchten? Der junge Horatius mochte gegen eine ſolche Überraſchung geſtählt ſeyn; aber auch der weichere Curiatius? In der Erzählung des Livius iſt mir alles klar. Man wählte die Jünglinge, weil ſie ſich an Alter und Kräften gleich, und weil ſie beyderſeits Drillinge waren; ſo daß ſie von den Göttern ſelbſt zu einem ſolchen Kampfe beſtimmt zu ſeyn ſchienen.

Der eine von den Horatiern gewinnt, als bereits zwey ſeiner Brüder gefallen ſind, über die drey verwundeten Curiatier durch Liſt und Tapferkeit den Sieg. Triumphirend zieht er in Rom ein, die Spolien der drey erlegten Feinde vor ſich her tragend. Vor dem Capeniſchen Thore begegnet ihm ſeine Schweſter, die an einen der Curiatier verlobt iſt. Als ſie den Kriegsmantel ihres Verlobten, welchen ſie ſelbſt gewebt hatte, über den Schultern ihres Bruders hängen ſieht, löſt ſie ihr Haar auf, und ruft wehklagend den Nahmen ihres Bräutigams aus. Ihr Wehgeſchrey bey einem ſo großen Siege, bey einem ſo großen allgemeinen Jubel, empört den trotzigen Jüngling. Er reißt ſein Schwert aus der Scheide, und ſtößt es der Schweſter ins Herz.

So erzählt Livius den Schweſtermord. Corneille iſt ihm in der Hauptſache gefolgt, und hat ſehr gut daran gethan. Nur wirft der Umſtand, daß Horatius mit einer Schweſter der Curiatier vermählt iſt, auch auf dieſen Mord ein nachtheiliges Licht Ich will nicht ſagen, man verlange von einem jungen Manne, der bereits Gatte iſt, mehr Mäßigung und Beſonnenheit, als von einem trotzigen und ſiegestrunkenen Jünglinge; aber wie viel Aufforderungen dazu lagen nicht überhaupt ſchon in den, von dem Dichter erfundenen verwandtſchaftlichen Verhältniſſen. Wenn die Entſcheidung anders, und er ſelbſt im Kampfe gefallen wäre? Hatte er dieſen Fall gar nicht, und hatte er dabey nicht an den Schmerz ſeiner eignen Gattin gedacht; und mußte dieſe Vorſtellung ihn nicht auch gegen den Schmerz der Schweſter milder und ſchonender machen? mußte das nicht der Tod dreyer edler Verwandten? nicht ſelbſt der Gedanke an den Schmerz ſeiner Gattin über den Tod ihrer Brüder. Ich gebe es zu, daß ſich auch unter den von Corneille angenommenen Umſtänden alles ſo begeben konnte, wie bey dem Livius; aber man wird im Gegentheil mir zugeben müſſen, daß bey dieſem Alles natürlicher und feſter gefugt iſt, als bey jenem: ohne daß darum die Begebenheit ſelbſt minder tragiſch wäre.

Bey Collin iſt es ſchlimmer. Der Schmerz der Gattin iſt ehrwürdiger, und fordert eine größere Schonung, als der Schmerz eines verliebten Mädchens. Der Dichter ſuchte das Gehäſſige des Schweſtermordes dadurch zu mildern, daß er Camillen ſelbſt den Tod wünſchen läßt. Aber warum gibt ſie ſich dieſen nicht ſelbſt? warum legt ſie es mit Abſicht darauf an, ihren Bruder zu ihrem Mörder zu machen? Überdieß — die Camilla des Corneille bricht in Verwünſchungen gegen Rom aus; auch die des Collin; und unſtreitig war es die Abſicht beyder Dichter, ihre Hinopferung unſerem Gefühl erträglicher zu machen, indem ſie dieſelbe zum Theil als einen Act der Gerechtigkeit darſtellten. Allein die Camilla des Corneille ſtößt nur eine einzige Verwünſchung aus, wenn ſie dieſelbe gleich mit jener raffinirten Grauſamkeit würzt, welche die franzöſiſche Bühne nur ſelten verläugnet: während die Camilla des Collin ihre Verwünſchungen lange fortſetzt. Gewiß aber iſt es, daß man ſie bey dem erſten Fluch über Rom, wenn nicht ermordet, doch als eine Wahnſinnige weggeſchleppt haben würde, da der römiſche Aberglaube ſchon vor jedem Worte von böſer Vorbedeutung zurückbebte. Wenn übrigens die Charaktere bey dem deutſchen Dichter weniger kräftig gehalten ſind, als bey dem franzöſiſchen, und alles etwas zu viel auf Gemüthlichkeit und eine weichere Rührung berechnet iſt: ſo läßt ſich doch ſeinem Werke eine überdachte und ſelbſt großartige Anlage nicht abſprechen; und in dieſer Hinſicht ſcheint es vor mehreren ſeiner übrigen Arbeiten mit Recht ſich den Preis zu heiſchen.

Ich habe oben die Horatier einen glücklichen Stoff genannt. Der Umſtand, daß die Bearbeitung zweyer Dichter von ausgezeichnetem Range gegen den Schluß hin auffallend matter wird; eine, ſtrenge genommen, dreyfache Handlung, und alſo ein dreyfaches Intereſſe, ſcheinen mir Unrecht zu geben. Aber ich überleſe die Erzählung des Livius, und die gibt mir ſo vollſtändig Recht, als ich es wünſchen kann. »Am meiſten rührte,« ſagt er, »das Volk der Vater des Horatius, der laut rief, ſeine Tochter ſey mit Recht getödtet worden. — Das Volk vermochte weder den Thränen des Vaters zu widerſtehen, noch dem Gleichmuth, welchen der junge Mann in allen Gefahren bewieſen hatte.« Die Schutzrede, welche Livius dem Vater in den Mund legt, konnte er auch den Sohn für ſich halten laſſen. Aber gewiß wirkt ſie aus dem Munde des Vaters rührender. Was könnte auch erſchütternder ſeyn, als der Schmerz eines Vaters, der, nachdem er zwey hoffnungsvolle Söhne auf dem Kampfplatze, und durch den Frevel des dritten am nämlichen Tage die einzige Tochter verloren hat, ſich gezwungen ſieht, dieſen, ſonſt mit der glänzendſten Ehre geſchmückten Sohn, gegen einen ſchmachvollen Tod zu vertheidigen. Man nehme dazu die frühere Freude des Vaters an dem Kleeblatt von Heldenſöhnen, und den höchſten Aufſchwung dieſer Freude, ſo wie des väterlichen Stolzes bey dem Triumphe des Siegers: ſo wird die Situation, wenn der Dichter das Licht vorzüglich nach dieſer Seite hin werfen will, ſo ächt tragiſch, als er es nur wünſchen kann; und dem Ganzen wird nirgends weiter das Intereſſe der ſtrengſten Einheit fehlen: ohne daß das Intereſſe der einzelnen Partien des Gemähldes, welches nicht unmittelbar von dem Vater ausgeht, dabey zu verlieren brauchte.

Wie Schiller überall zum Idealen hinneigte: ſo auch in ſeinen hiſtoriſchen Tragödien. Aber ein Vorwurf kann dasjenige nicht ſeyn ſollen, was ihm zum ſchönſten Ruhme gereicht. Ihm war das Ideal des Guten und Schönen ſo lebendig aufgegangen, daß er jeden Stoff, welchen er wählte, in die höhere Region deſſelben zu erheben ſuchte; und ihm war eine ſolche Fülle poetiſchen Geiſtes zu Theil geworden, daß er bey dieſem Beſtreben nur Meiſterſtücke von hoher Kraft und Eigenthümlichkeit hervorbringen konnte.

Am nächſten ſtehen der wahren hiſtoriſchen Behandlung Wallenſtein und Wilhelm Tell. Ein großer Vortheil für den Dichter war es, daß über den Planen des erſteren noch ſo viel hiſtoriſches Dunkel ſchwebt, daß [illegible] ihm freyer, oder vielmehr willkürlicher mit dem Stoffe zu ſchalten, und die hiſtoriſchen Beſtandtheile desſelben mit der von ihm gefaßten Anſicht ſeines Gegenſtandes ſo innig zu vereinigen: daß daraus ein ſo harmoniſches Ganzes hervorgehen konnte, als das Gedicht wirklich iſt; wenn man es gleich nicht immer für ein ſolches hat anerkennen wollen.

Am tiefſten und richtigſten iſt die Idee desſelben von Tieck in den dramaturgiſchen Blättern aufgefaßt worden. »Schiller,« ſagt der Verfaſſer derſelben, »fand den Charakter ſeines Helden, ja ſelbſt die Urſachen ſeines Untergangs etwas dunkel und ungewiß. Seine Verſchwörung hat nie können erwieſen werden; ſeine Hinrichtung hat man entſchuldigen müſſen. Der Feldherr hatte ſich auf eine gefährliche Höhe geſtellt; ſein Amt ſelbſt, ſeine Vollmacht und Unabhängigkeit waren furchtbar, ihm ſowohl, wie ſeinem Herrn. Alles dieſes hat der Dichter ſelbſt vortrefflich entwickelt. Er geht aber weiter, und dieſe geſchichtliche Anſchauung verleitet ihn über die Geſchichte hinauszuſchreiten. Er zeigt uns den Helden, der endlich gezwungen wird, das zu thun und zu werden, was er ſich nur als ein freyes Scherzen der Gedanken erlaubte: dieſes Spiel mit dem Teufel erzeugt das ernſte Bündniß mit demſelben. Wallenſteins wunderliche Seelenſtimmung, die ungewiſſe Dämmerung ſeines Gemüthes, ſein Wanken wie ſeine Unfähigkeit einen Entſchluß zu faſſen, ſoll uns eben die große Lehre erzeigen, daß das Leben ein Einfaches, Wahres erſtreben müſſe, wenn es nicht in Gefahr kommen will, dunkeln und räthſelhaften Mächten anheim zu fallen.«

So richtig, wie der berühmte Verfaſſer der dramagefaßt hat, ſcheint es mit Recht befremdend, daß er überſehen konnte, in welchem Grade und Umfange ſie daſſelbe durchdringt, und wie ſie allein die Seele im Ganzen iſt. Wenn der Verfaſſer gleich darauf von Thekla ſagt: »Außer der Rührung hat der Dichter auch eine höhere Abſicht mit dieſer Geſtalt; in ihrer reinen Liebe und wahren Natur ſoll ſich die ganze Verwerflichkeit jener düſter verworrenen Plane abſpiegeln:« ſo iſt dieſes wohl ganz richtig; nur wird jene Abſicht durch eine andere Geſtalt weit weſentlicher gefördert. Durch Max nämlich; der als Mann, als kräftig ſtrebende Natur, als unmittelbarer Theilnehmer an dem großen Drama der Zeit, wie Wallenſtein ſelbſt zur ſchweren Entſcheidung zwiſchen unverſöhnliche Intereſſen geſtellt, und entſcheidend auf das Schickſal deſſelben einwirkend, die Verwerflichkeit jener düſter verworrenen Plane weit klarer und lebendiger abſpiegelt, als Thekla. Ich will nur an die Scene Maxens mit ſeinem Vater im fünften Acte der Picolomini erinnern, welche, da ſie der Abſicht des Dichters ſo entſprechend ausgeführt iſt, allerdings einen ſchicklichen Schlußſtein der erſten Abtheilung bildet. Die Wichtigkeit ſowohl Maxens als Theklas aber kann nur dann richtig gemeſſen werden, wenn man bedenkt, daß das Intereſſe der ganzen Dichtung, troz ihrer hiſtoriſchen Beſtandtheile, ſich nirgends an die großen Intereſſen der Zeit, ſondern einzig an das Streben des Feldherrn knüpft, und nicht in dem Gange der erſteren, ſondern nur im Schickſal des lezteren ihren Abſchluß findet. Das düſter-verworrene Streben deſſelben wird aber durch Maxens und Theklas einfache, wahre Natur um deſto kräftiger und lebendiger herausgehoben: je ſchwerer der Kampf iſt, welchen es ihnen koſtet, ihrer Stimme zu folgen, und dieß beyde ſo entſcheidend auf die Kataſtrophe von Wallenſteins Schickſal einwirken; ſo weiß man kaum, was man dabey denken ſoll, wenn Maxens und Theklas Liebe von ſo Vielen als eine Epiſode betrachtet wird, die faſt eben ſo gut, oder wohl gar beſſer, nicht vorhanden ſeyn, als vorhanden ſeyn könnte.

Von dem nämlichen Geſichtspunkte aus muß auch Wallenſteins Charakter betrachtet werden: »ſeine wunderliche Seelenſtimmung, die ungewiſſe Dämmerung ſeines Gemüthes, ſein Wanken, und ſeine Unfähigkeit, einen Entſchluß zu faſſen.« Es ſcheint nicht wohl begreiflich, »daß Wallenſtein dadurch ſelbſt zum Räthſel werde; daß der Glaube an ihn ſchwanke, das Intereſſe für ihn ermatte, und daß er als tragiſche Perſon verliere.« Warum ſoll er durch dieſe Eigenthümlichkeit ſeines Charakters *als tragiſche Perſon* verlieren, da ſie der Idee, welche der Dichter »mit klarem Bewußtſeyn ſeinem Werke einlegt,« ſo entſprechend, und dieſe an ſich ſelbſt *ächt tragiſch* iſt? Überdieß iſt Wallenſteins Unentſchloſſenheit nicht Folge eines ſchwachen, unkräftigen Charakters. Sie iſt die Folge des *Unternehmens*, in welches er ſich eingelaſſen hatte, deſſen Gelingen von der zuſammenſtimmenden Mitwirkung einer großen Maſſe ſelbſtſtändiger Kräfte abhing, auf die bey der widerrechtlichen Natur des Unternehmens ſelbſt nur unſicher zu rechnen war. Ganz recht ſagt in dieſer Hinſicht Wrangel:

> Seine Würden meint
> Ein leichter Ding doch möcht' es ſeyn, mit Nichts
> In's Feld zu ſtellen ſechzigtauſend Krieger,
> Als nur ein Sechzigtheil davon —
> — zum Treubruch zu verleiten:

[illegible]

riſchen Wahrheit Hand in Hand gehen, wo man ihm den Mangel derſelben am öfteſten vorgeworfen hat. Auch wird Wrangels Anſicht durch den Erfolg vollkommen beſtätigt; und mehreren, ſelbſt ſchon im Vorſpiel zerſtreuten Andeutungen nach, müſſen wir vermuthen, was in der Scene mit den Küraſſieren uns augenſcheinlich vorgehalten wird, daß dieſer auch ohne Octavios geheime Thätigkeit Wallenſteins Planen ſchwerlich ganz entſprechend ausgefallen ſeyn würde. Darum kann auch die Einführung der entſchloſſeneren Gräfin Terzky keineswegs mit Recht getadelt werden; weil eben ihre größere Entſchloſſenheit *unter dieſen Umſtänden* weſentlich dazu dient, darauf hinzuweiſen, wie das Unternehmen, nicht durch den Mangel an Entſchloſſenheit, ſondern weil es ein widerrechtliches und den Bedingungen ſeines Gelingens nach ein allzuverwegenes war, geſcheitert ſey.

Daß bey einer, die Epoche jenes unheilvollen Krieges umfaſſenden Tragödie, in ſtrengem hiſtoriſchen Styl, größere Effecte zu erreichen waren, würde ſich ſchwer beſtreiten laſſen; aber wir würden dann keinen Wallenſtein haben. Auch bleibt uns ja jene Bearbeitung unverloren — ſo bald ſich ein künftiger Tragöde unter uns findet, der leiſtet, was Schiller nicht leiſtete.

Das nämliche läßt ſich von *Maria Stuart* ſagen. Eine Dichtung, welche treu den Fußſtapfen der Geſchichte folgend, die Schickſale dieſer Königin von ihrer Ankunft in Schottland bis zu ihrer Hinrichtung darſtellte, würde, im Shakſpeare's Geiſte behandelt, unſtreitig eine größere tragiſche Wirkung hervorbringen. Es gibt nicht leicht einen Stoff, der dem Dichter günſtiger wäre. Alles in ihrer Geſchichte tritt in ſo ſcharfen und beſtimmten Umriſſen hervor, als er es brauchte, wenn für den Geſchichtsforſcher im Einzelnen auch immer Dunkelheiten übrig bleiben mögen. Maria, ſeit ihrer Landung in Schottland das Spiel ihrer eignen, wie fremder gewaltthätiger Leidenſchaften; im Drange der feindſeligſten Verhältniſſe bald ſtark, bald ſchwach; von der Liebe vergöttert, vom Haſſe mit rückſichtsloſer Erbitterung verfolgt, den herbſten Wechſel von Glück und Unglück, von Angſt und Hoffnung zu wiederholten Mahlen erfahrend; durch eigene Schuld ihr Verderben herbeyführend, und durch ihre Leiden, wie durch die Hoheit ihres Geiſtes uns mit ihnen Fehlern verſöhnend — welch ein Stoff für Shakſpeare, wenn dieſer ihn hätte wählen können! Wie viel mächtiger würde uns nicht die gefangene, leidende Königin rühren, wenn wir früher die freye geſehen hätten! die Mitwiſſerin um den Mord ihres Gatten; Bothwells Geliebte; Murrays Gefangene, die aus ihrem Reiche vertriebene, bey ihrer Feindin, mit trüber Ahnung ihres Schickſals, Schutz Suchende. So lange ſich inzwiſchen nicht ein zweyter Shakſpeare dieſes Stoffes bemächtigt, wird weder der Werth, noch die gerechte Bewunderung für Schillers Maria Stuart unter uns niedergewogen werden: die auch dann in dieſem, kaum ſo bald zu hoffenden Falle ſelbſt, mit vollgültigem Rechte ſich behaupten werden.

Wie viel auf dem Wege einer ſtrengeren hiſtoriſchen Behandlung bey dem Stoffe von Frankreichs Rettung durch das Mädchen von Orleans zu erreichen war, kann Wetzels Jeanne d'Arc uns lehren. Der fünfte Act derſelben verdient alles Lob, und das Ende der Heldin iſt mit Einſicht und Würde behandelt. Auch iſt die Enthaltſamkeit des Dichters zu loben, der es ſich nicht erlaubte, die Hinrichtung Johannens unmittelbar vor unſer Auge zu brinallein darin ſucht, daß er jede Zeile des Geſchichtſchreibers in eine dramatiſche Scene umſetzt: ganz unähnlich dem Verfahren Shakſpeare's, der auch hier, wie überall, die größte Sparſamkeit und Enthaltſamkeit anwendet, und nirgends ſich auch nur den kleinſten Pinſelſtrich erlaubt hat, der nicht weſentlich zum Geſammteindruck ſeines Gemähldes beytrüge. Wenn man aber die berührten Vorzüge der Jeanne d'Arc unbedenklich zugeſtehen, und auf ihren Verfaſſer die Worte Antonio's anwenden kann:

Wer neben ſolchen Mann ſich wagen darf zu ſtellen,
Verdient für ſeine Kühnheit ſchon den Preis:

ſo läßt ſich darum nicht läugnen, daß ſeine Arbeit dem Verdienſte Schillers recht eigentlich zur Folie diene. Denn von jener Fülle poetiſchen Geiſtes, die Schiller über ſein Werk ausgegoſſen hat, finden wir in jenem Wetzels in den vier erſten Acten nur dürftige Spuren, und in Johannen keinesweges die von dem Glauben an ihren göttlichen Beruf erfüllte und begeiſterte Jungfrau, welche ſie doch ſelbſt nach dem Zeugniſſe der Geſchichte geweſen iſt. Die hiſtoriſche Tragödie erfüllt aber die Forderungen, welche an ſie gemacht werden müſſen, dadurch noch keinesweges, daß ſie treu den Fußſtapfen der Geſchichte nachgeht: ſondern nur dann, wenn ſie die Begebenheiten, Motive und Charaktere poetiſch durchdringt, und die Beſtandtheile derſelben, mit feſter Beziehung auf den Zweck tragiſcher Rührung, mit dichteriſchem Geiſte zur Anſchauung bringt. Ich irre kaum, wenn ich behaupte, daß in dieſer Hinſicht das Weſen der hiſtoriſchen Tragödie aus keinem von Shakſpeare's Werken klarer und deutlicher erkannt werden möge, als aus den drey Theilen Heinrichs des Sechsten. Heinrich, Margarethe, Suffolk, Gloſter, Beaufort, York, ſer Perſonen bilden, ſo zu ſagen, eine Tragödie für ſich, die nicht nur in ſtrengſter Beziehung zu dem tragiſchen Mittelpunkte des Ganzen ſteht: ſondern für ſich allein nirgends einer ſcharf ausgeprägten Eigenthümlichkeit, und eben ſo wenig des individuellen, als des allgemeinen tragiſchen Intereſſe ermangelt. Aus der poetiſchen Auffaſſung jener beſondern tragiſchen Momente, und aus der lebendigen Verſinnlichung derſelben geht eben die umfaſſende Wirkung jener großen Compoſition hervor: und es iſt nicht möglich, die letztere als ein Ganzes richtig aufzufaſſen: ohne die dichteriſche Kraft ihres Urhebers in der Behandlung des Einzelnen gehörig begriffen zu haben.

Dem Weſen wie der Form nach ſcheint mir Götz von Berlichingen der wahren Behandlung der hiſtoriſchen Tragödie im Deutſchen noch immer am nächſten zu kommen. Sicher haben wir in dieſem Fache nichts ſchärfer Ausgeprägtes aufzuweiſen. Dazu kommen noch die leichten, freyen Umriſſe, und — wie viel der Dichter ſich auch erlaubt hat — Maß und Begränzung in höherem Grade, als es auch ſpäterhin, als bey dem erſten Erſcheinen des Werkes, erkannt wurde. Man hat die Liebe Weislingens und Mariens als epiſodiſch getadelt. Sie läßt ſich mit gutem Grunde vertheidigen. Weislingens Verrätherey wird ſo deſto ſchwärzer, und der Dichter gewinnt dabey weſentlich. Nicht darum allein, weil unſere Theilnahme an dem verrathnen Götz auf ſolche Weiſe geſteigert wird: ſondern auch noch in anderer Hinſicht. Wie hoch man auch die Redlichkeit und Biederherzigkeit des mannhaften Ritters anſchlagen mag: ſo läßt ſich doch kaum darüber wegſehen, daß er durch ſein Treiben mit den Anforderungen einer zur geſetzlichen Ordnung ſich hinneigenden Zeit in einen heiltritt minder grell hervor, indem jene gerechten Anforderungen nur im Gefolge der Selbſtſucht und Treuloſigkeit erſcheinen. Das Beſte thut, um die Sache im Gleichgewicht zu erhalten, dabey freylich Götzens Irrthum und Befangenheit über die unbedingte Rechtlichkeit ſeines Strebens; welcher Irrthum ſich, für den Leſer wenigſtens, auf eine wahrhaft tragiſche Weiſe löſet, als der edle Mann zuletzt zum Genoſſen aufrühreriſcher Bauern herabſinkt, und von dieſen ſelbſt mißhandelt wird. Wenn bey dieſer Anſicht auf die didactiſche Beziehung des Stückes allzuviel Gewicht gelegt zu ſeyn ſcheint: ſo mag erwogen werden, daß eine ſolche Beziehung im Stoffe ſelbſt liegt, und auf keine Art von der hiſtoriſch-dramatiſchen Behandlung desſelben getrennt werden konnte.

Der rechte Mann, das hiſtoriſche Schauſpiel unter uns, wenn nicht in Shakſpeare's Geiſt, doch auf eine zweckmäßige und eigenthümliche Art zu begründen, war Zacharias Werner; wenn nicht ſeine unſelige Hypotheſe von Prädeſtination in der Liebe, oder wie er es in der Weihe der Unkraft ſelbſt ausdrückt, von zwey „einander in Ewigkeit nachrennenden, momentan-liebend ſich findenden, und dann wieder zu neuem Auftrennen ſich trennenden Weſenhälften (Kraft und Zartheit)„ von vorne herein Alles verdorben hätte. Was am meiſten zur Sache gehört, hatte oder hätte er ſonſt wohl meiſtens beyſammen gehabt. Ein ſicheres, oft tiefes, Aufgreifen der hiſtoriſchen Momente, Tiefe der Reflexion, Großartigkeit des Planes und der Gruppirungen; eine feſte Hand zur Charakterzeichnung, wie ſie Wenige haben, und vor allem die Gabe, den hiſtoriſchen Gegenſtand poetiſch zu beleuchten, finden wir in jedem ſeiner Werke. In letzterer Kunſt iſt Werner von keiner unſerer Dramatiker [illegible] nicht von jenen Partien ſeiner Werke die Rede ſeyn, wo dieſe Beleuchtung in Transparente übergeht. In Hinſicht auf metriſche und rhythmiſche Vollendung aber werden Werners Werke eine unſchätzbare Fundgrube für jeden bleiben, der es nicht vielleicht überflüſſig findet, in dieſer Beziehung gründliche Studien zu machen.

A. W. Schlegel und Andere haben den deutſchen Tragikern vorzüglich die vaterländiſche Geſchichte zur dramatiſchen Bearbeitung empfohlen. Die Idee iſt plauſibel, und des frömmſten Wunſches werth; der ihr demnach auch hier aufrichtig dargebracht ſeyn ſoll. Auch iſt von dem trefflichen Matthäus von Collin, von dem männlich beſonnenen Uhland und Anderen Dankwerthes, und zum Theil Vorzügliches, auf dieſem Gebiethe geleiſtet worden: eine große, dauernde Wirkung jedoch bis jetzt noch nicht zum Vorſchein gekommen. Grillparzers Ottokar wird man, wie man ihn auch beurtheilen oder verunglimpfen mag, wenigſtens eine großartige Anlage, und die Vortrefflichkeit einzelner Partien zugeſtehen müſſen. Je größere Wirkungen aber der Dichter ſonſt zu erreichen weiß, deſto mehr hätte er Effecte, wie jenen mit Margarethens Leiche, verſchmähen dürfen.

Noch einer Anforderung an die hiſtoriſche Tragödie bleibt zu erwähnen übrig, welche, beſonders ſeit etwas mehr als einem Decennium, ſehr häufig und dringend wiederhohlt worden iſt. Sie ſoll nämlich eine volksthümliche, und wenn alſo der Stoff der deutſchen Geſchichte entnommen, eine deutſchthümliche ſeyn. Es iſt eine gar ſchöne Eigenſchaft unſerer lieben Mutterſprache, daß ſich mit großer Leichtigkeit neue Wörter in derſelben bilden laſſen. Der Schüler im Fauſt meint zwar:

[illegible]

allein Mephiſtopheles belehrt ihn darüber ganz richtig:

Nur muß man ſich nicht allzuängſtlich quälen;
Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da ſtellt ein Wort zur rechten Zeit ſich ein.

Zum Begriffe aber habe ich es mit den Wörtern Volksthümlich und Deutſchthümlich, in Beziehung auf die hiſtoriſche Tragödie — ich will es ohne Umſchweiſe geſtehen — aller aufgewandten Mühe zum Troz, bisher noch nicht bringen können. Es ſcheint als ob dieſe Ausdrücke nicht wohl etwas Anderes bezeichnen könnten, als das Eigenthümliche in dem Charakter, in den Neigungen und Beſtrebungen eines Volkes. Aber nun zeigt ſich die ganze Schwierigkeit ihrer Anwendung auf das hiſtoriſche Trauerſpiel. Der eigenthümliche Charakter eines Volkes wird jederzeit das Product ſeiner Geſchichte ſeyn, welche Veränderungen er auch in beſonderen Perioden erlitten habe. Stoff und Behandlung bey einer hiſtoriſchen Tragödie — als deren Baſis wir die hiſtoriſche Wahrheit anerkannt haben — werden nun der Volksthümlichkeit entweder entſprechen, oder mit ihr im Widerſpruche ſtehen. Im erſteren Falle wäre nun jede ächte hiſtoriſche Tragödie an ſich ſelbſt eine volksthümliche; in lezterem werden wir entweder die hiſtoriſche Tragödie in obigem Sinne, oder die volksthümliche aufgeben müſſen. Es wäre ergözlich, die Frage zu erörtern; ob man z. B. den Göz von Berlichingen, wenn man die obige Diſtinction etwas gelten laſſen will — mit gutem Gewiſſen eine volksthümliche Tragödie nennen könne; — eine Erörterung, die jedoch Schwierigkeiten ganz beſonderer Art darbiethen würde.

»Kleiſt«, ſagt Ludwig Tieck von der Hermannsſchlacht dieſes Dichters in der Vorrede zu deſſen hinterlaſſenen Schriften, [illegible] ihre Charaktere und Verhältniſſe auszumahlen, ſondern, was einem Dichter eben ſo natürlich und erlaubt iſt, er ſah von der Gegenwart bedrängt und begeiſtert in ihrem Spiegel die Vorzeit; er nahm dieſe nun als Bild ſeiner Zeit, und knüpfte ſo ſeinen perſönlichen Haß und ſeine lebendige Liebe an alte Nahmen. Dieſe Art, die Geſchichte zu nehmen, iſt am wenigſten am dramatiſchen Dichter zu tadeln, wenn er nur von ſeinem Gegenſtande auf eine große Weiſe ergriffen, und ganz von ihm durchdrungen iſt. Es mag mir erlaubt ſeyn, dem hochverdienten Meiſter hier geradehin zu widerſprechen. Es kann dem Dichter keineswegs erlaubt ſeyn, die Gegenwart zum Spiegel der Vorzeit zu machen, und ſeinen Haß und ſeine Liebe an alte Nahmen zu knüpfen: weil durch ein ſolches Verfahren die wahre hiſtoriſche Tragödie nothwendig vernichtet wird. Oder was ſollte wohl aus dieſer werden, wenn Lehre und Beyſpiel einer ſolchen Willkür Gültigkeit gegeben hätten. Der Dichter ſoll uns gerade umgekehrt die Vorzeit zum Spiegel der Gegenwart machen; und wenn er nur den rechten Spiegel gefunden hat: ſo iſt kein Zweifel, daß die letztere ſich klar genug in demſelben erkennen werde. Kleiſt hat in der Hermannsſchlacht unſtreitig ein Stück voll Geiſt und Leben geliefert, das man nicht ohne hohes Intereſſe leſen kann; aber nicht in jedem Falle möchte die Wirkung einer ſolchen Behandlungsart die nämliche ſeyn; ſchon darum nicht, weil nicht überall der Stoff ſo natürliche Veranlaſſung zur überraſchendſten Verähnlichung der Vorzeit mit der Gegenwart oder der nächſten Vergangenheit hergeben würde, und jene dann auf gewaltſame Weiſe ihm abgedrungen werden müßte. Man hat Tieck der Vorliebe für den Dichter beſchuldigt. Ich freue mich im Gegentheile, daß ſen. Wie viele Stücke haben wir denn, wo hiſtoriſche Charaktere ſo ſcharf ausgeprägt, ſo lebendig und ergreifend dargeſtellt wären, als im Prinzen von Homburg? Gewiß iſt es, daß Kleiſt in der hiſtoriſchen Tragödie noch viel Ausgezeichnetes geleiſtet haben würde, wenn er lange genug gelebt hätte, um ſein Talent beherrſchen zu lernen, und die Neigung zum Phantaſtiſchen — die uns ſchon ſo manchen trefflichen Kopf gekoſtet hat — von ſich zu werfen; wie denn die Bärenſcene in der Hermannsſchlacht nur in einer Poſſe erträglich ſeyn konnte: dort aber eben ſo unerträglich als lächerlich iſt.

Noch einer Bedeutung muß ich erwähnen welche der Ausdruck Volksthümlich in der tragiſchen Poeſie überhaupt haben kann, und in welcher er die Übereinſtimmung mit der eigenthümlichen Art und Weiſe andeutet, wie ein Volk die Werke der ſchönen Kunſt auffaßt und empfindet. Bey dem Entſtehen der Kunſt vermag ein großes Genie dieſe Empfindungsweiſe bis auf einen gewiſſen Grad zu fixiren; wenn ſie aber einmahl einen beſtimmten Charakter angenommen hat, wird ſich der Dichter ihr immer wenigſtens annähern müſſen. Das Letztere iſt Schillern im edelſten Sinne gelungen, wie Keinem: und die mächtige Wirkung, welche er hervorbrachte, wird großentheils auf dieſe Rechnung geſetzt werden müſſen.

Der tragiſche Dichter kann ſeinen Stoff auch ſelbſt erfinden, ohne ihn der Geſchichte oder der Mythologie ſchuldig zu bleiben.

Es ſcheint auf den erſten Anblick, als ob dieſes Verfahren für den Dichter bey weitem das vortheilhafteſte ſeyn möchte; da es ihm die völlige Freyheit geſtattet, alle Umſtände der Handlung, und alle Charaktere ſo zu ordnen und anzulegen, daß daraus die größte tragiſche Wirkung hervorgehe. Inzwiſchen lehrt die Erfahrung, daß dieſe, ſelbſt von ausgezeichneten Tragikern bey ſelbſt erfundenen Stoffen nicht immer erreicht worden iſt; daher dieſe, und großentheils ſelbſt Calderon *), ihren Dichtungen lieber einen mythiſchen oder hiſtoriſchen Stoff unterlegten, als denſelben allein aus ihrer Phantaſie ſchöpften. Auch ſcheint es, bey einem Werke, wie die Tragödie, deſſen mannigfaltige Theile mit ſo großer Sicherheit auf eine Wirkung berechnet, ſo feſt gefugt, und ſo harmoniſch verſchmolzen ſeyn wollen, ſelbſt für den großen Dichter wünſchenswerth, in einem Gegebenen feſte Punkte zu haben, auf welche er bey der Compoſition, wie bey der Ausführung zurück blicken könne.

Nur eine Claſſe von Dichtern iſt bey ſelbſterfundenen Stoffen im entſchiedenſten Vortheil. Es ſind diejenigen, welche das Trauerſpiel zum Hohlſpiegel einer philoſophiſchen Idee machen. Wenn nun dieſe eine Fratze iſt, ſo muß, vermöge der Eigenſchaft des Hohlſpiegels, nothwendig eine recht große, widerliche Fratze daraus hervorſehen. Oft fließt auch, wie bey einem Raſirſpiegel, in gewiſſer Entfernung das ganze Bild in einen bloßen Klecks zuſammen, an welchem weiter gar keine beſtimmten Umriſſe zu erkennen ſind; oder es ſchwebt auch ganz frey in der Luft, in die es zuletzt ſich auflöſt, ohne eine Spur ſeines Daſeyns zurück zu laſſen. Eine ſolche Phantasmagorie iſt dabey immer deſto genialer, je windſchiefer, geſchraubter und phantaſtiſcher die philoſophiſche Idee ſelbſt iſt, welche durch

---

*) Kritiſche Überſicht ſeiner Dramen in den Wiener Jahrbü- [illegible]

die Dichtung reflectirt werden ſoll. Ein mächtiger Apparat wird dazu in Bereitſchaft geſetzt, und von allen Seiten her zuſammengeſchleppt; Geiſter, Hexen, Kobolde, Alraunen; viel Schickſal und wunderbare Andeutungen; wo möglich ein wenig Somnambulismus, und vor Allem — als Repräſentant von des Dichters eigner Querköpfigkeit — irgend ein Querkopf, der ſhakſpeariſch ausſehen, und — weil er ſich eben ſo wenig genirt, als der Dichter ſelbſt, für ein humoriſtiſches Original gelten will. Auch wird das Ganze, um ihm einen eigenthümlicheren Geſchmack zu geben, mit nordiſcher Mannhaftigkeit, ritterlichem Geiſte und ſalbungsvoller Liebeszartheit, mitunter aber auch mit etwas Cynicismus tingirt, und zuletzt noch ſchlecht genug mit calderoniſchen Farben überpinſelt. Am ſchlimmſten aber wird es, wenn eine ſolche Tragödie, wie man ſich ausdrückt, auf hiſtoriſchen Grund baſirt iſt; denn was für ſonderbare Karikaturen dann zum Vorſchein kommen, iſt leider bekannt genug.

Inzwiſchen muß man eingeſtehen, daß manche dieſer Stücke tragiſch genug ſind. Denn manche derſelben enthalten ſo unbeſtreitbare Beweiſe ſeltner Talente, und öfters auch wahrer Genialität, daß man jene Verirrungen des Genies mit Recht tragiſch nennen mag. Dieſe ganz ungebundene Willkür, die ſich über alle Regeln hinausſetzt; dieſes Streben nach Tiefe der Lebensanſchauung, die dennoch ſo oft nur von der Oberfläche weggeſchöpft iſt, und dieſe Sucht, original zu ſeyn, während dem Dichter hier und dort die erborgten tragiſchen Lumpen um die Flanken hängen: haben manches herrliche Talent, das von der Natur beſtimmt war, hell und glänzend am tragiſchen Himmel zu leuchten, zur bald erlöſchenden Sternſchnuppe gemacht. Geſchieht es auch einmahl, daß die Natur in einem ſolchen

Dichter mächtiger iſt, als die Verkehrtheit, der er ſich ergeben, und die er ſich angebildet hat: ſo geben ſeine Werke doch nie einen reinen Genuß, und er vermag nie eine feſtbegründete, dauernde Wirkung hervorzubringen; weil er nie erkannt hat, wie die wahre tragiſche Lebensanſchauung in ihrer Tiefe zugleich einfach und klar ſey; und wie ein tragiſches Kunſtwerk nur dann eine entſchiedene Wirkung hervorbringe, wenn es mit derſelben und mit ſich ſelbſt übereinſtimmend, ein harmoniſches Ganzes bildet.

Noch muß ich einiger anderer Quellen tragiſcher Stoffe erwähnen, die den bereits angegebenen näher oder entfernter verwandt ſind.

Man hat es vielfach beſprochen, ob die Novelle, ob der Roman ſchicklich den Stoff zur Tragödie oder zu dramatiſchen Dichtungen überhaupt hergeben könne. Hat die Erläuterung dieſer Fragen gelegenheitlich auch zu feinen Bemerkungen über das Weſen beyder Dichtungsarten Anlaß gegeben, ſo halte ich ſie doch an ſich ſelbſt für eine ziemlich müßige. Shakſpeare hat den Stoff zu mehreren ſeiner Tragödien aus Novellen genommen; und wer die letzteren, ſo wie er, dramatiſch zu behandeln weiß, dem werden viele derſelben einen brauchbaren Stoff darbiethen. Daſſelbe gilt vom Romane. Soll aber obige Frage ungefähr ſo viel heißen, als: Kann der Dichter einen Roman mit Vortheil nur gerade ſo in die Scene ſetzen, ohne des Stoffes ſich mit ſelbſtſtändiger Kraft zu bemächtigen, und ihn ſelbſtſtändig zu verarbeiten: ſo muß ſie, glaube ich, geradezu verneint werden. Vermag er aber der letzteren Forderung Genüge zu leiſten: ſo wird er nicht nur in manchem Roman — wenn gleich nicht ſehr häufig — ſondern manchem Mährchen einen tragiſchen Stoff finden. Wer möchte zum Beyſpiel läugnen, daß in den beyden Stücken Gozzi's: Il Rè Corvo und La Donna Serpente die Anlagen und Situationen wahrhaft tragiſch ſind; wenn gleich beyde Stücke eigentliche Tragödien weder ſeyn wollen, noch dafür gelten können.

Eine weit beſſere, bisher ſehr wenig benützte Quelle iſt die Romanze, mit ihrer Zwillingsſchweſter der Ballade. Sie liegt dem tragiſchen Dichter weit näher als der Roman; da es auch dem Romanzendichter weit mehr um bedeutende, prägnante Situationen, als um eine künſtliche, aus genau individualiſirten Charakteren hervorgehende Verwicklung zu thun iſt.

Welchen Schatz von tragiſchen Stoffen mag in dieſer Hinſicht nicht die ſpaniſche und nordiſche Romanzenpoeſie enthalten *). Wir Deutſche ſind in dieſer Hinſicht leider arm zu nennen; und wer mag zum Beyſpiel den Nachtheil berechnen, der, nicht für unſere Literatur allein, uns daraus entſtanden, daß die hiſtoriſche Romanze bey uns nicht ſo, wie bey den Spaniern, ſchon früh in Schwung gekommen. Man denke an die Romanzen vom Cid! —

Wie nun die Romanze der Geſchichte entweder wirklich nahe verwandt iſt, oder es zu ſeyn ſcheinen will: ſo gilt für die dramatiſche Behandlung derſelben das nämliche Geſetz, wie für die Geſchichte ſelbſt: der tragiſche Dichter weiche nicht ohne dringende Noth von der Erzählung und den Motiven derſelben ab, welche er ſeiner Dichtung zum Grunde legt. Bey den beſten älteren Romanzen-

---

*) Beweis und Probe des Geſagten kann dem Liebhaber der ſpaniſchen Literatur die bey Mayer in Wien erſchienene Sammlung: Silva de romances viejos, publicada por Jacobo Grimm [illegible]

zen läßt ſich für dieſes Geſetz noch ein beſonderer Grund angeben. Die bis auf den Nahmen vergeſſenen Dichter derſelben wußten nämlich in der Einfalt ihres Herzens, und ohne alle künſtliche Bildung und Verbildung des Geſchmacks, das menſchlich Intereſſirende einer Sage oder Begebenheit weit beſſer und richtiger zu treffen, als es der Zögling aller äſthetiſchen Schulen ſchwerlich herauszirkeln und herausklügeln wird.

Bey der großen Vorliebe, welche der Verfaſſer dieſer Schrift jederzeit für die Romanze und Ballade gehegt hatte, war es eine erfreuliche Erſcheinung für ihn, in Kinds **Schön Ella** die dramatiſche Behandlung von Bürgers berühmter Leonore angekündigt zu leſen. Der Zuſatz: Volkstrauerſpiel konnte zwar von vorne herein einiges Mißtrauen erwecken: denn ſollten wir, deren tragiſche Poeſie mit ſo vielen Hausübeln behaftet iſt, nun erſt auch noch mit der Popularität heimgeſucht werden, ſo möchte es zuletzt doch gar zu arg werden. Inzwiſchen — vielleicht war es damit nicht gar ſo ſchlimm gemeint, als der Titel beſagte. Aber man kann in der That dem ſonſtigen poetiſchen Verdienſte des Verfaſſers volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und ſeine Schön Ella dennoch ganz abſcheulich verfehlt finden. Großes Lob verdient es, daß er die Handlung in die Zeit des dreyßigjährigen Krieges zurückgerückt; aber welcher böſe Geiſt hieß ihn wohl aus Bürgers Leonore eine ſo eitle, coquette, und, ihr hübſchen Larve weggerechnet, ſo unbedeutende Kreatur machen, als dieſe Schön Ella iſt. Die wilde Leidenſchaftlichkeit Leonorens macht uns die tragiſche Kataſtrophe begreiflich und rechtfertiget ſie; ſie iſt tragiſch durch ihre Stärke ſelbſt, und, wenn mir der Ausdruck erlaubt iſt, durch ihre Unbedingtheit, die jede Lebenshoffnung verwirft, und jede

Hoffnung auf eine künftige Welt mit frecher Verzweiflung läſtert und von ſich ſtößt. Der Mißgriff des Verfaſſers iſt um ſo weniger zu entſchuldigen, je beſtimmter dieſes alles in Bürgers Leonore vorlag. Eine dieſer Dichtung entſprechendere dramatiſche Behandlungsart wäre ſelbſt mit der Idee eines Volkstrauerſpiels vereinbar geweſen, die übrigens wohl am meiſten zu allem Verfehlten der ganzen Compoſition beygetragen. Es mag eine treffliche Sache um einen guten Volkskalender ſeyn; vor populären Tragödien aber möge der Himmel uns gütig jetzt und immerdar bewahren.

Im Gegentheil zeigt uns Schlegels Alarcos welche tiefe Wirkung der tragiſche Dichter hervorzubringen vermag, wenn er ſich der poetiſchen Momente einer Romanze oder Ballade kräftig zu bemeiſtern weiß. Ich erinnere mich noch wohl, wie dieſes Gedicht bey ſeinem erſten Erſcheinen von der einen Partey mit den höchſten Lobſprüchen aufgenommen, von Andern im Gegentheil höchſt unvernünftig herabgeſetzt und getadelt wurde. Es iſt ſchwer begreiflich, wie man ſeinen hohen Werth zu verkennen vermochte. Die Form hat etwas Fremdes, und, wenn man ja doch will, etwas Hartes; ungefähr wie die Umriſſe bey vielen Gemählden aus der älteren deutſchen Schule. Dieſe Härte, welche nur beym erſten Leſen auffallen kann, entſtand daraus, daß der Verfaſſer auch in dieſer Rückſicht den Ton des alten Gedichtes beyzubehalten ſuchte; während die Anwendung dieſer wechſelnden metriſchen Formen nicht wenig zur hoher Vollendung des Ganzen beyträgt. Aber welche Kraft und Tiefe herrſcht nicht in dem Ganzen: wie ergreifend iſt nicht der Schmerz des Grafen; was für ein gediegener, vollkommen abgeſchloſſener Charakter iſt nicht Dagobert! Es läßt ſich errathen, was den Verfaſſer bewogen haben kann, bey der Ermordung der Gräfin von dem alten Gedichte abzuweichen. Das Grauſame der That ſcheint dadurch gemildert zu werden; ſo wie die im wilden Schmerz des Todeskampfes herausgeſtoßenen Verwünſchungen Clarens, im Contraſt mit ihrer früheren Bereitwilligkeit zu ſterben, bedeutender und ergreifender hervortreten *). Inzwiſchen will ich nicht läugnen, daß mir dieſer Theil der Handlung in der Romanze ſelbſt rührender behandelt zu ſeyn ſcheint. Der Graf erſcheint hier zwar allerdings härter; aber da der dramatiſche Dichter uns ſeinen Schmerz ſo tief und ergreifend zu ſchildern wußte, und das mißverſtandene, barbariſche Geſetz der Ehre hier alles ausglich; ſo kann dieſer Einwurf ſo ſchwer nicht ins Gewicht fallen. Betrachtet man übrigens mit welcher hohen Ehrfurcht der tragiſche Dichter das alte Gedicht behandelt, und wie er es benützt und ſo ganz in ſich aufgenommen; ſo wird man geſtehen müſſen, daß er für die Behandlung ähnlicher Stoffe ein ewiges Muſter und Studium aufgeſtellt habe.

Über die chriſtliche Tragödie hat Leſſing einige vortreffliche Bemerkungen gemacht. Ob die chriſtliche Tragödie geſchickt ſey, den höchſten Zweck dieſer Dichtungsart zu erreichen, das kann, ſeit Calderon unter uns bekannter geworden, nicht mehr die Frage ſeyn. Nur wird

---

*) Auch ließ jene rührende Bitte der Gräfin, ihr Kind noch einmahl ſäugen zu dürfen, dem Drama ſich auf keine andere Weiſe einflechten. In der Romanze verweigert ihr der Graf die Erlaubniß:

> no lo desperteys condessa, dexaldo estar, que dormia
> sino que os pido perdon, porque ya llegava el dia. —

im Drama war die unnütze Grauſamkeit der Verweigerung zu empörend, die Gewährung unſchicklich.

es nothwendig ſeyn, daß das Gemüth des Dichters von jener hohen Religioſität eben ſo innig durchdrungen ſey, als das Gemüth des Calderon de la Barca, und daß die chriſtliche Geſinnung den lebendigen Mittelpunkt ſeines Werkes ausmache. Iſt das Letztere nicht der Fall: ſo wird Alles gekünſtelt, kalt und wirkungslos ſeyn, wie trotz einer anſcheinenden Wärme, und einzelner, nicht allzuhäufiger, ſchöner Stellen der Polyeuct des Corneille. Welch' eine Fülle der erhabenſten religiöſen Begeiſterung herrſcht im Gegentheile nicht in den chriſtlichen Tragödien des Calderon; in der Andacht zum Kreuze; im ſtandhaften Prinzen; im Fegfeuer des heiligen Patrick; und im wunderthätigen Magus. Es gibt gewiß nur wenig Dichtungen dieſer Art, in welchen Alles ſo richtig abgewogen, Alles mit ſolcher Sicherheit auf ſeinen Mitttelpunct zurückgeführt wäre, als in letzterem dieſer Stücke. Cyprians anfängliches Beſtreben, das Weſen Gottes zu ergründen; ſein ſpäteres Ringen nach dem Ziele ſeiner Leidenſchaft; Juſtinens Schmerz, die trotz ihrer Reinheit und Heiligkeit ihren Ruf mißhandelt und zu Boden getreten ſieht, ſo wie ihr heldenmüthiger Kampf gegen die Verſuchung — ſind tragiſch im höchſten und edelſtem Sinne des Wortes: indem die laſterhaften wie die tugendhafteſten Beſtrebungen, an ſich ſelbſt theils nichtig, theils unzulänglich, nur durch göttliche Erbarmung und Einwirkung ſiegreich verklärt werden. Die Scene, wo Juſtine gegen die Verſuchung kämpft, iſt bewunderungswürdig; und konnte ſo warm und lebendig, und dabey ſo rein von jedem Hauche der Lüſternheit, nur dem chriſtlichſten Dichter gelingen. Wenn die Kraft religiöſer Begeiſterung im Fegfeuer des heiligen Patrieins vielleicht einen noch höheren Schwung nimmt, als im wunderthätigen Magus: ſo belehrt uns dagegen kaum ein anderes Drama beſſer, als dieſes, mit welcher Kraft ſie im Gemüthe des Dichters, der einen ſolchen Stoff bearbeitet, ſelbſt vorherrſchen, und den Kern ſeines eignen Weſens ausmachen müſſe.

5.

Intereſſe der Charaktere.

Charakter, in Beziehung auf das Handeln, iſt freye Thätigkeit nach ſtätig vorherrſchenden, in uns ſelbſt liegenden Beſtimmungsgründen. Der gewöhnliche Sprachgebrauch ſetzt voraus, daß dieſe Beſtimmungsgründe Grundſätze ſeyen; verwechſelt aber in der That den Begriff von Charakter mit jenem der Conſequenz des Handelns nach Grundſätzen. Grundſätze ſind nähmlich weder zu einem dramatiſchen Charakter, noch zu einem Charakter überhaupt nothwendig. In der Eigenthümlichkeit unſerer Denk- und Empfindungsweiſe können hinreichende Beſtimmungsgründe eines conſequenten Handelns liegen, ohne daß ſie gerade Grundſätze ſeyn müßten. Die letzteren ſetzen überhaupt einen Grad von Überlegung und Selbſtbewußtſeyn voraus, der ohne einen höheren Grad von geiſtiger Kraft nicht wohl denkbar iſt.[1]

Wenn aber Grundſätze nicht nothwendig zum Weſen eines dramatiſchen Charakters gehören: ſo iſt der Dichter um ſo ſtrenger an zwey andere Forderungen gebunden. Wir verlangen nämlich, daß er uns bey den handelnden Perſonen neben den Beſtimmungsgründen, welche aus den äußeren Verhältniſſen hervorgehen, überall vorzüglich diejenigen erkennen laſſen, welche als ſtätig vorherrſchende im Innern derſelben vorhanden ſind; und dann, daß er dieſe Beſtimmungsgründe nicht vereinzelt, ſondern nach ihrem innern Zuſammenhange und nach ihrer Unterordnung zur Anſchauung bringe. Von Erſterem hängt die conſequente Durchführung, von Letzterem das tiefe Auffaſſen des Charakters ab.

Auf welche Weiſe wird nun der tragiſche Dichter die Charaktere mit dem glücklichſten Erfolge entwickeln?

Nicht durch pſychologiſche Expoſitionen; aus dem einfachen Grunde nicht, weil dergleichen Expoſitionen reine Proſa, und keine Poeſie ſind. Darum muß der Dichter ſie in ein poetiſches Gewand zu kleiden, und ihnen ſinnliche Kraft zu geben wiſſen, wenn das Stück ſie durchaus erfordert. Wenn zum Beyſpiel in der Albaneſerin Baſil dem Benvolio erzählt, wie die Charaktere und das wechſelſeitige Verhältniß ſeiner beyden Söhne ſich ausgebildet haben, ſo geſchieht es auf eine Art, wodurch unſer Gefühl und unſre Phantaſie gleich lebhaft angeregt werden:

Fernando, einer milden Neigung Kind,
War mild wie ſie, begehrte nichts mit Eifer,
War froh nur im Beſitz, im Geben ſelig.
Er war — o daß ich ſagen muß er war! —
Ihr nennt den Demant rein, die Quelle klar,
Friedlich den Schwan, ihr rühmt die Kraft des Aar,
Des Leuen Großmuth, jede Tugend findet
Ihr Bild im Reich der irdiſchen Natur —
Hier war die Welt zu arm, um dieſen Werth
Auch nur mit Bild und Gleichniß zu bezahlen.
Auf dieſem Boden war die Bruderliebe
Nicht erſt zu pflanzen, ſie ſchoß auf von ſelbſt,
Wie auf fruchtbarer Au die Blumen! — Anders war's
Mit Blankas Sohn. Er war gezeugt, empfangen
Von mächt'ger Gluth; ein feuriges Verlangen
Sein ganzes Weſen. An dem Vater nur
Dem Quell der Gaben hing ſein Herz.

1. Akt. 2. Sc.

Nicht gleich viel Gutes läßt ſich im Jugurd von Herrn Jarls witzigen Vergleichungen mit Froſt und Schnee, mit

Blitz und Hagel rühmen. Deſto ſchöner iſt die Schilderung, welche Poſa im Don Carlos von der Königin entwirſt.

In angeborner ſtiller Glorie,
Mit ſorgenloſem Leichtſinn, mit des Anſtands
Schulmäßiger Berechnung unbekannt,
Gleich ferne von Verwegenheit und Furcht,
Mit feſtem Heldenſchritte wandelt ſie
Die ſchmale Bahn des Schicklichen,
Unwiſſend daß ſie Anbethung erzwungen,
Wo ſie von eignem Beyfall nie geträumt.
2. Act, 15. Sc.

Oft gelingt es dem Dichter durch eine einzige Äußerung einer handelnden Perſon das Bild einer andern zu vollenden, und die Schilderung des Charakters durch eine glückliche Verbindung oder Wendung mit unſerem Gefühl in Berührung zu bringen. Wie klar und vollendet tritt uns nicht in Göthe's Torquato Taſſo das Bild des Herzogs in den Worten Leonorens entgegen:

Eleonore! Glücklich?
Wer iſt denn glücklich? Meinen Bruder zwar
Möcht' ich ſo nennen, denn ſein großes Herz
Trägt ſein Geſchick mit immer gleichem Muth;
Allein was er verdient, das ward ihm nie.
3. Auf., 2. Auft.

Der ſanfte Schmerz Leonorens, welchen wir nicht umhin können zu theilen, bringt ihre Äußerungen über Alphons auch unſerm Gefühle nahe: während der Zug, womit ſie ſeinen Charakter bezeichnet, das Bild heiteren Gleichmuths und beſonnener männlicher Kraft vollendet, welches der Dichter in demſelben aufgeſtellt hat.

Wo aber der Ton des Ganzen, oder beſondere Umſtände keine höhere poetiſche Färbung erlauben, da fehlt es, wenn der Dichter einer ſeiner Perſonen die Charakterſchilderung einer andern in den Mund legt, dieſer Schilderung wenigſtens nicht an Lebendigkeit und Beſtimmtheit. Muſterhaft ſind in dieſer Hinſicht in Göthe's Egmont die Charakteriſtiken, welche Margaretha in den Scenen mit Machiavell von dem Grafen, von Alba und Oranien entwirſt; und mit Recht ſagt Machiavell zur Regentin, daß ſie zu ihrem Gemählde einen guten Farbentopf gewählt habe.

Der Meiſter aber in dieſer Art von Charakteriſtik iſt Shakſpeare. Nur ſelten legt er einer der handelnden Perſonen eine ausführliche Charakterſchilderung einer andern in den Mund; und dennoch ſchildert kein anderer Dichter die Charaktere häufiger, und mit größerem Erfolge durch Andere. Mit verſchwenderiſchem Reichthum verſtreut er die Züge eines Charakters durch das ganze Stück, und vertheilt, wenn ich ſo ſagen darf, das Geſchäft, einen Charakter zu ſchildern, unter Viele, welches andere Dichter einer einzigen Perſon übertragen. Alle dieſe zerſtreuten Züge aber liefern das reichſte, vollſtändigſte Bild des Charakters; nicht in ihrer Geſammtheit allein: es tritt dem Leſer in jedem einzelnen, wie es friſch und lebendig vor der Seele des Dichters ſtand, in friſcher Lebensfülle entgegen. Bald iſt ein ſolcher Zug eine beſtimmte Äußerung über einen Charakter, bald ein Gleichniß, bald eine Vergleichung, ein kühner, überraſchender Ausdruck; immer aber bezeichnet er das eigenthümlichſte Weſen, immer ſammeln ſich alle Strahlen in einem einzigen Punkte. Belege davon finden ſich in jedem ſeiner Stücke, die ein in dieſer Abſicht allein unternommenes Studium reichlich belohnen werden. Ich wähle aus einem einzigen ein paar Beyſpiele, aus dem Julius Cäſar; einem Werke, das rückſichtlich der Tiefe und des Reichthums der Charakteriſik zu den bewunderungswürdigſten Schöpfungen des Dichters gehört. Jene Verſe, die Antonius bey Cäſars Leiche in Gegenwart der Mörder desſelben ſpricht —

Du edler Hirſch,
Hier wurdeſt du erjagt, hier fieleſt du;
Hier ſtehn die Jäger, mit dem Zeichen
Des Mordes, und mit deinem Blut bepurpert.
O Welt! du warſt der Wald für dieſen Hirſch,
Und er, o Welt, war ſeines Waldes Stolz. —

ein Franzoſe, ich geſteh' es, könnte ſie lächerlich finden; aber gewiß werden ſie ſich, auch nur einmahl gehört oder geleſen, jedem tief einprägen, dem das Bild — des in mancher Rückſicht vielleicht größten Menſchen aller Zeiten, jemahls lebendig in der Seele aufgegangen, und kein anderer Spiegel wird ihm dieſes Bild wahrer und lebendiger zurück zu geben ſcheinen *).

Ich fürcht' ihn nicht,

ſagt Cäſar von Caſſius,

Doch wäre Furcht nicht meinem Nahmen fremd,
Ich kenne niemand, den ich eher miede

---

*) Laharpe erzählt in ſeinem Lycée, Voltaire habe zuerſt die Abſicht gehabt, den Julius Cäſar des Shakſpeare zu überſetzen; mais bientôt rebuté, fährt er fort, d'un travail contredit à tout moment par la raison et le bon goût, il aima mieux refaire la pièce suivant ses principes. Ein paar Verſe aus dieſer verbeſſerten Bearbeitung will ich zur Vergleichung mit obiger Stelle herſetzen.

Du plus grand des Romains voilà ce qui vous reste;
Voilà ce dieu vengeur idolâtré par vous,
Que ses assassins même adoraient à genoux;
Qui, toujours votre appui dans la paix, dans la guerre,
Une heure auparavant faisait trembler la terre,
Qui devait enchaîner Babylone à son char;
Amis, en cet état connaissez-vous César? — .

Redneriſcher Prunk! — und was mehr?

Als dieſen hagern Caſſius. Er lieſt viel,
Er iſt ein großer Prüfer, und durchſchaut
Das Thun der Menſchen ganz; er liebt kein Spiel,
Wie du Antonius; hört nicht Muſik;
Er lächelt ſelten und auf ſolche Weiſe,
Als ſpott' er ſein', verachte ſeinen Geiſt,
Den irgend was zum Lächeln bringen konnte.
Und ſolche Männer haben nimmer Ruh',
So lang ſie jemand größer ſehn, als ſich.

Er lächelt ſelten, und ſo, als ſpott' er über ſich ſelbſt, daß ihn irgend etwas zum Lächeln bringen konnte. Die Welt iſt ihm nur der kälteſten Verachtung werth; und ſo tief hat dieſe Verachtung ſich in ſeine Bruſt geſenkt, daß er ſie gegen ſich ſelbſt wendet, wenn das, was die Welt Tugend oder Größe, Glück oder Unglück nennt, ihm nur einen Augenblick der Beachtung werth ſcheinen konnte. Er kann keinen über ſich ſehen, und es wird ihm leicht fallen, nicht nur jeden in den Kreis ſeiner Verachtung heraus zu ziehen: ſondern ſein ſtarrer, unbiegſamer Stolz wird keine Ruhe finden, ſo lange er noch einen Andern über ſich ſieht. Man könnte zehn pſychologiſche Abhandlungen, die alle vortrefflich wären, über dieſe paar Verſe ſchreiben, ohne auch nur den zehnten Theil ihres tiefen Sinnes erſchöpft zu haben. —

Geſchieden werden muß von der Schilderung eines Charakters durch unmittelbare Äußerungen Mithandelnder über denſelben, eine andere Art, durch die letzteren ihn ins Licht zu ſetzen; denn ſie dient nicht ſowohl die eigenthümlichen Züge eines Charakters zu bezeichnen, als ihre Färbung und Wirkung zu erhöhen; ſie dient nicht ſowohl eine Eigenſchaft ſelbſt, als den Grad derſelben zu bezeichnen. Wir meſſen die Grauſamkeit nach der Furcht und dem Abſcheu, welchen ſie einflößt: die geiſtige Größe an der Bewunderung, die ſittliche Güte an der Liebe und Theilnahme, welche ſie erwecken. Mit wie großem Erfolge der ausgezeichnete Dichter dieſen Hebel gebrauche, läßt ſich beynahe aus jedem Werke eines ſolchen erſehen. So zum Beyſpiel konnte der Charakter des Brutus nicht mehr gehoben werden, als durch die Achtung, welche Caſſius für ihn äußert, und vorzüglich durch die Zurückhaltung, mit welcher er die Vorwürfe desſelben erträgt. Eben ſo konnten Cäſars Werth und Größe nicht mächtiger hervorgehoben werden, als durch jene herrlichen Verſe des Brutus:

Laßt Opferer uns ſeyn, nicht Schlächter, Cajus.
Wir Alle ſtehen gegen Cäſars Geiſt,
Und in dem Geiſt des Menſchen iſt kein Blut.
O könnten wir denn Cäſars Geiſt erreichen,
Und Cäſarn nicht erſticken!
— — — — — — — Edle Freunde,
Laßt kühnlich uns ihn tödten, doch nicht zornig!
Zerlegen laßt ihn uns, ein Mahl für Götter,
Nicht ihn zerhauen wie ein Aas für Hunde.
2. Act, 1. Sc.

Am beſtimmteſten ſpricht ſich inzwiſchen jeder Charakter durch das Handeln ſelbſt aus *). Bey jeder Handlung aber kommen zunächſt zwey Stücke in Betrachtung: Entſchluß und That. Die That für ſich allein kann nie

---

*) Die Darlegung eines Charakters durch Geſinnungen, und was man dahin rechnen mag, durch Wunſch, Billigung, Mißbilligung u. ſ. w. findet in der Tragödie weniger und meiſt nur in nächſter Beziehung auf das Handeln Statt. Sie gehört mehr dem Roman und der erzählenden Poeſie überhaupt an.

die Grundlage zur Charakterſchilderung abgeben; denn eine und dieſelbe That kann das Product nicht nur der verſchiedenartigſten; ſondern ſelbſt entgegengeſetzter Charaktere ſeyn. Eben ſo wenig kann dieſes der Entſchluß, als bloßer Act des Willens. Auch kann ein und derſelbe Entſchluß, wie die That ſelbſt, als das Product ganz verſchiedenartiger, ja ſelbſt entgegengeſetzter Charaktere erſcheinen. Die Grundlage jeder Charakterſchilderung kann alſo weder in der That, noch im Entſchluß, als einem nicht nothwendig Bedingenden, ſondern nur in den Beſtimmungsgründen des Entſchluſſes, als einem nothwendig Bedingenden geſucht werden. Sie ſind entweder innere, oder äußere. Innere ſind die in uns liegenden Beſtrebungen des Begehrens oder Verabſcheuens; äußere ſind außer uns liegende Veranlaſſungen, daß jene thätig werden. In den erſteren allein kann ein Charakter ſich ausſprechen, und nur durch ſie kann er dargeſtellt werden. Die Geſetze des Begehrens und Verabſcheuens nämlich ſind etwas in unſerer Natur unveränderlich Begründetes; ſie wirken unter den nämlichen Bedingungen immer gleichförmig, und ſind in dieſem Falle keinem Wechſel unterworfen. Der Zuſammenhang zwiſchen Beſtimmungsgrund und Äußerung desſelben iſt deßwegen ein nothwendiger. Wo die innern Beſtimmungsgründe des Handelns klar vorliegen, kann in den Äußerungen des Charakters nichts weiter dunkel und unerklärbar ſeyn.

Obgleich aber alle inneren Beſtimmungsgründe auf Beſtrebungen des Begehrens und Verabſcheuens ſich zurückführen laſſen: ſo können ſie dennoch nicht, wie das Drama es fordert, lebendig und klar, durch die einfachen Äußerungen desſelben allein dargeſtellt werden. Zur reicheren Entfaltung eines Charakters, wie die Tragödie ſie fordert, würde dieſes Mittel nicht hinreichen. Dieſe kann nur Statt finden, indem uns der Dichter dasjenige poetiſch darſtellt, wodurch die innern Beſtimmungsgründe des Handelns modificirt, und ſelbſt wieder bedingt werden. Hier kommen nun vorzüglich drey Stücke in Betrachtung: 1. der Gegenſtand unſers Begehrens oder Verabſcheuens, ſo wie die Vorſtellung des Handelnden von demſelben; 2. die eigenthümliche Beſchaffenheit und Ausbildung ſeiner phyſiſchen, geiſtigen und ſittlichen Anlagen; 3. der Einfluß verwandter oder entgegengeſetzter Beſtimmungsgründe.

1. Der Gegenſtand unſeres Begehrens oder Verabſcheuens läßt einen Zug unſers Charakters nur als einen einfachen, aber dieſen auf das Beſtimmteſte erkennen: indem Gegenſtände einer beſtimmten Art nur das Object beſtimmter Beſtrebungen des Begehrens oder Verabſcheuens ſeyn können; unſere Vorſtellung von einem Gegenſtande aber, als von einem Begehrens- oder Verabſcheuenswerthen bezeichnet nicht ſowohl einen beſtimmten Zug unſers Charakters, als die eigenthümliche Stärke desſelben. Überall nämlich findet ein ſtrenges Verhältniß zwiſchen unſerem Begehren und Verabſcheuen und zwiſchen unſerer Vorſtellung von dem Gegenſtande desſelben, als einem Begehrens- oder Verabſcheuungswerthen Statt. Der Dichter kann daher die Intenſion des erſteren bey dem Handelnden nicht lebendiger ſchildern, als wenn er uns zeigt, wie ſeine Seele von dieſer Vorſtellung ergriffen, und bis auf welchen Grad ſie in ihr befangen ſey. So konnte der Dichter die Herrſchſucht des Eteokles in den Phönicierinnen nicht ſtärker ſchildern, als durch jene bekannten Verſe:

Sieh, Mutter! zu den Sternen dort — ich ſag'
Es ohne Scheu — dort wo der Tag anbricht,
Stieg' ich hinauf, vermöchten's Menſchenkräfte,
Und in der Erde Tieſen taucht' ich unter,
Die höchſte der Göttinnen, die Gewalt
Mir zu erringen! —

Auf ähnliche Weiſe ſpricht Percy's Ehrgeitz in Shakſpeares Heinrich dem Vierten ſich aus:

Bey Gott! mich dünkt es wär' ein leichter Sprung
Vom bloßen Mond die lichte Ehre reißen,
Oder ſich tauchen in der Tieſe Grund,
Wo nicht das Senkbley bis zum Boden reichte,
Und die ertränkte Ehr an ihren Locken
Heraufziehn, dürft' ihr Retter ihre Würden.
Dann alle tragen, ohne Nebenbuhler.

1. Th. 2. A. 3. Sc.

2. Was die Eigenthümlichkeit der phyſiſchen, geiſtigen, und ſittlichen Anlagen, und die Art ihrer Ausbildung betrifft, ſo muß ſie ſich mehr in der ganzen Darſtellung des Charakters ausſprechen, als von dem Dichter uns anatomiſch vorgelegt werden. So ſagt Jago im Othello nicht vielleicht zu Rodrigo: »Es wird nur wenig Mühe koſten, Othello zur Eiferſucht zu reitzen. Er iſt in der heißen Zone geboren, in welcher, wie du weißt, das Blut ſiedend durch die Adern rollt, und daher auch die Leidenſchaften eine unbändige Heftigkeit haben.« Eine ſolche Expoſition wäre in der That gar zu bündig. Othellos Leidenſchaftlichkeit, die Reitzbarkeit und Heftigkeit ſeines ungezähmten Temperaments, ſpricht ſich in jeder ſeiner Äußerungen aus, vom erſten Augenblicke an, wo Jago ihm ſein Gift in die Bruſt tröpfelt, bis zu jenem, wo ihr Übermaß ſeine Geiſteskräfte verwirrt, und ihn in Ohnmacht wirft.

Bey ihr gelegen! * * — Das iſt zu viel! Schnupftuch — Geſtändniß — Schnupftuch — Geſtehen, und an den Galgen für ſeine Mühe! Erſt an den Galgen, und dann geſtanden. Ich zittre vor dem Gedanken. — Die Natur könnte ſich nicht in ſo ſchaurige Gefühle hüllen, ohne eine geheime Ahnung! — Es iſt mehr als Worte, was mich ſo erſchüttert. — Pah! — Naſen, Ohren und Lippen — iſt es möglich? — Geſtändniß! — Schnupftuch! — O Teufel! (Er ſinkt in Ohnmacht.) 4. Act, 1. Sc.

Ein anderes treffliches Beyſpiel poetiſcher Beleuchtung des Charakters von dieſer Seite her findet ſich in der Schuld (2. Act, 4. Sc.).

— — Folge deinem Blut,
Das gekocht am Strahl im Süden
Nur im Morde findet Frieden,
Wenn es Eiferſucht bewegt.
Miſch ihr Gift! Ich weiß du haſt
Stets davon nach eurer Sitte.
Mich durchſtoß in der Umarmung,
Mit dem Stahle, den du trägſt,
Und, wahrhaft mich zu beſitzen,
Saug das Blut mir aus der Bruſt,
Daß es, wie die Milch der Mutter,
Dich durchdring' im tiefſten Leben.

Schwerlich aber gibt es außer Göthe's Torquato Taſſo noch ein zweytes Stück, in welchem die Charakteriſtik in ſolchem Umfange durch Darſtellung der Eigenthümlichkeit geiſtiger Anlagen und Tendenzen ausgeführt wäre. Man könnte es in dieſer Hinſicht ein dramatiſches Lehrgedicht nennen; nur müßte man durch einen ſolchen Ausdruck ſeinen Werth als eigentliche Tragödie nicht herabſetzen wollen, indem es eine wahrhaft tragiſche Wirkung hervorbringt, wenn gleich keine draſtiſche.

Wir leben alle ein doppeltes Leben, ein inneres und ein äußeres. Dieſe Formen finden ſich nirgends rein und unvermiſcht. Nur ſelten findet ſich jenes ſchöne Verhältniß beyder zu einander, welches die vollkommenſte Bildung bezeichnet, und meiſtens erſcheint die eine oder die andere entſchieden vorherrſchend. Das Streben der Anlage zum äußeren Leben iſt auf die äußeren Bedingungen des Wirkens und der Glückſeligkeit gerichtet; es ſucht zunächſt dieſe richtig zu erfaſſen und zu berechnen, und ſo die Erreichung ſeiner Zwecke ſich zu ſichern. Immer ſpäht das Auge nach dem günſtigen Augenblick; immer iſt das Ohr geſpannt, die günſtige Loſung nicht zu überhören. Das innere Leben hingegen ruht auf der Baſis einer idealen Wirkſamkeit und Glückſeligkeit. Von der Vorſtellung einer ſolchen geht es beym Auffaſſen der Erſcheinungen des Lebens, ſo wie bey ſeinen wirklichen Beſtrebungen überall zunächſt aus; auf dieſe führt es Alles wieder zurück. Es ſucht die Harmonie, die es von außen nirgends findet, in ſeinem Innern herzuſtellen; meiſt unglücklich in dem Beſtreben, das äußere Leben mit ſeiner Idee von Glückſeligkeit in Übereinſtimmung zu bringen; und, ſelbſt im günſtigſten Falle, in dieſem Verſuche nie ganz glücklich. Auf jener Seite herrſchen Verſtand, ſcharfe Urtheilskraft, Beſonnenheit, Gewandtheit, Mäßigung, Klugheit und Sicherheit vor; auf dieſer Phantaſie, Gefühl, Begeiſterung für alles Gute, Schöne und Große, und eine leiſe Empfänglichkeit für alle Regungen der Menſchlichkeit. Am entſchiedenſten ſprechen beyde Formen ſich in Antonio und Taſſo aus. Alphons und die Prinzeſſin ſtehen zwiſchen beyden mitten inne; dieſe mit weiblicher Zartheit und Gemüthlichkeit; jener mit männlicher Kraft und Sicherheit die Vorzüge beyder Naturen in faſt idealiſcher Verſchmelzung in ſich vereinigend. Hingegeben dem idealen Leben mit einer bis zur reizbarſten Schwäche gehenden [illegible] lichkeit, ſieht Taſſo ſich mit dem äußeren vom Anfang her im Widerſpruch befangen, den er, wie peinlich er ihn auch fühle, nicht zu ſchlichten vermag: und mit erſchöpfender Tiefe bezeichnet er ſeinen Zuſtand in den ſchönen Verſen:

Ich halte dieſen Drang vergebens auf,
Der Tag und Nacht in meinem Buſen wechſelt.
Wenn ich nicht ſinnen oder dichten ſoll,
So iſt das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiethe du dem Seidenwurm zu ſpinnen,
Wenn er ſich ſchon dem Tode näher ſpinnt;
Das köſtliche Geweb' entwickelt er
Aus ſeinem Innerſten, und läßt nicht ab,
Bis er in ſeinen Sarg ſich eingeſchloſſen.
5. Aufz. 2. Auft.

Die Leidenſchaft für Leonoren, welche, indem ſie den Drang, die Anforderungen des inneren Lebens im äußeren verwirklicht zu ſehen, ſteigert, den neuen Keim eines unverſöhnlichen Zwieſpaltes mit dieſem in ſich ſchließt, führt die für Taſſo ſo traurige Kataſtrophe herbey: indem der Streit mit Antonio, und der unmäßige Ausbruch ſeiner Leidenſchaft, die in letzterer liegenden, und ſonſt ſchon vorhandenen Keime der Entzweyung ſchnell zur vollen Reife bringt; und wie das ideale Streben des inneren Lebens, wenn es mit den Forderungen des äußeren in einen ſchroffen Widerſpruch tritt, überall mit dem Gefühl und Eingeſtändniß unzulänglicher Kraft, die ſeinigen geltend zu machen, endigen muß: ſo bringt auch der Schluß des Werkes dieſe Lehre zur klarſten Anſchauung. Nicht beſſer konnte dieſes ſchließen, als mit den Worten Taſſos:

O edler Mann! du ſteheſt feſt und ſtill;
Ich ſcheine nur die ſturmbewegte Welle.
Allein bedenk', und überhebe nicht
[illegible]

Die dieſen Felſen gründete, hat auch
Der Welle die Beweglichkeit gegeben.
Sie ſendet ihren Sturm, die Welle flieht
Und ſchwankt und ſchwillt, und beugt ſich ſchäumend über.
In dieſer Woge ſpiegelte ſo ſchön
Die Sonne ſich, es ruhten die Geſtirne
An dieſer Bruſt, die zärtlich ſich bewegte,
Verſchwunden iſt der Glanz, entflohn die Ruhe.
Ich kenne mich in der Gefahr nicht mehr,
Und ſchäme mich nicht mehr, es zu bekennen.
Zerbrochen iſt das Steuer, und es kracht
Das Schiff auf allen Seiten. Berſtend reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf!
Ich faſſe dich mit beyden Händen an.
So klammert ſich der Fiſcher endlich noch
Am Felſen feſt, an dem er ſcheitern ſollte. —

Wie ſich uns ein Charakter im Leben am klarſten darlegt, wenn wir die äußeren Einflüſſe kennen, unter welchen er ſich entwickelte: ſo auch im Drama. Nur kann hier nicht die Rede ſeyn von jener Breite und überſchwenglichen pſychologiſchen Gründlichkeit, welche einige deutſche Schriftſteller im Fache des Romans beliebt haben; die ihren Helden unmittelbar aus den Armen der Amme empfangen, um ihn ſogleich in die Arme des Leſers zu legen, und den letzteren zwingen, erſt alle niederen und höheren Schulen mit ihm durchzumachen, ehe ſich die Intrigue anſpinnt, welche beſtimmt iſt, ihn in den Hafen der ehlichen Glückſeligkeit hineinzulootſen.

Je weniger aber Andeutungen des Einfluſſes äußerer Einwirkungen im Drama in die Breite gehen dürfen: deſto bedeutender müſſen ſie ſeyn. So iſt es im Wallenſtein nicht das Lager allein, ſondern ſein ganzer früherer Lebenslauf, wodurch der Übermuth

Scene des erſten Zuſammentreffens zwiſchen Carlos und Poſa darf hierher gerechnet werden; ſo wie die Äußerung der Kennedy gegen Paulet in der Maria Stuart:

Iſt das ein Schickſal für die weicherzogne,
Die in der Wiege Königin ſchon war,
Am üpp'gen Hof der Medizäerin,
In jeder Freuden Fülle aufgewachſen.

So zufällig dieſe Andeutung Hanna's auch erſcheint, ſo bedeutend iſt ſie für die Charakteriſtik der Königin: wie denn auch der Einfluß dieſer Umſtände in der Wirklichkeit auf die Ausbildung des Charakters derſelben von dem entſchiedenſten Erfolge war.

3. Am ſtärkſten aber wird jeder einzelne Charakterzug, ſowohl ſeiner Eigenthümlichkeit, als dem Grade ſeiner Stärke nach, durch einen verwandten oder entgegengeſetzten Zug hervorgehoben. Nicht nur die Intenſion eines jeden Begehrens oder Verabſcheuens wird durch ein verwandtes oder entgegengeſetztes verſtärkt oder geſchwächt: ſondern auch ſeine eigenthümliche Beſchaffenheit wird dadurch beſtimmt. So würde zum Beyſpiel der Böſewicht in den meiſten Fällen die raſch zum Ziele führende Gewalt der langſam ſchleichenden Intrigue vorziehen: wenn nicht entweder das Verlangen den Schein zu retten, oder ſeine Feigheit ihn für die letztere ſich beſtimmen ließe. Das Beſtreben, leidenſchaftlichen Haß unter der Maske der Freundſchaft zu verbergen, entſcheidet den Charakter der Falſchheit: ſo wie die Tiefe der Verſtellungskunſt ihren Maßſtab in der Überwindung findet, welche ſie dem falſchen Freunde koſtet; dieſe aber wieder den Maßſtab für ſeinen Haß und ſeine Bosheit hergibt, und ihn noch für andere ſeiner geiſtigen und ſittlichen Eigenſchaften hergeben kann.

Am wirkſamſten wird jeder Charakterzug durch den

Contraſt hervorgehoben. Der ſchlechteſte, wie der beſte Dichter pflegt von dieſem Mittel häufig Gebrauch zu machen; nur mit ſehr verſchiedenem Erfolge. Jener glaubt des Guten nicht genug thun, und den Gegenſatz nicht auffallend genug machen zu können, und verfehlt eben dadurch den Zweck, welchen er erreichen will. —

> Man merkt die Abſicht, und man iſt verſtimmt. —

Beym Shakſpeare iſt das nie der Fall. Man darf kühn behaupten, daß kein Dichter mehr Gebrauch vom Contraſt der Charaktere mache, und daß es bey keinem weniger auffalle. Auch finden ſich diametriſch entgegengeſetzte Charaktere bey ihm nur ſelten. In einem ſolchen, nach allen Beziehungen durchgeführten diametriſchen Gegenſatze, dem Lieblingshebel aller Dichter von untergeordnetem Range, beſteht aber die Kunſt des Contraſtes keineswegs. Darin beſteht ſie, daß zwey oder mehrere Charaktere in einem für das Ganze der Handlung entſcheidenden Beſtimmungsgrunde, bey übrigens verſchiedener Eigenthümlichkeit, in einen Gegenſatz treten. Auch hierin bewährt ſich die Richtigkeit des Grundſatzes des Ariſtoteles, daß die eigentliche Seele der Tragödie die Fabel ſey, die Charaktere aber rückſichtlich der letzteren als etwas Untergeordnetes betrachtet werden müſſen. Die Anwendung des aufgeſtellten Grundgeſetzes des Contraſtes tritt nämlich in ihre nächſte Beziehung mit der Handlung, und ſucht die tragiſche Wirkung zunächſt in dieſer Beziehung zu fördern. Auf ſolche Weiſe iſt zum Beyſpiel der Contraſt im Macbeth angewendet. Die beſonnene Mäßigung, mit welcher Banquo die Verſuchung von ſich abhält, tritt in einen entſchiedenen Gegenſatz mit Macbeths Willfährigkeit, ihr ſeine Bruſt zu öffnen; ſo wie der Kampf, welchen er mit ſeiner beſſeren Natur kämpft, mit der kalten Entſchloſſenheit ſeiner Gattin zur Begehung des Frevels: beyde Gegenſätze aber wirken unmittelbar nach dem Mittelpunkte der Handlung hin, die eben die furchtbare Gewalt des Triebes zum Böſen, wenn er einmahl in unſerer Bruſt Platz gegriffen, zur Anſchauung bringen ſoll. So zieht ſich der Contraſt zwiſchen Heinrichs mildem, friedliebenden Charakter und dem wilden, leidenſchaftlichen Streben der erbitterten Parteyführer durch alle drey Theile Heinrichs des Sechſten durch, ohne daß der Dichter außer dieſer nächſten Beziehung auf die tragiſche Handlung, bey einer ſo großen Anzahl von Perſonen, von demſelben vielen Gebrauch gemacht hätte. Auf gleiche Weiſe iſt der Contraſt in den Charakteren des Brutus und Caſſius im Julius Cäſar nur in Beziehung auf jenes Beſtreben benützt, in welchem ſie ſich begegnen: indem Caſſius aus ſelbſtſüchtiger Mißgunſt; Brutus aus dem Irrthum den Mord begeht, als ob das Gute durch ein Verbrechen geſchaffen werden könne. In dieſem Sinne wird hier die tragiſche Wirkung durch den Contraſt befördert, und deutlich ſpricht ſich der Dichter in den Schlußworten des Antonius darüber aus;

Dieß war der beſte Römer unter Allen:
Denn jeder der Verſchwornen, bis auf ihn,
That, was er that, aus Mißgunſt gegen Cäſar;
Nur er verband aus reinem Biederſinn
Und zum gemeinen Wohl ſich mit den Andern.
Sanft war ſein Leben, und ſo miſchten ſich
Die Element' in ihm, daß die Natur
Aufſtehen durfte, und der Welt verkünden:
Dieß war ein Mann! —

Aus dem bisher Geſagten läßt, glaube ich, der letzte Grundſatz aller dramatiſchen Charakteriſtik mit hinreichender Beſtimmtheit ſich herleiten. Die vollkommenſte dramatiſche Charakterdarſtellung wäre nämlich diejenige, welche den Zuſammenhang zwiſchen der Handlung, den inneren Beſtimmungsgründen des Handelns und den Bedingungen derſelben, als einen nothwendigen, in ſtrenger Folgerichtigkeit und mit angemeſſener Klarheit poetiſch zur Anſchauung brächte.

Was hier von der Art und Weiſe geſagt worden, wie ein Charakter ſich ſelbſt darſtellt, findet natürlich auch bey den Andeutungen eines Charakters durch Andere ſeine Anwendung.

Übrigens wird bey Beurtheilung wirklicher, wie bey der Darſtellung poetiſcher Charaktere immer nur von einer relativen Folgerichtigkeit die Rede ſeyn können: da im Grunde jeder wirkliche Charakter mit ſich ſelbſt übereinſtimmt, und Folgerichtigkeit auch in die ärgſten Widerſprüche eines poetiſchen Charakters hineingedacht werden kann. In letzterem Falle muthet dann der Dichter dem Leſer oder Zuſchauer zu, ſeine eigene Arbeit zu übernehmen, und als Pſycholog ein Problem zu löſen, das er ſelbſt ſo intrigant als möglich gemacht hat, und das größtentheils der Löſung nicht werth iſt.

Außer der Conſequenz iſt noch Tiefe der Charakteriſtik verlangt worden. Die letztere beſteht einer früheren Beſtimmung zufolge darin, daß die innern Beſtimmungsgründe des Handelns nicht vereinzelt, ſondern nach ihrem Zuſammenhange und nach ihrer Unterordnung dargeſtellt werden.

Schon im gewöhnlichen Leben geben wir, wenn wir über die Handlungen eines Andern ein Urtheil fällen, dieſem Urtheil meiſtens eine allgemeinere Ausdehnung: indem wir ſie entweder mit Beſtimmtheit als Ergebniß einer gewiſſen Eigenthümlichkeit bezeichnen, oder wenigſtens geneigt ſind, auf eine ſolche daraus zu ſchließen. Wenn nun ein ſolches Verfahren gleich unbillig iſt, indem eine und dieſelbe Handlung das Ergebniß ſehr verſchiedenartiger Beſtimmungsgründe ſeyn kann: ſo zeigt es doch von der Neigung, wie von dem Bedürfniß, überall zunächſt einen allgemeinen, gemeinſchaftlichen Beſtimmungsgrund des Handelns aufzuſuchen. Denn indem wir das Einzelne auf einen allgemeinen, feſtſtehenden, und vollkommen ausgebildeten Begriff zurückzuführen, gewinnt unſer Urtheil feſten Boden, und das Bild in der Vorſtellung beſtimmtere Umriſſe; während es dem wirklichen Gegenſtande dadurch vielleicht nur deſto unähnlicher wird.

Jeder Charakter hat ſo zu ſagen einen Kern, aus welchem die einzelnen Eigenthümlichkeiten desſelben ſich leicht entwickeln laſſen, wenn er — nur erſt gefunden iſt; einen Grundzug, von welchem die einzelnen eigenthümlichen Züge ausgehen, durch welchen ſie größtentheils modificirt werden, und zu welchem ſie eben darum im Verhältniſſe der Unterordnung ſtehen. Im wirklichen Leben iſt es ſehr ſchwer, dieſen Kern aufzufinden, obwohl hier nichts gewöhnlicher iſt, als die anmaßendſte Dreiſtigkeit, ja Tollkühnheit des Urtheils; der Dichter hat es in dieſer Hinſicht etwas leichter. Tauſend Kleinigkeiten, die uns dort irre machen, tauſend Beziehungen, die uns zu einer falſchen Deutung verlocken, fallen hier weg; wir werden den Charakter nur ſo ſehen, wie er ihn uns darſtellt, ihn nur ſo auffaſſen, wie er ihn ſich ausſprechen läßt. Darum dürfen wir mit deſto größerem Rechte von ihm fordern, daß er über den Kern des darzuſtellenden Charakters mit ſich einig ſey; daß er mitten in dem Standpunkte ſtehe, aus welchem ſich alle einzelnen Züge deſſelben klar überſchauen laſſen, und daß er uns ſelbſt auf dieſen Standpunkt zu ſtellen wiſſe.

Der letzteren Forderung wird der Dichter wenig genügen, wenn er den Grundzug eines Charakters in einer einzelnen Äußerung deſſelben andeutet; oder ihn durch eine zweyte Perſon bezeichnen läßt. So läßt uns zum Beyſpiel Hugos Äußerung in der Schuld:

O ich bin ein böſer Menſch!

allerdings einen tiefen Blick in ſeinen Charakter, wie in ſeinen Gemüthszuſtand thun; allein dieſer Blick würde kein tiefer ſeyn, wenn nicht die Entzweyung einer edlen, kräftigen, und früher durch ſittliche Reinheit mit ſich einigen Natur durch ein Verbrechen in der Schöpfung des ganzen Charakters uns lebendig vor die Augen träte.

Über den ganzen Charakter alſo muß ſich das Licht verbreiten, welches vom innerſten Punkte deſſelben ausgeht; jeder einzelne Zug deſſelben muß es zurückwerfen; alle Strahlen müſſen wieder zu dem Mittelpunkt zurückkehren, von welchem ſie ausſtrömen. Selbſtſüchtige Mißgunſt iſt dieſer Mittelpunkt im Charakter des Cajus Caſſius. Solche Männer, ſagt Cäſar, haben nimmer Ruh,

So lang ſie jemand größer ſeh'n als ſich.

So äußert Caſſius ſich ſelbſt:

Ich weiß es nicht, wie ihr und andre Menſchen
Von dieſem Leben denkt; mir, für mich ſelbſt
Wär' es ſo lieb, nicht da ſeyn, als zu leben
In Furcht vor einem Weſen, wie ich ſelbſt.
Ich kam wie Cäſar frey zur Welt, ſo ihr;
Wir nährten uns ſo gut, wir können beyde
So gut wie er des Winters Froſt ertragen,
Denn einſt an einem rauhen, ſtürm'ſchen Tage,

Als wild die Tiber an ihr Ufer tobte,
Sprach Cäſar zu mir: Wagſt du Caſſius nun
Mit mir zu ſpringen in die zorn'ge Fluth
Und bis dorthin zu ſchwimmen? — Auf dies Wort,
Bekleidet wie ich war, ſtürzt' ich hinein,
Und hieß ihn folgen; wirklich that er's auch.
Der Strom brüllt' auf uns ein, wir ſchlugen ihn
Mit wackern Sehnen, warfen ihn beyſeit'
Und hemmten ihn mit einer Bruſt voll Trotzes.
Doch eh' wir das gewählte Ziel erreicht,
Rief Cäſar: Hilf mir, Caſſius! ich ſinke.
Ich, wie Äneas, unſer großer Ahn,
Aus Trojas Flammen einſt auf ſeinen Schultern
Den alten Vater trug: ſo aus den Wellen
Trug ich den müden Cäſar. — Und der Mann
Iſt nun zum Gott erhöht, und Caſſius iſt
Ein arm Geſchöpf, und muß den Rücken beugen,
Nickt Cäſar nur nachläßig gegen ihn.
Als er in Spanien war, hatt' er ein Fieber,
Und wenn der Schau'r ihn ankam merkt' ich wohl
Sein Beben: ja, er bebte dieſer Gott!
Das feige Blut der Lippen nahm die Flucht,
Sein Auge, deſſen Blick die Welt bedräut,
Verlor den Glanz, und ächzen hört' ich ihn.
Ja dieſer Mund, der horchen hieß die Römer,
Und in ihr Buch einzeichnen ſeine Reden,
Rief: »Ach, Titinius! gib mir zu trinken,«
Wie'n krankes Mädchen! Götter, ich erſtaune,
Wie nur ein Mann ſo ſchwächlicher Natur
Der ſtolzen Welt den Vorſprung abgewann,
Und nahm die Palm' allein!

Wie tief iſt nicht die Charakteriſtik in dieſer einzigen Stelle. Erſt ſpricht Caſſius ſeinen Charakter frey und unverhohlen aus:

— — — — — — mir für mich ſelbſt
Wär' es ſo lieb, nicht da ſeyn, als zu leben
In Furcht vor einem Weſen, wie ich ſelbſt.

Er kann keinen Höheren an Macht und Anſehen über ſich ertragen; den Vorzug einer höheren Natur aber kann ſeine eigene Beſchränktheit Cäſarn nicht eingeſtehen. Wie der beſchränkte Stolz und Hochmuth überall nur die Vorzüge kennt und ſchätzt, welche er ſelbſt beſitzt, oder zu beſitzen glaubt: ſo auch der ſeinige. Großmuth, Menſchlichkeit und Güte liegen ſeinem ſtarren Geiſt und Gemüthe zu fern, als daß er an Andern ſie gerecht würdigen könnte. Nur körperliche Kraft, Muth, Entſchloſſenheit, Geiſtesgegenwart und Unempfindlichkeit für den Schmerz ſchätzt er; und in dieſen Vorzügen fühlt er ſich Cäſarn gleich, oder überlegen.

— — — — — — Wir können beyde,
So gut wie er, des Winters Froſt ertragen.

Mit raſcher Entſchloſſenheit wirft er ſich auf Cäſars Aufforderung in den Strom —

Bekleidet, wie ich war, ſtürzt' ich hinein,
Und hieß ihn folgen; wirklich that er's auch —

Er zweifelte alſo an Cäſars Entſchloſſenheit, wie der ſtolzeſte Hochmuth nie dem Gegner zutraut, was er ſelbſt zu leiſten vermag, oder zu vermögen glaubt. Aber Cäſars Sehnenkraft reicht nicht ſo weit, als die ſeinige. Wie ſtolz erhebt ſich nicht ſein Selbſtgefühl bey dieſer Erinnerung:

Ich, wie Äneas, unſer großer Ahn,
Aus Trojas Flammen einſt auf ſeinen Schultern
Den alten Vater trug, ſo aus den Wellen
Zog ich den müden Cäſar —

und wie tief findet ſich dieſes nicht durch Cäſars Größe erniedriget:

— — — — — — — Und der Mann
Iſt nun zum Gott erhöht, und Caſſius iſt
Ein arm Geſchöpf, und muß den Rücken beugen,
Nickt Cäſar nur nachläßig gegen ihn.

Er begreiſt nicht, wie Cäſar zu jenem Gipfel der Macht und des Anſehens empor ſteigen konnte, da er der ganzen Welt ſeinen eignen Stolz und ſeine Verachtung des Schwächlings mittheilt. —

— — — — — Götter, ich erſtaune
Wie nur ein Mann ſo ſchwächlicher Natur
Der ſtolzen Welt den Vorſprung abgewann,
Und nahm die Palm' allein! —

Auch in allen folgenden Äußerungen des Caſſius blickt jener mißgünſtige Stolz durch, der keinen Höheren über ſich ſehen kann, und ſelbſt diejenigen, welche er am meiſten achtet, noch unter ſich ſtellt —

Ja er beſchreitet, Freund, die enge Welt
Wie ein Coloſſus, und wir kleinen Leute,
Wir wandeln unter ſeinen Rieſenbeinen,
Und ſchau'n umher nach einem ſchnöden Grab.
Der Menſch iſt manchmahl ſeines Schickſals Meiſter:
Nicht durch die Schuld der Sterne, lieber Brutus,
Durch eigne Schuld nur ſind wir Schwächlinge.
Brutus und Cäſar — was ſteckt doch im Cäſar,
Daß man den Nahmen mehr als euern ſpräche?
Schreibt ſie zuſammen: ganz ſo ſchön iſt eurer;
Sprecht ſie: er ſteht den Lippen ganz ſo wohl;
Wägt ſie: er iſt ſo ſchwer; beſchwört mit ihnen:
Brutus ruft Geiſter auf ſo ſchnell wie Cäſar.

am meiſten aber, wenn er ſich dem Brutus vergleicht:

Gut, Brutus, du biſt edel; doch ich ſehe
Dein löbliches Gemüth kann ſeiner Art
Entwendet werden — — — — —
Wer iſt ſo edel, daß ihn nichts verführen kann?
Cäſar iſt feind mir, und er liebt den Brutus
Doch wär' ich Brutus nun, er Caſſius,
Er ſollte mich nicht lenken.

Was haben die beyden letzten Verſe hier gerade ſo nothwendig zu thun? Wird man ſie anders erklären können, als dadurch, daß der große Dichter, der das Weſen eines Charakters in ſeiner Tiefe lebendig aufgefaßt hat, dieſes keinen Augenblick vergißt, und daß es bey ihm, wie in der Wirklichkeit, jeden Augenblick wieder zum Vorſchein kommt

Ein gleiches Zurückſtreben zum Mittelpunkte wird man in der ferneren Ausführung dieſes Charakters, ſo wie in allen übrigen Charakteren des Dichters finden, wie mannigfaltig ſie auch ſeyn mögen Läßt ſich zum Beyſpiel im Charakter des Coriolan auch nur der kleinſte Zug auffinden, der nicht mit dem Kern dieſes Charakters, mit dem edlen, ſtolzen Selbſtgefühl ſeines Werthes, und der tiefen Verachtung eines verworrenen, launiſchen und wetterwendiſchen Pöbels im vollkommenſten Einklange ſtände, und damit ganz aus einem Guſſe wäre. Die tiefe Ironie, welche durch das ganze Stück durchzieht, dient dieſen Charakter in ein noch helleres Licht zu ſetzen; und das Stück gewinnt ein deſto lebendigeres Intereſſe, eine je beſtimmtere Anſicht man dem Hauptcharakter abgewonnen hat. Auch liegt das größte Intereſſe desſelben in dem Gegenſatze jenes Charakters zu dem Charakter jener vielköpfigen, charakterloſen Menge, die Shakſpeare überall ſo treffend, aber nirgends treffender als in dieſem Gegenſatze geſchildert hat. Gegen dieſes höhere und allgemeine Intereſſe mußte das Intereſſe des Kampfes der kindlichen Liebe nothwendig zurücktreten, ſo mächtig dieſe auch hervorbricht. Wie ſchwer übrigens bey dieſem Stoffe die Aufgabe ſey, durch die letztere allein ein großes tragiſches Intereſſe hervorzubringen, wenn die Compoſition von den Verbrämungen und dem Epiſodenwerk eines franzöſiſchen Trauerſpiels ſich frey erhalten will, zeigt die Bearbeitung Collins, der gerade durch das, was er bey dieſer Beſchränkung der Aufgabe dennoch leiſtete, ſich gerechte Anſprüche auf Anerkennung erworben hat.

Es iſt bemerkt worden, daß ein innerer Beſtimmungsgrund nur ſelten allein wirke, und die eigenthümliche Beſchaffenheit des einzelnen durch verwandte oder entgegengeſetzte Beſtimmungsgründe modificirt werde. Dieſer wechſelſeitige Einfluß verwandter oder entgegengeſetzter Beſtimmungsgründe begründet zunächſt die Individualität der Charaktere.

Schon Leſſing warnt den tragiſchen Dichter, keine allzu ſtreng individuellen Charaktere aufzuſtellen. Der Grund dieſer Regel läßt ſich am leichteſten auffinden, wenn wir bey den alten Tragikern darüber nachfragen.

Man hat dieſen mehr als einmahl den Vorwurf gemacht, ihre Charaktere hätten allzu wenig Individualität; in dieſer Hinſicht behaupteten die Neueren vor ihnen einen entſchiedenen Vorzug. Es läßt ſich auch keineswegs läugnen, daß die Charaktere bey den Alten in der That nicht ſehr viel Eigenthümlichkeit haben, und daß die Neueren die ihrigen im Ganzen weit ſtrenger individualiſiren. Um nun den letzteren ihr volles Recht widerfahren zu laſſen, hätte ſich jener Bemerkung immer die Unterſuchung anſchließen ſollen: um wie viel denn die Alten ihre Charaktere zu wenig individualiſirten; weil eben dadurch das Verdienſt der Neueren in das hellſte Licht getreten ſeyn würde, und man nicht weiter hätte fürchten dürfen, den alten Tragikern gegenüber allzu blöde zu ſeyn.

Es bedarf wohl keines Beweiſes, daß jene Unterſuchung zunächſt wieder mit der Frage beginnen müſſe: ob die Alten wohl ihren Charakteren hinreichende Individualität gegeben haben, um durch ihre Dichtungen eine große und vollkommene tragiſche Wirkung hervor zu bringen. Sollte man nun gezwungen ſeyn, dieſe Frage bejahend zu beantworten: ſo wäre zugleich jene andere beantwortet; nämlich, ſie hätten dann ihren Charakteren gerade ſo viel Individualität gegeben, als zur Erreichung der tragiſchen Wirkung nothwendig geweſen wäre; und noch mehr — es wäre damit zugleich das Geſetz gefunden, wie viel der tragiſche Dichter in dieſer Hinſicht überhaupt thun dürfe. In dieſem Falle nun würde es um jenen präſumtiven Vorzug der Neueren allerdings etwas mißlich ausſehen.

Auf Shakſpeare wird ſich niemand hier berufen wollen. Kein tragiſcher Dichter gibt ſeinen Charakteren eine ſtrengere Individualität, in ſo ferne ſie mittelbar oder unmittelbar etwas zur Erreichung der tragiſchen Wirkung beyträgt; aber kein anderer Dichter hält ſich ſtrenger innerhalb dieſer Gränze. Und eben das iſt es großentheils, warum die tragiſche Wirkung bey ihm überall eine ſo entſchiedene und ſichere iſt. Erſcheint aber die Mannigfaltigkeit ſtreng individualiſirter Charaktere bey Shakſpeare, und einigen — nur wenigen Neueren — in der That größer und reicher, als bey den Alten: ſo wird man dieſes, dem obigen Geſetze unbeſchadet, auf Rechnung der ganz verſchiedenartigen Stoffe ſchreiben müſſen, welche beyde behandelten; und den einen nicht als überwiegenden Vorzug anrechnen dürfen, was bey den Anderen in keiner Hinſicht ein Fehler genannt werden kann.

Die Tragödie will die Wirkung, welche ſie beabſichtiget, überall mehr durch die Leidenſchaften als durch die Charaktere erreichen. Indem ſie die Aufgabe ſich genommen, die Nichtigkeit der menſchlichen Kraft poetiſch darzuſtellen, liegen jene, welche die Kraft zu den höchſten Anſtrengungen reitzen, ihr weit näher, als dieſe. Das Streben der Leidenſchaft aber iſt überall ein einfaches. Wenn es die Individualität des Charakters keinesweges aufhebt, ſondern durch die weſentlichſten Züge desſelben ſogar ſelbſt modificirt wird: ſo ordnet ſie ſich im Gegentheile alle minder weſentlichen Züge desſelben unter, oder verlöſcht ſie auch gänzlich; daher denn eine ſolche Unterordnung nothwendig auch bey der dramatiſchen Behandlung tragiſcher Stoffe Statt finden muß.

Am leichteſten kann der Dichter hinſichtlich des Individualiſirens bey hiſtoriſchen Charakteren dem Guten zu viel thun. Sehr oft ſind mir in dieſem Falle die Worte des Jägers in Wallenſteins Lager eingefallen:

— Wie er räuſpert und wie er ſpuckt,
Das habt ihr ihm glücklich abgeguckt.

Was dabey zunächſt verlieren muß, iſt die Idealität der Darſtellung, welche in der Tragödie, als einem poetiſchen Kunſtwerke, nirgends, alſo auch in der Schilderung eines hiſtoriſchen Charakters nicht fehlen darf.

Die äußeren Beſtimmungsgründe des Handelns können bey der Charakter-Darſtellung, wie bereits bemerkt worden iſt, nur in ſo fern in Betracht kommen, als ſie die Veranlaſſung enthalten, daß die inneren thätig werden. Dabey nun wird zwiſchen den äußeren Beſtimmungsgründen und zwiſchen den Äußerungen des Charakters ein nicht minder ſtrenger Zuſammenhang erfordert werden, als zwiſchen dieſen und den inneren; der ſich auch hier wieder als der ſtrengſte ausweiſen wird, wenn er als ein nothwendiger erſcheint. Natürlich kann hier wieder nur von einer hypothetiſchen Nothwendigkeit die Rede ſey; indem nämlich der Charakter ſelbſt als ein Beſtimmtes, welches der Dichter wirklich feſtgeſtellt hat, oder feſtſtellen wollte, betrachtet wird.

Der Mangel jenes nothwendigen Zuſammenhanges zwiſchen den Äußerungen des Charakters und den äußeren Beſtimmungsgründen kann uns der Dichter auf eine dreyfache Weiſe vermiſſen laſſen: ein Mahl, indem er uns eine Thätigkeit innerer Beſtimmungsgründe ohne alle äußere Veranlaſſung zeigt; dann, indem er den äußeren Beſtimmungsgründen eine Wirkung zuſchreibt, welche ſie bey den feſtgeſtellten oder angenommenen inneren Beſtimmungsgründen gar nicht hervorbringen können; und endlich, indem er uns in der Wirkung zwiſchen beyden ein Mißverhältniß gewahr werden läßt. So war es zum Beyſpiel im Cid die Abſicht des Corneille, im Charakter der Chimene die kindliche Liebe als einen herrſchenden Zug darzuſtellen. Ihre Weigerung, Rodrigo zu vergeben, ſoll aus dieſem Beſtimmungsgrunde hervorgehen, der wenigſtens nicht mit jener Stärke wirkt, als er unter der angenommenen Bedingung hätte wirken müſſen. Der Schlag, welcher Chimenen durch Rodrigo trifft, iſt ſo erſchütternd, daß, wenn wir der kindlichen Liebe in ihr nur einige Stärke zutrauen, dieſe allzuheftig dadurch empört werden muß, um der Leidenſchaft für Rodrigo und dem Einfluſſe des Königs in den nächſten vier und zwanzig Stunden ſo viel einzuräumen, als ſie ihr wirklich einräumt, und um Chimenen ſich, wenn nicht zu einer ganzen, doch zu einer halben Verlobung mit dem Mörder ihres Vaters entſchließen zu laſſen.

Hingegen läßt ſich ein anderer Charakter Corneille's ſehr leicht gegen den Vorwurf der Inconſequenz vertheidigen. Nichts kann in ſeinem Polyeuct ſchläfriger ſeyn, als der Eifer des Helden für das Chriſtenthum im erſten Aufzuge: während wir gleich im folgenden erfahren, daß er ſich unerſchrocken zu demſelben bekannt, und die Altäre der heidniſchen Götter umgeſtürzt habe. Allein dieſe Veränderung iſt eine Wirkung der Gnade durch die empfangene Taufe; und deßwegen wird man dem Dichter den obigen Vorwurf keineswegs machen dürfen. Nur kann man ſich dabey der Betrachtung nicht erwehren, wie Calderon, wenn er den nämlichen Stoff bearbeitet hätte, alle Strahlen in dieſem Brennpunkte geſammelt, anſtatt uns die Veränderung des Polyeuct unter der Hand durch einen Vertrauten mittheilen zu laſſen, uns unmittelbar zu Zeugen derſelben gemacht, und gerade dieſe Scene mit der brennendſten Pracht ſeines Farbenzaubers und der höchſten Gluth ſeiner religiöſen Begeiſterung ausgeführt haben würde.

Am nothwendigſten erſcheint eine ſtrenge Darlegung des Einfluſſes äußerer Motive dort, wo der Charakter ſcheinbar mit ſich ſelbſt in einen Widerſpruch tritt, während er darum nicht minder mit ſich ſelbſt übereinſtimmt. Als Beyſpiel eines ſolchen bloß ſcheinbaren Widerſpruches glaube ich die beyden letzten Acte von Grillparzers Ottokar anführen zu dürfen. Die leidende, oder vielmehr feige und ſchimpfliche Gelaſſenheit, mit welcher Ottokar die frechen Schmähungen Kunigundens und ihres Buhlen anhört, ſcheint auf den erſten Anblick mit Ottokars rohem, hochfahrenden, zornmüthigem Charakter im Widerſpruch zu ſtehen. Ottokar ſcheint ſeinem Charakter nach gar nicht der Mann zu ſeyn, der ſelbſt bey dem Gefühl gerechter Demüthigung eine ſolche Behandlung ſich gefallen ließe. Erklärbar wird dieſe faſt ſtumpfſinnige Zahmheit allein durch die Stärke des vernichtenden Gefühls ſeiner Demüthigung, welches mit Ottokars Stolz und Hochmuth im richtigſten pſychologiſchen Verhältniſſe ſteht. Und gewiß hat der Dichter alles gethan, um dieſe Gemüthsſtimmung uns anſchaulich zu machen. Zuerſt Füllenſteins Nachricht:

In Znaym verlor er ſich von dem Gefolge,
Ein einz'ger Knecht, den man vermißt, mit ihm,
Und irrt ſeitdem im Land herum von Mähren.
In Kralitz ſah man ihn, in Hradiſch, Lukow,
Zuletzt in Kaſtelez, hartbey an Stip,
Da wo die kleine Wunderquelle fließt,
Zu der die Pilger weit umher ſich wenden.
Ein ärmlich Badhaus ſteht dort in der Tiefe
Von Menſchen abgeſondert und Verkehr.
Da hielt er vierzehn Tage ſich verborgen;
Ein Ort zum Sterben mehr, als um zu leben!
Und wie die Pilger pflegen dort herum,
Die eines Wunſches der ſie drückt gedenkend,
Ein Kreuz von Reiſig in den Brunnen werfen,
Und aus dem Sinken oder Schwimmen prophezey'n,
So that er tagelang und ſchien betrübt.
Zuletzt erfuhr 's der Magiſtrat von Hradiſch,
Und ging hinaus, den König einzuhohlen;
Doch der war nicht mehr da, und ſchon im Weiten.

Noch begreiflicher wird uns Ottokars Gemüthsſtimmung, wenn wir uns vorſtellen, daß er den Trotz ſeiner Vaſallen ſich ſo dachte, wie dieſer in Milota ſich ausſpricht:

— Ich hoff, er wird jetzt ruhn!
Die ſtolzen Flügel ſind in was gepflückt;
Das Land, das ewig ihn nach außen lockte,
Er hat's zurückgegeben feyerlich.
Will er nach Väterweiſe herrſchen hier,
Die Deutſchen heißen gehn aus ſeinem Reich,
Und unter Beyſtand böhmiſcher Wladiken
Bedenken ſeines Volkes wahres Glück:
Vielleicht daß ich vergeſſe, was er that
An mir und meinem Haus.

Ottokar tritt auf. Vortrefflich iſt das Gefühl der Scham ausgedrückt, welches ihn beym Anblick der Burg ſeiner Väter ergreift:

Ich ſollte dich betreten, Schloß der Väter?
Die Schwelle dir entweihn mit meinem Fuß?
Als ich im Sieg, im jubelnden Triumph
Zu dir heranzog durch die lauten Gaſſen,
Erſtrittne Fahnen dir entgegen hielt;
Da machteſt du mir deine Pforten auf
Und meine Väter ſahn von deinen Zinnen.
Für Helden ward gewölbt dein hoher Bau
Und kein Entehrter hat ihn noch betreten.
Hier will ich ſitzen, als mein eigner Pförtner,
Und Schande wehren ab von meinem Haus.

Die Erſcheinung des Bürgermeiſters, der die Erzählung ſeiner Schmach wiederhohlt, und des Beneſch von Diediz mit ſeiner Tochter, der ſie ihm als gerechte Strafe rächender Vergeltung vorwirſt, ſteigern das vernichtende Gefühl ſeiner Erniedrigung, und ſpannen jede Feder des Selbſtgefühls und des aufgährenden Zornmuthes herunter. Die Scene mit Kunigunden und Zawiſch hat jetzt nichts Befremdendes mehr.

Auch Ottokars Zagheit und Verſunkenheit im Augenblicke der Entſcheidung ſeines Schickſals kann nicht geradezu eine pſychologiſche Inconſequenz genannt werden. Das Gefühl ſeiner Erniedrigung, der Verrath ſeiner Vaſallen, Kunigundens Flucht, und das geringe Vertrauen auf den Erfolg des Kampfes mit ſeinem, von Glück überall begünſtigten Gegner ſind nicht die einzigen Gründe, welche ſie motiviren. Der vorzüglichſte Grund liegt wohl darin, daß Ottokars Charakter nirgends ſittlich begründet erſcheint, und daß das Gefühl begangenen Unrechts und frevelnden Übermuthes, zuerſt angeregt durch die Treuloſigkeit des

Glückes, ſich im Augenblick der Entſcheidung laſtender auf ſein Gemüth ſenkt. Verſtärkt hat der Dichter dieſes Gefühl durch die Scene, in welcher Ottokar ſtatt der entflohenen Kunigunde, Margarethens Leiche findet: und man wird dieſelbe als Motiv der Gemüthsſtimmung Ottokars gelten laſſen müſſen, mit wie gutem Fug und Recht man ſie ſonſt auch tadeln und wegwünſchen mag. Am glücklichſten aber iſt jener Grund ſittlicher Gehaltloſigkeit in dem durchgängigen Contraſt mit Rudolphs Rechtlichkeit, und der daraus ihm entſpringenden Zuverſicht zur Anſchauung gebracht. Ob inzwiſchen Ottokars Verſunkenheit nicht dennoch um einige Grade zu tief herabgeſtimmt ſey, und eine ſo kräftige Natur im Augenblick drängender Gefahr, bey ſo wichtiger Entſcheidung, und einem ſo tief gehaßten Gegner gegenüber, ſich nicht dennoch etwas mehr zuſammenraffe: mag billig der Entſcheidung Anderer überlaſſen bleiben.

Ich will nun dem, was bisher über Charakter-Darſtellung geſagt worden, noch einige Bemerkungen über einzelne Punkte derſelben hinzufügen:

Drey Stücke ſind es, welche zunächſt bey jedem Charakter in Betrachtung kommen: **Klarheit**, **Kraft** und **ſittlicher Werth** deſſelben.

Die Forderung, daß ein Charakter ſich klar ſey, das heißt, mit vollem Selbſtbewußtſeyn ſeiner Zwecke und Beſtimmungsgründe handle, kann an dem tragiſchen Dichter nicht als eine unbedingte geſtellt werden. Denn abgerechnet, daß, wenigſtens in einzelnen Fällen, jeder Charakter nach bloßen, oft dunklen Gefühlen handelt: ſo gibt es Charaktere, bey welchen Befangenheit des Erkennens, wie des Gefühles nicht nur ein weſentlicher, ſondern gerade der weſentlichſte Beſtandtheil iſt. Von dieſer Art iſt zum Beyſpiel der Charakter des Torquato Taſſo. Wie harmoniſch und ſich ſelbſt klar das Streben ſeiner inneren Natur auch immer ſeyn möge: mit der äußeren Welt wird es ſich immer in Streit und Zwietracht beworren ſehen. Vortrefflich charakteriſirt ihn in dieſer Hinſicht Antonio im dritten Acte.

> Ich kenn' ihn lang, er iſt ſo leicht zu kennen,
> Und iſt zu ſtolz, ſich zu verbergen. Bald
> Verſinkt er in ſich ſelbſt, als wäre ganz
> Die Welt in ſeinem Buſen, er ſich ganz
> In ſeiner Welt genug, und alles rings
> Umher verſchwindet ihm. Er läßt es gehn,
> Läßt's fallen, ſtößt's hinweg, und ruht in ſich.
> Auf ein Mahl, wie ein unbemerkter Funke
> Die Mine zündet, ſey es Freude, Leid,
> Zorn oder Grille, heftig bricht er aus:
> Dann will er Alles faſſen, Alles halten,
> Dann ſoll geſchehn, was er ſich denken mag;
> In einem Augenblicke ſoll entſtehn,
> Was Jahrelang bereitet werden ſollte;
> In einem Augenblicke ſoll gehoben ſeyn,
> Was Mühe kaum in Jahren löſen könnte.
> Er fordert das Unmögliche von ſich
> Damit er es von Andern fordern dürfe.
> Die letzten Enden aller Dinge will,
> Sein Geiſt zuſammenfaſſen; das gelingt
> Kaum einem unter Millionen Menſchen;
> Und er iſt nicht der Mann; er fällt zuletzt
> Um nichts gebeſſert in ſich ſelbſt zurück. 4. Scene.

Wo nun der Dichter einen ſolchen befangenen Charakter einführt, da wird er, eben wie es Göthe gethan hat, damit derſelbe dem Zuſeher eben ſo klar, als ſich ſelbſt unklar ſey, zuvörderſt den Grund der Befangenheit desſelben darlegen müſſen. Vermag er dieſe Aufgabe nicht mit hinreichender Beſtimmtheit zu löſen: ſo wird der Zuſchauer ſich mit einem ſolchen Charakter in einer noch weit peinlicheren Befangenheit, als dieſer ſelbſt befinden, und unwillig von ſich weiſen, was er ſich gar nicht, oder nur mit vieler Mühe und auf eigene Rechnung klar zu machen vermöchte.

Über alle handelnden Perſonen ohne Ausnahme iſt dieſe Klarheit in einem andern Werke Göthe's verbreitet; ich meine in der natürlichen Tochter. Vielleicht iſt eben dieſe höchſte Klarheit in der Darlegung aller Motive der Handlung und der Charaktere — in welcher Hinſicht ihr vielleicht ſelbſt die Iphigenie nachſteht — zum Theil mit Urſache, daß dieſes Werk ſo oft kalt genannt, und öfter als ein anderes verkannt worden iſt. Auch den leidenſchaftlichen Scenen fehlt es nicht an Klarheit; und die laſterhaften wie die tugendhaften Perſonen ſprechen und handeln jeden Augenblick mit vollkommenem Bewußtſeyn ihrer Abſichten und Beſtimmungsgründe.

Man kann fragen: ob ein Böſewicht, der mit dieſer Klarheit handle, nicht doppelt haſſens- und verabſcheuungswerth ſey? Aus dem ſittlichen Geſichtspunkte gewiß; aber aus dem dramatiſchen betrachtet, wird er, unter übrigens gleichen Umſtänden, gegen einen andern, der nur verworren und nach dunklen Antrieben handelt, unſtreitig an Intereſſe gewinnen. Ich berufe mich auf Shakſpeares Böſewichter, auf Richard, Edmund, Jago. Bey dem letzteren ſpricht ſich überall die offenbarſte Entſchiedenheit aus; auch dort, wo der Beweggrund ſeines bösartigen Haſſes ihm ſelbſt noch zweifelhaft iſt.

> Den Mohren haſſ' ich, und es will verlauten
> Er hab' in meinem Bett' mein Amt verwaltet.
> Ich weiß nicht, ob es wahr iſt oder nicht;
> Allein nach bloßem Argwohn will ich thun,
> Als wär' es ausgemacht. —

Auch iſt es ſehr natürlich, daß uns die Bosheit dort am widerlichſten erſcheint, wo ſie ſelbſt nicht klar weiß, was und warum ſie etwas will. Sich klar ſeyn, iſt an und für ſich ſelbſt ein großer Vorzug des Verſtandes; das Gegentheil eine entſchiedene Schwäche. Überdieß machen die ſubjectiven Gründe der Bösartigkeit den Charakter wenigſtens ſcheinbar, wenn gleich nicht vor dem Forum der Sittlichkeit, weniger ſchuldig, je klarer und beſtimmter ſie dem Gemüthe des Handelnden vorſchweben; und wenn wir jene deswegen nicht entſchuldigen, ſo begreifen wir ſie doch deſto leichter. Der vorzüglichſte Grund aber iſt dieſer, daß ohne jene Klarheit durchaus an keine Entſchiedenheit des Charakters weder im Guten noch im Böſen zu denken iſt.

Es gibt im Leben, wie im Gebiethe der dramatiſchen Kunſt, Charaktere, die, trotz ihrer ſittlichen Güte, keine lebhafte Theilnahme erregen. Sie handeln eben nur nach dunklen Gefühlen, oder weil es ihnen an Veranlaſſung fehlt, anders zu handeln. Es fehlt ihnen an klarem Bewußtſeyn ihrer Abſichten und Beſtimmungsgründe. Solche Charaktere ſind trotz ihrer ſittlichen Güte dramatiſch unbrauchbar.

Natürlich kann hier unter Klarheit nicht jene höhere Vollkommenheit des ſittlichen Erkennens verſtanden werden, welche zwar die feſteſte Baſis der Sittlichkeit, aber nur das Produkt eines reiferen, umfaſſenden Selbſtdenkens iſt. Allein die Gründe, welche uns beſtimmen ſollen, ſittlich zu handeln, ſind ſo einfach, daß ſie auch ohne dieſe

Bedingung klar erkannt werden mögen. Selbſt wenn ein ſittlicher Charakter nach bloßen Gefühlen handelt, fordern wir, daß ſelbſt dieſe einen gewiſſen Grad von Beſtimmtheit und Entſchiedenheit haben.

Mit der von dem dramatiſchen Charakter geforderten Klarheit ſteht eine andere Eigenſchaft in Verbindung; nämlich die Kraft.

Kraft, überhaupt genommen, iſt dasjenige, was eine Wirkung hervorbringt. Sie bringt dieſe Wirkung entweder ſelbſtſtändig hervor, oder nicht, und iſt darum entweder eine ſelbſtſtändige oder abhängige. Die ſittliche Kraft iſt immer eine ſelbſtſtändige; und eben darum iſt es nothwendig, daß ſie, wo ſie thätig werden ſoll, ſich ihrer bewußt ſey. Ihre Wirkung wird eine deſto größere und mächtigere ſeyn, je klarer ſie ſich ihrer bewußt iſt; und wir beſitzen jenen Theil unſerer Kraft ſo gut als gar nicht, deſſen wir uns nicht bewußt ſind. Eben ſo wird die Anwendung unſerer Kraft um deſto ſicherer ſeyn, je klarer das Ziel ihrer Anwendung iſt, und die Beſtimmungsgründe ihrer Thätigkeit vor uns liegen.

Kraft und Klarheit ſtehen alſo in einer weſentlichen Verbindung mit einander, ſo wie auch ihre Gegentheile. Der Schwache iſt eben darum ſo kraftlos, weil ihm nichts klar iſt; weil keine Vorſtellung hell und lebendig vor ſeiner Seele ſchwebt; und dergleichen Charaktere ſind oft eben darum auch im Leben ſo ſchwer zu behandeln, weil ihre Dumpfheit und Unempfindlichkeit ſie unfähig macht, eine Vorſtellung lebendig zu ergreifen.

Der Anblick der Schwäche iſt überall widerlich; darum ſoll ihn uns der tragiſche Dichter ſo viel als möglich erſparen; wenigſtens den Anblick gänzlicher Flachheit und gänzlicher Nullität. Dergleichen mag höchſtens bey Nebenperſonen mit unterlaufen. Wenn Antonius beym Shakſpeare dem Lepidus auf ſeine Frage: was für eine Art von Ding denn ein Krokodill ſey, die Antwort gibt: ſeiner Geſtalt nach ſehe es ganz ſich ſelbſt ähnlich; es ſey ſo breit als ſeine Breite, und gerade ſo hoch als es hoch ſey; es bewege ſich auf ſeinen eigenen Füßen; es lebe von dem, womit es ſich nähre; es habe ſeine eigene Farbe, und ſeine Thränen ſeyen naß: ſo beluſtigt mich der Scherz, welchen er ſich mit der halbtrunknen Geiſtesarmuth erlaubt; aber die Geiſtesarmuth Valentinians und ſeiner Hofhaltung in Werners Attila iſt mir ekelhaft. Auch die Schwäche in beſonderen Beziehungen darf nie ins Kleinliche und Kindiſche ausarten; am wenigſten, wenn eine ſolche Darſtellung bey großen hiſtoriſchen Perſonen nur in der Befangenheit oder in der Luſt des Dichters, die Sache zu übertreiben, ihren Grund hat: wie denn dieſes Wernern in der Weihe der Kraft bey der Zeichnung Carls des Fünften begegnet iſt.

Dem tragiſchen Dichter fehlt es überdieß nicht an allen Mitteln, um zu vermeiden, daß die nothwendige Darſtellung von Geiſtes- und Charakterſchwäche nicht widerlich und ekelhaft werde. Er ſucht nämlich einen ſolchen Charakter uns von irgend einer andern Seite als achtenswerth zu zeigen; wie denn Lepidus in der Ausſöhnungsſcene zwiſchen Octavian und Antonius wirklich mehr zu ſeinem Vortheil erſcheint. So verliert zum Beyſpiel Heinrich der Sechste, wie ſchwach er ſich auch bey ſeiner Abdankung zum Nachtheil ſeines Sohnes und in anderen Fällen zeige, unſere Achtung und unſere Theilnahme keineswegs; und wenn er als Steuermann im wilden Sturm des aufgeregten Parteygeiſtes ſchwach erſcheint: ſo gewinnt auf der andern Seite die Beſtimmtheit ſeines frommen Sinnes, ſeiner milden, friedliebenden Gemüthsart ihm unſern lebhaften

Antheil; welche, wie ſie der leidenſchaftlichen Verworrenheit ſeiner Gegner zur Folie dienen, auch ihrerſeits durch dieſe noch mehr herausgehoben werden.

Am öfteſten begegnet es wohl dem tragiſchen Dichter bey weiblichen Charakteren, Schwäche mit Milde und Sanftmuth zu verwechſeln: ſo wie im Gegentheile die Kraft hier oft zur Derbheit, und nicht ſelten zur Verwegenheit wird. Kraft iſt bey dem Weibe in der Regel eben nichts anderes, als Entſchiedenheit des Gefühls. Shakſpeares Imogen, Kordelia, Desdemona bleiben in dieſer Hinſicht ewige Studien. Wie ſanft und weiblich iſt nicht zum Beyſpiel die letztere, und wie entſchieden ſpricht nicht überall ihr Gefühl ſich aus; erſt in ihrer Liebe zu Othello, und dann in der himmliſchen Geduld, mit welcher ſie ſich ſeinem Willen unterwirft, und mit rührender Gelaſſenheit auch die härteſte Behandlung erträgt. Was dabey die höchſte Bewunderung verdient, iſt die Art, wie der Dichter die Klarheit der ſittlichen Vorſtellung mit der Entſchiedenheit des Gefühls zu verbinden, und jene durch dieſe poetiſch zu verkörpern wußte.

Die höchſte menſchliche Kraft nennen wir die heroiſche. Der Heldenleib, ſagt Michael Angelo im Correggio,

> will etwas tüchtiger geknetet ſeyn.

Allein wie die beſten Werke der älteren und neueren Sculptur den Ausdruck der Kraft nicht in der möglichſt größten Derbheit der Muskeln, ſondern in dem Ausdruck des ſicheren Bewußtſeyn derſelben ſuchen: ſo darf auch der dramatiſche Dichter ſich das nämliche zur Weiſung nehmen. Die höchſte Kraft iſt eben dadurch die höchſte, daß ſie ſich ihrer am klarſten und ſicherſten bewußt iſt; und die Ruhe, welche ihr aus dieſem klaren Bewußtſeyn ihrer ſelbſt entſteht, darf überall für den zuverläßigſten Stempel derſelben gehalten werden.

Höchſt ſchwierig iſt die Darſtellung des Heroismus bey Frauen. Die Aufgabe iſt hier, zu vermeiden, daß nicht die Darſtellung der Heroine in die einer Kerlsfigur ausarte. Glücklich iſt dieſe Aufgabe, die Verſchmelzung des Weiblichen mit dem Heroiſchen in Collins Bianca della Porta gelöſt; immer aber bleibt es zu wünſchen, daß die Heroinen auf dem Gebiethe der tragiſchen Dichtkunſt nicht gar zu häufig oder ſo heimiſch werden, wie ſie es im Gebiethe der epiſchen geworden ſind. —

Was hier über den ſittlichen Werth der Charaktere zu bemerken wäre, iſt in dem Vorhergehenden, vorzüglich in der Forderung der Klarheit und Kraft bereits angedeutet worden. Übrigens ſey der ſittliche Werth eines jeden Charakters überall rein und ſcharf ausgeprägt. Dieſes iſt natürlich nicht ſo zu verſtehen, als ob der Dichter nur entſchieden gute oder böſe Charaktere einführen ſollte: da diejenigen, in welchen die Elemente des Guten und Böſen ſich miſchen, für ſeine Zwecke gerade die brauchbarſten ſind. Aber er ſoll weder das einzelne Gute, noch das einzelne Böſe in ein zweydeutiges Licht ſtellen; er ſoll uns Beydes als das, was es iſt, erkennen laſſen. Keine Regel aber wird öfter verletzt, als eben dieſe: theils aus Parteylichkeit, was vorzüglich bey hiſtoriſchen Stücken der Fall iſt, wenn der Dichter den hiſtoriſchen Stoff ſelbſt nicht richtig und hinreichend aufgefaßt hat, oder ihn nach ſubjectiven Anſichten und Kunſttheorien handhabt; theils weil es ſeiner ſittlichen Anſicht des Lebens im Ganzen oder im Einzelnen noch an jener Klarheit und Beſtimmtheit fehlt, der ſie am wenigſten ermangeln ſollte.

6.

Intereſſe der Leidenſchaften.

Unter Leidenſchaft verſtehe ich ein habituell gewordenes Begehren oder Verabſcheuen, das durch ſeine Stärke mit dem Sittengeſetz in einen auffallenden Widerſpruch tritt. Wenn dieſe Erklärung weniger ſcharf beſtimmt iſt, als es zu wünſchen: ſo wird es überhaupt ſehr ſchwer ſeyn, das Weſen der Leidenſchaft mit erſchöpfender Genauigkeit zu bezeichnen; denn die Leidenſchaft läßt ſich wohl leicht von dem Affecte unterſcheiden, indem dieſer nicht wie jene eine habituelle Neigung iſt: nicht aber eben ſo von der fehlerhaften Neigung, von der ſie in der That nur durch ihre Stärke und durch ein auffallendes Mißverhältniß zu den ihr entgegengeſetzten ſittlichen Neigungen verſchieden iſt, die ſie entweder unterdrückt, oder gänzlich aufhebt.

Es hat den Leidenſchaften nicht an Lobrednern gefehlt. Man hat ſie die Schwungräder und Springfedern des Lebens genannt, ohne welche dieſes in ſich ſelbſt ermatten, und erſchlaffen würde. Man kann das gelten laſſen; nur muß man keine Vertheidigung der Leidenſchaften darauf gründen wollen, in ſofern dieſe dem ſittlichen Geſetze zuwider ſind.

Für jeden Fall aber ſind die Leidenſchaften das eigentliche Schwungrad der tragiſchen Dichtkunſt.

Die Leidenſchaft nämlich iſt an und für ſich ſelbſt ſchon tragiſch. Wir erfüllen unſere Beſtimmung in dieſem Leben allein durch die möglichſt vollkommene Ausbildung unſerer ſittlichen Anlagen; wir erreichen jene Glückſeligkeit, deren wir fähig ſind, allein auf dieſem Wege. Mit dem einen wie mit dem andern ſteht die Leidenſchaft in einem unverſöhnlichen Widerſpruch.

Es gelingt uns entweder das Ziel unſeres leidenſchaftlichen Strebens zu erreichen, oder es gelingt uns nicht. In letzterem Falle kann das fruchtloſe leidenſchaftliche Begehren nur peinlich ſeyn; in erſterem Falle kann es uns keine Befriedigung gewähren. Denn die Leidenſchaft iſt entweder ihrer Natur nach auf etwas Unbegränztes gerichtet, wie z. B. die Habſucht, der Ehrgeiz; oder ſie kann zwar ihres Gegenſtandes ſich vollkommen bemächtigen, allein die erwartete Befriedigung aus anderen Gründen entbehren. Denn entweder erſchöpft und verzehrt ſie im Genuſſe ſich ſelbſt; oder die Befriedigung wird durch den unverſöhnlichen Widerſpruch mit den ſittlichen Neigungen, und die Entbehrung einer derſelben entſprechenden Glückſeligkeit aufgehoben; wie z. B. bey der Rachſucht. Eben jene volle Befriedigung, welche die Leidenſchaft am wenigſten finden kann, erwartet ſie von der Erreichung ihrer Abſichten; und weil ſie ſich hier nothwendig getäuſcht finden muß, vermag ſie eben darum keine Glückſeligkeit zu begründen.

Überdieß, die erſte, und man darf in gewiſſem Sinne ſagen die einzige Regel des ſittlichen Lebens iſt Maß und Begränzung. Kein Begehren oder Verabſcheuen an und für ſich ſelbſt iſt verwerflich, ſo lange es mit unſeren ſittlichen Verpflichtungen im Verhältniſſe ſteht. Das Streben der Leidenſchaft aber iſt an und für ſich ſelbſt überall ein unmäßiges; überall tritt es daher mit unſeren ſittlichen Verpflichtungen in ein nothwendiges Mißverhältniß, und eben darum überall in einen Widerſtreit mit den Geſetzen einer ſittlichen Weltordnung. Die Kraft der Leidenſchaft erſcheint in dieſem Widerſtreit durchaus als eine unzulängliche; ſo wie die ſittliche Weltregierung ſich eben dadurch verklärt, daß die Vernichtung jener Kraft eine nothwendige iſt, deren Keime in der Leidenſchaft ſelbſt eingeſchloſſen liegen.

Wenn nun in dem bezeichneten Sinne jede Leidenſchaft an und für ſich ſelbſt tragiſch iſt: ſo liegt es ſchon im Zweck der tragiſchen Poeſie, die Gemüther zu erſchüttern, daß die Kraft der Leidenſchaft, wenn nämlich das tragiſche Intereſſe von einer ſolchen abhängt — denn nicht immer iſt dieſes der Fall, wie z. B. im ſtandhaften Prinzen, im Correggio — eine nach menſchlichem Maßſtabe unbedingt große und mächtige ſey.

Iſt ferner jede Leidenſchaft an und für ſich tragiſch: ſo ſcheint auch jede ohne Ausnahme den Stoff zu einer tragiſchen Dichtung hergeben zu können. Und ſo iſt es in der That. Zwar ſind die Liebe, die Eiferſucht, der Ehrgeitz und die Rachſucht beynahe im ausſchließenden Beſitz der tragiſchen Bühne; und allerdings ſind ſie mehr als andere zur tragiſchen Darſtellung geeignet: theils weil ſie allgemeiner, theils weil ſie leichter als andere mit edlen Eigenſchaften des Geiſtes und des Gemüthes vereinbar ſind. Inzwiſchen wird die Kraft des dichteriſchen Genie's an die Darſtellung jeder Leidenſchaft eine große tragiſche Wirkung knüpfen können, wenn ſie dieſer Darſtellung Großartigkeit und Tiefe zu geben weiß. So erſcheint in Shakſpeare's Trauerſpiel in Yorkſhire ſelbſt die gemeine Liederlichkeit tragiſch, die gewiß mit Recht kein ſehr glücklicher Gegenſtand genannt werden kann, um eine große tragiſche Wirkung zu erzielen. Täuſcht mich mein Gefühl nicht, ſo würde Ifflands Spieler, wäre der Ausgang auch zehn Mahl unglücklicher, dennoch keine ſolche Wirkung hervorbringen; ſo wenig als ich eine ſolche dem Beverley zuſchreiben möchte: aber in Hoffmanns Erzählung: der Spieler, zeigt ſich dieſe Leidenſchaft in ihrer furchtbarſten, und in einer wahrhaft tragiſchen Größe. In Walter Scotts: Nigel iſt es nicht das ſchreckliche Schickſal, welches den Geitzigen trifft, wodurch dieſer zu einer tragiſchen Perſon wird: ſondern es iſt jene fürchterliche, hier faſt magiſche, Gewalt der Leidenſchaft, welche den Unglücklichen beherrſcht, und ſeinem Verderben ihn zutreibt. Darin nun beſtünde wohl eben das Geheimniß, wie ſolche Leidenſchaften in dramatiſcher Form tragiſch darzuſtellen wären; und eben darum, weil etwas Dämoniſches dabey mitwirken muß, iſt nichts weniger zu fürchten, als daß die Zahl ſolcher Darſtellungen über Gebühr anwachſe.

Bey jeder Leidenſchaft kommen vorzüglich zwey Stücke in Betrachtung: ihre eigenthümliche Beſchaffenheit; und ihre Stärke.

Die eigenthümliche Beſchaffenheit der Leidenſchaft wird zunächſt durch den Charakter beſtimmt. Wie ſie in einer höheren Potenz ſich dieſen ſelbſt unterordnet, oder ihn umformt: ſo wird, eh' ſie einen ſolchen Grad erreicht, ſie ſelbſt durch denſelben modificirt. Jene Unterordnung des Charakters nun tritt dann ein, wenn die Leidenſchaft über die übrigen Neigungen desſelben ein entſchiedenes Übergewicht erlangt hat. Wenn die Leidenſchaft in dieſer Potenz die eigenthümlichen Züge des Charakters, welche mit ihr im Widerſpruch ſtehen, verlöſcht und aufhebt: ſo erhält ſie auch jetzt noch ihre eigenthümliche Färbung durch diejenigen, bey welchen dieſes nicht der Fall iſt; oder die ſogar mit ihr in Verbindung treten. Aus dieſer Quelle vorzüglich fließt die Individualität der Leidenſchaft; und auch hier, wie bey dem Charakter, ſoll das Individualiſiren kein allzuſtrenges, am wenigſten aber ein in's Kleinliche gehendes ſeyn. Nächſt dem Charakter wird die Eigenthümlichkeit der Leidenſchaft noch durch eine andere ihr, entweder verwandte, oder entgegengeſetzte beſtimmt. Der letztere Fall iſt unſtreitig der ſchwierigere, und kann allein dann mit Glück behandelt werden, wenn die minder-mächtige Leidenſchaft der mächtigeren klar und richtig untergeordnet iſt.

Endlich ſind es die äußeren Umſtände, welche die eigentliche Beſchaffenheit der Leidenſchaft beſtimmen. Auch hier hat ſich der Dichter am meiſten vor der überſchwenglichen Breite des Romans zu hüthen; und nur darauf zu ſehen, daß die Beziehungen der äußeren Umſtände zur Eigenthümlichkeit der Leidenſchaft mit hinlänglicher Klarheit und Beſtimmtheit ausgedrückt ſeyen.

Die Stärke der Leidenſchaft kann, wie die jeder andern Kraft, nur am Widerſtande gemeſſen werden.

In ſo ferne nun die Leidenſchaft, als eine ſolche, mit dem ſittlichen Geſetze an und für ſich ſelbſt im Widerſpruche ſteht, wird ihre Stärke eben in dieſem ihren richtigſten und ſicherſten Maßſtab finden. Dabey nun kommen, wie überall, wo von ſittlichem Handeln die Rede iſt, zwey Stücke: das ſittliche Erkennen, und die Kraft des ſittlichen Wollens in Berechnung.

Das ſittliche Erkennen kann bey einer cultivirten Nation nie gänzlich fehlen, und nie gänzlich irren; höchſtens in einzelnen Beziehungen. Aber es kann ſo ſchwach und unvollkommen ſeyn, daß es gegen den Drang der Leidenſchaft gar nicht in Betrachtung kömmt, und gegen dieſen durchaus kein Übergewicht abzugeben vermag. Dieß iſt zum Beyſpiel der Fall bey dem Euſebio in der Andacht zum Kreuze, und bey dem Ludovico Enio im Fegfeuer des heiligen Patricius. Der Dichter kann die Leidenſchaftlichkeit nicht ſtärker ſchildern, als ſie in der Nachſucht des letzteren ſich ausſpricht:

Ja, bey Gott! mein Leben müßte,
Wär' es möglich zu entkommen,
Heute noch der Schrecken werden
Aſiens, Afrikas, Europas,
Rache möcht' ich heute nehmen,
Alſo gräßlich ſchaudervolle,
Daß auf dieſes Königs Inſeln
Wohl nicht einen ich verſchonte,
Jene Qual und Wuth zu kühlen,
Meinem Blute eingeboren.
Wenn ein Blitz den Himmel ſpaltet,
Gibt er kund ſich durch den Donner,
Zwiſchen Rauch und Finſterniſſen,
Eine Schlange in der Lohe
Bricht er vor, und macht erbeben
In der Luft die ſchwanken Wolken.
Alſo ich. — Der Donner war ich,
So daß alle mich vernommen,
Nur der Blitzſchlag noch gebricht;
Aber, ach! noch ungeboren
Stirbt er, eh' er kommt zur Erde,
Nur die Lüfte mit ihm koſen.
Nein, nicht ſchmerzt mich, daß ich ſterbe,
Sterbe alſo ſchnöden Todes,
Dieß nur, daß ſo jung und zeitlich
Meine Frevel enden ſollen
So wie ich. Das Leben wünſch' ich,
Größre Schreckniſſe als vordem
Auf der Stelle zu beginnen,
Nicht aus anderm Grund, bey Gott nicht!

Sehr ſonderbar ſticht damit ſeine Verehrung für das Chriſtenthum ab.

— — — — Irlands großer
König, ich bin Ludwig Enius,
Bin ein Chriſt, wie Patrik, freylich
Nur darin allein ihm ähnlich;

Zwar verſchieden von einander
Sind wir auch in dieſem ſelber;
Denn obgleich wir beyde Chriſten,
Sind wir uns ſo ſehr entgegen,
Daß, ſo wie dem Guten Böſes,
Wir uns gegenüber ſtehen;
Aber dennoch könnt' ich opfern
In Vertheidigung der Lehre,
Meines Gottes, meines Glaubens,
Tauſend Mahl und mehr mein Leben,
(Alſo ſchätz' ich ſie) bey Gott, den
Durch den Schwur ich ſchon bekenne.
Fromme Thaten, Himmelswunder,
Die etwa durch mich geſchehen,
Kann ich nicht berichten, aber
Raub und Mord und Kirchenſchänden,
Laſter, Treubruch und Verrath,
Kann ich dir von mir erzählen,
Obgleich eitel mir's erſcheint,
Mich zu rühmen des Geſchehnen.

Und nun folgt eine Erzählung der ärgſten Schandthaten, nicht ohne untergemiſchte Betrachtungen, wie übel er gethan habe, dieſe zu begehen, und nicht ohne daß er jedem Erſchlagenen den frommen Wunſch nachſendet:

Schenk' ihm Gott das ew'ge Leben!

Hier erſcheint die ſittliche Idee in ihrer höchſten, nämlich in ihrer religiöſen Würde, der Leidenſchaft gegenüber, als gänzlich wirkungslos. Aber eben dieſer Gegenſatz zeigt uns die Befangenheit der letzteren in ihrer größten Stärke: indem ſie zwar nicht das Anerkennen ſittlicher Geſetze; wohl aber ein lebendigeres, tieferes Erkennen derſelben, und ſomit alle Rückwirkung auf das Leben ausſchließt.

Überhaupt gehören ſowohl das Fegfeuer des heiligen Patricius, als die Andacht zum Kreuze, zu den wunderbarſten Schöpfungen des Calderon de la Barca. Über die Orthodoxie ſeiner religiöſen Anſichten hätte nie ein Mißverſtändniß obwalten ſollen; da dieſe in Spanien ſelbſt auch nicht im geringſten angefochten worden iſt. Auch haben beyde Stücke keine andere Tendenz, als die große Wahrheit zu verſinnlichen, wie der Verirrte nur durch die Gnade und das Erbarmen eines zwar gerechten, aber gütigen und langmüthigen Gottes gerettet werde. Ich glaube nicht daß dieſe Anſicht ſchaal ſey, wie ſie von einem großen Kritiker genannt worden; am wenigſten wenn man erwägt, mit welcher Kraft religiöſer Begeiſterung ſie von dem Dichter durchgeführt worden. Werden wir doch überall nur durch den Einfluß einer höheren Macht, die allein Alles wirkt nach ihrer unbegreiflichen Weisheit und Güte, vom Verderben zurückgezogen, und auf den beſſeren Weg geleitet! Auch ſcheint mir bey einem ſolchen Vorwurf weder der Charakter des Enio, noch jener des Euſebio richtig gewürdiget. Wie groß auch die Leidenſchaftlichkeit des einen und des andern ſeyn mag: ſo darf dennoch weder der eine noch der andere verrucht genannt werden; und es muß als ein entſcheidender Zug der Weisheit des Dichters angeſehen werden, daß er, unter dieſen Umſtänden, ſie nicht verrucht, ſondern nur leidenſchaftlich befangen darſtellte. Keinem von Beyden iſt noch klar geworden, wie der Glaube und die Verehrung für das Heilige ſich durch die Heiligkeit des ſittlichen Wollens und des Handelns bewähre; und eben dieſes Erkennen iſt es, zu welchem ſie durch göttliche Fügung hingeleitet, und zur verſöhnenden Reue geführt werden. Auch iſt ihre Verehrung für das Heilige, wenn gleich eine unvollkommene, dennoch keine durchaus todte und kraftloſe. Sie allein iſt es, wodurch Enio vom Selbſtmorde zurückgehalten wird:

— — — Da ein kurzer
Augenblick vom Leben noch mir
Übrig, nehme wurd'ge Rache
An mir ſelber dieſer Dolch hier —
Doch mein Himmel! welch' ein höll'ſcher
Wahnſinn hat denn aufgehoben
Meine Hand? Ich bin ein Chriſt —
Seele hab ich, gnadenvolles
Licht des Glaubens — iſt es recht,
Daß ich, als ein Chriſt geboren,
Unter Heiden thät' ne That,
Die mein Glaube ſtreng verbothen.
Welch ein Beyſpiel gäb' ich ihnen
Mit ſo jämmerlichem Tode.
Lügen würden Patriks Werke
Durch die meinigen geſcholten;
Sprechen würden jene dann,
Die bloß ihren Laſtern fröhnen,
Und die ew'ge Seele läugnen
Sammt der Strafe und der Glorie:
Warum predigt uns Patricius
Die Unſterblichkeit? ermordet
Hat ſich Ludwig, der ein Chriſt iſt,
Auch nicht denkend, daß verloren
Dadurch geht die ew'ge Seele!   2. Act.

Auf gleiche Weiſe wird Euſebio durch die Ehrfurcht vor dem Kreuze zwey Mahl, und zwar im heftigſten Aufruhr der Leidenſchaft, von den Verbrechen, welche er [illegible]hen will, zurückgeſchreckt:

— Der Himmel woll' es wenden,
Daß, ob ich ihn viel beleidigt,
Ich das Kreuz nicht mehr verehre;
Denn wenn ich's zum Zeugen mache
Der von mir verübten Frevel:
Sag mit welcher Stirne rief ich's
Dann wohl an, mich zu erretten?   2. Act.

Auch Julia erkennt am Schluſſe ihre Schuld, und ſpricht die innigſte Reue und die tiefe Sehnſucht aus, durch letztere entſündiget zu werden:

Wiſſe denn mein Vater Curcio,
Wiſſe alle Welt ſofort
Meine ſchwere Schuld; ich ſelber
Von all' dem Entſetzen voll
Will's verkünden. Ich bin Julia,
(Höre, wer da lebt, mein Wort!)
In der Anzahl der Verworfnen
Als die Schnödeſte erprobt.
Aber wie jetzt meine Sünden
Offenbar geworden, ſoll's
Von nun an die Buße werden,
Und ich bitte demüthsvoll
Ab der Welt das böſe Beyſpiel
Und das böſe Leben Gott.

Die gänzliche Abweſenheit oder das gänzliche Nichtbeachten ſittlicher Rückſichten zeigt nicht die Kraft — denn dieſe kann ſich nur im Widerſtande zeigen — wohl aber die **Entſchiedenheit** der Leidenſchaft. Auf dieſe Weiſe hat Shakſpeare den Charakter der Lady Macbeth geſchildert. Ihre Seele ergreift und hält die Vorſtellung des Verbrechens vom erſten Augenblicke an feſt, wo ſie ſich ihr anbiethet, ohne nur der geringſten Regung des ſittlichen Gefühls oder der Menſchlichkeit Gehör zu geben.

Glamis und Cawdor biſt du; und ſollſt ſeyn
Was dir verheißen iſt. — Nur fürcht' ich dein Gemüth,
Es iſt zu voll von Milch der Menſchenliebe,
Den nächſten Weg zu gehn. Gern wär'ſt du groß,
Biſt nicht ohn' Ehrgeiz, doch die Bosheit fehlt,
Die mit ihm ſeyn muß. Was du höchlich wünſcheſt,
Das wünſcheſt du auch heilig; möchteſt nicht
Falſch ſpielen, doch mit Unrecht gern gewinnen.

Gern hätt'ſt du großer Glamis, was dir zuruft:
Das muß geſchehn, wenn du mich haben willſt!
Wovon du mehr dich fürchteſt, es zu thun,
Als ungethan du's wünſcheſt! — Eil' herbey,
Damit ich meinen Geiſt ins Ohr dir ſtröme,
Durch meine tapfre Zunge das verſcheuche,
Was dich zurückſchreckt vor dem goldnen Reif,
Womit das Schickſal und der Geiſter Macht
Dich gern bekrönen will. 1. Akt, 5. Sc.

Auf andere Weiſe hat der Dichter die Stärke von Macbeths Ehrgeiz zur Anſchauung gebracht. Entſchloſſenheit liegt in ſeinem Charakter, wie in dem ihrigen. Aber bey Macbeth iſt es nicht jene Entſchloſſenheit, die das Verbrechen ergreift, ohne durch einen Rückblick auf ſeine Scheußlichkeit beunruhigt zu werden; ſondern jene, welche die Mahnungen des ſittlichen Gefühles entſchieden von ſich weiſt: weil ſie wohl erkennt, wie zwiſchen dieſer und den Forderungen der Leidenſchaft durchaus keine Ausgleichung Statt finde. Größer und furchtbarer aber konnte der Dichter die Stärke der Leidenſchaft Macbeths nicht ſchildern, als er es dadurch gethan, daß er dieſen das Verbrechen gegen die Vorſtellung einer künftigen Vergeltung ſo beſonnen abweiſen, und die letztere ihn ſo entſchloſſen beſeitigen läßt. Denn was könnte furchtbarer ſeyn, als jener Riß, durch den wir uns mit kalter Beſonnenheit und wahnſinniger Frechheit von dem Zuſammenhange unſers gegenwärtigen Daſeyns mit einem künftigen losſagen! Daher die tief erſchütternde Wirkung der Schrecken, welche bey Begehung des Mordes ſelbſt die empörte Ahnung einer rächenden Vergeltung in Macbeths Bruſt hervorruft; das grauſe Hereinleuchten der Lohe der Hölle in die ſchwarze Nacht des Verbrechens! Kaum iſt irgend einem Dichter aller Zeiten und Nationen etwas Ähnliches gelungen! —

Wenn nun der tragiſche Dichter das Gemüth durch Darſtellung des Kampfes der Leidenſchaft gegen die ſittliche Idee eben ſo tief erſchüttern will, wie der große Britte: ſo wird er immer bedacht ſeyn müſſen, der Darſtellung dieſes Kampfes mehr Intenſion, als Extenſion zu geben. Denn jede heftige Leidenſchaft iſt an und für ſich ſelbſt in ihrem Streben entſchieden und entſchloſſen; eine Ausgleichung und Verſöhnung aber zwiſchen ihr und der ſittlichen Idee unmöglich. Dieß der Grund einer ſolchen Forderung. Wenn daher ein ſolcher Kampf in der concentrirten dramatiſchen Darſtellung — wie es, bey unkräftigeren Gemüthern vorzüglich, oft im gewöhnlichen Leben der Fall iſt — mehr Ausdehnung einnehmen ſoll: ſo iſt es nöthig, daß der Dichter äußere Incidenzpunkte zu erfinden wiſſe, wodurch jenes Schwanken erhalten werde; ein Mittel, deſſen er ſich oft mit großem Vortheil bedienen kann. Nur muß er es nicht dazu gebrauchen, um mit dem tragiſchen Helden auf dieſe Weiſe Fangeball zu ſpielen, und die Sünde und die Tugend ihn ſich wechſelweiſe zuſchnellen zu laſſen, bis er zuletzt als eine moles iners vor den Füßen der erſteren liegen bleibt; kaum mehr werth noch weiter aufgehoben zu werden.

Ein ſtärkeres Schwanken findet dort Statt, wo der Dichter die Stärke der Leidenſchaft durch den Kampf mit einer andern Leidenſchaft oder Neigung zur Anſchauung bringt. Er kann hier ſogar dieſem Kampfe leicht zu wenig Extenſion einräumen: wie mir denn in der Zayre des Voltaire der Kampf zwiſchen Liebe und Eiferſucht wirklich nicht nur zu wenig Stärke, ſondern auch zu wenig Umfang zu haben ſcheint; beſonders wenn ich ſie mit dem Othello des Shakſpeare vergleiche. Die Bewunderer der franzöſiſchen Bühne mögen es mir verzeihen: aber, dem Othello gegenüber, habe ich Voltaire's Orosman nie weder recht verliebt, noch recht eiferſüchtig finden können; wenn ich gleich die großen Vorzüge der Zayre vor vielen andern Arbeiten ihres Verfaſſers gern anerkenne. Wie ganz anders iſt nicht Alles im Othello, als bey dem Franzoſen; wie mächtig tritt nicht bey erſterem die eine Leidenſchaft im Gegenſatze zur anderen, und die eine durch die andere hervor. Nur daß der Dichter dieſen Zweck nicht dadurch zu erreichen glaube, daß er die Empfindungen, oder was noch ſchlimmer, die Reflexionen ſich immer aufs neue in die Haare fallen laſſe. Auch hier kommt es vorzüglich darauf an, daß er ſolche zweckmäßige äußere Motive anzuwenden wiſſe, wodurch das Übergewicht der einen Leidenſchaft über die andere, im richtigen Verhältniſſe zur Stärke von beyden, als ein nothwendiges entſchieden wird.

Die Stärke der Leidenſchaft kann auch durch ihr Verhältniß zu dem Charakter ins Licht treten; theils indem gezeigt wird, wie ſie in den entſprechenden Eigenſchaften desſelben ihre Nahrung und Steigerung findet: theils wie ſie die ihr widerſtrebenden ſich unterwirft und unterordnet. Eben ſo wird ihre Stärke beſtimmt durch ihr Verhältniß zu den äußeren Umſtänden, welche entweder ihren Wachsthum begünſtigten, oder die ihr als Hinderniſſe, gegen welche ſie ankämpft, entgegenſtehen. In beyden Fällen bedarf dieſes Verhältniß der ſtrengſten Richtigkeit pſychologiſcher Berechnung: während es übrigens mehr in ſcharf ausgeprägten Zügen, als mit pſychologiſcher Breite und Weitſchweifigkeit zur Anſchauung gebracht ſeyn will.

Die poetiſche Darſtellung der Leidenſchaften fordert Wahrheit, Klarheit und Tiefe. Was hier über dieſe Erforderniſſe der poetiſchen Darſtellung der Leidenſchaften bemerkt wird, wird ſich auch auf die Darſtellung der Affecte überhaupt, und anderer Gemüthszuſtände anwenden laſſen.

Die Wahrheit der Darſtellung der Leidenſchaften beruht allein darauf, daß der Zuſammenhang zwiſchen dieſen und ihren Äußerungen als ein nothwendiger erſcheine. Als ein ſolcher nun wird ſich dieſer Zuſammenhang ſowohl in der Darſtellung der Eigenthümlichkeit, als der Stärke der Leidenſchaft nach allen ihren Beziehungen zur ſittlichen Idee, zur Eigenthümlichkeit des Charakters, zu anderen Leidenſchaften oder Neigungen, und zu den äußeren Umſtänden bewähren müſſen.

Ich wähle mein Beyſpiel hier abermahls aus Shakſpeare's Macbeth.

Wir erblicken ſeine Leidenſchaft in der ſiebenten Scene des erſten Aufzuges in jenem heftigen Kampfe, in welchem ſie den Entſchluß zu dem gräßlichen Verbrechen, durch welches ſie allein befriediget werden kann, feſt zu ergreifen ſtrebt.

Wär's, wenn gethan, auch abgethan, gut wär's
Man thät es ſchleunig. Wenn der Meuchelmord
Die Folgen hemmen könnt' im Flug, und haſchen
Durch ſein Vollzieh'n ein gut Gedeihn, ſo daß
Der Streich das Eins und Alles wäre hier,
Nur hier auf dieſer ſeichten Furth der Zeit, —
Wegſpringen wollt' ich übers künft'ge Leben!
Doch ſolche Thaten richten ſich ſchon hier,
Die blut'ge Lehre, die wir Andern geben,
Fällt kaum ertheilt auf des Erfinders Haupt;
Die gleich ausſpendende Gerechtigkeit
Sezt uns den eignen Giftkelch an die Lippen.

Warum nun äußert Macbeths Leidenſchaft ſich gerade auf dieſe Art, und warum trägt dieſe Äußerung das ſchärfſte Gepräge der Wahrheit? Er könnte zum Beyſpiel, wie Fiesko, ſagen:

> Aber ich verletze die Tugend! — Tugend? Der erhabne Kopf hat andere Verſuchungen, als der gemeine — Sollt er Tugend mit ihm zu theilen haben? Der Harniſch; der des Pygmäen ſchmächtigen Körper zwängt, ſollte der einem Rieſenleib anpaſſen müſſen. — Gehorchen! Herrſchen! Ungeheure, ſchwindlichte Kluft! — — Gehorchen! Herrſchen! Seyn und Nichtſeyn! ꝛc. ꝛc.

Aber Macbeth iſt ein ganz anderer Charakter als Fiesko. Wilder, rauher Krieger, und einer rohen Zeit angehörend, iſt er wenig geſchickt, auf die Sophiſtereyen der Leidenſchaft einzugehen. So wenig ſein Verſtand zu dieſem geeignet iſt: ſo iſt er doch klar und kräftig genug, um in den Verkettungen der wirklichen Dinge die Spuren einer rächenden Vergeltung und des Waltens einer höheren Macht wahrzunehmen. Bey dieſer Wahrnehmnng aber, ſo wie ſie die Erfahrung ihm both, iſt er ſtehen geblieben. Im lebhaft aufgeregten Gefühle des trunkenen Siegesmuthes überraſcht ihn der Gruß der Zauberſchweſtern. Die Erfüllung folgt einem Theil ihrer Verheißungen auf dem Fuße, und leiſtet Gewähr für die übrigen. Ganz unerwartet verlangt der König in ſeinem Hauſe zu übernachten. Die Gelegenheit, das Verbrechen zu begehen, durch welches er die Krone erkaufen, oder ſie für immer aufgeben muß, biethet ſich ihm von ſelbſt an. So ſieht er ſich durch den Drang ſeines Ehrgeitzes, der durch ſein Siegesglück und den Zuruf übermenſchlicher Weſen in ſeiner Bruſt zu einer rieſenmäßigen Größe aufgeſchoſſen, und dem der Preis ſeines Strebens durch dieſelben verbürgt iſt, wie durch den

Drang des Augenblickes zur Entſcheidung gezwungen. Hier nun ſtößt er auf jene ſittliche Wahrnehmung, die nothwendig allein den Kampf in ſeinem Innern erregt: da einerſeits ſein ſittliches Gefühl zu beſchränkt iſt, um die höheren Beweggründe, ſein Verbrechen aufzugeben, kräftig wirken zu laſſen; und eben dieſes andererſeits ihn richtig erkennen läßt, daß er durch dasſelbe mit dem Himmel unverſöhnlich zerfallen müſſe. Darum lege man ihm in dieſem Augenblicke die Sophismen Fieskos, oder was ſonſt immer in den Mund, und es wird gegen jene Äußerungen der Leidenſchaft unwirkſam und unnatürlich erſcheinen; weil eben zwiſchen dieſen und Allem, wodurch ſie bedingt werden, ein ſtreng nothwendiger Zuſammenhang obwaltet.

In der Wahrheit der Darſtellung der Leidenſchaften ſcheint die Klarheit ihrer Darſtellung bereits als ein Bedingtes eingeſchloſſen zu ſeyn; aber es iſt dennoch nicht ſo. Denn nicht Alles, was ſcharf und richtig beſtimmt iſt, iſt darum auch leicht zu faſſen. Auch dieſer höhere Grad von Klarheit aber ſcheint bey einem Kunſtwerke angeſprochen werden zu dürfen, das ſogleich bey der erſten Bekanntſchaft einen entſchiedenen Eindruck hervorbringen will; wenn dieſer gleich bey Verſchiedenen, nach dem Maß ihrer Fähigkeit es zu faſſen, ein verſchiedener ſeyn muß. Wer dürfte ſagen, daß den Werken der Alten, oder denen Shakſpeare's, dieſe Klarheit abgehe! Auch den beſten Werken Calderons fehlt ſie nicht, ſo viel ich deren kenne; und fehlt ſie ſcheinbar dem einen oder dem andern: ſo muß dabey in Anſchlag gebracht werden, daß vieles im Geiſt, wie in der Form derſelben uns minder befreundet und geläufig iſt, als ſeiner Nation, für welche er ſchrieb; wie denn zum Beyſpiel der Nordländer immer weniger gewandt iſt, einen etwas mehr verwickelten Plan aufzufaſſen, als der Südländer. Überall aber wird der Dichter ſeinem Werke bedeutenden Schaden thun, wenn er uns jene Klarheit vermiſſen läßt. Ich glaube es nicht unrichtig zum Theil dieſem Umſtande zuſchreiben zu dürfen, daß Müllners Albaneſerin, wenigſtens das größere Publicum, nicht lebendiger angeſprochen. Es würde ſchwer ſeyn, dem Verfaſſer mit Grund eine pſychologiſche Inconſequenz in Entwicklung der Leidenſchaften nachzuweiſen; aber eben ſo unbedenklich darf man behaupten, daß dieſe, ſowohl bey Enrico, als bey Albana, auf die Spitze geſtellt ſind. Das nämliche gilt von Camaſtro's Erzählung. Sie iſt eben ſo ſinnreich, als die Entwicklung und die Anlage des ganzen Stückes; aber das Sinnreiche in der tragiſchen Verwicklung dürfte bey uns Deutſchen, deren Theilnahme gern einem entſchiedenen, ſicheren Mittelpunkte der Rührung zuſtrebt, überhaupt nicht ſehr geſchickt ſeyn, allgemeine Theilnahme zu gewinnen: ſo daß man ſchon aus dieſem Grunde allein wenigſtens zweifeln dürfte, daß die allerdings gerechte Bewunderung Calderons eben ſo fröhlich unter uns gedeihen, und ſo unvermindert ſich erhalten werde, als die Bewunderung Shakſpeare's.

Es iſt ſchwer zu ſagen, worin bey Darſtellung der Leidenſchaften, und aller Gemüthsbewegungen überhaupt, die Tiefe beſtehe. Mit der Stärke der Leidenſchaft darf die Tiefe derſelben keineswegs verwechſelt werden. Jene zeigt ſich als eine einfache Kraft, die ihr ſicheres Maß im Widerſtande findet; nicht ſo dieſe. Die tiefe Darſtellung einer Leidenſchaft oder eines Gemüthszuſtandes zeigt uns, wie eine Neigung oder ein Gefühl mit allen übrigen Neigungen, Gefühlen und Kräften auf das innigſte verflochten iſt, und dadurch über alle vorherrſcht, ſo daß ſie ſich alle untergeordnet hat; und läßt uns eben dadurch das eigenthümlichſte Weſen derſelben erkennen. Nur Beyſpiele, und hier zwar nur mehrere, können die Sache einigermaßen deutlich machen.

Die Scene in Shakſpeare's König Johann, wo dieſer ſeinem Diener Hubert den Auftrag gibt, den jungen Prinzen zu tödten, iſt bekannt. Die Kunſt, ſagt Doctor Johnſon, wird nicht leicht etwas zu ihren Vollkommenheiten hinzuthun, und die Zeit ſelbſt wird ihr nichts von ihren Schönheiten benehmen können.

König Johann.

Komm zu mir, Hubert. — O mein beſter Hubert!
Wir ſind in deiner Schuld: dies Haus von Fleiſch
Hegt eine Seele, die dich Gläub'ger achtet,
Und deine Liebe will mit Wucher zahlen,
Und dein freywill'ger Eid, mein guter Hubert,
Lebt ſorgſamlich gepflegt in dieſer Bruſt.
Gib mir die Hand, ich hätte was zu ſagen,
Allein ich ſpar's auf eine beßre Zeit.
Beym Himmel, Hubert, faſt muß ich mich ſchämen
Zu ſagen, wie du lieb und werth mir biſt.

Hubert.

Gar ſehr verpflichtet Eurer Majeſtät.

König Johann.

Noch, Freund, haſt du nicht Urſach das zu ſagen,
Doch du bekömmſt ſie; wie die Zeit auch ſchleicht,
So kömmt ſie doch für mich dir wohlzuthun.
Ich hatte was zu ſagen, — doch es ſey:
Die Sonn' iſt droben, und der ſtolze Tag
Umringt von den Ergötzungen der Welt,
Iſt allzuüppig und zu bunt geputzt,
Um mir Gehör zu geben. Wenn die Glocke
Der Mitternacht mit ihrer ehrnen Zunge
Die Nacht zum trägen Laufe vorwärts rief;
Wenn dieß ein Kirchhof wäre, wo wir ſtehn,
Und du von tauſend Kränkungen bedrückt;

Und wenn der düſtre Geiſt Melancholie
Dein Blut gedörrt, es ſchwer und dick gemacht,
Das ſonſt mit Kitzeln durch die Adern läuft,
Und treibt dem Geck Gelächter in die Augen,
Daß eitle Luſtigkeit die Wangen ſpannt, —
Ein Trieb, der meinem Thun verhaßt iſt; — Oder
Wenn du mich könnteſt ohne Augen ſehn,
Mich hören ohne Ohren, und erwiedern
Ohn' eine Zunge, mit Gedanken bloß,
Ohn' Auge, Ohr und läſt'gen Schall der Worte;
Dann wollt ich trotz dem lauernd wachen Tag
In deinen Buſen ſchütten, was ich denke.
Doch ach! ich will nicht — doch bin ich dir gut,
Und glaub', auf Ehre, auch du biſt mir gut.

Hubert.

So ſehr, daß, was ihr mich vollbringen heißt,
Wär' auch der Tod an meine That geknüpft,
Ich thät's, beym Himmel, doch!

König Johann.

Weiß ich das nicht
Mein guter Hubert! Hubert! wirf den Blick
Auf jenen jungen Knaben; hör' mein Freund,
Er iſt 'ne rechte Schlang' in meinem Weg,
Und wo mein Fuß nur irgend niedertritt,
Da liegt er vor mir: du verſtehſt mich doch?
Du biſt ſein Hüther.

Hubert.

Und will ſo ihn hüthen,
Daß Eure Majeſtät nichts fürchten darf.

König Johann.

Tod.

Hubert.

Mein Fürſt?

König Johann.

Ein Grab.

Hubert.

Er ſoll nicht leben.

König Johann.

Genug.
Nun könnt' ich luſtig ſeyn: Hubert, ich lieb' dich,
Ich will nicht ſagen, was ich dir beſtimme.
Gedenke dran! —

Man vergleiche mit dieſer Scene jene im Ingurd, in welcher der König den Marduff zur Ermordung Oskars auffordert; nicht um beyde hinſichtlich ihres Werthes zuſammen zu ſtellen: ſondern um ſich die eine durch die andere klarer zu machen. Ingurd iſt ein rauher, kräftiger Krieger. Die gerechten Anſprüche ſeines Ehrgeizes ſind tödtlich verletzt; er ſieht, bereits durch Haß und Verrath tief gekränkt und erbittert, bey den Anſprüchen jenes, wenigſtens ſcheinbar, anmaßenden Knaben, einer ihn entehrenden Entſcheidung entgegen, die ihn von dem mühſam errungenen Gipfel der Herrſchermacht in eine ſchmähliche Niedrigkeit herabſtürzen wird. Der Gedanke, Oskar aus dem Wege zu ſchaffen, entſteht bey ihm in einem Augenblicke, wo er ſich ohnehin von den Schlingen der Hölle unauflösbar umſtrickt glaubt. Gewaltſam ringt er ſich als Wort aus ſeiner Bruſt hervor; ſcheu ſein finſteres Verſchloß zu verlaſſen, und an das Licht des Tages zu treten. Anders iſt es beym Shakſpeare. Johann iſt eine ſchwache, unkräftige, ſelbſtſüchtige Natur, ohne ſittlichen Gehalt, und ſelbſt der Regungen der Menſchlichkeit kaum empfänglich. Auch er ſcheut ſich, dem verbrecheriſchen Gedanken ſeiner Bruſt Worte zu leihen; aber eben die Art, wie dieſe Scheu ſich im Einklange mit ſeinem Charakter äußert, ſcheint es mir zunächſt zu ſeyn, wodurch jene Scene ihre außerordentliche Wirkung hervorbringt. Dieſe Beklommenheit, oder beſſer Befangenheit ſeines Weſens wirkt nur um ſo mächtiger: je fremder ſeiner ſchlaffen eigenſüchtigen Seele ſittliche Regungen ſind, und je mehr ſie uns in dieſer Hinſicht als eine ſeiner Natur in dieſer Beziehung fremde, und ganz unwillkürliche erſcheint. Man glaubt ihn lebendig vor ſich zu ſehen, mit dieſer halben Spannung ſeiner, eines kräftigen, belebten Ausdruckes unfähigen Geſichtszüge; man glaubt dieſe, den nämlichen Gedanken wiederhohlenden Tiraden ſich matt und träge hervordehnen zu hören, bis er zuletzt mit einer, nur im Vergleich mit der vorigen Schlaffheit dieſe Bezeichnung verdienenden, krampfhaften Anſtrengung die Worte: »Tod — ein Grab! hervorſtößt, als hätte er, aus einer halben Betäubung erwachend, nur mühſam dazu die Kraft gefunden. Dann das ſchnelle Abbrechen: Genug; dieſes: Nun könnt' ich luſtig ſeyn; und dieſe, dem geworbenen Vollbringer des Verbrechens mit Haſt ſo hinterher nachgeworfene Verſicherungen ſeiner Gunſt! Er hat es nöthig, ſich der Gunſt des Theilnehmers ſeines Verbrechens ſo feſt als möglich zu verſichern; aber nicht ſchnell genug kann er ſelbſt von der Vorſtellung des gelungenen Entwurfes zum Verbrechen zurücktreten und ſich davon entfernen.

Nicht minder berühmt, als dieſe Scene, iſt die Sterbeſcene Beaufort's im zweyten Theile Heinrichs des Sechsten.

Mehr als ein Dichter hat es verſucht, die Schauder zu ſchildern, welche den ſchuldbewußten Verbrecher auf der finſtern Brücke zwiſchen Zeit und Ewigkeit ergreifen. Und mancher darunter nicht ohne Erfolg; wie denn eine ſolche Scene überhaupt nur die ungeſchickteſten Hände verderben können. Was iſt es nun aber, wodurch wir gerade beym Shakſpeare ſo tief erſchüttert werden. Wir empfinden dieſe Erſchütterung in der innerſten Tiefe unſers Weſens; aber es wird uns ſchwer, uns von dem Grunde derſelben Rechenſchaft zu geben.

Der König tritt an Beaufort's Sterbebett.

Biſt du der Tod, ich geb' dir Englands Schätze,
Genug zu kaufen ſolch ein zweytes Eiland,
So du mich leben läßt, und ohne Pein.

König Heinrich.

Ach, welch ein Zeichen iſt's von üblem Leben,
Wenn man des Todes Näh' ſo ſchrecklich ſieht.

Warwick.

Beaufort, es iſt dein Fürſt, der mit dir ſpricht.

Beaufort.

Bringt zum Verhör mich, wann ihr immer wollt.
Er ſtarb in ſeinem Bett: wo ſollt er ſterben?
Kann ich zum Leben einen Menſchen zwingen? —
O foltert mich nicht mehr! ich will bekennen. —
Nochmahl lebendig? Zeigt mir, wo er iſt,
Ich gebe tauſend Pfund um ihn zu ſehn.
Er hat ja keine Augen, ſie ſind blind vom Staub
Kämmt nieder doch ſein Haar: ſeht! ſeht! es ſtarrt,
Leimruthen gleich fängt's meiner Seele Flügel! —
Gebt mir zu trinken, heißt den Apotheker
Das ſtarke Gift mir bringen, das ich kaufte.

König Heinrich.

O du der Himmel ewiger Beweger
Wirf einen Gnadenblick auf dieſen Wurm!
O ſcheuch den dreiſt geſchäft'gen Feind hinweg,
Der ſeine Seele ſtark belagert hält,
Und rein'ge ſeinen Buſen von Verzweiflung.

Warwick.

Seht wie die Todesangſt ihn grinſen macht.

Salisbury.

Verſtört ihn nicht, er fahre friedlich hin.

König Heinrich.

Wenns Gott geliebt, mit ſeiner Seele Frieden! —
— — — — Denkſt du an ew'ges Heil,

So heb' die Hand zum Zeichen deiner Hoffnung. —
Er ſtirbt und macht kein Zeichen: Gott vergib ihm!

Wenn uns Shakſpeare den Sterbenden im heftigſten Todeskampfe, heftig geängſtigt von der Vorſtellung ſeiner Verbrechen und einer ſtrafenden Vergeltung, vor die Augen geſtellt hätte: ſo würde ein ſolches Gemählde zwar einen tief erſchütternden, aber kaum einen ſo mächtigen Eindruck hervorbringen, als derjenige iſt, welchen wir bey der obigen Darſtellung empfinden. Beyde Vorſtellungen wirken auf das Gemüth des Sterbenden keineswegs mit Kraft oder Heftigkeit. Mit bleichen Zügen ſind ſie auf den bleichen Grund ſeiner Seele gemahlt. Er hat nicht mehr Kraft genug, eine Vorſtellung feſtzuhalten; alles verſchwimmt und zerrinnt vor ſeinen brechenden Blicken. Aber eben dieſes Zerrinnen und Zerfließen ſeiner ganzen Kraft bey dem Blick in die Ewigkeit, nach der er ſonſt nie blickte, und dieſes ſich Auflöſen ſeines ganzen Weſens, da er ihre Schrecken doch nur mit getrübtem Auge, und nur wie durch den Nebel einer grauenvollen Dämmerung gewahr wird; eben dieſe matt um das Herz ſchleichende Angſt, dieſe nur dunkle und doch ſo furchtbare Ahnung eines nahen und unvermeidlichen Gerichtes: eben dieſe laſſen das Grauſen des Gequälten uns ſelbſt empfinden, und tragen die Schauder einer anderen Welt in unſere eigene Bruſt herüber. Wie vor ihm ſelbſt zerfließt auch vor uns das irdiſche Leben wie ein Traum; und nur an der milden Hinweiſung des Königs auf Gottes unendliche Erbarmung vermag unſer zerſchlagenes Gemüth ſich wieder aufzurichten.

Das dritte Beyſpiel, welches ich im Sinne habe, iſt die Abſchiedsſcene zwiſchen Margaretha und Suffolk, ebenfalls im zweyten Theile Heinrichs des Sechsten. Wer will, mag ſie dort unmittelbar vor der Sterbeſcene

Beauforts aufſuchen; zu ſagen weiß ich nichts darüber. Ich habe es wohl dahin gebracht, durch eine zu oftmahlige Beſchäftigung damit, ein paar Stellen derſelben in einzelnen Augenblicken bloß deklamatoriſch, und eine oder die andere ſelbſt ſpielend zu finden: aber ich habe es, ſo oft ich ſie auch, und vorſetzlich in den verſchiedenſten Stimmungen las, nie dahin bringen können, nicht davon gerührt zu werden. Man darf vielleicht — vielleicht, ſage ich: denn hier weniger als irgendwo, möchte ich meinem Urtheile vertrauen — die Verwünſchungen Suffolks Deklamation; man darf vielleicht die Stellen:

> Ihr hießt mich fluchen, heißt ihr's nun mich laſſen?
> Bey dieſem Boden, den der Bann mir wehrt!
> Leicht flucht' ich eine Winternacht hinweg,
> Stünd' ich ſchon nackt auf eines Berges Gipfel,
> Wo ſcharfe Kälte keinen Halm läßt keimen,
> Und hielt es nur für 'ner Minute Scherz —

oder jene:

> So trifft zehnfacher Bann den armen Suffolk,
> Vom König einer, dreymahl drey von dir —

man darf vielleicht, ſage ich, dieſe Stellen ſpielend nennen; aber wie oft müßte man dieſe Scene leſen, und ſie zu zergliedern verſuchen, um durch die Rede der Königin:

> O auf mein Flehn laß ab! Gib mir die Hand,
> Daß ich mit traur'gen Thränen ſie bethaue:
> Des Himmels Denkmahl netze nie die Stelle,
> Mein wehmuthsvolles Denkmahl wegzuwaſchen.
> O prägt in deine Hand ſich dieſer Kuß,
> Daß, bey dem Siegel, du an dieſe dächteſt,
> Durch die ich tauſend Seufzer für dich athme ꝛc.

oder bey Suffolks Rede:

> Mich kümmert nicht das Land, wärſt du von hinnen:
> Volkreich genug iſt eine Wüſteney,

Hat Suffolk deine himmliſche Geſellſchaft.
Denn wo du biſt, da iſt die Welt ja ſelbſt,
Mit all' und jeden Freuden in der Welt,
Und wo du nicht biſt, hoffnungsloſe Öde.
Ich kann nicht weiter: leb du froh des Lebens,
Ich über nichts erfreut, als daß du lebſt —

nicht gerührt zu werden, wie ſtrenge man dieſe verbrecheriſche Liebe ſonſt auch tadeln mag.

Jede Leidenſchaft, jede Gemüthsbewegung hat ihre einfachen Accente, durch welche ſie, jedem erkennbar, ſich ausſpricht, und welche keine Theorie anzugeben vermag. Wenn der Dichter dieſe zu treffen weiß, weil er in ſeiner eignen Bruſt ſie findet: ſo darf er ſicher ſeyn, uns jederzeit zu rühren. Daß er ſie trifft, eben das iſt Tiefe der Empfindung; ohne welche er ſie auch nie wird bezeichnen und darſtellen können. Darum darf auch dieſe Tiefe der Darſtellung unbedingt eines der Vollmachtsſiegel des tragiſchen Dichters genannt werden.

Ich wende mich jetzt zu demjenigen, was ich über einige Leidenſchaften und Gemüthszuſtände im Einzelnen vorzubringen habe.

Die erſte Stelle unter dieſen nimmt billig die Liebe ein; da unter allen Leidenſchaften am öfteſten durch ſie der Knoten der tragiſchen Fabel geſchürzt wird.

Man kann ſich mit der Unterſuchung über die dramatiſche Behandlung der Liebe gar nicht befaſſen, ohne einen Blick auf das gegenſeitige Verhältniß beyder Geſchlechter in der alten und neuen Welt zu werfen. Dieſer Gegenſtand iſt von mehreren Schriftſtellern von ausgezeichnetem Talent und Gelehrſamkeit behandelt worden, deren Übergewicht ich in jeder Hinſicht willig und gebührend anerkenne. Inzwiſchen ſoll mich dieß nicht hindern, freymüthig über dieſen Gegenſtand meine Meinung zu ſagen; nur um ſo zuverſichtlicher, weil ich niemand beleidigen will; weil ich ſie ohne Anmaßung ſagen werde; und — weil ich in der That ein wenig Recht zu haben glaube.

Wenn man zwiſchen dem gegenſeitigen Verhältniß beyder Geſchlechter in der alten und neuen Welt eine Vergleichung anſtellt: ſo fällt dieſe faſt immer zum entſchiedenſten Nachtheil der Alten aus. Man ſpricht dann gewöhnlich ſo, als wenn ſie in der Liebe nichts als die Sinnlichkeit gekannt, und die Frauen durchaus nur als Haushälterinnen behandelt hätten; — ja man führt nicht ſelten eine ſo ungemeſſene Sprache, als wenn ſie durch die Bank ***** geweſen wären. Mit welchem Rechte?

Zuerſt möchte ich mir die Bemerkung erlauben, daß wir gar nicht befugt ſind, über dieſen Gegenſtand mit ſolcher Zuverſichtlichkeit und Entſchiedenheit ein Reſultat feſtzuſtellen, als es gewöhnlich zu geſchehen pflegt. Die Vermuthungen und Schlüſſe, welche wir aus den nicht zahlreichen ſchriftlichen Überlieferungen ſchöpfen, ſind um ſo unſicherer, da das eigentliche Familienleben überall in das Innere der Häuſer zurücktritt; jene Schilderung deſſelben aber, die uns am beſten darüber belehren könnte, ich meine der eigentliche Familienroman, den Alten ſo gut als gänzlich unbekannt war.

Die Dichter, ſagt man, ſind überall die Bewahrer der geheimſten Empfindungen der Menſchheit; bey ihnen finden wir den vollkommenſten Ausdruck derſelben, und ſie bezeichnen im Allgemeinen treu die Stufen ſittlicher und geiſtiger Bildung. Man geſteht ein, daß es den Areten, Nauſikaaen, Penelopen, Andromachen, Elektren, Deianiren, Antigonen, Polyxenen, Iphigenien, Alceſten und anderen nicht an Würde und Zartheit fehle. Aber etwas Anderes fehle. Was denn? »Der ideale Zauber weiblicher Anziehungskraft.« — Man drückt ſich wohl auch ſcheinbar etwas beſtimmter aus. »Der Zauber der Sentimentalität im edleren Sinne iſt's, der jenen Geſtalten fehlt.« Ich weiß noch etwas, was ihnen fehlt. Wenn ich ſie mit den Sophronien, Erminien, Iſabellen, Amaryllen, Sylvien, Berenicen und Zayren vergleiche, deren wahrhaft ideale Schönheit nicht beſtritten werden kann: ſo ſpringt wohl nichts ſo ſehr in die Augen, als daß die Frauen, welche Homer, Sophokles und Euripides aufführen, durchaus keine ſo großen Virtuoſinnen in der Liebe waren, als die letztgenannten; daß ſie nicht ſo ganz in dieſer einen Empfindung befangen geſchildert werden; daß ſie nicht ſo ganz in dieſe eine Empfindung ſich auflöſen, und nicht — um mich eines bey dieſem Gegenſtande ſehr beliebten Ausdruckes zu bedienen — nicht durch die Liebe allein verklärt werden. Dafür aber finde ich bey den Antigonen, Electren, Deianiren und Polyxenen manchen andern Vorzug, den ich an den Amaryllen, Sylvien, Berenicen, Chimenen und Zayren manchmahl, und mitunter ziemlich ſtark vermiſſe; jene Hoheit der Seele nämlich, die aus einer höheren Klarheit des ſittlichen Erkennens hervorgeht, und jene Kraft und Beſtimmtheit des ſittlichen Wollens, die mit weiblicher Sanftmuth und Zartheit ſehr wohl vereinbar iſt. Auch dieſen Unterſchied finde ich, daß jene Geſtalten, welche die neuere Poeſie ſo gerne ſchaffen mag, größtentheils über der Erde in einem ätheriſchen Nebel ſchweben; die der alten Poeſie aber ſicher und würdig auf

der vielbetretnen Erde

einherſchreiten.

Auch die Geſchichte befragt man um ihr Zeugniß.

Sie hat uns bey den Römern das Andenken einer Veturia, Atilia, Cornelia, Julia, Portia, Octavia, Agrippina, Paulina, Arria aufbewahrt. Sie ſagt uns ferner, daß in Rom 520 Jahre verfloſſen, eh' die erſte Eheſcheidung vorfiel; allein ihr Zeugniß ſoll in dieſem Falle nur wenig gegen den Satz beweiſen, daß der Zuſtand der Frauen in Rom und Athen ein drückender und herabwürdigender geweſen ſey.

Darum muß man die Frage überhaupt von einer andern Seite faſſen, wenn man damit einiger Maßen ins Reine kommen will. Iſt es wohl glaublich, daß der Zuſtand der Frauen bey den Griechen und Römern, wovon beſonders die erſteren alle geiſtigen und ſittlichen Empfindungen auf das feinſte ausgebildet hatten, ſo drückend und erniedrigend geweſen ſey, als man ihn zum Vortheile einer ſpäteren, im Ganzen ſehr rohen Zeit, gerne darſtellen möchte; oder iſt dieſes auch nur überhaupt bey irgend einem Volke denkbar, bey welchem wir jene Ausbildung, wäre es ſelbſt in einem weit geringeren Grade, antreffen? Wird die keuſche Gattin, die treue, ſorgſame Mutter, die liebende Freundin, die treue Gefährtin in Glück und Unglück, bey einem ſolchen Volke nicht überall Anſprüche an hohe Achtung, zärtliche Liebe, und gebührende Ehrfurcht machen; und wird ſie dieſe Anſprüche zurückgewieſen und gehöhnt ſehen, wenn ſie auf wirkliche Tugenden und Vorzüge gegründet ſind? Will man annehmen, daß die Griechen im Ganzen, trotz ihrer feinen Bildung, entweder ſo ſtumpfſinnig geweſen ſeyen, um für die Reize zärtlicher Liebe und gefälliger Anmuth im ehelichen Verhältniſſe keinen Sinn zu haben; oder daß ſie im Ganzen liederlich genug geweſen, ſich für die Langweiligkeit und Geringachtung ihrer Gattinnen bey den Phrynen und Laiden ſchadlos zu halten? Und will man das von Völkern behaupten, bey welchen wir noch in den Zeiten ihrer Entartung ſelbſt die edelſten Beyſpiele der zärtlichſten, innigſten Gattenliebe antreffen? Die Natur bleibt ſich überall gleich; und bey dem Zeugniſſe, welches die Geſchichte von der Ausbildung und Verfeinerung der ſittlichen Empfindung eines Volkes im Allgemeinen ablegt, wird immer ein entſprechender Grad von Rückwirkung auf das häusliche Leben mit Recht vorausgeſetzt werden dürfen.

Es iſt wahr, jene Anbethung, jene Vergötterung des Weibes, jene Verehrung, die, wie ein deutſcher Schriftſteller ſich ausdrückt, in der Ritterzeit das ganze Daſeyn vom Weibe zum Lehen trug, dieſe kannte der Grieche und Römer allerdings nicht. Ein Grieche, dem es eingefallen wäre, die Anſprüche auf Ruhm oder öffentliche Thätigkeit der Sentimentalität zu Ehren aufzugeben, würde, hätte er dieſe gleich in ihrem alleredelſten Sinne genommen, ſchwerlich etwas anderes als Verachtung eingehandelt haben. Es fiel ſchwerlich jemahls einem Griechen oder Römer ein, ſich im Gefechte ſeiner Herzensdame zu empfehlen, oder, einzig um einen Beweis ſeiner Liebe zu ihr abzulegen, ohne weitere Veranlaſſung einem gewiſſen Tode entgegen zu gehen. Kaum kam es jemahls einem Griechen in den Sinn, das Waſſer zu trinken, worin ſeine »viel liebe Fraw« ſich die Hände gewaſchen; oder ſich als Bettler unter die Ausſätzigen zu miſchen, und ſich von ſeiner »viel lieben Fraw« zuletzt über das Fenſter werfen zu laſſen; oder ſich einen Finger abzuhacken, und ihn der viel lieben Fraw als ein Merkmahl ſeiner Verehrung zuzuſenden; oder endlich ihr zu Ehren in ganz Griechenland in weiblicher Kleidung als Königin Venus herum zu ziehen. Er wäre in letzterem Falle zuverläßig als ein Narr behandelt worden, und hätte ſich höchſtens damit tröſten können, daß man ihn vielleicht ein paar tauſend Jahre ſpäter als die Blume und den Spiegel aller Liebenden gebührend bewundern werde. Wenn nun mitunter ſelbſt Schriftſteller vom erſten Range, deren gründliche Kenntniß der alten Welt, wie des Mittelalters, Achtung fordern, und Vertrauen auf ihr Urtheil einflößen kann, auch ſolche handgreifliche Thorheiten laut geprieſen haben: ſo läßt ſich dieſes nur dadurch erklären, daß ſie jene ſo hoch gerühmte Zeit im Lichte ihrer verſchönernden Phantaſie erblickten, und aus der Fülle ihres reichen poetiſchen Geiſtes mit warmer Liebe alle jene idealiſchen Reize auf ſie übertrugen, deren ſie im Ganzen gar ſehr ermangelte. Haben wir nun einer ſolchen Vorliebe gleich manche der herrlichſten poetiſchen Schöpfungen zu danken: ſo wird es in ſchlichter Proſa noch immer erlaubt ſeyn, daran zu erinnern, daß jene Zeit im Ganzen — denn einzelne, nicht ſehr zahlreiche Beyſpiele können kaum in Rechnung kommen — roh und gewaltthätig, die Bildung der Frauen beſchränkt und dürftig, und ihr Loos keineswegs ſo beneidenswerth war, als eine glänzend gefärbte poetiſche Schilderung es darſtellt. Es wird erlaubt ſeyn, daran zu erinnern, was ſelbſt von den eifrigſten Verehrern jener ſentimentalen Liebe nicht geläugnet wird, daß dieſe meiſtens mehr in einer überſpannten Phantaſie, als in ernſtlichen Gefühlen ihren Grund gehabt habe; daß ſie, da der liebende Held, und nicht ſelten beyde Theile vermählt waren, oft wahrer moraliſcher Ehbruch geweſen ſey; daß ſie häufig in wirklichen ausartete; und daß die Blüthe der beſſeren Zeit des Ritterweſens keineswegs ſo lange vorhielt, als die Zeit reiner Sitten bey den Römern vorgehalten hatte. Auch wird man wohl, wenn man die Geſchichte jenes Landes zu Rathe ziehen will, wo die ritterliche Liebe die meiſten Blüthen trieb, zugeben müſſen, daß die Entartung derſelben, die Anſprüche und der ungemeſſene Einfluß der Frauen, einem gleißenden, und höchſt ſchändlichen Sittenverderbniſſe nicht geringen Vorſchub geleiſtet habe.

Die Vergleichung über das Verhältniß beyder Geſchlechter in der alten und neuen Welt ſollte alſo nicht ſo ganz entſchieden zum Nachtheile der erſteren ausfallen. Der Grieche mit ſeinem klaren, ſcharfen Blick für alle Verhältniſſe des wirklichen Lebens erkannte ganz richtig, daß das Weib eben nur in der Beſchränkung und Unterordnung ſeinen Beruf erfüllen, und ſeiner Beſtimmung allſeitig entſprechend ſich entwickeln könne; ein Satz, der darum nicht weniger richtig ſeyn dürfte, weil er ſich mit der Anbethung und Vergötterung des Weibes in der That nicht gut zu vertragen ſcheint. Zu einer ſolchen Vergötterung des Weibes aber war der Grieche um ſo weniger geneigt, weil er überhaupt ein klares, ſicheres Erkennen für eine feſtere Baſis aller geiſtigen und ſittlichen Vollkommenheit hielt, als das bloße Gefühl; und weil ihm eine regſame, gemeinnützige Thätigkeit dem Mann anſtändiger zu ſeyn ſchien, als das Brüten und Saugen, und mitunter das Faſeln und Spielen mit Gefühlen und Empfindungen, denen er, ihres größeren oder geringeren Zuſatzes von Sinnlichkeit wegen, nur einen untergeordneten Rang zugeſtehen zu dürfen glaubte.

Bey dieſer Anſicht der Sache kann es nicht befremden, daß die Alten der Liebe im Gebiethe der tragiſchen Dichtkunſt keinen größeren Spielraum eingeräumt haben. Sollen wir ſie nun hierin nachahmen, und die Liebe aus der tragiſchen Poeſie verbannen, oder ſie wenigſtens ſo ſtrenge wie jene beſchränken? Kein Einfall wäre ſonderbarer, und keiner ſelbſt widerſinniger: da die Kunſt nirgends mit der Eigenthümlichkeit eines Volkes in einen entſchiedenen Widerſpruch treten darf, wenn ſie fröhlich gedeihen ſoll. Und was könnte die tragiſche Dichtkunſt bewegen, der Darſtellung einer Leidenſchaft zu entſagen, die den Stoff zu ſo vielen ihrer herrlichſten Schöpfungen hergegeben, und die ſo viele, ſo reiche und ſo allgemein anſprechende Keime der Rührung enthält? Verbannen ſollen wir alſo die Liebe aus der tragiſchen Dichtkunſt nicht; aber etwas Anderes ſollten wir.

Wir ſollten die Mißgriffe zu vermeiden ſuchen, welche bey der Behandlung dieſer Leidenſchaft begangen werden. Und deren ſind mehr als einer.

Zuvörderſt ſollten wir den tragiſchen Stoff nicht ſo oft allein aus dem Gebiethe dieſer Leidenſchaft herhohlen, und das tragiſche Intereſſe nicht ſo oft ausſchließend von ihr abhängig machen. Es iſt wahr, die Liebe iſt diejenige Leidenſchaft, welche das allgemeinſte Intereſſe erregt, und der Dichter iſt ſicher, in jeder Bruſt eine Saite zu treffen, welche ſtärker oder ſchwächer bey dieſer Berührung vibriren wird. Aber ſind den andere ſittliche Neigungen; ſind Ältern-, Kinder-, Geſchwiſterliebe; ſind Freundſchaft, Ehre, Vaterlandsliebe; ſind die Kämpfe, welche die Begeiſterung für Recht, Tugend, und Menſchenwohl mit ſelbſtſüchtiger und leidenſchaftlicher Empörung dagegen zu beſtehen haben, und in denen wir jene Begeiſterung ſo oft unterliegen ſehen: iſt der Kampf, in welchem jede edlere Kraft im Menſchen gegen tauſend und wieder tauſend Hinderniſſe ſo oft fruchtlos anſtrebt; iſt jene bloße Unzulänglichkeit menſchlicher Kraft gegen den Andrang äußerer Übel, und ſelbſt der höchſte Grad des körperlichen Schmerzes — ſind denn alle dieſe Gegenſtände nicht auch tragiſch? wären ſie vielleicht in der That nicht geeignet, in einem großartigen Style behandelt zu werden, und eine große tragiſche Wirkung hervorzubringen: wenn der Dichter nur ſonſt eine ſolche Wirkung zu erreichen, und mit geringen Mitteln Großes zu leiſten verſtünde — wie die Alten zum Beyſpiel! Die Antigone, der Ajax, der Philoktet des Sophokles können uns über dieſen Gegenſtand die treffendſte Belehrung geben. Ja ſelbſt die franzöſiſche Bühne kann das. Wagte es nicht Laharpe ſelbſt den Philoktet des Sophokles auf die Bühne zu bringen, ohne eine bedeutende Veränderung damit vorzunehmen, und eine Liebesintrigue einzuſchieben [1]; und haben nicht auch Racine in der Athalia, und Voltaire in der Merope ſich ohne eine ſolche zu behelfen gewußt [2]?

Es war ſchlimmer in dieſer Rückſicht unter uns, als es gegenwärtig iſt. Die Umſicht unſerer tragiſchen Dichter hat ſich in dieſer Hinſicht unſtreitig erweitert, während es in einer früheren Periode keine Tragödie, oder, was ſonſt ſo heißen wollte, geben konnte, in welcher die Liebe nicht ausſchließend das große Wort geführt hätte, und alles Intereſſe aus ihr allein herausgeſponnen worden wäre. Wir zählen jetzt eine bedeutende Anzahl tragiſcher Dichtungen, in welchen das letztere keineswegs der Fall iſt. Alles Übermaß aber würde hier nur dann verſchwinden, wenn die tragiſche Poeſie auf ihrem eigentlichen Gebiethe, auf dem Gebiethe der Mythen und der Geſchichte, unter uns heimiſch würde; weil bey mythiſchen und hiſtoriſchen Stoffen, wenn ſie nicht vielleicht ganz nach franzöſiſcher Manier zugeſchnitten werden, das höhere tragiſche Intereſſe einer ſittlichen Weltanſchauung ſich das engere der Liebespein und des Liebesſchmerzes, ſo zu ſagen, von ſelbſt unterordnet. —

---

[1] Ich habe den Philoktet des Laharpe nicht ſelbſt zu Geſichte bekommen können, und kenne ihn nur aus dem Lycée (Tome II. Sect. 3). Anziehend iſt es, wie Laharpe ſelbſt ſich über ſein Wagniß äußert. Quand je songeais, que j'allais présenter à des Français une pièce non seulement sans amour, mais même sans rôle de femme, je sentais qu'il y avait là de quoi *effaroucher* bien des gens.

[2] Charakteriſtiſch iſt hinſichtlich des franzöſiſchen Publicums folgendes: Je n'ai pas oublié ce qu'il m'a raconté plus d'une fois des plaisanteries qu'on lui faisait de tout côté sur cette tendresse de Mérope pour *son grand enfant*, dont il voulait faire l'intérêt d'une tragédie. Für ein ſolches Publicum lohnte es auch der Mühe eine Merope zu ſchreiben!

Ein zweyter Mißgriff, den man in der dramatiſchen Behandlung der Liebe begeht, iſt, daß ihre Macht ſo oft als eine unbeſiegliche dargeſtellt wird. Die Gewalt dieſer Leidenſchaft wird leicht begreiflich, wenn wir erwägen, wie ſie auf den ganzen Menſchen wirke, und ihre Wurzeln nicht minder mit den geiſtigen und ſittlichen Beſtandtheilen desſelben, als mit ſeiner Sinnlichkeit verſchlinge *). Wie mächtig aber dieſe Leidenſchaft auch ſeyn mag; wie übermächtig ſie der Dichter auch wirken laſſe: nie darf ſie als eine unbeſiegliche, nie darf ihre Gewalt als eine unbedingte erſcheinen. Auf welche Weiſe der Dichter dieſer Forderung auch Genüge leiſte; genügen muß er ihr: oder er wird uns nichts als ein nacktes Gemählde leidenſchaftlichen Wahnſinnes gegeben haben. Wo er daher einen

---

*) L'amour est de toutes les passions celle qui nous subjugue le plus, toutes les autres n'affectent que l'esprit; mais l'amour s'empare du moral et du physique, tout notre être y est employé.

Des Passions par Diderot.

Grad von leidenſchaftlicher Befangenheit ſchildert, der jeden Widerſtand ausſchließt, wird er die Leidenſchaft eben durch dieſes Übermaß, eben durch dieſen Wahnſinn in ſich ſelbſt müſſen zuſammenbrechen, und das ganze Licht nach dieſer Seite hinfallen laſſen: nie aber erwarten dürfen, durch jenes Übermaß ſelbſt, als durch ein ſolches, eine große, und noch weit minder eine edle tragiſche Wirkung hervorzubringen. —

Die Liebe nimmt in jedem jugendlichen Gemüthe, wenn dieſes ſelbſt, oder die Phantaſie, nicht bereits verderbt iſt, eine ideale Richtung. Vielfältig iſt dieſe ihre Macht, die beſſeren Kräfte des Gemüthes zu ſpannen und zu erheben, an ihr geprieſen worden, und ſoll auch hier nicht beſtritten werden. Aber gewiß iſt es eine arge Verirrung, wenn wir bey der dramatiſchen Behandlung der Liebe, dieſe ſo oft an und für ſich ſelbſt als einen Vorzug behandelt ſehen, der Alles entſchuldige, und Alles wieder gut mache; oder wenn wir allen ſittlichen Werth, als von ihr ausgehend, oder das Streben darnach als ganz von ihr abhängig dargeſtellt finden. Eine ſolche Behandlung der Liebe darf mit deſto größerem Rechte getadelt werden, weil ſie von dem ſittlichen Geſichtspunkte aus nicht minder falſch iſt, als von dem dramatiſchen.

Ich weiß recht gut, daß man diejenigen keineswegs mit Unrecht der Beſchränktheit beſchuldiget hat, welche die tragiſche Bühne in eine Schule der Sitten umgeſchaffen ſehen wollten. Wenn aber dieſe Forderung, ſo engherzig und kleinlich, wie ſie oft geſtellt und befolgt wurde, dem Weſen der tragiſchen Poeſie allerdings zuwider iſt: ſo iſt ſie es keineswegs in einem anderen Sinne. Gewiß iſt es nämlich, daß der Dichter, wo er immer in der Behandlung ſeines Gegenſtandes mit den ſtrengſten ſittlichen Anſichten in einen Widerſpruch tritt, ſeinem Werke den größten und weſentlichſten Nachtheil zufügt; und daß jeder falſche Ton, den er hier anſchlägt, ſtörend auf die Harmonie des Ganzen einwirkt, wenn er ſie auch nicht nothwendig zerſtört, und gänzlich aufhebt.

Wendet man dieſes auf die dramatiſche Behandlung der Liebe an: ſo wird ſich obige Rüge kaum als eine grundloſe zurückweiſen laſſen. Wie jede andere Leidenſchaft, wird die Liebe nur durch ihren Widerſpruch mit dem Sittengeſetze tragiſch. Ihr Streben, als das einer Leidenſchaft, nämlich, wird entweder von dem ſittlichen Geſetze unbedingt mißbilliget, oder es ſteht als ein unmäßiges mit demſelben im Widerſpruche; es vermag das gewünſchte Gut weder mit Sicherheit zu erringen, noch, eben als ein unmäßiges, im Beſitze desſelben ſeine volle Befriedigung zu finden. Die Liebe wird eben nur tragiſch, indem ſie in der Befangenheit des Irrthums ihrer Zulänglichkeit den Beſitz, oder die Befriedigung im Beſitze, ſicher zu erringen, und ſich bewahren zu konnen glaubt: während ſie im Widerſtreit mit der Fügung einer hoheren Macht, oder im Widerſpruch mit den ſittlichen Geſetzen des Daſeyns, ihre Unzulänglichkeit anzuerkennen gezwungen wird. Dieſer Widerſpruch, und die gerade aus ihm hervorgehende Unzulänglichkeit des leidenſchaftlichen Strebens muß daher überall klar und beſtimmt bezeichnet ſeyn, wo durch die Liebe eine reine tragiſche Wirkung erzeugt werden ſoll. Man wird aber zugeben müſſen, daß dieſes nicht Statt finden könne, wenn das ſittliche Streben als Frucht der Liebe dargeſtellt, oder dieſe zur Bedingung desſelben gemacht wird.

Dieſes iſt nun auch in Schillers Don Carlos der Fall. Ich fürchte nicht auch nur einen einzigen verſtändigen Verehrer des Dichters zu beleidigen, wenn ich behaupte, daß er in dieſem Stücke den ſittlichen Geſichtspunct durchaus verfehlt habe. Zwar weiß ich, daß es auch ſolche gibt, die jeden Tadel gegen ſeine Werke auf eine ſehr unanſtändige Weiſe abgelehnt haben; allein ſollten ſie den gegründeten Tadel auch in dem gegenwärtigen Falle als einen Frevel verſchreyen zu müſſen glauben: ſo würden ſie in der That nur beweiſen, daß ihnen weder das Verſtändniß des großen Dichters überhaupt, noch des Werkes, von welchem hier die Rede iſt, insbeſondere, recht klar geworden ſey. Jene begeiſterte Liebe zu dem ſittlichen Ideal, die ſo rein und wahr in ſeiner Bruſt lebte, und durch die er nicht weniger als Menſch, denn als Dichter, der Verehrung aller Jahrhunderte würdig daſteht, belebte ihn auch bey der Schöpfung ſeines Don Carlos; und gerade nur dieſe Liebe und dieſes Streben waren es, welche ihn im Einzelnen hier irre leiteten.

Ich will der hiſtoriſchen Umſtände der Entſtehung des Don Carlos nicht gedenken, welche über die Sache zwar vieles Licht verbreiten, aber allgemein bekannt ſind, und erlaube mir dagegen eine längere Stelle aus Schillers Briefen über dieſes Werk anzuführen.

»Die Rede war davon, einen Fürſten aufzuſtellen, der das höchſte mögliche Ideal bürgerlicher Glückſeligkeit für ſein Zeitalter wirklich machen ſollte — nicht dieſen Fürſten erſt zu dieſem Zwecke zu erziehen; denn dieſes mußte längſt vorhergegangen ſeyn, und konnte auch nicht wohl zum Gegenſtande eines ſolchen Kunſtwerkes gemacht werden; noch weniger ihn zu dieſem Zwecke wirklich Hand ans Werk legen zu laſſen, denn wie ſehr würde dieſes die engen Gränzen eines Trauerſpieles überſchritten haben! Die Rede war davon, einen ſolchen Fürſten nur zu zeigen, den Gemüthszuſtand in ihm herrſchend zu machen, der einer ſolchen Wirkung zum Grunde liegen muß, und ihre ſubjective Möglichkeit auf einen hohen Grad der Wahrſcheinlichkeit zu erheben, unbekümmert, ob Glück oder Zufall ſie wirklich machen wollen.«

»Der Jüngling, zu dem wir uns dieſer außerordentlichen Wirkung verſehen ſollen, mußte zuvor Begierden übermeiſtert haben, die einem ſolchen Unternehmen gefährlich werden können; gleich jenem Römer mußte er ſeine Hand über Flammen halten, um uns zu überführen, daß er Mannes genug ſey, über den Schmerz zu ſiegen; er mußte durch das Feuer einer fürchterlichen Prüfung gehen, und in dieſem Feuer ſich bewähren. Dann nur, wenn wir ihn glücklich mit einem innerlichen Feinde haben ringen ſehen, können wir ihm den Sieg über die äußerlichen Hinderniſſe zuſagen, die ſich ihm auf der kühnen Reformatorsbahn entgegenwerfen werden; denn nur wenn wir ihn in den Jahren der Sinnlichkeit, bey dem heftigen Blute der Jugend, der Verſuchung haben Trotz biethen ſehen, können wir ſicher ſeyn, daß ſie dem reifen Manne nicht mehr gefährlich ſeyn wird. Und welche Leidenſchaft könnte mir dieſe Wirkung in größerem Maße leiſten, als die mächtigſte von allen, die Liebe.«

»Alle Leidenſchaften, von denen für den großen Zweck, wozu ich ihn aufſparte, zu fürchten ſeyn könnte, dieſe einzige ausgenommen, ſind aus ſeinem Herzen hinweggeräumt, oder haben nie darin gewohnt. An einem verderbten, ſittenloſen Hofe hat er die Reinigkeit der erſten Unſchuld erhalten; nicht ſeine Liebe, auch nicht Anſtrengung durch Grundſätze, ganz allein ſein moraliſcher Inſtinct hat ihn vor dieſer Befleckung bewahrt. — Meine Abſicht war, in ſeine Natur eine Reinigkeit zu legen, der keine Verführung etwas anhaben kann. — Auch über die *feinere* Verführung ſollte man ihn erhaben ſehen. Daher die ganze Epiſode von der Prinzeſſin von Eboli, deren buhleriſche Künſte an ſeiner beſſern Liebe ſcheitern. Mit dieſer Liebe allein hätte er es alſo zu thun, und *ganz* wird ihn die Tugend haben; wenn es ihm gelungen ſeyn wird, auch noch dieſe Liebe zu beſiegen, und davon handelt nun das Stück.«

Ganz richtig hatte der Dichter, dieſen Stellen zu Folge, die Anſicht gefaßt, daß das Gemüth und der Charakter eines Prinzen, wie er in Carlos ihn uns zeigen wollte, nicht beſſer gereinigt, und gegen jede künftige Verſuchung geſtählt werden konnte, als durch den glücklich beendigten Kampf mit einer mächtigen Leidenſchaft, die ſein Innerſtes ergriffen und erſchüttert hatte. Aus einem ſolchen Kampfe wird das Gemüth, wenn es in demſelben nicht erliegt, jederzeit ſittlich ſtärker und kräftiger hervorgehen; weil es die Nichtigkeit leidenſchaftlichen Strebens und die Stärke der ſittlichen Kraft aus Erfahrung an ſich ſelbſt kennen gelernt hat.

Auch jene Anſicht des Dichters war eine vollkommen richtige, daß er für ſeine Abſicht keine zweckmäßigere Leidenſchaft wählen konnte, als die Liebe.

Auf welche Weiſe konnte nun die beabſichtigte Reinigung des Gemüthes durch eine ſolche Leidenſchaft vor ſich gehen?

Es gab hier nur zwey Wege. Entweder der Prinz konnte die Leidenſchaft, weil er ſie als etwas an und für ſich ſelbſt Verwerfliches, und mit ſeinen beſſeren Beſtrebungen Unverträgliches erkannte, durch eine Anſtrengung ſeiner ſittlichen Kraft beſiegen; oder er konnte durch irgend eine, aus dieſer Leidenſchaft für ihn ſelbſt, oder für Andere, hervorgegangene unglückliche Folge, oder die drohende Gefahr einer ſolchen erſchüttert, zu einem richtigeren ſittlichen Erkennen geführt, und bewogen werden, ſeine Leidenſchaft aufzugeben.

Von dem erſteren Falle, von einem ſelbſtſtändigen Siege der Vernunft und der ſittlichen Kraft über die Leidenſchaft wird hier nirgends die Rede ſeyn können. Die letztere hat ſich den Prinzen mit übermächtiger Gewalt unterworfen; ſie beherrſcht ihn faſt unbedingt.

Nein! dieſe Schonung will ich nicht. Sprich's aus,
Sprich, daß auf dieſem großen Rund der Erde
Kein Elend an das meine gränze — ſprich —
Was du mir ſagen kannſt, errath ich ſchon;
Der Sohn liebt ſeine Mutter. Weltgebräuche,
Die Ordnung der Natur und Roms Geſetze
Verdammen dieſe Leidenſchaft. Mein Anſpruch
Stößt fürchterlich auf meines Vaters Rechte:
Ich fühl's, und dennoch lieb' ich. Dieſer Weg
Führt nur zum Wahnſinn oder Blutgerüſte.
Ich liebe ohne Hoffnung — laſterhaft —
Mit Todesangſt und mit Gefahr des Lebens —
Das ſeh' ich ja; und dennoch lieb' ich.
— — — — — — — — — — —
— — — — — — Zweifelnd ringt
Mein guter Geiſt mit gräßlichen Entwürfen;
Durch labyrinthiſche Sophiſmen kriecht
Mein unglückſel'ger Scharfſinn, bis er endlich
Vor eines Abgrunds jähem Rande ſtutzt.

1. Aufz. 2. Sc.

Und in der Scene mit der Königin:

O Königin, daß ich gerungen habe,
Gerungen, wie kein Sterblicher noch rang,
Iſt Gott mein Zeuge — Königin! Umſonſt!
Hin iſt mein Heldenmuth! Ich unterliege.

Man darf ſogar ſagen, daß die Leidenſchaft des Prinzen, trotz ſeiner ſentimentalen Schwärmerey, eine ſtark mit

Sinnlichkeit verſetzte ſey. Ich berufe mich auf die Scenen, wo er von der Prinzeſſin von Eboli Philipps Brief an dieſe empfängt, und dieſen Brief dem Marquis mittheilt.

— — — — — O Roderich, ſeitdem
Wir uns verließen, was hab' ich erlebt!
Doch jetzt vor allem deinen Rath! Ich muß
Sie ſprechen —

Marquis.

Deine Mutter? Nein! — Wozu?

Carlos.

Ich habe Hoffnung. — Du wirſt blaß? Sey ruhig.
Ich ſoll und werde glücklich ſeyn. — Doch davon
Ein ander Mahl. Jetzt ſchaffe Rath, wie ich
Sie ſprechen kann.

Marquis.

Was ſoll das? Worauf gründet
Sich dieſer neue Fiebertraum?

Carlos.

Nicht Traum!
Beym wundervollen Gott nicht! — Wahrheit, Wahrheit!
In dieſem wichtigen Papier enthalten!
Die Königin iſt frey; vor Menſchenaugen,
Wie vor des Himmels Augen frey. 2. Aufz. 15. Sc.

Ein Mißverſtändniß kann hier, wenn man den Reſt dieſer Scene nachleſen will, nicht wohl Statt finden; man müßte ſich denn vorſetzlich täuſchen wollen. Und was ſollte nun aus der Leidenſchaft des Prinzen werden, wenn kein warnender Freund, kein Hinderniß dazwiſchen trat, und die Königin durch Philipps Brief ſich eben ſo, wie Carlos ſie, vor des Himmels, wie vor der Menſchen Augen für frey hielt? Ich denke, man kann hier nur das Verbrechen, aber nicht den Zug zum Verbrechen in Zweifel ſtellen.

Die Reinigung der Leidenſchaft des Prinzen konnte, wie ſchon oben bemerkt iſt, noch auf eine andere Art bewirkt werden, indem für ihn ſelbſt, oder für Andere ein großes Unglück oder eine groſe Gefahr daraus erwuchs, welche ihn zu beſſerer Beſinnung brachte. Auch geht ſie wirklich auf dieſem Wege vor ſich. Der Prinz verliert einen zärtlich geliebten Freund, der ſich — ob mit, ob ohne dringende Gründe, braucht hier nicht in Frage geſtellt zu werden — für ihn aufopfert. Wie geſchäftig auch immer der Zufall ſich zeigen möge, um den Angelegenheiten des Prinzen eine gefährliche Wendung zu geben; wie übereilt wir die Aufopferung des Freundes auch finden mögen — das thut hier nichts zur Sache; genug; der Prinz iſt durch Poſas Tod tief erſchüttert, er iſt von ſeiner Leidenſchaft geheilt, und der Dichter hat ihn wirklich auf den Punkt geführt, auf welchem er ihn uns zeigen wollte. Vortrefflich ſind in dieſer Hinſicht in der letzten Scene, überhaupt einer der gelungenſten, folgende Verſe:

Vollenden ſie nicht, Königin. — Ich habe
In einem langen, ſchweren Traum gelegen.
Ich liebte. — Jetzt bin ich erwacht. Vergeſſen
Sey das Vergangne. Hier ſind ihre Briefe
Zurück. Vernichten ſie die meinen. Fürchten
Sie keine Wallung mehr von mir. Es iſt
Vorbey. Ein reiner Feuer hat mein Weſen
Geläutert. Meine Leidenſchaft wohnt in den Gräbern
Der Todten. Keine ſterbliche Begierde
Theilt meinen Buſen mehr. Ich kam, um Abſchied
Zu nehmen. — Mutter, endlich ſeh ich ein,
Es gibt ein höher, wünſchenswerther Gut
Als dich beſitzen. —

Es wäre unbillig, hier zu ſagen, die Leidenſchaft des Prinzen ſey nur durch eine andere Wallung erſtickt; ſie ſey nicht durch das Anerkennen ihrer Unſittlichkeit und der Würde ſeiner ſittlichen Natur gereinigt; noch weniger aber ſey es die letztere überhaupt, da er eben hingehe, mit ſeinem Vater den Kampf als Empörer zu beginnen, und ſelbſt ſage:

— — — — ich ſehe meinen Vater
Nicht wieder. — Nie in dieſem Leben wieder.
Ich ſchätz' ihn nicht mehr. Ausgeſtorben iſt
In meinem Buſen die Natur.

Es wäre unbillig, ſage ich, ſolche Einwendungen geltend machen zu wollen. Die Leidenſchaft wird als eine ſolche durch ſich ſelbſt hinreichend gereinigt. Wenn dabey auf einige Stellen, die am hellſten gehalten ſeyn ſollten, nicht ſo viel Licht fällt, als man ihnen wohl wünſchen möchte: ſo war es dem Dichter, ſo wie er ſeinen Stoff gefaßt hatte, nicht wohl möglich, dieſelben ſtärker zu beleuchten. Auch geht das falſche Licht, in welchem die Leidenſchaft des Prinzen erſcheint, keineswegs von dieſem aus, der von ihrer Übermacht überwältiget iſt, aber ſie ſelbſt als eine verbrecheriſche anerkennt. Von Poſa geht es aus, und zum Theil von der Königin.

Über ſeine Abſicht mit dem erſteren hat uns der Dichter in den erwähnten Briefen die befriedigendſten Aufſchlüſſe gegeben. Von dem abſoluten, wie von dem dramatiſchen Werthe dieſes Charakters ſoll hier keine Rede ſeyn; nur in Beziehung auf die Leidenſchaft des Prinzen ſoll er hier betrachtet werden.

Der Marquis will Carlos für ſeine philantropiſchen Zwecke benützen; er will ihn zu jener Höhe erheben, auf welcher der Dichter ihn uns zeigen wollte, und auf welcher er ſtehen mußte, wenn jene Zwecke erreicht werden ſollten. Dieſem Plane iſt in ſeinem Charakter alles andere, ſelbſt ſeine Freundſchaft für Carlos untergeordnet. Die Bürgſchaft nun für die Erreichung dieſer Abſicht ſucht er in der Liebe des Prinzen.

— — Ich ſah ſie keimen dieſe Liebe, ſah
Der Leidenſchaften unglückſeligſte
In ſeinem Herzen Wurzel faſſen. — Damahls
Stand es in meiner Macht ſie zu bekämpfen.
Ich that es nicht. Ich nährte dieſe Liebe,
Die mir nicht unglückſelig war. Die Welt
Kann anders richten. Ich bereue nicht.
Mein Herz klagt mich nicht an. Ich ſahe Leben,
Wo ſie nur Tod. — In dieſer hoffnungsloſen Flamme
Erkannt' ich früh der Hoffnung goldnen Strahl.
Ich wollt' ihn führen zum Vortrefflichen;
Zur höchſten Schönheit wollt' ich ihn erheben:
Die Sterblichkeit verſagte mir ein Bild,
Die Sprache Worte — da verwies ich ihn
Auf dieſes — meine ganze Leitung war,
Ihm ſeine Liebe zu erklären.

Und gleich darauf fährt er fort:

— — — — — — — Sollten ſie,
Sie der Begierden edelſter ſich ſchämen,
Der Heldentugend Schöpferin zu ſeyn?
Was geht es König Philipp an, wenn ſeine
Verklärung im Escurial den Mahler,
Der vor ihr ſteht, mit Ewigkeit entzündet?
Gehört die ſüße Harmonie, die in
Dem Saitenſpiele ſchlummert, ſeinem Käufer
Der es mit taubem Ohr bewacht? Er hat
Das Recht erkauft, in Trümmer es zu ſchlagen,
Doch nicht die Kunſt, dem Silberton zu rufen,
Und in des Liedes Wonne zu zerſchmelzen.
Die Wahrheit iſt vorhanden für den Weiſen,
Die Schönheit für ein fühlend Herz. Sie beyde
Gehören für einander. Dieſen Glauben
Soll mir kein feiges Vorurtheil zerſtören.
Verſprechen Sie mir, ewig ihn zu lieben,

Von Menſchenfurcht, von falſchem Heldenmuth
Zu nichtiger Verläugnung nie verſucht,
Unwandelbar und ewig ihn zu lieben.
Verſprechen Sie mir dieſes? — Königin —
Verſprechen Sie's in meine Hand?

Königin.

Mein Herz
Verſprech ich Ihnen, ſoll allein und ewig
Der Richter meiner Liebe ſeyn.

Marquis.

Jetzt ſterb' ich
Beruhigt. — Meine Arbeit iſt gethan.

Es würde eben ſo grobes, als unverzeihliches Mißverſtehen des Dichters ſeyn, wenn man ſolchen Äußerungen des Marquis eine unrechte Deutung geben wollte. Wenn er die Liebe des Prinzen dazu benützen wollte, ihn für ſeine menſchenfreundlichen Plane zu begeiſtern, und ihn für ſeinen Beruf vollkommner auszubilden: ſo darf dabey eine ideale Tendenz dieſer Liebe, als die ſeiner Meinung und ſeiner Abſichten allein entſprechende, unbedenklich vorausgeſetzt werden. Wenn man aber auch die Liebe des Prinzen in dieſe Region herüberzieht: bleibt ſie darum weniger eine verbrecheriſche und blutſchänderiſche? war es darum eine weniger verkehrte Idee, die ſittliche Veredlung, möge auch die Belebung edler Gefühle durch eine ſolche Feder im Einzelnen an Schnellkraft gewinnen können, auf einem ſolchen Grunde zu erbauen? Er ſah dieſe Leidenſchaft keimen; es ſtand bey ihm, ſie zu unterdrücken; er that es nicht — in dem Glauben, daß aus dieſer unreinen Quelle ein klarer Strom hervorfließen, daß aus dieſem faulen Keime die reinſte Blüthe der Tugend und Menſchlichkeit ſich entwickeln würde. In dieſem Glauben ſtirbt er beruhigt; die Königin theilt dieſen Glauben mit ihm; und noch in der letzten Scene höre ich aus ihrem Munde die Worte:

— — — — — — — — Mein Herz
Soll reden. Tugend nannt' er unſre Liebe?
Ich glaub' es ihm! —

Wie, wenn Poſa nun nicht des Glaubens geweſen wäre, daß die Liebe alles entſchuldige, und die beſte Grundlage ſittlicher Veredlung abgebe; wenn er dieſe Leidenſchaft nicht gehegt und gepflegt hätte; wenn er, nachdem ſie eine übermächtige Gewalt erlangt hatte, als ihr entſchiedener Gegner aufgetreten wäre; wenn er den Prinzen erſchüttert, und zu dem Entſchluſſe bewogen hätte, ſie zu bekämpfen, wenn aber dieſer von ihr und dem Drange der Umſtände fortgeriſſen, dennoch gerade ſo gehandelt hätte, wie wir ihn handeln ſehen; wenn er ſich dadurch in eine ſolche Gefahr gebracht hätte, daß ſie nur durch die edelmüthige Aufopferung des Freundes hätte abgewendet werden können; und wenn der Königin dabey eine weniger ſentimentale, in der That aber edlere Rolle zugetheilt worden wäre: darf man, ohne dem Genie des großen Dichters zu nahe zu treten, zweifeln, daß er vermöge der Kraft desſelben, auf dieſem Wege wenigſtens eine eben ſo große und entſchiedene tragiſche Wirkung hervorgebracht haben würde?

Ich hätte kein günſtigeres Beyſpiel treffen können, um jene beyden Sätze zu erläutern, die ich vor allem anderen gerne in das hellſte Licht geſtellt wünſchte. Einmahl, daß der Dichter nirgends und in keinem Falle mit der Strenge der ſittlichen Begriffe zerfallen dürfe — auch der Sentimentalität »im edleren Sinne des Wortes« zu Liebe nicht; eben darum nicht, weil dieſe Begriffe etwas Unwandelbares und Ewiges ſind. Ich berufe mich in dieſer Hinſicht auf Shakſpeare und die Alten. Die tragiſche Welt des erſteren bewegt ſich überall, auch nur ohne die geringſte Abweichung, um den Mittelpunkt einer ſittlichen Weltanſchauung; weil eben keinem andern Dichter ſo wie ihm die Beziehung des Lebens zu einem ſittlichen Mittelpunkte klar und hell aufgegangen war. Auch auf die Alten darf ich mich berufen, denen man hinſichtlich der Liebe nie genug ſchiefe Geſichter ziehen zu können glaubt. Zuverläßig wäre es nie einem von ihnen eingefallen, die ſittliche Veredlung von der Liebe abhängig zu machen, die bey ihren Tragikern überall in ſtrenger Unterordnung zur ſittlichen Idee erſcheint. Sollte aber eine ſolche Abhängigkeit in der That Statt finden, und ſich nachweiſen laſſen: dann freylich wäre es nicht mehr als billig, bey ſich aufdrängender Erinnerung an die Blüthezeit der ſentimentalen Liebe, in die rührende Klage von Fouqué's Don Fadrique auszubrechen:

O herrlich ſchöne Zeit!
Wie biſt du weit, weit ab in's Meer geſunken
Anfluthender Vergeſſenheit! —
Wie ſtreben doch die Menſchen wahnſinntrunken
Nach Gold und matter Herrlichkeit,
Und wiſſen wenig mehr von Ritterthumes Funken
Und kaum von zartem Liebesleid. —

Das zweyte, was durch obige Erörterung gezeigt werden ſollte, iſt, wie auch der große Dichter ſich überall verſtricke, und in tauſend peinliche Engen gerathe, wenn er einem hiſtoriſchen Stoffe fremdartige Beſtandtheile aufdringen, oder ihn nach einer philoſophiſchen Idee formen will. So iſt hier die Liebe zwiſchen dem Prinzen und der Königin, die, wie bekannt, in dem Kopfe eines franzöſiſchen Romanſchreibers entſprang, dem Stoffe wider Dank und Willen aufgedrungen; und das Meiſte, was an dieſer Dichtung mit Recht getadelt werden mag, wird ohne Mühe aus dieſem Umſtande hergeleitet werden können. So zum Beyſpiel erſcheint Schillers Philipp als Vater durchaus unnatürlich und grauſam: während man dem Philipp der Geſchichte hinſichtlich des Schickſals des Prinzen einen ſolchen Vorwurf keineswegs machen kann *).

Um aber Schillers Don Carlos, nicht in Beziehung auf die vielen und großen poetiſchen Schönheiten des Details allein, ſondern auch hinſichtlich der Einſicht und Beſonnenheit der Compoſition des Ganzen recht würdigen zu können, muß man den Don Carlos von Fouqué leſen. Wenn der durch andere Werke wohlverdiente Dichterruhm des Verfaſſers durch dieſes Drama allein hätte begründet werden ſollen: ſo möchte es ſehr mißlich darum geſtanden haben. Das Schisma zwiſchen den Anforderungen des hiſtoriſchen Stoffes und einer idealiſirenden Bearbeitung desſelben iſt hier nicht nur ein gänzlich unheilbares, ſondern auch ein wahrhaft ärgerliches. Denn einerſeits wollte der Verfaſſer der Geſchichte faſt ſtrenge treu bleiben; und andererſeits die Funken des Ritterthumes und das zarte Liebesleid um keinen Preis aufgeben. So finden wir denn hier die meiſten hiſtoriſchen Anekdoten, welche uns von der Rohheit, von dem wilden Trotze und der verbrecheriſchen Abſicht des Prinzen gegen das Leben des Königs und die Ruhe des Reiches aufbewahrt ſind, bis auf die Kaninchengeſchichte herab, der hier eine allzugünſtige und allzukünſtliche Deutung gegeben wird; aber alles dieſes tolle Weſen, dieſer rohe Übermuth, und dieſe wahrhaft burſchenhafte Ungezogenheit, welche in dieſer ſeltſamen Compoſition zum

---

*) Über die Geſchichte des Don Carlos vergleiche man einen Auszug aus Llorente's Geſchichte der ſpaniſchen Inquiſition in Buchholz Journal für Deutſchland. 10. 11. Band.

Vorſchein kommen, ſind poetiſch verſetzt mit einem Drange nach Auszeichnung durch ritterliche Tugenden, der, um es aufs kürzeſte zu ſagen, nirgends weiß, wo er hinaus will, und — mit einem überſchwenglichen Liebesleid und Liebesdrange. Der letztere äußert ſich, als der Prinz die Königin in Alcalà empfängt, und ihrer zum erſten Mahle anſichtig wird, nicht nur als ein ganz überſchwenglicher, ſondern als wahre Zerknirſchung.

Arias
(leiſe zu Carlos).
Mein gnäd'ger Herr! — Seht Ihr nicht? — Tretet hin!
Carlos
(ſtaunend).
Wohin denn? — O mein lieber Gott, — wohin denn? —
Gen Himmel meinſt du? — Ja, von Herzen gern!
Arias.
O zögert nicht! wie müßte das erſcheinen!
Carlos.
Ja, — wenn ein Engel ſo aus Himmelshöhn
Herniederſchwebte, — leuchtend — ſelig ſchön, —
Und alle Welt ringsher zu Heiligthumen,
Durch ihn verklärt, umſtreut ihn ſüß mit Blumen, —
Und Einer ſtände, — Einer ſtarr und kalt,
Wie ſchaudernd vor der himmliſchen Gewalt, —
Vor ihr, — dem reichbeglückten All' erfreulich,
Nur ihm nicht, — ja ſolch' Weſen, wär' abſcheulich! —
Arias, — ſeh ich denn ſo aus?
Arias.
Nur jetzt, mein Prinz — o Gott, nur jetzt nicht Spaß und Spott! —
Carlos.
Was denn? — Was faſelſt du? —
(Schwer aufſeufzend.)
O Gott! — Mein Gott,
Sieh mir in's Herz! — Wohnt da denn Spaß und Spott?
Arias.
Mein theurer Prinz, — ſo ſah ich euch noch nie!

Carlos.

Das glaub' ich, Freund! Auch nie noch ſah ich Sie.
Sie dort ſich neigend zwiſchen frohen Reihen
Wie um dies Leben ſegnend einzuweihen
Zu einer neuen Engelsherrlichkeit!
Ihr lieben Spanier, wie ihr lieb mir ſeyd,
Daß ihr ſo ſtaunend ſteht, ſo liebentbrannt —
So demuthſtill, — beynah, wie Eu'r Infant! —
Doch nein, ihr regt zum Blumenſtreun die Hand!
Der arme Carlos darf nicht Blumen ſtreuen; —
Der iſt zu wild, — vor dem wird ſie ſich ſcheuen!

Nicht minder rührend iſt die ſentimentale Zerknirſchung des Prinzen, als er im Gemache des Königs das Bild ſeiner Stiefmutter erblickt. Der König will zuletzt das Bild umkehren.

Nein, Vater, nein! um Gotteswillen nicht,
Was denn? — Ich glaube gar, Ihr denkt von mir,
Ich ſey in thör'gem Liebeswahn befangen
Vom Anblick Eurer wunderholden Braut.
Vater, wer könnte ſolche Augen ſehn, —
In ſolches Engelbeet von Blumenzügen, —
Und irgend ſonſt was denken, ſehnen, wünſchen,
Als: »lieber Gott, laß deine Herrlichkeit
Recht oft mich ſchaun in dieſem Widerſchein!
Dich einſt auch ewig ſchaun, wo dieſe Huldin
Vor deinem Throne ſtehn wird, palmumkränzt!« —
Ja, ihr ſollt ſehn, ich werde gut und fromm. 4. Act.

Am ergreifendſten iſt der Schluß dieſer Scene:

Philipp.

Gehuldigt ſoll dir werden, mit Vaſalleneid,
— — — — — — — — —
Sobald, —

Carlos.

Ich wanke, Vater! — Furchtbar ſchreckender! —
Ich wanke vor dem Donner deines nächſten Wort's!
Sprich fürder nicht!

Philipp.

Kein Königsſohn ſcheu Königswort.
Schmäh' meinen Stamm in dir nicht, Carlos.

Carlos.

Sprich denn! Sprich.

Philipp.

Sobald der Ehe Sacrament mich meiner Braut —

Carlos.

(Laut aufſchreyend und ohnmächtig niederſtürzend.)
Ach!

Philipp.

(Zu ihm niederknieend und ängſtlich rufend.)
Hülfe! Hülfe! der Infant iſt krank! O helft.
(Das Gemach füllt ſich mit Herbeyeilenden.)

(Der Vorhang fällt.)

Man muß es geſtehen — zu einer ſolchen Sentimentalität, zur Idee eines ſo überſchwenglichen Liebesleides vermochten ſich weder Äſchylus, noch Sophokles, noch Euripides zu erheben. Wenn nun das am grünen Holze geſchieht, was ſoll am dürren geſchehen? wenn ein Mann von ſo unbeſtreitbar ausgezeichnetem Dichtertalente, wie Fouqué, etwas ſo ganz Haltungsloſes und Poſſierliches ſchreiben konnte, wie dieſen Don Carlos: was ſoll man zu den Liebesfaſeleyen derjenigen ſagen, die nichts als einige unreife Ideen von romantiſcher Liebeszartheit im Kopfe haben?

Ich will nur immerhin fortfahren, was ich über die dramatiſche Behandlung der Liebe zu bemerken habe, noch durch einige Beyſpiele zu erläutern.

»Noch ſind,« ſagt Tieck in ſeinen dramaturgiſchen Blättern von Shakſpeares Romeo und Julie, »Sehnſucht, Liebe, Wolluſt, Zärtlichkeit und Grab, Tod, Verzweiflung mit allen Schrecken der Verweſung nie ſo nahe verbunden worden; noch nie haben ſich dieſe Gedanken und

Gefühle ſo nachdrücklich und ſo unmittelbar berührt, ohne ſich gegenſeitig zu vernichten, als in dieſer einzigen wunderſamſten Schöpfung.« Dem, was der tiefe und begeiſterte Kenner Shakſpeares hier und ſonſt noch über den Werth dieſer Schöpfung ſagt, läßt ſich wenig hinzuſetzen. Eines inzwiſchen will ich bemerken, was ich daran immer aufs neue bewundert habe; und ich glaube ſogar, daß manches in der Conſtruction des Stückes, vorzüglich in den beyden erſten Acten, dadurch allein ganz klar werde. Es gibt vielleicht kein zweytes Werk mehr, das ſo ganz von der Liebe durchglüht, und kein zweytes, das dabey — ſo keuſch wäre. Jede, nicht aufs höchſte verderbte, Phantaſie kann dabey vollkommen ruhig bleiben. Jener mächtige Drang der Natur, der den Mann zum Weibe, das Weib zum Manne zieht, iſt nie mit größerer Kraft und Lebendigkeit geſchildert worden: und dennoch iſt nichts in dieſer Schilderung, was auch das reinſte Gemüth beleidigen könnte. Es iſt allein die Stimme der Natur, die wir vernehmen, nicht die Stimme der Lüſternheit; die, wie ſie eine angeſteckte Phantaſie verräth, die Phantaſie leicht wieder anſteckt. Wenn ich den Beweis führen ſollte, daß Shakſpeares Gemüth und Phantaſie eben ſo rein, als reich und ſchöpferiſch geweſen ſeyen: ſo würde ich kein anderes ſeiner Werke zu dieſem Beweiſe wählen, als Romeo und Julie.

Auch in dieſer Rückſicht alſo kann der tragiſche Dichter von dem großen Meiſter lernen; und ſehr zu wünſchen iſt es, daß er dabey vor allem feſt ins Auge faſſe, was in ihm ſelbſt Bedingung des Lernens iſt. Nicht zu läugnen iſt es aber, daß in manchen Erzeugniſſen der tragiſchen Muſe eine ſehr unreine Gluth wehe, und die Lüſternheit ſich nur hinter einem ſehr durchſichtigen Schleyer verberge. Dennoch iſt eben ſie das verderblichſte Gift. Mit der Entſchuldigung, die der Dichter von ſeinem Stoffe, oder von den aufgeſtellten Charakteren hernehmen könnte, wird er nirgends auslangen; denn überall dürfen wir mit Recht von ihm verlangen, daß er, kraft ſeines poetiſchen Talentes, jene Forderungen mit denen des ſittlichen Gefühles auszugleichen verſtehe.

Nicht minder bewunderungswürdig, als Shakſpeares Romeo und Julie, iſt in anderer Rückſicht die Behandlung der Liebe in Göthe's Torquato Taſſo. Bey Taſſo ſelbſt bewundere ich am meiſten die Wahrheit der Verſchmelzung dieſer Leidenſchaft mit der Eigenthümlichkeit ſeines Charakters. Seine Leidenſchaft nimmt den höchſten Schwung; aber ſie iſt mehr die Blüthe ſeiner dichteriſchen Phantaſie, als die Frucht einer tiefen Empfindung. Als Leidenſchaft, bey einem höchſt reizbaren und aufgereizten Gemüthe, mit Entſchiedenheit nach einem Ziele ſtrebend, deſſen Erreichung mit allen Bedingungen der Wirklichkeit in auffallendem Widerſtreit ſteht, muß ſie nothwendig innerlich als Entzweyung mit ſich ſelbſt und der Außenwelt, ſo wie bey einer dieſe Entzweyung aufs höchſte ſteigernden äußeren Veranlaſſung als partieller Wahnſinn ſich geſtalten. Eben die Wahrheit dieſer inneren Verknüpfung von Taſſos Leidenſchaft mit der Eigenthümlichkeit ſeines Charakters macht die erſtere in hohem Grade tragiſch; wie wenig die tragiſche Wirkung hier ſonſt auch eine draſtiſche ſeyn mag.

Im Gegentheil iſt vielleicht die Prinzeſſin das reinſte Bild der edelſten Sentimentalität, das je ein Dichter gezeichnet hat, und in ihrer Art eine eben ſo bewunderungswürdige und einzige Schöpfung, als Shakſpeares Julie. Als den letzten und höchſten Vorzug der Darſtellung ihrer Leidenſchaft und ihres Charakters wird man das Geſetz jeder ſolchen Darſtellung im höheren Sinne: Maß und Begränzung, anerkennen müſſen. Dadurch eben nähern ſich Göthes herrlichſte Bildungen der Antike.

> Du mußt ihn haben,

ſagt Leonore Sanvitale,

> und ihr nimmſt du nichts:
> Denn ihre Neigung zu dem werthen Manne
> Iſt ihren andern Leidenſchaften gleich.
> Sie leuchten, wie der ſtille Schein des Mondes
> Dem Wandrer ſpärlich auf dem Pfad zu Nacht;
> Sie wärmen nicht und gießen keine Luſt
> Noch Lebensfreud' umher.

Dennoch vernehmen wir, trotz der ſtrengen Beobachtung jenes Geſetzes; trotz dem, daß die Anſprüche von Eleonorens Liebe überall nicht nur mit jenen des ſittlichen Gefühles, ſondern auch mit ihren äußeren Verhältniſſen ausgeglichen ſind, in der vorhergehenden Scene und in der vierten Scene des fünften Aufzuges darum nicht weniger die Accente des tiefſten Schmerzes: ſo wie uns die Accente der Zärtlichkeit in der Scene mit Taſſo darum nicht weniger rühren, weil dieſe nichts von Überſchwenglichkeit, ſo wie jener Schmerz nichts von der turbulenten Heftigkeit eines überzarten oder übermäßigen Liebesleides erkennen läßt, die von dem tragiſchen Dichter ſo oft mit gewaltiger, aber vergeblicher Anſtrengung, als die zuverläßigſten Hebel unſere Theilnahme zu erregen, angewendet werden.

Eben ſo rein und eben ſo innig, wie Leonoren's, iſt Theklen's Liebe im Wallenſtein. Bey beyden Charakteren erfreut nichts mehr, als die Klarheit, welche über ſie ausgegoſſen iſt Die Leonorens iſt die Frucht eines ruhigen Blickes ins Leben, beſcheidener Anſprüche an dasſelbe, und harmoniſch geordneter Neigungen. Theklens

Blick ins Leben iſt ſchärfer; ihr ganzes Weſen iſt entſchiedener und kräftiger. In der Stille klöſterlicher Abgeſchiedenheit erzogen, ſieht ſie ſich plötzlich in das bunte Gewühl verworrnen Treibens hineingezogen, ohne nur einen Augenblick ſich ſelbſt zu verlieren; denn heller, als ihrem Vater ſeine trüben Sterne, leuchtet ihr der Stern ihrer Liebe, und ihres einfachen, mit ſich ſelbſt einigen Gemüthes. Entſchloſſen, wenn gleich mit tief gefühltem Schmerze, bringt ſie das Glück der erſteren der Pflicht zum Opfer. Der Muth dazu entſpringt ihr aus ihrer Liebe; weil dieſe eben mit ihrem ſittlichen Gefühle ſo ganz einig iſt. Darum allein rührt ihr Schmerz uns ſo tief; dadurch allein hält ſich dieſer Charakter auf jener Stufe der Erhebung, auf welche der Dichter ihn geſtellt hat. Es iſt gewiß ſehr bezeichnend, daß der franzöſiſche Bearbeiter des Wallenſteins erklärte: er müſſe dieſen Charakter weglaſſen, weil die Franzoſen ihn — nicht verſtehen würden.

Körners Lorenz und Helene im Zriny ſind Schillers Thekla und Max offenbar nachgebildet; aber es fehlt viel, daß beyde Charaktere mit ihren Vorbildern auf gleicher Höhe ſtünden. Wie vielfache Blößen die Behandlung der Liebe in deſſelben Dichters Roſamunda gebe, braucht nicht erſt ausführlich gezeigt zu werden. Eine übermächtige, ungeregelte Leidenſchaft konnte Heinrich wohl zum Bigamiſten machen; aber es iſt mehr als Befangenheit der Leidenſchaft, wenn er nach der empörenden Schlußſcene des zweyten Aufzuges, wo er dem Sohn als ertappter Verbrecher gegenüber ſteht, bey der nächſten Zuſammenkunft mit Roſamunden, dieſe mit der zärtlichen Aufforderung eröffnet:

Ich ſtrecke meine Arme dir entgegen,
Komm an dies treue, angſtgequälte Herz,
Und heile meinen Schmerz mit deinen Küſſen —

und wenn ihn Roſamunde daran erinnert, daß ihre Liebe ein Verbrechen ſey, ihr antwortet:

Nur für das nüchterne Geſetz der Welt —

oder wenn er ſeiner beleidigten Gattin gegenüber, ſo ſich vertheidiget:

— Kein Verbrechen nenn' ich's, kann ich's nennen,
Wo Wahnſinn nur verdammt mein menſchlich Herz.
— — — — Was du von dem König
Verlangen kannſt, hab' ich dir nie verweigert:
— — — — — — — — —
Dem Manne Heinrich warſt du immer fremd,
Und was der geben konnte, Lieb' und Treue,
Das war ja mit der Krone nicht verkauft,
Ich durft' es dir, und will dir's ewig weigern.
Sprich, hab' ich je den Anſtand frech verletzt?
— — — — — — — — —
Ich hab' mein ſtilles Glück nur ſtill genoſſen,
Was ich mir vorbehielt als Mann und Menſch,
Das durft' ich frey und lebensfroh verſchenken,
Und keiner wird mich tadeln, der mich kennt.

Was kann Eleonore ihm Beſſeres antworten, als:

Wie ſich die Schlange dreht in glatten Worten,
Und doch in jeder Sylbe liegt das Gift?

Eleonore iſt allerdings eine höchſt widerliche Erſcheinung; wenn ſie aber nicht zum beſten begreift, wie die Liebe alles ausgleichen könne, auch Ehebruch und Doppelheirath: ſo kann man ihr, wenigſtens in dieſem Falle, nicht ganz Unrecht geben.

Höchlich zu rühmen iſt dagegen die Behandlung der Liebe in dem Werke eines anderen neueren Dichters, ich meine in Immermanns Petrarca. Ich habe kein ſo ausführliches Leben des Petrarca bey der Hand, daß ich angeben könnte, ob irgend eine hiſtoriſche Anekdote den

Tragiker zu der Fabel ſeines Stückes berechtigte, und kann mich aus früherer Lectüre keiner ſolchen erinnern. Sollte inzwiſchen auch die ganze Fabel nur ſeine eigene Erfindung ſeyn: ſo wird man die Freyheit, welche er ſich rückſichtlich des italieniſchen Sängers herausnahm, wenigſtens nicht ſchlimmer deuten können, als diejenige, welche ſich ein anderer deutſcher Dichter, auf die Memoiren eines franzöſiſchen Poltrons hin, gegen einen Zeitgenoſſen von ſanftem und achtenswerthem Charakter erlaubte, weil dieſer jenſeits der Pyrenäen wohnte. Auch wird man dieſer Erfindung, wie der Durchführung, wenigſtens poetiſches Leben und Originalität zugeſtehen müſſen. Die letztere iſt eine höchſt erfreuliche Erſcheinung, da wir in der Tragödie faſt immer mit dem nämlichen Liebesdrang und Liebesſchmerz heimgeſucht werden. Gewiß war es ein höchſt glücklicher Gedanke, Petrarcas ätheriſche Liebesſchwärmerey an eine ſolche Verirrung ſich knüpfen, und durch dieſe ſich reinigen zu laſſen. Alles ſcheint mir dabey reiflich abgewogen; und das Ganze hat ein reges, friſches Leben; eine hohe und reine poetiſche Färbung; und dabey eine eigenthümliche, aus der Leichtigkeit, mit welcher der Dichter ſich bewegt, entſpringende Grazie, die um ſo mehr erfreut, je ſeltner man ihr begegnet. Zur Vermeidung jedes Mißverſtändniſſes muß ich bemerken, daß mir der Petrarca eines anderen neueren Dichters, den ich mit Auszeichnung nennen höre, nicht zu Geſichte gekommen iſt.

Auch der Behandlung der Liebe in der Schuld muß hier rühmlich gedacht werden, da ſie in vieler Hinſicht für den Dichter vorzüglich belehrend iſt. Der mächtige Drang dieſer Leidenſchaft, der eine edle, ſittlich kräftige Natur zum Verbrechen hinreißt, iſt hier durch den Gegenſatz der letzteren zu einer wahrhaft tragiſchen Wirkung benützt, und dieſer mit richtiger Einſicht der Irrthum zur Grundlage gegeben, als ob mit der durch ein Verbrechen errungenen Befriedigung jener Leidenſchaft ein wahres Glück vereinbar wäre. Vollendet wird dieſe Wirkung dadurch, daß jene Leidenſchaft in Hugo wie in Elviren bis an's Ende mit unverminderter Kraft fortwirkt, und durch die Bezauberung, in der ſie Beyder Sinn gefangen hält, troz der von außen ihnen nahe tretenden Verſöhnung, ihren Untergang herbeyführt.

Noch muß ich eines anderen Werkes erwähnen, welches unſerer Literatur zwar nicht ganz, aber wenigſtens zur Hälfte angehört. Ich meine Adam Ohlenſchlägers Axel und Walburg. Dieſe Tragödie iſt auch in der That allein hinreichend, den Dichter zu belehren, wie er die Liebe, und vorzüglich die romantiſche Liebe behandeln müſſe. Er kann daraus lernen, daß er von dieſer Liebe zunächſt ihre trüberen Beſtandtheile, das Überſchwengliche nämlich und das Phantaſtiſche, was ihr in der Wirklichkeit ſo oft anklebte, ausſcheiden, und am wenigſten es als einen beſonderen, nicht genug zu preiſenden Vorzug einer »im Meer auffluthender Vergeſſenheit verſunkenen Zeit« darſtellen müſſe; daß er die Liebe zwar als etwas darſtellen könne, was die edleren Regungen des Gemüthes nähre, belebe und kräftige; aber nicht als etwas, das an und für ſich ſelbſt ein edler, und am wenigſten der edelſte Vorzug des Mannes oder des Weibes ſey; und daß er der tragiſchen Wirkung ſich nicht beſſer verſichern könne, als wenn er ſie nicht von einem unendlichen Liebesdrang oder Liebesſchmerz allein abhängig macht: ſondern die Liebe, auf welche Weiſe der Stoff dieſes immer erlauben wird, mit den Forderungen des ſittlichen Gefühles auszugleichen, ſie dieſem richtig unterzuordnen, oder die Anſprüche desſelben in unzweydeutiger Klarheit und Entſchiedenheit zu verklären weiß. Er wird ferner daraus lernen können, wie Zartheit ganz etwas anderes ſey, als Faſeley; Reinheit des Herzens etwas anderes als überſinnliche Schwärmerey; und eine tief empfundene Achtung für die edleren Vorzüge der weiblichen Natur, wo ſie doch wirklich vorhanden ſind, etwas ganz anderes, als jene uns in Proſa ſo oft mit poſſierlichem Ernſt als der wahre Sauerteig einer ſittlichen Regeneration dringend empfohlene, und in allen möglichen Sangweiſen uns bis zum Ekel vorgeleyerte »Vergötterung des Weibes.« Wenn der junge Dichter in den Werken der Alten, Shakſpeares, Ohlenſchlägers und Anderer ſolche Studien über die hier beſprochene Leidenſchaft gemacht haben wird: ſo wird er, darüber ſelbſt zum Manne heranreifend, durch die Darſtellung derſelben wie jene Meiſter auch bey Männern, nicht bey liebeſüchtigen Knaben und Mädchen allein, eine vorhaltende Theilnahme an ſeinem Werke zu erregen im Stande ſeyn.

Eine etwas ſonderbare Rolle ſpielt in Axel und Walburg der Biſchof Erland. Ich erwähne dieſes darum, weil es häufig die Gewohnheit, oder vielmehr die Grille proteſtantiſcher Dichter iſt, wenn ſie Perſonen des Clericalſtandes einführen, ihnen eine Doſis ſiegwartiſcher Sentimentalität mitzugeben; ein kläglicher Behelf, ohne welchen Shakſpeare ſich überall recht gut zu behelfen wußte. Ich will nur ein Beyſpiel aus dem Julius von Tarent anführen, einem Stücke, das trotz einer edlen Sprache, die bey ſeinem erſten Erſcheinen allerdings höher, als jetzt in Anſchlag gebracht werden durfte, zu jeder Zeit ſtark überſchätzt worden iſt.

Julius (zur Äbtiſſin).

Wie ich ſage, Sie ſollen mir haften. Und find' ich zu der

Zeit, die Sie wiſſen, daß der Verdruß nur einen Ihrer Züge tiefer gemacht hat — ich werde ſchon unterſcheiden, was die Traurigkeit gethan hat — ſo zerſtör' ich — merken Sie ſich das Frau Äbtiſſin — ſo zerſtör' ich Ihr Kloſter bis auf den Altar, und Ihre Schutzheilige wird dazu lächeln, wenn ſie eine Heilige iſt.

Äbtiſſin.

Gnädiger Herr, wir ſind nur Schafe, aber wir haben einen Hirten.

Julius.

Wie lange ſind ſie im Kloſter?

Äbtiſſin.

Neunzehn Jahre.

Julius.

Was ſchied ſie von der Welt — die Andacht, oder dieſe Mauern? Haben Sie nie geliebt? Waren Sie eher Nonne als Weib?

Äbtiſſin.

Ach Prinz, laſſen Sie mich. (Sie weint). Neunzehn Jahre hab' ich geweint, und er iſt todt.

Julius.

Nicht wahr, an dieſem Gitter hat er geweint, und er iſt todt? nicht?

Äbtiſſin.

Ach! ach! mein Ricardo! — (Nach einer Pauſe.) Sie ſollen Blanca ſehen! —

In der That, dieſe Herren müſſen von katholiſchen Äbten und Äbtiſſinnen wunderſame Begriffe haben!

Von allen Leidenſchaften iſt Eiferſucht in der Liebe diejenige, deren Zeichnung dem tragiſchen Dichter von Talent am leichteſten gelingen wird. Das eigenthümliche Weſen derſelben iſt ein ſo ſcharf beſtimmtes, und ihre Äußerungen ſind im Ganzen ſo gleichförmig, daß ſich hier nur der ganz Unberufene vergreifen kann.

Ein paar Schwierigkeiten hat die Sache inzwiſchen dennoch. So ſehr die Federn dieſer Leidenſchaft auch überall die nämlichen ſeyn mögen: ſo wirken ſie doch nicht überall mit gleicher Stärke; ſchwächer die eine hier, ſtärker die andere dort. Eben darum aber, weil die Federn dieſer Leidenſchaft ſo gleichförmig wirken, verträgt, und fordert ſie ſogar ein ſtrengeres Individualiſiren; eine ſorgfältigere, gewandtere Behandlung, als eine andere.

Im Grunde genommen, iſt die Eiferſucht außer der Ehe immer und überall reiner Unſinn. Die furchtbarſte aller Selbſtqualen iſt zugleich die vergeblichſte. Die Wuth iſt hier ohnmächtig; der übermäßige Schmerz entehrend. Liebe läßt ſich nicht erzwingen; und ſich gränzenlos unglücklich fühlen, wenn wir die Neigung, auf welche wir Anſpruch machen, auf einen Andern übertragen ſehen, iſt, bey dem Manne wenigſtens, eine gränzenloſe Thorheit. Verliert ſich nun dieſe Thorheit bis auf den Weg zum Verbrechen: ſo iſt ſie nur noch als Wahnſinn der Leidenſchaft tragiſch; und immer mehr als dieſes, empörend.

Anders iſt es bey der Eiferſucht in der Ehe. Der Mann hat auf die Treue ſeines Weibes heilige Rechte, welche dieſes nur durch ein Verbrechen verletzen kann. Mag es doch Fälle geben, wo es nicht mehr in der Macht des Weibes ſteht, ihren Gatten zu lieben, oder wo er ihrer Liebe ſich gänzlich unwerth macht: jene Rechte verliert er dadurch keinesweges; und wenigſtens wird es immer in ihrer Macht ſtehen, ihrer Pflicht treu zu bleiben, und ihren Schwur zu erfüllen. Uberdieß erleidet der Mann durch die Untreue der Gattin die empfindlichſte Kränkung an dem, was ihm das Theuerſte ſeyn muß, an ſeiner Ehre. Man bedauert die Frau, welche an einen ungetreuen Gatten gefeſſelt iſt; den rechtlichen und achtungswerthen Gatten einer Elenden aber, die ſeine Ehre meuchleriſch verräth, verhöhnt man. Dieſes Vorurtheil iſt eben ſo grauſam als ungerecht. Ich werde den eiferſüchtigen Liebhaber immer etwas lächerlich finden; aber ich werde den Ehemann, der gegründete Urſache zur Eiferſucht hat, immer nur bedauern können.

Die Eiferſucht iſt, wie die Liebe, nie ohne einen Zuſatz von Selbſtſucht. Auch etwas Kleinliches hat ſie immer an ſich. Kraft iſt nämlich nur dort, wo Entſchiedenheit iſt. Die Eiferſucht ſchwankt immer zwiſchen Furcht und Hoffnung; zwiſchen Mißtrauen und Vertrauen; zwiſchen Haß und Liebe; zwiſchen dem Drange, einen beſtimmten Entſchluß zu ergreifen, und dem Widerwillen, ihn auszuführen.

Es iſt ein Ungeheu'r mit grünen Augen,
Dem vor der eignen Nahrung graut.

Überdieß — iſt die Veranlaſſung zur Eiferſucht eine ungegründete: ſo erſcheint der Eiferſüchtige als ein Ungerechter, der, ſtatt zu lieben, quält; ſtatt die tugendhafte Gattin zu ehren, ſie unwürdig mißhandelt; iſt ſie eine gegründete: ſo ſehen wir ihn darum nicht minder in einem unvortheilhaften Lichte, und befangen in einer Vorworrenheit, die er nicht zu löſen vermag. Auch darauf nun gründet ſich dasjenige, was ich oben behauptet habe, daß die Eiferſucht ein ſtrengeres Individualiſiren, als die übrigen Leidenſchaften, nicht nur vertrage, ſondern ſelbſt fordere; weil ſich das Gefühl des Zuſchauers und ſeine Theilnahme in der Würdigung des Charakters und der Leidenſchaft ſelbſt hier leichter, als irgend anders wo, vergreifen kann. Mit dem ſicherſten Erfolge einer tragiſchen Wirkung wird das Motiviren der Eiferſucht von den beyden angegebenen Punkten derſelben, von dem Rechte des Mannes auf die Liebe und Treue des Weibes, und von der Kränkung ſeiner Ehre ausgehen können. Welche Mannigfaltigkeit der Geſtaltung hierbey noch möglich bleibe, braucht nicht erſt bemerkt zu werden.

Über den Othello des Shakſpeare habe ich mich zum Theil ſchon früher geäußert. Dieſes Stück würde allein hinreichen, um alles dasjenige zu entkräften, was man ſonſt über die Rohheit und die ungezähmte Kraft von Shakſpeare's Genie gefaſelt hat*). Es gibt vielleicht ſelbſt unter Shakſpeare's Werken keines, in welchem in der Darſtellung der Leidenſchaft alles, bis auf die geringſte Kleinigkeit herab, ſo ſcharf, ſtreng und ſicher abgewogen wäre, wie in dieſem. Vorzüglich iſt dieß in den erſteren Acten der Fall, welche geſchickter als irgend ein anderes Werk ſind, den tragiſchen Dichter zu belehren, wie er das Entſtehen und Fortſchreiten einer Leidenſchaft auf's ſtrengſte zu motiviren habe.

Es iſt bereits bemerkt worden, wie bey Othello's feurigem Blute, bey der ungebändigten Rohheit ſeines Naturells, und der Raſchheit ſeiner Leidenſchaften, die Keime der Eiferſucht mit furchtbarer Schnelligkeit aus ſich ſelbſt ſich entwickeln, und zur Reife gedeihen. Auch iſt nichts in ihm vorhanden, was dieſer Entwicklung Einhalt zu thun vermöchte; am wenigſten, was allein als ein wirkſames Gegengift der Eiferſucht betrachtet werden mag, jene Liebe, die aus dem ſicher erkannten ſittlichen Werthe der Gattin hervorgegangen, ein Vertrauen erzeugt, das nicht leicht erſchüttert, leicht aber wieder hergeſtellt werden kann. Othellos Liebe iſt, wie ſeine übrigen Leidenſchaften, ſtürmiſch und heftig; aber ſie iſt weit mehr ſinnlicher als ſittlicher Natur; es iſt mehr Desdemonens Reiz und Liebenswürdigkeit, als ihre Tugend, was ſie erzeugt hat, und wodurch ſie genährt wird. Othellos ſittliches Gefühl müßte weit mehr Umfang haben, und weit feiner ausgebildet ſeyn: wenn er einer geiſtigeren Liebe empfänglich ſeyn ſollte, als es die ſeinige iſt. Die Stärke dieſer Liebe im Kampfe gegen die Eiferſucht hat Shakſpeare mit wenigen, aber deſto tieferen Zügen gezeichnet.

---

*) Malgré les bizarreries monstrueuses et les folies dégoûtantes dont il est rempli, hebt Laharpe ſein Jugement darüber an.

Wie wenig aber auch Othellos Liebe in jener höheren Region ſich halten, wie ungebändigt die Gewalt der Leidenſchaft in ſeinem reizbaren Gemüthe wirken mag: ſein Charakter wie ſeine Liebe ſind edel genug, um auf Gegenliebe gerechte Anſprüche zu haben. Er iſt ſinnlich, aber er verabſcheut die Wolluſt; er iſt ſtolz, rauh, heftig, zornmüthig: aber zugleich iſt er offen, einfach, truglos, großmüthig und tapfer. Auch iſt es zunächſt die Erbitterung, jene gerechten Anſprüche gekränkt zu ſehen, was die traurige Kataſtrophe herbeyführt. Überall ſieht er in Desdemonens vermeinter Untreue mehr das ſittliche Verbrechen, als das Verbrechen gegen ſeine Liebe; und in ihrer Beſtrafung mehr eine Handlung der Gerechtigkeit, als eine Befriedigung der Rachſucht. Wenn das Verbrechen, das er auf's höchſte verabſcheut, gewiß iſt: ſo iſt er keinen Augenblick darüber unentſchloſſen, was er thun ſoll.

Sehn will ich, eh' ich zweifle; wenn ich zweifle
Will ich Beweis; und hab' ich den — hinweg
Auf einmahl dann mit Lieb' und Eiferſucht.

Eben ſo mächtig wirkt das Motiv der beleidigten Ehre. Am ſtärkſten ſind beyde Beweggründe, verbunden, in folgender Stelle ausgedrückt:

— — — — — — — — — Hätt' es Gott gefallen
Durch Trübſal mich zu prüfen; hätt' er Schmach
Und Elend auf mein nacktes Haupt geregnet,
Bis an den Hals in Armuth mich getaucht,
Mich ſammt der letzten Hoffnung eingekerkert,
So fänd' ich noch in einem Herzenswinkel
Ein Tröpfchen von Geduld. Doch, mich zu machen
Zu einem Standbild für die Zeit des Hohns,
Mit unverrücktem Finger drauf zu deuten —
O! O!
Und dieß noch könnt' ich tragen, ſehr, ſehr wohl.
Doch dort, wo ich des Herzens Schatz verwahre,
Dort, wo ich ſeyn muß, oder gar nicht ſeyn;
Der Quell, aus dem mein Leben ſich ergießt,
Sonſt ganz vertrocknet — dort vertrieben ſeyn,
Wenn ich ihn nicht als Sumpf beſitzen will,
Für Kröten drin zu brüten — da erbleiche
Geduld, du junger roſenwangiger Cherub,
Und blicke gräßlich, wie die Hölle! —

4. Act, 2. Sc.

Merkwürdig iſt der Umſtand, daß Brabantios Erbitterung Desdemonens Flucht nur dem Einfluſſe von Bezauberung, und hinterliſtig ihr beygebrachten Liebestränken zuſchreibt. Man ſieht leicht, wie viel der Dichter dadurch gewann, daß er dieſer Vorſtellung Brabantios eine ſolche Entſchiedenheit gegeben hat. Nicht nur die Erzählung Othellos, wie ſeine Abenteuer und Unglücksfälle Desdemonens Neigung ihm zugewendet. —

Sie liebte mich, weil ich Gefahr beſtand,
Ich liebte ſie um ihres Mitleids willen —

gewinnt dadurch an Bedeutung: ſondern Shakſpeare erreicht dadurch noch einen andern, weit wichtigeren Vortheil. Wir ſehen nämlich dadurch Desdemonens Liebe in ihrem wahren Lichte. Dieſe Liebe, als die Frucht weicher

Theilnahme an dem Unglück eines tapferen und edlen Mannes, und der Anerkennung ſeines Werthes, rein von Sinnlichkeit, und entſchloſſen über Vorurtheile ſich erhebend, erſcheint uns von der einen Seite als höchſt edel, und ſelbſt heroiſch: allein andererſeits läßt ſich nicht läugnen, daß dieſe Liebe dennoch eine bizarre Verirrung der Phantaſie, und daß ſie, hinter dem Rücken des Vaters angeſponnen, und mit ſchlauer Kunſt durch lange Zeit fortgeführt, hinſichtlich der Kindespflicht ein entſchieden tadelnswerthes Vergehen war. Hätte der Dichter ſie nicht ſelbſt aus dieſem Geſichtspuncte betrachtet, und nicht gewollt, daß wir denſelben feſt ins Auge faſſen ſollten: ſo würde er dieſen Umſtand nicht ſo ſcharf herausgehoben haben. Am meiſten geſchieht dieſes durch die Art, wie Brabantio ſich benimmt, als Desdemona ihre Neigung und ihre heimliche Flucht offen vor dem Senate geſtanden hat;

> Gott ſey mit dir! — ich bin zu Ende. —
> Geliebt's, ſo ſprechen wir von Staatsgeſchäften.
> O hätt' ich nie ein eignes Kind erzogen! —
> Tritt näher, Mohr;
> Hier geb' ich dir von ganzer Seele, was
> Wenn du's nicht hätteſt, ich von ganzer Seele,
> Dir vorenthielte. — Deinetwillen, Kleinod,
> Bin ich erfreut kein andres Kind zu haben;
> Mich würde deine Flucht tyranniſch machen,
> Ihr Klötze anzubinden — Ich bin fertig.
> 4. Act. 3. Scene.

Auch ſpäterhin werden wir noch ein Mahl an Desdemonens Verirrung erinnert. Jago weiß dieſen Umſtand ſchlau zu benützen:

> Den Vater trog ſie, als ſie euch erkor,
> Und als ſie euern Blick zu fürchten ſchien,
> Da liebte ſie ihn recht.

Othello.

Das that ſie.

Jago.

Folglich:

Sie, die ſo jung ſich ſo verſtellen konnte,
Daß ſie des Vaters Augen dicht verſchloß, — —
Er hielt's für Hexerey — 3. Act. 2. Scene.

Überdieß, würde ohne dieſe Schuld Desdemonens, Othellos That allzu grauſam, und unſer Antheil an dem Looſe der Unglücklichen, die der Dichter ſonſt ſo reich mit weiblichen Tugenden ausgeſtattet hat, ein allzu ſchmerzlicher ſeyn. Auch jetzt büßt ſie nur allzuſchwer ihr Vergehen; aber wie ſchwer ſie es auch büße: ſie leidet wenigſtens nicht gänzlich ſchuldlos.

Eben ſo einzig in ſeiner Art, wie Shakſpeare's Othello iſt Calderons **Arzt ſeiner Ehre.**

Es iſt wohl ein ſeltner Fall, daß die freye Bearbeitung eines ſolchen Meiſterſtückes über das wahre Verſtändniß desſelben Licht und Klarheit verbreitet. Dennoch tritt bey der deutſchen Bearbeitung des medico de su honra dieſer Fall wirklich ein. Eine ſolche Bearbeitung iſt dafür auch ein zweytes Schaffen; und wenn ſie freyer mit dem Stoffe ſchaltet: ſo ſchaltet ſie damit mit gutem Recht als mit ihrem Eigenthume. Der geiſtreiche Bearbeiter von Calderons: **Das Leben ein Traum**, und der **Donna Diana** durfte eine ſolche Freyheit ſich um ſo unbedenklicher herausnehmen: da er bey ſeinen Bearbeitungen eben ſo viel Achtung für das Original, als ſelbſtſtändigen dichteriſchen Geiſt bewieſen, und für ähnliche Unternehmungen ſehr lehrreiche Muſter aufgeſtellt hat.

Im Original ſchließt das Stück mit einer Heirath. Gutierre reicht die Hand, die er eben erſt im Blute ſeiner

Gattin gebadet, auf den Befehl des Königs der früheren Geliebten, mit der bedeutungsvollen Warnung, daß er die Kunſt, durch welche er ſo eben ſeine Ehre geheilt, nicht vergeſſen werde *).

Es läßt ſich nicht läugnen, daß dieſer Ausgang etwas Großartiges und Erhabenes in ſich ſchließt. Er wirft, ſo zu ſagen, einen Glanz der Verklärung auf das Ganze, deſſen Seele die Ehre iſt. Don Gutierre bleibt für die blutige That, durch welche er die Kränkung ſeiner Ehre rächt, nicht nur unbeſtraft; er darf auch im Angeſichte des Königs ſie in einem ähnlichen Falle zu wiederhohlen drohen. Wie barbariſch das Geſetz der Ehre hier auch erſcheine: dieſe iſt etwas ſo Heiliges, daß die unverbrüchliche Befolgung desſelben auch dann noch etwas Hehres hat, wo wir ſie mißbilligen müſſen. Gutierre's That ſelbſt verliert von ihrem Grauſenhaften dadurch, daß er dabey nicht der Leidenſchaft, ſondern nur einem Geſetze folgt, welches ihm als das heiligſte, und unverletzlichſte gilt.

Das Hochtragiſche des Stückes, ſagt ein Kenner Calderons, beſteht darin, daß Gutierre gegen ſein wider-

---

*) *Rey.* Dádsela (*la mano*) pues a Leonor
Que yo sé, que su alabanza
La merece
Gut. Si la doy.
Mas mira, que va bañada
En sangre Leonor.
Leon. No importa;
Que no me admira, ni espanta.
Gut. Mira, que medico hé sido
De mi honra; no está olvidada
La ciencia,
Leon. Cura con ella
Mi vida, en estando mala.
Gut. Pues con esa condicion
Te la doy.

ſtrebendes Gefühl durch den unverbrüchlichen Befehl der Ehre gezwungen wird, ſeine Geliebte zu morden, und die gehaßte Leonore zu heirathen. Dieſe Anſicht iſt eben ſo tief, als treffend. Nichts kann ergreifender ſeyn, als dieſes Widerſtreben der Liebe gegen die That, zu welcher er durch das Geſetz der Ehre ſich gezwungen ſieht. Es äußert ſich nicht als ein peinlicher, grauenvoller Kampf; es äußert ſich als Mitleid mit Mencia; als ein tiefer Schmerz, deſſen Gewicht ſein Gemüth zermalmt und ewig darauf laſten wird. Die Stelle (2. Act. 16. Scene):

> Brich aus in Klagen, aufgelöſt in Thränen
> Tritt an der Seele Pforten, Herz! Ihr Augen,
> Schämt euch des Weinens nicht bey ſolchem Anlaß!
> O Mencia! Mencia, unglückſelig Weib!

iſt Ausdruck der tiefſten Rührung, und wird dieſe in jeder Bruſt hervorbringen *). Je mächtiger aber die Liebe für Mencia ſpricht: um deſto ſtärker tritt der Irrthum hervor, der dieſes Gefühl einem überſpannten Begriffe von Ehre aufopfert; und als eine ächt tragiſche muß die Löſung anerkannt werden, wenn Gutierre auf den Befehl des Königs Leonoren ſeine Hand reicht, indem eben dadurch jener überſpannte Begriff von Ehre vernichtet wird, der ihn antrieb, ſeine Gattin zu ermorden. Übrigens iſt in obiger Äußerung der Ausdruck »die gehaßte Leonore« für jeden Fall etwas zu ſtark. Gutierre hat Leonoren nicht gehaßt;

---

*) Wahrhaft erſchütternd — ſchauderhaft möchte ich ſagen — iſt Gutierre's Beſtürzung in der zweyten Gartenſcene des Originals:

> ¡Jésus! Jésus! mil veces! etc.

und dann:

> ¡Jésus, no estuve en mi, [illegible]!

er hat ſie, wie er ſagt, nur darum verlaſſen, weil der Argwohn ihrem Ruf zu nahe getreten war, —

— — — — — — — — die Braut
Gutierre's muß auch ſcheinen, was ſie iſt;
Und ſelbſt der Argwohn darf ſich ihr nicht nah'n.

Dieſe Feder wirkt jetzt, beſonders nachdem Leonore ſich gerechtfertiget, etwas ſchwächer, wenn gleich keineswegs zu ſchwach; ob ſie nun am Schluſſe durch eine, nur nicht härtnäckige Einwendung gegen die erzwungene Vermählung von Seite Gutierre's, nicht mit Vortheil etwas ſtärker hätte angezogen werden können, mag der Einſicht Anderer überlaſſen bleiben.

Wie ſehr aber auch der ſpaniſche Dichter Recht hatte, ſein Stück auf dieſe Weiſe zu ſchließen: ſo läßt ſich doch kaum zweifeln, daß das deutſche Publicum, das größere zum mindeſten, einen ſolchen Ausgang nicht wohl vertragen haben würde. Mögen daher diejenigen, welche jede Hinweglaſſung oder Veränderung eines Verſes bey einem Werke Calderons oder Shakſpeare's als ein Majeſtätsverbrechen betrachten, mit dem Verfahren des deutſchen Bearbeiters auch noch ſo unzufrieden ſeyn: jeder unbefangene Beurtheiler wird es ſchon aus dieſer Rückſicht billigen müſſen. Wenn eine ſolche Bearbeitung für das deutſche Publicum unternommen wird; ſo wird ſie dasjenige mit Recht ausſchließen dürfen, was demſelben durchaus nicht zuſagt. Genug wenn die Bearbeitung die Eigenthümlichkeit des Originals treu wider gibt, und wenn der Bearbeiter, weil er den dichteriſchen Geiſt desſelben ganz in ſich aufgenommen hat, dieſen auch ſeiner Nachbildung einzuhauchen weiß.

Die ſchon öfters angeführte Überſicht der Schauſpiele Calderons macht bey deſſen: A secreto agravio secreta venganza die Bemerkung, dieſes erſcheine milder, indem die Schuld bey den Beſtraften größer ſey, und nicht blos ein innerlich unbewußt wirkendes Gefühl bleibe: ſondern im Begriffe ſey, ſich auch äußerlich als Ehebruch zu geſtalten. Wahr! nur iſt in dem beſagten Stücke weder das Princip der Ehre ſo herrlich verklärt, wie im medico de su honra; noch iſt die Beſtrafung der Schuldigen ſo rein von aller tückiſchen Rachſucht, wie ſie es dort iſt; noch iſt der Gegenſatz zwiſchen Liebe und überſpanntem Ehrgefühl zu einer ſo ergreifenden Wirkung benützt, wie dort; noch ſcheint mir über den Charakter des Don Lope eine ſolche Fülle vor Klarheit ausgegoſſen zu ſeyn, wie über jenen des Don Gutierre. Dafür iſt nun freylich das Gefühl des Unrechts, welches der beleidigte Gatte erfährt, mit den ſtärkſten Zügen gezeichnet; vorzüglich in dem herrlichen Monologe:

Válgame el cielo! qué es esto?
¿Por qué pasan mis sentidos? etc.

Das Trauerſpiel: El Pintor de su deshonra ſoll an Kraft und Tiefe beyden vorhergehenden Stücken den Vorzug abgewinnen; aber leider habe ich es nie zu Geſichte bekommen.

Wenn man die Schilderung der Eiferſucht im Shakſpeare und im Calderon geleſen hat: ſo wird jede andere, die wir in einem franzöſiſchen Trauerſpiele antreffen, dagegen kalt und matt erſcheinen. Über die Zayre des Voltaire hat Leſſing ein ſtrenges, aber gewiß kein ungerechtes Urtheil gefällt. — Dürfte ich mein individuelles Gefühl ausſprechen, ſo würde ich ſagen, daß mich der im franzöſiſchen Trauerſpiel heimiſche conventionelle Froſt in der Zayre — mit Ausnahme des zweyten Actes — faſt noch mehr, als in anderen Stücken Voltaire's und Corneille's beleidige: weil er in dieſer mit einem Anſchein von Wärme und Kraft des Gefühls gepaart iſt, die dennoch nicht vorhanden ſind. Überdieß — Liebesſchmerz und Rachſucht; tiefer wußte der franzöſiſche Dichter die Darſtellung von Orosmans Leidenſchaft nicht zu begründen.

Wenn Leſſing behauptete: Voltaire habe ſich eines Brandes von Shakſpeares flammendem Scheiterhaufen bemächtiget, und noch dazu eines, der mehr dampfe als leuchte und wärme: ſo darf man wohl ſagen, daß Voltaire's *Mariamne* wenig mehr als ein gemahltes Feuer ſey. Hier iſt die Eiferſucht rein auf die Selbſtſucht gegründet; das am wenigſten anſprechende Princip, auf welches der Dichter ſie gründen kann. Mariamnens Hinopferung erbittert mich gegen Herodes; aber ſie rührt mich nicht. Der intriguirenden Salome und des unausſtehlichen Soheme's ſoll gar nicht gedacht werden.

Auch in Calderons: *Eiferſucht das größte Scheuſal* iſt dieſe Leidenſchaft auf Selbſtſucht gegründet. Aber von dem wunderbaren regen Leben dieſes Stückes iſt in dem franzöſiſchen Trauerſpiel keine Spur anzutreffen. Überdieß hat in Calderons Werk die Selbſtſucht ſogar einen großartigen Charakter: während ich in dem Herodes des Voltaire nur einen kleinlichen Wütherich erblicke.

Von der Darſtellung der Eiferſucht im *Rhadamiſt* des Crebillon darf hier kaum die Rede ſeyn. Dem Dichter begegnete dabey, was ihm faſt immer begegnete: er verwechſelte das Tragiſche mit dem Gräßlichen. Welche Maſſe von Freveln hat er nicht nur gleich in den erſten paar hundert Verſen zuſammengehäuft!

Die Darſtellung der weiblichen Eiferſucht fordert eine nicht minder ſorgfältige Behandlung der Motive, als jene der männlichen.

Wenn der tragiſche Dichter vielleicht der Meinung ſeyn ſollte, daß er durch die Darſtellung dieſer Leidenſchaft an Frauen die größte Wirkung dann hervorbringen werde, wenn er ſie als eine, an Wahnſinn gränzende Wuth ſchildere: ſo braucht er in der That nichts zu thun, als die Dejanira im Herkules auf Öta des Seneka zu copiren. Und dennoch iſt dieſe Wuth der Eiferſucht weit weniger zurückſtoßend, als die kalte, raffinirende Grauſamkeit und die Intriguenſucht einiger Heldinnen der franzöſiſchen Bühne, die durchaus nichts anderes als Ekel und Abſcheu zu erregen vermögen.

Aber auch bey der Darſtellung der weiblichen Eiferſucht wird der tragiſche Dichter uns am ſicherſten zur Theilnahme bewegen, wenn er ſeiner Darſtellung ein anderes Princip, als bloße leidenſchaftliche Heftigkeit der Liebe oder der Rachſucht unterzulegen weiß. Nur zwey der wirkſamſten ſollen hier erwähnt werden.

Wie der Mann geheiligte Rechte auf die Liebe und Treue des Weibes hat: ſo hat ſie auch das Weib auf die Liebe des Mannes. Die Verletzung dieſer Rechte iſt überall geſchickt, unſre Theilnahme zu erregen. Dabey aber kann nun ein zweyfacher Unterſchied Statt finden. Das Weib kann die ihr widerfahrende Kränkung zunächſt als eine Kränkung ihrer Rechte als Gattin empfinden; und die mit lebendiger Klarheit ergriffene Vorſtellung des erlittenen Unrechts kann ſie, bey einer höheren Energie des Charakters, und bey entſchloſſenerem Muthe beſtimmen, dieſes, auf welche Weiſe immer, zu rächen; oder ſie kann ſie als eine Kränkung der Rechte ihrer Liebe empfinden. Wenn beyde Empfindungen zuſammentreffen, ſo wird es vor allem darauf ankommen, daß ihre Unterordnung und ihr wechſelſeitiges Verhältniß als ein beſtimmtes ſich ausſpreche.

Der erſtere Fall findet ſich in dem Agamemnon des Äſchylus; der zweyte, wenn gleich minder rein ſich darſtellend, in den Trachinierinnen des Sophokles.

Wenn es wahr wäre, daß die kräftige Darſtellung der Leidenſchaften und Affecte von dem Grade der Heftigkeit derſelben abhänge — eine Meinung, der nur zu viele tragiſche Dichter zugethan zu ſeyn ſcheinen — ſo würde die Darſtellung der Eiferſucht Dejanirens ſchwach genannt werden müſſen. Das kann aber doch wohl nicht ſo ſeyn; denn wie könnte das Gefühl ſich folgenden Verſen verſagen, in welchen man leichter alles, als eine Spur leidenſchaftlicher Heftigkeit entdecken wird.

Indeß, o Liebe, jener dort im Hauſe ruſt
Den ſpeergefangnen Weibern, um davonzugehn,
Trat ich verborgen vor das Thor des Hofes zu euch;
Theils euch zu ſagen meine Zubereitungen,
Theils mitzutheilen meiner Noth Betrauerung.
Denn keine Jungfrau, glaub' ich, nahm ich eben auf,
Vielmehr die ſchon Verbund'ne, wie der Schiffer Fracht,
Schmachvoll' und bittre Waare meinem Innerſten.
So harren künftig unter Einer Decke denn
Wir zwey auf ſein Umarmen. So will Herakles,
Der treu und edel immer ausgeprieſene,
Des Hauſes Huth mir lohnen für ſo lange Zeit.
Zwar Groll zu nähren weiß ich auch hinwiederum
Drob nicht, daß ſolches Übel ihn ſo krank gemacht.
Jedoch mit dieſer mitzuwohnen, welche Frau
Kann dieß, desſelben Ehebunds Theilnehmerin?
Ich ſeh die Jugend jener ſtets vorſchreiten noch,
Und dieſe welken, und das Auge pflückt erhitzt
Gern jene Blume, doch von dieſer flieht der Fuß.
Dieß alſo fürcht' ich, mein Gemahl wird Herakles
Zwar ſtets genannt ſeyn, doch der Mann der Jüngern.
Doch wäre Jähzorn, wie geſagt, auch nie erlaubt
Dem ſinnbegabten Weibe. V. 540 — 62.

Hier erblicken wir die weibliche Eiferſucht unter dem Schleyer duldender Sanftmuth. Aber vermag uns dieſer Schleyer das in ſeinen Anſprüchen auf Treue, und in gleichem Maße erwiederte Liebe, tief gekränkte Gemüth der zärtlichen Gattin ſo zu verbergen, daß wir es nicht deutlich durchſcheinen ſähen? Ein ſolcher Schleyer, von der Hand der Grazien gewebt, überhüllt die Darſtellung der Leidenſchaften bey den Alten faſt immer; und wer ihrer Darſtellungsweiſe darum Tiefe abſprechen will, der — muß ſie ganz ungeleſen laſſen.

A. W. Schlegel glaubt in dem Baue, wie in der Anlage und Schreibart der Trachinierinnen Grund zu der Vermuthung zu entdecken, daß dieſes Stück nur durch Irrthum auf den Nahmen des Sophokles geſchoben worden. Nur ein größerer Kenner des Alterthums, als er ſelbſt, würde ihm hier widerſprechen dürfen. Das aber läßt ſich bey einer unbefangenen Anſicht dieſer Tragödie wohl ſagen, daß ſie, wenn auch an jener Fülle von Klarheit, welche über den zweyten Ödipous, über die Electra, die Antigone, und den Ajax ausgegoſſen iſt, dennoch an tragiſcher Kraft dieſen wenig nachſtehe. Die zärtlichſte Gattin wird unwiſſend die Veranlaſſung des qualenvollen Verderbens ihres Gatten; und dieſer nach Beſtehung der gefahrvollſten Unternehmungen, nach Vollbringung der ruhmvollſten Thaten, das Opfer der tückiſchen Argliſt eines unwürdigen Gegners. Das trübe Licht, welches ſich vorzüglich über die zweyte Hälfte des Ganzen verbreitet, wird eben nur aufgehellt durch Dejanirens ſanften Schmerz in der erſteren, und die Ruhe, mit welcher Herkules bey dem Stillſtande ſeiner Qualen ſeine Todesfeyer anordnet. Von tiefer Bedeutung iſt dabey der Umſtand, daß er keine Ahnung von dem ihm beſchiednen Looſe der Unſterblichkeit äußert;

ſondern die früher ihm gewordenen Götterſprüche nur auf die Befreyung von ſeinen Leiden durch den Tod deuten zu dürfen glaubt.

> Auch offenbar' ich neue, ganz beylautende,
> Den alten gleichgeſtimmte Vorherkündigung,
> Die nach der Seller erdvergrabnem Berggeſchlecht,
> Ich kommend, dort im alten Hain aufzeichnete,
> Und meines Vaters tauſendzüngiger Baum geſagt.
> Der ſolches ausſprach, zu der nun lebendigen
> Und heut'gen Zeit werd' alle Müh' auf immer ganz
> Mir abgenommen. Deſſen war ich hoch erfreut;
> Doch war es nun nichts anders denn mein Todesloos.
> Denn freylich, Mühſal nahet nicht Verſtorbenen.
> V. 1180 — 90.

Auch bey der weiblichen Eiferſucht vermindert ſich unſre Theilnahme um ſo mehr, je mehr wir ſie der ihr zum Grunde liegenden Liebe ſelbſt verweigern müſſen. Dieß iſt nun allerdings auch bey Grillparzers Sappho der Fall; allein die Würde, womit der Dichter dieſen Charakter ſonſt bekleidet, und das richtige Maß, welches er in der Darſtellung der Leidenſchaft ſelbſt beobachtet hat, läßt uns den unedlen Zuſatz, der Sappho's Liebe ſich beymiſcht, leicht vergeſſen. Unvermeidlich war dieſer Nachtheil, wenn Sappho nicht überhaupt jünger dargeſtellt werden ſollte; was den Dichter nur in weit größere Inconvenienzen verwickelt haben würde. Erſcheint die Leidenſchaft einer Frau, die bereits über die Zeit der Jugendblüthe hinaus, und mit den Genüſſen, wie mit den Täuſchungen der Liebe hinreichend bekannt iſt, für einen jungen Mann wie Phaon gleich immer in einem etwas zweydeutigen Lichte: ſo hat der Dichter dennoch dieſe Schwäche auf das glücklichſte zu veredeln gewußt. Sie wird im wahren Sinne des Wortes tragiſch durch die geiſtige und ſonſtige ſittliche Würde Sappho's; und gerne mag ſich unſere Theilnahme damit verſöhnen, da das Selbſtgefühl der Heldin zuletzt ſo groß und würdig ſich darüber zu erheben vermag. Die tragiſche Wirkung jener Schwäche gewinnt unſtreitig durch die Art, wie Phaons Charakter gehalten iſt. Am wenigſten vortheilhaft ſcheint er ſich mir im fünften Acte mit ſeinem Trotzen und Pochen, und als Rhamnes ihm das Gewiſſen ſchärft, mit ſeiner darauffolgenden Zahmheit zu zeigen. Melittens Lieblichkeit werden — gern oder ungerne — auch diejenigen zugeben müſſen, welche für ſolche Weſen, die ſo ganz allein aus Unſchuld und Liebe, und weiter aus ſonſt nichts, zuſammengeſetzt ſind, gerade keine ſehr ſtarke Vorliebe haben. Das Gepräge kindlicher Unſchuld und Naivetät iſt hier ein ächtes und reines. Der gelungenſte Zug dieſer Art iſt vielleicht Melittens:

Ich war ein Kind —

im zweyten Acte. Der reinſte Hauch kindlicher, ſich ihrer ſelbſt unbewußter Unſchuld!

Die Seele der weiblichen Liebe iſt hingebendes Vertrauen; der Schmerz, dieſes getäuſcht zu ſehen, ein gerechter, und in jedem kräftigen Gemüthe ein heftig leidenſchaftlicher. Von dieſer Art iſt die Eiferſucht der Zaarewna Sophia in den Fürſten Chawanſky von Raupach. Niemand wird dieſer Zeichnung der Leidenſchaft Großartigkeit und eine ergreifende Wirkung abſprechen dürfen. Stolz, ehrgeitzig, herrſchſüchtig, grauſam und argwöhniſch, ſucht die Zaarewna die Erinnerung an ein Leben voll blutiger Verbrechen durch die Liebe zu verſöhnen. Nicht mit Unrecht warnt Chawanſky, der Vater, auf Jury's Verſicherung, daß

Der lange Gram, das Beſſ're ſtets zu wollen,
Das Schlechtere zu thun.

ſie verwandelt habe:

Die Liebe hat es: gegen eine neue
Hat ſie die alte Leidenſchaft vertauſcht:
Ihr ganzes Weſen iſt ja Leidenſchaft.
So lange dies Gefühl, das um ſo ſtärker,
Weil es ihr fremd iſt, ſie berauſcht, noch dauert,
Wirſt du ſie ſtill und unterwürfig finden,
Nicht weil es gut iſt, ſondern weil ſie liebt.

Dennoch konnte die Zeit und die Verbindung mit einem Manne, wie Jury Chawanſky, bey Sophiens Charakterſtärke, bey der tiefen Erſchütterung des Abſcheus gegen ihre vorige Grauſamkeit, und bey der Empfänglichkeit, welche ihr für die milderen Regungen der Liebe und Freundſchaft übrig geblieben iſt, jener Verwandlung, welche die Liebe bewirkt hatte, Dauer geben; und von dieſem Punkte geht vorzüglich die Theilnahme aus, welche Sophiens Eiferſucht uns abgewinnt. Der Schmerz, von dem Manne, dem ſie vertrauend ſich hingab, und an deſſen Liebe ſie ſich zum Beſſeren emporringen wollte, wie ſie wähnt, ſich getäuſcht zu ſehen, öffnet ihre Bruſt aufs neue allen Furien, welche daraus weggezogen waren. Der Dichter hat die tobende Wuth der Eiferſucht, wie ſie in einer ſolchen Bruſt aufgähren mußte, mit aller Kraft ſeines Pinſels geſchildert; aber demungeachtet würde ſein Gemählde nur Widerwillen und Grauſen erregen: wenn er nicht mit großer Kunſt ſo viele glückliche Züge von Sophiens bitter gekränkten beſſeren Empfindungen damit zu verbinden gewußt hätte.

Ich will es keinen Hehl haben, daß mir die Freundſchaft über der Liebe zu ſtehen ſcheint. Wenn diejenige Ausbildung als die vollkommenſte gelten kann, welche das klarſte ſittliche Erkennen mit der feſteſten Kraft des ſittlichen Wollens vereinigt: ſo kann, bey übrigens gleichen Umſtänden, der Vorzug der männlichen Natur vor der weiblichen nicht zweifelhaft ſeyn. Wie vielfach auch die Frauen auf die Bildung des Einzelnen, wie ihrer ganzen Zeit einzuwirken vermögen; wie hoch man auch die edlere Weiblichkeit mit vollem Rechte ſtellen mag: dennoch, glaube ich, gibt es nichts Höheres als das feſte beſonnene Wirken gediegener männlicher Kraft, und das klar ſich bewußte Streben derſelben nach dem Guten und Schönen. So dachte auch der Grieche und Römer. Auch ihm galt der Mann mehr als das Weib; die Klarheit mehr, als das Gefühl; die Kraft mehr, als die Milde; die ruhmwürdige Thätigkeit für das Ganze und Allgemeine mehr, als das weichliche Gefühlsleben für Wenige in beſchränkterem Kreiſe. Darum galt ihnen auch die Freundſchaft ſo viel. Denn wer für Viele wirken will, wird mit Vielen, und unter dieſen mit den Edelſten durch die feſteſten Bande ſich verbinden müſſen. Die Freundſchaft wurde in der alten Welt durch das Bedürfniß ſelbſt großgeſäugt; ſie erſtarkte im thätigen Leben; und wurde durch das ſtärkſte aller Bande, durch das Streben nach großen und gemeinnützigen Zwecken unauflöslich zuſammengehalten. Auch dieſer Theil der griechiſchen Bildung wird vieles Licht erhalten, wenn wir auf die localen Verhältniſſe bey ihrem erſten Emporſtreben aus dem Zuſtande der Rohheit; auf die Zerſtückelung in mehrere Stämme, und zahlloſe kleine, von einander unabhängige Staaten; und auf das aus ihren unaufhörlichen Feindſeligkeiten entſpringende Bedürfniß einer engeren und feſteren Verbindung der einzelnen Kräfte die erforderliche Rückſicht nehmen wollen. —

Wenn uns von den tragiſchen Dichtungen der Griechen auch keine einzige übrig geblieben iſt, in welcher das

Intereſſe vorherrſchend von der Freundſchaft ausginge, — denn die Iphigenia in Tauris des Euripides glaube ich eben ſo wenig hierherziehen zu dürfen, als jene von Göthe — ſo ſind doch alle jene Dichtungen ein treuer Abdruck der geſchilderten Geſinnung; und die treue Anhänglichkeit der Freundſchaft iſt in vielen Scenen mit eben ſo viel Kraft und Nachdruck als Wahrheit dargeſtellt. Neuere Dichter haben es nur ſelten gewagt, wie Uhland in ſeinem Ernſt von Schwaben, das Intereſſe eines ganzen Stückes von der Freundſchaft abhängig zu machen. Dennoch würde nicht die aufopfernde Großmuth des Freundes allein — ein Vorwurf, welchem, wenn er ſchon öfters gebraucht iſt, der Genius eines großen Dichters immer wieder den Reitz der Neuheit geben könnte, — ſondern die Freundſchaft würde in hundert andern Beziehungen den Stoff zur ſtärkſten tragiſchen Wirkung darbiethen. Welcher Stoff konnte zum Beyſpiel wirkſamer ſeyn, als wenn der Freund mit der Abſicht, das Mittel zur Rettung oder zum Glück des Freundes zu ſeyn, unbewußt das Werkzeug ſeines Verderbens würde; oder wenn er durch irgend eine Täuſchung mißleitet und wankend gemacht, an der Treue der Freundſchaft abtrünnig, und ſeines Irrthums zu ſpät dann gewahr würde; oder wenn er im nämlichen Fall dieſen Irrthum durch die Aufopferung ſeines eignen Glückes oder ſeines Lebens gut zu machen ſuchte. Dürfte der Dichter, der das tragiſche Intereſſe auf dieſe oder ähnliche Weiſe von der Freundſchaft abhängig zu machen wagte, wenn er ſonſt ſeine Aufgabe mit poetiſcher Kraft zu löſen wüßte, nicht darauf rechnen, eine große tragiſche Wirkung hervorzubringen, ohne dazu ausſchließend die Allmacht der Liebe in Anſpruch nehmen zu müſſen? Wenn der Dichter einen Stoff dieſer Art nicht wirkſam zu machen vermöchte:

ſo würde die Schuld in dieſem Falle wenigſtens nicht am Stoffe liegen. Wie wenig Menſchen auch der Freundſchaft im edleren Sinne des Wortes empfänglich ſeyn mögen; wenige ſind ſo ſtumpf und fühllos, daß ſie der Theilnahme an ihr ſich verſagen konnten, wo ſie in der Verklärung ihrer höheren Abkunft ſich ihnen offenbart.)

Die feſteſte Grundlage der Freundſchaft iſt das klarſte Erkennen ihres Werthes, wie des Werthes des Freundes, und das beſonnene, ſelbſtbewußte Streben nach großen, ſittlichen Zwecken. In dieſer Hinſicht darf man mit Recht ſagen, die Freundſchaft gehöre mehr dem ſittlichen Erkennen, als dem Gefühle an. Wie mächtig auch hier der Antheil des Gefühles ſey: jenes wird auch hier die Grundlage für dieſes hergeben müſſen, und ohne dieſe Grundlage, wie überall, nur von zweydeutigem unſicherem Werthe ſeyn. Ich will lieber einen Freund von klarem Kopfe, als zehn von warmen Herzen haben. Jener wird noch feſt bey mir aushalten, wenn ich dieſe längſt werde haben aufgeben müſſen. Auch wird die Freundſchaft, weil ſie zunächſt auf jenem Erkennen ruht, darum nicht kalt ſeyn dürfen; nie wird ihr jener Grad von Wärme und Begeiſterung fehlen, der mit einer klar erkannten ſittlichen Idee überall verbunden iſt. Aus dieſem Erkennen quillt zunächſt das feſte unbedingte Vertrauen der Freundſchaft, die ſchönſte und reinſte ihrer Blüthen; welches in dem bloßen Gefühle zwar einen gedeihlichen, aber eben wieder nur einen ſehr unzuverläßigen Boden findet.

In dieſem Sinne finde ich die Freundſchaft und die Anhänglichkeit des Mannes an den Mann beym Shakſpeare behandelt. Klarheit, Thatkraft, beſtimmtes, ſelbſtbewußtes Streben bey gleichen, feſtgeſtellten Zwecken, ohne Prunk oder läppiſche Überweichheit des Gefühles!

Nicht übergehen darf ich die Freundſchaft des Oreſt und Pylades in Göthe's Iphigenia in Tauris. Was dieſes ganze Meiſterwerk auszeichnet, das zeichnet auch dieſen einzelnen Theil desſelben aus — eine himmliſche Heiterkeit, die über das Verhältniß beyder Freunde verbreitet iſt. Vor ihr weichen ſelbſt die Furien aus der Bruſt des Oreſt zurück — und keinem andern Zauberſpruche werden ſie weichen, wenn die ſanft überredende Lippe des Freundes ſie nicht zu verſcheuchen vermag.

Die Kritik begeht immer ein gefährliches Wagſtück, wenn ſie, was nicht wirklich geleiſtet worden, als etwas nicht wohl Leiſtbares in Anſpruch nimmt. Der weiblichen Freundſchaft dürfte man inzwiſchen dennoch ziemlich gefahrlos die Nativität ſtellen, daß ſie ſich immer unbrauchbar erweiſen werde, um auf ſie allein ein großes tragiſches Intereſſe zu gründen. Der weiblichen Freundſchaft fehlt der wahre Fermentationsſtoff derſelben, das feſte, ſichere Erkennen, das Streben nach großen Zwecken, oder wenigſtens die gemeinſchaftliche Theilnahme an großen Ideen. Daß die Sache im Romane leichter angehe, hat J. J. Rouſſeau bewieſen Aber das Verhältniß, wie die Charaktere beyder Freundinnen, ſind dort auch höchſt behutſam abgezirkelt. Überdieß, welcher Blick ſollte nicht mit größerer Zuverſicht bey der Freundſchaft des St. Preux und Bomſtons, als Clarens und Juliens verweilen!

Der ſympathetiſchen Empfindung der Liebe und Freundſchaft iſt zunächſt der Haß entgegengeſetzt.

Von der tragiſchen Nichtigkeit des Haſſes iſt ſchon im dritten Abſchnitt die Rede geweſen. Den dort angegebenen Geſichtspunkt wird der dramatiſche Dichter überall feſt im Auge behalten müſſen, wo er durch die Darſtellung dieſer Leidenſchaft eine tragiſche Wirkung erzielen will.

Dreyerley kömmt bey der dramatiſchen Behandlung des Haſſes in Betrachtung: die Perſon, die Veranlaſſung des Haſſes, und die Art, wie dieſer ſich äußert.

Was die Perſon des Haſſenden betrifft, ſo finden wir im Leben Beyſpiele von den ſonderbarſten Verirrungen der Natur. Der reinſte und heiligſte aller Triebe, die Liebe der Ältern zu den Kindern, verirrt ſich am ſeltenſten, obgleich es auch davon nicht an Beyſpielen fehlt *); ſchon weit öfter die Liebe der Kinder zu den Ältern; noch öfter die Geſchwiſter- und am öfteſten die Verwandtenliebe. Ja der Haß ſcheint bey ſolchen Unglücklichen um ſo giftiger zu wirken, je mehr die Natur ſelbſt ſie zur Liebe verpflichtet hat. Dieſe Erſcheinung erklärt ſich leicht daraus, daß der Haß durchaus einen entſchiedneren und entſchloſſneren Charakter annehmen muß, wenn er die Regungen des natürlichen Gefühls beſiegen will. Je unnatürlicher aber in den berührten Fällen der Haß iſt: um deſto ſtrenger wird der dramatiſche Dichter ihn, auf welche Weiſe immer, motiviren müſſen.

Bey jeder Veranlaſſung des Haſſes kommen vorzüglich drey Stücke in Betrachtung: die Beleidigung, der Charakter des Beleidigten, und der Charakter des Beleidigers.

Es gibt ſchwere Beleidigungen, die ſich leicht, es gibt leichte, die ſich ſchwer verzeihen. Die empfindliche Fiber, welche verletzt wird, hängt oft mit ſo vielen andern Fi-

---

*) Ein höchſt merkwürdiges Beyſpiel liefert die berühmte Biographie des Richard Sermage von Johnſon, wovon ſich im Biographen eine Überſetzung befindet.

dern unſerer Seele zuſammen, daß auch durch eine leichtere Beleidigung unſer ganzes Weſen in ſeinen Tiefen erſchüttert werden kann; ja man darf annehmen, daß in hundert Fällen, wo eine Beleidigung tief empfunden wird, der Beleidiger kaum in einem den Schmerz, welchen er erregt, richtig zu ſchätzen wiſſe. Nur zu oft tritt dann dabey der Fall ein, daß wir, weil wir den Schmerz der empfangenen Beleidigung, ſeinem Maße nach, nicht als einen nur aus unſerer individuellen Empfindlichkeit entſpringenden betrachten, wenn wir die Beleidigung zurückgeben, nur ſchwach vergolten zu haben glauben: während wir doch den Beleidiger eben ſo empfindlich getroffen haben, als er uns.

Noch zwey andere Stücke ſind es, welche den Schmerz einer Kränkung ſchärfen, wie gering eine Beleidigung an ſich ſelbſt auch ſeyn möge: wenn die letztere entweder ganz ungerecht, oder wenn ſie — gerecht war. Im erſteren Falle fällt ſie uns immer deſto ſchmerzlicher, je ungerechter ſie iſt; und nur die ſtumpfeſten oder die edelſten Menſchen vermögen ſich über ein entſchiedenes Unrecht hinauszuſetzen; im letzteren Falle empfinden wir ſehr oft die Kränkung um deſto ſchmerzlicher, je gerechter ſie war. Wir empfinden es ſehr bitter, daß der Feind eine Schwäche an uns ausgefunden, die er uns, weil ſie wirklich vorhanden iſt, ſtrenge in Rechnung bringen wird. Sie iſt vielleicht eine verzeihliche, die wir uns dennoch ſelbſt nicht verzeihen. Wird der Feind ſie uns verzeihen, wenn wir es ſelbſt nicht thun; und wird in ihr nicht ein ewiger Zunder des Haſſes vorhanden ſeyn?

Noch wichtiger wirkt bey Feindſchaften der Charakter des Beleidigten und des Beleidigers ein.

Es gibt Menſchen, die zum Haß, wie ſolche, die zur

Liebe geboren zu ſeyn ſcheinen; und andere, die zum Lieben geboren ſind, und dennoch ſich ihr ganzes Leben durch in Haß und Groll befangen ſehen. Meiſtens ſind es ſolche Menſchen, die mit Tiefe und Reitzbarkeit ſtreng abgegränzte Begriffe von Haß und Wohlwollen, von Recht und Unrecht verbinden. Wie richtig auch das Unterſcheiden an ſich ſelbſt ſeyn mag, es artet in Pedanterie; ihre Empfindlichkeit artet in eine kränkliche Reitzbarkeit aus: wenn dieſe Fehler nicht im thätigen Verkehr mit vielen Menſchen ſich abſchleifen, und ihre Lage ihnen ein ewiges Brüten über ihre Empfindungen geſtattet. Das Übel wird um ſo ſchlimmer, wenn ſie vielleicht ohne ihr Verſchulden früh Neckereyen ausgeſetzt waren. Erfahren Menſchen dieſer Art in ſpäteren Jahren von Bosheit oder Rohheit ernſtliche und anhaltende Kränkungen: ſo halten ſie denn eigenſinnig an ihrem Haſſe feſt; nur um ſo feſter, je unläugbarer ſie ſich bewußt ſind, für den Wohlwollenden eines aufrichtigen Wohlwollens empfänglich zu ſeyn, oder geweſen zu ſeyn. Mehr! Je größer der Fond eines natürlichen Wohlwollens in ihnen geweſen; je lebhafter ihre eigenthümliche Natur ſie zu dieſem und zur Heiterkeit drängt: in deſto peinlichere und immer aufs neue wiederkehrende Kämpfe mit derſelben ſehen ſie ſich verwickelt. Sie finden zuletzt keine andere Auskunft, als ihren Groll dauernd feſtzuhalten: wobey ſich dieſer dann, wenn ſie zum Menſchenhaß zu gut, oder nicht albern genug ſind, als ein allgemeineres Mißtrauen gegen wohlwollende Empfindungen, und als eine traurige Theilnahmsloſigkeit zu geſtalten pflegt.

Es trifft ſich wohl auch, daß das Leben Menſchen zuſammenwürfelt, bey welchen ein entſchiedener Gegenſatz in ihrer Denk- und Empfindungsweiſe, in ihren Neigungen und Beſtrebungen, eine beſtimmte Abneigung, wenn gleich nicht Haß und Feindſeligkeit zu bedingen ſcheint. Den letzteren wird ein kräftiger Wille, geläuterte Humanität, und ſelbſt die bloße Achtung für die Bedingungen und Geſetze des geſellſchaftlichen Verkehrs leicht abwehren können; darf man gleich von ſolchen Menſchen immer ſagen:

Sie können ewig keine Liebe wechſeln.

Ein Riß wird unter Menſchen dieſer Art leicht unheilbar; wirkliche Beleidigungen ſteigern die verſteckte Abneigung leicht zum offenbaren Haſſe. Ohnedieß ſind ſie, ſo zu ſagen, ſich ein ewiger, ſtillſchweigender Vorwurf. Frägt man, von was für Menſchen das Geſagte vorzüglich gelte: ſo ſind es eben wieder die reitzbareren Naturen, die eine ſchärfer ſich ausſprechende Individualität eigenſinnig geltend machen wollen. Flachheit oder die reinſte Humanität ſind die beſten Vermittlerinnen; Reitzbarkeit und eine eigenſinniger auf ſich ſelbſt beſtehende Eigenthümlichkeit des Charakters und Strebens der brennbarſte Zunder des Haſſes.

Auch der Charakter des Beleidigers kommt bey den Veranlaſſungen des Haſſes in Betrachtung. Außer jenem in dem eben angeführten Gegenſatz liegenden allgemeinen Zunder desſelben, kann ein ſolcher partieller Gegenſatz in der Denk- und Empfindungsweiſe, in einzelnen Neigungen und Beſtrebungen vorhanden ſeyn, der bey einer geringen Veranlaſſung bald in helle Flammen aufſchlägt. Außerdem wird in der Regel jede Kränkung von dem Beleidigten um deſto tiefer empfunden werden: je weniger er den Beleidiger achtet. Hier nun ſcheinen ein enger, beſchränkter Sinn bey überſchwenglicher Selbſtgenügſamkeit, dumpfer Hochmuth, lauerſame Tücke, und jede Art von Flachheit oder kleinlicher Bosheit am leichteſten und billigſten Widerwillen gegen ſich zu erregen, und dem Haß die meiſte Nahrung zu biethen, indem ſie ihn rechtfertigen.

Aus dem Wenigen, was hier über den Haß geſagt wird, iſt klar, daß dieſer mehr als jede andere Leidenſchaft durch die Eigenthümlichkeit des Charakters beſtimmt wird, was denn auch auf die Art angewendet werden darf, wie er ſich äußert. Mit dieſer wird ihn daher der Dichter überall in die ſtrengſte Übereinſtimmung bringen müſſen. Überdieß erſpare er uns, wie es immer möglich, den Anblick der Kleinlichkeit des Haſſes. Der leidenſchaftliche Haß beleidigt unſer Gefühl; der kleinliche iſt ekelhaft.

Die tragiſche Seite des Haſſes iſt, wie bereits bemerkt wurde, bey dieſem, wie bey jeder andern Leidenſchaft, ſeine Befangenheit. Immer glaubt der Haß volles Recht, und allein Recht zu haben, von welcher Art und von welchem Zuſchnitte er immer ſeyn möge. Die Befangenheit anderer Leidenſchaften geht mehr vom Gefühle aus, wenn auch nicht ausſchließend von dieſem; die Befangenheit deß Haſſes iſt eben ſo ſehr Befangenheit des Verſtandes, als des Gefühles. Daher kann der tragiſche Dichter die eigentliche Ironie, die überall das wirkſamſte Mittel iſt, die Befangenheit der Leidenſchaft ins Licht zu ſetzen — wie zum Beyſpiel Shakſpeare in Antonius und Kleopatra, hinſichtlich der Liebe des Antonius, den Domitius Änobarbus gebraucht hat — nirgends mit ſo großem Erfolge anwenden, als hier. Am glücklichſten iſt dieſes von Shakſpeare in den drey Theilen Heinrich des Sechſten geſchehen. Wie ungerecht auch der Haß und die Anſprüche der Parteyführer ſeyn mögen; wie ſehr ſie auch durch die empörendſten Grauſamkeiten wechſelſeitig Haß und Erbitterung verdient haben — immer glauben ſie nur ihr gutes Recht zu vertheidigen, und bey Vertheidigung desſelben keine billige Gränze überſchritten zu haben. Ein wohlberechneter Zug des Dichters iſt es dabey, daß bey dem Pochen auf die Rechtlichkeit ihrer Anſprüche, Alle ſich beynahe der nämlichen Formeln und Floskeln bedienen, und alle Stellen dieſer Art faſt gleichlautende Variationen des nämlichen Thema's ſind.

Die Rachſucht iſt ein thätiges, leidenſchaftliches Beſtreben, eine erlittene Kränkung durch eine andere Kränkung zu vergelten.

Wenn die Regungen des Haſſes, obgleich dem Geſetze der höheren Sittlichkeit, wie jenem der Religion zuwider, wenigſtens ſcheinbar für unwillkürlich gelten können: ſo ſetzt die Rachſucht immer Abſicht, und dem zufolge einen größern oder geringern Grad von Überlegung voraus. Je mehr ſie aber mit dem ſittlichen Geſetze in auffallendem Widerſpruche ſteht: deſto unvermeidlicher wird der tragiſche Dichter, wenn er unſer ſittliches Gefühl nicht beleidigen will, dieſen richtig bezeichnen müſſen. Es gibt nur eine gerechte Beſtrafung, keine gerechte Rache; und je mehr der Dichter beyde Begriffe verwirret, um deſto weiter wird er von der ſichern Erreichung einer tragiſchen Wirkung ſich entfernen.

Die wahre tragiſche Wirkung liegt bey der Darſtellung der Rachſucht, wie überall, auf dem Wege der tragiſchen Vernichtung. Richtig aber zeigt ſich das Streben der Rachſucht, indem es entweder ſeines Zieles, oder in der Erreichung desſelben jene Befriedigung verfehlt, welche es davon erwartet. Auch hier iſt wieder jene Befangenheit, welche eine ſolche Befriedigung erwartet, die Baſis der tragiſchen Wirkung. Erreichen kann aber die

Nachſucht die Befriedigung, nach welcher ſie ſtrebt, niemahls, ihre Plane mögen mißlingen oder gelingen. Im erſteren Falle nicht, weil das leidenſchaftliche Begehren, von welchem ſie ausgeht, ungeſtillt bleibt; im letzterem Falle nicht, weil ſie darin, als That ſelbſt, mit dem ſittlichen Geſetze in einen unverſöhnlichen Widerſpruch tritt, und eben dadurch die Keime ihrer mittelbaren oder unmittelbaren Beſtrafung in ſich ſelbſt trägt.

Ein edles Gemüth iſt im Augenblicke der aufgeregten Leidenſchaft einer raſchen Handlung der Nachbegierde fähig: eines überlegten, beharrlich verfolgten Racheplanes iſt es unfähig. Alle Bemühungen des Dichters, einen Charakter, bey welchem wir eine ſolche Nachſucht finden, von einer andern Seite her zu veredeln, und ihm einen Anſtrich von ſittlicher Würde mitzutheilen, werden vergeblich ſeyn. Indem er unverträgliche Beſtandtheile in demſelben vereinigen will, wird er ihn uns nur verhaßter machen, ſtatt unſere Theilnahme mit ſeinen Fehlern zu verſöhnen. Emilie in Corneille's Cinna kann dieſe Behauptung, mehr als zu Genüge, rechtfertigen. Es gibt keine widerlichere Kreatur, als dieſe Emilie. Kleopatr ain der Rodogüne des nämlichen Dichters iſt eine Furie; aber müßte ich mich für eine von dieſen zwey Furien entſcheiden: ſo würde ich mit beyden Händen nach der letzteren greifen, und immer noch einen guten Kauf gemacht zu haben glauben.

Empörend iſt Margarethens Grauſamkeit in Shakſpeares Heinrich dem Sechsten, wenn ſie dem gefangenen York eine papierne Krone aufſetzt, und ihm ein in das Blut ſeines gemordeten kleinen Sohnes getauchtes Tuch gibt, um ſeine Thränen zu trocknen. Und dennoch — ich ſehe hier ein leidenſchaftliches Weib; nicht eine Teufelin, die mit kaltem Blut ihre Söhne mordet: oder, jeder Milde und Großmuth unzugänglich, Verſöhnung häuchelt, und dabey unabläßig Rache brütet. Vortrefflich iſt in Richard dem Dritten die Scene, wo Margaretha über Gloſter in Flüche und Verwünſchungen ausbricht. Das Übermaß ihres Schmerzes iſt in halben Blödſinn übergegangen, und ihre Wuth geht wieder auf eine ſchauderhafte Weiſe in halben Wahnſinn über, in welchem ſie prophetiſch das Verderben derjenigen vorausſagt, welche in ihren Verbrechen die düſtere Saat ihrer Leiden und ihres eigenen Unterganges geſäet hatten.

Überhaupt, wenn der Dichter die wildeſten, unnatürlichſten Ausbrüche der Rachſucht darſtellen, und die Empörung des Gefühls, welche ſie erregen, mildern will: ſo ſuche er ihr ſolche Gründe zu leihen, die einigermaßen ſeinem Zwecke entſprechend ſind; und gebe ihr dann nicht kalte, raffinirende Grauſamkeit oder häuchleriſche Tücke: ſondern eine gewiſſe Energie des Charakters und offne Entſchloſſenheit zur Begleiterin.

Auf ſolche Weiſe hat Äſchylus im Agamemnon den Charakter der Klytemneſtra behandelt, einer Tragödie, die an Großartigkeit der Anlage und Ausführung vielleicht von keiner anderen, ſelbſt nicht von dem gefeſſelten Prometheus, oder doch nur von dieſem, übertroffen wird. Mit wie viel Abſcheu uns dieſer argliſtige Gattenmord auch erfüllen mag; dennoch müſſen wir eingeſtehen, daß Klytemneſtra durch die ſchwerſten Kränkungen dazu gereizt wurde. So ſagt ſie zum Chor:

Jetzt ſprichſt du über mich Verbannung aus,
Und Haß der Bürger, und des Volkes Fluch;
Doch gegen dieſen Mann da ſagſt du nichts,
Der ſeine eigne Tochter opferte, mein liebſtes Kind —

Ihr Leben höher achtend nicht als eines Thiers —
Die Stürm' aus Thrakien zu beſänftigen.
Ihn hätteſt du verbannen ſollen aus dem Lande,
Die Blutſchuld zu beſtrafen. V. 1413 ff.

Und ſpäter:

Führt er nicht ſelbſt die hinterliſt'ge Ate
In dieſes Haus? Die Tochter, die ich ihm gebar,
Die vielbeweinte Iphigenia
Fiel unverdient durch ihn, dafür büßt er verdient,
Nicht mög' er prahlen in des Hades Reich,
Denn durch des Schwertes Tod iſt ihm gelohnt
Für das, was er verbrach. V. 1524 ff.

Nicht minder ſchwer als die Mutter, iſt die Gattin gekränkt worden.

Da liegt er, der Verführer dieſes Weib's
Der Chryſelden ſüße Luſt vor Ilion,
Und hier die Kriegsgefangene, Zeichendeuterin,
Die ſeines Bett's Genoſſin war,
Die treue Buhlerin auf ſeiner Fahrt. V. 1439 ff.

Der kühne Trotz, mit welchem Klytemneſtra ihre That vertheidiget, und die Frechheit, mit welcher ſie ſich derſelben ſogar rühmt, kann unſer Gefühl beleidigen; aber herrlich wird dieſes durch das Entſetzen des Chors über den begangenen Frevel verſöhnt, und durch den kühnen Trotz, in welchen der Abſcheu der ſchwachen und ſonſt furchtſamen Greiſe gegen die Drohungen des Ägiſthes aufflammt.

Von allen Werken des Alterthums, welche die Mißgunſt der Zeiten uns entriſſen hat, habe ich den Verluſt der Bücher des Cicero de Gloria, welche noch Petrarca leſen konnte, jederzeit faſt am meiſten bedauert. Wie viel mußte der größte Redner Roms, mit ſeiner für die Lockungen des Ruhmes und des Ehrgeizes ſo empfänglichen Seele, und ſo bekannt mit den Täuſchungen beyder, über dieſen Gegenſtand uns nicht zu ſagen haben! Daß er in dieſer Hinſicht die wahre Tiefe der Anſicht erreicht hatte: davon gibt das Bruchſtück, welches unter dem Nahmen »der Traum des Scipio« auf uns gekommen iſt, ein genügendes Zeugniß. Denn in der That iſt der geographiſche und der chronometriſche Maßſtab, den er darin an die Beſtrebungen des Ehrgeizes und der Ruhmſucht anlegt, derjenige, welcher am meiſten geeignet iſt, jedem gute Lehre zu geben, deſſen Ehrgeiz oder Ruhmbegierde über ſein Dorf, ſein Städtchen, ſeinen Diſtrict, ſeine Provinz, ſein Land, oder ſeinen Welttheil hinausſtrebt; oder der einjährigen Dauer ſeines Nahmens — volle dreyhundert fünf und ſechzig Tage! wofern es nicht ein Schaltjahr — noch die erſte, die zweyte, die dritte, und warum nicht auch die vierte, fünfte, ſechste und zehnte Null hinzuzuſetzen denkt; obwohl kein vernünftiger Menſch dem Homer oder ſeinem Achilles ſelbſt auf die vierte Null gerne auch nur einen Heller borgen würde. Und wenn auch am Ende beyde ſich als gute Zahler ausweiſen könnten — eine ungeheure Annahme! — wie viele wackere Leute gibt es nicht, und wird es nicht geben, die ſich mehr um die Zahlungsfähigkeit ihres Nachbars Gewürzkrämers, als um die des Homers und des Achilles bekümmern werden!

Man darf den Ehrgeiz und die Ruhmbegierde — in ſo fern ſie allein nach dem Beyfall und der Bewunderung anderer Menſchen jagen — unbedenklich die albernſten aller Leidenſchaften nennen! Jede Leidenſchaft ſteckt ſich ihr Ziel in der Gegenwart, und genießt, wenn ſie es erreicht, was ſie erſtrebt hat. Der Ehrgeiz und die Ruhmbegierde im Gegentheile nähren ſich allein von der matten

Luft eitler Einbildung, und haſchen gierig nach Früchten, die, wenn ſie je reifen, erſt dann reifen, wenn der, welcher ſie pflanzte, zu ſeyn aufgehört hat.

In dieſer Anſicht der Beſtrebungen des Ehrgeizes iſt, auch nach ihrer allgemeinſten Ausdehnung, nicht im geringſten etwas Übertriebenes oder Paradoxes. Denn jene Beſtrebungen, wodurch man wahre Ehre verdient und gewinnt, haben nichts gemein mit den Beſtrebungen des Ehrgeizes, und noch weniger der Ruhmbegierde. Zu einer ſolchen Scheidung nämlich iſt guter Grund und Fug vorhanden. Denn die heilige Quelle jener Beſtrebungen iſt die Begeiſterung für das Gute, Große und Schöne ſelbſt. Die Ehre, welche dieſe Begeiſterung erringt, iſt ihr ein zufälliger Gewinn; nicht Preis, und noch weniger Bedingung ihres Strebens. Jene Männer, welche die Menſchheit als ihre Wohlthäter verehrt, weil ſie ihr treu ihre beſten Kräfte geopfert, würden eben ſo geſtrebt und gewirkt haben: wenn ſie auch zuverläſſig gewußt hätten, daß ihre Nahmen ein ewiges Dunkel begraben würde. Was wäre die ſittliche Natur des Menſchen auch werth, wenn wir das nicht glauben dürften! Und gewiß war auch für ſie der Lohn eines gerechten Selbſtgefühls, den ein mildes, und nicht von Menſchen ſtammendes Geſetz den edelſten Beſtrebungen, und nur dieſen allein zugetheilt hat; auch für ſie war der Beyfall der Beſten ihrer Zeit, der ihnen das Theuerſte, was ihre Bruſt einſchloß, den Glauben an die Ideen, welche ſie leiteten, bekräftigte, und den Beyfall der Beſten jedes Zeitalters ihnen ſicherte, ein weit herrlicher Preis, als die glänzendſten Ehrenbezeugungen ihrer Mitwelt ihnen biethen, und die Eitelkeit von der Bewunderung und dem Danke kommender Geſchlechter ihnen verſprechen konnte. Wenn ſich auch den Beſtrebungen ſolcher

Menſchen — weil auch ſie Menſchen waren — ein unedler Zuſatz von Ehrgeiz beymiſchte: ſo wird uns der letztere eben wieder als ein gehaltloſer, jenem chronometriſchen Maßſtabe unterworfener erſcheinen: wenn wir bedenken, daß eben ſo viele große und herrliche Beſtrebungen, als die Geſchichte dem Andenken der dankbaren Nachwelt aufbehalten hat, im ſchnellverrauſchenden Strome der Zeiten ſpurlos dahingeſchwunden ſind.

Das iſt das wahrhaft Tragiſche im Leben, daß auch die edelſten und höchſten Anſtrengungen den feindſelig ihnen entgegenwirkenden Kräften erliegen müſſen, und ihren Urhebern ſelbſt ſo oft unverderblich werden. Wenn der Dichter einen ſolchen Fall darſtellt, ſo ſind es vorzüglich zwey Maſſen, welche er in ein helles Licht ſetzen muß: den ſelbſtſtändigen Werth eines ſolchen Strebens und der Idee, aus welcher es hervorgeht; und die Unzulänglichkeit der menſchlichen Kraft, die es durch ſich ſelbſt, und nach ihren Planen ſchaffen zu können glaubt. Vortrefflich iſt dieß von Raupach in den Fürſten Chawanſky geleiſtet worden. Jury Chawanſky iſt ein herrlicher, und aus einer tiefen tragiſchen Lebensanſchauung geſchöpfter Charakter. Die Befangenheit eines zuverſichtlichen Vertrauens auf den Erfolg menſchlicher Kraft, das ihr aus der höchſten Klarheit ihrer ſelbſt und ihrer Zwecke entſpringt, im Gegenſatz zu den Abſichten und dem Walten einer höheren Macht, iſt hier zu der edelſten und ergreifendſten tragiſchen Wirkung benützt. Vollkommen befriedigend ſpricht der Dichter, ſo in der Durchführung der ganzen Fabel, wie in einzelnen Stellen ſeines Werkes, durch den Mund Jury's ſelbſt ſich darüber aus:

Schwer iſt es, großer Geiſt, dich zu verſteh'n; —
Denn deine Laute ſind Jahrhunderte,

Und eine Weltgeſchichte jedes Wort. —
Und doch — was iſt der Menſch, wenn er nicht ringt
Nach dem Verſtändniß deiner hohen Rede? —
Wenn er im Augenblicke, den er lebt,
Befangen bleibt? — Was mehr dann, als der Wurm,
Deß ſtumpfes Daſeyn ſich in eines Korns
Beſchränkten Raum verbirgt? — — Und wiederum —
Wie ſeicht und ſchrecklich iſt der Irrthum hier! —
Daß du mein Vaterland willſt umgeſtalten,
Daß Alles ſchon bereit iſt zu dem Werk,
Hätt' ich verſtanden; — und weil du mir viel,
Sehr viel gegeben haſt vor vielen Andern, —
Und weil ich ehrlich ſuchend, ſonder Dünkel,
Doch keinen fand, der mir die Wage hielte:
So wähnt' ich mich zum Werkzeug auserſeh'n.

4. Act

Wohl darf er im letzten Acte ſagen:

Ich war nicht klein; ich darf mir's kühn geſtehen,
Ich war der Größte meiner armen Zeit; —
Nur daß ich, überſchätzend meine Kräfte,
Dem Rieſenwerk der Völkerumgeſtaltung
Mich für gewachſen hielt — war meine Schuld. —
Ein Größrer, ſeh' ich, iſt dazu erkoren: —
O! warum haben unſre Mütter nicht
Zu gleicher Zeit uns an das Licht geboren?
Denn ſagen darf ich es mit Zuverſicht,
Solch' einen Helfer wird er hier nicht finden,
Wenn er einſt kommt, die neue Zeit zu gründen. —

Eben ſo befriedigend iſt der Schluß des Ganzen:

Oheim! lebt wohl! — und trauert nicht um mich: —
Zu beſſerm Wirken ſchwingt die Seele ſich;
Und ich erreich ein oft gewünſchtes Ziel,
Für meines Vaterlandes Wohl zu ſterben;
Denn auf dem Kampfplatz, wo Chawansky fiel,
Wird um den Preis kein Unberufner werben;

Und ruhn wird Rußland, bis der Frühling ſprießt,
Vor dem der ſchwere Winterſchlaf zerfließt.

Auch wo der Dichter nicht die Begeiſterung für eine große Idee als den vorzüglichſten Beweggrund des Handelns ſchildert, ſondern jenen Ehrgeiz, der ſo oft als unedler Zuſatz ſich ihr beymiſcht, wird die Darſtellung des letzteren ein um ſo größeres Intereſſe erregen, je mehr Antheil ein edleres Ziel, als das bloße Streben nach Beyfall und Bewunderung, oder die bloße Selbſtſucht an ſeinen Anſtrengungen haben werden. So iſt die Selbſtſucht des Ehrgeizes in Öhlenſchlägers Hakon Jarl widerlich; und alle Beſtrebungen des Dichters, für den alten Wütherich unſre Theilnahme zu gewinnen, würden vergeblich ſeyn, wenn es ihm nicht ſo glücklich gelungen wäre, die letzten Augenblicke deſſelben mit großer poetiſcher Wirkung zu beleuchten. Ja der mißfällige Eindruck, welchen der Held auf uns macht, würde ungezweifelt auf die ganze Compoſition übergehen: wenn dieſe nicht durch das große Intereſſe des Kampfes zwiſchen Chriſtenthum und Heidenthum, und im Einzelnen durch Thoras Liebe und Treue mächtig gehoben würde.

Edlerer Art iſt Ingurds Ehrgeiz. Das Großartige in der Zeichnung deſſelben hätte man nicht verkennen ſollen, wenn ſich gleich in der Compoſition des Ganzen einige Fehler nachweiſen laſſen. Aber auch hier iſt vieles übertrieben, und abſichtlich mißdeutet worden. Selbſt jene berufene Scene im dritten Act — iſt denn eine ſolche wilde Empörung der Leidenſchaft, in ſolcher Spannung, und bey einer ſo rauhen und kräftigen Natur unnatürlich, oder iſt ſie untragiſch? wird ſie nicht vielmehr tragiſch dadurch, daß eben die Erreichung ihres Zieles die Veranlaſſung zu ihrem Verderben wird, wenn man gleich vielleicht ſagen darf, daß ſowohl die Wirkung, als das nächſte Motiv derſelben, allzu ſcharf behandelt ſey. Eine weit edlere Wirkung geht aus der Vernichtung von Ingurds Ehrgeiz hervor; theils durch den Drang desſelben, der ihn zum Verbrechen fortreißt, theils durch das fruchtloſe Ankämpfen der Kraft gegen die äußeren Umſtände. Das Einzige, was mir im Ingurd unerträglich iſt, iſt Asla mit ihren Träumen und ihrem Somnambulismus. Doch bin ich hier wohl etwas zu befangen. Dergleichen ahnungsreiche Schweberinnen ſind durchaus das Unerträglichſte, was mir im Leben oder in einem Buche vorkommen kann. Auch iſt es wohl die geringſte Forderung, die man an eine tragiſche Perſon machen kann, daß ſie der Erde angehöre. Welch eine edle, männliche, ſcharf ausgeprägte Geſtalt iſt im Gegentheile nicht der Dänenkönig Alf! Der Gegenſatz dieſes Charakters mit Ingurds Ehrgeize konnte nicht glücklicher erdacht und durchgeführt werden.

Nichts beleidigt uns am Ehrgeize mehr, als Schwäche. Wo es nicht mit entſchiedner Kraft auftritt, ſcheinen ſeine Anſprüche uns überall unerträglich. Darum ſcheint auch die Nichtigkeit desſelben durch ein hinreichend ſtarkes Streiflicht, oder durch eine große, auf das Scheitern ſeiner Anſtrengungen geworfene Lichtmaſſe weit glücklicher beleuchtet zu werden, als wenn der Dichter das Licht, im Verlauf der Beſtrebungen desſelben ſelbſt, fortwährend nach dieſer Seite hinfallen läßt. So finde ich es beym Shakſpeare. Welche tiefe Wirkung bringt nicht das Licht hervor, welches er im Heinrich dem Vierten auf Percy's Ende wirft!

Percy.

O Heinrich, du beraubſt mich meiner Jugend!
Mich kränkt nicht der Verluſt des flücht'gen Lebens
Wie dein an mir erſiegter ſtolzer Ruhm;
Der trifft den Sinn mehr als dein Schwert mein Fleiſch.

Allein der Sinn iſt Sclav des Lebens, Leben
Der Narr der Zeit, und Zeit, die überſchaut
Was in der Welt geſchieht, kommt endlich doch
Zum Stillſtand. O ich könnte prophezeyn,
Nur daß die kalte, erd'ge Hand des Todes
Den Mund mir ſchließt. — Nein, Percy, du biſt Staub,
Und Speiſe für — (er ſtirbt).

Heinrich.

Für Würmer, wackrer Percy! Großes Herz, leb' wohl!
Wie eingeſchwunden, ſchlecht gewebter Ehrgeiz!
Als dieſer Körper einen Geiſt enthielt,
War ihm ein Königreich zu enge Schranke:
Nun ſind zwey Schritte der gemeinſten Erde
Ihm Raum genug. 1. Thl. 5. Act, 4. Sc.

Auf gleiche Weiſe behandelt der Dichter in Heinrich dem Sechsten Yorks, Cliffords und Warwicks Ehrgeiz. Kühn trotzig und zuverſichtlich ſtrebt derſelbe vorwärts; ohne daß der Dichter es gut gefunden hätte, die Nichtigkeit dieſer Zuverſicht früher zu beleuchten, als bis ſie ihr Ziel gefunden; wo er dann auf einmahl, und hier mit weiſer Abſicht das ſtärkſte, und in jedem einzelnen Falle das nämliche Licht darauf wirft.

Ich wende mich jetzt zu einem Gemüthszuſtande, den man gewöhnlich, wiewohl nicht hinreichend ſcharf, mit dem Ausdrucke Selbſtentzweyung zu bezeichnen pflegt. Denn dieſe Benennung kann nur gelten, in ſo fern der Grund der Entzweyung in unſrer Denk- und Empfindungsweiſe liegt: bezeichnet aber keineswegs die Mannigfaltigkeit äußerer Veranlaſſungen; ja ſie ſcheint in ihrer Beſchränkung dieſe Rückſicht ſogar auszuſchließen.

Was aber auch der Grund innerer Entzweyung ſeyn möge, der Dichter muß die Diſſonanzen auflöſen; das heißt, er muß den Grund derſelben uns genügend erkennen laſſen, wenn wir einen ſolchen Gemüthszuſtand nicht unklar, räthſelhaft, oder auch ganz unbegreiflich finden ſollen.

Der Menſch ſtrebt nach Eintracht mit ſich ſelbſt und der Außenwelt; denn nur durch ſie gelangt er zu einem ruhigen Genuſſe ſeines Daſeyns. Eine vollkommene Eintracht mit ſich ſelbſt, ein vollkommen ungetrübter Genuß des Daſeyns iſt jedoch nie das Loos der Sterblichkeit. Vieles kann der Menſch ertragen, vieles vermeiden; denn immer ſchnellt die gedrückte Feder wieder auf, weil der Zuſtand der Entzweyung an ſich ſelbſt ein peinlicher iſt. Nur wenn etwas ihn im Kern ſeines Seyns verwundet; nur dann wird jener Zuſtand ein dauernder, und oft ein unheilbarer.

Die vollkommenſte Eintracht mit uns ſelbſt würde nur unter der Bedingung der vollkommenſten Sittlichkeit Statt finden können. Wie nun dieſe in unſerm gegenwärtigen Zuſtande nicht denkbar, ſo auch jene nicht. Die Entzweyung aber in jedem Falle einer Verletzung des ſittlichen Geſetzes iſt eine nothwendige, ſobald wir dieſes Geſetz ſelbſt erkannt haben.

Darum ſchließt zunächſt die Leidenſchaft nothwendig die Keime der Selbſtentzweyung in ſich. Es gibt einen Grad leidenſchaftlicher Befangenheit, der über die Urſache dieſer Entzweyung hinausgeht, und dieſe ſelbſt, auf eine Zeit lang oder theilweiſe, nie jedoch ganz vermeidet; und es gibt eine ſelbſtbewußte Entſchiedenheit der Leidenſchaft, welche, unter gleicher Beſchränkung, die gleiche Wirkung hervorbringt. Immer aber wird bey jedem leidenſchaftlichen Streben die Entzweyung unſrer inneren Natur mit der Stärke der ſittlichen Idee in geradem Verhältniſſe ſtehen. Dieſes Verhältniß nun iſt es, welches der tragiſche Dichter bey der Darſtellung innerer Entzweyung durch Leidenſchaft klar uns darlegen, und am ſchärfſten ausprägen muß. Vortrefflich iſt dieſes Verhältniß in der Schuld behandelt; in der gleich klaren als tiefen Darſtellung der Leidenſchaftlichkeit Hugo's und Elvirens; vorzüglich bey Erſterem. Die kräftige Geradheit ſeines ſittlichen Charakters ſchließt jede Selbſttäuſchung der Leidenſchaft aus, und verträgt ſich mit keinem entſchloßnen, unbedingten Hingeben an dieſe. Darum wurzelt die Entzweyung ſeines innern Weſens ſo tief, als die Leidenſchaft den entſchiednen Sieg errungen hat; und er muß in dieſer Entzweyung untergehen, da er jene nicht von ſich zu werfen vermag. Hugo gleicht jenen kräftigen Körpern, in denen das genoſſene Gift erſt einen langen peinlichen Kampf mit der Geſundheit ringt, bis es dieſelben tödtet; weil es die geſunden Kräfte ſich ſo wenig anzueignen, als es aus dem Körper zu ſchaffen vermögen.

In einer andern Geſtalt zeigt ſich die Entzweyung in Shakſpeare's Richard dem Dritten. Sie geht hier aus keinem Widerſtreit mit dem Anerkennen eines ſittlichen Geſetzes hervor. Richards Herrſchſucht und Rachbegierde hat dieſe unter die Füße getreten; die Leidenſchaftlichkeit kann ſich kaum entſchloßner darüber hinausſetzen. Hier erwächſt die Entzweyung aus einem anderen Keime. Offenbares Unrecht empört; auch gegen eine mehr als menſchliche Macht, von der es ausgeht; wie wir dieſe immer nennen mögen. Nur die Stumpfheit erträgt es ſtumpfſinnig; oder der reine, und in einfacher, wahrer Frömmigkeit helle religiöſe Sinn; weil es für dieſen kein Unrecht, ſondern nur eine weiſe und wohlthätige Fügung einer höheren Vorſehung gibt. Nicht ſo das leidenſchaftlich aufgereizte Gemüth. Erbittert klagt dieſes die Natur der Ungerechtigkeit an, wenn es — und nicht immer bleibt die Frechheit der Leidenſchaft hier ſtehen — ſich ſcheut, durch die klar gedachte Vorſtellung eines höheren Princips, vor ſich ſelbſt ſeiner Empörung den Nahmen des Wahnſinns zu geben. Das Unrecht nun, deſſen Richard die Natur anklagt, iſt ſeine Mißgeſtalt. Durch ſie iſt er von den Anſprüchen, von den Genüſſen aller anderen, glücklicher begabten Weſen geſchieden. »Er iſt er ſelbſt allein.«

Ich habe keinen Bruder, gleiche keinem,
Und Liebe, die Graubärte göttlich nennen,
Sie wohn' in Menſchen die einander gleichen,
Und nicht in mir: ich bin ich ſelbſt allein.
Heinrich der Sechste 3. Thl. 5. Act. 6. Sc.

Darum hat er ſich mit beſonnener Berechnung der eigenſüchtigſten aller Leidenſchaften, der Herrſchſucht, ergeben.

Gut! ſeht es gibt kein Königreich für Richard;
Was kann die Welt für Freude ſonſt verleih'n?
Ich ſuch in einer Schönen Schooß den Himmel,
Mit munterm Anputz ſchmück' ich meinen Leib,
Bezaubre holde Frau'n mit Wort und Blick.
O kläglicher Gedank' und minder glaublich,
Als tauſend goldne Kronen zu erlangen!
Schwor Liebe mich doch ab im Mutterſchooß,
Und daß ihr ſanft Geſetz für mich nicht gelte,
Beſtach ſie die gebrechliche Natur
Mit irgend einer Gabe; meinen Arm
Wie einen dürren Strauch mir zu verſchrumpfen,
Dem Rücken einen neidſchen Berg zu thürmen,
Wo Häßlichkeit den Körper höhnend ſitzt,
Die Beine von ungleichem Maß zu formen,
An jedem Theil mich ungeſtalt zu ſchaffen,
Gleich wie ein Chaos oder Bärenjunges,
Das, ungeleckt, der Mutter Spur nicht trägt.
Und bin ich alſo wohl ein Mann zum Lieben?
O ſchnöder Wahn, nur den Gedanken hegen!

Weil denn die Erde keine Luſt mir beut,
Als herrſchen, meiſtern, Andre unterjochen,
Die beſſer von Geſtalt ſind, als ich ſelbſt:
So ſey's mein Himmel, von der Krone träumen,
Und dieſe Welt für Hölle nur zu achten,
Bis auf dem mißgeſchaffnen Rumpf mein Kopf
Umzirkelt iſt mit einer reichen Krone.
3. Act. 2. Scene.

Shakſpeare konnte der ruchloſen Grauſamkeit Richards keine beſſere Unterlage geben, als die unbedingteſte Selbſtſucht; und dieſe wieder nicht beſſer motiviren, als durch jenen ſcheinbar gerechten Groll gegen die Natur, deſſen Erbitterung immer tiefere Wurzeln ſchlagen mußte, je anhaltender er gereitzt wurde. Darum hat der Dichter von Richards erſtem Auftreten an ſo viele Sorge getragen, alle Strahlen in dieſem Brennpunkte zu ſammeln; und dieſer iſt dadurch einer der abgeſchloſſenſten Charaktere in allen ſeinen Werken. Auch trägt jener, wenn gleich nur ſcheinbar gerechte Groll nicht wenig dazu bey, die Stärke des Abſcheues gegen ſeine Grauſamkeit zu mildern, die uns ſonſt allzuheftig zurückſtoßen würde.

In ſehr eigenthümlicher, und ſcheinbar nicht ſehr tragiſcher Geſtaltung begegnet uns die Entzweyung mit dem Leben in Immermanns Trauerſpiel König Periander und ſein Haus; eine Dichtung, zu der man immer wieder gerne zurückkehrt. Es iſt nicht der höchſte Aufſchwung tragiſcher Begeiſterung und die Größe oder Tiefe der Wirkung, welche uns dieſen Dichter bald ſehr werth macht: ſondern die freye, ſelbſtſtändige Kraft, die Freyheit, die Leichtigkeit, und oft die höchſt gefällige Grazie, mit welcher er ſich im tragiſchen Cothurn zu bewegen weiß. Unter den Erzeugniſſen ſeiner Muſe — wenigſtens unter jenen, welche mir bekannt geworden — iſt König Periander unſtreitig das durchdachteſte und gelungenſte.

Lycophron's Entzweyung mit ſich ſelbſt und dem Leben iſt die Frucht eines kränkelnden überreizten Gemüthes. Ganz richtig ſagt Meliſſa von ihm:

So ſieht der Jüngling aus, der müßig träumend
Sich eine Welt von lügenden Gedanken,
Mit leichter Mühe ſchuf, zu ſchwach und träge,
Um Arm und Füße je zur That zu regen;
Ein ſchrankenloſer Held der Einbildung.
Als ſeiner Phantaſien Seifenblaſe
Stieß an den rauhen Fels der Wirklichkeit,
Zerplatzte ſie, und ließ ihm nichts zurück,
Als nur ein winzig Tröpfchen Schaum und Waſſer,
Das er ſeitdem verzweiflungsvoll betrachtet.

Auch er ſelbſt gibt den Gang ſeiner Empfindungen ſehr befriedigend an:

Ich hofft' auf einen Vater, fand den Mörder,
Er hofft' auf einen Sohn und fand den Haſſer:
Grundloſes Haſſen — — — — —
Ich hätte ihm den Mord vergeben ſollen,
Er hätte mir den Groll vergeben ſollen,
Wir thaten's Beyde nicht, und konnten's nicht:
Starrherz'ge Schwäche — — — — —
Nun mußt' ich Periandern ganz vergeſſen,
Und Periander mußte mich vergeſſen,
Wir thatens Beyde nicht, und konnten's nicht,
Das matte Schwanken — — — — —

Ein ſolcher Charakter, dieſe Überreitzung des Gefühls; dieſe ſtarrherzige Schwäche; ein Gemüth,

Das wild und trübe nur ſich ſelbſt gehorcht,

ſcheinen nicht ſehr geeignet zu ſeyn, eine tragiſche Wirkung hervorzubringen. Und dennoch weiß der Dichter dieſe Wirkung zu erreichen; nicht ſowohl dadurch, daß die Verbildung und die Verirrungen der Söhne des Königs als mittelbare Folge des Mordes ſeiner Gattin erſcheinen: als vielmehr dadurch, daß wir ſehen, wie aller dieſer Kummer über den König, wie über Lycophron und Meliſſen, nur durch den Mangel ſchonender und verzeihender Milde hereinbricht. Er würde vielleicht in Betreff Perianders allzuherbe ſeyn, wenn ihn der Dichter nicht am Ende durch die, in nicht unglücklicher Nachahmung ins Dunkel gehüllte Auflöſung desſelben, und durch Meliſſens Umkehrung zu mildern gewußt hätte. Daß er uns nebenher die Verbildung der Söhne, wie den Gram des Königs, auch als die Folge jener unväterlichen Geſinnung gezeigt hat, welche die Kinder lieblos fremden Händen vertraut, würde an ſich nicht zu tadeln ſeyn: wenn dieſe Anſicht ſich nicht ein paar Mahl in allzu proſaiſchen Reflexionen ausſpräche.

Nur mit Schüchternheit wage ich es über den Hamlet des Shakſpeare meine Meinung zu ſagen. Dennoch will ich auch hier beharrlich meinem Vorſatze getreu bleiben, anſpruchslos, aber auch ohne Scheu vor großen Nahmen, mich ſo darüber zu äußern, wie das Verſtändniß der Dichtung bey ſorgfältiger und oft wiederhohlter Betrachtung ſich mir aufgeſchloſſen. Dieß wird im gegenwärtigen Falle um ſo beſſer angehen, da die bedeutendſten Anſichten über das tiefſte aller dramatiſchen Werke faſt durchaus mit einander im Widerſpruche ſtehen.

Bey der Betrachtung des Charakters Hamlets muß man, glaube ich, zunächſt eine doppelte Entzweyung, ein doppeltes Zerfallen unterſcheiden: die Entzweyung mit dem Leben überhaupt, und mit ſich ſelbſt. Die erſtere gibt ſich in dem aufs ſtärkſte geäußerten Lebensüberdruß, die zweyte in ſeiner Unentſchloſſenheit kund. Die Gründe der erſteren liegen klar vor; und wer eines Commentars bedarüber bedarf, wird ihn nirgends beſſer als in Gothe's Meiſter antreffen können. Der Grund von Hamlets Unentſchloſſenheit iſt auf das mannigfaltigſte, und mitunter auf das ſonderbarſte gedeutet worden.

Die nächſte hier zu beantwortende Frage iſt: was wohl in ihm ſelbſt der von dem Geiſt ſeines Vaters, und von ſeinem eigenem Haſſe geforderten Beſtrafung des Mörders widerſtrebe.

An Feigheit hätte man am wenigſten denken, und dieſen Ausdruck in keinem Sinne gebrauchen ſollen. Die Entſchloſſenheit, mit welcher er dem Geiſte ſeines Vaters folgt; und mehr als dieſer Umſtand, jenen einzigen Punkt ausgenommen, eine gewiſſe Entſchiedenheit; und, wo er ſeine Grübeleyen vergißt, die Raſchheit ſeines Weſens, entfernen einen ſolchen Vorwurf von vorne herein. Die Feigheit iſt wohl oft die Quelle der Unentſchloſſenheit; aber nicht immer iſt die Unentſchloſſenheit eine Folge der Feigheit.

Wo liegt alſo ſonſt ihre Urſache?

Ich finde vorzüglich vier Momente im Verlaufe des Stückes, welche in Betreff dieſer Frage am ſchärfſten und bedeutendſten hervortreten.

Anfangs iſt die Vorſtellung von der Schuld des Königs in Hamlets Seele als bloße Ahnung vorhanden.

O mein prophetiſches Gemüth!

ruft er bey der Entdeckung des Geiſtes. Wie ſtark oder wie ſchwach ſeine Ahnung ſeyn mag: ſeine Gemüthsſtimmung iſt nicht von der Art, daß er eifrig nach einer traurigen Gewißheit ſtreben ſollte, die ihm, nach dem Vater, auch die Mutter koſten würde.

— Ekel, ſchaal und flach und unerſprießlich

ſcheint ihm

— — das ganze Treiben dieſer Welt!

Pfui! ruft er aus,

— pfui darüber! 'S iſt ein wüſter Garten,
Der auf in Samen ſchießt; verworfnes Unkraut,
Erfüllt ihn gänzlich.

Dieſe Gemüthsſtimmung ſcheut die Entdeckung eines großen Frevels mehr, als ſie dieſelbe wünſcht; weil eine ſolche Entdeckung ihren Überdruß nur noch ſchärfer und zerreißender machen kann. Bey Hamlet iſt dieſer ohnedieß ſchon ſo hoch geſtiegen, daß er das Leben von ſich werfen, würde, wenn nicht der Ewige ſeine Donner gegen den Selbſtmord gerichtet hätte. Der Himmel iſt es, den er fürchtet.

Er ſchließt den erſten Monolog mit dem bedeutenden Verſe:

Doch brich mein Herz! denn ſchweigen muß mein Mund.

Und wie ſollt' er es auch anfangen, ſich über ein in die tiefſte Nacht gehülltes Verbrechen Gewißheit zu verſchaffen? Hat ihn die Argliſt und die ſcheue Furcht des Königs nicht von allen Seiten mit Spähern und Aufpaſſern umgeben? Der einzige Freund, dem er vertrauen kann, und der ihm Farbe hält, kommt zufällig als ein Fremder an den Hof; alle übrigen, mit denen er ſonſt Liebe und Vertrauen wechſelte, ſtehen im Solde des Königs.

Aus dem Munde des Geiſtes erhält er die Beſtätigung ſeiner Ahnung. Was ſoll er jetzt thun? Sogleich hingehen und den König im Kreiſe ſeiner Freunde zur Rechenſchaft ziehen? Oder ſoll er ſchnell das Volk zur Rache gegen ihn auffordern, der in dieſem Augenblick eine ſtarke, wohlgerüſtete Kriegsmacht um ſich verſammelt hat (1. Act. 1. Scene)? ſoll er in eben dem Augenblicke einen inneren Aufſtand erregen, wo ein kühner, verwegner Feind die

Gränzen des Reiches von außen her bedroht? — Noch tritt ein anderer Grund ſeiner Entſchloſſenheit in den Weg.

— — — — — — — Der Geiſt,
Den ich geſehen, kann ein Teufel ſeyn;
Der Teufel hat Gewalt, ſich zu verkleiden
In lockende Geſtalt; ja und vielleicht,
Bey meiner Schwachheit und Melancholie
(Da er ſehr mächtig iſt bey ſolchen Geiſtern),
Täuſcht er mich zum Verderben. Ich will Grund,
Der ſichrer iſt. Das Schauſpiel ſey die Schlinge,
In die den König ſein Gewiſſen bringe.

Daß er ſich mit dieſer Bedenklichkeit nicht bloß über die Vorwürfe zu tröſten ſuche, welche er ſich kurz vorher über ſeine Unentſchloſſenheit gemacht hat, und daß es ihm damit vollkommen Ernſt ſey, beweiſt, was er nach der Aufführung des Schauſpiels zu Horatio ſagt: »O mein Horatio, ich wette Tauſende auf das Wort des Geiſtes. Merkteſt du bey der Rede vom Vergiften?« — Hier alſo erſcheint die Furcht, mit dem Himmel zu zerfallen, als die Urſache, welche ihn bisher zu keinem feſten Entſchluſſe kommen ließ, wie eben ſie ihn früher vom Selbſtmorde zurückhielt.

Als er jetzt die volle Überzeugung von der Schuld des Königs erlangt hat, findet er dieſen gleich darauf einſam im Gebeth um Vergebung derſelben auf ſeine Knie geſunken. Der Monolog, in welchen er jetzt ausbricht, iſt für das Verſtändniß ſeines Charakters von der größten Wichtigkeit.

Jetzt könnt' ich's thun, bequem: er iſt im Bethen,
Jetzt will ich's thun — und ſo geht er gen Himmel,
Und ſo bin ich gerächt? Das hieß, ein Bube
Ermordet meinen Vater, und dafür
Send' ich, ſein einz'ger Sohn, denſelben Buben
Gen Himmel.

Ey, das wär' Sold und Löhnung, Rache nicht.
Er überfiel in Wüſtheit meinen Vater,
Voll Speiſ', in ſeiner Sünden Mayenblüthe.
Wie ſeine Rechnung ſteht, weiß nur der Himmel;
Allein nach unſrer Denkart und Vermuthung
Ergeht's ihm ſchlimm: und bin ich dann gerächt,
Wenn ich in ſeiner Heiligung ihn faſſe,
Bereitet und geſchickt zum Übergang?
Nein.
Hinein du Schwert! Sey ſchrecklicher gezuckt!
Wenn er berauſcht iſt, ſchlafend, in der Wuth,
In ſeines Bett's blutſchänderiſchen Freuden,
Beym Doppeln, Fluchen oder anderm Thun,
Das keine Spur des Heiles an ſich hat;
Dann ſtoß ihn nieder, daß gen Himmel er
Die Ferſen bäumen mag, und ſeine Seele
So ſchwarz und ſo verdammt ſey wie die Hölle,
Wohin er fährt.

Hier iſt nicht Unentſchloſſenheit, hier iſt etwas anderes ſichtbar; eine übermenſchliche, faſt teufliſche Bosheit der Rachſucht. Und eben dieſe Rachſucht äußert Hamlet auf die nämliche Weiſe noch bey einer andern Gelegenheit; in dem Briefe nämlich an den König von England, den er ſeinen beyden Begleitern, Güldenſtern und Roſenkranz, mitgibt, die doch vielleicht nicht einmahl um den ganzen tückiſchen Verrath des Königs wußten, und in dieſer Hinſicht nur blinde Werkzeuge waren.

— — — — — Willſt du wiſſen
Was meine Schrift enthielt? — — — —
Die ernſtlichſte Beſchwörung an den König,
Wofern ihm England treu die Lehn'spflicht hielte,
Wofern ihr Bund blüh'n ſollte wie die Palme,
Wofern der Fried' in ſeinem Ährenkranz
Stets beyder Freundſchaft ſollte bindend ſtehn,
Und manchem wichtigen Wofern der Art —

Wenn er den Inhalt dieſer Schrift erſehn,
Möcht' er ohn' alles fernere Bedenken
Die Überbringer ſchnell zum Tode fördern,
Selbſt ohne Beichte.

Wie wird man aber eine ſo übermenſchliche Bosheit der Rachſucht mit Hamlets ſonſtigem Charakter in Übereinſtimmung bringen können; der, wenn man ihn auch nicht durchaus edel nennen kann, doch nirgends ſonſt Tücke, Bosheit und Verruchtheit zeigt? Ich glaube, indem ich hier mehr die wilde Gährung einer erhitzten Phantaſie, und eines bis zur höchſten Leidenſchaftlichkeit aufgeregten Gemüthes erblicke, als eine kalt und beſonnen überlegende Rachbegierde, daß dieſes nicht nur möglich ſey; ſondern ich finde darin auch den Schlüſſel zu Hamlets ganzer Unentſchloſſenheit.

Die Ermordung des Königs — denn darauf ſoll es doch jederzeit hinauslaufen — kann aus einem zweyfachen Geſichtspunkte betrachtet werden, als Beſtrafung ſeines Verbrechens, und als Rache des gekränkten Sohnes. Von dem Rechte des Prinzen, das Richteramt zu übernehmen, und ob ihm dieſes zuſtehe oder nicht, ſoll hier gar nicht die Frage ſeyn; wenn er es aber übernimmt, oder übernehmen zu müſſen glaubt: ſo wird ihn einzig und allein Vorſtellung und Geſetz der Gerechtigkeit dabey leiten müſſen. Unbedenklich kann zugegeben werden, daß er es nicht vermögen werde, das Gefühl der eignen Kränkung dabey ganz von ſich zu werfen; aber dieſes Gefühl gährt in ſeiner Bruſt als die feindſeligſte Erbitterung, als die heftigſte Rachgierde, und enthält ſo den Keim ſeiner Entzweyung und ſeiner Unentſchloſſenheit. Denn gewohnt, ſeine Neigungen und Empfindungen auch in dem Zuſtande der Überreitzung und Überſpannung, in welchem wir ihn beſtändig erblicken, mit grübleriſchem Scharfſinn zu betrachten und zu zergliedern; und ſie mit richtigem Sinne nicht allein an dem Maßſtabe des ſittlichen meſſend, ſondern ſie überall nach ihrer Beziehung zu einem höheren Daſeyn ins Auge faſſend: kann er den Widerſpruch ſeiner rachſüchtigen Erbitterung mit dieſer Rückſicht nicht überſehen. Durch dieſen Widerſpruch findet er ſich entzweyt mit ſich ſelbſt und ſeinem Vorhaben; er entwirft weitausſehende Plane, weil die Umſtände ihm keine raſche Rache erlauben, und weil er von allen Seiten mit Spähern und Lauſchern umgeben iſt. Nur wenn die aufgährende Leidenſchaft ihn fortreißt, handelt er raſch, wie in der Scene, wo er den König hinter der Tapete zu erſtechen glaubt; oder wo er vom Augenblick gedrängt wird, wie bey der Wegnahme der Depeſchen. Wenn er den König auch in jener Scene niederſtieße, wo er dieſen bethend allein trifft, würde ihm ſeine Rechtfertigung nicht faſt eben ſo ſchwer werden, als wenn er ihn im Angeſicht des ganzen Hofes angriffe? Auch brütete er damahls bereits über einem neuen Plane.

> Man ſiegelt Briefe; meine Schulgeſellen,
> Die Beyden, denen ich wie Nattern traue,
> Sie bringen die Beſtellung hin; ſie müſſen
> Den Weg mir bahnen, und zur Schurkerey,
> Herolden gleich, mich führen. Sey es drum!
> Der Spaß iſt, wenn mit ſeinem eignen Pulver
> Der Feuerwerker auffliegt; und mich trügt
> Die Rechnung, wenn ich nicht eine Klafter tiefer
> Als ihre Minen grab', und ſprenge ſie
> Bis an den Mond.

So läßt er ſich nach England ſchicken. Aber er kehrt nicht wieder zurück, wie er dahin abgegangen. In der Todtengräberſcene ſehen wir ihn wieder im Zuſtande der Abſpannung grübeln, und in der darauf folgenden Scene mit Laërtes äuſſert ſich in ſeinem Weſen nichts als ein brüsquer, krampfhafter Trotz. Raſchen Muth, entſchloſſene Thatkräft, hat er auf dieſer Reiſe nicht gewonnen; aber eine andere Veränderung iſt mit ihm vorgegangen. Keine andere Scene ſcheint mir in dieſer Hinſicht ſo viel Licht auf das Stück zu werfen, als die zweyte des fünften Actes, in welcher er dem Horatio erzählt, wie er den hinterliſtigen Anſchlag des Königs auf ſein Leben entdeckt hat. Gleich Anfangs die Bemerkung:

— — — — — Laßt uns einſehn,
Daß Unbeſonnenheit uns manchmahl dient,
Wenn tiefe Plane ſcheitern; und das lehr' uns
Daß eine Gottheit unſre Zwecke formt,
Wie wir ſie auch entwerfen.

Jetzt folgt die Erzählung; dann fährt er fort:

Was dünkt dir, liegt mir jetzo nah genug?
Der meinen König todtſchlug, meine Mutter.
Zur Hure machte; zwiſchen die Erwählung
Und meine Hoffnungen ſich eingedrängt;
Die Angel warf nach meinem eignen Leben
Mit ſolcher Hinterliſt: iſt's nicht vollkommen billig,
Mit dieſem Arme dem den Lohn zu geben?
Und iſt es nicht Verdammniß, dieſen Krebs
An unſerm Fleiſch noch länger nagen laſſen?

Alle Grübeley über den Antheil, den Rachbegierde, gekränkter Stolz, getäuſchter Ehrgeiz an der Beſtrafung des Königs haben möchten, haben jetzt einer Entſchiedenheit ſeines Vorſatzes Platz gemacht, die ihm vorher fremd war, und die er auch rückſichtlich Güldenſterns äußert. Nicht nur die Laſt der Verbrechen des Königs iſt noch ſchwerer geworden; Rache iſt jetzt Selbſtvertheidigung, nothgedrungene Selbſtvertheidigung; und auf den kürzeſten Termin iſt ſie hinausgeſchoben. In der Entdeckung des gegen ihn geſchmiedeten Verrathes, und in den zufälligen Umſtänden derſelben glaubt er zu ſehen, daß der Himmel ſelbſt ſie billige.

Aber anders hat es der Himmel in der That beſchloſſen. Ein furchtbares Gericht bricht über den Verbrecher herein, und reißt auch die minder Schuldigen mit ins Verderben. Weder die raſche Rachſucht, die auf ihr Recht trotzt, und während ſie den Schein der Verſöhnlichkeit ſich retten will, ſich zum Meuchelmorde verlocken läßt; noch jene, welche entſchloſſen mit der That zaudert, weil ſie die feindſelige Erbitterung nicht mit der Stimme des ſittlichen Gefühls und mit ihren Anſprüchen an den Himmel ausgleichen kann; noch alle Argliſt und Ränke des ſchlauen Verbrechers vermögen dieſem Gerichte zu entgehen. Alle ihre Beſtrebungen löſen ſich in ein Nichts auf. Ein anderes Geſchlecht, das alte Anſprüche an dies Reich hat, iſt beſtimmt, von demſelben Beſitz zu nehmen.

Über die von dem Verfaſſer der dramaturgiſchen Blätter vorgebrachte Erklärung jenes berühmten Monologes, die man dort ſelbſt nachleſen muß, erlaube ich mir dieſes allein zu bemerken, daß ich mich nimmermehr damit würde befreunden können: ſo hoch ich auch die Einſichten eines Mannes in Shakſpeares Werke anſchlagen muß, der dem Studium derſelben einen Theil ſeiner beſten Jahre und Kräfte gewidmet hat. Die gewöhnliche Erklärung ſcheint mir dem Gange des Stückes nicht zu widerſprechen, und dem Inhalt der Verſe, ſo wie ſie vorliegen, die entſprechendſte zu ſeyn. Kaum weiß ich, ob ich recht thue, wenn ich nebenher bemerke, daß, läßt man die Auslegung gelten, welche der Verfaſſer der dramaturgiſchen Blätter von dem Texte macht, ſich dann noch eine dritte Erklärung des ganzen Monologes ergebe; die ich, wenn ſie gleich meiner Anſicht von Hamlets Charakter und Gemüthsſtimmung auf das beſtimmteſte zuſagt, dennoch weder vertheidigen noch überhaupt verfolgen will: da die Entſcheidung über den Grund oder Ungrund der Auslegung ſelbſt nur eben ſo tiefen Kennern der Sprache und der Eigenthümlichkeit des Dichters, wie der Ausleger es iſt, zuſtehen kann.

Über die Tendenz von Göthe's Fauſt iſt man einig. Auch darf es wohl mit Recht zu den Eigenthümlichkeiten dieſes Rieſenwerkes des deutſchen Genius, wie man ihn genannt hat, gerechnet werden, daß es ſein Weſen ſo klar und in ſo ſcharfer Beſtimmtheit ausſpricht. Wie der Drang des menſchlichen Geiſtes nach dem Unbegränzten und dem Unendlichen ſich an den Schranken des Endlichen bricht, iſt noch von keinem Dichter in ſo großen und entſprechenden Zügen dargeſtellt worden. Seine höchſte Bedeutung erhält das Ganze durch jene tiefe Ironie, welche ſich vom Anfange bis ans Ende durchzieht. Ich habe mich nie mit der Meinung derjenigen befreunden können, welche dieſe vorzüglich in der Rolle des Mephiſtopheles finden. Sie liegt eben in dem Unbegränzten von Fauſts Streben ſelbſt, wobey man jene Scene, in welcher Fauſt den braunen Saft nicht trinkt, vielleicht als ihren Culminationspunkt anſehen dürfte — und darin, daß dieſer unbändige, gewaltſam über die Schranken des Endlichen hinausſtrebende Geiſt an den ganz gewöhnlichen Wünſchen, und Sorgen, und Bedrängniſſen des Lebens kleben bleibt. — Übrigens wird dieſes Werk, obwohl man ſchon mehr als einen Verſuch gemacht, es weiter fortzuführen, immer ein Bruchſtück bleiben; weil — das Leben ſelbſt nur ein Bruchſtück iſt. —

Die tragiſche Reue iſt derjenige Gemüthszuſtand, bey deſſen Behandlung ſich am gewöhnlichſten irgend ein falſcher Ton einſchleicht. Oft glaubt der Dichter die Reue nicht weich, oft nicht ſtark oder ausführlich genug darſtellen zu können; oft ſieht es gerade ſo aus, als wenn den Verbrecher ſeine That nur darum reue, weil er nicht ſeine Rechnung dabey gefunden hat. Die Natur der tragiſchen Reue aber wird beſtimmt durch den Charakter des Reuigen, und durch die Umſtände, welche ſie erzeugen. Wie ſie ſich aber auch geſtalte: wenn ſie wirklich tragiſch ſeyn ſoll, ſo wird ſie jederzeit ein beſſeres ſittliches Erkennen zur Unterlage haben, und ihr Verhältniß zu dieſem hinreichend beſtimmt ſich ausſprechen müſſen.

Wie die Reue aus dem Verſchwinden des Irrthumes entſteht, der einer Leidenſchaft Keim und Nahrung war: ſo entſteht die Verzweiflung aus der Fortdauer eines ſolchen Irrthums bey dem Verſchwinden aller Hoffnung, die leidenſchaftlich verfolgten Zwecke zu errreichen. Die Form der tragiſchen Verzweiflung wird alſo zunächſt mit der Eigenthümlichkeit jenes Irrthums, und dann mit der Stärke des leidenſchaftlichen Dranges in richtiger Beziehung ſtehen müſſen. Daß ihre Stärke nicht in wunderlichen Krämpfen beſtehe: ſondern daß der Tragiker durch die kalte Entäußerung jeder Hoffnung, welche er ſeinem Helden leiht, eine weit größere und ſichere Wirkung erziele, würde kaum bemerkt zu werden brauchen, wenn nicht vorzüglich jüngere Dichter ſo geneigt wären, die Kraft hier lieber auf jenem falſchen Wege, als auf dem Wege der Natur und des richtigen Maßes zu ſuchen.

7.

Vom tragiſchen Leiden.

Der Übergang der handelnden Perſon aus dem Zuſtande des Glücks in jenen des Unglücks (Metabaſis *) ward früher als das weſentliche Merkmahl der Tragödie angegeben; allein er wird nur in ſo fern als ein weſentlicher Beſtandtheil derſelben betrachtet werden können, als er in der Darſtellung der tragiſchen Idee ſelbſt eingeſchloſſen iſt. Am wenigſten kann er in Beziehung auf das endliche Schickſal des tragiſchen Helden dafür gelten. Mehrere Tragödien der Alten haben einen glücklichen Ausgang: wie der Philoktet des Sophokles, und der Jon des Euripides. Wo inzwiſchen das Erliegen menſchlicher Kraft im Widerſtreit mit dem Walten einer ſittlichen Weltordnung eben nur im Untergang des Helden anſchaulich gemacht werden kann: da wird dieſer allerdings zu einem weſentlichen und nothwendigen Theil der tragiſchen Fabel. So würde, zum Beyſpiel, die tragiſche Wirkung in Calderons ſtandhaftem Prinzen gänzlich aufgehoben werden, wenn Fernando zuletzt glücklich aus der Gefangenſchaft befreyt würde. Höchlich iſt es daher zu mißbilligen, wenn man es ſich erlaubt, den vom Dichter wohl berechneten Ausgang einer Tragödie willkürlich abzuändern, und um

---

*) Warum bedient man ſich in dieſem Falle noch immer des unrichtigen Ausdruckes Peripetie? Ariſtoteles unterſcheidet die μετάβασις von der περιπέτεια ſehr genau. Die erſtere bezeichnet den Übergang vom Zuſtande des Glücks in jenen des Unglücks; die letztere einen unerwarteten Vorfall, der ihn veranlaßt. De Poët X, 2, 5; XI, 1, 2.

das allzuweichliche Gefühl der Zuſchauer zu ſchonen, zuletzt einen Bothen mit einem Sack voll Geld und guter Hoffnungen erſcheinen läßt, um alles auf dem kürzeſten Wege zu einer erwünſchten und freudenreichen Entwicklung zu bringen.

Es ſind vorzüglich vier Stücke, wovon unſere Theilnahme an dem Unglücke Anderer abhängt: die Größe des Unglücks an und für ſich ſelbſt; die Empfindlichkeit des Leidenden; der Antheil, welchen wir ihm ſelbſt an ſeinem Schickſale beymeſſen; und der Grad von Kraft, womit wir ihn demſelben begegnen, oder es ertragen ſehen.

Was die Größe des Unglücks betrifft: ſo darf der Dichter weder durch dieſe, noch durch das bloße Anhäufen des Jammers allein, eine tragiſche Wirkung zu erzielen hoffen. Wie groß dieſes auch ſey: an ſich ſelbſt wird es keine tiefe Theilnahme bey uns erwecken, wenn uns der Dichter dieſe nicht auf eine andere Weiſe abzugewinnen weiß. Inzwiſchen läßt ſich nicht läugnen, daß die Größe des Unglückes an ſich ſelbſt — die zerſtörende Kraft desſelben mag unbedingt als eine ſolche, oder in der Kraft des Widerſtandes, welchen ſie zermalmet, dargeſtellt werden — dynamiſch dazu beytrage, die tragiſche Wirkung zu verſtärken. Dieß iſt zum Beyſpiel in den Perſern des Äſchylus bey der pomphaften Aufzählung der perſiſchen Streitkräfte der Fall; wenn man gleich ganz richtig bemerkt hat, daß dieſelbe mehr epiſch als dramatiſch ſey. Auch würde in dieſem Falle der ſtarke Gegenſatz, welchen die ſchmähliche Rückkehr des Xerxes, ſein dumpfer Schmerz, oder vielmehr ſeine gänzliche Verſunkenheit, mit dem Gemählde jener Macht, und den ſtolzeſten Hoffnungen, bildet, vollkommen hinreichend ſeyn, eine tragiſche Wirkung hervor zu bringen. Allein der große, wohlberechnete Stützpunkt derſelben iſt die Erſcheinung des Darius, des Gründers jener Macht, der aus den Tiefen der Unterwelt heraufgeſtiegen, mit dem erhabenen Schmerz eines, den leidenſchaftlichen Regungen der Menſchlichkeit entrückten Weſens, den Jammer der Seinigen überblickt, noch größeres Unglück verkündend, und mit ernſter Warnung auf die Quelle desſelben zurückweiſend:

— Leichenhaufen werden ſprachlos einſt
Den Augen ſpäter Enkel Warnung ſeyn,
Den Sterblichen gezieme Hoffart nicht!
Die Ähre, die aus ſtolzer Blüthe reift,
Sey Jammer, und die Ernte thränenvoll.
— — — — — — — — — — — —
Der ſtolzen Menſchen aufgeſchwollnen Rath
Straft Zeus, und fordert ſchwere Rechenſchaft.

V. 810 ff.

Wie frey von jeder philoſophiſchen Überſpannung wir den Werth der Güter des Glückes auch ſchätzen, und wie hoch wir ihn auch anſchlagen mögen: ſo müſſen wir doch eingeſtehen, daß eine Kraft im Menſchen vorhanden iſt, durch welche er ſich über ihre Entbehrung, wie über ihren Verluſt zu erheben vermag. Darum erregt dieſer Verluſt für ſich allein unſre Theilnahme nur ſchwach, wenn der Dichter einen Glückswechſel dieſer Art nicht mit anderen und mächtigeren Motiven zu verbinden weiß. Weit tiefer wird unſere Theilnahme angeregt, wenn wir jenes Glück zerſtört ſehen, welches dem Menſchen aus der Liebe zu andern Menſchen erblüht, mit welcher die Natur ſelbſt oder freye Wahl ihn verbunden hat. Ältern-, Kinder-, Geſchwiſter- und Gattenliebe; Freundſchaft und treue Anhänglichkeit an Andere ſind, wie die reinſten, ſo auch die ſicherſten Quellen unſeres Glückes. Ihre Verluſte ſind die herbſten: da ſie dem tieferen Gefühle unerſetzlich ſind. Ihr

Schmerz trifft immer eine verwandte Saite in unſerer Bruſt; und in den Trojanerinnen und in der Andromache des Euripides vergeſſe ich über dem Schmerz der Mutter, die ihr Kind der Wuth des Feindes zum Opfer hingeben ſoll, die rauchenden Trümmer des zuſammenſtürzenden Troja, und den ſchweren Stand der Sclavin, die ſich wehrlos den Mißhandlungen einer übermüthigen Nebenbuhlerin preisgegeben ſieht.

Wie tief aber auch der Schmerz ſeyn mag, den wir empfinden, wenn dieſe Seiten unſeres Gefühles getroffen werden, und wie leicht er auch der fremden Bruſt ſich mittheile: es gibt einen weit tieferen und herberen Schmerz, den wir nicht weniger bereitwillig theilen werden, wenn ihn der Dichter uns nur auf die rechte Weiſe näher zu bringen weiß. Das Leben hat nur dann einen höheren Werth, wenn es ſich mit ſelbſtbewußter Klarheit an eine große Idee anſchließt, und mit feſter Kraft ihr nachſtrebt. Auf dieſe Weiſe allein tritt es aus der engen Beſchränkung eigenſüchtigen, oder wenigſtens kleinlichen Sorgens für unſer nächſtes Bedürfniß heraus, und entfaltet freyer die Schwingen über dem dumpfen Dunſtkreis alltäglichen Treibens. Wo wir daher die Begeiſterung für eine ſolche Idee, erſcheine ſie uns als lebendige Liebe zu dem Guten und Schönen in einem enger begränzten Kreiſe ihrer Wirkſamkeit, oder als ein auf eine mächtige und allgemeinere Wirkung gerichtetes Streben zum Wohle der Menſchheit — wo wir die Begeiſtetung für eine ſolche Idee mit ſich ſelbſt zerfallen, oder dem Andrange feindſeliger Einwirkungen erliegen ſehen: da ſcheint uns der edelſte Schmerz auch zugleich der tiefſte und herbſte zu ſeyn, und tief werden auch wir davon ergriffen, wenn ſein Grund, jene höhere Begeiſterung, uns klar geworden. So darf die tragiſche Wirkung welche Öhlenſchlägers Correggio hervorbringt, mit Recht eine tiefe genannt werden; und auch jene in Raupachs Fürſten Chawanſky: wenn die letztere gleich etwas dadurch geſchwächt zu werden ſcheint, daß wir den Helden einer ſo verächtlichen Intrigue erliegen, und Alles ſo ſpurlos zerrinnen ſehen.

Wir leiden bey fremdem Schmerz immer nur ſo viel, als wir den Andern leiden ſehen, oder leiden zu ſehen glauben. Daher muß bey jedem Leiden die Empfindlichkeit des Leidenden in Rechnung gebracht werden. Der Schmerz desſelben wird, als ein leidenſchaftlicher Zuſtand, den nämlichen Geſetzen der Darſtellung unterliegen, auf welche die Darſtellung leidenſchaftlicher Zuſtände und Gemüthsbewegungen überhaupt Rückſicht nehmen muß; und was früher darüber geſagt wurde, wird auch hier ſeine Anwendung finden. Nur wenige Bemerkungen mögen hier noch außer jenen allgemeinen Grundſätzen ihre Stelle finden.

Wenn die Empfindlichkeit des Leidenden unſere Theilnahme an demſelben vermehrt: ſo kann, wenigſtens im Drama, keineswegs von jener Empfindlichkeit die Rede ſeyn, die als kränkelnde Schwäche einen Grad von Schmerz äußert, welcher mit dem Leiden ſelbſt im Mißverhältniſſe ſteht. Aber es gibt eine andere Art von Empfindlichkeit, die unſerer Theilnahme würdiger iſt, und ſie nur ſelten zu verfehlen pflegt. Es gibt nämlich Gemüther, deren eigentlichſtes Weſen es iſt, überall nach der reinſten Harmonie zu ſtreben. Bald genug von der Unmöglichkeit überzeugt, ſie außer ſich zu finden, oder zu ſchaffen, ſuchen ſie dieſelbe in ihrem Inneren herzuſtellen; und wie nun das Beſtreben, das Leben nach allen ſeinen Beziehungen harmoniſch aufzufaſſen, an ſich ſelbſt ein ſittlich ideales, und für ein von ſelbſtiſchen Neigungen freyes Gemüth im Gebiethe des Sittlich Idealen jene Harmonie wirklich zu finden iſt: ſo gelingt es ihnen damit auch bis auf einen gewiſſen Grad, wenn nicht bedeutende Störungen von außen her ihnen entgegen ſind. Solche Charaktere ſind zum Beyſpiel die Prinzeſſin in Göthe's Torquato Taſſo, und Fernando in Müllners Albaneſerin. Wenn der Schmerz die Harmonie eines ſolchen Gemüthes ſtört, ſo empfinden wir ihn um ſo tiefer mit, je wärmer und inniger wir uns mit demſelben befreundet haben, und je richtiger wir bemeſſen, wie ſchwer es dadurch verletzt werde; trifft es aber ein großer Verluſt, eine ſchwere Kränkung, ſo fühlen wir wohl, wie ſein Frieden dadurch unheilbar zerriſſen ſey, und erkennen mit tiefer, wahrhaft tragiſcher Rührung, wie wir uns dieſen unter allen Bedingungen nur glücklich, nicht aber ſicher und mit ſelbſtſtändiger Kraft bewahren können.

Die Zeichnung ſolcher Charaktere fordert eine feſte, ſichere Hand, und man wird finden, daß es ſelbſt beſſeren Dichtern nur ſelten damit gelingen will. Sie bilden dieſelben gewöhnlich zu weich, vorzüglich im Schmerz; ein Vorwurf, wovon ſich der Charakter der Maria im Balboa, wenigſtens in den letzten Acten, nicht freyſprechen läßt. Denn wenn gleich entſchloſſene, mächtig dem Unglück entgegenſtrebende Kraft nie der Grundzug ſolcher Naturen iſt, da dieſe jederzeit regſam die Richtung nach einem äußerem Ziele verfolgt: ſo finden ſie dennoch, theils weil ihr letztes Streben auf etwas in der That Unwandelbares gerichtet, theils weil es, ſo zu ſagen, von vorne herein an die Bedingung ruhiger Reſignation geknüpft iſt, im Unglück innere Kraft genug zum Dulden, und, bey drängenden Veranlaſſungen, auch zum Handeln; wie wenig auffallend dieſe ſich auch äußern mag. Wie edel, mit welcher reinen Hoheit trägt nicht in Göthe's Torquato Taſſo die Prinzeſſin ihren Schmerz!

> Entſchloſſen bin ich nicht, allein es ſey!
> — — — — — — — — —
> Ich ſeh' es wohl, es wird ſo beſſer ſeyn.
> Muß ich denn wieder dieſen Schmerz als gut
> Und heilſam preiſen? Das war mein Geſchick,
> Von Jugend auf; ich bin nun dran gewöhnt.
>
> 3. Act. 1. Scene.

Wenn der Schmerz ein ſolches Gemüth heftiger ergreift, oder leidenſchaftlicher Unwillen über offenbares Unrecht es einmahl auf Augenblicke gewaltſam empört: ſo fühlen wir uns im Innerſten erſchüttert, wie bey Fernandos Schmerz und aufgährender Leidenſchaft in der Albaneſerin. Wenige Pinſelſtriche ſind dann hinreichend, um jenes Aufgähren des Schmerzes oder der Leidenſchaft zu zeichnen; da die dunkle Farbe gegen den hellen Grund nur um ſo ſtärker und lebhafter abſticht.

Wie nun das Beſtreben, das Leben harmoniſch aufzufaſſen, überhaupt als die höchſte Aufgabe desſelben angeſehen werden, und in ſeiner vollkommenſten Form als die edelſte Frucht ruhiger Klarheit und reiner Gemüthlichkeit betrachtet werden kann: ſo findet es doch in dieſer allgemeinſten Ausdehnung nur ſelten Statt; während es ſich weit öfter nach beſchränkteren Beziehungen, und in der Richtung auf beſondere Zwecke auf ſolche Weiſe zu geſtalten ſucht. Denn wie es wohl geſchieht, daß wir ſelbſt an laſterhaften Menſchen nicht nur einzelne ſittliche Vorzüge, ſondern auch ein ſelbſtbewußtes Streben nach denſelben gewahr werden: ſo findet ſich auch neben leidenſchaftlicher Verworrenheit nicht ſelten noch das Beſtreben, das Leben nach einzelnen Beziehungen harmoniſch aufzufaſſen und auszubilden. Erregt nun ein ſolches Beſtreben gleich immer eine lebhafte Theilnahme, wenn wir es durch einen feindſeligen Angriff geſtört oder vernichtet ſehen, da wir dabey mit Recht einen erhöhten Grad von Empfindlichkeit vorausſetzen: ſo iſt dennoch dieſe Theilnahme eine bedingte, wie jenes Streben jederzeit ein einſeitiges genannt werden muß.

Auf ſolche Weiſe erſcheint zum Beyſpiel in Shakſpeare's Romeo und Julie das Streben der beyden Liebenden, wie ätheriſch ihre Schwärmerey auch gehalten ſeyn möge, durchaus als ein einſeitiges; das Intereſſe aber hier, wie in ſolchem Fall immer, als abhängig von dem abſoluten Werthe des Strebens, und dem Charakterwerthe der handelnden Perſonen. Ich irre kaum, wenn ich behaupte, daß Axel und Walburg als Liebende eine höhere Theilnahme einflößen, als Romeo und Julie. Man wird wenigſtens zugeben müſſen, daß ihre Liebe nicht ſo ganz auf ſich ſelbſt beſchränkt ſey; alles, was nicht ſie ſelbſt iſt, vernichtend und ausſchließend. Romeo iſt verliebt; und was weiter? So alles übrige vergeſſend und ausſchließend; ſo einzig ſich ſelbſt genügend und nichts als ſich ſelbſt empfindend, wie dieſe Neigung nach ihrem Zitle ſtrebt, erregt ſie, wie herb auch eben dadurch der Schmerz der Liebenden werde, ein ihrer Stärke entſprechendes Intereſſe nur dann, wenn auch der Zuſchauer über dieſer Neigung Alles übrige vergeſſen kann. Auch hat der große Dichter das Intereſſe ſeines Werkes nicht an die Neigung und den Schmerz der Liebenden allein, ſondern an den Kampf des Parteyhaſſes geknüpft; und dieſem nicht nur überall den weiteſten Spielraum eingeräumt, ſondern ihn auch dem Ganzen zur feſten Unterlage gegeben. Auch wird ſich nicht wohl läugnen laſſen, daß das tragiſche Intereſſe zunächſt von dieſem Punkte ausgehe. Kaum gibt es auch ein zweytes Stück, in welchem der Haß neben der Liebe in einer furchtbareren Geſtalt erſchiene; wie Wahnſinn ſcheint er die Streitenden befallen zu haben, um ſie beſinnungslos gegen einander zu treiben; und es war gewiß tiefe Abſicht des Dichters, daß wir durch das ganze Stück hindurch mit der Veranlaſſung desſelben ſo gut als unbekannt bleiben.

Haß und Liebe erſcheinen hier in der höchſten Unbedingtheit leidenſchaftlichen Strebens; und wenn die letztere allerdings ſchon dadurch tragiſch war — wie denn eben das Übermaß des leidenſchaftlichen Gefühls die glückliche Rettung der Liebenden vereitelt: ſo darf dennoch der erſtere um ſo mehr als die eigentliche Quelle der tragiſchen Wirkung betrachtet werden, da jener Wahnſinn des Haſſes nicht nur die nächſte Veranlaſſung der unglücklichen Kataſtrophe enthält, ſondern in ſeiner Unbedingtheit jede glückliche Löſung unmöglich machte.

Jedes Unglück wird geſchärft durch den Contraſt mit einem früheren glücklicheren Zuſtande; und wie die Empfindlichkeit für den Schmerz dadurch geſteigert wird, ſo auch unſere Theilnahme. Immer wird dabey die Wirkung größer ſeyn, wenn ſie ſich auf den Gegenſatz der vorigen und jetzigen Gemüthsſtimmung des Unglücklichen, als auf die Verſchiedenheit ſeiner äußeren Lage gründet. Mit der Trauer über den Verluſt einer harmloſen, unbefangenen Seelenruhe; der heiteren Befriedigung, die aus dem Genuſſe eines beſchränkten, aber dem Genügſamen Alles erſetzenden Glückes hervorquillt, ſympathiſiren wir leicht: da wir in dieſem Falle richtig empfinden, wie die Glückſeligkeit des Menſchen von ſolcher Ruhe und Befriedigung allein abhange; das Leben ſie uns aber entweder verſagt, oder entriſſen hat, oder ſie uns wenigſtens jeden Augenblick entreißen kann. Nicht eben ſo iſt es mit den äußeren Gaben und Vortheilen des Glückes, die uns theils vielleicht fremdartiger ſind; theils uns als minder weſentliche Beſtandtheile der menſchlichen Glückſeligkeit erſcheinen. Wo daher ihr Verluſt unſer Mitgefühl erringen ſoll, muß der Schmerz des Unglücklichen darüber eben wieder an eine verletzte Empfindung edlerer Art geknüpft werden.

Ein heftiger Schmerz ſchließt jede andere Empfindung aus, als die der Gegenwart. Nur in weicheren Gemüthern iſt die Sehnſucht nach einem verlornen, oder ihnen verſagten ruhigen Glück fortwährend heimiſch. So wirft Heinrich der Sechſte (2. Thl 2. Act. 5. Sc.) mitten im Getümmel der Schlacht einen ſehnſüchtigen Blick nach dem harmloſen Glück des Hirtenlebens; die ſchönſte dramatiſche Idylle, die noch je einem Dichter gelungen iſt: und Johanna d'Arc geht aus ihrer leidenſchaftlichen Bewegung am Krönungsmorgen zur Trauer über das ihr gefallene Loos, und erſt von dieſer zur wehmüthigen Sehnſucht nach ihrem früheren ſtillen Frieden über. Selbſt dann geht dieſe Sehnſucht aus einer größeren oder geringeren Abſpannung der Seele hervor, wenn ſie wie ein raſcher Blitz die dunkle Nacht der Verbrechen erleuchtet. In letzterem Falle wirkt ſie am ergreifendſten; wie jene Äußerung des Räubers Moor: »Es war eine Zeit, wo ich nicht ſchlafen konnte, wenn ich mein Nachtgebeth nicht verrichtet hatte;« oder jene Macbeths:

Stets rief es: Schlaft nicht mehr! durch's ganze Haus;
Glamis erwürgt den Schlaf, und d'rum ſoll Cawdor
Nun nicht mehr ſchlafen, Macbeth nicht mehr ſchlafen.
2. Aufz. 2. Sc.

Der Fluch des Verbrechens, ruheloſe Zerfallenheit, kann uns in keinem erſchütternderen Bilde begegnen, als in der Sehnſucht nach dem verlornen Frieden der Seele, und in der hoffnungsloſen Verzweiflung, ihn, wenn er verloren iſt, aufs neue zu gewinnen.

Jeder Schlag des Unglücks ſchmerzt deſto tiefer, je unerwarteter er fällt, und erregt darum deſto lebhafter die fremde Theilnahme. Auch hier rührt uns der Dichter am tiefſten, wenn er darſtellt, wie durch das Unglück nicht die Herrlichkeit des äußeren Glückes, ſondern die harmloſe Heiterkeit oder der ſtille Frieden eines ſchuldloſen Gemüthes zerſtört wird. So geht in der natürlichen Tochter die nicht heftige, aber darum nicht minder tiefe Rührung, welche uns bey Eugeniens raſchem Glückswechſel ergreift, größtentheils aus ihrer holden Freude an dem ihr kaum zu Theil gewordenen Glücke, und an den glänzenden Hoffnungen hervor, die es ihr eröffnete. Auch im Balboa iſt jene Scene vortrefflich gedacht und ausgeführt, in welcher Maria ihre faſt kindliche Zuverſicht eines auf Liebe und Eintracht gegründeten Glückes gegen ihren Lehrer Jeronimo ausſpricht (1. Act, 3. Sc.). Dieſe Scene rührt uns nicht nur für ſich allein: ſondern ſie dient auch jener Rührung, welche durch das ganze Stück erreicht werden ſoll, zu einer ſo feſten Unterlage, als ſie, bey der überhaupt etwas verfehlten Anlage desſelben, abgeben konnte.

Aber am tiefſten fühlen wir uns erſchüttert, wenn wir den Unglücklichen unbefangen und ahnungslos ſeine Bahn gehen, und zuverſichtlich ſeinen Hoffnungen vertrauen ſehen: während die unheilſchwangere Wolke bereits über ſeinem Haupte ſchwebt, welche das Verderben über ihn herabſchütten ſoll. Denn das überhaupt iſt die furchtbare Seite des Lebens, daß das Unheil auf weichen Socken uns nachſchleicht, und den zermalmenden Schlag fallen läßt, wenn wir es am wenigſten vermuthen. Nur ſelten iſt dieſer Hebel mit ſo großem Erfolge gebraucht worden, wie von Schiller im Wallenſtein. Die große Wirkung der beyden letzten Acte kann nur dann in Anſpruch genommen werden, wenn der Grund ſeiner Unentſchloſſenheit falſch, oder die richtige Anſicht ſeines Charakters nicht ſcharf genug aufgegriffen worden. Von dem Augenblick an, wo Wallenſtein die Thore von Eger betritt, werden unſere Theilnahme, unſer Mitleid, unſer Grauen in einem furchtbaren Creſcendo geſteigert. Wie bedeutend eröffnet ſich nicht die Reihe dieſer Scenen mit Buttlers Ankündigung:

Er iſt herein; ihn führete ſein Verhängniß.
Der Rechen iſt gefallen hinter ihm,
Und wie die Brücke, die ihn trug, beweglich
Sich niederließ, und ſchwebend wieder hob,
Iſt jeder Rettungsweg ihm abgeſchnitten.
4. Act, 1. Sc.

Von dieſem Augenblick an wird jede Saite unſeres Gefühls mit ſicherer, mächtiger Kraft immer ſtärker und ſtärker angezogen. Gordons Entſetzen bey Buttlers Eröffnung, Terzky's und Illos kecke Hoffnungen, die Nachricht von Max Piccolominis Tode, der Eindruck, welchen ſie auf Wallenſtein hervorbringt, und der neue Jammer, womit Thekla's Entſchluß die Ihrigen erfüllen wird — alles dieſes bereitet nur noch tiefere Erſchütterungen vor, die bey der Berathung des Mordanſchlages, bey den Träumen der Gräfin, bey Gordons und Seni's ängſtlichem Flehen, und bey Wallenſteins furchtbarer Verblendung unſere Theilnahme zum mitfühlenden Schmerz und Grauen ſteigern. Nie habe ich Wallenſteins letzte Worte:

Gute Nacht, Gordon!
Ich denke einen langen Schlaf zu thun.

Denn dieſer letzten Tage Qual war groß:
Sorgt daß ſie nicht zu zeitig mich erwecken —

ohne Schauder leſen können: und immer werde ich dieſe Reihe von Scenen für eines der größten Muſter tragiſcher Rührung, und für einen der größten Triumphe des unſterblichen Dichters halten.

Als einer der vorzüglichſten Umſtände, von welchem unſere Theilnahme an dem Leiden einer tragiſchen Perſon abhängt, iſt der Antheil, welchen ſie ſelbſt an ihrem Unglücke hat, oder mit andern Worten, die Schuld oder Unſchuld derſelben bezeichnet worden.

Ariſtoteles verlangt, daß der Held der vollkommenſten Tragödie weder ein ganz ſittlich guter Menſch, noch ein entſchiedener Böſewicht ſey: ſondern daß er zwiſchen beyden das Mittel halte, und weder durch ſittlichen Werth ausgezeichnet ſey, noch durch ſittliche Verderbtheit und durch einen großen Fehler die unglückliche Veränderung ſeines Schickſals herbeyführe.

Daß auch das Leiden des ganz Schuldloſen eine vollkommene tragiſche Wirkung hervorzubringen vermöge, würden der ſtandhafte Prinz des Calderon de la Barca, und Ohlenſchlägers Correggio hinreichend beweiſen können. Auch in den edelſten Beſtrebungen zeigt ſich das tragiſche Princip der Nichtigkeit menſchlicher Kraft im Gegenſatz zu dem Walten einer ſittlichen Weltregierung, die nach ihrer Abſicht alles ordnet, und auch den Tugendhafteſten erliegen laſſen kann, weil eben ſie die Wage gerechter Vergeltung in ihrer Hand hält. Dennoch iſt es ſehr natürlich, daß unſer Gefühl aufs ſchmerzlichſte verletzt wird, wenn wir den Schuldloſen der Bosheit oder den unverdienten Streichen des Unglücks erliegen ſehen; und da unſer Mitleid hier leicht jede Gränze überſchreitet, und jede Rückſicht verſchmäht: ſo iſt ſelbſt bey der aufgeſtellten tragiſchen Anſchauung des Lebens jene Vorſchrift des Ariſtoteles noch hinreichend gerechtfertigt. Auch zeigt ſich, was bereits bemerkt worden, daß jene Dichter, welche die tragiſche Wirkung auf das Leiden des Schuldloſen gegründet haben, ſich immer veranlaßt gefunden, die Verſöhnung und die Verklärung des Göttlichen noch auf einem andern Wege, als auf dem der bloßen Darſtellung der tragiſchen Weltanſchauung zu ſuchen. Wo ihnen aber kein außerordentliches Verklärungsmittel dieſer Art zu Gebote ſtand: da haben ſie jederzeit mehr Bewunderung für ihren Helden, als tiefe Theilnahme; mehr eine edle, als eine große und erſchütternde Wirkung hervorgebracht. Mit wie richtigem Gefühl der Dichter den ſelbſtſtändigen Werth der That ſeines Helden, und ihre Kraft, fortwährend neue Keime des Guten zu zeugen, auch dargeſtellt habe: ſicher würde unſer Antheil an Regulus größer und lebendiger ſeyn, wenn er ihn nicht frey von jeder Schuld, und, die hinreichend beſtimmten hiſtoriſchen Andeutungen benützend, die Gefangenſchaft deſſelben als die Folge einer allzukühnen Zuverſicht auf das Glück ſeiner früheren Unternehmungen geſchildert hätte. In dieſem Spiegel nämlich erkennen wir das Bild, und in dieſem Bilde das Loos der Menſchlichkeit am deutlichſten und auffallendſten: eben weil dieſes Bild dem Leben ſelbſt entnommen iſt; und weil es uns in der Vergangenheit wie in der Gegenwart ſo oft begegnet, daß wir in ihm die Grundzüge unſerer Natur nicht zu verkennen vermögen. Denn wir alle werden durch das Gefühl unſerer Kraft, das die enge Beſchränkung derſelben ſo leicht vergißt, und durch das täuſchende Lächeln des Glückes zu einer verwegenen und oft übermüthigen Zuverſicht, durch dieſe aber zum ſicheren Falle geleitet. Dieſe Anſicht iſt aber eben darum in der alten Tragödie ſo mächtig vorherrſchend, weil dieſe ſie unmittelbar aus der unbefangenen und klaren Anſchauung des Lebens ſelbſt geſchöpft hatte.

Auch noch andere Gründe laſſen für die Gültigkeit jener Vorſchrift des Ariſtoteles ſich angeben. Wenn das tragiſche Princip überhaupt in der Darſtellung der Nichtigkeit menſchlicher Kraft im Widerſtreit mit dem Walten einer ſittlichen Weltordnung, die tragiſche Verſöhnung aber in der Verklärung desſelben in ihren ewigen Geſetzen beſteht: ſo läßt ſich nicht läugnen, daß dieſe ſich in dem Zuſammenhange zwiſchen Schuld und Strafe klarer und deutlicher ausſprechen, als in der Darſtellung der fortzeugenden Kraft des Guten. Faſt immer liegt die Reihe der Verkettung im erſteren Falle abgeſchloſſener, oder als ein näheres Abgeſchloſſenes vor uns, als in dem letzteren; auch kann, da wir dem Irrthum, und durch dieſen der Schuld, in welchem Maße es auch ſey, verfallen ſind von der Wiege an, nur die gedankenloſeſte, das eigene Innere, wie das Treiben Anderer unbeachtet laſſende Flachheit — und für dieſe gibt es nicht nur keine tragiſche Tiefe, ſondern überhaupt keine tragiſche Poeſie — die Wahrheit des Bildes verkennen, in welchem jenes große Geſetz der ſittlichen Weltordnung, und dadurch dieſe ſelbſt, ſich abſpiegelt.

Wie nun Ariſtoteles verlangt, daß der tragiſche Held nicht ganz ſchuldlos ſey: ſo will er auch, daß dieſer nicht ein ganz entſchiedener Böſewicht ſey.

Man denke in Voltaire's Mahomet die Kataſtrophe ſich anders, als ſie wirklich iſt. Nicht den edlen Sopir, nicht den unglücklichen Seide, ihn, Mahomet, den Urheber des grauſamſten Frevels, treffe das Verderben. Wer könnte die herbſte Qual eine zu ſtrenge Strafe für ihn nennen, und von ſeinen Leiden gerührt werden! Vom erſten Anfange des Stückes an lernen wir ihn als einen kühnen, hinterliſtigen, gewaltthätigen Betrüger kennen; mit jeder Scene wächſt unſer Abſcheu vor ihm, und weder ſeine Kühnheit noch ſeine außerordentliche Geiſtesüberlegenheit vermögen die Empörung unſers ſittlichen Gefühls über jene tiefe Bosheit zu beſchwichtigen, mit welcher er, um ſeine Wolluſt und Rachſucht zu befriedigen, unter der Maske eines gottgeſandten Propheten, den kindlich vertrauenden Jüngling dahin bringt, unwiſſend ſeinen Vater zu ermorden, und darauf ihn ſelbſt vergiftet, um ſein ſcheusliches Verbrechen mit Vergeſſenheit zu bedecken. Man kann übrigens der Compoſition des franzöſiſchen Dichters eine gewiſſe tragiſche Größe nicht abſprechen: ſo willig man auch alles zugeben mag, was A. W. Schlegel über die Unlauterkeit der Abſichten desſelben geſagt hat. Es gibt einen Grad ſittlicher Verruchtheit, der, wenn wir ihn ungeſtraft und ſiegreich ſeine Zwecke erreichen ſehen, den Riß, welchen er in unſere ſittliche Anſicht des Lebens machen zu müſſen ſcheint, von ſelbſt wieder ausfüllt, und unſer ſittliches Gefühl läutert, indem er es aufs höchſte empört; weil eben dieſe höchſte Empörung zu jener Anſicht uns zurückführt, und uns auf ſie hinweiſt. Nur durch eine ſo ganz elende Spiegelfechterey muß ſich der Dichter mit unſerem ſittlichen Gefühle nicht abfinden wollen, wie der Verfaſſer des Mahomet. Göthe hat die Schlußverſe des Originals in ſeiner Bearbeitung weggelaſſen; gewiß mit Recht; da ſie ſagar Laharpe, der ekelhafte Lobredner Voltaires, nicht ſehr lobenswerth findet: wenn gleich der Dichter recht wohl wußte, was er ſeiner Abſicht nach mit dieſen Verſen wollte *).

Es gibt aber vorzüglich drey Grade, nach welchen unſere Theilnahme an dem Schuldigen ſich abſtuft.

Der erſte iſt jener Irrthum, der das Falſche für das Wahre, das Gute für das Böſe nimmt: ohne ſie aus Befangenheit des Geiſtes unterſcheiden zu können. Wie groß aber auch dieſe Befangenheit ſey, wie ſie auch den Geiſt umdüſtere; gänzlich vermag ſie, den Zuſtand bildungsloſer Rohheit ausgenommen, die Regungen des ſittlichen Gefühles nicht zu erſticken, das eben hier, ſelbſt unterliegend, in der eigenthümlichen Würde ſeiner Verklärung erſcheint. Die Befangenheit des Irrthums ſelbſt bringt eine doppelte Wirkung auf uns hervor: ſie zeigt uns die Kraft des Geiſtes in unverſchuldete Bande geſchlagen, unter deren Laſt er erliegt; und erreicht dadurch nicht nur unſere ſchmerzlichſte Theilnahme — wie ſie der Dichter des Mahomet uns für Seiden und Palmyren auf das glücklichſte abzugewinnen weiß —: ſondern ſie erſchüttert uns auch auf das tiefſte dadurch, daß ſie uns zeigt, welche Macht der Irrthum über den menſchlichen Geiſt gewinnen, und bis auf welchen Grad er ihn unterjochen könne. Dieſe Befangenheit des Geiſtes wirkt um deſto erſchütternder, wo wir ſie als eine partielle, anderſeitig mit geiſtiger Kraft, und wohl auch mit ſtolzer Zuverſicht auf dieſe verbunden finden, wie im Ödipus. Aber wie uns dieſe Anſicht von der Befangenheit des menſchlichen Geiſtes, und von der furchtbaren Macht, mit welcher der Irrthum ihn zu beſtricken

---

*) Über den hiſtoriſchen Charakter Mahomets vergleiche man übrigens Ölsners: Mahomet, eine vom franzöſiſchen National-Inſtitut gekrönte Preisſchrift.

vermag, niederſchlägt: ſo erhebt ſie uns auch wieder, und richtet uns auf. Sie zeigt uns den Irrthum als einen unſerer Natur fremdartigen Beſtandtheil, und in den verderblichen Folgen desſelben die nothwendig in ihren Geſetzen begründete Kriſis, wodurch ſie ihn auszuwerfen ſucht; die Heilung ſelbſt aber in dem richtigen ſittlichen Erkennen, welchem ſie dadurch zuſtrebt. Dieſe Anſicht, wenn wir ſie in den tauſendfältigen Verflechtungen, in welchen ſie ſich in jedem Leben offenbart, ſo weit unſer blödes Auge es vermag, verfolgen, iſt eine der erhebendſten und gewinnreichſten, welche die Betrachtung der menſchlichen Natur uns zu biethen vermag.

Die zweyte der angegebenen Stufen iſt die Befangenheit der Leidenſchaft.

Auch die Befangenheit der Leidenſchaft iſt Irrthum. Denn demjenigen iſt wohl die Beſchaffenheit der ſittlichen Natur des Menſchen noch wenig klar geworden, der nicht erkannt, wie und mit welcher Unbedingtheit das klarſte und vollkommenſte ſittliche Erkennen mit dem ſittlichen Handeln zuſammenfalle, und mit dieſem ganz Eines ſey. Mit der Befangenheit des Irrthums der Leidenſchaft zerfließt daher nothwendig auch dieſe; und auch von dieſem fremdartigen Beſtandtheil ſucht die ſittliche Natur nach nothwendigen, ewigen, von der göttlichen Weisheit beſtimmten Geſetzen ſich zu reinigen. Wie vielfach der tragiſche Dichter dieſe Anſicht benützen könne, iſt zum Theil in dem Früheren bereits angedeutet worden, theils ſcheint es keiner weiteren Ausführung zu bedürfen.

Auch auf der dritten Stufe finden wir den Irrthum; aber jenen furchtbaren, wahnſinnigen Irrthum, der die Bande der ſittlichen Natur zerreißen zu können wähnt: weil er, wie Macbeth, das Leben nur für »die ſeichte Furth der Zeit« berechnet. Dieſem Irrthum im Unglück unſre Theilnahme zu gewinnen, iſt am ſchwerſten; es iſt unmöglich, wo wir die ſittliche Natur ſo gänzlich vernichtet ſehen, wie im Mahomet. Für Macbeth erhält ſich dieſe Theilnahme eben nur dadurch, daß wir nie ganz an ihre Vernichtung glauben, da wir ſie ſo heftig gegen das Verbrechen ſich empören ſehen: daß wir in der Wahl, zu welcher er ſich entſchließt, ſelbſt die höchſte Befangenheit des Geiſtes gewahr werden, und in der Furcht vor der rächenden Vergeltung »auf dieſer ſeichten Furth der Zeit« die unwillkürliche Anerkennung der Rechte der Vergelterin finden.

Immer alſo wird der tragiſche Dichter, wo er dem entſchiednen Verbrecher unſre Theilnahme erhalten will, ſie nur durch die glückliche Darſtellung des Widerſtrebens oder der Regungen ſeiner beſſeren Natur uns abgewinnen, und das Zerfließen des Irrthums, welcher dieſe erſtickte, allein mit Vortheil zum Stützpunkte der tragiſchen Rührung machen können. Kaum darf er auf einem andern Wege ſich unſerer Theilnahme an dem Unglück ſeines Helden zu verſichern hoffen; ſelbſt dadurch nicht, wenn er uns zeigt, wie die Bösartigkeit desſelben durch den Einfluß äußerer Umſtände veranlaßt und begünſtiget wurde; wenigſtens nicht dadurch allein; und am wenigſten durch die Kraft und die geiſtige Überlegenheit, womit er ihn ausſtattet, oder durch den täuſchenden Schein großer und glänzender Eigenſchaften. Es iſt erlaubt, und ſogar gut und nützlich — ſo wenig es gewöhnlich auch einer hochpoetiſchen Natur einleuchtet, bey der Betrachtung eines dramatiſchen Charakters neben der Poeſie auch die ſchlichte Proſa etwas gelten zu laſſen, und, zum Beyſpiele, bey Carl Moor über ſeinen glänzenden Anlagen den Räuberhauptmann und den Mordbrenner nicht zu vergeſſen. Es iſt bemerkt worden, das freche Anſtürmen gegen die Formen der geſellſchaftlichen Ordnung, als Folge einer aus Wüſtheit entſtandenen Erbitterung gegen dieſelbe, und als eine höchſt ungerechte Rachſucht könne — ſo wie überhaupt das nackte Verbrechen für ſich allein — nicht tragiſch ſeyn. Darin aber hat der große Dichter die tragiſche Wirkung auch nicht geſucht. Weit ſicherer wußte er dieſe dadurch zu erreichen, daß er den Irrthum Moors, als ob die Sättigung ſeiner aufgeregten Erbitterung ihm eine Befriedigung gewähren könne, zerrinnen, und denſelben erſt in Sehnſucht nach dem verlornen Frieden ſich auflöſen, dann aber mit einem klaren Erkennen ſeiner ſelbſt ihn endigen läßt. Und gewiß hat der Dichter ſich durch eben dieſes Mittel unſrer Theilnahme an ſeinem Helden mit dem zuverläßigſten Erfolge verſichert. Die tragiſche Anlage wird ſich daher den Räubern unter den Werken Schillers aus der erſten Periode, wie man dieſes Werk auch ſonſt beurtheilen mag, am wenigſten abſprechen, der Vorzug aber ſich nicht läugnen laſſen, der ihnen in dieſer Hinſicht vor Fiesko, und noch weit entſchiedner vor Kabale und Liebe zuſteht.

Übrigens muß, um jedes Mißverſtändniß über das Geſagte zu vermeiden, bemerkt, oder vielmehr wiederhohlt werden, daß es zur Erreichung der tragiſchen Wirkung zwar nothwendig ſey, daß uns der Dichter an dem Böſewicht die Befangenheit des Irrthums; keineswegs aber, daß er uns dieſe durch die Sinnesänderung oder die Reue des Verbrechers zeige; wenn es gleich richtig, daß er unſre Theilnahme, für denſelben, bey jenem Maße von Bösartigkeit oder Verbrechen, von welchem hier die Rede iſt, auf keinem anderen, als auf gedachtem Wege gewinnen werde. —

Unſere Theilnahme an dem Leiden Anderer hängt ferner noch ab, von dem Grade moraliſcher Kraft, mit welcher wir ſie dem Unglück begegnen, oder dasſelbe ertragen ſehen.

Der Anblick eines kräftigen Ringers gegen das Unglück wirkt überall erhebend, weil er das Gefühl unſrer eignen Kraft anregt. Der tragiſche Dichter wird alſo aus dieſem Umſtande die wichtigſten Vortheile ziehen können, wenn er ihn zu benützen weiß.

Es iſt bereits bemerkt worden, daß ſelbſtbewußte Klarheit des Wollens und Strebens die feſteſte Unterlage, das eigentliche Siegel der Kraft ſey. Dieſe Art der Darſtellung der Kraft beym Widerſtande gegen das Unglück wird unſre Theilnahme nirgends verfehlen; weil wir dieſe Art der Kraftäußerung nicht nur an und für ſich ſelbſt als die höchſte, ſondern auch als die einzige anerkennen müſſen, welche den Angriffen des Unglücks etwas abzugewinnen vermag. Selbſt wo leidenſchaftlicher Ungeſtüm gegen dieſes ankämpft, wird er wenigſtens nicht leidenſchaftliche Verworrenheit ſeyn dürfen, wenn unſre Theilnahme ihm nicht gänzlich fehlen ſoll.

Auf welche Weiſe und in welchem Grade dieſe Beſonnenheit des Kraftgefühls bey einer, dem Anſchein nach verzweifelt ſcheinenden Lage unſre Theilnahme gewinne, kann der Dichter vielleicht aus keinem andern Werke ſo gut, als aus Shakſpeares Heinrich dem Fünften lernen. Denn welcher dramatiſche Dichter würde in dieſem Falle nicht das raſch und muthig emporlodernde Kraftgefühl des jungen Königs zum vorzüglichſten Hebel des Intereſſe an demſelben gemacht haben? Nicht ſo Shakſpeare. Nicht die kühne Zuverſicht auf den Sieg über einen ihm außer allem Verhältniß überlegenen Feind, hat er dem Könige geliehen, weil er jenen Sieg in der Chronik wirklich vorfand: ſondern jene feſte, ruhige Beſonnenheit, die weiß, daß ſie den Sieg nur durch den muthigſten, beharrlichſten Widerſtand erkaufen kann, und wo dieſer nicht ausreicht, das Leben ſelbſt dafür hinzugeben entſchloſſen iſt.

Es gibt keine menſchliche Kraft, die ſtark genug wäre, unter jeder Bedingung dem Schmerze zu widerſtehen. Nur bedingungsweiſe ſind wir ſtark; nur im Verhältniſſe zu der Stärke des uns gegebenen Feindes; und weil eben kein Stärkerer uns entgegengeſtellt werden ſollte, mögen wir uns gern dafür halten. Wir ſind alle verwundbar; und wenn wir unter den Pfeilen des Unglücks nicht ächzend hinſtürzen: ſo iſt es eben nur, weil der Pfeil unſere empfindlichſte Seite nicht treffen ſollte. Auch wird es dem unbedeutendſten Aufwande von' Scharfſinn mit leichter Mühe gelingen, ſelbſt dort, wo er die größte Kraft des Widerſtandes gegen den Schmerz antrifft, eine nicht gewagte Combination feindlicher Einwirkungen anzugeben, die jene Kraft ſchnell wegzehrte, und in ſich ſelbſt zuſammenbrechen ließe; und um ſo weniger darf er eine ſolche Berechnung ſcheuen, weil ihm eine nur zu große Auswahl möglicher Fälle zu Gebothe ſteht. Nichts iſt daher an einem tragiſchen Helden unerträglicher, als jene Bravaden gegen das Unglück, die er nur darum hervorkollert, weil der Dichter das Meſſer ſchon geſchliffen hat, womit er alle Bande des Schmerzes ohne große Mühe entzwey ſchneiden wird: oder jener ſtöckiſche Stoicismus, der aus dem Unglück ſeinen Narren macht; wobey denn freylich der Dichter, ohne daß er es weiß, die Rolle oft ſelbſt ſpielt, welche er letzterem zugedacht hat.

Wie unzulänglich aber die menſchliche Kraft auch ſeyn mag, um den Schmerz über das Unglück abzuwehren: ſo iſt doch die Kraft in uns, ihn zu ertragen; die, weil ſie bis an die Gränze reicht, wo die erſchöpfte Natur ihm unterliegt, mit Recht eine zureichende genannt werden mag.

In ihrer höchſten Potenz zeigt dieſe Kraft ſich als Trotz gegen das Unglück: wenn ſie nämlich mit klarem Bewußtſeyn ihrer ſelbſt ſich weigert, ſich den Bedingungen zu ergeben, unter welchen ſie ſich von demſelben befreyen kann. Eine ſolche Kraftäußerung kann im Leben, wie in der Dichtung, nie mehr werth ſeyn, als die Vorſtellung werth iſt, aus welcher ſie hervorgeht. Denn iſt gleich Kraftgefühl immer die Quelle eines ſolchen Trotzes: ſo ſtützt er ſich dennoch überall auf ein beſonderes ſittliches oder leidenſchaftliches Gefühl, und iſt daher bald erhaben, bald bloß leidenſchaftlich. Wenn aber die Vorſtellung, aus welcher er hervorgeht, an ſich ſelbſt ganz werthlos iſt: ſo iſt jener Trotz ein kindiſcher, und kann in dieſem Falle dann mit Recht beſſer Schwäche, als Kraft genannt werden.

Am erhabenſten zeigt ſich dieſer Trotz gegen das Unglück in dem *gefeſſelten Prometheus* des Äſchylus; weil er hier am reinſten aus der Vorſtellung einer höheren Weltregierung hervorgeht. Durch Jahrtauſende ſoll die Qual dauern, zu der Zeus den Prometheus verdammte, weil er, als der Gott die armen Sterblichen vertilgen wollte, ſich ſeinem Rathſchluß widerſetzt, ihnen die Wohlthat des Feuers zugewendet, und ſie die Künſte gelehrt hatte, die ihnen das Leben erträglich machen. An die Felſen des Kaukaſus geſchmiedet, ruft er den Äther, die Winde, das Meer und die Sonne zu Zeugen ſeiner Qualen an, die er zum Theile vorausſah, und die ihn dennoch nicht hinderten, der Wohlthäter des Menſchengeſchlechtes zu werden.

Leicht findet, weſſen Fuß das Unheil nicht
Verſtrickte, Rath und weiſen Unterricht
Dem Duldenden. Das weiß ich Alles auch.
Ich fehlte wiſſend, wiſſend! läugn' es nicht:
Die Menſchen ſchützend fand ich dieſes Leid;
Doch wähnt' ich nicht, daß ſolche Strafe mich
Zermartern würd', an ſteile Felſen hier
Verbannt, auf öder, nachbarloſer Höh'. V. 364. fgg.

Mit Hohn weiſt er die Vermittlung des Oceanus, und mit trotziger Verachtung den Bothen des Gottes zurück, der ihm noch weit herbere Qualen droht, als welche er duldet, wenn er den Wünſchen desſelben ſich nicht fügen werde. Auch geht dieſe Drohung wirklich in Erfüllung, und unter dem Aufruhr aller Elemente wird Prometheus, vom Blitze des Zeus getroffen, in den Hades hinabgeſchleudert.

Wie mächtig auch die Kraft des Halbgottes ſey: wir ſehen ſie hier einer ſtärkeren unterliegen, und den Trotz gegen dieſe mit den herbeſten Leiden büßen. Auch ſollte dieſe Beſchränktheit im Gegenſatz zu jener ſtärkeren, wenn gleich nicht unbedingt höchſten Kraft, auf das deutlichſte hervortreten. Die tragiſche Wirkung ſollte durchaus nicht aus dem Trotz des Prometheus und aus der Standhaftigkeit, mit welcher er ſeine Leiden trägt: ſondern vielmehr gerade aus der theilweiſen Vernichtung dieſer Kraft durch eine größere, wenn gleich ebenfalls bedingte hervorgehen; über welche eine höchſte und unbedingte in verklärter Herrlichkeit waltet. Darum iſt den Ermahnungen und den Warnungen des Oceanus, des Hermes und der Oceaniden ſo viel Raum gegeben. Am nachdrücklichſten äußert ſich der Chor darüber.

Es wolle nimmer
Die Macht des allwaltenden Zeus

Widerſtreben, meinem Willen!
— — — — — —
Ach es iſt lieblich
In kühnen Hoffnungen
Langes Leben auszudehnen!
Und mit ſchimmernder Wonne
Zu laben das Herz.
Ich ſchaudere,
Dich zermartert zu ſehn
Von tauſendfältigem Weh!
Zeus nicht ſcheuend,
Eignem Willen gehorchend,
Hegteſt, o Prometheus,
Du die Menſchen zu ſehr.
Ach der dankloſen Gunſt!
Sag, o Prometheus!
Was iſt die Kraft
Hinfälliger Menſchen?
Ihr Beyſtand, was?
Saheſt du nicht
In hülfloſer Ohnmacht,
Gleich Traumgebilden und blind,
Ihr verſtricktes Geſchlecht!
Der Sterblichen Dünkel
Ereilte noch nie
Den harmoniſchen Rath des Zeus. V. 525 fgg.

Aber eine höhere Macht waltet über Zeus ſelbſt. Auch ſeiner durch gewaltthätigen Frevel errungenen Herrſchaft iſt von ihr ein beſtimmtes Ziel geſetzt. Die Vorherſehungsgabe des Prometheus vermöchte den drohenden Untergang abzuwenden; aber dieſen hat ſich Zeus zum unverſöhnlichen Feinde gemacht. So erfüllt ſich an ihm durch ſeine eigene frevelnde Gewaltthat der Wille des Schickſals. Der Trotz des Prometheus gründet ſich keineswegs auf eine unbedingte Kraft zum Widerſtande gegen den Schmerz, oder zur Ertragung desſelben: ſondern, vermöge der ihm einwohnenden höheren Vorherſehungsgabe, auf das klarſte Erkennen der hehren Würde jener Macht, nach deren Plane er der Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechtes werden ſollte, und die das Ende ſeiner Leiden, wie den Sturz ſeines Feindes wirken wird, nach der Gerechtigkeit ihres Rathſchluſſes; und noch verſinkend ruft er die Erde und den Himmel zu Zeugen des Unrechtes an, welches er erduldet:

In der That, nicht in Worten mehr
Bebet die Erd' auf!
Es brüllet rollender Donner Hall!
Es leuchtet flammender Blitze Schlangengluth!
Staub fleugt aufgewirbelt empor!
Gegen einander ſtößt aller Winde Athem
Mit empörter, vielfach wehender Wuth!
Das Meer wird mit dem Himmel zuſammengeſturmt!
Unfall ſtürzt obenher gegen mich
Mit ſchreckendem Ungeſtüm!
O hehre Mutter!
O allumſtrahlender Himmel!
Ihr ſeht welch' Unrecht ich dulde! —

Wie jener edlere Troz gegen das Unglück unſere Bewunderung in Anſpruch nimmt: ſo erregt ſelbſt jene Schwäche, die dem Schmerze weicht, unſere innigſte Theilnahme, wenn wir das Gemüth fruchtlos dagegen ankämpfen, und es zulezt ſeiner Übermacht erliegen ſehen. Ich weiß nicht, ob es noch irgend ein zweytes Stück gibt, in welchem dieſes übermächtige Anſchwellen des Schmerzes zu einer ſo tiefen und ergreifenden Wirkung benüzt wäre, wie in Shakſpeare's Richard dem Zweyten. Die harte Behandlung, welche der unglückliche König erfährt; die gewaltſamen, aber fruchtloſen Anſtrengungen, welche er macht, ſeinen Schmerz zu unterdrücken; die Hoheit der Seele, welche ihm in ſeiner Erniedrigung geblieben iſt; der Antheil, welchen einige ſeiner treueſten Anhänger an ſeinem Schickſale nehmen, und die fühlloſe Grauſamkeit einiger ſeiner Verfolger zerreißen unſer Innerſtes, und laſſen uns ſelbſt den Schmerz mit empfinden, von welchem wir den Gegenſtand unſerer Theilnahme niedergedrückt ſehen. Und dennoch iſt es nicht die Größe des Jammers, nicht der Gebrauch aller jener untergeordneten Hebel, durch welche der tragiſche Dichter ſonſt unſere Theilnahme zu erregen ſucht, wodurch Shakſpeare hier, und überall, wo er unſere Bruſt mit dem tiefſten Mitleid bis zum Überſchwellen anfüllen will, eine ſolche erſchütternde Wirkung hervorbringt. Der Hebel, welchen er zu dieſem Zwecke anwendet, und den er mit der höchſten Kraft, wie ſonſt kein Dichter, zu gebrauchen verſteht, iſt eben kein anderer, als die tragiſche Weltanſchauung, die in dem Erliegen des Leidenden unter den Streichen des Schmerzes das allgemeine Loos der Menſchheit abſpiegelt. Wie aber der Dichter dieſen Hebel anwenden müſſe; wie er eine ſo mächtige Wirkung nicht durch philoſophiſche Reflexionen oder ſchaale Declamationen erziele, ſondern nur dadurch, daß er uns *das Gemüth des Leidenden ſelbſt von jener Anſicht tief ergriffen zeige*: wird er bey einem ſorgfältigen Studium vielleicht aus keinem andern Werke des Meiſters ſo gut, als aus dieſem, lernen können.

In dem angegebenen Falle, wenn nämlich das Übermaß des Schmerzes jede Widerſtandskraft der Seele gebrochen, und ihr nichts als eine fühlloſe Ergebung, oder eine leidende Geduld übrig gelaſſen hat: vollendet, weit entfernt, daß eine ſolche Abſpannung, als abſolute Schwäche unſere Theilnahme vermindern ſollte, dieſe ſelbſt die Rührung, und ſteigert ſie auf den höchſten Grad, wenn der

Dichter anders den Ton, der die Saiten unſers Mitgefühls am leichteſten und ſtärkſten erſchüttert, hier richtig anzuſchlagen verſteht. Geduld und Ergebung aber rührt uns am meiſten durch einen Zuſatz von Milde; weil dieſe ein ſicherer Beweis iſt, daß das Gemüth, ſcheinbar durch den Schmerz zu feindſeliger Empörung berechtigt, von dieſer ſich gereinigt habe. Ich berufe mich auf die Erzählung Yorks in Richard dem Zweyten, der kein Gemüth, das menſchlich empfindet, ſich verſagen kann:

> Wie im Theater wohl der Menſchen Augen,
> Wenn ein anmuth'ger Spieler abgetreten,
> Auf den, der nach ihm kommt, ſich läßig wenden,
> Und ſein Geſchwätz langweilig ihnen dünkt!
> Ganz ſo, und mit viel mehr Verachtung blickten
> Sie ſcheel auf Richard; niemand rief: Gott ſchütz ihn!
> Kein froher Mund bewillkommt' ihn zu Haus.
> Man warf ihm Staub auf ſein geweihtes Haupt,
> Den ſchüttelt er ſo mild im Gram ſich ab,
> Im Antlitz rangen Thränen ihm und Lacheln,
> Die Zeugen ſeiner Leiden und Geduld:
> Daß, hätte Gott zu hohen Zwecken nicht
> Der Menſchen Herz geſtählt, ſie mußten ſchmelzen,
> Und Mitleid fühlen ſelbſt die Barbarey.
>
> 5. Act. 1. Scene.

Jene Ergebung. welche daraus entſteht, daß wir erkennen, wir kämpfen fruchtlos gegen den Schmerz an, da unſere Natur überall nur ein beſtimmtes Maß desſelben zu ertragen vermag, und dieſes ein unſere Kraft überwiegendes iſt, kann ſich auch auf eine andere Art tragiſch geſtalten: wenn nämlich unſer Gemüth mit ſelbſtbewußter Klarheit das Vertrauen feſthält, daß der irdiſche Schmerz in dieſer Spanne der Zeit nur nach den weiſen Abſichten einer ſittlichen uns wohlwollenden hoheren Macht, und zu unſerer Läuterung und Reinigung über uns verhängt ſey. Wie nun ein ſolches Vertrauen nur in dem religiöſen Glauben eine ganz unerſchütterliche Grundveſte und einen vollkommenen Abſchluß findet: ſo wird es auch überall, wo es der Stoff dem Dichter erlaubt, auf dieſen Grund zu bauen, mit der größten und unwiderſtehlichſten Kraft auf das Gemüth des Zuſchauers zurückwirken.

Wie unſere Theilnahme an fremden Leiden in der Wirklichkeit ſich in dem Grade vermehrt, als wir, ſo zu ſagen in die Seele des Leidenden hinabſteigen, und die unmittelbaren Zeugen ſeines Schmerzes werden: ſo bedient ſich auch der tragiſche Dichter des Mittels, uns das Leiden ſeines Helden durch die Theilnahme der nächſten und unmittelbarſten Zeugen desſelben darzuſtellen. Und weiß er nur die rechte Tiefe zu ergründen: ſo wird er dieſes Mittels ſich nicht anders als mit dem entſchiedenſten Erfolge bedienen. Welche Äußerungen des Schmerzes über den Tod der Portia Shakſpeare im Julius Cäſar dem Brutus auch in den Mund legen konnte: ſie würden keinen tieferen Eindruck auf uns machen, als jene Theilnahme des rauhen, fühlloſen Caſſius an dieſem Verluſte.

Brutus.

O Caſſius, ich bin krank an manchem Gram!

Caſſius.

Ihr wendet die Philoſophie nicht an,
Die ihr bekennt, gebt ihr zufäll'gen Übeln Raum.

Brutus.

Kein Menſch trägt Leiden beſſer — Portia ſtarb.

Caſſius.

Ha! Portia!

Brutus.

Sie iſt todt.

Caſſius.

Lag das im Sinn euch, wie entkam ich lebend?
O bittrer, unerträglicher Verluſt!
An welcher Krankheit!

Brutus.

Die Trennung nicht erduldend;
Und Gram, daß mit Octavius Mark Anton,
So mächtig worden — denn mit ihrem Tod
Kam der Bericht — das brachte ſie von Sinnen,
Und wie ſie ſich allein ſah, ſchlang ſie Feuer.

Caſſius.

Und ſtarb ſo?

Brutus.

Starb ſo.

Caſſius.

O ihr ew'gen Götter!

Brutus.

Sprecht nicht mehr von ihr. — Gebt eine Schale Weins!
Hierin begrab' ich allen Unglimpf, Caſſius.

Caſſius.

Mein Herz iſt durſtig nach dem edlen Pfand.
Füllt, Lucius, bis der Wein den Becher kränzt,
Von Brutus Liebe trink' ich nie zu viel!

(Titinius und Meſſala kommen.)

Brutus.

Herein Titinius! Seyd gegrüßt Meſſala!
Nun laßt uns dicht um dieſe Kerze ſitzen,
Und was uns frommt in Überlegung ziehn.

Caſſius.

O Portia, biſt du hin.

Brutus.

Nichts mehr, ich bitt' euch.

Erſt dieſe allgemeine Hinweiſung auf die Tröſtungen der Philoſophie; dann dieſer jähe Ausbruch des überraſchenden Schmerzes, der jene Tröſtungen höhnt; dieſes:

Lag das im Sinn euch, wie entkam ich lebend?

und endlich jener ſpäte, aus tiefſter Bruſt hervorringende Nachhall des Schmerzes:

O Portia, biſt du hin!

Wie hoch ſollen wir den Schmerz und den Verluſt des Brutus anſchlagen, wenn wir dieſen Mann von dem fremden Schmerz ſo tief ergriffen ſehen; wenn er ſagen darf:

— die Natur ertrüg's in mir nicht ſo,

und wir dieſer Äußerung Glauben beymeſſen müſſen.

Selbſt Perſonen von geringerem Stande verwendet der Dichter manchmahl zu dieſem Zwecke, wovon ſich ein Beyſpiel in Shakſpeare's Richard dem Zweyten in der Scene zwiſchen Richard und dem Stallknechte findet.

Hierher muß denn auch die Scene in der Alceſte des Euripides gerechnet werden, die ſo oft unbillig als niedrigkomiſch getadelt worden iſt. Worin dieſes Niedrigkomiſche eigentlich liegen ſoll, habe ich nie einſehen können; wie ſie aber iſt, ſchadet ſie der tragiſchen Rührung nicht nur nicht: ſondern, ſo tief wie Euripides dieſe in uns aufgeregt hat, befördert ſie dieſelbe vielmehr durch den Gegenſatz unbefangener Heiterkeit mit der allgemeinen Trauer Auch iſt noch ein anderer Grund vorhanden, ſie zu rechtfertigen. Die dem Griechen ſo heilige Pflicht der Gaſtfreundſchaft, unter dieſen Umſtänden ausgeübt (vergl. V. 830, 31) war ein gleich zarter und rührender Beweis von Admets Liebe und Verehrung für ſeinen Freund, und verpflichtete dieſen zu den höchſten Anſtrengungen der Dankbarkeit (vergl. V. 840 — 46.) Auch für die noch ſtreuger getadelte Scene zwiſchen Admet und ſeinem Vater ließe ſich im Einzelnen noch manches ſagen. Es wird ſich wenigſtens nicht läugnen laſſen, daß die aufopfernde Liebe Alceſtes durch die Selbſtſucht des Pheres in das hellſte Licht trete; daß dieſer, indem er jetzt prunkend mit ſeinem Leichenpomp daherzieht, mehr unſern Unwillen, als unſere Theilnahme errege; daß Admets aufgeregter Schmerz ſeine Leidenſchaftlichkeit zum Theil entſchuldige, und ſein Betragen in der Folge uns mit derſelben bald wieder ausſöhne.

Öfters bedient ſich der tragiſche Dichter, um uns die höchſte Zerrüttung des Seelenzuſtandes einer tragiſchen Perſon durch Schmerz oder Schuld zu ſchildern, des Mittels, ſie uns im Wahnſinn zu zeigen. Und was könnte auch erſchütternder ſeyn, als die furchtbarſte aller Erſcheinungen im Menſchenleben: die Schilderung eines Zuſtandes, der das geprieſene Meiſterſtück der Schöpfung unter das Thier herabſetzt; das Siegel ſeines höheren Urſprunges wenigſtens für eine beſtimmte Zeit vernichtet; den edelſten Geiſt dem Hohn und der gefühlloſen Härte der Rohheit preis gibt, und ihm Augenblicke der Beſinnung übrig läßt, um mit Entſetzen die Tiefe des Abgrundes, ſeines Elendes zu erkennen, und mit troſtloſer Verzweiflung nach dem Lichte emporzublicken!

Je mächtiger aber dieſer Hebel wirkt, um deſto weniger ſollte er allzuhäufig gebraucht werden. Auf die Discretion der tragiſchen Dichter möchte inzwiſchen wenig zu rechnen ſeyn; eben weil dieſer Hebel zu denjenigen gehört, mit welchen man immer einen Ruck weiter zu kommen denkt; und — helfe was helfen kann. Das Beſte bey der Sache iſt, daß dieſer mächtige Hebel, nur in der ſtarken Hand eine mächtige; aber in dieſer auch immer, wie er auch verbraucht werden mag, eine ſichere Wirkung hervorbringt.

Die hohe Schönheit der Eingangsſcene im Oreſtes des Euripides, wo der von den Furien verfolgte Oreſt im Schooße ſeiner Schweſter vom Wahnſinne ausruht, iſt jederzeit ſo allgemein bewundert worden: als ſie der Bewunderung aller Zeiten gewiß iſt. Hier iſt es dem Dichter gelungen, ſelbſt das Furchtbarſte in den Schleyer der Anmuth zu hüllen, und das Entſetzliche zum Stoffe einer ſanften Rührung zu benützen.

Mit dem höchſten Aufwande von Kunſt iſt der Wahnſinn in den Bacchantinnen desſelben Dichters behandelt. Die ſchreckliche Wirkung aber geht hier nicht ſowohl aus dem Umſtande hervor, daß eine Gottheit unmittelbar rächend dem Frevel entgegen tritt: als aus der, trotz aller warnenden Zeichen, nur immer mehr ſich ſteigernden Verblendung des Pentheus. Die Erzählung von dem Untergange desſelben würde, wäre ſie uns von allen ähnlichen Erzählungen allein übrig geblieben, vollkommen hinreichend ſeyn, uns das Wohlgefallen der Alten an ſolchen Erzählungen begreiflich zu machen.

Eben ſo bewunderungswürdig iſt die Kunſt, mit welcher der tragiſche Wahnſinn im raſenden Ajax des Sophokles behandelt iſt. Auch hier finden wir die ſichere Berechnung der tragiſchen Wirkung, ſo wie den reinſten Einklang und das ſchönſte Ebenmaß aller einzelnen Theile, und jene wunderbare Heiterkeit, welche über alle ſeine Werke verbreitet iſt. Der Wahnſinn des Ajax iſt die Folge ſeines kühnen Selbſtvertrauens, welches den Beyſtand der Götter mit trotzigem Muthe verachtete.

Es wurde dieſer, als er her von Hauſe zog,
Als Thor erfunden bey des Vaters weiſem Rath;
Denn dieſer prägt ihm immer ein: »Sohn, wolle durch
Die Lanze ſiegen, aber mit den Göttern ſtets.« —
Doch überprahlhaft und verkehrt erwiedert er:
»O Vater mit den Göttern mag der Nichtige
Sogar den Sieg erlangen; ich getraue mir
An mich zu reißen ſolchen Ruhm auch ohne ſie.
Dergleichen Hochmuth prahlt er. — — — —
— — — — — — — —
Mißreden alſo dieſer Art belohnet ihr (Athenens)
Unmilder Zorn ihm, weil er nicht als Menſch gedacht.
Vers 778. fgg.

Gleich zu Anfange des Stückes werden wir auf dieſen Standpunkt geſtellt. Athene tritt zu dem um die Zelte des Ajax herumſchleichenden Ulyſſes, und belehrt ihn, wie ſie jenem, als er in der Nacht mit erbitterter Rachſucht in die Gezelte der argiviſchen Fürſten einzubrechen und ſeine Wuth in ihrem Blute zu ſättigen dachte, weil ſie die Waffen des Achills nicht ihm, ſondern dem Ulyſſes zugeſprochen, den Sinn verblendet, und ihn angetrieben habe, ſich auf eine Heerde von Rindern und Schafen zu ſtürzen, und dieſe ſtatt jener niederzumetzeln. Nichts kann erſchütternder ſeyn, als die Scene, in welcher ſie den noch im Wahnſinn befangenen Ajax aus dem Zelte ruft, und in Gegenwart des Ulyſſes über ſein nächtliches Abenteuer ihn ausforſcht.

Athene.

Du, jener, Ajax! abermahls ja ruf' ich dir.
Wie iſt die Bundesfreundin dir ſo wenig werth?

Ajax.

O Heil, Athene! Zeus entſproßne Göttin, Heil!
Wie kamſt du glückreich! Ja, ich zier' aufſchmückend dich
Mit goldner Sieg'sbeut, um den heut gewährten Fang.

Athene.
Du ſprichſt verſtändig. Aber nun erzähle mir,
Ward wohl in Argos Heere dir der Stahl gefärbt?
Ajax.
Wohl darf ich prahlen; und verläugne nichts davon.
Athene.
Und ſchwangſt auf Atreus Söhne du die Hand zugleich?
Ajax.
Daß nimmer Ajax dieſen mehr zu ſchänden iſt.
Athene.
Todt ſind die Männer, wenn ich recht dein Wort verſtand.
Ajax.
Todt rauben dieſe künftig mir den Waffenſchmuck.
Athene.
Nun wohl, jedoch wie ſteht es um Laertes Sohn?
Zu welchem Loos kam dieſer? Oder entfloh er dir?
Ajax.
Nach jenem ſchnöden Füchslein frägſt du, wo es ſey?
Athene.
Ja nach Ulyſſes, deinem Widerſacher ſelbſt.
Ajax.
Zu meiner Luſt, o Herrin, ſitzt gefeſſelt der
Im Hauſe. Sterben ſoll er mir noch nicht ſogleich.
Athene.
Bevor du was noch thäteſt, oder was erlangt?
Ajax.
Bevor gefeſſelt an die Säul' im Zelte der, —
Athene.
Welch Übel willſt du dieſem Unglückſel'gen thun?
Ajax.
Mit rothgefärbtem Rücken durch die Geiſel ſtirbt.
Athene.
Nicht ſtraf den Unglückſel'gen ſo erbarmungslos.
Ajax.
Sey froh Athene jedes andern allezeit;
Doch anderes Urtheil ſtrafet den dir nimmermehr.

Athene.

Nun bringet endlich ſolche That Ergötzen dir,
Brauch' deine Fauſt; nicht ſpare, was du ausgedacht.

Ajax.

Zum Werke ſchreit' ich. Aber dieß gewähre noch;
Wie heute ſey mir allezeit Mitſtreiterin.

V. 74 — 117.

Wie tief ſchneidet hier nicht der Hohn der Göttin und die Verblendung des Unglücklichen in unſere Bruſt! Wie zittern wir nicht vor dem Augenblick, in welchem die Bande des Wahnſinns ſich löſen, Scham und Verzweiflung ſeiner ſich bemächtigen, und ſeinem jammervollen Zuſtand ein noch entſetzlicherer folgen wird! Wie glücklich hat nicht der Dichter das Übermaß der Rührung durch den Umſtand zu vermeiden gewußt, daß er den Ajax ſeine Rachbegierde bis zum letzten Augenblicke feſthalten läßt (vgl. V. 387, 88 und 851 ff.), deren gährender Übermuth die Veranlaſſung ſeines Wahnſinnes war. Wie tief und mild er uns durch die Darſtellung der letzten Augenblicke des Helden rührt, und wie herrlich er das Bild des Unglücklichen durch Tekmeſſas Schmerz und den Streit über ſeine Beerdigung verklärt, iſt über jedes Lob, wie über jede Bewunderung erhaben.

Lear hat nicht die gediegene, wohl aber die rüſtige Kraft der Jugend mit in das Alter herüber genommen. Dieſen Umſtand darf man bey der Betrachtung ſeines Wahnſinns keinen Augenblick vergeſſen, und nur ſo kann dieſer richtig begriffen werden. Auf den kräftigen Widerſtand, welche dieſe rüſtige Natur dem Wahnſinne leiſtet, und auf den fortwährenden Kampf derſelben gegen das Fortwühlen und den Andrang des höchſten Schmerzes iſt hier eben größtentheils die tragiſche Wirkung des Wahnſinnes gegründet. Auch ſind die Hindeutungen auf den phyſiſchen Zuſtand Lears die beſtimmteſten. Mit jener rüſtigen Kraft des Alters ſehen wir ſehr oft eine ſtark erhöhte Reitzbarkeit vereinigt, die, im Grunde phyſiſche Schwäche, ſich bey einer erregenden Veranlaſſung als leidenſchaftliche Heftigkeit äußert. Daher dieſe wiederhohlten Klagen über das heftige Pochen ſeines Herzens; über den raſchen Andrang des Blutes u. ſ. w. Hieher gehört z. B. jener unübertreffliche Zug im letzten Acte, bey Cordeliens Leiche:

Mein armes Kind erwürgt! Nein, nein kein Leben;
Eine Maus, ein Hund, ein Pferd ſoll Leben haben,
Und du nicht einen Hauch? O du kommſt nimmer wieder,
Nein, niemahls, niemahls, niemahls, niemahls, niemahls.
Knöpft dieſen Knopf hier auf.— Ich dank' euch, Herr!
Seht ihr's? o ſeht ſie an — ſeht — ihre Lippen —
Seht hin, ſeht hin!

Zwey Stücke ſind es, welche die Schilderung von Lears Wahnſinn ſo furchtbar machen. Zuerſt dieſes ſeinem Wahnſinn zum Theil gelingende Beſtreben, eine beſtimmte Idee feſtzuhalten, das ſich als ein ohnmächtiges äußert, eine ſo große, gewaltſame Anſtrengung der inneren Natur bey demſelben auch zu Grunde liegt. So zum Beyſpiel in der ſiebenten Scene des vierten Actes, wo er aus dem Schlummer erwacht.

Wo war ich denn? Wo bin ich? — Helles Tageslicht? —
Man täuſcht mich arg. — Ich würde Mitleids ſterben,
Wenn ich ſo andre ſähe. — Ich weiß nichts zu ſagen; —
Ich will nicht ſchwören, dieß ſey'n meine Hände;
Laßt ſehn; ich fühle dieſen Nadelſtich.
O wär ich überzeugt von meinem Zuſtand!

Oder in jener, wo er Cordeliens Leichnam herbeyträgt:

Heult, Heult, Heult! o ihr ſeyd von Stein, ihr Männer!
Hätt' ich nur eure Zungen, eure Augen,
So wollt' ich ſie gebrauchen, daß die Veſte
Laut krachen mußte. — O ſie iſt hin auf immer!

Ich weiß, wenn jemand todt iſt, wenn er lebt.
Sie iſt todt wie Erde. — Gebt mir einen Spiegel,
Sobald ihr Hauch die Fläche trübt und feuchtet,
Nun, dann ſo lebt ſie.

Das Zweyte, was ich hier andeuten wollte, iſt Lears Furcht wahnſinnig zu werden, die beynahe ſo ſchlimm, als der Wahnſinn ſelbſt iſt:

O güt'ger Himmel! mache mich nicht toll!
Nicht toll! erhalte mich bey meinen Sinnen!
Ich möchte toll nicht ſeyn!

Der Dichter läßt den Unglücklichen, und uns mit ihm, einen ahnungsvollen Blick in den düſtern Abgrund thun, in den er ſtürzen ſoll; und wir ſchaudern mit ihm, eh' wir noch die Tiefe desſelben ermeſſen haben.

Bey Opheliens Wahnſinn hat der Verfaſſer der dramaturgiſchen Blätter vortrefflich bemerkt, wie bey dieſer holden Erſcheinung der Wahnſinn ſelbſt ſich in die Farbe der Anmuth kleide. Nicht ſo unbedingt dürfte man dem Verfaſſer in demjenigen beyſtimmen, was er gegen Opheliens Unſchuld vorgebracht hat; wie ſich denn bereits in den Wiener Jahrbüchern ein einſichtsvoller Beurtheiler jener Blätter gegen die Behauptungen desſelben erklärt hat.

Hinſichtlich des Charakters Hamlets und der Behandlung, welche Ophelia von ihm erfährt, iſt die Frage über Opheliens Unſchuld keineswegs ſo unbedeutend, als ſie ſonſt ſcheinen könnte; aber immer wird es ſchwer ſeyn, etwas Genügendes darüber feſtzuſtellen. Wenn einige von Tiecks Gründen allerdings ungenügend erſcheinen, wie z. B. jener, welcher aus der Abſchiedsſcene des Laertes hergenommen iſt: ſo ſind dagegen Opheliens Liedchen ſeiner Vermuthung deſto günſtiger. Übrigens mag mir dieſes zu bemerken erlaubt ſeyn, daß, erſcheint, wenn man jene

Vermuthung gelten läßt, Hamlets Betragen gegen Ophelien gleich allerdings unedel: dieſes dennoch bey der Verſtörung ſeines ganzen Weſens mit ſeinem Charakter in keinem auffallenden, und noch weniger in einem nothwendigen Widerſpruch ſtehe. Ein ſolcher Widerſpruch läßt ſich bey der heftigen Reitzbarkeit von Hamlets Weſen, und bey dem aufwallenden Unmuthe, womit er den Gram des Laertes parodirt und überbiethet, ſelbſt aus der Scene an Opheliens Grabe nicht nachweiſen; um ſo weniger, da der Dichter dieſes ganze Verhältniß, und ungezweifelt abſichtlich, im Halbdunkel gehalten hat. Überdieß iſt Hamlet mit den Schwächen des anderen Geſchlechtes bis zur Geringſchätzung desſelben bekannt: und jene Äußerung bey der erſten Zuſammenkunft mit ſeinen Jugendgenoſſen Güldenſtern und Roſenkranz:

> »Ich habe keine Luſt am Manne — und am Weibe auch nicht, wiewohl ihr das durch euer Lächeln zu ſagen ſcheint,«

kann, rückſichtlich ſeiner Sinnlichkeit, wenigſtens für eine zweydeutige gelten; wenn ich gleich gern zugebe, daß ſich kein ſicherer Schluß darauf gründen laſſe.

Daß Lady Macbeths Wahnſinn — wenn man ja Wahnſinn nennen darf, was mehr bloßer Somnambulismus iſt — ſich nicht heftiger äußert, und daß ihm Shakſpeare in der Darſtellung nicht mehr Raum gegeben: das iſt es, was wir am meiſten daran bewundern müſſen. Bey der Entfremdung von jedem lebendigeren ſittlichen Gefühl und der Stärke ihres Charakters konnte kein heftiger Zwieſpalt durch die ſich hier aufdrängende Vorſtellung einer Ahndung des Verbrechens als Gährungsſtoff des Wahnſinnes Statt finden. Dieſe Vorſtellung umdämmert ihre Seele nur in einem düſteren zweifelhaften Halbdunkel;

und wirft ihre Schrecken mehr in die Bruſt des Zuſchauers, als in die Bruſt der Verbrecherin.

Schlüßlich mag noch dieſes bemerkt werden. Nie nehme die Darſtellung des Wahnſinnes mehr Raum ein, als unumgänglich nöthig; nie überlaſſe ſich der Dichter dabey dem Zuge durch künſtliche Sprünge und Pointen, oder den Witz des Wahnſinnes unſere Aufmerkſamkeit reitzen zu wollen; oder glaube wohl gar durch die nackte Darſtellung dieſes Aberwitzes, ohne uns die gegenwärtige oder künftige Qual des zerriſſenen Gemüthes bey dem Wahnſinnigen ſehen oder ahnen zu laſſen, dieſem unſere Theilnahme in einem höheren Grade gewinnen zu können.

8.

Vom tragiſchen Selbſtmord.

Der Selbſtmord iſt aus ſehr verſchiedenen Geſichtspunkten betrachtet worden, und man hat es nur zu oft verſucht, ihn durch Sophismen nicht nur zu entſchuldigen, ſondern ſogar zu rechtfertigen. Alle Sophismen aber, wie ſcheinbar ſie auch ſeyn, wie beredſam ſie auch vorgetragen werden mögen, müſſen jener ſittlichen Anſicht weichen, vermöge welcher der Menſch, das Geſchöpf einer höheren Macht, das Leben, welches ihm von dieſer als Bedingung ſeiner ſittlichen Fortbildung gegeben worden iſt, nicht von ſich werfen kann, ohne ſich mit frechem Frevel an ihr zu vergehen.

Man hat den Selbſtmord als eine unbedingte Schwäche verdammt. Man hätte lieber ſagen ſollen: *unbedingte Schwäche der ſittlichen Kraft*. Gegen die Richtigkeit dieſes Vorwurfs läßt ſich dann auch in der That nichts einwenden. Denn jene Sophismen, welche den Selbſtmord wenigſtens in dem Falle vertheidigen ſollen, wo er aus dem Beſtreben hervorgehe, eine im Fortſchreiten begriffene Bosartigkeit zu hemmen, oder die Begehung eines bey dem Gemüthszuſtande des Selbſtmörders wahrſcheinlichen Verbrechens unmöglich zu machen, werden ſich ohne Mühe auf eine unbedingte Schwäche der ſittlichen Kraft zurückführen laſſen. Daß aber die Anſicht des Selbſtmordes, welche dieſen als ſittliche Schwäche betrachtet, dramatiſch eben ſo fruchtbar ſey, als ſie ethiſch eine wohlbegründete: iſt von tragiſchen Dichtern, zu ihrem Nachtheile, bisher viel zu wenig in Betrachtung gezogen worden.

Wenn wir zugeben — was keines Beweiſes bedarf, — daß eine größere Kraft der Seele dazu gehöre, Leiden mit muthiger Entſchloſſenheit, oder mit ruhiger Faſſung zu ertragen: ſo iſt eine ſolche Behauptung hinreichend gerechtfertiget. Es ſind aber vorzüglich zwey Wege, auf welchen der Dichter von dieſer Anſicht Vortheil ziehen kann. Er kann erſtens, wenn er dem tragiſchen Helden den entſchloßnen Muth gibt, das Leben zu ertragen, oder es der gerechten Beſtrafung zu opfern, uns auf dieſe Weiſe mit ſeinem Vergehen zum Theil wieder ausſöhnen, oder wenigſtens den Eindruck derſelben mildern; und er kann ſich eben dieſes Mittels bedienen, um die tragiſche Wirkung noch tiefer zu machen, und die Erſchütterung unſres Gemüthes, wenn ich ſo ſagen darf, noch länger nachklingen zu laſſen. Wer möchte zum Beyſpiel läugnen, daß der von Schiller gewählte Ausgang in den Räubern weit edler ſey, als wenn er den Helden ganz kurzweg mit einem Meſſerchen ſich hatte erſtechen laſſen. Eben ſo würde, meinem Gefühle nach, die tragiſche Wirkung in der Erdennacht noch weit größer ſeyn, wenn Rinaldo, ſtatt ſich den Dolch in's Herz zu ſtoßen, den Entſchluß faßte, ſein Vaterland zu verlaſſen. Welches Leben wird der Unglückliche führen, fern von dem Vaterlande, das ihm ſo theuer iſt; das ihm eine ſo glänzende Laufbahn öffnete; und dem er alles opferte? wie wird er leben, mit dem Fluche ſeiner Mitbürger beladen, mit dieſer, troß ſeines:

— — »Und dennoch that ich Recht«

furchtbaren Entzweyung ſeines Innern, die er auch keinem Fremden klagen darf, um nicht auch das Wohlwollen des Fremden in Fluch zu verwandeln? Und blieb auf der andern Seite dem Dichter nicht der Vortheil offen, dieſe ſchmerzliche Theilnahme an dem Unglücklichen eben durch ſeine Ergebung zu mildern, und für unſre Theilnahme, durch dieſe Ergebung ſelbſt, einen fernen Strahl der Hoffnung in die düſtre Nacht ſeines Schickſals herein leuchten zu laſſen? Daß übrigens der Dichter dem tragiſchen Helden nicht überall werde den Entſchluß geben können, das Leben zu ertragen; und daß er dieſen Entſchluß überall auf das ſtrengſte motiviren müſſe, braucht nicht insbeſondere bemerkt zu werden.

* * *

Man hat es gewagt, das Leſen der Alten zu tadeln, weil die in derſelben häufig vorkommenden Beyſpiele des Selbſtmordes die Neigung dazu beförderten. Sonderbar, daß man nicht vielmehr die tragiſche Bühne in Anſpruch genommen. Daß dieſe keine Schule der Sitten im gewöhnlichen Sinne des Wortes ſeyn ſolle, wie man dieſe Forderung wohl an ſie geſtellt hat, iſt oft und hinreichend erörtert worden; daß ſie aber wenigſtens nirgends der Sittlichkeit ſchädlich werden, daß ſie nirgends an dem richtigen ſittlichen Geſichtspunkte ſich vergehen dürfe, wird mit gutem Rechte behauptet werden können. Man wird aber zugeben müſſen, daß der Selbſtmord auf der Bühne oft ſo dargeſtellt wird, daß ein unbefangener Beurtheiler eine ſolche Darſtellung durchaus mißbilligen muß.

Ein zwanzigjähriger Major, von altem Adel, liebt eine arme Geigerstochter. Sein Vater, der eine ſolche Verbindung ungereimt findet — was man ihm ſo ſehr nicht übel nehmen kann — macht mit ſeinem Schurken von Secretär den Plan, die Liebenden durch Eiferſucht zu entzweyen. Der Plan gelingt; und nun geht der junge Menſch hin, ſchüttet Arſenik in ein Glas Limonade, zwingt das Mädchen davon zu trinken, und trinkt den Reſt ſelbſt aus. Wollte der Dichter dieſe Handlung als groß und edel darſtellen? —

Das kann keine Frage ſeyn. — Was wollte er alſo ſonſt? — Daß wir uns für den jungen Mann intereſſiren ſollten; nicht ſeiner That, ſondern ſeines Unglücks wegen. — Seines Unglücks wegen? Ich ſehe hier kein Unglück, weßwegen ich ihm meine Theilnahme ſchenken könnte. Ich ſehe dieſem Mord und Selbſtmord nur eine höchſt verworrene, wahnſinnige Leidenſchaftlichkeit zum Grunde liegen; und dieſe kann für ſich allein in einem tragiſchen Kunſtwerke keine Anſprüche an meine Theilnahme machen.

Kabale und Liebe, ſagt A. W. Schlegel, kann ſchwerlich durch den Ton überſpannter Empfindſamkeit rühren, wohl aber durch peinliche Eindrücke foltern. Dieſes Urtheil iſt gewiß ſehr richtig. Dennoch nennt einer von Schillers Biographen dasſelbe geradezu ein »ſchiefes.« — »Wer hier den Ton überſpannter Empfindſamkeit zu hören glaube«, meint er, »deſſen eigene Gefühle müßten wirklich ſchon abgeſtumpft und erſtorben ſeyn! — Er vergißt aber dabey in der That, daß die reizbarſten und erregbarſten Nerven nicht immer ein Zeichen, weder von der beſten phyſiſchen, noch von der beſten geiſtigen Geſundheit ſind. Sonderbar! daß die Begeiſterung für einen großen Mann ſo leicht überſieht, was ſie ſelbſt am beſten rechtfertiget. Man ehrt den großen Dichter gewiß am meiſten dann, wenn man lebendig begriffen hat, wie er aus ſeiner früheren feindſeligen Entzweyung mit dem Leben zur ſchönſten Klarheit der ſittlichen Anſchauung desſelben, nimmer müde, ſich emporrang; nicht aber wenn man unbedingt Alles bewundert, was er ſchrieb, und denjenigen, die das nicht thun, unbedenklich — eine Sottiſe in den Bart wirft.

Der tragiſche Dichter hat kein anderes Mittel, den Selbſtmord mit der ſittlichen Anſicht desſelben auszugleichen, als daß er ihn aus einer Stimmung, die mit dieſer entſchieden zerfallen iſt, hervorgehen, oder im Augenblicke der empörten, der Überlegung unfähigen Leidenſchaftlichkeit, geſchehen laſſe. Darum beleidigt Romeo's Selbſtmord nicht, wohl aber der Mord und Selbſtmord Ferdinands. Auch der Umſtand gereicht dem Werke Schillers in der hier beſprochnen Beziehung zum Nachtheil, daß es ſich nicht wie Romeo und Julie in einer höheren poetiſchen Region, ſondern in der Sphäre des ganz gewöhnlichen bürgerlichen Lebens bewegt, und darum die ſittliche Verkehrtheit des Helden uns ſo ganz nahe rückt.

Muſterhaft iſt die Behandlung des Selbſtmordes in der Schuld, wo er aus der höchſten leidenſchaftlichen Befangenheit hervorgeht, die nur um ſo größer erſcheint, da die Verſöhnung ihr ſo nahe liegt; aber deſto tadelnswerther finde ich die Behandlung von Fernandos Selbſtmord in der Albaneſerin. Nicht von den Motiven ſeiner That ſoll hier die Rede ſeyn; es iſt etwas anderes, was ich im Auge habe.

»Der Erde nicht gehörſt du an«! Gedanke
Klar wie der Tag! Der Pulsſchlag meiner Adern
Iſt ein Betrug, begangen am Verhängniß.
Mir galt der Pfeil des Arabers, ich habe
Den Tod im fremden Kleid mich unterſchlagen,
Und mit dem Leib des Freundes ihn belogen.
Wie dürft' ich nicht zurück die Lüge nehmen,
Die rings um mich Verwirrung angerichtet?
Gibt es ein andres Mittel ſie zu löſen,
Als wahr den Irrthum machen, der ſie ſchuf?
Doch dort — wie dort Fernando? —

Was ſoll der letzte Vers hier? Es gibt nur eine Rückſicht, die auch den entſchloſſenſten Muth immer und überall vom Selbſtmorde zurückſchrecken kann: die Rückſicht auf ein künftiges Daſeyn; auf die ſtrenge, aber gerechte Vergeltung einer höheren Macht, die denſelben als einen Frevel nothwendig beſtrafen muß. Warum alſo dort, wo der Selbſtmord als das Product eines, wenn gleich befangenen Nachdenkens erſcheint, ihn an jene Rückſicht ſich erinnern laſſen, die er im unverſöhnlichen Widerſpruche beleidigen muß.

Man hat behaupten wollen, Collins Coriolan löſe das Problem einer Verkettung von Umſtänden, unter welchen der Selbſtmord als erlaubt erſcheine. Keineswegs; auch hier iſt der Selbſtmord Schwäche der ſittlichen Kraft. Oder gebe es zwiſchen dem den Volskern geleiſteten Schwur Coriolans und der Pflicht gegen ſein Vaterland in der That keinen andern Austrag, als den Selbſtmord? Wie, wenn Coriolan vor die Volsker hinträte und ſagte: »Ich bin nicht im Stande, den Schwur zu erfüllen, welchen ich euch geleiſtet habe. Ich breche ihn euch nicht: da ich euch dieß geſtehe; und zu einer Zeit geſtehe, wo ihr davon, daß ich als Feldherr an eure Spitze trat, nur Gewinn aber keinen Verluſt gehabt habt. Entbindet mich meines Schwures, oder rächt eure getäuſchte Hoffnung in meinem Blute. Gern gebe ich es hin zur Sühne für den nicht erfüllten Schwur, und für die verletzte Treue gegen mein Vaterland!« Wie, ſollte auf dieſem Wege, wenn der Dichter übrigens die ganze Kataſtrophe gerade ſo, oder auf eine ähnliche Weiſe wie Shakſpeare einzuleiten gewußt hätte, nicht auch ohne Selbſtmord eine wenigſtens eben ſo große tragiſche Wirkung zu erreichen geweſen ſeyn, als dadurch, daß Coriolan ſich in ſein Schwert ſtürzt.

Es würde nicht viele Mühe koſten, zu beweiſen, daß der tragiſche Dichter unter zehn Fällen, wo er den Knoten kurzweg durch einen Selbſtmord zerſchneidet, wenigſtens fünf Mahl hinſichtlich der tragiſchen Wirkung weit mehr dadurch verliere, als gewinne.

Höchſt merkwürdig und eigenthümlich hat mir jederzeit Othellos Selbſtmord geſchienen.

—, — — — Wenn ihr in euern Briefen
Von dieſem Unheil den Bericht ertheilt,
Sprecht von mir, wie ich bin, verkleinert nichts,
Noch ſetzt mit Bosheit zu. Dann ſchildert mich
Als einen, der nicht klug, doch zu ſehr liebte,
Nicht leicht in Zorn gerieth, doch aufgeregt
Unendlich raſte: der gleich jenem Juden
Die Perle wegwarf, die koſtbarer war
Als ſeine ganze Sippſchaft: deſſen Auge,
Des Schmerzes ungewohnt, jetzt überfloß
Von milden Thränen, wie Arabiens Bäume
Von balſamreichem Harze. — Das ſchreibt nieder;
Und ſetzt hinzu, daß in Aleppo einſt,
Allwo ein Türke einen Venetianer
Boshaftig ſchlug, und unſern Staat beſchimpfte,
Ich den beſchnittnen Hund am Hals ergriff,
Und ſo — zu Boden ſtieß.

Bey Othellos raſcher, heftiger Gemüthsart iſt an keinen andern Ausgang zu denken. Bey dieſer Heftigkeit ſeiner Leidenſchaftlichkeit iſt ihm nach Desdemonens Ermordung das Leben gar nichts mehr; und dieſe höchſte Gleichgültigkeit dafür konnte durch keinen glücklicheren Zug geſchildert werden, als dadurch, daß in dem Augenblicke, wo er es von ſich wirft, die That ſelbſt mit der Erinnerung an eine, ihm ſonſt ſehr unbedeutende und gleichgültige Begebenheit in Verbindung tritt.

9.

Intereſſe der Behandlung des tragiſchen Stoffes. Kritik. Der tragiſche Dichter.

Wenn der Dichter einen Stoff gewählt hat, der geſchickt iſt, die tragiſche Idee wirkſam abzuſpiegeln; und wenn er in Hinſicht der Charaktere und der Darſtellung der Leidenſchaften den Forderungen genügt, welche an ihn gemacht werden dürfen; ſo ſcheint er das meiſte gethan zu haben, was zur Erzielung einer tragiſchen Wirkung nothwendig iſt. Inzwiſchen bleibt ihm auch dann noch mehreres zu berückſichtigen übrig, deſſen Nichtbeachtung die beabſichtigte Wirkung zwar nicht immer aufheben; ſie aber jederzeit weſentlich ſchwächen und vermindern wird.

Hier nun ſcheint zunächſt von der Anordnung der tragiſchen Fabel, und von den tragiſchen Motiven die Rede ſeyn zu müſſen; allein in der That iſt, was darüber im Einzelnen geſagt werden könnte, bereits in dem Verhergehenden enthalten. Denn in Betreff der Motive, wie der Anordnung der tragiſchen Fabel ſind die Grundſätze, welche dabey zu beobachten, insgeſammt in der Forderung, daß in der Tragödie der Zuſammenhang aller Theile ein *bedingt nothwendiger* ſey, und ſich überall *klar* als ein ſolcher darlege, mit hinreichender Beſtimmtheit enthalten, und werden ſich ohne Mühe daraus herleiten laſſen. Was alſo hier noch weiter zu berühren, betrifft allein die *Idealität der Darſtellung*, die *Diction* und die *äußere Form* der Tragödie.

Der Begriff der *Idealität* hat in der tragiſchen Poeſie von jeher zu den größten Mißgriffen und Verirrungen Anlaß gegeben, wenn er unrichtig aufgefaßt wurde. Einem ſolchen falſchen Aufgreifen dieſes Begriffes allein iſt es zuzuſchreiben, wenn in unſern Tragödien das Ideal, wie der Verfaſſer der dramaturgiſchen Blätter trefflich ſich ausdrückt, ſo oft als der Nachbar des Nichts erſcheint.

Die Idealität der Darſtellung in der Tragödie iſt entweder eine allgemeine, oder eine beſondere.

Die Forderung der Idealität im Allgemeinen beſchränkt ſich darauf, daß aus dem tragiſchen Gedicht, als einem Gedichte, alle individuellen und zufälligen Mängel, Gebrechen und Beſchränkungen der gemeinen und wirklichen Natur entfernt ſeyen. Jede Poeſie ſtrebt ihrem Weſen zu Folge nach dieſer Idealität; alſo auch die tragiſche. Die Forderung, daß die tragiſche Darſtellung überhaupt durchaus eine poetiſche ſey, liegt ſchon im Begriffe derſelben, als dem eines Gedichtes eingeſchloſſen.

Die beſondere Idealität der tragiſchen Darſtellung wird, da die Tragödie zunächſt in einer Handlung beſteht, ſowohl die Charaktere und Leidenſchaften, als die äußeren Bedingungen der Handlung berückſichtigen müſſen. In Betreff erſterer nun iſt die tragiſche Darſtellung ſtrenge an die Geſetze der wirklichen Natur gebunden: wenn ſie gleich auch hier alles Zufällige, Beziehungs- und Bedeutungsloſe ausſcheidet. Wo nun die tragiſche Darſtellung mit jenen Geſetzen zerfällt: da ſchweben ihre Gebilde haltungslos in der Luft, ohne ſichern Grund und Boden. Dann entſtehen jene Geſtalten, die eh' jedem anderen Elemente, als der Erde angehören; jene neblichten Ausgeburten einer überſpannten Phantaſie, die bald ätheriſch und himmliſch, bald feurig begeiſtert ſeyn wollen, in der That aber nichts als abgeſchmackt und froſtig ſind; jene [illegible], [illegible] dulae, vagulae; jene ſchwebenden, flatternden Seelchen, gewebt aus Duſt und Mondſchein, die verſchwimmen und zerfließen und zerrinnen wie ein Liebesſeufzer. Dergleichen Geſtalten bilden gewöhnlich am liebſten jene jungen Dichter, die, während ſie es verſchmähen, den Werken der Alten, Shakſpeare's und Calderons, ein ernſtliches Studium zu widmen, die letzteren — denn die erſteren, als ganz unromantiſch, kommen gar nicht in Betrachtung — gerne überbiethen möchten; die vor dem Wort: natürlich, einen angelernten Abſcheu haben, und dieſes überall als das Siegel unpoetiſcher Gemeinheit betrachten: daher man dann ihr eigenes Streben nicht mit Unrecht ein hyperpoetiſches und nihiliſtiſches genannt hat.

Auch in Rückſicht der äußeren Bedingungen iſt der tragiſche Dichter ſtreng an jene Geſetze der wirklichen Natur gebunden. Nicht durch ein loſes, lockeres Motiviren allein fehlt er dagegen, das Streben nach dem Idealen verleitet ihn hier nicht ſelten, die Handlung in ein wahres Utopien zu verſetzen, ſo wenig hätte ſie, ſo wie er ſie durchführt, in der wirklichen Welt vorgehen können. Am öfteſten begegnet ihm das, wenn ſie ſich in höheren Kreiſen, in entfernten Ländern, oder Jahrhunderten bewegt. Dennoch iſt gerade hier ein ſtrengeres Individualiſiren — nur kein geſuchtes oder pedantiſches — an ſeiner rechten Stelle. Darum ſollte der tragiſche Dichter — müßte er gleich auf einen Bedienten und eine bequeme Reiſekutſche Verzicht leiſten — den Nord, wie den Süd, aus eigener Anſchauung kennen lernen, und entfernte Jahrhunderte in gründlichen hiſtoriſchen Studien durchwandern. Denn mit ein paar Pinien und Tannen; mit ein paar Kunſtausdrücken aus einer alten Rüſtkammer iſt wenig ausgerichtet. Wie Vieles würde ſich dann in ſeiner Phantaſie nicht ganz anders geſtalten, und wie Vieles dann nicht erſt eine beſtimmte Geſtalt gewinnen: und wie lebendig würde die Kraft und Wahrheit ſeiner Gemählde uns dann nicht anſprechen!

Die allgemeinen Vorſchriften über die tragiſche Diction werden ſich in jedem betreffenden Compendium auffinden laſſen. Hier will ich mir nur ein paar Bemerkungen darüber erlauben.

Wort und Gedanke, Gefühl und Empfindung ſtehen in einem ſo engen, und wenn das erſtere der Eigenthümlichkeit des letzteren entſprechen ſoll, in einem ſo nothwendigen Zuſammenhange, daß es für jede Vorſtellung, für jede Erfindung nur eine einzige, beſtimmte Art des Ausdruckes gibt. Wie viel geht dabey nicht ohnehin jederzeit durch die Armuth jeder Sprache verloren! Um deſto mehr hat der tragiſche Dichter Urſache, jeden Ausdruck richtig abzuwägen.

Wie viel man den Alten auch gerne abſprechen möchte: Eines wird man ihnen wohl laſſen müſſen, die höchſte Klarheit und Präciſion des poetiſchen Ausdruckes. Wie viele Stellen, wo dieſer ſchwankend, unbeſtimmt oder ſchillernd wäre, wird man aus ihren beſten Werken wohl zuſammen bringen können? und welche reiche Leſe ließe ſich nicht in den Werken der Neueren machen — ſelbſt der Beſten. Das macht nun bey jenen — faſt fürcht' ich mich, es hin zu ſchreiben — ihre feſte, ſichere Logik; und — was ſich mit dem Schwunge der Begeiſterung, oder wenigſtens mit dem Feilen des poetiſchen Ausdrucks recht wohl verträgt — ihre männliche, den Ausdruck beherrſchende Beſonnenheit. Bey dieſer Beſtimmtheit des Ausdruckes nun ſind ſie dadurch im Vortheile, daß der Leſende immer gerade das dabey denkt, was ſie ſagen wollten. Das Schillernde des Ausdruckes iſt überall der ſchlimmſte Faden, der durch das Gewebe der poetiſchen Diction durchlaufen kann; er macht die Farbe derſelben im eigentlichen Sinne des Wortes zweydeutig, wie bey gewiſſen Seidenſtoffen; er iſt wahre Halbheit, bey der nirgends an einen reinen, ſicheren Eindruck zu denken iſt.

Nimmt man den Ausdruck Diction im höheren Sinne, wo er, etwas unbeſtimmt, die Eigenthümlichkeit des Ausdrucks der Gedanken und Empfindungen im Allgemeinen — in der Poeſie ungefähr das, was man in der Mahlerey Styl nennt — und die poetiſche Färbung des Ganzen bezeichnet: ſo läßt darüber ſich noch weit weniger Beſtimmtes ſagen. Hier fordert die Eigenthümlichkeit des Dichters am meiſten freyes Spiel; hier läßt ſie ſich am wenigſten durch beſondere Regeln beſchränken: in ſo ferne nämlich im ſtrengſten Sinne von Diction die Rede iſt. Welche weite Kluft iſt, zum Beyſpiel, nicht zwiſchen der Diction Schillers und Göthes; zwiſchen der Diction Uhlands und Raupachs! Daß nur der Dichter, wie der Künſtler überhaupt, in ſeinem Styl mit beſonderer Mäßigung das Übermaß vermeide; wodurch dieſer zuletzt, die Wahrheit und Eigenthümlichkeit der Sache ſelbſt vergeſſend, in bloße Manier ausartet.

Gegen eine Form der tragiſchen Diction darf man ſich inzwiſchen ziemlich unbedingt erklären; gegen die rhetoriſche meine ich. Die Helden und Heldinnen der franzöſiſchen Bühne orgeln wechſelweiſe ihre Reden herab, und das heißt ein dramatiſcher Dialog. Wenn ich eine ſolche Scene leſe, ſo kann ich auf einige Augenblicke ſelbſt der ungebundenſten Ungebundenheit des deutſchen Dialoges gut werden. Sie iſt doch noch immer weniger Unnatur.

Dennoch hat hin und wieder das Verlangen, zwiſchen der deutſchen und franzöſiſchen Tragödie eine heilſame Vermittlung zu ſtiften, die Veranlaſſung zu dem Wunſche gegeben, daß die erſtere auch hierin die letztere ſich zum Muſter nehmen möge. Wenn es nun aber bey uns hier und dort fehlt: ſo wollen wir das beſſern, was fehlt, ohne fremde Fehler uns zum zweyten Mahle anzulernen; und, wenn wir noch lernen müſſen, bey denjenigen Nationen nachfragen, von welchen wir etwas, dem Weſen der Sache entſprechendes, lernen können.

Da ich gerade mit einer Materie beſchäftigt bin, die wenigſtens zum Theil in das Gebieth der Grammatik gehört: ſo erlaube man mir hier eine grammatikaliſche Anmerkung. Wie großen Vortheil in unſerer Sprache ein zweckmäßiger Gebrauch der Partikeln dem Dichter, wie dem Proſaiſten gewähre, und wie viel mit dieſem, anſcheinend unbedeutenden Hebel auszurichten ſey, iſt hinreichend bekannt. Aber eben ſo großen Vortheil als ein gewandter Gebrauch derſelben gewährt: eben ſo ſehr ſchwächen und entkräften ſie die poetiſche Sprache, wenn ſie müßig oder am unrechten Orte angewendet werden. Ich ziele hier nicht auf die ſogenannten Flickwörter, die an und für ſich ſelbſt überall verwerflich: ſondern auf jene Partikeln und Redeformen, die aus der gewöhnlichen Converſationsſprache des Gefühls in die poetiſche herübergenommen werden. Daß ſie hier ſich nur zum Nachtheil der Diction einſchleichen, können die tragiſchen Werke eines ſehr geachteten und ſehr achtenswerthen vaterländiſchen Dichters beweiſen: der ſich ſonſt im Ganzen durch ſeine edle und kräftige Sprache gewiß auf das rühmlichſte auszeichnet.

Der Unterſchied zwiſchen antiker und romantiſchen Poeſie überhaupt, ſo wie zwiſchen der antiken und romantiſchen Form der Tragödie iſt ſo oft und ſo glücklich aus einander geſetzt worden, daß hier nur Geſagtes darüber zu wiederhohlen bliebe.

Einer näheren Beachtung aber iſt in Hinſicht beyder Formen jene launenhafte und ewig wechſelnde Einſeitigkeit werth, welche mit nichts mehr als mit jener Univerſalität im Widerſpruche ſteht, die wir ſo gern an uns rühmen mögen, und auf welche wir uns ſo viel zu gut zu thun pflegen. Dieſe Univerſalität aber kann uns nur in ſo ferne zugeſtanden werden, als wir Neigung, und größtentheils auch Geſchick haben, uns alles fremde Gute — und mitunter auch das nicht Gute — anzueignen, und jede Form auf die wir ſelbſt verfallen, oder die uns gebothen wird, auszubilden; oft mit genialer Selbſtſtändigkeit; oft auch — ganz ohne dieſe. Das Schlimmſte dabey iſt — und darin eben beſteht unſre partielle Einſeitigkeit, daß wir dasjenige Syſtem, welches wir gerade ergriffen haben, ausſchließend immer als das allein wahre und richtige anpreiſen, und es früher oder ſpäter gegen ein anderes, oft ganz entgegengeſetztes, austauſchen. Die Franzoſen, die Griechen, Shakſpeare, Calderon ſind der Reihe nach an die Tagesordnung gekommen; und wen zunächſt die Reihe treffen mag, wird der Himmel wiſſen. Immer finden wir bey dem einen Syſteme einen Vorzug, der dem andern fehlte; und der jetzt unbedingt und ausſchließend als das ächte, und endlich glücklich entdeckte tragiſche Wunderſalz angeprieſen wird. — Die Alten haben die Sache ſo ziemlich verſtanden; — inzwiſchen, wäre nicht das allgemeine Vorurtheil für ſie, und müßte man, dem zu gefallen, nicht durchaus eine Art von Achtung für ſie äußern: ſo — denn man ſage was man will — ein wenig kahl erſcheinen ſie doch bey dem Mangel alles romantiſchen Geiſtes. Shakſpeare ſteht da als eine einzige, wunderbare, kaum zu begreifende Erſcheinung; die tragiſche Tiefe läßt dieſem Rieſengeiſte ſich nicht leicht abſprechen: aber wo iſt bey ihr, neben der Tiefe, jener blendende Farbenzauber des Calderon zu finden; und ohne dieſes magiſche Farbenſpiel —

Viel hat die deutſche Kritik zu verantworten. Nicht nur hat ſie mehr als einmahl die Einſeitigkeit in Schutz genommen: ſondern indem ſie dem klaren Waſſer recht tief nachgrub, dieſes öfters, und mehr als billig, trübe gemacht. Was aber auf dieſem Gebiethe Leſſing, die Gebrüder Schlegel, Tieck, Solger, Carl Auguſt Weſt, Matthäus von Collin, Wähner, Wilhelm von Schütz und Andere geleiſtet haben, wird immer jene dauernde Anerkennung erhalten, welche ihre Beſtrebungen verdient haben. Auch hat die tragiſche Dichtkunſt unter uns, da ſie aus mancherley Urſachen ſich nicht ſo ſelbſtſtändig wie bey den Griechen, Engländern und Spaniern entwickeln konnte, den Bemühungen der Kritik nicht wenig zu danken. Denn nicht nur hat dieſe an und für ſich ſelbſt der Wahrheit unverdroſſen nachgeforſcht: ſondern ſie hat auch jenen regen Geiſt des Strebens nach dem Vollkommneren genährt, der den Deutſchen überall auszeichnet, und dem wir, wie er auch hin und wieder ſich verirrte, des Ausgezeichneten dennoch nicht wenig zu danken haben.

Soll aber für die tragiſche Dichtkunſt noch ein neuer Tag unter uns anbrechen: ſo wird es vor allem Andern nöthig ſeyn, daß wir, mit Hintanſetzung aller einſeitigen, das Zufällige betreffenden Theorien, erkennen, daß es auch hier ein Einfaches, Wahres und Weſentliches zu erreichen gebe. Haben wir nur einmahl dieſes feſt und ſicher erkannt: ſo wird das Zufällige der Form und des Stoffes weiter nirgends mehr eine Verwirrung hervorbringen, und alle Einſeitigkeit von ſelbſt aufhören. Denn wo das eigenthümlichſte Weſen eines Kunſtwerkes ſicher und richtig erkannt worden iſt, da verſchmilzt die Form damit ſo innig, daß ſie ſelbſt nicht mehr als etwas Zufälliges, ſondern als etwas Weſentliches erſcheint. Nicht irgend eine beſtimmte Form der Darſtellung wird dann allgemein herrſchend werden — was, wie vortrefflich ſie auch ſey, an und für ſich ſelbſt ſchon wieder Einſeitigkeit: — ſondern die Form wird überall innig ſich mit dem Stoffe verbinden, und wenn ſie nach der Mannigfaltigkeit desſelben eine mannigfaltige, darum nicht minder die beſte ſeyn. Erſt dann, wenn dieſe Höhe erreicht iſt, und wir es aufgegeben, beſtändig einen griechiſchen,' engliſchen, ſpaniſchen, oder wohl gar einen franzöſiſchen Maßſtab in der Taſche zu haben — erſt dann werden wir von Univerſalität des Geſchmackes reden dürfen; und nicht zu läugnen iſt es, daß wir Deutſche, da der Ernſt des Lebens uns überhaupt nicht fremd, und das Genie unter uns gewiß nicht ſeltner, als unter andern Graden der Länge und Breite iſt, dieſe Höhe leichter zu erreichen vermögen, als andre Nationen, bey denen eine beſtimmte Form in ſtrenger Begränzung früher ſich ausgebildet hatte.

Möge der Himmel uns den Dichter bald ſchenken, der uns zu dieſer Höhe hinanführe, und möge er ihm mehr als einen Nachfolger geben. Bey der großen Rückwirkung der tragiſchen Poeſie auf das Leben iſt die Sache gewiß des ernſtlichſten Wunſches werth. Möge ein guter Genius ihm den Drang geben, das Räthſel des Lebens zu begreifen, und die Löſung deſſelben zunächſt in ſeiner eigenen Bruſt zu ſuchen; früh aber ſchon ihn ahnen laſſen, daß ſie nur im Ernſt des Lebens, und in den ewigen ſittlichen Geſetzen desſelben zu finden ſey. Möge er ihm kräftige Selbſtſtändigkeit des Geiſtes; ein taubes Ohr für die Stimme der Mißgunſt; und jene edle Gleichgültigkeit gegen die Gaben des Glückes geben, die ihre Befriedigung allein darin findet, ein rühmliches Ziel ruhmvoll verfolgt zu haben. Kein herrlicheres kann ihm winken, als die Beſten ſeiner Zeit und künftiger Generationen zu der Höhe empor zu tragen, zu der ſein eigner Geiſt ſich aufgeſchwungen; und wer ſo um die Beſten ſeiner Zeit ſich verdient gemacht: dem wird die dankbare Anerkennung der Mit- und Nachwelt gewiß nicht entſtehen!

Don Tiburzio.

Von

M. Enk.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bey Carl Gerold.
1831.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Don Tiburzio.

Mobilitate, levitate quid turpius? Cic. Phil. 7, 3.

1.

Don Diego. Wohlan, Freund Tiburzio! erzähle er mir denn ſeine Lebensgeſchichte, da mir der Arzt während meiner Wiedergeneſung jede geiſtige Anſtrengung auf das ſchärfſte unterſagt hat, und er ſelbſt, auf deſſen mediziniſches Gutachten ich ein noch weit größeres Gewicht legen muß, dieſem Verbothe beygetreten iſt. Nach einer traurigen Gefangenſchaft von mehreren Monaten zum erſten Mal in's Freye geführt, empfinde ich mit unglaublichem Behagen den Einfluß der milden Frühlingsluft, und werde in dieſer Stimmung ſeine Erzählung nur mit um ſo größerem Vergnügen anhören.

Tiburzio. Gern bin ich bereit, Euer Gnaden mit der Erzählung meiner Schickſale aufzuwarten, wenn ſie Ihnen Unterhaltung verſchaffen können. Sie ſind mannigfaltig genug geweſen; und ich darf wohl ſagen, daß ich von dem Augenblick meiner Geburt an, bis zu demjenigen, wo ein glücklicher Zufall mich in Euer Gnaden Schloß führte, und der gütige Himmel mich zum Werkzeug ihrer Geneſung machte, als alle Ärzte ſie bereits aufgegeben hatten, nicht weniger Plage, Sorge, Noth, Elend, Kummer, Jammer, Ungemach, Drangſal und Muhſeligkeit ausgeſtanden habe, als der viel und weitberuhmte Dulder Ulyſſes. Wenn ich daruber die gehörigen Reflexionen anſtelle, Euer Gnaden, und bedenke —

Don Diego. Laß er jetzt alle Reflexionen bey Seite, Tiburzio, und erzähle er ſeine Geſchichte ſo ſchlicht und einfach, als möglich. Ich habe nämlich die Bemerkung gemacht, daß ſie ihn oft zu einem viel weiteren Wege verleiten, als gerade nöthig wäre, um zum Ziele zu gelangen.

Tiburzio. Euer Gnaden haben vollkommen Recht, und ich will Ihnen auf's allerpünktlichſte gehorchen. Und ſo ſage ich denn ohne Umſchweiſe, daß ich zu Motril, einer kleinen Stadt in Andaluſien, geboren wurde, die auch jetzt noch immer etwas Zuckerbau treibt. Mein Vater war Aufſeher einer der dortigen Plantagen, und obwohl er ſchon am zwanzigſten Tage nach meiner Geburt ſtarb, und ich ihn nie gekannt habe, ſo glaube ich dennoch, er war ein alter Chriſt, und ein ſo rechtſchaffener Mann, als nur irgend einer in ganz Spanien. Denn es iſt die Pflicht der Kinder, unter allen möglichen Umſtänden von ihren Eltern das Beſte zu denken. Meine Mutter war nach dem Tode ihres Mannes nach Sevilla gezogen, und hatte dort die Protection eines Beamten von einigem Anſehen gewonnen. Als nun dieſer eine Anſtellung bei der königlichen Audiencia in Chili erhielt, ſo entſchloß ſie ſich, ihren Herrn in die neue Welt zu begleiten, und brachte mich — vermuthlich weil ſie glaubte, daß ich die Beſchwerden einer ſo weiten Seereiſe nicht aushalten würde, denn ich war eben erſt ſieben Jahre alt geworden — zu ihrem Bruder, dem Pfarrer von St. Eſpiritu, einem Flecken an der Gränze von Eſtremadura, dem ſie mich wider Dank und Willen im Hauſe ließ. Seit jenem Augenblick habe ich nie wieder etwas von ihr vernommen, und hoffe zu Gott, daß es ihr im Himmel oder auf Erden jetzt recht wohlergehen werde.

Don Diego. Und wie erging es ihm ſelbſt bey ſeinem Oheim, der ihn, wie er ſagte, nur ſehr ungern in ſein Haus nahm?

Tiburzio. Wo ſoll ich Worte hernehmen, Euer Gnaden das zu beſchreiben, und wie ſoll ich es anfangen, Ihnen einen Begriff von dem Elend zu geben, welches ich bey dem Manne erduldet habe.

Mein Oheim war, ehe er ſeine Pfarre erhielt, Profeſſor der Moral zu Oviedo geweſen. Von allen Tugenden nun, die er von der Lehrkanzel herab empfohlen hatte, legte er auf keine einen höhern Werth, als auf die der Sparſamkeit und der Enthaltſamkeit im Eſſen und Trinken, die ihm ganz ungezweifelt die Grundlage und der eigentliche Nerve aller ſittlichen Vollkommenheit zu ſeyn ſchienen. Dem zu Folge übte er ſie nicht nur für ſich ſelbſt auf das ſtrengſte, ſondern er gab ſich auch alle erſinnliche Mühe, Andere darin zu üben. Er ſchätzte alle ſeine Arbeiter und Hausgenoſſen einzig nach dem Verhaltniſſe, als ſie es in dieſer Übung, oder, um mich beſtimmter auszudrücken, in der Kunſt des Hungerleidens, mit Reſignation zu einem höheren oder geringeren Grade von Virtuoſität gebracht hatten. Unbegreiflich würde es ſeyn, wie er Dienſtleute habe behalten können, wären die guten Menſchen, wenn ſie ſich auch nur ein Paar Wochen in unſerem Hauſe befanden, nicht ſchon ſo ſchrecklich abgemagert geweſen, daß niemand ſie weiter zu ſich nehmen mochte, aus Furcht, in kurzer Zeit von ihnen gänzlich aufgezehrt zu werden. Am allerſchlimmſten aber war mein Oheim mit mir daran; denn ich ſchien ihm bey dem furchtbaren Appetit, welchen ich beſtändig hatte, eine ſo in Grund und Boden verderbte, und aller Anlage zum Guten ermangelnde Natur zu ſeyn, daß er zuletzt eine ganz beſondere Einwirkung des böſen Geiſtes dabey im Spiele glaubte. Um nun dieſem Abbruch zu thun, verdammte er mich zu einem häufigen Faſten; ein Mittel, welches das Übel, das dadurch geheilt werden ſollte, nothwendig verſchlimmern mußte. Mein Hunger ſtieg dadurch auf einen ſo entſetzlichen Grad, daß ich zweifelsohne zuletzt mich ſelbſt bis auf den Magen aufgezehrt hatte, wenn etwas Anderes als Haut und Knochen an mir geweſen wäre. In der That beſtand ich lediglich aus dieſen beyden Stücken. Wenn ich an dem einen Ende unſers Fleckens nur etwas ſchneller ging, ſo konnte am andern auch ein Schwerhöriger deutlich das Raſſeln meiner Knochen vernehmen; und meine Augen lagen ſo tief im Kopfe, daß ich nie zur Seite, ſondern, wie ein Bär, immer nur gerade vor mich hinſehen konnte.

Don Diego. Ich bedaure ihn, Tiburzio, obwohl er mir die Sache ein wenig zu übertreiben ſcheint.

Tiburzio. Nicht um ein Jota, Euer Gnaden. Dabey bitte ich Sie, mir eine einzige Reflexion zu Guten zu halten; dieſe nämlich: daß es gar viele Dinge in unſerem Magen und in der Werkſtätte unſerer Verdauung gebe, wovon ſich unſere Pſychologen nichts träumen laſſen. So, zum Beyſpiele, pflegt man allgemein zu ſagen: der

Dichter wird geboren; bey mir aber war es der Magen, welcher die poetiſche Kraft aufregte. Der fernſte Geruch eines Bratens verſetzte mich in eine echt lyriſche Begeiſterung; die Erinnerung an eine gute Mahlzeit, deren ich vielleicht zufällig einmal theilhaftig geworden war, ſtimmte mich jahrelang zu den rührendſten elegiſchen Ergießungen; und, wie jeder Dichter, hatte ich mir meine eigene Welt geſchaffen, in welcher die Menſchen um kein Haar weniger unſchuldig waren, als in Lope de Vega's berühmten Siglo de oro. Das Band der Eintracht, welches ſie da auf das feſteſte zuſammenknüpfte, und keiner gehäſſigen Leidenſchaft den Zutritt zu ihren Herzen verſtattete, war einzig ein immer friſcher Appetit, und die Luſt gemeinſchaftlich zu ſchmauſen. Die Felſen beſtanden hier durchgehends aus andaluſiſchem Käſe; die Bäume hingen theils voll natürlicher Früchte, theils voll Bretzeln und Semmelwürſtchen; die Vögel flogen gebraten zwiſchen den Zweigen umher; heiß abgeſotten oder gebacken ſchwammen die Fiſche in unermeßlichen Teichen; und in jedem Gebuſche ſaß eine Gruppe fröhlicher Eſſer um eine fette Hammelskeule, oder um einen ſaftigen Schinken verſammelt. Alles, was ich immer ſah und horte, nahm in meiner Phantaſie dieſe Farbe an. Eines Abends hatte mir mein Oheim vom Kriege der Mauren in den Alpujaren *) erzählt. In der folgenden Nacht befand ich mich im Traume mitten in den Alpujaren, die ſich meiner Phantaſie als eine Reihe ungeheurer, ubereinandergethürmter Paſteten darſtellten. Eben hatte ich unter Anführung des Marquis von Mondecar den höchſten dieſer Paſtetenberge erſtiegen, ihn, ohne mich um das weitere Vordringen meiner Kampfgenoſſen zu kümmern, mit meinem Säbel angeſchnitten, und aus ſeinen Eingeweiden ein hachirtes Kaninchen hervorgezogen: als ein Trupp bewaffneter Mauren von der Seite her auf mich einſtürmte. In der Angſt, meiner köſtlichen Beute verluſtig zu werden, ſtöhnte ich im Schlafe laut auf: und als mein Oheim, mit welchem ich in demſelben Bette ſchlief, mich antippte, um mich zu ermuntern, traf ich ihn, verzweiflungsvoll gegen die Feinde mich wehrend, mit geballter Fauſt ſo derb auf die Naſe, daß ſogleich ein Strom von Blut daraus hervorfloß; ein unſchuldiges Vergehen, das ich mit einem darum nicht minder ſtrengem Faſten büßen mußte.

---

*) Gebirgskette im Konigreich Granada.

Don Diego. In dieſem Falle war es denn freylich der Magen, aus welchem ſein Muth hervorging.

Tiburtio. Nicht mein Muth allein, auch alle meine übrigen lebenswerthen Geſinnungen und Empfindungen entwuchſen in jener Periode einzig aus dieſem Boden. Wie floß meine Bruſt nicht über von Gemüthlichkeit und theilnehmender Liebe zu allen Menſchen, wenn der Zufall mir irgend einmal zu einer guten Mahlzeit verholfen hatte: mit welcher innigen Freundſchaft hing ich nicht an einem meiner Mitſchüler, welcher öfters ſein Frühſtück mit mir theilte; und wie heftig flammte nicht mein Abſcheu gegen gewaltthätige Ungerechtigkeit auf, als einer meiner Spielgenoſſen einem andern ſein Veſperbrot genommen hatte, und der Beraubte mir die Hälfte davon zu geben verſprach, wenn ich es ihm wieder verſchaffen würde. Wie ein ergrimmter Tieger fiel ich über den Räuber her, und klapperte mit meinen dürren Fäuſten ſo unbarmherzig auf ihn los, daß er Zeter ſchreyend um Gnade bath. Aus der nämlichen Quelle floß meine Verſöhnlichkeit. Wir hatten in der Schule einen erzböſen Buben, der mir einſt einen ſehr boshaften Streich geſpielt hatte, und dem ich deswegen zur Erbauung der Übrigen eine mit heftigen Schmähworten und Drohungen kräftig durchwürzte Strafrede hielt. Während ich nun mitten im Strome meiner Beredſamkeit war, zog der Schelm ſchweigend das Endchen einer Bratwurſt aus der Taſche, und näherte es meinem Munde, der ſich ſogleich, ganz mechaniſch, weit aufthat. Kaum hatte ich nun die Wurſt zwiſchen den Zähnen, und kaum bemerkte ich, daß er auf's neue in die Taſche griff, als aller Groll bey mir verſchwunden war. »Komm an mein Herz, edler Menſch!« rief ich, »und laß uns künftig Freunde ſeyn; mit froher Rührung ſehe ich, daß noch bey weitem nicht alle Keime des Guten in deiner Bruſt erſterben ſind.«

Don Diego. Sorgte denn ſein Oheim wenigſtens für ſeine geiſtige Pflege, da er es ihm an der leiblichen ſo über alle Gebühr mangeln ließ.

Tiburzio. Was dieſen Punkt betrifft, ſo muß ich der Wahrheit die Ehre geben, und geſtehen, daß ich ihm ſehr Vieles zu danken habe. Mein Oheim war, wie ich bereits bemerkt habe, Lehrer der Moral zu Oviedo geweſen, und fuhr auch, als er die Lehrkanzel mit einer Pfarre vertauſcht hatte, noch immer fort, in ſeinem früheren Berufe thätig zu ſeyn. Mit unermüdlichem

Fleiße arbeitete er an einem auf zehn kleine Foliobände berechneten Werke, das eine Anleitung zur Erfullung unſerer Pflichten in allen möglichen Fallen des Lebens enthalten, und den Titel: *Das Rechte der geſunden Vernunft und die Wege der Thorheit*, fuhren ſollte; von dem ich inzwiſchen nicht weiß, ob es jemals im Druck erſchienen iſt. Da nun mein Oheim, wie die meiſten Autoren, eine ſehr ſchlechte und unleſerliche Hand ſchrieb, ſo wurde es, ſobald ich ſchreiben konnte, mein vorzuglichſtes Geſchaft, Alles, was er aufſetzte, in's Reine zu bringen. So wurde ich denn ſehr fruhzeitig mit dem Recht der geſunden Vernunft bekannt. Denn in den Schriften meines Oheims lief, ſo viel ich mich entſinne, Alles darauf hinaus, zu zeigen, daß derjenige, der was immer fur eine Pflicht verletze, nicht nur dem ſittlichen, ſondern ſelbſt jenem ganz gemeinen Geſetze der geſunden Vernunft zuwider handle, das ihn antreibe, ſein eigenes Wohlſeyn zu befordern; und daß daher jeder, der unſittlich handle, zugleich ein entſchiedener Thor ſey.

Don Diego. Dieſe Anſicht hat meinen ganzen Beyfall. Die Moral kann keinen fruchtbareren Geſichtspunkt wahlen, als den Zuſammenhang zwiſchen unſerem ſittlichen Streben und unſerer Gluckſeligkeit, ſo wie zwiſchen unſerer Schuld und dem Gegentheile der letzteren. Ja man darf ſagen, daß dieſe Anſicht bey einer umfaſſenderen Kenntniß der menſchlichen Natur, und bey einer richtigeren Folgerungsweiſe uns zu den erhabenſten Geſichtspunkten fuhre, welche unſer Nachdenken zu erſchwingen vermag: indem ſie uns in jenem nothwendig bedingten Zuſammenhange den heiligen Willen des Urhebers unſerer Natur auf das beſtimmteſte erkennen läßt. Ich will nur hoffen, Tiburzio, daß er ſich die Belehrungen ſeines Oheims auf das beſte zu Nutzen gemacht haben werde.

Tiburzio. Allerdings habe ich das gethan; Euer Gnaden dürfen nicht im geringſten daran zweifeln. Da ich ein ſehr glückliches Gedächtniß hatte, ſo blieben mir die meiſten Ideen meines Oheims, und überdieß eine Menge Citate, Beyſpiele und hiſtoriſche Züge, womit er jene erläuterte, im Kopfe hängen, und ich ermangelte nicht, bey jeder Gelegenheit zu Nutz und Frommen Anderer davon Gebrauch zu machen. Ich verſäumte keine Gelegenheit, meinen Mitſchülern ihre Pflichten vorzuhalten, ſie über ihre Fehler zurecht zu weiſen, und ihnen auf das überzeugendſte darzuthun, daß ſie den Rechten der geſunden Vernunft offenbar zuwider handelten, wenn ſie ſich nicht wohlwollend gegen mich bezeugten, und von dem Ihrigen mir nichts mittheilen mochten.

Don Diego. Er ſprach da, wie Cicero, pro domo sua. Aber veranlaßten ihn die Belehrungen ſeines Oheims auch ſeine eigenen Pflichten in Acht zu nehmen?

Tiburzio. Allerdings thaten ſie das, Euer Gnaden. Ich bezog alles, was ich abſchrieb, auf mich ſelbſt und meine Verhältniſſe, und ich lernte kein neues Beyſpiel irgend einer Tugend kennen, ohne ſogleich die allerfeſteſten Entſchlüſſe zu faſſen, es nachzuahmen. Trefflich machte ich mir die Abhandlung über die Geduld zu Nutzen, und beſchloß mit Reſignation bey meinem Oheim auszuhalten, da ich ohnedieß nicht wußte, wo ich mich hinwenden ſollte. Einen ganz beſondern Eindruck machte aber die Abhandlung über die Pflichten der Herren gegen ihre Hausgenoſſen auf mich. Ich fand die Gründe, welche mein Oheim dafür angab, daß ein Herr ſeine Hausgenoſſen auf's beſte behandeln, und es ihnen in keiner Hinſicht an dem Nöthigen fehlen laſſen ſolle, ſo überzeugend, daß ich nicht zu begreifen vermochte, wie er in der Praxis ſich ſelbſt ſo auffallend widerſprechen könne, und auf den Gedanken gerieth, er müſſe dieſe Abhandlung, ſo wie eine andere gegen den Geiz gerichtete, ſchon vor undenklicher Zeit geſchrieben, und ihren Inhalt deßwegen rein vergeſſen haben. Daher beſchloß ich bey mir ſelbſt, ihm denſelben bey erſter guter Gelegenheit in's Gedächtniß zurückzurufen. Eines Abends hatte er, als ich ſchon vom Tiſche aufgeſtanden war, ein halbabgenagtes Hammelsrippchen auf dem Teller liegen laſſen, und weil mir, nach ſeiner Art zu reden, der böſe Feind dieſen Abend ganz beſonders hart zuſetzte, ſo bath ich ihn mit rührenden Worten und mit ſehnſüchtigen Blicken, die wenigen Reſtchen Fleiſches, die er noch an den Knochen gelaſſen hatte, abnagen zu dürfen. Rauh wurde meine Bitte zurückgewieſen. Nun, glaubte ich, ſey der rechte Zeitpunkt gekommen. »Du ſollſt dem Ochſen, der da driſcht,« hob ich an, »das Maul nicht verbinden, und deine Hand ſoll nicht zum Nehmen offen, zum Geben aber verſchloſſen ſeyn. Der Hausvater, der es den Seinigen am Nöthigen fehlen läßt, beſtiehlt ſich ſelbſt; denn wie ſollen diejenigen mit Luſt und Treue für ſeinen Vortheil ſorgen, für welche er zu ſorgen verabſäumt. Ein guter Hausvater, der jedem der Seinigen gibt, was er bedarf, wird von den Seinigen geliebt und geachtet: ein geiziger, filziger, knauſeriſcher, ſchäbichter Herr aber wird von ſeinen Dienern gehaßt und auf alle mögliche Weiſe betrogen und bevortheilt. Darum behaupte ich — ich ging hier auf die Abhandlung über den Geiz über — »du biſt ein Narr« — im Manuſcript ſtand Thor; aber im Feuer der Beredſamkeit ſetzte ich den kräftigeren Ausdruck an die Stelle des unkräftigeren — »du biſt ein Narr, alter Geizhals, wenn du Andern ſo wenig etwas gönnſt, als dir ſelbſt, und ſie zwingſt, eben ſo elend zu leben, wie du ſelbſt lebſt; du biſt ein Narr, wenn du glaubſt, daß diejenigen dich lieben ſollen, welche du haſſeſt; ein Narr, wenn du glaubſt, daß Andere es gut mit dir meinen werden, da du es mit Niemanden gut meinſt; ein Narr, wenn du« — kurz ich ſchickte mich an, ihm ſeine ganze Abhandlung gegen den Geiz, die noch mit weit kräftigeren Stellen, als die angeführten, durchwürzt war, von einem Ende bis zum andern an den Fingern herzuſagen.

Don Diego. Hörte denn ſein Oheim das ſo gelaſſen an, Tiburzio?

Tiburzio. Eine gute Weile, Euer Gnaden; dann aber gab er mir plötzlich eine ſo kräftige Ohrfeige, daß ich ſie bis in die Zehenſpitzen hinab verſpürte.

Don Diego. Daran that ſein Oheim recht; denn es war allzuverwegen von ihm, daß er ſich ſo viel herausnahm.

Tiburzio. Jetzt ſeh' ich das freylich ſelbſt ein, Euer Gnaden; aber damals trieb mich die Verzweiflung des Hungers, etwas zu wagen: obwohl ich mein Schickſal dadurch keineswegs verbeſſerte. Denn ich wurde für meine Verwegenheit zu einem ſtrengen Faſten condemnirt: und da ich bereits das fünfzehnte Jahr erreicht hatte, und mein Hunger mit den fortſchreitenden Jahren beſtändig zunahm, ſo weiß ich nicht, wie es mir bey meinem Oheim noch ferner ergangen ſeyn würde, wenn mich nicht ein beſonderer Vorfall beſtimmt hätte, ihn zu verlaſſen.

Don Diego. Und was war das für ein Vorfall?

Tiburtio. An ſich ſelbſt ein ſehr unbedeutender; wie denn im Weltlaufe die kleinſten Zufälle überall die größten Umwälzungen und Trübſale veranlaſſen. Eines Morgens war ich in den Garten gegangen, um meinen Nebrija zu lernen; denn mein Oheim hatte ſeit ein Paar Jahren das Latein mit mir angefangen. Vorher muß ich jedoch bemerken, daß alle Früchte an unſern Spalierbäumen auf das ſorgfältigſte gezählt und aufgeſchrieben waren. Als ich nun in den Garten komme, ſeh' ich einen kleinen Zigeunerjungen, der über die Planken geſprungen iſt, und unſere Pfirſichbäume plündert. Raſch wollte er, als er mich gewahr wurde, zurück; aber ich war behender, als er, und hielt ihn beym Schooße. »Wer hat dir erlaubt hier Pfirſiche zu ſtehlen?« fragte ich. — »Ach, verzeihen Euer Gnaden *),« rief er, »ich habe ſeit drey Tagen nichts gegeſſen, und ſterbe faſt vor Hunger.« — »Es iſt zwar,« ſagte ich, »unſtreitig die ſchrecklichſte aller Qualen, welche dem ſterblichen Menſchen begegnen

---

*) Der Spanier nimmt es mit ſeinem Vuestra Merced noch weit weniger genau, als der Deutſche mit ſeinem Euer Gnaden.

können, wenn er nicht ſatt zu eſſen hat; inzwiſchen gibt dir dieſes keineswegs ein Recht, in einem fremden Garten Pfirſiche zu ſtehlen. Unter keiner möglichen Bedingung kann es dir ohne geſetzlichen Rechtsgrund zuſtehen, das Eigenthum eines Andern ohne ſeine Einwilligung dir zuzueignen. Was nicht dein iſt, maße dir nicht an; thuſt du es, ſo iſt das den Rechten der geſunden Vernunft geradezu entgegen, indem du dich dadurch zum Staubbeſen, in den Kerker, oder auf die Galeeren beförderſt, wo du doch unſtreitig nicht hin willſt, indem nichts weniger als gut dort ſeyn iſt. Darum lege die Pfirſiche, die du dir unrechtmäßiger Weiſe zugeeignet haſt, auf dieſe Bank hier, und dank es meiner Nachſicht, wenn der Fliegenwedel dir dießmal noch ferne bleibt.« — Der Knabe gehorchte, und nachdem er die Pfirſiche auf eine Gartenbank gelegt hatte, warf er noch einen ſchlauen Blick auf mich, und ſchwang ſich in einem Wips über die Planken. Ich ſetzte mich jetzt auf die Bank, überzählte die lachenden Früchte, und betrachtete ſie von allen Seiten. »Dieſe Pfirſiche, ſagte ich zu mir ſelbſt, hatten aufgehört das Eigenthum meines Oheims zu ſeyn, ſobald der Zigeunerjunge ſich ihrer bemächtiget hatte, und wenn ich ſie dieſem nicht abgenommen hätte, ſo, ſo« — Ich nahm dabey eine der fraglichen Früchte zwiſchen die Zähne, und fand ihren Geſchmack ſo unübertrefflich. —

Don Diego. Die Pfirſiche waren ja aber, ſobald er ſie dem Zigeunerjungen abgenommen hatte, aufs neue das Eigenthum ſeines Oheims geworden, oder ſie hatten vielmehr gar nicht aufgehört, es zu ſeyn.

Tiburzio. Euer Gnaden haben vollkommen Recht, und ich mußte ſchwer dafür büßen, daß ich meine eigenen Lehren Lügen ſtrafte. Eben war ich im Begriffe das neunte Stück der herrlichen Früchte — zehn Stück hatte der Junge abgepflückt — in meinen Magen zu verpflanzen, als mein Oheim hinter einer Hecke hervorſprang, und mich mit dem Ausruf: »Will denn der Vielfraß mich noch gänzlich zu Grunde richten,« beym Ohr erwiſchte. Er ſchien in dieſem Augenblick keine andere Idee zu haben, als daß man das Rechte, wofür er im gegenwärtigen Falle mein Ohr hielt, habe man es einmal angefaßt, nicht mehr loslaſſen müſſe; denn er ließ mein Ohr in der That nicht früher los, als bis er mich in ein finſteres Kämmerchen geführt hatte, in welchem ich bleiben ſollte, bis Abends der Großknecht nach Hauſe käme, um von der Hand deſſelben eine Züchtigung zu empfangen, die mir für die Zukunft allen Appetit zu Pfirſichen verderben würde.

Don Diego. Eine Züchtigung hatte er allerdings verdient; und wenn dieſe in irgend einem Falle bey jungen Leuten eine körperliche ſeyn darf, ſo iſt es, wenn ſie ſich Mauſereyen zu Schulden kommen laſſen.

Tiburzio. Euer Gnaden haben vollkommen Recht, und es entging mir auch damals nicht, daß ich den Rechten der geſunden Vernunft entgegengehandelt hatte. Auch ließ ich es keineswegs an Reflexionen darüber fehlen. Inzwiſchen wurde mein Oheim, bald nachdem er mich eingeſchloſſen hatte, zu einem Kranken auf ein entferntes Dorf gerufen, und ich wußte, daß er nicht früher, als ſpät in der Nacht zurückkehren würde. An ein Mittagsmahl war daher ſchon aus dieſem Grunde nicht zu denken. Deſto größer war die Verſuchung für mich, als ich in einer Ecke des Kämmerchens einen wohlgeruchduftenden Schinken erblickte, welchen die Wirthſchafterin, die an dieſem Tage zu einer Hochzeit nach la Higuera gefahren war, dort aufgehoben hatte. Ich that anfangs alles Mögliche, um den Eingebungen meiner Lüſternheit zu widerſtehen. So lange die Pfirſiche noch vorhielten, ging es auch vortrefflich. —

Don Diego. Das heißt: ſo lange die Luſt zu thun, was er nicht thun ſollte, nicht allzumächtig in ihm geworden war.

Tiburzio. Auf ein Haar war es ſo, wie Euer Gnaden ſagen. Mein Appetit ward immer mächtiger, während die Kraft, ihm zu widerſtehen, immer mehr abnahm. Anfangs zwar ſchnitt ich nur eine ganz kleine Scheibe von dem Schinken herab, gleichſam nur um ſeinen Wohlgeſchmack zu prüfen. Ich fand dieſen ſo unübertrefflich, daß ich der erſten eine zweyte, dieſer eine dritte, eine vierte, und dann Scheibe auf Scheibe folgen ließ, bis von dem ganzen Schinken, außer dem ſorgfältig abgeſchabten Knochen, nichts mehr übrig war. Aber jetzt drückte der Unglücksſchinken gleich ſtark auf mein Gewiſſen und auf meinen Magen. In den furchtbarſten Zügen trat das Bild des ſeinen Ochſenziemer rüſtig handhabenden Großknechtes vor meine Phantaſie, und ich ſchauderte unwillkürlich zuſammen, als ich den Gefürchteten Abends zum Thore hereinfahren ſah. Als ich aber bald darauf auch die Stimme meines zurückkehrenden Oheims und ſeinen Ruf: »Toribio« vernahm, ſo ſtieg meine Angſt auf die höchſte Stufe; ich öffnete das Fenſter, empfahl mich meinem Schutzheiligen, ſprang zur Erde, und lief nun, ſo weit meine armen Beine mich tragen wollten.

Don Diego. Ich hoffe, Tiburzio, er hat wenigſtens jetzt einſehen gelernt, wie unbeſonnen der Streich war, welchen er wagte, und wie ſchlimm derſelbe für ihn ausſchlagen konnte.

Tiburzio. Allerdings; und ich habe oft die allergründlichſten Reflexionen darüber angeſtellt: beſonders wenn mein Schickſal mir irgend eine unerfreuliche Veranlaſſung dazu anboth. Damals inzwiſchen nahm ich die Sache ganz leicht. Ich wußte etwas Latein, ſchrieb eine gute Hand, hatte das Recht der geſunden Vernunft ſtudirt, und glaubte es könne mir auf ſolche Weiſe nicht fehlen, meinen Weg durch die Welt zu finden. In Betreff meines Oheims machte ich mir keine Vorwürfe: denn ich wußte, es würde ihm wenig leid thun, eines unnützen Müßiggängers, wie er mich beſtändig nannte, losgeworden zu ſeyn.

Don Diego. Und hat er ſpäterhin nichts mehr von ſeinem Oheim gehört.

Tiburzio. Als ich aus Weſtindien zurückkehrte, erfuhr ich, daß er einige Jahre nach meiner Entweichung geſtorben war. Fremde Menſchen bemächtigten ſich ſeines Nachlaſſes, und trugen ihn ohne Dank und Thränen zu Grabe. Gott gebe ihm im Himmel eine frohe Stunde, auf Erden iſt er ſeines Lebens ſicher nicht froh geworden.

Don Diego. Das wird der Geizige niemals, und recht bedeutungsvoll bezeichnet unſere Sprache die Begriffe geizig und elend mit einem und demſelben Worte.

Tiburzio. Dem zu Folge dürfte alſo das allgemeine, auf den Geſetzen der geſunden Vernunft ruhende Reich der Glückſeligkeit, welches mein Oheim zu gründen hoffte, wohl ſo gar bald noch nicht zu Stande kommen; denn ich habe die Habſucht überall als ein ſo allgemeines und ſo tiefgewurzeltes Übel angetroffen, daß ſie mir dem Menſchen faſt angeboren zu ſeyn ſcheint; und wenn mir Euer Gnaden einige Reflexionen darüber erlauben wollen —

Don Diego. Laß er ſeine Reflexionen für jetzt bey Seite. Ich will ihm dafür ein Märchen erzählen, an welchem er ſeine eben ausgeſprochene Anſicht genauer prüfen mag.

Auf einem Vorgebirge an der Mündung des perſiſchen Meerbuſens trafen ſich einſt drey von jenen wohlthätigen Genien, deren beneidenswerther Beruf es iſt, die Sterblichen zu beglücken. Sie erzählten einander, was ſie in der letzten Zeit gethan hatten, um ihrer Beſtimmung Genüge zu leiſten, und klagten alle drey einſtimmig darüber, daß die Verkehrtheit, vorzüglich aber die Habſucht ihrer Pflegbefohlenen, ihre beſten Bemühungen ſo häufig erfolglos mache. Als ſie nun den Stoff dieſes Geſpräches erſchöpft hatten, nahmen ſie ihren Flug über jenen Ocean, der ſich im Süden von Aſien in's Unermeßliche hin ausbreitet. Lange ſchon waren ſie ſo fortgeflogen, als ſie drey Inſeln unter ſich erblickten, die im hellſten Sonnenſcheine vor ihnen lagen, und welche ſie auf keinem ihrer früheren Züge gewahr geworden waren. Sie ließen ſich darauf nieder, und bewunderten den unendlichen Reiz und Reichthum, welchen die Natur mit verſchwenderiſcher Hand darüber ausgegoſſen hatte. Mit dem friſcheſten Grün des Bodens wechſelte hier eine Überfülle der mannigfaltigſten, im brennendſten Farbenſpiel glänzenden Blumen, welche die Luft überall mit den lieblichſten Wohlgerüchen füllten. An jedem Baum hatte der jugendliche Frühling ſeine Kränze aufgehangen, und jeder Baum trug zu gleicher Zeit eine Fülle der köſtlichſten Früchte. Überall rieſelten Bäche zwiſchen den Blumen hin, luden kryſtallhelle Quellen und dichtbelaubte Schattenplätze zur Erquickung und Ruhe ein; und auch nicht das leichteſte Wölkchen trübte den Himmel, der mit heiterer Milde auf dieſe glücklichen Eilande herablächelte.

»So ſchön, ſo reizend ſind dieſe Inſeln!« ſagte der Genius Ataf zu ſeinen Gefährten; »ſo reich mit Allem ausgeſtattet, was einen Aufenthalt für Sterbliche wünſchenswerth machen kann! Sollen ſie nicht der Wohnplatz glücklicher Geſchöpfe werden, wozu ſie von der Natur ſo offenbar beſtimmt ſind. Ich will euch einen Vorſchlag thun, meine Brüder,« fuhr er fort, »den ihr, wie ich hoffe, billigen werdet. Laßt jeden von uns eines dieſer Eilande mit einer Anzahl von Menſchen aus dem Innern von Aſien bevölkern, und ihnen, indem wir ſie hierher verpflanzen, in einem künſtlichen Schlummer die Erinnerung an ihr ganzes voriges Daſeyn, an alle ihre Neigungen, Leidenſchaften und Vorurtheile nehmen. Als erwachſene Kinder mögen ſie hier erwachen, einzig und allein durch die Eindrücke beſtimmt, welche ihr neuer Aufenthalt ihnen geben wird. Dabey bleibe es der Einſicht eines jeden von uns überlaſſen, ſeiner Colonie eine ſolche Einrichtung zu geben, wie er ſie für die beſte halten wird, um ſeine Pfleglinge vor allen jenen Übeln und Verirrungen zu bewahren, welche das Leben der Menſchen vergiften. Nach zehn Jahren wollen wir uns dann auf eben dem Vorgebirge treffen, wo wir uns heute zuſammengefunden, und gemeinſchaftlich die Erfolge prüfen, welche unſere Bemühungen gehabt haben werden.

Den beyden andern Genien gefiel Ataf's Vorſchlag, und ohne Zaudern zerſtreuten ſie ſich, um ſich mit der Ausführung ihres Vorhabens zu beſchäftigen. —

Zehn Jahre waren verfloſſen, als eines Morgens eine kleine Barke mit geblähtem Segel und luſtig flatternden Wimpel der am weſtlichſten gelegenen jener drey glücklichen Inſeln zuſchwamm. In der Tracht perſiſcher Kaufleute, jeder einen Säbel an der Seite, und einen reichbeſetzten Dolch im Gürtel, ſaßen darin die drey Genien. » Ich will es euch geſtehen,« ſagte Ataf, » kaum kann ich den Augenblick erwarten, der mich von dem Erfolg meiner Bemühungen überzeugen ſoll, und der, wie ich hoffe, meine Erwartungen nicht täuſchen wird.« »»Und welches Mittel haſt du ergriffen,«« fragte Gilad, der zweyte Genius, »» um dieſen Erfolg dir zu ſichern?««— »Das einfachſte von der Welt. Neben allen Gaben, womit die Natur die meiner Pflege anvertraute Inſel überſchüttete, habe ich dort noch einen Born hervorgerufen, aus dem es jedem meiner Schützlinge erlaubt iſt, die Erfüllung aller ſeiner Wünſche zu ſchöpfen. Sie dürfen das Waſſer desſelben nur gegen die aufgehende Sonne ſprengen, und dabey ihre Wünſche ausſprechen, und dieſe auch ſogleich erfüllt zu ſehen. Wo die Möglichkeit vorhanden iſt, jeden Wunſch zu befriedigen, da erſtirbt die Begierde von ſelbſt in der Bruſt des Menſchen.«

»»Oder ſie wird unerſättlich,«« ſagte Amial, der dritte von den Genien.

»Laß mich das nicht fürchten, mein Bruder,« erwiederte Ataf; »dieſe Erfahrung wäre trauriger, als daß ich ſie ohne herben Schmerz zu ertragen vermöchte.«

Inzwiſchen trieb die Barke an's Land. Die Reiſenden ſtiegen aus, und traten ihren Weg in's Innere der Inſel an, ohne irgend ein menſchliches Geſchöpf gewahr zu werden. Jetzt näherten ſie ſich einem Tamarindenhaine, und vernahmen aus demſelben das Getöſe vieler, mit großer Heftigkeit ſich unterbrechender Stimmen. Plötzlich ſprang ein junger Mann aus dem Gebüſche hervor.

»Gebt uns eure Waffen,« rief er, indem er Ataf beym Arme ergriff, und ihm den Sabel aus der Scheide, den Dolch aus dem Gürtel riß; »gebt uns eure Waffen, wir bedürfen ihrer.«

»»Unſ're Waffen?«« fragte Ataf beſtürzt zurückfahrend; »»wozu bedürft ihr der Waffen? Sind wir denn unter Räuber gefallen?««

»Ein Räuber iſt es, gegen welchen wir ſie brauchen wollen. Du ſtaunſt, Fremdling; aber höre, und du wirſt unſere Erbitterung gerecht finden. Eine wohlthätige Gottheit hatte uns vor einer nicht langen Reihe von Jahren dieſe Inſel zum Wohnplatze geſchenkt, die im reichſten Überfluß Alles hervorbrachte, was wir bedurften. Überdieß hatte ſie uns den Born der Befriedigung gegeben, woraus es uns erlaubt war die Erfüllung aller unſerer Wünſche zu ſchöpfen. Wir ſchöpften nur ſelten daraus, denn wir hatten keine Wünſche. So führten wir ein glückliches, beneidenswerthes Leben. Ein unbedeutender Zufall zerſtörte vor einiger Zeit unſere ganze Glückſeligkeit, und Haß und Zwietracht erfüllen ſeither unſern Aufenthalt, den früher nur Eintracht, Liebe und die heitere Freude bewohnten. Eines Tages lag Nurmalin am Quell der Befriedigung. Sein abſichtslos herumſchweifender Blick verweilt auf der Hütte ſeines Freundes, und er gewahrt, daß einige von den Dattelpalmen, welche um die Wohnung deſſelben herumſtehen, reichlichere Früchte tragen, als diejenigen, welche ſeine eigene Hütte umgeben. Er ſchöpft jetzt aus dem Quell der Befriedigung, und indem er das Waſſer desſelben verſprengt, wünſcht er, ſeine Bäume möchten mit noch reichlicheren und noch ſüßeren Früchten beladen ſeyn, als jene ſeines Freundes. Er gibt uns dieſe Früchte zu koſten; wir finden ſie wohlſchmeckender, als die bishergenoſſenen, und preiſen laut ſeinen ſinnreichen Einfall. Wir eilen jetzt Alle zum Born der Befriedigung, um eben ſo köſtliche Früchte von unſern Bäumen zu ernten. Als Nurmalin dieſes ſah, trübte ſich ſein Auge; finſter in ſich gekehrt ſchlich er ſeit dieſem Tage umher, und mied unſere Spiele und unſere Vergnügungen. Eines Tages fanden wir einen weiten Dattelwald in der Nachbarſchaft ſeiner Hütte aufgeſchoſſen. Wir lächelten; denn wir vermochten nicht zu begreifen, wozu ein ſolcher Überfluß ihm nützen könnte, und ahneten nicht, worüber er brütete. Aber wie ſtaunten wir nicht, als wir eines Morgens die Veränderung gewahr wurden, welche der Elende hervorgebracht hatte. Das Geſchenk, welches die überſchwengliche Güte des wohlthätigen Weſens, das uns unter ſeinen Schutz genommen, uns in dem Borne der Befriedigung gemacht hatte, war von dem Verräther auf das ſchändlichſte zu unſerem Verderben mißbraucht worden. Der Boden, auf welchem ſich der Quell, der Hain, und ſeine Hütte befanden, hatte ſich zum unerſteiglichen, durch eine tiefe Kluft von dem übrigen Theile der Inſel geſchiedenen Felſen erhoben; während unſere Palmen bis auf wenige, kaum zur Friſtung unſeres Lebens hinreichende, verdorrt waren. Einen Theil von uns hat er an ſich gezogen, und dieſen iſt es erlaubt, um den Preis ſclaviſcher Unterwerfung unter ſeinen Willen an ſeinem Überfluß kargen Antheil zu haben; denn ſchlau hat er den Born, aus welchem jeder von uns die Erfüllung ſeiner Wünſche ſchöpfte, mit einer Grotte überwölbt, die nur ihm allein zugänglich iſt. So nun glaubt er von ſeinem Felſenneſte herab uns allen trotzen, und nach Willkür uns alle mißhandeln zu können. Aber er täuſcht ſich. Schon haben Zwietracht und Verrath unter die Seinigen ſich eingeſchlichen. Mit ihrer Hülfe wird es uns möglich ſeyn, jene Felſen zu erſteigen. Ihr ſollt die Genoſſen unſers Unternehmens ſeyn, und jeder dieſer Dolche ſoll ſich in dem Blute des Frevlers färben.«

Hier griff der junge Mann auch nach Gilads und Zmials Dolchen; aber dieſe, wie Ataf ſelbſt, entzogen ſich, wie in Luft zerfließend, ſeinen Blicken.

»O unſeliges, verkehrtes Geſchlecht!« rief Ataf im höchſten Schmerze aus; »unſeliges Geſchlecht, dem ſich jede Gabe, welche die Milde des Himmels ihm gönnt, in Fluch und Verderben wandelt! Vergebens iſt das

Bemühen dich zu beglücken; denn unausrottbar wuchert im giftigen Boden deines Gemüthes die Habſucht, und gebiert mit unerſchöpflicher Zeugungskraft die feindſelige Mißgunſt, den dumpfen Neid, die mitleidsloſe Selbſtſucht, die freche Gewaltthat, den tückiſchen Verrath und jedes andere Scheuſal, welches den Namen der Menſchheit ſchändet, und ſie in einen Abgrund von Elend ſtürzt, das der verwegene Wahnſinn ihres Unmuths, nicht ihrer eigenen Thorheit, nicht ihren unerſättlichen Begierden, ſondern dem Himmel zur Laſt legt. Ha, meine Brüder! welch' ein trauriges Loos iſt uns nicht gefallen, daß wir beſtimmt ſind, für das Glück von Geſchöpfen zu ſorgen, die ihre tiefgewurzelte Verkehrtheit jeder dauernden Glückſeligkeit und jedes frohen Genuſſes ihres Daſeyns unfähig macht.«

Indem nun die beyden andern Genien ihren Gefährten durch ſanfte Tröſtungen zu beruhigen ſuchten, verließen ſie mit ihm die Inſel, die ſich in ſo kurzer Zeit in einen Schauplatz eigenſüchtiger Gewaltthätigkeit und blutdürſtigen Haſſes verwandelt hatte.

»Und erwarteſt du mit deinen Pfleglingen glücklicher geweſen zu ſeyn, als ich mit den meinigen?« fragte Ataf ſeinen Gefährten Gilad.

»»Ich hoffe es. Du ſelbſt haſt dich überzeugt, daß du in der Wahl der Mittel zu deinem Zwecke geirrt hatteſt.«« »O wie gerne will ich geirrt haben, mein Bruder!« rief Ataf aus, »wenn es dir beſſer, als mir gelungen iſt, dein Ziel zu erreichen, und wenn es mir vergönnt iſt, meinen Irrthum durch deine richtigere Einſicht zu verbeſſern.«

Tiburzio. Nun bin ich begierig, wie wohl der zweyte von jenen drey Herren die Sache angefangen haben mag.

Don Diego. Nicht in ihrer angenommenen Verkleidung, ſondern unſichtbar, wie Gilad es verlangt hatte, betraten die Genien des letzteren Inſel. Sie wandelten bis in die Mitte derſelben, ehe ſie das Thal erreichten, in welchem Gilad ihre Bewohner verſammelt hatte. Es war leicht, die Einrichtung der ganzen Colonie mit einem einzigen Blick zu überſehen. Alle Wohnungen waren auf einerley Weiſe gebaut und ausgeſchmückt, und jede ſah der andern ſo ähnlich, wie ein Tropfen Waſſer dem andern. Zu jeder dieſer Wohnungen gehörte eine gleiche Anzahl von Dattelpalmen und anderen Fruchtbäumen, und alle dieſe Bäume waren um jede Wohnung herum auf gleiche Weiſe vertheilt; ſie hatten alle ein gleich friſches Grün, und trugen alle genau die gleiche Menge gleich großer Früchte. Vor den Hütten ſaßen die Bewohner derſelben. Alle trugen eine und dieſelbe Kleidung. Die Familienväter, wie die Frauen und Kinder, ſchienen alle von einem und demſelben Alter zu ſeyn. Die Geſichtszüge der Männer und der Frauen, der Knaben und der Mädchen glichen ſich auf das vollkommenſte, und in jedem Geſichte traf man eben denſelben Ausdruck gleichmüthiger und gleichgültiger Ruhe wieder, welchem man auf einem früher geſehenen begegnet war.

»Hier wohnt die Ruhe,« ſagte Gilad zu ſeinem Gefährten, »und nie, hoffe ich, ſoll ſie dieſen Aufenthalt verlaſſen.«

»»Die Ruhe des Grabes, mein Bruder,«« ſagte Amial. —

Jetzt waren ſie an das Ende des Thales und der zu beyden Seiten desſelben liegenden Wohnungen gekommen. Unter den letzten Bäumen ſtand ein Mann, deſſen Auge finſter am Boden wurzelte. Eine matt glänzende Muſchel hing an einer Schnur an ſeinem Halſe. Amial warf im Vorübergehen einen ſcharfen Blick auf den einſamen Träumer, und dann einen zweyten auf Gilad, der jenen nicht bemerkt zu haben ſchien.

Indem ſie ſich aber ſchweigend der Einmündung in ein zweytes Thal näherten, vernahmen ſie aus dem Gebüſche eines Hügels, an welchem ſie eben hinſchritten, ein Geräuſch, und gingen darauf zu. Sie fanden einen der Inſelbewohner emſig bemüht, etwas Glänzendes aus der Erde hervorzuwühlen, das, obwohl es zu Tage ſtand, ſeinen Bemühungen, da er kein anderes Werkzeug als einen zugeſpitzten Pfahl hatte, ſo ungern nachzugeben ſchien, daß der heiße Schweiß in Strömen von ſeiner Stirne rann. Eben war es ihm jedoch gelungen, ein Klümpchen von der Maſſe loszumachen, das er mit Blicken, die von Freude glänzten, gegen die Sonne hielt. »Ha, wie das glänzt und funkelt!« rief er aus, »viel herrlicher, als das armſelige Kleinod, welches jener Übermüthige uns allen zum Hohn vor ſeine Bruſt hing. Auf mich, nicht auf ihn, ſollen jetzt Aller Blicke ſich richten; mich, nicht ihn, ſollen ſie jetzt Alle beneiden. Wohl mir, daß nur ich, und nur ich allein dieſen Schatz entdeckte; ich allein will ihn beſitzen, und« — Blitze ſprühten hier aus ſeinen Augen — »ſterben ſoll jeder, der es wagt, die Hände darnach auszuſtrecken.«

»»Stirb du ſelbſt, bis ich dich wieder in die Gebirge von Kurdiſtan zurückbringe, aus welchen ich dich genommen habe,«« ſagte Gilad, indem er die Stirne des Mannes berührte, und dieſer betäubt in einem todähnlichen Schlummer zu Boden ſank.

»Ja,« rief Gilad voll Schmerz und Erbitterung aus; »ja, dieſes Geſchlecht iſt unheilbar. Wie das Gift im Rachen der Klapperſchlange, wie der Blutdurſt im Tieger entwickelt ſich eben ſo nothwendig und unvermeidlich in ihrer Bruſt eigenſüchtige Habgier, und im Gefolge derſelben Mißgunſt, Neid, Haß, tückiſche Falſchheit und gewaltthätige Grauſamkeit. Wäre den Verdammten unter endloſen Qualen nur eine Sekunde von Glückſeligkeit gegönnt, ſo würden ſie ihnen auch dieſe beneiden, und ſich in die Hölle ſtürzen, um auch noch den Gewinn dieſer Sekunde an ſich zu reißen.«

Tiburzio. Sie! Nun aber gebe ich, mit Euer Gnaden Erlaubniß, für die dritte Colonie auch nicht einen Real, und wenn er ſo abgenützt und löcherig wäre, als es gewöhnlich meines ſeligen Oheims Leibrock zu ſeyn pflegte.

Don Diego. Jetzt betraten die Genien in ihrer zuerſt angenommenen Verkleidung Amials Inſel.

»Wie,« fragte Ataf, als ſie eine kurze Strecke darauf fortgewandelt waren, »iſt dieß dasſelbe Eiland, welches deinem Schutze anvertraut wurde, und über welches die Natur das ganze überſtrömende Füllhorn ihrer herrlichſten Gaben ausgegoſſen hatte?«

»»Ich habe ihm einen Theil jener Fruchtbarkeit entzogen,«« erwiederte Amial, »»und hoffe mein Verfahren vor euch rechtfertigen zu können.««

Unter dieſem Geſpräche nahten ſie ſich einer Hütte, vor der ſie einen jungen Mann beſchäftigt fanden, die Reben, mit welchen ſie auf allen Seiten umſponnen war, von ihren überflüſſigen Schoſſen zu reinigen. Ein ſchlankes, reizendes Weib half ihm bey dieſer Arbeit, und zwey muntere Knaben und ein kleines Mädchen ſammelten ſchäkernd die Zweige, welche zur Erde fielen.

Die kleine Familie ſtaunte die Fremdlinge voll Verwunderung an, und dieſe wurde noch mehr geſteigert, als Amial erzählte, er komme mit ſeinen beyden Gefährten über das Meer, aus einem weit entfernten Lande, und ſie ſeyen durch einen Schiffbruch, in welchem ſie alles das Ihrige verloren hätten, an die Küſte dieſer Inſel geſchleudert worden. Die Bewohner der letzteren hatten nämlich keine Vorſtellung davon, daß es außer ihrem Aufenthalt noch anderes Land und noch andere Menſchen geben könne.

»Laßt es euch nicht leid ſeyn,« ſagten ſie zu den Fremdlingen, »daß ihr durch ein Unglück, wie ihr es nennt, zu uns gekommen ſeyd; ihr findet bey uns Alles, was ihr auf eurer Inſel verlaſſen haben könnt, oder wohl auch ein noch weit froheres Leben; denn ſollte man anderswo auch eben ſo glücklich leben, wie wir, ſo iſt es doch ganz unmöglich, daß es noch glücklichere Menſchen, als wir es ſind, geben könne.« Die übrigen Bewohner der Gegend, welche die Neugierde herbeygelockt hatte, beſtätigten dieſe Äußerung; und in der That konnten die Genien nicht das Geringſte gewahr werden, was ihr widerſprochen hätte. Auf jeder Wange blühte die Farbe der Geſundheit, aus jedem Auge glänzte Heiterkeit und Frohſinn, und jeder Blick, womit dieſe Menſchen einander betrachteten, ſtrömte über von Wohlwollen und herzlicher Liebe. Alle wetteiferten die Fremdlinge in ihre Wohnungen einzuladen; aber keiner ſchien Neid oder Mißgunſt darüber zu empfinden, als ſie der Hütte den Vorzug gaben, welche ſie zuerſt aufgenommen hatte.

Bei Herannäherung des Abends lud der Eigenthümer derſelben ſeine Gäſte in eine blühende Laube, welche die Ausſicht auf die See hatte, und wo ſie ein leichtes Mahl von Milch, Honig und Früchten bereitet fanden. Als er dankend den Blick zu demjenigen erhoben hatte, der alle Geſchöpfe ernährt, griff er jetzt nach einer großen, ſehr ſchön ausſehenden Frucht, um ſie zu zertheilen, und den Fremdlingen davon vorzulegen. Aber kaum hatte er dieſelbe zerſchnitten, als er in ein lautes Gelächter ausbrach. »Wie, meine Liebe,« ſagte er zu ſeiner Gattin, »willſt du unſere Gäſte mit Luſt ſpeiſen?« — »»Ich habe mich vergriffen,«« ſagte die junge Frau mit einem leichten Erröthen. — »Das ſchadet nichts,« entgegnete der Mann; »denn es gibt mir Veranlaſſung, unſere Gäſte mit einer Sache bekannt zu machen, die ihnen, wie ich aus ihren Blicken ſehe, neu und befremdend iſt. Ein ſtrenges Geſetz, Fremdlinge,« fuhr er fort, »zwingt uns alle Früchte, welche wir genießen wollen, ſelbſt zu pflanzen, und uns Alles, was wir bedürfen, durch eigene Mühe zu erwerben. Thun wir das nicht, oder ſammeln wir mehr, als wir bedürfen, ſo zerfließt Alles, was wir gebrauchen wollen, in Schaum und Luſt, wie dieſe Frucht hier, die vielleicht einer meiner Knaben ſpielend ins Haus gebracht, und zu unſerem ſelbſtgeernteten Vorrath gelegt haben mag. Dieſe Nothwendigkeit allein iſt es, glaube ich, die uns ſo glücklich ſeyn läßt. Wenn wir uns daher des Morgens verſammeln, um dem Geber alles Guten gemeinſchaftlich unſern Dank darzubringen, ſo fugen wir demſelben keine andere Bitte hinzu, als dieſe: Erhalte uns, höchſtes Weſen, bey dem rechten Gebrauch unſerer Kräfte, damit wir unſers Daſeyns und deiner Gaben werth ſeyn mogen.

Einer ſolchen Feyer wohnten Ataf, Gilad und Amial am nächſten Morgen bey. Auf einem Hügel in der Mitte der Inſel war ein Altar erbaut, und um dieſen herum ſtanden, das Geſicht gegen die aufgehende Sonne gewendet, im Halbkreiſe ihre Bewohner. Zwey Mädchen legten jetzt dürre Reiſer, Blumen und Fruchte auf den Altar, und ein Greis reichte Amial eine brennende Fackel, um das Opfer anzuzunden. Im nämlichen Augenblicke, in welchem die Flamme emporloderte, ſtreifte dieſer ſeine Verhüllung ab, und ſtand mit ſeinen beyden Gefährten in verklarter Geſtalt vor der erſtaunten Menge. »Hort mich,« rief er jetzt, »Alle, die ihr hier verſammelt ſeyd! Zehn Jahre ſind verfloſſen, ſeit ich euch auf dieſem Eiland vereinigte. Damals loſchte ich jede Erinnerung an euer früheres Leben aus eurem Gedachtniſſe. Ich gebe dieſe Erinnerung euch jetzt zuruck,« fuhr er fort, indem er ſeine Hand über ſie hinſtreckte, »wählt frey, ob ihr hier bleiben, oder zu euern fruheren Hoffnungen und Beſtrebungen zuruckkehren wollt.«

Zwey Augenblicke ſchwieg die Verſammlung. Überraſchung mahlte ſich im erſten, Beſtürzung im zweyten in Aller Blicken; aber wie aus einer Bruſt riefen ſie im nächſten Augenblick Alle, indem ſie auf ihre Knie ſanken: »Laß uns hier bleiben, gütiges Weſen, und erhalte uns bey dem rechten Gebrauche unſerer Kräfte, damit wir unſers Daſeyns und deiner Wohlthaten werth ſeyn mögen!«

Amial gewährte ihr Flehen. Jenes Geſetz aber, welches bisher alle Regungen der Habſucht von ihnen ferne gehalten hatte, hörte jetzt auf. Denn da ſie es einmal gewohnt waren, den Genuß ihres Daſeyns allein in dem Gebrauche ihrer Kräfte zu ſuchen, und da Amials Vorſorge ihnen einerſeits jede peinliche Anſtrengung derſelben erſpart, und andererſeits die Früchte ihrer Bemühungen ihnen hinreichend geſichert hatte: ſo durfte er mit Zuverſicht darauf rechnen, daß ſeine Schützlinge bey ihrer glücklichen Unbekanntſchaft mit tauſend theils überflüſſigen, theils unnatürlichen Bedürfniſſen, künftig auch ohne jene Beſchränkung nicht geneigt ſeyn würden, den ruhigen Genuß ihres heitern und harmloſen Daſeyns gegen den ruheloſen Drang unerſättlicher Wünſche auszutauſchen. — Und nun, Tiburzio, laß er uns hineingehen, wo ihn zwar kein ſchwelgeriſches, aber für jeden Fall ein reichlicheres Mahl erwartet, als er bey ſeinem Oheim zu finden gewohnt war.

2.

Don Diego. Wie erging es ihm nun weiter, Tiburzio, als er von ſeinem Oheim weggelaufen war.

Tiburzio. Ich lief, ſobald ich mich in Freyheit ſah, als ob der Großknecht in Siebenmeilenſtiefeln hinter mir wäre, was meine armen Beine nur auszuhalten vermochten, und legte in derſelben Nacht und am nächſten Morgen mehr als fünf Meilen zurück. Man hatte mir erſt vor Kurzem weite Pumphoſen und ein ſchwarzes Oberkleid machen laſſen, ſo daß ich im Nothfall für einen fahrenden Schüler gelten konnte. Halbtodt vor Hunger, Durſt und Müdigkeit langte ich gegen Mittag in einer einzeln ſtehenden Schenke an, und traf da vier junge Leute aus Andaluſien, von gefälliger Miene und von gutem Ausſehen, welche nach Salamanca auf die Univerſität zogen. Sie fragten mich, wohin ich wolle: und ich gab ihnen zur Antwort, ich gehe, wohin es Gott geliebe; ich hätte keinen beſtimmten Reiſeplan, und nur die Abſicht, ein Stück von der Welt zu ſehen. »Wenn das iſt,« ſagte einer von ihnen, »ſo ſeyd ihr zur guten Stunde hier angelangt: denn wir gehen nach Salamanca auf die Univerſität, und wollen euch abwechſelnd hinter uns auf das Pferd nehmen, und euch auch ein Stück Brot geben, was euch, wie es ſcheint, eben nicht zur Unzeit kommen wird. Da wir einen Diener nöthig haben, um unſere Bedürfniſſe einzukaufen, ſo könnt ihr vielleicht ganz bey uns bleiben, und wenn ihr euch auf's Studieren legen wollt, einſt ganz anders in euer Dorf zurückkehren, als ihr daraus weggelaufen ſeyd.

Don Diego. Da hatte er ja ganz unvermuthet das Glück, eine gute Verſorgung zu finden.

Tiburzio. Ob es eine gute geweſen, das weiß Gott, der mich zur Strafe für meine Sünden in dieſe ſchmähliche Dienſtbarkeit gerathen ließ. Die Rohheit, welche noch immer auf den meiſten Univerſitäten unſers Landes herrſcht, iſt allzubekannt, als daß ich etwas darüber zu ſagen brauchte*). Allein meine vier Andaluſier ſchienen der Meinung zu ſeyn, ſie hätten den Beruf, es darin allen Studierenden in ganz Spanien zuvor zu thun. Ich erfuhr gleich in den erſten vier und zwanzig Stunden weß Geiſtes Kinder ſie waren. Als wir nämlich am andern Morgen abreiſten, und ich bereits die Mantelſäcke hinabgetragen hatte, winkte mir einer von meinen neuen Gebietern, ihm nach einem Hinterhofe zu folgen. Ich that es, und er führte mich zu einem Hühnerkorbe, den er dort entdeckt hatte. Er hieß mich denſelben auf der einen Seite ein wenig in die Höhe heben, fing einen jungen Hahn daraus hervor, und war eben im Begriffe zum zweyten Mal hineinzulangen, als wir den Wirth kommen hörten. »Steck ihn in deine Pumphoſen!« rief mein Herr mir zu, indem er mir den Hahn reichte; und ich, in der Bedrängniß des Augenblicks, hatte dießmal keine Zeit an dasjenige zu denken, was ich dem Zigeunerjungen über das Eigenthumsrecht geſagt hatte. Nicht ohne Herzklopfen, und wie auf Eyern, ging ich, während mein Herr mir die Flanke deckte, an dem Wirthe vorbey, der, als er uns gewahr wurde, ſogleich umkehrte, um uns an's Thor zu geleiten. Bis hierher war Alles gut gegangen; als ich aber hinter meinem Herrn auf's Pferd ſtieg, biß mich der Hahn, der vom erſten Augenblick an tauſend vergebliche Verſuche gemacht hatte, ſich zu befreyen, und der durch die Bewegungen, die ich beym Aufſteigen machte, in die ärgſte Bedrängniß gerieth, mit ſeinem ſcharfen Schnabel in der Verzweiflung dergeſtalt heftig in's Fleiſch, daß ich hoch aufſprang, und nicht nur ſelbſt vom Pferde fiel, ſondern auch meinen Herrn mit herabriß. Im nämlichen Augenblick nun, wo ich zur Erde fiel, ſtreckte das verwünſchte Vieh ſeinen Kragen aus meinen Pumphoſen hervor, und fing laut an zu krähen. Sogleich ſprang jetzt der Wirth auf mich zu, faßte den Hahn beym Kragen und mich beym Ohre, und Don Felix gab mir, um ſich von allem Antheil an dem Vorfalle rein zu waſchen, unter dem Ausruf: »Wie, Spitzbube, Hühner ſtiehlſt du!« mit der Reitpeitſche ein Duzend Hiebe, die er mir, um die Täuſchung recht vollkommen zu machen, ohne jede billige Rückſicht ſo kräftig zumaß, als wenn ich in der That der Urheber der ganzen Geſchichte geweſen wäre.

---

*) Hier, wie im folgenden Abſchnitt, iſt die Rede vom Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.

Don Diego. Verdient hatte er dieſe Züchtigung wenigſtens dafür, daß er ſich zum Diebshehler hergab.

Tiburzio. Leider mußte ich mich noch zu mehr als einem ſolchen Streiche hergeben; obwohl ich bey jedem einzelnen derſelben die allerfeſteſten Vorſätze faßte, daß es der letzte dieſer Art ſeyn ſollte. Das Betragen meiner vier Muſenſöhne blieb ſich nämlich auf der ganzen Reiſe ſo vollkommen gleich, als ob ſie gefürchtet hätten, an den Rechten ihres Standes einen Hochverrath zu begehen, wenn ſie nur ein Haar breit davon abwichen. Mit kothigen Stiefeln warfen ſie ſich in die Betten; für jeden Real, den ſie verzehrten, ſtahlen oder verdarben ſie den

Werth von einem Thaler; und wenn wir ein Wirthshaus verließen, ſo konnten wir immer ſicher ſeyn, daß unſer Abzug von Alt und Jung auf's ſchmerzlichſte beweint werden würde. So hatte auf einer unſerer letzten Nachtſtationen vor Salamanca der Wirth ein recht feines Tiſchtuch aufgelegt, das jedoch ſchon einmahl gebraucht war, und in deſſen einer Ecke Don Felix einen Fleck gewahr wurde. Ohne Umſtände ergriff er nun das Meſſer, und hackte ein thalergroßes Stück aus dem Tiſchtuche heraus; indem er dabey ſchwur, der Wirth verdiene dafür gehangen zu werden, daß er Leuten ihres Standes nicht beſſer aufzuwarten wiſſe. Das hieß denn doch die Rechte der geſunden Vernunft allzugroblich beleidigen, als daß ich dazu hätte ſchweigen können. Ich fing an, dem jungen Übermüthler ſeine Rohheit in einer ſehr nachdrucksvollen Rede zu Gemüthe zu führen: als er dem Strom meiner Beredſamkeit plötzlich dadurch ein Ende machte, daß er den Leuchter vom Tiſche nahm, und ihn mir an den Kopf warf; und zwar mit ſolchem Nachdrucke, daß derſelbe mir unfehlbar im Kopfe ſtecken geblieben ſeyn würde, wenn meine Hirnſchale nicht härter, als das Metall, geweſen wäre.

Don Diego. Und trug er für ſein Beſtreben, die Rechte der geſunden Vernunft zu vertheidigen, immer eine ſo ſchlimme Belohnung davon?

Tiburzio. Faſt immer. Manchmal begnügten ſie ſich zwar, mich bloß ſimpliciter abzuprügeln, oder mich nur über die Treppe hinabzuwerfen; ganz leer ging es aber gar ſelten ab. Trotz dem konnte ich es aber dennoch nicht laſſen, ihnen über ihre täglichen Verkehrtheiten die allereindringlichſten Vorſtellungen zu machen. Dieſe Verkehrtheiten waren denn freylich von der Art, daß niemand dazu ſchweigen konnte, ohne ſein Gewiſſen zu beſchweren. Daß ſie ihre Studien vernachläßigten, war noch das mindeſte; obwohl nicht leicht eine Reflexion einleuchtender ſeyn kann, als dieſe, daß man ſich, um mit einiger Sicherheit darauf rechnen zu können, in der Welt ſein Glück zu machen, brauchbare Kenntniſſe erwerben müſſe. War das Wetter nur etwas ſchlecht, ſo blieben ſie den ganzen Vormittag im Bette; und machte ich ihnen Vorſtellungen darüber, ſo griffen ſie nach dem Gefäße, welches ihnen am nächſten zur Hand war, um es mir an den Kopf zu werfen; in welchem Fall ich dann meine Erinnerungen einſtellte und das Weite ſuchte. Beſuchten ſie aber auch Vorleſungen, ſo waren es ſelten diejenigen, welche ihnen die wichtigſten hätten ſeyn ſollen: ſondern meiſtens ſolche, die mit ihrer künftigen Beſtimmung nichts zu ſchaffen hatten; wobey ſie denn größtentheils ihre Zeit verdarben, und ſich weder wohlgeordnete, noch ihrer nächſten Beſtimmung entſprechende Kenntniſſe eigen machten.

Don Diego. Seine Bemerkung iſt ganz richtig. Mancher treffliche Kopf geht nur auf dieſe Weiſe verloren, daß er ſich durch tauſend Beſchäftigungen zerſtreut, die mit ſeiner eigentlichen Beſtimmung außer allem Bezug ſtehen; und daß er nicht dasjenige ergreift, was er im Einklang mit dieſer zunächſt ergreifen ſollte.

Tiburzio. So iſt es. Meine Andaluſier gingen inzwiſchen, mit Euer Gnaden Erlaubniß, noch auf ganz andere Weiſe verloren. Denn ſie ergriffen nichts öfter, als die Weinflaſche, die Wurfel, und den Raufdegen. Tag und Nacht ſchwärmten ſie in Buffelwamms und Panzerhemd herum; ähnlicher Zöglingen des Mars, als des Bartolus und Baldus. Viel hätte ich zu erzählen, wenn ich alle ihre Abenteuer mit Gaſtwirthen, Paſtetenbäckern und Scharwächtern anführen wollte. Nicht leicht wurde eine Ausforderung geſchrieben, und nicht leicht fiel eine Schlägerey vor, woran meine Andaluſier nicht Theil genommen hätten. Schuldig waren ſie gerade ſo vielen Menſchen, als ihnen am längſten Tage des Jahres vom Morgen bis zum Abend begegneten, und mehr als einmal nahmen uns die Gerichtsdiener die Kiſſen unter dem Haupte weg. Dabey fehlte es auch nicht an andern Streichen und Prellereyen, die noch ſchlimmer waren; wie z. B. jene, bey welcher mich Don Felix die unſelige Rolle des Mohren Muſa ſpielen ließ.

Don Diego. Was war denn das für eine Geſchichte.

Tiburzio. Eine ſehr böſe, wie mir Euer Gnaden unbedenklich glauben dürfen.

Don Felix hatte auf einem nahe bey Salamanca gelegenen Dorfe mit einem hübſchen Bauermädchen einen Liebeshandel angeſponnen. Der Vater merkte die Sache, und ſchickte die Dirne auf den Rath ſeines Bruders nach Toro zu einer Muhme; ein Verfahren, wodurch ſich mein Herr, ſo vernünftig es war, höchlich beleidigt glaubte, und wofür er ſich an dem Alten zu rächen beſchloß. Da er wußte, daß dieſer, eben ſo wie ſein Bruder, äußerſt geldgierig, abergläubiſch und feige war, ſo ſuchte er beyden auf eine geſchickte Weiſe einzubilden, nach der Schlacht bey Xerez de la Frontera habe der

Mohr Muſa in einer, etwa eine Stunde von ihrem Dorfe entfernten Höhle ſeine Schätze vergraben. Seit ſeinem Tode ſey er verurtheilt, bey denſelben ununterbrochen Wache zu halten; er aber, Don Felix, ſey im Beſitze hinreichend ſtarker Beſchwörungsformeln, um den Geiſt des afrikaniſchen Feldherrn zu zwingen, all ſein Gold, oder wenigſtens einen großen Theil desſelben herauszugeben; was ihn in den Stand ſetzen würde, ihnen die Redlichkeit ſeiner Abſichten in Betreff der ſchönen Caſilda auf das überzeugendſte darzuthun, und dieſe zu heirathen. Alles, was ſie ſelbſt dabey zu thun hätten, wäre, ſich mit tüchtigen Knitteln zu verſehen, und auf den Geiſt aus Leibeskräften zuzuſchlagen, um der Beſchwörung dadurch deſto mehr Nachdruck zu geben.

Eines Morgens kam Don Felix auf meine Stube, um mir den ganzen Handel mitzutheilen, und mir anzukünden, daß ich dabey die Rolle des Mohren Muſa zu übernehmen hätte. Ich war mehr aufgebracht, als verwundert, über die neue Thorheit, welche er da ausgebrutet hatte, und machte ihm, ich glaube im Vorgefühl der Dinge, die da kommen ſollten, die allerdringendſten Vorſtellungen. »Gnädiger Herr,« ſagte ich, »ſie werden doch nun und nimmer aufhören tolle Streiche auszuhecken. Bedenken Sie denn gar nicht, daß Sie ſich dadurch unglücklich machen, und ſich nicht nur in der Gegenwart um ihre Ehre und um die Achtung aller Vernünftigen bringen, ſondern daß Sie ſich auch für die Zukunft nichts als Verdruß, Elend und Schande bereiten. Wenn ich alle ihre Liebeshändel, Trinkgelage, Raufereyen und Prellereyen überzähle — « — »Halt's Maul, verwünſchter Schurke!«« rief mein Herr, »»oder ich prügle dich, daß du den Himmel für eine Pelzhaube anſehen ſollſt. Du ſpielſt den Mohren Muſa, oder es ſoll dir nicht gut gehen. Es iſt ein trefflicher Scherz, der nicht unausgeführt bleiben darf; und da die beyden Schurken ausgemachte Memmen ſind, ſo haſt du nichts zu wagen, ſondern nur dafür Sorge zu tragen, daß jeder von ihnen, die ihm zugedachte Tracht Schläge richtig erhalte, wenn du nicht ſelbſt den Empfangsſchein für ſie ausſtellen willſt.«« — Nun bitte ich Euer Gnaden mir zu ſagen, was hätte ich thun ſollen.

Don Diego. Er hätte ſeinem Oheim nicht davon laufen; er hätte, als er unter die andaluſiſchen Wildfänge gerathen war, ſich von ihnen losmachen und ein anſtändiges Unterkommen ſuchen; und er hätte für keinen Fall die Rolle des Mohren Muſa ſpielen ſollen.

Tiburzio. Euer Gnaden haben vollkommen Recht, ich hätte das nicht thun ſollen. Man geht nämlich, wie das Sprichwort ſagt, aus, um zu fiſchen, und krebſt. Ich krebſte dießmal denn auch. Der Vater der ſchönen Caſilda und ſein Bruder waren zwar in der That die beyden größten Memmen im ganzen Königreiche Leon; allein unſeliger Weiſe wurde letzterer am Abend vor der Beſchwörungsnacht krank, und beſtellte, um ſeines Antheils an den Schätzen Afrika's nicht verluſtig zu gehen, ſeinen Schwager Gil, einen derben Gallizier, zu ſeinem Stellvertreter. Don Felix ſelbſt wußte von der Verwechslung nicht früher, als bis die Beſchwörung anheben ſollte. Als nun dieß geſchah, und er ſein »Muſa! Muſa! Muſa! Arbacadacabra!« gegen die Höhle zu ausrief, kam ich tanquam ad rem bene gerendam in meinem afrikaniſchen Coſtume, eine Art von Keule in der Hand, aus meinem Verſtecke hervor, und ſchritt, brüllend wie ein Löwe, auf die beyden Bauern zu. Caſildens Vater ergriff ſogleich die Flucht; aber nicht eben ſo ſein Schwager. Ich merkte jetzt Unrath, und wollte mich ſachte, und nur noch ganz kleinlaut brüllend, in die Höhle zurückziehen; allein der Gallizier ſtürzte, ohne mir dazu Zeit zu laſſen, wie ein wahrer Löwe auf mich los, und fing nun an mich mit ſeinem Knittel mit ſolcher Kraft und Behendigkeit zu bearbeiten — — Euer Gnaden! ich bin oft durchgeprügelt worden in meinem Leben, und weiß einen Unterſchied zu machen; aber was dieſer Gallizier leiſtete — — Das Schlimmſte bey der Sache war, daß die Geſchichte bekannt wurde. Ich durfte mich nicht auf der Gaſſe ſehen laſſen, ohne tauſend Neckereyen ausgeſetzt zu ſeyn. Der Eine fragte mich um die zuverläßigſten Nachrichten von der Schlacht bey Xerez de la Frontera; ein Zweyter, wie hoch ſich wohl der Werth des Schatzes belaufe, den ich bewache; ein Dritter, ob ich denn auch vollkommen erlöſt ſey, und wie es in Mahomets Paradieſe ausſehe; und ein Vierter wollte die Streitfrage von mir entſchieden wiſſen, ob ein Gallizier, oder ein Aſturier einen tüchtigeren Knittel führe. Kurz ich wußte den unaufhörlichen Neckereyen zuletzt nicht anders ein Ende zu machen, als daß ich mich von einem Hauptmann, der Truppen nach Neapel warb, und gerade durch Salamanca zog, auf die Liſte ſchreiben ließ.

Don Diego. Auf dieſe Weiſe erfullte ſich alſo die Hoffnung ſehr ſchlecht, daß er in Salamanca etwas Tüchtiges lernen, und ganz anders in ſeine Heimath zurückkehren würde, als er daraus weggelaufen war.

Tiburzio. Leider iſt es ſo, wie Euer Gnaden ſagen, und obwohl ich bald in dieſen, bald in jenen Hörſaal lief, und heute den theologiſchen, morgen den mediciniſchen, und an einem dritten Tage den philoſophiſchen Vorleſungen beywohnte: ſo kann ich doch nicht ſagen, daß der Aufenthalt in Salamanca mich in meiner Ausbildung ſonderlich gefördert hätte. Ach, Euer Gnaden, wie traurig iſt es nicht, daß es uns bey vorgerückten Jahren nicht gegönnt iſt, zurückzuſchreiten, und die theuer erkauften Erfahrungen unſers Lebens auf einen beſſern Gewinn anzulegen.

Don Diego. Meint er alſo, daß ein ſolches Zurückſchreiten wünſchenswerth wäre?

Tiburzio. Das meine ich allerdings; und keine andere Vorſtellung beſchäftigt mich ſo oft als dieſe, wie ich die entſchwundenen Jahre meines Lebens, wenn es mir vergönnt wäre, ſie zurückzurufen, ganz anders benutzen wollte, als ich es gethan habe.

Don Diego. Hm! der Wunſch, den er da ausſpricht, ſcheint beyfallswerth; inzwiſchen —

Die Göttin der Jugend und die Göttin des Alters ſtritten ſich einſt um den Vorzug.

»Ich begreife gar nicht, wie du mir den Vorzug kannſt ſtreitig machen wollen,« ſagte die erſtere zur letzteren. »Wenn die unſterblichen Götter ſich einer nieverblühenden Seligkeit erfreuen, ſo genießen ſie dieſe nur, weil ich unter ihnen weile, und den Nektar in ihre Schale gieße. Ohne mich würde die Kette, an deren letztem

Ringe Zeus Erde und Meer hält, ſeiner Hand entgleiten; der Pfeil würde kraftlos von Apollon's und Artemis Bogen ſchnellen, und Evius würde unter dem begeiſterten Zujauchzen ſeiner Thyaden und unter dem lärmenden Geräuſche ihrer Cymbeln und Klapperbleche — ſanft einſchlafen. Du hingegen biſt vom Kreiſe der Himmliſchen für immer ausgeſchloſſen.

»»Die ſeligen Götter, in ewiger Klarheit thronend, bedürfen meiner nicht; darum weile ich nicht in ihrem Kreiſe; aber auch die ſeligen Götter ehren mich.««

»Und die Menſchen? Nun ja ſie ehren dich; gelegenheitlich aber ſpotten ſie auch deiner. Was iſt der Menſch ohne Kraft; und verläßt ihn dieſe nicht faſt immer, wenn du dich ihm näherſt?«

»»Was iſt Kraft ohne Beſonnenheit; und iſt dieſe nicht in meinem Gefolge?««

»Muth, Kühnheit, Entſchloſſenheit, raſche Lebensluſt ſind meine Begleiterinnen.«

»»Die Weisheit iſt die meinige; und die Thorheit ſelbſt muß dieſe ehren.««

»Nun ja, ich hab' es dir zugeſtanden, man ehrt dich. Aber lieben dich die Menſchen auch, wie ſie mich lieben. Dorthin blicke! dort hab' ich einen Kreis fröhlicher Jünglinge und Mädchen verſammelt. Wir wollen uns hinbegeben. Biethe Alles, was du zu biethen haſt, wir wollen ſehen, welche Aufnahme du finden wirſt.«

Rauſchend ſchwang die jugendliche Luſt ihren Fittich über dem fröhlichen Kranze. Von Hand zu Hand kreiſte, von den Mädchen mit thauenden Roſen bekränzt, der ſchäumende Becher; hin und wieder flog der leichtbeflüelte Scherz, und weckte den jauchzenden Übermuth und das lautſchallende Gelächter.

»Laß mich dieſen Kranz aus deinen Locken ziehen,« ſagte die Göttin des Alters zu einem Jüngling, der glühend von Wein und Liebe dem ſiegestrunkenen Bacchus glich; »und empfange dafür alle Gaben, womit ich die beſten und weiſeſten der Sterblichen beglücke.«

»»Dieſen Kranz!«« rief der Jüngling, indem er beſtürzt zurückfuhr; »»um keinen Preis gebe ich ihn dir! Wie, das raſche Gefühl, die friſche Kraft der Jugend, die überſtrömende Luſt im Kreiſe meiner Freunde, und den Platz an Naidions Buſen ſollte ich gegen deine runzelvolle Weisheit und gegen die Ehre eines Ziegenbartes vertauſchen! Ein Thor wäre ich, wenn ich es thäte; und dich ſelbſt würde ich für eine Thörin halten, wenn du nicht die ehrwürdigen Züge einer Himmliſchen trügeſt.««

»Sie iſt eine Thörin, fort mit ihr!« riefen die Jünglinge, trunken von wildem Übermuth, mit gellendem Gelächter. —

Ein einziger Greis befand ſich in ihrer Mitte, und es ſchien ungewiß, ob er als unwillkommener Gaſt, oder als ohnmächtiger Aufſeher zugegen ſey. Die Göttin der Jugend ſchwebte zu ihm hin, um durch ihn den Triumph über ihre Nebenbuhlerin zu vollenden. »Mit dieſem Kuß,« ſagte ſie, indem ſie den Greis auf die Stirne küßte, »gebe ich dir deine Jugend wieder.«

In einen blühenden Jüngling umgewandelt, ſprang der Greis von ſeinem Sitze. Friſche Gluth färbte ſeine Wangen, Feuer ſprühte ſein Auge, muthige Kraft ſchwellte jeden ſeiner Muskel. Raſch ſtürzte er einen vollen Becher hinunter. »Weg deinen Arm von Naidions Nacken, Klinias!« ſchrie er mit ſlammenden Blicken und mit der entbrannten Wuth eines raſenden Thraciers; »weg, ſage ich dir, ich ſelbſt will ſie beſitzen! Du zauderſt? wohl, ſo ſoll dieſer Dolch meine Rechte geltend machen!«

Die Göttinnen entſlohen.

Tiburzio. Ihr Streit aber war, wie mich dünkt, nichts weniger als entſchieden.

Don Diego. Auch kann ich ihm über die weitere Entſcheidung keine Auskunft geben; denn meine Geſchichte iſt hier zu Ende. Was denkt er davon, Tiburzio?

Tiburzio. Ich denke Euer Gnaden wollten mir dadurch zu verſtehen geben, mein Wunſch, die Jahre meiner Jugend zurucknehmen zu können, ſchweiſe auf der Fährte der Thorheit. Allein wenn Euer Gnaden mir eine ſolche Kuhnheit zu Gute halten wollten, ſo würde ich mich erdreiſten, zu ſagen, es geſchehe mir in dieſem Falle großes Unrecht. Denn indem ich den Wunſch äußerte, die ſchlecht angewendeten Jahre wieder zurückrufen zu können, ſo ſetzte ich ausdrücklich hinzu, ich wünſche das nur, um ſie auf beſſeren Gewinn anzulegen, und ein den Geſetzen der geſunden Vernunft ſo vollkommen gemäßes, und ſo vollkommen glückliches Leben zu fuhren, wie ich das Bild desſelben in der Phantaſie mir tauſendmal ausgemalt habe.

Don Diego. Sieht er, Freund Tiburzio, das eben iſt es. Wenn wir nämlich anfangen zu begreifen, daß wir die rechte Bahn des Lebens verfehlt haben;

wenn die Folgen unſerer Irrthümer, Thorheiten, Verkehrtheiten und Leidenſchaften uns fühlbar werden, und wir über die Schädlichkeit derſelben uns nicht weiter zu täuſchen vermögen: dann wünſchen wir wohl, daß es uns vergönnt ſeyn möchte, die Vergangenheit zurückzukaufen und den zurückgelegten Weg aufs neue, und mit mehr Umſicht und vernünftigerer Berechnung zu durchmeſſen. Aber indem wir uns dabey der Vorſtellung hingeben, wie weiſe wir in dieſem Falle unſer Leben gebrauchen wollten, und indem wir uns an das Bild einer idealen Glückſeligkeit hängen, verſäumen wir es meiſtens, die gemachten Erfahrungen wirklich zu nutzen, und ſie, wie er ſich ausdrückte, auf einen weſentlichen Gewinn anzulegen. Der einzige wahre Gewinn nämlich, welchen wir daraus ziehen können, iſt dieſer, daß wir auf jenem Theile unſers Lebenspfades, welchen wir noch vor uns ſehen, mit beſonnener Umſicht und feſter Selbſtbeherrſchung die Abwege zu vermeiden ſuchen, welche früher uns irre geleitet haben. Was immer bey dem Rückblicke auf unſer früheres Leben jenſeits dieſer Linie liegt, gehört in das Gebieth idealer Träumereyen, müßiger Spekulation und unfruchtbarer Reue, die unſerem Streben nach ſittlicher Vervollkommnung und wahrem Lebensglück ungleich öfter hinderlich werden, als ſie uns darin fördern. Doch darüber mag er bey Muße für ſich ſelbſt einige Reflexionen zu ſeinem Hausgebrauche anſtellen. Für heute mag es genug ſeyn, und er mag mich jetzt wieder auf mein Zimmer führen.

3.

Don Diego. Heute, Tiburzio, verſpreche ich mir von ſeiner Erzählung eine noch weit angenehmere Unterhaltung, als an den beyden vorigen Tagen. Denn heute, denke ich, wird er Wunder zu erzählen haben von Gefahren zu Waſſer und zu Lande, von Gefechten, Schlachten, Städteeroberungen, nächtlichen Überfällen, und vor allem Andern von ſeinen eigenen militäriſchen Großthaten. Denn ich bin überzeugt, er wird deren genug verrichtet haben, um ſich auf ſeiner kriegeriſchen Laufbahn wenigſtens einige Lorbeeren zu verdienen.

Tiburzio. Leider muß ich Euer Gnaden geſtehen, daß ich, während der allerdings nur kurzen Zeit, in welcher ich dem Panier des Kriegsgottes folgte, nicht einmal ſo viele Lorbeeren geſammelt habe, als hinreichend wären, um auch nur eine Spitalbrühe zu würzen. Zwar faßte ich beym Eintritt in meinen neuen Stand den allerfeſteſten Vorſatz, ein frommer, gottesfürchtiger, und dabey tapferer und muthiger Soldat zu werden; allein Euer Gnaden glauben nicht, wie ſehr mir die Ausführung dieſes Entſchluſſes durch die Umſtände erſchwert wurde.

Don Diego. Er hätte in dieſem Falle die Reflexion anſtellen ſollen, daß man ohne Mühe und Anſtrengung nirgends weiter komme, und es eben ſo wenig zum General, als zum ausgezeichneten Gelehrten bringe.

Tiburzio. Bis zum General, gnädiger Herr, verſtiegen ſich meine Wünſche von allem Anfange an nicht; und das höchſte Ziel, welches ich mir ſteckte, war, mit der Zeit Fahnenjunker oder Lieutenant zu werden. Wir hatten nämlich bey dem Freycorps, bey welchem ich mich hatte einſchreiben laſſen, einen Hauptmann, der für einen der beſten Soldaten in ganz Spanien gelten konnte. Er hatte früher unter den regulirten Truppen gedient, war von unten auf zu den Officiersgraden emporgeſtiegen, und in allen Gefechten, wo es am ſchärfſten herging, immer voran geweſen. Allein es war auch ein Jammer den Mann anzuſehen; ſo zerhauen, zerfetzt, zerſchoſſen und elend zuſammengeflickt war er. Nun machte ich meine Rechnung ſo, daß ich mir, da dieſer Don Rogel es nicht weiter als bis zum Hauptmann gebracht hatte, nicht gar zu viele Hoffnung machen dürfe, einſt mehr, als höchſtens Lieutenant zu werden. Denn ich dachte wohl, wie es ſich für einen echten Soldaten geziemt, ungemein tapfer zu ſeyn, mich aber dennoch nicht, wie Don Rogel, überall gerade in's allerdichteſte Gedränge einzulaſſen.

Don Diego. Das war ein Vorſatz, der ſeiner Bedächtlichkeit eben ſo viel Ehre machte, als ſeinem martialiſchen Geiſte.

Tiburzio. Was meinen martialiſchen Geiſt betrifft, ſo traten, mit Euer Gnaden Erlaubniß, zwey Umſtände ein, welche denſelben hinderten, in mir recht lebendig zu werden. Der erſte war, daß mein Hauptmann, als er ſah, daß ich eine gute Hand ſchrieb, und ein fertiger Redner war, mich zu Schreibereyen und zu ſeiner Bedienung verwendete, und an den militariſchen Übungen mich nur ſelten Antheil nehmen ließ, was mir, da ich die Feder leichter fand, als den Schießkolben, nichts weniger als zuwider war. Noch wichtiger aber war ein zweyter Umſtand, der hier in's Spiel trat. Ich fand nämlich Alles, was ich in meinem neuen Stande ſah und hörte, den Geſetzen der geſunden Vernunft ſo ſchnurſtracks entgegen, daß ich gleich anfangs, ich will nicht ſagen einen Haß, aber doch eine lebhafte Abneigung dagegen faßte. Auch iſt es in der That nicht zu erzählen, wie viele Beweiſe von Rohheit, Übermuth, Grauſamkeit und Gewaltthätigkeit ich jeden Tag mit anſehen mußte; und Scenen dieſer Art fielen nur um ſo häufiger vor, da mein Hauptmann die Verbrecher in einem ſolchen Falle nicht nur nicht beſtrafte, ſondern ſie ſogar noch in Schutz nahm. So nahmen wir gleich in den erſten Tagen meines Eintrittes unſer Quartier in einem armſeligen Dorfe, während ſich in einem benachbarten Dorfe eine kleine Abtheilung regulirter Truppen befand. In der Nacht wurden einem Bauer von zehn Schafen fünf aus der Hürde geſtohlen. Des andern Morgens kam der Bauer zum Hauptmanne, und brachte ſeine Klage an. »Wie viel,« fragt dieſer, »habt ihr Schafe in der Hürde gehabt?« — »»Zehn, Euer Gnaden.«« — »Und wie viel hat man euch geſtohlen?« — »»Fünf, Euer Gnaden.«« — »Nun ſo geht mit Gott, mein Freund,« ſagte der Hauptmann, »das müſſen die von den regulirten Truppen gethan haben, meine Leute waren es ſicher nicht, denn die hätten zuverläßig alle zehn genommen.« Nun mögen ſich Euer Gnaden aus dieſem einzigen Beyſpiele eine Idee abziehen, wie es bey uns herging.

Don Diego. Und machte er dem Hauptmann keine Vorſtellungen über ſeine Fühlloſigkeit?

Tiburzio. Das that ich ganz gewiß, Euer Gnaden, und zwar die allergründlichſten, die mir aus den Heften meines Oheims nur immer beyfielen. Aber was richtete ich aus. Mein Hauptmann nannte mich ein verwünſchtes Plappermaul, griff nach ſeinem Degen, fuchtelte mich von oben bis unten durch, und ließ mich dann zwölf Stunden krumm ſchließen. Wenn nun eine ſolche Stellung gleich von allen möglichen die unbequemſte iſt, um Reflexionen anzuſtellen: ſo ſpann ich dieſe darum nicht minder eifrig fort, obwohl ich mir vornahm, von den Reſultaten derſelben künftig gegen meinen Hauptmann weiter nichts laut werden zu laſſen.

Don Diego. Ein ſehr vernünftiger Entſchluß, der ihm, vier und zwanzig Stunden früher gefaßt, Fuchtel und Stockhaus erſpart haben würde.

Tiburzio. Euer Gnaden haben vollkommen Recht, und es ſollte mir nicht leid gethan haben. Meinen Cameraden fuhr ich inzwiſchen fort, bey jeder Gelegenheit das Gewiſſen zu ſchärfen, wenn ſie in den Bauernhöfen es nicht anders trieben, als ob ſie leidige Feinde wären. Ich machte ihnen die allertriftigſten Vorſtellungen über ein ſolches Betragen, und bewies ihnen ſonnenklar, wie es die Geſetze der geſunden Vernunft geradezu vor den Kopf ſtoße. Ich ſagte ihnen —

Don Diego. Gut; — was ſagten denn aber ſeine Cameraden, wenn er ihnen auf ſolche Weiſe das Gewiſſen ſchärfte?

Tiburzio. Sie lachten mich aus, und hießen mich, wie Don Felix, das Maul halten. Auch meinten ſie, ich habe gut predigen, denn als Bedienter des Hauptmanns gehe mir nichts ab, und ich habe keine Urſache, mich anderswoher zu verſorgen. Das Letztere war denn freylich ſo. Denn wo mein Hauptmann im Quartiere lag, da mußte aufgeſchüſſelt werden, mochte es herkommen, wo immer; und hatte er ſelbſt vollauf, ſo ließ er auch mich nicht Noth leiden; weswegen ich denn, trotz ſeiner vielen Fehler und Untugenden, eine Art von zärtlicher Neigung gegen ihn hegte.

Don Diego. Wie billig. Auch war es recht gut, daß er nie Veranlaſſung hatte, es ſo, wie ſeine Cameraden zu machen.

Tiburzio. Faſt gar nie hatte ich ſie. Ein einziges Mal fand ſich eine ſolche Veranlaſſung, und da, ich muß es geſtehen, führte der böſe Feind mich richtig in die Schlinge. Wir hatten unſer Nachtlager in einem elenden Dorfe an der Gränze von Avila genommen, und mein Hauptmann war zu einem guten Freunde geritten, ſo daß ich dieſen Tag, ſo gut ich konnte, ſelbſt für mich ſorgen mußte. Ich wurde mit drey meiner Cameraden bey einer armen Witwe einquartiert, und die letzteren bemächtigten ſich ſogleich einiger Hühner, des einzigen Eßbaren, was ſich im Hauſe vorfand, oder von der alten Frau nicht bey Seite gebracht worden war. Mich nun luden ſie nicht nur zu ihrem Schmauſe nicht ein, ſondern ſie trieben auch viel unziemlichen Scherz mit mir, uber die Ermahnungen, die ich ihnen früher gegeben, und über die Luſt, welche ich empfinden mochte, an ihrem Wohlleben Theil zu nehmen. Die letztere war in der That nicht gering, ſo gut ich ſie auch zu verbergen ſuchte; denn ich empfand dieſen Abend einen Hunger, der mich auf das lebhafteſte an die bey meinem Oheim zugebrachten Jahre erinnerte. Als ſich daher Alles zur Ruhe gelegt hatte, ſtand ich ganz leiſe auf, um Hausſuchung zu halten, ob ſich nicht vielleicht doch noch irgend etwas Eßbares auffinden ließe. Die Thür der Küche war nur zugeklinkt; ich öffne ſie, und durchſuche jeden Winkel, ohne auch nur ein Brotkrümmchen zu finden. Endlich ſehe ich in den Rauchfang hinauf, und entdecke im obern Theile des Schlottes — Euer Gnaden mögen ſich denken mit welcher Freude — einen vielverſprechenden Schinken. Ganz außer mir vor Begierde ſeiner habhaft zu werden, reiße ich den Umhang des Herdes herunter, wickle mich hinein, und ſteige nun, ohne eine Minute Zeit zu verlieren, in den Rauchfang hinauf, in welchen ich mich, da er ſehr enge war, nur mit Mühe hineinklemmen konnte. Aber die Nemeſis war mir in der Geſtalt der alten Frau bereits dicht an der Ferſe. Meine Wirthin mußte mich nämlich aufſtehen gehört haben; und da ſie die Küchenthüre offen fand, ſo konnte ſie leicht errathen, wo ich ſtecken mochte. Ich meinerſeits verhielt mich, als ich ſie kommen hörte, mäuschenſtille; in der Hoffnung, daß ſie ſich bald wieder entfernen ſollte. Allein ſtatt deſſen ſchlich ſie leiſe, leiſe heran, legte einen großen Bund Hobelſpäne auf den Herd, und ſetzte ſie vermittelſt der Gluth, die noch unter der Aſche glimmte, ſo ſchnell, und ſo geräuſchlos in Flammen, daß ich von ihrem Vorhaben nicht früher etwas gewahr werden konnte, als bis ſie es ausgefuhrt hatte. Wie viel ich nun in der Klemme, in welcher ich ſteckte, durch den emporqualmenden Rauch und die aufſprühenden Funken erduldet habe, iſt kaum zu beſchreiben. Bey der verzweifelten Anſtrengung, die ich machte, aus dem Schlotte zu kommen, plumpte ich zuletzt nicht nur mit beyden Füßen in die brennenden Hobelſpäne, ſondern purzelte, wie die Kugel bey einem Ricochetſchuſſe wieder aufprallend, über den Herd hinab, und ſchlug auch die alte Frau zu Boden, die dann ein Zettergeſchrey erhob, das in wenig Minuten nicht nur alle meine Cameraden, ſondern die ganze Nachbarſchaft in der Küche verſammelte. Wie viel ich nun von Spott und Neckereyen zu leiden hatte, können ſich Euer Gnaden leicht vorſtellen; auch weiß ich nicht, wie lang ich es möchte ausgehalten haben, wenn nicht kurze Zeit darauf die ganze Compagnie aus einander gelaufen wäre.

Don Diego. Aus einander gelaufen? Er hört, Tiburzio, was mich in Verwunderung ſetzt. Und was konnte denn nur Urſache ſeyn, daß ein ſo reſpectables Corps aus einander lief?

Tiburzio. Ich, Euer Gnaden, war die Veranlaſſung.

Don Diego. Er?

Tiburzio. Leider muß ich es eingeſtehen. Wir nahmen unſer Standquartier auf einige Wochen im weſtlichen Theile der Provinz Toledo. Je wohlhabender die Gegend war, und je gutmüthiger man allen unſern billigen Forderungen zuvorkam, um deſto mehr ſchienen die Begehrlichkeit und der Übermuth unſerer Leute zu wachſen, und deſto unverſchämter betrugen ſie ſich; ſo daß die Geduld der armen Landleute in der That auf die ſchwerſte Probe geſtellt wurde. Nun lag unfern von dem Dorfe, in welchem ich mit meinem Hauptmann einquartiert war, auf einem mäßigen, aber von drey Seiten ſehr ſteilen Hügel der Hof eines reichen Bauers. Zwecklos herumſchlendernd hatte ich eines Sonntags die Bekanntſchaft einer bey Letzterem in Dienſten ſtehenden Dirne gemacht. Ein Wort hatte das andere gegeben, und das Mädchen mich zuletzt mit einer ſo trefflichen Buttermilch bewirthet, daß ſie ſich dadurch einen breiten Zugang zu meinem Herzen eröffnet hatte. Ich beſuchte ſie nun tagtäglich, und ſie lud mich für den nächſten Sonnabend auf eine noch weit ſchmackhaftere Buttermilch zu ſich auf ihr Stübchen. Aber als ich mich dort einfand, hörten wir, während ich mir eben den Topf mit wohlausgebackenem und äußerſt ſchmackhaftem Brote vollbrockte, daß ſich jemand der Thür näherte, und unter ſehr ehrenrührigen Verwünſchungen und Drohungen von außen an derſelben den Schlüſſel umdrehte. Nun war guter Rath theuer. Meine Schöne verſicherte mich, ihr Herr würde mit Beyhülfe ſeiner Söhne ſowohl ihr, als mir, alle Knochen am Leibe zerſchlagen, wenn ich nicht durch das Fenſter in den Hühnerhof, und durch dieſen über die Mauer in's Freye zu kommen ſuchte. Was war hier zu thun? zwar hatte ich mein Seitengewehr bey mir; allein was konnte ich damit, wenn ich mich auch noch ſo tapfer vertheidigte, gegen vier bis fünf ſtämmige Bauernburſchen, die blind darein ſchlagen, ausrichten? Ich hielt es alſo für das beſte, den vorgeſchlagenen Rückzug durch das Fenſter zu verſuchen, gelangte durch dieſes in den Hühnerhof, und fand glücklich eine Leiter, die ich an die Mauer lehnte, und ſachte hinanſtieg. Schon hatte ich die Mauer erſtiegen, und war eben im Begriffe die Leiter nachzuziehen, als man dieſe unter mir weghob. Ich konnte nun weder in den Hof zurück, noch ohne Beyhülfe der Leiter, die ich hatte mitnehmen und außen verbergen ſollen, über die Mauer, da dieſe faſt an den Felſen hinaustrat, und ich mir, wenn ich nur im geringſten fehlſprang, unfehlbar den Kopf zerſchlagen mußte. So ſaß ich denn die ganze Nacht durch auf der Schneide der Mauer, bis auf die Haut durchnäßt, da es gegen Mitternacht hin auf's heftigſte zu regnen begann. Aber das Schlimmſte ſollte leider noch nachkommen. Der nächſte Tag war ein Sonntag, und als die Landleute des Morgens zur Kirche gingen, ſo blieben ſie, als ſie mich ſo ſolitär auf der Mauer kauern ſahen, nicht nur truppweiſe ſtehen, um mich mit Spott und Stachelreden zu überhäufen, ſondern ein paar übermüthige Jungen hoben auch nicht gar zu kleine Kieſelſteine auf, um damit nach mir zu werfen. Nun riß auch mir der Geduldsfaden, und ich traf einen derſelben mit einem losgelöſten Ziegelſtück der Mauer ſo kräftig, daß mein Wurf ihm unfehlbar einige Zähne koſtete. Allein nun wurde aus arg nur ärger; denn man ſetzte mir mit Steinen jetzt ſo heftig zu, daß ich die Belagerung ſchwerlich lange würde ausgehalten haben, wenn nicht einige meiner Cameraden in den Hof gedrungen wären, und mich befreyt hätten.

Don Diego. Und wie wurde denn dieſe Geſchichte die Veranlaſſung, daß, wie er ſagte, ſeine ganze Compagnie ſich auflöſte?

Tiburzio. Auf die natürlichſte Weiſe von der Welt. Als meine Cameraden mit mir zum Thore hinauswollten, ſahen ſie ſich nicht nur von dem Bauer und ſeinen Sohnen und Knechten aufgehalten: ſondern den Ausgang auch von den jungen Burſchen des Dorfes beſetzt, deſſen Einwohner, ſo wie die ganze Umgegend, durch unſern Ubermuth ſchon lange gegen uns aufgebracht waren. Es gab anfangs eine Balgerey; und da die Menge der Herzuſtromenden ſich immer vermehrte, ihre Wuth ſich immer mehr erhitzte, und man vor uns nicht die nämliche Achtung, wie vor regulirten Truppen hatte, ſondern uns nur als eine Art zuſammengelaufenen Geſindels betrachtete: ſo kam es, als auch wir Succurs erhielten, zuletzt zu einem formlichen Gefechte, bey dem unſere ganze Abtheilung in Maſſe angegriffen wurde, und bey welchem man uns mit Steinwürfen, Senſen und Dreſchflegeln ſo flegelhaft zuſetzte, daß wir nicht nur das Feld räumen mußten, ſondern zuletzt jeder ſich ſo gut er konnte durch die Flucht zu retten ſuchte, und der eine ſich hierhin, der andere dorthin verlief. Am ſchlimmſten kam mein Hauptmann zu Theile, den ein Steinwurf ſo heftig vor die Bruſt traf, daß man ihn halbtodt vom Platze trug.

Don Diego. Und wie kam denn er ſelbſt aus dieſem Strauße weg, Tiburzio?

Tiburzio. Da ich einer der erſten war, die davon liefen, ſo ziemlich. Ich ſtreifte einige Tage im Gebirge herum, und da ich horte, daß Don Rogel nur einen geringen Theil der Unſerigen hatte ſammeln können, und damit abwärts gegen la Mancha gezogen war; ich ſelbſt aber bisher noch nicht zur Fahne geſchworen hatte, ſo hielt ich mich nicht weiter verpflichtet ihm zu folgen, ſondern beſchloß, mich gegen Toledo zu wenden, und auf's neue mein Glück in Herrendienſten zu verſuchen.

Don Diego. Tiburzio, er hat das Vertrauen, welches ich zu ſeinem Heldenmuthe hegte, ſchmählich getäuſcht. Statt Wälle und Feſtungen zu erſteigen, kriecht er in einen Schornſtein, und läßt ſich von einem alten Weibe den Bart verſengen; und ſtatt durch die Tapferkeit ſeines Arms irgend ein feindliches Bollwerk zu erobern, läßt er ſich von Bauerjungen mit Steinwürfen belagern, und mit Dreſchflegeln ſich zu einer ſchimpflichen Flucht zwingen. Nimmermehr hätte ich das von ihm erwartet. Er darf ſich gar nicht wundern, wenn ich ihm für heute nicht weiter zuhören mag; beſonders da mir, wie ich merke, die freye Luft des Abends noch nicht ſo wohl bekömmt, als vor, oder unmittelbar nach Tiſche. Er mag mich alſo immerhin wieder auf mein Zimmer führen, und ſeine Erzählung morgen oder übermorgen fortſetzen. —

4.

Don Diego. Nach Toledo wendete er ſich alſo, nachdem er die Hoffnung auf eine Hauptmannsſtelle aufgegeben hatte?

Tiburzio. Nach Toledo, Euer Gnaden; doch nicht auf der Stelle, wie ich es anfangs im Sinn gehabt hatte. Während ich nämlich einige Tage im Gebirge herumſtreifte, um den Sturm ſich gänzlich verziehen zu laſſen, trat ich eines Abends in eine Kirche, und bethete einige Ave's. Der Sakriſtan war eben beſchäfthat, die Kirche für den folgenden hohen Feſttag auszuſchmücken; und da er ſchon ein alter, etwas kränklicher Mann war, und die Arbeit ihm ſehr ſauer zu werden ſchien, ſo hielt ich es für ein gottgefälliges Werk, ihm dabey behülflich zu ſeyn. Aus der Art nun, wie ich die Sache angriff, erkannte er leicht, daß ich mit dem Kirchendienſt wohl bekannt ſey; und als er ſich durch einige Fragen deſſen noch mehr verſichert hatte, machte er mir den Vorſchlag, bey ihm zu bleiben, und ihm in ſeinen Amtsverrichtungen an die Hand zu gehen; ein Anerbiethen, welches ich, da ich eben keine beſtimmte Ausſicht hatte, unbedenklich annahm.

Don Diego. Das Glück meinte es ja recht gut mit ihm, da es ihm ſo bald wieder zu einer Verſorgung verhalf.

Tiburzio. Und zwar zu einer nicht ganz üblen. Denn mein Sakriſtan und ſeine alte Baucis waren die beſten Menſchen von der Welt, die mich faſt wie ihren Sohn hielten. Ich hätte alſo ein recht gutes Leben bey ihnen gehabt, wenn der Mann nur ſonſt nicht ga ſo eigenſinnig und ungelehrig geweſen wäre.

Don Diego. Und wie das?

Tiburzio Ich hatte mir bey meinem Oheim im Canto fermo ſchöne Kenntniſſe erworben, und mir die einzig wahre und richtige Geſangsmethode eigen gemacht. Die Methode meines Sakriſtans hingegen war eine ſ durchaus falſche und verkehrte, daß ein Kenner des ech ten Canto fermo ihn unmöglich anhören konnte, ohn Anſtoß zu nehmen. Suchte ich ihn nun darüber zu be lehren, ſo führte der alte Mann an, daß er bereit neun und vierzig Jahre nach ſeiner Weiſe zur Erbauung der Gemeinde geſungen habe, und daß ſein Kopf zum Lernen bereits zu alt ſey. Nun war das freylich etwas; allein auf der andern Seite ſtellte ich die Reflexion an, daß es den Geſetzen der geſunden Vernunft darum nicht minder zuwider ſey, etwas, was man durch neun und vierzig Jahre auf eine verkehrte Weiſe getrieben habe, auch im fünfzigſten mit gutem Wiſſen ſo fortzutreiben. Ich glaubte alſo in meinen Ermahnungen und Zurechtweiſungen fortfahren zu müſſen. Eine zeitlang ertrug mein Sakriſtan dieſe mit einer Geduld, die ich noch jetzt bewundern muß; aber endlich wurde es ihm doch zu viel. Er zählte mir eines Morgens fünf Peſos in die Hand, empfahl mich dem Beyſtand Gottes, und hieß mich meinen Wanderſtab weiter ſetzen.

Don Diego. Sag' er mir einmal, Tiburzio, ſieht er jetzt wenigſtens ein, daß er Unrecht that, den alten Mann auf ſo unverdiente Weiſe zu kränken.

Tiburzio. Zum Theile kam es mir freylich ſchon damals ſo vor, Euer Gnaden, obwohl ich den Geſetzen der geſunden Vernunft und dem echten Canto fermo nichts vergeben zu dürfen glaubte. Gott weiß es, ob ich mich ſchwer von dem guten alten Manne getrennt, und ob ich den Weg nach Toledo mit leichtſinnigem Herzen zurückgelegt habe.

Don Diego. Nun wohl, ſo erzähle er weiter.

Tiburzio. Das Glück ſchien mir auch günſtig genug geſinnt zu ſeyn, als ich in jener alten, reichen und hochberühmten Stadt anlangte; und es möchte Alles recht gut gegangen ſeyn, hätte ich mich nur nicht auf die Pfade der Thorheit verlocken laſſen. Gleich am zweyten Tage nach meiner Ankunft, als ich müßig in der Hauptſtraße ſtand, und die Vorübergehenden mit prüfendem Blicke muſterte, ritt auf einem ſtattlichen Maulthiere ein Mann daher, in welchem ich ſeiner Kleidung nach einen Rechtsgelehrten, oder einen Arzt vermuthen mußte. Er hielt kaum zwanzig Schritte unterhalb vor einem prächtigen Hauſe, und da er keinen Diener bey ſich hatte, ſo ſprang ich ſchnell hinzu, um ihm beym Abſteigen die Steigbügel zu halten. »Sollten Euer Gnaden,« ſagte ich, indem ich meinen Hut tief abzog, »mit keinem Diener verſehen ſeyn, ſo würde ich es, da ich eben erſt in dieſer Stadt angekommen bin, für das höchſte Glück ſchätzen, bey einem ſo großmüthigen Cavalier in Dienſte zu treten, und mich bemühen, Ihnen ſo zu dienen, daß Sie gewiß Urſache haben ſollten, mit meiner Treue, wie mit meiner Pünktlichkeit zufrieden zu ſeyn.« — »»In der That, mein Freund,«« gab er mir zur Antwort, »»bin ich eben jetzt eines Bedienten wegen in Verlegenheit, da der, welchen ich zuletzt hatte, ein ſehr liederlicher Burſche, mir geſtern davon gelaufen iſt. Ich habe als Arzt ſo viel zu thun, daß ich eines Dieners nicht lange entbehren kann, und will daher ſeinen Antrag annehmen. An guter Bezahlung und Verpflegung ſoll es ihm nicht fehlen; und wenn er ſich treu, thätig und anſtellig zeigen will, ſo werde ich auch anderweitig für ſeinen Vortheil zu ſorgen wiſſen.«« — Somit war denn der Handel abgeſchloſſen, und ich begleitete meinen neuen Herrn den übrigen Theil des Tages durch auf ſeiner Runde, neben ſeinem Maul-

ier herſchreitend, was ich leicht thun konnte, da er
e anders, als in ſehr gemäßigtem Schritte zu reiten
legte. Als wir Abends nach Hauſe kamen, trug man
m ſogleich ein reichliches Mahl auf, das er ſich treff-
ch ſchmecken ließ, und wobey ich ihm ſehr zierlich auf-
artete. Auch ich wurde reichlich geſpeiſt, wie mein Herr
s mir verheißen; und nachdem ich ihn ausgekleidet, er
ber eine Cigarre angeſteckt, und im Nachtkleide in einem
equemen Schlafſeſſel Platz genommen hatte, ſo ver-
ngte er von mir, daß ich ihm meine bisherigen Schick-
le erzählen ſollte. Er fand großes Wohlgefallen da-
n, daß ich einige Jahre in Salamanca zugebracht,
ehrere Collegien, und unter dieſen auch mediziniſche
hört hatte, und daß ich etwas Latein verſtand; worin
ſelbſt, wie ich wohl bemerken konnte, keine ſonderliche
tärke beſaß. Auch ließ er ſich auf der Stelle in eine
rüfung meiner mediziniſchen Kenntniſſe ein, mit deren
rgebniſſen er höchlich zufrieden war. »Sey er gutes
Muths, Tiburzio,« ſagte er; »wie ich ſehe, ſo fehlt
s ihm weder an glücklichen Anlagen, noch an Lerneifer;
nd wenn er meinen Unterricht gehörig benützen will, ſo
offe ich ihn bald ſo weit zu bringen, daß ich ihm Pa-
enten von geringerem Stande anvertrauen kann, da
ir dieſe bey meiner ausgebreiteten Praxis in guten
äuſern ohnedieß zur Laſt ſind; bey welchen aber er ſich
n Verlaufe des Jahres immer ein beträchtliches Stück
eld verdienen kann.

Don Diego. Dieſe Äußerung ſeines Herrn gibt
ir keinen ſehr vortheilhaften Begriff von der Gewiſſen-
aftigkeit desſelben, und von der Vorſtellung, welche
von der Verantwortlichkeit ſeines Berufes hatte.

Tiburzio. Euer Gnaden haben vollkommen Recht, mir fiel das auch auf, und aus Gewiſſenhaftigkeit nahm ich mir vor, mich auf den Handel nicht einzulaſſen, da mir derſelbe den Rechten der geſunden Vernunft ſchnurſtracks zuwider zu ſeyn ſchien.

Don Diego. Und iſt er ſeinem Vorſatze auch getreu geblieben?

Tiburzio. Eine Zeitlang, Euer Gnaden; allein dieſe Zeit dauerte in der That nicht lange genug, daß ich mich deſſen rühmen konnte. Zu einer großen Entſchuldigung dient es mir, daß mein Herr ſelbſt alles Mögliche that, um mir eine dunkelhafte Meinung von meinen medizinischen Einſichten einzuflößen. Sobald ich ihn Abends ausgezogen, und er ſeine Cigarre angeſteckt, und ſich breit in den Schlafſeſſel hingeſtreckt hatte, ſo fing er ſogleich an von den Patienten zu ſprechen, welche er eben unter den Händen hatte, und mir vom Salz ſeiner hippokratiſchen Weisheit mit vollen Händen mitzutheilen. »Vorige Woche,« fing er zum Beyſpiele an, »wurde ich zu einem Kranken gerufen, der an dieſem und dieſem Übel ſchwer darnieder lag. Was würde er dem Manne verordnet haben, Tiburzio?« — Ich mußte nun nolens volens meine Meinung ſagen. »Gerade dieſe Mittel ſind es, die ich wirklich angewendet habe.« — Und iſt der Mann beſſer geworden, gnädiger Herr? — »Geſtern haben ſie ihn begraben; Gott wolle ihm nach ſeiner Barmherzigkeit die ewige Ruhe ſchenken.« — Beſchrieb er nun die Symptome einer ähnlichen Krankheit, ſo rieth ich natürlich auf die entgegengeſetzten Mittel. »Aha, Tiburzio,« ſagte dann mein Herr, »er

nkt da an den Klingenfabrikanten, von dem ich ihm
ulich erzählt habe; ich rechnete gerade ſo, wie er,
er dießmal war der Fall anders. Der Mann iſt mir
ute Abends unter den Händen weggeſtorben. Gott
olle ihm nach ſeiner Barmherzigkeit die ewige Ruhe
enken.

Don Diego. Wie war es aber möglich, daß ein
lcher Matasanos *) eine ausgebreitete Praxis haben
nnte.

Tiburzio. Die hatte er dennoch Er beſaß näm-
h eine ſchöne, kräftige Figur, und verſtand es beſon-
rs gut mit den Frauen umzugehen; und Euer Gna-
n wiſſen wohl, wer die auf ſeiner Seite hat, deſſen
lück iſt gemacht. Bey Conſilien war er immer der Mei-
ng ſeiner Collegen, und hüthete ſich wohl, ihnen zu
derſprechen; daher ihn dieſe denn lieber, als einen
ndern zur Berathung zogen. Überdieß hatte er eine
gene Gabe, die Meinungen der Kranken und ihrer An-
hörigen über den Zuſtand der erſteren auszuforſchen.
arnach richtete er dann ſeine Curart ein; und ging es
n ſchief, ſo machte man ihm ſelten Vorwürfe: ſondern
an rühmte ihm im Gegentheile nach, daß er das Mög-
hſte geleiſtet habe, und auf eine ſehr einſichtsvolle Weiſe
Werke gegangen ſey. Dabey beſaß er einen unüber-
ndlichen Gleichmuth; und wenn es unbedingt das un-
ügliche Kennzeichen des Weiſen wäre, durch nichts er-
üttert zu werden: ſo müßte ich den Doktor Geronimo

---

*) Mataſanos, buchſtablich: Einer, der die Geſunden todt ſchlägt; im Spaniſchen ein Schmähwort für ſchlechte Ärzte.

den größten Weiſen nennen, welchen die Erde bis auf dieſe Tage getragen hat. Nichts vermochte ihn aus ſeiner ruhigen Faſſung zu bringen: am wenigſten das Mißlingen ſeiner Curen, und der Tod ſeiner Patienten, denen er, wie Ludovico Enio den Perſonen, die er umgebracht hatte, immer gewiſſenhaft ein:

Schenk' ihm Gott das ew'ge Leben *)

nachſandte. Eines Abends, als er mir einen Fall erzählte, bey dem es mir ſehr wahrſcheinlich vorkam, daß er mehr noch durch Nachläßigkeit, als durch Unwiſſenheit den Tod ſeines Patienten verurſacht hatte, fand ich mich durch eine ſo gröbliche Verletzung der Rechte der geſunden Vernunft dermaßen beleidigt, daß ich mich nicht enthalten konnte, ihm die letzteren in einer wohlzuſammenhängenden und eindringlichen Rede zu Gemüthe zu führen. Er ließ mich eine gute Weile fortreden, ohne mich zu unterbrechen; endlich aber bückte er ſich ganz gemächlich, zog den Pantoffel vom linken Fuße, richtete ſich langſam wieder auf, und gab mir dann mit dem Abſatz einen ſo kräftigen Schlag hinter die Ohren, daß ich alle Gegenſtände im ganzen Zimmer nicht nur doppelt, ſondern zehnfach zu ſehen glaubte. Darauf zog er den linken Fuß wieder an ſich, legte den Pantoffel wieder an, und ſprach nun ſo ruhig und ſo gelaſſen weiter, als ob nicht das Geringſte zwiſchen uns vorgefallen wäre.

Don Diego. Schwerlich hat er durch dieſe Lection ſich beſſern laſſen; ſo wie ich zweifle, daß er durch die richtige Anſicht, es ſey gewiſſenlos mit dem

---

*) Vers aus dem Purgat. de S. Patricio des Calderon de la Barca.

Leben Anderer ein leichtſinniges Spiel zu treiben, abgehalten worden ſey, ein ſolches Vergehen ſich zu Schulden kommen zu laſſen.

Tiburzio. Leider iſt es genau ſo, wie Euer Gnaden zu ſagen belieben. Eine Zeitlang zwar ſträubte ich mich gegen die Zumuthungen meines neuen Herrn auf das allerſtandhafteſte; aber zuletzt glaubte ich ihnen dennoch nachgeben zu dürfen. Auch hatte die Sache anfangs ein ſehr unſchuldiges Ausſehen. Mein Herr ſchickte mich nämlich anfangs nur zu ſolchen Patienten, welche an keiner gefährlichen Krankheit litten, und die er ſelbſt ſchon beſucht hatte; wobey er mir dann ſagte, was ich in dieſem oder in jenem Falle zu verfügen hätte. So gewann ich nach und nach inniges Vertrauen zu meiner Geſchicklichkeit und zu meinem guten Glücke, und Don Geronimo faßte von der einen, wie von dem andern eine ſo günſtige Vorſtellung, daß er mir die unvermöglichen Patienten, nach dem alten Grundſatz: Fiat experimentum in anima vili, ganz unbedenklich überlaſſen zu können glaubte.

Don Diego. Ein Grundſatz, für welchen man ſeinen Don Geronimo hätte hängen ſollen.

Tiburzio. Euer Gnaden haben vollkommen Recht. Ich verſuchte inzwiſchen bey der Sache, da meine Gewiſſenhaftigkeit und mein Intereſſe in Conflict geriethen, ſo gut es anging eine Auskunft zu finden.

Don Diego. Ein Verſuch, für welchen man ihn ſelbſt hätte hängen ſollen.

Tiburzio. Euer Gnaden haben auch hierin halb und halb Recht. Gar ſo arg, wie ſich aber Euer Gnaden die Sache vorzuſtellen ſcheinen, war es inzwiſchen doch nicht. War der Fall nämlich bedenklich, ſo drang ich darauf, daß ſogleich ein geprüfter Arzt gerufen wurde; und ſtarben die Leute dann hin, — wie ſie denn in der That hinſtarben, wie die Mücken, — ſo hatte wenigſtens ich mir nichts vorzuwerfen. Schien mir der Fall aber weniger bedenklich, ſo hatte ich eine zweyfache Methode, nach welcher ich zu Werke ging. Ich ließ dann entweder bloß die Natur wirken, — indem ich, wie die franzöſiſchen Ärzte in den Spitälern, nichts als eine Tiſane und ſtrenge Diät verordnete: oder ich horchte — was denn freylich eine imitatio servilis des Verfahrens meines Herrn war — den Vettern und Baſen, Pathen und Pathinnen ihre Meinung ab, ſchrieb die lateiniſchen Namen der Heilmittel, welche ſie angaben, auf einen Zettel, und empfahl nun den Kranken dem Schutz des Himmels für das Leben, und der Barmherzigkeit desſelben für das Sterben. Auf dieſe Weiſe bin ich denn in den Beſitz mancher trefflicher Hausmittel gekommen; die Leute wurden manchmahl gegen alle meine Erwartung geſund; und bey Euer Gnaden ſelbſt gelang es mir, dem Himmel ſey dafür gedankt, durch ein ſolches Mittel eine glückliche Kriſis hervorzubringen, als die Ärzte ſie bereits einſtimmig aufgegeben hatten.

Don Diego. Ich läugne nicht, daß ich ſeinem Wagniß wahrſcheinlich das Leben verdanke, und ein Fall, wie der meinige, mag ſo etwas einigermaßen entſchuldigen; ſo wenig übrigens irgend eine Art von Quackſalberey ſich rechtfertigen läßt.

Tiburzio. Sie trug mir inzwiſchen, ſo lange ich mich bey dem Doktor Geronimo befand, ein ſchönes Stück Geld ein; und wäre ich nur noch länger in ſeinen Dienſten geblieben, ſo hätte ich etwas Bedeutendes vor mich bringen können.

Don Diego. Und was bewog ihn denn auf einen ſo vortheilhaften Dienſt Verzicht zu leiſten.

Tiburzio. Ach der allertraurigſte Zufall von der Welt.

Eines Tages war mein Herr unpäßlich, und ſaß mit verbundenem Geſichte im Lehnſtuhle. Ich ſtand am Fenſter, und ſah einen Mann, der auf der Straße Auskunft zu erfragen ſchien, und dann auf unſer Haus zuging. »Da kommt ſchon wieder jemand,« ſagte ich, zu meinem Herrn gewendet, »um ſich Ihren Rath zu erbitten.« — »Geh ihm entgegen,« erwiederte mein Herr, »und erkundige dich des Näheren.« — Ich ging alſo dem Ankommenden entgegen, und dieſer ſagte mir, er ſey der Eigenthümer einer Venta*) vor dem Sevillathore; ſein Weib ſey krank, und er bitte den Doktor Geronimo, ſie zu beſuchen.« — »Aha,« ſagte mein Herr, »iſt's der leoneſiſche Gaſtwirth; ich habe ſchon von der Sache gehört, als ich geſtern in der Nähe zu thun hatte. Eine Unverdaulichkeit; viel mehr wird es nicht zu bedeuten haben. Nimm mein Maulthier, Tiburzio, und reite du ſtatt meiner hinaus; mit etwas Erbrechen wird die Sache bald abgethan ſeyn.« — Ich trat alſo wieder auf den Vorſaal hinaus, und hieß den Leoneſer nach Hauſe gehen; ich wolle ſogleich nachkommen. Nicht wenig kizelte es dabey meine Eitelkeit, zu ſehen, daß mich der Mann für meinen Herrn nahm; ein Irrthum, der ſich ihm leicht verzeihen ließ: denn ich war mehr wie ein Famulus oder Adjunctus eines Doktors, als wie ein Bedienter gekleidet, da mich mein Herr ſelbſt in beſſere Häuſer ſchickte, um Nachfrage nach ſeinen Patienten zu halten, und ihm über ihr Befinden Bericht zu erſtatten.

---

*) Einzeln ſtehendes Wirthshaus.

Als ich in die Venta hinauskam, that ich vor dem Krankenbett Alles Mögliche, um der hohen Meinung des Leoneſers nicht zu widerſprechen, und ſpielte den mediciniſchen Gecken noch weit mehr, als ich es ſonſt zu thun gewohnt war. Ich nahm eine gravitätiſche Miene an; ſprach in halbabgebrochenen Sätzen; zog jetzt die Augenbraunen in die Höhe, und ſtieß jetzt ein bedenkliches Hm! Hm! hervor; und wenn die Kranke, oder ſonſt einer der Gegenwärtigen beſcheiden etwas vorbringen wollte: ſo fand ich es für gut, ſie kurz und mitunter grob abzufertigen. Mit der Unverdaulichkeit hatte es übrigens ſeine Richtigkeit. Ohne Sorge anderer Umſtände wegen, die dabey noch im Spiele ſeyn könnten, verordnete ich alſo eine gute Doſis Ipecacuana, und zog, vom ganzen Hauſe ehrerbiethig bis an das Thor begleitet, wieder ab.

Zu Hauſe legte ich meinem Herrn von meinem Verfahren Rechenſchaft ab. »Schon gut, Tiburzio,« ſagte dieſer; »in ſolchen Fällen iſt nicht viel zu wagen. Dergleichen Volk ſchlingt unmäßig in ſich hinein, was ihm nur immer vorkommt, und leert man ihm den Wanſt wieder gehörig aus, ſo iſt Alles in Ordnung. Er kann morgen wieder hinausſehen, und iſt die Kranke noch nicht ganz wohl, mit einem Abführungsmittel nachhelfen.«

Ich ritt alſo des andern Tages wieder hinaus und fand die Kranke um Vieles ſchlimmer. Gleich auf die erſte Hälfte des genommenen Brechmittels hatten ſich bedenkliche Zufälle eingeſtellt, und man war ſo vernünftig geweſen, die andere Hälfte bey Seite zu ſetzen. Da ich inzwiſchen doch etwas thun mußte, ſo verordnete ich eine Mixtur aus Radix graminis, Roob Sambuci, Spiritus Mindereri, und Oxymel simplex, von der ich wußte, daß ſie, wenn ſie nicht viel nützte, doch auch nicht viel ſchaden konnte, und überdieß noch einen großen Tiegel Kreuzdornſalbe zu Einreibungen, da die Kranke uber ſtarke Spannung im Unterleibe klagte. Übrigens war mir bey der ganzen Sache nicht mehr recht wohl zu Muthe. Mir ſchwante Schlimmes, und wie wurde mir nicht erſt, als, während ich noch an meinem Rezepte ſchrieb, ein Student hereintrat, der mich in Salamanca als Mohren Muſa gekannt hatte, den Hausherrn als ſeinen Vetter begrüßte, und ihm ſagte, daß er während der Ferien ein Paar Wochen bey ihm bleiben wolle. Ich erkannte ihn in der erſten Sekunde, und wußte, daß er unter der Rotte der Argen einer der Ärgſten, Verwegenſten und Übermüthigſten war. Dießmal empfahl ich mich ganz demüthig; des feſten Vorſatzes, mich nimmer in meinem Leben auf die Rolle meines Herrn einzulaſſen, und ſobald ich in die Stadt käme, ſogleich durch einen Dritten einen tuchtigen Arzt hinauszuſenden: ein Vorſatz, den ich zur Beruhigung meines Gewiſſens auch pünktlich ausführte.

Don Diego. Sein Gewiſſen war ein ſehr zahmes Gewiſſen, wenn es ſich dadurch zur Ruhe bringen ließ, daß er hintenher einen Gran Weisheit zu einem Zentner Thorheit miſchte.

Tiburzio. Leider verhielt es ſich damals ſo. Ich hatte die Sache beynahe ſo gut wie vergeſſen, als ich ein Paar Wochen nach jenem Vorfall eines Tages den Leoneſer auf unſer Haus zuſchreiten, und, während ich noch überlegte, ob ich nicht das Weite ſuchen ſollte, in's Zimmer treten ſah. Ich fühlte, daß ich die Farbe veränderte, und nur ſtotternd brachte ich die Frage hervor, wie es ihm gehe, und wie ſich ſein Weib befinde. »Ihr iſt ganz wohl,« ſagte er, »und nur das Verlangen hat mich hergetrieben, Euer Gnaden dafür meinen Dank abzuſtatten.« Bey dieſen Worten griff er in die Taſche, und holte daraus einen harten Thaler hervor, den ich, wie ich mich auch ſträuben mochte, annehmen und behalten mußte. Zugleich fragte er mich, ob ich nicht dieſer Tage einmal abkommen könne; er wünſche mich, da er mir ſo hochlich verpflichtet ſey, mit einem guten Veſperbrot zu bedienen, und wenn ich ein Liebhaber von gebackenen Kaninchen und einem guten Schinken ſey, ſo möchte ich ihm ja die Freude machen.

Don Diego. Ich zweifle keinen Augenblick, daß ihn ſeine Lüſternheit in die Falle lockte.

Tiburzio. Leider that ſie das. Ach, Euer Gnaden, was ſoll ich ſagen! Ein tragiſches Verhängniß folgt uns, wenn wir nur um die Breite eines Haares vom Wege der geſunden Vernunft abweichen, ungeahnt auf jedem Schritte, um unſere Verirrungen unerbittlich an uns zu ſtrafen: und tauſend Lockungen hat es, um unſern Sinn zu bethoren, daß wir uns freywillig der

Stelle nähern, wo die Schlinge geſpannt iſt, in der wir uns verfangen ſollen. Einen duftenden Schinken zeigte es mir in der hocherhobenen Rechten, und ich folgte dem ſüßen Geruche desſelben bis hinaus vor's Sevillathor in die Venta des Leoneſers. Darum wurde ich, wenn Euer Gnaden mir erlauben wollten, dieſe Reflexion weiter zu verfolgen, behaupten —

Don Diego. Behaupte er gar nichts; ſondern erzähle er ganz ſchlicht und einfach, auf welche Weiſe ihm die wohlverdiente Tracht Schläge in der Venta zu Theil wurde.

Tiburzio. Euer Gnaden Vermuthung ſchweift in gegenwärtigem Falle, wenn Sie es mir zu ſagen erlauben, auf einer ganz falſchen Fährte. Denn von Schlägen erhielt ich dießmal nur eine ſehr mäßige Tracht: indem jener boshafte Leoneſer ſich eine ganz andere Rache ausgedacht hatte

Als ich nämlich vor ſeinem Hauſe anlangte, trat er ſogleich vor das Thor, um mir vom Maulthier zu helfen, und führte mich unter vielfachen Verſicherungen, wie ſehr mein Beſuch ihn freue, in ein ſauberes Nebenſtübchen, wo ich auch ſeinen Vetter traf, der mich nicht minder freundlich bewillkommnete; wenn ich auch gleich anfangs in ſeinem Lächeln und in ſeiner Freundlichkeit einen Zug von hinterliſtiger Schalkheit zu bemerken glaubte. Man hieß mich es mir bequem machen; ich nahm meinen Platz auf einem breiten Canapee; und wir ſchwatzten eine halbe Stunde von tauſend Dingen, auf das alleranmuthigſte. Bey einer kurzen Pauſe des Geſpräches, nehme ich jetzt Gelegenheit, nach der Hausfrau zu fragen, die ich in der Küche beſchäftigt glaubte. »Sie ſchläft;« gab mir der Gaſtwirth zur Antwort. »Schläft?« wiederholte ich; »ey, zieht ſie denn ihre Sieſte ſo lange hinaus?« — »»Da draußen ſchläft ſie,«« erwiederte er, indem er nach dem Kirchhof deutete, auf welchen man aus dem offenen Fenſter die Ausſicht hatte; »»der Doktor Mortaja meinte, das Brechmittel habe es gethan.«« —

Kaum ſind Euer Gnaden im Stande ſich vorzuſtellen, wie mir bey dieſen Worten zu Muthe wurde. Mein erſter Gedanke war, ſo viel ich mich entſinne, an ein auf dem Rücken dreyfach mit Baumwolle gefüttertes Camiſol, das ich in Salamanca, ſo lange ich mich in Don Felix Dienſten befand, aus guten Gründen unter meiner andern Kleidung zu tragen pflegte. Die Verbindung von Ideen, welche mich auf dieſes Camiſol brachte, und die Erinnerungen, welche ſich an das letztere anknüpften, wirkten mit einer ſo draſtiſchen Gewalt auf mich, daß ich nichts als einige unzuſammenhängende Worte hervorzuſtottern vermochte. Der Leoneſer ſchien inzwiſchen meine Verlegenheit gar nicht zu bemerken, und ſprach über ſeine Wirthſchaftsangelegenheiten ruhig weiter; aber das tückiſche Lächeln ſeines Vetters ließ mich beſtimmt genug ahnen, daß ich wenig Gutes zu erwarten habe. Ich merkte, daß alle meine Poren ſich erweiterten, und daß ich kalten Schweiß ſchwitzte. So mochte ich denn zwiſchen Unentſchloſſenheit und banger Furcht noch eine halbe Stunde geſeſſen haben, und griff jetzt nach meinem, neben mir auf dem Canapee liegenden Hut, um mich zu entfernen. »Euer Gnaden dürſen mich noch nicht verlaſſen,« ſagte der Leoneſer, indem er mir den Hut wieder abnahm; »ich habe Sie auf ein Vesperbrot eingeladen, und das müſſen Sie für jeden Fall noch vorher zu ſich nehmen.« Mit dieſen Worten führte er mich zu einem am Fenſter ſtehenden Tiſchchen, über welches er eine reinliche Serviette ausbreitete. Ich war ganz verblüfft über ſein Benehmen, das ich nicht zu begreifen vermochte: aber es wurde mir nur allzudeutlich, als er aus einem Wandſchrank zwey Arzeneyfläſchchen hervorholte, wovon das eine, welches die Ipecacuana enthielt, zur Hälfte, das andere aber, die ſpäter verſchriebene Medicin enthaltend, noch beynahe ganz voll war. Bey dieſem Anblick vergingen mir die Sinne, und zu einem vollkommenen Geiſtesbanquerot gebracht, wußte ich nur ſtotternd mit weicher, ſchonungflehender Stimme, ein: »Lieber, lieber Mann!« hervorzubringen: indem ich zu gleicher Zeit meine Hand ſchmeichelnd auf ſeine Schulter zu legen verſuchte. »Wollen Euer Gnaden nicht zugreifen?« fragte mich der Leoneſer mit der größten Gelaſſenheit von der Welt; »gut, ſo will ich Sie auf andere Weiſe zu überreden ſuchen«. Damit langte er von dem Wandſchrank einen kurzen, zwey Finger dicken Ochſenziemer herab, und gab mir ungeſäumt ein paar Proben ſeiner Überredungsgrunde, die er nach den Regeln der Rhetorik immer durch noch kräftigere verſtärken zu wollen ſchien: während ſein Vetter mit freundſchaftlichen Ermahnungen in mich drang, zuzugreifen; »ich werde mich zuverlaßig ungemein wohl darauf befinden, und ohnedieß im Beſitze der Schätze Afrika's, bey vollkommener Geſundheit das wunſchenswertheſte

Leben führen.« So that ich denn, was ich nicht laſſen konnte; ich leerte beyde Leidenskelche, und griff nun zum zweyten Mal nach meinem Hut, den mir der Gaſtwirth ſogleich wieder aus der Hand nahm. »Wir haben noch ein Gericht für Euer Gnaden,« ſagte er; indem er den Tiegel mit Kreuzdornſalbe vor mich hinſtellte. Vergebens bath und flehte ich; einige Gründe ad hominem zwangen mich ihrer eindringlichen Überzeugungskraft nachzugeben. Allein dieſes neue Gericht war mehr, als ich meinen Eingeweiden zumuthen durfte. Gewaltſam empörten ſie ſich dagegen; und die Äußerungen ihres Widerwillens waren bey jedem neuen Schluck, zu welchem meine Peiniger mich zwangen, ſo heftig, daß ich mich, als mir die letzteren endlich erlaubten, das Haus zu verlaſſen, kaum auf den Füßen zu erhalten vermochte. Als ich nun mein Maulthier ſuchte, war dieſes verſchwunden. Der Student hatte vor mir die Stube verlaſſen, und war mit demſelben davon geritten. Jetzt bemächtigte ſich meiner die äußerſte Verzweiflung. Ich weinte und heulte, wie ein Weib; zerriß mir Haare und Geſicht; und verwünſchte abwechſelnd meinen Herrn, den Gaſtwirth, mich ſelbſt, und alle Ärzte, die von der Zeit an, wo die Donnerkeile Jupiters den Äskulapius in den Tartarus hinabſchmetterten, bis auf unſere Tage her gelebt, und durch ihre Tränke und Salben die Menſchen unter die Erde gebracht hatten.

Don Diego. Ich will nicht läugnen, daß er dießmal ſeinen Leichtſinn etwas ſtrenge büßte; und wäre dieſer nur etwas geringer geweſen, ſo könnte man ihn bedauern. Aber was war es nur, was er da eben erſt von dem Äskulapius erwähnte?

Tiburzio. Nichts Anderes, als was ich in Salamanca aus dem Munde eines Profeſſors gehört habe, der, wie mir Euer Gnaden glauben dürfen, ein wahrer Schatzkaſten von philologiſcher Gelehrſamkeit und philologiſcher Grobheit war. Dem zu Folge war Äskulapius, oder Äsklepias, der Sohn des Apollo und der Nymphe Koronis, und ein ſo großer Wunderthäter in der Heilkunſt, daß er die Todten wieder zum Leben erweckte: weßwegen ſich denn der Bannvogt des Todtenreiches bey dem Jupiter beklagte, der darauf den Äskulap mit ſeinen Blitzen in den Tartarus ſturzte. Göttlich verehrt wurde dieſer Äskulapius vorzüglich in Epidaurus, einer weitberühmten Stadt am ſaroniſchen Meerbuſen, wo man auch—

Don Diego. Genug, Tiburzio. Was wird er nicht ſagen, wenn ich ihm rund heraus erkläre, daß Alles, was ſein Profeſſor ihm da erzählte, grundfalſch iſt. Ein griechiſches Manuſcript, welches erſt jüngſt unter den Trümmern von Italica gefunden, und von einem gelehrten Freunde mir zugeſandt wurde, gibt der Verehrung des Äskulapius einen ganz andern Urſprung. Dieſem Manuſcript zu Folge war Äskulapius zu Epidaurus geboren, wo er ſich, nachdem er, ich weiß nicht auswendig, auf welcher griechiſchen Univerſität, promovirt hatte, ſeßhaft machte, und als praktiſcher Arzt in kurzer Zeit einen großen Ruf erlangte. Nicht daß ihm eben weniger Patienten geſtorben wären, oder er mehrere derſelben am Leben erhalten hätte, als ſonſt einer ſeiner Collegen: aber einmal war er ein Stadtkind von Epidaurus; und dann beſaß er eine eben ſo vorzügliche Gabe, wie ſein Doktor Geronimo, ſeine Verdienſte gelkund zu machen, und ſeine Mißgriffe dem Himmel, oder andern Leuten anzurechnen. Da er nun überdieß die Tochter des Obertodtengräbers von Epidaurus heirathete, mit ſeiner Frau ein hübſches Stück Geld bekam, und wenn er ſeinem Schwiegervater thätig in die Hände arbeitete, nach dem Tode des letzteren auf eine noch bedeutendere Summe zählen durfte: ſo wäre ſein Glück, wie man ſagt, gemacht geweſen, hätte nicht ein Ereigniß von beſonderer Art ſeinen Credit, wie ſeinen Wohlſtand, gänzlich zu Grunde gerichtet.

Kurz vor ſeinem Abgange von der Univerſität hatte nämlich Äſkulapius mit einem Manne Händel bekommen, der ſich als Gaſt daſelbſt aufhielt, und von dem eigentlich niemand recht zu ſagen wußte, wer er ſey. Das Einzige, was man in Erfahrung gebracht, war, daß er ein Theſſalier ſey, und auf einer Univerſität ſeines Vaterlandes den Doktorhut erhalten habe. Daß er einer der geübteſten und verwegenſten Zauberer ſey, ließ ſich niemand einfallen; am wenigſten Äſkulapius: weil er es ſonſt gewiß vermieden hätte, ſich eine ſo gefährliche Feindſchaft zuzuziehen. Auch hatte er den ganzen Handel bereits vergeſſen, als Stagmaſchizon — ſo nannte ſich jener theſſaliſche Hexenmeiſter — mit einem Male in Epidaurus erſchien, dem Magiſtrat ſein Diplom vorlegte, und als praktiſcher Arzt ſeine Laufbahn begann. Äſkulapius hielt ſeinen Credit für allzufeſt gegründet, als daß er einen ſolchen Nebenbuhler hätte fürchten ſollen: allein bald erfuhr er, mit was für einem unverſöhnlichen Gegner er es zu thun habe. Denn Stagmaschizen begnügte ſich nicht, den guten Äſkulapius auf die gewöhnliche Art collegialiſcher Freundſchaft zu verläſtern: ſondern er ſtellte die Behauptung auf, daß alle bisherigen Heilmethoden nicht viel beſſer als Meuchelmord und Todſchlägerey ſeyen, und ſuchte durch eine denſelben faſt in allen Stück widerſprechende Heilart eine ganz neue Schule zu gründen. Er erwartete dabey nicht weniger, als daß ganz Griechenland, und ſomit auch der Magiſtrat und die Bürgerſchaft von Epidaurus, ihm unbedingt zufallen würden: allein der erſtere war zu weiſe, um in einer ſolchen Angelegenheit Parthey zu nehmen, und glaubte, das ſtagmaschiſtiſche Heilverfahren müſſe ſich, wenn es das einzige wahre ſey, durch ſich ſelbſt bewähren, und durch unſtreitbare Erfolge ſich Bahn brechen: die letzteren aber fanden es am beſten, ſich auf die hergebrachte Weiſe behandeln zu laſſen; beſonders da ſich nicht läugnen ließ, daß bey dieſer Behandlungsart mitunter ein Kranker geſund worden war. So geſchah es denn, daß der theſſaliſche Hexenmeiſter unverrichteter Sachen abziehen mußte, und durch ſeine boshaften Bemühungen den Credit des wackern Äskulapius eher vermehrt, als vermindert hatte.

Bey der großen Gelehrſamkeit, die er ſich in Salamanca erworben, lieber Tiburzio, darf ich vorausſetzen, es iſt ihm nicht unbekannt, daß man erzählt, Pythagoras von Samos, einer der berühmteſten Philoſophen des Alterthums, ſey, nachdem er die ganze damals bekannte Welt durchreiſt, und aus den Weisheitsquellen der Egyptier, Perſer und Indier geſchöpft habe, zuletzt, um die ſechzigſte Olympiade nach Krotona gekommen, und habe durch die Macht ſeines Beyſpiels und ſeiner

Beredſamkeit die Bewohner dieſer reichen, und in die ausſchweifendſte Schwelgerey verſunkenen Stadt, zur Tugend und Mäßigkeit zurückgeführt. Dieſe Erzählung nun iſt, meinem höchſt glaubwürdigen Manuſcript zu Folge, grundfalſch. Die griechiſchen Geſchichtſchreiber nämlich, die Alles verwirren, ſchreiben irrig dem Pythagoras zu, was einzig und allein auf die Rechnung unſers wackeren bekannten Stagmaschizon gehört. Denn nicht Pythagoras war es, der in Krotona: ſondern Stagmaschizon, der in Epidaurus eine ſo erſtaunliche Wirkung hervorbrachte. Als er nämlich ſah, daß er als praktiſcher Arzt nichts auszurichten vermochte, beſchloß er die Sache auf andere Art anzugreifen. Vermittelſt ihm wohlbekannter Zauberkünſte verwandelte er ſein ganzes Ausſehen, und trat nun mit einem Male in Griechenland als ein Philoſoph auf, der auf ſeinen Reiſen von Zoroaſter, den indiſchen Gymnoſophiſten und den egyptiſchen Prieſtern die Weisheit nach Centnern eingehandelt habe. Es gab aber damals in Griechenland eine Unzahl von Journalen und Notizenſchreibern, die nichts Angelegenheitlicheres zu thun hatten, als den Ruf des außerordentlichen Mannes auszupauken, und ihn auf ihre eigene Rechnung zum Wunderthäter zu ſtempeln. Kein Wunder alſo war es, daß die Einwohner von Epidaurus vor Freude beynahe aus der Haut fahren wollten, als ſie in einem böotiſchen Blatte zuerſt die Nachricht laſen, daß der große Lichnoklaſtes ihnen einen Beſuch zu machen gedenke. War nicht vielleicht eben eine neue Affenkomödie zu ſehen, oder eine neue Hetäre in ihrer Stadt angekommen: ſo ſprachen ſie beynahe von nichts anderm, als von dem großen Lichnoklaſtes — dieſen Nahmen hatte Stagmaſchizon ſich jetzt beygelegt — von den Wundern ſeiner Weisheit, und von dem Zauber ſeiner Beredſamkeit. Auf den höchſten Grad aber ſtieg ihr Entzücken, als der böotiſche Vielwiſſer — ſo nannte ſich ihr Lieblingsblatt — verkündigte, daß der große Lichnoklaſtes ihnen, für ein mäßiges Honorar von einigen Dariken, die Früchte ſeiner Weisheit in einer Reihe öffentlicher Vorleſungen großmüthig zu koſten geben wolle. So ſehr ſie nun auch nach dieſer Götterſpeiſe gelüſtete: ſo waren ſie darum doch keineswegs geſonnen, ihr zur Liebe jener Schwelgerey zu entſagen, in welche ſie, wie bereits bemerkt worden iſt, tief verſunken waren, und nichts ließen ſie ſich weniger träumen, als daß es, aus Abſicht einer Privatrache, der geheime Plan des gefeyerten Philoſophen ſey, ihnen das, was ſie Lebensgenuß nannten, gänzlich zu verleiden. Sie glaubten es daher recht gut zu machen, als ſie ihm gleich am Tage ſeiner Ankunft auf gemeiner Stadt Unkoſten ein großes Gaſtmahl gaben, das in Betreff des Überfluſſes und der Leckerhaftigkeit, ſelbſt in ihrer Stadt ſeit einigen Olympiaden nicht ſeines gleichen gehabt hatte. Aber zu ihrer großen Verwunderung aß der Philoſoph nichts als Brot und Gemüſe; trank ſtatt des Malaga und Conſtantia bloß klares Brunnenwaſſer, und redete ſeine Tiſchgenoſſen, ehe noch das Mahl ganz geendiget war, ungefähr auf folgende Weiſe an:

» Wenn vieljährige Beobachtungen und Erfahrungen, ihr Männer von Epidaurus, mich nicht belehrt halten, daß Leichtſinn und Schwäche angeſtammte Übel des menſchlichen Geſchlechtes ſind: ſo würde ich mich für berechtigt halten zu glauben, daß irgend eine Gottheit euch zur Strafe verübter Frevel mit beſonderem Wahnſinn geſchlagen habe. Allein leider iſt keine Art von Wahnſinn allgemeiner unter den Menſchen, als diejenige, welche ſie antreibt, beſtändig mit ſich ſelbſt im Widerſpruche zu liegen, und ewig das Ziel zu fliehen, welches ſie aufſuchen. Wenn aber der Ungerechte, der Gewaltthätige, der Verächter aller göttlichen und menſchlichen Geſetze, der Ehrgeizige und der Mißgünſtige das Ziel, dem alle Menſchen zuſtreben, und welches kein anderes iſt, als des höchſt möglichen Grades von Wohlſeyn und Glückſeligkeit theilhaft zu werden — wenn, ſage ich, dieſe ihr Ziel in wahnſinniger Verblendung durchaus verfehlen, weil ohne Gerechtigkeit und Mäßigung der Begierden keine Glückſeligkeit denkbar iſt: ſo iſt es dennoch vor Anderm jene Schwelgerey, die ich bey euch gewahr werde, welche mit dem Beſtreben glücklich zu ſeyn, in dem auffallendſten und unverſöhnlichſten Widerſpruche ſteht, und als die verderblichſte und bedauerungswürdigſte Art von Wahnſinn betrachtet werden kann.«

»Denn wie anders ſoll man jene Thorheit nennen, welche, indem ſie einen beſtimmten Zweck will, die Mittel und Werkzeuge zur Erreichung dieſes Zweckes, nicht vielleicht mißkennt oder verſchmäht, ſondern zerſtört und zu Grunde richtet. Dieß aber iſt es, was, wie ihr nicht läugnen könnt, die Schwelgerey ſich in der That zur Laſt fallen läßt. Denn indem es die unſterblichen Götter dem Menſchen gegönnt haben, eines gewiſſen Maſes von Glückſeligkeit theilhaft zu werden, und indem ſie ſeinen Körper, wie ſeine Seele zu Werkzeugen derſelben beſtimmt haben: ſo haben ſie nicht nur den Genuß jener Glückſeligkeit an die Geſundheit des einen, wie der andern, als an eine unerläßliche Bedingung geknüpft: ſondern auch gewollt, daß wir die Vergnügungen, deren Quelle der eine Theil für uns iſt, nur dann lauter und unvermiſcht genießen ſollten, wenn auch der andere vollkommen geſund wäre. Daher kommt es denn, daß unſer Geiſt weder einer Anſtrengung fähig, noch für den Genuß des Vergnügens empfänglich iſt, wenn unſer Körper leidet: und im Gegentheile dieſer weder einer vollkommenen Geſundheit genießen, noch in einem ſinnlichen Vergnügen ſeine Befriedigung finden kann, wenn jener nicht heiter und regſam, ſondern umwolkt und abgeſpannt iſt.«

»Dem zu Folge, ihr Männer von Epidaurus, würde man euch ſelbſt dann der Thorheit anklagen müſſen, wenn ihr im Sinne derjenigen, welche ſonſt ſich Weiſe nannten, die aber in der That mehr den Namen von Gegnern, als von Freunden der Weisheit verdienen, die Vergnügungen der Sinne für das höchſte Gut des Menſchen, und die einzige Quelle ſeiner Glückſeligkeit, hieltet: indem ihr durch Schwelgerey und Unmäßigkeit dieſe Quelle theils trübt, theils mit voreiliger Haſt ausſchöpft. Je gewöhnlicher aber die Schwelgerey unter euch iſt, deſto mehrere Beyſpiele müſſen euch vor Augen liegen, daß ſie die Mutter der ſchmerzlichſten, wie der langwierigſten Krankheiten, und eines frühzeitigen Todes iſt. Wenn ihr nun in jenem Falle auf den Beyſtand derer zählt, welche vorgeben im Beſitz der Kunſt zu ſeyn, die Krankheiten und Gebrechen der Menſchen zu heilen, und die deßwegen ſich Heilkünſtler nennen: ſo weiß man kaum, ob man über ſolche Unvernunft mehr lächeln, oder mehr ſie bedauern ſoll. Denn die tägliche Erfahrung kann euch hinreichend belehren, daß jene bald aus verſchuldeter, bald aus unverſchuldeter Unwiſſenheit das Leben eben ſo oft zerſtören, als ſie es erhalten, und die Übel, welche ſie zu heilen verſprechen, eben ſo oft vergrößern und verlängern, als ſie dieſelben zu heben, oder auch nur zu erleichtern vermögen. «

» Und dennoch ſind Siechthum und körperliche Leiden bey weitem nicht die ſchlimmſten und gefährlichſten Übel, welche eure Schwelgerey euch zuzieht. Sucht immerhin in ihr die Quelle von Habſucht, Neid, Mißgunſt, Zorn, Haß, Rachſucht, und von jeder andern Leidenſchaft, welche euer Leben vergiftet. Denn um mit männlicher Kraft über die Leidenſchaft zu herrſchen, um frey und ſtark ſich zu rühmlichen Geſinnungen zu erheben, um beyfallswerthe gemeinnützige Unternehmungen auszuführen, und um für jene edleren Vergnügungen und jene höhere Glückſeligkeit empfänglich zu ſeyn, mit welcher der bloße Sinnengenuß in keine Vergleichung geſetzt werden kann: bedarf der Geiſt jener heiteren gleichförmigen Ruhe, welche nur die Frucht der Nüchternheit und Mäßigkeit iſt. Ohne dieſe iſt es durchaus unmöglich weiſe, tugendhaft, frey und glücklich zu ſeyn. Indem ihr euch alſo der Schwelgerey und Üppigkeit überläßt, thut ihr gerade dasjenige, was euch am meiſten hindern muß, ſo weiſe, ſo tugendhaft, ſo frey und ſo glücklich zu leben, als ihr billiger Weiſe leben ſolltet, und vielleicht zu leben die Abſicht habt. Denn während ihr euer Leben gern, ſo ſehr es immer möglich, verlängern möchtet, verkürzt ihr es; während ihr die Gebrechen des Alters gern ſo weit, als möglich, entfernen möchtet, zieht ihr ſie vor der Zeit herbey; während ihr unaufhörlich nach Glückſeligkeit lechzt, verſchließt ihr euch die reichſten, wie die lauterſten Quellen derſelben; und während ihr nichts mehr und eiferſüchtiger wünſcht, als frey zu ſeyn, beugt ihr freywillig den Nacken unter das Joch einer Sclaverey, die eben ſo ſchädlich und verderblich, als entehrend und ſchmachvoll iſt.«

»Gewiß iſt es euch nicht unbekannt, was die Dichter von einem goldenen Zeitalter erzählen. Wenn es aber jemals eine Zeit gab, welche dieſe Benennung verdiente, ſo war es nicht darum, weil ein ewiger Frühling die Erde ſchmückte, und Milch und Honig in vollen Strömen floſſen: ſondern weil die Menſchen, treu dem Geſetze der Natur, die einfachen Bedürfniſſe derſelben noch nicht durch künſtliche Mittel zu befriedigen gelernt hatten. Damals fiel es noch niemanden ein zu eſſen, wenn ihn nicht der Hunger dazu aufforderte, noch den Gaumen durch koſtbare Leckereyen zu kitzeln; niemand begehrte eines andern Trankes, als desjenigen, welchen die friſche Quelle ihm darbot; und der Genuß der Liebe war die Frucht des natürlichen Bedurfniſſes, nicht der durch eine verderbte Phantaſie aufgeregten Lüſternheit. Damals gab es noch keine Ärzte; denn niemand bedurfte eines Arztes, da niemand krank war. Alle jene tauſend Übel, für welche wir kaum ſichere

Benennungen, und noch minder ſichere Mittel haben, blieben jenen einfachen Söhnen und Töchtern der Natur unbekannt. Bis zum letzten Augenblick ihres Lebens erfreuten ſie ſich des vollen Gebrauchs ihrer Kräfte: und wenn ſie dann des Lebens Ziel erreichten, ſo ſtarben ſie

wie vom Schlummer weggenommen,

nachdem ſie im reichen Maß jene lautere Glückſeligkeit genoſſen hatten, womit Nüchternheit und Mäßigkeit ſich ſelbſt belohnen; die aber der Schwelgerey und Üppigkeit ewig fremd bleiben wird.«

Durch dieſe und ähnliche Reden nun gelang es unſerm Freunde Stagmaſchizon, oder Lichnoklaſtes —

Tiburzio. Ich bitte Euer Gnaden unterthänigſt mir nur dießmal eine ganz kleine Unterbrechung zu verzeihen; denn ich kann es unmöglich laſſen, Euer Gnaden mein Wohlgefallen an der mitgetheilten Rede des Herrn Stagmaſchizon zu bezeugen: ſo ganz bis auf's kleinſte Pünktchen herab finde ich ſie mit den Geſetzen der geſunden Vernunft übereinſtimmend, wie ich die letzteren in den Heften meines ſeligen Oheims verzeichnet fand.

Don Diego. Deſto lieber wird er mir dann die erſtaunlichen Wirkungen glauben, welche dieſe Reden bey den Einwohnern von Epidaurus hervorbrachten. Sie reichten nämlich hin, die Letzteren aus einem der unmäßigſten und üppigſten Völkchen in ganz Griechenland, in eines der mäßigſten, nüchternſten und enthaltſamſten umzuwandeln, und alle Tugenden bey ihnen einheimiſch zu machen, welche die Nüchternheit und Mäßigkeit zu begleiten pflegen. Alle Paſteten-, Kuchen- und Zuckerbäcker, ſo wie alle Geflügelmäſter, mußten Epidamnus verlaſſen, weil ihnen niemand mehr etwas abkaufte; alle Reſtaurateurs mußten ihre Schilder einziehen, weil niemand etwas Anderes, als die einfachſte Hausmannskoſt bey ihnen ſpeiſen wollte; und die Weinhändler waren gezwungen, den echten Champagner, welchen ſie fabricirten, ſelbſt zu trinken, weil niemand mehr etwas Anderes trank, als klares Brunnenwaſſer.

Tiburzio. Unter ſolchen Umſtänden waren die Ausſichten für den edlen Äskulapius freylich nicht die glänzendſten.

Don Diego. Sicher nicht. Anfangs zwar, ſo lange die Weinhändler noch an ihren Weinen tranken, ließ ſich noch immer leben; denn es gab wenigſtens an häufigen Koliken etwas zu verdienen. Als aber jene unter die Erde gebracht waren, verſanken Äskulapius und ſein Schwiegervater, der Obertodtengräber, in immer größere Nahrungsloſigkeit, und durch dieſe in eine unheilbare Melancholie, welche für beyde die traurigſten Folgen hatte. Denn um nicht noch gänzlich an den Bettelſtab zu gerathen und wenigſtens in ihrem Berufe zu ſterben, hing Äskulapius zuletzt ſich ſelbſt auf; ſein Schwiegervater aber, nachdem er denſelben zur Erde beſtattet, grub eine zweyte Grube, ſtellte ſich an den Rand derſelben, jagte ſich eine Kugel durch den Kopf, und ſank in das Grab, welches er ſich ſelbſt bereitet hatte.

Tiburzio. Wollten mir Euer Gnaden einige Zweifel gegen die Ächtheit ihres Manuſcriptes erlauben; ſo —

Don Diego. Ein anderes Mal, lieber Tiburzio; erſt will ich meine Erzählung zu Ende bringen.

Als der boshafte Lichnoklaſtes ſeine Abſicht erreicht hatte, verließ er Epidaurus, unbekümmert, was ſeine Lehre künftig dort für Früchte bringen würde. Sie hielt länger vor, als er vielleicht ſelbſt geglaubt hatte. Denn wie es uns ſchwer wird; der Schwelgerey zu entſagen, wenn ſie uns einmal zur Gewohnheit geworden iſt: ſo brauchen wir auch eine nüchterne Lebensweiſe nur aus Erfahrung kennen gelernt, und ihren wohlthätigen Einfluß empfunden zu haben, um ſie lieben zu lernen. Mit der Zeit wurden inzwiſchen die Einwohner von Epidaurus dieſer Lebensweiſe dennoch wieder untreu. Die Geflügelmäſter, die Reſtaurateurs, die Weinhändler, die Paſteten-, Kuchen- und Zuckerbäcker zogen in Epidaurus wieder ſchaarenweiſe ein, und mit ihnen ein Heer von Krankheiten und Gebrechen, die ſeit langer Zeit dort unbekannt geweſen waren. Die Krankheiten erzeugten das Verlangen nach Ärzten; und die Frage: welche Heilmethode die beſte ſey, um die Geſundheit wieder herzuſtellen, erhielt, ſeitdem man die wahre Methode, die Geſundheit zu erhalten, verloren hatte, eine neue Wichtigkeit. Ein neues Syſtem der Heilkunde jagte jetzt das andere; und an jedem neuen Syſtem ſtarben, nach Ausweis der Sterbeliſten, gerade eben ſo viel Menſchen, als an demjenigen, das man ihm zu Gefallen verworfen hatte. Da klagte man nicht die Schwelgerey und Unmäßigkeit, und nicht die Schranken der Kunſt: ſondern die Unwiſſenheit der Ärzte an. Man erinnerte ſich der Zeit, in welcher niemand anders, als vielleicht durch einen unglücklichen Zufall, oder an Altersſchwäche geſtorben war. Äskulapius hatte noch in dieſer Zeit gelebt, und ſein Name war noch nicht gänzlich verſchollen. Man pries ihn jetzt als einen Wunderthäter; die Dichter thaten das ihrige; ſie machten ihn zu einem Sohne des Apollo, und erfanden das Märchen von der Wiedererweckung der Todten und von der Klage, die Pluto darüber bey dem Jupiter erhoben haben ſollte. Gerade über der Stelle, wo Äſkulapius ſich aufgehangen hatte, erbaute die ſpätere Zeit ihm einen Tempel, in welchem Kranke aus allen Theilen der damals bekannten Welt ihre Heilung ſuchten. In der Inſchrift dieſes Tempels aber hatte ſich ein Nachklang der Erinnerung an jene Zeit erhalten, wo die Einwohner von Epidaurus alle der Natur getreu, und darum geſund gelebt hatten: denn ſie hieß: Nur reinen Seelen ſteht der Eintritt offen.

Und nun genug für heute.

5.

Don Diego. Schwerlich hatte er nach der Bewirthung in der Venta des Leoneſers viele Luſt zu ſeinem vorigen Herrn zurückzukehren.

Tiburzio. Nicht die geringſte; und nach dem Verluſte des Maulthiers konnte ich noch weniger daran denken. Auch glaubte ich nicht, daß ich den nächſten Morgen erleben würde. Denn die Cur, welche der Leoneſer bey mir angewendet hatte, drohte mit dem nämlichen Ausgange, welchen die meinige bey ſeiner Ehewirthin genommen hatte. Mühſam ſchleppte ich mich auf Seitenwegen weiter, ohne zu wiſſen, wohin ich meine Schritte wenden ſollte, und blieb endlich erſchöpft unter einigen Bäumen liegen, vom Nachtthau durchnäßt, und von einem heftigen Fieber durchgeſchüttelt. So fand mich des Morgens ein alter Einſiedler, der, um Lebensmittel zu ſammeln, in der Gegend herumzog. Als ein wahrer Samariter lud er mich auf ſeinen Eſel, und brachte mich nach ſeiner Einſiedeley, die an einer friſchen Quelle am Abhange des ſanft in die Höhe ſteigenden Gebirges lag. Dort bereitete er mir ein Lager; und obwohl auch er kein zünftiger Schüler des Äskulapius war, ſo fing er doch ohne Zaudern meine Cur an, die er, ohne nur im geringſten auf die gelehrten Winke zu achten, die ich ihm, ſobald ich meiner Sinne mächtig war, zu geben ſuchte, mit Hülfe einfacher Kräutertränke nach ein paar Wochen glücklich zu Stande brachte. Es gibt vielleicht kein angenehmeres Gefühl in der Welt, als das der wiederkehrenden Geſundheit, und die Stunden, welche ich im Genuß derſelben in dem kleinen Gärtchen meines Einſiedlers zubrachte, rechne ich unter die glücklichſten meines Lebens. Nie empfinden wir ſonſt den Werth des Lebens ſo rein und unbefangen, und nie öffnet unſer Gemüth ſich williger guten Entſchlüſſen, als in dieſer Stimmung. Auch ich warf einen prüfenden Blick auf mein bisheriges Leben, und konnte es mir dabey nicht verbergen — alle Unfälle, die mich betroffen hatten, waren daraus entſtanden, daß ich mich von verkehrten Menſchen auf die Pfade der Thorheit hatte verlocken laſſen. Ich faßte daher den allerfeſteſten Entſchluß, in Zukunft nur mit durchaus rechtlichen und verſtändigen Menſchen zu verkehren, und mit anderen um keinen Preis mich einzulaſſen; ein Entſchluß, der mir durch den Vorſchlag meines Einſiedlers, bey ihm zu bleiben, da bey ſeinem weit vorgerückten Alter das Einſammeln der Heilkräuter und Lebensmittel ihm allzubeſchwerlich fiel, ungemein erleichtert wurde.

Don Diego. Ohne Zweifel hat er dieſen Vorſchlag angenommen.

Tiburzio. Allerdings habe ich das gethan, Euer Gnaden. Wenn ich bey ihm blieb, ſo hatte ich die Hoffnung, nach ſeinem Tode der Erbe ſeiner Einſiedeley zu werden. Dieſe Ausſicht ſchien mir in der Stimmung, in welcher ich mich befand, ſo reizend, und das harmloſe Leben, welches der gute Bruder Hilario führte, ein ſo wünſchenswerthes zu ſeyn, daß ich mich, hätte es nur von mir abgehangen, auf der Stelle verbindlich gemacht haben würde, bis an's Ende meiner Tage ein Einſiedler zu bleiben.

Don Diego. Und iſt er lange bey dieſer ſeiner Anſicht geblieben.

Tiburzio. Faſt ein ganzes halbes Vierteljahr lang, Euer Gnaden; und wenn ich ſie nach dieſer Zeit dennoch änderte, ſo darf ich wohl ſagen, daß nicht ich, ſondern mein ehrlicher Eremit daran ſchuld war. Dieſer nämlich war gewiß einer der beſten und frommſten Menſchen, die es in der Welt geben kann; allein kaum iſt es möglich, dabey beſchränkter zu ſeyn, als es der gute Bruder Hilario war. Außer der Kenntniß einiger Wurzeln und Kräuter, mit welchen er die Landleute curirte, die ihn wie einen Vater liebten und ehrten, und in all ihren Anliegenheiten bey ihm ſich Raths erholten, war durchaus nicht die geringſte Spur anderer Kenntniſſe bey ihm anzutreffen; und ohne ihm nahe zu treten, darf ich kühn behaupten, daß er von einer wiſſenſchaftlichen Deduction der Rechte der geſunden Vernunft auch nicht die mindeſte Ahnung hatte. Du ſollſt Gott über Alles, und deinen Mitmenſchen wie dich ſelbſt lieben: dieſes Geboth umſchloß den ganzen Kreis ſeines moraliſchen Wiſſens; und alles Übrige betrachtete er nicht nur als etwas Gleichgültiges: ſondern auch als etwas, das auf dem Wege eines frommen und tugendhaften Wandels mehr hinderlich, als förderlich ſey.

Don Diego. Da der gute Hilario jenes Geboth ſo wohl begriffen hatte, daß er der Ausübung desſelben mit redlicher Treue ſein ganzes Leben widmete: ſo beſaß er darin in der That Alles, was ihm ſeine Weisheit, Tiburzio, entbehrlich machen konnte.

Tiburzio. Euer Gnaden haben vollkommen Recht; obwohl ich mir einbildete, auf die bey meinem Oheim und in Salamanca erworbenen Einſichten in das Recht der geſunden Vernunft doch auch ein Stück halten zu dürfen. Wollte ich nun dem guten Bruder Hilario vom Salze meiner Weisheit etwas mittheilen: ſo hatte ich meiſtens nur Ärger und Verdruß davon. Er achtete gar wenig auf das, was ich ſagte, und meinte, das Alles bedürfe es nicht; man müſſe und werde dieſes oder jenes thun, weil Gott es gebothen habe, wenn man Gott aufrichtig lieb habe; und aus eben demſelben Grunde müſſe und werde man unterlaſſen, was ſeinem Gebothe entgegen ſey. — Am ſchlimmſten ging es mir, wenn ich ihm etwas aus der Geſchichte erzählte. Die Großthaten eines Alexanders, eines Cäſars, eines Pompejus, eines Cortez erfüllten ihn bald mit Betrübniß, bald mit

Abſcheu, und die gefeyerten Helden des Alterthums und der neueren Zeit ſchienen ihm bald Wahnſinnige, bald Verbrecher zu ſeyn. Erzählte ich ihm, Alexander habe ſich göttliche Ehren erweiſen laſſen, ſo brach er mit Verwunderung in den Ausruf: »O, du thörichter, unſinniger Menſch!« aus; und hörte er, daß Cäſar über den Tod des Pompejus geweint hatte, ſo rief er: »Guter Gott! wie iſt es möglich, daß ein Menſch ein ſo abſcheulicher Heuchler, oder ein ſo verkehrtes Geſchöpf ſeyn kann!« — unſern großen Hernandez Cortes aber, der mit ein paar hundert Soldaten ein großes, mächtiges und blühendes Reich zerſtört hatte, nannte er geradezu einen argliſtigen, hartherzigen Böſewicht; und als ich denſelben, wie billig, gegen den Vorwurf der Grauſamkeit vertheidigte, einen von Gott Verlaſſenen, der die Rache des Himmels über die ſpäteſten Generationen herabgerufen habe. Suchte ich ihm nun in einem ſolchen Falle zu zeigen, daß er Unrecht habe: ſo waren ſein Schmerz und ſein Unwille über jene Menſchen, wenn gleich nicht zu heftig, doch zu tief, und zu aufrichtig gemeint, als daß ich mit meinen Reflexionen und Demonſtrationen viel hätte ausrichten können; und ich mußte immer einige Züge von Großmuth, Güte und Menſchlichkeit zur Hand haben, um ſein Gemüth wieder zu beruhigen. Solche Züge erfriſchten und erheiterten daſſelbe ſichtlich: und er hörte ſie nicht ſowohl mit lebhafter Bewunderung, als ſtiller, inniger Zufriedenheit, bey der ſich öfters ſein Auge lächelnd zum Himmel erhob, als ob es Gott für die fremde Tugend danken wolle.

Don Diego. Gott ſegne ſeinen guten Bruder

Hilario, und leicht ſey ihm die Erde! — — Ich will es ihm dießmal nur geradezu ſagen, lieber Tiburzio; er hätte beſſer gethan, bey ſeinem Einſiedler in die Schule zu gehen, als dieſen in die Schule nehmen zu wollen. Aber ſo einfache, in ihrer Einfalt ſo richtig empfindende und urtheilende Naturen ſind es, die gewöhnlich am wenigſten begriffen und recht gewürdiget werden, obwohl allein ihre Empfindung und ihr Urtheil mit den Geſetzen der geſunden Vernunft in Einklang ſteht, während das unſerige dieſe in Fällen, wie die angeführten, meiſtens auf das unverzeihlichſte vor den Kopf ſtößt. Auch beweiſt, glaube ich, nichts unwiderſprechlicher, wie ſehr es dem ſittlichen Erkennen und dem ſittlichen Gefühl der Menſchen im Allgemeinen an Klarheit, Tiefe und Umfang fehle, und wie ſelten ſie Kraft genug beſitzen, die aus dieſen ſich ergebenden Geſichtspunkte unverrückt feſtzuhalten: — nichts, ſage ich, beweiſt die Flachheit und Gehaltloſigkeit der ſittlichen Begründung unſeres ganzen Geſchlechtes auffallender und unwiderſprechlicher, als jene Verkehrtheit des Urtheils, die, wenn ſie durch außerordentliche Vorzüge des Geiſtes, durch eine ungewöhnliche Stärke des Charakters geblendet wird, den moraliſchen Werth oder Unwerth einer Handlung faſt als etwas Gleichgültiges betrachtet.

Tiburzio. Euer Gnaden machen hier eine ganz vortreffliche Reflexion, deren Richtigkeit ſich nicht beſtreiten läßt, und die *ich ſelbſt* ſchon mehr als einmal angeſtellt habe.

Don Diego. Hat er das. Nun gerade ſo war es gemeint. Doch fahr er nun fort in ſeiner Erzählung.

Tiburzio. Trotz der Richtigkeit der ſo eben von Euer Gnaden geäußerten Anſicht, erneuerte ich darum nicht minder von Zeit zu Zeit den Verſuch, gegen den guten Bruder Hilario die meinige geltend zu machen: indem ich ihm begreiflich zu machen ſuchte, daß wir doch nicht alle Einſiedler ſeyn, und wie er ſelbſt, auf zwar ebenem und geraden, aber engbeſchränktem Pfade fortgehen könnten. Er aber meinte, in jedem Stande und in jedem Lebensverhältniſſe könne und müſſe man Gott aufrichtig lieb haben, und aus Liebe zu ihm gerecht und menſchlich ſeyn. Dagegen ließ ſich nun freylich nicht viel einwenden; allein offenbar war es doch, daß der ehrliche Bruder Hilario ſich auch nicht von ferne in die Lage eines Alexanders, eines Cäſars, Pompejus, oder Cortez hineinzudenken vermochte, wie ich das oftmals zu thun gewohnt war: wobey ich mir aber jederzeit das Bild ſo ausmalte, daß ich an ihrer Stelle nur ihre leuchtenden Vorzüge entfaltet haben würde; jene Flecken und Schattenſeiten aber, an welchen mein guter Einſiedler ſo vielen Anſtoß nahm, gänzlich daraus wegtilgte.

Don Diego. Ja wir ſind in den phantaſtiſchen Träumen unſerer Phantaſie alle ganz vortreffliche Leute, und ſehen, wie junge Dirnen ein Stück Seidenzeug den Schmuck glänzender Vorzüge bey Andern nie, ohne zu denken, wie trefflich er uns paſſen, und wie gut er uns zu Geſichte ſtehen würde.

Tiburzio. Unter dieſen Umſtänden war es denn begreiflich, daß ich mich bey dem Bruder Hilario allmählig etwas unbehaglich befinden mußte: wenn ich mir gleich feſt vornahm, bis zu ſeinem Ende treu bey ihm auszuhalten. Er wurde nämlich jetzt von Tag zu Tage matter, und vermochte fremden Beyſtandes nicht mehr zu entbehren. Eines Morgens endlich fühlte er ſich zu ſchwach, um aufzuſtehen, und bath mich, daß ich den Seelſorger des nächſten Fleckens zu ihm rufen möchte. Als dieſer wieder weggegangen war, verſank er in einen leichten Schlummer, aus welchem er erſt ein paar Stunden nach Mittag wieder erwachte. Nun bath er mich, ihm etwas vorzubethen. Ich that es; und während ich bethete, lag er faſt unbeweglich, die Hände über die Bruſt gekreuzt, die hellen Augen in ſtiller Demuth zum Himmel erhoben. Plötzlich fühlte ich, daß ſeine Hand, die ich gefaßt hatte, ein wenig zuckte. Ich blickte auf. »Herr!« rief er, »verwirf mich nicht vor deinem Angeſichte!« Noch einmal athmete er tief auf, als ob eben eine ſchwere Laſt von ſeiner Bruſt genommen würde; und verſchied darauf in meinen Armen.

Don Diego. Friede ſey ſeiner Aſche!

Tiburzio. Euer Gnaden ſehen, der gute Hilario ſtarb ſo ſimpel und prunklos, wie er gelebt hatte, und ohne vor ſeinem Ende — was mir bey vielen Philoſophen ſo ungemein wohl gefallen hat — durch irgend eine kräftige Sentenz ſeine Geringſchätzung des Irdiſchen an den Tag zu legen. Inzwiſchen ereignete ſich bey ſeinem Tode ein an ſich ſelbſt ſehr unbedeutender Zufall, der aber eine große Wirkung auf mich machte. Der Bruder Hilario beſaß, als Geſchenk eines ſehr lieben und längſtverſtorbenen Freundes, eine hölzerne Wanduhr, deren ſtarken Schlag man auch außer der kleinen Hütte noch deutlich vernehmen konnte. In dem nämlichen Augenblick nun, in welchem der Sterbende verſchied, blieb zufällig auch jene Uhr ſtehen. Die dadurch jetzt plötzlich eintretende Stille machte in dieſem Augenblick einen ſo erſchütternden Eindruck auf mich, daß ich ihn mir bis auf dieſe Stunde nicht erklären kann. Ein kalter Schauder überlief mich; ich ließ den Todten aus meinen Armen gleiten, ſank am Fuße des Bettes auf meine Knie, und fing an mit lauter Stimme den Pſalm: »Herr erbarme dich meiner nach der Größe deiner Barmherzigkeit« zu bethen. Meine Bruſt war, wie eingepreßt, und das laute, langſame, abgemeſſene Herſagen des Pſalmes in der tiefen Grabesſtille um mich her unterhielt die wunderbare Stimmung, welche mich ſo plötzlich ergriffen hatte. Ich drückte nun dem Todten die Augen zu, küßte ihn noch einmal auf den Mund, und trat aus der Hütte. Die Sonne neigte ſich bereits gegen den Rand der fernen Gebirge, und übergoß die waldichten Hügel um mich her, ſo wie die weite Ebene, die vor mir ausgebreitet lag, mit jenem ganz eigenen Lichte, das man nur an dem heiterſten Abende gewahr wird. Die Blätter der Bäume ſchienen durchſichtig wie grünes Feuer zu glühen, und fröhlich zwitſchernd jagten ſich die jungen Vögel um mich her, und flogen aus und ein durch das offene Fenſter der Zelle, deren Bewohner ihnen ſonſt täglich Futter zu ſtreuen pflegte. Jetzt ſtürzte auf einmal ein Strom von Thränen aus meinen Augen, die bis dahin immer trocken geblieben waren. Es war nicht der Schmerz um den Verſtorbenen, ſondern ein anderes Gefühl, das dieſe Thränen hervorrief. Alles, woran ich mich jetzt erinnern kann, iſt, daß mir die Erde mit aller ihrer Herrlichkeit, und Alles, was ich ſonſt gewünſcht und bewundert hatte, nie wieder ſo arm und nichtig vorgekommen iſt, wie in dieſem Augenblicke. Ich warf mich auf die Raſenbank, die neben der Thüre der Zelle ſtand, und weinte mich aus; dann ging ich in den Flecken hinab, wo der Tod des Verblichenen die allgemeinſte Betrübniß erregte, um das Begräbniß zu beſtellen. Die Nacht durch bethete ich, und las in der Bibel. Am andern Morgen begruben wir den guten Hilario neben ſeiner Zelle, das Geſicht, wie er es gewünſcht hatte, gegen ein kleinen Altar mit dem Bildniß der Mutter Gottes gewendet, der ſeitwärts unter einer alten Korkeiche ſtand. Dann pflanzte ich einige Tamarindenreiſer um das Grab, bethete darauf noch einige Ave's, und übergab darauf dem Pfarrer die Schlüſſel der Einſiedeley, der mich fragte, ob ich dieſelbe zu behalten wünſchte, und mir für dieſen Fall ſeine Unterſtützung verſprach. Ich aber dankte ihm für ſein Anerbiethen: denn ich hatte den Entſchluß gefaßt, wieder in die Welt zu gehen: obwohl ich weiß, daß ich mich dadurch des Wankelmuths ſchuldig machte; was Euer Gnaden zuverläßig, und mit Recht tadeln werden.

Don Diego. Dennoch bin ich in dieſem Falle weniger geneigt ihn zu tadeln, als ich ſonſt ſchon bey ſeiner Erzählung mich dazu verſucht gefühlt habe. Wenn es nämlich, wie ich bemerkt habe, nur wenig Menſchen gibt, die den Werth einer ſo einfachen, und in glücklicher Bekanntſchaft mit Gott und Welt im Frieden lebenden Natur, wie ſein Bruder Hilario war, zu begreifen vermögen: ſo gibt es gewiß noch weit wenigere, die den Werth eines ſo harmloſen Daſeyns, wie das ſeinige war, richtig zu ſchätzen wiſſen. Wie uns das bloße Freyſeyn von Schmerz für nichts gilt, ſo lange wir nicht wirkliche Schmerzen empfinden: ſo ſcheint uns auch ein ruhiges, harmloſes Daſeyn kaum eines Wunſches werth zu ſeyn, ſo lange wir nicht von den Qualen, womit eigenſinnige Wünſche und vereitelte Beſtrebungen uns foltern, heftiger ergriffen werden.

Tiburzio. Aber jenes harmloſe Seyn, wie Euer Gnaden es zu nennen belieben, ſcheint dennoch wenig mehr, als ein bloß negativer Zuſtand zu ſeyn.

Don Diego. Ja, mein Freund; und vom Negativen werden wir überall anfangen müſſen, wo von unſerer Glückſeligkeit die Rede iſt. Denn wenn wir — doch es iſt nicht billig, daß ich ſelbſt ins Reflectiren und Demonſtriren verfalle, da ich ihn ſo ſelten dazu kommen laſſe. Lieber will ich es verſuchen, ihm meine Anſicht auf eine andere Weiſe mitzutheilen.

Paſithea, die jüngſte der Grazien, gebar aus der Umarmung des Traumgottes Zwillinge, einen Knaben und ein Mädchen. Reizend wie der junge Frühlingstag waren die Züge des Mädchens; trübe und widerlich verzerrt die des Knaben. Paſithea nannte das Mädchen: Freude; den Knaben nannte ſie: Schmerz.

Wie beyde Geſchwiſter in ihrem Außeren ſich durchaus unähnlich waren, ſo auch in allen ihren Neigungen, in ihrem ganzen Beginnen und Treiben. Unaufhörlich flatterte das Mädchen durch die Fluren und Haine, und brach jede Blume und Blüthe, und flocht jede Blum-

und jede Blüthe zum ſchwellenden Kranze: während der Bruder die finſterſte Nacht des Waldes aufſuchte, um dort einſam zu brüten und zu ächzen. Immerfort ſchallten Geſang und Gelächter und fröhliches Gejauchze von den Lippen des Mädchens: während die Lippen des Bruders ſich nur zu tiefem Geſtöhne oder feindſeligen Verwünſchungen öffneten. Überall floh ihn daher die Schweſter, und überall hing ſich der Widerwärtige an ihre flüchtige Sohle.

Auf Jupiters Geheiß ſuchte jene die Wohnungen der Sterblichen auf, um ſie durch ihre Nähe zu beglücken. In jedem Kreiſe war ſie willkommen: denn in jeden Kreis brachte ſie die raſche Luſt mit ſich, den ſorgenloſen Frohſinn, den neckiſchen Muthwillen, und ein ganzes Heer von gaukelnden Scherzen. Aber kaum hatte ſie in einem Kreiſe die Fröhlichkeit aufgeregt: ſo erſchien auch ſchon ihr Bruder mit ſeinem verhaßten Gefolge von Trübſinn, Kummer, Reue, Wehklagen und Seufzern, um ſie wieder zu verſcheuchen, und ihr Werk zu zerſtören. Vergebens ſuchte ſie ihm zu entgehen, und über ihre Spur ihn zu täuſchen: überall ſuchte und fand er ſie; und überall zertrat er die Kränze, welche ſie geflochten und aufgehangen hatte.

Unwillig über den Zudringlichen eilte ſie jetzt zu Jupiters Throne.

»Vater der Götter und Menſchen«, flehte ſie, »wenn du willſt, daß ich die Menſchen beglücken ſoll, ſo befreye mich von den Verfolgungen dieſes Verhaßten, der feindſelig überall wieder zerſtört, was ich geſchaffen habe.«

»Ich bin keineswegs ſo feindſelig und bösartig, wie

ie vorgibt,« entgegnete der Schmerz; »aber wo ſie
mmer hinkommt, da treibt ſie ihr Weſen gewöhnlich ſo
ermüthig und ausgelaſſen, daß ich gern oder ungern
n wenig zum Rechten ſehen muß.«

»Du nicht feindſelig, du nicht bösartig!« rief die
Freude. »Warum ſonſt wäreſt du den Sterblichen ſo
erhaßt? Wer von ihnen wünſchte dich nicht zu entfer-
en? während ſie mich Alle mit offenen Armen auf-
ahmen; — — einen Einzigen ausgenommen.«

Noch eine andere Himmliſche, eine Tochter Ju-
iters und der Sophroſyne, ſtand am Throne des Va-
ers. Ehrfurchtgebietend war ihr Anſtand; Milde und
eitere Ruhe leuchteten von ihrer Stirne.

»Nur einen Sterblichen fandeſt du,« fragte ſie
e Freude, »der dich ausſchloß?«

»Nur Einen. Ich erſchien mit dem Glücke vor
iner Wohnung, und ſchmeichelnd boten wir ihm Beyde
ere ſchönſten Gaben. Er ſtieß uns nicht von ſich;
ber er zeigte auch kein Verlangen, uns bey ſich zu ſehen.«

»Du Beneidenswerthe!« ſagte die Tochter So-
hroſynens; »ein einziger Sterblicher hat dich von ſich
wieſen: ich habe einen Einzigen gefunden, der mich
ufnahm. Und doch bin auch ich eine Himmliſche, und
eruſen die Menſchen durch heiteren Gleichmuth und
armloſen Frieden glücklich zu machen. Und wer war
er Sterbliche, der ein ſo wenig lebhaftes Verlangen
ezeigte, dich und deine Gefährtin zu beſitzen.«

Die Freude bezeichnete ihn.

»Es iſt eben derjenige,« ſagte erröthend mit nie-
ergeſchlagenem Blicke, die Tochter der Sophroſyne, —
»der mich aufnahm.« —

6.

Tiburzio. Bruder Hilario hatte mir am Tage ſeines Hinſcheidens einen verſteckten Beutel übergeben, der hundert und zwanzig Peſos, den ſorgfältig geſparten Reſt ſeines väterlichen Erbtheils enthielt, mit der Weiſung, die eine Hälfte dieſes kleinen Schatzes für ihn zu Seelenmeſſen, und die andere zu meinem eigenen Beſten zu verwenden. Ich hinterlegte alſo die angegebene Summe in dem benachbarten Kloſter zu San Iſidro, und begab mich darauf wohlgemuth auf den Weg nach Sevilla; denn ſechzig Peſos hatte ich in meinem Leben noch nicht beſeſſen. Noch immer ſteckte mir der Gedanke im Kopf, in die neue Welt zu gehen, und dort mein Glück zu machen. Während ich daher gemächlich durch die ſtaubige Mancha hinzog, entwarf ich tauſend verſchiedene Pläne, auf welche Weiſe ich in Peru oder Mexico — denn wohin ich mich wenden ſollte, darüber war ich noch nicht einig mit mir — zu einigem Vermögen, und wenn es anginge, auch zu einigem Anſehen gelangen wollte. Dabey erneuerte ich den feſten Vorſatz, mich künftig auf keinerley Weiſe mit anderen, als mit durchaus rechtlichen Menſchen einzulaſſen, um nicht wieder gegen meinen Willen auf die Pfade der Thorheit verlockt zu werden. So näherte ich mich dem Gebirge, das die Mancha von Cordova trennt, und deſſen ſteile Abhänge ich in der glücklichſten Stimmung von der Welt hinanſtieg. Ein brennender Durſt zwang mich eines Tages ſeitwärts vom Wege abzuſchweifen, um eine Quelle aufzuſuchen: und als ich nach langem Herumſchweifen endlich eine ſolche gefunden hatte, ſtreckte ich mich unter einer Korkeiche behaglich in's Gras hin, und ſchlief ein. Als ich erwachte, fand ich, daß mir die Hände gebunden waren, und zwey derbe Burſchen mit ſonneverbrannten Geſichtern waren beſchäftigt meine Taſchen zu leeren. Als ſie nun dieſes Geſchäft mit großer Genauigkeit verrichtet hatten, hießen ſie mich aufſtehen, und ihnen folgen. Widerſtand war hier fruchtlos, und ſomit gehorchte ich. Sie nahmen mich nun in die Mitte und wir wanderten länger, als zwey Stunden, ehe wir ein großes Seitenthal, und in dieſem das Zigeunerlager erreichten, zu welchem ſie gehörten. Die Bande war ſehr zahlreich, und hatte ſich für eine Zeitlang hier niedergelaſſen, um einen Vorrath von Hufeiſen, Senſen, Feuerzangen und dergl. zu ſchmieden, welchen dann die Männer im Lande herumziehend in den Bauernhöfen abſetzten, und dabey zugleich die günſtigen Gelegenheiten zum Stehlen ausſpähten. Mich brachte man ſogleich vor den Conde — ſo nennen ſie ihren Anführer — einen Mann von mittleren Jahren, und ſtrengen, ſchroffen Geſichtszügen. Er fragte mich, wer ich ſey, woher ich komme, und wohin ich gewollt habe: und gab, als ich dieſe Fragen beantwortet hatte, einen ſtummen Wink, mich wieder wegzuführen. Man führte mich alſo bey Seite; und nun wurde ich meiner Kleider mit einer ſolchen Behendigkeit beraubt, daß ich in wenig Augenblicken faſt nackt da ſtand, und mich über die Schnelligkeit, mit welcher man das Werk vollbracht hatte, ſelbſt verwundern mußte. Zum Abendeſſen gab man mir ein wenig Grütze, und mein Lager mußte ich auf der bloßen Erde nehmen. Wie ich die Nacht zugebracht haben mag, können Euer Gnaden ſich leicht vorſtellen. Verſchwunden waren alle die ſchönen Hoffnungen, die ich auf die Erbſchaft des Bruders Hilario und auf mein gutes Glück in der neuen Welt gebaut hatte, und ich befand mich in einer weit troſtloſeren Lage, als ich mich jemals in meinem Leben befunden hatte.

Don Diego. Ich bedauere ihn, daß er die Unſicherheit aller irdiſchen Hoffnungen auf eine ſo herbe, und wenigſtens dießmal unverſchuldete Weiſe erfahren mußte.

Tiburzio. Mein Zuſtand ſollte noch viel bedauernswürdiger werden. Ich hatte gehofft, man würde mich am folgenden Morgen laufen laſſen, und die Nacht in Überlegungen zugebracht, wohin ich mich dann wenden wollte. Allein ſtatt deſſen führte man mich zu einer großen Schmiede, die man in einem Winkel des Thales errichtet hatte, und hieß mich da den Blaſebalg treten. Wenn Euer Gnaden auch nur einige Reflexionen über meinen Zuſtand anſtellen wollen, ſo müſſen ſie eingeſtehen, daß es für einen Menſchen, der in Salamanca zu den Füßen der größten Lehrer geſeſſen hatte, die niederſchlagendſte aller Beſtimmungen war, Bälgetreter einer Zigeunerbande zu werden.

Don Diego. Ganz gewiß! Und mußte er lange in dieſem Zuſtande der Erniedrigung aushalten?

Tiburzio. Mir blieb vor der Hand keine andere Hoffnung davon loszukommen, als die, vielleicht einmal eine günſtige Gelegenheit zur Flucht zu finden. Und wollte Gott, daß ich eine ſolche abgewartet hätte. Allein leider mußte einer unſerer trefflichſten Dichter die unſchuldige Veranlaſſung zu einer noch weit ſchlimmeren Plage für mich werden.

Don Diego. Und wie das?

Tiburzio. Ach, auf eine höchſt ſonderbare Weiſe. Ohne Zweifel kennen Euer Gnaden die moraliſchen Erzählungen unſers unſterblichen Cervantes, und darunter auch die Perle aller Novellen: das Zigeunermädchen. Ich glaube ſie unbedenklich ſo nennen zu dürfen; denn kaum gibt es in der Welt eine zweyte Dichtung dieſer Art, die ſich an kryſtallheller Klarheit und ungeſchmückter Anmuth mit jener Novelle vergleichen ließe. Gewiß iſt aber Euer Gnaden auch die herrliche Schilderung gegenwärtig, die es dem großen Cervantes beliebt hat, von der glücklichen Unabhängigkeit der Zigeuner zu entwerfen. Dieſe Schilderung iſt ſo reizend, ſo friſch und ſo lebendig; alle einzelnen Züge ſind ſo wohl gewählt und ſo glücklich verſchmolzen, und die Sprache hat in derſelben einen ſo zauberiſchen Wohllaut, daß ſich auch die kälteſte Phantaſie davon ergriffen und hingeriſſen finden wird. Die meinige aber wurde, als ich das Buch bey einem alten Zigeuner fand, in deſſen Hände es, der Himmel weiß wie, gekommen ſeyn mochte, ſo ſehr von jenem Gemälde eingenommen, daß es mir Tag und Nacht im Sinne ſchwebte, und zuletzt mich um alle vernünftige Beſinnung brachte. Denn obgleich ich es mit Händen greifen konnte, daß der große Cervantes nach Dichterweiſe in's Schöne gemalt, und daß die Zigeuner, mit welchen ich es zu thun hatte, ein im höchſten Grad armſeliges, bettelhaftes, verſchmitztes, betrügeriſches und ſpitzbubiſches Geſindel waren: ſo war ich doch von jener Schilderung ſo voll, daß ich nichts ſehnlicher wünſchte, als ſie verwirklicht zu ſehen. Unglücklicher Weiſe fiel mir nun ganz zur Unzeit, bey, wie die alten Geſetzgeber, ein Lykurgus, Solon, Zaleucus und Pythagoras, die es unternahmen, rohe oder verderbte Völker zu humaniſiren, durch Muth, Klugheit und Standhaftigkeit das Außerordentliche und das beynahe Unmöglichſcheinende geleiſtet hatten; und ich faßte den Entſchluß, durch die Anwendung jener Tugenden, und den höchſten Aufſchwung meiner Kräfte, auf gleiche Weiſe unter den Zigeunern der Schöpfer einer neuen Ordnung der Dinge zu werden: obwohl ich mir nicht verhehlen konnte, noch wirklich verhehlte, daß die Sache mit einigen Schwierigkeiten verknüpft ſeyn würde.

Das ſchlimmſte Übel bey meinem Völkchen, wie es mir ſchien, war, daß es demſelben durchaus an guten Inſtitutionen fehlte. Auf ſolche glaubte ich demnach zunächſt mein Augenmerk richten zu müſſen. Ich ſuchte mir alſo Alles in's Gedächtniß zurückzurufen, was ich von den Staatseinrichtungen des Lykurgus, Solon, Pythagoras, Romulus u. ſ. w. jemals gehört und geleſen hatte, um auf dieſe Weiſe ein Compoſitum der allervortrefflichſten Inſtitutionen zu Stande zu bringen. Es kam darin ein Stück Areopag, eine Geruſia und ein Ephorat vor; die Hauptſache aber und der eigentliche Sauerteig war die Einführung eines Tribunats, und die Rolle des erſten Tribuns diejenige, welche ich in Gedanken mir ſelbſt vorbehielt. Die Vollendung dieſes meines Entwurfes beſchäftigte mich ſo eifrig, daß ich weder bey Tage noch des Nachts an etwas Anderes zu denken vermochte, und über den Hochgenuß meiner ſchöpferiſchen Kraft faſt Hunger und Durſt, und ſelbſt die Mühſeligkeit des Bälgetretens vergaß. Mit jedem Tritt auf den Blaſebalg ſprühten neue Funken politiſcher Weisheit in meinem Gehirne empor; bey jedem Aufſchwellen desſelben ſchwoll meine Bruſt von einem neuen Entwurfe zum Beſten der zigeuneriſchen Menſchheit; und mit jedem Schlage, der auf den Ambos fiel, ſchlug ich einen alten Mißbrauch, oder ein altes Vorurtheil in tauſend Stücke. So war ich denn mit meinem Entwurfe, der, wie ich mir ſchmeichelte, die höchſte Freyheit mit der ſtrengſten geſellſchaftlichen Ordnung vereinigte, in wenig Tagen im Reinen, und dachte nun ernſtlich daran, auf welche Weiſe ich ihn wohl am ſicherſten ausführen und in's Leben rufen mochte; eine Aufgabe, deren Schwierigkeiten, wie ich bereits bemerkte, meinem Blicke keineswegs entgangen waren.

Don Diego. Die Ausführung pflegt bey Entwürfen, wie der ſeinige, immer der bedenklichſte Theil der Aufgabe zu ſeyn. Ich fürchte, er iſt dabey nicht mit ganz heiler Haut weggekommen.

Tiburzio. Leider nicht, Euer Gnaden; und es fehlte wenig, ſo hätte man mir für meine philantropiſchen Entwürfe die Haut ganz über den Kopf gezogen. Am meiſten Urſache hatte ich, den Conde zu ſcheuen, der, wie ich bereits bemerkt habe, ein ſchroffer, ſtrenger Mann war, und mir nichts weniger, als gewogen, ſchien. Er würdigte ſich kaum, mich anzuſehen; und als ich ihm einſt einige Reflexionen mittheilen wollte, um dadurch ein Intereſſe an meiner Bildung bey ihm zu erwecken: hatte er ſich mit einem wegwerfenden Lächeln von mir gewendet, und mich einen Dummbart genannt. Darum beſchloß ich zuerſt das Geheimniß meiner projectirten Reform niemanden, als einem jungen Burſchen mitzutheilen, der mich ſchon ein paarmal, wenn das Balgetreten mir allzubeſchwerlich geworden war, aus eigenem Antriebe abgelöſet hatte, und mir perſönlich gut zu ſeyn ſchien. Andres, ſo hieß der junge Zigeuner, hörte meine Eröffnung anfangs mit Befremden, und ſchien zu glauben, daß ich nicht recht richtig im Kopfe ſey; als aber ſein Widerſpruch mich ins Feuer ſetzte, und ich meinen ganzen Plan ihm vollſtändiger entwickelte: ſo zeigte ſich in ſeinen Mienen jenes ſchlaue Lächeln, das den verſchmitzten Creaturen ſeines Stammes ſo eigenthümlich iſt, und das mir gleich nicht viel Gutes hätte vorbedeuten ſollen. Am wenigſten aber ließ ich mir träumen, daß Andres auf der Stelle hingehen, und mich an den Conde verrathen würde. Wie groß war daher nicht mein Schrecken, als mich, ſobald der Feyerabend eintrat, ein alter Zigeuner bey Seite nahm, mir die Hände knebelte, und mir ſagte: ich ſey vor dem Conde der Meuterey angeklagt worden; ich müſſe mich morgen vertheidigen; und er zweifle nicht im Geringſten, daß ich werde gehangen werden. Dieſe Prophezeyung, der ich um ſo leichter Glauben beymaß, da ich eben zufällig gehört hatte, daß die Bande in ein paar Tagen ihr bisheriges Lager abbrechen, und weiter ziehen würde, erweckte augenblicklich die nämlichen düſtern Ahnungen in mir, die ich auf dem Canapee des leoneſiſchen Gaſtwirthes empfunden hatte. Zerſtoben waren in einem Nu die glänzenden Bilder des Ruhmes, den ich als Geſetzgeber zu erlangen gehofft hatte; kein anderes Bild ſchwebte nahe vor meiner Seele, als das des Standrechtes, welches über mich gehalten werden ſollte; und von jedem Baume, den ich anblickte, ſah ich im Geiſt einen Strick herabhängen, der bereit war, ſich in einem engen Knoten um meinen Hals zu ſchlingen.

Don Diego. Bey einer ſolchen Zagheit eignete er ſich wenig dazu, als Tribun unter dem Geräuſch einer aufgebrachten Verſammlung durch die Kraft ſeiner Geiſtesgegenwart und ſeiner Beredſamkeit eine Meinung durchzuſetzen.

Tiburzio. Ach Euer Gnaden berühren da gerade den Punkt, der mein Elend, das ſich durch ein aufrichtiges Geſtändniß und durch demüthiges Flehen vielleicht noch hätte abwenden laſſen, ganz unvermeidlich herbeyzog. Indem ich nämlich jeden Winkel meines Gehirnes nach einem Rettungsmittel gegen das mich bedrohende Schickſal durchſuchte, ſchien mir die Macht der Beredſamkeit das einzige zu ſeyn, welches mich demſelben entreißen konnte. Ich erinnerte mich an alle Erzählungen, die ich jemals gehört und geleſen hatte, wie ausgezeichnete Redner durch die Kunſt, einer Sache eine andere Farbe zu geben, als ſie wirklich hatte, die außerordentlichſten Wirkungen hervorgebracht, und eine ganze Verſammlung, oder auch die ganze Welt zum Beſten gehabt hatten. Die Bilder der großen Redner des Alterthums tauchten der Reihe nach, eines immer glänzender als das andere, in meiner Phantaſie empor, und dieſe erhitzte ſich auf einen ſolchen Grad, daß ich einen verzweifelten Verſuch zu machen beſchloß, jene erhabenen Vorbilder nicht nur zu erreichen, ſondern, wo möglich, noch zu ubertreffen, um mich aus einer Lage zu ziehen, die bedenklicher war, als irgend eine, in welcher ſie ſich befunden hatten. Zu dieſem Zwecke muſterte ich das ganze Arſenal der Beredſamkeit; aber ich wurde nur unſchluſſig, welcher Art von Waffen ich mich bedienen ſollte. Sollte ich meine Zuhorer mit pathetiſchen Tiraden, wie mit Keulen, zu Boden ſchlagen: oder ſollte ich ſie mit dem fein geſchliffenen Dolche der Ironie angreifen? Sollte ich es mit der Kraft, oder mit der Gewandtheit verſuchen? Je länger ich wählte, um deſto unſchluſſiger wurde ich; denn die Waffe, welche mir in dieſem Augenblick ſtark genug ſchien, um Felſen zu ſpalten, kam mir im nachſten Augenblick wieder ungemein ſchwach und gebrechlich vor. So verſtrich die Nacht, und die erſte Halfte des folgenden Tages; und als man mich vor den Conde fuhrte, der in der Mitte des Lagers auf einem umgekehrten Troge Platz genommen hatte: ſo war mein Gehirn durch Nachſinnen, Schlafloſigkeit und Ermudung; vor allem aber durch die Furcht in einer ſolcher Gahrung, daß alle jene heterogenen Tiraden, die ich einprobirt und einſtudirt hatte, in einen unformlichen Klumpen zuſammenfielen. Als mich daher der Conde mit ſtrenger Miene fragte: was mich bewogen habe, unter ſeinen Leuten eine Meuterey anzuzetteln, begann ich meinen Sermon ungefähr auf folgende Weiſe:

Großmächtigſter! Hochherrlichſter! Vielgeprieſenſter!
Unüberwindlichſter Conde!
Edle, Wackere, Innigſtgeliebte Brüder und Freunde!

»Ich zweifle nicht im Geringſten, daß die meiſten von Euch nichts Anderes erwarten werden, als mich zitternd und voll banger Angſt vor dieſem erhabenen Tribunal erſcheinen zu ſehen: da ich keines geringeren Vergehens, als des Verbrechens einer angezettelten Meuterey angeklagt bin. Auch begreife ich ſelbſt nicht, wie ein Verbrecher anders, als voll banger Beklommenheit hier erſcheinen könnte, und wie er nicht vernichtet in ſich ſelbſt zuſammenſchaudern ſollte: möchte er nun den Blick zu deinem erhabenen Antlitz erheben, großer Conde! oder ihn gegen die ſtrengen Mienen deiner tugendreichen Gehülfen und Beyſitzer aufzuſchlagen verſuchen. Mich, aber edle Brüder und Freunde! ſeht ihr auf ganz andere Weiſe vor euch treten; nicht mit dem ſchwankenden Tritte der Angſt, ſondern mit dem ſicheren Schritte der Zuverſicht;« —
— in der That aber zitterte ich ſo ſtark, daß ich mich kaum auf den Füßen zu erhalten vermochte, und die Worte nur ſtotternd hervorbringen konnte —

»nicht mit dem ſcheuen Blicke der Furcht, ſondern mit dem feſten Blicke eines ruhigen Bewußtſeyns; nicht unter den bangen Schlägen eines ſchuldbewußten Herzens, ſondern den Muth der unverletzbaren Unſchuld im Buſen. Denn was könnte ich vor euch zu fürchten haben?« —

Dieſe Eingangsperioden gehörten zu einem Entwurfe, nach welchem ich nur die ſanfteren Regiſter der

Beredſamkeit hatte anziehen wollen. Aber unglücklicher Weiſe verließ mich bey der Frage: denn was konnte ich von euch zu fürchten haben! mein Gedächtniß, und ich fiel mitten in das Concept einer zweyten Rede hinein, die ich nach einem ganz andern Zuſchnitt entworfen hatte.

»Denn was konnte ich von euch zu fürchten haben?« fragte ich. »Oder ſollte der Redliche vor dem Schelme; der ehrliche Mann vor dem Betruger; und der genaue Kenner des Rechtes der geſunden Vernunft vor einem mißindicirten und unwiſſenden Geſindel zittern?« —

Der Eindruck, welchen dieſe Tirade auf die Geſichter meiner Zuhörer machte, war ein allzuauffallender, als daß ich ihn nicht trotz meiner Verwirrung hätte bemerken ſollen. Mein Zittern verdoppelte ſich; und ich machte nun aus arg nur noch ärger.

»Nicht ihr ſeyd gemeint, Edle! Vortreffliche! Hochverehrte! Hochgemuthete! Ihr ſeyd nichts weniger, als Schelme; oder ihr ſollt vielmehr aufhören es zu ſeyn.«

Hier bemerkte ich, daß ein hinter dem Conde ſtehender Zigeuner einen Strick aus der Taſche zog, und an dem einen Ende deſſelben eine Schleife bildete. Dieſer Anblick brachte mich vollends um den letzten Reſt meiner Beſinnung.

»Ihr ſollt aufhören Schelme zu ſeyn;« rief ich mit ſteigender Angſt, jetzt alles Stottern vergeſſend; »aufhören ein lumpichtes, bettelhaftes, betrügeriſches Geſindel, und der Auswurf der Menſchheit zu ſeyn. Ihr ſollt ſo glücklich werden, wie der große Cervantes euch geſchildert hat: ihr ſollt es kraft der Inſtitutionen, die ich euch geben will, durch die ich euch führen will auf den Weg der Tugend und der geſunden Vernunft. Hac arte! rief ich, als jener Zigeuner die Schleife jetzt feſter zuſammenzog, mit der Angſt der Verzweiflung, und mit der Stimme eines Stentors, während es mir grün und gelb vor den Augen flirrte —

Hac arte Pollux et vagus Hercules
Enisus arces attigit igneas:
Quos inter Augustus recumbens.
Purpureo bibit ore nectar.
Gratum elocuta consiliantibus
Junone Divis: Ilion, Ilion.
Fatalis, incestusque judex
Et mulier peregrina vertit.
Jam nec Lacaenae splendet adulterae
Famosus hospes, nec Priami domus —
Et si fractus illabatur orbis
Impavidum ferient ruinae!

Die letzteren Verſe ſtieß ich in der Verzweiflung meines Herzens mit einer ſolchen Heftigkeit hervor, daß einige der Umſtehenden einen Beſeſſenen in mir zu ſehen glaubten. Nur der Conde ließ ſich keinen Augenblick aus ſeinem wegwerfenden Gleichmuth bringen. »Der Kerl iſt ein Narr,« ſagte er, indem er von ſeinem Troge aufſtand; »und da ich ihn nicht im Ernſt mag hängen laſſen, ſo peitſcht ihn aus dem Lager, und laßt ihn laufen, wo ſeine Füße ihn hintragen.« Auf dieſes Signal fiel nun die ganze Rotte der Weiber und Kinder wie eine gierige Meute über mich her, und ſtieß, ſchlug, kratzte, kneipte und zerrte ſo ſchonungslos an mir, daß ich nicht lebendig von der Stelle gekommen wäre, wenn nicht Andres mir ein wenig Luft gemacht hätte, ſo daß ich das freye Feld gewinnen konnte. Aber auch da verfolgten mich die Jungen mit Steinwürfen, ſo lange ſie mich erreichen konnten, und nicht eh' durfte ich mich meines Lebens für ſicher halten, als bis ich das Dickicht des Waldes betreten hatte. Alle Redner Roms und Griechenlands, und nebenher den großen Cervantes ſelbſt, verwünſchend, lief ich, ohne mich auch nur umzuſehen, ſo lange ich es auszuhalten vermochte, und raſtete nicht eh', als bis ich erſchöpft unter einem Baume zuſammenſank.

Don Diego. In der That büßte er dießmal etwas ſtrenge dafür, daß er ſeinem Vorſatz, ſich nur mit rechtlichen Leuten einzulaſſen, untreu geworden war. Wo nun gleich einen andern Einſiedler hernehmen, der ihn wieder zum Erben ſeines Erſparten einſetzte.

Tiburzio. Der Verluſt meines Geldes ſchmerzte mich inzwiſchen am wenigſten. Weit mehr kränkte es mich, daß ich mich von meiner Phantaſie ſo arg hatte zum Beſten halten laſſen. Ich ſchwur es mir heilig zu, daß mir dergleichen nicht mehr begegnen ſollte, und faßte den allerfeſteſten Vorſatz, künftig nicht nur allen Täuſchungen der Phantaſie auf das mannhafteſte zu widerſtehen: ſondern dieſe ſelbſt gänzlich in mir zu erſticken, und den Verſtand allein zum Leiter meiner Handlungen zu wählen.

Don Diego. Und warum das? warum eine Kraft ertödten, die zu den edelſten gehört, welche wir beſitzen? denn iſt es nicht die Phantaſie, welche die dürftige Blöße dieſes Lebens in Reiz und Anmuth kleidet, und es mit einem feſtlichen Schimmer umgibt, der uns allein für die traurige Farbloſigkeit unſers alltäglichen Treibens ſchadlos halten kann.

Tiburzio. Was Euer Gnaden da ſagen, iſt ganz vortrefflich. Zur Führerin des Lebens ſcheint ſie mir aber eben ſo wenig zu taugen, als das Gefühl. Im Gegentheil glaube ich, es ſey unmöglich, ſchlimmere Führerinnen, als dieſe beyden zu finden.

Don Diego. Wer ſagt aber auch, daß die eine oder die andere ausſchließend zur Führerin unſers Lebens tauge. Doch wir wollen darüber nicht ſtreiten. Lieber mag ich ihm ein Märchen erzählen, das mir eben da beyfällt, und das wenigſtens dazu dienen wird, uns nicht tiefer in den Text kommen zu laſſen, als es uns beyden eben zuträglich iſt.

Es war genau Mitternacht, als am Fluſſe drey Wanderer anlangten, und ungeſtüm nach dem am andern Ufer wohnenden Fährmann riefen. Dieſer wurde durch den Ruf zwar ſogleich aus ſeinem Schlummer geweckt: allein es verging eine ziemliche Weile, eh' er ſeinen alten Nachtpelz angezogen, und die Geräthſchaften zum Feuerſchlagen zuſammengebracht hatte. Er zündete jetzt eine kleine Ampel an, verwahrte ſie, als er die Thüre ſeiner Hütte geſchloſſen hatte, in einem nebenſtehenden Buſch, und ſtieß endlich, ohne jedoch auch jetzt ſich ſonderlich zu beeilen, vom Lande ab.

Als er endlich am andern Ufer anlangte, ſchalten die Reiſenden mit lautem Unwillen, daß er ſie ſo lange hatte warten laſſen. Die Knospen des magiſchen Roſenſtrauches klagten ſie, denen zu lieb ſie hergekommen ſeyen, würden lange aufgeblühet und abgefallen ſeyn, eh' ſie nur einen Fuß auf die Inſel ſetzen könnten: der Alte aber erwiederte auf dieſe Klagen mit nichts, als mit einem mürriſchen Schweigen, und einem unwilligen Blicke, mit welchem er zugleich die neuen Ankömmlinge flüchtig muſterte. Es waren ihrer der Zahl nach drey, und jeder dem Andern ſo unähnlich, als Reiſegefährten es einander nur immer ſeyn können. Der Erſte ſchien ein wandernder Mathematikus zu ſeyn, denn er trug ein glänzendes Winkelmaß an ſeiner Seite, und hielt einen Compaß in ſeiner Rechten. Übrigens hatte er ein geſetztes Ausſehen, und ſeine Züge trugen das entſchiedene Gepräge der Bedächtlichkeit: während jene des zweyten Wanderers, eines ſchönen Jünglings, über deſſen Schultern an einem breiten Bande eine beſaitete Cyther hing, eine einnehmende Miſchung von Sanftmuth, Weisheit und freundlichem Wohlwollen zeigten. Der ſonderbarſte unter dieſen Ankömmlingen war aber unſtreitig der Dritte, der, obwohl er eine menſchliche Bildung zeigte, dennoch einem Salamander oder einem Irrlichte ähnlicher ſchien, als einem Menſchen. Dabey war er in ſteter unruhiger Bewegung, und ſeine Bildung, wie ſeine Farbe und ſein Glanz veränderten ſich jeden Augenblick: indem er bald einen trüben und matten, bald wieder einen hellleuchtenden Schimmer von ſich warf. Auch war er der erſte, der in den Kahn ſprang, und zwar mit ſolchem Ungeſtüm, daß derſelbe umzuſchlagen drohte. Nach ihm ſtieg der Mathematikus ein, und ſetzte ſich ſorgfältig ſo, daß der Kahn ſein Gleichgewicht behalten konnte; der ſchöne Jüngling aber ſtand noch immer am Ufer, und ſah ſinnend vor ſich in die

Nacht hinaus, die auf dem Strom und der Inſel, lag, und mußte erſt durch den Zuruf des Mathematikus aus ſeinen Träumereyen geweckt werden, eh er ſich zu ſeinen Gefährten ſetzte.

»Sitzt ruhig, ſage ich euch!« rief der Alte mit grämlichem Unwillen dem Salamander zu, der durch ſeine raſchen Bewegungen den Kahn ſtark in's Schaukeln brachte.

»Es iſt unvermeidlich, daß der Kahn umſchlage,« ſetzte der Mathematikus hinzu; »wenn ihr ihn durch eure ewige Unruhe aus dem Gleichgewichte bringt.«

Dieſe Erinnerungen, ſo gegründet ſie auch waren, machten inzwiſchen auf den leichten Gaſt nicht den geringſten Eindruck. Denn er flackerte nicht nur bald nach dieſer, bald nach jener Seite hin, ſo daß das Fahrzeug darüber immer mehr in's Schwanken gerieth: ſondern er ſtreckte auch den verlängerten Oberleib, während der untere Leib im Schiffe blieb, weit über den Rand deſſelben hinaus, tauchte ihn platſchernd in die Fluthen, ſchwamm eine beträchtliche Strecke unter dieſen fort, tauchte in der Entfernung als Triton oder Meernymphe wieder auf, und umkreiſte im nächſten Augenblick das Fahrzeug als feurige Schlange, in mannigfaltig verſchlungenen Windungen. Der Alte ſchlug unwillig ein paar Mal mit dem Ruder nach ihm; allein ein lautes Gelächter ſeines unbequemen Gaſtes belehrte ihn, wie vergeblich es ſey, dieſen beſſern, oder ihm auch nur ſeinerſeits ebenfalls Verdruß machen zu wollen.

»Mich nimmt nur Wunder, daß er ſich an den Klippen nicht zerſchellt,« ſagte der Mathematikus;

»denn Klippen« ſetzte er hinzu, »gibt es überall, und dieſen muß man mit großer Vorſicht und Bedächtlichkeit ausweichen, wenn man nicht daran zerſchellen ſoll.« Der ſchöne Jungling hingegen, ſagte gar nichts. Er ſchien den muntern Spielen ſeines Gefährten mit theilnehmendem Vergnugen zuzuſehen, und griff nur von Zeit zu Zeit leiſe in die Saiten ſeiner Cyther, deren Töne ſchmeichelnd, wie die Töne der Äolsharfe, durch die Stille der Nacht hinſäuſelten.

Der Nachen trieb jetzt an's Land, und die Reiſenden ſprangen heraus, und eilten weiter, ohne ſich im Geringſten um den Fährmann zu kummern. »Haltet, tolles Volk!« rief dieſer ihnen nach; »wo wollt ihr hin ohne meine Ampel.« Damit holte er dieſe aus dem Buſch, in welchem er ſie gegen den Zug der Nachtluft verſteckt hatte, wieder hervor, und ſchritt ſcheltend und keuchend den vorausgeeilten Wanderern nach, die es inzwiſchen kaum der Mühe werth fanden, einen Augenblick ſtill zu ſtehen, um ihn zu erwarten.

»Ich bedarf deiner Ampel nicht,« ſagte der Salamander; »ich habe genug an meinem eigenen Lichte.«

»Dein Feuer glänzt, mein Freund,« ſagte der Mathematikus, »aber es leuchtet nicht; und das Flämmchen unſers Freundes ſcheint noch immer etwas mehr werth zu ſeyn: obwohl es, ſo klein und dürftig wie es iſt, ebenfalls nur fur eine ſchwache Nothhulfe gelten kann. Allein ich habe hier einen Compaß, nach welchem ich die wahre Richtung des Weges anzugeben vermag, wie verſchlungen und zweydeutig ſeine Windungen auch immer ſeyn mögen. Uberdieß kenne ich genau die Geſetze des Schwerpunktes, und habe keine Urſache zu beſorgen, daß mein Fuß einen Fehltritt thun werde.«

Der Alte warf einen verächtlichen Blick auf den Zuverſichtlichen, und ſchritt voraus, ohne ſich weiter zu bekümmern, ob dieſer und ſeine Gefährten ihm nachfolgten. Am nächſten hinter ihm hielt ſich der Jüngling mit der Cyther; da er aber öfters ſtehen blieb, oder ſeitwärts eine kleine Abſchweifung machte, um einſam für ſich bald eine heitere, bald eine ſchwermüthige Melodie anzuſchlagen: ſo gerieth er, des ſpärlichen Lichtes entbehrend, welches die Ampel des Alten von ſich warf, mehr als einmal in Gefahr, über die Felſenſtücke zu ſtürzen, welche da überall auf dem Wege zerſtreut lagen. Noch weit öfter begegnete es dem Mathematikus, daß er den Schwerpunkt verlor, obwohl er den Fuß weder hob, noch zur Erde ſetzte, ohne denſelben berechnet zu haben. Am allerſeltſamſten und verwunderlichſten aber trieb es auch jetzt wieder Freund Salamander. Wie eine Eidechſe lief er pfeilſchnell an den Felſenwänden hin; aufwärts, abwärts, nach unten, nach oben; jetzt auf dieſer, dann wieder auf jener Seite des Weges. Jetzt uberſchlug er ſich in einem ungeheuren Rade; jetzt ballte er ſeinen ganzen Leib in eine Kugel zuſammen, von der nach allen Seiten hin Millionen von Funken ausſpruhten: und jetzt ſtand er auf irgend einer abgeſonderten Felſenſpitze als feurige Garbe, aus der unzählige Blitze und Strahlen im bunteſten Farbenſpiel des Regenbogens hervorſchoſſen. Von allen ſeinen Begleitern ſchien ſich inzwiſchen der Fahrmann, der immer in gleichmaßigem, gehaltenen Schritte vorausging, um ihn am allerwenigſten zu bekümmern; und der Mathematikus konnte ſich nicht ſattſam genug darüber verwundern, wie der kecke Springer bey ſeinem gewagten Voltigiren nicht jeden Augenblick den Schwerpunkt verliere, und den Hals breche.

Jetzt waren die Wanderer an eine Stelle gekommen, wo der Weg ſich ſchroff in eine tiefe Kluft von ungeheurem Umfang hinabſenkte, in deren Mitte ſich ein ſteiler, und noch weit über dieſelbe hinausragender Fels erhob. Als ſie ſich nun mühſam in die Kluft hinabgelaſſen, und ſie durchſchritten hatten, ſchlug der Fährmann einen Weg ein, der ſich in vielfachen Krümmungen den Felſen hinanſchlängelte: während der Salamander einen andern wählte, der weit ſteiler, und voll klaffender Riſſe und Brüche war, über die ſich jedoch der leichte Gaſt in kühnen Sprüngen luſtig wegſchwang. Der Jüngling mit der Cyther verſuchte es anfangs ihm zu folgen; doch bald erkannte er die Unmöglichkeit, und kehrte um: allein er verlor durch dieſe Zögerung, ſo wie dadurch, daß er, nach ſeiner Weiſe, oftmals ſtehen blieb, und ein ſehnſüchtiges Lied anſchlug, viele Zeit, und konnte ſich ohne den ſchwachen Schimmer der Ampel nur mühſam zurecht finden. Der Mathematikus hingegen war gleich anfangs ſtehen geblieben, und hatte eine recht reifliche Überlegung angeſtellt. Er hatte zuerſt ein kleines Fernrohr aus der Taſche gezogen, um durch dieſes, trotz der Finſterniß, die Höhe, und die nächſten Zugänge des Felſens zu erſpähen, und überdieß noch, das Auge bis an's Glas herabhaltend, ſeinen Compaß zu Rathe gezogen. »Sie ſind alle drey Thoren,«

ſagte er; »Euklid beweiſet unwiderſprechlich, daß die gerade Linie am nächſten zum Ziele führt; und da mir die Geſetze des Schwerpunktes genau bekannt ſind: ſo will ich den Fels ohne weiters in gerader Richtung erklimmen.« Dieſen wohl überdachten Entſchluß fing er denn auch auf der Stelle an auszuführen. Anfangs ging es ganz gut, und es gelang ihm ohne große Mühe ſich bis gegen die Mitte des Felſens emporzuarbeiten; aber immer größer wurden die Schwierigkeiten des Kletterns; immer weniger der hervorragenden Wurzeln und Steine, auf welche ſich zur Noth noch fußen ließ. Zuletzt, als er noch eine Weile mühſam fortgeklimmt war, gliſchte er aus, und gerieth mit dem linken Fuß in einen Spalt, in welchem derſelbe ſo feſt eingeklemmt blieb, daß er ihn auf keinerley Weiſe daraus befreyen konnte. Da hing nun der arme Mathematikus zwiſchen Himmel und Erde, und ſuchte vergebens in ſeinem Kopf nach einer Formel, nach welcher er das im gegenwärtigen Fall ihm ſo läſtige Mißverhältniß zwiſchen Kraft und Widerſtand zu löſen vermöchte. Zu ſeinem Glück kam der Fährmann mit der Ampel gerade am Rande des Felſens hergeſchritten: und ſo dürftig das Licht der letzteren auch war, ſo reichte es dennoch hin, um ihn einen Dornſtrauch gewahr werden zu laſſen, den er erfaſſen, und mit deſſen Hülfe er durch einen verzweifelten Aufſchwung ſich aus ſeiner Klemme befreyen konnte. Mit vieler Anſtrengung gelang es ihm jetzt, den Rand des Felſens vollends zu erklimmen; doch fühlte er ſeine Kräfte nicht wenig erſchöpft, als er daſelbſt anlangte. Auch ſeine Reiſegefährten ſchienen durch die Anſtrengung des Weges nicht wenig gelitten zu haben. Freund Salamander leuchtete weit ſchwächer und trüber, als vorher; und die Züge des ſchönen Jünglings zeigten in ihrer Abſpannung die Ermattung ſeiner Kräfte.

Die Wanderer wendeten jetzt ihre Schritte einem kleinen Hügel zu, der ſich mitten auf dem Felſenplateau erhob, und von einem ſiebenfachen Kreiſe der wunderbarſten Geſtalten umgeben war, die man ſich nur immer denken mag. Einige davon ſtellten ſeltſam gebildete See- und Landungeheuer, Drachen und Centauren; Sphinxe und feuerſpeyende Chimären: Rieſen mit geſchwungenen Keulen und boshaft grinſende Zwerge vor: während die Bildung Anderer durchaus mit keiner bekannten Geſtalt ſich vergleichen ließ, ohne darum minder widerlich und abſchreckend zu ſeyn. Sie ſchienen durchaus verſteint, und Leben ſchien einzig und allein in ihren Augen zu ſeyn, die theils mit feindſeligem Ingrimm, theils mit lauernder Tücke die Fremdlinge anglotzten. Keiner der letzteren vermochte ſich bey dem Anblick dieſer Ungeheuer des Schauderns zu erwehren, und alle hielten den Fuß zurück, als ſie dem verderbendrohenden Kreiſe nahe kamen.

Der Salamander war der erſte, welcher ihn zu betreten wagte. Bald hoch aufflackernd, bald zur niedrigen Flamme in ſich ſelbſt zuſammenſinkend: jetzt hoch erglühend, und gleich darauf wieder bis zum fahlſten Schimmer erbleichend, verrieth er durch dieſen Wechſel ſelbſt, wie heftig er eine übermächtige Einwirkung empfinde. Ihm folgte der ſchöne Jüngling mit der Cyther; aber bey jedem Schritte, welchen er in dem magiſchen Kreiſe vorwärts that, ſprang mit einem ſchrillenden Mißton eine Saite nach der andern: während er ſelbſt immer blaſſer wurde, und jeder ſeiner Muskel immer ſichtlicher ſeine innere Abſpannung verrieth. Der Mathematikus hingegen ſtand eine Weile, und überlegte, den Finger an die Naſenſpitze gelegt, recht reiflich, wie er die Sache anfangen wolle. Er hatte die Bemerkung gemacht, daß jene furchtbaren Geſtalten nicht nach einer und derſelben, ſondern nach verſchiedenen Seiten hingewendet ſtanden; und ſomit glaubte er mit kluger Umſicht ſich hinter ihren Rücken wegſtehlen zu können. Aber wie er auch, zur Rechten und zur Linken, vorwärts und rückwärts ausbiegen mochte: überall wendeten ſie ihm ihre erſtarrenden Blicke entgegen, und er ſah ſich durch das Beſtreben dieſen zu entgehen zu den allerſeltſamſten Sprüngen gezwungen, eh es ihm gelang, ſich aus dem Zauberkreiſe herauszufinden. Auch ſchien ſeine Beſinnungskraft ſo ſtark bey dem Verſuche gelitten zu haben, daß er, indem er, wie auf dem ganzen Wege her, tauſend mathematiſche Formeln vor ſich hinmurmelte, dieſe auf die verkehrteſte und lächerlichſte Weiſe durch einander mengte.

Die Wanderer befanden ſich jetzt, als ſie den Zauberkreis hinter ſich hatten, am Fuße des Hügels, in deſſen Mitte, aus dürrem Geſtein hervorgewachſen, jener magiſche Roſenſtock ſtand, den ſie ſelbſt als das Ziel ihrer Wanderung bezeichnet hatten. Schwankend wiegten ſich ſeine Zweige im Morgenwind; allein weder Blätter noch Blumen waren daran zu ſehen: nur Knospen und Dornen.

Der ſchöne Jüngling war der erſte, der mit einem Lächeln, in welchem der Schmerz, die Furcht und die Freude vertrauender Hoffnung ſich begegneten, nach einem der ſchwankenden Zweige griff, um ihn zu brechen. Aber ein jäher Schmerz durchzuckte ihn, als er die Hand daran legte. Raſch zog er ſie wieder zurück; die Dornen ſteckten tief im Fleiſche, und reichlich rieſelte das Blut aus den Wunden zur Erde. Wehmüthig blickte er auf ſeine Cyther herab, als wenn er bey dieſer Troſt ſuchen wollte: aber die Saiten derſelben hingen ſchlaff zur Erde, und dröhnend zerſprang ſie ſelbſt, ſobald er ſie berührte.

Seine beyden Gefährten waren eben nicht glücklicher. Mit unbedachtſamer Haſt wühlte, ſeiner Unverletzlichkeit vertrauend, der Salamander in den Zweigen; aber es gelang ihm nicht, auch nur einen einzigen derſelben zu brechen: während der Mathematikus äußerſt bedachtlich nach einem Fleckchen daran ſpähte, das von Dornen frey wäre, und alles Spähens ungeachtet dennoch kein ſolches entdecken konnte.

»Beym Himmel!« rief er; »hier verlaſſen mich alle meine Beobachtungen, Erfahrungen Combinationen, Conjecturen und Formeln.«

Der Salamander flackerte wie eine Flamme, die verlöſchen will, unſtät hin und wieder. »Ich fühle den nahenden Sturm,« ächzte er mit kaum halbvernehmbarer Stimme.

»O ich ahne!« — rief der Jüngling voll tiefer Wehmuth.

Die ſchlimme Ahnung, welche die Wanderer ergriſſen hatte, täuſchte ſie auch keineswegs. Eine ſchwarze Wolke hatte ſich auf dem düſtern Grunde des Himmels über ihren Häuptern gebildet, und ſchüttete jetzt berſtend die gedrohte Zerſtörung aus dem verderbenſchwangeren Schooße. Furchtbar rollte der Donner; bläulichte Blitze durchzuckten die Luft nach allen Richtungen, und endloſe Regengüſſe ſtürzten mit ſolcher Heftigkeit herab, als ob der ganze Himmel ſich in Waſſer auflöſen wollte. Zu gleicher Zeit brachen aus den Felſenwänden, welche die Kluft begränzten, unter donnerndem Getöſe tauſend und tauſend Quellen hervor; die jenſeitige Felſenwand ſtürzte ein, während der Strom zur Höhe der dießſeitigen emporſchwoll: und alles war ein unüberſehbares Meer geworden, deſſen Wogen, von entgegengeſetzten Winden gepeitſcht, wild durch einander toſten.

Mit unwiderſtehlicher Gewalt hatte der Sturm die Wanderer ergriffen, und ſie mitten in das Gewühl der empörten Fluthen geſchleudert. Aber dieſe waren es nicht allein, mit welchen ſie zu kämpfen hatten. Alle jene Schreckgeſtalten, welche bisher Stein geſchienen hatten, erhielten jetzt Leben, und ſtürzten ſich mit feindſeligem Grimm in die Wogen, um das Entſetzen der bedrängten Fremdlinge zu vermehren. Jeden Augenblick fürchteten dieſe entweder die Beute eines ſolchen Ungeheuers, oder von der Fluth in die Tiefe hinabgezogen zu werden. Kein andrer Hoffnungsſtrahl blieb ihnen übrig, als die Ampel des Fährmanns, der noch immer am Rande der ſchroffen Höhe ſtand, wo ſie ihn verlaſſen hatten. Wie vorher hielt er unbeweglich die Ampel in der hocherhobenen Rechten: und wie wild der Sturm auch tobte, er vermochte jene dennoch nicht auszulöſchen. Sie diente den Bedrängten zum einzigen Leitſtern: und indem ſie alle ihre Kräfte ſammelten, und ſie aufs äußerſte anſtrengten, gelang es ihnen ihr Ziel zu erreichen, und das Geſtade zu erklimmen.

Ermattet bis zur äußerſten Erſchöpfung umfaßten ſie ſich, um nicht zu Boden zu ſinken, wechſelſeitig, als ſie vor dem Fährmann anlangten. Die Züge desſelben nahmen bey dieſem Anblick einen minder ſtrengen Ausdruck an, als ſie bisher gezeigt hatten. »Die Knoſpe ſchwillt!« rief er, indem er ſich zugleich umwendete, und mit erhobner Ampel dem Hügel zuſchritt, auf deſſen Gipfel der magiſche Roſenſtock ſtand. Eng ſich umſchlingend folgten ihm die drey Freunde. Bey jedem Schritt ſchloſſen ſie ſich feſter an einander, und bey jedem Schritt fühlten ſie, daß ihre Kräfte ſich mehrten. Auch der Aufruhr der Elemente fing an ſich nach und nach immer mehr zu beſänftigen. Der Sturm hörte auf zu brauſen, der Donner rollte nur noch in der Ferne, die Wogen ſanken ſchäumend in ſich ſelbſt zuſammen; der Fluß trat in ſeine Ufer zurück, und alle jene fratzenhaften Ungeheuer ſchienen von den Wellen verſchlungen zu ſeyn, und in ihnen ihren Untergang gefunden zu haben.

Jetzt war der Hügel erreicht. Der Fährmann ſtieg ihn feſten Schrittes hinan, und die drey Freunde folgten. Vor dem Roſenſtrauche blieb er ſtehen, die Ampel unbeweglich in der hocherhobenen Rechten emporhaltend, und das Antlitz unverwandt gegen Oſten gerichtet. »Die Knoſpe ſchließt ſich auf!« rief er jetzt nach einer langen, feyerlichen Pauſe. Die drey Freunde ſanken bey dieſem Ausruf auf ihre Knie, noch immer ſich feſt umſchloſſen haltend: und in dieſem Augenblick war es, daß die wunderbarſte aller Veränderungen mit ihnen vorging. Die Perſönlichkeit jedes Einzelnen ſchien ſich aufzulöſen, und in die des Andern überzugehen: und ſo innig war die Vereinigung, daß jeder nur in dem Andern fortdauerte, und alle drey in ein einziges Weſen zuſammenſchmolzen. Am meiſten hatten die Züge des Jünglings, der jetzt zu den Füßen des Alten kniete, vor jenen des ſchönen Cytherſpielers; aber jede Spur von ſchlaffer Weichheit war daraus verſchwunden, und ſein kryſtallhelles Auge glänzte von dem Feuer einer höheren Begeiſterung.

Unter einem leiſen Erbeben des Hügels ſtieg aus der Mitte deſſelben ein kleiner Altar von hellblauem, faſt durchſichtigem Jaſpis hervor, den die ſchwanken Zweige des Roſenſtrauches wie ein leichtes Gitterwerk umgaben. Der Alte ſtellte die Ampel auf den Altar, das Geſicht noch immer gegen Oſten gewendet, wo die Dämmerung in lichten Streifen von den mannigfaltigſten Abſtufungen ſich ankündigte. Jetzt fiel der erſte Strahl der aufſteigenden Sonne auf die Ampel, die, als ſie davon berührt wurde, hoch aufflammte, und weithin ihren hellen Schimmer verbreitete.

»Heil dir! die Knospe iſt entfaltet; die Blüthe bricht hervor!« rief jetzt der Alte, und ſank, ſeine Hülle abſtreifend, im weiten priſterlichen Gewande, neben dem Jüngling auf die Knie.

Keine von allen Knospen des wunderbaren Strauches blieb jetzt zurück, die ſich nicht aufgeſchloſſen, und ihre Blüthe nicht entfaltet hätte. Ein magiſches Licht ſtrömte von ihnen aus, und verbreitete einen milden Schimmer über das ganze Eiland, deſſen frühere Geſtalt nicht mehr zu erkennen war. Der Berg war allmählig zu einem, in ſanften Wellenlinien ſich abflachenden Hügel eingeſunken; die Kluft war verſchwunden; und ſtatt der ſchroff emporſtarrenden Felſenmaſſen begegnete jetzt das Auge überall lieblichen Hainen, und reizend vertheilten Baumgruppen. Überall ſproßte eine Überfülle der lieblichſten Blumen aus dem Boden hervor, und durchwürzte die Luft mit dem Hauche der ſüßeſten Wohlgerüche; und überall erfüllten buntgefiederte Sänger Hain und Buſch in tauſendſtimmigen Chören mit fröhlichem Gejauchze.

Jetzt ſtieg die Sonne vollends aus dem Schooße des Oceans hervor, in welchen der Fluß ſich einmündete. Feſt hielten der Jüngling und der Greis ſich umſchlungen, das thauende Auge mit ſtummer Andacht dem glänzenden Geſtirn des Tages zugewendet. Die Cyther, welche der Jüngling wieder an ſeiner Seite fand, erklang jetzt ohne Berührung in leiſen, ſich immer verſtärkenden, und immer melodiſcheren Tönen: und durch eine ſanfte Erſchütterung vom Grunde losgetrennt, ſchwamm das ganze Eiland auf den Wellen des Fluſſes ruhig dem unermeßlichen Ocean entgegen. —

Und nun, Tiburzio, wird es Zeit ſeyn, hinein zu gehen. —

7.

Don Diego. Durch den Unfall, welcher ihm mit den Zigeunern begegnete, war alſo das Projekt, in Amerika ſein Glück zu machen, auf's neue zu Waſſer geworden.

Tiburzio. Mit Euer Gnaden gütiger Erlaubniß, keineswegs. Im Gegentheil ward eben jener Vorfall die Veranlaſſung, daß ich mein Projekt mit dem Anſchein eines günſtigeren Erfolges ausführte, als ich es ſonſt gekannt hätte.

Don Diego. Und wie das?

Tiburzio. Weil das Glück mir eine weit bedeutendere Erbſchaft beſcherte, als die des Bruders Hilario, um welche jene Galgenvögel mich gebracht hatten. Inzwiſchen ließ ich mir, als ich den Klauen der gottloſen Rotte eben nur erſt mit Mühe entronnen war, von einer ſolchen Gunſt des Glückes nichts träumen: und ſo irrte ich denn im tiefſten Kleinmuth, und ganz rathlos mehrere Tage im Gebirge umher, nur mit wilden Beeren mein Leben friſtend, denen ich jedoch, obwohl man ſie im goldenen Zeitalter gegeſſen hatte, eben keinen ſonderlichen Geſchmack abgewinnen konnte. Auch war es zunächſt der Überdruß an dieſer loſen Speiſe, der mich bewog, meinem zweckloſen Herumſchweifen ein Ende zu machen, und ernſtlich einen Ausweg aus dieſen labyrinthiſchen Thälern und Schluchten zu ſuchen. Ich ſtieg alſo das Gebirge, auf der Seite, wo es ſich gegen Andaluſien zu ſenkt, hinab, und erreichte nach einigen Tagen den Fuß desſelben in der Gegend von Ecija. Da ich jetzt das flache Land betreten, und ein Unterkommen ſuchen mußte: ſo bedrängte mich die Sorge, wie ich ein ſolches finden ſollte, noch weit ſtärker als bisher, und ich näherte mich, in den tiefſten Kleinmuth verſunken, dem Ausgang eines Gehölzes in der Nähe jener Stadt, als ich am Saume desſelben einen reichgekleideten Ritter der Länge nach ausgeſtreckt liegen, und in der Entfernung von wenig Schritten ein ſchönes, muthiges Pferd an einen Baum gebunden ſah. Ich gerieth gleich im erſten Augenblick auf die rechte Vermuthung, daß nämlich jener Ritter in einem Duell möchte verwundet, oder getödtet worden ſeyn, und lief ſogleich hin, um zu ſehen, ob noch eine Spur des Lebens in ihm anzutreffen ſey. Als ich in die Nähe kam, ſah ich, daß er ganz von Todtenbläſſe übergoſſen, kaum mehr athmete, und die Hand feſt auf eine Wunde in der Bruſt gedrückt hatte, aus der noch immer Blut hervorrieſelte. Ich löſte alſo ſeine Schärpe ab, verband damit die Wunde, ſo gut ich es im Stande war, und brachte es, nachdem ich ihm lange vergeblich die Schläfe gerieben, und aus einer in der Nähe hervorſprudelnden Quelle ihn mit Waſſer beſprengt hatte, endlich dahin, daß er die Augen aufſchlug, und ſeine Beſinnung wieder zurückkehrte. »Um der heiligen Mutter Gottes von Toledo willen,« ſagte er, ſich erholend, mit matter Stimme, »ſchafft mir einen Prieſter, Freund, der meine Beichte höre; denn ich fühle, daß ich nur noch Augenblicke zu leben habe.« Zu dem geforderten Liebesdienſte war ich denn auf der Stelle bereitwillig, und ſchleppte den Verwundeten nur noch vorher zu einer Eiche, um ihn unter dieſelbe hinzuſetzen und an den Stamm zu lehnen, weil mir eine ſolche Stellung für ſeinen Zuſtand die beſte zu ſeyn ſchien. Während dieſer Bemühung nun fiel ihm eine reich mit Gold gefüllte Börſe aus dem Buſen, die er für den Fall ſeiner Flucht zu ſich geſteckt haben mochte. Ich hob ſie auf, und wollte ſie ihm zurückſtellen; er aber ſagte: »Behaltet ſie, mein Freund; ich werde in dieſer Welt kein Gold mehr bedürfen. Alles, worum ich euch bitte, iſt, daß ihr eilt; denn ich fühle, daß mein Ende nahe iſt.« — So lief ich denn ſo ſchnell ich es vermochte, nach Ecija, und fand im Franziskanerkloſter auch ſogleich einen Prieſter, der bereitwillig war, mit mir zu gehen. Ich führte ihn zu der Stelle, wo ich den Verwundeten zurückgelaſſen hatte, und verbarg mich in der Nähe in einem Buſche, um den Ausgang abzuwarten. Hier ſah ich denn, wie jener, ſeinem Wunſchgemäß, andächtig beichtete, und gleich darauf in den Armen des guten Prieſters den Geiſt aufgab. Ich betete jetzt noch geſchwind ein Ave für die Seele des Verſtorbenen; nahm mir vor, jeden Tag meines Lebens das Gleiche zu thun — ein Vorſatz, den ich bis auf dieſe Stunde nicht gebrochen habe — und ſuchte nun unverzüglich das Weite: denn ich fürchtete, wenn ich nach Ecija zurückkehrte, mit der Juſtiz in Weitläufigkeiten verwickelt zu werden, der es überdieß gar leicht einfallen konnte, Miterbin ſeyn zu wollen.

Don Diego. Eine Vorſicht, die ich gerade nicht tadeln will.

Tiburzio. Ich nahm nun die Richtung nach Cordova, innerlich vergnügt, und Gott von Herzen dankend, für die große Hülfe, die er mir in meiner Noth geſendet hatte. Denn als ich den Inhalt meines lieben

Beutels unterſuchte, fand ich mehr als hundert Dublonen; ein Schatz, wie ich ihn jemals zu beſitzen kaum geträumt hatte. Wenn ich vorher träge und kleinmüthig fortgeſchlichen war: ſo ſchritt ich jetzt drall und fröhlich dahin; voll frohen Muthes, in wenig Tagen das Salz ächter Lebensweisheit gefunden zu haben, und zugleich die Mittel zu beſitzen, meinem Glück in der Welt einen bedeutenden Vorſchub zu geben. In Cordova wußte ich mir mit kluger Vorſicht anſtändige Kleider zu verſchaffen; und nun ging es ohne Aufenthalt Sevilla zu, wo ich eine günſtige Gelegenheit, nach Amerika überzuſetzen, zu finden hoffte. Bey meiner Ankunft erfuhr ich, daß nächſtens ein Schiff nach der Havanna abſegeln würde, und ſäumte nun nicht, mich auf demſelben einzuſchiffen, und alles Nöthige zu meiner Reiſe in Bereitſchaft zu ſetzen.

Don Diego. Was war denn aber das für ein Salz der Lebensweisheit, welches er da gefunden hatte.

Tiburzio. Das Reſultat meine ich, Euer Gnaden, und den allerfeſteſten Vorſatz, mich künftig, um mit den Geſetzen der geſunden Vernunft in vollkommener Übereinſtimmung zu leben, einzig und allein der Führung des Verſtandes zu überlaſſen; Phantaſie und Gefühl aber ſtrenge unter Schloß und Riegel zu halten. Auch gelang es mir durch die vielen Reflexionen, welche ich über dieſen Gegenſtand anſtellte, mir ein Verfahren eigen zu machen, das mehr als jedes andere geeignet war, den Schwung der Phantaſie einzuſchränken. Wenn ich nämlich auf einen Gegenſtand ſtieß, der meine Phantaſie lebhafter ergreifen zu wollen ſchien: ſo ſuchte ich an demſelben ſo lange nach Mängeln und Fehlern, bis ich einige aufgefunden hatte, die geſchickt waren, ein Gegengewicht meiner erſten unwillkürlichen Bewunderung abzugeben. Fanden ſich aber an einem Gegenſtande keine ſolchen Fehler, oder reichte mein Scharfſinn nicht hin, ſie zu entdecken: ſo hatte ich noch ein ganz unfehlbares Mittel im Vorrath, jeden lebendigen Aufſchwung der Begeiſterung zurückzuhalten. Ich durfte es jedem Dinge von einer gewiſſen Art nur zum Vorwurfe machen, daß es nicht ein Ding anderer Art ſey. Als ich zum Beyſpiel zum erſten Mal die Domkirche zu Sevilla beſuchte, und die Erhabenheit dieſes majeſtätiſchen Baues einen ungewöhnlichen Eindruck auf mich machen zu wollen ſchien: hatte ich nur eben daran zu denken, daß ſie kein griechiſcher Tempel ſey, um ſie ſo gleichgültig wie ein altes Kellergewölbe zu betrachten: und bey dem Anblick der blühenden Ufer unſers tauſendmal beſungenen Quadalquivirs brauchte ich auch nur an die Rieſenſtröme Amerika's zu denken, um in jenem nicht mehr, als eine erbärmliche Lache zu ſehen.

Don Diego. Ich glaube ſelbſt, Tiburzio, daß ſein Mittel vollkommen hinreichend ſey, um Allem, was man Begeiſterung nennt, den Fittich zu lähmen.

Tiburzio. Ganz gewiß, Euer Gnaden. Ich konnte jetzt von Alexander und Cäſar, von Sokrates und Phocion, von Brutus und Cato, und von andern Heroen der ältern und neueren Zeit, ſo ruhig und gleichgültig ſprechen, als ob ſie meines Gleichen geweſen wären; ja ich konnte nicht umhin, über die Herrſchaft, welche ſie dem Enthuſiasmus eingeräumt hatten, vielfache Reflezionen anzuſtellen, deren Reſultate eben nicht zu ihrem Vortheile ausfielen.

Don Diego. Ich würde ihn bitten, mir einige von dieſen Reflexionen mitzutheilen, wenn ich nicht ſo äußerſt begierig wäre, ihn von Sevilla abreiſen zu ſehen.

Tiburzio. Der Tag der Abreiſe kam mir faſt zu früh, ſo ungeduldig ich auch anfangs geweſen war, ihn beſchleunigt zu ſehen. Denn ich ließ es mir in keiner Weiſe an etwas fehlen; ich aß vortreflich, trank noch beſſer; beſuchte das Theater und die Stiergefechte, und brachte manchen Abend in den Almadrabas zu, wo ich ſicher war, immer fröhliche Geſellſchaft zu treffen *). Endlich wurden wir eingeſchifft. Meine Reiſegefährten waren faſt durchaus junge wohlhabende Männer, von deren Geſellſchaft ich mir auf der Überfahrt viele Unterhaltung verſprechen durfte. Ein Einziger befand ſich unter ihnen, deſſen Anſehn mehr Dürftigkeit, als Wohlhabenheit ankündigte. Er ſchien ein Mann von ungefähr funfzig Jahren, und ſein blaſſes, abgehärmtes Geſicht ließ eben ſo gut auf heimlichen Kummer, als auf eine kaum erſt überſtandene Krankheit ſchließen. Sein Betragen war beſcheiden, faſt möchte ich ſagen ſcheu; denn er zog ſich gänzlich vor uns Andern zurück, und verſchwand in der ſchlechten Cajüte, welche der Patron ihm angewieſen hatte: ſo daß in den erſten Tagen kaum von ihm die Rede war, bis einer meiner Reiſegefährten ſich zufällig ſeiner erinnerte, und ein Anderer

---

*) Den Verehrern des Cervantes werden die Almadrabas von Sevilla aus ſeiner vortreflichen Erzählung: la illustre Fregona hinreichend bekannt ſeyn.

erwähnte, daß er krank ſey. Obwohl ich mir vorgenommen hatte, alle meine Empfindungen einzig unter die Regel des berechnenden Verſtandes zu ſtellen: ſo wurde dennoch mein Mitleid bey dieſer Nachricht lebhaft angeregt, und ich eilte ohne Verzug zu dem Kranken, um zu ſehen, ob mein Beyſtand ihm nützlich ſeyn konnte. Ich fand ihn äußerſt matt und entkräftet; und da es außer dem Schiffsjungen niemand der Mühe werth gefunden hatte, ſich um ihn umzuſehen, ſo gut wie gänzlich verlaſſen und hülflos. Ich ließ ihn nun für's erſte in meine eigne Cajüte bringen, die geſunder und freundlicher war, als das düſtere Loch, in welches man ihn geſteckt hatte; rief den Arzt zu ihm; beſorgte ſeine Wartung; leiſtete ihm Geſellſchaft; und führte ihn, als er ſich wieder erholte, täglich auf dem Verdecke ſpazieren: kurz ich that aus Chriſtenpflicht an ihm, was ich nur immer an meinem geliebteſten Freunde hätte thun können.

Don Diego. Es freut mich, Tiburzio, zu ſehen, daß ſein Herz beſſer, als ſein Kopf, war. Und wer war denn der Unbekannte, deſſen er ſich ſo freundlich annahm?

Tiburzio. Euer Gnaden ſollen es bald erfahren Vor der Hand erfuhr ich ſelbſt nicht mehr von ihm, als daß er Don David heiße. Übrigens nahm er meine Dienſte eben ſo wenig in Anſpruch, als er ſie ablehnte; aber er empfing auch die geringſte Gefälligkeit, welche ich ihm erwies, mit einem Ausdruck von ſtillem Wohlgefallen und einer ſo ſichtlichen Rührung, daß er meine Zuneigung jeden Tag mehr gewann, und ich gerne Alles entbehrt und ertragen hätte, um ihm eine Erleichterung oder ein Vergnügen zu verſchaffen.

Eines Morgens, als ich ihn auf das Verdeck geführt hatte, und das Schiff bey faſt gänzlicher Windſtille kaum merkbar weiter rückte, fragte mich Don David, was ich in Cuba für Geſchäfte und für Ausſichten habe. Ich ſagte ihm, daß ich, wie ſo viele Spanier, in die neue Welt gehe, um in derſelben mein Glück zu machen; und daß ich zu Gott hoffe, daß ſich das finden würde. »So auf's Gerathewohl,« ſagte er, mit ſanftem Vorwurf, »und ohne ſich einen beſtimmten Lebensplan vorgezeichnet zu haben; das war ſehr unbeſonnen, mein Kind!« — »Doch, ſo Gott will,« ſetzte er hinzu, »wird dein Glück ſich finden, und dein Vertrauen auf ſeinen Beyſtand ſich nicht getäuſcht ſehen.

Don Diego. Eine tröſtliche Verſicherung.

Tiburzio. Allerdings, Euer Gnaden; aber gar untröſtlich und gar unerfreulich klang mir die Bemerkung, welche ihr vorausgegangen war. Denn da ich mir ſo feſt vorgenommen hatte, mich überall an die Berechnungen des Verſtandes zu halten: ſo war es in der That beſchämend für mich, in Betreff der Art und Weiſe, wie ich in der neuen Welt mein Glück machen wollte, auch nicht ein einziges Mal eine Berechnung angeſtellt zu haben. Demzufolge wollte ich ohne Verzug einbringen, was ich verſäumt hatte, und zerarbeitete nun mein Gehirn nicht wenig, um mit dem Entwurf, eines beſtimmten Lebensplanes in's Reine zu kommen: allein je mehr ich mich anſtrengte, um deſto weniger wollte es mir gelingen. Ich gab es alſo nach einigen Tagen gänzlich auf, weil mir hinterher einfiel, daß ich, um einen ver ſtändigen Lebensplan zu entwerfen, nothwendig zuerſt die äußeren Verhältniſſe meines künftigen Aufenthalts kennen müſſe, und mit meiner Aufgabe alſo erſt nach meiner Ankunft in der Havanna zu Stande kommen könne.

Don Diego. Das Verfahren, welches er in dieſem Fall anwendete, um ſich mit ſich ſelbſt abzufinden, iſt in der That ein bewunderungswürdiges, und es iſt nicht zu läugnen, daß er ungemein verſtändig dabey zu Werke ging.

Tiburzio. Ich würde die Sache gewiß nicht ſo leicht genommen haben, wenn ſich mir nicht eine Reflexion aufgedrängt hätte, über die ich Euer Gnaden bitte, mir ihr Urtheil zu ſagen: da ſie mir ein ſehr allgemeines Intereſſe zu haben ſcheint, und keineswegs auf meine Wenigkeit allein Bezug hat.

Don Diego. Nun, und was iſt denn das für eine Reflexion?

Tiburzio. Wenn ich ſah, daß auch die verſtändigſten und die kräftigſten Menſchen durch die Einwirkung äußerer Umſtände, die außer aller Berechnung liegen, weit weg von der Bahn verſchlagen wurden, welche ſie ſich vorgezeichnet hatten: ſo iſt mir oft der Zweifel aufgeſtiegen, ob der Menſch überhaupt einen Plan für ſein äußeres Leben feſtſtellen und ſagen ſolle: dorthin will ich; oder ſich nicht begnügen müſſe, die äußeren Umſtände ſo gut zu benützen, als dieſes in jeder Hinſicht ihm möglich iſt.

Don Diego. Es iſt mir recht lieb, Freund Tiburzio, daß er durch den Zuſatz: »für ſein äußeres Leben,« ſeiner Frage eine beſtimmte Begränzung gegeben hat: denn ob es dem Menſchen bey einem conſequenten Streben nach intellectueller und ſittlicher Ausbildung möglich ſey, ein beſtimmtes Ziel zu erreichen, oder ſich dieſem wenigſtens immer mehr zu nähern, kann nicht wohl die Frage ſeyn. Übrigens ſcheint mir die Antwort auf ſeine Frage zum Theil ſchon in dieſer ſelbſt zu liegen.

Tiburzio. Wie meinen Euer Gnaden das?

Don Diego. Indem er zweifelt, ob es beſſer ſey einen beſtimmten Plan für unſer äußeres Leben feſtzuſtellen, oder ob wir uns auf kluge Benutzung der zufälligen Umſtände beſchränken ſollen, ſetzt auch für den zweyten Fall einen feſtgeſtellten Lebensplan voraus, weil ohne dieſen eine ſolche Benutzung der äußeren Umſtände nicht Statt finden kann. Um übrigens den Faden ſeiner Erzählung nicht allzulange zu unterbrechen, will ich ihm meine Meinung auf andere Weiſe mittheilen. Nehmen wir an, mehrere Menſchen hätten den Vorſatz gefaßt, den Gipfel eines hohen und beſchwerlichen Berges zu erſteigen: was hält er wohl für die erſte und wichtigſte Bedingung, wenn es ihnen gelingen ſoll, ihr Vorhaben glücklich auszuführen.

Tiburzio. Die erſte Bedingung ſcheint mir zu ſeyn, daß der Wanderer genau den Pfad kenne, welchen er zu verfolgen hat: weil er ſonſt faſt unvermeidlich ſich verirren, und auf Abwege gerathen wird; wie mir das ſelbſt begegnet iſt, als ich mich in der Sierra Morena herumtrieb.

Don Diego. Ganz richtig; allein ſo einleuchtend dieſe Bedingung auch iſt, ſo ſcheint nichtsdeſtoweniger gerade in ihr der Grund zu liegen, warum wir das vorgeſteckte Lebensziel ſo ſelten wirklich erreichen. Denn nur ſelten erforſchen und prüfen wir die Mittel, welche uns zum Ziele führen können, mit hinreichender Schärfe, Beſonnenheit und Ruhe; und ſchwelgen lieber in den Vorſtellungen des unſer dort harrenden Lohnes, als daß wir hinreichende Zeit und Mühe an eine ſo beſchwerliche und unergötzliche Unterſuchung wenden ſollten. Und dennoch wird unſere Einſicht, wenn ſie uns fördern ſoll, hier nicht bloß eine genaue und richtige ſeyn müſſen: ſondern es wird auch erfordert werden, daß wir derſelben vollkommen ſicher ſeyen, und daß wir ſie, wenn ich ſo ſagen darf, beſtändig zur Hand haben; denn wie werden wir ſonſt im Stande ſeyn, günſtige Zufälle ſchnell und glücklich zu benützen, oder ungünſtige ſchnell und ſicher abzuwenden. — Nehmen wir aber an, jemand habe ſich die genaueſte und ſicherſte Kenntniß aller Pfade verſchafft, die zum Gipfel des Berges, welchen er erſteigen will, emporführen, und ſey mit allen Hinderniſſen bekannt, welche ihn auf ſeiner Reiſe aufhalten können: er ſey aber ſonſt von unkräftiger Leibensbeſchaffenheit; ſeine Bruſt ſey enge, ſeine Beine ſeyen ſchwach, und ſein Kopf leicht zum Schwindel geneigt: wird ein ſolcher den Gipfel des ſteilen, ſchwer zu erſteigenden Berges erreichen.

Tiburzio. Keineswegs; er wird erſchöpft auf halbem Wege liegen bleiben, oder über irgend einen jähen Abhang zerſchmettert hinabſtürzen.

Don Diego. Eh' er alſo ſeine Reiſe antritt, wird er zuerſt ſeine Kräfte prüfen müſſen, ob ſie hinreichend ſeyen, alle Beſchwerden ſeiner Wanderung auszudauern, und ihn ſicher bis an's Ziel derſelben gelangen zu laſſen. Eben ſo nun bey Feſtſtellung und Verfolgung eines beſtimmten Lebenszieles. Hier aber trifft gar Vieles zuſammen, um uns irre zu machen. Nicht nur daß Eitelkeit und Hochmuth unſere Kräfte uns leicht überſchätzen laſſen: ſondern häufig entſteht die Täuſchung hierüber auch daraus, daß wir die lebhaftere Vorſtellung von irgend einem geiſtigen oder ſittlichen Vorzuge, für eine zuverläßige Bürgſchaft nehmen, daß wir dieſen Vorzug entweder bereits wirklich beſitzen, oder ihn uns mit Leichtigkeit aneignen werden. Auch nehmen wir gewöhnlich zu wenig Rückſicht auf die rechte Art, unſere Kräfte mit Vortheil zu verwenden. Denn im Allgemeinen erwarten wir weit mehr von einer gelegenheitlichen, bloß von unſerem Wollen abhängigen Anſtrengung, als einer regelmäßigen und ſtätigen Übung derſelben. Dennoch iſt es die letztere allein, worauf wir mit Sicherheit rechnen dürfen: wenn gleich der Wille in einzelnen Fällen die Kraft nicht nur ſteigert, ſondern ſelbſt erzeugt. Überdieß ſchlagen wir auch bey der Übung unſerer Kräfte ſelten den Weg ein, der hier am ſicherſten zum Zwecke führt. Denn faſt immer gehen wir mit raſcher Zuverſicht darauf aus, uns einen Vorzug oder eine Eigenſchaft in beſtimmter Form, als ein Poſitives, anzueignen: da wir doch hier überall zunächſt negativ zu Werke gehen, und immer zuerſt darauf bedacht ſeyn ſollten, alles aus unſerem Weſen zu entfernen, was mit jenem Beſtreben im Widerſpruch ſteht: wie diejenigen, welche eine Alpenreiſe unternehmen, alles von ſich legen, was ihnen im Fortſchreiten und beym Klettern hinderlich ſeyn konnte. Nehmen wir aber an, ein ſolcher Wanderer habe ſich eine genaue Kenntniß aller Wege und Pfade erworben, die zu dem Gipfel des Gebirges emporführen, auch beſitze er hinreichende Kräfte, um dieſen zu erreichen: allein von jeder anmuthigen Ausſicht laſſe er ſich von ſeinem Wege ablocken; auf jedem reizenden Seitenpfade wolle er ſich ergehen, und nirgends könne er es über ſich gewinnen, ein einladendes Ruheplätzchen, oder eine Hütte, in der ihm ein Vergnügen winkt, vorüberzugehen: wird ein ſolcher das Ziel ſeiner Wanderung erreichen?

Tiburzio. Kaum läßt ſich das erwarten.

Don Diego. Sieht er, Tiburzio: gerade ſo verhält es ſich mit der Ausführung eines beſtimmten Lebensplanes. Er mag mein Gleichniß immer für ſich ſelbſt bis in's kleinſte Detail verfolgen, er wird es überall anwendbar und paſſend finden. Der Einſicht, der Kraft und der Selbſtbeherrſchung bedarf es, wenn wir uns ein beſtimmtes Ziel ſetzen, und ſagen: Dorthin will ich! Auch dann noch, wenn wir auf ſolche Weiſe gerüſtet ſind, wirft uns ein feindſeliges Schickſal oft Hinderniſſe entgegen, die wir nicht zu überwinden vermögen, oder es ſtürzt uns wieder in die Tiefe zurück, wenn wir den Gipfel bereits erreicht zu haben glauben. Das aber iſt unter den obigen Bedingungen doch nur ein ſeltener Fall; und da es ihm Tiburzio weder an Einſicht, noch an Kraft, noch an Selbſtbeherrſchung fehlte: ſo zweifle ich keineswegs, er werde nicht nur einen trefflichen Lebensplan entworfen, ſondern denſelben auch auf das vollkommenſte ausgeführt haben.

Tiburzio. Euer Gnaden haben eine viel zu gute Meinung von meinen Gaben. Was die Einſichten betrifft: ſo nahm ich mir vor, es an dem hartnäckigſten Fleiß nicht fehlen zu laſſen, um ſie mir zu erwerben; ein wenig Kraft, ich will es geſtehen, traute ich mir zu; und was die Selbſtbeherrſchung betrifft: ſo glaubte ich, ſeitdem ich den ſchädlichen Einfluß der Phantaſie erkannt hatte, in dieſer Hinſicht meiner ſicher zu ſeyn. Nichtsdeſtoweniger wurde mir immer bänglicher, je mehr wir uns Cuba näherten, da meine Goldſtücke, wenn gleich noch nicht gänzlich zu Ende, doch ſtark auf die Neige gingen. Ich zog ſogar Don David über die Mittel zu meinem künftigen Fortkommen zu Rathe; allein dieſer wich einer ſolchen Conſultation aus, und meinte: »es werde ſich finden.« Faſt fühlte ich mich verſucht über eine ſolche Gleichgültigkeit rückſichtlich meines Schickſals böſe zu werden: und ich hatte Mühe, meinen Unmuth zurückzuhalten, als wir in S. Chriſtoval de la Havanna an's Land ſtiegen, und Don David, nachdem er mir kurz gedankt hatte, ohne Verzug den Gaſthof verließ, und nur ganz kurz die Frage hinwarf: »ob er mich Abends noch in demſelben antreffen würde.« Ich hielt nämlich dieſe ſeine Frage für eine bloße Grimaſſe, und glaubte nicht, daß er ſich weiter um mich bekümmern würde; ja die Erinnerung an ſeinen vermeintlichen Undank wurde zum eigentlichen Stichblatt des Unmuthes, zu welchem ich im Verlauf des Tages meiner Ankunft mehr als hinreichende Veranlaſſung fand. Es gibt nämlich keinen Aufenthalt, wo derjenige, der nur wenig Geld in der Taſche, und keine Ausſicht, oder keinen beſtimmten Ausweg hat, es durch irgend eine Art des Verkehrs zu vermehren, ſich unbehaglicher befände, als eine große Handelsſtadt. In dem lebhaften Gewühle von Thätigkeit, welches ſich um ihn her regt, und vom früheſten Morgen bis in die ſpäteſte Nacht kein Ende nimmt, hat Alles, das Kleinſte, wie das Größte, eine ſo beſtimmt ausgeſprochene, und alles Übrige ausſchließende Beziehung auf Gewinn und Erwerb, daß jeder, der an dieſer Geſchäftigkeit nicht unmittelbar oder mittelbar Theil hat, ſich mitten in dieſer bewegten Welt ſehr unbehaglich fühlen muß: indem ihm leicht bemerkbar wird, daß außer dem Talent, Geld zu gewinnen, hier kein anderes Geltung und Währung habe. Ich konnte es mir leicht zuſammenrechnen, daß weder meine Einſichten im Recht der geſunden Vernunft, noch meine in Salamanca erworbenen Kenntniſſe, hier mich ſonderlich fördern würden; und dieſe Betrachtung ließ mich Abends nicht anders als ſehr mißmuthig und übellaunig in meinen Gaſthof zurückkehren. Zu meiner großen Verwunderung fand ich dort Don David, der auf mich wartete; und, was mich noch mehr in Verwunderung ſetzte, war, daß das Glück, während ich kummervoll und kopfhängeriſch herumſchlich, ſich dießmal freundlich genug um die Beſorgung meiner Angelegenheiten angenommen hatte.

Don Diego. Sagte ich es doch, er iſt unter einem glücklichen Stern geboren. Kaum iſt er in irgend eine Verlegenheit gerathen: ſo iſt gleich ein ihm günſtiger Zauberer zur Hand, der ihm in irgend einer Verkleidung wieder heraushilft.

Tiburzio. Ein Zauberer war es mit Euer Gnaden Erlaubniß dießmal nicht, der mir aus der Patſche half, ſondern ein ſchlichter Kaufmann, bey dem Alles ſeh natürlich zuging. Don David hatte in Cadiz ein großes Handelshaus geführt, und das Unglück gehabt, durch den Fall einiger Londner Häuſer, mit welchen er in Verbindung ſtand, zu Grunde gerichtet zu werden. Er hatte ſein ganzes Vermögen ſeinen Gläubigern gelaſſen, und war nach Sevilla gezogen, wo er in der tiefſten Verborgenheit lebte, da es ihm gänzlich an jener edlen Unverſchämtheit fehlte, die leichtſinnigen Bankerottirern ſo trefflich zu ſtatten kommt. Die Kränkung über ſein Unglück, und die Härte, mit welcher er von ſeinen Gläubigern behandelt worden war, hatten ſeiner geliebten Gattin das Leben gekoſtet, und ihn ſelbſt auf's Krankenlager geworfen. Kaum geneſen, erhielt er aus der Havanna einen Brief mit der Nachricht, daß ſein Bruder daſelbſt geſtorben ſey, und ihn, wie man vermuthe, zum Erben eingeſetzt habe. Dieſe Vermuthung konnte inzwiſchen falſch ſeyn; beſonders da er wußte, daß ſein Bruder einen unehelich erzeugten Sohn gehabt, und früher einmal gegen ihn geäußert hatte, daß er denſelben legitimiren zu laſſen gedenke. Don David entſchloß ſich alſo unverzüglich ſelbſt nach Cuba zu gehen; allein bey der ängſtlichen Niedergeſchlagenheit ſeines Gemüthes, wollte er ſich auf der Reiſe lieber jede Bequemlichkeit verſagen, als bey dem zweifelhaften Erfolg derſelben ſich in irgend eine Geldverpflichtung einlaſſen. So war ich denn im Stande geweſen, ihm einige Dienſte zu leiſten, die einen um ſo größern Eindruck auf ſein Gemüth

macht hatten, da er von Natur für jeden Beweis von
be und Wohlwollen äußerſt empfänglich war, und die
teren Vorfälle ſeines Lebens, ſo wie ſeine anfängliche
änklichkeit, ihn noch weicher geſtimmt hatten. Kaum
lte er ſich daher davon verſichert, daß er der wirk-
he Erbe ſeines Bruders ſey — der Sohn deſſelben
r ſchon vor zwey Jahren geſtorben: als er mich auf-
hte, mich mit ſich in ſein Haus nahm; und nachdem
mir ſanfte Vorwürfe über die Unbeſonnenheit gemacht
te, auf's Gerathewohl in die Welt hineinzulaufen,
r das Verſprechen gab, wenn ich treu und fleißig
n wolle, für mein künftiges Fortkommen auf jede
eiſe Sorge zu tragen. Das verſprach ich ihm denn
das Feyerlichſte, und ich darf ſagen, daß ich ihm
nigſtens in Betreff der Treue und Emſigkeit redlich
rt gehalten, und ihm nicht die geringſte Veranlaſ-
g zur Unzufriedenheit gegeben habe.

Don Diego. Ohne alle ſolche Veranlaſſungen lief
alſo dennoch nicht ab.

Tiburzio. Das zwar nicht; aber der Himmel
ß, daß ſie ſich gegen meinen Willen einſtellten.

Don David hatte mich in ſeine Schreibſtube ge-
nmen; und da ich eine zierliche Hand ſchrieb, und
fertiger Rechner war: ſo konnte er mich ſowohl in
er brauchen, als auch zu verſchiedenen Geſchäften
er dem Hauſe verwenden, zu welchen es mehr eines
en und zuverläßigen Menſchen, als ausgebreiteter
delskenntniſſe bedurfte. Inzwiſchen faßte ich für
es, was Handel hieß, ein lebhaftes Intereſſe, und
daher an über die Natur und Beſchaffenheit des-

ſelben vielfache Reflexionen anzuſtellen. Ich begann damit, einen oberſten Grundſatz für allen Handel aufzuſuchen: und als ich dieſen gefunden hatte, war es mir ein Leichtes, aus demſelben eine Menge der fruchtbarſten Folgerungen herzuleiten.

Don Diego. Und wie ſah denn der oberſte Grundſatz aus, welchen er da gefunden hatte.

Tiburzio. Der letzte Zweck des Handels ſchien mir kein anderer zu ſeyn, als: in der möglichſt kurzen Zeit die möglichſt größte Menge Geldes zu gewinnen.

Don Diego. Eine Anſicht, welche eine Menge von Kaufleuten und Geldſpekulanten mit ihm theilen. Das aber iſt nicht die Anſicht des redlichen Kaufmanns, ſondern des leichtſinnigen Hazardſpielers, der das Seinige wie Anderer Vermögen: und, gilt es, auch die Nothpfennige der Armuth gewiſſenlos auf's Spiel ſetzt.

Tiburzio. Euer Gnaden haben vollkommen Recht, und auch Don David war mit meinem oberſten Grundſatz und den daraus abgeleiteten Reſultaten, ſo wie mit den Handelsſpekulationen, welche ich ihm hin und wieder an die Hand zu geben ſuchte, immer gleich unzufrieden.

Don Diego. Alſo auch Handelsſpekulationen entwarf er?

Tiburzio. Und wie viele! Ich weiß nicht wie es kam: aber ſie ſchoſſen wie Pilze in meinem Kopfe hervor. So wird es Euer Gnaden nicht unbekannt ſeyn, daß die Kälte in den tropiſchen Ländern oft äußerſt empfindlich iſt, und daß man daſelbſt bey einem Thermometerſtande friert, bey welchem man in Europa ſchwitzt. Ich machte alſo Don David den Vorſchlag, eine Schiffsladung ruſſiſches Pelzwerk kommen zu laſſen, um daſſelbe nach Buenos Ayres und nach Mexico zu ſenden, und ich bin noch heut zu Tage überzeugt, daß ſich etwas Anſehnliches dabey hätte gewinnen laſſen.

Don Diego. Und mochte Don David auf einen ſo vortheilhaften Vorſchlag nicht eingehen?

Tiburzio. Weder auf dieſen, noch auf einen andern dieſer Art. Anfangs lächelte er über dergleichen, oder ſcherzte, wenn ich ihm die Reſultate meiner Reflexionen vortrug; ſpäterhin ſuchte er mich über dasjenige, womit er ſelbſt nicht einverſtanden war, eines Beſſern zu belehren, wobey ich nicht läugnen will, daß er öfters Recht haben mochte; und zuletzt wurde er verdrüßlich, wenn ich beym Frühſtück — denn er ließ mich mit ſich frühſtücken — von ſolchen Dingen anfing. Nichtsdeſtoweniger iſt er mir bey ſeinem ſanften, gütigen Charakter bis an's Ende ſeines Lebens gut geblieben: ſo wie auch ich die zwey Jahre hindurch, welche der Himmel mir ihn gönnte, ihn wie meinen zweyten Vater geehrt und geliebt habe.

Don Diego. Da hätte nun Don David, als er ſtarb, ihn zum Erben einſetzen ſollen, damit er ſeine Handelsſpekulationen hätte ausführen können.

Tiburzio. Das that er leider nicht; und dem Himmel ſey gedankt dafür: ſo viel Gewalt hat die Geldbegierde nie über mich gehabt, daß ich deswegen weniger gern an ihn denken ſollte; obgleich ihm in der erſten Zeit unſers Zuſammenlebens ein paarmahl eine Äußerung entſchlüpft war, die mich etwas dergleichen hoffen ließ. Auch hatte er mich in ſeinem Teſtamente keineswegs übergangen, und mir eine runde Summe von fünf tauſend Peſo's vermacht.

Don Diego. Wer erbte nun aber das übrige Vermögen.

Tiburzio. Sein übriges Vermögen beſtimmte er zu milden Stiftungen; insbeſondere zur Gründung eines Narrenſpitals in Sevilla, mit der ausdrücklichen Bedingung, daß man bis an's Ende meines Lebens einen Platz darin für mich offen halten ſollte.

Don Diego. Eine wahrhaft väterliche Vorſorge! Und reiſte er nach Don Davids Tode nun gleich nach Sevilla zurück?

Tiburzio. Keineswegs that ich das; ſondern ich wollte noch ferner mein Glück in der Havanna verſuchen. Auch möchte Alles immer noch gut genug gegangen ſeyn: wäre ich nur nicht auf's neue auf die Pfade der Thorheit gerathen.

Don Diego. Ey was werde ich da wieder Unerwartetes zu hören bekommen?

Tiburzio. Euer Gnaden wird das Sprichwort nicht unbekannt ſeyn; Berg und Thal kommen nicht zuſammen, wohl aber die Menſchen. So hatte denn auch ich in der Havanna ganz unerwartet einen Bekannten aus meiner in S. Eſpiritu verlebten Jugendzeit angetroffen, der als Gärtner in den Dienſten ſeiner Excellenz des Gouverneurs ſtand. Ich hatte mich nach dem Tode meines Wohlthäters gar nett herausgeputzt, und auch das Don*) angenommen. Daher that es mir gar nicht leid, die alte Bekanntſchaft zu erneuern, und einem Freunde, der mich im Stande meiner Erniedrigung gekannt hatte, zu zeigen, wie ich in der Welt etwas vor mich gebracht habe. Ich beſuchte ihn alſo eines Sonntags Nachmittags in meinem beſten Feyerſtaate, und er führte mich im Garten herum, um mir die ſeltenen Gewächſe desſelben zu zeigen. Während wir nun am Saume eines großen Parterre's ſtanden, kamen luſtwandelnd zwey Frauenzimmer an den in der Mitte desſelben befindlichen Rabatten herauf, und blieben in geringer Entfernung vor uns ſtehen, indem ſie eifrig beſchäftigt ſchienen, etwas Glänzendes zu betrachten, das die eine von ihnen in den Händen hielt. Mein Freund flüſterte mir zu, die Kleinere ſey Donna Clara, mit ihrer Jugendfreundin Donna Beatriz. Als ich nun hinblickte, um mir das holde Kind genauer zu beſehen, bemerkte ich, daß eine kleine Schlange aus den Rabatten hervor, und gerade auf Donna Clara zukroch. Es war eine Carmoſin-Schlange (Coluber Coccineus), wie ſie die Damen in Florida zum Putz im Haare und um den Hals tragen. Mir aber fiel in dieſem Augenblick zum Unglück eine in Weingeiſt aufbewahrte Kupferſchlange, oder ſchwediſche Natter (Coluber Chersea) bey, die uns der Profeſſor der Naturgeſchichte in Salamanca einmal gezeigt hatte, und deren Gift ſo gefährlich iſt, daß ein ſchwediſcher Bauer, wenn er von ihr gebiſſen wird, ſich lieber auf der Selle das Glied abnehmen läßt, als daß er ſich den Qualen ausſetzte, welche ſelbſt mit dem Gebrauche der tauglichſten Mittel verbunden ſind. In der vollen Überzeugung nun, daß die Schlange, welche auf

---

*) Hinreichender Grund, daß Tiburzio das Don auch auf dem Titelblatte führt, da ſonſt in Spanien ſolche Terrae filii daſſelbe ihrem Namen nicht vorzuſetzen pflegen.

Donna Clara zukroch, eine ſchwediſche Natter ſey, ſtürzte ich mit hochgeſchwungenem Bakel auf dieſelbe los, und ſabelte nach dem unſchuldigen Thiere einen ſo gewaltigen Schlag, daß den beyden Damen der Sand ins Geſicht ſprühte, ich ſelbſt aber das Übergewicht bekam, in die Rabatten hineinfiel, und beyde Beine wie zwey Laternpfähle gegen Himmel ſtreckte. Ob nun jene erſchrocken ſeyen, ich ſelbſt aber in Verlegenheit gerathen ſey, können ſich Euer Gnaden denken. Nicht wenig wurde meine Beſchämung dadurch vermehrt, daß Donna Beatriz, als ſie ſich kaum von ihrem Schreck erholt hatte, und ich wieder auf den Beinen war, ganz geradezu mit einem: „Aber ihr ſeyd doch gewiß ein rechter Tölpel, mein Freund!“ herausplatzte. Überhaupt faßte dieſe hochmüthige, ſchnippiſche Perſon von jenem Augenblick an eine Abneigung gegen mich, von der ich gar keinen Grund anzugeben weiß; und Euer Gnaden ſollen noch zur Genüge hören, was für einen boshaften Streich ſie mir ſpielte. Dafür aber wurde auch ich ihr ſo gram, daß ich ſie für mein Leben gern erſäuft hätte; und daß ich ſie, wenn ſie mir noch heute des Nachts allein an einem Fluſſe begegnete, ganz unfehlbar hineinſtoßen würde.

Don Diego. Pfuy, Tiburzio; wer wird ſo rachgierig ſeyn!

Tiburzio. Ich bin es ſonſt gar nicht, Euer Gnaden; aber dieſe Donna Beatriz war in der That gar zu böſe, und in allen Stücken ganz das Gegentheil von ihrer liebenswürdigen Gebieterin, der reizenden Donna Clara. Dieſe letztere vereinigte Alles in ſich, was man von Holdſeligkeit und überirdiſcher Sanftmuth und Engelsgüte auf Erden anzutreffen vermag; ſo daß es eine reine Unmöglichkeit war, ſie zu ſehen, ohne von ihr bezaubert zu werden.

Don Diego. Er wird ſich doch nicht in die Tochter des Gouverneurs von Cuba verliebt haben!

Tiburzio. Allerdings that ich das, Euer Gnaden; und wenn ich gleich nicht läugnen kann, daß ich mich hierin etwas von den Geſetzen der geſunden Vernunft entfernte, und auf die Pfade der Thorheit gerieth; ſo war das doch eine Verirrung, für die ich leicht Vergebung zu verdienen glaube. Denn die holdſelige Donna Clara war ſo voll Reiz, Anmuth und Liebenswürdigkeit —

Don Diego. Gut, gut; ich will das glauben. Aber wendete er denn keines der Mittel an, die ſein Scharfſinn ehedem ausgeklügelt hatte. Bildete er ſich zum Beyſpiele nicht ein, die Augen ſeiner Angebeteten ſeyen zu klein, ihr Mund ſey zu groß, ihre Naſe zu lang, und ihr Wuchs zu ſchmächtig oder zu nymphenhaft? Oder dachte er ſich nicht irgend eine andere Schöne noch viel reizender und liebenswürdiger?

Tiburzio. Von dem Allen konnte hier nicht die geringſte Rede ſeyn. Denn an Donna Clara war Alles ganz vollkommen, und alle übrigen Frauen und Mädchen des ganzen Erdkreiſes ſchienen mir nicht werth zu ſeyn, auch nur von ferne mit ihr verglichen zu werden.

Don Diego. Freylich, dann — Aber ich fürchte nur, er werde über die Bewunderung eines ſo vollkommenen Geſchöpfes vergeſſen haben, an ſein künftiges Glück zu denken, das nur erſt zum Theile gegründet, aber noch nicht aufgebaut war.

Tiburzio. Keineswegs that ich das, Euer Gnaden. Im Gegentheile hatte ich noch nie ſo viel und ſo ernſtlich daran gedacht, mein Glück bis hoch an die Wolken hin aufzubauen. Nicht unbekannt wird es Euer Gnaden ſeyn, wie man zu ſagen pflegt, die Liebe mache Helden: und gewiß mit Recht; denn ſie gibt uns Kraft und Muth, ſelbſt das Unmoglichſcheinende zu unternehmen. Solcher Anſtrengungen bedurfte es denn aber auch, wenn ich den Beſitz der himmliſchen Donna Clara erringen wollte. Ich ſtellte demzufolge die allergründlichſten Überlegungen an. Ein Seekrieg ſtand zwar ſehr nahe bevor, aber ich fuhlte eine unwiderſtehliche Abneigung, im Gefechte mich auf den engen Raum eines Schiffes eingeſchrankt zu ſehen. Ich mußte alſo auf andere Mittel und Wege bedacht ſeyn, um mein Gluck ſchnell in die Hohe zu treiben. Eine Geſchichte des europäiſchen Handels, welche mir um dieſe Zeit in die Hände fiel, fixirte meine Plane. Ich las, wie ſich in Italien die Medici, in Deutſchland die Fugger durch den Handel von niedriger Stufe bis zum höchſten Gipfel der Macht und des Anſehens emporgeſchwungen hatten. So entſchied ich mich denn für den Handel. Zuerſt ſuchte ich meinen oberſten Grundſatz in Betreff desſelben wieder hervor, und gab meine ererbten fünftauſend Peſo's zu einem Geſchäfte her, das in ein Paar Monaten Hundert vom Hundert abwerfen ſollte. Nun ließ ſich ſchon etwas unternehmen. Der weſtindiſche Handel litt, wie man ſagte, an mehr als einem Gebrechen. Ich ſuchte dieſe Gebrechen auszuforſchen; ich ſtellte darüber grundliche Reflexionen an; ich entwarf Pläne zur zweckmäßigen Abhülfe; ich faßte meine Vorſchläge in einer Denkſchrift zuſammen; ich ging nach Madrid, und überreichte meine Schrift dem hohen Rathe von Indien. Dieſer, uberraſcht von der Neuheit, Gründlichkeit und Fruchtbarkeit der darin enthaltenen Ideen, legt beſagtes Memoire dem Könige vor. Seine Majeſtät wünſcht mich perſönlich kennen zu lernen. Ich werde zur Audienz geführt; ich habe das Glück Allerhöchſtderſelben Wohlgefallen zu gewinnen. Der König macht mir den Vorſchlag, mich im Departement von Indien anzuſtellen, und ich willige ein. Als Mitglied des hohen Rathes von Indien kehre ich nach Cuba zurück. Der Gouverneur ſchätzt ſich jetzt meine Beſuche zur Ehre, und ich bewerbe mich um Donna Clara jetzt öffentlich, und ohne Nebenbuhler. Die Thätigkeit, mit welcher ich die vorgeſchlagenen Verbeſſerungen ins Werk ſetzte, erwerben mir die volle Anerkennung der Regierung. Um dieſe Zeit ſtirbt der Vicekönig von Peru oder von Mexico; oder er wird abberufen. Seine Majeſtat ernennt mich an deſſen Stelle. Ach, Euer Gnaden! mit welchem Entzücken erfüllte es mich nicht, mir das Bild meines Einzuges in Mexico auszumalen: wie ich, begrüßt vom Schalle der Trompeten und Cymbeln, und vom Donner der Kanonen; umwimmelt von zahlloſen, reichgeſchmückten Barken, in einer vergoldeten Bergantine, an der Seite der anmuthigen Donna Clara, über den hellen Waſſerſpiegel der Lagunen hingleitete. Oft wenn ich durch die Straßen der Havanna ging, und dieſe Bilder mich beſchäftigten, erhitzte ſich meine Phantaſie auf einen ſolchen Grad, daß ich im gänzlichen Vergeſſen der Gegenwart, zu nicht geringer Befremdung der Vorubergehenden, bald das Schmettern der Trompeten und den Donner der Kanonen, bald das Schrillen der Pfeifen und das Schwirren der Schwarmer bey meinem präſumtiven Einzuge nachahmte; oder auch wohl einen neben mir gehenden Laſttrager, als meine ſüße Braut, wonnevoll anlächelte.

Don Diego. O Don David! o Don David! — Und entdeckte er der reizenden Donna Clara niemals, welche Geſinnung er fur ſie hegte?

Tiburzio. Keineswegs habe ich das gethan, Euer Gnaden. Denn einerſeits kam es mir vor, als wenn der Herr Gouverneur gegenwartig die Sache dennoch etwas ungünſtig aufnehmen durfte; und dann wollte ich mich auch nicht erklären, bis ich nicht im Glanz meines neuen Glückes vor Donna Clara hintreten könnte. Ich begnügte mich alſo vor der Hand damit, daß ſie an meinem Geplauder Wohlgefallen zu finden ſchien, wenn ſie mich im Garten antraf: was öfters geſchah, da ich durch meinen Bekannten einen ſchicklichen Vorwand hatte, dort hinzugehen, und den Gelegenheiten, Donna Clara zu treffen, eben nicht auswich. Auch gab ſie mir einige Male kleine Aufträge in der Stadt auszurichten; und alles wurde ganz gut gegangen ſeyn, wenn das Gluck nur ſonſt meinen Plänen günſtiger geweſen ware, und jene ubermuthige und boshafte Perſon, jene Donna Beatriz, jene ſchwediſche Natter, ſich nicht auf eine fur mich ſehr unerfreuliche Weiſe in's Spiel gemiſcht hätte.

Don Diego. Er muß dieſe Donna Beatriz doch irgend einmal beleidigt haben.

Tiburzio. Nicht im Geringſten; denn das bischen Sand, das ich ihr in's Geſicht und in die Halskrauſe geſpritzt hatte, hätte ſie mir wohl verzeihen können. Allein ſie war von Natur aus eine bösartige Perſon, die es ſich nun einmal durchaus in den Kopf geſetzt hatte, mich für einen Gecken zu halten; die mich bey jeder Gelegenheit ſchraubte; mir jedes Wort im Munde verkehrte; und die es bey dieſem allen nicht einmal bewenden ließ. Eines Abends nämlich, als ſie ganz gegen ihre Gewohnheit ungemein freundlich mit mir geweſen war, gab ſie mir einen Auftrag auszurichten, und ſagte mir heimlich, daß ich ihr am folgenden Tage deßwegen Nachricht bringen ſollte, und daß ich ſie zu einer beſtimmten Stunde im Garten treffen würde. Ich traf ſie des andern Tages auch wirklich ganz allein, und wollte mich, als ich ihr Bericht erſtattet hatte, ohne weiteren Aufenthalt wieder entfernen, da ich gar nicht gerne in ihrer Geſellſchaft war. Sie aber hielt mich zurück, ließ mich neben ſich ſitzen, war die Freundlichkeit ſelbſt, und wußte, eh' man eine Hand umkehrte, das Geſpräch auf Donna Clara zu bringen. Sie ſagte es mir auf den Kopf zu, daß ich in dieſelbe verliebt ſey, wie beſtimmt ich dem auch immer widerſprechen mochte. Dann lobte ſie meine Zurückhaltung, und rieth mir ſelbſt, dieſe bis zu einem günſtigeren Zeitpunkte beyzubehalten, der, wie ſie ſagte, endlich auch erſcheinen würde; denn ſie wiſſe gar wohl, ſagte ſie, daß es mir an glänzenden Ausſichten gar nicht fehle. Inzwiſchen, meinte ſie, könne ſie es doch nicht loben, daß ich die Zurückhaltung ſo weit treibe, auch nicht auf irgend eine vereckte Weiſe, wie ſchüchterne Liebhaber ihre Verehrung einer Dame zu erkennen gaben, Donna Clara von meiner Leidenſchaft etwas merken zu laſſen. Zu einer Serenade wolle ſie ſelbſt mir Gelegenheit ſchaffen, wenn ich mir anders eine gute Stimme zutraue, und, wie ſie nicht zweifle, einige Geſchicklichkeit auf der Guitarre beſitze. Nun war mir dieſer Vorſchlag zwar aus der Seele genommen: allein ich traute dieſer Donna Beatriz allzuwenig, als daß ich nicht hätte fortfahren ſollen, beharrlich zu läugnen, und deßwegen ihr Anerbieten von der Hand zu weiſen. Aber was half mir alle meine Klugheit gegen die Argliſt dieſer Kreuzotter. Als ich ſie das nächſte Mal in Geſellſchaft ihrer Freundin antraf, wußte ſie das Geſpräch ſo geſchickt zu wenden und zu drehen, und demſelben eine ſo zweydeutige Farbe zu geben: daß ich nothwendig auf den Gedanken kommen mußte, ſie habe Donna Clara jene Weigerung mitgetheilt, und dieſe wolle mir darüber ihre Empfindlichkeit zeigen. Auch beſtätigte ſie dieſe Vermuthung ſehr eifrig, als ich, thöricht genug, ſie deßwegen anging; und ich glaubte nun, noch weit thörichter, mich jetzt nicht weiter ſträuben zu dürfen.

Der Pallaſt des Gouverneurs hing mit einem Hintergebäude zuſammen, deſſen Fenſter in eine enge, faſt unbewohnte Gaſſe gingen, in der ich meine Serenade ausführen konnte, ohne Beſorgniß, ſo leicht von jemanden bemerkt zu werden. Geſchah es aber auch, daß ich bemerkt wurde: ſo vermuthete gewiß jedermann, daß mein Geklimper einer der Zofen des Hauſes gelte. Donna Beatriz verſprach mir nun, dieſe entfernt zu halten, und ihre ſchöne Freundin in jenen Flügel des Hauſes zu bringen, um mein Ständchen anzuhören. Ohne Verzug machte ich mich alſo daran, eine Canzone zu verfertigen, welche auf eine verſteckte Weiſe die Dollmetſcherin meiner Empfindungen werden, und niemanden, als meiner Angebeteten und ihrer Freundin verſtändlich ſeyn ſollte. Ich ſpielte in derſelben durch mehr als zwanzig Strophen mit dem Worte Clara ſo künſtlich, daß ich hoffen durfte, jene beyden Zwecke auf das vollkommenſte zu erreichen. Jede Strophe ſchloß ſich mit dem Verſe:

O divina hermosura *);

und da Boscan, Lope de Vega und Calderon das Ihrige zu meiner Compoſition hergegeben hatten: ſo hatte ich ein Gedicht zu Stande gebracht, das man in jedes Journal, und in jeden Almanach einrücken durfte.

Zur Aufführung hatte Donna Beatriz eine trübe Nacht unmittelbar vor dem Anfange der herbeygekommenen Regenzeit beſtimmt. Ich begab mich zur feſtgeſetzten Stunde an meinen Poſten, und harrte mit Herzklopfen, bis ich an dem mir bezeichneten Fenſter Licht gewahr würde. Endlich erſchien dieſes, und nun ſtellte ich mich, der empfangenen Anweiſung zu Folge, gerade unter jenes Fenſter und hob an zu ſingen, und mich auf der Guitarre zu begleiten. Ich glaube ich habe damals ſehr gut geſungen: denn ich ſang mit einer Bruſt voll Zärtlichkeit, und mit einer ſo ſeligen Empfindung, wie ich ſie ſonſt nie wieder gehabt habe. Deſto mehr erbittert mich die Erinnerung an die Kränkung, welche

---

*) O himmliſche Schönheit!

jene boshafte Kreatur mir für dieſen ſeligen Augenblick bereitet hatte. Ich ſang nämlich mit zurückgelegtem Kopfe, die Augen feſt auf den Stern gerichtet, der, wie ich wähnte, als Bote meines Glückes mir aufgegangen war, eben den Schlußvers der ſechsten Strophe:

O divina hermosura!

und hielt das letzte a in einer zierlichen Roulade mehrere Tacte hindurch aus: als plötzlich ein ganzer Strom von Waſſer — denn ich will glauben, daß es bloß Waſſer geweſen — in meinen weitgeöffneten Schlund ſtürzte, ſo daß ich unfehlbar hätte erſticken müſſen, wenn ich nicht beſinnungslos zur Seite getaumelt wäre, und wieder etwas Luft gewonnen hatte. Allein während ich in der That einige Sekunden wie ein Betrunkener hin und hertaumelte, hatte ich das Unglück, eine kleine alte Dame niederzutreten, die im Finſtern vor ihrem Neger durch die Gaſſe trippelte, und die nun ein ſo entſetzliches Geſchrey erhob, daß man es unfehlbar an den äußerſten Enden der Inſel gehört haben muß. Unverzüglich fiel nun ihr Neger mit den Fäuſten über mich her: allein in beſinnungsloſer Wuth droſch ich mit dem Halſe meiner zerbrochenen Guitarre ſo heftig und ſo unermüdlich auf ſeinen wollichten Schedel los, daß auch er ſeinerſeits laut: Diebe und Mörder! zu brüllen anfing. Jetzt kam, mit einem ganzen Heere von Menſchen, die Stadtwache herbey, und ich durfte von Glück ſagen, daß ich, ohne ſtrengere Unterſuchung, als ein Trunkenbold wieder weggeſchickt wurde, nachdem ich acht und vierzig Stunden im Block geſeſſen hatte.

Don Diego. Nun, wenn ſeine Glücksentwürfe ſonſt gelangen, ſo konnte er ſich über den kleinen Unfall leicht hinwegſetzen.

Tiburzio. Ach davon war jetzt leider keine Rede mehr! Euer Gnaden wird das Sprichwort nicht unbekannt ſeyn: Willkommen Unglück! wenn du allein kommſt *). Das traf denn auch jetzt bey mir ein. Denn als ich am Morgen des dritten Tages, gepeinigt von Liebe, Haß, Scham und Rachſucht, aus dem Stockhauſe nach meiner Wohnung zurückkehrte, erfuhr ich, daß das Schiff, bey welchem ich mit meinem ganzen Bischen Vermögen intereſſirt war, zu Grunde gegangen, und der Eigenthümer desſelben, in Folge dieſes Unfalls, als zahlungsunfähig landesflüchtig geworden ſey. Ob ich nun dieſen Schlag ſchmerzlich empfunden, und ob ich die Göttin des Glückes tauſend und wieder tauſendmal verwünſcht habe —

Don Diego. An dieſe Verwünſchungen will ich gerne glauben; ohne ſie deßwegen billiger zu finden, als alle andern Vorwürfe, welche man dieſer Göttin jemals gemacht hat.

Tiburzio. Inzwiſchen wird Euer Gnaden nicht unbekannt ſeyn, wie man in dieſen Vorwürfen zu allen Zeiten übereinſtimmte: indem ſothane Göttin zu allen Zeiten genugſame Proben des höchſten Leichtſinnes und Wankelmuthes, ſo wie einer bodenloſen Tucke und Falſchheit gegeben; weßwegen ſie denn die Griechen und Römer als auf einem Rade ſtehend abgebildet, und die letzteren ihr im Tempel zu Antium —

---

*) Bien vengas mal, si vienes solo.

Don Diego. Erſpar' er ſich das Weitere, lieber Tiburzio. Aus Allem, was er da ſagt, ſehe ich nur, daß er ſich von ſeinem Profeſſor in Salamanca etwas hat aufheften laſſen; und das einzig und allein auf das Zeugniß von einigen grillenfängeriſchen Dichtern und Künſtlern hin; alſo auf das Zeugniß von Leuten, die von jeher mit der Glücksgöttin auf einem geſpannten Fuße gelebt haben. Ganz anders lauten die Nachrichten meines ſchon neulich erwähnten Manuſcriptes. Dieſem zu Folge war Fortuna keineswegs die Tochter des Oceanus, oder des Conſus, wofür man ſie gewöhnlich ausgibt: ſondern eine Tochter des Jupiters und der Metis; und zwar von allen den zahlreichen Töchtern des Göttervaters bey weitem die geliebteſte. Aber nicht nur das geliebteſte Kind war ſie, ſondern auch das lieblichſte und liebenswürdigſte, welches die Hallen des Olymps noch jemals auferzogen hatten. Denn die kleine Fortuna zeigte ſchon im zarteſten Alter eine ſo freundliche und ſo wohlwollende Gemüthsart, daß es die Parzen ſelbſt nicht vermocht hätten, ihr gram zu ſeyn. Hatte Juno einmal üble Laune, weil ihr Gemahl entweder ſich wieder verwandelt, oder ihre kleinen Tücken ihr unſanfter, als billig, vorgeworfen und dabey gleich von Schlägen und Amboßen geſprochen hatte; war Apollo wieder einmal melancholiſch über ſeine verunglückten Liebesabenteuer, oder der Sohn der Maja über die endloſen Geſchäfte ſeines Bothen- und Kammerdienſtes; kurz zeigte ſich auf der Stirn irgend eines Gottes oder einer Göttin nur die geringſte Spur von Kummer oder übler Laune: ſo bath, koſte und ſchmeichelte die kleine Fortuna ſo lange und ſo artig um ſie herum, bis jedes Unmuthswölkchen wieder verſchwunden war. Dabey hatte die Kleine noch eine andere, und zwar eine ſehr ſeltſame Eigenheit. Alles, was man ihr gab, verſchenkte ſie, und man ſah ſie nur dann traurig, wenn ſie niemanden etwas zu ſchenken hatte. Unaufhörlich quälte ſie die Götter und Göttinnen, ihr zu ſagen, was ſie ſich wünſchten, und wenn dieſe nun, um den kleinen Quälgeiſt los zu werden, ihr einen Wunſch nannten, oder ſie ihnen einen ſolchen abgelauſcht zu haben glaubte: ſo machte ſie die wunderlichſten Anſtalten, denſelben zu erfüllen. So ſollte Jupiter die Daphne aus einem Lorbeerbaum durchaus wieder in eine Nymphe verwandeln, und da dieß nicht anging, ſo warb ſie für den Sohn der Leto, zum Erſatz für ſeine Geliebte, um die alte Veſta; und der lahme Vulkan hatte genug zu thun, um ſich der Zumuthung zu erwehren, eine Woche um die andere ſeine Cyklopen allein arbeiten zu laſſen, und ſtatt des Merkur Bothen zu laufen. Am meiſten Noth aber machte ſie dem Vater Jupiter. Kam ſie irgend einmal dazu, wenn er eben den Schieber des Hörrohres geöffnet hatte, durch welches die Bitten der Sterblichen zu ſeinem Ohre gelangen: ſo ſollte er ohne Unterſchied jede Bitte gewähren, wie ſonderbar ſie auch immer ſeyn mochte; und da er in einem ſolchen Falle doch nicht gleich zu ſeinen Blitzen greifen konnte, ſo wußte er oft keinen Rath zu finden, wie er die kleine Zudringliche ſich ferne halten ſollte.

Da er wußte, daß ſein Töchterchen vom Schickſal dazu beſtimmt war, die Austheilerin der Gaben zu werden, welche die Sterblichen Güter des Glückes nennen, ſo machte ihm ihre gränzenloſe Gutmüthigkeit in der That nicht geringen Kummer. Vergebens nahm er, als die Zeit heranrückte, wo Fortuna ihre Wanderung auf die Erde antreten ſollte, ſeine ganze pädagogiſche Weisheit zuſammen, um ihr begreiflich zu machen, wie es, um das Räderwerk der Welt im Gange zu erhalten, durchaus nothwendig ſey, daß Hunderte darben, damit einer ſich behaglich befinden könne: Fortuna geſtand ihm unverhohlen, daß ſie keiner flehenden Miene, und noch weniger dem Anblick des Elendes widerſtehen könne; und daß ſie in dieſem Falle durchaus nicht weiter fragen würde, ob der Begehrende ihrer Gaben auch werth ſey. In dieſer Verlegenheit nun gerieth Vater Zeus auf den Einfall, ſeiner Tochter eine Binde vor die Augen zu legen.

»So lange du dieſe Binde vor den Augen trägſt, mein Töchterchen,« ſagte er, »und die Entſcheidung, ob jemand deine Gunſt verdiene, dem Gehör allein überläßt: ſo lange darf ich nicht fürchten, daß du ſie an Unwürdige verſchenkeſt. Denn du darfſt nur Acht geben, welche Sterbliche dich am lauteſten, ungeduldigſten und] ungeſtümſten herbeyrufen, um zu wiſſen, welche deiner Gaben am unwürdigſten ſind: und im Gegentheil darfſt du nur aufmerkſam ſeyn, welche andere von ihren Anſprüchen an deine Gunſt am wenigſten und am beſcheidenſten ſprechen, um zu wiſſen, daß es diejenigen ſind, welche dieſelbe am meiſten verdienen.«

Tiburzio. Mit Euer Gnaden Erlaubniß ſcheint mir Fortuna die Erinnerungen ihres Vaters gar ſchlecht im Gedächtniſſe behalten zu haben. Denn ſonſt würde ſie nicht ſchon ſo oft die Schlechteſten mit ihren Gaben überſchüttet, und die Beſten ihre unfreundlichſten Launen haben erfahren laſſen.

Don Diego. Damit, lieber Tiburzio, hat es ſeine eigene Bewandtniß. Er weiß zuverläßig noch von Salamanca her, daß es eine Göttin gibt, deren ausſchließliches Geſchäft es iſt, den Übermuth zu ſtrafen. Dieſe nun nimmt Fortunen oft ihre beſten Gaben, um diejenigen damit zu überſchütten, an deren Übermuth ſie ihr Rächeramt ausüben will. Denn durch ihren Übermuth, durch ihre trotzige Zuverſicht wird ihnen, was ſie als ein ſicheres Pfand ihres Glückes betrachten, zum ſicheren Werkzeuge des Verderbens. Was aber die Guten betrifft, die, wie er glaubt, allzuoft durch Fortunens Launenhaftigkeit leiden: ſo geſchieht es häufig, daß auch dieſe durch die Gunſt der Göttin zum Hochmuth, zu kecker Zuverſicht, und zu unerſättlicher Begehrlichkeit ſich verleiten laſſen. Merkt die Göttin nun dergleichen: ſo nimmt ſie ihnen alsbald wieder, was ſie ihnen gegeben hatte; und oft noch mehr. Auf dieſe Weiſe wird er ſich leicht erklären können, wie ſie es mit ihm ſelbſt machte. Da er bey Ceija dem verwundeten Ritter zu Hülfe eilte, zog ſie dieſem den Beutel aus dem Buſen, an welchen ſonſt weder der Ritter, noch er ſelbſt gedacht haben würde, und der ſonſt, wer weiß wem zu Theile geworden wäre. Sehr wahrſcheinlich iſt es mir, daß er ſchon in Sevilla wieder ihre Gunſt verſcherzte: allein er gewann dieſe aufs neue, als er ſich menſchenfreundlich der ſcheinbaren Verlaſſenheit Don Davids annahm. Nun meinte es die Göttin recht gut mit ihm, und hatte ihm eine reiche Erbſchaft, eine ſichere und ehrenvolle Verſorgung zugedacht. Aber kaum hatte er jenen oberſten Grundſatz des Handels adoptirt, dem ſie von jeher mit Recht ſpinnenfeind geweſen iſt: ſo kehrte ſie ihm ſogleich den Rücken, und überließ ihn den Händen jener anderen Göttin, die ihn eine Weile mit der Ausſicht auf die Stelle eines Vicekönigs von Mexico äffte, und ihn zuletzt in den Stock brachte. Ich hoffe er ſieht ein, Tiburzio, daß er bey dem Allen wenig Urſache hat, der Glücksgöttin über ihr Betragen gegen ihn Vorwürfe zu machen.

Tiburzio. Euer Gnaden haben vollkommen Recht. Aber ein wenig gar zu ſtrenge iſt ſie dennoch mit mir verfahren. Denn als ich mit dem letzten Reſtchen meines Geldes nach Europa zurückſegelte, wurde unſer Schiff, da wir uns bereits der Bay von Cadiz näherten, von einem ſo furchtbaren Sturm ergriffen, daß die älteſten Seeleute ſich nicht erinnerten einen ähnlichen erlebt zu haben. Mehrere Tage kämpften wir mit aller Anſtrengung dagegen; und weit, weit wurden wir in der Richtung gegen Nord-Oſten von unſerm genommenen Curs verſchlagen, um zuletzt im Angeſicht eines uns ganz fremden Hafens auf die kläglichſte Weiſe Schiffbruch zu leiden.

Don Diego. Ich bedaure ihn, Tiburzio. Aber das Weitere ſoll er mir morgen erzählen.

II.

Tiburzio. Voll der fröhlichſten Erwartungen, in Weſtindien ein glänzendes Glück zu finden, hatte ich Europa verlaſſen: arm, krank, als ein Schiffbrüchiger, ohne irgend einen Freund, ohne irgend eine Ausſicht auf Unterſtützung und Hülfe betrat ich es wieder. Kaum hatte ich in meiner Faja*) ſo viel gerettet, um mir ohne Betteln eine Weile hindurch das Leben zu friſten. So ſchleppte ich mich denn durch das mir fremde Land in einem Zuſtande von Abſpannung und Niedergeſchlagenheit, wie ich ſie früher noch niemals empfunden hatte. Zur Arbeit waren meine Kräfte noch zu ſchwach, meine geringe Baarſchaft ſchmolz mit jedem Tage mehr zuſammen, und mit einem marternden Gefühl dachte ich den Gedanken, daß ich nächſtens meinen Unterhalt von der Mildthätigkeit würde erbetteln müſſen. So warf ich mich denn eines Tages — es war ein Sonntag — unter einen Baum hin, und verſank ſo gänzlich in die Betrachtung meines Unglückes, daß ich den Engel, welchen mir der Himmel ſandte, als er vor mir ſtand, nicht früher gewahrte, als bis er mich anredete.

Don Diego. Und wer war nun dieſer Engel, welchen der Himmel ihm da geſandt hatte?

Tiburzio. Niemand anderer, als der König ſelbſt war es, der ohne Begleitung in der Gegend herumſtreifend, auf mich geſtoßen war, und dem meine troſtloſe Verſunkenheit aufgefallen ſeyn mochte. Er war ein langer, kräftiger Mann, von ernſtem und ſtattlichem Ausſehn, der mich erſt eine gute Weile ſchweigend betrachtete, und mich durch und durch ſehen zu wollen ſchien, eh er nur den Mund öffnete, um mich zu fragen, weß Landes ich ſey, wo ich herkomme, und wohin ich wolle. Ich ſagte ihm nun in Kürze, wie ich Schiffbruch gelitten; daß ich krank ſey; und daß ich nirgends ein Unterkommen zu finden wiſſe. Er hieß mich ihm folgen; und in banger Erwartung begleitete ich ihn in ſeine Reſidenz, wo ich vor der Hand einem ſeiner Hofbedienten übergeben ward, um mit Speiſe und Trank erquickt zu werden. Endlich wurde ich in das Schlafgemach Seiner Majeſtät geführt. An der Hauptwand desſelben hing ein großes Gemälde, das gleich beym Eintritt meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Seine Majeſtät bemerkten das mit Wohlgefallen, und indem Sie mir näher traten, und mit Würde die linke Hand auf meine Schulter legten, und mit dem Zeigefinger der Rechten auf das Gemälde deuteten, ſprachen Sie: »Von den beyden Souverainen, welche er auf dieſem Gemälde erblickt, iſt der hier mit dem Silberhaare und dem ſchwarzen Zwickelbarte mein erlauchter Ahn und Vorfahrer in der Regierung, Ramiro der Zweyte: dieſer junge Mann aber, der, umgeben von der Blüthe des ſpaniſchen und niederländiſchen Adels, Don Ramiro mit einem freundlichen Lächeln die Hand ſchüttelt, und ihn »Bruder und College« nennt, iſt der unbeſiegte Carlos der Erſte *). Und wohl verdiente es mein Ahn Ramiro,« ſetzten Seine Majeſtät hinzu, »daß der unbeſiegliche Carlos der Erſte ihn Bruder nannte: denn er war ein Mann von Ehre. Sag' er mir demnach aufrichtig, ob auch er ſeine Ehre bewahrt hat; und dann will ich ſehen, was ich für ihn thun kann.«

---

*) Eine Art Gürtel, welcher um den Leib geſchlungen wird.

---

*) Als deutſcher Kaiſer, Carl der Fünfte.

Ich gab alſo Seiner Majeſtät einen kurzen Abriß meiner bisherigen Lebensgeſchichte, mit Hinweglaſſung einiger Details, die ich jedoch auch Euer Gnaden zu verſchweigen nicht das Herz hatte. Trotz dieſer Ausgabe meines Lebenslaufes in usum Delphini zogen Allerhöchſtdieſelben mehr als einmal die Augenbraunen zuſammen, und geruhten am Schluß meiner Erzählung die Bemerkung zu machen: ich ſey ein Geck und ein Landläufer; inzwiſchen wollten Sie es, in Anbetracht meiner hülfloſen Lage, mit mir verſuchen, und mich in Ihre Dienſte nehmen: wie ich denn wirklich des andern Morgens, eh' Seine Majeſtät nach dem Markte von Uzedo fuhren, um dort einige Fanegas Getreide zu verkaufen, im Gartendepartement förmlich angeſtellt wurde.

Don Diego. Er braucht keine ſo ſchlaue Miene zu machen, Tiburzio; ich habe es bereits errathen, daß hier von dem König der Patonen die Rede iſt *).

---

*) Da nicht alle Leſer im Errathen ſo glücklich ſeyn dürften, wie Don Diego: ſo diene hier Folgendes zur Nachricht. Das kleine Reich der Patonen, im Umfange des Thales von Torre Laguna in Altcaſtilien gelegen, entſtand im achten Jahrhundert, durch den Schrecken, welchen der Einfall der Mauren verbreitete. Die Einwohner einiger benachbarten Thäler nahmen ihre Zuflucht in dieſe Berge, und entgingen da den Nachforſchungen und Verfolgungen der Feinde ihres Vaterlandes und ihrer Religion. Sie wählten unter ſich ein Oberhaupt, das ſie König nannten, und machten dieſe Würde in ſeiner Familie erblich. Ihre Könige regierten ſie bis in's achtzehnte Jahrhundert; inzwiſchen erkannten ſie nach der Vertreibung der Mauren die Oberherrſchaft der Könige von Caſtilien an. Die ſpaniſchen Könige — und gewiß

Auf dieſe Art war ja ſein Wunſch, einen Hofdienſt zu erhalten, ganz unerwartet zuletzt dennoch in Erfüllung gegangen.

Tiburzio. Allerdings war er das; nur daß ſich der Hofdienſt, welcher mir zu Theil wurde, zu dem, welchen ich gewünſcht hatte, ungefähr ſo verhielt, wie die Macht eines Königs der Patonen zu der Macht des Königs von Spanien und Indien. Es ſah genau ſo aus, als ob das Schickſal mich gerade nur darum zu dem Könige der Patonen in Dienſte gebracht hätte, um mit der ihm ſehr geläufigen Ironie über die hochfahrenden Entwürfe zu ſpotten, mit welchen ich mich auf Cuba getragen hatte. Aber trotz dem wünſche ich mir noch heute Glück dazu, Ramiro den Fünften gekannt und ihm gedient zu haben; denn war ſein Reich vielleicht auch das kleinſte in der alten, wie in der neuen Welt: ſo war er doch gewiß einer der beſten Könige, welche jemals regiert haben.

Don Dieg[illegible]ß war er das; und ich trete

---

es machte ihnen Ehre! — ehrten oder duldeten dieſe Regierungsform; und wenn ſie Befehle dahin ergehen ließen, ſo richteten ſie dieſelben: an den König der Patonen.

Der Letzte von dieſen Königen, in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, entſagte ſeiner Würde. Die Patonen, ohne Oberhaupt, willigten ein, ſich einem Beamten des Königs von Spanien zu unterwerfen, und wurden der Gerichtsbarkeit von Uzeda einverleibt. De Laborde: maleriſche und hiſtoriſche Reiſe durch Spanien. Drittes Bändchen.

ſeiner Meinung um ſo lieber bey, da ich den unglücklichen Don Ramiro den Fünften perſönlich gekannt habe.

Tiburzio. So werden mir Euer Gnaden zuverläßig auch darin beyſtimmen, daß etwas ganz Unbegreifliches in ſeinem Weſen lag, worüber man ſich Tag für Tag auf's neue verwundern konnte.

Don Diego. Etwas Unbegreifliches? Und was war denn das Unbegreifliche an dieſem Manne, worüber er ſich Tag für Tag verwundern mußte.

Tiburzio. Ich habe nämlich in meinem ganzen Leben keinen Menſchen geſehen, deſſen Handlungsweiſe dem Recht der geſunden Vernunft ſo genau entſprochen hätte, und der dabey in dieſem Recht ſo gänzlich unwiſſend geweſen wäre, wie dieſer Don Ramiro der Fünfte. Denn gar nicht davon zu reden, daß er ſelbſt durchaus kein Geſchick beſaß, über dieſen wichtigen Gegenſtand zu reflectiren: ſo wies er, was ich bey vorkommenden Gelegenheiten darüber bemerken wollte, nicht nur auf das entſchiedenſte von der Hand, ſondern nannte es wohl auch geradezu leeres Geſchwätz oder albernes Geplapper. Er war gerecht, mäßig; ſtrenge gegen ſich, und ein ſchonender Beurtheiler Anderer; uneigennützig, großmüthig, freygebig, wohlthätig und in jeder Hinſicht Freund und Vater eines jeden ſeiner Unterthanen; und das Alles — ohne ein einziges Mal, glaube ich, ſich die Frage vorgelegt zu haben, warum er, nach conſequenten Folgerungen aus den Geſetzen der geſunden Vernunft, gerade ſo, und nicht anders ſeyn müſſe. Zu ſeyn und zu handeln, wie er war und handelte, ſchien ihm eben ſo natürlich zu ſeyn, als das Athemholen, und alles, was einer Reflexion bey ihm ähnlich ſah, war, daß er vielleicht einmal ſagte: das gezieme ſich, oder gezieme ſich nicht für einen Nachkommen Ramiro's des Zweyten; oder dieß oder jenes vertrage ſich nicht mit der Ehre eines Königs der Patonen.

Don Diego. Dieſes ſelbſt aber hätte ihm, glaube ich, über den Charakter ſeines Herrn hinreichenden Aufſchluß geben können. Denn ſo wie ich denſelben gekannt habe, war die hohe Idee, welche er von Ehre, und von der Erhabenheit ſeiner Würde und ſeines Berufes hatte, die vorzüglichſte Quelle aller ſeiner Tugenden.

Tiburzio. Ich zweifle gar nicht weiter, daß Euer Gnaden Recht haben; denn ich erinnere mich wohl, mehr als einmal die Worte aus ſeinem Munde gehört zu haben: *Unrecht iſt Unehre.* Aber nimmermehr hätte ich es einem ſo ſchlichten Grundſatze zugetraut, daß er alles philoſophiſche Nachdenken ſo gut zu erſetzen vermöchte.

Don Diego. Das, Freund Tiburzio, darf er freylich jedem Grundſatze zutrauen, der überhaupt auf den Unterſchied zwiſchen Recht und Unrecht gegründet, und für denjenigen, der ihn adoptirt hat, zur wirklichen Richtſchur des Handelns geworden iſt. Kaum aber weiß ich einen andern Grundſatz zu nennen, der *unter dieſer Bedingung*, mehr zu leiſten vermöchte, als der Grundſatz Ramiro's: *Unrecht iſt Unehre*; indem ſich derſelbe mit einem der ſtärkſten Triebe der menſchlichen Natur verbindet: mit dem Triebe nach Ehre, meine ich. Denn es gibt wohl wenig ſo verworfene Menſchen, daß ſie nicht auf Ehre Anſpruch machten; und wenn daher ſo Viele dieſen Anſprüchen geradezu entgegenhandeln: ſo kommt es wohl nur daher, daß ſie das Weſen der wahren Ehre entweder überſehen *wollen*, oder es aus geiſtiger Flachheit wirklich mißkennen Über das Eine, wie über das Andere, muß man ſich um ſo mehr verwundern: da alle, oder doch faſt alle Menſchen über dasjenige einig ſind, was allein gerechte Anſprüche auf Ehre geben kann; ſo daß es ihnen alſo bey keiner ihrer Handlungen oder Beſtrebungen an einem zuverläßigen Maßſtabe fehlt, um zu beſtimmen, in wie fern dieſelben wirklich der Ehre werth ſeyen, oder ihnen vielmehr Schande, als Ehre bringen. Hat nun ein einfacher, ſchlichter Sinn erſt richtig erkannt, daß es keinen andern gültigen Anſpruch auf Ehre gebe, als Recht zu thun, und demzufolge keine andere Unehre, als Unrecht: ſo wird er in ſeiner Ehrbegierde ſelbſt einen ſicheren Führer zu jeder Tugend, und einen weit feſteren Schutz gegen alle Verirrungen auf die Pfade der Thorheit und des Unrechtes beſitzen, als er ihn in der gewandteſten philoſophiſchen Reflexionsgabe allein zu finden vermöchte.

Tiburzio. Euer Gnaden haben vollkommen Recht: und was Sie da ſagen, iſt mir ungemein einleuchtend. So war es in der That. Der hohe Begriff, welchen mein guter Herr von der Erhabenheit ſeiner Würde hatte, war der Grund aller ſeiner Tugenden, und die Ehre war die Seele ſeines ganzen Lebens. Darum nahm dieſes auch ein ſo beklagenswerthes Ende, als er jene verloren glaubte.

Don Diego. Wie war es denn damit. Er hat das ſchon einmal berührt. Erzähl er, Tiburzio; das Schickſal dieſes wackern Mannes geht mir nahe.

Tiburzio. Er hatte, wie Euer Gnaden vielleicht bewußt ſeyn wird, eine einzige Tochter, die er wie ſeinen Augapfel liebte. Das verdiente ſie auch gar wohl: denn, die unvergleichliche Donna Clara ausgenommen, habe ich kaum jemals ein ſchöneres Mädchen geſehen, als dieſe Donna Juſtina. So viel wenigſtens iſt gewiß, daß Donna Beatriz, die ſich nicht wenig auf ihre Schönheit einbildete, eine Meerkatze gegen ſie war. Dabey war ſie durch die Strenge, welche im Charakter, wie in der ganzen Haushaltung ihres Vaters herrſchte, ſchüchtern und zurückhaltend geworden; eine Zurückhaltung, welche mit der natürlichen Lebhaftigkeit, und mit einer gewiſſen Energie ihres Gefühls in einem Widerſpruch ſtand, der ſich auf mehr, als eine Weiſe kund gab. So war es denn, wie ſtrenge ſie auch von ihrem Vater gehalten wurde, einem in Uzeda liegenden Werboffizier, einem Menſchen von verwegnem, und mehr als zweydeutigem Charakter, gelungen, ſie in einen Liebeshandel zu verſtricken, den ſie ſo geheim zu betreiben wußte, daß niemand das geringſte davon merkte, und nur der Zufall mich zu der Entdeckung führte. Denn als ich einſt in einer ſchönen Mondnacht, trotz meiner Ermüdung, ſtatt zu ſchlafen, in ſüße Erinnerungen an die unvergleichliche Donna Clara verloren, im Fenſter lag, ſah ich die Prinzeſſin durch den Garten ſchleichen, und einen fremden Mann in denſelben einlaſſen, den ich gar bald für jenen Offizier, und für ihren Liebhaber erkannte. Nun war ich zwar keinesweges weder ungewiß, noch unſchlüſſig, was ich zu thun hätte: allein kaum wußte ich, wie ich die Sache angreifen ſollte, da ich mit Recht vermuthen konnte, daß mein Gebieter eine ſolche Entdeckung ſehr unfreundlich aufnehmen würde. Auch werde ich nie den Blick vergeſſen, mit welchem er mich anſah, als ich mir endlich ein Herz faßte, und ſie ihm mittheilte. »Schweig, elender Sclave!« rief er mit funkelnden Blicke, und noch mehr Abſcheu, als Unwillen; »du magſt betrunken geweſen ſeyn, oder geträumt haben: die Tochter Ramiro's des Fünften, die Enkelin Ramiro's des Zweyten ſollte ſo weit ihrer ſelbſt und ihrer Abſtammung vergeſſen können! Es iſt nicht denkbar! — Verdank es deinem Unverſtand,« ſetzte er hinzu, »daß ich deine freche Läſterung verzeihe, und entferne dich auf der Stelle aus meinem Angeſichte!« — Er ſagte dieſe Worte mit einem ſo würdevollen Unwillen, und mit dem Ton einer ſo feſten Überzeugung von der Unmöglichkeit der Sache, daß ich — ungern geſteh' ich es Euer Gnaden — da mir überdieß ein Collegium einfiel, welches ich bey einem grundgelehrten Profeſſor in Salamanca über die Täuſchungen der Sinne gehört hatte, daß ich, ſage ich, ſelbſt zweifelhaft wurde, ob ich auch richtig geſehen hätte. Ich hatte inzwiſchen nur allzurichtig geſehen, wie wiederholte Beobachtungen mich lehrten; und auch dem unglücklichen Enkel Ramiro's des Zweyten ſollten die Augen bald genug geöffnet werden.

Eines Abends bemerkte ich, daß mein Herr ungewöhnlich ernſt bey Tiſche ſaß. Er ſchien in ſeinem Innern einen ſchweren Kampf durchzukämpfen. Er warf von Zeit zu Zeit einen zweifelhaften, kummervollen Blick auf ſeine Tochter, und ließ ſie, als ſie eine Kleinigkeit verſah, hart an, was er ſonſt niemals zu thun pflegte. Aber als er ſich vor dem Schlafengehen von den Seinigen trennte, ſchien er ſeine ganze gewöhnliche Ruhe wieder geſammelt zu haben. Er legte heiter, wie ſonſt, ſeine Hand auf das Haupt der Tochter, und entließ ſie mit den Worten: »Gott ſegne dich, mein Kind!« Gleich darauf aber ſah ich auf's neue eine trübe Wolke ſich auf ſeine Stirne lagern, und ich hörte ihn noch lange in ſeinem Zimmer auf und niedergehen. Er mochte dieſen Tag noch von and'rer Seite her eine Warnung erhalten, und dieſe nicht mehr ſo leicht, wie jene erſte abzuweiſen vermocht haben. Unter ſolchen Vermuthungen ſchlich denn auch ich nach meinem Gartenpallaſte; beſchloß aber bey mir ſelbſt meine Obſervationen zu erneuern. Auch that ich es nicht vergeblich. Noch vor Mitternacht ſah ich Donna Juſtina, einen Bündel unter dem Arm, durch den Garten ſchleichen. Mehr als einmal blieb ſie zögernd ſtehen, und ich ſah deutlich, daß ſie ſich die Augen trocknete; aber jetzt ließ ſich von der Seite der Straße her ein dumpfes Klatſchen hören: und jetzt eilte ſie mit entſchloß'nem Schritt einem Hinterpförtchen zu, das auf die Straße hinausführte. Nun war kein Augenblick zu verlieren. Ich eilte nach dem Zimmer meines Herrn, und pochte. Er öffnete: »Was willſt du?« fragte er mit einem Blick, als ob er einen Geiſt ſehe. — »Sie iſt fort!« ſagte ich mit einer Beſtürzung, die mehr noch ſein Anblick, als das Ereigniß das ich ihm mittheilen wollte, erregte. — »Wer? Juſtina?« — Ich vermochte nur zu nicken. — »O mein

Gott!« rief er, beyde Hände vor das Geſicht ſchlagend, mit einem Tone, der auch den Fühlloſeſten hätte zu Thränen bewegen können. — »Wir wollen nach,« ſagte ich heftig aufgeregt, und kaum wiſſend was ich that, oder ſagte: »ich will die Pferde anſchirren; wir werden ſie einholen.« Ich verließ ihn; ich beſorgte ſo ſchnell und ſo geräuſchlos als möglich die Pferde; ich kehrte zurück. Der kräftige Mann ſaß bleich und bebend auf ſeinem Bette, ohne ſich bey meinem Eintritt zu regen. Ich faßte ihn unter den Arm, und er ließ ſich fortführen, wie ein Kind, ohne nur einen Laut von ſich zu geben. Als wir jetzt auf der Straße waren, verſuchte ich es ein paar Mal, ihm einige Worte des Troſtes zu ſagen: — kein Laut; ein langſames, ſchweres Athemholen war das einzige Zeichen des Lebens. Ich jagte, was die Pferde laufen konnten, und endlich erblickten wir die Flüchtlinge auf zwey Maulthieren auf unſerem Wege. Wir holten ſie ein. »Halt! Halt!« rief Ramiro mit einer gewaltſamen Anſtrengung, und ſtürzte ſich vom Wagen.

Sie hielten. Don Ramiro ging eben ſo langſam auf ſeine Tochter zu, als er raſch vom Wagen geſprungen war. Juſtina's Entführer redete ihn zuerſt an; ich habe nicht behalten, was er ſagte, und jener ſchien ihn gar nicht gehört zu haben. Der Schmerz hatte ſeine Bruſt krampfhaft zuſammengezogen; es dauerte einige Minuten, während welchen er die ergriffene Hand ſeiner Tochter nicht losließ, ehe er ſprechen konnte.

»Kehre um, meine Tochter,« ſagte er endlich mit gedämpfter Stimme; »kehre um, es iſt Nacht, die

Nacht wird meine Schande bedecken.« — »Nein! Nein!« ſtieß er gleich darauf laut und heftig hervor; »nein, die Schande läßt ſich nicht bedecken! Sie wird offenbar werden. O meine Ehre! meine Ehre! —« Juſtina weinte. »»Vergebt mir, Vater!«« ſagte ſie; »»bald kehre ich, als die Gattin dieſes Mannes, in euer Haus zurück.««

»Bald? — bald?« wiederholte Ramiro zwey-dreymal mit vorgebogenem Leibe, als ob er auf etwas lauſche. »Auch jetzt noch willſt du dieſem Schändlichen folgen, der meine und deine Ehre mordete? —«

»»Ich habe es geſchworen,«« ſagte Juſtina zögernd, aber mit einem nicht unentſchiedenen Tone, »»die Gattin dieſes Mannes zu ſeyn.««

»Geſchworen?« wiederholte er; »geſchworen feſtzuhalten an der Schande! das willſt du? das!«

Er ſchauderte heftig zuſammen, wie von einem plötzlichen Fieberfroſt geſchüttelt. »So geh'!« ſagte er dann faſt tonlos, und ließ die Hand ſeiner Tochter fahren, die er bisher immer feſt gehalten hatte. Der Offizier, der fürchten mochte, daß ihm ſeine Beute zuletzt dennoch entgehen möchte, ergriff raſch den Zaum von Juſtina's Maulthier, und jagte in voller Eile davon.

Regungslos ſtand Ramiro noch immer, als der Trott der Maulthiere in der Ferne ſchon lange verhallt war, in der Stellung eines Lauſchenden. »Sie kehrt nicht zurück,« ſagte er leiſe vor ſich hin; »ſie iſt der Schande verfallen auf immer. O ich Unglücklicher!«

Ich wagte es, zu ihm zu treten, und ihn ſanft anzufühlen. »Kehrt um, lieber Herr!« ſagte ich, »ſeht dort bricht ſchon die Dämmerung an.«

Er bebte bey meiner Berührung zuſammen; dann wendete er den Blik nach Oſten, wo bereits ein heller Streifen ſichtbar wurde, und rang troſtlos die Hände gegen Himmel. Ich ſuchte ihn zu bewegen wieder aufzuſteigen; er ſchüttelte den Kopf, hieß mich nach Hauſe fahren, und ſchritt mit geſenktem Haupte langſam neben dem Wagen her.

Ungefähr eine halbe Viertelſtunde vor dem Flecken ſteht am Wege eine uralte Eiche, unter der ſich ein grob behauener Stein ohne Inſchrift und Zeichen befindet. Hier ſoll, der Sage nach, als die Patonen beym Einfall der Mauren in dieſes entfernte Thal flüchteten, ihr Anführer im Kampfe gegen einen Haufen der Ungläubigen, der bis in dieſe Schluchten vordrang, gefallen, und durch ſeine Tapferkeit die Veranlaſſung geworden ſeyn, daß die Patonen ſeinen Sohn zu ihrem Könige wählten, und dieſe Würde in der Familie desſelben erblich machten. Hier wich Ramiro aus dem Geleiſe, und wendete ſeine Schritte nach der Eiche zu, unter welche er ſich hinwarf. Ich ſtieg nun ebenfalls ab, befeſtigte die Zügel am Sitze, und ging ihm nach. Er lag auf ſeinem Geſichte, und ich hörte ihn leiſe wimmern und ſchluchzen. Wohl länger als eine Viertelſtunde mochte er ſo gelegen haben, ohne daß ich das Herz gehabt hätte, ihn anzureden; denn ich fühlte meine Bruſt ſchmerzlich beklemmt, und konnte mir vorſtellen, wie die ſeinige gepreßt ſeyn mochte. Jetzt richtete er ſich auf. Er wiſchte mit der verkehrten Hand die Thränen aus ſeinen Augen, und blickte mich einige Sekunden ſchweigend an. »Sieh nach den Pferden, mein

Sohn,« ſagte er dann. Ich gehorchte. Aber kaum vier bis fünf Schritte hatte ich mich entfernt, als ich ein Geräuſch hinter mir höre. Der Unglückliche hatte ſich, wie ich den Rücken gewendet, mit einem Meſſer die Bruſt durchſtoßen. Er lag an die Eiche gelehnt, und ein Strom von Blut quoll aus der Wunde. »Grüße mein Weib,« ſagte er mit matter Stimme, »und bleibe bey ihr bis an ihr Ende. Grüße meine Unterthanen; jeden, jeden. Gott ſegne ſie. — Gott — —« Er vermochte nicht zu enden, und verſchied nach wenig Augenblicken in meinen Armen. —

Vergeben mir Euer Gnaden, daß ich meine Thränen nicht zurückhalte. Aber nie hat ein fremder Schmerz mich tiefer erſchüttert, als der Schmerz dieſes Mannes. War ſein Reich auch wahrſcheinlich das kleinſte, wovon irgend ein Menſch ſich König nannte: ſo war er doch gewiß einer der beſten Könige, die jemals regiert haben; und nie kann ich an ihn denken, ohne bey mir ſelbſt zu ſagen: Armer Ramiro, ſo hätteſt du nicht enden müſſen!

Don Diego. Wohl mag er ſagen, Tiburzio: ſo hätte der Unglückliche nicht enden ſollen; mit einem Frevel gegen ſein eigenes Leben. Aber kaum weiß ich, der ich ihn gekannt habe, wie er anders hätte enden können.

Tiburzio. Darf ich fragen, wie Euer Gnaden das meinen.

Don Diego. Ich will es ihm ſagen, Tiburzio. Jener Ramiro war unſtreitig einer der wackerſten Männer, die mir vorgekommen ſind. Gewiß war er ehrenwerth; denn ſein ſchlichter, unverbildeter Verſtand hatte ihn richtig erkennen laſſen: Unrecht ſey Unehre; auch das kleinſte. Er hatte Kraft des Charakters genug, dieſem Grundſatze ſein ganzes Leben durch treu zu bleiben. Aber dieſe Kraft nahm er immer zunächſt aus dem Streben nach äußerer Ehre. Das Verlangen, dieſer werth zu ſeyn, war die weſentlichſte Grundlage ſeiner Achtung für das Recht, und ſeines Abſcheues vor dem Unrecht. Jenes ſicherte, dieſes vernichtete ſeine Anſprüche an die äußere Ehre. Als dieſe Anſprüche in der Meinung Anderer unheilbar verletzt waren: da mußte das Leben ihm eine unerträgliche Laſt ſcheinen. Die äußere Ehre war ſein Götze; dieſer fiel: und mit dieſem brach auch ſeine ganze Kraft zuſammen, und Alles, was ihn von jenem traurigen Frevel hätte zurückhalten können.

Die wahre Ehre iſt, wenn ich nicht irre, ein Heiligthum unſers Innern. Ich will damit nicht ſagen, ſie habe mit der äußeren Achtung Anderer nichts zu ſchaffen; denn da ſie in gerechten Anſprüchen beſteht, von Andern geachtet zu werden: ſo iſt wohl nichts natürlicher, als daß ſie nach dieſer Achtung ſtrebe; um ſo mehr, da ſie dieſelbe zu ſittlichen Zwecken nützen kann, und benützen ſoll. Aber ſie iſt etwas von jener äußeren Achtung Unabhängiges; indem ſie ſich auf etwas Selbſtſtändiges und Unabhängiges: nämlich auf die ſittlichen Begriffe gründet. In ſo fern nun dieſe überall ihre feſteſte und kräftigſte Wurzel in der Erkenntniß Gottes haben, kann man wohl ſagen, daß auch das Streben nach wahrer Ehre uns überall zu Gott zurückführe.

Wo daher das Streben nach äußerer Ehre bey einzelnen Menſchen, oder bey einer ganzen Generation ohne den ſichern Fond einer auf Religioſität gegründeten Sittlichkeit vorhanden iſt: da trägt es auch wenig geſunde und wünſchenswerthe Früchte. Auch äußert es ſich dann im Ganzen — und nur ſo will ich meine Behauptung genommen wiſſen — mehr als Streben nach äußerer Geltung, als nach wahrer Ehre; ja man kann ſagen, daß eben in dieſem Streben nach äußerer Geltung — wie ſcheinbar es ſich auch aufſtutze; wie es ſich auch mit Flittern behänge; wie es auch von einer höheren Idee den Schimmer borge, und wie ſorgfältig es die Larve der Unbefangenheit und Uneigennützigkeit ſich auch anpaſſe, der Begriff von wahrer Ehre nothwendig immer mehr untergehen müſſe; weil jenes tauſendfältig ſich geſtaltende Streben nach äußerer Geltung, wie es aus Anmaßung, Flachheit und Eigenſucht hervorgeht, zu dieſen auch überall hinführt. Und ſomit, Tiburzio, wollen wir beyde dem Himmel danken, daß wir in einer Zeit leben, welche ein ſolcher Vorwurf durchaus nicht treffen kann.

9.

Don Diego. Ich will hoffen, Freund Tiburzio, er werde das ſeinem Herrn gegebene Verſprechen, bey der Wittwe desſelben bis an ihr Ende auszuharren, gewiſſenhaft erfüllt haben.

Tiburzio. Allerdings habe ich das gethan, Euer Gnaden, und bin tröſtend und helfend bis zu ihrem Tode ihr zur Seite geblieben.

Don Diego. Und überlebte ſie ihren erlauchten Gemahl lange?

Tiburzio. Nicht länger als drey Wochen. Der Schmerz über das Unglück ihres Hauſes ſtreckte ſie auf das Krankenlager, und ſie verſchied in meinen und ihrer Tochter Armen, welche auf die Nachricht von dem Tode des Vaters ſich den Banden ihres Verführers entriſſen hatte, und reuig zu den Füßen der Mutter zurückgekehrt war. Sie fand ſpäter im Kloſter der Büßerinnen zu Uzeda eine Freyſtätte; die Patonen aber, welche ſich über die Wahl eines neuen Königs nicht vereinigen konnten, unterwarfen ſich der Krone von Spanien, und wurden dem Gerichtsbezirk von Uzeda zugetheilt.

Don Diego. Wenn ſie klug geweſen wären, ſo hätten ſie ihn zum König gemacht, Tiburzio.

Tiburzio. Von mir war gar keine Rede, und konnte darum nicht die Rede ſeyn, weil ich kein eingeborner Patone war. Inzwiſchen hatte ich in müßigen Stunden bey mir ſelbſt zahlreiche Reflexionen darüber angeſtellt, wie ich die Regierung führen wollte, wenn ſie an mich hätte kommen können.

Don Diego. Nun?

Tiburzio. Das Reich der Patonen war in ſeiner erſten Zeit etwas ausgedehnter geweſen, als in ſeiner letzteren Periode, und es iſt gewiß, daß damals einige Dorfgebiete dazu gehört hatten, die ſpäterhin davon getrennt worden waren. Dieſe Anſprüche würde ich alſo vor allem-Anderen hervorgeſucht haben, um mein Reich zu vergrößern, und meiner Thätigkeit einen weiteren Spielraum zu öffnen.

Don Diego. Genug, mein Freund; alles Übrige ſey ihm erlaſſen. Auch Rom hatte nur einen kleinen

Anfang. Was hätte nicht aus den Patonen werden können, wenn er an ihre Spitze getreten wäre! Wahrſcheinlich verweilte er nach der Löſung ſeines Gelübdes nicht mehr lange in ihrer Mitte.

Tiburzio. Euer Gnaden haben es errathen. Ich hatte mir in den zwey Jahren, in welchen ich mich in Don Ramiro's Hauſe befand, einige Thaler erſpart, und gedachte damit nach Madrid zu gehen, und dort mich um eine Verſorgung umzuſehen. Weit höher aber ſchlug ich den Gewinn an, daß ich in den zwey Jahren, welche ich in Don Ramiro's Hauſe zugebracht hatte, zum ordentlichen Manne geworden, und nicht ein einziges Mal auf die Pfade der Thorheit gerathen war. Darum nahm ich mir kräftig vor, mich künftig wohl vorzuſehen, mit wem ich mich einließe. Deſto ſchlimmer war es daher, daß mich der Himmel zur Strafe meiner Sünden in die Hände eines ſo argen Böſewichtes gerathen ließ, als nur irgend jemals der ſpaniſche Boden einen hervorgebracht hat.

Don Diego. Wie geſchah es denn aber nur, daß die vorſichtige Behutſamkeit, die er ſich zum Geſetz gemacht hatte, ſo gröblich hintergangen wurde.

Tiburzio. Meine große Liebe zur Philoſophie war es allein, welche mich dießmal in die Schlinge führte. Ich war auf meinem Wege nach Madrid Abends nach Las Rozas gekommen, und ſaß, über dieß und jenes reflectirend, ſeitabwärts vom Eingange des Gaſthofes, auf einer Bank: als vor dieſen eine ziemlich übelausſehende, und noch ſchlechter beſpannte Kutſche anlangte, aus der ein junger Mann ſtieg, und ohne ſich aufzuhalten, in das Haus ging. Beym Ausſteigen entfiel ihm ein kleines Büchelchen, ohne daß er es gewahr geworden wäre. Ich verließ ſogleich meinen Sitz, um es aufzuheben und es ihm wieder zuzuſtellen: allein er war bereits von der Flur verſchwunden, und ſo glaubte ich denn meiner Neugierde eine ihr äußerſt ſüße Befriedigung verſchaffen, und meinen Fund mir näher beſehen zu dürfen. Er beſtand in einer metriſchen Überſetzung des Epiktet von dem berühmten Francisco de Quevedo Villegas*). Ich kann es Euer Gnaden unmöglich ausdrücken, welche Freude ich darüber empfand. Denn ſeit ich Salamanca verlaſſen hatte, wo ich las, was mir nur immer in die Hände kam, war ich nur ſelten an ein Buch gerathen; am wenigſten in den letzten zwey Jahren. Denn der gute Ramiro hatte wohl viel geſunden Verſtand, aber gar keine philoſophiſche Lectüre. Ich kehrte alſo nach meiner Bank zurück; und las, und las: ſo lange mir nur die Dämmerung einen Buchſtaben zu unterſcheiden erlaubte. Als es nun ganz dunkel geworden war, ging ich in das Haus, und ſuchte den Reiſenden in dem Gemache auf, in welches er ſich ſogleich zurück gezogen hatte. Ich fand einen jungen Mann von ungefähr dreyßig Jahren, von ſchlankem und ſtarkem Wuchſe, mit blaſſen eingefallenen Wangen, zuſammenlaufenden Augenbraunen, und röthlichen Haaren. Sein Blick war unſtät, und hatte einen ſo kennbaren Ausdruck von höhniſcher Verachtung, daß er mir gar wohl hätte zum Warnungszeichen dienen können, wenn ich unbefangen genug geweſen wäre, um auf ein ſolches zu achten.

---

*) Sie iſt gedruckt zu Barcelona 1635, und in Canzonen verfaßt. Der ehrenfeſte Epiktet nimmt ſich in dieſer Form, ſo fließend die Verſe auch ſind, etwas ſonderbar aus.

Als ich ihm nun das Buch zurückgab, benahm ich mich dabey ſo artig, als es nur immer möglich war, indem ich ihn um Vergebung bat, daß ich dasſelbe die kurze Zeit über zurückbehalten hätte: indem es mir nicht möglich geweſen ſey, den Tempel der Philoſophie weit geöffnet zu ſehen, ohne wenigſtens einen Blick in das Heiligthum zu werfen.

»Wie es demnach ſcheint,« ſagte er, »ſo erfreu ich mich des Glückes einen ganz beſonderen Kenner und Verehrer dieſer edlen Wiſſenſchaft vor mir zu haben.«

Für einen Kenner derſelben, entgegnete ich, wage ich es nicht, mich auszugeben; aber wohl dürfe ich mich rühmen, immer ein eifriger Verehrer der Philoſophie geweſen zu ſeyn.

»Der epikuräiſchen vermuthlich,« ſagte er.

Keineswegs, rief ich beleidigt und nicht ohne Unwillen aus; dieſe überlaſſe ich Anderen. Ich meinerſeits bin jederzeit der ſtoiſchen Philoſophie mit beſonderer Liebe zugethan geweſen: von der ich glaube, daß ſie mit dem Recht der geſunden Vernunft, aus welchem ich ſeit meiner früheſten Jugend mein Studium gemacht habe, genauer als irgend eine andere übereinſtimme.

»Nun das freut mich!« rief Don Lope — ſo nannte ſich der Unglücksvogel. — »Fürwahr, das Glück hätte ich mir kaum träumen laſſen, ſo ganz unerwartet auf einen Mann zu ſtoßen, deſſen Geſchmack für das erhabenſte aller philoſophiſchen Syſteme mit dem meinigen ſo gut zuſammenträfe. Denn ihr müßt wiſſen, Freund! ich habe der Erforſchung dieſes Syſtems den beſten Theil meiner Zeit und meiner Kräfte gewidmet, und bin, wenn auch nicht ins innerſte Heiligthum, doch bis in den Vorhof desſelben eingedrungen.« Und nun hielt er der Stoa eine ſo emphatiſche Lobrede, und durchſpickte dieſelbe mit ſo viel philoſophiſchen Rodomontaden, daß ich mir nichts weniger hätte einfallen laſſen, als daß dieſes Alles bloßer Übermuth einer ſehr unphiloſophiſchen Laune ſeyn ſollte. Ich meinerſeits nahm denn alle meine Reminiscenzen von Salamanca her zuſammen, um ein Wort mitzureden; denn ſo gut war es mir lange her nicht geworden, ein ſolches Geſpräch führen zu können. Daher war ich ganz entzückt, als mir Don Lope zu Ende der frugalen Mahlzeit, zu welcher er mich einlud, den Vorſchlag machte, mit ihm nach Madrid zu gehen, und bey ihm die Stelle eines Sekretärs anzunehmen. Er habe nämlich den Plan, einen ausführlichen Commentar über den Epiktet auszuarbeiten, und ſchon lange gewünſcht, an ein Subjekt meiner Art zu gerathen, das eignen philoſophiſchen Geiſt genug beſitze, um an ſeinen Unterſuchungen Antheil nehmen, und ſie fördern zu konnen.

Don Diego. Das war denn freylich ein Vorſchlag, der ihm ſehr annehmbar ſcheinen mußte.

Tiburzio. Das ſchien er mir freylich; aber der Himmel weiß, wie arg ich vom Scheine betrogen wurde. Denn dieſer Don Lope gehörte zu jenen Menſchen, welche die ſittliche Wahrheit nicht nur nicht ehren, und auf deren Leben ſie durchaus keinen Einfluß ausübt: ſondern welche ſie auch haſſen, da ſie mit ihrer Eigenſucht und ihren ungeregelten Leidenſchaften im Widerſpruch ſteht. Beſitzen ſie nun dabey Witz und Gewandtheit des Geiſtes: ſo dient ſie bald ihrem Übermuth, bald ihrem Unmuth zum Spielzeuge; und nur um ſo frecher treiben ſie dieſes Spiel, da ſie es thöricht genug für einen Beweis von Kraft und geiſtiger Überlegenheit halten.

Don Diego. Leider gibt es ſolche Menſchen, und ich finde, was er da bemerkt, vollkommen richtig.

Tiburzio. Ich hatte gar gute Gelegenheit, an Don Lope gründliche Studien darüber zu machen. Er hatte ein nicht unbedeutendes Vermögen als Wüſtling in wenig Jahren durchgebracht, und ſich überdieß noch in Schulden geſtürzt, die ein Bruder ſeines Vaters, ein ſehr reicher Canonicus in Valladolid, den er zu beerben hoffte, ſchon mehrmals für ihn bezahlt hatte. Auch jetzt war er bey der ſchon oft benützten Goldquelle geweſen: allein ſie war ihm dießmal gar ſpärlich gefloſſen, und es blieb ihm nichts Anderes übrig, als ſich in einem übel eingerichteten Hauſe der Straße La Muralla *) den Nachforſchungen ſeiner Gläubiger durch die tiefſte Verborgenheit zu entziehen.

Don Diego. Was konnte aber Don Lope bewegen, ſich unter dieſen Umſtänden mit einem Sekretär zu beladen, deſſen er nicht bedurfte, und der ſeine Ausgaben vermehrte, ohne ihm zu irgend etwas nützlich zu ſeyn.

---

*) wo nur der ärmſte Pöbel wohnt.

Tiburzio. Euer Gnaden werden es mir huldreichſt zu gute halten: aber Sie haben hier eine grundfalſche Anſicht der Sache. Don Lope belud ſich keineswegs mit mir; ſondern er hatte vom erſten Augenblick an die Idee ſich mir aufzuladen, was er denn auch mit ſeiner ganzen Schwere gethan hat. Auch war ich ihm auf gar mannigfaltige Weiſe nützlich. Denn erſtens bedurfte er eines Bedienten, der ſich mit dem Titel eines Sekretärs und Mitarbeiters an einem philoſophiſchen Commentar über den Epiktet abfinden ließ; dann hatte er den Plan gemacht, mich um mein bischen Erſpartes zu bringen, den er mit dem allerglücklichſten Erfolge ausführte; und endlich brauchte er faſt eben ſo nothwendig, wie Luft und Waſſer, einen Menſchen, an welchem er fortwährend den Übermuth ſeiner feindſeligen Launen üben konnte. Überdieß war es mit dem dickbeſagten Commentar über den Epiktet wenigſtens in ſo weit Ernſt, daß er wirklich ein ſolches Ding verfertigte, und es als einen Beweis, daß er ſich ernſteren Studien und einem andern Lebenswandel zugewendet habe, ſeinem Oheim zuſendete.

Don Diego. In dieſer Hinſicht mußte die Verbindung mit ihm dem wackern Don Lope freylich ſehr erſprießlich ſeyn.

Tiburzio. Ich denke, ohne mich zu rühmen, daß ich ihm dabey von einigem Nutzen geweſen bin: obwohl er mich immer nur darum in eine philoſophiſche Converſation verwickelte, um ſeinem Übermuth ein Feſt zu geben. Inzwiſchen habe ich doch etwas Tüchtiges mit ihm zuſammenphiloſophirt. Auch merkte ich lange nicht, mit wem ich es zu thun hatte. Und doch trieb ihn der böſe Geiſt, von welchem er ohne Zweifel beſeſſen war, mitunter zu Streichen, die mich hinreichend hätten darüber in's Klare ſetzen können, wenn ich es mit der Philoſophie nicht gar ſo ernſtlich gemeint hätte. Ich will Euer Gnaden einen einzigen erzählen; aber ich glaube, er wird hinreichend ſeyn, um, was ich von dieſem Don Belial geſagt habe, auf das unzweydeutigſte zu beſtätigen.

Euer Gnaden wird der Lehrſatz einiger Stoiker bekannt ſeyn, daß der Schmerz kein Übel ſey. Wir hatten denſelben mehrere Tage durchſprochen; Don Lope hatte ihn vielfach angegriffen, ich ihn aber auf das lebhafteſte nach ſeiner ganzen Strenge vertheidiget. Don Lope ſchien endlich meinen Gründen nachzugeben, und ſchrieb den Aufſatz darüber ganz nach meinem Sinne; was meiner Eitelkeit, wie ich geſtehen will, kein unerfreulicher Triumph war. Ich mundire das Konzept mit großem Vergnügen, und bringe ihm eines Morgens die reine Abſchrift. Er ſieht ſie durch, und äußert neue Zweifel: ich vertheidige meinen Satz auf das hartnäckigſte; er läßt die Sache fallen. Als ich ihm Abends das Licht bringe, finde ich ihn, den Kopf in die Hand geſtützt, die Stirne gerunzelt, in das tiefſte Nachdenken, und in die tiefſte Melancholie verſunken. Ich ſetze mich zu ihm an den Tiſch, und leſe ſchweigend für mich; wie ich das öfter zu thun pflegte. Endlich frage ich ihn, was ihm fehle?

»Ich will es ihm ſagen, Tiburzio,« gab er mir zur Antwort. Da habe ich Nachmittags das zweyte

Buch der tusculaniſchen Unterſuchungen, und in dieſem die Geſchichte des Beſuches geleſen, welchen Pompejus der Große dem Stoiker Poſidonius machte. Poſidonius litt zur Zeit heftig am Podagra. Pompejus bedauert — und gewiß war es ihm in hohem Grade Ernſt mit dieſem Bedauern — daß ihn dieſer Zufall hindere, den Poſidonius zu hören. »Verhüthe der Himmel,« ſagt dieſer, daß der Schmerz ſo viel Gewalt über mich haben ſollte, daß ich deßwegen einen ſo großen Mann, ohne ihm eine Vorleſung gehalten zu haben, von mir ließe. Und nun fing er an, dem Pompejus zu beweiſen, daß der Schmerz kein Übel ſey: obwohl dieſer ihn während ſeiner Vorleſung ſelbſt auf das heftigſte anfiel, und wie Cicero ſich ausdrückt, ihm ſeine Fackeln an die kranken Glieder hielt. Da iſt mir nun eingefallen, Tiburzio, ob dieſe ganze Erzählung, ſo wie manche andere von der Verachtung, mit welcher die Stoiker den Schmerz behandelt haben ſollen, nicht gänzlich erlogen ſeyn könne.

Erlogen! rief ich mit eben ſo viel Unwillen, als Verwunderung aus; ich weiß nur gar nicht, warum Euer Gnaden ſich ſo hartnäckig ſträuben, die Wahrheit eines Satzes anzuerkennen, welchen der treffliche Poſidonius nach dem unverwerflichſten Zeugniſſe durch ſein Beyſpiel, wie durch ſeine Lehre, auf das überzeugendſte erwieſen hat. Und nun trat ich auf der Stelle in die Rolle des Philoſophen, deſſen Sache ich zu der meinigen gemacht hatte, und wiederholte Alles, was ſchon früher zur Unterſtützung meines Satzes von mir vorgebracht worden war. Während ich aber im eifrigſten Demonſtriren begriffen war, zog Don Lope unvermerkt eine Schnur aus der Taſche. »Halt er doch ſeine Hände einen Augenblick her, Tiburzio,« unterbrach er mich in meiner Beweisführung. — »»Meine Hände? Wozu denn?«« — »Er ſoll das gleich ſehen, halt er ſie nur her.« — Ich hielt ſie ihm nun ganz unbefangen hin. Er band ſie mir an den Knöcheln zuſammen, fädelte die Enden der Schnur durch zwey Löcher, die er zu dieſem Ende ſchon früher in den Tiſch gebohrt hatte, und befeſtigte ſie unter der Platte an einem in dieſe geſchlagenen Nagel. — »Was ſoll denn das, gnädiger Herr?« fragte ich bewundert, und den Zuſammenhang noch immer nicht errathend. — »Fahr er nur fort! fahr er fort, mein Freund! ich werde ihm mit unglaublichem Vergnügen zuhören;« erwiederte er, indem er einige Schwefelhölzchen vom Fenſter nahm, und eines davon anzündete. — »»Sie werden doch nicht!«« — aber er hielt das brennende Hölzchen an die Spitze meines kleinen Fingers, und ich ſtieß einen lauten Schrey aus. — »Mein Gott,« ſagte er mit der größten Ruhe von der Welt! »was ſchreyt er denn, denk' er nur an den ſtoiſchen Poſidonius« — »»Hohl ihn der **!«« rief ich; »und Sie dazu!« — »»Hören Sie auf, ich bitte Sie!«« rief ich, als er an den zweyten und dritten Finger kam; »»um des Himmelswillen lieber, goldener, gnädiger Herr!«« — »Halunke! Schurke! Galgenſtrick! ich ermorde dich!« — »»Erbarmen, um aller Heiligen willen!«« rief ich, als er in ſeinem grauſamen Spiele fortfuhr, bis keiner meiner Finger mehr heil war.

Schmerz, Zorn und Wuth hatten mich faſt ſinnlos gemacht. Kaum hatte er mich daher losgebunden: als ich ihm wie ein Raſender an den Hals ſprang, ihn mit einem Ruck zu Boden riß, und ohne irgend etwas von Schmerz zu empfinden, mit beyden Fäuſten auf ihn zutrommelte. Er ſeinerſeits, der auf ſo etwas gefaßt ſeyn mochte, blieb mir nichts ſchuldig, und ſtellte die Härte meines Schedels auf manche harte Probe. Wie lange wir uns auf ſolche Weiſe gebalgt haben mögen, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß wir nicht von einander abließen, bis wir beyde auf das äußerſte erſchöpft waren.

Ich ſtand nun auf und warf mich in einen Seſſel; er aber bürſtete den Staub aus ſeinen Kleidern, und fing darauf an, mit großer Gelaſſenheit im Zimmer auf und nieder zu gehen. So mochte es eine halbe Stunde gedauert haben: als ich meinen Sitz verließ, um wegzugehen, und meinem Peiniger mit kurzen Worten erklärte, daß ich ihn am folgenden Morgen verlaſſen wolle. »Geh hin, wohin du willſt,« ſagte er mit einer Hohheit und Frechheit, die an Einem, der eben erſt ſo durchgewalkt worden war, wie ich ihn durchgewalkt hatte, für wahrhaft bewunderungswürdig gelten mußte; »geh hin, wohin du willſt, elender Menſch!« ſagte er; »ich werde dich nicht halten. Aber dieß Einzige ſage mir vorher: worüber beklagſt du dich? Wenn der Schmerz, wie du ſelbſt zugibſt, kein Übel iſt: was für ein Übel habe ich dir dann zugefügt? und was für ein Verbrechen beging ich, daß ich den Verſuch machte, ob es einen Menſchen mehr gebe, der den Schmerz mit gleicher Seelengröße zu ertragen vermöge, wie jener ſtoiſche Weiſe?

»»Ich weiß nur nicht, ſagte ich, warum Sie dieſen

Verſuch nicht zuerſt an ſich ſelbſt angeſtellt haben.«
»Warum ich ihn nicht zuerſt an mir ſelbſt angeſtellt habe?« wiederholte er mit einem Blick voll der kälteſten Verachtung; »*ich habe es gethan*,« ſagte er, und hielt dabey die Finger ſeiner rechten Hand ſo ruhig und ſo gelaſſen in die Flamme des Lichtes, als ob dieſe alle Kraft zu brennen verloren hätte. Mir blieb der Verſtand ſtehen; denn unglücklicher Weiſe hatte ich in Salamanca kein Wort davon gehört, wie leicht die Salbe zu bereiten ſey, mittelſt welcher ein ſolches Kunſtſtück ſich machen läßt. Don Lope aber hielt mir jetzt eine Rede, in welcher er das Wahre mit dem Falſchen ſo künſtlich zu vermengen; die Herrſchaft des Geiſtes über die ſinnliche Empfindung ſo geſchickt herauszuheben; und die Standhaftigkeit eines Anaxarchos, eines Poſidonius, eines Epiktet, ſo wie nebenher ſeine eigene, mit ſolchem Nachdruck, und einem ſo unbefangen ſcheinenden Ernſt geltend zu machen wußte: daß er den Zweck der Komödie, die er mit mir ſpielte, auf das vollkommenſte erreichte, und ich, meine unſtoiſche Schwäche eingeſtehend, ihn zuletzt demüthig bath, mir mein Betragen zu verzeihen, und in dem erhabenſten aller philoſophiſchen Syſteme noch fernerhin mein Lehrer zu bleiben.

Don Diego. Bravo, Tiburzio! er war zum Philoſophen geboren, und verdiente es nicht minder, einen ſolchen Lehrer zu haben, wie Don Lope: als dieſer die Schläge verdiente, die er ihm als Didactrum für ſeine Unterweiſungen bezahlte. Bey einer ſolchen Lehrempfänglichkeit, und bey einem ſolchen Lehrer, muß er im Stoicismus die außerordentlichſten Fortſchritte gemacht haben.

Tiburzio. Leider konnt' ich in der Ausübung dieſes Syſtems es nicht ſo weit bringen, als ich wohl gewünſcht hätte; denn es wurde gar bald bey Seite gelegt, um einem anderen Platz zu machen. Der Commentar über den Epiktet war fertig, und abgeſchickt; auch that er bey dem Oheim, einem etwas pedantiſchen und ziemlich ſchwachen Manne, ſeine gute Wirkung, wie Euer Gnaden noch hören werden. Inzwiſchen ging gerade jetzt die Baarſchaft meines Herrn gänzlich auf die Neige. Darum hatte er auch bereits einen Plan in Bereitſchaft, um ſich mit mir und der Philoſophie einen Spaß zu machen, und mich zu gleicher Zeit um mein Bischen Erſpartes zu bringen. Er ſchien wieder mehrere Tage hindurch in ein tiefes Hinbrüten verloren zu ſeyn. Endlich fragte ich ihn nach der Veranlaſſung. »Tiburzio!« ſagte er; ich bin ſeit einigen Tagen die Beute des quälendſten Zweifels. Ich habe bisher die ſtoiſche Philoſophie für die einzig wahre und richtige gehalten. Da habe ich nun aber dieſer Tage im Diogenes Lärtius das Leben des Diogenes von Sinope geleſen: und nun weiß ich nicht, ob Zeno und Poſidonius dem Antiſthenes und Diogenes nicht weit nachſtehen müſſen, und der Cynicismus nicht dem Stoicismus und jedem andern Syſteme weit vorzuziehen ſey. Höre er nur einmal ſelbſt!« Damit nahm er nun den Lärtius her, und las mit mir das Leben des Diogenes, wobey er mir über jede einzelne Stelle mit ſcheinbarem Enthuſiasmus ſo viel vorzuſchwindeln, und mir den Kopf ſo warm zu machen wußte, daß er mich gar bald auf den Punkt brachte, wo er mich haben wollte. »Tiburzio!« rief er aus, als wir unſre Leſung beendigt hatten, indem er vom Tiſche aufſprang; »Tiburzio, ich habe einen großen Gedanken. Wir wollen Beyde Cyniker werden. Es gibt nichts Erhabneres, als dieſe freywillige Selbſtentäußerung von Allem, was für gewöhnliche Menſchen Bedürfniß iſt. Wir wollen Spanien dieſes erhabne Beyſpiel geben; und indem wir ihm ein Muſter der uneigennützigſten Tugend darſtellen, und uns dadurch das Recht erwerben, mit menippiſcher Strenge gegen die herrſchenden Fehler zu eifern, und ihrer zu ſpotten, wollen wir die Schöpfer einer beſſeren Zeit werden, und das Reich der geſunden Vernunft, nach welchem er ſchon ſo lange ſeufzt, vor den Augen der erſtaunten Welt in die Wirklichkeit rufen. Tiburzio!« rief er mit einer Art von bacchiſcher Trunkenheit, »meine ganze Seele iſt voll von dieſer großen Idee; und er, oder niemand iſt der Mann dazu, ſie mir ausführen zu helfen.«

Don Diego. Ich zweifle keinen Augenblick, daß er auf dieſe Idee eingegangen.

Tiburzio. Allerdings that ich das, Euer Gnaden, und ich darf Sie verſichern, daß ich es grundehrlich damit meinte. Mein Don Belial nämlich wußte auch hier wieder Wahres und Falſches, Weisheit und Thorheit, Beſonnenheit und Schwindeley ſo künſtlich durcheinander zu mengen, und einen ſo betäubenden Trank daraus zuſammen zu quirlen, daß es kein Wunder war, wenn ich davon betäubt wurde. Zuerſt wollten wir uns ein paar Monate in der cyniſchen Lebensweiſe üben. Wir machten gemeinſchaftliche Caſſe, zu der ich meine armen Pfennige hergab, von welchen ſich dann mein ſauberer Herr

Abends in irgend einen Speiſehauſe trefflich wohl geſchehen ließ: während ich ſelbſt mich mit der cyniſchen Koſt von ein paar mundvoll Bohnen begnügte, ſo ſchwer es mir auch ankam, und ganz treuherzig glaubte, daß auch Don Lope ſich auf die gleiche Weiſe mit ſeinen Eingeweiden abfinde. Mit eintretendem Frühling wollten wir dann unſern Zug durch alle Provinzen Spaniens antreten, und bey der Rückkehr von demſelben in der Nähe von Madrid unſre Wohnung aufſchlagen, um die Einwohner dieſer Hauptſtadt mit diogeniſchem Salze tüchtig durchzureiben. Um nun die Ähnlichkeit mit unſerm Vorbilde ſo vollkommen als möglich zu machen, ſollte dann eine große Tonne angeſchafft werden, in der wir Beyde gemeinſchaftlich wohnen wollten. Das Bild dieſes Tonnenlebens hatte, wie ich Euer Gnaden nicht verhehlen will, einen ganz beſonderen Reiz für mich, und ich würde eine ſo ſonderbare Wohnung lieber heute, als morgen bezogen haben.

Don Diego. Es würde mich wundern, wenn ihm nicht die Tonne das Anziehendſte am ganzen Diogenes geweſen wäre.

Tiburzio. Ungemein anziehend war ſie für mich; aber leider gab ich durch dieſe Vorliebe meinem Herrn Veranlaſſung, mir einen Streich zu ſpielen, nicht um ein Haar beſſer, als jener, durch welchen er meine ſtoiſche Unempfindlichkeit auf die Probe geſtellt hatte.

An das Haus, welches wir bewohnten, ſtieß das eines Böttchers, von jenem nur durch eine niedrige Lehmwand geſchieden. Im Hofe des Böttchers ſtand eine ungemein weite Kufe, die man ihm aus einer Fabrik zum Ausbeſſern gebracht hatte, mit einem aus zwey Flügeln beſtehenden Deckel verſehen, in deren einen ein ziemlich großes Loch ausgeſchnitten war. Der eine Flügel des Deckels war zurückgeſchlagen, vermuthlich um die Kufe gehörig auslüften zu laſſen. Auf dieſe Kufe nun hatte mein Don Belial ſein Abſehen gerichtet. »Tiburzio,« ſagte er eines Abends zur mir: »er kennt die Kufe, welche in unſers Nachbars Hofe ſteht. Eine Kufe, denk' ich, iſt gerade ſo viel werth, als ein Faß; kurz ich fühle eine unüberwindliche Neigung, eine Nacht in dieſer Kufe zuzubringen.« Ich fand den Vorſchlag ſehr plauſibel. Mein Herr kletterte nun, als es ganz finſter geworden war, über die Mauer in den Hof des Nachbars, und ich glaube, daß er die Nacht wirklich in der Kufe zugebracht, obwohl ich nicht dafür ſtehen möchte. Doppelt ſtark regte ſich nun auch bey mir die Luſt, dieſes cyniſche Kunſtſtück zu machen. Don Lope widerrieth es mir zum Scheine, indem er ſagte, daß mir leicht etwas Unangenehmes begegnen könne: allein kaum hatte ich, auf meinem Sinn beſtehend, den gefaßten Entſchluß in's Werk geſetzt: als er ſogleich in das Haus des Böttchers ging, dieſen aufweckte, und ihm ſagte, er habe ſo eben, am Fenſter ſtehend, einen vermummten Burſchen über die Lehmwand in den Hof desſelben ſteigen, und in eine im Hofe ſtehenden Kufe ſich verkriechen ſehen; wobey er von jenem auf das dringendſte verlangte, daß er verſchweigen möchte, die Anzeige durch ihn erhalten zu haben. Der Böttcher weckte ſogleich ſeinen Geſellen; beyde gingen nun bewaffnet in den Hof hinaus, und da der Böttcher mit der Laterne in die Kufe hineinleuchtete, und mich bereits ſchlafend darin liegen ſah: ſo ſchloß er ohne Geräuſch den Deckel, der ſich mit einem eiſernen Anſchluß feſt machen ließ, und befahl ſeinem Geſellen, die Nacht hindurch wach zu bleiben. Dieſer nun hatte, als es bald darauf anfing heftig zu regnen, den verwünſchten Einfall, an die Dachrinne ein andres Stück Rinne ſo zu befeſtigen, daß das zuſammenfließende Waſſer durch die Öffnung des Deckels alles in die Kufe strömte. Ich habe, Gott ſey Dank, immer einen geſunden Schlaf gehabt, und ſo wurde ich nicht früher munter, als bis ich ſchon beynahe bis auf die Haut durchnäßt war. Ich wollte nun raſch aufſpringen, ſtieß aber mit dem Kopfe ſo heftig gegen den Deckel, daß die Kufe erklang, als wenn man den größten Bachkieſel an ihre Dauben geworfen hätte. Die Kufe war nicht groß genug, daß ich hätte aufrecht darin ſtehen können. Ich mußte alſo, wie ein ausfallender Fechter, den einen Fuß vorſetzen, mit dem andern mich an die Dauben anſtemmen, oder mich niederknien, wo mir dann das Waſſer bereits bis an den Gürtel reichte; denn ſtreckte ich den Kopf aus der Öffnung des Deckels: ſo platſcherte mir das Waſſer aus der Dachrinne gerade auf den Scheitel. So währte es bis zum Morgen. Mit welchem Herzklopfen ich dieſen erwartete, brauche ich nicht erſt zu ſagen. Auch hatte ich mich in meinen Beſorgniſſen nicht geirrt. Nicht nur der Böttcher erſchien mit einem tüchtigen Knittel bewaffnet: ſondern ein ganzes Rudel von hexenhaften alten Weibern und ungewaſchnen Jungen, die man glaub' ich aus der ganzen Nachbarſchaft auf das Feſt zuſammen gebethen hatte. Dieſes verwünſchte Geſindel umringte nun die Kufe. Die Weiber lachten und gackerten unter einander auf das allerunverſchämteſte; die Jungen ſchrieen: »Mitz! Mitz!« und der Böttcher ſtieß einigemal mit ſeinem Knittel in die Öffnung, um, wie er ſagte, zu ſehen, ob der Fiſch, den er in der Kufe eingeſchloſſen, nicht auftauchen wolle. Ich ſtreckte alſo ganz ſachte den Kopf aus dem Loche hervor: und nun hätten Euer Gnaden hören ſollen, welch ein unbändiges Gelächter der Jahnhagel erhob, als ich ſo auftauchte, und wie mir faule Eyer und Rüben, und in Ermanglung von dergleichen, die Steine von allen Seiten her an den Kopf flogen. Ich tauchte freylich geſchwind wieder unter; aber was half mir das? Als der Böttcher den Deckel öffnete, mußte ich dennoch herauskriechen; und obwohl ich, ſobald ich wieder Boden unter mir fühlte, den Weg bis zum Thore in Sprüngen zurücklegte: ſo holte mich, da dieſes verſchloſſen war, der Böttcher dennoch zeitig genug ein, um mir mit ſeinem Knittel die Zeche in blauer Schrift auf den Rücken zu ſchreiben. Mein Herr aber bedauerte meinen Unfall auf das herzlichſte, und rührte mich durch ſeine heuchleriſche Theilnahme nicht wenig: da ich erſt ſpäter erfuhr, daß eben er den ganzen Brey gekocht hatte.

Don Diego. Inzwiſchen wird, denk' ich, dieſer Unfall ſeiner Neigung zum Cynicismus wohl ein Ende gemacht haben.

Tiburzio. Keineswegs that er das. Ganz etwas Anderes war es, was unſerm Cynicismus ein Ende machte. Es kam ein großer, ſchwarzgeſiegelter Brief von Volladolid mit der Nachricht, daß meines Herrn

Oheim geſtorben ſey, und dieſen zum Erben ſeines ganzen Vermögens eingeſetzt habe. Dieſer Umſtand bewog meinen Herrn auf der Stelle die Stoa zu verlaſſen, und ſich unter die Fahne Ariſtipps zu begeben. Aber ſonderbar! Dießmal machte ſich die Veränderung ohne alle Friktion, und ohne alles Kopfbrechen. Mein Herr rief mich zu ſich, und zeigte mir das Teſtament. »Tiburzio« hob er an, »ich habe ſeit dem Empfang dieſes Papiers die allergründlichſten Überlegungen angeſtellt. Wie ehrlich wir es auch Beyde mit der Philoſophie meinen: ſo ſind wir zuletzt dennoch einen falſchen Weg gegangen. Es kommt mir nämlich ſeit heute Nachmittags vor, als wenn Ariſtipp durchaus ein beſſerer Philoſoph wäre, als Epiktet und Zeno. Geb er Acht. Er hat nun beynahe vier Wochen hindurch Tag für Tag, wie es ſich für einen Cyniker ziemt, Bohnen gegeſſen, und Waſſer dazu getrunken. Nun verſuch' er einmal dieſen Xerez — er ſchenkte mir dabey aus einer Bouteille ein Glas dieſes köſtlichen Weines ein — und dieſen Biscuit: und ſag er dann, ob es nicht beſſer iſt, Xeres zu ſchlürfen und Biscuit zu eſſen: als Bohnen zu kauen und Waſſer zu trinken.

Don Diego. Ich will hoffen, Tiburzio, er wird die Sache der cyniſchen Enthaltſamkeit gegen eine ſolche Behauptung ſiegreich durchgeführt haben.

Tiburzio. Keinesweges that ich das, Euer Gnaden. Das Argument, womit mein Herr mich angriff, überraſchte mich dergeſtalt, daß ich, als der edle Xeres in mich übergegangen war, ſeinen Behauptungen nur wenig Gründe entgegen zu ſetzen wußte; die, was das Schlimmſte war, in jenem Augenblick mir ſelbſt ſo ſchwach und unſtatthaft vorkamen, daß es wohl kein Wunder war, wenn ſie auf meinen Gegner ihres Eindruckes verfehlten. Hingegen ſchienen mir *ſeine* Gründe ſo ſtark und ſo unbeſieglich zu ſeyn: daß ich, obwohl ich ihnen nicht ohne allen Gegenkampf das Feld einräumte, ihrer Überzeugungskraft zuletzt dennoch durchaus nicht zu widerſtehen vermochte.

Don Diego. Ey! Ey! Tiburzio; nach den ſchönen Proben, die er bereits gegeben hatte, hatte ich ihm mehr cyniſchen Heroismus zugetraut.

Tiburzio. Euer Gnaden beſchämen mich; aber Sie thun mir in der That großes Unrecht, wenn ſie glauben, daß ich die cyniſche Selbſtentäußerung ſo ganz von der Hand gewieſen habe. Don Lope bewies mir, daß man die Grundſätze des Ariſtipp' mit jenen des Diogenes und des Zeno vortrefflich vereinigen könne: und ſo beſchloß ich denn, ein Stück Stoicismus und Cynicismus in die ariſtippiſche Schule mit herüber zu nehmen.

Don Diego. Von allen böſen Streichen, welche ſein Don Lope ihm ſpielte, war es gewiß bey weitem der ſchlimmſte, daß er ihm dieſes einredete.

Tiburzio. Euer Gnaden meinen alſo, daß dergleichen nicht angehe.

Don Diego. Ich will ihm meine Anſicht von der Sache ſo kurz, als möglich, mittheilen.

Es hat, glaub' ich, zu allen Zeiten nur zwey Claſſen von Philoſophen gegeben: von welchen die eine bey ihren Forſchungen zunächſt die Anlage des Menſchen zur Sittlichkeit, die andere ſeinen Trieb nach Glückſeligkeit in's Auge faßte. Nur ſelten hat die eine und die andere Anſicht in ſchroffer Abgeſchloſſenheit ſich geltend zu machen geſucht; und verſuchte ſie es: ſo hatte ſie keinen Halt in ſich ſelbſt, da ſie mit der menſchlichen Natur in einen offenbaren Widerſpruch gerieth. Bey jedem philoſophiſchen Syſtem aber, welches einen ſolchen Widerſpruch zu vermeiden ſuchte, wird uns überall ein entſchied'nes Hinneigen zur Begünſtigung der einen oder der andern Anlage der menſchlichen Natur bemerkbar bleiben.

Indem aber die Forſchung über die Beſtimmung und über die Glückſeligkeit des Menſchen nothwendig von den Grundtrieben ausging, die in allen Menſchen vorhanden ſind, lag darin ſelbſt die Forderung einer allgemeinen Gültigkeit und Anwendbarkeit der Reſultate, welche ſie ſuchte. Der Weg, welchen ſie nun meiſtens dabey einſchlug, war eben nicht der beſte und dem Zwecke entſprechendſte. Sie ſtellte nämlich das Ideal des Weiſen im Sinn ihrer Schule auf; und weil dieſem Bilde — den Fall ſchroffer Einſeitigkeit ausgenommen — wenigſtens die weſentlichen Züge echter Weisheit weder fehlten, noch fehlen durften: ſo glaubte ſie ihr Syſtem gegen jeden Angriff geſichert, und nebenher auch jener Forderung einer allgemeinen Gültigkeit und Anwendbarkeit ihrer Reſultate hinreichend Genüge geleiſtet zu haben.

Tiburzio. Noch kann ich nicht zum Beſten begreifen, wo Euer Gnaden hinaus wollen.

Don Diego. Ich hoffe, das ſoll ihm bald klar werden. Ich meine nämlich die Betrachtung des Ideals beyder Syſteme führe am leichteſten und ſicherſten zu einer richtigen Würdigung der letzteren: wenn ſie gleich nicht der einzige Weg iſt, auf welchem ſich zu einem ſolchen Reſultate gelangen läßt.

Indem der Hedoniker, wie der Stoiker, ein Ideal aufſtellte, konnte, eben weil es ein Ideal war, nicht von Erreichung desſelben, ſondern nur von der möglichſten Annäherung an dasſelbe die Rede ſeyn. Die Hinderniſſe einer ſolchen Annäherung liegen nun zum Theil in unſeren äußeren Lebensverhältniſſen, zum Theil in uns ſelbſt; überall aber wird dabey nur ein höherer Grad von Geiſtes- und Willenskraft als vermittelndes Princip eintreten können. Betrachten wir nun den Weiſen der ariſtippiſchen Schule aus dieſem Geſichtspunkte, ſo wird ſich zwar nicht läugnen laſſen, daß er trotz des Werthes, welchen er auf das Vergnügen legt, durch die Annäherung an das Ideal ſeiner Schule den Namen eines wahren Weiſen zwar allerdings verdienen könne: allein wie Vieles wird nicht zuſammentreffen müſſen; welch' eines ſeltenen Maßes von Geiſteskraft und Bildung, und welches noch weit ſeltneren Maßes von Herrſchaft über ſich ſelbſt, wird er nicht bedürfen, wenn das wirklich der Fall ſeyn ſoll. Er wird zuerſt keine Neigung, kein Verlangen hegen dürfen, das mit den Forderungen ſeiner ſittlichen Natur im Widerſpruch ſtünde: weil er ſonſt der einen oder den anderen zuwider handeln müßte, und ſomit von jener Glückſeligkeit keine Rede ſeyn könnte, welche, wie er behauptet, das höchſte Gut des Menſchen iſt. Eben ſo werden alle ſeine Neigungen und Beſtrebungen, welche innerhalb der bezeichneten Gränze liegen, von den äußeren Umſtänden auf das entſchiedenſte begünſtigt werden müſſen: weil er ſich ſonſt dadurch, daß er ſie nicht befriedigen kann, nothwendig unglücklich fühlen muß. Der ariſtippiſche Weiſe wird alſo, wenn er anders dieſen Namen mit Recht verdienen ſoll, nicht nur einer ſo vollkommenen Ausbildung ſeines ſittlichen Erkennens, wie ſeiner ſittlichen Kräfte, und ſo wohlgeordneter Neigungen bedürfen, daß die letzteren ihn nirgends auch nur verſuchen, ſeiner Glückſeligkeit außer der Markung unverletzter Pflicht nachzuſtreben: ſondern er wird überdieß auch der entſchiedenſten Gunſt des Glückes bedürfen, und ſich der Abhängigkeit von demſelben auf keine Weiſe entziehen können. Auf dieſe Weiſe aber iſt der ariſtippiſche Weiſe in der That weit mehr Ideal, als der ſtoiſche; wenn es nämlich erlaubt iſt, den Ausdruck: Ideal, hier in einer ſehr gewöhnlichen, wenn gleich unrichtigen Bedeutung zu gebrauchen.

Tiburzio. So wie ich merke, glauben alſo Euer Gnaden ebenfalls der Philoſophie des Epiktet vor jener des Ariſtipp den Vorzug geben zu müſſen.

Don Diego. Was ich immer am meiſten daran bewundert habe, iſt ihre ſtrenge, unangreifbare Folgerichtigkeit. Ihr erſter und letzter Grundſatz: Einige Dinge ſtehen in unſerer Gewalt, andere nicht; wenn du alſo begehrſt oder verabſcheuſt, was zu erlangen, oder zu vermeiden nicht in deiner Macht ſteht: ſo mußt du dich nothwendig unglücklich fühlen, — hat eine zwingende, unabweisbare Überzeugungskraft. Man hat öfters geſagt, die Philoſophie Epiktets ſey die Philoſophie eines Sclaven, und ſie mache den Menſchen zum Klotze. Ein ſolches Urtheil mögen nur diejenigen darüber fällen, welche ſie nicht hinreichend geprüft haben. Epiktet verbietet ſeinem Schüler weder nach äußeren Gütern zu ſtreben, noch im Beſitz derſelben ſich glücklich zu fühlen: er verlangt nur, daß jenes Streben kein leidenſchaftliches ſey, und daß wir unſere Glückſeligkeit nicht davon abhängig machen. Weit entfernt alſo, daß ſeine Philoſophie den Vorwurf der Unnatürlichkeit verdiente, iſt ſie gerade die naturgemäßeſte: denn die Lehre, worauf ſie ſich ſtützt, iſt keine andere, als eben diejenige, auf welche das Leben uns unaufhörlich hinweiſt; und wie gut, oder wie ſchlecht, wir ſie begriffen haben: dieſes ſelbſt iſt in der That das Einzige, was der Unterſchied zwiſchen dem Weiſen und dem Thoren ausmacht. Zu ihm nun, lieber Tiburzio, und zu ſeinem Don Lope hege ich das gerechte Vertrauen, daß dieſer, wie er ſelbſt, tief genug von der Wahrheit jener Lehre durchdrungen geweſen ſey, um ſie über die Grundſätze der ariſtippiſchen Schule nicht gänzlich aus dem Auge zu verlieren.

Tiburzio. Leider muß ich es eingeſtehen, daß Euer Gnaden dießmal eine allzuvortheilhafte Meinung von mir gefaßt haben. Zwar hatte ich mir feſt vorgeſetzt, ein Stück Stoicismus, wie ich mich bereits ausdrückte, in die ariſtippiſche Schale mit herüber zu nehmen, und mich künftig freywillig in der ſchweren Kunſt der Selbſtentäußerung zu üben, wie ich das bisher nothgedrungen gethan hatte. Allein ich weiß mich nicht zu entſinnen, daß ich jetzt auch nur ein einziges Mal Behnen, ſtatt des Bratens gegeſſen, oder Waſſer getrunken hätte, wenn ich Wein haben konnte. Übrigens, um nicht von mir, ſondern von meinem Herrn zu reden: ſo können ſich Euer Gnaden gar nicht vorſtellen, was der dem guten Epiktet für Ohrfeigen verſetzte, als er jetzt wieder Geld in ſeinem Beutel verſpürte. Ohne Verzug wurde auf der Plaza Mayor ein prächtiges Haus gemiethet; Equipage, Bediente, Koch und Kellner wurden angeſchafft, und eine Haushaltung eingerichtet, wie ſie ſich weit beſſer für einen Epicuri de grege porcum, als für einen Schüler des Zeno und des Diogenes ſchickte. Wagte ich es nun einmal, Don Lope an dieſe ehrwürdigen Häupter zu erinnern: ſo war ein »Dummbart!« das wenigſte, was mir an den Kopf flog; und ſo ganz hatte mein Herr allen Geſchmak an der Philoſophie verloren, daß er ſich gar nicht einmal in ein Geſpräch darüber mit mir einlaſſen mochte. So ließ ich denn geſchehen, was ich nicht hindern konnte; aß meinen Braten; trank meinen Wein; und tröſtete mich damit, daß es, was meine Perſon betreffe, in meiner Macht ſtehe, ſo viel Philoſoph, und den Geſetzen der geſunden Vernunft ſo getreu und anhänglich zu bleiben, als ich es nur ſelbſt wolle.

Don Diego. Mich freut nur dieſes, daß er die Philoſophie in keinem Verhältniß ſeines Lebens gänzlich aus den Augen verliert.

Tiburzio. Nie! nie! habe ich das gethan, Euer Gnaden; und ich wollte alles Geld in Spanien nicht dafür nehmen, daß ich es gethan hätte. Wohl aber that es mein Herr, der ſich vom Pfade der geſunden

Vernunft nicht bloß auf die Pfade der Thorheit, ſondern recht mitten auf den Weg des Laſters und der Nichtswürdigkeit verirrte. So war denn nichts natürlicher, als daß er mich wegjagte, und daß ich nicht länger bey ihm aushalten mochte. Er hatte mich ſchon mehrere Male mit räthſelhaften Botſchaften zu einer alten Frau geſchickt, von der ich eben ſo räthſelhafte Beſcheide zur Beſtellung erhielt, und die mir ihrem ganzen Ausſehen und Benehmen nach gar wenig gefallen wollte. Auch war es mir auffallend, daß ſie mich immer ſo ſchnell als möglich abfertigte, und mich, wie es mir vorkam, mit ängſtlicher Haſt aus ihrer Stube ausſchloß, oder mich daraus zu entfernen ſuchte. Als ich nun eines Tages ein Billet meines Herrn an ſie abgegeben, und ſie ſich eben niedergeſetzt hatte, um eine Antwort zu kritzeln, geſchah es, daß ſie durch ein dringendes Geſchäft plötzlich abgerufen wurde. Kaum hatte ſie die Thüre hinter ſich zugezogen, als ſich eine andere verſteckte Thüre öffnete, und ein bildſchönes Mädchen von ſechzehn bis ſiebzehn Jahren, alle Zeichen der größten Angſt im Geſichte, daraus hervorſprang. »Um Gottes und der heiligen Jungfrau willen, mein Freund,« ſagte ſie, indem ſie beyde Hände flehend mir entgegenſtreckte, »trag' er dieſen Zettel in den Pallaſt des Don Luis de Arriaza, und übergeb' er ihn dem Haushofmeiſter deſſelben. Gott wird es ihm tauſendfach belohnen, wenn er einer Unglücklichen dieſen Dienſt erzeugt.« Sie hatte kaum Zeit gehabt, dieſe Worte herauszuſtoßen, als die Rückkehr der Alten ſie zwang, ſich ſchnell wieder zurückzuziehen. Die Letztere betrachtete mich bey ihrem Eintritt in's Zimmer mit einem mißtrauiſchen Blicke: allein ich war zu klug, um mir das Geringſte abmerken zu laſſen, und machte eine ſo gleichgültige Miene, als ob nicht das Geringſte vorgefallen wäre. Kaum aber war ich aus dem Hauſe: ſo ſuchte ich den Haushofmeiſter des Don Luis auf, und übergab ihm den Brief. Hier erfuhr ich nun den ganzen Zuſammenhang der Sache. Das Mädchen war die Tochter des alten Mannes, welche mein feiner Herr durch ein Heirathsverſprechen aus dem Hauſe ihres Vaters gelockt, und bey jener Vettel untergebracht hatte. Als die Unglückliche ſich getäuſcht ſah, und nun nicht länger bleiben wollte, hatte man ſie erſt durch Überredung, und dann mit Gewalt zurückgehalten, und ihr ſorgfältig alle Mittel entzogen, den Ihrigen von ſich Nachricht zu geben. Zum Glück war ihr der Verſuch, den ſie zu dieſem Zwecke mit mir gemacht hatte, beſſer, als frühere gelungen, und ihr Vater ſagte mir, daß er mit Hülfe ſeines Herrn, der der rechtſchaffenſte Mann in Spanien ſey, das Mädchen noch heute aus den Händen ihres Verführers zu befreyen hoffe. Mich ſelbſt überſchüttete er mit den lebhafteſten Dankſagungen, und verſicherte mir, daß er nichts ſehnlicher wünſche, als eine Gelegenheit zu finden, ſeine Schuld an mich abzutragen.

Ich ſelbſt ging nun nach Hauſe, voll Erbitterung über die ſchlechten Streiche meines Herrn. Dieſer kam ebenfalls gerade von einem Ausgange zurück, und ich traf auf dem Vorſaale mit ihm zuſammen. Er ſchien in einer eben ſo guten Laune zu ſeyn, als ich übler Laune war; und als er ſein Cabinet aufgeſchloſſen hatte, und ich mit ihm eingetreten war, fing er ſogleich an, wie er das oft zu thun pflegte, mich über meine ſtoiſche Miene aufzuziehen. Nun hatte ich mir zwar feſt vorgenommen, von meiner Entdeckung mir nichts merken zu laſſen: allein mein Unwille über die Schändlichkeit meines Herrn war zu groß, als daß ich meinen Vorſatz nicht hätte vergeſſen ſollen. Aus der Art, wie ich ſeine Witzeleyen beantwortete, mochte er Verdacht ſchöpfen, daß ich um ſein Geheimniß wiſſe, und der Brief der Alten, den er jetzt raſch erbrach, mochte ſeinen Verdacht beſtätigen. Ein paar ſchlaue Fragen reichten hin, ihn in's Klare zu ſetzen; und da ich die Sache entdeckt ſah: ſo glaubte ich jetzt nicht weiter an mich halten zu dürfen, und die Rechte der geſunden Vernunft, ſo wie die Ehre der Stoa, kräftig gegen den frechen Übermüthler vertheidigen zu müſſen. Aber kaum hatte ich den Mund geöffnet, um mein Vorhaben in's Werk zu ſetzen: als Don Lope mit einer gränzenloſen Wuth über mich herfiel, und ich bin feſt überzeugt, daß er mich ermordet haben würde, wenn ihm eine taugliche Waffe dazu zur Hand geweſen wäre. In Ermanglung einer ſolchen bediente er ſich nun ſeiner Fäuſte mit einer ſo verzweifelten Wuth und Geſchicklichkeit, daß der Gedanke mich zu wehren gar nicht in mir aufkommen konnte. Zum Glück kam eben der Haushofmeiſter, und ich erſah meinen Vortheil, und ſchlüpfte aus der Thüre auf den Vorſaal. Ganz betäubt ſtellte ich mich in ein Fenſter, ohne mir eines beſtimmten Gedankens bewußt zu ſeyn; denn Don Lope hatte mir ſo arg zugeſetzt, daß das Triebwerk meiner Ideen gänzlich in's Stocken gerathen war. Jetzt öffnete ſich die Thüre. »Wenn ſich der Schurke, der Tiburzio noch ſehen läßt,« hörte ich meinen Herrn dem Haushofmeiſter nachrufen: »ſo werf' er ihn auf der Stelle die Treppe hinab.« O, das wird nicht nöthig ſeyn, dachte ich bey mir ſelbſt; ich werde freywillig gehen; und ſomit trat ich auf den Haushofmeiſter zu, um ihm meinen Entſchluß kund zu geben. Euer Gnaden ſehen wohl, daß ich die Äußerung meines Herrn über das: die Treppe hinabwerfen, in figürlichem Sinne nahm; allein der Haushofmeiſter, ein tölpelhafter Catalonier, der mir überhaupt nicht wohlwollte, glaubte es im buchſtäblichen Sinn nehmen zu müſſen. Er rief alſo ſein: »Sehr wohl Euer Gnaden, es ſoll ſogleich geſchehen ſeyn,« in's Cabinet zurück; zog die Thüre desſelben zu; ergriff mich, ohne weiter ein Wort zu ſagen, beym Arme, führte mich an den Rand der Treppe, hob mich, wie er ein ſtämmiger Enaksſohn war, mit ſeiner Rieſenfauſt beym Kragen meines Kleides in die Höhe, und indem er mit dem Knie des rechten Fußes nachhalf, warf er mich mit ſolcher Geſchicklichkeit über die ganze Treppe hinab, daß ich am Fuße derſelben anlangte, ohne auch nur eine einzige Stufe berührt zu haben. Zuverläßig würde ich mir Arm und Bein, wo nicht das Genick gebrochen haben, wäre ich nicht, als ich zu Boden gelangt, an einen Freund meines Herrn angeprallt, der eben in's Haus getreten, und im Begriffe war, die Treppe heranzuſteigen. Daß ich ihn zu Boden ſchlug, als ob er nie geſtanden wäre, brauche ich nicht erſt zu bemerken. »Zum Geyer! wo kommſt denn du her, Tiburzio,« rief er; als er ſich wieder zuſammengeleſen hatte; »du haſt eine ſonderbare Art, mein Sohn, die Leute willkommen zu heißen.« — Ich erzählte ihm nun in Kürze, unter Thränen und Verwünſchungen, was mir widerfahren war. »Laß dir das nicht leid ſeyn, mein Sohn,« ſagte Don Pablo — ſo nannte ſich der Freund meines Herrn; »ich nehme dich in meine Dienſte. Ich habe dich immer für einen koſtbaren Juwel gehalten, und ſchon lange gewünſcht, einen Philoſophen deines Schlages zu beſitzen. Ich fahre noch heute gegen Abend auf mein Schloß zurück; erwarte mich am Toledothore; da will ich dich gleich mitnehmen.« — Ich dankte dem Großmüthigen mit der größten Zerknirſchung für ſeine Güte, und glaubte es für ein großes Glück halten zu müſſen, ſo ſchnell ein Unterkommen gefunden zu haben: denn ich ließ es mir nicht einfallen, daß ich auf dieſem Wege in eine Lage gerathen ſollte, aus der ich mich tauſend Mal in das Haus des abſcheulichen Don Lope zurückgewünſcht habe.

Don Diego. Er erregt zum vorhinein meine ganze Theilnahme. Doch das mag er mir morgen erzählen. Für heute mag es genug ſeyn.

19.

Don Diego. War denn dieſer Don Pablo gar ſo arg, daß er Urſache hatte, ſich in die Dienſtbarkeit ſeines vorigen Herrn zurückzuwünſchen.

Tiburzio. Ich würde ihm großes Unrecht thun, wenn ich das behauptete; und nur zufällig wurde ſeine Thorheit die Veranlaſſung meines Unglückes. An und für ſich ſelbſt war er einer der beſten Menſchen, die ich kennen gelernt habe; gutmüthig, leutſelig, wohlthätig, nachgiebig, verſöhnlich und großmüthig. Auch die Geſetze der geſunden Vernunft kannte er recht wohl, und zeigte, wenn er gerade nicht in Streit mit ihnen gerieth, gelegenheitlich viele Achtung für dieſelben. Das Letztere wär denn freylich öfter, als billig, der Fall. Don Pablo verſpürte nämlich fortwährend eine unüberwindliche Neigung in ſich, tolle Streiche auszuhecken, und ſein Leben und ſein Vermögen auf eine luſtige Weiſe loszuwerden. Bey ihm ſchien das in der That eine Art inneren Berufes zu ſeyn; denn es war ihm offenbar höchſt unwohl und unbehaglich zu Muthe, wenn er nicht irgend eine Thorheit auszuſinnen, anzugeben, oder auszuführen wußte. Gerade ſolcher Momente der Abſpannung wegen hatte er mich nun in's Haus genommen, um meinen Ernſt als Schleifſtein ſeiner Thorheit zu gebrauchen. Ich meinerſeits kannte aus Don Lope's Hauſe her meinen Mann gar wohl, und nahm mir gleich am erſten Abend, wo wir in ſeinem Schloſſe bey Pinto*) anlangten, auf das kräftigſte vor, mich von ihm in keine ſeiner Thorheiten hineinzuziehen zu laſſen: ſondern vielmehr Alles, was nur immer in meinen Kräften ſtünde anzuwenden, um ihn ſelbſt auf den Weg der geſunden Vernunft zurückzuführen.

Don Diego. Und iſt er dieſem Vorſatz auch getreu geblieben, Tiburzio?

Tiburzio. Allerdings bin ich das, Euer Gnaden;

---

*) Kleines Städtchen, drey Leguas (dritthalb deutſche Meilen) von Madrid gelegen.

und wohl darf ich ſagen, daß ich, ſobald ich merkte, daß es Don Pablo auf einen thörichten Streich abgeſehen habe, keine Gelegenheit verſäumte, ihm dagegen die gründlichſten und nachdrücklichſten Vorſtellungen zu machen.

Don Diego. Und thaten dieſe Vorſtellungen auch ihre Wirkung?

Tiburzio. Nicht die allergeringſte. Die einzige Wirkung, welche ſie hervorbrachten, war, daß Don Pablo mich auslachte, und mit meinem Ernſte tauſend Poſſen trieb. Das Schlimmſte bey der Sache war, daß ſeine tollen Einfälle auf den erſten Anblick meiſtens ein ſo unſchuldiges Ausſehen hatten, daß ich gewöhnlich ſelbſt darauf einging, ſie zu befördern. So ging es denn auch bey jener unheilvollen Geſchichte, welche für mich die Quelle unſäglichen Jammers wurde. Eines Morgens ließ mich Don Pablo in ſein Cabinet rufen; denn ich war nicht eigentlich Bedienter bey ihm: ſondern wurde zu Schreibereyen und andern Geſchäften verwendet. Natürlich fragte ich beym Eintreten zuerſt nach ſeinem Befinden. »Tiburzio!« rief er mir aus dem Bette entgegen, »die ganze Unbehaglichkeit, mit welcher ich dieſe Tage her geplagt war, iſt von mir geflogen; ich habe dieſen Morgen einen prächtigen Einfall gehabt, und deine Weisheit muß mir dazu helfen, ihn auszuführen. Du weißt, daß ich für die künftige Woche Donna Leonora mit ihrem Vater zu einem Schmauſe eingeladen habe. Damit will ich nun eine Mogiganga*) verbinden.

---

*) Eigentlich eine Maskerade zu Pferde, wie ſie ſonſt von den einzelnen Zünften in Madrid, und andern großen Städten Spaniens, gehalten wurde.

Wir wollen einen Bacchuszug aufführen laſſen. Du biſt in Salamanca geweſen; du haſt ſtudirt; du wirſt das Alles trefflich anzuordnen wiſſen.« — »»Und wo ſollen wir einen Bacchus; wo Satyren, Faunen und Mänaden hernehmen?«« — »Närriſche Frage,« entgegnete er; »haben wir nicht die Bauern und Mägde aus dem Dorfe?« — »»Nun, beym Himmel,«« ſagte ich; »»Euer Gnaden haben da eine artige Vorſtellung von einem Bacchuszuge! Betrunken können Euer Gnaden dieſe Tölpel ohne Mühe machen; aber mehr Mühe möchte es koſten, ſie in erträgliche Satyren und Mänaden umzugeſtalten.«« — »Betrunken machen, meinſt du?« rief Don Pablo aus, im Bette auffahrend; — »im Ernſte betrunken!« rief er, indem er im Nachtkleide aus dem Bette ſprang, und mir um den Hals fiel; »großer! herrlicher! unvergleichlichſter Tiburzio! deine Einfälle ſind Goldes werth! das gibt einen Spaß, worüber wir hundert Jahre zu lachen haben werden« — Und nun war an kein Halten mehr zu denken. Er konnte von der Idee gar nicht mehr loskommen, und wußte ſie mit ſo drolligen Farben auszumalen, daß es ihm zuletzt richtig gelang, auch mich auf den Pfad der Thorheit mit ſich fortzureißen.

Nun wurden die Schauſpieler zuſammengebracht. Wie oft ich es auch wiederholen mochte, daß die Griechen ſich ihren Bacchus als einen blühenden Jüngling gedacht: ſo beſtand Don Pablo dennoch hartnäckig darauf, ihn durch den Schmied des Ortes darſtellen zu laſſen, der als einer der tüchtigſten Weinſchläuche auf zehn Meilen im Umkreiſe bekannt war. Die übrigen Handwerker des

Dorfes, die Knechte und Mägde, wurden zu Faunen, Satyren und Mänaden erhoben; mir ſelbſt aber fiel die Rolle des Silen, des weiſen Lehrers und Erziehers des jungen Bacchus zu. Sämmtliche Theilnehmer der Farce wurden am Tage der Aufführung, während die Herrſchaften an der Tafel ſaßen, im Erdgeſchoſſe auf das reichlichſte bewirthet. Es war ſchon lächerlich genug, die Mänaden in ihren Tigerfellen aus gelber, mit ſchwarzen Flecken bekleckster Leinwand, und die Satyren in ihren mit Roßhaar benähten Pumphoſen mit weit ausgeſpreizten Beinen zu Tiſche ziehen zu ſehen, an welchem ich, als Silen, mit kahlem Haupt und einem ellenlangen weißen Barte das Präſidium fuhrte. Don Pablo hatte Sorge getragen, daß keine andern Speiſen auf den Tiſch kamen, als welche die Luſt zum Trinken reizten: wenn es gleich eines ſolchen Mittels nicht bedurft hätte, um in einer Zeit von zwey Stunden die ganze Geſellſchaft vollkommen betrunken zu machen, und mich mit den ſchwärzeſten Ahnungen eines unglücklichen Ausganges zu erfüllen. Der Lärm, das Gelächter, die plumpen Witzeleyen und Späße wurden ſo arg, daß ich mir unmöglich etwas Anderes prophezeyen konnte: und als es jetzt zum Aufbruch kam, und der Zug ſich ordnen ſollte, vermochter nicht zehn von der ehrſamen Geſellſchaft gerade auf ihren Füßen zu ſtehen. Ich hatte die entſetzlichſte Mühe, den Zug in Ordnung zu bringen; denn hatte ich dieſem oder jenem ſeinen Platz angewieſen: ſo taumelte er wieder aus der Reihe, um ſich an einen andern zu ſtellen, oder wollte wohl auch das Wort nehmen, wie das Ganze geordnet werden ſolle. Endlich ſetzte ſich der Zug in Bewegung unter dem furchtbar distonirenden Abſingen eines von mir componirten Liedes zum Lobe des Bacchus, und unter einem wahrhaft gräßlichen Getöſe der Cymbeln und Klapperbleche. Zuerſt kamen zehn bis zwölf Paare Satyren; auf dieſe folgten eben ſo viel Paare Mänaden; und hinter dieſen, von Faunen gezogen, Bacchus: nicht in einem mit Tigern beſpannten Triumphwagen, ſondern, nach dem ausdrücklichen Willen Don Pablo's, reitend auf einem mit rothem Tuch überkleideten Zehneimerfaſſe. Von allen mitſpielenden Perſonen hatte mir nun von Anfang her keine mehr Noth gemacht, als jener dickwanſtige Schlingel von Schmied, der den Sohn der Semele vorſtellen ſollte. Nicht nur war er, ſo viel er ſonſt auch vertragen konnte, ſchon lange vor dem Ende der Mahlzeit beſoffen, wie eine Tonne; ſondern es war auch keine Möglichkeit ihn zu bewegen, eine große zinnerne Kanne, die er ergriffen hatte, und der er von Zeit zu Zeit fleißig zuſprach, fahren zu laſſen, und dafür den Thyrſusſtab in die Hand zu nehmen. Da er ſich in dieſem Zuſtande unmöglich mit ausgeſpreizten Beinen auf ſeinem Faſſe behaupten konnte: ſo blieb mir nichts übrig, als ihn links und rechts von zwey Satyren bey den Beinen feſthalten zu laſſen. Thaten ſie es nun aus Vorſatz, oder weil ſie ſelbſt betrunken waren: genug, ſie hielten den unſeligen Bacchus ſo, daß die Faunen, eh man ſich's verſah, Faß und Wagen unter ihm weggezogen hatten. Ein paar Augenblicke taumelte der Götterſohn frey in den Lüften; dann ſtürzte er: aber raſch ſtand er wieder auf den Beinen, und ſchlug, ohne ein Wort zu ſagen, mit hochgeſchwungener Kanne dem einen Satyr, ſeinem

Schwager, ein ſo tiefes Loch in den Schädel, daß auf der Stelle das Blut darnach floß. Ich machte mich nun ſogleich auf meinem Grauchen herbey, um die Ruhe und die Ordnung wieder herzuſtellen: während ich aber damit eifrig beſchäftigt war, benützte einer von der Bande die Gelegenheit, dem Eſel ein Büſchel Dornen unter den Schwanz zu binden. Nun fing das Thier an, ſich mit mir im Kreiſe zu drehen, nach allen Seiten hin auszuſchlagen, und zuletzt, durch das Geſchrey und das Getöſe mit den Klapperblechen noch ſcheuer gemacht, gänzlich mit mir durchzugehen. Wüthend und wie beſeſſen rannte es mit mir den Schloßberg hinab, und gerade nach Pinto zu. Einige Burſchen und Dirnen ſprangen erſchreckt in die Häuſer, als ich in einer Silensmaske, die Arme feſt um den Hals des Eſels geklammert, zum Thore hineinſprengte; aber in zwey Minuten hatte ich den ganzen Jahnhagel des Städchens hinter mir her; und da das Geſchrey desſelben das Thier nur immer ſcheuer machte: ſo rannte es im Galopp Straße auf, Straße ab, bis es mich nahe bey einem ziemlich gut ausſehenden Hauſe abwarf.

Don Diego. Ich bedaure ihn, Tiburzio, daß er auch dießmal den Scherz ſo theuer bezahlen mußte.

Tiburzio. Ganz recht ſagen Euer Gnaden, daß ich ihn theuer bezahlen mußte. Nur allzutheuer mußte ich ihn bezahlen!

Don Diego. Was fehlt ihm, Tiburzio? ſein Auge wird trübe; ſeine Rede ſtockt; er ſeufzt; und ſein ganzes Geſicht nimmt den Ausdruck der ſchwärzeſten Melancholie an.

Tiburzio. Ach! ich bin zu jener Periode meines Lebens gekommen, deren Erinnerung mir herber iſt, als Alles, was ich ſonſt erfahren habe; herber als die Erinnerung an das dem Zeno und dem Diogenes bezahlte Lehrgeld; an die Kreuzdornſalbe des leoneſiſchen Gaſtwirthes; an meine Dienſtbarkeit bey den andaluſiſchen Wildfängen; und ſelbſt als die Erinnerung an den Knittel des Galiziers, der mich als Mohren Muſa bearbeitete!

Erlauben mir Euer Gnaden, daß ich über die traurigſte Epoche meines Lebens ſo ſchnell als möglich wegeile. Ich hatte, als mein ſtörriger Langohr mich abwarf, an einen vorſpringenden Eckſtein geſchleudert, das Schlüſſelbein gebrochen, und man hatte mich beſinnungslos in das nächſte Haus getragen. Die Eigenthümerin desſelben, eine Wittwe, ſchon ziemlich hinaus über die Mittagshöhe des Lebens, übernahm meine Pflege. Sie ſaß häufig an meinem Bette; ſie unterhielt ſich mit mir über die verſchiedenartigſten Gegenſtände; ich fand ihre Reflexionen vortrefflich, ſie die meinigen; und ſo gerieth ich denn auf die unſelige Reflexion: ob es nicht gut ſeyn möchte, ſie zu heirathen, beſonders da ſie mich hatte merken laſſen, daß ich in dieſem Fall durch die vielvermögende Protection ihrer Freunde einen Schreiberdienſt im Städtchen erhalten würde. Ich wurde geheilt; ich erhielt den Schreiberdienſt; und — weh mir! — ich heirathete die, welche ihn mir verſchafft hatte.

Don Diego. War denn dieſe Frau gar ſo arg, daß er gegründete Urſache hatte, die Verbindung mit ihr für das unglücklichſte Ereigniß ſeines Lebens zu halten

Tiburzio. Leider hatte ich dazu die gegründetſte Urſache, welche ſich Euer Gnaden nur denken mögen.

Don Diego. War ſie vielleicht geizig?

Tiburzio. Sie war etwas weit Schlimmeres.

Don Diego. Verſchwenderiſch?

Tiburzio. Etwas Schlimmeres.

Don Diego. Neidiſch?

Tiburzio. Etwas weit Schlimmeres.

Don Diego. Unverträglich und zankſüchtig?

Tiburzio. Das war ſie auch. Was aber das unheilbare Elend meiner Ehe machte, war etwas noch weit Schlimmeres.

Don Diego. Sie quälte ihn alſo durch Eiferſucht?

Tiburzio. Sie quälte mich auf jede erdenkliche Weiſe. Was mir aber das Zuſammenleben mit ihr zur höchſten Qual machte, war etwas noch weit Schlimmeres, als Eiferſucht.

Don Diego. So war ſie eine Läſterzunge.

Tiburzio. Das war ſie allerdings; aber nebenher noch etwas weit Schlimmeres.

Don Diego. So war ſie ihm ungetreu.

Tiburzio. An gutem Willen, das zu ſeyn, fehlte es ihr ſchwerlich. Was aber das Unglück meiner Ehe verurſachte, war etwas noch weit Schlimmeres.

Don Diego. Nun was war denn alſo dieſes weit Schlimmere, was es ihm ſo ganz unmöglich machte, mit ſeiner Gattin auch nur eine halbwegs glückliche Ehe zu führen. War ſie vielleicht — doch ich habe das Regiſter der weiblichen Tugenden ſchon ſo ziemlich durchgerathen.

Tiburzio. Sie war — eine Schriftſtellerin; und

Euer Gnaden werden eingeſtehen, daß ich damit Alles geſagt habe, um die Klage, welche ich über das Unglück meiner Ehe führte, auf das vollkommenſte zu rechtfertigen.

Don Diego. Er übertreibt die Sache ein wenig, Tiburzio. Denn um nicht einer Clemence Iſaure, einer Vittoria Colonna und Anderer zu gedenken, die aus Antrieb wahrer Begeiſterung dichteten, und an nichts weniger, als an Schriftſtellerey, im gewöhnlichen Sinne, dachten: ſo weiß die Geſchichte der Literatur mehr als eine Perſon des andern Geſchlechtes zu nennen, welche ſich ſelbſt den ſtrengeren Wiſſenſchaften mit ausgezeichnetem Erfolge widmete.

Tiburzio. Von Salamanca her weiß ich das recht wohl. Allein während man nicht umhin kann einzugeſtehen, daß die meiſten dieſer gelehrten Heldinnen gar herben Sinnes und Gemüthes geweſen: weiß man nur von ſehr wenigen Anſpruchloſigkeit, Beſcheidenheit, Sanftmuth, Güte oder jene anderen Tugenden zu rühmen, welche den Frauen ſo wohl ſtehen; und es wird erlaubt ſeyn zu zweifeln, ob es mit jenen wenigen Ausnahmen auch in der That ſo ganz richtig ſey, und die Literargeſchichte, wie überhaupt wenn ſie ins Panegyriſiren geräth, nicht auch in dieſem Falle zehnmal gegen einmal zur Lügnerin werde.

Don Diego. Das, Tiburzio, heißt den Skepticismus zu weit treiben.

Tiburzio. Nicht im geringſten, Euer Gnaden; mit Ihrer gütigen Erlaubniß geſprochen. Euer Gnaden werden mir doch zweifelsohne zugeben, daß ein Ding nicht irgend etwas beſtimmtes, und zu gleicher Zeit das Gegentheil von ſich ſelbſt ſeyn könne?

Don Diego. Das muß ich freylich zugeben.

Tiburzio. Euer Gnaden werden alſo wohl auch zugeben, daß eine Frau nicht zu gleicher Zeit eine Frau, und ein Mann ſeyn könne?

Don Diego. Es ſcheint, als müſſe ich das.

Tiburzio. Und daß eine Frau ſich nicht zu gleicher Zeit um ihren Mann, ihre Kinder, ihr Geſinde, ihre Küche, ihre Wäſche, ihren Strickſtrumpf ꝛc. ꝛc., und um Metaphyſik, Politik, Hydraulik, Hydroſtatik und Aſtronomie bekümmern könne?

Don Diego. Faſt ſcheint es ſo.

Tiburzio. Und daß eine Frau ſich nicht wohl den ſchönen Vorzug weiblicher Beſcheidenheit und Zurückgezogenheit bewahren, und zu gleicher Zeit ſich keck unter die Männer auf die literariſche Stechbahn wagen könne?

Don Diego. Faſt ſcheint es, als ob ich auch das zugeben müſſe.

Tiburzio. Sehen Euer Gnaden, daß ich Recht habe. Und dennoch habe ich nur von denjenigen Frauen geſprochen, die ſich um reelle gelehrte Kenntniſſe mit Erfolg beworben, und in irgend einem Zweige des menſchlichen Wiſſens etwas Namhaftes geleiſtet haben. Ich habe nicht geſprochen von jener Legion, die ſich ſchriftſtellernd auf dem Felde der ſchönen Literatur herumtummelt; nicht von allen jenen Agneſen, Thereſen, Johannen, Suſannen, Eliſen, Henrietten, Frideriken, Luiſen, Roſalien, Juſtinen, Naninen, Wilhelminen, und allen übrigen Inen, die da Novellen erzählen und Märchen; die da die verblichenen Erinnerungen an ihre grüne Jugendzeit in bänderreichen Romanen auffriſchen; die uns Proben von der Tiefe ihre Lebensanſichten in Auszügen aus ihren Tagenbüchern geben; die Helden, Staatsmänner und Dichter auf die Wagſchale legen, um das Verdienſt derſelben bis auf den letzten Gran abzuwägen; und die uns — beym Himmel, das ſind die unerträglichſten! — ihre überſchwängliche Kunſtbegeiſterung über irgend ein Bildchen auf Goldgrund in wohleingelernten Phraſen vorleyern, um der ganzen Welt eine erkleckliche Idee von der Tiefe, Innigkeit und Zartheit ihres Gemüthes und ihres Kunſtſinnes beyzubringen. Euer Gnaden haben doch den Herodot geleſen?

Don Diego. Allerdings habe ich ihn geleſen.

Tiburzio. So erinnern Sie ſich, daß dieſer Geſchichtſchreiber erzählt, bey den Pedaſiern, einem am Mittelmeer wohnenden Volke, habe man Prieſterinnen gefunden, die verbunden geweſen ſeyen, ſich, wie die Männer, einen Bart wachſen zu laſſen. Ich habe über dieſe Stelle in Salamanca ein Collegium gehört, und der Profeſſor, welcher dasſelbe las, wußte es durch die ſtärkſten Gründe wahrſcheinlich zu machen, daß jene pedaſiſchen Prieſterinnen Schriftſtellerinnen geweſen, und als ſolche verpflichtet geweſen ſeyen, einen Bart zu tragen. Ich denke, man kann ſich dabey kaum des Wunſches erwehren, daß die Schriftſtellerinnen unſerer Zeit ebenfalls dazu zu verhalten ſeyn möchten; wenigſtens wäre es das ſicherſte und wirkſamſte Mittel, der, bey immer mehr ſich verbreitender Gewohnheit des Selbſtraſirens täglich nahrungsloſeren Zunft der Bartſcherer, durch die erſte Pflege des weiblichen Bartes, mit einemmal kräftig unter die Arme zu greifen.

Don Diego. Ich für meinen Theil habe gegen ſeinen Vorſchlag wenig einzuwenden, und will es ihm nur unverhohlen geſtehen, daß auch ich der weiblichen Schriftſtellerey eben nicht hold bin. Bey jeder Gattung von Geiſteswerken, welche der Willkür der Beurtheilung nur einigen Spielraum läßt — und das iſt ſelbſt bey einigen ſtrengeren Wiſſenſchaften; am meiſten aber bey Productionen, die in das Gebiet der ſchönen Literatur gehören, der Fall — gibt derjenige, welcher öffentlich mit einer ſolchen hervortritt, ſich gewiſſermaßen dem ganzen Publikum preis; der Beſte, wie der Schlechteſte: weil der Dumme, wie der Einſichtsvolle; der Unwiſſende, wie der Unterrichtete, über ihn ein Urtheil fällt. Bey dem Manne fällt das Gehäßige dieſer Anſicht größtentheils weg. Er kann für ſein Werk einſtehen; er kann es vertheidigen; er kann es rechtfertigen. Er bewegt ſich auf einem ihm zuſtehenden Felde, und ſein öffentliches Auftreten hat in keiner Hinſicht etwas Auffallendes. Wie verträgt ſich aber nur ein ſolches öffentlich ſich Preis geben mit jener Beſcheidenheit, jener Scheu, und jenem Zartgefühl, welche die Natur, wie die gute Sitte, den Frauen zur erſten Pflicht machen, und welche der weſentlichſte Vorzug, wie der ſchönſte Reiz, ihres Geſchlechtes ſind. Eine zartfühlende Frau wird vor jedem unbeſcheidenen Blick erröthen; ſie wird nicht blos vor jedem unanſtändigen, ſondern ſelbſt vor jedem freyen, oder gewagten Worte zurückbeben. Wie kann es nun eine Frau, ohne die

Anſprüche an die Würde ihres Geſchlechts und an das weibliche Zartgefühl aufzugeben, darauf anlegen, ſich den Blicken der ganzen Welt auszuſetzen, und von der ganzen Welt in den Mund genommen zu werden? Welche Frau würde es in guter Geſellſchaft nicht mit Recht übelnehmen, wenn man ihre Äußerungen einer ſtrengen Kritik unterwerfen, oder ſich in eine Prüfung ihrer Geiſtesanlagen einlaſſen wollte? Und doch fordert ſie als Schriftſtellerin die Kritik heraus, und muß ſie ſich gefallen laſſen von Jedem, und überall: von dem Pinſel, wie von dem verſtändigen Beurtheiler; von guter, wie von ſchlechter Geſellſchaft; in Herrſchafts- wie in Bedientenzimmern; an jedem öffentlichen Orte; in jedem Winkelklubb; und zuletzt in jeder Schenke. Welche Frau würde nicht in Feuer und Flammen gerathen, wenn man ihr den Vorwurf machte, ſie buhle um den Beyfall der Männer! Und thut das nicht jede Schriftſtellerin? Was ſoll man aber von Frauen ſagen, die ihr eigenes Geſchlecht fliehen, um ſich einem andern aufzudrängen; und Anſprüche geltend zu machen, die meiſtens noch weniger als zweydeutig ſind?

Um das Letztere zu ſagen, braucht man nur zu bemerken, auf welchem Felde ſie ihre Anſprüche meiſtens geltend zu machen ſuchen. Der Roman, die Novelle ſind es, die ſie mit entſchiedner Vorliebe bearbeiten. Ich geſteh es, dieſer Umſtand ſelbſt kann ihrem Beſtreben günſtig ſcheinen. Man ſchreibt nur dann gut, wenn man mit ſeinem Gegenſtand innig vertraut iſt; und das iſt doch wohl bey den Frauen der Fall, wenn ſie Romane ſchreiben, die ſie, mit einigen Modificationen, entweder im Leben, oder tauſendmal in der Phantaſie durchgeſpielt haben. Hier muß man denn auch den Grund ihrer Vorliebe für den Roman ſuchen. Es muß einen ganz eignen Reiz für dieſe empfindungsreichen Geſchöpfe haben, in der Heldin eines Romans, oder einer Novelle ſich ſelbſt — zu idealiſiren hätte ich bald geſagt; aber es fällt ihnen ſchwerlich bey, daß ſie das thun, wenn ſie es doch einmal thun: — ſich ſelbſt alſo zu ſchildern, wie ſie zu ſeyn — glauben; und ihre ganze präſumtive Liebenswürdigkeit, als eine noch grünende zwiſchen Papier aufzutrocknen, oder als eine verwelkte, wie dürre Mooſe — nur mit Tinte ſtatt des Waſſers — wieder aufzufriſchen. Oft mag es ihnen auch einen ſchmerzlich ſüßen Troſt gewähren, auf dieſe Weiſe in den Wunden zu wühlen, welche der Leichtſinn irgend eines Ungetreuen ihnen geſchlagen hat: und indem ſie ihm zeigen, um welche Perle er ſich gebracht, und wie leicht es ihnen geweſen wäre, ihn als eine Art von Anhang mit in die Unſterblichkeit hinüber zu ſchleppen, wenigſtens die poetiſche Gerechtigkeit an dem Verbrecher auszuüben.

Eben der Umſtand aber, daß eine Frau immer nur ſich ſelbſt ſchreibt — ich meine auf die erſt bemerkte Weiſe, nicht wie das bey jedem Schriftſteller der Fall iſt; — eben dieſer Umſtand macht, daß ihr der Roman faſt nothwendig mißrathen muß. Der Roman verträgt wohl mehr, als jede andere Dichtungsart, nicht nur die eigenthümlichſte Darlegung unſerer Denk- und Empfindungsweiſe im Allgemeinen, ſondern ſelbſt unſerer Eigenthümlichkeit in Beziehung zu beſtimmten äußeren Verhältniſſen des Lebens: allein das Subjective muß hier von dem Dichter mit freyer poetiſcher Schöpfungskraft als ein Objectives gefaßt und geſtaltet werden, wenn ſeine Leiſtung den Namen eines Kunſtwerkes verdienen ſoll. Um aber den Roman zu einem ſolchen zu machen, ſind weder lebhafte Empfindungen, noch anziehende Situationen; weder der Liebesſchmerz, noch die Liebeswonne eines weiblichen Herzens hinreichend: es bedarf dazu einer tiefen, umfaſſenden und vielſeitigen Lebensanſicht, die durch das Leben ſelbſt, durch das Hinabſteigen in die Tiefen unſerer eignen Bruſt, durch ſelbſtſtändiges Verarbeiten der Eindrücke der Gegenwart, wie der Belehrungen der Geſchichte, unſer Eigenthum geworden. In einer ſolchen Lebensanſicht allein vermag der Roman eine feſte Grundlage zu finden. Darum kann er auch den Frauen nicht gelingen; denn dieſe Grundlage, wie jene künſtleriſche einer objectiven Auffaſſung, wird ihnen überall fehlen, und der Mangel derſelben überall fühlbar werden. Auch wüßte ich nicht, daß irgend einer Frau ein Roman gelungen wäre, der als poetiſches Kunſtwerk die Prüfung aushielte. Deſto häufiger trifft man bey ihnen auf eine verfehlte Anlage des Planes; auf wäſſerichte Empfindeleyen; auf Reflexionen, die bey näherer Betrachtung, wie precios ſie auch ausgedrückt ſeyn mögen, der näheren Betrachtung nicht werth waren, und meiſtens das beliebte Thema von der Innigkeit, Reinheit und Zartheit des weiblichen Gemüthes bis zum Ekel wiederholen; vor Allem aber eine Breite, und trotz alles poetiſchen Floskelkrams, eine Mattigkeit der Darſtellung, die bey den Productionen der weiblichen Feder für auszeichnend gelten können *).

---

*) Dieſe Vorwürfe treffen die Erzeugniſſe einer Bar. Stael und — v — s — freylich nicht: wenn gleich die Corinna

Tiburzio. Es freuet mich unendlich, Euer Gnaden Anſichten über weibliche Schriftſtellerey mit meinen eigenen übereinſtimmend zu finden. Es ſind die nämlichen, welche ich meiner Hochſeligen mehr als einmal vorgehalten. Aber glauben Euer Gnaden vielleicht, daß dergleichen einen Eindruck auf ſie gemacht habe?

Don Diego. Nicht den geringſten. Wenn ſie auch nur etwas Verſtand beſitzen, ſo zählen ſie ſich's wohl zuſammen, daß ſie auf eine Bühne treten, auf der ſie nur aus Höflichkeit beklaſcht, und immer mehr belächelt, verlacht, und verſpottet, als beklaſcht werden:

---

der erſteren, reich an großen Schönheiten des Details, der Anlage, wie der kunſtleriſchen Ausführung nach, ebenfalls mißlungen iſt. Aber welche deutſche Schriftſtellerin biethet dem Leſer in ganzen Banden, was jene ſeltne Frau ihm oft in einer einzigen Reflexion biethet? oder welche darf ſich mit jener zweyten Frau, der man den Beruf zum Schreiben zugeſtehen muß, an Kraft der Phantaſie, und in der Kunſt der Durchführung der Charaktere meſſen? Der Verfaſſer ehrt das ausgezeichnete Talent der Fr. v. Pichler, und die ſittliche Reinheit der Tendenz ihrer Schriften (ſie iſt die weiblichſte aller Schriftſtellerinnen: das ſchönſte Lob, welches ſie verdienen konnte); und manches zarte Lied der Fr. v. Chezy, und der unglücklichen Luiſe Brachmann iſt ihm lieb geworden. Was aber ſoll man zu den übrigen ſagen, die von Meſſe zu Meſſe dutzendweiſe hervorkommen; und die größtentheils weder kräftig, noch zart und zierlich: ſondern nur mit Prätenſion unbedeutend und langweilig ſind. Gott gebe nur, daß Korn und Wein und Obſt in Deutſchland jedes Jahr ſo gut gerathen, wie die Schriftſtellerinnen; dann haben wir ſicher weder Hungersnoth, noch Theurung zu fürchten!

weil ſie gar nicht dahin gehören, und ihre Rolle meiſtens ſchlecht, oder ſehr mittelmäßig ſpielen; aber ſie betreten die Bühne darum dennoch mit der nämlichen Entſchiedenheit, mit der ſie andere Wege betreten, wenn ſie es einmal vergeſſen haben, welche Zurückhaltung ſie ihrem Geſchlechte ſchuldig ſind. Ihr Schriftſtellern iſt eine Art Geckerey; und die Geckerey iſt überall unverbeſſerlich.

Tiburzio. Sic! Auch meine Hochſelige war in dieſer Hinſicht unverbeſſerlich; und hätte ſie nicht der Himmel im ſiebenten Jahr unſrer Ehe zu ſich genommen: ſo würde wahrſcheinlich auch ich das Loos meiner Vorgänger — ich war ihr vierter Mann — getheilt haben.

Don Diego. Und das war?

Tiburzio. Sie hatten ſich alle drey aufgehangen. Auch ich hatte mir bereits in gleicher Abſicht auf unſerm Hausboden einen tüchtigen Tragebalken auserſehen: als der Himmel zu meinem Beſten es anders fügte. Meine Hochſelige hatte einen Band Novellen geſchrieben, und da alle Benennungen von Blumen, von den ſaftreichen Craſſulen bis zu den ſtrohdürren Immortellen herab, bereits von andern Schriftſtellerinnen in Beſchlag genommen waren, ihn unter dem Titel: Gänſeblümchen, herausgegeben. Einige Wochen darauf mußte ich mit ihr eine Reiſe nach Valdemoro *) machen, welche ſie beſchreiben wollte, um dem Publikum eine Probe von ihrem lebhaften Gefühl für Naturſchönheiten zu geben, und ihm ihre Begeiſterung über ein paar dort vorfindliche Altarblätter mitzutheilen, über welche ſie feſt entſchloſſen war, in Begeiſterung zu gerathen, obwohl ſie dieſelben nie mit einem Auge geſehen hatte. Wir kamen ziemlich ſpät Abends in dem Städtchen an, und — war es Zufall, war es Schickung — meine Hochſelige befällt ein heftiger Appetit nach friſchem Käſe. Wir treten in einen Käſeladen: ſie kauft, und nimmt den erkauften Käſe mit ſich in den Gaſthof. Dort verſpeiſt ſie ihn mit vielem Wohlbehagen. Jetzt greift ſie nach dem Papiere, in welches man ihn ihr im Laden gewickelt hatte, um es zu leſen, da ſie kein bedrucktes Papier ungeleſen laſſen konnte. Plötzlich ſehe ich ihre Lippen blau werden; die Hände zittern; ihre Augenkreiſe erweitern ſich; ſie verſucht zu ſprechen, aber die Zunge verſagt ihr den Dienſt; und eh' ich Hülfe herbeyrufen kann, hat ſie ein Schlagfluß getödtet. Ich wagte es kaum zu glauben, daß ich heute als Wittwer zur Ruhe kommen ſollte: aber alle Verſuche, die Hingeſchiedene in's Leben zurückzurufen, waren vergebens. So ergab ich mich denn in den Willen des Himmels, und ging ganz gefaßt zu Bette. Neugierig warf ich vorher noch einen Blick auf das Papier, welches die unerwartete Kataſtrophe hervorgebracht hatte; es war ein Blatt — aus den Gänſeblümchen!

---

*) Es liegt eine Legua (5/6 einer deutſchen Meile) von Pinto.

11.

Don Diego. Heute, hoff ich, ſoll er mir nur Erfreuliches zu erzählen haben, da der Himmel ihn ſo unerwartet von ſeiner ſchriftſtellernden Lebensgefährtin befreyt hatte.

Tiburzio. Keineswegs habe ich das; denn meine

Hochſelige fuhr auch nach ihrem Tode noch fort, einen ſehr unſeligen Einfluß auf mein Schickſal auszuüben.

Sobald ich ſie ſicher unter der Erde wußte, verließ ich Valdemoro, um mich gerades Wegs nach Madrid zu begeben.

Don Diego. Er kehrte alſo gar nicht mehr nach Pinto zurück.

Tiburzio. Nicht einen Fuß ſetzte ich mehr hinein; ſondern umzog es in einem weiten Umkreiſe.

Don Diego. Er hatte ja aber mit ſeiner Hochſeligen ein eignes Haus daſelbſt erheirathet

Tiburzio. Allerdings; allein an dieſem ganzen Hauſe befand ſich auch nicht ein Ziegel, den ich bey dem Tode meiner Hochſeligen nicht zehnfach ſchuldig geweſen wäre. Bey dem hohen Flug ihrer ſchriftſtelleriſchen Begeiſterung hatte ſie nämlich nie Zeit gefunden, ſich um ihr Hausweſen zu bekümmern: und ſo war denn dieſes von Jahr zu Jahr immer mehr in Verfall gerathen. Ich ließ alſo, wie geſagt, Pinto zur Seite liegen, und begab mich nach Madrid, wo ich durch den Haushofmeiſter des Don Luis de Arriaza ein Unterkommen zu finden hoffte. Unglücklicher Weiſe war er mit ſeiner Herrſchaft verreiſt. Ein noch unglücklicherer Umſtand für mich war es, daß es mir faſt gänzlich an Gelde fehlte. Ich hatte davon nur wenig von Valdenoro mitgebracht, weil ich nur wenig dahin gebracht hatte; denn da meine Frau ihre Reiſen, Ausflüge und Streifzüge zum Beſten des Publikums anſtellte: ſo hielt ſie es für billig, ſich auf denſelben auch von Andern beköſtigen zu laſſen. Als ich nun mit meiner Barſchaft beynahe ſchon ganz auf der Neige war, trat ich eines Tages in ein Kaffeehaus, und griff, um mich zu zerſtreuen, nach der Eintagsfliege, einem ſtark geleſenen Tageblatte, welches gerade vor mir auf dem Tiſche lag. Ich las eine Novelle, die mir weder kalt, noch warm machte, und am Schluſſe des Blattes die Nachricht, daß der Unternehmer der Eintagsfliege brauchbare Beyträge den Bogen zu vier Peſos honorire. Nun hatte meine Hochſelige bey dem Ausfluge nach Valdemoro zwey ungedruckte Novellen mitgenommen, um durch dieſe daſelbſt die Bekanntſchaft einer andern Schriftſtellerin zu machen, und in Folge dieſer Bekanntſchaft ſechs bis acht Wochen die Gaſtfreundſchaft derſelben in Anſpruch zu nehmen. Bey meinem Abzug aus Valdemoro hatte ich das Manuſcript zur Erinnerung an meinen Eh- und Wehſtand zu mir geſteckt, um es, wenn es mir künftig einmal recht ſchlimm ergehen ſollte, dann vor mich hinzulegen, und mir zu ſagen: es iſt noch ſchlimmer geweſen! In meiner gegenwärtigen Verlegenheit jedoch beſchloß ich dieſe theuren Pfänder dem Unternehmer der Eintagsfliege anzubieten. Wenn er auch die Hälfte davon ſtrich — und das konnte er, ohne den Zuſammenhang nur im geringſten zu gefährden: — ſo betrug, bey der homeriſchen Ausführlichkeit, welche meiner Frau im Erzählen eigen war, das Honorar noch immer genug, um mich für ein paar Monate der Sorge für meinen Unterhalt zu entheben. Inzwiſchen glaubte ich bey meinem Verſuch mit wenig Sicherheit auf einen günſtigen Erfolg rechnen zu dürfen. Deſto angenehmer war ich überraſcht, als ich einige

Tage nach der Einreichung wieder vorfragte, und der Fliegenbrüter mir vorläufig zehn blanke Peſos auf den Tiſch zählte. Nun ließ er ſich mit mir in eine Converſation ein; er erfuhr, daß ich in Salamanca und in der neuen Welt geweſen; ein Wort gab das andere: und nach einer halben Stunde machte mir der kleine, freundliche Mann den Antrag, ob ich nicht unter ſeinen Auſpicien die Redaction der Eintagsfliege übernehmen wolle; »der junge Menſch, deſſen er ſich bisher zu dieſem Geſchäfte bedient habe, werde in ſeinen Forderungen täglich indiscreter, und er ſey für jeden Fall geſonnen, ſich von ihm loszumachen.« Ein ſolcher Antrag kam mir höchſt unerwartet, und ich ſagte dem Manne, daß ich ſeinen Vorſchlag zwar ſehr gern annehmen würde, daß ich aber einiges Mißtrauen in meine Tauglichkeit zu einem ſolchen Geſchäfte ſetze. »Mein Gott! was kömmt euch an, Caballerito!« entgegnete er; »tauglich? wie ſtellt ihr euch die Sache nur vor? Ihr leſet die eingelaufenen Manuſcripte durch, und wählt diejenigen aus, welche brauchbar ſind; die andern gebt ihr zurück; damit iſt Alles abgethan —« »Aber mit der Eintagsfliege iſt, wie ich geſehen habe, wie mit den meiſten übrigen Journalen ein Blatt verbunden, deſſen Zweck es iſt, alle bedeutenderen Erſcheinungen im Gebiete der Literatur und der Kunſt anzuzeigen, das ich vermuthlich ebenfalls redigiren müßte; und dieſe Aufgabe«« — »Iſt gerade am allerleichteſten zu löſen,« fiel er mir lachend ein. Alles kommt dabey nur darauf an, im Allgemeinen zu wiſſen, ob das Werk gelobt, oder, ut dicere amamus, herabgeriſſen werden ſoll.

Zum Behuf des Einen, wie des Andern, werd' ich euch ein Verzeichniß von Redensarten übergeben, aus welchem ihr, wie es euch zweckmäßig ſcheint, oder auch nach bloßem Gutdünken, eine Anzahl ausleſet, um das zu beurtheilende Buch oder Kunſtwerk entweder mit dem Stempel des Lobes oder der Verwerfung zu bezeichnen.«

»»Was kann aber eine ſolche Beurtheilung werth ſeyn,«« fragte ich, »»und was kann der Leſer daraus für Nutzen ziehen?««

»Werth ſeyn? Nutzen daraus ziehen?« wiederholte er; »man ſieht wohl, daß ihr in der ganzen Sache ein Neuling ſeyd. Die Leute, mein Freund, die aus ihrer Lectüre Nutzen ſchöpfen wollen, und welchen es um ein gründliches Urtheil über ein Buch oder ein Kunſtwerk zu thun iſt, die kommen nicht zu uns, um ſich Rathes zu erholen. Sie ſind im Stande, oder ſetzen ſich in den Stand, ſelbſt ein geſundes Urtheil zu fällen, oder ſuchen Belehrung anderswo, als in unſern Kunſt- und Literaturblättern. Dieſe ſind meiſtens für jene armen Schelme, die kein eigenes Urtheil haben, und die das Notizenblatt regelmäßig des Morgens auswendig lernen, um das Erlernte Mittags oder Abends, bey Tiſche oder in Geſellſchaft wiederzukauen, um über Literatur und Kunſt doch auch ein Wort mitzureden. Inzwiſchen gibt es da einige ſchlaue Geſellen, die es ſich zum Geſetze gemacht haben, immer gerade das Gegentheil von dem zu behaupten, was wir in unſern Anzeigen und Beurtheilungen vorbringen: und dieſe ſind es, die den rechten Punkt meiſtens am ſicherſten treffen.«

Don Diego. Und ſchlug er nicht ein, als man es ihm ſo klar bewies, daß man zur Redaction eines ſolchen Blattes weder Talent noch Einſichten; ſondern nur geſunde Finger, und, was ihm, wie ich mit Vergnügen ſehe, bis jetzt noch fehlte — etwas Unverſchämtheit bedürfe *).

Tiburzio. Leider ſchlug ich ein, und nicht weniger, als zwey volle Jahre hab' ich Tag für Tag Urſache gehabt es zu bereuen.

Don Diego. Er ſetzt mich in Verwunderung. Ich hätte gedacht, das Geſchäft hätte für ihn getaugt, wie kein anderes. Denn konnte er wohl eine ſchönere Gelegenheit finden, Reflexionen zu machen, und ſie dutzendweiſe an Mann zu bringen.

Tiburzio. Die erſte Reflexion, die ich ſchon acht Tage nach dem Antritt meines Amtes anſtellte, war, daß ich weit beſſer gethan hätte, nach dem erſten, dem beſten, Grabſcheit zu greifen, als mich mit dem Handwerk zu befaſſen, zu welchem ich mich hergegeben hatte. Euer Gnaden ſollten nur wiſſen, welche Maſſe von Verdruß, Ekel und Plage aus der vierfachen Leidensquelle meines Amtes als Redacteur über mich hereinſtrömte.

Don Diego. Eine vierfache Leidensquelle wäre ein ſolches Amt? Wie meint er das?

Tiburzio. Euer Gnaden ſollen ſehen, daß die

---

*) Kaum braucht es bemerkt zu werden, daß dasjenige, was hier über Journaliſtik im Allgemeinen vorgebracht wird, achtungswerthen in- oder ausländiſchen Blättern eben ſo wenig zu nahe treten will, als es ihnen zu nahe treten kann.

Rechnung auf ein Tüpfchen zuſammengeht. Und ſo bezeichne ich denn als erſte Quelle meiner Plackerey die Autoren, welche für die Eintagsfliege arbeiteten, oder abeiten wollten. Euer Gnaden wiſſen, man theilt ſie in gute und ſchlechte. Mit den guten hatte ich es leicht: denn ſie kümmerten ſich eben ſo wenig um uns, als wir uns um ſie; und wenn zwey Parteyen ſich gar nicht um einander kümmern, ſo gibt das immer ein erträgliches Verhältniß. Die ſchlechten hingegen wußten gar wohl, daß ſie, als ſolche, ein natürliches Recht hatten, an der Eintagsfliege Mitarbeiter zu ſeyn. Auch dieſe theilten ſich in zwey Claſſen: in diejenigen, welche mit Selbſtbewußtſeyn ſchlecht waren, oder in ganz Schlechte; und in ſolche, die es ohne Selbſtbewußtſeyn waren, oder in Halbſchlechte. Mit den Erſteren, war noch immer auszukommen. Die Leutchen wußten doch, was ſie wollten; und wenn ich ihnen ſo viel Manuſcript abnahm, daß ſie ihre täglichen Bedürfniſſe beſtreiten konnten: ſo waren ſie hübſch zufrieden, und ſagten wohl auch noch: die Redaction iſt in guten Händen. Außerdem waren das brauchbare Leutchen, die gerade ſo ſchrieben, wie ich es für meine Eintagsfliege bedurfte; ſo nämlich, daß es niemanden warm oder kalt machte. Auch war wohl mancher darunter, der etwas Beſſeres leiſten konnte, und gerne geleiſtet haben würde, wenn man nicht geradezu das Schlechtere von ihm verlangt hätte. Aber nun die Halbſchlechten! Hilf Himmel! wie viel verdrüßliche Stunden haben mir nicht dieſe gemacht! Da war Keiner, der zehn Verſe zuſammengeleimt, oder die allertrivialſte Geſchichte zuſammengeſudelt, der ſich nicht eingebildet hätte ein Herrera, Luis de Leon, oder Cervantes zu ſeyn. Dieſen Leutchen war ich genöthigt ihre Productionen zurückzugeben; da dieſe meiſtens ſelbſt für die Eintagsfliege zu froſtig wären: obwohl ihre Verfaſſer den Leuten durchaus warm machen wollten. Das war nun kein leichtes Geſchäft. Keiner ſchien nämlich auch nur von der Möglichkeit einen Begriff zu haben, daß die Erzeugniſſe ſeines Geiſtes nicht vortrefflich ſeyn ſollten. Die meiſte Noth hatte ich mit der lieben Jugend; denn Euer Gnaden glauben gar nicht, was in der lieben Jugend, die ſich da noch in den Schulen herumtreibt, für ein rühmlicher Eifer ſteckt, die Welt zu belehren und aufzuklären.

Don Diego. Daß junge Leute mit wenig Talent und viel Einbildung dieſen Tummelplatz aufſuchen, finde ich ſehr natürlich; da es hier am leichteſten iſt, ſich herumzutummeln, und ſie hier nicht nur am leichteſten zugelaſſen, ſondern wohl auch angelockt werden. Daß aber manches wirkliche Talent an dieſer Art von Schriftſtellerey kleben bleibt, und darüber jene Ausbildung verſäumt, die es in den Stand ſetzen würde, etwas Ausgezeichnetes zu leiſten — das iſt einer von den weſentlichſten Nachtheilen, den ſolche Tageblätter bringen, wie wenig er auch gewöhnlich in Rechnung gebracht wird.

Tiburzio. Die jungen Leute, welche mir von dieſer Art vorkamen, pflegte ich gewöhnlich in die *Rothen* und in die *Blaſſen* einzutheilen. Unter den Erſteren begriff ich diejenigen, von welchen ſich erwarten ließ, ſie würden ſpäterhin einmal über das, was ſie geſchrieben hatten, roth werden; zu den Letzteren aber rechnete ich jene, von welchen man nicht erwarten durfte, daß ſie jemals deßwegen die Farbe ändern würden, weil ſie denn doch zu wenig echtes Talent hatten, um nicht, wie Euer Gnaden ſich ausdrückten, kleben zu bleiben. Nach allen dieſen Eintheilungen aber werden Euer Gnaden leicht bemeſſen können, ob mein Verhältniß zu den darunter Begriſſenen eine Leidensquelle für mich geweſen ſey, oder nicht.

Don Diego. Und die zweyte Leidensquelle war?

Tiburzio. Das leſende Publikum; das ganze nämlich, ohne Ausnahme eines einzigen Individuums. Denn Alles, was dazu gehörte, las entweder die Eintagsfliege, oder las ſie nicht. Diejenigen, welche ſie nicht laſen, verachteten mich; und diejenigen, welche ſie laſen, verachtete ich. Die Letzteren ſchmähten oder lobten die darin enthaltenen Aufſätze. Schmähten ſie dieſelben: ſo mußte ich mich ärgern, daß ſie über etwas ſchmähten, was ihrer Bildung genau entſprechend, und daher für jeden Fall für ſie gut genug war; lobten ſie aber: ſo mußte ich mich zehnfach ärgern: denn es gibt keine gerechtere Urſache zum Ärger, als etwas Schlechtes loben zu hören.

Don Diego. Ganz gewiß.

Tiburzio. Nun kam noch das Verhältniß zu dem Unternehmer der Eintagsfliege hinzu, das der dritte Stachel in meinem Fleiſche war. Ich wollte, daß ihn Euer Gnaden gekannt hätten. Nicht daß das Männchen ſo übel geweſen wäre: keineswegs; aber er hatte da eine Eigenheit, die mir, weil er ſich die Leitung der

Redaction im Allgemeinen vorbehalten hatte, zu ſchaffen genug machte. Ich dankte Gott von Herzen, wenn irgend einmal ein guter Aufſatz einlief. Legte ich ihm aber nun denſelben vor — Euer Gnaden hätten es nur mit anſehen ſollen, wie der arme Mann in einem ſolchen Falle ſich geberdete. Er las; ſetzte ab; las wieder; ſtieß einige undeutliche Laute aus; knirſchte mit den Zähnen; ſtampfte auf den Boden; das Geſicht glühte, die Augen ſprühten Feuer und Flammen. Fragte ich ihn nun, was er meine: ſo grinſte er mich an, brach in ein boshaftes Gelächter aus, und gerieth dann jedesmal in's Stottern. »Es iſt zu — zu — zu — zu — zu —« ſtieß er dann gewöhnlich hervor, und rannte fort: ohne daß ich ein einziges Mal eine zuſammenhängende Antwort aus ihm hätte herausbringen, oder in's Klare kommen können, ob ſein ſonderbares Betragen von Neid, Bosheit oder Verzweiflung herkomme. Doch das wollte ich alles noch ertragen haben: wenn nur — und das war die ſchlimmſte Quelle meines Unmuthes — mein eigenes Gewiſſen mir minder hart zugeſetzt hätte.

Don Diego. Sein Gewiſſen? Ich hätte es, in dieſem Punkte wenigſtens, nicht für ſo zart gehalten.

Tiburzio. Euer Gnaden meinen, weil es mir über meine Kuren in Toledo ſo wenig Vorwürfe gemacht hatte? Ich weiß nicht, wie das damals gekommen ſeyn mag; nur das weiß ich, daß es mir jetzt unaufhörlich zurief, das Handwerk, das ich treibe, ſey weit ſchlimmer, und weit ſchädlicher, als alle Todtſchlägerey des Doctors Geronimo.

Don Diego. Sein Gewiſſen hatte vollkommen

Recht, und ich trete ganz auf die Seite desſelben. Die Journaliſtik würde bey der ungemeßnen Ausdehnung, welche ſie zu unſrer Zeit gewonnen hat, der Literatur, ſie würde dem geſelligen Leben und den Sitten verderblich ſeyn, wenn auch alle dieſe Journale um das Zehnfache beſſer wären. Eine ſolche Behauptung kann übertrieben ſcheinen; ſie iſt es aber nicht im Geringſten. Es wird ſich nämlich kaum läugnen laſſen, daß wir für unſre geiſtige Bildung, ja daß wir ſelbſt für unſer Vergnügen nur durch dasjenige gewinnen, womit wir, ſey es auch nur bis auf einen gewiſſen Grad, inniger vertraut werden: daß wir aber nirgends einen Gewinn für unſre geiſtige Bildung erwarten dürfen, wo wir von tauſend verſchiedenen Gegenſtänden auf tauſend andere verſchiedenartige übergehen, ohne bey einem einzigen hinreichend zu verweilen, um einen beſtimmten Eindruck in uns aufzunehmen. Ich verweile einige Stunden in einer ſchönen Gegend; ich betrachte ſie von verſchiedenen Punkten aus, und kehre zu dem einen oder dem andern, der mich beſonders angezogen, wohl auch zum zweyten, oder dritten Male zurück. Ich nehme ein beſtimmtes Bild daraus mit fort, das mir nicht ſo leicht wieder entſchwinden wird. Ich wähle mir aus einer Gemäldeſammlung ein gutes Stück, um es mit Muße zu betrachten: und werde es nicht ohne Gewinn an Vergnügen und Belehrung betrachtet haben. Welche Belehrung aber, und ſelbſt, welches Vergnügen kann es gewähren, täglich durch einige Gallerien zu laufen, ohne auch nur bey einem einzigen Gegenſtande zu verweilen. Eine große Menge verſchiedenartiger Eindrücke, wovon wir keinen mit ſchärferer Beſtimmtheit auffaſſen, verwirrt den Geiſt nothwendig, und raubt ihm die Kraft, wie die Neigung, ſich ernſtlicher zu beſchäftigen. Wie kann überdieß derjenige, der vier, fünf und mehrere Journale lieſt, oder auch nur durchläuft, Zeit zu einer andern Lectüre behalten? Dieſer unſeligen Journalleſerey allein iſt es zuzuſchreiben, daß unſre älteren Claſſiker faſt vergeſſen ſind, oder höchſtens gekauft werden, um in den Bücherſchrank geſtellt, nicht aber um geleſen zu werden; dieſer allein fällt es zur Laſt, daß Philoſophie, Geſchichte, Biographie bey dem größeren Publikum nur wenig Eingang finden: wenn es gleich nicht zu läugnen, daß wir noch wenig gelernt haben, dieſe Gegenſtände ſo zu bearbeiten, daß die Bearbeitung die Theilnahme desſelben in einem höheren Grade anſprechen könnte.

Was unſern Geiſt nicht erhebt, das zieht ihn herab; was ihn nicht ſpannt, erſchlafft ihn. So ſtark iſt im Menſchen der Zug zur Gemeinheit, daß er, wenn es ihm an ſtäter Aufforderung ſich darüber zu erheben fehlt; wenn er die Mittel dazu nicht ſelbſt aufſucht, oder wenn ſie ihm entzogen ſind, überall eben ſo unvermeidlich, als unvermerkt, in Gemeinheit, und in träge Erſchlaffung zurückſinkt. Darum ſoll Alles, was auf ſeine Bildung einwirkt, und wovon dieſe abhängt, vom Hauch eines höheren geiſtigen Lebens durchdrungen ſeyn; am meiſten die Literatur, als die Blüthe des geiſtigen Lebens einer Nation; als die mächtigſte und einflußreichſte Feder im Triebwerke aller Bildung. Nicht was jenem höchſten Zweck aller Literatur geradezu widerſpricht, iſt das Schädliche: denn das zerſtört zuletzt ſich ſelbſt; ſondern

Alles, was ohne ihn mit Klarheit und Entſchiedenheit zu verfolgen, auf dem Gebiete der Literatur ſich geltend zu machen weiß. Wenn uns das Schlechte und verkehrte geboten wird, behalten wir immer noch die Kraft, dieſes von uns zu werfen, und nach dem Guten und Rechten zu greifen; wo uns aber das Gemeine, das Matte, das Unbedeutende und Gehaltloſe Tag für Tag in reicher Überfülle und in der buntſcheckichtſten Mannigfaltigkeit gereicht wird: da verflacht ſich das geiſtige Leben täglich mehr, und die geſunde Kraft, deren wir bedürfen, um das Beſſere zu ergreifen, geht in einer fieberhaften Aufgeregtheit verloren, die, wie gern ſie auch überall für Kraft gelten möchte, dennoch darum nicht minder die entſchiedenſte Schwäche iſt.

Tiburzio. Euer Gnaden haben vollkommen Recht; das ſind ungefähr eben die Reflexionen, welche ich ſelbſt anſtellte. Ich faßte auch die allerkräftigſten Vorſätze, aus der Eintagsfliege etwas ganz Anderes zu machen, als ſie bisher geweſen war. Ich hatte zu dieſem Ende ein Programm geſchrieben, in welchem ich das Außerordentliche, mehr, als die beſten andern Blätter zuſammen, zu leiſten verſprach. Auch würde ich meinen Vorſatz zuverläßig ausgeführt haben, wenn ich mich nicht, nachdem ich zwey Jahre mühſelig am Redactionskarren gezogen, mit meinem Principal überworfen hätte.

Don Diego. Und was war nun Urſache, daß eine ſo glänzende Ausſicht für die Welt verloren ging?

Tiburzio. Nichts weiter als die Ankündigung von zwey Preisaufgaben, die ich durchaus aufnehmen ſollte, und die ich durchaus nicht aufnehmen wollte.

Don Diego. Und dieſe waren?

Tiburzio. Ein Menſchenfreund hatte einen Preis von tauſend Realen auf die Erfindung einer Maſchine geſetzt, die ſo eingerichtet wäre, daß ſie nicht nur den Acker beſtellte: ſondern auch das Getreide ſchnitte, in Garben bände, aufſchoberte, in die Scheune brächte, ausdräſche, und auf den Markt führte. Euer Gnaden halten die Erfindung einer ſolchen Maſchine vielleicht für eine Unmöglichkeit?

Don Diego. Außer einer Denkmaſchine, halte ich bey den Fortſchritten, welche die Mechanik zu unſrer Zeit gemacht hat, jede andere Maſchine für möglich.

Tiburzio. Es wäre eine herrliche Sache um eine ſolche Maſchine! — Der Grund, warum ich jene Ankündigung nicht aufnehmen wollte, war alſo nicht der, daß ich die Erfindung der fraglichen Maſchine für unmöglich gehalten hätte; ſondern ein ganz anderer. Gleich in der erſten Zeit, als ich unter den Patonen war, gefiel es dem Enkel Ramiros des Zweyten ſich mit mir in eine Unterhaltung über meinen Aufenthalt zu Salamanca einzulaſſen. Ich gedachte bey dieſer Gelegenheit mein Licht recht hoch auf den Leuchter zu ſtecken, und erzählte ein Langes und Breites von den bürgerlichen Einrichtungen der Griechen und Römer, und von dem, was Plato und Ariſtoteles und Cicero darüber geſchrieben hatten. Der Enkel Ramiro's des Zweyten hörte mir ganz ruhig zu, und ich will es Euer Gnaden nur geſtehen, daß ich ein kleines Lob über meine Gelehrſamkeit von ihm erwartete. Aber ich hatte mich abſcheulich betrogen. »Er iſt ein großer Narr, Tiburzio,« ſagte er, »mit ſeinem

Plattner und Mephiſtopheles, und Allem, was er mir da vorgeſchwätzt hat. Seh' er ſich unter meinen Patronen um. Jeder von ihnen hat die Mittel, ſich, ſo viel er bedarf, zu verdienen: jeder arbeitet darum gerne für ſich und für die Seinigen; und das allein macht, daß ſie ſo gute und glückliche Menſchen ſind.« — Dieſe Äußerung Ramiro's des Fünften hatte mir ungemein gut eingeleuchtet, beſonders da er ſie mit ſolchem Nachdruck ausgeſprochen; ſie hatte ſich meinem Gedächtniß tief eingeprägt: und nun frage ich Euer Gnaden, ob ich wohl dabey jene Preisaufgabe mit günſtigen Augen anſehen konnte.

Don Diego. Er ſcheint ſich etwas darauf zu gute zu thun, Tiburzio, daß er die Meinung Ramiro's ſo gut begriffen hatte. Das muß er nicht. Dieſe Wahrheit iſt auch gar zu einfach und handgreiflich, als daß er es dürfte. Eine Zeit, welche ſie demungeachtet nicht begriffe, und die, einige Wenige bereichernd, mit allen Kräften darauf hinarbeitete, die Quellen des Erwerbs zu vermindern, und dem fleißigen Arbeiter die Gelegenheit zu nehmen, ſich ehrlich ſein Stück Brod zu verdienen, müßte man wahnſinnig nennen. Und was war denn die zweyte Preisfrage?

Tiburzio. Keine andere, als dieſe: Ob es, da unſre Zeit endlich einſehen gelernt, wie wenig wahrer Gehalt in den philoſophiſchen, hiſtoriſchen und philologiſchen Wiſſenſchaften ſtecke: und da ſie ſich mit ſo weiſer Vorliebe zu den geldbringenden mathematiſchen, phyſikaliſchen, chemiſchen und technologiſchen Sciencen hinneige — ob es, war die Frage, nicht beſſer ſey, die erſteren gänzlich aufzugeben, und ausſchließend die letzteren zu pflegen; wobey insbeſondere gezeigt werden ſollte, wie von dieſer Pflege für die Heranbildung einer beſſern und glücklicheren Generation die allerersprießlichſten Folgen zu erwarten ſtänden. Dieſe Frage ſollte ich nun ebenfalls aufnehmen. —

Don Diego. Und er hat es nicht gethan?

Tiburzio. Allerdings that ich es; — ich mußte nämlich nachgeben: obwohl ich wußte, daß ich es nicht hätte thun ſollen. Denn wofern mir Euer Gnaden nur eine einzige Reflexion erlauben wollen —

Don Diego. Es iſt bereits zu ſpät, Tiburzio, als daß wir uns heute noch auf die Löſung jener Preisfrage einlaſſen ſollten. Aber ein Stück aus dem Manuſcript will ich ihm mittheilen, deſſen ich ſchon mehrmals gegen ihn erwähnt habe. Er kennt doch die Fabel von dem Prometheus?

Tiburzio. Allerdings kenne ich ſie. Nach dem Heſiodus hatte Prometheus —

Don Diego. Prometheus hatte Menſchen aus Thon gebildet, und als er ſein Gebilde vollendet hatte, ſtieg er zum Himmel hinauf, um von dort den Funken zu holen, womit allein er die todte Maſſe beleben konnte. Kaum hatte er denſelben in die Bruſt des Menſchen geſenkt: da ſchlug der Sohn des Staubes das Auge auf. Mit klarem, heiteren Blick ſah er um ſich her in de Schöpfung; mit froher Begeiſterung ſah er zum Himmel empor: und ſeine Bruſt, die alle Götter, welche der milderen Weisheit hold ſind, zur Wohnung gewählt hatten, ſchwoll von den edelſten Entſchlüſſen, und von der Gluth einer zum Himmel ſtrebenden Begeiſterung.

Zeus zürnte dem Prometheus über das, was er gethan hatte. Er ſchleuderte ſeinen Blitz gegen das Geſchöpf des Japetiden; aber der ungerechte Zorn des Gottes ſchreckte den Menſchen nicht. Furchtlos blickte er zum Himmel empor; denn rein und hell brannte in ſeiner Bruſt die Flamme, welche der Funke des Prometheus in ihr entzündet hatte. Ruhig lächelte dieſer bey dem Zürnen des Zeus; denn er wußte, daß der Blitz des neidiſchen Gottes jene Flamme nicht auszulöſchen vermochte.

Epimetheus, der Bruder des Prometheus, hatte ſeinen Sinn auf etwas Anderes gerichtet, als dieſer. Er hatte eine reiche Heirath gethan, und ſich mit der Pandora, der Tochter eines äußerſt geſchickten Töpfers, verbunden. Dieſer nämlich verfertigte aus Thon eine Art von Geſchöpfen, deren Mechanismus in der That bewunderungswürdig war. Ohne eine Seele zu haben, verrichteten ſie mit großer Geſchicklichkeit eine Menge von Arbeiten, durch welche ſie ihrem Beſitzen nicht wenig Geld verdienten. Sie ſpannen, krempelten, webten, färbten ꝛc. ꝛc. vom Morgen bis zum Abend: und es war eine wahre Freude, dieſe thönernen Geſchöpfe im Hauſe des Epimetheus — ſein Schwiegervater hatte ihm nämlich eine beträchtliche Anzahl derſelben zum Geſchenke gemacht — ſich ſo abgemeſſen, wie es ihr Mechanismus mit ſich brachte, durch einander bewegen zu ſehen.

Die Götter, welche dem ganzen Geſchlecht des Japet ſehr mißgünſtig waren, hatten der Pandora am Hochzeittage eine Büchſe verehrt, in welche ſie trüglicher Weiſe ein ganzes Heer von Übeln eingeſchloſſen hatten. Epimetheus, einzig mit den gewinnverſprechenden Automaten ſeines Schwiegervaters beſchäftigt, hatte dieſelbe bey Seite geſtellt, ohne weiter daran zu denken. So war ſie lange Zeit hindurch vergeſſen geblieben: bis ſie endlich einmal entweder unbeſonnen geöffnet, oder durch Zufall zerſchlagen wurde, und nun alle Übel, welche der Zorn der Götter darin verſammelt hatte, daraus hervorflatterten. Groß war jetzt die Noth. »Helft! Rettet!« ſchrie Epimetheus, wie von Sinnen. Die ganze thönerne Hausgeſellſchaft des Epimetheus rannte, um zu helfen und zu retten, wie beſeſſen durch- und gegeneinander: und der gute Epimetheus hatte das ganze Haus voll —

Tiburzio. Hatte das ganze Haus voll —

Don Diego. Scherben! —

12.

Don Diego. Mich wundert nur Eines, Tiburzio: daß er nämlich, während er den Redactionskarren der **Eintagsfliege** zog, und ſo viel mit Schriftſtellern zu verkehren hatte, nicht ſelbſt darüber zum Schriftſteller wurde.

Tiburzio. Allerdings bin ich dazu geworden, und außer einem Dutzend Sonetten zum unſterblichen Preiſe der unvergleichlichen Donna Clara, habe ich auch eine Erzählung geſchrieben, die ich Euer Gnaden gerne vorleſen möchte, wenn ich nicht fürchten müßte, Ihnen damit lange Weile zu machen.

Don Diego. Eitel ſchriftſtelleriſche Beſcheidenheit, lieber Tiburzio; die ich nach Gebühr zu ſchätzen weiß. Les er nur; ich bin nicht wenig neugierig auf dieſe Probe ſeiner Talente. Wie heißt denn der Titel ſeiner Erzählung, Tiburzio.

Tiburzio. Der Titel, Euer Gnaden, heißt:

Der große Junge.

Don Diego. Ein viel verſprechender Titel! Nun, ich bin ſehr begierig, die Bekanntſchaft dieſes großen Jungen zu machen. Fang er alſo an.

* * * *

»Es iſt ein Jammer!« ſagte der alte Don Arſenio; »es iſt ein Jammer;« wiederholte er, indem er in ſeinem mit eichenem Schnitzwerk wohlgetäfelten Saale langſam auf und niederſchritt, und ſich bald die ſchneeweißen Haare zurückſtrich, bald ſich kummervoll die Stirne rieb. »Es iſt ein Jammer!« wiederholte er noch einmal; »Gott hat mich da reichlich geſegnet mit Äckern und Wieſen, mit Gärten und Forſten, mit Rindern und Schafen, mit Geld und Gut, und ich kann ſeines Segens keinen Augenblick froh werden. Denn der große Junge,« ſetzte er ganz troſtlos hinzu, »der große Junge verdirbt mir jeden guten Augenblick, den ich ſonſt noch haben könnte.«

»»Iſt er denn gar ſo arg?«« fragte ein Freund, der Don Arſenio Geſellſchaft leiſtete, und ruhig am Tiſche ſitzen blieb, um ſeinen Wein zu trinken.

»Gott hat mich reichlich geſegnet,« fuhr Don Arſenio, ohne auf jenen zu hören, in ſeinem Selbſtgeſpräche fort, indem er dabey immerzu auf die beſchriebene Weiſe auf und nieder ging; »Gott hat mich reichlich geſegnet; mit Äckern und Wieſen, mit Weinbergen und Forſten, mit Rindern und Schafen; nur mein großer Junge verbittert mir jeden Augenblick meines Lebens.«

»»Kam er denn unter einem gar ſo ſchlimmen Zeichen zur Welt?«« fragte der Freund, indem er ſein Glas auf's neue vollſchenkte.

»Er kam ein wenig knollig, ein wenig bärenhaft zur Welt,« ſagte Don Arſenio, ohne ſein Auf- und Niedergehen zu unterbrechen; »und ein wenig täppiſch iſt der liebe Junge bis in ſein ſechzehntes Jahr geblieben. Er ſtand bis dahin unter der Aufſicht einer Matrone, die ihn ſtreng zu dem, was recht war, anhielt. Zu Anfang ſeines ſechzehnten Jahres lernte er leſen, und fing ſogar an zu denken. Ich hoffte ſchon, es ſollte etwas recht Tüchtiges aus ihm werden: da geräth er mir aber in den drey folgenden Jahren auf die ſeltſamſten Einfälle; macht zu Ende des achtzehnten Jahres tolle Streiche, und ſchlägt ſich in ſeinem tollen Muthe« — hier blieb der alte Herr händeringend und mit einem Jammergeſicht vor ſeinem Freunde ſtehen — »ſchlägt ſich in ſeinem tollen Muthe beynahe die Naſe entzwey!«

»»Mein Gott, er hat ſich beynahe die Naſe entzwey geſchlagen! Ihr müßt ein Einſehen treffen!««

»Ich will ein Einſehen treffen,« ſagte Don Arſenio.

»»Ihr müßt den Jungen in die Stadt bringen.««

»Ich will den Jungen in die Stadt bringen.«

»»Und müßt euch nach Leuten umthun, die es verſtehn, ihm eine tüchtige Erziehung zu geben.««

»Ich will mich nach Leuten umthun, die es verſtehen, ihm eine tüchtige Erziehung zu geben,« ſagte Don Arſenio, und rief ſogleich ſeinen Diener, dem er befahl, für ihn, und ſeinen Sohn Bobonazo ein Maulthier zu ſatteln.

Darauf beſtellte er ſein Haus; nahm von ſeinen Freunden Abſchied; ſchnallte eine wohlgefüllte Geldkatze um; beſtieg ſein Maulthier; und trat mit ſeinem Sohne Bobonazo die Reiſe nach der Stadt an.

Er hatte ſich mit ſchwerem Herzen auf den Weg gemacht. »Denn,« ſagte er zu ſich ſelbſt: »weiß ich auch wohl, ob ſich für den Jungen da ein tüchtiger Educationsrath finden wird. Und findet ſich der nicht: ſo iſt kein Zweifel, daß er ſich nächſter Tagen die Naſe gänzlich einfallen wird.«

Es fanden ſich der Educationsräthe ſo viele, daß der große Gaſthof, in welchem er abgeſtiegen war, ſie kaum zu faſſen vermochte.

Es entſtand nun die Frage, was der große Junge gelehrt, und wie er erzogen werden ſollte.

»Er muß Latein und Griechiſch lernen,« rief der erſte Educationsrath.

»Franzöſiſch, italieniſch, engliſch und deutſch,« rief der zweyte.

»Arabiſch und Perſiſch,« rief der dritte.

»Das Sanſkrit,« der vierte.

»Chineſiſch,« rief der fünfte; »es gehört weſentlich in den Kreis gelehrter Bildung; man hat es erſt neulich behauptet.

»Geſchichte, Geographie, Statiſtik, Heraldik, Diplomatik, Phyſik, Chemie, Botanik, Mineralogie, Geologie ꝛc. ꝛc.« rief der ſechſte, ſiebente, zehnte, zwanzigſte und fünfzigſte.

»Auch ein wenig Logik,« ſagte mit ſchüchterner Stimme ein ein und fünfzigſter.

Gefällig ſtimmten die übrigen bey, daß der große Junge auch ein wenig Logik lernen ſolle.

»Man muß einen Athenienſer aus ihm bilden,« ſagte der erſte Educationsrath.

»Einen Römer,« ſagte ein zweyter.

»Ritterlichen Sinn muß man ihm beyzubringen ſuchen,« ſagte ein dritter.

»Man müſſe ihn ganz nach dem neunten oder zehnten Jahrhundert zuſchneiden,« meinte ein vierter.

Ein fünfter, ſechſter, ſiebenter, achter, zehnter, zwanzigſter, fünfzigſter, hunderter wollten ihn hingegen wieder auf eine andere Weiſe zuſchneiden. Der gute Don Arſenio nickte freundlich jedem zu, der da den Mund öffnete, und zog immer höflich ſein ſchwarzſammtenes Käppchen vom Haupte, wenn der Sprechende den Mund wieder zuſchloß. Zuletzt dann ſchnallte er ſeine Geldkatze ab, und nahm die Herren Educationsräthe ſämmtlich in ſeine Dienſte. Beym Abſchiede verſprach ihm jeder von ihnen, daß er an dem großen Jungen Wunder erleben ſolle, wenn er auf die Vorſchläge ſeiner übrigen Collegen nicht achten, und ausſchließend ſeinen Plan befolgen wolle, den ihm jeder ſchriftlich zuzuſenden verſprach.

Die ſämmtlichen Pläne füllten einen großen Laſtwagen, den vier der ſtärkſten andaluſiſchen Pferde nur mit

Mühe fortſchleppen konnten. Der gute Don Arſenio wußte ſich vor Freude gar nicht zu faſſen, als er die ganze Laſt von Papier in ſeinem Saale aufgeſchobert ſah. »Hübſche Leutchen!« rief er, indem ihm die Thränen der Rührung erbſengroß von den Wangen rollten; »gar hübſche Leutchen, dieſe Educationsräthe! Ich dachte ſie ſollten meinem großen Jungen bloß ein wenig Religion und geſunde Vernunft beybringen, weil dann künftig für ſeine Naſe eben nicht viel zu befürchten ſeyn würde: und da will ihn nun jeder von ihnen für ein wahres Lumpengeld zum Weltwunder, und genau ſo klug und vollkommen machen, als er es ſelbſt iſt. — — — — — — — — — — — — — — —

13.

Don Diego. Er hatte, als er ſich vom Redactionskarren losſpannte, vermuthlich den Plan gefaßt, bey irgend einem von den Buchhändlern in Dienſte zu treten, die jetzt bänderreiche Werke, wie Schuſterarbeit, auf Beſtellung verfertigen laſſen, um als rechtliche Kaufleute doch auch einmal ein ehrenwerthes Geſchäft zu machen. Wer den Verfall unſrer Literatur der allzugroßen Anzahl und der Unverſchämtheit der Schriftſteller allein zuſchreibt, weiß ſchlecht Beſcheid um die Wahrheit; zwey Drittheile des Schofels in unſrer Literatur gehören auf die Rechnung der Buchhändler. Welchen Nachtheil dieſe Menſchen der Literatur, wie dem ſoliden Buchhandel bringen läßt ſich gar nicht berechnen: obwohl man geſtehen muß es iſt ein Nachtheil, der ſich von ſelbſt vermindert, indem jene Herren bey ihren gemeinnützigen Spekulationen einer nach dem andern zu Grunde gehen.

Tiburzio. Es iſt in der That ſo, wie Euer Gnaden ſagen. Ich ſelbſt kannte einen Buchhändler, der ein Werkchen unter dem Titel: der vollkommene Keſſelflicker zu verlegen wünſchte; ein zweyter wünſchte ein Handbuch für Fiaker, und ein dritter hatte es auf das Ganze der Kunſt zu hängen, zu köpfen und zu ſpießen, mit einem Anhang über die Kunſt zu prügeln abgeſehen*). Es iſt überall die erſte und letzte Aufgabe der Literatur, ſich zum Leben zu wenden; und man kann der unſrigen das Lob nicht abſprechen, daß ſie dieſe Aufgabe eifrigſt zu löſen ſucht. — Mit mir meinte es inzwiſchen der Himmel beſſer, als daß er mich aus einer ſchlimmen Dienſtbarkeit in eine noch ſchlimmere hätte ſollen gerathen laſſen. Als ich nämlich eben meines ferneren Unterkommens wegen aufs neue in Verlegenheit war, ſuchte mich der Haushofmeiſter des Don Luis de Arriaza auf, und ſagte mir, ſein Herr wünſche einen zuverläſſigen Menſchen in ſeine Dienſte zu nehmen, den er dazu verwenden könne, unter ſeinen Augen Aufſätze zu copiren, und andere Schreibereyen zu beſorgen.

Don Diego. Ey, da wird er zuletzt gar Secretair des Vorſtehers der Cámara de Castilla: Freylich darf er da ſagen, daß er Glück gehabt habe.

Tiburzio. Ich hatte weder den Titel eines Secretairs, noch die Verrichtungen eines ſolchen; und mein Gehalt war, obgleich hinreichend und anſtändig, dennoch ebenfalls nur ſo beſchaffen, wie ich ihn für meine Dienſte erwarten konnte. Was ich ein Glück nenne, iſt, daß ich dieſen Don Luis kennen gelernt habe, und mich eine Zeitlang zu ſeinen Hausgenoſſen zählen durfte. Denn ich darf es wohl ſagen, ſein Haus war ein Tempel der Tugend, und er ſelbſt war der würdige Prieſter dieſes Tempels.

---

*) Hat man doch erſt vor Kurzem in Paris dem Publikum die Memoiren des Scharfrichters Sanſon geboten.

Don Diego. Ich habe den unglücklichen Mann gekannt, und gern ſtimme ich ihm darin bey: er war einer der beſten und tugendhafteſten Menſchen in Spanien.

Tiburzio. Und ſetzen Euer Gnaden immerhin noch hinzu: dem man ſich nicht nahen konnte, ohne ſelbſt durch ihn beſſer zu werden.

Don Diego. Alſo iſt auch er, Tiburzio, im Hauſe des Don Luis ein beſſerer Menſch geworden.

Tiburzio. Ein wenig beſſer hoffe ich denn doch durch ihn geworden zu ſeyn. Denn immer faßte ich, wenn ich um ihn war, oder ihn ſo eben verlaſſen hatte, die allerfeſteſten Vorſätze, ihm ähnlich zu werden, oder ihn, wo möglich, noch zu übertreffen, und für die Zukunft auch nicht um ein haarbreit von den Geſetzen der geſunden Vernunft abzuweichen. Zu dieſem Zwecke machte ich mir aus den Tugenden meines Vorbildes ein angelegenheitliches und ſehr ernſtliches Studium.

Don Diego. Ich lobe das. Um beſſer zu werden, iſt es immer die erſte Bedingung, daß wir das Gute, was wir uns aneignen wollen, klar erkannt haben. Und zu welchen Reſultaten führte ihn nun ſein Studium?

Tiburzio. Ich will Euer Gnaden in Kürze den ganzen Verlauf desſelben angeben. Als ich das erſte Mal von Don Luis wegging, ſagte ich zu mir ſelbſt: ein recht herablaſſender Herr, mit dem ich ſchon auskommen will. Als ich ſehr bald die Bemerkung machte, daß er alle Menſchen, ſelbſt Übelwollende, gütig und liebevoll zu behandeln gewohnt ſey; ſo ſagte ich zur mir ſelbſt: ein ungemein ſanfter, gütiger und wohlwollender Herr! In der That, ſetzte ich hinzu: man kann keine glücklichere Naturanlage, kein glücklicheres Temperament haben, als es dieſer Don Luis beſitzt. Als ich nun etwas länger bey ihm war, und ſeine Anſichten und Grundſätze theils durch ſeine ausdrücklichen Äußerungen kennen lernte, theils ſie ihm abmerkte, konnte es mir nicht entgehen, daß dieſe mit den Geſetzen der geſunden Vernunft auf das genaueſte zuſammenſtimmten. Fürwahr, ſagte ich, er iſt ein Philoſoph von ächtem Schrot und Korne; ſo gut als Epiktet, ſetzte ich hinzu, und als der ſtoiſche Poſidonius. Als ich aber nun einen Tag, wie den andern, und ein Jahr wie das andere ihn immer gleich menſchlich und gütig; gleich demüthig im Glücke, und gleich ſtark im Unglücke; gleich liebevoll und treu gegen ſeine Freunde, und gleich nachſichtig und großmüthig gegen ſeine Feinde fand, da ſagte ich zu mir ſelbſt: Er iſt mehr, als ein Philoſoph, er iſt ein Weiſer; und ein ſo ächter, wie Epiktet und der ſtoiſche Poſidonius: nur, ſetzte ich hinzu, iſt ſeine Weisheit um Vieles milder, als die Weisheit des erſteren, und für keinen Fall ſo hochmüthig, als die des letzteren.

Bey dieſem Reſultat blieb ich nun ſtehen, und dachte darin das Ziel meines Studiums gefunden zu haben.

Aber, wie es nun geht: jeder Tag bringt uns etwas Neues zu lernen.

Eines Abends, als Don Luis ſich bereits in ſein Cabinet zurückgezogen hatte, geſchah es, daß ſeine Gemahlin — ſie war in jeder Hinſicht ſeiner würdig — plötzlich von Krämpfen befallen wurde, die bey ihrer überhaupt ſehr ſchwächlichen Geſundheit ſchnell einen beunruhigenden Charakter zeigten. Das ganze Haus geräth in Verwirrung, und ich eile nach dem Cabinet des Herrn, um ihn von dem Vorfall in Kenntniß zu ſetzen. Ich poche an der Thüre; aber niemand antwortet. Kühn gemacht durch den Drang des Augenblicks, öffne ich, und finde Don Luis in ſtiller Andacht vor einem Crucifixe auf ſeinen Knien. Ich trete zu ihm, und berichte ihm, was vorgefallen. Was er ſagte, weiß ich nicht mehr; nur das weiß ich, ſein Geſicht ſchien mir wie verklärt, und ſeine Stimme noch weit milder und ſanfter, als ſonſt zu ſeyn. Er hatte ja eben mit Gott geredet.

Dieſer Abend bewog mich, mein Studium über ihn von vorne anzufangen: und da fand ich nun, daß alle Tugenden, die ich an ihm liebte und verehren mußte, ihre Wurzel in ſeinem religiöſen, mit reiner Liebe Gott zugewendeten und Gott ergeb'nen Sinne hatten, und daß er mehr, als ein Weiſer, daß er ein Chriſt, im echteſten Sinne des Wortes war.

Don Diego. Ich wünſche nur, daß er aus dieſem ſeinen Studium für ſich ſelbſt einigen Gewinn gezogen haben möge.

Tiburzio. Es gereicht mir zu keiner geringen

Freude, ſagen zu können, daß dieſes der Fall war, und daß das Beyſpiel, welches ich vor mir hatte, nicht ohne allen Einfluß auf mich geblieben iſt.

Don Diego. Ich glaube ihm das, Tiburzio. Denn wie ein echt religiöſer Sinn das Höchſte iſt, was wir im Menſchen anzutreffen vermögen: ſo iſt auch nichts, wovon das Beyſpiel kräftiger und unwiderſtehlicher auf Andere wirkte, wenn nur ihr eigenes Gemüth für den Einfluß eines ſolchen Beyſpieles nicht noch gänzlich verſchloſſen iſt, oder ſich nicht vorſätzlich dagegen zu verhärten ſucht.

Tiburzio. Das Letztere habe ich keineswegs gethan. Im Gegentheile habe ich über die Nothwendigkeit religiöſer Bildung die allergründlichſten Reflexionen angeſtellt.

Don Diego. Der Himmel gebe nur, daß ſie in der That recht gründlich geweſen, und daß er die Sache auf die rechte Weiſe angegriffen. Denn ſollte ſich auch hier ſeine unſelige Neigung zur philoſophiſchen Klopffechterey und Syſtemmacherey in's Spiel gemiſcht haben: ſo würde die Überzeugung, daß das Leben des Menſchen nur in der Religion ſeine feſte Begründung finde, zum mindeſten nicht mit voller Kraft auf das Seinige gewirkt haben. Denn der Einfluß dieſer Überzeugung iſt nur dann ein großer und ſegensreicher, wenn ſie in ihrer einfachen Wahrheit in uns recht klar und lebendig geworden, und wir die erhabenen Wahrheiten der Religion ſelbſt, eben darum, mit reinem, einfachen Sinn, und mit der ganzen Kraft unſers Gemüthes ergriffen haben.

Tiburzio. Ich fand bald genug Gelegenheit dieſen Einfluß an mir zu prüfen. Denn als die ſchändlichſte Cabale, die noch jemals gegen einen Redlichen geſchmiedet worden war, gegen Don Luis losbrach, und dieſer ſeines Amtes entſetzt, und in den Kerker geworfen wurde: ward auch ich gefänglich eingezogen, da ein großer Theil ſeiner Papiere durch meine Hände gegangen war

Don Diego. Und wie lange wurde er im Gefängniß zurückbehalten?

Tiburzio. Faſt ein ganzes Jahr lang. Gegen das Ende desſelben ward ich auf freyen Fuß geſtellt; Don Luis aber wurde, unſchuldig verurtheilt und ſeines Vermögens beraubt, nach dem Alcazar von Segovia abgeführt. Seine Gemahlin, welche den traurigen Troſt nicht entbehren wollte, wenigſtens in der Nähe des geliebten Gatten zu leben, zog nun ebenfalls dahin; und ich folgte ihr. Während ich nun täglich hoffnungslos um den Alcazar herumſchlich, ſtieß ich einſt ganz unerwartet auf meinen ehmaligen Lieutenant, Don Rogel. Ich erkannte ihn auf den erſten Blick; und es war gewiß eine Unmöglichkeit, ihn nicht wieder zu erkennen, wenn man ihn nur ein einziges Mal geſehen hatte. Er hatte ſich in Italien noch ein Duzend Schmarren mehr geholt, und war, als auch nicht eine einzige weiter auf ſeinem Geſichte und an ſeinem Leibe Platz fand, zum Schloßcommandanten in Segovia befördert worden. So wie ich ihn anſichtig wurde, fuhr wie ein Blitz der Gedanke durch meinen Sinn, daß ich das Werkzeug der Befreyung meines Herrn werden könnte. Darum ſuchte ich die vorige Bekanntſchaft auf der Stelle zu erneuern: allein

Don Rogel bezeugte gar wenig Freude über das Wiederſehen; vermuthlich weil er es mir nicht verzeihen konnte, daß ich nicht eben ſo große Luſt, wie er ſelbſt, gehabt hatte, mich in Italien zerhauen zu laſſen. Nichts deſto weniger erreichte ich durch die Vermittlung einer angeſehenen Perſon meinen Zweck, auf's Schloß und in ſeine Dienſte zu kommen, dennoch. Schwerlich iſt um dieſe Zeit in ganz Spanien jemand mit einem Diener verſehen geweſen, der ſich mehr Mühe gegeben hätte, ſich die Zufriedenheit und das Vertrauen ſeines Herrn zu erwerben; und in ein paar Monaten hatte ich glücklich meinen Zweck erreicht, meinem theuren Gebieter mich nähern zu dürfen.

Der erſte Gebrauch, den ich von dieſer Freyheit machte, war, daß ich Don Luis die Mittel brachte, mit ſeiner Gemahlin ſchriftliche Mittheilungen anzuknüpfen. Allein er weigerte ſich geradezu davon Gebrauch zu machen. »Es iſt mir nicht erlaubt,« ſagte er, »weder Briefe zu ſchreiben, noch zu empfangen: und ich darf die Macht, welche mich hier gefangen hält, auf keine Weiſe zu hintergehen ſuchen.« — Dieſer erſte Erfolg ließ mich nicht erwarten, daß mein Vorſchlag zu einer Flucht eine günſtigere Aufnahme finden würde. Auch wies ihn Don Luis, trotz alles meines Flehens und aller Bitten ſeiner Gattin, auf das entſchiedenſte zurück. Vergebens berief ich mich auf ſeine Unſchuld. »Gott ſey Dank,« ſagte er, »ich bin unſchuldig. Gott weiß es, und auch ich weiß es. Mag das Geſetz mich auch ungerecht verurtheilt haben: es hat mich verurtheilt; ich bin dem Geſetz gehorſam, und bin meinen Mitbürgern das Beyſpiel dieſes Gehorſams ſchuldig.«

Unter dieſen Umſtänden mußte ich den Plan zur Flucht denn freylich aufgeben. Inzwiſchen vermochte ich meinem edlen Herrn dennoch einige Erleichterung zu verſchaffen, beſonders da es mir gelungen war, ſelbſt den rauhen Don Rogel für ihn zu gewinnen. Am meiſten jedoch ſchien ihm meine Liebe und Anhänglichkeit wohl zu thun: und ich fühlte mich dadurch ſo befriedigt, daß ich das Jahr, welches ich auf dem Alcazar von Segovia zubrachte, als das glücklichſte meines Lebens betrachte.

Don Diego. Er ſoll für dieſe Treue gegen den edlen Don Luis viel bey mir zu gute haben; und nicht mehr als billig iſt es, daß ich ihm dafür ſeine Curen in Toledo, und ſeine merkantiliſchen Spekulationen auf Cuba verzeihe: beſonders da er die einen, wie die andern, ohnedieß ziemlich theuer bezahlen mußte.

Tiburzio. Dennoch glaube ich gerade für dieſe Treue am wenigſten Lob zu verdienen. Denn ich halte denjenigen der Luft und Sonne nicht werth, dem Treue, die heiligſte Bürgin der Menſchlichkeit, fremd iſt. Und wer hätte ſie nicht gerne einem ſo edlen Unglücklichen, wie dieſer Don Luis war, bewieſen.

Ich habe an ſeinem Krankenlager geſtanden. Auch wenn der Schmerz ihn am heftigſten ergriff, und ſchwere Tropfen auf ſeine Stirne preßte, blieb er noch immer heiter. Hatte er aber einmal eine ruhigere Stunde: ſo mußte ich ihm aus der Bibel vorleſen. »Meine Feinde,« ſagte er einſt lächelnd nach einer ſolchen Vorleſung, »ſind doch nicht allzuhart gegen mich geweſen, da ſie mir dieſes Buch gelaſſen haben.

Als ich ihm die Augen zugedrückt hatte, begab ich mich zu ſeiner Gemahlin. Sie verließ nach wenig Wochen Spanien, und begab ſich zu ihrem Bruder nach Montpellier. Vor ihrer Abreiſe gab ſie mir ein Schreiben an Euer Gnaden, das ich, wenn ich hier durchreiſte, beſtellen ſollte. Ich fand Euer Gnaden bereits krank. Sie wünſchten mich mündlich zu ſprechen, um einige Nachrichten einzuziehen: allein während ich wartete, bis ich wieder gerufen würde, verſchlimmerte ſich ihr Zuſtand auf das heftigſte. So kam es, daß ich im Hauſe blieb. Man gab mir einen Antheil an ihrer Wartung. Die Ärzte gaben Sie zuletzt auf, und kündigten auf das beſtimmteſte Ihren Tod an. Da glaubte ich denn das Äuſſerſte verſuchen zu dürfen. Ich that es, und ward durch Gottes Beyſtand das Werkzeug Ihrer Geneſung.

So habe ich denn die Erzählung meiner Lebensabenteuer beendigt, ohne auch nur im geringſten etwas zu bemänteln, oder zu verſchweigen: weil ich hoffe, daß mir Euer Gnaden der Fehler wegen, die ich zu erkennen gegeben, nicht allzu gram ſeyn werden.

Don Diego. Wie könnt' ich auch das? und wie dürft' ich es? ich müßte ja dann dieſer ganzen Zeit gram ſeyn.

Tiburzio. Darf ich mich erkühnen zu fragen, wie Euer Gnaden das meinen?

Don Diego. Wie ich das meine? Ich meine, es ſtecke in dieſer ganzen Zeit ein gutes Stück — von einem Tiburzio.

Bayerische
Staatsbibliothek

Dorat's Tod.

Von

M. Enk.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bei Carl Gerold.
1833.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

— Leben?
Das iſt der Stein, uns vorgeworfen,
An dem wir fünfzig Jahr die Zähn' uns ſtumpfen.
Ein albern Schaugepräng, ein fades Elend,
Ein hohler Sarg, um welchen Satyrn tanzen,
Ein Garten, vollgepfropft mit matten Freuden,
Von ſcharfen Reuethränen bald ertränkt:
Ein müder Zirkellauf von kranker Luſt,
Und wildem Schmerz und wimmerndem Verzagen!
Ein Räthſel, von Verzweiflung aufgelöſt,
Der wüſte Traum des tollgeword'nen Staubes;
Zu leer, als daß man d'rüber reden möchte,
Zu ſchwer, als daß man davon ſchweigen kann;
Ein Seufzer, über Gräber hingeweht,
Ein klägliches, unſäglich bitt'res Nichts!

Immermann: König Periander.
Vierter Akt.

Der Zweifel.

Am 15. September des verfloſſenen Jahres, ungefähr um zehn Uhr Vormittags, trat ich in das Zimmer meines Freundes Ewald. Ich fand ihn, wie gewöhnlich um dieſe Zeit, vor ſeinem ziemlich altväteriſchen Pulte ſitzend. Er ſchien mir, wie ſchon mehrere Tage her, ſo auch heute wieder, in ein mehr trübes als ernſtes Nachſinnen verſunken zu ſeyn. Ein Band der **Biographie universelle** lag aufgeſchlagen vor ihm auf dem Pulte.

»Die Cholera iſt nun leider auch in Wien ausgebrochen,« ſagte ich, indem ich mich neben ihn an das Pult ſetzte.

»»So,«« entgegnete er, ohne vom Boden aufzuſehen.

»Nun, wir ſtehen alle in Gottes Hand,« fuhr ich fort; »ich, meines Theils, bin gerüſtet zum Leben, wie zum Sterben.«

»»Leben! Sterben!«« wiederholte er, wie vor ſich hin. »»Leben? Vielleicht auch träumen!««

»Sehr pathetiſch!« erwiederte ich. »Du biſt doch in dem Buche, das ich da ſchon einige Tage aufgeſchlagen ſehe, ohne daß Du, wie es ſcheint, im Leſen weiter rückteſt, nicht auf einen Commentar über Hamlets Monolog geſtoßen?«

»Das nicht; aber auf etwas Anderes bin ich geſtoßen, was mich ein wenig ergriffen hat. Du kennſt doch den franzöſiſchen Dichter Dorat?«

»Nun ja; was weiter?«

»Er gehörte zu den Menſchen, die ein feindſeliger Dämon antreibt, durch ihr ganzes Leben keuchend, nicht dem Ruhme, ſondern dem Schatten des Ruhmes nachzulaufen; wenn gleich dieſer ſelbſt mit Recht ein bloßer Schatten genannt werden konnte. Ohne zu den ernſteren Wiſſenſchaften je eine Neigung empfunden, oder ſich geſchickt gemacht zu haben, der Geſellſchaft auf irgend eine Weiſe nützlich zu werden, wendete er Alles daran, für einen ausgezeichneten Dichter zu gelten: da doch die Natur die Weihe dazu ihm ſtrenge verſagt hatte. Denn von allen dem, was ſelbſt bei Vielen, welchen es nicht erlaubt iſt, am Ziele nach dem Kranze zu greifen, mindeſtens den urſprünglichen Beruf zum Dichter beurkundet, von reger Empfänglichkeit für große und erhabene Ideen, von dem kühnen Schwunge einer ſchöpferiſchen Einbildungskraft, und von Tiefe des Gefühls, ſind bei ihm nur wenig Spuren anzutreffen. Sein höchſtes Streben blieb einzig darauf gerichtet, in ſeinen Gedichten jene leichte, oder um es beſſer zu ſagen, jene frivole Lebensphiloſophie abzuſpiegeln, die damals in Paris an der Tagesordnung war, und die er auch in der Geſellſchaft affektirte. Affektirte, ſage ich; denn ſeine Rolle mochte ihm ſchwer genug werden. Von allen Seiten nämlich fiel man ihn mit feindſeligen, zum Theil ſehr hämiſchen Kritiken an, die ihn in endloſe Zänkereien und Streitigkeiten verwickelten, bei welchen das Publikum auf ſeine Koſten lachte, und ihn zum Theil mit ſchonungsloſer Härte mißhandelte. Von ſeinen theatraliſchen Arbeiten vermochte ſich keine länger, als ein Paar Abende durch, auf der Bühne zu erhalten; obwohl er die Schwachheit hatte, ſein Vermögen zu verſchwenden, um den Beifall zu erkaufen, welchen er nicht zu erringen wußte. Den ganzen Tag trieb er ſich in Geſellſchaften und Zerſtreuungen herum, und machte ſeine Verſe des Nachts, damit man glauben ſollte, ſie koſteten ihm keine Anſtrengung. So wurde der Mann faſt funfzig Jahre alt. Faſt fünfzig Jahre!««

»Nun, und was befremdet Dich an allem dem ſo ſehr? Haben wir in Deutſchland nicht poetiſche Gecken genug, um dem franzöſiſchen alles Befremdende zu nehmen?«

»»Ja, obwohl die poetiſche Geckerei bei uns einen größeren Zuſchnitt hat, und, wenn ich ſo ſagen darf, poetiſcher, darum aber freilich auch nicht ſelten um deſto bizarrer und lächerlicher ausſieht. Doch das iſt es nicht. Aber denke Dir! der Mann wird krank; die Ärzte ſprechen ihm das Leben ab; und nun zwei Stunden vor ſeinem Tode ——««

»Macht er noch Verſe?«

»»Daß er es gethan hätte! Zwei Stunden vor ſeinem Tode, kaum mehr fähig ſich auf den Füßen zu erhalten, läßt er ſich — friſiren, und ſetzt ſich in ſeinen Fauteuil um zu ſterben.««

»Albern genug.«

»»Albern? Mich überlief ein Schauder, als ich es las. Läßt ſich friſiren, um zu ſterben! Der Tod muß kein Narr ſeyn. Und was iſt der Tod nicht für ein jämmerlicher Geck, wenn er der Geck eines ſolchen Gecken ſeyn muß? Und was iſt nun das Leben, wenn der Tod eine bloße Geckerei iſt?««

»»Es iſt offenbar, —«« ſagte er langſam, wie für ſich hin, indem er wieder abbrach.

»Was iſt offenbar?« fragte ich.

»»Es iſt offenbar, man kann athmen, eſſen, trinken, ſchlafen, Verſe machen, ſich in Geſellſchaften herumtreiben, und zur Noth ſogar ſeine eigenen oder anderer Leute Geſchäfte beſorgen — denn das hat der ehrliche Dorat doch Alles wirklich gethan —: man kann das Alles thun, ohne — zu leben. Und ſo iſt mir denn dieſe Tage her der Zweifel aufgeſtoßen, ob denn ich ſelbſt wirklich lebe.««

»Ich ſollte doch meinen,« ſagte ich.

»»Meinen,«« wiederholte er; »»das heißt annehmen, etwas ſey ſo, oder ſo. Sage mir beſtimmt und rein: was heißt leben: ſo will ich Dir all' Dein Meinen ſchenken; und wenn Du, wie ich glaube, jetzt auf die Poſt gehſt, ſo vergiß nicht zu fragen, ob ſie auch für mich Briefe mitgebracht habe.««

Der Hauptmann Belling.

Der Zweifel hat etwas Anſteckendes, beſonders wenn man ſo ſehr zum Zweifeln geneigt iſt, wie ich es von jeher geweſen bin. Zwar war Ewald ſo urban geweſen, nur von ſich zu ſprechen, und die Frage, die ihm ganz gewiß eingefallen war: ob denn ich ſelbſt wirklich lebe, zurückzuhalten; aber ich kannte ihn gut genug, um zu wiſſen, daß er ſich dieſe Frage geſtellt hatte. Ich konnte alſo nicht umhin, ſie mir ſelbſt zu ſtellen.

Wenn ich es mit einer Frage zu thun habe, mit der ich nicht am beſten auszukommen hoffe, ſo mache ich es damit immer wie ein träger Jagdhund, der nicht viel Luſt hat, mit dem in der Mitte der Bahn noch ruhig liegenden Eber, Bären oder Luchſe anzubinden; das heißt, ich kreiſe um dieſelbe herum; und da ich die Kreiſe dabei immer weiter ziehe, ſo gelingt es mir auf dieſe Art häufig, die fatale Frage gänzlich aus den Augen zu verlieren. So dachte ich es auch dießmal zu machen.

»Grillenfängerei iſt's!« ſagte ich zu mir ſelbſt, indem ich durch den Garten ging.

»Bloße Grillenfängerei iſt's,« wiederholte ich laut, als wenn ich die Sache mir ſelbſt, oder einem Andern bekräftigen wollte.

Man ſieht, ich war auf dem beſten Wege, mit Ewalds Frage, wie mit jeder andern auf Gottes weitem Erdboden ins Reine zu kommen. Nun wollte ich einen noch weiteren Kreis beſchreiben.

»Der thörichte Menſch!« rief ich, mit ſeinem »Sage mir beſtimmt und nett: was heißt leben!« — »Beſtimmt und nett!« wiederholte ich kleinlaut; denn dieſe paar Worte erinnerten mich an den Hauptmann Belling; und geſchehen war es um mein ganzes feines Kunſtſtück.

Hauptmann Belling war im Frühjahre auf ſeiner Durchreiſe nach der Schweiz bei uns geweſen. Der wackere, heitere Mann hatte mich ſchon bei früherer Bekanntſchaft lebhaft angezogen, und ein kleiner Dienſt den ich ihm erwieſen hatte, mich mit ihm in ein näheres Verhältniß gebracht. Über Tiſch geriethen wir in einen lebhaften Streit mit einander. Er wollte eine meiner Behauptungen nicht gelten laſſen, und forderte mir, um mich in die Enge zu treiben, eine Definition des Gegenſtandes derſelben ab, den ich jetzt in der That vergeſſen habe. Ich gab, und er beſtritt ſie. Er behauptete hartnäckig, man habe von einer Sache ſo lange keinen beſtimmten Begriff, als man ſie nicht ſtreng definiren könne.

»Ich habe einen hinreichend beſtimmten Begriff von einem Seſſel,« ſagte ich, »und doch wär' ich in Verlegenheit, wenn ich Ihnen gleich auf der Stelle eine Definition davon geben ſollte.« »»Auf einem Stuhle ſitzen Sie, nicht auf einem Seſſel;«« entgegnete er. »»Wollen Sie das nicht zugeben, ſo müſſen Sie mir zeigen, daß ein Seſſel kein Stuhl iſt, und das werden Sie, ohne richtig zu definiren, nimmermehr im Stande ſeyn.««

Der Seſſel, der Stuhl, der Fauteuil, die Bergere, das Tabouret, das Sopha, die Ottomane, das Kanapé, das Ruhebett und die Ofenbank kamen jetzt nach einander an die Reihe.

»Sie haben gewiß einen beſtimmten Begriff von Tapferkeit, Herr Hauptmann,« ſagte ich; »ſagen Sie mir, was iſt die Tapferkeit? Da Sie ſelbſt als ein ſehr tapferer Offizier bekannt ſind, ſo werden Sie mir von dieſer militäriſchen Tugend die allerbeſtimmteſte Erklärung geben können.« Er gab eine Definition, die nicht übel war, an der ſich aber, wenn man darauf ausging, es recht genau zu nehmen, immer noch etwas ausſetzen ließ. Jetzt war ich im Vortheil, und nun wollte ich ihm noch Härteres aufzuknacken geben. »Was iſt die Zeit, Herr Hauptmann?« fragte ich.

»»Das weiß ich,«« entgegnete er, indem er Meſſer und Gabel weglegte, und mich mit einem triumphirenden Lächeln anſah »Wiſſen denn Sie es?«

Wie jede Quaestio ad hominem hätte ſich auch dieß übel nehmen laſſen; allein der Ausdruck freundlicher Gutmüthigkeit, mit dem ſie gethan wurde, entfernte jede Empfindlichkeit. Ich kam alſo ganz gelaſſen, und wie ich glaubte, meiner Sache vollkommen ſicher, wie Kant angezogen.

»Das iſt nichts!« ſagte mein Gegner lebhaft; »den Philoſophen von Königsberg wollen wir hier ganz aus dem Spiele laſſen. Sie werden meine Definition von Zeit in keinem Lehrbuche der kritiſchen Schule finden. Auch iſt ſie nichts weniger als leicht zu finden; und es hat mich Jahre gekoſtet, damit ins Reine zu kommen. Ihnen geb' ich Zeit bis zu meiner Rückkehr, um ſie zu ſuchen. Denn man muß ſie durchaus ſelbſt ſuchen und finden, wenn man wahren Vortheil davon haben ſoll.«

Zu ſuchen hatte ich noch am nämlichen Tage angefangen. Da ich aber nicht ſo leicht fand, was ich ſuchte, ſo hatte ich die nächſten Tage bei meinem Suchen ſo weite Kreiſe beſchrieben, daß ich den Hauptmann Belling und ſeine Definition glücklich darüber aus den Augen verloren hatte. Jetzt, als ich durch den Garten ging, fielen mir der werthe Mann und ſeine Behauptung, daß man von einer Sache, die man nicht definnen kenne, auch keinen beſtimmten Begriff habe, recht im Umſehn wieder ein.

„Da wußte ich ja in der That nicht, ob ich wirklich lebe,“ ſagte ich zu mir ſelbſt, als ich ſchon an der Thüre des Expeditions-Zimmers ſtand.

Der Traum.

Briefe waren ſowohl für mich, als für Ewald angekommen; aber weder die einen noch die andern enthielten viel Erfreuliches. Alſo hatte ich doppelte Veranlaſſung zum Verdruſſe. In unmuthiger Unthätigkeit brachte ich den Reſt des Tages hin, und erſt gegen Mitternacht gelang es mir einzuſchlafen.

Da träumte mir, ich mache in Geſellſchaft des liebenswürdigen Dichters B—ſ—ld meine Ferienreiſe nach Wien. In einem eleganten Schwimmer rollten wir den Riederberg hinab, und koſeten gar traulich von Dieſem und Jenem. Die Sonne ſchien ſo warm und hell, daß ſie ſogar mir hell und warm genug ſchien, und ich war in der glücklichſten Stimmung. In Purkersdorf ſpeiſten wir zu Mittage, und trieben tauſend Poſſen. Raſch ging es nun der Kaiſerſtadt zu. Allein wie ganz anders war es nicht jetzt, als Vormittags. Das Gewitter drohte, und während ich einige Augenblicke ſeitwärts aus dem Wagen ſah, hatte ſich mein Reiſegefährte aus dieſem verloren, ohne daß ich errathen konnte, wo er hingekommen ſeyn mochte. Verſchwunden war jener helle Sonnenglanz, der mich Morgens und vor Tiſche ſo ſehr erfreut hatte, und hatte jener trüben Beleuchtung Platz gemacht, die wir ſehen, wenn im Sommer die Sonne vor einem Gewitter ſich hinter den Wolken verbirgt. Je näher ich der Stadt kam, deſto mehr ſchien mir das Licht zu erbleichen, und als ich zur Linie hinein fuhr, war eine vollkommene Dämmerung eingetreten. »Sonderbar!« ſagte ich, indem ich auf die Uhr ſah, »kaum drei Uhr, und es fängt ſchon an Nacht zu werden.«

Als ich in die Stadt kam, ſchien mir die Dunkelheit der Dämmerung noch zugenommen zu haben. Es war nicht Nacht: aber es war, als wenn die Nacht jeden Augenblick ihr ſchwärzeſtes Leichentuch über die Stadt ausbreiten wollte. Nirgends brannte eine Laterne; nirgends ein Licht an den Fenſtern. Die Läden ſtanden zwar offen, aber ich ſah nur ſelten in einem oder dem andern einen Käufer. Stumm und ſchweigend gingen die Menſchen an einander vorüber, den Ausdruck dumpfen Schmerzes oder banger Bekümmerniß im Geſichte. Geräuſchlos rollten die Wagen über das Pflaſter, als wenn dieſes lockerer Lehm geweſen wäre.

Faſt gleich beim Ausſteigen begegnete ich meinem Freunde Kern. »Nun, wie geht es,« fragte ich ihn.

»»Das iſt eine ſonderbare Frage,«« entgegnete er, »»wenn es ſo geht. Sie ſind wohl noch nicht lange hier?««

»Eben angekommen,« erwiederte ich; »morgen Nachmittags beſuche ich Sie.«

»»Wenn wir Beide morgen noch leben: ſo ſoll's mich freuen,«« ſagte er, und eilte weiter.

»Morgen noch leben!« wiederholte ich, indem ich ihm nachſah. »Was ihm nur einfällt. Ich denke noch hundert Jahre zu leben, und er hoffentlich auch. Gerne ſollen ſie ihm gegönnt ſeyn; und möge es ihm nur recht wohl ergehen.«

Ich ging nun gleich meine übrigen Freunde und Bekannten aufzuſuchen. Herz und Geſinnung derſelben fand ich unverändert; aber ihr Benehmen war anders, als ſonſt. Jeder zog ſchon ſeine Hand zurück, wenn ich ihm die meinige reichte; jeder ſprach ſo dumpf und leiſe, als wenn er mich in einer Krankenſtube empfinge; und auf jedem Geſichte lag der Ausdruck ſcheuer Zurückhaltung und bangen Beſorgniß.

»Sonderbar!« ſagte ich, »was dieſe Menſchen nur alle haben. Wie dumpf und grämlich ſie mir alle vorkommen. Ich will heute gar keine Beſuche mehr machen, ſondern lieber gleich anfangen mein Geld für bedrucktes Papier wegzuwerfen. Freilich mag es ſchon nahe an Mitternacht ſeyn. Deſto hübſcher, daß noch alle Antiquare auf den Beinen ſind; um ſo unverzüglicher kann ich meiner lieben Barſchaft los werden.«

Mit Haſelmeyer in der Schullerſtraße, den ich nebſt dem jovialen Graffer unter ſeinen Collegen für einen der billigſten und unterrichtetſten halte, wollte ich den Anfang machen. Ich ſah ihn ſchon von weitem aus dem Thorfenſter ſeines engen Gewölbes blicken, das, ſo eng es iſt, ſeltene literariſche Schätze verſchließt.

»Haben Sie etwas für mich zurückgelegt?« fragte ich, als ich in ſeine Nähe kam.

Schweigend, und ohne zu öffnen, bog er ſich zurück, und langte mir nun ein Buch nach dem andern aus dem Fenſter. Ich wählte, und verwarf. Da kollerte ein ſchwerer Wagen dröhnend die wüſte Straße herauf.

»Was iſt denn das für eine wunderlich gebaute Maſchine?« fragte ich den Antiquar.

»Das,« gab er mir faſt tonlos zur Antwort, »iſt der Wagen, in welchem man die an der Cholera Verſtorbenen aus der Stadt ſchafft.«

Jäh durchzuckte es mich. Feſt drückte ich mich an die Wand, daß der furchtbare Wagen, aus dem ein Modergeruch mich anwehte, mich nicht berühren ſollte. Bebend ſtürzte ich fort aus der engen Straße, auf den verödeten Stephansplatz hinaus, mit namenloſer Angſt vorwärtsſtrebend, und dennoch nicht von der Stelle kommend; immer das furchtbare Geraſſel in meinen Ohren, immer umweht von Leichengeruch. Ich blickte zum Himmel auf. Die ſchwarze Finſterniß, die ihn umhüllte, ſenkte ſich in dichten Wolken herab, und verſchlang den letzten Reſt der zweifelhaften Dämmerung. Rings umgab mich Nacht. Mit ſchwankenden Schritten gelangte ich bis zur Vorderſeite der St. Stephanskirche. Ich wollte vorübereilen; da ſah ich durch das weit geöffnete Hauptthor das Innere des Tempels hell erleuchtet, und den Prieſter am Altare ſtehen. Dicht geſchaart kniete die Gemeinde der Gläubigen, und hob flehend die Hände zu Gott empor. Von den tiefſten Tönen der Orgel begleitet ſchwoll, wie ſchwere Wogen, der Bußgeſang, der aus der angſterfüllten Bruſt hervordrang. Schwer, tönte der Geſang!

Schone Herr! — Erbarmer! ſchone;
Halt den Rächerarm zurück;
Sieh auf uns mit mildem Blick,
Nicht nach unſern Sünden lohne!

»Schone,« rief ich, »Erbarmen,« und ſtürzte zitternd mit emporgerungenen Händen auf die Knie.

Der Morgen.

In Schweiß gebadet erwachte ich. Wie es bei einem ſehr lebhaften Traume wohl zu geſchehen pflegt, bedurfte ich einige Zeit, um mich vollſtändig zu beſinnen, daß ich bloß geträumt hatte. Mit der Rückkehr der Beſinnung ſchwand auch das Nachgefühl jener Bangigkeit, die ich im Schlaf empfunden hatte, und wovon ich beim erſten Erwachen noch befangen geweſen war. Ich vermochte jetzt über meinen Traum ſelbſt nachzudenken.

Das Merkwürdigſte daran war mir die Unbefangenheit, mit der ich meinem gewöhnlichen Treiben nachgegangen war, während Alles um mich her ein düſteres, verhängnißvolles Anſehen angenommen hatte. Anſtößig war mir einen Augenblick die Entweihung durch einen ſo proſaiſchen Gegenſtand, wie ein Leichenwagen iſt: aber — »Biſt du nicht ein Thor,« fragte ich mich, »mit deiner Poeſie? Die wahre Poeſie eines großen Unglücks liegt in ſeiner Wirklichkeit. Der Dichter mag es in einen ſchwarzen Schleier hüllen, und unter dieſem das Entſetzen nur ſchaudernd ahnen laſſen: aber wenn es uns jetzt wirklich nahe tritt mit unaufhaltbaren Schritten; wenn wir es in ſeiner furchtbaren Nacktheit ſchauen, und ſein ſtarrer Blick ſich auf uns heftet: dann fühlen wir unſer Innerſtes erbeben; wir erkennen in ihm das Walten einer höheren Macht, wir fühlen die Nichtigkeit unſrer Kraft, und beten — das aber iſt wohl die höchſte Poeſie — in Demuth, Ergebung und inniger

Andacht Aug und Herz zum Himmel empor; zu Ihm, der den Sturm ſendet, wie das laue Lüftchen, das unſre Wange umſpielt; der den Segen herabſchüttet, wie das Verderben nach den unerforſchten Rathſchlüſſen ſeiner ewigen Weisheit. — Du biſt da wieder einmal im Traum vernünftiger geweſen, als im Wachen,« ſetzte ich hinzu, »und das macht dir gar wenig Ehre.«

Ich ſtand auf, und, noch im Nachtkleide, öffnete ich das Fenſter. Friſch und erquickend wehte es mich an, und mit gelöſter Bruſt ſog ich den Strom der Lüfte in mich: während das Auge heiter über die Donau und das jenſeitige Ufer hinſchweifte, die im roſichten Licht, nur von einzelnen Nebelſtreifen unterbrochen, vor mir lagen. Es war einer jener lieblichen Morgen, wo die Natur ſich wie eine glückliche Braut für den nahenden Tag mit all' ihren Reizen zu ſchmücken ſcheint. Mein Blick fiel auf das mir ſchräg gegenüber liegende Emmersdorf. Ich erinnerte mich des Morgens, an welchem es die Feinde angezündet hatten, und das Wehgeſchrei ſeiner mißhandelten Einwohner vernehmlich herüber ſcholl. Wie hatten in dieſer einzigen Scene des Jammers damals nicht alle Schrecken des Krieges meine Phantaſie ergriffen! wie hatte jenes Geſchrei und der Anblick der nackten Brandſtätte nicht mein jugendliches Gefühl erſchüttert! und mit welcher Freude hatte ich nicht die Spuren der Zerſtörung verſchwinden, und die glänzenden Dächer aufs neue luſtig ſich aufbauen ſehen!

»Auch dieſer Jammer,« ſagte ich jetzt, »wird vorüber gehen, und keine Spur von ihm zurückbleiben. Die Pulſe des Lebens, die jetzt bange zu ſtocken ſcheinen, werden wieder raſcher rollen; und die Erinnerung an dieſe Zeit wird ſeyn, wie die Erinnerung an einen ſchweren Traum.«

Sehr zur Unzeit war mir hier die Vergleichung mit einem Traume eingefallen. Man hat das Leben ſelbſt ſo oft mit einem Traume verglichen, und dieſe Vergleichung iſt ſo bekannt, daß ich durch die Erinnerung daran ſogleich auf Ewalds Frage zurückgeführt wurde.

»Es iſt ſchade,« ſagte ich, »daß ich da den Bedienten draußen ſchon mit Schalen und Löffeln klappern höre; ich wäre in der glücklichſten Stimmung, um zu einem Reſultate darüber zu gelangen.«

Der kleine Willy.

Weil das Wetter ſo ſchön war: ſo beſchloß ich noch vor Tiſche an der Donau hinauf einen kleinen Spaziergang zu machen. Ich ſteckte alſo ein Buch zu mir, und da mein Weg mich durch den Flecken führte: ſo trat ich bey meinem Freunde ** in das Haus, um den kleinen Willy zu beſuchen.

Der kleine Willy iſt jetzt ungefähr fünfzehn Monate alt, und ein ſo friſcher, freundlicher, gutartiger Knabe, als man in allen deutſchen Landen nur irgend einen antreffen mag. Darum iſt er auch, ob ich gleich nie ein beſonderer Kinderfreund geweſen bin, mein entſchiedener Liebling, und ich verſäume nie eine Gelegenheit, ihm Leckereien oder Spielzeug zuzuſtecken, weil ich ſtarke Gründe habe zu vermuthen, daß dieſes die ſicherſte Art ſey, mir auch an ſeine Zuneigung vorhaltige Anſprüche zu erwerben. Ich habe nämlich die Bemerkung gemacht, daß er dann immer am gutlaunigſten iſt, wenn er ſich mit jenen beyden Stücken am reichlichſten verſorgt findet; und daß ſeine Freundlichkeit gegen mich immer dann am lebhafteſten hervorbricht, wenn ich in die Taſche greife.

Auf der Hausflur hatte man mir geſagt, der Kleine ſey im Garten. »Einem ſo friſchen, wähligen Jungen,« ſagte ich auf dem Wege dahin, »würde Ewald ſelbſt nicht das Herz haben, es abzuſprechen, daß er lebe. Wohl; er lebt alſo. Warum aber ſage ich mit ſo unbedeutlicher Sicherheit, er lebe? warum würde ſelbſt Ewald dieſes zugeben? und was iſt alſo das Leben?«

Im nämlichen Augenblick, als ich mich ſo fragte, hörte ich meinen kleinen Freund hinter einer Hecke. Ich bog die Zweige aus einander, und ſah ihn in einem ſchneeweißen, von einem blauen Seidenbande zuſammengehaltnen Kleidchen im Graſe ſitzen, während ſeine Wärterin von einem nahen Baume Apfel brach. Er hatte ſein Spielzeug von ſich geworfen, und behalf ſich bloß mit den Händen, mit welchen er gar artig geſtikulirte, indem er dabei fröhlich um ſich blickte, und zu wiederholten Malen laut aufjauchzte.

»Gefunden!« rief ich laut aus, und ließ die Zweige zuſammenſchnellen, denn das Intereſſe an dem Reſultat, das ich ſo plötzlich erhaſcht hatte, hob das an dem kleinen Willy auf der Stelle auf; »gefunden,« rief ich; »und war ich nicht ein Thor, mich von Ewalds Frage ſo lange zum Beſten haben zu laſſen! Gefühl des Daſeyns iſt das Leben; das iſt Alles. Oder iſt es etwas Anderes, was aus dem kleinen Willy jauchzt? iſt es etwas Anderes, was meine werthen Freunde D..

und K... antreibt, Chamillenthee viertelcentnerweiſe einzukaufen, große Flaſchen Räubereſſig bereitet zu halten, und ſich bei guter Zeit die ſtärkſten Karrenſchieber zu dingen, um ihnen die Fußſohlen zu reiben, als die Sorge, ſich das zu retten, worin allein ihr Leben beſteht, — das Gefühl ihres Daſeyns.«

»Ich glaube, Hauptmann Belling ſelbſt würde an meiner Definition nichts auszuſetzen haben,« ſagte ich, indem ich den Garten verließ.

Meeresſtille.

Es begegnet mir manchmal — und wie ich ziemlich häufig bemerke, geht es andern wackeren Leuten gerade auch nicht anders — daß ich ganz ſicher ein zuverläßiges Reſultat gefunden zu haben meine, und, wenn ich es mir dann genauer beſehe, es als unſtatthaft wieder wegwerfen muß. War das nun auch dießmal der Fall: ſo habe ich mindeſtens eine Entſchuldigung dafür anzuführen.

Es gibt nämlich in der That Augenblicke, es gibt Stunden, und wohl auch Tage in unſerem Leben, wo dieſes ſich vollkommen in das bloße Gefühl des Daſeyns aufzulöſen ſcheint. Ich weiß ſie mit nichts zu vergleichen, als mit einer gänzlichen Meeresſtille an einem heitern Abend, wenn die letzten verglimmenden Strahlen der Sonne dem weſtlichen Himmel jenen weichen Farbenton mittheilen, den man bei einem Sonnenuntergange nur zur See gewahr wird. Dieſe Augenblicke, dieſe Stunden haben immer etwas von einer religiöſen Feier, und ſind zu köſtlich, um nicht ſelten zu ſeyn. Am vollkommenſten genießen wir ſie vielleicht bei der Wiedergeneſung von einer ſchweren Krankheit, wenn wir auf's neue in die freie Natur hinaustreten. Welche Vorſtellung, welche Empfindung uns dann auch erfulle: ſie geht rein auf in dem bloßen Gefuhle unſers Daſeyns, und wirkt nicht ſtark genug auf uns, um uns ihren Widerſpruch oder Gegenſatz gewahr werden zu laſſen; gerade wie bei eintretender Meeresſtille die plätſchernden Wellen nicht mehr an den Fels hinanreichen, den ſie ſonſt unaufhörlich peitſchen und erſchüttern.

Jedem Alter, aber jedem Alter nur ſparſam, gönnt der Himmel ſolche Augenblicke. Nur ſelten werden ſie dem Manne zu Theil; nur dann, wenn er aus dem ungeſtümen Gedränge des geſchäftigen Lebens ſich zurückzieht in den Schatten ſeiner eigenen Bäume, und unter den ſchirmenden Fittich ſeiner Hausgötter; wenn er den feindſeligen Kampf widerſprechender Pflichten und Intereſſen geſchlichtet, und das unruhige Begehren des Ehrgeizes in ſeiner Bruſt zur Ruhe gewieſen hat: nur ſelten dem Greiſe, wenn er am Abend des muhevollen Lebenstages die Sonne am Rande des Horizonts ſchweben ſieht, und ſtill ſich freut, daß noch eine Stunde der Ruhe ſein iſt, eh' die gefürchtete Nacht mit ihren dunklen Schatten heraufzieht. Auch dem Jüngling ſchenkt die Huld des Himmels ſolche Augenblicke; ihm, dem ſie ja jede koſtliche Bluthe des Daſeyns beſtimmt hat. Aber auch bei ihm haben ſie den Charakter einer ſtillen Feier. Nicht das raſche Feuer jugendlichen Kraftgefuhls iſt es, was in ihnen ſeine Bruſt ſchwellt, wie die Gluthfülle der Blätter in der friſchen Roſenknoſpe ſchwillt: ein heiteres Gefuhl des jugendlich harmloſen Daſeyns hebt ſie in ſanften Wellen, und eine unbeſchreiblich ſüße, ihrer ſelbſt ſich noch nicht klar bewußte Sehnſucht. Von dieſer erfüllt blickt er mit froher Ahnung auf das unendliche Meer des Lebens hinaus, das ihn, ſo truglos ſcheinend, einladet, ſich ihm zu vertrauen. Blau iſt der Himmel, und blau ſind die gekräuſelten Wellen; im hellen Sonnenglanz ſchwimmen hier, und dort wieder, grünende Eilande; immer noch blumenreichere Geſtade, immer noch dichtere Haine entdeckt des Spähenden Auge in duftiger Ferne; und leiſe, kaum ihm ſelbſt vernehmbar, ſteigt aus ſeiner Bruſt der Ausruf: O wie ſchön iſt nicht das Daſeyn!—

Mäcenas.

Auch das *Dum vita est, bene est*, des Cajus Cilnius Mäcenas fiel mir bei; und wenn irgend ein Mann einem ſolchen Ausſpruch Geltung verſchaffen konnte: ſo war dieſer Mann Mäcenas.

Freilich, wenn Mäcen wirklich der verächtliche Weichling war, als welchen Seneca ihn ſchildert: ſo würde jener Ausſpruch ihn nur noch verächtlicher machen. Aber war er das? Seneca ſelbſt geſteht ihm einen männlichen, großer Ideen empfänglichen Geiſt zu*). Der Weichling iſt nichts, als weichlich. In ihm iſt durchaus keine Kraft; ſelbſt nicht in ſeinem Streben nach Genuß. Wenn ihm der Becher des Lebens von den erbleichenden Lippen weggezogen werden ſoll; wenn ſein blödes Auge mit matter Sehnſucht am Rande deſſelben hängen bleibt, und er die erkaltenden Hände zitternd aufhebt, um ſich nur noch einen Tropfen zu erbetteln: ſo erregt er uns nur Ekel und Widerwillen. Seine ſtumpfen Nerven haben den Geiſt dieſes Trankes nie empfunden. Wie kann er ein Urtheil über etwas haben, was er nie gekannt hat?

---

*) Epist. 92.

Es iſt kein ſo gar ſeltener Fall, daß wir Energie und Weichlichkeit, die Kraft zum Handeln mit der Neigung zu ſinnlichen Genüſſen vereinigt finden. Aber nur äußerſt ſelten finden wir ſie mit jener weißen Mäßigung, mit jener ruhigen Beſonnenheit verbunden, die wir bei dem Mäcenas antreffen. Wenn er bei dem weichlichen Hange zum Vergnügen öfters über dieſe Linie hinausſchweifte: ſo dürfen wir dieſes in den Jahren jugendlicher Kraft auf die Rechnung der Jugend, bei dem alternden Mäcen auf Rechnung des Alters ſeyen. Dabei blieb ihm bis in's höchſte Alter jene feinere geiſtige Senſibilität für die Reize des Vergnügens, von der Philoſophen von Seneca's Schlage meiſtens keinen Begriff haben. Wenn nun ein ſolcher Mann nicht ohne Schmerz von dem Becher des Lebens ſcheidet: ſo ſcheidet er auf andere Weiſe davon, als der Weichling. Er hat die Süßigkeit deſſelben genoſſen, und weiß genau, wie viel jeder Tropfen werth iſt, den er ungekoſtet darin zurücklaſſen muß.

Noch ein Tropfen! — Aber haben denn die zitternden Hände noch Kraft genug, um den Becher zum Munde zu führen; die bleichen, bebenden Lippen Kraft genug, um jenen letzten Tropfen einzuſchlurfen? — Und dennoch meinte er, Alles ſey gut: ſo lange der Tod ſeine Lippen nicht für immer verſiegelt, und dieſes durch Jammer und Entbehrung peinvolle Daſeyn ihm nur nicht gänzlich entriſſen habe!

Windſtöße.

Wenn ich eines gefundenen Reſultates recht ſicher zu ſeyn glaube: ſo laß ich mich's nicht verdrießen, mir ſelbſt dagegen Einwürfe zu machen. Denn wie junge Bäume durch mäßige Windſtöße feſter werden: ſo gewinnt auch die Wahrheit durch Zweifel und Einwürfe feſtere Wurzeln. Dabei trage ich inzwiſchen immer Sorge, den Wind nicht ſtärker wehen zu laſſen, als es meine Bäumchen erleiden mögen.

»Es iſt wahr,« ſagte ich — denn ſo hebe ich bei jedem Einwurfe an, den ich mir mache, um mir ſelbſt meine Unbefangenheit vorzudocumentiren; — »es iſt wahr,« ſagte ich: »es hat zu allen Zeiten Menſchen gegeben, die aus Begeiſterung ihr Leben für eine große Idee aufopferten, oder es aus Leidenſchaft an eine thörichte wegwarfen. Aber die höchſte Begeiſterung, wie die höchſte Leidenſchaftlichkeit, ſtreben beide nach Unbedingtheit, in welcher, wenn auch nicht das Gefühl des Daſeyns, doch jede, durch dieſe uns an das Leben kettende Vorſtellung rein aufgeht.

Da dieſer Windſtoß dem Baume, welchen ich eben gepflanzt hatte, offenbar und nicht viel ſchaden konnte, ſo glaubte ich wenig zu wagen, wenn ich ihn einem ſtärkeren ausſetzte. Ich ſtieg alſo hinab unter die Erde in die Höhlen des Jammers, wo nie ein Strahl der Sonne leuchtet, und in welche ſich nur durch eine enge Ritze eine kümmerliche Dämmerung ſtiehlt; in die ſo wenig ein Schimmer heiteren Lichtes, als ein Schimmer der Hoffnung, ein Laut des Mitgefühls, oder ein Wort der Tröſtung dringt; und die ewig nur von den Seufzern des Grams, von den Flüchen der Verzweiflung und vom Geraſſel der Ketten wiederhallen. Auf morſchem Stroh, an naſſen Wänden liegen jene Unglücklichen, die eigene oder fremde Verbrechen ſeit Jahrzehenden hier angekettet haben. Indem ich an ihnen vorübergehe, ſetze ich neben jeden einen gefüllten Becher. Ich ſeh' es, ſie verſtehen den Blick des Erbarmens, mit welchem ich den heilenden Trank vor ſie hinſtelle. Raſch ſtreckt ſich ihre Hand darnach aus, als ich ihn kaum noch hingeſetzt habe: aber bald zieht ſie ſich wieder zurück. Ich kehre nach Tagen, nach Wochen, nach Monaten, nach Jahren wieder: und noch immer ſteht der Becher unberührt. Und dennoch iſt ihr hoffnungsloſer Jammer um Monate und Jahre älter geworden; dennoch hat die Empfindung ihres Elendes, dennoch haben Schmerz, Reue, Troſtloſigkeit, Erbitterung über ihr Schickſal, und tauſend qualenvolle Erinnerungen jede Stunde ihr Herz entweder mit der wilden Wuth der Verzweiflung angefallen, oder mit ſcharfem Zahn unabläßig daran fortgenagt; dennoch hat der Schmerz jede Secunde dieſer Stunden zu einer Ewigkeit ausgedehnt, und ſie haben die Dauer derſelben nur nach ihren Seufzern berechnet. Was ſonſt alſo iſt es, was ihren Bart und ihre Nägel ſo lang werden, und ihr Elend graues Haar bekommen läßt, als das bloße Gefühl ihres Daſeyns: denn was ſonſt konnte ſie abhalten, nach dem milden Tranke zu greifen, den ich ihnen geboten habe?

Utopia secunda.

»Ganz richtig alſo,« fuhr ich nicht ohne einige Selbſtgefälligkeit fort; »ganz richtig alſo hat mich mein Gefühl bei der Schöpfung meines Utopiens geleitet.«

Dieſes Utopien — Utopia secunda, wie ich es zum Unterſchiede von den Utopien des Kanzlers **Morus** genannt habe — iſt eine große Inſel in der Südſee, unter dem freundlichſten Himmel gelegen, von der Natur mit allen ihren Schätzen auf das reichlichſte ausgeſtattet, und von ſo glücklichen Menſchen bewohnt, wie man ſie, nicht bloß in jedem unſerer fünf Welttheile, ſondern ſelbſt in den erträumten Republiken **Plato's**, **Thomas Morus**, **Campanella's**, und aller derjenigen, welche ihnen nachgepfuſcht haben, vergebens ſuchen wird. Was den Republiken jener Herren ihr Daſeyn gegeben hat, gab auch der meinigen ihre Entſtehung. Wenn nämlich jene Philoſophen der Albernheit, Geckerei, Verkehrtheit und Niederträchtigkeit gar zu viel um ſich her gewahr wurden, und deßwegen der Plackereien, der Zwietracht, der Gehäſſigkeiten, des Mißvergnügens und des Elendes nirgends ein Ende ſahen, ſo ſchufen ſie ſich eine Welt, aus der ſie alle jene Plagen zu verbannen ſuchten, von welchen ſie in ihren Umgebungen das Leben vergiftet ſahen. Gerade ſo habe ich es nun auch gemacht. Worauf ich mir aber bei meiner Schöpfung am meiſten zu guten thue, iſt, daß ich ſie mit einem ſo geringen Aufwande von Erfindungskraft, und dabei dennoch ohne alle ſklaviſche Nachahmung zu Stande gebracht habe. Im Allgemeinen nahm ich den Zuſchnitt nach dem goldenen Zeitalter des **Heſiodus**.

Wie Gotter lebten da die Menſchen, kummer-
Und ſorgenlos, und ohne Weh' und Leid;
An Händen und an Füſſen friſch und frohlich.
Kein düſt'res Alter überſchlich ſie da.
Sie ſtarben wie vom Schlummer hingenommen;
Und alles Gute hatten ſie. — Jeder konnte ruhig
Mit guten Leuten ſeines Weſens pflegen.

Um nun meine Utopier eben ſo glucklich zu machen, als es die Menſchen im goldenen Zeitalter waren, habe ich mich nicht im geringſten abgequält, wie meine Vorgänger, Geſetze und Inſtitutionen für ſie auszuklügeln, nach welchen ſie ihre Ehen ſchließen, ihre Kinder erzeugen, ihre Geſchäfte treiben, die Verwaltung ihres Gemeinweſens einrichten; durch welche Belohnungen ſie zur Tugend ermuntern, und durch welche Strafen ſie vom Laſter abſchrecken ſollten; mit einem Wort, ich habe mir nicht die geringſte Mühe gegeben, für meine Utopier irgend ein phantaſtiſch-philoſophiſches Gängelband dieſer Art zu weben: ſondern ich habe mich begnügt, ihnen einen hinreichend geſunden, unbefangenen Sinn zu geben, um einzuſehen, daß ſie, um

an Händen und an Füſſen friſch und fröhlich

zu leben, mäßig und nüchtern leben; und um

mit guten Leuten ihres Weſens ſich zu freuen,

einander nicht haſſen, nicht beneiden, nicht verleumden, nicht verläſtern dürften: ſondern daß ſie ſich wechſelſeitig lieben und unterſtützen, ſich wechſelſeitig ertragen, und jeder ſich gegen den andern ſo wohlwollend und theilnehmend erweiſen müßten, als jeder wünſchte, daß es alle übrigen gegen ihn thun möchten; und da es zuletzt bei Plato's Rupublik um kein Haar weniger, als bei der meinigen auf einen bloßen Akt träumeriſcher Willkür hinausläuft, ſo wird ſich mindeſtens nicht läugnen laſſen, daß ich mir bei der Schöpfung der meinigen — viel unnützes Kopfbrechen erſpart habe.

Vermöge eines ſolchen Aktes träumeriſcher Willkür ſchien es keine ſehr ſchwere Aufgabe, meinen Utopiern eben ſo leicht über den Tod wegzuhelfen, als über das Leben. Inzwiſchen machte mir die Löſung derſelben dennoch nicht geringe Mühe. Wann ſollten ſie zu leben aufhören? Ein Ziel des Lebens mußte ich ihnen doch ſtecken, und wie weit ich dieſes auch hinausſetzen mochte, jeder Tag brachte ſie demſelben näher. Sie fingen an zu rechnen; erſt nach Jahren, dann nach Monden, nach Tagen, nach Stunden: und Jahre, Monden, Tage, Stunden lang fühlten ſie dann mit immer zunehmender Bitterkeit den Schmerz der Trennung von denjenigen, welche ſie liebten. Wie leicht ich ihnen den Tod ſonſt auch machen mochte: dieſen bitterſten Tropfen in ſeinem Kelche vermochte ich ihnen nicht zu verſüßen. Alles reiflich erwogen, fand ich es zuletzt am beſten, mich buchſtäblich an den Text meines Autors zu halten. Die glücklichen Bewohner Utopiens ſinken dem zu Folge in der ſchweigenden Nacht aus den Armen des einen Bruders in die des anderen. Greiſe und Jünglinge, Männer und Knaben, glückliche Mütter und blühende Bräute, wiſſen recht gut, wenn ſie Abends ihr Lager ſuchen, daß der Schlummer, welcher ſich auf ihr Auge ſenken wird, ihr letzter ſeyn kann: aber dieſe Sorge vermag ihn nicht eine Minute lang von ihnen fern zu halten; ihre Pulſe ſchlagen darum nicht im mindeſten ſchneller, und auch nicht die geringſte Regung von Schmerz oder Schwermuth beklemmt ihren Buſen. Aber deſto raſcher ſchlagen alle ihre Pulſe, deſto freier und kräftiger hebt ſich ihre Bruſt, wenn ſie dann Morgens friſchgeſtärkt das Auge aufſchlagen, und im heiteren Gefühl ihres Daſeyns dankbar den Blick zum Himmel erheben!

Der Steinbrecher.

Unter dieſen Betrachtungen war ich auf die Straße gekommen, und ging nun an der Donau hinauf, ohne viel links oder rechts zu ſehen, als mich jemand grüßte. Es war ein armer Steinbrecher, der hier arbeitete, und mit welchem ich ſchon vor ein paar Tagen Bekanntſchaft gemacht hatte. Die redliche Miene des ſchwachen Mannes, der eine ſo harte Arbeit verrichtete, hatte mich angezogen, und ich hatte mich mit ihm in ein Geſpräch eingelaſſen. Er ſey aus Budweis, hatte er mir geſagt; zu Hauſe ſey keine Arbeit zu finden, und das Fortkommen gar zu ſchwer geweſen; da ſey er denn mit ſeinem Weibe zum Schnitte herausgekommen, dieſes aber ſey bei der großen Hitze während des Schnittes krank geworden, und er ſey nun froh, hier Steine brechen zu können.

Heute nun hatte er ſein Weib bei ſich. So kränklich ſie auch noch ausſah, ſo hatte ſie doch eine Haue in der Hand, um das Gerölle wegzuräumen, und hin und wieder einen lockeren Stein auszuwiegen. Ich fragte ſie, wie viel ſie für die Kubikklafter der gebrochenen Steine bekämen. »Es laſſe ſich freilich wenig verdienen,« meinte der Mann, »da das Geſtein ſo ungemein hart ſey. Es ſey nur, um das Leben durchzubringen.«

Seitwärts ſtand an einem Feuer ein eiſerner Topf mit Kartoffeln, und in einer Vertiefung des Bruches ein Tragkorb, der die ganzen Habſeligkeiten des Ehepaars in ſich faßte. Ich trat näher dazu hin, denn oben lag etwas aufgebunden, was ich nicht gleich unterſcheiden konnte. Es war ein Kind von ungefähr fünf Monaten, in die gröbſten Linnen gewickelt, und durch einen bedeckten Reifen dürftig gegen den Wind geſchützt, der trotz des ſchönen Tages an dieſer Stelle nicht allzu lau wehte.

– Armes Geſchöpf! – ſagte ich, – dich haben ſie nicht ſo weich gebettet, wie meinen kleinen Freund Willy. Auch haben ſie weit weniger Sorge getragen, dich mit Bändern und Schleifen ſo nett und zierlich herauszuputzen, wie jenen. Die Lappen, in welche ſie dich dürftig eingehüllt haben, ſind rauh genug, um für ſich allein dir Schmerz zu machen; und wenn dieſer, oder irgend ein anderer Schmerz dich zu ſchreien zwingt, ſo werden nicht gleich zehn geſchäftige Mägde herbeilaufen, um zu ſehen, oder zu errathen, was dir fehle. Zwar haſt du eine Mutter; aber ſie kann nichts mit dir theilen, als ihre Armuth und ihr Elend. Wenn du einmal anfängſt zu denken, ſo wird dieſes die erſte Vorſtellung ſeyn, die ſich bei dir entwickelt, daß du beſtimmt biſt zu entbehren, die Willkür und die Härte Anderer zu ertragen, und dabei auch nicht durch einen Laut zu verrathen, daß ſie dir wehe thun. Kaum wirſt du einen eigenen Willen, und noch weniger Wünſche und Launen haben dürfen, wie einſt jener kleine Schreier, der ſchon jetzt die ganze Welt, mich mit eingeſchloſſen, den ſeinigen dienſtbar gemacht hat. Wenn du nun herangewachſen in Dumpfheit des Geiſtes, den niemand zu entwickeln Sorge trägt, ſo wirſt du, wie dein Vater, im Schweiße deines Angeſichtes ein kümmerliches Brod eſſen; du wirſt ein Weib nehmen, um mit ihr zu darben: und Kinder zeugen, um ſie, wie dein Vater dich, zum Elend aufzuziehen. So wirſt du dein Leben einige Decennien durchbringen, und dich dann hinlegen, um es auszuathmen, ohne eine ſeiner Freuden genoſſen zu haben. Armes Geſchöpf!« wiederholte ich, »Gott gebe dir die leidende Geduld deines Vaters, damit es dir nie einfallen möge, du hätteſt noch andere Anſprüche an das Leben machen können, als dieſen einzigen: »es durchzubringen.« —

Die Studien.

Ich ſchenkte den Leuten eine Kleinigkeit, und ging zurück. Dieſer Windſtoß war etwas zu ſtark, als daß ihn mein eben gepflanztes Reſultat hätte aushalten ſollen.

»Das Leben durchbringen?« wiederholte ich mir zehnmal; « — nichts weiter? — — Gefühl des Daſeyns? Das haben ja die da unten auch in ihren feuchten, kalten Gewölben. Und um das nicht zu verlieren, möchten ſie meinen Becher nicht trinken? Auch jene beide armen Menſchen würden ihn zurückweiſen, und alle die Millionen der Söhne und Töchter des Unglücks, die da großgeſäugt werden, um fremder Willkür unterthan zu ſeyn, ſich abzumüden für fremde Wünſche, zu entbehren und zu dulden, und ſich plagen zu laſſen, und endlich ſich hinzulegen und zu ſterben, ohne ihres Daſeyns auch nur einmal froh geworden zu ſeyn. Wenn das Leben nichts weiter iſt, als Gefühl des Daſeyns: ſo hatte Ewald ſehr Unrecht, Anſtoß daran zu nehmen, daß Dorat ſich friſiren ließ, und die Falten ſeines Schlafrockes zurecht legte, um zu ſterben.«

»Hohl ihn dieſer und jener mit ſeinen Grübeleien!« rief ich, als ich nach Hauſe kam, unwillig aus; ihn, und den Hauptmann Belling dazu. Der eine chicanirt mich mit ſeiner Definition von Zeit, und der andere hebt mit contemplativer Altklugheit ſein weiſes Haupt in die Höhe, und ſpricht: Sage mir einmal — was heißt Leben. Was weiß ich: die Zeit vergeht, und das Leben iſt —

»Was?« fragte ich mich.

In der Verzweiflung meines Herzens griff ich nach dem hinter mir auf dem Bücherbrete ſtehenden Converſations-Lexikon.

»Die Idee des Lebens,« las ich, »kann nur ergriffen, nicht begriffen werden.«

»Schön!« rief ich, »es geht doch nichts in der Welt über eine gute, und vor allem nichts über eine klare Diſtinction. Alſo nur ergreifen läßt ſich das Leben, nicht begreifen. Wie konnteſt du nur auf den Einfall kommen, den Begriff von etwas zu ſuchen, was ſich nicht begreifen läßt. Beim Himmel! dieſe Diſtinction iſt ihr Geld werth! Sie läßt zwar einige Dunkelheiten zurück; aber was das betrifft, ſo will ich noch meine Studien darüber machen.«

Der Ausdruck: ich will künftig über einen Gegenſtand meine Studien machen, iſt der letzte und äußerſte Kreis, in welchem ich um denſelben herumgehe, und eine

Art von Receß, bei dem ich, wenn ich nichts ausgemacht habe, mich treuherzig vertröſte, daß die Sache künftig ganz gewiß noch einmal zur vollkommenen Zufriedenheit meines philoſophiſchen Gewiſſens in's Reine gebracht werden ſolle.

Rolands Knappen.

Ich fand mich Nachmittags allzu verſtimmt, um irgend eine Arbeit mit Erfolg vornehmen zu können. Alſo gab ich, wie gewöhnlich, meiner Laune nach, und griff nach einer Erheiterungslectüre. Dießmal nach Muſaus. Tauſendmal ſchon hat er die Falten von meiner Stirn, den Unmuth aus meiner Bruſt getrieben. Ein guter Geiſt lebt in ſeinen Märchen, gegen welchen der böſe Geiſt des Unmuths nicht leicht Stand halten wird. Darum habe ich ihn ins Herz geſchloſſen, wie wenig andere deutſche Schriftſteller. Auch darum, weil er uns ſo ganz eigen angehört, und deutſchen Sinn und deutſche Gemüthsart ſo treu und rein abſpiegelt. Mehr, als irgend ein anderer Dichter, iſt auch jederzeit der humoriſtiſche volksthümlich. Die Eigenthümlichkeit des Humors kann nämlich nur auf der Baſis einer beſtimmt ausgeſprochenen Eigenthümlichkeit nationeller Sinnes- und Gemüthsart gedeihen, und daher immer auch nur von dem Volke des Humoriſten recht genoſſen und gewürdigt werden. Deßwegen werden auch die Werke des liebenswürdigſten aller deutſchen Dichter den Ausländern jederzeit eben ſo ſehr ein verſchloſſenes Buch bleiben, als es ihnen deutſche Sinn- und Gemüthsart überhaupt noch immer zu ſeyn ſcheinen.

Ich halte die Melechſala für des Dichters Meiſterſtück, und glaube, nach dieſer, dem Schatzgräber die zweite Stelle einräumen zu müſſen. Dießmal aber ſchlug ich Rolands Knappen auf. Mit großem Vergnügen las ich, wie die drei wackeren Knechte, nachdem ihr Herr — ſattſam bekannt aus Meiſter Ludwigs unſterblichen Geſängen — in der Schlacht von Roncesvalles das Zeitliche geſegnet, lange in den Pyrenäen herumſtreifen, bis ſie zur Hütte der Mutter Trude gelangen, von der ſie für die ſchwere Arbeit, ſie jeder ſeinerſeits um dreißig Jahre zu verjüngen, auf das herrlichſte beſchenkt werden: Andiol, der Schwertträger, mit einem verroſteten Kupferpfenning; Amarin, der Schildhalter, mit einem ſauber gewaſchenen Tellertüchlein; und Tarron, der dem Paladin die goldenen Spornen anzuſchnallen pflegte, mit dem Däumling eines ledernen Handſchuhes. Erſt wiſſen die wackeren Geſellen mit den geheimnißvollen Gaben durchaus nichts anzufangen, und glauben ſich von der Mutter Trude für die eingefangene Katze und den ſchweren Verjüngungsprozeß ſchmählich gehänſelt und [illegible]: aber bald lernen ſie den Werth der verachteten und leichtſinnig weggeworfenen Geſchenke beſſer kennen, und keiner von ihnen würde das ſeinige jetzt für ein Königreich weggegeben haben.

Es iſt begreiflich, daß Andiol nach langem Herumirren in den Gebirgsſchluchten der Pyrenäen, in welchen er nur Wurzeln und Beeren für ſeinen Hunger fand, und nach der kargen Bewirthung der Mutter Trude, dem Tellertüchlein der Letzteren Ehre machte. »Keinen Leckerbiſſen gab es, keine Koſtbarkeit,« ſagt ſein glaubwürdiger Geſchichtſchreiber, »die er ſich nicht auftiſchen ließ; und ſechs

Mahlzeiten des Tages waren das Wenigſte. Das Wenigſte! — Warum nicht? — Ich ſchließe den Ausgang des Keſſelthals, in dem er ſich gelagert hat, mit einem bis an die Wolken reichenden Felſen, und laſſe auch die übrigen Berge, die dasſelbe einſchließen, ſich noch höher und unerſteiglicher erheben, als ſie bereits ſind. Der wackere Knappe weiß oder ahnet, welche Aufnahme und welches Glück, im Beſitze ſeines Talismans am Hofe zu Aſtorga ihn erwarte; auch hat er anfangs wirklich den Plan, ſich dahin zu begeben. Er ſpaht eifrig nach einem Ausgang umher, indem er ſich noch ziemlich klar der Wahrheit bewußt iſt, daß dort, wo ſich ein Eingang gefunden habe, ſich auch ein Ausgang finden müſſe. Er verſucht es, eine Bergwand zu erſteigen! Ach, wie ſteil iſt ſie nicht! welche Mühe macht es ihm nicht, ein paar Klafter in die Höhe zu klimmen! Er wiederholt mit immer ſchwächerer Anſtrengung den Verſuch zum zweiten, zum dritten und vierten Male; und jedesmal gelingt dieſer ſchlechter. Nach jedem Verſuche kehrt er unter die Bäume zu ſeinem Tellertuche zurück, um ſich für ſeine Anſtrengung zu entſchädigen, und neue Kräfte zu ſammeln; immer ſchwerer wird es ihm, ſich von der dampfenden Majolika zu trennen; immer lauer wird die Luſt, jenes Wagſtück aufs neue zu beginnen. Nur das Auge erhebt er noch manchmal ſchwerfällig zu den Höhen, welche ihn von aller menſchlichen Geſellſchaft trennen. Kaum denkt er noch klar den Satz, der ihn früher zum Aufſuchen eines Ausganges beſtimmte. Bald denkt er gar nichts mehr, und alle Lebensthätigkeit concentrirt ſich in ſeinen Beißmuskeln und in ſeinem Magen. Jetzt verläßt er den Umkreis der Bäume nicht mehr, unter denen er ſich gelagert hat; er hält den Tag über nicht mehr ſechs, er hält nur eine einzige ununterbrochene Mahlzeit, die erſt dann endet, wenn tief in der Nacht der Schlaf ihm gewaltſam das miteſſende Auge zudrückt. Er kaut und kaut, und ſchlurft und kaut, bis ein unverhältnißmäßig großer Biſſen ihm im Schlunde ſtecken bleibt, und, in ſo fern das Leben der Gegenſatz des Todes iſt, ſeinem Leben ein Ende macht.

Himmel! welch' ein Abſtand zwiſchen einem Freſſer wie Audiol und einem *Grimod de la Reynière*! nicht geringer, als zwiſchen einem Faun und dem Apoll vom Belvedere. Jener erregt durch ſeine thieriſche Freßluſt unſern Ekel: dieſer reißt uns durch erſtaunenswerthe Ausbildung ſeines Geſchmackſinnes zur höchſten Bewunderung hin; ein Geſchöpf, wie Audiol, das immer ißt, ohne ſelbſt eßbar zu ſeyn, ſcheint uns zum Nachtheil der ganzen Menſchheit geboren: dieſer wird durch ſeinen **Almanac des Gourmands** einer ihrer preiswürdigſten Wohlthäter, und durch ſein **Manuel des Amphytrions** der Leitſtern unzähliger Emporkömmlinge, indem er ſie die Kunſt lehrt, ihr Vermögen auf die angenehmſte und genußreichſte Weiſe durchzubringen; jener kaut ſich ſtumpfſinnig und zum trägen Erdenkloße: dieſer erhebt ſich ſo hoch über die Erde, daß er nur noch ſeine Caſſerole im Auge behält, und über alle Schrecken des Todes. Wir werden es nicht müde, den Philoſophen zu preiſen, der dem Tode mit Gleichmuth ins Auge ſieht. Welche Bewunderung verdient nun nicht Grimod! Er thut, was nie einem Philoſophen zu thun einfiel; er höhnt die Schrecken des Todes; er ſcherzt damit, und läßt im **Rocher de Cancale** hinter ſich und jeden der eingeladenen Gäſte einen ſchwarz ausgeſchlagenen Sarg ſtellen, ohne dadurch im Genuſſe ſeiner Tafelfreunden nur einen Augenblick geſtört zu werden.

Aber darf es der Sterbliche wagen, den Lebensgöttern mit ſo frechem Übermuth zu trotzen? Die unterirdiſchen Grüfte, über welchen die genußſüchtigſte Stadt der neueren Zeit erbaut iſt *), ſtürzen ein; unter brauſenden Stürmen berſten die verborgenen Waſſerbehalter der Erde, tauſend und wieder tauſend Ströme brechen ſprudelnd daraus hervor, um ſie zu bedecken; hoher und immer höher ſchwillt die Fluth, immer wilder raſt der Orkan; die waldbewachſenen Häupter der Berge wanken, und ſo weit das Auge aus den Fenſtern des **Rocher de Cancale** zu reichen vermag, erblickt es nur Trümmer. Jetzt erblaſſen ſie, die eben erſt in behaglicher Sicherheit den Wohlgeſchmack einer neu erfundenen Sauce prüften: da aber läßt die Hand einer freundlich geſinnten Fee Andiols Nachlaß, das unſchätzbare Geſchenk der Mutter Trude, in ihre Mitte herabfallen, und ruhig, wie die Weisheit, ſehen ſie mit friſch gerötheten Wangen und neu erregter Eßluſt lächelnd hinaus in die allgemeine Verwüſtung. —

Der Heckthaler.

Wenn ich den Schildhalter Amarin eben ſo in ein Keſſelthal einſchließen wollte, wie den Schwertträger

---

*) S. *Mercier*, Tableau de Paris. Tom. 1.

Andiol, ſo würde er mit ſeinem Heckpfenning, und ich mit ihm nichts anzufangen wiſſen. Ihm alſo mag der Ausgang unverſchloſſen bleiben. Er hat ſich von ſeinen Gefährten weit weggeſchlichen, die, nachdem ſie ihn hundert Mal vergeblich gerufen und geſucht haben, der verlornen Mühe überdrüßig, ihres Weges ziehen. Ohne Leid ſieht er aus dem Buſch, hinter welchem er ſich verſteckt hat, wie ſie einen Berg erklimmen, und jenſeits deſſelben verſchwinden. Dort ſitzt er jetzt, unter tiefem Schweigen, raſtlos ſeinen Pfenning umwendend. So oft er ihn umwendet, glänzt ihm ein neues Goldſtück entgegen; ſo hell und funkelnd, als ob es eben erſt aus der Münze käme. Schon haben ſie ſich zum Haufen aufgethürmt, ſchon fühlt er die Kraft ſeines Armes ermatten: da fällt ihm ein, daß es eine Unmöglichkeit ſey, ſeinen Schatz von der Stelle zu bringen. Tief ſeufzt er auf bei dieſem Gedanken, mit trübem Blick füllt er ſeinen Wadſack mit ſo viel Goldſtücken, als dieſer zu faſſen, er zu ertragen vermag, und wirft nun den Reſt mit abgewendetem Blicke in eine tiefe Kluft: tief genug, daß nie ein menſchliches Auge ihn entdecke, nie ein menſchliches Herz ſich daran erfreue. Kaum vermag ihn der Gedanke zu tröſten, daß ja der immer neugebärende Prägſtock ihm bleibe. Aber Himmel! — indem er nachforſcht, ob er ihn auch gut genug verwahrt habe, entdeckt er, daß er ihn verloren hat. Vergebens ſucht er ihn zum hundertſten Male in allen Taſchen, vergebens zwiſchen allen Grashälmchen, vergebens wendet er jedes abgefallene Blatt um: das unerſetzliche Kleinod iſt und bleibt verloren; er hat es wahrſcheinlich mit dem Reſte der Goldſtücke in die Kluft geworfen. Ein Raub der wildeſten Verzweiflung wirft er ſich am Rande derſelben zur Erde, und zerfleiſcht ſein Geſicht, und zerrauft ſein Haar unter den fürchterlichſten Verwünſchungen. Vergebens! Was ihn reicher als alle Könige der Erde gemacht haben würde, kann ſeine Verzweiflung ihm nicht wieder zurückbringen.

Der Hunger zwingt ihn endlich ſich aufzuraffen. Stöhnend, und unter ſeiner Laſt ſchier erliegend, überſteigt er das Gebirge, und ſchlägt den Weg nach dem Meere zu ein, um nach Byzanz überzuſchiffen. Der Handel allein kann ihm einigermaßen ſein verlornes Kleinod erſetzen, und ihm noch zu einigem Reichthum verhelfen. Mit dem, welchen er bei ſich trägt, und der groß genug iſt, um eine Grafſchaft zu bezahlen, glaubt er ärmer, als der ärmſte Bettler zu ſeyn.

Die Kraft, welche in dem Heckpfenning der Mutter Trude wohnte, wuchert fort in dem ganzen Reſte ſeiner Abkömmlinge. Jedes Goldſtück aus dieſer Familie trägt dem unerfahrenen Kaufmanne tauſendfache Zinſen. Bald gibt es keinen ſolchen in irgend einem Lande, der ſeinen Geſchäften eine größere Ausdehnung geben konnte, als Amarin. Auf allen Straßen des Orients wie des Occidents ziehen ſeine Laſtthiere; auf allen Meeren ſegeln ſeine Schiffe. Jede Unternehmung gelingt ihm, und es ſcheint genug zu ſeyn, daß er in ein Unternehmen verflochten ſey, um demſelben den günſtigſten Erfolg zu ſichern. Dennoch fällt es ihm deßwegen nicht bei, mit ſeinem Reichthume zu prunken, und wie er es andere Kaufleute thun ſieht, einen fürſtlichen Aufwand zu machen, zu praſſen und zu ſchwelgen, und koſtſpielige Feſte zu geben. Kein Bettler in ganz Byzanz lebt dürftiger, als er. Trockenes Brot iſt ſeine Nahrung, Waſſer ſein Trank, und nie erſcheint ein Ton der Freude in ſeinem Hauſe: denn er kennt keine Freude, als einſam in den weiten Gewölben deſſelben herumzuſchleichen, und ſeinen Reichthum zu überrechnen. Da ſtößt er eines Tages in einem abgelegenen Winkel jener Gewölbe an ſeinen ſchon lange vergeſſenen Wadſack. Tief ſeufzend hebt er ihn auf, und als er ihn wieder hinwirft, rollt der verlorne Pfenning vor ſeine Füße. Sprachlos iſt die Empfindung des Überraſchten, ſeine Bruſt vermag ſie kaum zu faſſen; ſchwer und langſam athmet er auf, und braucht eine lange Zeit um ſich zu erholen. Haſtig ſtürzt er jetzt die Treppe hinauf, um nachzuſehen, ob der Eingang zu dem Gewölbe feſt verſchloſſen ſey; er durchſpäht jeden Winkel, er ſieht nach jeder Ritze, durch die ein Strahl des Lichtes ſich hereinſtehlen konnte. Jetzt kehrt er mit der ſpärlich leuchtenden Lampe in das mittelſte und raumreichſte der Gewölbe zurück, ſetzt ſich an den Boden, und prüft unter bebender Angſt, und kaum noch athmend, den wiedergefundenen Talisman, ob er nichts von ſeiner vorigen Kraft verloren habe. Schon iſt der Boden rings um ihn her mit Goldhaufen bedeckt, und nur immer haſtiger wendet er den Pfenning, um ſie noch höher aufzuthürmen. Raſtlos prägt und prägt er; die Kraft ſeiner Muskeln erſtarrt, er vermag den Arm nicht mehr zu bewegen, und nimmt den verhängnißvollen Pfenning zwiſchen die Enden der Finger, um ihn mit dieſen umzuwenden. Da durchzuckt ein ſtechender Schmerz ſeine Bruſt; krampfhaft zieht ſie ſich zuſammen, wie von den Knoten einer Schlange umwunden; das weit geöffnete Auge ſtarrt brechend auf die mächtigen, matt beleuchteten Goldhaufen; noch ein Seufzer drängt ſich aus dem erblaſſenden Munde des Unglucklichen: die Leuchte erliſcht; und mit ihr der letzte Funke von dem Gefuhle ſeines elenden Daſeyns.

Sarrons Däumling.

Ich finde mich oft verſucht — weit öfter vielleicht, als mir gut iſt — ſehr geringſchatzig von der Weisheit der Philoſophen zu denken; aber ich habe immer ſehr hoch von der Weisheit des Volkes gedacht. Die Stimme des Volkes iſt Gottes Stimme, ſagt ein Sprichwort; alſo die Stimme der Weisheit. Laut und deutlich ſpricht die Letztere in jedes Menſchen Bruſt; allein über dem Geplapper der Schulen, uber dem Gezanke der Stimmfuhrer, uber den dunkelhaften Anſpruchen an eine höhere Bildung, und über dem Eigenſinn philoſophiſcher Geckerei verlernen wir es, ſie zu hören. Das Volk, unbekannt mit den Spitzfindigkeiten, mit den Anmaßungen und mit der Geckerei einer ewig mit ſich ſelbſt im Widerſpruche liegenden Philoſophie, hört nur auf dieſe Stimme, und ſie wird ihm die Dolmetſcherin der tiefſten Geheimniſſe des Lebens.

Dieſe Stimme wiederklingt faſt in allen Dichtungen, die wir Volksdichtungen zu nennen pflegen. Darum muß häufig die erſte Quelle ſolcher Dichtungen mehr in den tiefern Wahrnehmungen uber unſere innere Natur, und über die Myſterien derſelben, die ſich auch dem unbefangenen Sinne des Ungelehrten aufſchließen, als hiſtoriſch in einem Äußeren geſucht werden. Denn welche Abſtammung und Verzweigungen bei ſolchen Volksdichtungen man auch immer nachweiſe, oder nachzuweiſen glaube: ihre letzte Wurzel wird man, da ihnen nichts Wirkliches entſpricht, jederzeit in jenen Wahrnehmungen ſuchen müſſen. Auch konnten ſie beim Volke überall nur auf dieſe Art tiefere Wurzel ſchlagen, und nur ſo ihre poetiſche Ausbildung gewinnen. Wenn die Macht, welche die Leidenſchaft über das Herz des Menſchen gewinnt, ihre kecke Nichtachtung aller göttlichen und menſchlichen Geſetze, ihr verwegener Trotz, ihr frecher, oft bis zur wildeſten Wuth, bis zur ſinnloſen Raſerei ſich ſteigernder Übermuth, und vor Allem die furchtbare Schnelligkeit, mit welcher ſie ihren Raub bis zum Gipfel der Verruchtheit und an den Abgrund des Verderbens mit ſich fortreißt — wenn dieſe Macht der Leidenſchaft den berechnenden Scharfſinn des Philoſophen in Erſtaunen ſetzt, und ihm in tauſend Fällen als ein unbegreifliches Räthſel erſcheint: ſo ſchreibt der ungebildete Menſch die unbegreifliche Erſcheinung dem Einfluſſe bösartiger Dämonen zu. Wenn er es auch nicht klar erkennt, wie wenig es bedarf, um dieſe aus ihrem Schlummer zu wecken, ſo ahnt er dieſes darum nicht minder richtig. Er findet in ſeiner eigenen Bruſt Wünſche und Begierden, die, einmal entzügelt, mit unbändiger Wildheit über jede Schranke hinausſtürzen werden. Das helle Licht des Tages iſt es, was ſie ſcheu macht; das Auge des Richters, der ſtrafende Blick des Freundes, der lauernde des Feindes. Er bricht in Gedanken dieſe

Schranke weg; er gibt der ſcheuen Begierde unbedingte Sicherheit: und — ſchaudert bei dem furchtbaren Nachtſtücke, das vor ſeinem Blick auftaucht. Er hält ſeine Wahrnehmung feſt, und gibt ihr eine poetiſche Geſtaltung. Gleichviel aber iſt es, ob er dabei wie Plato, als Talisman einen magiſchen Ring erfindet, oder die Sache mit einem ledernen, freilich etwas unpoetiſchem, Däumling abthut.

Die Feen.

In Glück und Unglück zerfällt das Leben, und unter wohlthätige und unheilbrütende Dämonen theilt der Volksglaube die Herrſchaft des Lebens. Plötzlich und ungeahnt zermalmt das Verderben den Glücklichen, und am liebſten überraſcht es ihn im Schooße harmloſer Ruhe. Darum ſchreibt es der beſchränkte Verſtand des Ungebildeten dem Einfluſſe feindſeliger, tückiſcher Zauberer zu. Was aber auf einer ſpäteren und höheren Stufe der Bildung der Philoſoph klar erkennt, daß es zunächſt unſere Leidenſchaften ſind, welche das Unglück herbeiziehen; ihre ungeſtüme Gierde, und ihre abenteuerlichen, bald durch Überreiz, bald aus Überſättigung erzeugten Ausſchweifungen und Gelüſte: das ſchwebt auch Jenem, wenn gleich nur in dunklen und unbeſtimmten Vorſtellungen, vor der Seele, und wird von ſeiner regſamen Phantaſie leicht zu einer entſprechenden Dichtung geſtaltet. Der tückiſche Gnome, der die Schätze der Erde bewacht, ſtürzt den allzugierigen Bergmann in verborgene Abgründe, oder öffnet die Schleußen unterirdiſcher Bergwaſſer, um ihn zu erſäufen; Lamien berücken durch bezaubernde Schönheit das Herz junger Männer, um ihnen das Blut auszuſaugen; Nixen ziehen ſie in die Tiefe des Stromes hinab, um ſie nicht wieder von ſich zu laſſen; die Eule nähert ſich von der ekelhaften Speiſe faulender Leichname; und in der Feier des Hexenſabaths ſprengt die Begierde jede Feſſel, und raſt in zügelloſer Unbändigkeit, und in der wildeſten Tollheit.

Dagegen walten in heiterer Anmuth, in der Fülle überirdiſchen Reizes, den Sterblichen mild und freundlich geſinnt, die wohlthätigen Feen. In der Tiefe der Ströme und Seen wohnen ſie, in kryſtallenen Grotten, oder in Palläſten, aus Gold erbaut und aus edlen Steinen; auf fernen Inſeln oder im Schooße verborgener Thäler. Wie farbiges Feuer glühen die Blätter und Früchte der Bäume; immer friſch hervorquellende Blumen erfüllen die Luft mit würzigen Düften; überall wiegen ſich bunte Vögel unter lieblichen Geſängen auf den ſchwanken Zweigen, laden ſchattige Lauben zum Ausruhen, und kühle Fluthen zum Baden ein. Eine ununterbrochene Kette der reizendſten Genüſſe iſt das Leben für diejenigen, welchen jene freundlichen Weſen ihre Gunſt geſchenkt haben. Nur zum Scherz tritt ihnen die Gefahr entgegen; denn ſie haben von ihren mächtigen Beſchützerinnen immer irgend einen Talisman erhalten, der es ihnen leicht macht, aus jeder Fährlichkeit mit heiler Haut wegzukommen. Ohne Anſtand reiten ſie über Brücken, nicht breiter, als die Schneide eines Scheermeſſers; die grimmigſten Drachen, die ganze Ströme Feuers von ſich ſpeien, werden ſo zahm, wie Schooßhündchen, wenn ſie ihnen den magiſchen Ring zuwenden; und ſchlaftrunken ſenken die tölpelhaften Mohren ihre ehernen Keuler, ſobald ſie ihnen die Spitze des gefeyten Speeres unter die Naſe halten. Sind ſie nun auf ſolche Weiſe in das Innere eines bezauberten Pallaſtes gedrungen, ſo haben ſie nichts weiter zu thun, als etwa eine mit magiſchen Zeichen bekritzelte Tafel umzuſturzen, oder irgend einem ſchlafenden Gnomen den Kopf abzuſchneiden, um den Zauber zu löſen, und zum Lohne ihrer Heldenthaten ein Königreich und die Hand einer Prinzeſſin von ſo außerordentlicher Schönheit davon zu tragen, daß alle übrigen Schönen des Erdbodens ſich nicht viel beſſer, als Affenweibchen dagegen ausnehmen.

Auch dieſe Zauberwelt ſproßte aus einem Keime, der tief in unſerem Innern wurzelt. Nichts iſt dem Menſchen natürlicher, als ſich in der Phantaſie das Bild eines Glückes zu ſchaffen, das ihm die Wirklichkeit nicht bietet, und es ſo reich und glänzend auszuſchmücken, als ſeine Phantaſie es nur immer bezahlen kann. Denn nie, von der Wiege bis zum Grabe, verläßt ihn das Verlangen glucklich zu ſeyn, und nur durch das Glück gelangt er zum vollen Gefuhl ſeines Daſeyns.

Poſidipp und Metrodor.

»Das Glück allein gibt dem Menſchen das volle Gefuhl ſeines Daſeyns,« wiederholte ich; »und darum heißt Leben nichts anders, als glücklich ſeyn. Denn laßt ſich wohl von demjenigen mit Recht ſagen, daß er lebe, dem die Stunden in der trüben Befangenheit des Mißmuthes, des Grams, des Kummers und unter bänglichen Sorgen träge hinſchleichen. Er athmet, das iſt

Alles! Aber wie ganz anders iſt es nicht, wenn du mit geflügeltem Schritt uns naheſt, ſüße Freude! und an den Augenblick der gegenwärtigen Befriedigung die frohe Erwartung eines künftigen Genuſſes ſich anreiht. Wie raſch und kräftig ſchlagen dann nicht all' unſere Pulſe! wie leicht ſtrömt da nicht das Blut durch unſere Adern! wie muthig ſchwingt da nicht unſer Geiſt ſeine Fittiche! wie willig öffnet ſich dann nicht unſer Herz jeder milden, theilnehmenden Empfindung. Darum will ich mich nicht ſcheuen, dich, ſüße Freude! die Seele des Lebens zu nennen; denn nichts gibt uns ein ſo wohlthätiges Gefühl unſeres Daſeyns, wie du; nichts macht uns ſo menſchlich, und ich darf hinzuſetzen, nichts macht uns ſo gut und ſo weiſe, wie du; denn nur um das Haupt des Weiſen ſchlingſt du deine Roſen, und weit weg flieht dein Fuß von der Schwelle des Laſterhaften und des Thoren!«

»Finde ich alſo unter Blumen hier den Schmetterling, dem ich auf dürren Steppen vergebens nachjagte? Wohl! ich will ihm die Flügel binden,« ſagte ich, indem ich aufſtand, und vom Aufſatz meines Schreibpultes Brunk's Sammlung der griechiſchen Gnomiker herabholte.

»Hier,« ſagte ich, indem ich Poſidipp's und Metrodor's Gedichte aufſchlug, und die Hand auf das Buch legte, »hier ſind ein Paar Leute, die für vollwichtige Zeugen gelten können. Sie ſtimmen zwar ſehr ſchlecht zuſammen, aber deſto beſſer; deſto klarer wird durch den Gegenſatz die Wahrheit hervortreten.

Poſidipp's Gedicht las ich zuerſt *).

Welches Leben mag man wählen?
In der Bürgerwelt iſt Lärm;
Eitler Hader, eitle Mühe
Häuslich Glück iſt Unbeſtand.

Mit dem Schiffer fährt der Schrecken;
Schweiß bedeckt des Pflügers Stirn;
Um ſein Erbe zagt der Reiche,
Und der Arme ſeufzt nach mehr.

Weiber mehren alle Plagen;
Traurig ſchleicht der Hageſtolz;
Kinder bringen Sorg und Kummer,
Kinderlos gedeiht kein Mann.

Jugendſinn iſt Traum und Thorheit,
Leeres Glück und leerer Wahn;
Und der Greis am kühlen Abend
Welkt zum Gängelband zurück.

Welches Leben mag man wählen?
Keines! Keines! Glücklich iſt,
Wer das Licht nicht braucht zu ſehen,
Oder ſtirbt ſobald er's ſieht.

»Grillen eines hypochondriſch gewordenen Philoſophen!« rief ich; »ich will mich gar nicht dabei aufhalten. Metrodor's Lebensanſichten klingen ganz anders; und da ſie beſſer zu den meinigen ſtimmen, ſo iſt kein Zweifel, daß er Recht hat.« Ich las:

Jedes Leben magſt du wählen. —

---

*) Beide Gedichte werden hier nach Bouterwek's geiſtreicher Überſetzung gegeben.

»Jedes!« wiederholte ich laut, und betonte das Jedes ſo ſtark ich konnte; weil mir ganz zur Unzeit mein Steinbrecher einfiel. »Jedes!« wiederholte ich mit philoſophiſcher Verſtocktheit; »auch das Leben eines Steinbrechers!«

Wackre Bürger freut der Ruhm;

»Wer dürfte daran zweifeln?«

Sanft empfängt dich von Geſchäften,
Deines Hauſes Ruheſtatt.

»Wie viele Parallelſtellen könnte ich hier nicht anführen! Wer lebt glücklicher, als wem der Himmel ein freundliches Landgut beſchieden hat, auf das er ſich aus dem Gewühl der Geſchäfte zurückziehen kann, um im Schooße ſeiner Familie, im Kreiſe gleichgeſtimmter Freunde, und in ſtiller Geiſtesſammlung einer heiteren Muße zu genießen?«

Perl' und Geld belohnt den Schiffer,

— welch beneidenswerthen Zug thut er nicht aus dem Becher des Lebens, wenn er mit Schätzen reich beladen, ohne Schiffbruch gelitten zu haben, ohne verſchlagen worden, oder einem Corſaren in die Hände gefallen zu ſeyn, in den Hafen ſeiner Heimath einläuft! —

Gold'ne Frucht den Ackersmann,

— wenn nämlich der Hagel ſeine Saat nicht zerſchlägt, und von ſeiner Ernte ihm ſonſt etwas übrig bleibt —

Seines Gut's genießt der Reiche,
Und der Arm' iſt verborgen.

Hier weicht die Überſetzung ein wenig vom Texte ab. Dieſer ſagt: Biſt du in der Fremde, und reich, ſo biſt du angeſehen; biſt du arm, ſo weißt du es allein. Das Letztere iſt freilich ein großer Troſt; denn Schmach bleibt doch der bitterſte Kern der Armuth. Überdieß hat nach einer geſunden Interpretation Metrodor's Armer gerade ſo viel, als er braucht. Denn im entgegengeſetzten Falle wäre er gezwungen, Andere um ihre Hilfe anzuflehen, und dann wüßte er keineswegs mehr allein um ſeine Armuth.

Weiber mehren alle Freuden,
Und der Hageſtolz beſteht;

»Ja, er beſteht, der Hageſtolz,« ſagte ich. — »Was aber die Frauen betrifft — wo konnte ich einen ſchlagenderen Beweis für die Richtigkeit meines Satzes finden, das Leben beſtehe im Gefühle des Glückes, als in obigem Verſe, oder in allen Dichtern überhaupt, ſo viel ihrer ſeit Vater Homeros her Verſe gedrechſelt haben. Denn gibt es wohl unter hundert Dichtern auch nur einen, der nicht allen Athem, welcher ihm zu Gebote ſtand, daran gewendet hätte, die Liebe zu beſingen, und die große Wahrheit zu verkünden, daß es ohne Liebe kein Leben gebe. Und worin fühlen wir das Letztere mehr, als in der ſanften Wärme, welche die Liebe dem Herzen mittheilt; was ſonſt durchſtrömt uns mit einem ſo beſeligenden Gefühle unſeres Daſeins, als ihre Entzückungen, und das raſche Wechſelſpiel von ſüßem Schmerz und ſcheuem Bangen, von muthiger Hoffnung und ahnungsvoller Erwartung, welches ſie in unſerem Herzen hervorruft; was ſonſt erfüllt uns mit ſo friſchem Lebensmuth, und begeiſtert uns zu ſo hohen Entſchlüſſen; mit einem Wort, was ſonſt wirft einen ſo reichen Mantel um die dürftige Blöße des Lebens, als die Liebe, und gießt einen ſo magiſchen Schimmer über die Gegenwart, wie über die Zukunft.« — »Fürwahr!« ſagte ich. »Ewald mußte verſtockt ſeyn, wenn er meine Löſung ſeiner Aufgabe nicht gelten laſſen wollte.«

Kaum mochte ich noch weiter leſen.

Lieblich lermet der kleinen Menge,
Doch auch Lerm' im Hauſe ertönt.

Wenn ſie ſo lermen, wie mein guter Freund, der kleine Willy, ſo lermen ſie etwas unlieblich; denn wenn der ſeinen Schreihals einmal aufſperrt, ſo unterbricht er die Stille im Hauſe auf eine ſo unerfreuliche Weiſe, daß ich mich, ſo ſchnell als möglich, aus ſeiner Nachbarſchaft entferne, um ihrer wieder ein wenig froh zu werden.

Jugendſinn iſt Kraft und Fülle,
Schöne Meldung ſchöner That;
Um des Greiſes ſüßes Nicken,
Lächelt Kind und Kindeskind.

Der Himmel gebe nur, daß die That der Meldung entſpreche, welche die Jugend unſerer Zeit von ſich thut; dann wird jene herrlich genug ausfallen, und dieſe bald wieder in ihren Angeln ſeyn.

Wohl darum jedes Leben,
Das dem Herzen wohlgefällt;
Wer vom Glück zu viel nicht fodert,
Den beſchenkt es überall.

»Wenn noch mehr! Sich in ſeinen Wünſchen beſchränken, heißt weiſe ſeyn. Nur von dem Weiſen kann man ſagen, er lebe; nur der Weiſe iſt glücklich. Glücklich ſeyn, und weiſe ſeyn, ſind alſo eines und daſſelbe. Wenn aber zwei Dinge einem dritten gleich ſind, ſo ſind ſie unter ſich ſelbſt gleich. Leben heißt alſo glücklich ſeyn.«

Und ſomit wäre die Sache ſogar nach einem unbeſtreitbaren mathematiſchen Grundſatze außer allem Zweifel geſetzt.

Ewald.

Ich hatte mein Manuſcript ſo zurechte gelegt, daß es Ewald, wenn er am folgenden Morgen zum Frühſtück kam, in die Augen fallen mußte. Auch griff er, als wir gefrühſtückt hatten, und ich, wie gewöhnlich ans Fenſter trat, um meine Vögel zu füttern, wirklich ſogleich nach dem Papiere, und fing an zu leſen. »Es wird ihn überraſchen,« ſagte ich zu mir ſelbſt, und ich wollte nur, daß ich mit der verwünſchten Frage des Hauptmanns Belling: Was iſt die Zeit? eben ſo gut in Ordnung wäre.« In der geſpannten Erwartung nun, bis auf welchen Grad Ewald angenehm überraſcht ſeyn würde, gab ich der Droſſel, den Grasmücken, und dem Vauban — ſo heißt ein prächtiger Rothkropf von dem berühmten Kriegsbaumeiſter gleiches Namens, mit deſſen Portrait ſeine Phyſiognomie eine auffallende Ähnlichkeit hat — mehr Mehlwürmer, als ſie ſonſt in einer ganzen Woche bekommen. Denn einer gewiſſen Verlegenheit konnte ich dennoch nicht Meiſter werden, von der ein Schriftſteller nie ganz frei iſt, wenn er ſeine Arbeiten vorträgt, oder Andere ſie muſtern ſieht. Ewald inzwiſchen las ruhig fort, ohne daß ich in ſeinen ſorgfältig beobachteten Geſichtszügen die geringſte Spur von Beifall oder Mißbilligung hätte gewahr werden können. Endlich legte er das Manuſcript weg, that einen langen Zug aus ſeiner Pfeife, blies den Rauch weit vor ſich weg, und — ſchwieg.

Da ich ſein Schweigen für ein ernſtes Nachſinnen hielt, zu dem meine Ideen ihn angeregt haben konnten, ſo unterbrach ich es mit der beſcheidenen Frage: »Nun, was ſagſt du zu dem Stück Arbeit?«

»Es überraſcht mich,« ſagte er nach einer Pauſe, in welcher er mehrmals mit großer Apathie den Rauch vor ſich blies; »gar ſo etwas Schlechtes hatte ich dir doch kaum zugetraut. Sage mir nur, wie du zu all dem tollen Zeuge gekommen biſt. Von der Art, wie du dein Gewebe an eine zufällige Äußerung von mir anhängſt, und obendrein den Hauptmann B.. ling auf die Bühne bringſt, will ich gar nichts ſagen; aber nun werden die Cholera, der kleine Willy, Maren, Uterin, und, Gott weiß, was ſonſt noch herbeigezogen, um zu dem wichtigen Reſultate zu gelangen, die niedrigſte Stufe des Lebens ſey das bloße Gefühl des Daſeyns. Der Abſchnitt, den du: Meeresſtille, überſchrieben haſt, kann vielleicht noch erträglich ſcheinen, und was er andeutet, kann ſogar jenem an ſich ſelbſt gehaltloſen Reſultate Gehalt und Bedeutung geben; aber irre ich nicht, ſo ſind Andeutungen jener Art nur für die Wenigen, welche die Bedeutung derſelben bereits in ihrem eigenen Innern gefunden haben, und ihrer alſo nicht bedürfen.

An der Geſchichte mit dem Steinbrecher lobe ich wenigſtens dieſes, daß ſie, vermuthlich gegen deinen Willen, zum getreuen Abdrucke deiner geiſtigen Trägheit wird, die ſich mit jedem Reſultate zufrieden gibt, wenn ihr dieſes nicht durch einen zufälligen Stoß von außen her als ein unhaltbares nachgewieſen wird. Man thut doch immer etwas, wenn man Andern von ſich ſelbſt ein treues Bild gibt. Aber alles, was nun darauf folgt, kann mit Fug für eine heilloſe Arbeit gelten. Der letzte Abſchnitt: Poſidipp und Metrodor, kann es zwar zweifelhaft zu machen ſcheinen, ob du deine Leſer, oder dich ſelbſt zum Beſten habeſt; allein ich kenne dich zu gut, um nicht zu wiſſen, wie es damit beſchaffen iſt. Denn viel zu nahe, als daß du mich täuſchen könnteſt, liegt dir jene Anſicht, welche das Leben in das Bewußtſeyn angenehmer Senſationen ſetzt; und die, wenn ſie auch den groben Mißgriff vermeidet, welcher den Genuß zum Zwecke des Lebens macht, darum nicht minder fordert, daß ihr alles, ſelbſt die Arbeit und Anſtrengung zum Genuſſe werde. Wenn nun dieſe Anſicht des Lebens an und für ſich ſelbſt nichts werth iſt, ſo iſt die Art, wie du ſie durchgeführt haſt, gewiß noch weit weniger werth. Es iſt in der That zum Verwundern, wie du dich ſo gar unbeholfen dabei benehmen konnteſt, beſonders da dir alles ſo nahe lag. Mäcen zum Beiſpiel. Es mag dich einige Überwindung gekoſtet haben, ihm nicht eine größere Kerze anzuzünden. Wie billig; denn ein Mann, wie Mäcen, der jedem Tropfen des Lebens eine eigenthümliche Süßigkeit abzugewinnen, oder zu geben weiß, ſteht ſo hoch über dem Troſſe der gewöhnlichen Lebemänner, wie dieſe ſelbſt über dem unabläſſig kauenden Knappen Rolands. In der Gewandtheit, Vielſeitigkeit und in der höheren Ausbildung ſeines Geiſtes, ſo wie in ſeiner feineren Senſibilität, wie du es nennſt, findet er Quellen des Vergnügens, die jenen, bei dem geringeren Umfange ihrer Senſibilität und Bildung entweder ganz unbekannt bleiben, oder nur ſehr unvollkommen von ihnen benützt werden. Nicht in den Regionen des ſinnlichen Genuſſes allein bewegt er ſich: er durchſtreift auch jene der Kunſt und der Wiſſenſchaft, denn er weiß auch dieſe beiden zu Dienerinnen des Vergnügens zu machen. Selbſt ernſteren Geſchäften mag er ſich von Zeit zu Zeit hingeben. Wie der wackere Melek al Aziz Othmar deines Lieblingsſchriftſtellers, ſtatt auf weichem Raſen, mit Vergnügen einmal auf hartgeſtampftem Kieſe wandelt, weil dieſer ſeinen Füßen eine elaſtiſche Kraft mittheilt: ſo läßt auch er ſich's gefallen, manchmal auf der harten Bahn einer anſtrengenden Thätigkeit zu wandeln, um den Nerven ſeines Geiſtes wieder jene Spannkraft zu geben, welche ſie auf den blumichten Matten des Vergnügens, und nach langem Schlummer im Schooße wolluſtiger Ruhe verloren haben, und deren ſie zu neuen Genüſſen bedürfen. Da es überdieß dabei meiſtens auf ein bloßes Befehlen und Anordnen hinausläuft, und das Vergnügen, welches eine ſolche Thätigkeit einem der Regſamkeit und Umſicht fähigen Geiſte gewährt, die Anſtrengung für ſich ſelbſt ſchon bezahlt: ſo iſt dieſe für einen Mäcen eine recht zweckmäßige Gelegenheit, ſich über alle Forderungen, die er ſelbſt an ſich ſtellt, oder die Andere an ihn machen könnten, auf die bequemſte und wohlfeilſte Art von der Welt abzufinden. Er darf dann in den Schooß des Vergnügens zurückkehren, und ſich ſagen, daß er die Ruhe auf eine höchſt ehrenvolle Weiſe verdient habe. Ein Mann von Mäcens Geiſte vermag ſogar noch mehr. Er vermag ſogar in der Aufwallung eines, allerdings ſehr rühmlichen Unmuthes dem Auguſt ſeine Schreibtafel mit dem berüchtigten: Surge tandem carnifex *); in den Schooß zu werfen, und darf dann für einen ſolchen Heroismus, der ihm zwar die Freundſchaft des Auguſtus, aber nicht ſeine Palläſte, nicht ſeine Gärten, nicht ſeine Sänger und Tänzer, und nicht ſeine Schätze koſten kann, die Bewunderung der Mitwelt, wie der Nachwelt, — die deinige ganz insbeſondere mit eingeſchloſſen — in Anſpruch nehmen.

Inzwiſchen zu einem Manne, wie Mäcen, gehört ein nicht gewöhnlicher Grad von Beſonnenheit und Mäßigung. Die letztere iſt Beſchränkung aus Selbſtbeſtimmung, aber dennoch Beſchränkung. Wozu aber überhaupt eine Schranke? Weg mit jeder Schranke, welche die Begierde, und die Willkür der Begierde zügelt! Unmöglich konnte es deinem Scharfſinne entgehen, wie, wenn jede Schranke gefallen, wenn jeder Zügel weggeworfen iſt, und nichts die Leidenſchaft zurückhält von ihrer vollſten Erſättigung — wie eben dann alle Lebenspulſe im trunkenen Übermuth am raſcheſten und kräftigſten ſchlagen, und ſomit in der Auffaſſung eines ſolchen Zuſtandes auch der richtige Begriff des Lebens in ſeiner höchſten Potenz gefunden ſey. Auch iſt dir das gewiß nicht entgangen. Du haſt dich oft genug mit der Nachtſeite des Lebens beſchäftigt, und es verſucht, ſie poetiſch zu geſtalten. Dagegen läßt ſich nun allerdings nicht viel einwenden. Der Pſycholog ſoll ſeine Sonde nicht bloß in die eine Herzkammer ſenken; und was die Verſuche des poetiſchen Geſtaltens betrifft, ſo

---

*) Steh' endlich einmal auf, Henkersknecht!

haſt du dieſe bisher faſt alle im Pulte behalten. Warum aber, mein Guter! eine ſo herrliche Gelegenheit verſäumen, das Geſchaffene mit Vortheil an Mann zu bringen? warum nur ſchleichſt du, wie die Katze um den heißen Brei, ſo ſcheu und ſchüchtern um Sarrons Dämmling herum, ſtatt uns in einer poetiſch lebenskräftigen und conſequenten pſychologiſchen Darſtellung anſchaulich zu zeigen, wie viel des Giftes jene eine Herzkammer zu faſſen, und wie viel der Teufel bei gutem Wetter daraus zu machen vermöge. Statt deſſen,« fuhr er fort, indem er langſam die Pfeife ausklopfte, »kommſt du mit der lahmen Reflexion angezogen, daß eine vollkommene Glückſeligkeit nur im Reiche der Phantaſie zu finden ſey, und machſt einen Abſtecher in das Feenland, ohne irgend eine andere Veranlaſſung, als weil es dich ſelbſt von jeher ſo ungemein angezogen hat. Wie viel beſſer hätteſt du nicht gethan, mir ein gutes Wort zu gönnen, und mich zu fragen, ob mir nicht irgend ein Genie bekannt ſey, das die Kunſt verſtanden habe, ſich eine feenhafte Glückſeligkeit in der Wirklichkeit zu ſchaffen. Ein ſolches kenne ich nun in der That, und nicht Geld möchte ich für die Bekanntſchaft des Mannes geben. Desyvetaux hieß der Treffliche. Er war in den letzten Jahren Heinrichs des IV. Erzieher des Duc de Vendôme, und dann des Dauphins, Ludwig des XIII. Im Beſitz eines bedeutenden Vermögens zog er ſich ſpäterhin vom Hofe zurück, und lebte nur ſeinem Vergnügen. Eines Tages, als er aus dem Hauſe tritt, findet er vor demſelben eine junge Harfenſpielerin, die Schweſter eines Bierfiedlers, in Ohnmacht liegend, nimmt ſie zu ſich, und macht ſie zu ſeiner Gemahlin. Vermuthlich war es der Beſitz dieſer liebenswürdigen Perſon, was den Wunſch in ihm erzeugte, daß es ihm vergönnt geweſen ſeyn möchte, in Arkadien zu leben, und ihn zu der genialen Idee begeiſterte, ſich ein ſolches Leben auf ſeine Rechnung zu ſchaffen. Dieſe Idee führte er denn auch aus. Wie ein Hirt aus dem goldenen Zeitalter gekleidet, und den Schäferſtab im Arme, ſtrich er einen guten Theil des Tages, eine kleine Heerde von Lämmern vor ſich hertreibend, in ſeinem Garten umher, und ſang Schäferlieder, die er ſelbſt gedichtet hatte, und die ſeine Gattin auf ihrer Harfe begleiten mußte. Mit welchem Entzücken ſehe ich ihn nicht im Geiſte zwiſchen den wohlgeſchnittenen Bäumen ſeines Gartens mit grauen Haaren herumwandeln, den Schäferſtab gegen den Wolf ſchwingend, der nirgends ſichtbar iſt, und die Nachtigallen anredend, die man mit unſäglicher Mühe abgerichtet hat, zu dem neuen Daphnis herabzufliegen, um aus ſeiner Hand ihr Futter zu empfangen! Wie Jammerſchade, daß er unſern Geßner nicht leſen konnte! Denn wie ſchön würde er nicht alle Idyllen deſſelben durchgeſpielt haben! — »Wo gehſt du hin, Chloe, das Körbchen am Arme? Willſt du nicht zu mir in dieſe Laube treten?« — Und wie lange glaubſt du wohl, daß er dieſes Spiel getrieben habe? Nicht kürzere Zeit, als volle fünf und dreißig Jahre. Ich glaube, es iſt nicht leicht möglich, einen ſtärkeren Beweis für den Satz zu finden, daß der Menſch ſein Schickſal ſich ſelbſt ſchaffe, und daß ſeine Glückſeligkeit größtentheils in der Einbildung beſtehe, als dieſen. Daß aber Desyveteaux bei ſeinen arkadiſchen Promenaden ſich glücklich gefühlt, und mithin wahrhaft gelebt habe, wirſt du wenigſtens nicht zu beſtreiten begehren.

Dem letzteren Satz hätteſt du überhaupt mehr Aufmerkſamkeit ſchenken, und ihn ja recht ſorgfältig behandeln ſollen. Denn um des Steinbrechers gar nicht zu gedenken, ſo bleibt den meiſten Menſchen, wenn ſie nicht ein bedeutendes Vermögen beſitzen, wie Desyveteaux, in der That nichts anderes übrig, als ſich eine erträumte Glückſeligkeit zu ſchaffen; da ſie doch nur allein durch das Gefühl glücklich zu ſeyn, wahrhaft leben können. Auch warſt gerade du der rechte Mann dazu, dieſe Materie auf das allergründlichſte abzuhandeln. Denn ſeit deiner Kindheit her mit Fortuna über den Fuß geſpannt, haſt du dir mit der lobenswertheſten Beharrlichkeit immerfort die allerunverdroſſenſte Mühe gegeben, dein Leben, um es, wie du ſo gerne ſagſt, zu fühlen, mit einigen bunten Lappen herauszuputzen: ſo, daß du mir ganz eigens dazu berufen zu ſeyn ſcheinſt, über die Kunſt, dergleichen Lappen aufzufinden, zuzuſchneiden und aufzunähen, Andern erſprießliche Rathſchläge zu ertheilen. « —

Damit legte er die Pfeife auf den Tiſch, und ging zur Thüre hinaus.

Verſtockung.

Ich warf der Droſſel den Wurm, den ich ihr zuletzt hatte geben wollen, und den ich während Ewalds ganzer Rede, zwiſchen dem Daumen und Zeigefinger gehalten hatte, an den Kopf, und ſandte dem Abgehenden einige Blicke nach, die gewiß nicht zu den freundlichſten gehörten.

»Brav und zuverläßig iſt er,« rief ich, indem ich anfing heftig auf und nieder zu ſchreiten; »aber grob wie Segeltuch, und ſauer wie ein Holzapfel. Und dabei hat er nicht einmal Recht. Ich bin es, der Recht hat. Immer und überall habe **ich** Recht, alſo auch dießmal. Das Leben in den bloßen Sinnengenuß zu ſetzen iſt mir nicht eingefallen, und er hätte ſich in dieſer Hinſicht ſeine lächerlichen Sarkaſmen vom erſten bis zum letzten erſparen können. Und was kann er ſonſt gegen meine Behauptung einwenden? Was kann er dagegen einwenden, wenn ich das Leben in das Gefühl des Daſeyns, und zwar eines glücklichen Daſeyns ſetze. Freilich, Gefühl — Senſationen — das ſind Ausdrücke, bei welchen Philoſophen von **Ewalds** Schlage Krämpfe bekommen. Philoſophiſche Romane ſchreiben ſie nicht; aber machen ſie darum bei ihren Spekulationen den Menſchen weniger zum Gliedermann

— — — der ſo geduldig
Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider ſich webet.

Vielleicht hätte ich ſagen ſollen: das Leben beſtehe im Gefühle der Kraft. Aber läuft das nicht im Grunde auf Eines hinaus? Wenn der Widerſtand, welchem die Kraft entgegenwirkt, ſo groß iſt, daß ſie ihn nicht überwinden kann, oder wenn keine Wahrſcheinlichkeit vorhanden iſt, daß ſie ihn zu beſiegen vermöge, ſo wird die Kraft ſelbſt dadurch aufgehoben und vernichtet. Liegt nun das Leben im Gefühle der Kraft, ſo liegt es nur in ſo fern darin, als dieſe den Widerſtand entweder wirklich beſiegt, oder eine wahrſcheinliche Hoffnung eines ſolchen Erfolges vorhanden iſt. Befriedigung ihres

Strebens iſt alſo jederzeit ihr Endziel; und was iſt dieſe Befriedigung anders, als Glückſeligkeit?

Apollonius von Thyana.

Recht hatte ich alſo offenbar; allein demungeachtet konnte ich den ganzen Vormittag durch einem gewiſſen Mißbehagen nicht ganz Herr werden, das ſchlimmer als der entſchiedenſte Ärger iſt. Nachmittags ging es nicht beſſer. Ich nahm wieder ein Buch nach dem andern zur Hand, und kam nirgends bis zur zweiten Seite. Alſo griff ich zuletzt nach meiner Gewiſſenstafel. So oft ich nämlich in meinem Wiſſen eine bedeutende Lücke gewahr werde — und das iſt weit öfter der Fall, als mir gerade lieb iſt, — ſo bekümmere ich mich auf der Stelle darum, die Werke kennen zu lernen, durch deren Studium ich jene Lücke ausfüllen kann. Dieſe ſchreibe ich dann ſorgfältig auf einen eigenen Zettel; und dieſer Zettel iſt es, den ich meine Gewiſſenstafel nenne, weil er mein Gewiſſen zu gleicher Zeit ſchärft und beruhigt. Denn ſobald die Werke, die ich noch ſtudieren ſoll, auf dem Zettel ſtehen, und ich den Vorſatz, mich nächſtens daran zu machen, noch einmal recht feierlich erneuert habe, wird mein Gewiſſen auf der Stelle ruhig. Dabei laſſe ich es aber gewöhnlich auch bewenden. Nur wenn mir das Gewiſſen einmal ſtärker ſchlägt, und ich zu meiner Ermunterung einer beſonderen Anregung bedarf, wandere ich auf der Stelle in die Bibliothek, und ſchleppe mindeſtens mit großer Emſigkeit die Bücher zuſammen, deren ich bedarf, um die fatale Lücke auszufüllen.

Das that ich denn auch heute. Eine böſe Lücke, die mein Gewiſſen ſchon hundertmal beunruhiget hatte, waren die Neuplatoniker. Nun ſollte es aber einmal auch recht ernſtlich darüber hergehen.

Dem zufolge begab ich mich unverzüglich in die Bibliothek, und ſtieg ſogleich in das Seitenkabinet hinauf, wo ich meine Leute zu ſuchen hatte. Den Plotin nahm ich zuerſt heraus; aber kaum hatte ich ihn hervorgezogen, und hin und wieder einige Stellen geleſen, ſo kam es mir vor, als röche er nach Rhebarber, und es wurde mir ungefähr ſo zu Muth, als ob ich Rhebarber einnehmen ſollte. »Ich will damit noch ausſetzen,« ſagte ich; »der Druck iſt ohnehin ſehr ſchlecht, und für jeden Fall zu klein, um ihn beim Lichte ohne Nachtheil der Augen leſen zu können. Lieber will ich mit dem Apollonius von Tyana des Philoſtratus anfangen.« Alſo nahm ich die Folioausgabe des Olearius von dieſem Schriftſteller herauf, und legte ſie auf die Tafel.

Wäre ich doch beim Plotin geblieben! Während ich in dem Buche meiner Gewohnheit nach verlängs herumſtochere, ſtoße ich auf eine Stelle, die mir in dieſem Augenblicke ſehr unbequem kam, indem ſie mein ganzes Raiſonnement von heute Morgen über den Haufen warf. — »Um was bitteſt du die Götter?« fragt der Conſul Teleſinus den Apollonius, indem er mit ihm vor einen Altar tritt. »»Ich bethe,«« gibt ihm dieſer zur Antwort, »»daß Gerechtigkeit auf Erden walte, und das Geſetz unverletzt bleibe; daß der Weiſe arm ſey, Andere aber reich, doch ohne

Sünde *).«« Ich las die Stelle wohl zehnmal nach einander. »Was ſoll das heißen?« rief ich aus. Daß Gerechtigkeit auf Erden walte, daß die Geſetze unverletzt bleiben mögen; — recht gut! Aber nun dieſes: daß der Weiſe arm ſey, Andere aber reich; doch ohne Sünde. Warum ſoll der Weiſe arm ſeyn? Wer iſt es würdiger, als er, Reichthum zu beſitzen? und wer wird einen beſſeren Gebrauch davon machen? Iſt der Reichthum und ein vernünftiger Genuß der Güter des Lebens mit Tugend und Weisheit unverträglich? Davon ſoll mich niemand überreden; niemand, und Apollonius ſelbſt nicht. Auch glaubte er das ja nicht. Er wünſchte ja, daß Andere reich ſeyn mögen; doch ohne Sünde; alſo daß ſie tugendhaft ſeyn mögen. Tugend aber iſt die wahre Weisheit. Ohne Sünde! An einen groben Mißbrauch der Güter des Lebens, an eine grobe Verletzung der Ehrfurcht für die göttlichen und menſchlichen Geſetze dachte Apollonius dabei gewiß nicht: ſondern an einen ſolchen Genuß derſelben, wie er mit der Scheu vor den göttlichen und menſchlichen Geſetzen beſtehen kann. Und was vermag der Weiſe mehr zu thun, als dieſe unverletzt zu laſſen?

Ich ließ das Buch aufgeſchlagen liegen, und ging auf und nieder.

Die ganze Stelle hat offenbar gar keinen Sinn, oder ſie zeigt daß Apollonius das Leben des Weiſen, als eine höhere Potenz des Lebens betrachtete, als das anderer Menſchen. Es hat zu allen Zeiten Menſchen

---

*) Ed. cit. pag. 181.

gegeben, welche Armuth und Entäußerung von Allem, was wir erlaubten Lebensgenuß nennen, freiwillig zu ihrem Antheile gewählt haben. Eine Entäußerung dieſer Art muß alſo ein hoheres Gut für ſie geweſen ſeyn, als jene Genüſſe. Viele von Ihnen waren Schwärmer, oder überſättigte Schwelger; aber nicht von allen laßt ſich dieſes ſagen. Es war alſo eine Kraft in ihnen, welche ſie über jene Genüſſe erhob, welche denſelben allen Reiz für ſie benahm, und bewirkte, daß ſie dieſelben verachten, oder ſie mindeſtens gegen die Erreichung eines hoheren Zieles geringſchätzen konnten.«

»*Gefühl der Kraft* iſt das Leben,« wiederholte ich mir mit den Worten von heute Morgens; »Gefühl der Kraft in Beziehung auf ein beſtimmtes Streben, und Gefühl der Befriedigung in dieſem Streben. »Auch der Laſterhafte,« wendete ich mir ein, »der Wüſtling, der Gewaltthätige hat ein beſtimmtes Ziel ſeines Strebens; er fühlt in dieſem Streben ſeine Kraft, und findet darin ſeine Befriedigung. — Wenn es ſo wäre; dann freilich — — Aber in der That fühlt er weder die eine, noch findet er die andere. Nur ſeine Ohnmacht fühlt er im Ankämpfen gegen das ewige, unerſchütterliche Geſetz der Sittlichkeit; nur Schein iſt die Befriedigung, welche er ſich erringt, und nur ein ſchwerer, wüſter Fiebertraum ſein ganzes Leben. Von dieſem kann nicht die Rede ſeyn. Allein gehört mindere Kraft dazu, die Güter des Lebens mit weiſer Mäßigung zu genießen, als ſie zu verſchmähen; mindere Kraft dazu, den Becher mit fortwährender Selbſtbeherrſchung immer zur rechten Zeit wieder vom Munde zu ziehen, als den

Trank wegzuſchütten, und jede Verſuchung mit einem Male zu entfernen. Überhaupt, nach wie vielen Richtungen kann die Kraft ſich nicht ausbreiten! wie vielerlei Ziele kann ſie nicht wählen! In welcher Richtung nun wird ſie ſich am leichteſten und freieſten entfalten? und bei welchem Ziele wird ſie die vollkommenſte Befriedigung finden?«

Campanella.

Auf der Tafel lag ein Pack Bücher, welche der Buchbinder erſt vor Kurzem gebracht haben mochte, und die deßwegen noch nicht eingereiht waren. Es waren zwei Lieferungen der Erſch- und Gruberiſchen Encyklopädie, und ich nahm einen Band davon zur Hand, und blätterte gedankenlos darin herum. Mein Auge blieb zuletzt an einigen Verſen hängen, die beim Leben des Weiſen von Sillo eingeſchaltet waren.

In Banden frei, nicht einſam und doch einſam,
So ſitz' ich hier, doch meine Glocke klingt;
Der andern Welt ein Thor, und doch dem Auge
Göttlichen Sinns ein Weiſer. Himmelwärts
Schweb' ich empor mit Schwingen, ſo die Erde
Hernieder drückt; von außen tief bedrängt,
Traurig, gefangen; in mir froh und frei!

»Von außen tief bedrängt,« wiederholte ich mir;
Traurig, gefangen; in mir froh und frei.

»Und dennoch,« rief ich, »hatten ſie ihn durch volle fünf und zwanzig Jahre in einen elenden Kerker geſperrt; nicht weniger als ſieben Mal ihn an die Folter gebracht, mit zuſammengebundenen Händen am Gewölbe ſeines Kerkers ihn aufgehangen, und einen ſpitzigen Pfahl unter ihn geſtellt, den er ſich bei jeder Bewegung ins Fleiſch ſtieß! Apollonius zog herum in der ganzen römiſchen Welt, frei und geehrt wie ein Halbgott; und immerhin mochte er im Gefuhle ſeines hoheren geiſtigen Strebens auf die Genuſſe, die Reichthumer, die Villen, die üppigen Gaſtmahler, die Heere von reizenden Sclaven und Sclavinnen, welche die ſchwelgeriſchen Romer ſeiner Zeit unterhielten, mit Verachtung hinſehen. Das kann zuletzt ſogar ein Geck, der recht ernſtlich Luſt hat, den Philoſophen zu ſpielen. Wie aber kann dieſer Mann ſich frei nennen, und welche Urſachen kann er haben froh zu ſeyn? Sind die feuchten Wande eines unterirdiſchen Gefangniſſes, ſind die Schmerzen der Folter ſo wenig, daß der Menſch dabei ſagen kann: »wenn gleich tiefbedrangt und gefangen bin ich dennoch frei und froh?« und das ohne, wie Apollonius, eine Miſchung von Betruger und Schwärmer zu ſeyn; mit dieſer heiteren Ruhe!

»Der Geiſt iſt frei!« rief ich jetzt mit Begeiſterung aus; »frei in ſeinem Streben nach Erkenntniß; kein Kerker, keine Feſſel kann ihn binden! und wenn ihn dieſes Streben uber alle Martern der Folter weghebt, und ihn auch in Ketten noch froh ſeyn laßt: in was Anderem, als in dem Streben nach Erkenntniß konnte das Leben ſein Ziel, und ſeine volle Befriedigung ſuchen?«

Die Viſion.

Ich ſtieg nun in den großen Bibliotheksſaal hinab. Nie hatte ich mich darin ſo wohl befunden, wie heute.

Mit einer Art von heiliger Scheu betrachtete ich das Fach, welches die älteren und neueren Philoſophen enthielt. Ich lehnte mich zuletzt demſelben gegenüber an das Fach der Geſchichte, und verſank immer mehr in Gedanken. Schon fing es an ſchwach zu dämmern. Da glaubte ich von dem Schranke her, auf welchen ich den Blick geheftet hielt, erſt ein leiſes Säuſeln und Kniſtern, dann ein wunderſames Flüſtern und Raſcheln zu vernehmen. Immer lauter und vernehmlicher wurden die Töne, die jezt in helle, ſcharfe, unartikulirte Laute, und bald darauf in ein verworrenes Sauſen und Brauſen übergingen. Eben wollte ich nun hingehen, um zu ſehen, was es gabe: als erſt einzelne Octav- und Quartbände, dann die größten Folianten aus ihren Fächern flogen. Beſtürzt trat ich wieder zurück, und ſah nun mit Erſtaunen, wie jene Bände, theils in der Luft, theils auf der Erde, ſich wie Kreiſel herumdrehten; wie ſie allmählich ihre Geſtalt veränderten; ſich reckten und ſtreckten, in die Länge wuchſen und in die Breite, und wie aus den erſt unförmlichen Maſſen menſchliche Geſtalten ſich entwickelten. Ich blickte jezt nach der rechten Seite hin, und gewahrte weder Kaſten noch Wände mehr. Die letzteren waren eingeſunken, das ganze Gebäude hatte ſich geſenkt, und ich ſtand in einem offenen Saale an dem Geſtade eines breiten Stromes, in dem ich die Donau und ihre Ufer nicht mehr erkennen konnte. Ich wendete den Blick zurück, und ſah, daß jene Geſtalten ſich in hundert verſchiedene Gruppen vertheilt hatten, die alle, wie es ſchien, ſo heftig unter ſich ſelbſt und gegen einander ſtritten, daß daraus ein

Chaos von Mißtönen entſtand, gegen welches das Toſen des aufgebrachten Meeres Flotenmuſik zu ſeyn ſchien. Einige der Wortführer gingen nackt, andere trugen einen griechiſchen Mantel; andere kürzere Mäntel und Halskrauſen; andere Habite, und wieder andere Allongeperücken. Am merkwürdigſten war mir die hohe Geſtalt eines alten Mannes, der in einem Mantel von dunkler, ſchillernder Farbe zwiſchen allen dieſen Gruppen umherſchritt. Seine Stirne war hoch und frei, ſein Auge hell wie Kryſtall, ſein Blick ſcharf und ſtechend, und um den Mund ſchwebte ein halb höhniſches, halb wehmuthiges Lächeln. Wo er ſich immer einer Gruppe näherte: da verſtummte ihr Wortführer, und ſcheue Verlegenheit lagerte ſich, wie Nachtfroſt auf alle Geſichter. Mir zunächſt ſtand eine Gruppe eleganter Herrn, theils in modiſche Fracks, theils in hochzugeknöpfte Röcke gekleidet. Dieſe ſchrien am lauteſten, und geſtikulirten am heftigſten; und obwohl es mir vorkam, als ob ſie deutſch redeten: ſo klang ihre Sprache doch ſo barok und barbariſch, daß ich bald wieder zweifelhaft wurde. Während ich mich nun vergebens bemühte, aus ihrem Kauderwalſch einen verſtändlichen Sinn heraus zu bringen, bemerkte ich, daß dieſe Gruppe ſich gegen den Fluß zu bewegte, während die übrigen ſchon früher die nämliche Richtung genommen hatten. Was ſoll das bedeuten? fragte ich mich, und ſchlug einen Augenblick das Auge zu Boden. Allein als ich es wieder erhob, ſah ich ſie alle im Fluſſe ſtehen, und heftig, wie vorher, unter und gegen einander ſtreiten: aus düſterer Ferne aber rollten unter dumpfem Brauſen, wie bei anſchwellender Fluth, Berge von Wogen daher, um alle dieſe Kämpfer zu begraben. Nur jener Alte ſtand feſt und ruhig auf einem hohen, aber kahlen und unfruchtbaren Felſen, während ſein weites, faltenreiches Gewand im Sturme hin und herflatterte. Hell glänzte durch die düſtere Nacht ein Strahl des Lichtes vom Himmel; allein nicht aufwärts zum Himmel hob er den Blick: nur abwärts heftete er ihn unter ſchneidendem Hohngelächter auf den allgemeinen Kampf der Zerſtörung. —

Da zog man draußen die Glocke.

Herr Eleutherius Quickſer.

Ich ging hinaus, und öffnete. Vor der Thüre aber ſtand Herr Eleutherius Quickſer, der auf ſeiner Durchreiſe nach St. Pölten mich beſuchen wollte. Da es ſchon ſtark dämmerte, ſo wollte ich aus der Thüre treten, um ihn auf meine Stube zu führen; er aber drängte hereinwärts in den Manuſcriptenſaal, legte, als wenn er ſich gleich in dieſem einquartiren wollte, Hut und Handſchuhe in eine Fenſtervertiefung, und, fing nun an, mir das Vergnügen zu ſchildern, welches er empfinde, mich wieder zu ſehen, und wie er ſich ſehr zierlich ausdrückte, mir aufwarten zu können

Herr Eleutherius Quickſer iſt vor mehreren Jahren mein Schüler geweſen, und ich hoffe der liebe Gott wird es mir an meinen Sünden abrechnen, quod in excolendo ingenio Quickseriano plurimum desudavi. Denn offenbar hat die Natur, als ſie ihn bildete, in einem Anfall von toller Laune den Verſuch gemacht, ob es ihr nicht moglich ſey, das Quadrat mit dem Zirkel zu vereinigen; und obwohl ſie ſpäterhin an ihrem Werke nachgebeſſert hatte: ſo iſt doch an dem Schadel, wie an allen Gliedmaßen des Herrn Eleutherius Quickſer, die urſprüngliche Anlage zur viereckigen Form noch immer kennbar geblieben. Hingegen hat ſie ihm, um ihn fur ihren Mißgriff zu entſchadigen, einen ſo unerſchöpflichen Fond von Gutmüthigkeit und Treuherzigkeit, und einen ſo brennenden Lerneifer mitgegeben, daß er, trotz Allem, woran er ſonſt zu kurz gekommen ſeyn mag, keine gegründete Urſache hat, ſie einer ſtiefmütterlichen Härte anzuklagen.

Ich nahm ihn nun auf mein Zimmer, und, als ich Licht gemacht, und mich an mein Schreibpult geſetzt hatte, ließ ich ihn an der Seite deſſelben Platz nehmen, um mit Sammlung mir ſeine Lebensereigniſſe von ihm erzählen zu laſſen. Viel war da nicht zu erzählen. Er hatte unter Gottes unmittelbarem Beiſtande ſeine Studien hinter ſich gebracht, und darauf hatten ſie ihn in eine ſehr unerfreuliche Gegend an der Gränze des Mühlviertels geſetzt. Die Natur war unfreundlich, das Volk arm und etwas roh, die Nachbarn weit entfernt, und — proh dolor! das nämlich bezeichnete er als die härteſte ſeiner Bedrängniſſe — durch die Bank Leute, die entweder keine Bücher kauften, oder ſie nicht herliehen. So lebte denn der Arme in beſtändigem Mangel an dieſer Seelenſpeiſe; und wie ſehr ſein Heißhunger darnach geſtiegen ſeyn mochte, konnte ich daraus abnehmen, daß er nicht nur die Augen von den Titeln der auf meinem Pulte ſtehenden Bucher nicht wegwenden konnte, ſondern auch gleich in den erſten Minuten, als ich nach etwas ſuchte, und ihm einen Augenblick den Rücken zukehrte, mit den Fingerſpitzen der verkehrten Hand verſtohlen den Deckel eines zugeſchlagenen Quartanten zu lüften ſuchte, um mit dem Inhalte deſſelben nähere Bekanntſchaft zu machen.

Auch des andern Morgens beim Frühſtücke waren es wieder die Bücher, die ſeine Augen mit magiſcher Gewalt anzuziehen, und feſtzuhalten ſchienen. Nach dem Frühſtücke trat er einen Augenblick an das offene Fenſter.

»Was Sie da für eine ſchöne Ausſicht haben! Eine göttliche Ausſicht! Eine ſolche Ausſicht, und ſo viele Bücher — —«

»Mein theurer Herr Eleutherius Quickſer! ich habe ſehr wenig Einſichten, und, leider! gar keine Ausſichten. Wenn ihnen inzwiſchen die Ausſicht hier gefällt: ſo ergötzen Sie ſich daran nach Belieben, oder ſehen Sie ſich unter meinen Büchern um. Ich habe nämlich einen dringenden Brief zu ſchreiben. Sobald ich fertig bin, will ich Sie in die Bibliothek führen.«

Ich hätte können zehn Briefe ſchreiben, die Zeit würde ihm nicht lang geworden ſeyn. Als ich fertig war, erfüllte ich denn mein Verſprechen.

Kein Hindu betritt mit tieferer Zerknirſchung den geheiligten Boden der Pagode zu Tripetty, als Herr Quickſer den des Bibliothekſaals. Wenn nur ſeine freundlichen Augen nicht geweſen wären! Denn ſo oft er einen recht dickleibigen Folianten gewahr wurde, legte er die Hand darauf, und ſah mich fragend an, ob ich nichts dagegen habe, daß er ihn hervorziehe. Geſchehen war es dann um meinen Ärger. Ich half ihm dann die Elephantenlaſt hervorſchroten, und ſagte ihm davon, was ich wußte. Geſchah es nun, daß ich dabei eines andern Autors erwähnte, und blickte ich vielleicht nur mit halbem Auge nach dem Schranke, wo er ſtand: ſo hob Herr Eleutherius ſogleich den Fuß, um darauf loszuſchreiten; und ſo ſprangen wir durch drei Stunden wie Beſeſſene aus einer Ecke des Saales und der Gallerie in die andere, bis ich kaum mehr auf den Füßen ſtehen konnte. Ich dankte Gott, als man uns zu Tiſche rief.

Erſt um drei Uhr wollte Herr Quickſer wieder abreiſen. Ich fragte ihn, ob er bis dahin ein wenig in den Garten gehen wolle; er wollte aber lieber auf meinem Zimmer bleiben. Perfer et obdura, dachte ich. So ging es dann wieder über die Bücher her. Endlich ſchlug es drei Uhr. Er beurlaubte ſich. »Gerne«, ſagte er, »würde er in ſeine Einöde zurückgehen, wenn er nur einen Theil der Bibliothek mit ſich nehmen könnte. Sie ſind recht glücklich,« ſetzte er hinzu, »daß Sie —

Da ich auf ein Haar weiß, wie glücklich ich bin: ſo wurde es mir endlich doch zu viel.

»Und für welches Fach würden Sie ſich entſcheiden, Herr Quickſer? fragte ich ihn.

»Am liebſten,« meinte er, würde er ſich mit Philoſophie und Geſchichte abgeben. Es ſey doch gar etwas Herrliches, zu wiſſen, wie es zu allen Zeiten in der Welt hergegangen, und wie es noch darin hergehe. »Mein theurer Herr Eleutherius Quickſer,« erwiederte ich,

»das will ich Ihnen mit zwei Worten ſagen. Recht ſchlecht iſt es immer in der Welt hergegangen, und ſo geht es noch immer darin her. Der Stärkere thut, was er will, und der Schwächere leidet was er muß. Doch davon wollen wir ein anderes Mal ſprechen. Nehmen Sie inzwiſchen,« fuhr ich fort, indem ich einen gut ausſehenden Octavband aus einer Lade hervorzog, und ihm denſelben einhändigte, »dieſes Buch. Das iſt die Welt, an welche wir Beide angewieſen ſind.«

Mit freudeglänzenden Augen empfing er mein Geſchenk, und dankte mit unverkennbarer Rührung. Das Buch aber, welches ich ihm gab, war des Amos Comenii Orbis pictus, oder: Die Welt in Bildern.

Die Sühne.

Herr Quickſer mochte kaum noch hundert Schritte von meiner Thüre entfernt ſeyn, als mir mein Gewiſſen bereits bittere Vorwürfe über das Benehmen machte, zu welchem mein Unmuth mich gegen ihn verleitet hatte.

»Er hat kaum gemerkt, wie es gemeint war,« ſagte ich mir entſchuldigend; »und die Spitze iſt höchſtens in die Haut gedrungen.«

»»Eine ſchändliche Entſchuldigung!«« rief mein Gewiſſen. »»Wer gab dir das Recht, ihm auch nur die Haut zu verletzen? Und weißt du denn, ob die Spitze nicht tiefer drang?««

»Mehr gegen mich ſelbſt, als gegen ihn hatte ich ſie gerichtet.«

»»Und dennoch haſt du ihm wehgethan.««

»Eine ſo alberne Verehrung für bedrucktes Papier iſt ärgerlich; und eben ſo ärgerlich war es, daß er gar kein Ende finden konnte, mich glücklich zu preiſen, weil ich ſo ziemlich damit verſehen bin.«

»»Gewiß hatte er Unrecht, dich glücklich zu preiſen. Warſt du das je: ſo warſt du es, als du noch, wie er, jeden Tag mit dem lebendigen Drange nach Wahrheit, und mit der Hoffnung erwachteſt, ſie zu finden.««

»Und wie hat ſich mir dieſe Hoffnung erfüllt? Ich bitte dich, Gewiſſen, ſchweig; wenigſtens über dieſen Punkt. Daß ich Unrecht gethan habe, einen ſo einfachen, treuherzigen Menſchen, durch den Schein mindeſtens, des Übermuthes zu kränken, will ich zugeben: und weil ich es gethan habe, will ich mein Unrecht gut zu machen ſuchen.«

Ich ſuchte alſo aus meinem Büchervorrath eine recht lesbare Handausgabe von Xenophons Denkwürdigkeiten des Sokrates, und eine ditto von den Schriften des Tacitus hervor; legte noch eine Ausgabe des Juvenal bei, und machte Alles in ein recht ſauberes Päckchen zuſammen, um dieſes, von einem freundſchaftlichen Schreiben begleitet, bei erſter Gelegenheit an Herrn Eleutherius Quickſer abgehen zu laſſen.

»Für jeden Fall genug, und mehr als genug,« ſagte ich, indem ich das Paquet auf den Kaſten legte, »um nach innen, wie nach außen ein wenig hell ſehen, und den Menſchen in ſeiner edelſten Geſtalt, wie in ſeiner tiefſten Verworfenheit kennen zu lernen. Wohl bekomm es ihm! —«

Die Weltalter.

»O der goldenen Zeit!« rief ich, indem mir gerade Heſiod's Beſchreibung der Weltalter, und Bouterwek's Überſetzung derſelben einfielen — »O der goldenen Zeit, wo es noch keine Bücher gab.«

Wie Götter lebten da die Menſchen, kummer-
Und ſorgenlos, und ohne Weh' und Leid;
An Händen und an Füßen friſch und fröhlich.

Kein trüber Zweifel überſchlich ſie da. Sie waren einig mit ſich und der Natur, und Keinen gelüſtete da noch durch eitles Wiſſen, ſo wie ſich ſelbſt, ſo Andere zu bethören. Auch wußten ſie genug, da glücklich zu ſeyn ſie wußten. Die Erde, die Lebensmutter, reichte ungebeten die Hülle und Fülle; und Keiner brauchte noch mit einem knickrigen Verleger um einen kargen Ehrenſold zu mäkeln. Jeder konnte ruhig mit guten Leuten ſeines Weſens pflegen. Und hatte er dann des Lebens Ziel erreicht: ſo ſtarb er wie vom Schlummer hingenommen, und ward nicht nach dem Tode noch verläſtert und ſchonungslos mit giftigem Zahn zerfleiſcht.

D'rauf kam das zweite ſterbliche Geſchlecht,
Das ſilberne, viel ſchlimmer, als das erſte.

Dieß war es, das die erſten Furchen zog, und mit dem Samen der Ceres aller Übel Samen ſäete. Denn damals keimte in des Menſchen Bruſt zum erſten Male das Verlangen klüger zu ſeyn, als Andere. Klüger; nicht beſſer. Sie konnten jetzt des Weisheitsdünkels ſich nicht mehr entſchlagen, und opferten den Göttern nicht. Dieß zürnte Vater Zeus. Und er vertilgte ſie.

D'rauf ſandte Zeus ein anderes,
Dem ſilbernen unähnliches Geſchlecht,

Das eherne, das aus der Erde Schooß das Erz ſich wühlte, und Griffel daraus ſich bildete. (Denn ſchwarze Tinte kannte man noch nicht *). Mit dieſem gruben ſie in Eichentafeln, auf Säulen gruben ſie aus Stein und Erz jetzt ihre Verſe. Thörichte! In ſtolzem Dunkel hofften ſo dem allgemeinen Loos der Sterblichkeit ſie zu entgehen. Allein

Der ſchwarze Tod ergriff ſie, ſo erfindſam
Sie ſonſt auch waren. Und ſie ſahen nicht
Das ſchone Licht der hellen Sonne wieder. —
Und als nun auch das eherne Geſchlecht
Erloſchen war, da ſandte Zeus ein viertes
Zu wohnen auf der nahrungsreichen Erde.

Ein beſſeres und edleres Geſchlecht. Das ſind die Gottermenſchen, deren Lieder uns heute noch wie Götterſtimmen klingen. Allein auch ſie erlagen großtentheils den Leidenſchaften, die ſie in ihrer eig'nen, wie in fremder Bruſt genährt. Der fiel beim Mahl, bei welchem ſein Geſang die Frohlichkeit zur wilden Wuth geſteigert, und der im Kampfe, den er ſelbſt entflammt; und den trieb thörichte Begierde, in fremde Lander ſeinen Ruhm zu tragen, aufs Meer, wo, fern vom werthen Geburtsort, er ſeinen Tod im Schooß der Wellen fand. Alle deckt des Todes Dunkel. Doch Vater Zeus hat ihnen, fern von Menſchenweiſ' und Sitte, der Erde Gränzen zugetheilt. Dort wohnen ſie auf Inſeln, dieſe Seligen; und ſüß, wie Honigfrucht, labt die Erinnerung ſie an ihren Ruhm.

O wäre ich doch nicht unter das Geſchlecht der fünf-

---

*) μέλας δ'οὐκ ἔσκε σίδηρος, v. 150.

ten Art gefallen. Denn jezt herrſcht das ſchreibwuthige Geſchlecht. Bei Tag und Nacht iſt weder Raſt noch Ruh' von Streit und Zank. Und immer dickere Kataloge ſenden die Oſter- und Michaelismeſſe *). Nur ſpärlich iſt darin der Menge des Schlechten Gutes beigemiſcht. Denn jezt befehdet, frech in eitlem Dunkel und in gelehrtem Haß, der Vater ſeinen Sohn, der Sohn den Vater. Der Gaſt nicht iſt dem Gaſtgenoſſen mehr, der Bruder nicht dem Bruder mehr ergeben. Unehre nur iſt der Beſcheidenen Theil. Ach! ſie werden hart angefahren von den Knaben, die kaum der Schule noch entlaufen, und hinterm Ohr noch nicht ganz trocken ſind. Zu wenig Gunſt ſtehn mehr beim Publikum ein redlich Streben nach dem Beſſeren; geläuterter Geſchmack und echter Wiz. Der Schlechte übereilt den Guten leicht durch Läſterung, Verleumdung, gift'gen Hohn; durch Poſſenreißen und durch freche Geckerei. Im wilden Rauſche der Verworrenheit will Alles feindlich in die Wette jezt ſich niederreißen — —

»Und der Himmel gebe, daß es beſſer werde,« ſezte ich in der allerſchlichteſten Proſa hinzu; »denn fürwahr es iſt toll und heillos genung geworden!« —

Petron und Sokrates.

Das Hervorſuchen der Memorabilien brachte mir meine Viſion in der Bibliothek wieder ins Gedächtniß. Erſt jezt fiel es mir auf, daß ich unter den Philoſophen, die dort ſo viel Lärm gemacht hatten, den Sohn des

---

*) χαλεπὰς δὲ θεοὶ δώσουσι μερίμνας, v. 176.

Sophroniskus nicht gewahr geworden war. Ich ſuchte ihn alſo unter den Platanen des Ilyſſus auf. Ich begleitete ihn auf meinen Spaziergängen an dieſem Fluß; ich folgte ihm auf jedem Schritte bei ſeinen Wanderungen durch die Stadt, in den Piräus, in die Werkſtätten der Handwerker und Künſtler; ich begleitete ihn in die Tempel und zu den öffentlichen Altären, zu den Gaſtmählern der Reichen, und in ſeine eigene dürſtige Hütte.

Trotz der Verehrung, die ich für den Sohn des Sophroniskus aus den Schulen mitbrachte, hatte ich mich ſpäter darum nicht minder entblödet, an dieſer Verehrung für ſeine Weisheit ein wenig zu mäkeln. Es war mir vorgekommen, als ob er ſich mit ſeiner gerühmten Hebammenkunſt oft ſehr überflüſſige Mühe gebe, um die Kreißenden von Kindern zu entbinden, die auch ohne die künſtlichen Wehen, welche er denſelben erregte, eben ſo gut, und eben ſo geſund zur Welt gekommen wären: und daß er mittelſt ziemlich weitläufiger, von Webern, Zimmerleuten, Grobſchmieden und dergl. hergeholter Gleichniſſe und Inductionen, ſehr häufig ſich mit ihnen über Dinge zu verſtändigen ſuche, die ſich von ſelbſt verſtanden. Auch kam es mir vor, als ob es etwas zudringlich und unmanierlich von ihm geweſen ſey, die athenienſiſchen Handwerker und Philoſophen vom Handwerk, auf die von ihm beliebte Weiſe zu quäſtioniren, und aufs Eis zu führen; ja es kam mir manchmal ſogar vor, als ob der Weiſeſte aller Sterblichen mehr Sophiſt geweſen ſey, als alle Sophiſten zuſammen genommen, deren Satansengel zu ſpielen er einen ſo unwiderſtehlichen Beruf fühlte. Er kam mir mitunter ſogar lächerlich vor, wenn er hier mit großer philoſophiſcher Gelaſſenheit einen Fußtritt einſteckte, und dort von ſeiner Frau ſich den Kopf mit dem Nachttopf begießen ließ. Einen eignen Tik aber hatte ich von jeher gegen ihn wegen ſeiner wegwerfenden Vernachläßigung und Verachtung der Metaphyſik gehabt. »Denn«, ſagte ich, »die Frage über das Wohin und Woher will für jeden Fall ein wenig feſter und ernſtlicher aufgegriffen ſeyn, als ſie der Weiſeſte aller Sterblichen aufzugreifen gewohnt war.

Aber wie ganz anders war es nicht jetzt, als ich den unmittelbaren Einfluß ſeiner Gegenwart empfand. Ich hüllte mich feſt in mein Tribonion, und vermied, ſo viel es mir möglich war, ſeinem Auge und ſeinen Fragen zu begegnen: denn dieſes Auge ſah unter der hochgewölbten Stirne ſo hell hervor, als ob es mit jedem Blick bis auf den Grund meiner Seele ſehen wollte. Ich empfand nämlich einige Beſorgniß, er möchte in der meinigen ein Hinneigen zu den Grundſätzen ſeines Schülers Ariſtipp gewahr werden, und ſuchte daher ſeinen Fragen ſo viel als möglich auszuweichen. Denn wenn ich auch in dieſem Fall keineswegs geſonnen war, ihm das Feld ſo wohlfeilen Kaufes zu laſſen, wie ſein cyrenaiſcher Zögling beym Xenophon: ſo hegte ich doch gegründete Zweifel, ob ich im Stande ſeyn würde, mich dem Einfluß des Zaubers zu entziehen, welchen alle diejenigen erfuhren, die ſich mit ihm in einen Streit, oder auch nur in ein Geſpräch einließen. Mehr als einmal fragte ich mich, worin denn dieſer Zauber beſtehe: und wenn ich fand, daß er zum Theil in der ruhigen Milde, in der heitern Beſonnenheit, und in der unbeſchreiblichen Anmuth liege, mit welcher Sokrates ſprach: ſo befriedigte mich doch das keineswegs. Mir ſchien die Macht dieſes Zaubers vorzüglich darin ihren Grund zu haben, daß jene Wahrheiten, auf welchen der ſittliche Werth und die ſittliche Würde des Lebens beruhen, in der hellſten Klarheit vor ſeinem geiſtigen Auge lagen, und er ſie eben deßwegen mit einer ſo unbefangnen und ſo unwiderſtehlichen Klarheit ausſprach, daß jeder, der ihn hörte, ſie ſonſt nur wie durch einen Nebelſchleier erkannt zu haben, und dieſen eben jetzt erſt durch ſeine Hand weggezogen glaubte. Ich konnte dieſes zum Theil daraus abnehmen, daß es mir, wenn ich ihn mit ſeinen Schülern ſprechen hörte, nicht ein einziges Mal einfiel, mich zu fragen: was wohl das Leben ſey, oder was leben heiße: ſondern daß ich dann auf das vollkommenſte überzeugt war, es beſtehe durchaus in nichts Anderem, als in der Ausübung der Mäßigkeit und Gerechtigkeit, die Sokrates ausſchließend zur Grundlage aller Tugend, und zur unerläßlichen Bedingung aller wahren Glückſeligkeit machte.

Ich begleitete ihn vor das Gericht der Heliaſten. Mögen ſie doch Recht haben ſeine Feinde und Verkleinerer, wenn ſie behaupten, er hätte durch eine geringe Nachgiebigkeit die Stimmen für ſich gewinnen, und das Todesloos von ſich abwenden; ſeinen Richtern aber, und ſeinem Vaterland ein Verbrechen und eine ewige Schmach erſparen können: — ich will ihnen nicht widerſprechen. Gewiß aber lag ſeinem Betragen kein Motiv zum Grunde, über welches der Weiſeſte aller Sterblichen hätte erröthen müſſen, oder wovon ſie ſagen dürften, er habe dadurch der menſchlichen Natur ſeinen Zoll abgetragen. Wenn irgend etwas meine Bewunderung für ihn erhöhen konnte: ſo war es der feſte Muth, und jene ruhige Unbefangenheit ſelbſtbewußter Seelenreinheit, mit welchen er ſeinen Richtern gegenüber ſtand. Nie fühlte ich mein Gemüth durch irgend etwas mehr erhoben, als durch die Rede, welche er vor dieſen Richtern hielt. Allein eben dieſe Rede war es, welche ſich, als ich ihm in den Kerker folgte, und ſie mir auf dem Wege dahin wiederholte, wie ein giftiger Wurm in die Blüthe einfraß, welche meine Verehrung für ihn getrieben hatte. Ich vergaß aufs neue alle meine Zweifel und Bedenklichkeiten, als ich ihn die Aufforderung ſeines Freundes Krito zur Flucht zurückweiſen, und bei dieſer Gelegenheit ihn jene bewunderungswürdige Rede an denſelben richten hörte, in welcher er alle Einwürfe der Freundſchaft durch Hindeutung auf die unbedingte Achtung widerlegte, die er den vaterländiſchen Geſetzen ſchuldig ſey. Aber tiefer und tiefer fraß ſich der Wurm ein; ſo oft ich an das Geſpräch zurückdachte, das er kurz vor dem Tode mit ſeinem jungen Freunde Phädon über die Unſterblichkeit der Seele hielt: und die letzten Augenblicke des beſten und weiſeſten aller Menſchen vermochten dann die Niedergeſchlagenheit meiner eigenen Seele niemals zu [illegible].

»Was, ſagte ich dann immer zu mir ſelbſt, »wie? nicht mehr, als eine wahrſcheinliche Vermuthung vermochte er ſeinen Freunden über die Fortdauer nach dem Tode zu geben; und ſo ſchwach ſind die Gründe, welche er für ſeine Hoffnung anzuführen weiß! Wenn es ſo iſt, — und es iſt ſo — ſo bleibt mir ja noch immer der Zweifel, ob er ſelbſt das Leben richtig begriffen habe, und ob ſein Leben ein wahres Leben, und nicht ein leerer Traum und eine bloße Täuſchung geweſen ſey. Was,« fuhr ich dann fort, »was kann ich in dieſem Fall dem St. Evremond Beſonderes antworten, wenn er den Tod des Petron mit jenem des Sokrates zuſammenſtellt, und dem erſteren unbedenklich vor letzterem den Preis gibt *). Aus dem Munde eines franzöſiſchen Philoſophen, und insbeſondere St. Evremonds, entſcheidet ein ſolcher Ausſpruch zu Gunſten des Petron freilich ſehr wenig. Aber ein ſtrengerer Geiſt hat den Tod des Letzteren der Auszeichnung nicht minder werth gefunden, als St. Evremond — Tacitus. Auch kann wohl niemand mit mehr Ruhe und Gleichgültigkeit dem Tod entgegen gehen, als Petron. Tacitus ſagt, er habe als Prokonſul in Bithynien, und dann als Konſul eine kräftige Thätigkeit und viel Geſchäftskenntniß gezeigt; dann aber ſich der Weichlichkeit und dem Vergnügen ergeben **). Freilich, wie bewunderungswürdig St. Evremond den Tod des Petron, gegen jenen des Sokrates gehalten, immer finden mag: wird er es auch wagen das Leben des Einen mit dem des Andern zu vergleichen. Allein wenn Petron ſelbſt ſeine Auffaſſung des Lebens gegen jene des **Sokrates** vertheidigen wollte, und dabei für ſich anführte, er habe bei ſeinem Hange zum Vergnügen keine weſentliche Pflicht, weder gegen ſich ſelbſt, noch gegen Andere verletzt: wodurch würde der Sohn des **Sophroniskus** ihn widerlegen können, als durch das, wofür er nichts anzuführen hatte, als — eine wahrſcheinliche Vermuthung?

---

*) Oeuvres Tom. [illegible] pag. 8. [illegible]

**) Ann. Lib. XVI. cap. 18.

Theramenes.

Ich möchte **St. Evremonds** Vergleichung zwiſchen dem **Petron** und **Sokrates** nicht geſchrieben haben: aber ich nehme keinen Anſtand, freimüthig zu geſtehen, daß ich den Blick mit größerer Freude auf den Tod des **Theramenes**, als auf jenen des **Sokrates** wende. Die Stelle, in welcher **Cicero** davon ſpricht, iſt eine von den wenigen, derentwegen ich es meinem Schulmeiſter vergebe, daß er mich leſen und ſchreiben lehrte.

»Wie ſehr ergötzt mich nicht **Theramenes**! wie groß iſt nicht ſeine Seele. Wenn wir auch weinen, während wir ſein Ende leſen, ſo ſtirbt der treffliche Mann darum dennoch auf keine beklagenswerthe Weiſe. Denn als er, auf Befehl der dreißig Tyrannen in den Kerker geworfen, den Giftbecher wie ein Durſtender geleert hatte: ſchnellte er den Reſt mit einer ſo raſchen Bewegung weg, daß es auf dem Eſtrich klaſchte; und ſagte, als er den Schall hörte mit heiterem Lächeln: »Das trink' ich dem ſchönen Kritias zu,« der ſein heftigſter Gegner geweſen war. So ſcherzte jener herrliche Mann noch beim letzten Athemzuge, als er den

Tod bereits in ſeinen Eingeweiden trug: und ſagte jenem, welchem er das Gift zugetrunken hatte, der Wahrheit gemäß ein gleiches Schickſal voraus, das ihn kurze Zeit darauf wirklich ereilte. –

Ich bin niemand von dem Wohlgefallen Rechenſchaft ſchuldig, mit dem ich lieber bei dem Bilde des athenienſiſchen Staatsmannes, als bei jenem des athenienſiſchen Weiſen verweile: aber mir ſelbſt mag ich von meinem Wohlgefallen gerne Gründe angeben. Das friſche, kräftige Eingreifen ins thätige Leben; die Entſchiedenheit und die Anſchaulichkeit des Erfolges ſind dieſe Gründe.

Wie weit iſt nicht das Reich des geiſtigen Wirkens, und wer mißt ſeine Gränzen! Wenn die Kraft, mit welcher der Gedanke fortwirkt, nicht wie dieſer ſelbſt unendlich iſt: ſo hat ſie doch keine andere Gränze, als die alles menſchlichen Daſeyns. Denn die Wirkung jeder, einem höheren geiſtigen Leben entſproſſenen Idee, dieſe ſelbſt mag nun durch das Wort oder die That ſich ausſprechen, iſt als eine geiſtige, mittelbar oder unmittelbar, eine ewige, und ſchlingt ſich fort durch Jahrtauſende. Nicht das ſterbliche, nur Gottes Auge vermag ihre Verzweigung zu verfolgen. Noch heut' zu Tage lebt und wirkt Sokrates fort, wie er auf ſeine Zeitgenoſſen wirkte. Nur durch ſeine Lehren, wie Xenophon und Plato ſie uns aufbehalten haben? und nur auf diejenigen, welche ihre Schriften leſen? Und wer möchte auch nur dieſes unmittelbare Wirken ſeit mehr als zweitauſend Jahren, und für die künftigen Jahrtauſende berechnen? Wer aber könnte die Verzweiganz ſeines Wirkens durch einen einzigen ſeiner Schüler, durch Plato auf die Neuplatoniker, und durch dieſe auf den endlichen Sieg des Chriſtenthums verfolgen *)?

Wäre eine Berechnung der Wirkung, welche die geiſtige Kraft erzeugt, möglich, und vermöchte der Menſch dieſe Wirkung nach ihrer ganzen Ausdehnung zu überblicken: ſo wäre der Sieg des Guten entſchieden, das Reich des Truges und des Irrwahns wäre vernichtet, und jenes der Wahrheit ſtünde unerſchütterlich feſtgegründet ſelbſt in dieſer Endlichkeit. Ja vermöchten wir auch nur ihre nächſten Verzweigungen zu verfolgen, und anſchaulich zu erkennen: ſo würde jede unedle Begierde ſcheu und ſchamroth in den verſteckteſten Winkel unſers Herzens zurückflüchten, und dieſes von der glühendſten Liebe zur Wahrheit und Tugend erfüllt werden. Allein das Geiſtige kann nur im Geiſte erkannt werden; und mehr als die Idee ſeines endloſen Fortwirkens feſſelt uns die Befriedigung ſinnlicher Anſchaulichkeit. Es iſt uns gleichgültig, ein Samenkorn in die Erde zu ſtreuen, aus dem erſt über unſern Staub ein mächtiger Baum erwachſen, und der ſeine Äſte erſt über unſer Grab verbreiten ſoll. Wir wollen wachſen ſehen, was wir pflanzen, und ſo reichliche Früchte als möglich davon ernten. Darum ſind der Held, der

---

*) Aus dieſer Reflexion die Folgerung ziehen, der Verfaſſer ſchreibe den Sieg des Chriſtenthums dem Einfluß der ſokratiſchen, oder irgend einer andern philoſophiſchen Schule zu, wäre eine Beſchuldigung, die einzig der Albernheit des Zelotismus zur Laſt fiele.

Staatsmann, der Kaufmann, der Baumeiſter und lieber, als der im Stillen wirkende Weiſe. Wir ſchauen in ſinnlicher Begränzung, was ſie ſchaffen, und in ihrem Wirken die Kraft ſelbſt an; wir ſehen ſie die Früchte ihres Strebens ernten, und der Ernte genießen. Wir berechnen die Kraft allein nach der ſinnlichen Anſchaulichkeit ihrer Äußerung und ihres Erfolges: und beide werden uns leicht zweifelhaft und gleichgültig, wenn ſie uns nicht unmittelbar durch die Sinne verbürgt werden.

Es gibt freilich eine Thätigkeit geiſtiger Kraft, welche kaum den Namen der letzteren verdient; jenes geiſtige Streben nämlich, das nirgends eine Beziehung zum Leben aufſucht, und nirgends mit den höheren Intereſſen deſſelben in Verbindung tritt; dem Gedanke, Wort und Buch nicht des Lebens, ſondern das Leben nur der Bücher und des Bücherſchreibens wegen da zu ſeyn ſcheint.

»Wie eckelt mir nicht vor dieſen papiernen Menſchen! wie engen Sinnes und Herzens ſind ſie nicht! Wenn wir ſie auch leſen: ſo ſcheinen ſie mir dennoch recht erbärmliche Wichte, und ihr Leben wenig mehr, als ein bloßes Schattenleben zu ſeyn.« So viel wenigſtens iſt gewiß, daß ich lieber Rathsdiener in Krähwinkel, als Einer aus dieſer Klaſſe ſeyn möchte.

Freilich:

In der Bürgerwelt iſt Lärm!

Der Flüchtling.

Er erfuhr das. So ſtark war der Lärm, daß jeder Ruf der Menſchlichkeit bei dieſem Geſchrei der wildeſten Leidenſchaften verhallte, wie der letzte Angſtruf des Verſinkenden beim Toſen der Stürme, und dem Gebrauſe der empörten Wogen. Darum meinte er aus dem Lärm ſich hinauszuflüchten. Er willigt ein, ſeine Sänfte zu beſteigen, und nimmt den Weg nach dem Meere zu. Aber ſchon ſind die abgeſchickten Mörder, ein Tribun, dem er das Leben gerettet, geführt von einem Knaben, den er als eine hülfloſe Waiſe zu ſich genommen hatte, ihm auf der Ferſe. Da läßt er halten; er ſtreckt das Haupt aus der Sänfte: und kaum eines Augenblicks bedarf es, ſo verſtummt der Lärm der Bürgerwelt ſeinem Ohre für immer.

Es gibt keine Periode in der Geſchichte, welche ſich mit jener vergleichen ließe, in welcher dieſer Mann wirkte und unterging; ſelbſt nicht das Ende des fünfzehnten, und der Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts. Wie wirkſam und mannigfaltig die Impulſe auch waren, die das Leben in dem letzteren erhielt, wie raſch ſie auch nach allen Seiten hin ſich verbreiteten, wie mächtig ſie auch erregt wurden, und die Geiſter aufregten, und wie viel Irrendes und Krankhaftes dieſe Regſamkeit auch hatte: dennoch brachen ſich die Wogen des Lebens nie ſtärker und ſchäumender; nie drängte alle Lebenskraft der Zeit ſich ſo zu einem einzigen Punkte zuſammen, und nie kämpften erhöhtere Intereſſen, größere Tugenden und Laſter auf einem ſo kleinen Raume, als in der Periode des Unterganges des römiſchen Freiſtaates. Jener Mann aber ſtand in der Mitte dieſer bewegten Welt, als Rathgeber, und eine zeitlang als glücklicher Vertheidiger deſſen, was, damals wenigſtens, für die gute Sache gelten durfte; als Erhalter der Eintracht, und als die Stütze aller Wohlgeſinnten. In dieſer ſchönſten Periode ſeines Lebens iſt es ihm vergönnt, der Retter ſeines Vaterlandes zu werden, den Dank aller Guten, die Bewunderung ſeiner Zeitgenoſſen einzuernten, und ſich die ſichere Hoffnung eines unſterblichen Ruhmes bei allen kommenden Geſchlechtern zuzueignen. Und wie empfänglich hatte nicht die Natur ſeine Seele für dieſe Hoffnung, ſein Ohr für die ſüße Muſik verdienten Lobes gebildet! wie Vieles hatte ſich nicht vereinigt, was ihm den höchſten Genuß ſeines Verdienſtes und ſeines Selbſtgefühls geben mußte! ſo daß gewiß nur wenig Sterbliche die Süßigkeit des Ruhmes reichlicher genoſſen, und das Erhebende deſſelben lebhafter empfunden haben, als der Retter Roms im Scheitelpunkte ſeines Kraftgefühls.

Wie, und ſchon im vierten Jahre nach jenem unvergeßlichen fünften December, an welchem er, und er allein, durch Muth, Entſchloſſenheit, Klugheit und aufopfernde Vaterlandsliebe die römiſche Welt gerettet hatte: ſchon vier Jahre nach jenem Tage, an welchem Verdienſt und Glück ihn faſt ſo hoch gehoben hatten, als ſie einen Sterblichen heben können, ſchreibt er an ſeinen Freund Atticus: »Das Augurat iſt das Einzige, womit Jene mich fangen könnten. Da ſiehſt du meine Beſtandloſigkeit! Doch was ſollen mir neue Ehrenſtellen: da ich die, welche ich bekleide, gerne ablegen, und mich ganz der Philoſophie ergeben möchte. Denn dieß iſt mein ernſtlicher Entſchluß; und ich wollte, er wäre es vom Anfang her geweſen.« Iſt das bloß eine Blaſe, wie ſie ein ſchnell vorübergehender Mißmuth auftreibt? wie, oder merkte er bereits, wie Alles gehen und ſich geſtalten würde? Was hatte er nun ausgerichtet? War es nicht Eines und Dasſelbe, ob Catilina, oder ſpäterhin Curio und Antonius die Stadt, Italien und alle Provinzen verwüſteten, und erſt Cäſar und dann Octavian den Staat an ſich riß. Vermochte er den Zug des Schlechten über das Gute, der Gewaltthätigkeit über das Recht, und der Selbſtſucht über die Vaterlandsliebe aufzuhalten? und war es nicht ſein Loos, das herbſte aller Schauſpiele zu ſehen, wie, was er feſt begründet und gebaut zu haben glaubte, ſchnell und unvermeidlich ſich aus den Fugen löſte? Jener fünfte December blieb ihm freilich; und auch, was ſich daran hing, hielt eine Weile vor. Der Bürger einer einfachen Landſtadt behauptet ſich eine Zeitlang zwiſchen den beiden Männern, welche ſich den Alleinbeſitz der Welt ſtreitig machen. Jeder von ihnen bewirbt ſich um ſeine Gunſt; jeder ſucht ihn auf ſeine Seite zu ziehen. Er verachtet und haßt Beide als Feinde des Rechtes, und als Unterdrücker ihrer Mitbürger; aber zahm und willig läßt ſich ſein Scharfſinn von einem achtzehnjährigen Heuchler täuſchen, der ihn zuerſt als Werkzeug ſeiner Abſichten gebraucht, und ihn dann unbedenklich der Rachſucht ſeines Nebenbuhlers und dem Schwerte des Henkers weiht.

Und iſt er es allein, der den Lärm, welchen er in der Bürgerwelt mitmachen geholfen hatte, ſo theuer bezahlen mußte? Alle die ſich als Vorkämpfer auf dieſe ſtürmiſche Bahn gewagt hatten, fielen auf ihr; alle wurden von den wilden Wogen verſchlungen, welche ſie ſelbſt aufgeregt hatten. Der größte unter ihnen, und vielleicht der größte Menſch aller Zeiten, fällt als Opfer der Nemeſis an der Bildſäule des Mannes, den er ſelbſt in den Tod getrieben hat; Brutus verzweifelt in ſeinen letzten Augenblicken an der Tugend; Caſſius ſtürzt ſich in ſein Schwert, Cato reißt ſeine Wunden auf, und Antonius, kräftig und ſchwach wie Wenige, wirft die Herrſchaft über die Erde weg, um im Schooß eines verbuhlten Weibes zu ſterben. Nur der Schleicher Octavian überlebt und beerbt ſie Alle. Ruhig ſtirbt er zu Nola auf ſeinem Bette als Herr der Welt, die Andere ihm in die Taſche geſteckt hatten, und ruft ihr mit dem letzten Athemzuge ſein Plaudite zu, um ſie auch noch im letzten Augenblick ſeines Lebens frech zu verhöhnen, wie er ſie den größten Theil ſeines Lebens hindurch frech betrogen hatte.

Das Fragment.

Iſt es denn zu irgend einer Zeit anders in der Welt hergegangen? Wer ſich immer in den Lärm der Bürgerwelt miſchte, dem zerriß dieſer Lärm die Ohren, und verſcheuchte des Tages die Ruhe aus ſeinem Herzen, des Nachts den Schlummer von ſeinem Lager. Wo ich die Reflexionen des Schullehrers zu Tannerhauſen über die allgemeine Weltgeſchichte auch immer aufſchlage, finde ich das auf jeder Seite verzeichnet. Warum lebte doch der Edle nicht lange genug, um ſein Werk bis auf die neueſte Zeit fortzuführen, und es dann zum Druck zu befördern. Er würde ein Muſter philoſophiſcher Geſchichtſchreibung geliefert haben. Der Leſer mag nach folgendem Bruchſtücke urtheilen.

Es iſt gar nicht ohne zureichenden Grund geſchehen, daß die **Historici Alexandrum**, **Philippi** von Macedonia Sohn, den Beinahmen des Großen, **Magni**, gegeben haben; maßen er denſelben vor Vielen Anderen furtrefflich zu meritiren ſcheinet. Zwar hat es auch ſonſt noch viele Kriegsfürſten und Heerführer gegeben, die faſt eben ſo große **Expeditiones** und Unternehmungen vollführet haben: allein wenn man auch bedenkt, wie aller dieſer Element, **Gloire**, **Plaisir** und Wohlbehaglichkeit darin beſtanden, daß ſie der Welt ihre Kraft ſehen und fühlen ließen, und ihnen ohne ſothanes Gefühl ihrer Kraft das Leben gar kein Leben geſchienen haben würde: ſo kann man ſich darum dennoch einer ganz beſonderen und eminenten Bewunderung für jenen **Alexandrum Magnum** nicht wohl erwehren. Eine ſolche Bewunderung aber meritirt er ſeines außerordentlichen **Ingenii** wegen. Da nämlich jede Kraft nur dadurch zum Gefühl ihrer ſelbſt gelangen kann, daß ſie den Widerſtand aufhebt: ſo hatte beſagter Alexander, um zum höchſten und unbeſchränkteſten Gefühl ſeiner Kraft zu gelangen, den ſublimen Einfall, alle Kraft außer ſich — Denk- nämlich und Willenskraft — zu atterriren, zu aboliren und zu annihiliren, und ſomit das erſtaunliche

Geſchäft über ſich zu nehmen, ganz allein für die ganze Welt zu denken und zu wollen: das Vernünftigſte und Beſte nämlich; weßwegen man ſich höchlich verwundern muß, daß es einige Scribenten und Philoſophen gegeben, welche es ihm übel genommen, daß er als ein Gott verehrt ſeyn wollte: da er doch durch jene hohe Geſinnung und Entſchließung die einem Gott zuſtehende Rolle in der That über ſich genommen.«

»Der erſte, an welchem er das Gefühl ſeiner Kraft übte, war der **Rex Persiae Darius Codomannus.** Dieſer tapfere Herr, weil er eben ſo gut als **Alexander** einſah, daß ein Leben ohne Gefühl von Kraft gar kein Leben ſey, gedachte jenem gegenüber ſich auch ein wenig von dieſem Gefühl zu retten. Er lieferte ihm alſo zwei Schlachten, wurde aber in beiden überwunden. Nun machte er dem **Alexander** die vortheilhafteſten Anträge, wie er ſich nämlich des größten Theils ſeines Kraftgefühls zu deſſen Gunſten freiwillig begeben wolle: allein ſie wurden aus oben angeführtem Grunde verworfen. **Darius** wagte nun eine dritte Schlacht, in welcher er wieder geſchlagen wurde, und kam auf der Flucht durch die Hand eines Verräthers um's Leben. **Alexander** kam in den letzten Augenblicken des **Darius** an der Stelle vorüber, wo dieſer verſchied; ſtieg ſogleich vom Pferde, ſchüttelte dem Sterbenden mit ungemeiner Freundlichkeit die Hand, und weinte ſogar eine Thräne über ihn, die es wohl meritirt hätte, mit jenen Thränen, ſo der römiſche Held **Scipio** über **Carthago** und **Numantia**, und **Cäſar** über **Pompeji** Leichnam geweint hatten, der Nachwelt aufbewahrt zu werden.«

Jetzt glaubte Alexander ſeinem Kraftgefühl eine noch weitere Ausdehnung geben, und zu ſolchem Zweck ganz Aſien die Weihe der Unkraft geben zu müſſen. Er durchzog dieſes alſo bis an die Scheidungslinie der Flußgebiete des Indus und Ganges, und war eben im Begriffe ſeine Eroberungen auch auf das jenſeitige Indien auszudehnen: als es ſeinen macedoniſchen Kriegsknechten ganz unvermuthet einfiel, ihrerſeits auch ein wenig ihre Kraft fühlen zu wollen, und ſich dahin zu expliciren, daß ſie geſonnen ſeyen, keinen Fußbreit weiter zu gehen. Alexander Magnus vermerkte Solches ohne allen Zweifel etwas ungnädig; da er aber vermöge ſeiner ungemeinen Sagacität dennoch einſah, daß ſeine Kraft, ſo groß ſie auch war, als die eines Einzelnen, gegen die entſchloſſene Kraftäußerung ſo Vieler wenig ausrichten würde: ſo fand er ſich in ſeinem Gemüthe bewogen, dießmal nachzugeben, und wieder dorthin zurückzugehen, von wannen er gekommen war.

Als er zu Babylon angelangt war, machte er die größten Pläne, wie er die Unbedingtheit ſeines Kraftgefühls wieder herſtellen, und auch diejenigen Länder und Welttheile, die noch andern Herren unterworfen waren, zur Anerkennung deſſelben bewegen möchte. Es läßt ſich nicht wohl bezweifeln, daß er dieſelben ausgeführt haben würde, wäre er nicht durch einen einzigen, und nichts weniger als außerordentlichen oder ungewöhnlichen Umſtand daran verhindert worden. Er nahm nämlich eines Tages eine ſo ſtarke Portion Weines zu ſich — einige Hiſtoriker behaupten, es ſey demſelben eine ganz kleine, aber erkleckliche Portion Gift beigemiſcht geweſen, — daß er ſie, ſo viel ſein Magen auch ſonſt verdaute, nicht zu vertragen vermochte. Es trat eine Schwäche ein, die ſeine Kraft mit unglaublicher Schnelligkeit herabſpannte, und die bald in eine ſo unbedingte überging, daß der Eroberer von Aſien zuletzt ſo ſchwach und kraftlos da lag, wie die perſiſchen Soldaten und Troßknechte, die er am Granikus und bei Iſſus durch ſeine Mazedonier hatte abſchlachten laſſen, oder wie Darius ſelbſt, über welchen er ſo koſtbare Thränen geweint hatte. Wie groß aber die Verwunderung ſeiner Unterfeldherrn und Kriegsoberſten über ſolch' ein unerwartetes Changement geweſen ſey, mag man daraus abnehmen, daß ſie über daſſelbe und über die Theilung ſeiner Erbſchaft mehrere Tage hindurch ſogar ſeinen armen Leichnam zu begraben vergaßen.«

»Es ſind ziemlich ſtarke Gründe zu der Vermuthung vorhanden, daß jeder von ihnen, ſo wie von den Verwandten des hohen Verſtorbenen, die ganze Erbſchaft deſſelben gerne für ſich allein in Beſitz genommen hätte. Sie waren nämlich faſt durch die Bank Leute von ungemeinem Kraftgefühl: ſo daß man es in den Geſchichtsbüchern jener Zeit nicht ohne einige Commiſeration und Gemüthsbewegung leſen kann, wie es ihnen mit Erweiterung deſſelben gar ſo ſchlecht gelingen wollte. Die Einen nämlich wurden von ihren eigenen Soldaten, die Andern von ihren ehemaligen Freunden und Kampfgenoſſen, und dieſe wieder von Andern erſchlagen, welche ſich ihrerſeits dann wieder von Andern mußten erſchlagen laſſen. Die Wenigen aber, welche dieſem Schickſal entgingen, und eigne Reiche ſtifteten, die ſo lange in voller Kraft blühten, bis ſie von kräftigeren Nachbarn umgeworfen wurden, legten ſich zuletzt ebenfalls hin und ſtarben: ſo daß ſchon nach einem Menſchenalter ſowohl von dem großen Alexandro, ſeinem Stamme und ſeinen Kriegsgenoſſen ſelbſt, als von allen Dem, was ſie kraft ihrer Kraft intentirt und effectuirt hatten, nur ſehr nothdürftliche Spuren übrig geblieben und zu entdecken waren.«

Der dürre Magiſter.

Ich zweifle keinen Augenblick, daß die meiſten Leſer dem vorſtehenden Fragment einen ſehr geringen Werth beilegen, und daß ſie es vielleicht ſogar platt, für jeden Fall aber unpoetiſch finden werden. Ich im Gegentheile ſchätze das Manuſcript, aus dem ich es gezogen habe, ſehr hoch: einmal ſeines innern Werthes wegen, der mir ſelbſt nicht im geringſten zweifelhaft iſt; und dann als ein Erbſtück von dem dürren Magiſter.

Ich machte ſeine Bekanntſchaft in meinen erſten Univerſitätsjahren auf der k. k. Hofbibliothek, wo er täglich anzutreffen war, und in irgend einem hiſtoriſchen Folianten las. Den Namen des dürren Magiſters aber gab' ich ihm darum, weil er mir einem Magiſter noch am meiſten ähnlich zu ſehen ſchien; weil er ſo dürr und vertrocknet war, daß man ihn zwiſchen den Fingern hätte zu Staub zerreiben können; und weil ich von ſeinem Namen und ſeinen Lebensumſtänden nie mehr erfuhr, als mich die ſinnliche Anſchauung lehrte. Dieſe Anſchauung nun zeigte einen ſpitzigen Kopf, ein paar graue, ſtechende Augen unter ſparſamen Augenbraunen, eine recht impertinent hervorſpringende Habichtsnaſe, und einen etwas ſchiefen Mund. In Betreff der Kleidung hingegen erwies ſich auch die unmittelbare Anſchauung als höchſt unzuverläßig; denn ſie wies nur aus, daß dieſelbe verſchoſſen und abgetragen ſey: allein ſelbſt das ſchärfſte Auge würde nicht im Stande geweſen ſeyn, die urſprüngliche Grundfarbe auch nur eines einzigen Kleidungsſtückes mit Sicherheit anzugeben.

Nichts deſto weniger hatte der Mann von allem Anfang her in hohem Grade mein Intereſſe erregt, das durch ſein cyniſches Ausſehen, welches ich wie eine Art von ehrwürdigem Roſt des Alterthums betrachtete, eh' vermehrt als vermindert wurde. Ich hatte damals überhaupt noch eine große Anmuthung zu allen Denjenigen, von welchen ich wußte oder glaubte, daß ſie viel mit bedrucktem Papier verkehrten. Was für ein ausgedehntes Wiſſen mußte dieſer Mann nicht beſitzen! wie förderlich mußte ſein Umgang mir nicht werden! welche Ideen, welche Aufſchlüſſe konnte er mir nicht mittheilen! und wie geſchickt war er allem Vermuthen nach nicht, meine eigenen großen Ideen zu würdigen! War daher der Platz neben ihm am Leſetiſche nicht ſchon beſetzt: ſo beeilte ich mich jederzeit denſelben einzunehmen, und mich ihm durch jede Art kleiner Gefälligkeiten und Aufmerkſamkeiten bemerkbar zu machen, wozu ſich nur irgend eine Veranlaſſung bot. Darum war es mir ſehr angenehm, als ich nach einiger Zeit bemerkte, daß er ſeinen Weg immer in die nämliche Vorſtadt nahm, in welcher ich ſelbſt mit meinen Ältern wohnte. Ich ſuchte nun auf ſo gute Art, als es ohne Unbeſcheidenheit nur immer geſchehen konnte, beim Nachhauſegehn eine nähere Bekanntſchaft anzuknüpfen: allein meine Bemühungen wollten auch jetzt nicht verfangen. Endlich fügt' es ſich doch. Ich hatte mir eines Tages den Tacitus geben laſſen, und wie gewöhnlich meinen Platz neben dem dürren Magiſter genommen. Nach einer Weile ſtieß ich auf eine Stelle, mit der ich nicht fertig zu werden wußte. Ich machte eine Geberde, die meinen Verdruß deutlich genug ausdrucken mochte. »Wo fehlt's?« fragte mich mein Nebenmann, der mindeſtens immer einen Blick in die Bücher warf, welche ich mir geben ließ. Ich wies auf die fatale Stelle. Ohne weiter etwas zu ſagen, ſchlug er mir einige Parallelſtellen auf: ſo daß ich im Stande war, mir ſelbſt zu helfen. Dießmal wartete er kein Fortgehen auf mich, und begann ohne weitere Einleitung über die zweifelhafte Stelle ein Examen mit mir, deſſen Reſultat es war, daß er mir, als unſere Wege ſich ſchieden, ſagte: »Wenn Ihr wollt,« — dieſe Art uns anzureden behielten wir in der Folge immer bei; — ſo könnt Ihr mich Nachmittags beſuchen; ich wohne in der ſchönen Schäferin.«

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich mir die gegebene Erlaubniß gewiſſenhaft zu Nutzen machte. Eine halbe Stunde mußte ich klingeln, eh' mein Mann öffnete; und als er es that, und er mir im Nachtkamiſol entgegen trat, bebte ich erſchrocken zurück, denn ich glaubte der leibhafte Tod komme auf mich zu, um mich in der Blüthe meiner Jahre wegzuholen. Die Stube, in welche ich nun trat, hatte ein nicht minder befremdliches Ausſehen; denn ſie war ſo ſchwarz und räucherig, daß man ſie leicht für eine Mörderhöhle hätte nehmen können. Außer einem Bett von Tannenholz, einem ungeſchlachten, mit Papieren bedecktem Tiſche, und zwei nicht allzufeſten Stühlen befand ſich auch nicht das Geringſte darin, was einem Meuble ähnlich geſehen hätte.

»Setzt Euch!« ſagte der Hausherr, indem er ſich wieder der Länge nach auf ſeinen Schragen warf, nach einem Stuhle deutete, und von dem zweiten, der die Dienſte eines Nachttiſches verrichtete, und mit einem mächtigen Bierkruge, abgerauchten Pfeifenſtummeln und einigen ſtark zuſammengeleſenen Büchern bedeckt war, einen Tacitus nahm, und ihn mir in die Hand gab. »Nun hebt an, und laßt ſehen wie weit Ihr's gebracht habt.«

Ich gehorchte ohne Widerrede, und habe gewiß keine Urſache, dieſe lange fortgeſetzten Stunden des Unterrichts zu bereuen; ja ich wünſchte den tiefſinnigſten aller Geſchichtſchreiber mit meinem cyniſchen Lehrer heute, wie damals, leſen zu können. Daß ſein Unterricht mich forderte, und daß er meine Ideen über viele Dinge berichtigte und erweiterte, fühlte ich wohl: inzwiſchen fand ſich doch wieder ſo manches dabei, was mir ſehr unbehaglich war. Es verdroß mich nicht nur, daß er meinen eigenen Ideen gar ſo wenig Werth beilegte, und ſie bei jeder Gelegenheit mit kauſtiſchem Witz ſchonungslos angriff: ſondern es kam mir auch vor, als ob er es abſichtlich darauf anlege, allen Enthuſiasmus bei mir zu zerſtören. Überdieß hatte ich es mit ihm auf ganz etwas Anderes abgeſehen gehabt, womit ich mich jetzt nicht recht hervortraute. Ich durfte ihm einige Einſichten in das Weſen der Poeſie zutrauen: denn im

Homer wußte er um jeden Vers Beſcheid, und den Virgil, den Horaz und den Lucan konnte er, wie ich aus ſeinen häufigen Citationen von Parallelſtellen merkte, faſt auswendig. Mir aber lag an nichts mehr, als über meinen poetiſchen Beruf in's Klare zu kommen, da mir die Ungewißheit darüber — wie das bei jungen Leuten, die einen lebhaften Zug zur Poeſie empfinden, ſehr oft der Fall iſt — höchſt peinlich war. Es war freilich etwas gewagt, einem eben ſo gefühl= als fleiſchloſen Faun die für jeden Fall noch unreifen Erſtlinge meiner Muſe preiszugeben: aber ich wußte ſonſt durchaus niemanden, an den ich mich in meiner Bedrängniß hätte wenden können. Ich faßte mir alſo eines Tages ein Herz, und überreichte ihm, nach ſorgfältiger Auswahl, ein kleines Convolut meiner lyriſchen Verſuche, mit der Bitte, ſie ſtrenge zu durchſehen, und mir ganz unverhohlen ſeine Meinung darüber zu ſagen.

»Aha,« rief er, »kommt Ihr endlich angezogen! Habe das ſchon lange erwartet! Habe es Euch lange abgemerkt, wo euer Ingenium hinaus will. Verslein alſo! Gebt nur her. Göthe meint, man ſolle alle Tage ein gutes Muſikſtück hören, und ein gutes Gedicht leſen; und da will ich denn jetzt alle Tages eines von den Eurigen zu mir nehmen.«

Das war nicht ſehr tröſtlich, und ich wünſchte mich von dem alten Satyr weg — tauſend Meilen weit. Ich kam nun, und ging, und kam: wer aber meiner »Verslein,« mit keiner Sylbe erwähnte, war der dürre Magiſter. Endlich währete es mir zu lange, und ich fragte ihn eines Tages, mit einer ſo unbefangnen

Miene, als ich nur immer aufbringen konnte, ob er ſie geleſen habe.

»Hm! Hm! Hm! Hm! Hm!« hob er an, wie er es immer zu machen pflegte, wenn ihn eine Bosheit im Halſe würgte; »habe ſie geleſen, eure Lyrica. Aber ſolltet Ihr es bisher im Ernſte bei der Bänkelſängerei allein haben bewenden laſſen?«

Der böſe Geiſt verführte mich ihm zu geſtehen, daß ich auch einige epiſche und dramatiſche Gedichte entworfen, doch nur Bruchſtücke davon verſuchsweiſe ausgeführt habe.

»Die müßt Ihr mir bringen,« ſagte er; denn wie ſoll ich zum Spruch kommen, ohne die Akten vollſtändig vor mir zu haben? Bringt ſie mir, werther Freund! es ſoll Euch nicht gereuen; ich hoffe Euch viel Schönes ſagen zu können, und es iſt mir Ernſt damit, Euch nützlich zu werden.«

Auch dieſe wurden alſo dem Moloch preisgegeben. Nach einigen Tagen ſuchte er aus einem offenen Kiſtchen, das in einem Winkel des Zimmers ſtand, und noch andere ſolche Raritäten enthalten mochte, ein ſtaubiges Heft hervor, blies es ein wenig ab, und händigte es mir ein. »Das leſ't,« ſagte er; das wird Euch in's Klare helfen: und wenn Ihr das durchgeleſen habt, ſo werde ich hinreichend im Stande ſeyn, Euch über Euer Ingenium poeticum die verlangte Auskunft zu geben.«

Es waren die philoſophiſchen Betrachtungen des Schullehrers zu Tannenhauſen, aus welchen ich dem Leſer oben eine Probe mitgetheilt habe. War mein Geduldsfaden bisher ſchon mehr als einmal auf dem Punkte geweſen zu reißen: ſo riß er jetzt wirklich. Unverzüglich trug ich ihm des andern Tages ſein Manuſcript wieder zurück, und warf es gleich beim Eintritt mit Verachtung auf den Tiſch. »Wenn Ihr einen Narren braucht,« ſagte ich: ſo weiß ich Euch jemanden, der ſich weit beſſer dazu ſchickt, als ich; nämlich Euch ſelbſt.

»»Wie? Was?«« fuhr er auf.

»Solches abgeſchmacktes, albernes Zeug,« fuhr ich fort, »iſt mir in meinem Leben noch nicht vorgekommen, und man muß wenigſtens halb verrückt ſeyn, um dergleichen zu ſchreiben, oder ſich den ſchalen Spaß zu machen, einen Andern damit anzuführen zu wollen.«

»Wie?« rief er mit dem höchſten Ingrimm; »wie? höre ich recht? tolles Zeug? abgeſchmackt? Ihr mögt wohl ſelbſt toll geworden ſeyn, mein allervortrefflichſter Freund! Iſt es möglich, daß ihr von Poeſie könnt reden wollen, und die erhabenſte Poeſie auf ſo grobe Weiſe mißkennet Da! da! ſeht einmal her! Stellen wie dieſe, und dieſe, und dieſe!« — Er nahm das Manuſcript und blätterte haſtig bald vorwärts, bald rückwärts darin herum, indem er die ausgehobenen Stellen mit der größten Anſtrengung ſeiner heiſeren, mißtönenden Stimme pathetiſch herdeclamirte. — »Er war ein ungemein kräftiger Herr, ſo daß man ſich billig wundern muß, wie er mit ſeiner Kraft ſo gar nichts ausrichtete. — Er war ein Herr von ganz extraordinairer Kraft und Einſicht, welcher der Welt mit ſo glücklichem Succeß von der einen Seite in den Sattel half, daß es ein billiges Erſtaunen erregt, wie ſie von der andern gar ſo geſchwind wieder herabfallen konnte.« — Und hier: »Als dieſer fürtreffliche Herr nun ſah, daß alle ſeine Kraftanſtrengungen nicht hinreichten, ſeiner tollgewordenen Zeit auch nur einen Gran geſunder Vernunft mit efficacem Erfolge beizubringen: ſo wurde er zuletzt verdrießlich darüber, und legte ſich hin, und ſtarb.« — Und hier das Non plus ultra alles Erhabenen! »Er war ein ganz fürtrefflicher Herr, der ſich der Schurken mit unglaublicher Kraft und Geſchicklichkeit erwehrte: aber zuletzt kriegten ſie ihn dennoch unter.« — Und das nennt ihr abgeſchmacktes Zeug! Wollt Ihr nicht ſo gut ſeyn, allerwertheſter Freund! Eure Epica, Dramatica und Lyrica geſchwindmöglichſt zuſammen zu packen, und Euch damit zum Henker zu ſcheren? und wollt Ihr mir nicht den Gefallen thun, es mir mindeſtens aus purer Höflichkeit zu glauben, daß Ihr nicht mehr poetiſchen Sinn, und ſelbſt nicht mehr geſunden Verſtand habt, als ein unreifer Kürbis?

»Schweigt,« ſagte er mit ſtrengem Blick und Tone, als er ſah, daß ich aufgebracht ihm antworten wollte; »ſchweigt, Ihr ſeyd es, der Unrecht hat. Ihr habt mich durch Eure Papiere da verführt, euch zuzutrauen, was ich Euch eben abgeſprochen habe: und es iſt mir ärgerlich, mich in ſo weit in Euch geirrt zu haben, daß Ihr gar nicht einmal zu begreifen vermögt, wo Ihr die wahre Poeſie zu ſuchen haben konntet.«

»»Von mir,«« erwiederte ich, »»ſoll hier nicht die Rede ſeyn. Ich habe immer an meinem poetiſchen Berufe gezweifelt; und weil ich beſcheiden zweifelnd, und

Bayerische

nicht mit dummdreiſter Zuverſicht Euch nahte: ſo hättet Ihr Euch bei dieſer Veranlaſſung weniger roh und ungeſchliffen zeigen ſollen, als Ihr es gethan habt. Übrigens weiß ich recht wohl, daß wir die wahre Poeſie nur in unſerer eigenen Bruſt finden können.««

»In unſerm eignen Schmerz, meint Ihr?« ſagte er mit plötzlich geſunkener Stimme. Die Antwort läßt ſich hören,« fuhr er fort, »und ſieht ziemlich vernünftig aus:

Steht aber dennoch ſchief darum.

Denn was kann
— ſolcher Miſere
— wie Ihr, mein Goldſohn, und ich, meine ich —
Großes begegnen, was kann Großes durch ſie denn geſchehn?

Freilich gehen dem, der nur Groſchen in der Taſche hat, dieſe ſo nahe, als einem Andern die Hunderte oder Tauſende, um die er zum Bettler wird. Aber tretet hin an den Spieltiſch, laßt mir alle Eure poetiſchen Grillen zu Hauſe, und gebt mir, die Rechentafel in der Hand, recht proſaiſch darauf Acht, wie das Leben mit dieſen Ponteurs ſpielt; wie Keiner darunter iſt, der nicht, im Bewußtſeyn ſeines Reichthums, demſelben trotzig ſein Va banque! zuriefe; wie jeder Summe auf Summe ſetzt, und verliert, was er beſeſſen oder gewonnen; wie er neue Summen aufbringt, und ſie wieder verliert, und immer wieder verliert, wenn er jetzt und jetzt die Bank zu ſprengen glaubt; und wie, wenn er ſo glücklich iſt, beim Ende des Spiels einen kleinen Gewinn vor ſich gebracht zu haben: wie der, eh' man eine Hand umkehrt, ſich verzettelt, verſickert, ſich verläuft, und zuletzt zu gar nichts wird. Es iſt etwas Proſaiſches um eine ſolche Berechnung, werdet Ihr ſagen. Darin habt Ihr freilich Recht; aber dennoch iſt ſie das einzige Mittel, um zum Heiligthum der wahren Poeſie zu gelangen. Denn über dem Grabe des Vertrauens auf die Zulänglichkeit menſchlicher Kraft baut ſie aus Trümmern ihren Tempel auf, deſſen Dom der Himmel iſt, und auf deſſen Altar nur Opfer der reinſten und heiligſten Demuth brennen. In der Thräne und in den Verwünſchungen, mit welchen Hannibal von den Geſtaden Italiens ſich losreißt; in dem letzten Röcheln, mit welchem Cäſar an der Bildſäule des Pompejus hinſinkt; in den letzten Worten des Brutus, und in Alexanders vergeſſener Leiche liegt mehr Poeſie, als in Allem, was ſie Großes gethan und ausgeführt haben. Der Schmerz allein iſt poetiſch; die Freude wird es nur dort, wo ſie an den Schmerz gränzt, weil ſie ihren Gegenſtand nicht ganz zu umfaſſen vermag, und eben darum wieder einen Beigeſchmack von Schmerz annimmt. Der höchſte Schmerz aber liegt in der Vernichtung der höchſten Kraft. Darum kann der Dichter nur durch die einfachſte, ſchlichteſte Proſa der Geſchichte zur Poeſie gelangen, und der Schmerz, welchen das Leben ihm ſelbſt bereitet, kann nur durch jene Gehalt und Bedeutung, und nur dadurch eine poetiſche Geſtalt gewinnen. Deßwegen, mein allervortrefflichſter Freund, habe ich mich ſo eſelhaft zu der Sottiſe verleiten laſſen, Euch präſente Hefte meines ſeligen Lehrers und Freundes in die Hände zu geben: da ich doch billig hätte bedenken ſollen, wie viel weit mehr Luſt und Drang in Euch ſtecke, das, was Ihr derzeit Poeſie nennt, in's Leben hineinzutragen, als, was ich ſo nenne, darin zu ſuchen und aufzufinden. — «

Bald darauf verließ ich Wien, und kam in den nächſten Jahren nie länger, als auf ein paar Tage dahin. Aber in den erſten Ferien, in welchen mir ein etwas längerer Aufenthalt daſelbſt geſtattet war, beſchloß ich, meinen alten Bekannten wieder aufzuſuchen. Eine ſehr dürftig gekleidete alte Frau öffnete mir, und führte mich in die Stube. Der arme Magiſter lag halb aufrecht im Bette, mit einer grobwollenen Decke ſchlecht zugedeckt, und eine Nachtmütze auf dem Kopfe, die ſein Geſicht noch um die Hälfte länger erſcheinen ließ, als es ſonſt ausſah. Dürrer hatte ihn die Krankheit nicht machen können: das war unmöglich; aber dennoch verrieth ſein ganzes Ausſehen deutlich genug, daß er litt. Der Ton ſeiner Stimme war weicher, ſein Auge matter, und in ſeinem ganzen Weſen zeigte ſich eine heitre Milde, die ihm ſonſt fremder war, als alles Andere.

»Das iſt ſchon von Euch,« ſagte er, »daß Ihr mich beſucht. Ich habe erſt heute Morgens an Euch gedacht, als mir da allerlei Verſe durch den Kopf lieſen.« Er murmelte die Verſe ſogleich her; aber ſo, daß ich kaum die Hälfte davon verſtehen konnte.

Den ſchlepp' ich fort — — — — —
Durch flache Unbedeutenheit;
Er ſoll mir zappeln, ſtarren, kleben,
Und ſeiner Unerſättlichkeit
Soll Speiſ' und Trank vor gier'gen Lippen ſchweben
— — — — — — — — — — — — — — —
Und hätt' er ſich auch nicht dem — — —
Er wußte doch — — — — — — —

»Nun wie geht es Euch?«

Nach dem, was ich von ſeinen poetiſchen Reminiſcenzen eben hatte verſtehen konnen, ſetzte mich die Frage in einige Verlegenheit.

»Laßt's gut ſeyn« ſagte er, da er es merkte; »Ihr müßt es eben haben. Contine et Abstine*): das iſt Alles. Seht nur zu, daß Ihr's fein bald begreift; obwohl Ihr mir einen harten Kopf dafür zu haben ſcheint. Mein Manuſcript kann Euch dabei ſehr förderlich ſeyn. Es ſteht Euch noch zu Dienſten, wenn Ihr es wollt. Dort iſt es unter jenem Pack in der Ecke; Ihr dürft nur die alten Schuhe davon wegnehmen, und ein wenig ſuchen. Nehmt es, ich vermache es Euch als Erbſtück.«

Ich nahm es, dankte, und indem ich wieder an ſein Bett trat, fragte ich ihn, was der Arzt von ſeinem Zuſtande meine.

»Wozu bedarf ich eines Arztes?« ſagte er; »meint Ihr, die Krankheit werde für ſich allein nicht fertig werden mit mir. Die alte Frau hier, die ſich, ſo arm ſie iſt, des noch ärmeren Mitbruders um Gotteswillen angenommen hat, und die mir etwas Gerſtenwaſſer mit Eſſig gibt: die iſt mein Arzt; und ich bin mit ihrer Heilkunſt recht wohl zufrieden. Habe ich darum ſo lange den Schmerz geduldig an mir nagen laſſen, und mich abgequält, ſeine rechte Bedeutung zu begreifen, um vor ein wenig Schmerz an meinem Leibe zu zittern, oder vor dem, was allem Schmerz ein Ende macht? Auch fühl' ich es an dieſem glücklichen Abend, wo die

---

*) Leide und Meide.

Luft ſo erquickend durch die Fenſter hereinſtreicht, und die Sonne ſo mild auf die Gärten ſcheint, in denen ſie da unten luſtig kegeln: ich fühle es in dieſer Stunde recht lebhaft, daß meine Mühe nicht vergebens geweſen iſt. Darum, werther Freund: ſo ſehr es mich freut, daß Ihr meiner nicht vergeſſen habt, laßt mich heute die Erinnerung an meinen Schmerz mit ſtiller Freude für mich allein genießen. Beſucht mich morgen wieder; und wenn ich dann noch etwas Athem übrig habe: ſo will ich gerne ein Stück davon an Euch wenden.«

Ich eilte des andern Morgens, ſo frühe es mir möglich war, zu ihm. Er hatte keinen Athem mehr übrig. Friede ſey mit ſeiner Aſche! —

Poeſie und Proſa.

So werth mir ſonſt die Erinnerung an den dürren Magiſter auch zu ſeyn pflegt: ſo kam ſie mir dießmal doch ein wenig ungelegen. Sie war ein Windſtoß, der mein ganzes Reſultat über den Haufen zu werfen drohte. »Wie kann das Leben im Gefühl der Kraft beſtehen,« fragte ich mich, »wenn dieſe ihrer ſelbſt nirgends ſicher iſt? Worin anders beſteht die geiſtige Kraft, als darin, daß ſie eine beſtimmte Wirkung hervorbringt, welche ſie mit Selbſtbewußtſeyn ſich zum Ziele gewählt hat? Und wenn ſie das nicht vermag, hört ſie dann nicht auf Kraft zu ſeyn, und wird ſie dann nicht zur wahren Unkraft?«

»Es gibt kein anderes Wort in der Sprache, in dem eine ſolche Zauberkraft ſteckte, als in dem Worte: Ich will. Dem willenloſeſten Gecken im letzten Stadium der geiſtigen und ſittlichen Schwindſucht wachſen einige Zolle zu, ſobald er es nur irgend einmal denkt oder ausſpricht; und beſitzt er auch nur etwas Phantaſie, um ſich das, was er will, ein wenig aufzupinſeln: ſo wird er durch die Zauberkraft dieſes Wortes auf der Stelle zum Achill, zum Alcibiades, oder zum Plato, je nachdem er ſich's vorgenommen hat, Städte, Weiberherzen, oder das Reich der Wahrheit zu erobern.«

»Freilich, das iſt Pinſelei, Geckerei. Wohl, ſo ſagt denn Ihr, die ihr keine Gecken und keine Pinſel ſeyd, und die ihr doch in ſo herrlichen Tiraden von der Kraft des Menſchen zu ſprechen und zu ſchreiben wißt: ſo ſagt denn ihr, wo ihr eure hohe Vorſtellung davon her habt. Aus dem Bewußtſeyn eurer eignen Kraft? Es wäre eben ſo unbillig, als unartig, zu bezweifeln, daß ihr in einem ganz vorzüglichen Grade damit begabt ſeyd. Nur Kraft vermag die Kraft zu erkennen und zu ſchätzen. Ich fühle mich ſogar in meinem Gewiſſen verpflichtet anzunehmen, daß euer Kraftgefühl durchaus ein gediegenes, und als ein ſolches mit jener Beſonnenheit verbunden ſey, deren es nicht ermangeln darf, wenn es ſich ſelbſt nicht überſchätzen, und ſein Vermögen richtig berechnen ſoll. Aber ſeyd nun auch Ihr, eurerſeits, ſo ehrlich, und geſteht, wie weit ihr mit eurer Kraft gereicht habt. Ich zweifle nicht, ihr habt etwas damit ausgerichtet; vermuthlich ſogar viel: aber doch immer weniger, glaube ich, als ihr ausrichten wolltet, und nach der Berechnung eurer Kraft — einer richtigen und beſonnenen, wie ich zum vorhinein angenommen habe — auszurichten erwartet habt, und vielleicht ſogar erwarten durftet.

Für euch habt ihr eure Kraft verwendet oder für Andere; euer Glück habt ihr zu fördern geſucht, oder das Glück Anderer. Ich will nicht fragen: Seyd ihr glücklich? oder: Findet ihr euch durch das, was ihr errungen habt, befriedigt? Auch das will ich nicht fragen, wie viel das Errungene euch gekoſtet habe, und wie vielfach es euch verkümmert worden ſey. Ihr könntet ſagen, dieſe Fragen gehörten nicht hierher. Aber was ihr errungen und erreicht habt: hat es ſich euch nicht unter den Händen ganz anders geſtaltet, als ihr durch eure Kraft es zu geſtalten dachtet? haben eurer Kraft nicht tauſend unberechnete und nach ihrer Verzweigung unberechenbare Kräfte entgegengewirkt? und werdet ihr, wenn ihr wirklich an's Ziel gekommen ſeyd, nicht mindeſtens eingeſtehen, daß tauſend und tauſend andere, außer aller Berechnung liegende Umſtände auf den Erfolg eurer Anſtrengungen einwirken konnten, wovon der unbedeutendſte nach tauſend Verknüpfungen bedeutend genug werden konnte, um alle eure Kraft zur Unkraft zu machen. Und wenn es einem von euch gelang, das Ziel zu erreichen: wie Vielen mißlang es nicht, die mit gleichen, oder größeren Kräften nach demſelben Ziele ſtrebten? —

Ihr ſeyd ganz vortreffliche Leute. Ihr ſeyd eben ſo beſcheiden, als ihr kraftvoll und beſonnen ſeyd. »Nicht an uns,« ſagt ihr, »denken wir bei unſern wohlgedrechſelten Tiraden: ſondern an jene Heroen der Menſchheit, die das Außerordentliche vollbracht, die ihrem Jahrhundert den Stempel ihres Genius aufgedrückt, und nicht bloß für Jahrhunderte, ſondern für alle Jahrtauſende den Dank, wie die Bewunderung der Nachwelt verdient haben.«

Gnaſſe! che bel periodo rotondo!

Aber gewiß werdet ihr nichts dagegen haben — denn ihr ſeyd eben ſo billige, als kräftige, beſcheidene und beſonnene Leute — daß ich mir die ganze Periode ein wenig naher beſehe. Unter dem Ausdruck: Heros, verſteht ihr wohl, wie der Häſcher in Immermann's: Edwin unter Ideal, etwas ganz Enormes: alſo eine ganz enorme Kraft. Aber ich kann nicht einſehen, daß euer Heros mit ſeiner enormen Kraft ſehr tröſtlich wäre. Es iſt eben nichts Erfreuliches, einen Rieſen ſeine Beine hoch aufheben, und ihn doch nur um die Breite eines Strohhalms weiter rucken zu ſehen. Ihr findet die Vergleichung unrichtig — das Schlimmſte, was man von einer Vergleichung ſagen kann; und für alle nachtheilige Prädicate, welche ihr derſelben ſonſt noch geben wollt, ſetze ich eigens ein halbes Dutzend Pauſen her — — — — — —: mir jedoch ſcheint ſie im Gegentheile ſehr richtig zu ſeyn. Wir wollen uns verſtändigen. Wir ſind, hoffe ich, einig daruber, daß wir jeder geiſtigen Kraft nur das zurechnen durfen, was ſie mit Selbſtbewußtſeyn eines beſtimmten Zweckes, und nach einer beſtimmten Abſicht wirkt; und ſind wir darüber einig: ſo darf ich die Berechnung in jedem einzelnen Falle ganz unbedenklich eurer Billigkeit und euren hiſtoriſchen Einſichten uberlaſſen; denn ich brauche nicht zu fürchten, daß ihr die bloßen quantitativen Erſchütterungen, welche einige eurer Heroen hervorgebracht, oder veranlaßt haben, mir als Produkte einer ihrer ſelbſt und ihrer Zwecke ſich bewußten Kraft anſetzen, oder läugnen werdet, daß in den meiſten Fällen die Wirkung eine ganz andere geweſen ſey, als die Kraft jener Heroen ſie beabſichtiget hatte.

»Ditto iſt es eine ungemein ſchöne Redensart: der Zeit das Gepräge ſeines Geiſtes aufdrücken; eine ganz außerordentlich anſprechende Redensart! Man fühlt ſich ſo leicht um einige Zolle höher dabei: denn man denkt ſo leicht dabei, wie man ſo leicht der Zeit das Gepräge ſeines eignen Geiſtes aufdrücken, und zu ihr ſagen würde: »So ſollſt du ausſehen;« wenn man nur — an den Prägſtock gelangen könnte. Nun wir können nicht Alle auf der höchſten Stufe, nicht Alle am Prägſtocke ſtehen. — »Auch Menſchen von niedrigſtem Stande haben eine ungeheure Wirkung auf ihre Zeit hervorgebracht, wenn ſie, mit einer hohen Geiſteskraft und mit einem feſten Willen ausgerüſtet, die Bedürfniſſe und die Intereſſen derſelben richtig erkannt hatten.« —

Wenn die Zeit für ihre Ideen und Entwürfe *vollkommen* reif war, ſetzt hinzu; oder beſſer: wenn ihre Ideen und Entwürfe *in der Zeit ſelbſt* ſchon gereift waren, und die Frucht nur des Mannes harrte, der ſie vom Baume ſchüttelte: denn ſonſt ſah es ſehr mißlich um die Kraft jener Menſchen aus; niemand begriff ſie, niemand verband ſich ihnen, und ſie wanderten ſtatt an den Prägſtock ins Tollhaus, zum Scheiterhaufen, oder an den Pranger. Aber nennt mir einen einzigen von jenen Heroen, die, wie ihr ſagt, ihrer Zeit ihr Gepräge aufdrückten — der Weg zum Prägſtocke mag ihm nun durch die Geburt offen geſtanden, oder er mag ſich ihn auf was immer für eine Art geöffnet haben — der das Ziel, nach welchem er ſtrebte, wenn er es auch erreichte, beim Beginn, ſo wie er es erreichte, erkannt, und es ſich gewählt hatte; der nicht einen andern Weg gehen wollte, als der, auf welchen er gedrängt, geſtoßen, verſchlagen, fortgeriſſen wurde; und der, wenn er am Ziele ſtand, ſich ſagen durfte: »Es iſt geworden, wie ich es mir vorgeſetzt; es hat ſich geſtaltet, wie ich es gedacht hatte; ich habe die Räder dieſer Maſchine geſtellt: und ſie werden laufen — »Wie lange? Ein Jahrhundert? ein Jahrzehend? ein Jahr? einen Monat? eine Woche? einen Tag? Es iſt eine lange Zeit um einen Tag; er hat vier und zwanzig Stunden: und jede Minute iſt hinreichend, daß eine mächtigere Hand, als die eurige, in das künſtliche Räderwerk eurer Maſchine haue, wie das Beil der zerſtörungsſüchtigen Arbeiter in die Maſchinen zu Birmingham oder Liverpool.«

»Dem Geiſte wollt ihr euer Gepräge aufdrücken. Wie werdet ihr das nur anfangen. Verſucht es doch mit einer einzigen Idee, bei eurer Frau, euern Kindern, euerm Vorgeſetzten, euern Untergebnen, euerm Knecht, eurer Magd, oder bei wem ihr immer wollt. Wenn ihr eure Idee in die fremde Seele hineinlegen könnt, wie ein Stuck Käſe in eine leere Schublade, die ihr dann verſchließt: ſo mag es gut ſeyn; liegt aber nur noch eine einzige andere Vorſtellung, Empfindung ꝛc. in ihr, mit der jene Idee ſich verbinden kann: ſo geſteht ein, ihr wißt, was ihr hineingelegt habt, aber nicht, was in der nächſten Stunde daraus zum Vorſchein kommen wird.

Noch will ich ein Wort über eure letzte Phraſe ſagen; ich meine die von den Wohlthätern des menſchlichen Geſchlechtes. Sie iſt bei weitem die hohlſte. Wir wollen die Heroen dießmal ganz bei Seite laſſen, und nur von ſo kleinen Leuten reden, wie wir ſelbſt ſind. Ihr liebt und haßt. Dem Freunde wollt ihr nützen, dem Feinde ſchaden. Nach was berechnet ihr nun euern Haß und eure Liebe? Nach ihrer nächſten, unmittelbaren Wirkung. Das Uble aber, was ihr euerm Feinde zufügt, hindert vielleicht ein weit größeres, das ihn ohne euern Haß getroffen haben würde: und das Gute, was ihr ihm bereitet, beraubt ihn vielleicht eines weit größeren Glückes, oder wird die Quelle ſeines Unglücks. Vielleicht ſage ich. Inzwiſchen werdet ihr dieſes Vielleicht gelten laſſen müſſen, wenn ihr euch nur daran denkt, daß jede Berechnung der Verkettung äußerer Ereigniſſe durchaus außer euerm Bereiche liege. Aber wie ſchwer meint ihr wohl falle dieſes Vielleicht ins Gewicht, wenn ihr das noch weit entſchiednere Unvermögen bedenkt, den Geiſt des Menſchen, die Wechſelwirkung und Verkettung ſeiner Vorſtellungen und Empfindungen, einer Berechnung zu unterwerfen? Ihr werdet mir doch eure pſychologiſche Weisheit nicht zu einem Preiſe verkaufen wollen, um welchen ich ſie unmöglich nehmen könnte; eine ſo hohe Meinung ich auch billiger Weiſe davon hege.«

»Ihr werdet mir vielleicht den Vorwurf machen, meine Forderung an die menſchliche Kraft gehe über die

Schranken hinaus, welche ihr geſetzt ſeyen, und jene ſey daher verwerflich von vorne herein. Allein bei eurer ſonſtigen Weisheit ſolltet ihr billig bedenken, daß man niemand, ohne guten Grund zu haben, eine Ungereimtheit aufbürden müſſe; am wenigſten, wenn man ſelbſt dadurch eine Ungereimtheit begeht. Es fällt mir nicht ein, von der menſchlichen Kraft zu fordern, daß ſie mehr leiſte, oder leiſten könne, als wirklich der Fall iſt; ich nehme ſie nur, wie ſie iſt.«

»Aber das werdet ihr ſagen, daß meine Anſicht eine ſehr proſaiſche iſt. Höchſt proſaiſch iſt ſie; denn ſie hängt Blei an jeden Fittich der Begeiſterung, und zieht dieſe herab zur niedern Erde, auf der wir zu Hauſe ſind. Ihr habt Recht; dürftig und kahl, und glanz- und farbenlos iſt das Leben ohne Poeſie, und die Poeſie ohne Begeiſterung. Aber wenn eben dieſe die höchſte Kraft der Seele iſt: ſo iſt es nur um ſo gewiſſer, daß es um alle Poeſie des Lebens, wenn das Leben Gefühl der Kraft ſeyn ſoll, ſehr mißlich ſteht. Denn obwohl die Poeſie ſich rühmt göttlichen Urſprungs zu ſeyn: ſo behält die Proſa, und zwar die allertrockenſte, ſo lang es ſich nicht um bloße Floskeln und Phraſen handelt, dennoch überall auf das entſchiedenſte Recht gegen ſie. Wie reizend und erhaben die Melodien auch klingen mögen, welche jene anſtimmt: dieſe überſchreit ſie mit ihren gellenden Mißtönen; wie prächtig jene die Farben auch miſche: dieſe breitet ihren grauen Flor über das ſchimmernde Gemälde; und wie ſtolz und herrlich jene auch baue; dieſe wirft Alles in verworrene Trümmer.«

»Er, er hatte ſich den Tempel ſeiner Lebenspoeſie über Trümmern aufgebaut. Ich wollte er hätte, als ich ihn zum letzten Mal ſah, Athem genug übrig gehabt, mich das Kunſtſtück zu lehren!«

Die Gebrüder Philoſtorgius.

Man würde mir Unrecht thun, wenn man mich einer ungebührlichen Freude über den offenbaren Sieg beſchuldigte, welche ich über meine Gegner erhalten hatte. Man ſpricht ſich aus einer Anſicht heraus, wie man ſich in eine Anſicht hineinſpricht. Das Erſtere war hier mein Fall. Ich hatte mich ſehr unzeitig und unbeſonnen aus meiner früheren Anſicht heraus, und damit um mein ganzes Reſultat und meine Definition geſprochen. Ein trauriger Gewinn für meine Indolenz! Wenn das Leben nicht Gefühl der Kraft iſt, was iſt es denn? — Ich wußte keine Antwort darauf zu finden. »Etwas muß es doch ſeyn,« ſagte ich zu mir ſelbſt; »und da du Anſpruch daran machſt, wirklich zu leben: ſo ſollteſt du wiſſen was es iſt; und weil man, wie Hauptmann Belling behauptet, von einer Sache keinen klaren Begriff hat, die man nicht definiren kann, es auch definiren können. Ach, der Hauptmann Belling! Dem bin ich ſeine Definition von Zeit auch noch ſchuldig. Ich wollte man bekäme die Definitionen zu kaufen, wie die Sackkalender.«

In dieſer Stimmung kam es mir nicht ungelegen, daß ich von meinem Freunde Thomas Philoſtorgius, wohlbeſtalltem Juſtizbeamten zu **, die dringende Einladung erhielt, in den nahen Oſterferien endlich einmal Wort zu halten, und ihn und ſeine Brüder zu beſuchen. »Ich wüßte nichts,« ſagte ich nach kurzer Überlegung zu mir ſelbſt, »was mich ſchneller aus allen meinen Grübeleien herausreißen könnte, als eine Gebirgsreiſe.« Und ſomit fertigte ich den Boten ab, und verſprach zu kommen.

Die Gebrüder Philoſtorgius ſind meine ſehr werthen Freunde ſeit den Univerſitätsjahren her. Ich hatte zuerſt mit Thomas Philoſtorgius Bekanntſchaft gemacht, und unſre gemeinſchaftliche Liebe zur Poeſie war das Band, welches uns zuſammenknüpfte. Ich ſelbſt hielt zwar mit meinen poetiſchen Entwürfen und Erzeugniſſen ſorgfältig hinter dem Berge: er aber, die Bruſt voll hohen Selbſtgefühls und edler Zuverſicht, glaubte ſchon damals ſein Licht kecklich auf den Scheffel ſtellen zu dürfen, und ſprach ungeſcheut aus, wie hoch er es künftig noch aufzuſtecken gedenke. Auch hat es wohl noch nie einen tragiſchen Dichter gegeben, der an Muth, ſich an das Schwerſte zu wagen, ihn übertroffen hätte. Es gab durchaus keinen Stoff, vor dem, wenn er nur irgend ein Quentchen Unheil enthielt, ſeine Unerſchrockenheit ſich geſcheut, und den er nicht binnen vier und zwanzig Stunden zurecht geknetet hätte. Mir fiel damals Feßlers Abälard in die Hände, der eben herauskam. Hier glaubte ich denn einmal eine Nuß gefunden zu haben, welche die Zähne meines Tragöden würden unaufgeknackt laſſen müſſen. Aber er knirſchte ſie zuſammen, als wäre ſie von Tragant geweſen. »Unheil und Jammer,« rief er; »und folglich eine Tragödie!« Nach drei Wochen war das Stück fertig, und an den damaligen Beſitzer des Joſephſtädter Theaters abgegeben. Als Freund Thomas hinging, um ſich ſeinen Beſcheid zu holen, begleitete ich ihn. Meyer empfing uns ſehr gut. »Hören Sie,« ſagte er zu dem Dichter, »mir iſt unendlich leid, daß ich von ihrem Stucke keinen Gebrauch machen kann. Es wurde ganz gewiß ein volles Haus machen. Allein ich kann es nicht wagen, und es ginge gewiß nicht.« Herr Thomas wollte Einiges einwenden. »Es geht nicht,« fuhr Meyer eifrig fort; »Sie, theurer Freund, haben das Ihrige gethan, und es war ein vortrefflicher Gedanke, daß Sie das Ganze ſo ernſthaft gehalten haben. Aber, wie geſagt, es geht nicht; — die Cenſur, der Anſtand. Beglucken Sie mich ja bald mit einem andern Stucke; Sie haben ein brillantes Talent fur die Poſſe.« Das Übrige darf ich unerzählt laſſen.

Eine weit unpoetiſchere Natur war der zweite Bruder Gottfried; der ſehr fleißig Medizin ſtudierte, und ſich in Thomas Nähe als praktiſcher Arzt niedergelaſſen hatte. Wie wenig Poeſie in ihm lag, mag man daraus abnehmen, daß er ſeinem Bruder in allem Ernſt vorſchlug, eine Lungenſüchtige, die er auf dem Clinicum behandelte, zur Heldin eines Trauerſpiels zu machen; ein Vorſchlag, den Herr Thomas fallen ließ: vermuthlich darum, weil er die Aufgabe zu wenig halsbrecheriſch fand, obwohl ein namhafter neuerer Dichter uber einem ſolchen aſtheniſchen Motive wirklich den Hals gebrochen hat.

Der dritte Bruder, der Jonas hieß, hatte ſich zwar eine hochſt poetiſche Lebensbeſtimmung gewählt —

denn welche andere könnte poetiſcher ſeyn, als die Landwirthſchaft — allein er hatte ſie aus einem ſehr unpoetiſchen Geſichtspunkte aufgefaßt. Ein Genie war er eben ſo gut, wie Bruder Thomas; aber kein poetiſches, ſondern ein merkantiliſches. Mit der ganzen Univerſität ſtand er in Tauſch- und Geldverkehr, und ſeine Stube glich einer vollkommenen Trödelbude. Er kaufte Alles, und wußte Alles zu verkaufen, wobei er, wie Manche behaupteten, nicht immer am allerehrlichſten zu Werke ging. Mich ſelbſt hat er nur einmal angeführt, und ich mache mir daher ein Gewiſſen daraus, jenem Gerüchte Glauben beizumeſſen. Auch hab ich es ihm redlich zurückbezahlt. Von zwanzig angefangenen Tragödien hatte Thomas eben die erſte vollendet, welche der k. k. Hoftheater-Direction angeboten werden ſollte. Wie jeder junge Dichter, hoffte auch er durch die Geburten ſeines Geiſtes ein reicher Mann zu werden, und ſprach davon öfters gegen mich und ſeine Brüder. Jonas, der ſich um Alles, was nicht unzweideutige Procente abwarf, ſehr wenig kümmerte, machte dann meiſtens ein ſehr ſkeptiſches Geſicht, und ſchien auf die ſanguiniſchen Hoffnungen ſeines Bruders wenig Vertrauen zu ſetzen. Allein jetzt wußte ich ihm von dem Werthe des neuen Trauerſpiels, und von dem Glück, welches dasſelbe machen würde, ſo viel vorzuſchwindeln, daß er in der Erwartung eines reichen Ehrenſoldes, jenes Meiſterſtück dem Verfaſſer, der eben ſehr nothwendig Geld brauchte, für den Spottpreis von ſiebzig Gulden abhandelte, und ſogar zwei Drittheile des Kaufpreiſes auf der Stelle erlegte; eine Übereilung, die er zu ſeiner höchſten Verzweiflung mit nicht weniger, als mit dem Verluſte von ſechs und vierzig Gulden und vierzig Kreuzern bußen mußte. Übrigens war er, außer dem Handelsverkehr, äußerſt rechtlich und gutmuthig: und da auch er mich ſchon mehr, als einmal auf ſeinen Freihof eingeladen hatte: ſo durfte ich nicht zweifeln, daß er meine Verführungskünſte und den dadurch erlittenen Schaden bereits vergeſſen haben würde.

Reflexionen.

Es iſt Schade, daß ich meine guten Vorſätze ſo ſelten halte; ſie ſind oft die vernunftigſten von der Welt. So hatte ich mir feſt vorgenommen, auf meinem Ausfluge, um mir ihn nicht zu verderben, mich alles Grübelns zu enthalten: und ſo lange ich auf der herrlichen Straße an dem rauſchenden, mit Platanen und Rüſtern beſaumten Weitenbache, und dann hinter Leiben in einer langen Allee von bluhenden Apfelbäumen dahin fuhr, hielt ich meinen Vorſatz auch wirklich auf das getreueſte. Als aber jetzt der Weg ſchlechter wurde, der Wagen alle Augenblicke über eine Baumwurzel kollerte, und ich von einer Seite auf die andere flog: ſo war es bald um die unbefangne Stimmung geſchehen, in der ich mich eben erſt ſo behaglich befunden hatte. Gutwillig gab ich mich zwar dem böſen Feinde gerade nicht hin; allein als er mich einmal bei einem Haare gefaßt hatte: ſo war ich bald ganz in ſeiner Gewalt. Die Gelegenheit aber, mich zu faſſen, waren die Baumwurzeln, oder vielmehr die Stoße, welche ſie verurſachten. »Dieſe

Baumwurzeln,« ſagte ich zu mir ſelbſt; »hätte mein theurer Freund Thomas ſchon lange ſollen ausgraben laſſen: denn er kann bei ſeinen poetiſchen Spaziergängen leicht einmal darüber ſtolpern, und ſich die Hirnſchale einſchlagen?« Das war nicht viel; aber der Teufel weiß immer aus wenig viel zu machen. Er raunte mir die Frage zu: ob Herr Thomas wohl noch immer fortfahre, Tragödien zu ſchreiben, die kein Buchhändler verlegen, und keine Direktion aufführen möge; beantwortete ſie mir gleich darauf mit einem: »Zweifelsohne;« und fragte mich nun, als er mich einmal ſo weit hatte, ganz keck: ob ſich denn wohl von Herrn Thomas ſagen laſſe, daß er lebe.

So ſah ich mich denn gerade auf dem Punkte, von welchem ich ausgegangen war. Dorat und mein werther Freund Herr Thomas. Ja, ich war offenbar jetzt noch ſchlimmer daran. Denn damals hatte ich doch gehofft, zu einem ſichern Reſultat zu gelangen: jetzt — So blieb mir denn nichts Anderes übrig, als das letzte Mittel, welches ich ſonſt immer anzuwenden pflege, wenn ich mich in irgend eine Frage zu tief eingelaſſen habe, und dennoch nicht damit zurecht kommen kann. In dieſem Falle faſſe ich dann das zuletzt gewonnene Reſultat mit Klauen und Zähnen, und ſage zu mir ſelbſt mit der entſchiedenſten Verſtocktheit: »Es iſt ſo!« Manchmal ſetze ich noch hinzu: »trotz Allem, was man dagegen aufbringen könnte;« oder ich rücke dieß und jenes noch ein wenig zurecht; ſage: »So iſt Alles in der ſchönſten Ordnung;« und mein philoſophiſches Gewiſſen legt ſich dann meiſtens zur Ruhe.

Auf ſolche Weiſe verfuhr ich denn auch dießmal. »Es iſt ſo!« ſagte ich entſchloſſen zu mir ſelbſt; »es iſt ſo; trotz Allem, was man dagegen einwenden könnte, und was ich ſelbſt mir dagegen eingewendet habe. Leben iſt Kraftgefühl, und der phyſiſche, wie der moraliſche Tod fängt dort an, wo dieſes aufhört. Was ſollte es auch Anderes ſeyn? Wenn ich dieſes Reſultat aufgebe: ſo habe ich gar keines. Gewiß iſt es alſo ſo, wie ich eben geſagt habe, was man auch immer dagegen einwenden möchte. Nur habe ich die ganze Sache anfangs ein wenig zu abſtract genommen. Da erſcheint denn die menſchliche Kraft freilich durchaus als Unkraft: weil überall eine mindeſtens mögliche Gegenwirkung ſie lähmen oder aufheben kann; und ſie daher nie ſicher iſt, ihr Ziel zu erreichen. Aber nicht in die luftigen Regionen der Speculation hätte ich mich verlieren, auf der **feſten, vielbetretnen Erde** hätte ich bleiben ſollen. Es würde ſich mir früher gezeigt haben, was mir jetzt auf einmal klar wird, daß der Menſch durch ſeine Kraft, wenn gleich nicht Alles, was er will, doch Vieles auszurichten vermöge; und wenn gleich nicht ſo, wie er will, doch ſo auf eine faſt ähnliche Weiſe; daß es faſt ſo herauskommt, daß man's faſt dafür nehmen könnte; und ſo weiter. Mit einem Wort, ſtößt er mit ſeiner Kraft gleich überall auf Schranken und Hemmketten: ſo mag er ſie doch ſelbſt in der Beſchränkung fühlen, und in dem ewigen Streben, ſie frei zu entwickeln, oder jene Schranken zu überſpringen.«

»Und ſo,« ſetzte ich triumphirend hinzu, indem ich ſchon ganz nahe auf das Schloß zufuhr, »ſo wäre alſo das Reſultat zuletzt dennoch glücklich gefunden: Leben iſt Gefühl der Kraft in der Beſchränkung.

Die Königin von Egypten.

Mein theurer Freund Herr Thomas Philoſtorgius war höchſtens vierzig Jahre alt: allein er ging bei ſeiner anſehlichen Länge ſo gebückt umher, und ſah ſo verwittert aus, daß man ihm auf den erſten Anblick unmöglich weniger, als fünfzig, geben konnte. Da es eben erſt vier Uhr vorüber war, ſo traf ich ihn noch in ſeiner Kanzlei; einem weiten, dumpfigen Gewölbe, das ſo ziemlich das Ausſehen eines Gefängniſſes hatte. Ich konnte nicht umhin, nach den erſten traulichen Begrüßungen dieſe Bemerkung zu machen. »Ein wahres Gefängniß,« erwiederte er, indem er den Schreibärmel abzog, und auf das Pult legte; »ein Gefängniß für Geiſt und Leib. Mir wird immer unheimlich zu Muthe, wenn ich es betrete. Kein dichteriſcher Gedanke wagt ſich in den Bereich dieſer Mauern. Darum komm, und laß uns das Freie ſuchen.«

Da er ausdrücklich bemerkt hatte, daß die poetiſchen Gedanken ſich nicht in den Bereich ſeiner Kanzleiklauſe wagten: ſo vermuthete ich nichts Anderes, als ſie würden dichtgeſchaart vor der Thüre auf ihn warten, und bei dem proponirten Spaziergange unſre Begleiter abgeben. Allein Herr Thomas hielt ſich zum Verwundern, und nur Örtlichkeiten machten den Gegenſtand unſrer Unterhaltung aus. Mit Vergnügen, und mannigfaltig unterrichtet, durchſtrich ich mit meinem Führer die Gegend, welche eine anmuthige Abwechslung von Wieſen, Feldern und kleinen Gehölzen darbot; und erſt als es zu dämmern und kühl zu werden anfing, kehrten wir nach dem Schloſſe zurück.

Wenn die Kanzlei meines Freundes einen ſehr unangenehmen Eindruck auf mich gemacht hatte: ſo überraſchte mich ſeine Wohnung auf ganz andere Weiſe. Hier verrieth Alles Wohlſtand und Eleganz; denn Herr Thomas hatte mit ſeiner Frau ein gar nicht unbedeutendes Vermögen erheirathet. Auch der Tiſch war trefflich beſtellt, und der Wein mild und feurig genug, um mich die derben Stöße im Wagen und den Spaziergang in der kühlen Abendluft auf das vollkommenſte vergeſſen zu laſſen.

Nach dem Abendeſſen führte mich Herr Thomas ziemlich bald in das mir beſtimmte Zimmer. »Rauchſt du noch, wie ſonſt?« fragte er, und als ich bejahte, ſetzte er hinzu: »Gut, ſo komm ich noch auf ein halbes Stündchen zu dir, und wir ſchmauchen.« Damit ging er; ich aber fing an, mir meine Umgebungen etwas näher zu beſehen. Sie waren ungemein anſprechend; das ſchwellende, mit den feinſten Linnen überzogene Bett; das elaſtiſche Sopha; die ſchönen engliſchen Nachtlandſchaften. Dem Bette gegenüber hingen in zwei reichvergoldeten Rahmen die Porträte meines Freundes und ſeiner Gattin. Die Letztere war als Braut gemalt, und mußte damals ſehr reizend geweſen ſeyn. Während ich nun, das Licht in der Hand, ihre Züge aufmerkſam durchſtudierte, ſchlug eine über dem Bette aufgehangene Spieluhr, und flötete in den lieblichſten Tönen: »Bei Männern, welche Liebe fühlen, ꝛc.«

»Ja es iſt ſo,« ſagte ich, indem ich das Licht auf den Tiſch ſetzte, und mich mit verſchränkten Armen an die Bettſtelle lehnte; »es iſt ſo; Leben iſt Kraftgefühl in der Beſchränkung. So hat ſich mein werther Freund, Herr Thomas Philoſtorgius, den friedlichen Hausaltar erbaut, und ſelbſt ein ſo arger Grübler, wie du, kann es ihm nicht ſtreitig machen, daß er im beſchränkten Kreiſe deſſelben ſeiner Kraft froh werde, und mithin wahrhaft lebe. Zwar hat er ſich da, wenn von ſeinem Zuſtande die Rede war, und du dieſen des Preiſens würdig fandeſt, mehr als einmal mit einem bedenklichen »Hm! ja« vernehmen laſſen: aber ſind eine ſo modrige Kanzlei, und der vollgepfropfte Aktentiſch gleich etwas unerfreuliche Zugaben zu ſeinem Glücke — aus der modrigen Kanzlei tritt er in ſeinen freundlichen Familientempel, und vom widerlichen Aktentiſch in ſeinen Garten oder ins Freie. Mit den Kindern ſeines Geiſtes iſt er freilich nicht gar zu glücklich geweſen, trotz des unerſchrocknen Muthes, den ich ſo oft an ihm bewundern mußte: aber die beiden flachsköpfigen Jungen, die da mit uns zu Tiſche ſaßen, ſind doch auch etwas, und geben ſeinem Kraftgefühl gewiß eine erfreuliche Beſchäftigung. Darum« — wollte ich fortfahren, als mein Freund in Schlafrock und Nachtmütze, zwei lange Pfeifenrohre mit Mundſtücken aus Bernſtein unter dem Arm hereintrat, und meine Reflexionen mit der Frage unterbrach, wie mir die beiden Porträte gefielen.

»So viel ſich beim Kerzenlicht beurtheilen läßt,« verſetzte ich, »ſcheinen ſie mir recht brav gemalt zu ſeyn. Deine Frau,« ſetzte ich hinzu, was meine Unbefangenheit und unſer vertrautes Verhältniß entſchuldigte, »muß einſt ſehr hübſch geweſen ſeyn.«

»Hm! ja;« erwiederte er mit großer Apathie, indem er für ſich und mich die Pfeifen ſtopfte; »ſie war ſo übel nicht, und ich war ziemlich verliebt in ſie. Sed transit gloria formae. Du haſt ſelbſt Augen. Darum habe ich mir eine andere Liebſchaft ausgeſucht.«

»Mein Gott!« rief ich, »du wirſt doch nicht —

»Sey unbeſorgt,« fuhr er ruhig fort; »dieſe Liebſchaft thut meiner ehelichen Treue nicht den geringſten Abbruch. Die Königin von Egypten iſt's, in welche ich mich verliebt habe; Cleopatra. Ich habe ſie zur Heldin einer Tragodie gewählt, von der ich etwas erwarte, und die gewiß zur Aufführung kommen ſoll. Das Stück Shakſpeare's kennſt du. Er hat das liebende Weib mit der verſchmitzten Buhlerin verſchmolzen. Ich aber habe die letztere allein in's Auge gefaßt. Das Motiv wird, wenn ich mich nicht täuſche, dadurch viel einfacher, und die Wirkung prägnanter.«

»O ganz gewiß;« ſagte ich ſehr kleinlaut, denn er zog bei den letztern Worten eine dicke Rolle Papier aus dem Buſen.«

»Ich habe,« fuhr er fort, »deine Schrift über das tragiſche Intereſſe recht aufmerkſam geleſen. In Allem ſtimme ich dir nicht bei; inzwiſchen kann es ſeyn, daß ich Einiges etwas zu flach aufgegriffen habe.«

»Daraus mache dir gar nichts,« fiel ich ihm ein;

»es iſt einem Paar meiner Recenſenten gerade eben ſo ergangen; z. B. dem in der Halliſchen Lit. Zeitung; obwohl ich im Ganzen gerade keine Urſache habe, mit den Herren unzufrieden zu ſeyn.«

»Nun ſo ſetze dich denn,« ſagte er, indem er mir Pfeife und Fidibus reichte; »höre und kunſtrichtere.«

Contendere durum. Ich ſetzte mich alſo, feſt entſchloſſen, ihm über ſein Stück ſo viel Freundliches zu ſagen, als ſich mit meiner Aufrichtigkeit und mit meinem dramaturgiſchen Gewiſſen nur immer vertragen würde. Mit geſpannter Aufmerkſamkeit, Kopf und Leib etwas vorwärts gebückt, lauſchte ich, ohne ein Auge vom Boden aufzuheben, ob ſich mir eine Veranlaſſung bieten wolle, meine freundſchaftliche Geſinnung zu bewerkthätigen. Zuletzt fühlte ich im Nacken ein unangenehmes Ziehen und Spannen. Sachte erhebe ich den Kopf. Rings um mich her herrſcht tiefes Schweigen und düſtres Dunkel. Der Leuchter mit der ſtark herabgebrannten Kerze ſtand im Waſchbecken. Schlaftrunken taumelte ich vom Sopha auf, und eilte zu Bette.

Ich bin meinem werthen Freunde Herrn Thomas Philoſtorgius das Zeugniß ſchuldig, er ließ des andern Tages über meine unzeitige Anwandlung von Schlafſucht nicht mehr Empfindlichkeit ſpüren, als man in ſolchem Falle, ohne unbillig zu ſeyn, einem Dichter unmöglich verargen kann.

Das kurze Kapitel.

Es erweckt immer ein ungünſtiges Vorurtheil, wenn ein Schriftſteller ein beſonders kurzes Kapitel ſchreibt, oder ankündigt. Entweder hat er dann über den Gegenſtand deſſelben nicht viel zu ſagen, oder er mag gern ſo ſchnell als möglich darüber wegkommen. Welches von beiden hier mein Fall ſey, mag der Leſer entſcheiden.

Bruder Gottfried trafen wir nicht zu Hauſe, wohl aber ſeine Gattin, eine ungemein kleine, ungemein häusliche Frau, die ihren Mann ungemein liebte, und ihm ungemein viel Kinder geboren hatte; zehn nämlich waren am Leben geblieben, vier geſtorben, und ein Erſatz für die letzteren nächſtens zu hoffen. Bruder Gottfried hatte, als er nach Hauſe kam, eine ganz ungemeine Freude, mich zu ſehen, und unterhielt mich beim Abendeſſen ungemein angenehm von ſeiner Praxis, wie ſie nämlich in einer ſolchen Gegend ungemein beſchwerlich ſey, und wie es nur bei dem ungemeinen Wirthſchaftstalente ſeiner Frau möglich ſey, auszulangen. Auch die lieben Kleinen trugen theils durch ihre naiven Pointen, theils durch anmuthiges Klotzen und Quickſen ungemein viel zu meinen Vergnügen bei. Mit einem Wort, ich befand mich in dieſen Tempel der ehlichen Glückſeligkeit ungemein wohl, ſo daß ich, als ich im Wagen ſaß, den Bruder Jonas mir bis hierher entgegengeſchickt hatte, ganz ungemein erfreut war, ihn endlich hinter mir zu haben.

Der Genieſtreich.

Herr Thomas fuhr wieder zurück, und ſchien mit Bruder Jonas nicht zum Beſten zu ſtehen. Auf meine vorläufige Frage nach dieſem, hatte er mir mit ſtolz zürnenden Augenbraunen nur die drei Sylben: »ein Vandal!« zur Antwort gegeben. Herr Jonas ſeinerſeits wußte inzwiſchen, wenn die Rede auf ſeinen Bruder kam, die Sache noch ökonomiſcher mit einer einzigen Sylbe abzumachen. Er ſagte nämlich von dem Tragiker: »Ein Narr!« und nur manchmal ſetzte er, der Abwechslung wegen, »ein wahrer,« oder »ein ausgemachter Narr!« hinzu.

Je weiter ich ins Gebirg hineinfuhr, deſto reizender und anmuthiger wurde die Gegend. Endlich öffnete ſich ein weites Thal, voll maleriſcher Partien, unter welchen mir das gaſtliche Haus meines Freundes ſchon von ferne entgegen glänzte. Es lag, von den Wirthſchaftsgebäuden umgeben, am ſchroffen Abhang eines Hügels halb zwiſchen Gebüſchen verſteckt, und hatte, obwohl es nur aus einem Erdgeſchoſſe beſtand, ein äußerſt gefälliges und einladendes Ausſehen. Herrn Jonas traf ich vor dem Hauſe in einer ökonomiſchen Verhandlung mit ſeinen Knechten und Mägden begriffen. Ausſehen und Begrüßung überzeugten mich im erſten Augenblick, er war noch ganz der Alte; nur noch ein wenig derber war er geworden. »Nu biſt du da,« rief er, indem er mir herzlich die Hand ſchüttelte; »ich habe mich beſonnen, ob ich den Wagen ſchicken ſolle: denn ich dachte, je gewiſſer es der Stubenhocker verſprochen hat, deſto weniger kommt er. Bruder Thomas iſt nicht mitgekommen, wie ich ſehe.«

»Dringende Geſchäfte haben ihn abgehalten.«

»Geſchäfte! Daß dich — Ich weiß es ſchon. Ein Narr! ein ausgemachter Narr! Soll ich ihm nicht wieder das Honorar für eines von ſeinen tollen Stücken abhandeln? Die ſechs und vierzig Gulden, vierzig Kreuzer, wäreſt du mir heute noch zu erſetzen ſchuldig. Ich begreif' es noch bis auf dieſe Stunde nicht, wie ich ein ſolcher Eſel ſeyn, und mich ſo von euch anführen laſſen konnte.« Dazwiſchen ſprach er wieder mit den Knechten und ſeinem Wirthſchafter. »Komm,« ſagte er endlich, »ich muß dich meiner Frau vorſtellen. Wir werden ſie jetzt in der Milchkammer treffen.«

Dort ſuchten und fanden wir ſie denn auch. »Da,« rief Herr Jonas, als wir eintraten, »bringe ich dir den ſaubern Vogel, der dem Bruder Thomas ſo redlich geholfen, mich um ſechs und vierzig Gulden, vierzig Kreuzer zu prellen.«

Die Frau empfing mich trotz dieſer zweideutigen Empfehlung auf das artigſte. Da die Ehen bekanntlich im Himmel geſchloſſen werden: ſo wird dieſer ohne Zweifel wiſſen, warum er Herrn Jonas gerade dieſe Frau zugeſellte. Menſchlicher Einſicht nach war ſie offenbar nicht für ihn geſchaffen. Schon ihr ſchmächtiger, faſt zarter Bau, das ſchone Oval ihres Geſichtes, und die nette Zierlichkeit ihrer häuslichen Kleidung ſtachen auffallend gegen Herrn Jonas gedrungene Formen, ſeinen krauſen Mohrenkopf und ſeinen ſtaubigen Flausrock ab. Aber ein Zug von überlegner Feinheit um ihren Mund konnte noch mehr, als dieſes, auf den Gedanken bringen, der Himmel konne ſich hier doch in Paarung der Ehſtandslooſe vergriffen haben; um ſo mehr, da dieſer Zug durch den Ausdruck eines hellen Sinnes und ruhiger Beſonnenheit in ihren Mienen, wie in ihrem ganzen Benehmen um ſo eigenthümlicher und anziehender hervortrat. Sie ließ es ſich wenig anfechten, daß Herr Jonas jeden Winkel durchſchnüffelte, in jeden Topf guckte, und überall etwas zu kritteln und zu poltern fand; und es war leicht zu erkennen, daß ſie in dieſer Hinſicht ihre Partie auf das entſchiedenſte genommen hatte.

Bis gegen Abend ſchleppte mich Freund Jonas in den Wirthſchaftsgebäuden herum, um ſie mir zu zeigen: die Querfragen und Irrthümer des Unerfahrnen nicht immer gerade mit attiſcher Urbanität beantwortend und berichtigend. Reichlich jedoch entſchädigte mich dafür die Unterhaltung beim Abendtiſche, welche die zierliche Frau durch ihren natürlichen Verſtand und ungezwungnen Witz ſehr anziehend zu machen wußte. Ich konnte es mir daher nicht verſagen, des andern Tages, als mich Freund Jonas, den ganzen Vormittag, wie er ſich ſehr geiſtreich ausdrückte, in der Gegend herumgeritten hatte, und wir vor Tiſche in dem ſeitwärts an das Haus ſtoßenden Garten auf und nieder gingen, das Lob der artigen Frau gegen ihn auszuſprechen.

»Nun ja, ſie könnte ſchlimmer ſeyn,« ſagte er, »aber Alles, was du da an ihr rühmſt, Geiſt, Witz, Verſtand, Beleſenheit, — das« rief er, indem er die rechte Hand hoch aufhob, und ſie gegen mich ſchwang, als wenn er mir die Kinnladen einſchlagen wollte — »das brauchte ſie Alles nicht. Das verdammte Leſen! Das iſt's ja eben, worüber ich mich beſtändig ärgern muß.

»Mein Gott! ich ſehe nicht, daß deine Wirthſchaft dabei litte; im Gegentheil —

»Das könnte Alles, noch ganz anders ſeyn. Sie könnte ſich der Sache viel mehr annehmen. Ich muß ganz allein den ganzen Tag mit dem Geſinde herumſchreien. Überdieß — meinen Jungen; du haſt ihn geſehen — «

»Ein hübſcher, kerngeſunder Knabe, der recht klug aus ſeinen zwei blauen Augen herausſieht.«

»Dumm iſt er nicht. Der ſoll nun durchaus ſtudieren. Das hat ſie ſich feſt in den Kopf geſetzt, und iſt nicht abzubringen davon. Bei jeder Gelegenheit ſteckt ſie ihm Bücher zu, lieſt ihm vor, erzählt ihm, und ſo weiter. Ich im Gegentheil habe einige von euern Schulbüchern in's Haus geſchafft. Begeht der Junge nun einen Fehler: ſo muß er ein paar Stunden darin leſen. So meinte ich, wollt' ich ihm das Studieren verleiden.«

»Ein ſinnreicher, ſehr zweckdienlicher Einfall!«

»Er hilft dennoch nichts; ſie arbeitet mir unaufhörlich entgegen.«

»Herzensbruder!« rief er, indem er mich auf das zärtlichſte umarmte, »du könnteſt mir einen Gefallen thun.«

»»Recht gerne.««

»Sie will ihn auf das Gymnaſium zu M— geben; du biſt dort zu Hauſe.«

»»Mehr, als mir lieb iſt,«« ſagte ich.

»Könnteſt du es nicht veranſtalten, daß der Junge das Studieren dort gleich im erſten Jahre ſatt bekäme?«

»Das wird ſchwer halten,« entgegnete ich. »So viel ich weiß, werden die jungen Leute dort ſehr gut behandelt, und mit großer Sorgfalt in Acht genommen. — Inzwiſchen will ich ſehen, was ſich thun läßt.«

»Du kannſt mir keinen größern Gefallen erzeigen. Ich will auch die ſechs und vierzig Gulden, vierzig Kreuzer ganz darüber zu vergeſſen ſuchen. Auf andre Weiſe gelang' ich nimmermehr zum Ziele. Du glaubſt nicht, wie hartnäckig ſie iſt. Da zieht ſich zwiſchen dem Hintertheil des Hauſes und der Hügelwand noch ein ſchmaler Streifen vom Garten hin. Weil nun dort die Fenſter ihres Budoirs, wie ſie es nennt, hinausgehen: ſo wollte ſie ſich vor dieſem Blumen anpflanzen. Mir aber fehlt es an einem paſſenden Platz für meine Schweinſtällchen. Der Platz war mir gerade recht. Die Schweinſtällchen werden alſo fertig, und ich ſchicke eines Tages, wo ich außer Hauſe bin, die Zimmerleute, um ſie aufzuſchlagen. Als ich Abends nach Hauſe kam, hätteſt du das Geſicht ſehen ſollen, das ſie mir machte. Die Zimmerleute hatten unverrichteter Dinge abziehen müſſen. Aber was that ich?«

»»Nun?««

»Ich machte einen wahren Genieſtreich. Ich ließ die Schweinſtällchen auf Räder ſetzen, und ſie ihr vor's Fenſter ſchieben, wo ſie nun ſeit vorgeſtern ſtehen, und ſtehen werden jetzt und immerdar.«

»Ein höchſt ſinnreicher Einfall!« rief ich; »und was den Vandalen betrifft,« ſetzte ich bei mir ſelbſt hinzu, »ſo unterliegt es keinem Zweifel, daß Herr Thomas auf das vollkommenſte Recht hat.«

Freund Jonas that ſich auf ſeinen Einfall, und auf die Standhaftigkeit, womit er ſeinen Willen durchgeſetzt hatte, ſo viel zu Gute, daß er mir das Corpus questionis ſogleich zeigen wollte, und mich an die Stelle hinführte. Aber zu ſeiner großen Beſtürzung war es verſchwunden. Nun eilte er vor mir in das Haus, und ich fürchtete, Zeuge von einer Scene ſeyn zu müſſen, wie ſie für den Gaſt jederzeit äußerſt unangenehm iſt. Allein während ich, das:

Bei Männern, welche Liebe fühlen,

vor mich hinſummend, langſam nachgegangen, war der ganze Sturm vorüber gezogen. Wie die kluge Frau es angefangen hatte, ihn ſo ſchnell zu beſchwören, wird ſie am beſten wiſſen. Im Vortheil war Herr Jonas ſicher nicht geblieben: denn er machte, als ich eintrat, ein mehr als mittelmäßig albernes Geſicht, und murmelte bloß: »mit den Weibern ſey nichts anzufangen.« Bei Tiſche ließ er zwar anfangs einigen Verdruß ſpüren: allein der treffliche Gebirgswein, den er zuletzt aufſetzte, brachte nicht nur ſeinen Gaſt, ſondern auch ihn ſelbſt in die beſte Laune, und ſo fiel mein Abzug weit fröhlicher aus, als ich es erwartet hatte.

Emblematiſche Studien.

So lange der Feuergeiſt des alten Riedenthalers vorhielt: ſo lange ging Alles gut; als ich aber ein halbes Stündchen im Wagen geſchlafen hatte, und der Einfluß jenes guten Geiſtes ein wenig nachließ: ſo verſuchte auch auf der Stelle der böſe Geiſt ſeine alte Tücke an mir, und fingerte an meiner Stirne herum, ob es ihm wohl gelänge, eines oder das andere meiner Haare zu erfaſſen. Inzwiſchen, ich war auf meiner Huth.

»Alles iſt in der ſchönſten Ordnung. Ohne das — kein Reſultat! keinen Begriff, keine Definition von Leben; eben ſo wenig als von der Zeit. Zwar ſcheint, was ich da in dieſen vier Tagen von Familienglück mit meinen leiblichen Augen geſehen habe, meinem Reſultate eben nicht ſehr günſtig zu ſeyn; Gleichgültigkeit, Philiſterthum und Rohheit, die gewöhnlichen Krebsgeſchwüre am Lebensbaum der ehlichen Glückſeligkeit: aber trotz dem — was ſonſt könnte dem Menſchen ein reineres, zuverläßigeres und befriedigenderes Gefühl ſeiner Kraft geben, als die Anwendung der letzteren für ein zweites Weſen, das er — «

»Halt!« rief ich ſo laut, daß es von den nahen Hügeln, zwiſchen welchen ich gerade hinfuhr, wiederhallte; »halt! ich hab' es!«

»»Halten ſoll ich?«« fragte der Knecht, der mich führte, indem er die brauſenden Pferde anhielt; »haben Sie etwas verloren?«

»Fahr zu, mein Sohn!« ſagte ich; »gefunden habe ich etwas, und das zur glücklichen Stunde.« — »Was,« wiederholte ich meine vorige Periode, »was Anderes könnte auch dem Menſchen ein reineres und vollkommneres Gefühl ſeiner Kraft, und ſomit ſeines Lebens geben, als die Thätigkeit für ein zweites Weſen, das er liebt, und von dem er wieder geliebt wird. Nur Schade,« ſetzte ich ganz kleinlaut hinzu, »daß ich von der Liebe gar ſo wenig verſtehe, da ich mich mein ganzes Leben durch nicht mit ihr abgegeben habe. Inzwiſchen andere Leute verſtehen deſto mehr davon; und bei dieſen will ich nachfragen, ſobald ich nach Hauſe komme.«

Die Leute, bei welchen ich dießmal Nachfrage zu halten beſchloß, waren — die Emblematiker. Ich hatte mich vor ein paar Jahren eine zeitlang mit ihnen abgegeben, und war dadurch zu der vollkommenſten Überzeugung gekommen, daß ſie im ganzen Gebiet der Literatur die ärgſten Quer- und Flachkopfe ſind. So viel ich auch in meinem Leben Zeit verderbt habe: ſo bereue ich doch keine mehr, als diejenige, dich ich an ihre Erfindungen wendete. Gegen das Emblem mit ſeiner Deviſe, wenn man ſich jenes als ein ſinnreiches Rathſel, und die Deviſe als Schlagwort fur dieſes, und zugleich fur eine ganze Reihe von gehaltvollen Ideen oder Empfindungen vorſtellt, laßt ſich wenig einwenden: allein unter tauſend Emblemen findet man kaum zehn ertragliche, und unter hundert erträglichen kaum ein vorzugliches. So war denn der Einfall, bei den Emblematikern Belehrung uber die Liebe zu ſuchen, freilich ein wenig ſonderbar: allein es iſt einer meiner Grundſatze, daß man ſich nicht leichter und ſicherer uber eine Sache in's Klare helfen konne, als wenn man ſie mit recht vielen Dingen vergleiche. Im Vergleichen aber ſind die Emblematiker ſtark.

Die Liebe hatten ſie, wie Ernaths Mundus symbolicus, den ich gleich des andern Morgens, nachdem ich den Staub davon weggekehrt hatte, zu Rathe zog, auswies, verglichen: mit — — —

Caſtalio.

Vermuthlich wird es der Leſer für eine Art von humoriſtiſch ſeyn ſollendem Bocksſprung halten, daß ich da mit meinen emblematiſchen Studien ſo ſchnell abbreche, und ihn ſeiner Meinung nach zum Beſten habe; aber er thut mir Unrecht. Ich hatte es in der That im Sinn, ihn mit dem ſchlechten Witz der Emblematiker, und mit vielleicht nicht viel beſſerem aus meiner eigenen Fabrik zu bedienen. Ich dachte mir auf dieſe Weiſe ſo wohlfeil als möglich über die Liebe wegzuhelfen, da ſie mir hier doch einmal als Vorwurf für meine Grübelei gegeben war, und ſomit einem andern Studium auszuweichen, das ſich mir aufdrängte. Aber es iſt eben ſo ſchwer eine frohe oder traurige Erinnerung abzuwehren, als ſich der Neigung zum Grübeln zu entziehen.

Ich erinnere mich irgendwo — ich glaube in Sturz Schriften — geleſen zu haben, die Clairon hab die Worte: »Armer Caſtalio!« nie ausſprechen können, ohne daß ihr Thränen in die Augen gekommen wären. Ich befinde mich in einem ähnlichen Falle. Ich kann mich nie an meinen Freund ** — hier mag er ebenfalls Caſtalio heißen — erinnern, ohne daß mein Auge feucht würde. Darum meinte ich die Sache durch die Querköpfe, die Emblematiker abzuthun. Armer Caſtalio!

Kein freundlicher Stern hatte bei ſeiner Geburt ihm geleuchtet. Die frohe Zeit der Kinderjahre, in der Jeder glücklich iſt, verfloß ihm theils unter beſtändigem Kränkeln, theils unter dem härteſten, wie unter dem unvernünftigſten und nachtheiligſten Drucke. Von der früheſten Zeit ſeines Daſeyns an ſchien ſich Alles zu vereinigen, die Entwicklung ſeines inneren Lebens zu ſtören und zu hemmen; und dennoch: wie reich und üppig entfalteten die Blüthen deſſelben ſich nicht dennoch! Tauſende und tauſende ſtreifte und ſengte die rauhe Hand des Mißgeſchicks, die ſchonungsloſe Bosheit hinweg: und tauſend andere drängten ſich aus ihren Knoſpen, und quollen hervor in überreicher Fülle.

Nie war ein treuer Führer ermahnend, warnend an ſeine Seite getreten. Auch ohne ſolchen hatte ſein Geiſt die rechten Bahnen erkannt, und wenn er ſich von ihnen verirrte, ſich immer aus eigner Kraft wieder darauf zurückgefunden.

Die Lebenskraft und der Lebensmuth dieſer Bruſt, die Begeiſterung dieſes Herzens für das Gute und Schöne ſchienen unerſchöpflich zu ſeyn.

Wenn inzwiſchen das Schickſal einen Unglücklichen zu Grunde richten will: ſo weiß es mit ſeiner Aufgabe immer zu Stande zu kommen. Dieſen ſchmettert es mit einem einzigen Keulenſchlage zu Boden, oder ſtürzt ihn mit *einem* Ruck in den Abgrund: jenen geißelt es ſo lange, ſo hämiſch, und ſo unaufhörlich mit Ruthenſtreichen, bis er zuletzt erſchöpft dahin ſinkt. Alles weiß es ihm zur Qual zu wenden; aus Allem weiß es ihm Gift zu bereiten; jeder frohen Erwartung weiß es den Schmerz unterzuſchieben, jede Hoffnung weiß es ihm zu verkümmern; und bei jedem muthigen Aufſchwunge zieht es ihm mindeſtens einige Federn aus, bis er eben nur ſo viel Kraft übrig behält, um dieſe in fruchtloſen Verſuchen, ſich über den Boden zu erheben, von ſelbſt dahinſchwinden zu ſehen.

Mit *Caſtalio* hatte es den zweiten Weg eingeſchlagen. Lange genug hatte er mit immer friſchem Muth gegen ſeinen feindſeligen Groll und gegen den Unmuth über ſein Schickſal gerungen. Aber endlich ſah ich dennoch die Saiten ſeines Geiſtes, wie ſeines Gemüthes, erſchlaffen; und ſein früher oft leidenſchaftlicher Unmuth ging in eine kalte, gleichgültige Ruhe über. Vertrauensloſigkeit bemächtigte ſich ſeiner ganzen Seele. Die ſchlimmſte aller Krankheiten des Geiſtes befiel ihn jetzt: er hatte Urſache mit dem Schickſal zu grollen, und er hielt dieſen Groll feſt und gewann ihn lieb.

Da warf die Liebe einen ihrer reinſten und hellſten Strahlen in ſein dunkles Leben.

Streiflichter.

Ich befand mich damals in Leobersdorf bei Baden, und hatte ſehr oft Gelegenheit nach Wien zu kommen. Es war am 20. October des Jahres 1811, als ich bei einem ſolchen Beſuche ſogleich nach Tiſche zu Caſtalio eilte. Sein Gemüthszuſtand hatte in der letzten Zeit offenbar nachtheilig auf ſeine Geſundheit zurückgewirkt, und dieſe mir zu entſchiedenen Beſorgniſſen Anlaß gegeben. Wie ſehr fand ich ihn nicht verändert! Wie überraſcht war ich nicht, ihn ſo verändert zu finden!

Mehr glücklich abgelauſcht, als errathen, hatte ich ſchon früher, daß eine unterdrückte Liebe, die wenig oder nichts hoffte, an ſeinem Inneren zehrte. Ich war um mehrere Jahre jünger als er: und dieſer Umſtand, ſo wie die hohe Achtung, die ich für ſeinen Charakter, wie für ſeine Geiſtesüberlegenheit hatte, machten, daß, wie ſehr er mich auch liebte, dennoch nicht jene Vertraulichkeit zwiſchen uns Statt finden konnte, welche ſonſt zwiſchen Freunden von gleicherem Alter nicht zu fehlen pflegt.

Ich enthielt mich unbeſcheiden zu forſchen; aber nur die glückliche Liebe konnte eine ſo raſche und gänzliche Umwandlung ſeines ganzen Weſens hervorgebracht haben. Späterhin öffnete ſich mir ſein Herz freiwillig; er war zu glücklich, um ſein Glück in ſich zu verſchließen, und ich lernte ſogar ſeine Geliebte kennen, die Witwe eines — ſchen, während der letzten Invaſion in Wien verſtorbenen Legationsrathes. Je höher inzwiſchen meine Erwartung geſpannt geweſen war, um deſto weniger fand ich ſie im erſten Augenblicke befriedigt. Ich habe ſchönere Frauen geſehen. Die Züge ihres Geſichtes waren edel und übereinſtimmend; doch konnten nur die freie, offene Stirne, die ſchön gewölbten, ſchwarzen Braunen über den dunklen Augen, und das äußerſt reizend geformte Kinn für ausgezeichnet gelten. Aber wenn auch nur der leiſeſte Hauch des Gefühls ihre Seele bewegte; wenn irgend ein hoher oder anziehender Gedanke ſie ergriff, oder ihr geboten ward: dann verbreitete ſich über alle ihre Züge ein hinreißender Zauber und der Ausdruck derſelben wurde unwiderſtehlich. Dann wurde es ſichtbar, jede edle Empfindung, jeder Anklang des Guten und Schönen, jeder geiſtreiche Scherz fand hier ſeinen Widerklang Winkelmann hat Recht: Die beſeelte Schönheit allein iſt es, die ſchön iſt.

Die Romanze.

Caſtalio hatte in einer der angenehmſten Vorſtädte Wiens eine ſehr helle und freundliche Wohnung inne, die aber im letzten Sommer durch einen neuen Anbau viel verloren hatte, und merklich dunkler geworden war. Da gerade um dieſe Zeit ſein Unmuth ſich immer mehrte, und manchmal auch mich verletzte: ſo nahm ich von jenem Bau Veranlaſſung zu ſagen: ſein Gemüth verdunkle ſich, wie ſeine Wohnung, und es werde in beiden gleichmäßig düſterer, wie jener Bau vorrücke. Durch Wiederholung dieſes Scherzes waren die Bilder von Helle und Dunkelheit, von Licht und Finſterniß zur Bezeichnung ſeines, und gelegenheitlich auch meines Gemüthszuſtandes unter uns ſtehend geworden, und wir bedienten uns ihrer im Scherze, wie im Ernſte, nach allen ihren Schattirungen. Jetzt ſchritt freilich die unfreundliche Jahreszeit immer mehr vor, und immer fühlbarer wurde der Nachtheil jenes Baues, je näher die Winterſonnenwende heranrückte. Aber jetzt konnten wir nur mehr die eine Hälfte unſers Bildervorrathes brauchen. Ein helleres Licht, als am Himmel leuchtete, war in Caſtalio's Seele aufgegangen, und verbreitete ſeinen Verklärungsſchimmer über Himmel und Erde. Und wie rein, wie mild, wie heiter glänzte nicht dieſer Schimmer! wie gänzlich vertilgte er nicht jeden trüben Schatten von Groll und Unmuth! wie raſch und leicht bewegte in dieſem Lichtmeer nicht der Geiſt ſeine Schwingen, und fand Bahnen, die er früher kaum geahnet hatte: und wie muthig ſtrebte er im ſeligen Gefühl ſeiner Erneuerung nicht auf zum erſten Quell alles Lichtes! Auch auf mein Leben fiel der Widerſchein dieſer Verklärung. Nie bin ich beſſer, nie menſchlicher, und trotz des Widerwärtigen meiner Lage, nie heiterer geweſen. Das Glück eines Freundes, den ich liebte und ehrte, machte auch mich glücklich; und wie die Liebe ſein Gemüth erhob und begeiſterte: ſo wirkte ſeine Begeiſterung auch auf mich erhebend zurück.

So verging der Winter. Die Tage wurden länger und heller; aber Caſtalio's Stirn ſchien ſich jetzt manchmal zu umdüſtern. Ich fragte nicht, und hoffte es ſollte vorüber gehen. Eines Abends traf ich ihn am Pianoforte. Er phantaſirte ſchweigend in leiſen Tönen vor ſich hin. Auf dem Pulte lag eine Romanze aufgeſchlagen, die er eben erſt, oder vor Kurzem, ſelbſt gedichtet und componirt haben mochte. Ich las. Die erſten beiden Strophen ſind mir im Gedächtniß geblieben.

Will ſo früh es Nacht ſchon werden,
Hat es doch kaum recht getagt:
Sonne! ſinkeſt du ſchon wieder,
Eh' noch hell dein Strahl geglänzt?

Blüthen, die ihr euch den Knoſpen
Kaum entwunden, welkt ihr ſchon;
Laue Frühlingslüfte wandelt
Ihr ſo ſchnell in Froſt euch um?

Die Melodie dieſer Romanze hatte etwas ungemein Ergreifendes; und täuſchte mich mein Gefühl nicht: ſo lag dieſes darin, daß ein Anklang von kalter Reſignation mit dem Tönen der tiefſten Wehmuth auf eine wunderbare Weiſe in ihr verſchmolzen war.

Und immer mehr wurde es Nacht. Wie am heiterſten Tage die aufſteigenden Nebel ſich um die Sonne legen, und erſt ein trübes Dunkel verbreiten, das immer düſterer und bänglicher wird, bis ſich endlich die volle Gewitternacht über die Erde lagert, und der Wetterſtrahl herabzuckt: ſo lagerte ſich immer drückender

der finſtere Unmuth, die hoffnungsloſe Verzweiflung auf Caſtalio's Seele. So rückte die Sommerſonnenwende herbei. Drei Tage nach dieſer beſuchte ich ihn. So lang ich lebe wird das Bild jenes Abends, jener Nacht nicht aus meinem Gedächtniſſe ſchwinden. Nicht die wilde Heftigkeit des Schmerzes war es, was ich ſah; auch nicht jenen kalten Groll, welchen das Übermaß deſſelben öfters zu erzeugen pflegt. Ich ſah einen Schmerz, der die Seele vernichtete. Auch mich vernichtete dieſer Schmerz. Ich wußte dem Unglücklichen nichts zu ſagen, ihn nicht zu tröſten. Mit verſchränkten Armen, mit offner Bruſt ſtand er faſt regungslos im Fenſter. Wenn ich ſeine Hand ergriff, ſo ließ er ſie mir; und ließ ich ſie fahren, ſo ſank ſie wie leblos herab. Gegen Morgen hatte ich ihn zu ſeinem Stuhl am Pianoforte gefuhrt. Auch hier ſaß er ohne ſich zu regen. Nur als Morgens der Bediente hereintrat, und die Jalouſien aufſtieß, und plötzlich das helle Tageslicht in das verdüſterte Zimmer drang, zuckte ein wilder Schmerz über alle Muskeln ſeines Geſichtes. Der Ausdruck deſſelben in dieſem Augenblicke läßt ſich nicht bezeichnen. Jahre lang hat die Erinnerung daran mich verfolgt, und wenn heitere Bilder in meiner Phantaſie auftauchten, oftmals wie ein Nachtgeſpenſt ſie weggeſchreckt.

Ad libitum.

Die Überſchrift dieſes Abſchnittes ſoll anzeigen, daß es gänzlich dem Leſer überlaſſen bleibe, den Faden von Caſtalio's Geſchichte nach eigenem Belieben weiter fortzuſpinnen. Ich ſelbſt finde nämlich für gut, ſie hier abzubrechen. Man wird mein Werk, ſo wie nach andern Beziehungen, gewiß auch als ein humoriſtiſches beurtheilen, was es doch weder ſeyn will, noch ſeyn ſoll; — zum mindeſten Herr Doktor Carl R — k — z, der durchaus zum lauten Lachen oder zum lauten Weinen gebracht ſeyn will: — warum ſollte ich alſo auf die Willkür des Humoriſten Verzicht leiſten, der von allen Schriftſtellern am wenigſten von ſeinem Verfahren Rechenſchaft ablegt.

Der Leſer mag demnach den Verfolg von Caſtalio's Geſchichte ſelbſt dichten. Gehört er nun zu denjenigen, die menſchlich genug empfinden, um an dem Glück eines Andern Freude zu haben, und in der Betrachtung desſelben ein eben ſo reines als edles Vergnügen zu finden: ſo wird er nicht nur jene finſtere Gewitterwolke, die über Caſtalio's Haupt ſich zuſammengezogen hatte, zertheilen, und den heiteren Tag zurückführen: er wird auch ſo viel Licht und ſo viel magiſchen Schimmer darüber ausgießen, als er nur immer vermag; und den Mittagshimmel ſeiner Liebe und ihre Abendrothe mit ſo viel goldenen Wolken umſäumen, und ſie mit ſo reizenden Tinten ausmalen, als ſein Farbentopf ſie nur immer beſtreiten kann. Wie nun aber der Werth eines vorzüglichen Gemäldes nicht in bloßen Lichteffecten oder in einer friſchen und kräftigen Färbung allein beſteht, ſondern auch eine geiſtreiche und dem Gegenſtande entſprechende Erfindung und eine richtige Zeichnung dazu erfordert werden: ſo wird er, um ſeinem Bilde in ſich ſelbſt Beſtand zu geben, und an demſelben eine wahre Freude haben zu können, ſich auch um die Wahrheit und den innern Zuſammenhang ſeiner Erfindung, ſo wie um die pſychologiſche Richtigkeit der Ausführung aller einzelnen Theile bekümmern, und will er es mir zum Danke machen, dabei nicht bloß ſehr ſorgfältig, ſondern auch ein wenig grübleriſch und pedantiſch zu Werke gehen.

Ein ſolcher Leſer wird daher, eh' er in den Farbentopf greift, um das Bild von Caſtalio's Glück zu malen, ſollte er auch, wie ich ſelbſt, der Meinung ſeyn, daß das ſittliche Streben ſich nirgends von unſern Neigungen abhängig machen dürfe, darum nicht minder zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit auf dieſen Hauptpunkt wenden. Er wird ſich zuerſt im Allgemeinen die Frage ſtellen: ob denn die Liebe wirklich eine ſolche Zauberkraft beſitze, daß ſie die Grundlage unſrer ſittlichen Veredlung abgeben, und uns zu einem entſchiedenen und erfolgreichen Streben nach dieſer begeiſtern könne. Er wird die Antwort auf dieſe Frage nicht bei den Dichtern ſuchen, die mittelſt der Liebe aus jedem Pinſel einen Helden, ſo wie häufig genug aus dem Helden einen Pinſel machen, ſondern bei dem Pſychologen: obwohl ich gerne geſtehe, daß mir, was dieſe gewöhnlich zu antworten wiſſen, ungenügend zu ſeyn ſcheint. Denn wenn das gänzliche Hingeben an die Betrachtung der Vorzüge des geliebten Gegenſtandes; wenn der Wunſch ſeiner ſo vollkommen als möglich werth zu ſeyn, gleich allerdings begeiſternd und ermuthigend auf das Gemüth des Liebenden einwirken: ſo erklären ſie darum doch nicht Alles. Mir ſcheint dieſe Wirkung der ſittlichen Liebe vielmehr vorzüglich daraus hervorzugehen, daß

Dasjenige, was uns nach unſerer Eigenthümlichkeit als das Höchſte, das der Liebe und Verehrung Würdigſte, und als das Beglückendſte im Gemüthe aufgegangen, und von uns erkannt worden iſt, uns in dem geliebten Gegenſtande als ein Wirkliches begegnet, und wir uns nun dadurch, weil der entſchiedene Zug, gerade zu dieſen geiſtigen und ſittlichen Vorzügen, nach der Eigenthümlichkeit, in welcher ſie ſich darſtellen, in uns liegt, in unſerem Streben darnach gekräftigt und gefördert finden. Dadurch nämlich, daß uns das Höchſte und Würdigſte in dem geliebten Gegenſtande nicht in bloß poetiſcher Anſchauung, oder in einem unbeſtimmten Begriffe, ſondern als ein Wirkliches entgegen tritt, womit wir uns auf das innigſte zu verbinden, und das wir ſo vollkommen, als möglich, zu beſitzen wünſchen, erhält nicht nur unſer Streben nach eben jenen Vorzügen, ſondern unſer ganzes Weſen einen höheren Grad von Klarheit und Sicherheit. Eben die reinſte und ſittlichſte Liebe iſt es aber, welche hier immer am wenigſten irrt, und am wenigſten ſich verirrt; ſelbſt dann nicht, wenn ſie den Schimmer einer idealen Verklärung über den geliebten Gegenſtand ausgießt, und ſein Haupt mit Strahlen umflicht, welche ſie nicht dieſer armen Erde abgeborgt hat.

Will nun der geneigte Leſer dieſer Erklärung — die ihn allerdings an die Marotte des dürren Magiſters erinnern dürfte, keine Poeſie gelten zu laſſen, die ſich nicht aus der Proſa des Wirklichen aufbaue — ſeinen Beifall geben: ſo wird er ſich dadurch zu zwei Stücken bewogen finden. Er wird ſich, hoff' ich, bewogen finden, mir das Zeugniß zu geben, daß ich, obwohl ich Caſtalio's Geſchichte nur mit ein paar Strichen ſkizzirt habe, ihm bei dieſem die Anwendung jener Erklärung ſo leicht als möglich gemacht, und ſo nahe als möglich gelegt habe. Denn liegt in der ſittlichen Liebe wirklich die Kraft, uns für das Schöne und Gute zu begeiſtern, uns zu dem regſten Streben darnach zu befeuern, uns mit dem freudigſten Muth und dem zuverſichtlichſten Vertrauen zu erfullen, daß wir dieſes Ziel ſicher erreichen werden: wo ſollte die Kraft ſich entſchiedener bewähren, als an einem Gemüthe, das tauſendfach beirrt und mit ſich ſelbſt zerfallen, durch das hochſte und reinſte Glück, das es ſich erſehnte, und in dem es ſich vollkommen befriediget findet, zu einem klaren und ſicheren Bewußtſeyn ſeines Strebens und ſeines Werthes geführt wird. Wie ein Wanderer, der in finſterer Nacht ſcheu, unſicher, zagend, von tauſend Beſorgniſſen beklemmt, von tauſend Gefahren umgeben, von einem Abweg auf den andern verlockt, jetzt beim Anbruch der Morgenröthe ſich unerwartet auf ebenem Pfade zu ſeinem Ziele erblickt, und alles Bangen und alles Zagen von ſich ſchüttelnd mit friſcher Kraft darauf zuſchreitet: ſo ſieht auch ein ſolches Gemüth, wie durch das plötzliche Hervorbrechen eines überirdiſchen Lichtes, die beängſtigende Nacht ſeines Unmuthes und ſeiner Zweifel verſchwinden; in heller Klarheit erkennt es das Ziel ſeiner beſſeren Sehnſucht, und mit freudigem Vertrauen auf die ihm wiedergekehrte Jugendkraft regt es muthig die Schwingen, um die offene Bahn zu durchfliegen, die es ſonſt nur geahnt, und an deren Daſeyn ſelbſt es zuletzt im vertrauungsloſen Mißmuthe verzweifelt hatte.

Das Zweite, was ich von dem geneigten Leſer hoffe, iſt, er werde, wenn er mit der Zeichnung Caſtalio's im Reinen iſt, auch etwas an die Zeichnung der Dame wenden. Hier habe ich ihm freilich ſchlecht vorgearbeitet; aus dem zureichenden Grunde, weil ich ſie nur zwei Mal, und darunter noch dazu einmal nur in größerer Geſellſchaft geſehen habe, ſo daß ich kein hinreichend beſtimmtes Bild von ihr gewinnen konnte. Inzwiſchen ſoll es, glaub' ich, dem Leſer nicht ſehr ſchwer fallen, das Bild zu vollenden. Mit jener leiſen Fühlbarkeit des Gemüthes, mit jener regen Empfänglichkeit für das Gute und Schöne, die ich ſelbſt als auszeichnende Züge dazu geliefert habe, wird er die Sache für keinen Fall abgethan glauben dürfen. Denn wenn das Weib veredelnd und verſöhnend, ermuthigend und kräftigend auf den Mann zurückwirken, und ihn über ſich ſelbſt erheben ſoll: ſo wird es ihr ſelbſt an Erhebung des Geiſtes und an einem lebendigen Bewußtſeyn ihres ſittlichen Werthes nicht fehlen dürfen. Dennoch wünſchte ich nicht, daß der Leſer bei der Ausmalung ihres Bildes mit allzu wohlgemeinter Sorgfalt verführe, und, alle geiſtigen und ſittlichen Vorzüge in demſelben zu vereinigend bemüht, eine Art von Ideal zu Stande brächte, das ſchwer oder gar nicht zu finden wäre. Wenn er in dem Weibe, welches er ſchafft, einen hellen Verſtand mit einem richtigen und dabei tiefen Gefühl, Innigkeit der Empfindung und Heiterkeit des Geiſtes, Charakterkraft ohne Starrſinn mit ſanfter Milde und natürlicher

Herzensgüte zu verbinden weiß, und ihr dabei eine lebhafte Empfindung, ſo wie ein klares Bewußtſeyn ihres ſittlichen Werthes gibt: ſo wird er ſie reich genug ausgeſtattet haben, um die höchſte Liebe und Verehrung auch des beſten Mannes zu verdienen, und der Hypotheſe von der veredelnden Kraft der Liebe alle mögliche Ehre zu machen.

Hat er nun ſein Werk einmal ſo weit geführt: ſo bleibt ihm wenig mehr zu thun übrig. Denn es gibt wohl keine feſtere Grundlage, ſo wie keine größere Bürgſchaft für das Glück der Liebe, als daß beide Theile in ihrem ſittlichen Streben durch einander ſich gefördert fühlen. Und nun mag er ſeine beſten Farben daran wenden, um die übrige Zuthat dieſes Glückes ſo reich und ſo reizend auszumalen, als ihm nur immer möglich iſt. Vielleicht wird er am beſten thun, wenn er auch hier mehr auf jenen ſanften, milden Farbenton bedacht iſt, der uns überall ſo gewinnend anſpricht, wo wir ihn immer treffen, als auf jene üppige Farbenpracht, die das Auge mehr überraſcht und verwirrt, als ſie es erquickt und dauernd befriedigt. Immerhin mag er es daher unterlaſſen, den glänzenden Prunk und Schimmer des Glückes über ſeine Schützlinge auszugießen, Baldachine und Marmorſäle über ihnen zu wölben, und einen Schwarm von Klienten und Dienern um ſie her zu verſammeln. Ein beſcheideneres Glück wird ihnen vollkommen genügen, wenn es ihnen erlaubt iſt, frei von Sorgen, ihres Lebens froh zu werden, und die Vergnügungen deſſelben mit gleichgeſinnten Freunden zu genießen. Das höchſte, wie das reinſte Glück aber werden ſie immer in ſich ſelbſt finden; in dem Gefühl, ſich wechſelſeitig zu lieben; ganz einander anzugehören; und durch die unzerreißbaren Bande einer ihrer ſelbſt ſich klar bewußten Neigung, wandelloſer Treue, und innigen Vertrauens mit einander verbunden zu ſeyn.

Hat die Phantaſie des geneigten Leſers nun dieſes Hauptbild vollendet: ſo wird es ihr leicht ſeyn, ſo viele Copien davon zu nehmen, als ſie nur immer Luſt hat. Ich ſage Copien; mit Recht und Unrecht. Die Hauptperſonen nämlich werden in jeder derſelben dieſelben bleiben: denn daß in den ſpäteren Gemälden die friſche Farbe der Jugend von ihren Wangen verflogen ſeyn, und ihr ſchwarzes Haar grau gefärbt erſcheinen wird, wollen wir billig nicht in Anſchlag bringen. Und dennoch wird keine dieſer Scenerien der andern gleich, und jede eigenthümlich und neu ſeyn durch irgend einen beſondern Zug von jener ſüßen Vertraulichkeit, welche in einer glücklichen Ehe jedem Tag ſeine eigene Würze gibt, und von jenem Beſtreben, jeden Tag eine Blüthe in das Leben des geliebten Gegenſtandes zu flechten, die, weil ſie nicht ſelten und koſtbar iſt, darum nicht minder lieblich duftet, und nicht ſchneller hinwelkt. Iſt nun dem Leſer das Glück ſeiner Schützlinge bei jedem dieſer Bilder theurer geworden: dann mag er, um das letzte in der ganzen Reihe zu vollenden, ſeinen Pinſel in den zarteſten Duft der Abendrothe tauchen: denn nicht von der Erde darf er die Farben nehmen, mit welchen er in den Blicken der Scheidenden die milde Wehmuth über ihre Trennung, mit dem heitern Rückblick auf ihr glückliches Leben und mit der heiligen Hoffnung verſchmelzen will, daß ſie nach kurzer Friſt ſich wiederfinden und noch inniger, als ſie es in dieſem Leben waren, Eines mit dem Andern vereinigt ſeyn werden.

Die Ungeneigten.

Ich wünſche mir viele ſolche Leſer, wie Diejenigen, von welchen ich eben geſprochen habe: aber ich hoffe nicht, ſie zu finden. Die Phantaſie der meiſten Menſchen wird durch das Unglück Anderer leichter angeregt, als durch das Glück; ſie beſchäftigt ſich leichter und lebhafter mit den Bildern des erſteren, als des letzteren. Wenn wahre Bösartigkeit, oder auch nur reine Selbſtſucht der Grund dieſer Erſcheinung wären: ſo wäre es billig, in Caligula's Wunſch auszubrechen, daß alle Menſchen nur einen einzigen Hals haben möchten. Was inzwiſchen die Pſychologen im Allgemeinen darüber ſggen, daß nämlich das Gefühl bei den meiſten Menſchen zu flach oder zu ſtumpf ſey, um durch das Glück Anderer lebhaft angeregt zu werden, genügt keineswegs. Wir ſind vertrauter mit den Bildern des Unglucks, als mit denen des Gluckes, denn weit öfter werden uns jene, als dieſe geboten; wir haben mehr von jenem zu furchten, als von dieſen zu hoffen, und mächtiger wirkt auf das Gemüth die Furcht, als die Hoffnung. Auch haben die Bilder des Unglucks mehr Beſtimmtheit und ſchärfere Umriſſe, als jene des Gluckes. Wenn wir irgend einmal auf einen wahrhaft Glucklichen treffen: ſo ruht ſein Gluck in ſeinem Inneren; es ſproßt da aus ſeiner eigenthümlichſten Eigenthümlichkeit, und aus tauſend Wurzeln, die ſich unſerm Blick entziehen. Uberdieß iſt der Wunſch, ſelbſt glücklich zu ſeyn, ſo ſtark in uns, daß wir, wo von fremdem Glücke die Rede iſt, immer zuerſt an uns ſelbſt denken. Auch liegt das Bild der beſondern Art von Glückſeligkeit, die unſerer Eigenthümlichkeit am meiſten zuſagt, und die wir uns ſelbſt wünſchen, meiſtens in ſolcher Beſtimmtheit, und ſo ausgebildet in uns, daß wir faſt nur dieſe beſondere Art von Glückſeligkeit recht lebhaft empfinden können, und dabei, wenn wir ſelbſt ſie entbehren, Andere aber im Beſitz derſelben ſehen, ſelten von den Regungen des Neides und der Mißgunſt gänzlich frei bleiben.

Dieß Alles zuſammengenommen läßt mich nicht erwarten, daß die größere Zahl der Leſer geneigt ſeyn werde, ſich viele Mühe zu geben, um die finſtere Wolke, die ſich über Caſtalio's Haupte zuſammengezogen hatte, zu zertheilen, und ſeine Geſchichte im Sinne jener kleineren Anzahl von Geneigten fortzuſpinnen. Sie werden im Gegentheile ganz kurzweg annehmen, er habe ſich erſchoſſen, erſäuft, erſtochen oder aufgehängt; oder er ſey außer Landes, oder in eine entfernte Provinz gegangen, und habe ſich dort langſam zu Tode gehärmt; welche Letztern denn allerdings am nächſten gerathen haben dürften, da ich ihn im Jahre 1819 in Zara antraf, und ſein Ausſehen, wie ſein theilnahmsloſes Betragen, kein günſtiges Zeugniß weder für ſeine phyſiſche, noch für ſeine moraliſche Geſundheit ablegte. Eben ſo kurz werden ſie ſich die Frage beantwortet haben: was wohl die Veranlaſſung geweſen ſey, daß Caſtalio's Glück ſich ſo ſchnell in das Gegentheil verwandelt habe? Die Meiſten werden — denn man räth immer auf das Gewohnlichſte zuerſt — auf Beſtandloſigkeit von Seite ſeiner Geliebten rathen, und wenn ſie ein bischen pſychologiſche Stümper ſind, der Meinung ſeyn, es habe ihr, bei allen ihr zugeſtandenen Vorzügen, dennoch an Erhebung des Geiſtes und an feſter Willenskraft gefehlt. Ich ſelbſt habe jene Frage gänzlich unberührt gelaſſen; aus dem, wie ich glaube, ſehr zulänglichen Grunde, weil ich von dem Zuſammenhange der Sache nur unvollkommen, und beinahe ſo wenig, als gar nicht, unterrichtet bin.

Am unbarmherzigſten werden jene Leſer aber ganz gewiß mit meinem armen Caſtalio verfahren.

Sie werden ſagen, es ſey eine Thorheit von ihm geweſen, ſein ganzes Lebensglück, und ſeinen Lebensmuth an die Liebe eines wandelbaren Weibes zu knüpfen.

Hier, guter Caſtalio, werde ich dich nicht ſtecken laſſen. Ich werde die Thorheit freilich zugeben müſſen, mindeſtens wenn es mit der Beſtandloſigkeit Derer, die du ſo wahr, ſo rein und ſo innig liebteſt, ſeine Richtigkeit haben ſollte; aber ich werde jene Ungeneigten erſuchen, das Wenige, was ich von dir erzählt habe, noch einmal zu leſen, und wie viel Stümper ſie auch in der Kenntniß des menſchlichen Herzens ſeyn mögen, mir dann zu ſagen, ob es anders bei dir kommen konnte, als es wirklich gekommen iſt. Freilich wird dir das wenig helfen; denn ſie werden behaupten, es ſey darum nicht minder eine Täuſchung geweſen, wenn du glaubteſt durch deine Liebe dein Lebensglück feſt begründen, und an ihr deinen geſunkenen Muth wieder aufrichten zu können. Nun werde ich mich zwar auf das beruſen, was ich über die Macht der Liebe oben bereits angeführt habe: aber ſie werden, furcht' ich, auf mein Citat wenig Ruckſicht nehmen, und mir ihrerſeits den Bruder Thomas Philoſtorgius mit ſeinem: »Hm, ja, Sie war einſt gerade nicht übel;« das Philiſterthum von Bruder Gottfrieds Ehe, und Herrn Jonas Schweinſtällchen citiren. Will ich ihnen nun auch jenes Gemälde der dir geneigteren Leſer vorhalten: ſo wird das wieder wenig helfen. Sie werden, wenn ſie einen ſolchen Verlauf der Dinge nicht gleich von vorne herein für eine poetiſche Pinſelei erklaren, zum mindeſten behaupten, daß er, als wirklich angenommen, eine ſo ſeltene Ausnahme ſeyn würde, daß er gar nicht in Rechnung gebracht werden konne, und daß wenn ſich ja wirklich einmal das Gluck der Liebe bei zwei Menſchen in dem probehältigen Werth, und in dem Schwung ihrer Empfindungen feſter, als gewöhnlich begrundet finde, dasſelbe dennoch tauſend äußeren Zufällen ausgeſetzt ſey, und von dieſen nur ſehr ſelten begunſtiget werde. Sie werden eine zahlloſe Reihe jener Zufalle und Veranlaſſungen zum Mißmuth, zum Kummer und zu den ſtechendſten Sorgen aufzuzählen wiſſen, die auch bei Verbindungen, welche ſonſt noch hätten glücklich ſeyn konnen, den herbſten Wermuth in den Becher der Freude gießen. Auch dabei aber werden ſie es nicht bewenden laſſen. Sie werden den Gehalt der Empfindung ſelbſt zu verdächtigen ſuchen, und behaupten, nur ſelten beſitze ein Mann Energie der Seele, und noch weit ſeltener ein Weib Erhebung des Geiſtes genug, um durch die Hingebung an ein einziges Gefühl ſich gänzlich befriedigt zu finden. So ſey jenes Gefühl im Manne immer dem unruhigen Drängen und Treiben anderer Wünſche und Beſtrebungen, im Weib immer dem Unbeſtand und Wankelſinn ausgeſtellt. Wo ſich aber auch immer jene Kraft des Gemüthes, an einem Gefühle feſtzuhalten, in ihrer höchſten Potenz finde: da vermöge ſie ſich doch nie auf gleicher Höhe zu halten; jeder Tag trage das ſeinige dazu bei, ſie herabzuſpannen; und jeder nehme etwas von dem magiſchen Schimmer hinweg, den wir eben bei dem Glück der Liebe am meiſten für unvergänglich halten, und der ſich bei keiner andern Art von Glück als ſo wandelbar und vergänglich ausweiſe.

Glaube nicht, guter Caſtalio, daß ich deine Sache ſo leichtſinnig aufzugeben geneigt ſey. Schon meines Reſultates wegen kann ich es nicht. Denn der Liebe war ich noch immer am meiſten geneigt es zuzutrauen, daß der Menſch durch ſie ſich in der Beſchränkung ein ſicheres Glück gründen, und auf dieſe Weiſe zu einem reinen Gefühl ſeiner Kraft gelangen könne.

Selbſtgeſtändniß.

Ich möchte keinen von dieſen ungeneigten Leſern zum Freunde haben.

Ich habe bereits oben bemerkt, Caſtalio ſey um mehrere Jahre älter geweſen, als ich. Wenn darum auch nicht jene rückſichtsloſere Vertraulichkeit, wie unter Freunden von gleicherem Alter, zwiſchen uns Statt finden konnte: ſo liebte er mich dennoch auf das innigſte, und ich hing an ihm mit ganzer Seele. Dennoch; als jener

Schlag ihn traf, ging dieſe freundſchaftliche Zuneigung von ſeiner Seite, nicht bloß in Erkaltung, ſondern in gänzliche Theilnahmsloſigkeit und Gleichgültigkeit über. Die herzliche, ich darf ſagen ängſtliche Theilnahme, welche ich ihm bei ſeinem Schmerz zeigte, rührte ihn nicht im geringſten, und er ſchien jede Empfänglichkeit fur irgend etwas Anderes, als fur dieſen verloren zu haben. Als er einige Monate darauf nach Ungarn ging, und von da nach Zara verſetzt wurde, ſchrieb er nur ein oder zwei Mal; und als ich ihn in letzterer Stadt ganz unerwartet antraf, äußerte er keine größere Freude, als wir allenfalls empfinden, wenn wir zufällig auf einen alten, uns ſonſt aber ganz gleichgültigen Bekannten ſtoßen. Seit jenem Zuſammentreffen habe ich auch nicht das Geringſte von ihm erfahren.

Damals that mir ſein Betragen wehe, obwohl ich es entſchuldigte; jetzt habe ich die Sache anders anſehen gelernt.

Auch ich habe ſeit jener Zeit die Macht des Schmerzes empfunden. Ich habe Freunde, auf deren Anhänglichkeit ich feſt vertrauen kann, und ich liebe ſie auf das zärtlichſte. Mehr; ich rechne die Pflichten der Freundſchaft unter die heiligſten und unverbrüchlichſten: denn wen ſollen wir lieben, wenn wir diejenigen nicht lieben, welche uns lieben. Aber dennoch habe ich, wenn mich die ganze Heftigkeit eines Schmerzes ergriff, wenn ich in einzelnen Perioden meines Lebens tiefer in Kummer und Unmuth verſank, es lebhaft gefühlt, daß auch meine liebſten Freunde mir gleichgultig wurden. Ich habe mich in ſolchen Perioden mehr als einmal gefragt, ob ich wohl hinreichende Kraft haben würde, in dieſem Zuſtande den Pflichten der Freundſchaft Genüge zu leiſten. Ich habe mir mit: Ja, geantwortet, und ich durfte es: denn ich habe ſeither zwei entſcheidende Erfahrungen darüber gemacht. Aber auch nur die bloße Pflichterfüllung war es, was ich mir abzuringen vermochte. Wie wenig aber war das nicht! Und wenn nun der Freund gerade in dieſem Augenblicke einer herzlichen Theilnahme bedurft hätte? wenn er mehr, als dieſe, wenn er der zarteſten Schonung bedurft hätte?

Iſt die Leidenſchaft weniger eigenſüchtig, als der Schmerz? Wenn dieſer die Bande der Freundſchaft auflöſt, werden ſie jener heilig und unverletzlich ſeyn? Es hat in der älteren, wie in der neueren Zeit Enthuſiaſten in der Freundſchaft gegeben, und wer auch den Glauben an einen Enthuſiasmus in der Freundſchaft, welcher jede Leidenſchaft überwiegt, die damit in einen Widerſtreit tritt, nicht faſſen kann, verdient es gewiß nicht, einen Freund zu beſitzen. Wie ſtark und lebendig aber auch jener Enthuſiasmus ſey: der Pſycholog wird immer einen Grad von Leidenſchaft zugeben müſſen, der es vermag ihn aufzuheben. Die Geſchichte erzählt uns die glänzendſten und rührendſten Beiſpiele von aufopfernder Freundſchaft; aber ſie zählt noch weit mehrere von den entſchiedenſten Siegen auf, welche ſelbſt in edlen Gemüthern die Leidenſchaft über die Freundſchaft zu erringen wußte.

Es gibt gewiß kein feſteres Band der Freundſchaft, als das gemeinſchaftliche Streben nach einem großen, rühmlichen Zwecke. Eine ſolche Freundſchaft vermag in ſtarken Seelen wohl auch den Sieg über die Liebe zu gewinnen, obwohl Shakſpeare meint: Freundſchaft ſey in allen Dingen zuverläßig, nur eben in der Liebe nicht. Allein weit gefährlicher wird ihr vielleicht eine andere Leidenſchaft werden, der Ehrgeiz. Eben wo ſie uns in jener edelſten Form, als Verbindung zur Erreichung eines großen, ruhmvollen Zweckes erſcheint: da erſcheint auch die Neigung zum Freunde, in ſo fern jener Zweck zugleich das Ziel des Ehrgeizes iſt, von vorne herein abhängig von den Forderungen des Letzteren; wenn gleich nicht als Dienerin, doch als Gehülfin eigenſüchtiger Abſichten in Anſpruch genommen. Was immer daher dieſe Abſichten mit ihrem Ziele entzweit: entzweit nothwendig auch den Freund mit dem Freunde; um ſo nothwendiger, da die Freundſchaft hier ein offenbares Recht zu haben glaubt, das gewünſchte Opfer in Anſpruch zu nehmen.

Gibt es aber wirklich, was hier nicht geläugnet werden ſoll, einen Grad von Freundſchaft, der jede Prüfung aushält: wo wollt ihr dieſen Freund finden; und wenn ihr ihn findet, wie wollt ihr ihn verdienen? Wie anders, als wenn ihr mit ihm auf gleicher Höhe ſteht, oder euch auf die gleiche Höhe zu ihm erhebt. Geſteht es ein, ihr müßt hier unter Hunderttauſenden vom Glücke ausgezeichnet werden, und unter Hunderttauſenden der Auszeichnung werth ſeyn; oder ihr werdet mit dem Verſuch, ganz im Freunde zu leben, eh' ihr es euch einbildet, verunglücken können.

Bedenklichkeiten.

Ich fange an zu fürchten, es ſteht um mein Reſultat nicht zum Beſten. Das habe ich nun von der feinen Standrede, die ich jenen Floskelkrämern und Phraſendrechslern über Kraft und Unkraft, von der Erinnerung an den dürren Magiſter aufgeregt, gehalten habe. Sie klingt mir jetzt ſehr zur Unzeit in den Ohren. Liebe und Freundſchaft ſind ein paar gar hübſche Wörter: aber es kommt mir vor, als wenn gerade hier unſere Kraft, an das Ziel zu gelangen, das wir uns ſtecken, ſich als wahre Unkraft erweiſe. Beide ſind freilich darum nicht minder köſtliche Himmelsgaben, weil wir in ihnen unſer Ziel nicht vollkommen erreichen, und uns nicht vollkommen durch ſie befriedigt finden: aber daß wir gar nicht ſicher ſind, dieſes Ziel zu erreichen, daß wir von jedem Lüftchen nach der entgegengeſetzten Seite verſchlagen werden, und alle Hoffnungen auf Freude und Lebensglück jeden Augenblick ſich uns in Schmerz und Qual verwandeln können: das ſcheint mir das Bedenkliche bei der Sache.

»Das Leben des Mannes beſteht in der Ehre;« ſagt ein großer Schriftſteller. Damit wäre nun wenigſtens für die eine Hälfte des menſchlichen Geſchlechts feſtgeſtellt, was Leben ſey. Was iſt nun aber die Ehre? Nach Falſtaff: ein Wort, Luft; nach der Meinung minder berufener Philoſophen hingegen beſteht ſie in gerechten Anſprüchen, unſerer ſelbſt erworbenen Vorzüge wegen von Andern geachtet zu werden. Die erſte Definition iſt die eines Niederträchtigen; gegen die zweite weiß ich nichts einzuwenden, als daß ſie mich — um mein Reſultat beringt.

Was mich am meiſten dabei verdrießt, iſt, daß ſie es auf eine ſo heimtuckiſche Art thut. Auf den erſten Anblick ſieht man ihr das gar nicht an. Wenn die Ehre in gerechten Anſpruchen an die Achtung Anderer beſteht: ſo bedarf es, um ſie zu gewinnen, nicht mehr, als daß wir uns ſolche Anſpruche erwerben. Das aber hängt von unſerer Kraft ab; und ſomit wäre das rechte Ziel fur unſere Kraft, und, wenn das Leben in der Ehre beſteht, auch die ſichere Bedeutung des Lebens gefunden. Da ſteckt nun aber ein ganzes Schock Heimtucke in dem Wort: Anſpruche. Jeder Anſpruch heiſcht Anerkennung. Denk' ich nun bei dem Streben nach Ehre den Anſpruch auf Anerkennung hinweg: ſo fallt jene mit dem bloßen Selbſtbewußtſeyn unſers Werthes zuſammen; iſt aber die Anerkennung jener Anſprüche durch Andere ein weſentlicher Beſtandtheil der Ehre: ſo ſieht es ſehr mißlich um das Gefuhl unſerer Kraft aus, denn der Erfolg meines Strebens hängt dann nicht mehr von mir ſelbſt, ſondern von Andern ab.

Es iſt aber nicht zu läugnen, daß ſich bei Andern nur ein geringer Grad von Geneigtheit vorausſetzen läßt, uns die verdiente Ehre zuzugeſtehen; eben ſo wenig iſt zu läugnen, daß ſich in ihrer Mißgunſt, in ihrer ſehr nahe dabei betheiligten Eitelkeit, und in ihrem aus dieſer entſpringenden Wohlgefallen an Klatſcherei und Verleumdung eine bedeutende Ungeneigtheit dazu vorausſetzen laſſe; und am allerwenigſten iſt zu läugnen, daß dieſer Mangel von Geneigtheit und dieſe Ungeneigtheit über unſere Ehre nach Willkür entſcheiden werden. Es iſt wahr, es iſt eine ungemein ſchöne Phraſe, eine ganz vortreffliche Phraſe, eine recht erhabene Phraſe: »die Anerkennung unſers Verdienſtes durch die Entſchiedenheit deſſelben erzwingen.« Aber — um zuerſt von den großen Leuten zu reden — nennt mir einen einzigen hiſtoriſchen Charakter, ſo groß, ſo edel, ſo erhaben er immer geweſen ſey, deſſen Ehre unangetaſtet geblieben wäre. Von der Verleumdung, von der Parteiſucht, meint ihr; und die Geſchichte habe an ihrem Ruf glänzend ihr Werk gethan, und ihn, wenn er befleckt geweſen, rein gewaſchen; und wenn er im Dunkel geſtanden, ihn in's helle Licht gerückt. An wie Vielen aber hat ſie wohl dieſes ehrenvolle Waſch- und Scheueramt verrichtet, und mit welchem Geſchick, und mit welchem Erfolge? Wie viele Andere hat ſie nicht aus Mangel an Einſicht oder ſorgfältiger Prüfung ruhig mit allen Flecken bedeckt gelaſſen, mit welchen Bosheit, Mißgunſt und Parteiwuth vom Anfang her ſie beſchmitzt hatten? wie viele Andere hat nicht ſie ſelbſt beſudelt; aus Unwiſſenheit, aus Leidenſchaftlichkeit, oder aus abſichtlicher Verleumdungsſucht. Und wenn ſie das Verdienſt geltend machen will, die Überlieferin des Verdienſtes zu ſeyn: wird ſie ſich auch anmaßen den Antheil mit Sicherheit zu beſtimmen, welchen, wenn etwas Großes geſchehen iſt, jeder Einzelne von denjenigen daran hatte, durch die es vollbracht wurde. Wenn ſie das aber nicht kann, wie kann ſie Anſpruch daran machen, eine wahrheitsliebende Beurtheilerin des Verdienſtes und eine gerechte Ausſpenderin der Ehre zu ſeyn. Seht zu, wie ſie mit euern Zeitgenoſſen verfährt; wie weit hier ihre Einſicht und ihre Unparteilichkeit reichen: und beſtimmt dann, wie weit der entſchiedenſte Anſpruch auf Ehre auf die Anerkennung dieſer Prieſterin der Wahrheit zählen dürfe.

Und dann ſeht euch um in dem engeren Kreiſe eurer Stadt, eures Fleckens, eures Dorfes, eures Hauſes: ſeht wie die beleidigte Eitelkeit lauert, um auch an dem Beſten einen Flecken zu entdecken; wie die Mißgunſt grinſt, wenn ſie einen ſolchen gefunden hat; wie die Verleumdung ihn vergrößert, und die Klatſchſucht mit boshafter Zunge geſchäftig herumläuft, um ihn Jedem zu zeigen, der ihn ſehen will, oder nicht ſehen will. Laßt den rechtſchaffenſten Mann einen einzigen geringen Fehltritt begehen, und man wird ihn einen Schelm nennen; laßt den Verſtändigen einmal etwas Verkehrtes ſagen; und er wird ein Dummkopf heißen. Von Allem, wozu es den Menſchen an gutem Willen fehlt, iſt das Anerkennen fremder Tugenden und Vorzüge gewiß dasjenige, wozu er am wenigſten geneigt iſt. Bedürfte das eines Beweiſes, ſo wäre er unwiderleglich durch die Erfahrung geliefert, daß gerade überall Diejenigen, welche ſich am nächſten ſtehen, die ſich am beſten kennen müßten, und am richtigſten zu würdigen vermochten, immer am eifrigſten bemüht ſind, Einer der Ehre des Andern einen Flecken anzuhängen. Gelinge es auch Einem, ſich gerechte Anerkennung zu erzwingen — zählt diejenigen, deren Ehre bei gleichen Anſprüchen beſchmitzt, beſudelt, verläſtert, zerriſſen, und zu Grunde gerichtet wird.

Wenn das Leben des Mannes in der Ehre beſteht:

ſo läßt ſich wenigſtens nicht läugnen, daß es an einem ſehr ſchwachen Faden hänge, den oft die Hand des feigſten Schurken zu zerreißen ſtark genug iſt.

Aus meinem Leben.

Eines, ſollte man denken, wäre geeignet, dem Verdienſt ſichere Anerkennung zu verſchaffen, Dankbarkeit. Aber indem ich eben verſuchen will, hier einen feſten Untergrund zu ſuchen, ſtoße ich auf eine Stelle in Göthe's: Aus meinem Leben, die mich ſchnell wieder in die offene See hinausbläſt.

»Dank und Undank,« ſagt er, »gehören zu den in der moraliſchen Welt hervortretenden Ereigniſſen, worüber die Menſchen unter einander ſich niemals beruhigen können. Ich pflege einen Unterſchied zu machen zwiſchen Nichtdankbarkeit, Undank und Widerwillen gegen den Dank. Jene erſte iſt dem Menſchen angeboren, ja anerſchaffen: denn ſie entſpringt aus einer glücklichen, leichtſinnigen Vergeſſenheit des Widerwärtigen, wie des Erfreulichen, wodurch ganz allein die Fortſetzung des Lebens möglich wird. Der Menſch bedarf ſo unendlich vieler äußerer Vor- und Mitwirkungen zu einem leidlichen Daſeyn, daß wenn er der Sonne und der Erde, Gott und der Natur, Vorvordern und Eltern, Freunden und Geſellen immer den gebührenden Dank abtragen wollte, ihm weder Zeit noch Gefühl übrig bliebe, um neue Wohlthaten zu empfangen, und zu genießen. Läßt nun freilich der natürliche Menſch jenen Leichtſinn über ſich walten: ſo nimmt eine kalte Gleichgültigkeit immer mehr überhand, und man ſieht den Wohlthäter zuletzt als einen Fremden an, zu deſſen Schaden man, wenn es uns nützlich wäre, auch etwas unternehmen dürfte. Dieß allein kann eigentlich Undank genannt werden, der aus der Rohheit entſpringt, worin die ungebildete Natur am Ende ſich nothwendig verlieren muß. Widerwille jedoch gegen das Danken, Erwiederung einer Wohlthat durch unmuthiges, verdrießliches Weſen iſt ſehr ſelten, und kommt nur bei vorzuglichen Menſchen vor: ſolchen, die mit großen Anlagen und dem Vorgefühl deſſelben, in einem niederen Stande oder in einer hülfloſen Lage geboren, ſich von Jugend auf Schritt vor Schritt durchdrängen, und von allen Seiten her Hülfe und Beiſtand annehmen müſſen, die ihnen dann manchmal durch Plumpheit der Wohlthater vergällt, und widerwärtig werden, indem das, was ſie empfangen irdiſch, und das, was ſie dagegen leiſten, höherer Art iſt: ſo daß eine eigentliche Compenſation nicht gedacht werden kann.«

Ich erinnere mich noch recht wohl des Tages und der Stunde, wo ich dieſe Stelle zum erſten Male las. Es war vor neunzehn Jahren, und ich damals vier und zwanzig Jahre alt. Das Leben lächelte mich eben nicht mehr freundlich an. Denn ich ward, wenigſtens in einer Hinſicht, als ein kluges Kind geboren, und hatte faſt von Kindheit an gemerkt, daß mein Leben verhunzt ſeyn würde, wenn es ſo ginge, wie es zuletzt wirklich ging. Aber dennoch warf ich damals das Buch weg, und rief, im Innerſten empört: »Das iſt Verleumdung der menſchlichen Natur!«

Es war albern; aber ich begreife, wie ich ſo albern ſeyn konnte. Damals noch, und wohl auch noch lange ſpäter — wie ging mir nicht das Herz auf, wenn jemand einen freundlichen Blick, ein aufmunterndes Wort an mich wenden mochte. Wenn ich jetzt noch daran denke, wie damals für jeden Pfenning des geſchenkten Wohlwollens dem Geber mein ganzes Herz entgegen flog, und wie unbedenklich ich jeden Pfenning für echte Münze nahm: ſo meine ich jetzt, am 17. Auguſt des Jahres 1832, es hätte Alles ein wenig anders kommen ſollen, und knirſche ein wenig mit den Zähnen. Aber auch jetzt noch, am 17. Auguſt des Jahres 1832, Nachmittags um vier Uhr, halte ich jene Stelle für eine Verleumdung der menſchlichen Natur. Keineswegs liegt in dieſer die Neigung nicht dankbar zu ſeyn — was der große Dichter von der Dankbarkeit gegen Sonne und Erde, gegen Gott und die Natur ꝛc. ſagt, iſt wenig mehr, als Faſelei — ſondern vielmehr das Gegentheil. Es iſt ein angenehmes, wohlthuendes Gefühl, Andere zu lieben, und von ihnen geliebt zu werden. Auf dieſem Gefühl aber beruht alle Dankbarkeit, wo ſie nicht zunächſt auf dem Pflichtgefühle ruht. Was daher immer den Drang, Andere zu lieben, und das freudige Gefühl, von ihnen geliebt zu werden, in uns herabſtimmt und herabſpannt, Kränkung, Mißgeſchick, Zurückweiſung, Verwerfung, Undank: das wirkt auch der Dankbarkeit entgegen; es macht uns mißtrauiſch gegen die Echtheit fremden Wohlwollens, und geneigt, Andern auf die nämliche Weiſe zu erwiedern, wie unſer eigenes Wohlwollen gegen Andere uns erwiedert wurde.

So verſchrumpft denn allmählich eine der edelſten und menſchlichſten Blüthen des Gemüthes in unſerem Buſen; und wo ſie nicht verſchrumpft: da wird mindeſtens der nächſte Froſt des Unglucks, der nächſte Eiſeshauch unverdienten Haſſes, unverdienter Kränkung oder unverdienten Undanks ihr den friſchen Duft und die heitere, helle Farbe nehmen, durch die ſie faſt allein einen Werth hat.

Hamlet.

Wenn Göthe in obiger Stelle ein wenig links gehauen: ſo hat er ein anderes Mal deſto beſſer getroffen. »Es gibt,« ſagt er irgendwo, »keinen allgemeinen Satz, der nicht ſogleich aufhörte ganz wahr zu ſeyn, ſobald man ihn auf einen beſonderen Fall anwendet.« Darum hatte Shakſpeare ſeinen Hamlet dem Polonius auf deſſen Äußerung, »er wolle die Schauſpieler nach Verdienſt behandeln,« nicht ſollen zur Antwort geben laſſen: »Potz Wetter, Mann, viel beſſer. Behandelt jeden Menſchen nach ſeinem Verdienſt, und wer iſt vor Schlägen ſicher?« So allgemein muß man einen Satz nicht ausſprechen; am wenigſten, wenn man die ganze Welt dadurch vor den Kopf ſtoßt. Auch kann man es keinem Menſchen übel nehmen, wenn er die naſenweiſe Behauptung des däniſchen Prinzen übel nimmt. Der Menſch beſitzt nichts Koſtbareres, als ſein Selbſtgefühl, und da dieſes im Grunde nichts Anderes als Gefuhl ſeiner Kraft iſt: ſo könnte man ſagen, das Leben beſtehe im Selbſtgefuhl. Das Einzige, was mir die Freude, ſo unvermuthet feſten Boden unter mir zu haben, wieder verdirbt, iſt, daß er ſeines Selbgefühls nicht ſicherer iſt, als Alles Übrigen; und daß er es verlieren kann, und alſo aufhören könnte zu leben, während er noch immer auf der vielbetretenen Erde herumwandelte.

Am beſten iſt hier der Geck daran. Es gibt zwei Species davon, und ich habe von beiden wahre Prachtexemplare geſehen. Die Einen glauben alle Vorzüge in ſich zu vereinigen; die Andern machen nur an einen oder an einige Vorzüge Anſpruch. Die Letztern verlieren inzwiſchen bei dieſer Beſchränkung ihres Selbſtgefühls nicht das Geringſte. Denn ſie ſtellen dieſen einen Vorzug ſo hoch über Alles, was nur immer Vorzug, Talent oder Tugend heißt, daß es gänzlich davor verſchwindet. Auch genießt der wahre, echte Geck den Vortheil, daß er faſt immer ſein ganzes Leben durch ein Geck bleibt: obwohl man einzelne Beiſpiele zu haben behauptet, daß Gecken aufgehört Gecken zu ſeyn, wie man einzelne Beiſpiele von geheilter Tollheit aufzählt.

Weit ſchlimmer ſteht es ſchon um den Halbgecken. Der ganze Geck glaubt jeden Vorzug in höchſter Potenz zu beſitzen, und daß Niemand an ihn reiche. Der Halbgeck glaubt zwar auch weit über die gewöhnliche Mannslänge hinauszureichen: allein er nimmt doch an, daß Andere eben ſo viel, oder wohl auch etwas mehr meſſen können, als er ſelbſt. Das aber iſt bereits ſehr gefährlich. Es bedarf, wenn es recht unglücklich geht, eines einzigen vernünftigen Augenblicks, und er kann ſich auf dem Wege ſehen, um ſein ganzes Selbſtgefühl zu kommen.

Dieſem iſt überhaupt nichts nachtheiliger und gefährlicher, als eine unbefangene Würdigung der Vorzüge Anderer. Der Barometer unſers Selbſtgefühls fällt Grad für Grad in dem Verhältniſſe, als wir es in dieſer Unbefangenheit weiter bringen. Inzwiſchen, man hilft ſich wie man kann. Aber wehe dem Unglücklichen, der ſich nicht an Andern, Beſſeren nicht und nicht Schlechteren, der ſich einzig und allein überall an der ſcharf und richtig ergriffenen Idee des Guten und des Schönen meſſen zu dürfen glaubt: der es gewohnt iſt, jeden Augenblick den Blick auf ſein Inneres geheftet zu halten, und Feind jeder Täuſchung, und der gewöhnlichſten wie der verruchteſten Art von Falſchheit, der Falſchheit gegen ſich ſelbſt, jede Abweichung von jener unwandelbaren Regel ſich ſchonungslos zum Vorwurf macht. Was ihm auch gelinge, was er auch gut und recht gemacht und gethan habe: er wird es ſich zum Vorwurf machen, nicht noch mehr geleiſtet, nicht Alles noch beſſer gemacht zu haben. Über jeden Irrthum, über jede Verirrung wird er ſich bitter quälen, und bei jedem Vorwurf, auch bei dem unbilligſten, der aus einem fremden Munde ihn trifft, oder den er in einem fremden Auge zu leſen glaubt, mindeſtens für den erſten Augenblick, ſchon in ſich ſelbſt zuſammenbeben. Es gibt hier allerdings einen Grad von Überſpannung, der, indem er uns zu Selbſtquälern macht, alles beruhigende Selbſtbewußtſeyn ausſchließt. Aber dieſe Überſpannung tritt nur dann ein, wenn unſere Vorſtellungen von dem, was wir ſollen und können, ins Chimariſche hinüber ſtreifen. So lange ſie ſich auf der Linie richtiger Einſicht halten: kann jene Selbſtqual wohl peinlich, aber nie tadelnswerth ſeyn.

Ihr werdet ſagen, es gebe jedoch auch einen Grad von Beſonnenheit und Sicherheit in unſerem geiſtigen und ſittlichem Streben, und eine Gediegenheit des letzteren, in welcher das Selbſtgefühl feſte Wurzeln ſchlage. Ich gebe das zu. Aber was würdet ihr von dem Manne ſagen, der ſich überredete, oder euch überreden wollte, ſeine Tugend ſey ſo feſt gegründet, daß weder der wilde Andrang der Leidenſchaft ſie umſtürzen, noch die ſchleichende Verführung ſie untergraben könne? Und warnt nicht ſelbſt das Buch aller Bücher Jeden, der da aufrecht ſteht, auf ſeiner Huth zu ſeyn, daß er nicht ausgleite, und nicht falle?

Der Biſchof Oſorio.

Der Biſchof Hieronymus Oſorio, der im Jahre 1506 zu Liſſabon geboren wurde, und bis in die zweite Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts hinein als Gelehrter und Staatsmann blühte, hat ein Buch über den Ruhm geſchrieben, welches in der literariſchen Welt einen bedeutenden Ruf erlangte. Ich habe das Buch gekauft und geleſen; nicht weil es einen bedeutenden Ruf erlangt hat, auch nicht weil Gundling, Struve und Bauer es unter die ſeltenen Bücher zählen — mit welchem Rechte mögen ſie verantworten, da es ſehr viele Ausgaben davon gibt; — und auch nicht des Inhalts wegen. Ich habe es einzig allein der Sprache wegen geleſen; denn es iſt in einem ſo vortrefflichen Latein geſchrieben, daß man ſeinen Verfaſſer lange Zeit im Verdacht hatte, das verloren gegangene Werk des Cicero De Gloria benützt und unterſchlagen zu haben.

Warum hätte ich auch das berufene Werk des Inhalts wegen leſen ſollen, da ich über den Gegenſtand, welchen es behandelt, vollkommen mit mir im Reinen war, eh' ich es zur Hand nahm. Der Nachruhm iſt für denjenigen, der ihn erſtrebt, noch weniger, als eine Seifenblaſe; eine Frucht, die erſt reift, wenn er ſie nicht mehr genießen kann, weil er nicht mehr iſt. Freilich wenn er Söhne oder Töchter, oder theure Angehörige hat, denen er ſeinen Ruhm hinterlaſſen kann: ſo ſcheint die Sache ein recht plauſibles Ausſehen zu bekommen; allein denke ich wieder zum Beiſpiele an die Nachkommen und Verwandten Alexandri, Philippi des Königs in Macedonia Sohnes, welchen die Historici den Großen, Magnum benahmſet haben: ſo zeigt ſich recht handgreiflich, daß ein ſolches Kapital eben kein zuverläßigeres Erbſtück ſey, als irgend ein anderes. Bei unſerm Leben hat der Ruhm allerdings einen entſchiedenen Werth. Er iſt Bürge und Zeuge für unſer Selbſtgefühl; er verſchafft uns die Liebe und die Achtung von Menſchen, welche ihrerſeits ſelbſt der Liebe und Achtung werth ſind; er verſchafft uns Reichthum, Landgüter, Equipage, oder verhilft uns, wenn es kleiner herabgeht, zu einer guten Mahlzeit, zu einem warmen Rock, oder zu einem Paar neuer Pantoffeln.

Es kommt nun eben darauf an, zu welcher Art von Ruhm man beſondere Luſt in ſich verſpüre, und wie man ihn, nicht erhalte, ſondern ihn ſich erhalte.

Die glänzendſte Art des Ruhmes iſt unſtreitig die des Helden. Die Menſchen haben einen angebornen Reſpect vor Denjenigen, die dareinſchlagen. Nur ſehe der Held zu, daß er, wenn er hundertmal mit Glück darein geſchlagen, nicht zum hundert erſten Male ſeinerſeits ebenfalls eine Tracht Schläge erhalte. Die macedoniſchen Feldherren und die athenienſiſchen Volksredner haben es gewiß ſehr ernſtlich in Überlegung genommen, ob Alexander, Philippi von Macedonia Sohn, nicht ein ſehr mittelmäßiger Feldherr geweſen, weil er ſeinerſeits ebenfalls ein paar Mal eine Schlappe bekommen; und nehmen wir an, einer von dieſen hätte zur Erhärtung ſolcher Meinung eine Diſſertation geſchrieben, die jetzt unter den aufgewickelten Rollen von Herkulanum, oder als Codex rescriptus zum Vorſchein käme: ſo würde noch heut zu Tage ein Profeſſor Historiae publ. ord. in G— ſagen: Alexander, Philippi von Macedonia Sohn, war zwar allerdings ein ausgezeichneter Feldherr: allein die erſt neulich aufgefundene Abhandlung des athenienſiſchen Medicinae Doctors Eriſiſtratos thut unwiderſprechlich dar, daß er die größten Fehler in der Taktik begangen, und ſein Ruhm als Feldherr bis jetzt ein wenig allzuſehr überſchätzt worden iſt.

Vom Ruhm des Kaufmanns rede ich nicht. Noch weniger vom Ruhm des Lombarden. Wenn ihm nicht irgend einmal ein Banqueroute über den Hals kommt: ſo wurzelt ſein Ruhm feſter, als die Ceder auf dem Libanon.

Gar herrlich grünt und blüht der Baum des literariſchen Ruhmes, und breitet ſeine Zweige über Länder und Völker und über getrennte Welttheile. Daß es nur gar ſo wenigen gelingt, bis zum Gipfel zu gelangen, und daß es, bei dieſen Einzelnen unter Zehentauſenden, unter Hunderten wieder nicht für Einen der Mühe lohnt, ſich abgekeucht zu haben, um dahin zu gelangen!

Betrachtet die Stufenleiter des literariſchen Ruhmes mit eigenen Augen.

Ein Buch ſchreiben,
Einen Verleger finden,
Geleſen werden;
eine Woche lang,
einen Monat lang,
ein Jahr lang,
fünf Jahre lang,
zehn Jahre lang,
zwanzig Jahre lang,
fünfzig Jahre lang,

über fünfzig Jahre lang, durch alle Zeiten und Generationen, und da zu ſtehen erhaben über alle wechſelnden Veränderungen des launenhaften Geſchmackes und Zeitgeiſtes, wie Dante, Arioſto, Taſſo, und einige wenige Andere. Und wie viele von dieſen ſind ihres Lebens und ihres Ruhmes froh geworden? Göthe hat lange und ein glückliches Alter gelebt. Faſt zu lange. Denn wenn es auch Leute gab, die ſelbſt nach dem Papier, das er ſich weich rieb, Verlangen trugen, um zu ſehen, ob nicht ein ſchöner Gedanke darauf ſtehe, der ſich geiſtreich commentiren laſſe: ſo fingen ſie in den letzten Jahren dennoch ſchon an, von allen Seiten an ihm zu zupfen, und zu verſuchen, wo ſich allenfalls ein Flöckchen ausziehen ließe. Die Elenden!

Die Elenden! Denn gibt es wohl einen elenderen Pöbel, als den literariſchen Ganz-, Halb-, Viertels-

und Achtelspöbel. Wie ſie ſich haſſen, und wie ſie ſich verleumden und verläſtern! Wie ſie intriguiren und tauſend Kniffe ausſinnen, um einander eine Haube voll Wind abzugewinnen! wie ſie ſich freuen, wenn es ihnen gelungen iſt! mit welcher Frechheit ſie ſich an die Beſten wagen, und wie ihnen der Schlechteſte nicht zu ſchlecht iſt, um ihm zu ſchmeicheln, wenn ſie ihn fürchten, oder durch ihn um ein paar Schritte weiter zu kommen hoffen! und wie ſie gar nicht begreifen, daß ſie mit ein bischen Fleiß und Rechtlichkeit weiter kommen würden, als mit all' ihren nichtswürdigen Kniffen!

Und der rechtliche Mann von Talent, der ſich auf dieſe Bahn verlocken läßt: muß er nicht dieſe ſchändliche Meute ſcheuen und ſchonen, wenn er ſie nicht auf den Hacken haben will? Und fehlt es unter den Beſſeren ſelbſt an kleinlicher Eitelkeit, an Geckerei, an Neid, Mißgunſt, Eiferſucht, Klatſcherei und an tauſend andern Verkehrtheiten, wodurch ſie einander, und ſich ſelbſt, das Leben verderben?

Peiresk ließ nie eine Zeile drucken. Dennoch hatte ſein Ruhm ſich durch alle Länder Europa's verbreitet, ſo daß er das Orakel für alle Gelehrten ſeiner Zeit war, und bei allen zweifelhaften Fragen von ihnen zu Rathe gezogen wurde.

Ewald.

Einem iſt ſie die hohe, die himmliſche Göttin, dem Andern
Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter verſorgt.
Schiller.

Komm ich mit **Ewald** auf literariſche Gegenſtände zu ſprechen: ſo wirft er mir meiſtens obiges Diſtichon in den Bart. Er will mir damit zu verſtehen geben, ich ſey ein gemeiner Menſch, der für das Hohe, für das Himmliſche der Wiſſenſchaft keinen Sinn habe: ſondern der die Letztere nur in ſo fern zu ſchätzen wiſſe, als ſie Brot gebe. Wie gewöhnlich, wenn er ſeine Sarkasmen gegen mich lancirt, ſchießt er auch hier fehl. Und hier gar zweimal, ſtatt einmal. Denn nie hat mich nach dieſem Stück Brot gelüſtet. Aus Beruf ſtudieren, und keinen andern Beruf haben, als dieſen, kommt mir wie eine Art trübſeliger, triſter Taglöhnerei vor. Weiß ich auch nicht zu ſagen, worin das Leben beſtehe: ſo bin ich doch vollkommen mit mir ſelbſt darüber einig, daß es nicht im Studieren, im Exerziren, Commentiren und Dociren beſtehe. Meinem Sinne nach möchte ich lieber der Zimmermann ſeyn, der das Holz zu einer Maſchine behaut, als mein ganzes Leben durch nichts Anderes thun, als Maſchinen berechnen.

Dann hat Ewald zweitens darin Unrecht, daß er glaubt, ich habe für das Hohe, das Himmliſche in den Wiſſenſchaften keinen Sinn. In der That fühle ich für alle Scienzen eine außerordentliche Hochachtung und Verehrung in mir.

Zuerſt für die Mathematik. Hier iſt Gewißheit. Allein das iſt nicht der höchſte und letzte Grund, warum ich ſo viel Affection zu ihr habe. Ich kann nämlich an die Arithmetik gar nicht denken, ohne zu denken, was ſie, und vorzüglich das Einmaleins, noch einſt Alles leiſten, und wie ſie zur Univerſalwiſſenſchaft erhoben, einſt noch alle andern Wiſſenſchaften entbehrlich machen wird.

Der Phyſik hat Bonnet mein Herz gewonnen. »Wenn wir aus der Phyſik die Hypotheſen wegnehmen wollen,« ſagt er mit der allerliebenswürdigſten Offenheit, »was bleibt denn noch davon übrig?«

Mein ganzes Herz aber beſitzt die Grammatik. Sie iſt keine mathematiſche, ſondern eine philoſophiſche Scienz. Und dennoch! Wie hat es nicht oft mein Gemüth erhoben, wenn ich es mit der größten Sicherheit ausſprach: homo hat im Genitivo: hominis; oder τυπτω hat im Inſ. praes. act. τυπτείν. »Ja,« rief ich dann bei mir ſelbſt mit Begeiſterung aus; »ja, es gibt ein ſicheres Wiſſen!«

Von der Arzneiwiſſenſchaft habe ich zwar eine ziemlich geringe Meinung, ſo lange ich geſund, und keine viel höhere, wenn ich krank bin. Aber demungeachtet glaub' ich ſind die Ärzte diejenigen Menſchen, welchen der Weg zur Weisheit am meiſten offen ſteht. Denn wenn es die erſte Stufe zur Weisheit iſt, zu wiſſen, daß man nichts wiſſe: ſo werden die Ärzte durch ihre Erfahrungen, wie durch eine gratia gratis data, zur Weisheitsleiter hingedrängt.

Ungemein viel Achtung habe ich für die Jurisprudenz: denn in ihr iſt die Beſonnenheit, das klare Bewußtſeyn über Zweck und Mittel mehr, als irgendwo zu Hauſe. Ich kann nie an ſie denken, ohne daß mir die beiden Verſe aus dem Hexenliede in Macbeth einfielen:

Schön iſt häßlich, häßlich ſchön;
Laßt uns durch Nacht und Nebel gehn.

Faſt aus gleichem Grunde ſchätze ich die Kunſt, durch die Rede jeder Sache eine beliebige Farbe zu geben, oder die Redekunſt, ſehr hoch. Ich glaube Hauptmann Belling ſelbſt würde an meiner Definition nichts auszuſetzen haben. Biſt du nicht ein undankbarer Menſch, ſagt Cicero, zu dem Konſul Muräna, glaube ich; habe ich deine Sache, ſo klar ſie auch war, nicht ſo trübe und verworren gemacht, daß die Richter dich zuletzt dennoch losgeſprochen haben.

Die Poeſie achte ich darum ſo hoch, weil ſie ſo zuverläßig iſt. Man weiß bei allem Erhabenen, was ſie uns vorſingt, wenigſtens von vorne herein, wie es gemeint iſt.

Eine ganz außerordentlich hohe Meinung habe ich von der Zuverläßigkeit der Geſchichte, ſeit ich als Knabe die Bemerkung machte, daß nicht weniger als ſieben Perſonen eine Begebenheit, von der ſie insgeſammt theils unbezweifelbar Augenzeugen geweſen waren, theils es geweſen zu ſeyn verſicherten, ſelbſt in den weſentlichen Umſtänden ganz verſchieden erzählten. Dieß macht mir ihr Studium nun äußerſt intereſſant. Ich leſe nämlich nie eine Geſchichte, ohne, wie jener ungariſche Prediger zu ſeinen über die Gebühr gerührten Zuhöreern, zu mir ſelbſt zu ſagen: Wer weiß, ob das wahr iſt. Am intereſſanteſten iſt mir die Geſchichte, wenn ſie Charakterſchilderungen oder allgemeine Reſultate aufſtellt. Denn da eben bei dieſen am meiſten ihre Zuverläßigkeit von der Vollſtändigkeit, Wahrheit und Anſchaulichkeit des kleinſten Details abhängt: ſo iſt es gerade hier, wo ſie am allerzuverläßigſten iſt. Beim Himmel! ich glaube dieſe Prieſterin der Wahrheit hat noch keine Begebenheit von einigem Umfange erzählt, bei welcher nicht in ihrer Darſtellung, oder in der Vorſtellung, welche wir uns dieſer zu Folge davon machen, ſo viel Falſches und Verkehrtes unterließe, daß ſie für ihre Lügenhaftigkeit und Anmaßung, wir hingegen für unſere Leichtgläubigkeit und Flachheit, den Staubbeſen verdienten.

Die höchſt mögliche Achtung aber hege ich für das Studium der Philoſophie. Es hat mir Anfangs viele Unruhe gemacht. Seitdem ich mich aber mit der Geſchichte der Philoſophie näher bekannt gemacht habe, iſt es eine unverſiegliche Quelle des Troſtes und der Beruhigung für mich geworden. Denn will ich troſtlos in mich ſelbſt zuſammenſinken, weil ich mir auf irgend eine Frage, ohne deren genügende Beantwortung das Leben keinen Werth hat, eine ſolche nicht zu finden weiß: ſo belehrt mich jene, daß die Philoſophen der älteren wie der neueren Zeit ſich genau in demſelben Falle befunden haben; oder kommt mir irgend eine Behauptung oder Meinung gar zu toll vor: ſo darf ich nur jene Blätter aufſchlagen, um auf dem nächſtbeſten eine noch tollere zu finden. Welches überſchwengliche Gefühl von Verehrung aber bemächtigt ſich meiner nicht dann, wenn ich an der Hand der neueſten Philoſophie das flache Land des gewöhnlichen Forſchens verlaſſe, und die ſteilſten Höhen der Spekulation erklimme! Schon habe ich den Menſchen, und jetzt auch die Erde mit ihren Dörfern, Flecken, Städten, Seen, Wäldern und Bergen aus den Augen verloren, und beſtändig verweiſt ſie mich auf eine noch ſteilere Höhe. Immer ſchärfer werden die Beweiſe, wie beim Erſteigen der höchſten Gebirge die Luft zuletzt ſo ſcharf wird, wie die Schneide eines Schermeſſers. Noch höher ſoll ich ſteigen; immer noch höher.

Aber meine Nerven halten es nicht länger aus. Ein dumpfes Gebrauſe hohler, unverſtändlicher Wörter ſummſt mir um die Ohren, und droht mir, wenn ich ihnen in dieſe den Eingang geſtatte, den Kopf zu zerſprengen. Ich erliege der Betaubung. Allein ſo peinlich dieſer Zuſtand auch iſt, es lohnt der Mühe ihn zu erproben. Denn was gleicht meiner Freude und meinem Wohlbehagen, wenn ich von jenen ſchwindelnden Höhen zur feſtbetretenen Erde zuruckkehre, und da wieder auf ein Stuck geſunden Menſchenverſtandes ſtoße.

Der Tintenklecks.

Ewald kam, während ich im Zimmer auf und nieder ging, herein, um mir, ich weiß nicht mehr was, zu ſagen, und ſetzte ſich auf den ledigen Stuhl am Schreibpult. Ich wurde hinausgerufen, und fand ihn, als ich wieder zuruck kam, in meinem Manuſcripte leſend, das aufgeſchlagen auf dem Pult lag. Sonſt kümmert er ſich um mein Geſchreibe ſehr wenig; allein da ich, als ich zuvor die Uberſchrift des vorhergehenden Abſchnittes ſchrieb, einen Tintenklecks gemacht hatte, und, als Ewald eintrat, eben beſchäftigt war, denſelben zu radiren: ſo war ihm ſein werther Nahme in die Augen geſprungen, und hatte ihn beſtimmt, ſich in den Papieren ein wenig genauer umzuſehen. Als ich dieß bei meinem Eintreten gewahr wurde, ließ ich ihn ruhig fortleſen, ſtellte mich in die Fenſtervertiefung, und harrte gelaſſen der Dinge, die da kommen ſollten.

Endlich ſchlug er das Blatt um, rückte mit dem Stuhl ein wenig vom Pulte weg, und wendete ſich, den linken Arm auf die Lehne legend, mit halbem Leibe langſam gegen mich.

»Da du,« hob er nach einer ziemlichen Pauſe an, »deine Berufspflichten eben nicht zu vernachläßigen pflegſt, und dieſe in fünf Stunden des Tages abgethan ſind: ſo kann es halb und halb gleichgültig ſcheinen, auf welche Art du die übrige Zeit verdirbſt, da du doch einmal zum Zeitverderben einen unwiderſtehlichen Drang ſpürſt. Muß das nun aber durchaus durch Schriftſtellerei geſchehen: ſo wünſchte ich wenigſtens, daß du etwas Anderes ſchriebeſt, als ſolches grillenfängeriſches Zeug, woran ſchwerlich jemand Gefallen finden kann, der nicht ein eben ſo arger Grillenfänger, wie du ſelbſt, iſt. Dir ſelbſt thuſt du aber damit bei weitem den größten Schaden. Denn Andere bringſt du doch nur um ihr Geld und um ihre Zeit: dich ſelbſt aber bringſt du um allen Muth, alle Luſt, und alle ſelbſtſtändige Kraft des Geiſtes, das Leben friſch und kräftig zu ergreifen; und es ſollte mich eben nicht wundern, wenn du am Ende nicht mehr wüßteſt, ob du über das Leben, wie Demokritus lachen; oder, wie Heraklitus, darüber weinen ſolleſt.«

Damit entfernte er ſich. Ich verharrte noch eine geraume Weile unbeweglich in meiner vorigen Stellung. Endlich ſchlug ich die gekreuzten Arme aus einander, legte die Hände auf den Rücken, und fing an langſam und bedächtlich auf und nieder zu gehen.

»Es iſt ausgemacht,« ſagte ich zu mir ſelbſt, »er wird jeden Monat hypochondriſcher, jede Woche widerhaariger, und jeden Tag gröber. Mir wirft er Grubelei vor, und er iſt es, der mich in dieſe Grübelei hineingehetzt hat; ich ſoll hypochondriſch ſeyn, und er dampft vor Hypochondrie, wie ein Lohbette; ich ſoll keine Luſt haben, das Leben friſch zu ergreifen — mein dürrer Magiſter kannte mich in dieſer Hinſicht beſſer — und ſein täglicher Weg geht vom Bette zum Leſepult, und vom Leſepult zum Bette. Aber Alles ſey ihm dießmal verziehen,« rief ich, indem ich gegen die Thüre gewendet ſtehen blieb, und den Kopf hoch in die Höhe hob, »für den Dienſt, welchen er mir eben geleiſtet hat. Ohne es zu wiſſen und zu wollen hat er es ausgeſprochen, was mir mit einem Male aus dem Traume hilft, und aller Grübelei ein Ende macht. *Selbſtſtändigkeit des Geiſtes*! darin liegt und vollendet ſich der Begriff des Lebens. Die Selbſtſtändigkeit des Handelns iſt eine Chimäre, oder höchſtens bei dem einſamen Bewohner einer Inſel der Südſee denkbar. Denn wo der Menſch auch nur mit einem zweiten Menſchen in Verbindung tritt, da wird er in der Ausübung ſeiner Selbſtſtändigkeit beſchränkt, ſelbſt wenn dieſer zweite Menſch ſein Sclave wäre. Aber in der ſelbſtſtändigen Anſicht des Geiſtes fühlt er ſeine Kraft; in ihr kann er einen ſichern Abſchluß finden, und durch ſie bekommt das Leben eine beſtimmte Bedeutung.

»Accidit in puncto,« rief ich ganz vergnügt, »quod non speratur in anno. Es bleibt mir nun nur noch die Kleinigkeit auszumachen, welche Anſicht der Geiſt ſelbſtſtändig ergreifen ſolle; und auch hier hat er mir den glücklichſten Fingerzeig gegeben. *Demokritus* oder *Heraklitus*; eine luſtige oder eine ernſte Seite muß man dem Leben abgewinnen. Doch morgen iſt auch ein Tag!« —

Demokritus und Heraklitus.

Democritus ridet, Heraclitus flet. Demokritus lacht und Heraklitus weint, überſetzte ich in der Infima. Ich fragte den Lehrer, wer Demokritus und Heraklitus geweſen ſeyen, und erhielt zur Antwort: zwei heidniſche Philoſophen, von welchen der eine über die Thorheiten der Menſchen beſtändig gelacht, der andere beſtändig geweint habe. Lachen und Weinen kannte ich; mit dem: Beſtändig, wußte ich freilich nichts anzufangen; aber ich ließ das gut ſeyn. Was läßt man in der Infima nicht gut ſeyn!

Ich weiß mit dieſem Beſtändig auch jetzt noch nichts anzufangen. Ich kenne freilich Geſchöpfe, die beſtändig grinſen, über Alles, was Andere thun und ſagen; aber ſie ſind eine Species von Affen, welche die Naturforſcher bisher unter dieſen einzuregiſtriren vergeſſen haben.

Von unten aufwärts ſteigen darf ich nicht, wenn ich mir einen Begriff bilden will, wie man über die Thorheiten der Menſchen, oder über das Leben überhaupt lächeln könne. Ich will es von oben herabwärts verſuchen.

Ich denke mir ein Weſen, ausgerüſtet mit höheren geiſtigen Kräften, als dem Menſchen gegeben ſind, vertraut mit den letzten Zwecken unſers Daſeyns und mit den Geſetzen, nach welchen wir dieſen Zwecken entgegen geführt werden. Dieſes mit höherer Einſicht begabte Weſen umfaßt nun mit einem Blicke das Treiben und

Streben unſeres Geſchlechtes; es ſieht wie wir mit peinlichem Drange, mit ängſtlicher Ungeduld, mit leidenſchaftlicher Haſt auf Wegen nach dem Ziele ſtreben, welches wir uns geſteckt haben, die uns gerade von dieſem Ziele immer weiter entfernen; wie wir immer unſere Zwecke zu verfolgen glauben, während eine höhere Macht uns gerade dadurch für andere Zwecke erzieht; und wie wir immer uns ſelbſt Geſetz zu ſeyn wähnen, während wir nach unverbruchlichen und uns unbekannten Geſetzen geführt und geleitet werden. Wenn nun jenes höhere Weſen dieſes unſer unruhigendes und anmaßendes Drängen und Treiben überblickt; wenn es ſieht, wie wir da am thörichtſten ſind, wo wir am weiſeſten zu ſeyn glauben; wie wir Plane entwerfen auf Jahrzehende und Jahrhunderte hinaus, während wir nicht Herren einer Minute ſind, und die nächſte Secunde all' unſere Entwürfe in Trümmer werfen wird; wie wir emſig Thränen ſäen um Freude zu ernten, und wie wir den Schmerz an unſere Bruſt nehmen, und ihn ſchmeichelnd und liebkoſend daran großziehen, bis er ſeinen giftigen Stachel in unſer Herz bohrt, und wir mit Entſetzen unſern Irrthum gewahr werden; wenn, ſage ich, jenes höhere Weſen auf ſolche Weiſe ſeinen Blick über die Erde hingleiten läßt: dann mag es wohl mitleidig über unſere Thorheit lächeln, weil es unſern Irrwahn erkennt, und unſeren Schmerz bedauert, und weil es weiß, daß beide ſich einſt in ein beſſeres Erkennen und in eine reinere Freude auflöſen werden, als diejenige iſt, nach der wir ſo ungeſtüm verlangen. Sein Lächeln wird, wie ich geſagt habe, ein mildes, mitleidsvolles Lächeln ſeyn;

und anders kann ich mir auch das Lächeln des Weiſen nicht denken, den ich zunächſt an jenes höhere Weſen ſtelle: weil auch er die Beſtimmung des Menſchen, die Zwecke und Wege einer höheren, uns leitenden Macht — in ſo fern dieſes dem endlichen Verſtande überhaupt möglich iſt — klarer und ſicherer, als Andere erkannt hat.

Eine überwiegende Einſicht iſt in demjenigen immer vorhanden, der über die Thorheiten Anderer lacht, oder er glaubt wenigſtens daß ſie in ihm vorhanden ſey. Wenn ſie das aber nicht auf den Grad iſt, um ihn ſelbſt vor Thorheit zu ſchützen? — wenn das nicht: ſo wird die Thorheit ſeiner Herr werden; ſie wird in ihrem Gefolge die Qual herbeiſchleppen; dieſe wird ihm das Lachen verleiden, oder es in ein widerliches Grinſen verwandeln: und Andere werden nur ſo ſchonungslos ſeiner Thorheit und ſeiner Qual lachen, wie er es bei der ihrigen gethan hat.

Und wenn; wenn er wirklich jene höhere Einſicht, jene reine menſchliche Milde beſitzt? — Wenn er über die Thorheiten der Menſchen lächeln kann: kann er es auch über ihre Bosheit; über Argliſt, Heimtucke, Verrath, Heuchelei und Niederträchtigkeit? — Und allzu arm wäre das Leben an Kümmerniß, Schmerz, Pein, Verdruß, und an tauſend und wieder tauſend Folterwerkzeugen, um nicht jeden Lacher aus ſeiner tollen, übermüthigen oder heitern und milden Laune herauszuquälen.

Die Laube.

Das Bild eines Menſchen, der beſtändig weint, hat etwas noch Widerlicheres, als das eines Menſchen, der beſtändig lacht. Und dennoch hat der Schmerz über das Leben, wenn ich ihn mir in einem Gemüthe tief eingewurzelt denke, und wie ich ihn mir denke, als Schmerz über den Irrwahn und die Leiden der Menſchheit, und als das Kind der weichſten und reinſten Liebe zur Menſchheit — dennoch hat ein ſolcher Schmerz etwas Erhabenes.

Wenn ich einen Menſchen dieſes Schmerzes fähig halten ſollte: ſo müßte es Erdmann ſeyn.

Ich weiß ſehr wenig von ihm zu erzählen: denn er verſchwand aus unſerem Hauſe, und wahrſcheinlich aus Wien, als ich noch nicht zehn Jahre alt war. Er war ein Freund meines Vaters, und Privatſekretär eines ungariſchen Grafen. Ich liebte ihn ungemein; nicht daß er ſich ſo viel mit mir abgegeben hätte: ſondern der Art wegen, wie er es that. In Allem nämlich, was er that und ſagte, lag eine Milde, die, wie ich jetzt begreife, ihre Wurzel in einer ſeltenen Erhebung des Geiſtes hatte. In dieſem Sinn wirkte er auch auf den Knaben, der ihn noch nicht faſſen konnte, und ich empfand für ihn eine unbegränzte Ehrfurcht. Meinen Vater hörte ich einmal ſagen: es gebe ſchwerlich einen Menſchen, deſſen Empfindungen reiner und menſchlicher ſeyn, als die Erdmann's. Sonſt wich mein Vater allen meinen ſpäteren Fragen über dieſen beharrlich aus; nicht ohne deutliche Zeichen, daß ſie ihm wehmüthige

Erinnerungen erregten. Es war in meinem zehnten Jahre an einem Sonntage zu Ende des Junius, als mich mein Vater mit ſich zu einem Freunde auf das Land nahm. Er mochte mit dieſem Einiges abzureden haben, denn Beide ſchloſſen ſich gleich nach unſerer Ankunft ein; die Frau vom Hauſe war beſchäftigt, und mich wies man in den Garten. Hier ſtrich ich denn zwiſchen den Gebüſchen hin und her, mit Wohlgefallen mir die Blumen und mit Lüſternheit die reifenden Aprikoſen und Pflaumen betrachtend. Mein höchſtes Intereſſe erregte inzwiſchen ein hoher Strauch voll rother Stachelbeeren. Lange widerſtand meine Scheu der Verſuchung: aber endlich ward dieſe mir zu mächtig. Allein kaum hatte ich die Hand nach der verbotenen Frucht ausgeſtreckt: als ich zwei Perſonen zur Hinterthüre des Gartens herein, und auf die Stelle zukommen ſah, wo ich mich befand. Es war Erdmann mit einem Frauenzimmer von edlem Wuchſe, und, ſo viel ich mich erinnere, ſehr ausgezeichneten Geſichtszügen. Ob ſeine Geliebte, ſeine Schweſter, ſeine Verwandte, ſeine Freundin: weiß ich nicht zu ſagen.

Als ich ſie gewahr wurde, ſchlüpfte ich ſchnell in eine nahe Laube von wilden Roſen und Weinreben. Sie näherten ſich dieſer mit langſamen Schritten, und blieben faſt hart am Eingange derſelben ſtehen. Die Dame hatte das Haupt geſenkt, und blickte ſchweigend zur Erde; Erdmann ſah einige Augenblicke bald auf ſie, bald mit dem Ausdruck tiefer Schwermuth vor ſich hin.

»Laß mich es dir noch einmal wiederholen,« ſagte jetzt, mit jener ſchönen, weichen Stimme, deren Töne ich noch immer zu hören glaube; »laß mich es dir noch einmal wiederholen: du thuſt nicht gut an deinem Entſchluſſe. Du wirſt keine Freude daran haben; ich weiß es.«

Die Dame ſchwieg.

»Ich werde dieſen Schmerz nicht ertragen; er wird mich todten. Und wenn er mich nicht todtet: ſo werde ich elend ſeyn mein ganzes Leben hindurch. Wirſt du ruhig ſeyn konnen, wenn du weißt, daß du mich elend gemacht haſt?«

Sie hob langſam das Haupt in die Höhe, und blickte ihn einen Augenblick durch ihre Thranen an; dann ſenkte ſie es wieder ſtumm zur Erde. »O ſprich mit mir,« ſagte er jetzt mit den weichſten Tönen der Wehmuth; »endlich einmal brich dieſes ſtarrſinnige Schweigen. Sonſt ſah ich klar und hell bis auf den Grund deiner Seele. Jetzt nicht mehr. Jetzt iſt Alles trübe Nacht in dir und mir. Einmal, nur ein einziges Mal ſprich offen und vertrauungsvoll mit mir. Glaub' es mir, eine himmliſche Heilkraft liegt in dem Worte des Vertrauens; es wird dir und mir unſere vorige Ruhe wieder geben.«

Sie ſchwieg.

»Weh mir!« rief Erdmann jetzt mit dem Accente des tiefſten Schmerzes; »weh mir! Hilft uns nicht erbarmend eine hohere Macht: ſo weiß ich nicht wie es werden ſoll. Ich finde keinen Rath mehr fur dich und mich. Keine Rettung für mich; und keine,« ſetzte er mit erſtickter Stimme hinzu, »für dich, gegen dein eigenes Herz.«

Sie drückte heftig ihr Tuch vor die Augen, und er führte ſie weiter. Ich blieb noch eine gute Weile zuſammengeſchmiegt in der Ecke meiner Laube zurück: denn ich wußte nicht, was ich aus der Scene machen ſollte, von der ich ſo unvermuthet Zeuge geweſen war.

Gränze der Menſchheit.

Ich weiß es auch jetzt nicht. Was ſie mir in Erinnerung brachte, hab' ich dem Leſer geſagt, und zu welchem Zweck ich dieſe Erinnerung feſthielt, brauche ich ihm nicht zu ſagen. Aber während ich den vorhergehenden Abſchnitt niederſchrieb, jenes Bild in mir erneuerte, und hundert Vermuthungen in mir rege wurden, welches Leiden dem tiefen Schmerz Erdmann's zum Grunde liegen mochte, fühlte ich lebhaft, daß jener andere milde und erhabene Schmerz, der das Leben umfaßt, in der Bruſt des Menſchen keinen Raum habe.

Ein Engel mag ihn empfinden, wenn er die Leiden, welche unſer Geſchlecht erdrücken, die Irrthümer, welche es ins Verderben ſtürzen, aufzeichnet. Dann mag wohl eine Thräne in ſein himmliſches Auge treten. Aber bald wird ſie wieder vertrocknen, und ein heiteres Lächeln ſich über ſein Antlitz verbreiten, wie die Mutter lächelt, wenn ihr Säugling bei der bittern Arznei den Mund kraus zieht, die, wie ſie gewiß weiß, ihm die gewünſchte Geneſung bringen wird. Mit einem ſolchen Lächeln wird er aufblicken zu ſeiner Heimath und ſagen; »Sie leiden! aber Du, Erhabener! wirſt einſt all' ihren Schmerz in Freude verwandeln; und die jetzt irren, und deine Führung verkennen, werden ſie einſt anbetend erkennen die Fügungen deiner gränzenloſen Milde!«

Erdmann's Schmerz war gewiß minder ſelbſtſuchtig, als der Schmerz Caſtalio's. Der Ton, mit welchem er die letzten Worte ſprach: »Ich finde keine Rettung fur Dich gegen dein eigenes Herz!« verburgt es mir. Aber ohne Zuſatz von Selbſtſucht, glaube ich, war auch ſein Schmerz nicht. Kein Schmerz iſt ohne ſolchen Zuſatz. Konnte er es ſeyn: ſo würde er es nur ſeyn, wenn Derjenige, bei welchem wir ihn vorausſetzen, jene leiſere Empfindlichkeit der Seele verloren hätte, ohne welche ein lebhaftes Gefuhl fur fremde Leiden nicht denkbar iſt.

Und durfen wir dem Menſchen deßwegen zurnen. Hier, ſcheint es mir, iſt eine von den Gränzen der Menſchheit. Nie kann der Menſch ſeiner ſelbſt vergeſſen. Und gibt es nicht einen Schmerz, gibt es nicht Verkettungen von langen, ununterbrochenen Leiden, welche ihm dieſes Vergeſſen unmoglich machen?

Obriſt S —*).

Wenn ich zu Ende des Herbſtes nach Wien komme: ſo ladet mich Hofrath A — immer zu einem Familienfeſte, welches er jährlich durch ein glänzendes

---

*) Der Verf. entlehnt die folgende Erzählung von den Schickſalen des Obriſt S — aus einem erſt in dieſem Jahre herausgekommenen, vielgeleſenem Reiſejournale. Der verſtändige Leſer wird alſo wiſſen, wie er Alles in dieſem Buche darauf ſich Beziehende zu nehmen habe. Nicht überflüſſig mag es ſeyn, zu bemerken, daß auch in jenem Reiſejournale der Nahme nur mit dem Anfangsbuchſtaben bezeichnet iſt.

Hauptmann Welling.

Souper zu feiern pflegt, und das gerade in dieſe Zeit fällt. Er gehört zu den wenigen Menſchen, welche mir die freundlichſte Zuneigung geſchenkt haben, ohne daß ich Gelegenheit gehabt hätte, dieſe zu verdienen, oder ſie auf andere Weiſe, als durch eine eben ſo herzliche Zuneigung zu erwiedern wüßte. So ungern ich daher eine Einladung annehme: ſo werth iſt mir dieſe; auch mit darum, weil ich ſicher bin, in jenem Hauſe immer einige intereſſante Einheimiſche und Fremde zu treffen.

Unter dieſen bemerkte ich vor drei Jahren einen Engländer, einen blaſſen, ſehr einfach gekleideten Mann, in deſſen Geſicht ein unnennbarer Zug des bitterſten Seelenleidens ſchmerzlich anzog. Er blieb nicht lange, und als ich mich bei dem Herrn des Hauſes nach ihm erkundigte, gab mir dieſer folgende Auskunft. »Dieſer beklagenswerthe Sterbliche, Obriſt S—,« ſagte er, »würde den Helden zu einem ſchauerlichen Romane abgeben können. Wenn man von Jemand ſagen kann, er ſey unglücklich geboren: ſo iſt er es. Sein großes Vermögen verlor er früh durch den frauduleuſen Banquerott eines Freundes. Hundertmal kam ihm ſeitdem das Glück entgegen, aber immer nur um ihn im entſcheidendem Augenblick mit dem Verſchwinden aller Hoffnung zu äffen, und faſt jedesmal waren es nur die unbedeutendſten Kleinigkeiten, ein verſpäteter Brief, eine leicht mögliche Verwechslung, ein unheilbringendes Unwohlſeyn, an denen alles ſcheiterte; ſcheinbar ſogar immer ſeine eigene Schuld, und doch nur das Gewebe hohnlachender, tückiſcher Geiſter.«

»So beginnt er ſchon lange nichts mehr, um ſeine

Lage zu ändern,« fuhr der Erzähler fort, »und verſucht keine Beſſerung ſeines Schickſals; im Voraus durch lange, grauſame Erfahrung überzeugt, daß ihm nichts gelingen könne. Einer meiner Freunde in London kennt ihn von Jugend auf. Obgleich harmlos, wie ein Kind, hält ihn doch ein großer Theil der Welt für böſe; obgleich einer der aufrichtigſten Menſchen, für falſch und intriguant; ja man vermeidet und ſcheut ihn, obwohl nie ein Herz wärmer für das Wohl Anderer ſchlug. Das Mädchen, das er anbetete, ward durch ſeine vermeinte Untreue zur Selbſtmörderin; er ſelbſt befand ſich in Folge unerhörter Umſtände lange in Unterſuchung wegen des Mordes ſeines Bruders, neben dem er, ſein eigenes Leben für deſſen Vertheidigung opfernd, blutend gefunden ward. Schon zum Strange verurtheilt, rettete ihn vom ſchimpflichen Tode allein des Königs Begnadigung, der erſt ſpäter die Beweiſe ſeiner Unſchuld folgten. Eine Frau endlich, die er in Folge eines ſchändlichen, lange vorbereiteten Betruges heirathete, lief mit einem Andern davon, und wußte es dennoch dahin zu bringen, daß in der Welt nur ihm der größte Theil der Schuld beigemeſſen ward. Vor der Zeit ſo in jedem Selbſtvertrauen geknickt, jeder Hoffnung auf das Schickſal, wie auf die Menſchen abgeſtorben, lebt er unter ihnen nur noch wie ein theilnahmloſer abgeſchiedener Geiſt; ein herzzerreißendes Beiſpiel, daß es Weſen gibt, die für dieſes Leben wenigſtens dem Unglück ſchon vor der Geburt verkauft geweſen zu ſeyn ſcheinen.«

Ich äußerte mein innigſtes Bedauern mit dem Schickſale des Unglücklichen.

»Wen,« fuhr der Erzähler fort, »der Fluch des Unglücks einmal getroffen hat, dem ſchafft es nicht nur Feinde auf jedem Schritte: ſondern raubt ihm auch das Zutrauen und zuletzt das Herz der Freunde, bis endlich der Arme, überall Getretene, Geſtoßene, Gemißhandelte da niederſinkend, ſein wundes müdes Haupt hinlegt und ſtirbt, während ſein letzter Seufzer noch der mitleidsloſen Menge als eine Anmaßung und als ein unerträglicher Mißton erſcheint.«

Der Spaziergang auf den Kahlenberg.

Die Erzählung ſowohl, als letztere Bemerkung meines Wirthes gaben mir hinreichenden Stoff zum Nachdenken für den Ausflug, welchen ich den folgenden Tag zu machen beſchloſſen hatte. Ich fuhr nach Nußdorf, ſpeiſte dort im Gaſthauſe zu Mittag, und trat nach dem Eſſen meine Wanderung nach dem Kahlenberge an, den ich ſonſt noch nie beſucht hatte. In einer eben nicht heiteren Stimmung, aber auch nicht verſtimmt, kroch ich nach meiner Bequemlichkeit zwiſchen den reich mit Trauben beladenen Weingärten hinan, oft ſtehen bleibend, und mir bald meine Umgebungen betrachtend: bald mit den Augen irgend ein Paar gaukelnder Schmetterlinge verfolgend, oder ſelbſt irgend einem flüchtigen Gedanken nachflatternd. So gelangte ich bis an den Saum des Waldes, der den Gipfel des Berges auf der Süd- und Abendſeite umkränzte, und war nicht wenig überraſcht, bei meinem Eintritt in denſelben auf den Obriſten S— zu ſtoßen. Ich grüßte, und er ſah mich einen Augenblick an, als ob er ſich beſinnen wolle, ob und wo er mich vielleicht geſehen haben konnte, und bog dann tiefer in den Wald ein, um mich zu vermeiden.

Ich ſchneckte nun auf dem Gipfel des Berges herum, um mir zuerſt die herrliche Ausſicht auf das fürſtliche Kloſterneuburg, auf die geſegneten Fluren des reichen Marchfeldes, und auf die prächtige Kaiſerſtadt zu beſehen, die mit ihren Kuppeln und Thürmen, mit ihren Palläſten und mit dem Kranze von reizenden Gärten und Landhäuſern in der Beleuchtung des nahenden Abends einen höchſt impoſanten Anblick darbot. Erſt jetzt wendete ich mich zu den meiſtens recht gefälligen Landhäuschen hier oben, beſah mir die Kirche und das alte Herrenhaus, und lenkte nun post tantos labores die Schritte mit etwas beſchleunigter Bewegung dem Hauſe des Traiteurs zu, wo ich Kuchen und eine Flaſche Weidlinger beſtellte, und mir beide in den an das Haus ſtoßenden Garten bringen ließ.

Ich komme nie in eine humanere und behaglichere Stimmung, als wenn ich nach der Fatique eines Spazierganges, wie der heutige, an mir zuſagende Erfriſchungen gerathe, und Jorik ſelbſt iſt nicht milder und ſentimentaler, als ich es dann in den nächſten Stunden zu ſeyn pflege. So wenig ich ſonſt aufdringliche und geſchwätzige Gaſtwirthe und Bediente auch leiden mag: ſo ertrug ich es jetzt doch ganz gelaſſen, daß der Marqueur ſich vor mich hinſtellte, und mir, ohne es müde zu werden, von der Stiftung und Aufhebung des Camaldolenſerkloſters, das hier oben geſtanden hatte, und von der ſtrengen Lebensweiſe erzählte, welche die Mönche desſelben geführt hatten. Ich lehnte mich mit halbgeſchloſſenen

Augen zurück ins Gartencanapee, öffnete den Mund nur um ein Stück Kuchen hineinzuſchieben, oder einen Schluck Weidlinger einzuſchlürfen, und ließ meinen Cicerone ununterbrochen fortreden, bis ich es nöthig fand, ihn nach einer zweiten Bouteille wegzuſenden.

Da ich nichts weniger, als ein Trinker bin: ſo hatte ich dieſe kaum entpfropft und verkoſtet, als ich merkte, daß bereits ihre Vorläuferin die Thätigkeit meines inneren Lebens ſo weit geſteigert hatte, daß es mir eben nicht zuträglich ſeyn dürfte, wenn dieſelbe noch um einige Grade vermehrt würde. Ich ſchob daher die Verſucherin von mir weg; allein, da der Abend ſo ſchön war, und ich noch keine Luſt hatte aufzubrechen: ſo zog ich ſie noch mehr, als einmal, zu mir, um einige Fingerhüte voll daraus ins Glas zu ſchenken, und den Göttertrank mit ſokratiſcher Mäßigkeit in mich zu ſchlürfen. So ſpannte ſich denn meine frühere Aufgeregtheit allmählich wieder herab; aber auch die Behaglichkeit, welche ihr unmittelbar vorhergegangen war, war verſchwunden. Ich verſank in ein ernſtes Nachſinnen, das nichts Düſteres hatte, aber auch keinem heiteren Bilde den Zutritt geſtattete, und das mich noch auf meinem Sitze feſthielt, als bereits der Vollmond am Horizont heraufgeſtiegen war.

Sein ſanftes Licht, über meine nächſten Umgebungen ausgegoſſen, that eine unbeſchreibliche Wirkung, und reizte die Phantaſie unwiderſtehlich, ſich die Bilder einer früheren Zeit zu vergegenwärtigen. »Wo jetzt alle dieſe niedlichen Landhäuſer ſtehen,« ſagte ich zu mir ſelbſt, »ſtanden einſt die Zellen der Mönche; wo jetzt die Lüfte das laute Lachen der Freude, das trauliche Geſchwätz freundſchaftlicher Mittheilung, oder das ſüße Geflüſter der Liebe vernehmen: da hörten ſie einſt nur das ſchmerzliche Ächzen des Büßenden, die Geißelſchläge des Bereuenden, oder die verſtohlenen Seufzer eines mit ſich und ſeinem Schickſal Zerfallenen, den nicht innerer Beruf, den vielleicht nur Dürftigkeit oder der Drang der Umſtände in dieſe Mauern geführt hatten.«

Ich konnte das letztere Bild nicht los werden. Ich ſah den Unglücklichen als Jüngling den Berg heraufſteigen, um ihn weder im Leben, noch im Tode wieder zu verlaſſen. Mehr als einmal, und noch am Gitterthore der Mauer, welche alle zum Kloſter gehörigen Gebäude umſchließt, ſteht er ſtille, und wendet den Blick nach der bewegten Welt zurück, von welcher er für immer Abſchied nehmen ſoll. Sie iſt ſo reich, dieſe Welt! Was er darin zurückläßt, iſt freilich wenig, und nur trübe dämmert in dem durch frühe Härte Entmuthigten der Gedanke, daß auch in ihm die Kraft liege, ſich ſeinen Theil ihrer Gaben zu gewinnen. Noch einmal blickt er zurück, und ſchüttelt dann faſt unmerkbar den Kopf, und zieht am Ringe der Kloſterpforte, die ſich ihm öffnet, und — ſich ihm nie wieder öffnen wird. Das Probejahr iſt vollendet; er kniet hin vor den Altar, und legt mit zitternder Stimme das unverbrüchliche Gelübde der Armuth, Keuſchheit und des unbedingten Gehorſams ab für die ganze Dauer ſeines Lebens. Man bedeckt ihn jetzt mit dem Bahrtuche, zum Zeichen, daß er für dieſe Welt geſtorben ſey, und ſagt über ihn die Pſalmen her, welche man über die Sterbenden zu beten pflegt.

Jetzt führt man ihn in ſeine abgeſonderte Zelle mit dem daranſtoßenden Gärtchen, dem Einzigen, was er auf der weiten Welt ſein Eigenthum nennen wird. Mit einem Strom von Thränen nimmt er Beſitz von ihr; und — noch oft wird ſie ſeine Thränen fließen ſehen. Dort die letzte in der gegen Morgen gelegenen Reihe iſt es. Dort ſehe ich ihn des Abends, dort in der ſchweigenden Nacht ihn ſtehen, ſeine Blicke unter ſtummem Nachſinnen nach der nahen Hauptſtadt gewendet, wo alle Kränze des Lebens blühen, und jeder Kraft ihre Bahn geöffnet iſt. Mit geſenktem Blick und mit ſchwerer Bruſt ſchleicht er dann zurück in ſeine einſame Zelle, und legt das Haupt auf das feuchte, mit Aſche gefüllte Kiſſen; und wenn es Morgen wird und er erwacht: ſo ſeufzt er daß ſich ſein Auge aufs neue geöffnet hat, um das Licht zu ſehen.

Dennoch darf ich hoffen, der Friede werde einſt auch in ſeine Bruſt einkehren. Denn indem ich auch die andern Zellen beſuche, treffe ich nicht überall auf feuchte Augen, nicht in jedem Geſichte auf den trüben Ausdruck ſtürmiſcher oder ſchwer bekämpfter Wünſche. Nicht alle ihre Bewohner ſuchen ihr hartes Lager unter Thränen, und auf mehr als einem Antlitz begegne ich dem Ausdruck eines tiefen Seelenfriedens, und einer durch fromme Ergebung feſtbegründeten Ruhe.

»Entſagung und Ergebung!« rief ich, indem ich mir das Glas vollſchenkte, und es austrank. »Sie ſind freilich ein herber Trank, und ich fühle mit Jedem Mitleid, welchem ihn das Schickſal aufdringt. Aber die Kraft den Becher zu leeren, und ſo zu geneſen von dem unruhigen Schmerz über die Geißelſchläge des Mißgeſchicks und von dem Drange ungeſtillter Wünſche, liegt dennoch in der Bruſt des Menſchen: und nur von ihm hangt es ab, wenn er ſie gebrauchen will, über beide zu ſiegen, und ſich die Ruhe zu erringen, die er ſonſt ſein ganzes Leben durch ſich fruchtlos erſehnen wird.«

Es war ſpät geworden, und ich hatte keine Secunde zu verlieren, wenn ich noch vor dem Einbruch der Mitternacht die Stadt erreichen wollte. Darum beeilte ich mich. Rüſtig ſchritt ich durch den Wald, trotz dem an meinen letzten Gedanken emſig fortſpinnend. Da blitzte es auf zu meiner Rechten, zwanzig Schritte von mir. Gleich darauf ein Knall. Ich ſpringe nach der Stelle hin. Mit zerſchmettertem Gehirn lag S— zu meinen Füßen. Entſetzen lähmte einige Augenblicke meine Beſinnung. Ich raffe mich zuſammen, ich eile zurück, und mache Lärm. Als ich mit dem Wundarzte und einigen andern Perſonen an die Unglücksſtelle kam, fanden wir, daß S— den letzten Reſt ſeines Lebens bereits ausgeröchelt hatte.

Poeſie und Proſa.

Tief erſchüttert kam ich nach Hauſe. Ich warf mich auf mein Lager. Mein Gehirn glühte; mein ganzes Weſen war in einer fieberhaften Aufregung. Schlief ich, ſchlief ich nicht; wachte ich, träumte ich, träumte ich wachend: ich weiß es nicht. Ich glaubte mich in einem weiten, ganz von Menſchen erfülltem Thale am Fuß eines hohen, vom hellſten Purpurlicht des Abends übergoſſenen Berges zu befinden; reizender, als ich je eine Gegend geſehen, oder mir gedacht hatte. . In tauſend und wieder tauſend verſchiedenen Gruppen webte und waltete hier die Freude unter blühenden Bäumen und in duftenden Lauben. Überall wo ich hinblickte ſcherzte der Frohſinn, koſ'te die Liebe, verſuchte der raſche Muth ſich in den mannigfaltigſten Wettkämpfen. Ich wanderte an S— Arme auf dem blumichten Plan herum, und ergötzte mich an dem wechſelvollen Anblick des friſcheſten Lebens. Mein Begleiter ſah etwas blaß aus, wie ich ihn bei dem Hofrathe geſehen hatte; aber ſonſt ſprach er ruhig und unbefangen mit mir: nur daß er manchmal ſtockte, und mit den Blicken einen beſondern Gegenſtand zu verfolgen ſchien. Ich folgte der Richtung ſeiner Augen, und gewahrte eine weibliche Geſtalt in einem weiten grauen Gewande, die ſich geſchmeidig wie eine Schlange zwiſchen den verſchiedenen Gruppen durchwand. Hier verweilte ſie einen Augenblick, und dort einen; und überall, wo ſie verweilte, ſah ich Einzelne einſam aus dem Kreiſe ſcheiden, oder in dieſem wie leblos zu Boden ſinken. Wenn ich ſie jetzt hier ſah, war ſie im nächſten Augenblicke ſchon wieder dort: wenn ich jetzt ſie feſt im Auge zu behalten meinte, hatte ich ſie gleich darauf wieder verloren. »Wer iſt dieſe Geſtalt?« fragte ich meinen Begleiter? Er ſchwieg; aber ich fühlte, daß ſein Arm in dem meinigen bebte. »Wehe,« rief er jetzt plötzlich, »ſie naht uns!« Beſtürzt blickte ich auf. Sie gleitete uns entgegen auf weichen Socken. Wie die Klapperſchlange den Blick bezaubert: ſo ſchien ſie den widerſtrebenden Blick meines Begleiters anzuziehen. Kaum die Dauer eines Pulsſchlages hatte er ihr ins Auge geſehen, als er von einem jähen Schmerz durchzuckt unter einem gellenden Angſtſchrei hinſank. Nur im Fliehen war ich ihrem erſtarrenden Eiſesblick begegnet: und kaltes Entſetzen rieſelte durch alle meine Adern.

»Wer iſt dieſe Ausgeburt der Hölle?« fragte ich im Flieh'n den dürren Magiſter, der in einen dunklen Mantel gehüllt abwärts allein ſtand. »Wer iſt dieſe Furie, die mit ihrem Blicke das Leben vergiftet, und alle Pulſe deſſelben erſtarren macht.«

»»Ihr denkt ſie wohl in einem Compendium der Mythologie oder in einem Verzeichniß allegoriſcher Perſonen aufzuſuchen,«« gab er mir mit kaltem Hohne zur Antwort; »»aber ihr werdet ſie da nicht finden. Sie hat keinen beſtimmten Nahmen, und erſcheint Jedem in der Geſtalt, in welcher ſie für ihn am gräßlichſten iſt. Es iſt allerdings etwas Poetiſches an ihr, was ſich in Romanen und Tragödien mit Vortheil verwenden läßt. Ihr ſeht auch, wie die Andern ihr Weſen luſtig forttreiben, wenn Einer aus ihrer Mitte mit berſtendem Herzen hinſinkt. Das Poetiſche verliert ſie für Jeden erſt dann, wenn er gezwungen iſt ihr ins Auge zu ſehen. Mein Beſcheid iſt freilich, wie Euer ganzer Traum ſelbſt, nicht ſehr poetiſch. Schlichte Proſa; oder ſchlechte, werdet ihr vielleicht ſagen: bis ſie euch ſelbſt nahe tritt, und aus ihrem Auge das Gift in euer Herz ſtrömt, welches für dieſes am todlichſten iſt.««

Der Brief.

Ich ging des andern Tages zum Hofrath A—, und erzählte ihm den Vorfall. Er war ſehr beſtürzt darüber.

»Wenn ich es Ihnen aufrichtig geſtehen ſoll,« ſagte er zuletzt, »ſo habe ich einen ſolchen Ausgang ſchon lange erwartet. Obwohl ich S— nur auf Veranlaſſung meines Londner Freundes, und überhaupt nur ſelten ſah: ſo hatte ich doch Gelegenheit wahrzunehmen, daß es ihm, ich möchte ſagen, faſt durchaus, an aller religiöſen Begründung fehlte. Was anders aber, als die Religion vermag einen Unglücklichen, vom Mißgeſchick ſo ſchonungslos Verfolgten, von jenem entſetzlichen Schritte abzuhalten, als dieſe?« — Ich konnte der Bemerkung meines Freundes nicht widerſprechen, und war überzeugt, daß er vollkommen Recht hatte.

Heute brachte man mir einen Brief von ihm. Als ich denſelben öffnete, fiel mir als Einſchluß ein Schreiben jenes Londner Correſpondenten in die Hände, von welchem er geſprochen hatte, und der ein vertrauter Freund des unglücklichen S— geweſen war.

»Ihre Bemerkung, daß es S— an religiöſer Begründung gefehlt habe,« ſchrieb dieſer, »iſt nur allzurichtig. Er wurde von ſeinen ſehr frommen Eltern im ſtreng katholiſchen Glauben erzogen, welchem jene — ſein Vater ſtammte aus einer irländiſchen Familie — ſelbſt zugethan waren. Allein ſein Aufenthalt in Frankreich, wohin man ihn noch im erſten Jünglingsalter ſchickte, der Umgang, welchen er dort erſt fand, dann aufſuchte, und die Bücher, die er las, zerſtörten die beſſern Keime ſeiner früheren Erziehung. Nach ſeiner Zurückkunft nach England ſpielte er den Verächter aller geoffenbarten Religion erſt als Geck, und darauf, weil er nun Schriften las, welche jene mindeſtens nicht bloß mit den Wafſen der Frivolität angriffen, aus Grundſätzen, wie er glaubte. So hatte er denn zerſtört, was allein eine feſte und ſichere Grundlage für den religiöſen Glauben abgeben kann, obwohl er dieſen, in ſo fern er auf bloßer Vernunfterkenntniß beruht, nicht nur mit dem Verſtande, ſondern ſelbſt mit dem Gemüthe feſthielt. Aber jetzt begann die Reihe ſeiner Unglücksfälle, die allerdings herbe und gehäuft genug eintraten, um ihm keine Zeit zu laſſen, ſich zu ſammeln. Sein Gemüth verbitterte ſich jetzt immer mehr: und je mehr es ſich verbitterte, deſto ſchwankender wurde nun ſeine Überzeugung auch in Betreff derjenigen Wahrheiten, die ſonſt ihm noch theuer und heilig geweſen waren. Was ihnen eine feſte Stütze hätte geben können, hatte der Unglückliche ſchon lange von ſich geworfen. So ſah er ſich denn auf einem ſtürmiſchen Meere, bedrängt von allen Seiten von den Wogen des Mißgeſchicks, ohne Kompaß und Steuer, und wurde faſt unrettbar den Klippen zugetrieben, an welchen er ſcheiterte.«

Ich fühlte mich von dieſen wenigen Zeilen im Innerſten ergriffen.

»So alſo iſt es gekommen,« rief ich voll Bitterkeit aus, »ſo; und ſo konnte es kommen. Wehe dem Menſchen, wenn es ſo kommen, wenn er ſo ſich ſelbſt verlieren kann. Quam nihil est homo! Und ich Thor, ich Geck ſetze mich her und gruble, und gräme mich, daß Liebe, Freundſchaft, daß die Thätigkeit für uns und für Andere, daß das Streben nach Ehre und Selbſtachtung, daß Kunſt und Wiſſenſchaft den Menſchen kein ſicheres Ziel ſeines Strebens gewähren; daß ihn jede

Anſtrengung ſeiner Kraft bei dieſem Streben täuſchen, daß Alles, was er erringt, ſich ihm unter den Händen in Nichts verwandeln, und daß er Alles, was er gewinnt, durch die Laune des Zufalls wieder verlieren kann. Aber wehe ihm! er kann noch mehr verlieren! Er kann auch das verlieren, was ihn über jeden Verluſt, über die Beſchränktheit ſeiner Kräfte, über die Unſicherheit aller ſeiner Hoffnungen, über alle ſeine getäuſchten Erwartungen, und über alle die zahl- und namenloſen Qualen beruhigen ſoll, an welchen das Leben ſo überreich iſt — er kann den Glauben an Gott, und an ſeine Fortdauer nach dieſem Leben verlieren. Das Unglück kann die Kräfte ſeiner Seele ſo tief herabſpannen, daß ſie den Muth verliert, ſich zu jenem Glauben aufzuſchwingen; Zagheit und Vertrauensloſigkeit können ſich ſeiner ſo ſehr bemächtigen, daß er die letzte und einzige Stütze von ſich wirft, die ihn aufrecht zu erhalten vermöchte. Noch mehr; er kann vom Unmuth hingeriſſen, von frevelhafter Afterweisheit Anderer, und von ſeinem eigenen Irrwahn bethört, ſich in wildem Trotz gegen denjenigen empören, in welchem er nicht mehr einen liebenden Vater, ſondern einen grauſamen Peiniger ſieht, und das Leben von ſich werfen, das ihm, wie er wähnt, nur als die Bedingung einer endloſen Qual gegeben iſt!«

Kindermord.

»Wehe dem Menſchen,« rief ich noch einmal voll herben Schmerzes aus; »er nennt nichts ſein auf dieſer Erde, auch nicht den Glauben. Ein feſter, ewiger Fels ſteht dieſer für ihn da im wildbewegten Meere des

Lebens: aber er kann jeden Augenblick von ihm herabgleiten, oder in wahnſinniger Bethörung ſich von ihm herabſtürzen in die aufgeregten Wogen. Nicht die Grundſäulen dieſes Felſens können wanken: aber unſer Fuß; nicht ſie vermag der Zweifel zu erſchüttern: aber unſer Vertrauen; nicht die Kraft des Glaubens iſt dem Wandel und der Vergänglichkeit unterworfen: aber unſere Kraft iſt es, die ihn, als das Einzige, was dem Leben Bedeutung gibt, feſthalten ſoll.

Denn welche Bedeutung kann dieſer ewige Wechſel von ſchnell vorüber rauſchender Freude und anhaltendem Schmerz, dieſer wüſte Traum voll abenteuerlicher Zerrbilder, dieſer tolle Rauſch voll leerer Einbildungen, dieſes betäubende Hinundherſchwanken zwiſchen banger Furcht und kecker Zuverſicht an und für ſich ſelbſt wohl haben? Welchem Streben dürfen wir unſere Hoffnung, welcher Hoffnung unſer Glück vertrauen? Wie dürfen wir Andern vertrauen: da wir uns ſelbſt nicht vertrauen dürfen? wie das Glück der Liebe, die Treue der Freundſchaft, die Anerkennung unſers Verdienſtes von Andern erwarten, wenn wir in dem, was Bedingung dieſes Glückes in uns ſelbſt iſt, unſer ſelbſt, nicht ſicher ſind; da jeder Pulsſchlag an unſern Einſichten und an unſern Empfindungen etwas verändert, und beide jede Secunde tauſend Einwirkungen ausgeſetzt ſind, von welchen ſelbſt die unbedeutendſte außer unſerer Berechnung liegt. Unſer Wollen wie unſer Kraftgefühl iſt Täuſchung, und die Säugamme dieſer Täuſchung iſt unſere Flachheit. Weil wir mit den Beinen weit ausgreifen, glauben wir Rieſenſchritte zu machen; weil wir ſelten Klarheit genug haben, um beſtimmt zu wiſſen, was wir wollen, und ſelten Kraft genug, um etwas entſchieden zu wollen, glauben wir mit unſerer Kraft Wunder ausgerichtet zu haben, wenn wir etwas erreichen; weil wir immer ein Einzelnes aus dem Zuſammenhange reißen, glauben wir das Ganze zu umfaſſen; weil wir weder an jenem, noch an dieſem, noch an uns ſelbſt ſeine und unſere Veränderlichkeit gewahr werden, glauben wir daß jene Dinge und wir in uns ſelbſt Beſtand haben.«

»Die kindiſche Luſt an unſerer Freude, und die Ungeduld unſers Schmerzes, die uns immer bei dem Gegenwärtigen und Nächſten feſthalten: die allein ſind es, welche uns das Leben erträglich machen, und uns ſeine Verworrenheit und Geſtaltloſigkeit nicht gewahr werden laſſen. Wir ſehen ſeine Erſcheinungen an uns vorüber gleiten, jede einzelne mit der vorhergehenden, wie mit der nachfolgenden im Widerſpruche: aber wir beachten dieſe Widerſprüche nicht, oder deuteln oder träumen einen Zuſammenhang in ſie hinein, und glauben nun begriffen und gelöſt zu haben, was wir weder verſtehen und begreifen können, noch zu ſchlichten und zu löſen vermögen.«

»Darum,« ſagte ich, »hat Ewald Recht; es war Thorheit den Begriff von etwas zu ſuchen, was ſich nicht begreifen läßt. Und ſo komm denn her, du Kind einiger weniger heiteren und vieler trüber Stunden,« fuhr ich fort, indem ich nach dem Federmeſſer griff, und einen tüchtigen Schnitt in mein Manuſcript that; »dir ſoll dein Recht widerfahren.«

Der ſchwerſte Akt ſchriftſtelliſcher Selbſtverläugnung war vollzogen, und das Heft flog in den neben dem Pult ſtehenden Korb zu andern unnützen Papieren.

Der Beſuch.

Eben nicht in der freundlichſten Stimmung ſaß ich ein paar Tage ſpäter bei einbrechender Dämmerung in meinem Zimmer, als man klopfte. »Herein!» rief ich verdrießlich, und herein trat Hauptmann **Belling**. Er kam eben von Mailand zuruck, wohin ihn ſeine Geſchafte aus der Schweiz gerufen hatten, ging jetzt nach Wien, und wollte ſich, da er mit M— Geſchäfte abzureden hatte, zwei oder drei Tage hier aufhalten. Trotz meiner Verſtimmung bewillkommnete ich den werthen Gaſt dennoch auf das herzlichſte: ja dieſe verſchwand faſt gänzlich, als er mir in der erſten halben Stunde mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit und Laune eine ſummariſche Überſicht ſeiner Reiſebegebenheiten zum Beſten gab.

»Wenn Sie erlauben,« ſagte er, nachdem wir eine halbe Stunde auf und nieder gegangen waren, und ich bei gänzlich eingebrochener Dämmerung Licht angezündet hatte; »ſo rauche ich vor dem Abendeſſen noch eine Pfeife bei Ihnen.«

»» Recht gerne.««

»Geben Sie mir doch zur Güte etwas Papier, um mein Rohr zu umwickeln.«

Ich griff mit der linken Hand ganz gemächlich und gedankenlos in den Korb hinab, riß von dem Heft, welches zu oberſt lag. ein Blatt herab, und gab es ihn. Er ſchickte ſich an, es zu ſeinem Gebrauche zuſammen zu legen: warf aber vorher einen Blick darauf.

»Zum Henker!« rief er, »was iſt das?« Hauptmann Belling. »Wie kommt mein Name auf dieſes Papier. Ei, das iſt luſtig!«

Er las.

»Vermuthlich ein verworfenes Manuſcript?« fragte er, als er geleſen hatte. »Beichten Sie immerhin, werther Freund, ich bin nun einmal in dem Geheimniſſe; und da Sie mir eine Rolle in Ihrem Manuſcript gegeben: ſo habe ich ein unbeſtreitbares Recht des Näheren Beſcheid zu wiſſen.«

Ich mußte alſo beichten.

Er ſchüttelte den Kopf. »Von Allem, was mir mein ganzes Leben durch verhaßt war,« ſagte er, »iſt und war es mir nie etwas mehr, als irgend eine Arbeit oder Unternehmung angefangen, und wieder aufgegeben zu ſehen. Was immer begonnen iſt, ſoll zu Ende gebracht werden. Sind bei der Ausführung Mißgriffe mit untergelaufen: ſo mag man nachbeſſern; und geht das nicht an, ins Himmels Namen von vorne anfangen. Aber etwas Begonnenes ohne die dringendſten Gründe ganz aufzugeben, ſcheint mir ſich nirgends entſchuldigen zu laſſen. Erlauben Sie mir mindeſtens ihre Arbeit durchzuſehen.«

»»Wollen Sie die paar Tage, welche Sie hier ſeyn werden, damit verderben, ein Manuſcript zu durchblättern, das der Autor ſelbſt verworfen hat?««

»Zeit wird ſich finden,« ſagte er; »ich kann ſeit einigen Tagen ohnedieß vor zwei oder drei Uhr gar nicht einſchlafen.«

»»Nun wenn ſie es als Opiat gebrauchen wollen: ſo mag es ſeyn.««

»So war es nicht gemeint,« entgegnete er lachend; ſteckte das Heft zu ſich, und wir ſprachen von anderen Dingen.

Vorläufige Bemerkungen.

Am folgenden Abend wiederholte der Hauptmann ſeinen Beſuch. Er legte beim Eintritt mein Manuſcript auf das Pult, ohne etwas zu ſagen. Ich ebenfalls, ohne etwas zu ſagen, griff darnach, um es wieder in den Korb zu werfen.

»Veto!« rief er; »wenigſtens ſollen Sie vorher vernehmen die Stimme meines Mundes.« — »Vieles,« declamirte er mit komiſchem Pathos aus Göthe's Epigrammen:

»Vieles hab' ich verſucht, gezeichnet, in Kupfer geſtochen,
Öhl gemalet, in Thon hab' ich auch Manches gedruckt;«

und nun will ich auch einmal recht ernſtlich kunſtrichtern. Als die eines Kunſtrichters iſt meine Stimme, wie ſich's von ſelbſt verſteht, eine entſcheidende.

»»Sie ſoll Ihnen zugeſtanden ſeyn.««

»Gut denn. Ihr Dorat ſoll gedruckt werden: obwohl ich eine Menge Fehler daran auszuſetzen habe.«

»»Leider geht es mir ſelbſt ſo.««

»Deſto leichter werden wir uns verſtändigen. Doch die ausführliche Beurtheilung verſpare ich bis nach dem Abendtiſche. Vor der Hand nur einige vorläufige Bemerkungen.«

»Zuvörderſt alſo mißbillige ich es, daß durch das ganze Werk ihre Individualität ſo ſtark hervortritt.«

»»Meine Individualität?«« rief ich mit Beſtürzung.

»» Sie debütiren da mit einer Bemerkung, die mich in Schrecken ſetzt. Wenn iſt es wohl erlaubt geweſen, bei einem Werke dieſer Art den Verfaſſer für den Gebrauch des Wörtchens: Ich, auf ſolche Weiſe verantwortlich zu machen?««

»Hm,« meinte er; »es ließe ſich manches dagegen ſagen. Inzwiſchen, wenn ich die Sache nicht Wort haben wolle, komme jener Entſchuldigungsgrund mir allerdings zu Statten, und er wolle ſie fallen laſſen. »Aber nicht ſo leicht ſoll es Ihnen werden,« fuhr er fort, »einen zweiten Vorwurf abzulehnen.« — »Warum,« fragte er, »haben Sie faſt durchaus nur mit halben Farben gemalt?«

»» Auf wie viel Bände wollen Sie, daß ich meine Schrift hätte ausdehnen ſollen?««

Er bedachte ſich einen Augenblick. »Gut,« ſagte er, »die Ökonomie derſelben will ich gelten laſſen; aber das glaube ich ſagen zu dürfen, daß Sie den einzelnen Partien, wenn ſie ſich dabei auch beſchränken wollten und mußten, auch ohne einen großen Aufwand von poetiſcher Erfindungs- und Darſtellungsgabe leicht mehr Relief und Färbung hätten geben können.

»» Ich wollte das nicht?««

» Warum aber nicht?«

»» Der Grund wird Ihnen etwas ſonderbar vorkommen. Ich wollte dem Leſer nicht vorgreifen, und es ihm überlaſſen, das Fehlende auf ſeine Weiſe, und aus ſeinen Mitteln zu ergänzen.««

» Ich verſtehe Sie nicht.«

»» Wenn ich das Leben in der Geſammtheit ſeiner

Erſcheinungen als ein unbegreifliches Räthſel, und das Streben des Menſchen, ſein eigenes Leben nach ſeinen Abſichten zu geſtalten, als durchaus nichtig darſtellen wollte: ſo durfte ich, glaub' ich, die einzelnen Umriſſe nicht ſchärfer zeichnen, als ich es gethan habe. Ich durfte den Leſer nicht nur nicht gewaltſam auf meinen Standpunkt herüber zu ziehen ſuchen: ich durfte ihn auch überhaupt keine beſtimmte Anſicht faſſen laſſen, weil eben jede ſolche beſtimmte Anſicht des Einzelnen in jener allgemeinen Anſicht rein aufgeht. Ich mußte mich auf bloſe Andeutungen beſchranken, und es darauf ankommen laſſen, was der Leſer in ſeinem eigenen Innern dieſen Entſprechendes finden, und zu meinem Buche mitbringen werde. Die poetiſche Färbung mußte dabei nothwendig verlieren: allein ſie kam nicht in Berechnung bei einem Werke, das von vorne herein auf eine nüchterne Anſchauung der Wirklichkeit baſirt war. Wenn ich hin und wieder ein paar Pinſelſtriche dieſer Art gethan habe: ſo geſchah es nur, um das Ganze ein wenig aufzufriſchen, oder wo ich auf dieſe Weiſe mit irgend einer Seite meines Gegenſtandes mich am leichteſten abfinden zu konnen glaubte.««

»Wäre ich ein eigenſinniger Kunſtrichter,« erwiederte mein Freund, »ſo wurde ich Ihre Entſchuldigung, oder Ihre Grunde vielmehr, ſo leicht nicht gelten laſſen. Inzwiſchen, aufrichtig geſtanden, ich habe beim Leſen ſelbſt ſo etwas gedacht. Nur werden Sie ſich nicht beklagen durfen, wenn Sie nicht viele Leſer nach ihrem Sinne finden: da Sie dieſen in der That ein wenig viel zumuthen.«

»»Nur daß ſie das Leben von ſeiner ernſten Seite zu faſſen gewohnt ſeyen, und daß ſie ihm eine beſtimmte Bedeutung abzugewinnen geſucht haben.««

»Das nun eben iſt nicht aller Leute Sache. Mir aber bleibt nun nichts übrig, wenn ich meine Kunſtrichterei nicht gänzlich aufgeben will, als mich an den Inhalt ihres Werkes zu hängen, da ſie meine Einwürfe gegen die Form abgewieſen oder abgelehnt haben. Das aber wollen wir nach dem Abendtiſche ausmachen: da ich C— vorher noch einen Beſuch zu machen habe.«

Damit ging er. Ich aber ſprang, als er kaum die Schwelle verlaſſen hatte, raſch von meinem Stuhle auf, und ihm nach.

»Beſter Herr Hauptmann!« rief ich ihm wehmüthig nach, indem ich den Kopf aus der Thüre ſteckte; »nur ein Wort, ein einziges Wort noch! Wie finden Sie die Sprache? Finden Sie in dieſer trotz aller Glätte und Sauberkeit nichts von einem milden Geſäuſel einer äußerſt zierlich gebildeten Diction, oder einer bis zur Überfülle gehenden Weichheit.«

»»Poſſen!«« gab er mir lachend zur Antwort. »»Ein wenig minder ſorgfältig finde ich ſie inzwiſchen ſtellenweiſe behandelt, als ich es ſonſt bei Ihnen gewohnt bin.««

»Nun das geht noch mit,« ſagte ich, indem ich den Kopf wieder zurückzog. »Es iſt mir nur des Herrn Doktors Karl R—ſ—k—z wegen. Ich möchte es dem Manne gar gern zu Danke machen. Seine Geſchichte der deutſchen Poeſie im Mittelalter hat mich vielfach belehrt und angeregt, und mich mit aufrichtiger Hochachtung für ihn erfüllt: obwohl —

»Pfui!« ſagte er, »wer wird es ihm übel nehmen, wenn er übellaunig iſt, und dann Andern ein wenig unbillig und unartig mitſpielt: da man gegen ihn nicht bloß unbillig, ſondern höchſt ungerecht iſt, und ihm ſelbſt ſo übel mitſpielt.«

Die Recenſion.

Nach der Abendtafel, als die Andern ſich entfernt hatten, traten wir, ich und **Welling**, auf die Plattforme hinaus. Es war eine laue Sommernacht in den letzten Tagen des Auguſts, wie ſie unter dieſem Breitengrade nur ſelten ſind. Hell leuchtend ſchwebte die Scheibe des Vollmonds über dem Rande der entfernten Hügel, und goß einen ſanften Schimmer über die ganze Gegend, während ſie ſich in tauſend goldenen Kugeln in den Wellen der Donau ſpiegelte, die ſtolz und ruhig zu unſern Füßen hinrauſchte.

Einige Zeit hindurch überließen wir uns ſchweigend dem Eindruck des lieblichen Nachtſtückes. Jetzt aber zog der Hauptmann den prächtigen Meerſchaumkopf hervor, reinigte ihn auf das ſorgfältigſte, ſtopfte, und fing, indem er mich zum Auf- und Niedergehen einlud, an zu rauchen.

»Wohlan,« ſagte ich; »ſind Sie endlich in der Verfaſſung, Ihr kritiſches Gutachten von ſich zu geben?«

»»Ganz und gar;«« erwiederte er. »»Zuvörderſt aber will ich mich verſichern, ob ich Sie durchaus richtig gefaßt habe.««

»»Ich tadle es nicht, daß Sie Ihr Gewebe an eine ſo unbedeutende Anekdote, wie die von **Dorat's** Tode anknüpfen, noch daß Sie mich, wie Ewald ſich ausdrückte, auf die Bühne gebracht haben: da Sie aus unſerm damaligen Streit für Ihren Zweck wenigſtens einigen Nutzen zu ziehen wiſſen. Was ſoll nun aber der Traum von der Cholera? Er ſcheint mir ein wahres Hors d'oeuvre zu ſeyn.«

»Meiner Abſicht nach ſollte er das keineswegs ſeyn;« entgegnete ich. »Wenn das Leben ſeine Bedeutung erſt durch den Tod erhält: ſo hatte ich allen Grund, dieſen der Leſern, den flacheren vorzüglich, gleich anfangs näher unter die Augen zu rücken, und meinem Gebäude dadurch eine feſte Grundlage zu geben. Überdieß konnte ich nicht umhin, einigen meiner werthen Landsleute im Vorbeigehen mein Kompliment zu machen. So gefaßt im Ganzen dieſe, und ſo weiſe die Behorden ſich betrugen: ſo komiſch war die Zerknirſchung und das Betragen Einzelner. Ich ſehe noch immer meinen ehrlichen R—, der ſonſt das ganze Jahr hindurch weder an Gott, noch an den Tod denkt, mit der Reſignation der Verzweiflung auf ſeinen Kaſten ſchlagen, auf welchen eine ganze Batterie von Flaſchen ſtand, und höre ihn noch immer wie einen Halbwahnwitzigen ausrufen: »Kommt ſie, ſo kommt ſie; ich habe hier zwanzig Pfund Kamillenthee und meine ſechs Fläſchchen Räubereſſig; und muß es geſtorben ſeyn: ſo fahre ich in Gottes Namen zum —, ſo gut, wie ein Anderer.« — Und was ſoll ich von unſerm, ſonſt ſo verſtändigen M** ſagen. Er konnte im buchſtäblichen Sinne keine Salatſtaude mehr ohne Entſetzen anſehen, und exilirte den Salat förmlich aus ſeinem Hauſe, wie dringende Vorſtellungen Frau und Tochter gegen ein ſolches Anathem auch machen mochten.«

Belling lachte. »Ich billige es,« fuhr er fort, »daß Sie den Begriff des Lebens zuerſt im Kinde aufſuchen. Sie finden ihn hier im Gefühl des Daſeyns. Richtig wie mir ſcheint. Warum aber ſagten Sie, wenn ſie den Begriff des Lebens in ſeiner letzten Allgemeinheit beſtimmen wollten, nicht lieber: Bewußtſeyn des Daſeyns?«

»»Weil der Ausdruck: Bewußtſeyn, einen ſchärfer beſtimmten Begriff der Sache andeutete, als daß ich ihn hier, und in der Folge, brauchen zu dürfen glaubte.««

»Wohl, ich will mich dabei nicht aufhalten, und werde vielleicht ſpäter darauf zurückkommen. Die Bemerkung, daß das Leben in einzelnen Momenten in einem bloßen Gefühl des Daſeyns rein aufgehe, iſt richtig. Eben ſo richtig iſt es, daß dieſe Momente immer etwas von einer religiöſen Feier haben, und die Pſyche freier von den Feſſeln des Körpers ihre Fittiche ſchwinge. Noch mehrere Zuſtände werden dem Leſer vorgeführt, in welchen das Leben ebenfalls im bloßen Gefühle des Daſeyns, wenn gleich nicht ganz ſo rein, wie in den erwähnten Momenten, aufgeht. Inzwiſchen läßt ſich die Frage nicht ablehnen: auf welche Weiſe fühlt der Menſch ſein Daſeyn? — Im Allgemeinen lähmt und zerſtört der Schmerz zuletzt ſeine Kraft: die Freude belebt und erhöht ſie. So bietet ſich denn freilich das Reſultat: das Gefühl des Daſeyns beſtehe im Gefühl der Glückſeligkeit. Das Behagen an rein ſinnlichem Genuſſe wird in Andiol, das ausſchließliche Streben nach irdiſchem Beſitz in Amarin, der Ungeſtüm der Leidenſchaft und ihr Streben nach unbedingter Befriedigung werden in Sarron bei Seite gebracht; und wenn der Abſtecher ins Feenland den Wunſch nach einer idealen Glückſeligkeit berührt: ſo weiſ't der Commentar zu Poſidipps und Metrodors Lebensphiloſophie darauf hin, wie es uns höchſt ſelten beſchieden ſey, auch nur das dem Sterblichen vergönte Maß derſelben zu erreichen. Mit letzterem Abſchnitt bin ich am wenigſten zufrieden. Er ſcheint mir aus dem Ton zu fallen, und der mathematiſche Beweis am Schluſſe kann mich damit nicht verſöhnen.«

»»Sie haben Recht.««

»Es liegt eine Kraft im Menſchen, durch die er ſich über den Schmerz erheben, und ſogar von dieſem bedrängt, das Gefühl eines heitern und ſelbſt eines frohen Daſeyns ſich retten kann. Ewalds Beurtheilung des Vorgehenden vermittelt den Übergang zu dieſem Kraftgefühl, indem es zugleich das Verkehrte in der früher ausgeſprochenen Anſicht vom Leben berichtigt. Allein jene Kraft kann ſich nach ſehr verſchiedenen Beziehungen äußern. Im Apollonius von Thyana und im Weiſen von Sillo wird ſie zuerſt als Streben nach Erkenntniß betrachtet: allein dieſes Streben erſcheint durchaus als ein unzulängliches, und der Zweifel triumphirt über alle Beſtrebungen, eine gewiſſe Erkenntniß zu erringen.«

»Wenn man Sie kennt,« fuhr mein Beurtheiler fort: »ſo kann man leicht auf die Vermuthung gerathen, Sie hätten Herrn Eleutherius Quickſer bloß darum eingeführt, um in der Schlußpointe des ihm gewidmeten Abſchnittes einen Tropfen individueller Bitterkeit loszuwerden: inzwiſchen zeigen die folgenden Abſchnitte, daß er, wenigſtens nebenher als Schlagſchatten für die Vergleichung des contemplativen und thätigen Lebens dienen ſoll; nur daß ſich hier, vermuthlich von einer plötzlichen Laune eingegeben, zur Unzeit die Parodie von Vater **Heſiods** Weltaltern einſchiebt.«

»»Von keiner plötzlichen Laune eingegeben,«« erwiederte ich. »»Da hier vom Denken und Schreiben im Gegenſatz des Handelns die Rede war: ſo bot ſich mir jene Parodie bei dem Blick auf eine Zeit, wo alle Kraft im Schaffen und Beſtreiten abſtrakter Theorien, im Schreiben und Saalbadern ſich aufzulöſen ſcheint, von ſelbſt.««

»Wir wollen darüber hinausgehen,« ſagte mein Freund. »Da ich Sie,« fuhr er fort, »mindeſtens eben ſo gut zu kennen glaube, als der dürre Magiſter, und weiß daß Sie, ungeachtet eines ſtarken Hanges zum contemplativen Leben, ihrem Geſtirn es nie verziehen haben, Sie unter Ihnen wenig zuſagenden Bedingungen, für dieſes allein beſtimmt zu haben: ſo hat mich ihr Aufſatz über **Sokrates** und **Theramenes** nicht im Geringſten befremdet. Ich würde den Letzteren, einer Stelle des **Cicero** zu lieb, vielleicht gerade nicht zum Repräſentanten der Vorzüge des thätigen Lebens gewählt haben. Beſſer wird dieſes durch den römiſchen Staatsmann ſelbſt repräſentirt. Die Kraft ſollte inzwiſchen hier noch in ihrer höchſten Potenz betrachtet werden. Ob Sie nun für dieſen Zweck kein tauglicheres Subject wählen wollten, als »Alexandrum, Philippi von Macedonia Sohn,« oder keines wählen konnten: mag ich nicht unterſuchen. Genug die Kraft erſcheint in ihrer höchſten Potenz, in dieſem einzigen Beiſpiele, als Unkraft, und der dürre Magiſter findet alle Poeſie des Lebens nur in der Vernichtung alles Vertrauens auf unſer Kraftgefühl. Seiner Anſicht wird in dem folgenden, Poeſie und Proſa überſchriebenen Abſchnitte die allgemeinſte Ausdehnung gegeben; nicht bloß in Beziehung auf die Erfolge des äußern Handelns: ſondern auch in Beziehung auf jene unſers geiſtigen Strebens. Doch gerade dieſer Abſchnitt iſt es, bei dem Sie die Umriſſe am ſchwächſten ausgeprägt, und die Farben am meiſten geſpart haben.«

»» Weil gerade hier mit Phraſendrehen, Aufpinſeln, und mit dem Hinweiſen auf beſondere Fälle am meiſten zu verderben war; und gerade hier es mir darum zu thun war, daß der Leſer einen prüfenden Blick auf die Geſchichte ſeiner eigenen Beſtrebungen werfen, und durch dieſes Beſondere meiner allgemeinen Anſicht zugelenkt werden möchte.««

»Sie können nicht leicht einen billigeren Kunſtrichter wünſchen, als mich,« entgegnete der Hauptmann, »indem ich jederzeit bereit bin, ihre Entſchuldigungen gelten zu laſſen. So will ich denn, da es ihnen darum zu thun war, zu zeigen, daß die Kraft des Menſchen wie im Allgemeinen, ſo auch da nichtig ſey, wo er ſich in der Beſchränkung ſein Loos zu ſchaffen, und einen ſichern Haltpunkt zu finden glaube, es nicht tadeln, daß Sie rückſichtlich der Ehe es dabei bewenden ließen, auf die drei vorzüglichſten Krebsgeſchwüre am Baume der ehelichen Glückſeligkeit, auf Gleichgültigkeit, Philiſterthum und Rohheit hinzuweiſen. Eine ſchwere Aufgabe hatten Sie mit der Liebe. Sie iſt poetiſch ſo gut accreditirt, daß es nicht leicht war, die Proſa gegen ſie Recht behalten zu laſſen. Um ſie doch nun wenigſtens einmal zu loben: ſo will ich zugeben, daß Sie im Schillernden hier etwas geleiſtet haben.«

»»Ein Lob, das ſelbſt ſtark ſchillert,«« ſagte ich.

»Weit ſchlechter bin ich mit den zunächſt folgenden Aufſätzen über Freundſchaft, Ehre, Selbſtgefühl, über den Ruhm und den Werth der Wiſſenſchaften zufrieden. Gibt man auch zu, daß ſie insgeſammt als Lebensprincipe unhaltbar ſeyen: ſo hätte, wie mir ſcheint, das Unerfreuliche einer ſolchen Beweisführung mindeſtens hin und wieder durch einige Lichteffekte erheitert werden ſollen. Ich vermiſſe dieſe nicht gänzlich in den folgenden Paragraphen, in welchen Sie den Begriff des Lebens in einer ſelbſtſtändig ergriffenen Anſicht deſſelben ſuchen. Ich tadle es nicht, daß Sie hier lieber Alles an Freude und Schmerz, als an eine Prüfung der beiden Endſyſteme aller Lebensphiloſophie, des hedoniſtiſchen und ſtoiſchen geknüpft haben. Aber nur ſcheinbar iſt die Unabhängigkeit des Geiſtes von der Übermacht äußerer Einwirkungen. Das Schickſal hat Mittel genug, um uns, wie ſie ſagen, aus der heiterſten Anſicht des Lebens hinauszuquälen: der Schmerz iſt ſelbſtſüchtig, und verengt unſer Gefühl, ſtatt es zu erheben. So geht denn auch hier ein feſter Begriff des Lebens verloren. Aber es ſoll noch ſchlimmer kommen. Der Glaube gibt dem Leben eine beſtimmte Bedeutung, wenn wir gleich über die

Beziehungen ſeiner einzelnen Erſcheinungen im Dunkeln bleiben. Allein der Menſch kann auch dieſen verlieren, und in ihm den letzten feſten Haltpunkt für den Begriff ſeines Daſeyns. So zerfließt und zerrinnt, zerſtäubt und zerflattert denn Alles: und wenn Sie nicht mit einer Apotheoſe der Flachheit enden wollten, welche alle Erſcheinungen gedankenlos an ſich vorüberziehen läßt: ſo ſeh' ich nicht ein, wie Sie anders hätten enden können, als mit einer Invective gegen das Leben. Sie ſtehen am Ziele, wenn ich anders dieſen Ausdruck brauchen darf: denn das gefundene Reſultat iſt —— ein Nichts.«

Die Uhren.

Schweigend ging ich eine Weile neben dem Hauptmann auf und nieder.

»Das ganze Übel,« hob dieſer wieder an, »kommt daher, daß Sie ſich nicht gleich anfangs um die rechte Definition von Zeit bekümmert haben.«

»»Wie verſtehen Sie das?«« fragte ich.

»Ich will Ihnen erzählen, wie ich ſelbſt dazu gekommen. Mein Vater erbte in ſeinem fünfzigſten Jahre ein bedeutendes Vermögen, trat als Major aus dem Dienſte, und bezog ein Rittergut an der ſüdöſtlichen Gränze von Böhmen, das einen Theil ſeiner Erbſchaft ausmachte. Seine vorzüglichſten Beſchäftigungen waren hier Jagd und Gartenbau, und ich erinnere mich nicht, jemals ein anderes Buch, als die europäiſche Fama in ſeinen Händen geſehen zu haben. Die Bildung des Militärs war damals nicht ſo weit, wie jetzt, vorgeſchritten, und ſo war es denn ziemlich natürlich, daß ſich mein Vater, da ich vom Anfang her zum Militär beſtimmt war, um meine geiſtige Ausbildung wenig bekümmerte. Ich lernte ſchlecht leſen, und noch ſchlechter ſchreiben, und blieb übrigens den ganzen Tag mir ſelbſt überlaſſen. Mein einziges Geſchäft, außer jenen paar Unterrichtsſtunden, beſtand darin, täglich mehr als vierzig Uhren aufzuziehen; ein Geſchäft, zu welchem ich mit großer Sorgfalt abgerichtet ward, und das ich mit der größten Pünktlichkeit verrichtete. Mein Vater war nämlich ein großer Freund von Uhren, und kaufte und beſaß deren von allen Arten.

»Eben ſo einfach, wie der Unterrichtsplan meines Vaters, war ſeine Erziehungsmethode im Übrigen. So oft ich etwas verbrach, wurde ich, oft halbe Tage lang, in den Arreſt geſperrt; das heißt, in ein großes Zimmer, in welchem ſich nicht weniger, als ſieben Uhren befanden. Von der fürchterlichſten Langenweile gequält, beſchäftigte ich mich oft ſtundenlang ausſchließend mit dieſen. Ich verglich ſie unter einander, ich zählte die Minuten, die Secunden am Zifferblatte, und mit geſchloſſenen Augen in Gedanken; und hatte eine kindiſche Freude, wenn meine Conjectur mit jenem zuſammentraf. Ich that das Nämliche, wenn ich aus dem Fenſter gewahr wurde, daß jemand ein Geſchäft oder einen beſtimmten Gang verrichtete, und übte mich, die wahrſcheinliche Dauer der Zeit, auch ohne Nachzählen von Minuten und Secunden zu beſtimmen. Sie verging mir auf dieſe Weiſe oft unglaublich ſchnell, und daß ſie ſo ſchnell vergehe, war ein Begriff der ſich mir feſt einprägte. Ich fing an, ſie vor- und rückwärts zu meſſen, nach

Jahren, Jahrzehenden, Jahrhunderten, Jahrtauſenden: und gelangte ſo von ſelbſt zu dem Begriff ihrer Unendlichkeit. Es wurde mir zur Gewohnheit, bei Allem was ich hörte oder that, zuerſt an die Dauer in der Zeit zu denken, und bei Allem beſtimmte Zeitpunkte in der Zukunft ins Auge zu faſſen. Dieß machte mich, als ich aus dem väterlichen Hauſe in die Kadettenſchule trat, anfangs ſehr fleißig. Ich merkte, daß, und woran es mir fehlte, und wendete alle Kräfte an, das Fehlende zu erſetzen. Auch als ich aus der Kadettenſchule in die Armee trat, fuhr ich in dem eifrigen Beſtreben mich zu bilden fort, und las mit wahrem Heißhunger, was mir nur immer in die Hände fiel. Die Bücher, welche ich las, verdarben zwar nicht mein Herz, aber meine Phantaſie und meine Grundſätze. Ich verſank in ein wüſtes Leben, und ein Freund, mit dem ich mich innig verband, und der bei ſeltener Genialität ein frecher Verächter alles Heiligen war, riß mich unvermerkt auf den Weg, welchen der unglückliche S — in dieſer Hinſicht eingeſchlagen hatte. Was mich hielt, war eben die Vorſtellung eines Unendlichen, wenn ſie auch nur dunkel in mir lag, und auf keinem andern Stützpunkt ruhte, als auf dem Begriff der Unendlichkeit der Zeit, der mir bereits in meiner erſten Kindheit ſo bedeutend geworden war.

»Im Jahre fünfzehn befand ich mich bei der Armee von Italien. Ich kam verwundet nach Mailand und in das Haus eines daſelbſt anſäßigen reichen Kaufmanns. Er hatte eine Nichte, Nahmens Franziska. Ich liebte ſie; ſie liebte mich. Man ſetzte ſich unſerer Verbindung entgegen; aber Franziska's Liebe und meine

Beharrlichkeit triumphirten zuletzt über alle Schwierigkeiten.«

»Hier,« fuhr mein Freund fort, »haben Sie denn eine Liebes- und eine Verlobungsgeſchichte in zwanzig Worten. Ich will es verſuchen, eben ſo kurz in dem zu ſeyn, was ich noch zu ſagen habe. Ich war ein wüſter Menſch, ohne ſittliche Begründung, ohne jeden feſten Halt in mir ſelbſt, als ich Franziska kennen lernte. Nicht ſchnell, nicht plötzlich ward ich durch ſie umgewandelt: aber jeden Tag, jede Stunde darf ich ſagen, erſchien mir jetzt mein bisheriges Seyn und Treiben leerer und gehaltloſer; jeden Tag ging mir die Ahnung eines höheren, auf Glauben und Vertrauen gegründeten Lebens heller und lebendiger im Gemüthe auf. Es war nicht meine Liebe zu ihr, nicht die ihrige zu mir, was dieſe Veränderung bewirkte. Gewiß war es nicht das. Es war der Anblick der höchſten Seelenreinheit, eines ganz im frommen Vertrauen auf Gott, und in der Liebe zu mir ſich auflöſenden und befriedigten Gemüthes. Ihre Liebe hatte durchaus nichts Leidenſchaftliches. Sie ſchien ihr ſo natürlich, wie das Athemholen zu ſeyn. Ihre Verwandten, welche, wie geſagt, lange unſerer Verbindung entgegen waren, legten es auf einige heftige Scenen an. Sie blieb ſo ruhig und unbefangen dabei, als ob Alles ſie nichts anginge; als ob jene in einem ſonderbaren Irrthum befangen wären, von dem es ſich von ſelbſt verſtehe, daß es ſich damit geben werde. Über meine Befürchtungen und Beſorgniſſe lächelte ſie, und nie habe ich ſie anders, als ruhig und heiter geſehen. Nur einmal — es ſtand eben am ſchlimmſten um unſere

Hoffnungen. Wie ſonſt tröſtete ſie mich mit der kindlichſten Unbefangenheit, und ſtrich, vor mir ſtehend, mir die Haare aus der Stirne. »Und wenn ſie uns dennoch trennen, Franziska?« fragte ich ſie. —»»Dann,«« ſagte ſie, »»war es Gottes Wille nicht, daß wir hier ſchon verbunden werden ſollten.«« — »Und wie ſoll ich es ertragen?« fragte ich ſie, und wie wirſt Du es ertragen?« — Sie blickte mich ſchweigend an, und ihre Augen füllten ſich mit Thränen. Dann legte ſie ihr Haupt an meine Bruſt, und kaum vernehmbar hauchte ſie die Worte hervor: »»Gott wird es mir dann verzeihen, wenn ich weine — viel weine.««

»Alles war endlich ausgeglichen. Auf einer nahe bei der Stadt gelegenen Villa ſollte unſere Verbindung vollzogen werden. Am Morgen des beſtimmten Tages ſtand ich, ſchon bereitet, um hinaus zu reiten, in meinem Zimmer. Ich überflog und überrechnete die Tage meiner Liebe, und griff jetzt nach meiner goldenen Repetiruhr, um ſie zu mir zu ſtecken. Der Zeiger ſtand auf zehn Uhr. Kindiſch tändelnd fuhr ich mit dem Zeigefinger der rechten Hand zweimal um den Rand des Glaſes herum: denn um zwölf Uhr ſollte die Trauung ſeyn. Ich ſprengte hinaus. Man führte mich an Franziska's Lager. Schon Abends vorher hatten ſich Spuren der Maſern gezeigt. Das Übel nahm ſchnell einen bösartigen Charakter an. Ich kam nicht von ihrem Bette. Am Abend des dritten Tages ergriff ſie meine Hand, und wollte ſprechen, ohne es zu vermögen. Ich ſank neben ihr auf die Knie. Jetzt fühlte ich ein leiſes Zucken ihrer Hand. Ich blickte auf. Sie lächelte, deutete nach der durch das Fenſter ſchimmernden Abendröthe, und —

Lange ſchwieg der Hauptmann. Ich war zu gerührt, um ſein Schweigen zu unterbrechen.

»Mein Schmerz,« fuhr er fort, »war halber Wahnſinn. Wie fürchterlich auch die Heftigkeit desſelben war: noch qualenvoller und unerträglicher war die darauffolgende Erſchöpfung. Jetzt ſchloß jener Freund ſich noch inniger an mich, wobei es zunächſt auf meine Börſe abgeſehen war; und jetzt wirkte das Gift entſcheidender, das früher meine gute Natur größtentheils wieder ausgeworfen hatte. In einem Gemüth, dem es an vollem Vertrauen auf eine höhere Lenkung unſerer Schickſale fehlt, finden Zweifel und Unglaube immer den fruchtbarſten Boden dann, wenn es durch einen tief ergreifenden Schmerz mit ſich ſelbſt zerfallen iſt.«

»Ich hatte unſinnig in meine phyſiſche Natur hineingeſtürmt, um meinen Schmerz zu betäuben. Ich fing an die Folgen zu empfinden. Gegen das Ende des Januars riefen meine Angelegenheiten mich in die Schweiz. Obwohl ich die Vorboten einer heranziehenden Krankheit fühlte, beſchloß ich dennoch, trotz der dringenden Vorſtellungen meiner Freunde, die Reiſe anzutreten. Mein Weg führte über den großen St. Bernhard; eine Reiſe, welche nicht in dieſer Jahrszeit allein lebensgefährlich iſt. Schon in Aoſta fühlte ich mich unwohl; dennoch ſetzte ich meine Reiſe fort. Aber eh' ich den Gipfel des Bernhards erreichte, ſank ich erſchöpft und beſinnungslos von meinem Maulthiere. Nachziehende Reiſende trugen mich den Berg hinauf, und ich fand in dem Kloſter ſelbſt Aufnahme und ſorgfältige Pflege. Ein heftiges Nervenfieber brachte mich an den Rand des Grabes; allein meine kräftige Natur ſiegte, und ich genas.«

Bruder Felix.

»Ich weiß nicht,« fuhr der Hauptmann in ſeiner Erzählung fort, »in wie fern Sie mit der Einrichtung jener unter dem Nahmen des Hoſpitiums berühmten Anſtalt bekannt ſind. Sie iſt eine der ſchönſten und verdienſtlichſten, welche die Menſchenliebe gegründet hat. Angeblich wurde ſie ſchon im Jahre 962 durch Bernard de Menthon, ein Canonikus zu Aoſta, zur Aufnahme der Durchreiſenden, und insbeſondere der Verirrten beſtimmt, und von ihm den Auguſtinermönchen übergeben. Wahrhaft heldenmüthig iſt der Eifer, womit ſich dieſe dem Dienſte der leidenden Menſchheit widmen. Auf dem höchſten bewohnten Punkt in Europa, wo nie ein Grashalm ſproßt, nur von Eis und kahlen Felſen umgeben, leben ſie einzig für die Erfüllung der Pflicht, den Verunglückten beizuſtehen. So oft nämlich die in dieſen Gegenden ſo häufigen und gefährlichen Tourmenten, orkanartige Windſtöße und Wirbelwinde wehen, oder man vom Sturz von Lawinen vernimmt, begeben ſie ſich, mit langen Stangen verſehen, in Begleitung ihrer Hunde, Marons genannt, auf den Weg, ſpüren die Verunglückten, oder unter dem Schnee Vergrabenen auf, und tragen den erſtarrten Körper auf ihrem Rücken in das Hoſpitium hinauf, wo Alles zu ſeiner Rettung verſucht wird. Iſt dieſe unmöglich: ſo werden die Leichname, in Leinen gehüllt, und in die Todtenkapelle, eine Art von Eiskeller, geſtellt, wo ſie bei der ſcharfen kalten Luft in ihren Geſichtszügen lange kenntlich bleiben, und zuletzt gleich Mumien vertrocknen.

Mit der Heftigkeit der Krankheit hatte ſich auch die Heftigkeit meines Schmerzes gebrochen; aber wie der Körper bei einer langſam vorſchreitenden Wiedergeneſung noch lange kraftlos blieb: ſo auch die Seele. Ich fand keine erhebende Idee in meinem Geiſte, kein ermuthigendes Gefuhl in meinem Gemüthe, und durchaus nichts in meinem Innern, woran ich mich hätte aufrichten konnen. Der Zweifel hatte ſeine Macht über mich verloren; aber eben ſo ferne ſtand mir der Glaube. Selten brachte ich es auch nur zum Grübeln. Alles in mir war geiſtige Lahmung, und dumpfes mattes Hinbrüten.

Zur Wartung hatte man mir einen Laienbruder mit Nahmen **Felix** gegeben, einen Greis von achtzig Jahren, der ſeiner Geſundheit und ſeinem bluhenden Ausſehen nach kaum fünfzig zu zählen ſchien; eine von jenen beſchränkten Naturen, wie man ſie faſt in jedem Kloſter findet, die einig mit ſich und ihrem Berufe, als die glücklichſten Bewohner eines ſolchen Aufenthaltes betrachtet werden dürfen. Mit der muſterhafteſten Treue erfullte er ſeine Pflicht als Krankenwärter, und ſaß, als ich genas, oft ſtundenlang in ſtiller Betrachtung oder im Gebet an meinem Lager. Eines Nachmittags, als er ſo neben mir ſaß, und draußen das heftigſte Unwetter wuthete, fragte ich ihn, wie lange er ſich bereits im Kloſter befinde.

»Sechzig Jahre,« gab er mir zur Antwort.

»»Und ſeyd ihr immer ſo ruhig, und in euch ſelbſt ſo zufrieden geweſen?««

»Immer;« ſagte er, ohne einen Zug ſeines Geſichtes zu verandern.

»Wie habt ihr das angefangen, guter Bruder,« fragte ich mit einer unwillkürlichen Regung von Verwunderung.

»»Ich habe Gott täglich gebeten, mich ſtark zu erhalten im Glauben; und der Herr hat mein Gebet erhört,«« ſetzte er hinzu, indem er langſam die Augen zum Himmel aufhob. —

»Sechzig Jahre!« wiederholte ich nach einer Weile; »eine lange Zeit.«

»»Sie ſind mir verfloſſen, wie ein Tag,«« ſagte er. »»Ich hätte nicht geglaubt, daß die Zeit ſo ſchnell vorüber gehen könne;«« ſetzte er nach einer ziemlichen Pauſe hinzu.

»Wißt ihr denn, was die Zeit iſt?« fragte ich ihn halb gedankenlos.

Er ſah mich an. »»Ein Theil der Ewigkeit,«« ſagte er dann mit dem Ausdruck ruhiger Demuth; »»den Gott dem Menſchen zum Handeln gegeben hat.«« —

Ich war überraſcht. Nach langer Zeit, waren dieß die erſten Ideen, von denen ich mich wieder lebendiger ergriffen fühlte. »Er hatte Gott täglich gebeten, ihn ſtark zu erhalten im Glauben; und Gott hatte ſein Gebet erhört, und darum war er durch ſechzig Jahre ſo ruhig in ſeinem Innern, und ſo zufrieden geweſen. Dieſe Menſchen mußten wohl alle ſtark ſeyn im Glauben: denn was konnte ſie ſonſt bewegen, mit ſo gänzlicher Selbſtentäußerung nur für den Dienſt ihres Glaubens zu leben. Auch Franziska war ſtark geweſen im Glauben. Ihr kindlich frommer Sinn hatte mich oft gerührt: aber nie hatte ich mit voller Kraft ergriffen, was ſie ſelbſt mit dem unbedingteſten Vertrauen ergriffen hatte, und feſthielt; und der Schmerz über ihren Verluſt hatte alle Wirkungen ihres Einfluſſes in ihr Gegentheil verwandelt. War ich ein Thor, oder war Sie eine leichtgläubige Thörin? Eines von Beiden mußte der Fall ſeyn; es gab kein Zweites.«

»»Die Zeit ſey ein dem Menſchen von Gott zum Handeln gegebener Theil der Ewigkeit.«« Zum Handeln? — Grübleriſch blieb ich bei dieſer Frage ſtehen. Sie haben ein wahres Wort geſprochen. »» Unſer Kraftgefühl iſt Täuſchung, und die Säugamme dieſer Täuſchung iſt unſere Flachheit. Nur weil wir ſelten Klarheit genug beſitzen, um etwas beſtimmt, und ſelten Kraft genug, um etwas mit Entſchiedenheit zu wollen, glauben wir mit unſerer Kraft Wunder auszurichten, wie wenig das auch ſeyn mag, was wir erreichen.«« Wo wir immer auf die äußern Erfolge unſers Handelns ſehen, erſcheint unſere Kraft unzulänglich, unſicher, und unabhängig von dem Walten einer Macht, welche jene Erfolge beſtimmt nach ihren Abſichten, ohne auf die unſrigen zu achten; mithin als nichtig: und es iſt eben nur der Glaube, der dieſes drückende Gefühl verſöhnen, und nur die Flachheit, welche es verläugnen, oder gleichgültig darüber hinausgehen kann.

Amely.

» Endlich war ich vollkommen wieder hergeſtellt, und im Stande, meine Reiſe fortzuſetzen. Am Morgen meiner Abreiſe, nachdem ich meine Verpflichtungen gegen das Kloſter ſchon früher erfüllt hatte, begab ich mich noch einmal in die Zelle des Priors, um von ihm Abſchied zu nehmen. Ich traf dort Bruder Felix mit einem jungen Sennen. »Er wird es deiner Beſchreibung nach wohl ſeyn,« ſagte der Prior bei meinem Eintritte eben zu dem Hirten; »ich kann nicht zweifeln. Arme Amely!« — »Das iſt ein junger Hirt, aus einem der untern Thäler,« ſagte er, zu mir ſich wendend. »Er hat eine Schweſter mit Nahmen Amely. Ein Hirt aus der Nachbarſchaft bewarb ſich um ſie, und da ihm eine alte Baſe in Martinach vor einigen Wochen ein kleines Stück Geld vermacht hat; ſo ſahen ſich die beiden jungen Leute unvermuthet am Ziel ihrer Wünſche. In allen Thälern herum iſt ihre Liebe bekannt, und jedermann gönnt ihnen das Beſte. Denn Jery iſt oder war, ein ſo wackerer Burſche, wie wenige; und Amely iſt ein ſtilles, frommes, treues Gemüth, wie ſich vielleicht im ganzen Wallis kein zweites findet. Nun hat ſich der Burſche vor drei Wochen aufgemacht, um in Martinach ſeine Erbſchaft zu erheben, und iſt nicht wieder zurückgekehrt: da doch ſichere Nachrichten vorhanden ſind, daß er die Stadt verlaſſen, und die Rückreiſe angetreten hat. Eben in jenen Tagen aber fiel eine Lawine; ſieben Reiſende wurden verſchüttet, und nur vier davon gelang unſern Leuten zu retten. Da iſt nun Amely mit ihrem Bruder heraufgekommen, um ſich durch den Augenſchein zu überzeugen, ob Jery unter den Verunglückten ſey. Ich glaube es iſt ſo. Arme Amely! Nehmt die Schlüſſel, Bruder Felix. Wollen Sie uns begleiten: ſo kommen Sie.«

Ich ging alſo mit. Vor der Kloſterpforte ſtand

Amely, in der reizenden Tracht der Walliſerinnen. Ihre ſanften Züge, herzgewinnend durch den Ausdruck demuthsvoller Unſchuld und der ſchmerzlichſten Bekümmerniß, wären des Pinſels eines Raphaels würdig geweſen. Sie küßte dem Prior die Hand. »Willſt du nicht Steffi allein mit uns gehen laſſen, mein Kind,« fragte ſie dieſer; »und hier warten, bis wir zurückkommen.« Sie ſchüttelte ſchweigend den Kopf. »Und wenn es ſo ſeyn ſollte, wie du fürchteſt,« fragte ſie der Prior, »wirſt du dich willig in die Fügung Gottes ergeben?« Sie ſprach kein Wort, und blickte den Fragenden aus ihren dunklen Augen, die von Thränen ſchwollen, mit einer unbeſchreiblichen Wehmuth an: während ihre Unterlippe ſchnell und heftig zuckte. »Nun ſo komm,« ſagte der Prior gerührt, und ging vorwärts.

Bruder Felix ging voraus, um aufzuſchließen, dann folgte ich mit dem Prior, und hinter uns gingen Steffi und Amely.

Der Anblick, der ſich dem Auge darbot, als Bruder Felix geöffnet hatte, war an und für ſich ſelbſt erſchütternd genug. Rings herum an den Wänden ſtanden, dicht an einander gereiht, in weißen Sterbekitteln, die jeder mit einem ſchwarzen Kreuze bezeichnet waren, die Leichen, theils bereits zu Mumien vertrocknet, theils erſtarrt durch die fürchterliche Kälte. Eine Sekunde lang vergaß ich darüber alles Übrige. Aber plötzlich drängte Amely ſich zwiſchen mir und dem Prior durch, und mit einem Jammerlaut, der nicht Achzen und nicht Schrei war, ſtürzte ſie mit gerungenen Händen, und mit dem Ausruf: »Mein Jery! mein Jery! O mein Gott!« auf einen der Leichname zu, und umklammerte ihn feſt mit ihren Armen. Der Anblick war herzzerreißend und gräßlich. Da ſie den Leichnam ſo gefaßt hatte, daß ſeine ſtarren Arme über den ihrigen lagen, und da ſie nach der Seite zu mit ihm an die Wand geſunken war: ſo hatte es den Anſchein, als ob der Todte auch ſie umfaßt halte. Noch einmal; der Anblick war grauſenhaft. Der fahle Tod hielt hier das warme blühende Leben umarmt; das ſtarre weitgeöffnete Auge blickte ohne Sehkraft in das brechende Auge der Liebe; und ein Herz voll heißen Schmerzes ſchlug gegen eine Bruſt, die für den Schmerz, wie für die Liebe erſtarrt war für immer. Wir Alle ſprangen hinzu, um der Unglücklichen beizuſtehen: aber nur mit großer Mühe gelang es uns, ihre krampfhaft in einander gepreßten Hände loszulöſen. Ohne Zeichen des Lebens trugen Bruder Felix und Steffi ſie ins Hoſpitium zurück. Ich ließ an Geld für ſie zurück, was ich nur immer entbehren konnte. Auf meiner heurigen Rückkehr erfuhr ich, daß ſie wenige Monate nach jener Begebenheit geſtorben war, und das von mir zurückgelaſſene Geld dazu angewendet hatte, den Leichnam ihres Geliebten nach dem Friedhof ihres Kirchſpiels bringen zu laſſen, wo ihr ſelbſt an ſeiner Seite ihre Ruheſtätte bereitet wurde.

Poeſie des Lebens.

»Es gibt Momente in unſerem Leben,« ſagte der Hauptmann, nachdem wir ein paar Mal ſchweigend auf und nieder gegangen waren, »die uns eine gänzliche Umwandlung unſerer ganzen Denk- und Sinnesart ſo nahe legen, daß nur der höchſte Leichtſinn und die gedankenloſeſte Flachheit es verſäumen können, ſie zu ergreifen. Wenn ſie denn aber auch eine plötzliche Veränderung hervorzubringen ſcheinen: ſo iſt dieſe darum nicht minder ſtätig in uns vorbereitet, und jene Momente ſind ſo zu ſagen nur der Druck auf die Feder, durch welchen die neue Scenerie zum Vorſchein gebracht wird. So war es auch bei mir. Alles war mir gegeben; ich brauchte das Gegebene nur zu verarbeiten.«

»Der Weg, welchen ich hierbei nahm, war kein anderer, als eben jener, welchen Ihr dürrer Magiſter gegangen war, und welchen Sie ſelbſt den Leſer, wenn gleich nur bis zu einem gewiſſen Ziele, geführt haben. Wunderbar genug treffen die Tiefe, wie die Flachheit des Geiſtes auf dieſem Wege zuſammen. Beiden zeigt ſich die menſchliche Kraft, in ſo fern ſie ihre Zwecke auf eine von ihr gewählte Weiſe verfolgen will, als nichtig: nur daß die Tiefe des Geiſtes dieſe Nichtigkeit klar erkennt, der Flachheit aber, eben weil ſie Flachheit, und als ſolche zuverſichtlich iſt, dieſe Vorſtellung nie, und am wenigſten in Beziehung auf ihre eigenen Beſtrebungen klar aufgeht. Dieſe ſieht mit träumeriſcher Gleichgultigkeit auf die Widerſpruche des Lebens; jene empfindet den herbſten Schmerz, und ruht nicht, bis ſie in das Widerſprechende Einklang, in das ſcheinbar Zerriſſene Zuſammenhang, und in das Bedeutungsloſe ſichere Bedeutung gebracht hat.«

»In den äußeren Erſcheinungen ſelbſt, in ſo fern dieſe auf unſere Beſtrebungen, wie auf unſer Schickſal einwirken, wird ſie Einklang und Zuſammenhang vergebens ſuchen. Sie hängen vom Zufall oder von den Fügungen einer höheren Macht ab. Jener kennt kein Geſetz; die Geſetze, nach welchen dieſe wirkt, liegen außer dem Bereich unſerer Berechnung, wie unſers Widerſtrebens. Der Glaube an die Weisheit und Güte dieſer Macht gibt uns über das Widerſprechende in den Erſcheinungen des Lebens Beruhigung, und zwar eine unbedingte, als unbedingter Offenbarungsglaube: allein mindeſtens bleibt in dem tieferen Gemüthe die Sehnſucht, in dieſen Erſcheinungen ſelbſt eine ſichere Bedeutung zu erkennen.«

»Dieſe Bedeutung nun können wir allein in ihrer Beziehung zu unſerem innern Leben finden. Was immer auf uns einwirkt, mittelbar oder unmittelbar, in nächſter oder in entfernter Verzweigung: es wirkt ein auf die Entwicklung und Geſtaltung unſeres inneren Lebens. Was wir immer thun und erſtreben: es wirkt *dadurch, daß wir es thun*, abgeſehen von ſeinem Erfolgen, nach jener Beziehung auf uns ſelbſt, wie auf Andere ein; und es gibt in dieſer Hinſicht nichts Gleichgültiges, nichts Unbedeutendes, wie wenig es uns auch möglich ſeyn mag, die Beziehung jedes Einzelnen zu erkennen, oder ſie nach ihrer Verzweigung mit unſerem Blick zu verfolgen.«

»Wie dieſe Wahrheit ſich mir jetzt aufdrängte, da tiefergreifende Erſchütterungen mein Gemüth von Groll und Zweifel gereinigt, und das Bedürfniß, eine ſichere Bedeutung des Lebens zu erfaſſen, in ihm geweckt hatten: ſo leitete mich das Verweilen bei derſelben, und die Prüfung meines eigenen Lebens, vorzüglich in ſeiner letztern Periode, zu einer zweiten Wahrheit, durch welche jene erſt ihren vollen Gehalt gewinnt. Franziska's himmliſche Seelenreinheit und ihr kindlich frommer Sinn hatten nicht anders, als wohlthätig, auf meine eigene ſittliche Entwicklung einwirken können: allein eben aus ihrem Tode, eben aus dieſer ganzen Verkettung aller Umſtände, ging meine Entzweiung mit dem Leben, mein finſterer Groll, mein dumpfer Mißmuth, und die traurige Verſunkenheit meines vertrauungsloſen Unglaubens hervor. Ein Wendepunkt war eingetreten: aber dieſer hätte auch ausbleiben können. Allein wo ich immer den Blick prüfend auf dem ſittlich Verkehrten feſthielt — es hatte keinen Beſtand in ſich ſelbſt. Das Gute allein konnte durch ſich ſelbſt beſtehen. Jenes vermochte dieſes zu unterdrücken: aber dieſes trug nicht in ſich ſelbſt die nothwendigen Keime ſeiner Zerſtörung. Der Tod konnte mich hinraffen, eh' dieſe Keime ſich entwickelt hatten, wie er Franziska und Amely hingerafft hatte, während ſie auf Erden noch tauſend Blüthen für den Himmel hätten entfalten können: allein für die Entwicklung unſers inneren Lebens zeigt ſich uns bei der Gewährleiſtung, die in der ſelbſtſtändigen Kraft des Guten für eine ſittliche Weltregierung liegt, nirgends eine Gränze; und dieſe »Spanne Zeit« iſt« —

»»Ein dem Menſchen von Gott zu ſeiner ſittlichen Entwicklung gegebener Theil der Ewigkeit,«« ſagte ich, da Belling inne hielt, und mich fragend anſah. »Sie hatten Recht, zu ſagen, Herr Hauptmann,« ſetzte ich hinzu, »daß Ihre Definition von Zeit nur dann einen

Werth habe, wenn man ſie ſelbſt geſucht hat. Und auch darin hatten Sie Recht, daß Sie einen ſo hohen Werth auf Ihre Definition legten: denn aus ihr in Verbindung mit der Idee einer ſittlichen Weltregierung ergibt zunächſt ſich der Begriff von Leben, als einer fortſchreitenden Entwicklung für die Ewigkeit.«

»In dieſem Sinne,« fuhr jetzt der Hauptmann fort, »hatte Ihr dürrer Magiſter nun freilich Recht, wenn er behauptete, daß alle wahre Poeſie aus der Proſa des Lebens ſich aufbaue, und allein in der Überzeugung von der Richtigkeit aller menſchlichen Kraft ihre Grundlage habe. Denn indem wir gewahr werden, wie die äußeren Erfolge aller unſerer Beſtrebungen an ſich ſelbſt außerhalb alles Bereiches unſerer Berechnung, wie unſerer Kraft, liegen: ſehen wir uns angewieſen, die Bedeutung der äußeren Erſcheinungen in unſerem Innern aufzuſuchen. Das Geſetz nun, welches wir hier entdecken, verbürgt uns das Walten einer ſittlichen Weltregierung; und dieſe Idee allein iſt es, von welcher alle echte Begeiſterung der Poeſie ausſtrömt. Wie Gottes Hauch über den Gewäſſern, ſo ſchwebt ſie über dem Chaos des Lebens, und baut über den Trümmern ſeiner vergänglichen Herrlichkeit und über den ſcharfen Dornen, die überall zwiſchen dieſen Trümmern fortwuchern, den Altar auf, auf welchem, wie ihr Freund ſagte, nur Opfer der reinſten und heiligſten Demuth brennen.« — — — .

»Unſer Freund Welling,« ſagte ich zu Ewald, als ich ihm meine Unterredung mit jenem hatte leſen laſſen, »hat an der Definition des Bruders Felix von, Zeit, nachgebeſſert: und ich meinerſeits habe an ſeiner Definition von Leben etwas nachzubeſſern gefunden.«

»»Nun?««

»Entwicklung für die Ewigkeit,« ſagte ich, »iſt das Leben auch bei dem Peſcheräh. In höherer Potenz nun könnte man, glaub' ich, ſagen: ſey es Bewußtſeyn des Fortſchreitens in unſerer ſittlichen Entwicklung für die Ewigkeit.«

»»Das haſt du ſchlau gemacht,«« entgegnete er; »»ich hätte gedacht, du wäreſt froh geweſen, durch die Definition des Hauptmanns den Zweifel, ob du ſelbſt wirklich lebeſt, losgeworden zu ſeyn.««

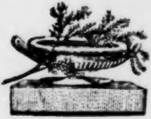
Es iſt vollkommen ausgemacht: er wird jeden Tag ungezogener. Es wäre gar hübſch von ihm geweſen, wenn er mit dem Zweifeln bei ſich ſelbſt angefangen hätte.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Charaden.

Von

M. Enk.



Wien,
gedruckt und im Verlage bei Carl Gerold.
1834.

In den folgenden Charaden ſind Sch und St für zwey, ch und ck aber, da jenes nur eine verſtärkte Aſpiration, dieſes nur ein verſtärkter Laut iſt, für ein Zeichen gerechnet.

Die Zahl der Sternchen zeigt in den Kettencharaden die Zahl der Sylben an.

1.

Charade.

Dreiſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Kennſt du jene Rieſenſchaar,
Welche ſeit dem erſten Werde
Unerſchüttert auf der Erde
Steht, und ſteh'n wird immerdar?
Weiß iſt und umwölkt ihr Haupt,
Das jetzt tauſend Blitze ſprühet,
Jetzt im höchſten Purpur glühet;
Ihre Lenden grün umlaubt.
Und zu ihren Füßen ſehen
Sie Geſchlechter, nicht zu zählen,
Gutes wollen, Schlechtes wählen,
Streben, irren, und — vergeh'n.

Die letzte.

Der Herrſchaft Zeichen iſt in mir zu ſeh'n:
Doch unerfreulich iſt es unter mir zu ſtehn.

Das Ganze.

Lang, voll Buckeln, iſt mein Leib,
Und mein einz'ger Fuß von Eiſen,
Denn ich bin ſehr viel auf Reiſen.
Meinen Kopf, der ohne Haar,
Ziert ein ſtattlich Hörnerpaar;
Weiß dem Freunde bloß zu nützen,
Ihn zu halten und zu ſtützen
In manch' drohender Gefahr.

A. 1.

2.

Charade.

Dreiſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Wie am Himmel in der Nacht
Tauſende von Sternen blinken,
Und aus unermeßner Ferne
Grüße nach der Erde winken:
So ſind wir der Erde Sterne,
Sind der Erde ſchönſte Pracht;
Sind's durch welche ſie, wie ſchnelle
Unſer Daſeyn auch ſich endet,
Bei des Tages heitrer Helle
Grüße nach dem Himmel ſendet.

Die letzte.

Ohne Ruhe fortzueilen
Gab man zur Beſtimmung mir:
Was ſich an ſich ſelbſt nicht theilen
Läßt, das theil' ich ſcheinbar dir.
So nun, Freund, wird meine Eile
Dir zur ernſten Warnerin:
Weiſe ſey; du haſt nur Theile
Zum Verluſt, wie zum Gewinn.

Das Ganze.

Mein Ganzes kam dir ſchwerlich zu Geſicht:
Auch ſieht man es ſo häufig nicht;
Der Sylben erſtes Paar iſt meine dritte dann,
Und man erkennt — nun rathe was daran.

B. 2.

3.

Charade.

Dreiſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Sind's die Wege — iſt es gut:
Kopf und Herz — viel beſſer noch;
Iſt's der Beutel — ſey behutſam,
Leicht bekommt er ſonſt ein Loch.

Die letzte.

Sanft ſchleich' ich zwiſchen Büſchen hin,
Und nehm' in meinem Lauf
Gern jedes nicht zu ferne Bild
In meinem Innern auf.
Die muntern Knaben lieben mich,
Die Mädchen, bis an's Knie
— Verſuchen ſie im Sommer es
Mit mir — umfaß' ich ſie.

Das Ganze.

Mein Ganzes iſt ſehr leicht zu kennen,
Und wird dir eine Stadt in Deutſchland nennen.

E. 5.

4.

Palindrom.

Zweiſylbig.

Viele Brüder, feſt verbunden,
Meiſtens aus Hephaiſtos Reich,
Einer ganz dem Andern gleich,
Bald gerade, bald gewunden
Sind wir; und ſo ſchützen wir
Gegen Geld-, Wild-, Gartendiebe,
Und Corſaren in der Liebe
Geld, Wild, Garten, Mädchen dir.

Haſt du, was ich bin, gefunden,
Lies von rückwärts, und ich ſcheine
Jetzt ganz Wanſt dir; ohne Kopf,
Ohne Hals und Arm und Beine,
Schwarz von unten bis nach oben:
Und iſt was an mir zu loben,
Nun ſo iſt's — mein grüner Schopf.

D. 4.

5.

Charade.

Dreiſylbig.

Die vier erſten Zeichen.

Wie der farbige Duft ſich um die Sonne legt,
Wie den thauenden Mond dunkles Gewölk umſchwimmt;
Hüll' den Schimmer ich jetzt der Schönheit,
Jetzt die Thränen der Trauer ein.

Die drei letzten und das Ganze.

Deuteſt du recht, ſo nennen wir drei zuſammen ein Mädchen:
Eine ferne Provinz deutet das Ganze dir an.

E. 9.

6.

Charade.

Zweiſylbig.

Um das Erſte bei Lucinden hielt mein Bruder neulich an:
Aber, leider! war's das Zweite, was ſein Werben ſich gewann.

H. 2.

7.

Charade.

Vierſylbig.

Der Sylben erſte, wie die nächſten drei, ein Fiſch,
Von köſtlichem Geſchmack, für reicher Praſſer Tiſch.

G. 1.

8.

Charade.

Dreiſylbig.

Die erſte Sylbe.

Mittel, Werkzeug und Genoſſen zeigen dir drei Zeichen an;
Das iſt Alles, was von ihnen ich für dießmal ſagen kann.

Die letzte.

Nichts Großes triffſt du in des Menſchen Bruſt,
Und keinen Schmerz und keine Luſt,
Die ihre Wurzeln nicht in beide letzte ſenkte:
Nichts, was den Jüngling, wie den Mann,
So oft von ſeiner eb'nen Bahn
Bis hin zum Rand' des Abgrund's lenkte.

Das Ganze.

O weh dem Mann, der nicht das Ganze kennt!
In deſſen Bruſt es langgetrag'ner Groll
Des feindlich ihm geſinnten Glück's erſtickte.
Denn einſam wandelt er durch's Leben hin,
Und was für Andere ſein Herz nicht nährt,
Streng' wird auch ihm von Andern es verſagt.
Wohl ihm hingegen, der die ſchönſte Blüthe
Der Menſchlichkeit in milder Bruſt gepflegt:
Aus tauſend Augen träuft ſein eigner Schmerz,
Aus tauſend Augen ſtrahlt ihm ſeine Luſt.

K. 2.

9.

Palindrom.

Zweiſylbig.

Ob du von vornher mich, ob von rückwärts lieſeſt,
es gilt ganz
Gleichviel: denn es erſcheint immer ein Räuber
in mir.

L. 3.

10.

Charade.

Dreiſylbig.

Von ſechs Zeichen nennen vier
Eines Mädchens Namen dir.
Als mein Freund es jüngſt gefragt,
Ob es ihn zum Manne wolle:
Hat das kluge Mädchen gleich,
Weil er ſchön iſt, jung und reich,
Die zwei erſteren geſagt.
Mein Ganzes eine Stadt, die erſt vor wenig Jahren,
Durch Liſt und Grauſamkeit ein hartes Loos erfahren.

D. 10.

11.

Charade.

Zweiſylbig.

Mein Erſtes hat zwar viel Beſchwerden,
Doch wünſcht faſt Jeder es zu werden.
Iſt wirklich nun mein Erſtes er geworden,
Er muß darum nicht auch das Zweite ſeyn;
Doch fällt vielleicht es gar ihm ein,
Das Zweite vor der Zeit zu ſeyn:
So zählt ihn keck zum Narrenorden.

A. 2.

12.

Räthſel.

Nach dem Franzöſiſchen.

Tauſend Liebesknoten ſchling' ich
Zärtlich um den treuen Gatten,
Deſſen Arme ausgebreitet
Mich beſchirmen und beſchatten.

Aus dem Schooß der Erde ſproßte
Unſ're Liebe, und die Sonne
Zog ſie groß durch ihre Gluthen,
Reifte ſie zu Vieler Wonne,

Weil der Gram durch unſ're Kinder
Und die Schwermuth leicht geſundet;
Leider dann erſt, wenn das Eiſen
Ihre Mutter tief verwundet.

M. 1.

13.

Charade.

Dreiſylbig.

Die fünf erſten Zeichen.

Fünf Zeichen nennen einen Fluß im Norden
Von Deutſchland dir. Er iſt nicht ſehr bekannt
geworden:

Wie billig: denn er iſt faſt nur ein Bach;
Such' nur auf deiner Charte nach.

Die fünf letzten.

Jüngſt kam mein Freund Ariſt zu mir.
»Sag' an, Ariſt, was fehlet dir?
Dein blaſſes Ausſehn kümmert mich.«
Erſt ſchwieg er, und bedachte ſich.
»»Schlaf,«« ſprach er dann, »»und Eßluſt fliehen mich;
Was ſonſt Vergnügen mir geſchafft,
Spricht Alles jetzt mich wenig an;
Bin reizbar, launiſch, grillenhaft,
Und nur zufrieden, wenn ich wachend träumen kann.«« —
»Steht's ſo,« rief lachend ich im Nu,
»Die Krankheit iſt nicht ſchwer zu kennen;
Ich will ſie gleich dir mit fünf Lauten nennen,
Kein Zweifel iſt, mein Guter, du — —«
Drauf hab' ich ſeine Krankheit ihm genannt;
Vermuthlich iſt ſie aus Erfahrung euch bekannt.

Das Ganze.

Erſt geſtern hat er Hochzeit gemacht;
Und als er den niedlichſten Schmuck in's Haus
Lucinden zum Hochzeitgeſchenke gebracht:
Da rief entzückt ſie das Ganze aus.

14.

Charade.

Dreiſylbig.

»Weil das Ganze du biſt: ſo bin ich das Zweite und Dritte,«
Sprach zu Lucinden Ariſt, »wenn du das Erſte mir bleibſt.«

M. 10.

15.

Charade.

Dreiſylbig.

Von tauſend Wünſchen ohne Raſt bewegt,
Erſehnt der Sylben erſte ſtets ſich Frieden;
Allein er iſt ihr nicht beſchieden,
Bis man ſie nicht in beide letzte legt.

G. 5.

16.

Charade.

Vierſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Man wird nur wenig Werth dir zuerkennen,
Man mag die erſte dich, die zweite Sylbe nennen;

Im erſten Falle gilt dein Kopf nicht viel,
Im zweiten iſt dein Herz des Vorwurfs Ziel.

Die beiden letzten.

Mein Inneres iſt düſter, feucht und kalt:
Der Menſchen hier, und dort der Thiere Aufenthalt.

Das Ganze.

Wo dein Blick nur hinfällt, wirſt du
Wunder, werth des Staunens, ſehen:
Aus dem Allerweichſten ſiehſt du
Hier das Härteſte entſtehen.

Grotten, Säulenlabyrinthe,
Thiergeſtalten, Blumen, Bäume,
Kühngeworf'ne Drapperien,
Füllen dieſe weiten Räume.

Und was immer du erblickeſt,
Sprühet bei der Fackeln Scheine,
Millionen Flammenblitze,
Wie die hellſten Edelſteine.

H. 4.

17.

Charade.

Vierſylbig.

Wie öffnet doch die lebensvolle Bruſt,
So willig ſich der Hoffnung ſüßer Luſt!
So ging's auch mir in meinen Jugendjahren,
Ich hatte keine Täuſchung noch erfahren.

Ich ſah die zarten Knospen ſchwellen,
Und reich die Knospen aus den Blüthen dringen:
Da gab ich mich mit Herz und Sinn
Entzückt der frohen Hoffnung hin,
Die Blüthen ſollten einſt mir ſüße Früchte bringen.

Ich ſah ſie reifen: doch ſie waren dann
Was beide erſten Sylben ſagen.
Und darf ich wohl darüber klagen?
Gehörten ſie denn nicht den beiden letzten an?

Die Ärzte legen auf das Ganze zwar
In manchen Fällen viel Gewicht;
Vielleicht mit Recht: allein den Schmerz
Getäuſchter Hoffnung heilt es nicht.

K. 5.

18.

Charade.

Dreiſylbig.

Die erſte Sylbe.

Ein Heros, ſtrahlend in dem hellſten Licht,
Iſt ſeit der Schopfung her zum Gegner mir gegeben:
Allein wie lange Zeit wir uns auch widerſtreben,
Beſiegt er mich, beſieg' ich ihn doch nicht:
Er räumt vor mir, und ich vor ihm das Feld;
Wir pflegen Beide ſchwach nur um den Sieg zu ringen:
Doch werd' ich, kommt die Zeit, dereinſt ihn noch bezwingen
Und herrſchen auf den Trümmern dieſer Welt.

Die beiden letzten.

Obgleich verwandt mit jener erſten Sylbe,
Sind wenig wir von ihr geliebt;
Sie todtet uns, und was ſie ſelbſt
Vernichtet, iſt's, was uns das Leben gibt.

Das Ganze.

Eine Pflanze benennt mein Ganzes, vom Arzte geprieſen:
Ob die lebende gleich giftige Düfte verhaucht.

F. 4.

19.

Charade.

Dreiſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Frauen ſind die beiden erſten,
Und weil Frauen ſie, ſo ſind ſie
Wenn ſie ſchön und milden Sinnes,
Reizend über alle Maßen:
Weil ſie reizend, liebenswürdig,
Iſt ſehr leicht es ſie zu lieben;
Weil ſich ihnen Liebe weihet,
Lieben auch ſie ſelbſt; und weil ſie
Lieben, überſchütten ihren
Freund ſie, wenn er ihrer Liebe
Werth ſich zeigt durch feſte Treue,
Reichlich mit den ſchönſten Gaben.

Frauen ſind die beiden erſten,
Und weil Frauen ſie, ſo ſind ſie,
Wenn ſie widerlich und häßlich,
Boshaft über alle Maßen.
Weil ſie häßlich ſind und boshaft,
Mag ſie niemand lieben; weil ſie
Niemand lieben mag, ſo ſinnen
Unaufhörlich ſie auf Tücken;

Und weil Frauen ſie, ſo ſind ſie
Unermüdlich ihre Tücken
Möglichſt bald in's Werk zu ſetzen.

Die letzte Sylbe.

Inbegriff von Täuſchung, Thorheit, Häuchelei und Überdruß,
Nenn' ich kurz die letzte Sylbe, wenn ich ſie bezeichnen muß.

Das Ganze.

Wie viel reizender nicht erſcheint im Bild ſie des Ganzen:
Alles iſt Anmuth hier, Alles beglückende Luſt.
Nur zum Scherze bedroht Gefahr den verwegenen Muth hier;
Auch das Schwerſte, es wird mühlos und ſpielend vollbracht.
Alles blühet hier fort in ewiger Jugend, und nimmer
Schwindet der liebliche Glanz, welcher es magiſch umfließt.
Iſt das Leben ein Traum, in ihm verträumt' ich's am liebſten:
Wär' es zu meinem Verdruß, leider! nicht ſelber ein Traum.

E. 7.

20.

Jagdunglück.

Kettencharade.

Es iſt nicht wohl möglich, auf der Jagd mehr Unglück zu haben, als neulich dem guten N*** begegnete. Er mochte eine Ahnung davon haben; denn er ſprach bei dem gemeinſchaftlichen Jagdfrühſtück kein Wort, ſondern ſchlang die aufgeſetzten Bratwürſte, Semmelklöschen, Cotelettes u. ſ. w. mit ſolchem Eifer in ſich hinein, daß man leicht erkennen mochte, wie es ihm darum zu thun ſey, die flatternde Pſyche von jedem Ausflug in die Vergangenheit und in die Zukunft abzuhalten, und ihr ſelbſt für die Gegenwart nicht zu geſtatten, auch nur im geringſten einen Flügel zu regen.

Jetzt brach die Geſellſchaft auf. Er ſchneckte immer ein Paar hundert Schritte bequemlich hinter den Übrigen einher. »Sie ſtellen mich ohnedieß jederzeit auf die ſchlechteſten Stände,« ſagte er, »und da komm' ich immer noch früh genug.« Das mochte hingehen. Als man aber ſchon ganz nahe am Walde war, wurde er plötzlich gewahr, daß er — ſeine Flinte vergeſſen hatte. Ob er ſich ärgerte, darf man nicht fragen. Er rief einen Treiberjungen, und ſandte ihn nach Hauſe, um ſie zu holen. »Hier,« ſagte er zu dem Jungen, indem er ihm den Schlüſſel gab, »hier haſt du meinen Schlüſſel. Hinter meinem Bücherſchrank ſtehen zwei Flinten. Sieh' ja zu, daß du mir nicht aus Gedankenloſigkeit die rechte ſtehen laſſeſt, und die unrechte bringeſt; denn auf der letzteren fehlt der —«

Die beiden erſten Sylben des Fehlenden triffſt du am Himmel, wie in den Eingeweiden der Erde. Oft brechen ſie zerſtorend aus dieſer hervor, und ſtromen in mächtigen Wogen dahin: und dennoch laſſen ſie ſich auch in den kleinſten Raum einſchließen und dienen zu den gemeinſten Zwecken. Was ſie oft rieſengroß werden läßt, vernichtet ſie auch. Nichts iſt ſo feſt, was ſie nicht zu zerſtören vermöchten: und doch bedient man ſich ihrer, um ſelbſt dem Weichſten Härte, Feſtigkeit und Dauer zu geben. Ihre Stimme gleicht dem Sauſen der Windsbraut, und nie beſiegen ſie ihren natürlichen Feind, oder erliegen ihm, ohne ihm Hohn zuzuziſchen. Die dritte Sylbe iſt der Vater der beiden erſten: aber nie zeugt er ſeine Kinder, wenn er nicht von einem Stärkeren, als er ſelbſt iſt, mißhandelt wird. a).

»Liebſter Herr Haas,« ſagte er zu dem Oberjäger, als der Junge mit dem Gewehr zurückgekommen war,« da ſehen Sie mir einmal dieſe Flinte an. Iſt das eine Flinte! Sie koſtet mich aber auch fünfzig Gulden unter der Hand, und es reuet mich nicht im Geringſten, das Geld gegeben zu haben. Denn ich kann mich darauf verlaſſen, wie auf mein Auge. Sie dürfen mir heute immerhin einen beſſeren Stand, als den verlornen Poſten anweiſen. Was mir heute kommt, das lege ich nieder; ich bin Ihnen gut dafür.«

Der Oberjäger ließ ſich verführen, und ſtellte ihn beym zweiten Trieb an einen Platz, wo, wie er ſagte, noch jedes Jahr ein Fuchs geſchoſſen worden. N*** war nun vollkommen zufrieden. Er lehnte die Flinte an den Baum, zog ſein Taſchentuch hervor, und ſchnaubte ſich zuvörderſt mit einem ſo hellen Trompetenton, daß es von den benachbarten Bergen wiederhallte, und er auf der entgegengeſetzten Seite fünfzig Treiber hätte entbehrlich machen können. Dann legte er das Tuch wieder zuſammen, ſteckte es ein, nahm ſeine Flinte auf, und ſtellte ſich jetzt in Poſitur. So ſtand er nun ziemlich ruhig, außer daß er von Zeit zu Zeit bald den rechten, bald den linken Fuß ein wenig in die Höhe zog und ſich verſtohlen räuſperte. Da kam der Fuchs herangeſchlichen.

»Raymund! ein Fuchs, ein Fuchs!« rief er ſeinem Nachbar zu, und drückte auf den Schnepper, als ob er ihn hätte krumm biegen wollen. Allein was half ſein Drücken! Das Gewehr konnte nicht losgehen, denn er hatte Abends vorher ſein Pulverhorn in der Zerſtreuung, ſtatt des Pulvers gefüllt mit ſchwarzem —

Ein zweiſylbiges Doppelwort ſagt, womit er es gefüllt hatte. Es beſteht aus unzähligen Theilen und iſt bald aus dem Thier-, bald aus dem Mineralreiche genommen, bald iſt es ein Kunſtprodukt. So werthlos es auch iſt: ſo vertraut man ihm dennoch die größten Geheimniſſe, und ſelbſt das ausgezeichnetſte Genie verſchmäht es nicht, mit demſelben ſeine Arbeiten zu übergehen. b).

Wie groß das Unglück auch war, er hoffte es bei dem dritten Triebe zu verbeſſern. Man ſtellte bei dieſem die Schützen auf den Gehſteig eines halbzirkelförmigen Abhanges an, wo das Wild aus dem tiefer liegenden, mit Gebüſche und jungem Holze ziemlich dicht bewachſenen Grunde kommen mußte. Da man N*** dringend eingebunden hatte, nicht von der Stelle zu gehen, und er weder auf ſeinen Nachbar zur Linken, noch zur Rechten hinſehen konnte, auch die Treiber einige Zeit brauchten, um in den Grund zu kommen: ſo fing er bald an lange Weile zu empfinden. Er ſetzte ſich alſo in's Gras, legte die Flinte neben ſich, zog Döbels Jägerpraktik aus der Taſche, und fing auf das eifrigſte zu leſen an. Da raſſelt es ganz nahe gegen ihn heran im Gebüſche. Im Nu wirft er ſeinen Döbel weg, rafft wie ein Beſeſſener die Flinte auf, legt ſie, eine Spanne von dem abgewandten Geſicht weg, feſt an die Schulter, drückt los, und — ein lautes Geheul entfährt dem tödtlich getroffenen —

Sieben Zeichen hat der Name des Unglücklichen, an welchem ſich die Verläßlichkeit von N***s Flinte bewährte. Die drei erſten kommen ſehr oft in den Büchern der Adepten vor; die vier letzten bezeichnen die Diener eines fremden Cultus. Alle ſieben zuſammen nennen einen Fürſten, hochberühmt als Heerführer und Geſetzgeber c).

An muthwilligen Spöttereien fehlte es nicht, wie man ſich das leicht denken kann. Nur Raymund, ſonſt der unerbittlichſte Rächer jedes Jagdverſehens, ſchien dießmal eine Ausnahme zu machen. Er hielt ſich auf dem Heimwege beſtändig zu N***, tröſtete ihn über ſeine Unfälle, vertheidigte ihn gegen die Übrigen, ging, als die Geſellſchaft nach Hauſe kam, mit ihm auf ſeine Stube und erwies ihm auch dort noch den Liebesdienſt, ihm die Halsbinde zurecht zu richten. N*** war ganz gerührt über ein ſo freundſchaftliches Betragen, und dankte ihm auf das gemüthlichſte. Aber ſchnell wurde er enttäuſcht, als er jetzt in den Speiſeſaal trat und von allen Seiten ein lautes Gelächter entſtand Denn jener falſche Freund hatte bei ſeiner gleißenden Nachſicht es auf nichts anderes abgeſehen gehabt, als auf einen —

Ein zweiſylbiges Wort iſt es, worauf der Rathende hier ſein Abſehen richten muß. Die erſte Sylbe dient Getrenntes zu verbinden, obgleich nicht ſelten ſelbſt die feſteſten Bande der Natur dadurch zerriſſen werden; die zweite nennt einen Seehelden aus fruherer Zeit in franzöſiſchen Dienſten d).

Daß die Sache ihn ärgerte, kann man ſich denken. Um nun keinen Groll feſtwurzeln zu laſſen, ſuchte er dieſen durch tapferes Eſſen zu erſticken, und mit gutem alten Oſterreicher ſo lange wegzuſchwemmen, bis auch nicht mehr ein Dütchen davon ubrig war. Darum ſetzte er ſich nach Tiſche, vollkommen verſöhnt, mit ſeinem Beleidiger zum —

Sechs Zeichen nennen ein Spiel und zugleich ein Kleid, unter welchem die Thorheit ſich oft dort verbirgt, wo ſie ſich offen zeigen durfte. Ein franzöſiſcher Dichter ſoll es ſich auf dem Todbette haben reichen laſſen, um darin zu ſterben e).

Das Glück erſetzte ihm beim Spiele reichlich, was es ihm auf der Jagd zu leide gethan hatte. »Ich habe keine ſchlimme Jagd gemacht,« ſagte er Abends beim Auskleiden recht behaglich zu ſich ſelbſt, »trotz aller Unfälle, ſo ich gehabt habe; denn ich habe Raymund — ſein ganzes Geld abgejagt.« D. 1.

21.

Kettencharade.

Das einſylbige Wörtchen, welches ich hier meine, bezeichnet, was man bei Göttern und Menſchen, bei Gebirgszügen, in Häfen, im ganzen Reiche Neptuns, ſo wie bei vielen Bewohnern desſelben findet. Sonderbar! Eine Unzahl von Menſchen gibt ſich alle erdenkliche Mühe, es zu werden, und doch will es niemand ſeyn: obgleich diejenigen, welche es auf die rechte Weiſe ſeyn wollten, zu allen Zeiten die größte Bewunderung und Verehrung geerntet haben, und jenen, welche es auf die rechte Weiſe ſind, die höchſte Belohnung verheißen iſt. a).

Setzt zu jenem einſylbigen Wörtchen noch zwei Zeichen hinzu: ſo wird ein vielköpfiges Ungeheuer daraus, das ſich rauft und ſchlägt, und unſinniges Spektakel dabei macht; wodurch Viele werden, was jene erſte Sylbe beſagt, und das Vielen koſtet, was übrig bleibt, wenn ihr das letzte Zeichen wieder wegwerft b).

Setzt drei andere Zeichen hinzu: ſo bezeichnet das dreiſylbige Wort eine Vereinigung vielgerippter und vielgeflügelter Ungeheuer, jenen Vorigen ihrer Beſtimmung, wie ihren Wirkungen nach, in den meiſten Stücken durchaus nicht unähnlich c).

Verbindet ihr hingegen das fragliche Wort mit vier Zeichen, die einen Theil eures Leibes anzeigen, ſo wird eine Waffe daraus; d) und mit vier anderen, welche einen Fluß im ſüdlichen Frankreich nennen, wird es zum altdeutſchen Frauennamen e).

Mit einem dritten Doppelpaar von Zeichen endlich war es bei mehr als einem kriegeriſchen Volke Belohnung der Tapferkeit. Gegenwärtig dient es nur noch zum Schmucke der Schönheit. Es zeigt oder verbirgt oft das Bild des Geliebten, und oft ruft es auch ſeiner Beſitzerin die erhabenſten Sprüche der Weisheit in das Gedächtniß f).

Fünf Zeichen eines zweiſylbigen Wortes beſagen, was Jeder ſeyn und werden will;

verbindet ihr ſie aber mit der zuerſt angedeuteten Sylbe, ſo will es niemand weder ſeyn, noch dafür gelten. Mit Recht; denn niemand und nichts auf der Welt hat ein Recht es zu ſeyn, als höchſtens das Lob eines gedungenen Redners, der Tadel eines unberufenen Kritikers und der Witz eines bewunderten Zierbengels g). P. 3.

22.

Charade.

Dreiſylbig.

Beifall bezeichnet die erſte, und eine Wüſte die beiden
Andern; vereinige ſie: Dichter und Weiſer erſcheint.

J. 2.

23.

Charade.

Zweiſylbig.

Die erſte Sylbe.

Unergründlich, falſch und treulos,
Stets im Inneren bewegt,
Und nicht einer Stunde Dauer
Gleich mir ſelbſt: jetzt ſanft und mild,
Und jetzt heftig aufgeregt,
Bin ich ganz der zweiten Bild.

Die zweite Sylbe.

Unergründlich, falſch und treulos,
Stets im Inneren bewegt,
Und nicht einer Stunde Dauer
Gleich mir ſelbſt: jetzt ſanft und mild
Und jetzt heftig aufgeregt,
Bin ich ganz der erſten Bild.

Das Ganze.

Jener beſchreibt es als ſchön, und dieſer als häßlich: ich denke
Keiner, der es beſchrieb, hat es mit Augen geſehn.
N. 1.

24.

Charade.

Vierſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Reiz und Anmuth, Witz und Thorheit, Güte, Leichtſinn, Unbeſtand
Sind's, die wunderbar gemiſcht ich ſtets in beiden erſten fand.

Die beiden letzten und das Ganze.

Wo Leichtſinn herrſcht und Unbeſtand,
Da durft ihr nicht nach beiden letzten fragen;

Wer auf das Ganze nun gehofft, und es nicht
fand —
Er hat ſich ſelbſt nur anzuklagen.

F. 6.

25.

Palindrom.

Zweiſylbig.

Magſt du von vorne her, du magſt von rückwärts
mich leſen:
Immer bleib' ich mir gleich, nenne dir ſtets
einen Fluß.

L. 5

26.

Charade.

Zweiſylbig.

Nicht über dich, und über Andre nicht
Gelingt das Erſte dir zu ſeyn,
Wofern du nicht das Zweite biſt;
Und wenn zu dieſem dir die Kraft gebricht —
Wer wird dann Jenes gern in dir erkennen?
Das Ganze ſoll dir einen Helden nennen,
Der einſt durch Tapferkeit und Liſt,
Weil er das Zweite war, mit ſeinen rohen Horden
Dem überleg'nen Feind das Erſtere geworden.

M. 6.

27.

Charade.

Dreiſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Wenn auch gleich der Reiz von vielen
Meiner Schweſtern mir gebricht,
Dünk' ich doch in meinem grünen
Kleid mich gar ſo häßlich nicht.
Schein ich neben ihrer Schönheit
Unwerth gleich des Preiſes dir,
Ward mir Ehre doch: es nennt ein
Edler Orden ſich nach mir.
Darum, wer mich zu beſitzen
Wünſcht, er hat kein leichtes Spiel:
Denn ich droh' mit tauſend Dolchen
Jedem, der mich pflücken will.

Die letzte.

So wie Sehnſucht und Schmerz in tiefern Klängen des Dichters
Buſen entſteigen, umhüllt Nacht ihm der Schwermuth das Herz:
Tönet auch *mein* Geſang um ſo ſtärker und hallender, hat mich
Grauſam zu ewiger Nacht Härte der Menſchen verdammt.

Das Ganze.

Reizend ſteht mein buntes Kleid mir, und mein
Lied lobt Jedermann;
Auf den beiden erſten Sylben triffſt du mich ſehr
häufig an.

G. 7.

28.

Charade.

Vierſylbig.

Der Unſchuld und der Raubgier Bild,
Vereinen in vier Sylben ſich;
Und frägſt du nach dem Ganzen mich:
So wiſſe, beide letzte rauben
Die beiden erſten vom Gefild.

J. 6.

29.

Charade.

Dreiſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Mein erſtes Sylbenpaar bezeichnet eine Zahl,
Und ſind es angenehme Gaben
Scheint Keinem ſie zu groß: allein wenn's Prügel
ſind,
Mag ſelbſt das Zehntheil niemand haben.

Die letzte.

Jedes Mädchen will es ſeyn.
Nun, glaubt ihr, hab' ich ſchon zu viel verrathen:
Inzwiſchen wollen ſie nicht hübſch allein,
Sie wollen gut, klug, zart — Gott weiß was Alles ſeyn.

Das Ganze.

Wie Gecken aus der alten Zeit,
So prang' auch ich in bunten Farben:
Und prunk' im Garten noch, wenn lange ſchon
Die beſten meines Gleichen ſtarben.

D. 7.

30.

Palindrom.

Zweiſylbig.

Welch ein Paradies von Blumen
Quoll auf dieſem ſchroffen Felſen
Aus dem Mutterſchooß der Erde!
Feierte mit ſeiner Gattin
Zephyr hier das Feſt der Liebe,
Und ließ Tellus dieſe reiche
Fülle ihrer ſchönſten Gaben
Ihnen hier zum Torus ſprießen?
Wie in heitrer Nacht am Himmel

Stern an Stern ſich dränget, drängen
Sich auf dieſem frohen Plane
Zwiſchen jungen Myrtenhainen
Millionen Blumenſterne.
Und daß neben ſo viel Anmuth
Nicht ein Schauerliches fehle,
Gähnet ferne dort im Norden
Eine Höhle, ſchwarz und finſter,
Wie der Weg in's Reich der Schatten.

Vier Zeichen deuten dir genau
Den Ort; von rückwärts lies: ſie nennen
Den Namen dir von mancher ſchönen Frau.

H. 8.

31.

Charade.

Zweiſylbig.

Meiner Sylben erſte fragt,
Und die folgende beſagt
Eine Stadt, ſchon längſt verſchwunden.
Und das Ganze?
Das Ganze — »war ein Gott,
Von nicht geringem Ruhme,
Im blinden Heidenthume;
Nun aber iſt er todt.

Er ſtarb post Christum natum —
Ich weiß nicht mehr das Datum.«

C. 1.

32.

Proben arabiſcher und perſiſcher Bilderſprache.

Kettencharade.

Vielen Leſern dieſer Blätter wird vermuthlich die Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens des berühmten Orientaliſten, Herrn Hofraths von Hammer, unbekannt ſeyn. Der Verfaſſer gibt in der Einleitung zu derſelben Proben der arabiſchen und perſiſchen Bilderſprache. Einige derſelben mögen dem Leſer, um ihn anzureizen, ſo zu ſagen geſchenkt ſeyn; andere hingegen ſoll er nicht ſo wohlfeilen Kaufes haben, ſondern ſich einige Mühe darum geben. Herr Hofrath von Hammer aber, wie ſämmtliche morgenländiſche Dichter, werden es einem ungelehrten Abendländer großmüthig verzeihen, wenn er die ſublimen Beziehungen der orientaliſchen Dichterſprache ſich nach ſeiner Weiſe zu erklären ſucht.

Von der Schönheit überhaupt.

Der Araber ſagt: Der Koran, der Orient, die Muſchel, der Bliz, der

Frühling, die Rennbahn, das Schachſpiel, der Ring, der Papagei der Schönheit. Die Papageien müſſen im Orient offenbar in beſſerem Kredit ſtehen, als im Occident. Eine abendländiſche Dame würde die Vergleichung mit einem Papagei übel nehmen. Iſt es aber des ſchönen Gefieders wegen; warum ſollte man nicht mit demſelben Recht ſagen dürfen: der Stieglitz, das Zeischen, die Blaumeiſe; oder allenfalls auch: das Gimpelweibchen der Schönheit.

Der Perſer ſagt: der Himmel, die Sonne, der Mond der Schönheit. Das findet ſich in allen Sprachen. Der Dichter — um Freund Mephiſto einen Ausdruck abzuborgen — verpufft

dem Liebchen zu Gefallen

Erde, Sonne, Mond und Sterne, mindeſtens ſo weit ſie ihm zu Gebote ſtehen, nämlich in — in Reimen.

Ferner: das Meer, das Feuer, der Löwe — wer denkt dabei nicht an den reißenden Löwen, der herumgeht, um zu ſehen, wen er verſchlinge; — das Blut, das Haar — für gar Viele iſt die Schönheit ihrer Frau freilich das Haar in der Eheſtandsſuppe — der Ballen und der Speicher der Schönheit. Die beiden letzteren Vergleichungen ſind bei weiten die prägnanteſten. Sie zwingen den Leſer ordentlich ſich eine ganze Unzahl von Schönheiten in einen Bündel zuſammengeſchnürt, oder aufgeſpeichert zu denken.

Die Liebe.

Arabiſch: der Koransvers, das Licht, das Geſetz, die Trommel, der Wechsler — wohl darum, weil ſie ſo oft bankerott macht — der Vogt, die Taſſe, die Welt, die Peſt ꝛc. der Liebe. Als von einer Abart der Peſt ließe ſich auch ſagen: die Cholera der Liebe, mit welcher dieſe mehr als ein Symptom gemein hat.

Perſiſch: der Pfad, der Reiter, das Beil, die Stadt, der Markt, der gedeckte Tiſch, der Keller — weil es ohne Rauſch ſelten abgeht — der Schmelztiegel und —

Das Wort iſt dreiſylbig. Die erſte Sylbe entſtammt einer fremden Sprache; die beiden andern benennen eine Wiſſenſchaft; und auch das Ganze bezeichnet eine Wiſſenſchaft, welche, wie die Liebe, etwas ſucht und verſpricht, was ſie weder finden, noch leiſten kann. a).

Die Locken.

Arabiſch: die Stricke, die Ketten, die Betrüger — man trägt ſie wohl auch in Arabien von Seide? — der Docht, die Feder, das Lineal, das Diplom, die Geiſterwelt — man muß geſtehen, die arabiſche Poeſie hat kühne Einfälle — der Würgengel, das Bollwerk, das Hufeiſen, der Falke, der Abraham, der Kundſchafter der Locken.

Perſiſch: der Blumenſtrauß, die Scheuer, der Götzentempel, das Hindoſtan, der Bilderſaal, der Trunkenbold, der blutdürſtige Tyrann, der Paradiesvogelſchatten, der Nachtwächter, der Ungläubige, der Pfeilſchütz, der Biber, der Ärmel der Locken.

Der Perſer macht es hier unſtreitig einem Abendländer noch ſchwerer, als der Araber, bei ſeinen Bildern das Tertium comparationis auszufinden. Wo liegt das wohl bei dem Ungläubigen, oder bei dem Nachtwächter, wenn man nicht annehmen will, der Dichter wolle zu verſtehen geben, in dem Kopfe der Dame, welchem die ſchönen Locken zum Schutze dienen, ſehe es ſo finſter aus, wie in der Nacht.

Etwas vernünftiger ſieht eine andere Metapher aus.

Das Wort iſt fünfſylbig, und wenn man die abgedroſchene Vergleichung von einem Paar ſchönen Augen mit dem, was die beiden erſten Sylben beſagen, gelten laſſen will: ſo wird man gegen die poetiſche Vergleichung der Locken mit dem Ganzen nicht viel einwenden können. Die drei letzten Sylben aber bezeichnen, was die Damen nie in zu großer Anzahl zu beſitzen glauben würden, wenn dieſe auch über die Zahl ihrer Haare, der falſchen, wie der natürlichen, um das Zehnfache hinausginge b).

Die Stirne.

Der Perſer nennt die Stirne die Silbertafel, der Araber die Schickſalstafel. Hier überbietet alſo der Araber den Perſer. Und zwar bis zur Ungebühr. Denn wer die Stirne ſeiner Geliebten zu ſeiner Schickſalstafel macht, der iſt ein —

Drei Sylben hat das Wort. Die beiden erſten geboren für die Tafel, obgleich auf keine Schickſalstafel. Die letzte bezeichnet den Theil des menſchlichen Leibes, welcher am weiteſten von jenem Theil desſelben abſteht, woran es dem unſtreitig gebricht, welcher eine weibliche Stirne zu ſeiner Schickſalstafel macht c).

Das Auge.

Auch hier überbietet der Araber den Perſer. Der Letztere ſagt: der Berauſchte, und ſogar läßt er es bei einem halben Rauſch bewenden: der Halbberauſchte. Aber bei dem Araber wird das Auge zum Trunkenbold, zum Aufrührer, zum Henker, zum Vogt — das iſt wohl von Eheſtandsblicken zu verſtehen; — und endlich zum: Schlächter. Wohl in dem Sinne, daß es Alles, was es trifft, todtſchlägt; denn die zweite Bedeutung, welche das Wort: Schlächter noch hat, iſt gar zu unzart; ſie macht den Liebesblick zum Fleiſchhauer und den armen Liebhaber oder Ehemann zum —

Am Himmel, an den Abbildungen der Götter, an chriſtlichen und heidniſchen Altären, im eigentlichen Sinne an vielen kriechenden und ſchreitenden Thieren, im uneigentlichen Sinne an vielen Menſchen findet ſich die erſte Sylbe. Vor Zeiten fand ſie ſich auch im Mare di Marmora. Die zweite iſt, was ſie iſt, dadurch, daß ihr gänzlich fehlt, was man Demjenigen, der ſich von einem Weiberblick ſchlachten läßt, zwar nicht gänzlich abſprechen darf, was aber bei einem Solchen in dieſem Falle immer ein wenig alterirt iſt. Aus der Klaſſe des Ganzen iſt bisher ein einziges Individuum unter den Liebenden zu einiger Celebrität gelangt: allein es wurde nicht im figürlichen Sinne durch einen Liebesblick, ſondern im buchſtäblichen von einem berühmten Helden mit der Keule geſchlachtet d).

Das Geſicht und die Wangen.

Arabiſch: der Koran, der Garten, der Kampfer, Chatai, Bagdad, der Sultan, die Sura Fatiha, d. i. die Eröffnerin — ſollten die arabiſchen Damen im Ernſt offneren Sinnes, und minder zur Verſtellung geneigt ſeyn, als die Europäerinnen? — der Vollmond, die Kerze, der Glaube. Lieber, der Unglaube; nur das Beſtandloſe kann einen Vergleichungspunkt für das Unzuverläßige und Zweideutige abgeben.

Perſiſch: das Paradies, die Roſenmandel — lieblich zu zerknacken, wie Fabricius ſagt, — das Schönheitswaſſer, das Feuerwerk, der Räuber, der Seidenſtoff, Turkiſtan, China, Tartarland. Die perſiſchen Dichter ſind nebenher auch gut, um Geographie daraus zu ſtudieren; das Gedicht iſt der kurze Abriß der Erdbeſchreibung, und die Dame die Landcharte; — der Himmelskreis, das Repphuhn und der —

Ein zweiſylbiges Wort. Ein ſchönes Geſicht hat die erſte im figürlichen Sinne ſchon mehr als einmal in die letzte geſetzt, und das Ganze wird nach der Meinung einiger alten Philoſophen zuletzt das Ende aller Dinge ſeyn e).

Die Naſe.

Arabiſch: das Schwert und der Sattelhals; als Repräſentant der zwei Hauptklaſſen von Näschen, nämlich: der Spitznäschen und der Stumpfnäschen.

Perſiſch: der Prophetenfinger, der Degen. Wenn das Geſicht einer orientaliſchen Dame etwas ſo durchaus Mörderiſches iſt: ſo waren dieſe Armaturſtücke hier freilich am rechten Platze.

Der Mund.

Arabiſch: der eingebildete Punkt, das Nichts der Einbildung, die Juwele Salomons, das Räthſel. Räthſelhaft iſt der Mund eines Frauenzimmers immer; gegen dieſe Vergleichung alſo weniger, als gegen irgend eine andere, etwas einzuwenden.

Perſiſch: das Atom — da ein Atom untheilbar iſt, ſo paßt die Vergleichung ſehr ſchlecht für den weiblichen Mund, der ſich jeden Augenblick öffnet, um zu plappern; — das Beſtehende und Nichtbeſtehende. — Das Atom iſt doch noch etwas: aber das Nichtbeſtehende iſt gar nichts. — Der Herzensdieb, der Ring, das Salzfaß und die —

> Die erſte Sylbe, um den Endlaut verkürzt, nennt, was die Schönheit leicht entbehren kann; die beiden andern bezeichnen ein Gewehr, und wenn man den Umlaut und den Endlaut wegnimmt, ſo daß aus zwei Sylben eine wird, ein Gewächs, das man in Gärten noch jetzt hin und wieder, bald als Strauch, bald als Baum antrifft, und das ſeine Geſtalt ſonſt öfter veränderte, als Proteus, Das Ganze dient zur Aufbewahrung der erſten Sylbe f).

Der Hals.

Arabiſch: die Wachskerze und — der Schenkel des Himmels! Gegen ſo etwas kann keine abendländiſche Phantaſie aufkommen! In der That, man muß einen ziemlich ſtarken Kopf haben, um über einen ſolchen Aufſchwung der Phantaſie nicht ſchwindlicht zu werden.

Perſiſch: der Kryſtallene, der Kampherbaum und —

> Die erſten beiden Sylben nennen ein edles Metall; die beiden andern gehören dem Gewächsreiche an, obwohl man ſie auch an manchen Thieren findet. Sie ſind ein treffliches Mittel, um eine Menge Unarten der menſchlichen Natur gleich im erſten Keime

zu erſticken, auch wenn ſie nicht aus den beiden erſten verfertigt, ſondern bloß aus dem Gewächsreiche genommen werden g).

Die Geliebte.

Arabiſch: die Kaaba, wohin ſich alle Gläubigen beim Gebete wenden; der Mihrab, oder die in den Moſcheen die Stelle des Hochaltars vertretende Niſche; das Schmerzenspflaſter, der Rubin, der Zuckergarten — wie ſüß! — der Talisman, die Zeit, der Frühling u. ſ. w.

Perſiſch: die Lampe, die Sonnenquelle — wie bettelhaft nimmt ſich nicht die dürftige Lampe des Arabers neben dem Sonnenquell des Perſers aus! — der Seelenſtrick, der Herzenswinkel, der Geiſternährer, der Arzt; und um an Süßigkeit hinter dem Araber nicht zurückzubleiben — das Zuckerland.

Endlich vergleichen die perſiſchen Dichter die Frauen noch mit Orangen.

Von allen den angeführten Vergleichungen gewiß bei weitem die vernünftigſte und paſſendſte. Denn da behält man doch die Wahl zwiſchen — ſüßen und bitteren.

D. 8.

33.

Der Graf von Schlabrendorf *).

Kettencharade.

Der Graf von **Schlabrendorf**, der über dreißig Jahre in Paris lebte, hatte einen nicht unwichtigen Einfluß auf die Begebenheiten ſeiner Zeit. Dieſen Einfluß, welchen er übrigens gar nicht verlangte, und wahrſcheinlich kaum kannte, gewann er durch täglichen Umgang und vertraute Unterhaltung mit den bedeutendſten Gelehrten und Staatsmännern Frankreichs und anderer Länder, die nach Paris kamen, und ſelten es verſäumten, den Ehrwürdigſten aller Sonderlinge zu beſuchen.

Mit einer unermeßlichen Kraft des Gedächtniſſes verband er den feinſten Scharfſinn, und beſaß noch im zwei und ſiebzigſten Jahre die ganze Jugendlichkeit des Geiſtes. Deutſchland, England und Frankreich hatte er in den mannigfaltigſten Richtungen durchreiſt, nichts von einiger Bedeutung ſtand ihm da unbekannt, und von allen ſpäteren Veränderungen blieb er unterrichtet. Das Buch der Weltgeſchichte lag vor ſeinem Geiſte ſtets aufgeſchlagen; Alles war ihm darin gegenwärtig.

---

*) Nicht **Schlaberndorf**; wie oben ſchrieb er ſich ſelbſt.

Er war Redner im höheren Sinne des Wortes und ſchien dann ſelbſt ein Weſen höherer Art zu ſeyn; frei von den Leidenſchaften und Vorurtheilen der Sterblichen; über die niedern Intereſſen derſelben erhaben, nur unbefangener Zuſchauer ihres vergänglichen Treibens.

Eigenthümer eines beträchtlichen Vermögens, lebte er doch, man kann nicht ſagen einfach, ſondern wahrhaft dürftig. Aber mit fürſtlicher Wohlthätigkeit unterſtützte er die Armen und Hülfsbedürftigen, beſonders die deutſcher Herkunft waren. Doch, wenn nicht durch Zufall, erfuhren die Getröſteten ſelten den Namen ihres Wohlthäters. Gegen Jedermann offen, verheimlichte er nur ſchamhaft ſeine Tugenden.

Seine ganze Lebensphiloſophie hatte er auf vier Imperative zurückgebracht. Da ihn dieſe, praktiſch befolgt, zum echten Philoſophen machten: ſo ſcheint es der Mühe zu lohnen, daß der verehrliche Leſer ſich ein wenig den Kopf darüber zerbreche.

Wolle, Denke, Handle, Trage heißen dieſe vier Imperative, und in der That erſcheint in ihnen das menſchliche Leben abgeſchloſſen. Natürlich kommt es bei jedem Einzelnen auf die Form ſeines Wollens, Denkens, Handelns und Tragens an, wenn die Frage entſteht, wie viel dieſes, und ſomit er ſelbſt, werth ſey. **Schlabrendorf** hat dieſe Art und Weiſe bei jedem Imperativ mit einem **einſylbigen** Wörtchen bezeichnet, und eben dieſe vier Wörtchen ſind es, welche der Leſer errathen ſoll.

Es mag ſcheinen, als ob der Graf den zweiten Imperativ an die Stelle des erſten hätte ſetzen ſollen, in ſo fern nämlich das Wollen von dem Erkennen abhängt. Erwägt man aber, daß alles Denken über die Bedeutung des Lebens nur in Demjenigen, worauf das einſylbige Wörtchen, welches er als Norm für ſein Wollen feſtſtellte, hinweiſt, einen genügenden Abſchluß findet, und daß die Erkenntniß, auf welcher ein ſolches Wollen beruht, mehr in der Erhebung eines reinen Gemüthes, als in der philoſophiſchen Reflexion ihre Wurzel hat; ſo wird man jene Rangordnung nicht tadeln können, und zugeben müſſen, er that gut, als die erſte Grundregel ſeines Lebens feſtzuſetzen: **Wolle** — a).

Der zweite Imperativ ſcheint mit dem erſten in einem offenbaren Widerſpruch zu ſtehen; denn indem dieſer erſte uns eine beſtimmte Norm für unſer Denken vorſchreibt, hindert, ja hebt er ſcheinbar ſogar auf, was jener erſte von uns fordert. Leicht aber gleicht aller Widerſpruch ſich aus, wenn man in Erwägung zieht, wie es bei allem unſern Denken darauf ankomme, daß wir richtig denken. Richtig können wir aber nur dann denken, wenn wir mit den höchſten und allgemeinſten Geſetzen unſerer Natur und unſeres Daſeyns übereinſtimmend denken. Weit entfernt alſo, daß jener erſte Imperativ den zweiten aufheben ſollte, führt er uns, ſo zu ſagen, von ſelbſt dazu, indem er Alles entfernt und aufhebt, was uns die Übereinſtimmung mit den obigen Geſetzen, und ſomit die Befolgung des fraglichen zweiten Imperativs ſonſt ſchwer und oft unmöglich macht. Der Graf hatte ganz recht zu ſagen: Denke — b).

Den dritten Imperativ, der das Handeln betrifft, werden die verehrlichen Leſer am ſchnellſten wegzuhaben glauben. Auf: recht, auf: gut, werden die Meiſten rathen. Es iſt recht, es iſt gut, und ſogar recht gut, daß ſie darauf rathen: aber gerade dieſer Imperativ iſt am ſchwerſten zu errathen, ſo wie er am ſchwerſten zu üben iſt. Zu dem Letzteren gehört eine wahre Virtuoſität in der praktiſchen Lebensweisheit: wie man denn dieſe Virtuoſität der Vorſchrift ſelbſt leicht abmerkt. Denn nur Derjenige, welcher in dem erſten Imperativ eine unwandelbare Regel des Handelns gefunden hat, vermag dieſem zu genügen; weil nur er immer mit ſich ſelbſt einig und der Stimmung ſicher ſeyn kann, welche unſer Philoſoph von ſich ſelbſt forderte, als er ſagte: Handle — c).

Trage; aber wie? — Muthig? entſchloſſen? Freilich iſt die Bürde, die uns aufgelegt wird, oft ſo ſchwer, und drückt oft ſo hart auf unſere Schultern, daß wir uns ohne eine große Gabe von Muth und Entſchloſſenheit nicht wohl aufrecht erhalten können. Inzwiſchen ſind: muthig, entſchloſſen, zwei- und dreiſylbige Wörter. Um den Leſer nicht aufzuhalten: was der Graf meinte, iſt eben nichts anders, als die rechte Art und Farbe alles Muthes; und da er über den erſten Imperativ ſo ſicher mit ſich ſelbſt ins Reine gekommen war, in dieſem eine ſo gute Grundlage für den zweiten gefunden, und es dadurch in der Ausübung des dritten bis zur Virtuoſität gebracht hatte, ſo durfte und konnte er als vierten leicht ſich ſelbſt und Andern zurufen: Trage — d).

F. 7.

31.

Gleichniſſe.

Kettencharade.

Zu den ſchönſten Gleichniſſen, welche die Begeiſterung jemals einem Dichter eingegeben hat, gehören gewiß die beiden folgenden.

Das erſte entſtammt dem Orient.
Stark, wie der * iſt die Liebe,
Und wie das * beſtändig
Und heftig und feurig wie ****.

Ein alter Philoſoph wurde gefragt, was das Stärkſte ſey. Die Nothwendigkeit, gab er zur Antwort; oder nach Anderen: das Schickſal. Er mochte dabei an die Kraft ſeiner eignen Philoſophie, oder aller Philoſophie überhaupt denken. Und mit dieſer weiß das Schickſal freilich immer fertig zu werden, wenn er ſich vorgenommen hat, die Wirbel unſerer philoſophiſchen Geckerei herabzuſpannen. Aber dennoch gibt es ein Stärkeres, als das Schickſal; weil es uns der Macht desſelben zu entreißen vermag, indem es alle Freude vernichtet und allen Schmerz. Auch die glückliche Liebe vertilgt jede Erinnerung an frühere Leiden, und geſtattet dem Schmerze keinen Zugang zu unſerem Herzen: der Schmerz einer unglücklichen Liebe hingegen verſchlingt jede frohe Erinnerung und vergällt uns jeden Zug aus dem Becher des Glückes, wie der Hoffnung. Darum, weil auch ſie den Schmerz zu vernichten vermag, wie die Freude, iſt die Liebe ſtark, wie der — a).

Alles iſt beſtandlos, Alles verwandelt ſich und löſt ſich ab von dem, womit es ſich verbunden hat. Nur das * iſt beſtändig; nie läßt es wieder, was es ergriffen hat: Und auch die Liebe läßt nicht wieder, was ſie ergriffen hat. Darum ſind nur zwei Dinge beſtändig, die Liebe und — b).

Heftig und feurig iſt die Liebe, wie ****. Denn wie dieſe heftig auflodernd trüb und düſter in die finſtre Nacht hineinleuchten, ſo lodert auch die Liebe mächtig empor; ſo fällt auch ihr Schimmer zunächſt auf das Grab; und ſo wirft auch ſie ihren Schimmer über das Grab hinaus in ein beſſeres Leben c).

Das zweite Gleichniß iſt von Dante.

»Die menſchliche Seele« ſagt er, »ſey aus der Hand Gottes gekommen, wie ein kleines Mädchen, das lachend und weinend ſich kindiſch ſtellt.«

— — — — a guisa di fanciulla
Che ridendo e piangendo pargoleggia.

Purgatorio. Cont. XVI.

Wie ein kleines Mädchen weiß ſie anfangs nicht daß die Freude vergänglich iſt wie der Schmerz, und der Schmerz wie die Freude; daß dieſe ewig jenen, und jener ewig dieſe erzeugt und vernichtet. Und wenn ſie es auch erfährt, ſo hört ſie darum doch nicht auf zu lachen und zu weinen, und ſich kindiſch und ungeberdig zu ſtellen in der Freude, wie im Schmerz: bis ſie nicht gelernt hat, daß beide in ſich ſelbſt nichtig ſind, und bis ſie ſich dem Einfluß beider nicht entwunden hat in dem Zurückſtreben zu ihrem —

Sieben Zeichen hat das Wort, welches dir auf das Ziel eines ſolchen Strebens hinweiſt. Täuſchend deuten die beiden erſten auf ein ſelbſtſtändiges Daſeyn, das nur im Ganzen, und nur in dieſem allein vorhanden iſt. Ein ſolches Daſeyn erkennſt du aber im Ganzen darum an, weil es, was die fünf letzten Zeichen beſagen, von Allem iſt, was du immer als ein Wirkliches zu denken, oder zu erkennen vermagſt d).

Ich kann der Verſuchung nicht widerſtehen, an dieſe zwei Perlen noch die dritte anzureihen.

»Das iſt für mich der tödtlichſte Verdruß,« ſagt im erſten Theile von Shakespeare's Heinrich IV. Mortimer in der Abſchiedsſcene von ſeiner Gattin —

Mein Weib verſteht kein Engliſch, ich kein Wäl'ſch.

Später ſagt er, als Lady Mortimer auf Wäl'ſch zu ihm redet:

Ja, ich verſteh' den Blick, das holde Wäl'ſch,
Das du von dieſen ſchwell'nden Himmeln gießeſt,
Iſt zu bekannt mir: und, ſchämt' ich mich nicht,
So wollt' ich dir in dem Geſpräch erwiedern.
— — — — — — deine Zunge
Macht Wäl'ſch ſo ſüß wie hoher Lieder Weiſen,
Die eine ſchöne Königin entzückend
Zu ihrer Laut' in Sommerlauben ſingt.

Wie in jenen beiden erſtern Gleichniſſen ihre Tiefe, ſo iſt es in dieſem eine bewunderungswürdige Helle und Heiterkeit, wodurch wir überraſcht werden: und kaum hat noch irgend ein Dichter ein Gleichniß ausgeſprochen, das zu gleicher Zeit zarter und heiterer wäre, als das zuletzt angeführte.

O. L.

35.

Der Talisman.

Kettencharade.

Es wäre eine recht hübſche Sache um einen Talisman, wie wir dergleichen in den Feenmärchen erwähnt finden; irgend einen Ring mit magiſchen Zeichen, der ſeinem Beſitzer die geheimſten Kräfte der Natur und die ganze Geiſterwelt dienſtbar machte, aus jeder Gefahr ihn rettete, ohne daß er auch nur den Finger viel zu rühren brauchte, und ihm die Erfüllung jedes Wunſches ſicherte, aus welcher Grille oder Laune er auch immer im Gehirne, wie eine Blaſe auf ſtehendem Waſſer, auffahren möchte. Aber leider gibt es keine Feen, wenigſtens keine guten, mehr; und ſomit auch keine Talismane, wie jene ſie an ihre Günſtlinge zu verſchenken pflegten. Einen einzigen gibt es noch; und was ihr immer zu erſtreben, was ihr immer zu erreichen wünſcht: nur durch ihn vermögt ihr es zu gewinnen.

Wenige Zeichen nennen ihn. Es iſt gegen alle übliche Sitte, das Wort einer Charade ſo gar unbeſtimmt zu bezeichnen; allein: erſtens, ziehe ich, wie der ſcharfſinnige Leſer vielleicht bereits bemerkt haben wird, bei Stellung der Aufgabe ſo oftmals einzig meine Laune, meinen Eigenſinn, oder meine Bequemlichkeit zu Rathe, daß ich nicht einſehe, warum ich es nicht auch dießmal thun ſollte; zweitens, je ſchwieriger die Löſung iſt, deſto mehr Ehre wird es dem Witze des Leſenden bringen, ſie gefunden zu haben; und drittens, denk' ich, verdient es ein Talisman, der ſo viel leiſtet, wie der fragliche, gar wohl, daß man ſich ein wenig den Kopf darum zerbreche.

Alſo zur Sache.

Vier Zeichen deuten an, was Jeder nach außen hin zu ſeyn wünſcht, und keiner nach außen hin zu ſeyn vermag, wenn er es nicht zuerſt in ſich ſelbſt geworden iſt. Verbinde damit die Zeichen, welche dir den zu ſuchenden Talisman nennen, und das Ergebniß iſt eines der unzweideutigſten Siegel männlicher Kraft und männlichen Werthes. Es beweiſt, du ſeyſt bereits im Beſitze jenes Talismans, und du habeſt ihn mit richtigem Sinn zunächſt dazu angewendet, was jene vier erſteren Zeichen beſagen, durch dich ſelbſt und in dir ſelbſt zu werden. Dadurch aber, doch auch nur dadurch allein, wird das fragliche Wort zum kräftigen Talisman gegen den zuverſichtlichen

Übermuth der Macht, wie gegen den gleißenden Häuchelſchein der Verſtellung und die niedrigen Künſte argliſtiger Falſchheit a).

Biſt du, was jene vier erſten Zeichen beſagen in dir ſelbſt, und durch dich ſelbſt geworden: ſo biſt du auch, was vier andere bezeichnen, und was der Mann immer ſeyn ſoll, weil er nur dadurch Mann iſt. Füg' zu dieſen letzteren vier Zeichen jene des Talismans: ſo biſt du durch das Ganze gefeyt gegen alle Tücke des Schickſals, und gegen alle Macht des Unglücks. Erdrücken, zermalmen kann dich dann jenes, erſchüttern dieſes; aber weder zu beugen vermag dich jenes, noch dieſes dich dir ſelbſt zu entreißen b).

Nicht das Unglück allein iſt ſchwer zu ertragen, auch das Glück. Jenes findet uns jederzeit, zum Theil wenigſtens, gerüſtet: im Glück erwachen tauſend feindſelige Dämonen, die in unſrer Bruſt ſchlummern, um unſer Glück zu zerſtören. Nur wenn zu den Zeichen des Talismans, welcher hier in Frage ſteht, fünf andere Zeichen ſich fügen: nur dann iſt dein Glück feſtgegründet; denn unabhängig von Fortunens Launen ruht es in deinem eigenen Buſen. Ich ſoll dieſe fünf Zeichen näher beſtimmen? Das iſt ſchwer; denn ſie bezeichnen, was ſtrenge genommen nicht zwei Dinge in der Welt ſind, und eines nicht ſeyn kann; und was nur Zeichen, als Andeutung von etwas Unbeſtimmten, oder als Ausdruck von etwas Beſtimmten, aber eben nur als bloße Zeichen ſind c).

Wenn die Zeichen des fraglichen Talismans in ihrer Zuſammenſetzung mit anderen Zeichen, wie ihr bisher geſehen haben werdet, immer wieder einen andern Talisman geben, wovon der Erſte euch vor den Netzen der Argliſt bewahrt, oder ſie euch zerreißen lehrt; der Zweite für die einzige feſte Waffe gegen das Unglück gelten kann, und der Dritte euch das Glück, wie das Unglück mit heiterer Ruhe ertragen läßt: ſo verſchaffen jene erſten Zauberzeichen mit fünf anderen Zeichen verbunden, euch einen vierten Talisman; nicht weniger werth, als die übrigen: denn er gewinnt euch alle Herzen; er gibt euren Bitten eine Macht, der ſelbſt die rauheſte Härte nur ſelten zu widerſtehen vermag; und beſchwichtigt, wie ſchmeichelnde Flötentöne den Schmerz und den Wahnſinn, ſelbſt die wildeſten Stürme der aufgeregten Leidenſchaft d).

M. 4.

36.

Kettencharade.

Dreigliederig iſt das Wort, welches der geneigte Leſer hier errathen ſoll.

Das erſte Glied, oder die erſte Sylbe — das erſte Wort, hat vier Zeichen.

Setzt er zu dieſen noch ſechs andere, die ein ganz gewöhnliches und ſehr unentbehrliches Werkzeug benennen: ſo wird ein Mann daraus, deſſen Kunſt man bei allen Streitigkeiten über jenes erſte Wort zu Rathe zieht a).

Mit dem zweiſylbigen Namen eines deutſchen Philoſophen verbunden, gibt dasſelbe ein recht ſchmackhaftes und beliebtes Beieſſen b).

Zwei andere Sylben bezeichnen ein von uralten Zeiten her verrufenes Thier. Verbindet man dieſe mit jener fraglicher Sylbe: ſo trägt das Kleeblatt Tod und Zerſtörung in die weiteſte Ferne c).

Tod und Zerſtörung verurſacht jene erſte Sylbe immer, wenn ſie mit dem einſylbigen Namen eines kleinen europäiſchen Ländchens verbunden erſcheint d); und immer iſt es jene Sylbe, welche, mit neun Zeichen vereint, von welchen die fünf erſten einen berühmten Seehelden, die fünf letzten einen Mannsnamen nennen, den Streit empört, und zu Mord und Verwüſtung auffordert e).

Das zweite Wort hat das Eigene, daß es, man mag es mit der Benennung von Perſonen oder von Sachen verbinden, dieſen jederzeit vor ihres Gleichen einen Vorzug beilegt. Nur drei Wörter gibt es, bei welchen dieſes nicht der Fall iſt; zwei einſylbige, und ein zweiſylbiges. Die man ſonſt noch herrechnen könnte, ſind entweder von gleicher Bedeutung; und minder üblich; oder es fehlt ihnen das deutſche Bürgerrecht.

Das erſte von jenen findet man, außer der Zuſammenſetzung, an Menſchen und an Thieren; im

Pflanzen-, wie im Mineralreiche; am Himmel, und ſelbſt im Meere. Man bäckt, brennt, ſchneidet, ſchabt es, ſchmückt es mit Blumen und Edelſteinen, wirft es weg, faßt es in Brillianten, und gebraucht es als Füllſel; man benützt es zur Sichtung und Reinigung von tauſend verſchiedenen Dingen; zu Kunſtzwecken, zum Häuſerbauen; man bethaut es mit Wohlgerüchen, gebraucht es um widerlichen Geſtank zu erregen, ladet es in Flinten und Kugelbüchſen, und beſtreut es mit Staub, wie mit Golde f).

Das zweite jener einſylbigen Worte dient zum Putz und zur Zierde; biſt du es aber ſelbſt: ſo kannſt du jeden Putz entbehren im Beſitz von Jugend, Schönheit und einnehmender Gewandtheit. Im figürlichen Sinne beſitzt es, in Verbindung mit der fraglichen zweiten Sylbe, mancher, ohne es ſelbſt zu wiſſen, und es gereicht ihm dann eben ſo wenig zur Zierde, als zur Ehre g).

Das dritte zweiſylbige Wort bringt immer Schmerz, oft Gefahr; und beides unter ſonſt gleichen Umſtänden am meiſten dann, wenn ſeine beiden Sylben mit der zu ſuchenden zweiten Sylbe verbunden ſind h).

Das dritte und letzte der Wörter iſt ein Weſen — Ich will Euch ſeinen Beruf mit den Worten des geiſtreichen Grafen Benzel Sternau ſchildern, daraus werdet Ihr es am beſten erkennen.

Seelenſtark wirken, umfaſſend ſchaffen, ſchützend erhalten, kraftvoll ſtützen — das iſt ſein Beruf; und dadurch, daß er dieſen Beruf erfüllt, und nie auch nur einen Augenblick zweifelhaft iſt zwiſchen ſeinem Untergang und wiſſentlichem Unrecht zu wählen: dadurch allein iſt er, was er iſt im vollen Sinne des Wortes i).

Und das Ganze? — Wozu mir noch viele Mühe geben, Euch das Ganze vorzuzaſern: da ich es Euch mit ſeinen einzelnen Theilen ſo leicht gemacht habe?

N. 3.

37.

Charade.

Vierſylbig.

Die erſte Sylbe.

Mit Roſen nicht, mit röthelndem Weinlaub kränzt
Das Haupt er ſich; wie röthliches Weinlaub glüh'n
Die braunen Wangen ihm gefärbt von
Mühe, die fröhliche Luſt, nicht Müh' iſt.

Die drei letzten.

Wer mit Feder und Buch, mit Griffel und Pinſel ſich abmüht:
Gleich der goldenen Zeit, ſchätzt und erſehnet er ſie.

Das Ganze.

Wie an warmen Sommertagen
Bienen aus dem Stocke ſchwirren,
Und mit fröhlichem Geſumſe
Wald und Hain und Flur durchirren:
Schwärmt in ihnen fröhlich junges
Volk nach Nord und Weſt und Oſten,
Um der ſchnell verblüh'nden Freude
Duft'gen Honigkelch zu koſten.
Rauſchend regt die Luſt die Flügel,
Wo die Schwärme niederfallen:
Und von munteren Geſängen
Hört ihr Berg und Thal erſchallen.

M. 8.

38.

Charade.

Dreiſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Wir nennen eine große Sängerin,
Die jedes Herz dereinſt durch ihre Kunſt bezwungen:
Und hat ſie gleich ſchon lang den letzten Ton geſungen,
Iſt doch ihr Ruhm noch nicht dahin.

Die letzte.

Niedrig bin ich zwar geboren,
Dennoch weiß die ſchönſten Sachen
Künſtlerhand aus mir zu machen:
Und ich ward dereinſt erkoren,
Daß das Edelſte auf Erden
Sollt' von mir genommen werden.

Das Ganze.

O träge Herzen, die nicht raſcher ſchlagen,
Taucht vor der Seele auf des Ganzen Bild!
Der Muth will für die Freiheit Alles wagen,
Bedeckt mit Heldenleichen das Gefild:
Der Feinde Schwarm ergreift ein feiges Zagen,
Weg werfen Schwert ſie, Lanze, Speer und Schild;
Sie flieh'n, um jenen Ruhm und Gold zu laſſen,
Die weniger den Tod, als Knechtſchaft haſſen.

F. 2.

39.

Charade.

Zweiſylbig.

Wer ſagt dir, ob dein ganzes Leben nicht
Das Erſte ſey; und ob das Zweite nicht,
Das Erſtere vernichtend, dich
Zu ſeinem Gegenſatze führe?

J. 3.

40.

Charade.

Dreiſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Dem Phönix gleich, der, wenn ſein Leben
Nach langer Friſt zu Ende geht,
Sich ſelbſt verbrennt, und aus der Aſche
Mit neuer Jugendkraft erſteht:
Entringet auch von uns ſich Jeder,
Iſt ſeines Daſeyns Lauf vollbracht,
Nach unverbrüchlichen Geſetzen,
Verjüngt dem ſchwarzen Schooß der Nacht.

Die letzte.

Wahrheitsliebe, Thorheit, Dünkel, Laune gibt das Daſeyn mir:
Darum werd' ſo oft zur Quelle ich von dieſem Allen dir.

Das Ganze.

Wie gefällt des Ganzen Held dir,
Seine Tugenden, ſein Muth,
Seine Klugheit, ſeine Einſicht?
Nun, ich meine, ziemlich gut.

Doch ſoll wirklich ich dir nützen,
Mußt, von Eigenliebe frei,
Du mit regem Eifer wünſchen,
Daß der Held — viel beſſer ſey.

K. 4.

41.

Charade.

Zweiſylbig.

Nennt das Erſte man dich: man ſpricht damit ab dir das Letzte;
Nicht ſehr ehrend geſteht dieſes das Ganze dir zu.

E. 3.

42.

Charade.

Fünfſylbig.

Die drei erſten Zeichen.

Einen Thurm gleich hinausgebaut,
Von der Natur in die tobende Fluth,
Schützen, ein felſiger Wall, ſie das Feſtland
Gegen der Wogen zerſtörende Wuth.

Die übrigen.

Wird dich einſt mein Auge ſehen,
Land, wo mild're Lüfte wehen?

Wo in ſeiner reinſten Pracht
Ewig jung der Frühling lacht:
Wo von reizenden Geſängen
Jeder Hügel wiederklingt,
Und die Luſt, bei Cithertönen
Schwelgend im Genuß des Schönen
Selbſt noch in der ſtillen Nacht
Rauſchend ihren Fittich ſchwingt.

Das Ganze.

»Reizet dieſes Land ſo ſehr dich, Extrapoſt beſtell' ich dir. —«
»»Gerne ließ ich es geſchehen, fehlte nicht das Ganze mir.««

F. 8.

43.

Charade.

Dreiſylbig.

Die erſte Sylbe.

Der Sylben erſte zeigt dir Begränzungen;
In's alte Chaos ſänke der Weltenbau
Zurück: erhielte ſie nicht ihn nach
Feſten Geſetzen in ſeinen Fugen.
Zum Chaos wird dein Inneres, wenn du ſie
Verläugneſt: was nur immer dir theuer iſt,

Glück, Seelenfrieden, Tugend, Treue,
Alles zerfällt dir in wüſte Trümmer.

Die beiden letzten.

Durch ſie entrang dem finſteren Schooß der Nacht
Sich einſt das Weltall: traurige Nacht erfüllt
Darum dein Leben, wenn ihr milder
Strahl nicht mit heiterem Licht dir glänzet.

Das Ganze.

Eine Wieſenblume bin ich, und die mich am beſten
kennen,
Pflegen anders auch, als hier es angedeutet, mich
zu nennen.

J. 5.

44.

Charade.

Dreiſylbig.

Die erſte Sylbe.

Ein Greis, um deſſen ſilberne Haare ſich
Ein Kranz von dunkel grünenden Tannen ſchlingt;
Doch kräftig, und die Stirne ſinnend
Ernſte Gedanken und Männerthaten.

Die beiden letzten.

König in einem der prächtigſten Flüſſe
Deutſchlands, bewohn' ich ein fremdes Gebiet.

Das Ganze.

Eine von Deutſchlands Städten begrüße
Jener in mir, der mein Ganzes errieth.

B. 4.

45.

Palindrom.

Vier Zeichen nennen dir ein fernes Königreich;
Lies rückwärts: eine Frucht erſcheint ſogleich.

F. 9.

46.

Charade.

Dreiſylbig.

Die erſte Sylbe.

Jetzt ſtark, jetzt ſchwach, jetzt edel, groß und gut,
Voll glühender Begeiſterung, voll Muth
Der drohenden Gefahr und ſelbſt dem Tod zu trotzen:
Jetzt feige bei des Unglücks fernſtem Schein;
Jetzt ſanft und mild: und jetzt vom heißen Blut
Dahingeriſſen, grauſam ohne Ziel

Und Maß; jetzt ſtandhaft, jetzt der ſchwächſten Laune Spiel,
Im Lieben nicht, und nicht im Haſſen
Sich ſelber gleich; — allein wer kann ſo viel
Des Widerſprechenden in Eins zuſammen faſſen!

Die beiden letzten.

Durch die beiden letzten kündet als Beſuch ſich jedermann,
Durch das Ganze künden Furcht und Liebe als Beſuch ſich an.

B. 6.

47.

Charade.

Vierſylbig.

Sechs Zeichen nehm' ich in den Sinn;
Die erſten drei lies rückwärts mir,
So nennen ſie ein Bergſchloß dir,
Das einſt im Kampfe mit Meſſene
Für Sparta unbezwingbar ſchien.
Von zwei und dreißig Brüdern geben
Die beiden nächſten einen an.
Du wirſt ihn ohne Müh' erkennen;
Füg' jetzt nur noch ein Zeichen an:
So werden ſie zuſammen dann
Dir einen großen Dichter nennen.

J. 7.

48.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben Alexanders des Großen, nach morgenländiſchen Schriftſtellern *).

Kettencharade.

Die morgenländiſchen Geſchichtſchreiber erzählen, Dara (Darius) der große König habe die Tochter Philipps, des perſiſchen Statthalters über Macedonien, zur Ehe genommen: ſich aber wieder von ihr getrenn't. Sie gebar den Alexander.

Sein Großvater Philipp erzog ihn nach griechiſcher Sitte mit Unterricht in allen Künſten und Wiſſenſchaften, und beſtellte zu dieſem Ende eine Akademie griechiſcher Philoſophen, deren Vorſteher Ariſtoteles war.

Aber noch ganz andere Weſen, als Philoſophen, bemengten ſich mit Alexanders Erziehung: der Prophet Chisr und — der Teufel. Spuren von dem Einfluß des Einen, wie des Andern, ſind im Leben desſelben unverkennbar. Satan

---

*) Wie Nr. 134 und 150 aus einem der geiſtreichſten und unterhaltendſten Bücher entlehnt, die ich kenne, das unter dem Titel: Roſenöhl, im Jahr 1813 bei Cotta in Tübingen erſchienen iſt.

erſchien am Hofe gewöhnlich als Bärentreiber oder Zigeuner; und Chisr als Jäger oder —

Wozu mir Mühe geben und dem Leſer die beiden erſten und die drei letzten Sylben weitläufig zu bezeichnen? Die beiden erſten werden ihm eben geboten; und Niſami, Mir Ali Schirwani, Achmet Kirmani, Emir Suleiman, der Herr Hofrath Hammer, und meine Wenigkeit ſind es, welche in der Eigenſchaft der drei letzten ſie ihm bieten. Das mag für dießmal genug ſeyn a).

Der Tribut, den Alexander als Statthalter des perſiſchen Königs über Macedonien entrichten mußte, beſtand in tauſend goldnen Eyern. Er verweigerte denſelben. Dara ordnete eine Geſandtſchaft ab, den Tribut einzufordern. Die Geſandten brachten einen Sack voll Futter mit, das ſie vor Alexander auf die Erde ſtreuten. »Hier,« ſagten ſie, »ſchickt dir der König Futter für die Hühner der goldnen Eyer.« Der geheime Sinn, welcher darunter verſteckt lag, war: Zahlreich ſind des Königs Heere; fürchte ſeine ungeheure Macht. Alexander, der die verſteckte Drohung wohl verſtand, ließ vierzig Hahnen bringen, und im Nu verzehrten dieſe die —

Eine wohlbekannte Stadt in einem nahen Königreich nennen die beiden erſten; einen deutſchen Dichter die beiden letzten Sylben b).

Der Krieg war nun entſchieden. Nach mehreren einzelnen Gefechten kam es zu einer Hauptſchlacht, in der Dara fiel. Alexander ließ den Leichnam Dara's begraben, und ſeine beiden Feldherren Matar und Mahiar —

Wie hoch der Vogel ſich auch aufſchwinge: er ſenkt den Flug wieder zur Erde; wie kräftig der Geiſt ſich immer aufſchwinge: er geräth wieder in's Sinken; und wie hoch die Gunſt des Glückes den Feldherrn oder den Staatsmann auch erhebe: er muß fürchten, daß ſie ihn wieder fallen laſſe. So iſt denn die hier gemeinte Art der Erhebung in der That die einzige, bei welcher der Erhobene mit der beruhigendſten Zuverſicht erwarten darf, für die ganze Dauer ſeines Lebens einer ſolchen Heimtücke des Schickſals nicht weiter ausgeſetzt zu ſeyn c).

Auf dem Zuge durch Aſien ſtieß das Heer auf eine einzelne Säule. Ein Knabe, der nichts Beſſeres zu thun wußte, kletterte hinauf, und ſetzte ſich oben aufs Capitél der Säule. Kaum hatte er ſich niedergeſetzt, ſo verfiel er in eine Art von heiliger Raſerei, und ſprach begeiſtert bald als Weiſer, bald als Weſir, bald als König. Alexander ſah der Erſcheinung, die ihm noch nicht vorgekommen war, mit Erſtaunen zu, und fragte ſogleich den Stagiriten, was ſie bedeute.

»Herr,« ſprach Ariſtoteles, »eine ſolche

Säule nennen die Griechen ein Orakel, und wir in der Kunſtſprache Jethi' matalib.

Da die wenigſten Leſer der türkiſchen Sprache ſo kundig ſeyn dürſten, wie Ariſtoteles: ſo wird es nöthig ſeyn, ihnen obigen Kunſtausdruck zu dollmetſchen.

Das demſelben entſprechende Wort ihrer Mutterſprache hat nicht weniger, als fünf Sylben. Nie iſt der Sterbliche ohne die erſte; nicht früher als im Tode; und wäre er es auch ſonſt: ſo richtet er ſie auf den Tod ſelbſt. Immer ſucht dieſe erſte Sylbe die vier übrigen; und wenn ſie dieſelben findet, ſo iſt ihr in ihnen zwar das Ganze geworden: aber nie wird dem glücklichen Finder das Doppelpaar der letzten Sylben für ſich allein zu Theil werden, weil das Ganze immer wieder die erſte Sylbe gebiert, und ihn dadurch zwingt, ſein Streben nach jenen erfolg- und fruchtlos von vorne anzufangen d).

»Hier, mächtiger König,« fuhr Ariſtoteles fort, »liegt ein großer Mann begraben, deſſen Geiſt auch nach dem Tode fortwirkt, und durch die Säule Allen, die darauf ſitzen, ſich mittheilt. War der Begrabene ein Schätzebeſitzer, ſo theilt er dem Sitzenden ſeinen Reichthum; war er ein König, ſeine Macht mit; und war er ein Weiſer oder Prophet: ſo begeiſtert er ſie mit ſeinem Genius. Und darum heißt eine ſolche Säule Jethi' matalib.

Alexander verliebte ſich in die Tochter Ardſchasps, des Beherrſchers von Siſtan, Prinzeſſin Roſenſtengel, nachdem ſie ihm ihr Porträt in die Hände geſpielt hatte, und beging alle Narrheiten, die nur immer ein gewöhnlicher Verliebter hätte begehen können. Ja er verkleidete ſich ſogar einmal als Bettler, und wartete auf dem Wege, wo ſie gewöhnlich Almoſen ausſpendete. Prinzeſſin Roſenſtengel erkannte ihn aber ungeachtet ſeiner Verkleidung, und gab ein paar —

Die beiden erſten Sylben bezeichnen eine der älteſten und wichtigſten Verrichtungen in der Haushaltung, die man inzwiſchen auch an den Haaren, Eiſen und Steinen vornimmt; in Betreff der beiden letzten iſt der Unterſchied zu bemerken, ob man ſie empfange oder mache. Das erſtere verurſacht dem Empfänger jederzeit einigen Verdruß; das letztere kann dem, der jene beiden Sylben macht, eben ſo gut Ehre, Gold, Orden, eine reiche Frau und tauſend andere Vortheile, als den Galgen, die Feſtung, oder die beiden fraglichen Sylben ſelbſt, zum Lohne einbringen: je nachdem die Sache iſt oder ausfällt e).

Alexander ſandte den Ariſtoteles als Brautwerber, daß er um die Prinzeſſin in allen

Ehren anhalten möchte. Unglücklicher Weiſe erhielt er von Ardſchasp eine abſchlägige Antwort, und Alexander ſah ſich gezwungen, ſeinen erwählten Schwiegervater mit Krieg zu überziehen. Aber eben ſo galant, als tapfer, belagerte er zu gleicher Zeit die Prinzeſſin und den Fürſten, die Stadt und das Herz ſeiner Geliebten, und zwang zuletzt beide ſich ihm auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

Mit Auf- und Untergang der Sonne warf Alexander Rubinen aus, wodurch er zu verſtehen gab, dieß ſeyen die blutigen Thränen ſeines Herzens, und während die Belagerungsmaſchinen Felſen gegen die Mauern der Stadt ſchleuderten, ſchoß er auf goldenen Pfeilen Liebesbriefe hinein. Die Prinzeſſin las die Briefe mit vieler Rührung und ſteckte die Pfeile ſtatt Nadeln in die Haare. Auch trug ſie zum Kopfputz das Feldzeichen Alexanders, einen diamantenen Neumond, als zarte Anſpielung auf ihres künftigen Gemahls Ehrennamen; denn Alexander heißt bei den morgenländiſchen Schriftſtellern der —

Die erſte Sylbe des viergliedrigen Wortes iſt das Zahlwort zwei. Da man dasjenige, was durch die drei andern Sylben angedeutet wird, ſelten anders, als in dieſer Anzahl findet: ſo würde Alexanders Ehrenname viel richtiger und bedeutender klingen, wenn er ſtatt der Zwei***, der Zweifach*** hieße: weil dann eine zweifache Beziehung darin läge; einmal die auf ſein Heldenthum, als Hindeutung auf das Symbol der Stärke: und dann die Beziehung auf ſein muthmaßliches Schickſal als Ehemann f).

Endlich ergab ſich ſo Vater als Tochter, wie das Herz, ſo die Stadt; und die Hochzeit wurde mit perſiſcher Pracht und mit griechiſchem Geſchmack gefeiert. In der Brautnacht beſchloß Alexander ſeinen Zug nach Indien, blos in der Abſicht, von dort eine der Prinzeſſin würdige Morgengabe zu holen. Nach ſeiner Rückkehr zog er nach Weſten ins Land der Finſterniß, weil er gehört hatte, daß dort der Quell des Lebens ſtröme. Sieben Tage lang wanderte er mit ſeinen Begleitern durch finſtre Wüſten. Endlich ſtrahlte ſie ein grüner Schein an; der Abglanz vom Gewande Chiſr's, des Hüters der Quelle des Lebens. Je näher ſie kamen, deſto mehr funkelte Alles in ſmaragdenem Glanze. Grün wie das Meer an den Küſten im heitern Sonnenſchein funkelte vor ihnen der Quell des Lebens. Chiſr ſchöpfte und reichte Alexandern die Schale. Allein dieſer vergoß ſie und kehrte nicht mehr zurück aus dem Lande der Finſterniß: denn allzuhaſtig hatte er darnach gegriffen aus heftiger Gierde nach —

Wahrheit deutet das *vierſylbige* Wort und Schein. Nur die ſeine wahre Bedeutung richtig erfaßt haben, und ſeine höchſte Bedeutung nicht in den *drei letzten Sylben* ſuchen, die ihnen nur den leeren Schein bieten können: nur ſie erlangen, was in dieſen zwar auch bei ihnen nur Schein, aber bei ihnen, als ſolcher, ein Abglanz der ewigen Wahrheit iſt g).

N. 8.

49.

Die neuen Wunderwerke der Welt.

Kettencharade.

Adele ſaß ſtrickend im Fenſter. Ich ſaß ihr gegenüber und hatte ihren Spitz auf dem Schooße, dem ich auf das freundlichſte krauete, und der mir dafür die Zähne wies, und mich von Zeit zu Zeit in die Finger kniff. Ungemein gern hätt' ich die kleine Beſtie zum Fenſter hinausgeworfen; allein *Adele* hält große Stücke auf das ſpaniſche Sprichwort: Qui quiere à Beltran, quiere à son can. *Wer dem Bertram wohl will, will auch ſeinem Hunde wohl.*

Als ich eingetreten war, hatte *Adele* eben in einem Buche geleſen, das nebſt tauſend andern Merkwürdigkeiten auch eine Beſchreibung der ſieben Wunderwerke der alten Welt enthielt. Die letzteren wurden der Gegenſtand unſeres Geſpräches. Adele beſitzt gar ein ſchlaues Köpfchen, und hatte Luſt, die Sache zu bezweifeln. Ich ſagte ihr, daß es hier gar nichts zu zweifeln gebe, und daß die ſieben Wunderwerke der neueren Welt noch viel erſtaunlicher ſeyen, als jene der alten.

Von den letzteren, meinte Adele, habe ſie noch nie weder gehört, noch geleſen.

»Weil Sie viel zu ſelten nach einer Reiſebeſchreibung, und nur immer nach Taſchenbüchern und Clauren'ſchen Romanen greifen, ſchöne Adele. Ich will Ihnen die Reiſen des Engländers Fra Diavolo bringen: da können Sie Alles ausführlich beſchrieben leſen.«

»»Und wie heißen nun dieſe Weltwunder?«« fragte Adele.

»Das erſte iſt die Rieſenſtatue des Gottes Tombuctu auf Madagascar, einer von den canariſchen Inſeln. Von den canariſchen Inſeln werden Sie gehört haben, Adele?«

»»Wo die Canarienvögel herkommen?««

»Richtig. Die Tyroler holen dort jährlich einige Tauſende her, und tragen ſie dann in allen Ländern der Monarchie zum Verkaufe herum. Doch das neben her. Auf jener hundert zwanzig Seemeilen von Neujork oſtwärts gelegenen Inſel alſo, befindet ſich die Statue des Gottes Tombuctu, welchen einſt das dort jetzt gänzlich ausgeſtorbene Volk der Guanchos verehrte. Zu dieſer Rieſenſtatue nun verhält ſich der Koloß von Rhodus ungefähr wie Joly zu einem Fleiſcherhunde. Sie iſt nämlich aus einem Berge gemeißelt, der noch um ein Drittheil höher, als unſer Schneeberg iſt.«

»»Aber das heiß' ich lügen!««

»Lügen? Sie glauben doch nicht, daß ich es wagen würde, Ihnen vorzulügen, Adele. Fragen Sie Ihren Oheim, ob nicht ſchon der griechiſche Bildhauer Dioxippus den Einfall hatte, den Berg Athos, an der Küſte von Calabrien, zu einer Portraitſtatue Alexanders des Großen zu machen.«

»»Wie lange müßte man an einer ſolchen Statue nicht arbeiten!««

»Hm! Das Werk wurde vor ungefähr dreihundert Jahren, als der deutſche Kaiſer Otto der Große ſich mit einer Tochter Dagoberts, des Königs der Guanchos, vermählte, zu Ehren dieſer Vermählung angefangen, und unter Ottos Enkel, Heinrich dem Erſten, alſo binnen einigen ſechzig Jahren, vollendet. Für ein ſolches Werk freilich ein äußerſt kurzer Zeitraum. Von den Verhältniſſen jener Statue werden Sie ſich einen Begriff machen können, wenn ich Ihnen ſage, daß in dem ausgeſtreckten Arme des Gottes mehr als dreißig Prieſterfamilien wohnten. In dem Knöchel der Hand hatten ſie ihre Bibliothek; im Ballen derſelben einen geräumigen Speiſeſaal; und in den Fingerſpitzen ihre —

Auf Bergen findet ſich die erſte Sylbe und in Thälern, in Gärten und auf Wieſen, auf Feldern und Rainen; zur Koſt dient es und zur Heilung, und erregt in finſtern Schlünden die Stimme des Donners und die Schrecken des Todes. Dunkel und düſter ſind die beiden letzten und dem Licht des Tages nur wenig zugänglich. Aber dennoch ſtrömen in ihnen die Quellen des Lebens für die ächten Weiſen, welche mit den Eitelkeiten und den Sorgen der Erde abgeſchloſſen und ſie von ſich geſchoben haben, um an jenen Quellen ihren Durſt zu ſtillen, und ein Leben zu führen, wie die ſeligen Götter; ein Leben ohne Schmerz und ohne Sorge a).

»Von hängenden Gärten, ſchöne Adele,« fuhr ich fort, »weiß die neue Welt, ſo viel mir bekannt iſt, nichts; aber glauben Sie es mir immerhin, daß die Treibhäuſer auf Kamtſchatka keine geringere Merkwürdigkeit ſind, als die hängenden Gärten der Semiramis.«

»»Auf Kamtſchatka? Das iſt die Meerinſel, auf welcher der Graf Benjofsky die Verſchwörung anfing, und ſich in die Tochter des Gouverneurs, Afanasja, verliebte? Ich habe das Stück im Theater an der Burg geſehen, und mein Tuch dabei zum Ausreiben vollgeweint.«

»Ganz recht. Sie haben ein treffliches Gedächtniß, Adele, und ein äußerſt zärtliches, gefühlvolles Herz. Die Treibhäuſer auf Kamtſchatka nun —

»»Dem Theaterſtück nach iſt es dort entſetzlich kalt, und das ganze Jahr hindurch Alles in Schnee begraben.««

»Kein Wunder! Kamtſchatka liegt noch zwanzig Poſtſtationen, alſo ſo weit wie Paris von Wien entfernt iſt, über den Nordpol hinaus. Darum hat man auch in der ganzen Welt keine ſo großen und wohleingerichteten Treibhäuſer, wie man ſie dort antrifft. Manche derſelben haben ſieben bis acht Stunden im Umfange, und enthalten kleine Wäldchen, in denen bisweilen gejagt wird, und aus welchen man das Holz zu ihrer Beheizung bezieht. Das Bewunderungswürdigſte aber iſt die Vollkommenheit, in welcher jene Gewächshäuſer alle Gartenfruchte liefern. Man zieht dort Melonen von der Größe zehneimeriger Fäſſer, und Gurken von drei bis vier Klafter Länge.«

»»Das iſt eine vier Klafter lange Lüge.««

»Ich bitte Sie, Adele, bedenken Sie, was Sie ſprechen. Haben Sie nicht ſelbſt neulich aus dem Munde ihres Oheims gehört, daß der Fürſt Potemkin, als er Katharinen der Zweiten ein Gaſtmahl gab, einen Courier nach Moskau ſchickte, das ganz nahe bei Kamtſchatka liegt, um von dorther Gurken bringen zu laſſen?«

»»Deſſen entſinne ich mich freilich; inzwiſchen —««

»Inzwiſchen hätte ich nicht vergeſſen ſollen, Ihnen zu ſagen, daß man dort eine Art von Gärberlohe bereitet, welche, unter die Gartenerde gemiſcht, dieſer eine erſtaunliche Treibkraft mittheilt.«

»»Eine ſolche Lohe würde man gewiß auch in andere Länder ausführen.««

»Sehr richtig bemerkt; nur vergeſſen Sie den hohen Ausfuhrszoll von zehntauſend Rubel nicht, welchen Rußland früher darauf gelegt hatte. Demungeachtet beſtellte der Fürſt * * * eine ganze Schiffsladung davon. Allein, was geſchieht! Glücklich ſegelt das Schiff aus dem perſiſchen Meerbuſen in das ſchwarze, und von dieſem durch den großen und kleinen Belt in das caraibiſche Meer. Schon hat es mit dem Nordoſtwinde die Meerenge von Meſſina paſſirt; ſchon hat es Ceylon und die

Halbinſel Californien hinter ſich; ſchon begrüßt es mit lautem Jubel die Küſte von Deutſchland: da ergreift es ein wüthender Seeſturm und verſenkt es in den Abgrund des Meeres im Angeſicht des Hafens von —

(Einen berühmten Volksſtamm nennen die beiden erſten, einen Fiſch die beiden letzten Sylben; eine deutſche Stadt beide Paare vereinigt b).

»Was die Mauern von Babylon betrifft, welche, wie Sie geleſen haben werden, zweihundert Ellen hoch und fünfzig Ellen breit waren, und deren Umfang vierhundert Stadien — etwas weniger als dreihundert deutſche Meilen — betrug; ſo machen die Mauern der von den Engländern in Indien erbauten Feſtung Burimputer dem Außern nach freilich eine ſehr armſelige Figur dagegen; allein eben dieſe Mauern haben den wichtigen Vorzug, daß nie ein Feind ſie erſteigen, oder ihnen auch nur nahe kommen wird: während die Mauern von Babylon, trotz ihrer unglaublichen Höhe und Dicke, zweimal eingenommen wurden; einmal vom Schach Nadir im Jahre zweihundert ſieben und vierzig vor Chriſti Geburt; und das zweitemal von dem griechiſchen Feldherrn Confuzius. Die Mauern von Burimputer ſind nicht höher, und ſehen nicht beſſer aus, als die unſeres Fleckens. Was ihnen ihre unüberwindliche Stärke gibt, iſt, daß ſie nicht mit Kanonen, ſondern durch Dampfmaſchinen vertheidigt werden. Statt der Kanonenmündungen ſind unzählige Röhren gegen das freie Feld gerichtet, und die Dämpfe dringen daraus mit einer ſolchen Gewalt hervor, daß ſie die ſtärkſten Maſſen eines anrückenden Feindes zurücktreiben und fortführen würden, wie der Sturmwind einen Schwarm von —«

Vielmals hat man die Blüthen des Lebens mit der erſten Sylbe verglichen. Daß die Feinde von den beiden Anderen ergriffen ſeyn werden, wenn ſie gegen die Feſtungswerke von Burimputer anrücken ſollen, läßt ſich bei der Wirkſamkeit ihrer Vertheidigungsmittel nicht anders erwarten c).

»Von der Pagode zu Tripetty werden Sie gehört und geleſen haben, Adele?«

»»Daß ich es nicht wüßte.««

»Nun ſo werd' ich mich wohl hüten, von den Verhältniſſen dieſes Rieſenwerkes irdiſcher Baukunſt Ihnen etwas zu ſagen, eh' ich die Bücher in der Taſche habe, in welchen ich Ihnen die Richtigkeit aller einzelnen Angaben nachweiſen kann. Sonſt würde ich unfehlbar ein Lügner heißen, und

Alles erdichtet ſeyn müſſen. Was iſt auch der epheſiſche Dianentempel mit ſeiner Höhe von ſechzig Fuß gegen die Pagode zu *Tripetty*! Mag Ihnen dieſes Einzige genug ſeyn, *Adele*. Zu beiden Seiten des Altars der Braminen ſtehen zwei Leuchter von gegoſſenem Silber; die größten in der Welt: denn um die darauf befindlichen Kerzen anzuzünden, bedarf der Pagodendiener, ſelbſt wenn die Kerzen ſchon zu Stümpfchen herabgebrannt ſind, einer — «

Von der Andacht forderſt du die *beiden erſten Sylben*, wie von der Liebe; von der Zärtlichkeit, wie von der Dankbarkeit; vom Muth, wie vom Ehrgefühl; vom Dichter, wie vom Redner. Sie allein nämlich erzeugen den Schwung der Begeiſterung, und lenken ihren Flug nach aufwärts, wie ſie immer und überall aufwärts ſtreben. Alles iſt dasjenige, was die *beiden letzten* beſagen, für das, was von dem *erſteren* Paare ausſtrömt, und dein eigener Leib iſt es. Oft wenden ſie die von dieſem Sylbenpaar drohende Gefahr von dir ab; oft wieder empfängeſt du durch ſie einen Schlag, der dich vom Wirbel bis zur Zehe erſchüttert. Abwärts ſtrebſt du auf ihnen; und aufwärts fuhren ſie dich, in die Arme der Liebe, wie in die Arme des Todes. Aber weh demjenigen, der von ihnen herabgleitet, ohne mit ſeinen Füßen feſten Boden unter ſich erreichen zu können! d).

»Gewiß, ſchöne Adele, haben Sie es mit Rührung geleſen, daß die Königin Artemiſia dem Andenken ihres Gemahls Mauſolus ein Grabmahl erbaute, ſo prächtig, daß man es unter die ſieben Wunderwerke der Welt zählte. Dennoch hat eine Frau der neueren Zeiten, Lyſiſtrata, die Witwe des athenienſiſchen Königs Vinzigetorix, ihr den Preis entriſſen. Auch ſie erbaute ihrem früh hingewelkten Gemahl ein prächtiges Grabmahl auf der kleinen Inſel Neu-Seeland, am Zuſammerfluß des Euphrats und der Wolga. Aber ſie that mehr, als Artemiſia. Sie ſchloß, um in ihrer Witwentrauer der liebenden Sehnſucht ihres Herzens ganz zu genügen, ſich ſelbſt in jenes Grabmahl ein, und nahm ſelbſt zu ihrer Bedienung niemand mit, als einen Koch, eine Kammerfrau und ein Stubenmädchen. Übrigens verdient es jenes Grabmahl gewiß mit dem vollſten Recht, ebenfalls unter die Wunderwerke der Welt gezählt zu werden; denn es iſt ganz aus Gußeiſen verfertigt, und zwar vom beſten aus den Erzgruben von —«

Acht Zeichen zählt das Wort, das den Namen einer längſt verſchwundenen Stadt, den einer Gottheit, ſo wie die Benennung eines, in einem nahen Fremdlande ſehr gewöhnlichen und ſehr beliebten Spieles in ſich faßt e).

»Was die Statue des olympiſchen Jupiters betrifft, holde Adele, ſo kann ein Kunſtwerk der neueren Zeit, ich meine die Portraitſtatue der ſchönen Freddonia, auf dem Marktplatze zu Alexandria mit vollſtem Recht damit in Vergleichung geſetzt werden. Sie iſt ein Werk des großen deutſchen Bildhauers Immanuel Kant. Fredonia war die Tochter des öſterreichiſchen General-Conſuls in Egypten, Ritters von Schweppermann, und von einer ſo außerordentlichen Schönheit, daß es eine Unmöglichkeit war, ſie nicht zu bewundern. Auch unſer Landsmann Kant, der ſich eben damals zu Alexandria befand, um für die Privatbibliothek des Paſcha von Egypten die Bildſäulen des Brutus, des Timoleon, Franklins und Waſhingtons zu verfertigen, wurde von einer heftigen Leidenſchaft für die ſchöne Freddonia ergriffen: allein er war in ſeiner Bewerbung um ihr Herz nicht glücklicher, als alle ſeine zahlloſen Nebenbuhler. Die ſchöne Freddonia war nämlich ein ſo nüchternes und beſonnenes Geſchöpf, und ihr Herz ſchlug zu allen Stunden einen ſo unveränderlich ruhigen und gleichförmigen Takt, daß Viele, welche ſie kannten, in Zweifel geriethen, ob ſie überhaupt ein Herz habe, oder irgend etwas außer ſich ſelbſt zu lieben im

Stande ſey. Bei einer ſo beneidenswerthen Gemüthsverfaſſung hätte ſie allerdings ein beträchtliches Alter erreichen können; allein ſie ſtarb in der Blüthe ihrer Jahre an einem bösartigen Schnupfen. Kant war in Verzweiflung, und beſchloß, um ſeinem Schmerze eine Linderung zu verſchaffen, ſeiner Geliebten ein Denkmahl zu ſetzen, wie die Welt bisher noch keines geſehen hatte. Zu dieſem Zwecke ließ er aus den Apeninnen eine Schiffsladung voll Schnee kommen, ſchob denſelben in einen wohlgeheizten Backofen, und wußte ihn darin durch den Zuſatz gewiſſer chemiſcher Mittel, die bis jetzt ein Geheimniß geblieben ſind, zu einer Maſſe von ſo feſtem Eiſe zu verdichten, daß dieſes ſich eben ſo gut mit dem Meißel bearbeiten ließ, als der beſte carrariſche Marmor.«

»»Das heißt aber doch gar zu unſinnig lügen, mein wunderreicher Herr!««

»Lügen? Unſinnig? Ich bitte Sie, bedenken Sie Ihre Worte, Adele. Daß Sie mir damit eben kein Kompliment machen, will ich übergehen; aber treten Sie ſich nicht ſelbſt zu nahe. Ich darf wohl fragen: wie hoch ſchlagen Sie Ihren Geiſt, ihre Talente, ihre Bildung an? wenn Sie annehmen, ich könne die Achtung für Sie ſo weit aus den Augen ſetzen, daß ich es wagen ſollte, Ihnen ſo geradezu etwas vorzulügen.«

»»Aber Schnee in einem Backofen feſt machen!««

»Und Das ſcheint Ihnen ſo unglaublich. Sie entſinnen ſich alſo nicht mehr daran, daß, als Ihr Herr Vater uns dieſen Winter einſt von ſeinen Reiſen erzählte, die er durch Ungarn, Croatien, Slavonien, Cilicien, Paphlagonien und einen Theil von Beſſarabien gemacht hat, und erwähnte, wie man in dieſen Gegenden das Getränk im Sommer dadurch abkühle, daß man eine Grube ausgrabe, die Waſſergefäße hineinſtelle, ſie mit Erde bedecke und dann Feuer darauf anmache: daß, ſage ich, Ihr Herr Oheim, der eben zugegen war, bei dieſer Gelegenheit bemerkte, wie es eben gar kein großes chemiſches Kunſtſtück ſey, mit Salz und Salpeter auf einem heißen Ofen Eis zu erzeugen.«

»»Daran erinnere ich mich freilich.««

»Nun denn; nun denn alſo! Wenn Sie ſich denn daran erinnern, Adele, und wenn Sie ſelbſt eingeſtehen müſſen, daß in dem, was ich ſage, kein Widerſpruch liege; warum nur widerſprechen Sie mir? warum wollen Sie meine wahrhaften Angaben nicht gelten laſſen? und warum behandeln Sie mich ſo ſchnöde als einen —«

Die beiden erſten Sylben liegen dem verehrlichen Leſer ſo nahe, daß er ſie unmöglich verſehlen kann; und hat er dieſe gefunden: ſo iſt es ziemlich gleichgültig, ob er ihnen als dritte Sylbe einen Theil ſeines Leibes oder ſeiner Kleidung, oder die Benennung eines ganz gewöhnlichen Handwerkes zugeſellt f).

Faſt ſollt' ich es mich verdrießen laſſen, Sie auch mit dem ſiebenten Weltwunder bekannt zu machen, Adele. Inzwiſchen, ich will verſöhnlich ſeyn. Das ſiebente Weltwunder iſt ein Mädchen. Ein wahres Wunder von Schönheit, Geiſt, Talenten, Bildung und Liebenswürdigkeit! Dieſes Mädchen nun heißt — aber nein; gar ſo wohlfeilen Kaufes ſollen Sie den Namen nicht haben. Sie ſollen ihn errathen und ihr kluges Köpfchen ein wenig anſtrengen. Nehmen Sie ſich alſo zuſammen; und geben Sie mir Acht.

Die Gemahlin des ſpartaniſchen Königs Tyndareus hieß mit ihrem Taufnamen Leda. Wenn Sie dieſen Namen von rückwärts leſen: ſo wird daraus — ?

»» Adel ««

Vortrefflich! Nun ſetzen Sie mir zu jenen vier Zeichen geſchwinde noch drei andere, einen Mitlaut und zwei Selbſtlaute hinzu: und ſie haben den ganzen Namen meines Wundermädchens.

»» Adelheid. ««

» Keineswegs: Adeline heißt das Mädchen, das ſo ſchön, ſo klug und ſo geiſtreich iſt, daß es gewiß Niemand in meiner Andeutung verkennen wird. P. 5.

50.

Charade.

Zweiſylbig.

Die erſte Sylbe.

Nie vernehme der Freund ſie von dir als Zuruf, wofern du
Nicht mit redlichem Sinn, ob ſie ihm nütze, geprüft.

Die zweite.

Schmuck iſt die zweite, wofern nicht unfreiwillig am Hals man
Nicht um den Leib, und nicht an den Gelenken ſie trägt.

Das Ganze.

Glücklicher, fürwahr iſt Jener, der am Hals die zweite trägt,
Als wer gibt und nimmt das Ganze, und die erſte nicht erwägt.

E. 6.

51.

Palindrom.

Du magſt von vorn her mich, von rückwärts leſen,
In beiden Fällen gleich ich mir;
Und biſt du nicht auf falſcher Spur geweſen,
So nennet ſtets ein Mann ſich dir.

J. 9.

52.

Charade.

Fünfſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Meine beiden erſten Sylben
Sind nicht vortheilhaft bekannt:
Sind voll Tücke, ungeſchliffen,
Tölpelhaft und ungalant.

Um mit Keulen dreinzuſchlagen,
Dazu höchſtens ſind ſie gut:
Und kaum dazu; meiſtens fehlt es
Ihnen an dem rechten Muth.

Denn kaum naht ein tapfrer Gegner
Ihnen mit verwegnem Sinn:
Pauz! da fallen meine Lümmel
Stracks wie Haferſäcke hin.

Die drei letzten.

Ribben ſind wir eines Körpers, der ſo alt faſt wie das Licht,
Und der lange ſchon zerfallen wäre, hielten wir ihn nicht.

Das Ganze.

Gränze bin ich der Reiche von zweien der mächtigſten Herrſcher:
Eignen die Dichter mich gleich einem noch Mächtigern zu.

D. 6.

53.

Charade.

Dreiſylbig.

Ohne Grund benennet man
Mich nach meiner letzten Sylbe;
Bin kein Kunſtproduct, gehöre
Ganz dem Mineralreich an.
Ward vielleicht in dieſem Sinn
Mir der Name, weil ich ſchwer
Zu durchſehen, und noch mehr
Weil ich — ſo gebrechlich bin?

C. 7.

54.

Charade.

Dreiſylbig.

Ihr thut nicht recht, wenn ihr um beide erſte klagt,
Sie miſſen einzig, was die letzte Sylbe ſagt.
Wer, ſey es auch mit trauerndem Geſicht,
Recht eifrig nach dem Ganzen fragt,
Der glaubt gewöhnlich an die letzte Sylbe nicht.

H. 6.

55.

Charade.

Dreiſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Erde, Luft und Waſſerfluthen
Dienen mir zum Aufenthalt,
Und ſogar des Feuers Gluthen
Gibt die Sage mir zur Wiege.
Keine Zone iſt ſo kalt,
Und ſo heiß iſt keine Zone,
Daß ſie nicht mein Volk bewohne.
Schwimme, laufe, tripple, fliege,
Flattre, ſchreite, hüpfe, ſchwirre,
Krächze, ſinge, flöte, girre,

So bei Tag, wie in der Nacht;
Prunklos bald und ſchlicht gekleidet,
Von der Schönſten bald beneidet
Um der Farben höchſte Pracht.

Die letzte.

Heilig war bei den Alten die letzte: ſie ſtellten auf dieſe
Ihre Götter, zu ihr führte der Eigner den Gaſt.
Heut zu Tage noch iſt ſie werth dem Italier: gern um
Sie her des Winters vereint er den geſelligen Kreis.

Das Ganze.

Weiß das erſte Paar der Sylben
Nicht dem Ganzen zu entgehn:
Wird es ſich beſtimmt zum Kerker,
Oder für die letzte ſehn.

E. 3.

56.

Charade.

Zweiſylbig.

Alles wird dir das erſte, ergreift es heiter das Zweite:
Aber mein Ganzes — es hat Wenige dauernd beglückt.

B. 3.

57.

Charade.

Zweiſylbig.

Einen Botaniker nennt der Sylben erſte; die letzte,
Rückwärts geleſen, das Haus, welches zuletzt
er bewohnt.

G. 3.

58.

Die Farben.

Kettencharade.

Der iſt kein Maler,
Der nicht die Farben liebt,

ſagt Öhlenſchlägers Corregio, und gewiß auch kein Dichter; gewiß mangelt aller Sinn für das Schöne dem,

Der nicht des hellen bunten Scheins bedarf.

Hingegen wird ſich Demjenigen, der eine lebhaftere Empfindung für den Reiz der Farbe beſitzt, eine poetiſche Stimmung des Gemüthes nicht abſprechen laſſen. Alſo auch meinem Freunde J — nicht; da er ſich von jeder Farbe lebendig angeſprochen fühlt, wenn gleich nicht an jedem Gegenſtand im gleichen Maße.

Ungemein lebhaft findet er ſich zum Beiſpiel von der gelben Farbe angeſprochen an den —

Das fragliche Wort hat nicht weniger als ſieben Zeichen. Die drei erſten bezeichnen, wenn das Wort richtig geſchrieben wird, in einem fremden Lande Perſonen von hohem Range. Die vier letzten, an und für ſich ſelbſt bedeutungslos, erinnern, wenn man in ihre Mitte das Hauchzeichen einſchiebt, an die höchſte Blüthe geiſtiger Bildung; das Ganze aber erinnert durch Bild und Wort bald an das Höchſte im Himmel, wie auf Erden: bald an dasjenige, wodurch alle Staaten ſich aufrecht erhalten und zu Grunde gehen a).

Göthe ſagt, die gelbe Farbe führe in der höchſten Reinheit — und woran erſchiene ſie reiner, als an dem fraglichen Gegenſtande? — immer die Natur des Hellen mit ſich; ſie beſitze eine ermunternde, ſanft reizende Eigenſchaft; ſie erheitere das Gemüth, und ſcheine ihm eine unmittelbare Wärme mitzutheilen. Das Alles beſtätigt ſich an J — auf das allerunläugbarſte. Wenn er die Welt öfter, als ihm zuträglich iſt, in einem ſehr trüben Lichte ſieht: ſo kommt es offenbar größtentheils daher, weil der Reiz der gelben Farbe an dem bezeichneten Gegenſtande ſo ſelten ſein Auge erfreut; und nie noch hat er die ſanftreizende Einwirkung derſelben empfunden, daß ſich ſeine trübe Weltanſchauung nicht auf der Stelle aufgehellt und ſein Gemüth ſich nicht unmittelbar erwärmt und erweitert hätte.

Eine große Anziehungskraft hat die rothe Farbe für ihn am —

> Das Wort hat neun Zeichen. Die ſieben erſten Zeichen benennen ein Herzogthum. Von ihm trägt derjenige, welchen das Ganze meint, den Namen; und entſteht die Frage, wer aus ſeinem Geſchlechte den höchſten Preis verdiene, ob er oder ein anderer: ſo werden J — und mit ihm die Stimmen der competenteſten Kenner laut die beiden letzten Zeichen ausrufen b).

Die Macht der Farbe auf ein poetiſch geſtimmtes Gemüth bewährt ſich an J — nie ſtärker, als wenn jene neun Zeichen auf ihn einwirken. Es iſt dann über alle Abgeſchmacktheiten, Plackereien und Nichtswürdigkeiten dieſes Erdenlebens beruhigt, und empfindet die ideale Befriedigung, welche, wie Göthe lehrt, durch die rothe Farbe erzeugt wird, in einem ſo hohen Grade, daß er es ſogar zufrieden iſt, wenn der Meiſter der rothen Farbe nachrühmt, »ſie gebe einen Eindruck ſowohl von Ernſt und Würde, als von Huld und Anmuth:« wie wenig er auch, ohne ihren Einfluß auf die angegebene Weiſe zu empfinden, ſich entbrechen kann, ſowohl dieſe Charakteriſtik, als manches Andere in der Würdigung der »Sinnlich-ſittlichen Wirkung der Farbe« ein wenig allzu ſubtil und ein wenig hyperpoetiſch zu finden.

Die entſchiedenſte Anmuthung hat J— zur blauen Farbe; denn ſein Trachten, Sinnen und Philoſophiren verliert ſich oft ſo in's Blaue, daß ſich an jener Anmuthung nicht im Geringſten zweifeln läßt. Kein Wunder; da das Blaue nach Göthe immer etwas Dunkles mit ſich führt, und das Dunkle und Ungewiſſe uns überall am meiſten anzieht. Auch mag es dem guten J— zur Entſchuldigung dienen, daß die blaue Farbe, wie uns Göthe lehrt, »als Farbe eine Energie iſt,« und daß in ihrem Anblick »etwas Widerſprechendes von Reiz und Ruhe liegt.« Dieſe energiſche Einwirkung, dieſen Reiz und dieſe Unruhe — denn die letztere iſt ja eben der Widerſpruch oder der Gegenſatz von Ruhe — empfand J— immer am meiſten beim Anblick von blauen —

Trotz dem, daß Göthe in der blauen Farbe eine Energie findet, behauptet er dennoch wieder ſie ſey in ihrer höchſten Reinheit gleichſam »ein reizendes Nichts.« Als letzteres erſcheint ſie denn allerdings in dem vierſylbigen Wort, welches hier errathen werden ſoll. Die beiden letzten Sylben verſprechen freilich etwas Weſentliches und Wirkliches: ſanfte Güte nämlich, harmloſe Unſchuld, zärtliche Liebe und fromme Treue; da ſie aber den beiden erſten, und ſomit dem Beſtandloſeſten auf Erden angehören, das Beſtandloſe aber in der That ein

Nichts iſt: für was ſonſt könnten die ſchönen Verheißungen des Ganzen anders gelten, als für — ein reizendes Nichts c).

Die Unempfindlichkeit für den Reiz der grünen Farbe könnte, ich geſteh' es, die poetiſche Stimmung bei J — eben ſo zweifelhaft machen, wie bei Leſſing, der, als einſt eine reizende Frau ihm geiſtreich bemerkte, »wie nun Alles wieder ſo ſchön grün werde,« unwillig in die Worte ausbrach: »Ich wollte es würde zur Abwechslung einmal Alles roth, ſtatt grün.« Freilich, Leſſing hat mehr als einmal verſichert, er ſey kein Dichter; und darum haben ſie es ihm auf's Wort geglaubt, trotz ſeines Nathans. Bei J — inzwiſchen hat ſeine Neigung für die grüne Farbe einen gar zu materiellen Grund. Wenn er es nämlich grün werden ſieht, oder das Entzücken einer für die Schönheit der Natur hochbegeiſterten Seele auf obige Weiſe ſich ausſprechen hört: ſo denkt er faſt nichts Anderes dabei, als: »Nun wird es doch wieder ein bischen warm werden.« Man wird nämlich nicht leicht einen Menſchen finden, dem die geringſte Empfindung von Kälte unausſtehlicher wäre, als ihm. Er hält im vollſten Ernſt die Donau für die äußerſte Gränze der wohnlichen Erde, und iſt eigentlich der Meinung, daß, wenn der liebe Gott alles Land, was über den 45^{sten} Grad hinaus nordwärts liegt, in's Meer falln ließe, wenig Schade darum wäre. Das Unbegreiflichſte, was ihm in ſeinem Leben vorgekommen, iſt, wie **Öhlenſchläger** ſich aus Italien — nach Dänemark zurückſehnen konnte; und den Capitain **Parish**, der dreimal die Expedition nach dem Nordpol unternahm, hält er für ſo entſchieden verrückt, als irgend einen Bewohner von Bedlam. Um ihn zum vollkommenſten Staatsbürger zu machen, bedürfte es nichts Anderes, als ihn fünf Schritte weit in's ruſſiſche Reich hineinzuſchieben: denn die Furcht, nach Sibirien geſchickt zu werden, würde ihn ſelbſt vor der allerunbedeutendſten Verletzung der Geſetze bewahren; und obwohl er nichts Haſſenswertheres kennt, als den Verrath: ſo findet er es doch allzuhart, daß die Verräther in ewiges Eis von ihm verſenkt wurden. »Von wem?« fragt ihr;

Fünf Zeichen beantworten Euch die Frage. Erkennen aber laſſen ſie ſich daran, daß die Vertauſchung des weichen Lautes mit dem dieſem entſprechenden harten, den Erfinder der Strafe in eine Frau verwandelt, die in der Eigenſchaft, in welcher ſie hier erſcheint, gegen jüngere Angehörige ſich meiſtens freundlich, nachſichtig und hülfreich erweiſt d).

Der ſchwarzen Farbe, als der Farbe der Trauer und Trübſeligkeit, war J— beſtändig abgeneigt; und nur bei Augenbraunen und Haupthaar fand er ſie immer ſehr anziehend. Dieſe Abneigung J—s gegen die ſchwarze, und jene lebhafte Neigung zu den heiteren Farben, hatte die Folge, daß man an ihm ſelbſt manches ſchwärzer ſah und anſchwärzte, als gerade billig und nöthig geweſen wäre.

Was konnte er da thun? — Was anderes konnte er thun, als was er that. Er mußte, ſo gut er konnte, ſich —

Dreiſylbig iſt das Wort. Die erſte Sylbe benennt eine Farbe; die beiden andern enthalten den Namen eines deutſchen Volkes, welchen man weder in Cäſars Denkwürdigkeiten, noch in einer neuern Geographie von Deutſchland finden wird. Nur in den Siegesliedern eines geſchätzten deutſchen Dichters kommt er vor.

***ein Fürſt der**
Ward angefallen von den Völkern —

Und nun nimmt der Dichter den Mund ſo voll er kann, und zählt zwei Seiten durch die Völker alle auf, von welchen

***ein Fürſt der**

angefallen ward, und die er alle in die Flucht ſchlug,

Zehn Paraſangen weit;

und die zerſchmettert, wie Halmen von den Schloßen, am Boden lagen

Dreihundert Hufen lang!!!

G. 9.

59.

Enzinade.

Kettencharade.

Juan de la Enzina, oder wie er in der alten Sammlung ſeiner Werke heißt, del Enzina, lebte gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Er war zu Salamanka geboren, und galt am Hofe der Königin Iſabella für einen eben ſo ſeltenen, als ausgezeichneten Dichter. Er verfertigte Romanzen und Lieder im alten kaſtillianiſchen Style, und eine eigene Art von Gedichten, in welchen er ſich Mühe gab eine Menge der tollſten und widerſinnigſten Einfälle (Disparates) zu verknüpfen; mit ſo glücklichem Erfolge, daß ſein Name darüber in Spanien zum Sprichwort wurde.

Die folgende Probe iſt freie Parodie eines ſolchen Gedichtes, das Böhl de Faber in ſeine treffliche Floresta (Nr. 371) aufgenommen.

Wer ſoll nicht ſtaunen und nicht Wunder ſchreien, wenn man zwiſchen dem Stubenthor und der Türkenſchanze ein Carrouſel feiert, bei dem ſo außerordentliche Dinge vorgehen, daß nothwendig Jeder vor Verwunderung außer ſich gerathen muß?

Wenn zwölf Servietten gegen zwölf Flaſchen Cöllnerwaſſer anreiten; die einen lebendig, die andern todt; taub die einen, und die andern gliederlahm; dieſe hinkend und jene ohne Füße; wenn ſie auf Stelzen und Hobelbänken einhergallopiren, und Stiefelzieher zu Helmen, und zum Schild einen *** haben. Wer ſoll da nicht Wunder ſchreien!?

Eßbar für ſich und Zuthat zu feſten und flüſſigen Speiſen ſind die beiden erſten Sylben. Auch die dritte iſt eßbar, und erhält ihren Wohlgeſchmack durch die beiden erſteren. Das Ganze nennt, dem Laute nach, einen deutſchen Dichter, Kritiker, und Philoſophen a).

Wer ſoll nicht Wunder ſchreien, wenn zwei tauſend Pygmäen auf Gurken daherſprengen, die Pyrenäen auf ihren Schultern, und hinter ihnen ein langer Zug von Manichäern, Lombarden, Gothen und Quäckern; und wenn jeder von ihnen, um unkenntlich zu ſeyn, ſich in eine ** geſteckt hat. Wer ſoll da nicht Wunder ſchreien!?

Mit der erſten Sylbe ſtockt alles Leben; aber ſie nährt dieſes, wenn es in die zweite gefüllt, genoſſen wird b).

Wenn der Oetſcher wüthend gegen Carl den Großen anreitet, dieſer ein Alpenlied dudelnd, und jener ſechs Pfennigſtücke auswerfend; wenn Türken und Perſianer hinter einer Nachteule herſtürmen, und hinter dieſen der Kirchthurm von ******, dem ſie in Linz beide Ohren, und in Wels den letzten Hoſenknopf abgeſchnitten haben.

Mächtig herrſchten einſt die drei erſten Sylben über eines der wackerſten und geſegnetſten Länder; Stadt und Gewäſſer benennen die drei letzten in einem, dieſem Land, benachbartem Königreich c).

Wer ſoll da nicht ſtaunen, wenn er Mahomet und Arrius, jeden von Beiden pudeldick beſoffen, auf der Stechbahn erſcheinen ſieht, und hinter ihnen den Rieſen Fierabräs in einer Branntweinflaſche? Wenn Pasquin ſich an ſie anſchließt, an den Schweif einer Katze geklammert, nnd den Landpfleger Pontius Pilatus in einer Suppenſchale vor ſich herträgt. Wer ſoll da nicht Wunder ſchreien? und wer ſoll da nicht vor Erſtaunen außer ſich kommen!? L. 10.

60

Charade.

Dreiſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Wenn in lauen Vollmondsnächten
Ringsher die Gefilde ſchweigen,

Schlingen um die Ringelblume
Sie geheimnißvoll den Reigen :
Die von ihrem Hauch berühret
Dann wie helles Feuer glühet,
Und ſo lange ſie verweilen,
Tauſend blaue Funken ſprühet.
Hold jetzt und geneigt dem Menſchen,
Tückiſch jetzt geſinnet, weben
Sie mit wechſelvoller Laune
Luſt und Schmerz ihm in ſein Leben.

Die letzte Sylbe.

Was ſie benennet du haſt es doppelt, und doppelt darfſt du's,
Wenn mit einem du nicht dir wie der Kranich behilfſt.

Das Ganze.

Aus der heißen Zone ſtamm ich, und die allerſchönſten Sachen
Weiß mit einem ſpitzen Eiſen Künſtlerhand aus mir zu machen.

K. 6.

61

Charade.

Zweiſylbig.

Zwei Sylben ſchließen ſtets einander aus.
Und laſſen ſich verwechſeln. Gibſt du nun

Die erſte Stelle jener, welche hier
Ich in den Sinn genommen, nennt ſie eine
Provinz dir eines Königreichs;
Allein verkehrſt du dieſe Folge,
So ſchließt die Erſte dann die Zweite
In ihren Schooß, wie ſonſt die Zweite
In ihrem Schooß der Sylben Erſte trägt.

E. 1.

62.

Charade.

Vierſylbig.

Die drei erſten Sylben.

Mit ihnen ſchmückt die freudigſte Hoffnung ſich,
Und ſie auch wählt zum Zeichen die Trauer ſich:
Weil beide Schweſtern, Luſt und Trauer,
Stets mit verſchlungenen Armen wandeln.

Die vierte.

Allzuhoch um Kraut zu heißen, allzuniedrig um ein Baum,
Steh' ich zwiſchen beiden inne: rathe, du verfehlſt mich kaum.

B. 8.

63.

Charade.

Dreiſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Jüngſt hat gefaßt in einen goldenen Rahmen
Mein Freund ſein Bild zu mir gebracht.
»Wem,« fragt' ich, »haſt du's zugedacht?«
Da nannt' er ſchnell mir ſeines Mädchens Namen.

Die letzte.

Nicht wie beide erſte Sylben, nenne einen Namen ich
Triffſt du gleich mit einem ſolchen jederzeit verbunden mich.

Das Ganze.

Auf die Zeichen nur ſieh', nicht auf den Laut, einen Grafen
Großbritanniens dann nenn ich; erräthſt du mich nicht?

F. 3.

64.

Charade.

Vierſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Der Inbegriff von allen Weſen
Bezeichnet dir das erſte Sylbenpaar:

Ein Buch, geheimnißvoll, in dem zu leſen,
Stets aller Weiſen Luſt und Streben war.

Die beiden letzten.

Von Allem, was da iſt, und ſeyn wird, und geweſen,
Erſcheint der Grund im letzten Sylbenpaar:
Die Körperwelt iſt, wie der Geiſt von allen Weſen,
Ihm unterworfen immerdar.

Das Ganze.

Verſuch' es nie mit eitlem Widerſtreben
Dich meinem Ganzen thöricht zu entziehn:
Du machſt dir ſonſt zum Jammerquell das Leben,
Und wirſt der Strafe nicht entfliehn.

D. 3.

65.

Logogryph.

Dreiſylbig.

Sieben Zeichen geb' ich dir;
Nimm das ſechste doppelt mir,
Und ſie nennen dir ſogleich
Stadt und Fluß und Königreich.

L. 1.

66.

Charade.

Dreiſylbig.

Die erſte Sylbe.

Viele zeigen dir drei Zeichen,
Und im Grunde niemand an;
Das iſt's, was vom Unbeſtimmten,
Unbeſtimmt ich ſagen kann,

Die beiden andern.

Gar Viele glauben nicht daran,
Ficht offenbar ſie gleich der, den ſie nennen, an;
Sie wagen's frech ihm Hohn zu ſprechen,
Pflegt Solchen er gleich gern zuletzt den Hals zu brechen.

Das Ganze.

Ich nenne, deuteſt du mich recht,
Ein deutſches, gräfliches Geſchlecht.

K. 9.

67.

Palindrom.

Zweiſylbig.

Lieſt von rückwärts man, von vorne mich,
Bleib' ich gleich mir immerdar:

Und dein erſter, wie dein letzter
Wunſch in drängender Gefahr.

J. 1.

68.

Charade.

Dreiſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Unrecht iſt es, ſchreiend Unrecht, und wir dürfen uns beklagen,
Daß die Menſchen uns ſo grauſam und ſo übermüthig plagen;
Nicht genügt es ihnen, gehen ſie zu bloßem Zeitvertreibe
Bald mit Flinten, Lanzen, Kolben, bald mit Pfählen uns zu Leibe:
Nein, da ſie des Lärm's und Klagens ſelber nie ein Ende finden,
Halten ſie es für erlaubt doch uns die Schnautze zu verbinden;
Und wir müſſen, was noch ſchlimmer, was am tödtlichſten wir haſſen,
Endlich in den ſchönen Künſten gar uns unterrichten laſſen.

Die letzte und das Ganze.
Anmuth in der Bewegung iſt Reiz und Seele der Zweiten;
Aber im Ganzen gewiß hat es noch niemand geſucht. D. 2.

69.

Charade.

Vierſylbig.

Zwei Sylben nennen einen Juden,
Der aus dem grauen Alterthum,
Nicht ſehr bekannt, doch auch nicht ohne Ruhm;
Drei andre einen Mädchennamen.
Wenn ſonderbar euch die Geſellſchaft ſcheint:
So ſetzt die Sylben nur zuſammen,
Und noch mehr Widerſpruch vereint
Sodann des Doppelwortes Nahmen;
Des Geiſtes höchſte Kraft erſcheint
In ihm mit Unſinn dann vereint,
Und Witz und Aberwitz beiſammen. M. 7.

70.

Räthſel.

Nach dem Franzöſiſchen.

Fehlt es mir an Waſſer, gieße Waſſer ich in meinen Magen;
Hab' ich Überfluß an Waſſer, laß' ich mir den Wein behagen. H. 10.

71.

Charade.

Dreiſylbig.

Die erſte Sylbe.

Zur Wiege dienet mir der dunkle Schooß der Erde,
Zur Reiſe bringen mich des Feuers Gluthen:
Und haben aufgelöſt mich und gebleicht die Fluthen,
Bewirkt die Luft, daß wieder feſt ich werde.
So wirken Waſſer, Luft und Erd' und Flammen,
Damit ich brauchbar ſey zuſammen:

Das letzte Sylbenpaar.

Zwiſchen Deutſchland erhebt es, und zwiſchen Italiens Fluren,
Öffnend die Bahn dem Verkehr, ſtolz in die Wolken das Haupt.

Das Ganze.

Wenn du die Sylben vereinſt, ſie ſchaffen vereinigt die erſte:
Einen Künſtler zugleich nennen verbunden ſie dir.

B. 1.

72.

Charade.

Dreiſylbig.

Einen Götzen benennen die erſten drei Laute: die andern
Vier einen Fluß; es nennt dir ſich im Ganzen ein Held.

H. 7.

78.

Embleme.

Kettencharade.

Ich habe bereits an einem andern Orte bemerkt, daß mir die Emblematiker unter den Querköpfen die gegründetſten Anſprüche auf einen der erſten Plätze zu haben ſcheinen. Dort bin ich den Beweis ſchuldig geblieben. Ich liefere ihn hier nach, und wähle dazu aus **Ernaths** Mundus symbolicus den Artikel: **Liebe**. Man urtheile ſelbſt.

Die Vergleichung mit dem **Feuer** könnte man hingehen laſſen. Die Metapher iſt zu alt, als daß man ſich an ihr ſtoßen dürfte. Aber gleich bei der verwandten Flamme kommt die Querköpfigkeit zum Vorſchein. **Sectionem refugit**; **Sie leidet keine Theilung**. Iſt das nicht baare Verkehrtheit? Weiß ein kluges Mädchen, oder eine gewandte Frau, ihre Liebe nicht ſo geſchickt zu theilen, daß zuletzt ſogar für ihren Mann noch etwas übrig bleibt?

Ein beſſeres Sinnbild iſt ein friſcher, an einem Ende angebrannter Aſt, mit der Deviſe: **Ardendo gemit**; **Brennend ächzt er**. Für einen verdorrten, abgelebten Liebhaber, deſſen Inamorata ſeine Börſe in Anſpruch nimmt, und der

— — — — zur ſchrecklichen Wahl

geſtellt iſt, entweder ſein Liebesglück auf- oder ſeine Thaler ausgeben zu müſſen, paßt es vortrefflich. Est mollis flamma medullas; Er fühlt die Gluth in ſeinen alten Gebeinen bis in's innerſte Mark hinein: und zu gleicher Zeit ſchaudert er bei dem Gedanken an die unchriſtlichen Preiſe, welche Juweliere und Modehändlerinnen zu halten pflegen, und ächzt und ſchwitzt in dem harten Kampfe zwiſchen der Liebe zu ſeiner Schönen und der zu ſeinem Gelde wie grünes —

Die beiden erſten Sylben zeigen ein Werkzeug, und zugleich das durch die Anwendung desſelben Effectuirte an. In erſterem Falle beſtehen ſie aus der dritten Sylbe; in letzterem beſtehen ſie durchaus ſelbſtſtändig, und deuten dann etwas an, was ſich zwar durch das Gefühl hinlänglich erkennen, ſonſt aber, wie ſo mancher andere Tropus, ſchwer erklären läßt a).

Auch in anderem Brennmateriale, als im Holz, haben ſie Sinnbilder der Liebe gefunden; zum Beiſpiel in der Kohle. Das mag hingehen. Die Liebe verglüht, wie die Kohle, und was übrig bleibt iſt ein Caput mortuum. Sollen es inzwiſchen Kohlen ſeyn, ſo empfehle ich dazu, ſtatt der gewöhnlichen Holzkohle, die Steinkohle; ſie erinnert durch ihren Schwefelgeruch an das hölliſche Feuer, von welchem uns jene ſo oft ſchon auf Erden einen Vorgeſchmack gibt.

Auch ſonſt paßt die Kohle nicht übel zu einem Emblem der Liebe. Dieſe iſt nämlich eine Art von Schatzgräberei, bei der wir faſt immer ſtatt des gehofften Goldes Kohlen finden; und nicht zu läugnen iſt es, daß bei dieſer Schatzgräberei nach Lebensglück der *** meiſt eben ſo geſchäftig, und meiſt eben ſo ſtark intereſſirt iſt, als bei jener nach alten Thalern.

Viergliedrig iſt das Wort, welches hier gemeint iſt. Das erſte Glied bezeichnet das Höchſte, was deine Vernunft denken kann; das zweite ruft dir die Weisheit als die Norm alles Strebens, und als Gegenſatz desjenigen zu, was jedes Streben mißleitet, und zuletzt in ſich ſelbſt vernichtet; das dritte war einſt die Benennung der Gewalthaber in einem bekannten Reich eines fremden Welttheiles; und das vierte ſchließt in den frommen Wunſch, welchen das Ganze ausdrückt, das ganze menſchliche Geſchlecht ein b).

Ein Berg mit der Deviſe: Effluet aurum; Ihm wird Gold entſtrömen. Wie lahm!

Hieße es noch: Effluit aurum; Gold entſtrömt ihm: ſo wüßte man doch, es ſey ein Goldbergwerk gemeint, und es werde auf eine Ausnahme von der Regel hingedeutet. Aber Effluet! Weiß man denn, was der Berg für Ausbeute geben wird? Wie oft ſchlägt der Bergmann nicht auf Gold und Silber ein, und erbaut ſich nichts als Blei, Kupfer, Kobalt, Nickel, Gallmey, oder —

> Das Wort iſt dreiſylbig. Setzt man zur erſten Sylbe noch ein e hinzu: ſo nennt ſie ein wucherndes Unkraut, das man auf jedem Acker findet. Die beiden andern Sylben bezeichnen ein Foſſil; das Ganze aber iſt — das Schlimmſte, was man in der Liebe ſich erbauen kann c).

Den Bären, das ſtehende Sinnbild der Tölpelhaftigkeit, zum Sinnbild der zarteſten Neigung zu machen, konnte nur einem Emblematiker von Profeſſion einfallen. Das fiel ihnen aber nicht ein, weil die Liebe ſich mitunter

Bald täppiſch, bald drollig,
Bald bärenhaft knollig

zeigt; auch nicht, weil ſie oft eine ſo glückliche Anlage zum Hungern verräth, wie ſolche die Bären beſitzen; auch nicht, weil ſie, wie jene an ihren Pfoten, beſtändig an ſich ſelbſt ſaugt; ſondern einzig und allein darum — weil ſie, wie man das von den Bären ſagt — beſtändig wachſe. Infame Lüge! Wer hat nicht das Gegentheil erfahren? Ein wie viel beſſeres Sinnbild wäre nicht in dieſer Hinſicht — allenfalls mit dem Lemma: Semper imminuor; Ich nehme immer ab — eine —

Die beiden erſten Sylben benennen eine Münze, welche hier zugleich den geringen Werth des Ganzen bezeichnet; das zweite Sylbenpaar ſtammt aus dem Pflanzenreich, wie aus den Eingeweiden, und aus dem Haupt, der Thiere des Landes und des Meeres. Es dient der Andacht, wie dem Verbrechen; der Armuth, wie der Prunkſucht; der Weisheit, wie der Thorheit. Es haßt den Tag, wie die Nacht; jener nimmt ihm ſeinen Glanz; dieſe bekämpft es, wie die Liebe den trüben Überdruß am Leben bekämpft: wie dieſe, ſo lange ſiegreich gegen ſeine Feindin, bis es immerfort abnehmend, zuletzt in ſich ſelbſt ſich verzehrt hat d).

Sublim in ſeiner Art, und nur in dem Gehirn eines Emblematikers von Profeſſion möglich, war der Gedanke, die Liebe mit — dem Spinat zu vergleichen. Weil Stengel, Blätter, Blüthen und Samen am Spinat beſtändig grün ſind; ſo erfand der gelehrte Bertaldus das Lemma dazu: Undique grata virescit; Beſtändig grünt da

Alles (am Spinat und an der Liebe) auf das alleranmuthigſte. Wem fallen, um den gelehrten Bertaldus einen Erzlügner zu ſchimpfen, nicht die Verſe des Dichters bei:

Ach, wenn ſie immer grünend bliebe,
Die ſchöne Zeit der erſten Liebe,

oder — ſeine eignen Erfahrungen.

Sublimer noch iſt der Grund, aus welchem der gelehrte Duellius den Spinat zum Emblem der Liebe wählte. Dieſes edle Küchengewächs ſoll nämlich, um gekocht zu werden, keines Zugießens von Waſſer bedürfen, und ſomit ſchien es dem ſinnreichen Mann ein treffliches Sinnbild für die ***** der Liebe abzugeben.

Wohl Jedem, der die letzten vier Sylben des ausgelaſſenen Wortes beſitzt: denn ſie allein heben ihn über alle Entbehrungen weg, welche das Leben ihm auflegt. Nur in der erſten jedoch kann er ſie finden; und in ihr glaubt ſie auch die Liebe zu finden: ſo lange ſie — nicht auf eine ſo ſchmale Koſt, wie ihr Sinnbild ſie abgibt, zurückgebracht iſt *).

Das beſte Emblem der Liebe iſt unſtreitig das eines italieniſchen Emblematikers — eine Zwiebel, mit dem Lemma: Numen et obsonium; Gottheit (bei den Egyptiern) und — Hausmannskoſt.

P. 1.

74.

Die Drillinge.

Kettencharade.

Unter den Reiſenden welche noch vor der Erneuerung Griechenlands die Trümmer der alten Minervenſtadt aufſuchten, um durch Betrachtung derſelben die Bilder ihrer früheren Herrlichkeit lebendiger in ſich hervorzurufen, befanden ſich auch ein Britte und ein junger Deutſcher, welche ſich beide bei der Witwe eines griechiſchen Kaufmannes eingemiethet hatten. Was beide ſchon mehrere Monate zu Athen feſthielt, war inzwiſchen nicht die Vergangenheit allein; ſondern mehr als dieſe die blühende Gegenwart Anaſtaſiens, der reizenden Tochter ihrer Wirthin, die durch den doppelten Zauber ſittlicher und körperlicher Grazie, und die ihren Landsmänninnen eigenthümliche Feinheit des Geiſtes, zu den Zeiten des Perikles für eine Schülerin Aspaſiens hätte gelten können.

Nicht leicht konnten zwei ſich unähnlichere Bewohner unter demſelben Dache zuſammentreffen. Der Britte war hypochondriſch, dieſer Stimmung wegen geneigt, Alles von einer unerfreulichen Seite zu ſehen, und, bei einem entſchiedenen Hange zum

Paradoxen, gewohnt ſeine Behauptungen hartnäckig zu vertheidigen: während unſer deutſcher Landsmann ſich an eine heitere und poetiſche Anſicht des Lebens hielt, die er feſt und ſicher, wenn gleich nicht ohne einige Überſpannung, aufgefaßt hatte. Dieſe Verſchiedenheit ihrer Anſichten gab dann faſt bei jedem Gegenſtande der Unterhaltung Veranlaſſung zum Streite: der inzwiſchen zuletzt meiſtens durch die natürliche Gutmüthigkeit beider, oder durch das Dazwiſchentreten der Frauen, auf eine heitere und geiſtreiche Art ausgeglichen wurde.

Eines Tages geriethen Beide in einen Streit über die Liebe. Der Lord behauptete, daß keine Leidenſchaft eine gefährlichere und verderblichere Herrſchaft über das Gemüth ausübe; keine in ſich ſelbſt die Keime ſo vieler Verirrungen und Verkehrtheiten enthalte, als eben dieſe: während ſein Gegner in ihr die Quelle der reinſten und edelſten Begeiſterung für alles Gute, Schöne und Große erkennen wollte. Der Kampf wurde dießmal lebhafter, als gewöhnlich geführt; der Britte erſchöpfte ſeinen Witz in Anklagen, der Deutſche ſeine Beredſamkeit in der Vertheidigung; und vergebens verſuchte es die achtbare Frau, der es ſonſt ſo leicht gelang, beide Parteien auf einem Mittelwege zu vereinigen, den Streit auf ihre Weiſe zu ſchlichten; als Anaſtaſia, die bisher eine ſtumme Zuhörerin abgegeben hatte, jetzt das Wort nahm.

»Wenn du es erlaubſt, Mutter,« ſagte ſie, »ſo will ich dieſen beiden Herren hier eine Geſchichte erzählen, welche ihren Zank wenigſtens auf eine kurze Zeit unterbrechen und ihnen Muße geben wird, von ihren Anſtrengungen auszuruhen.«

»Vor vielen Jahren ſtarb hier eine arme Witwe, welche Drillinge noch in der erſten Kindheit hinterließ, die ſich ſo vollkommen ähnlich ſahen, daß auch das ſchärfſte Auge nicht die geringſte Verſchiedenheit an ihnen entdecken konnte. Deſto verſchiedener waren ihre Schickſale. Der erſte Knabe gerieth durch eine ſonderbare Verkettung von Umſtänden in die Hände einer Räuberbande, unter welcher er aufwuchs, und wilder und grauſamer wurde, als irgend einer ſeiner Pflegeväter; den zweiten nahm ein gemeiner Bildhauer mit ſich nach Bara, wo er einen eben ſo ſchlechten Künſtler aus ihm zog, als er ſelbſt war; den dritten endlich führte ſein Glücksſtern, hier in Athiniah ſelbſt, in das Haus eines der hochſinnigſten und edelſten Männer unſers Volkes, bei welchem jede günſtige Anlage des Knaben zur vollſten und reichſten Entwickelung gedieh.«

»Im vorigen Jahre brachte der Zufall die drei Brüder auf einer und derſelben Barke zuſammen. In einem einſamen Winkel derſelben gerathen ſie mit einander ins Geſpräch und erkennen ſich. Ein Freund unſers Hauſes belauſchte ſie unbemerkt. Er hatte ſie in ihrer früheſten Jugend gekannt, wo ſie ſich ſo ganz zum Verwechſeln ähnlich geweſen waren, und konnte nicht zu ſich kommen vor Erſtaunen, wie ſie ſich ſeither ſo ganz unähnlich geworden waren. ** flammte aus dem Auge des Erſten —«

Raſtlos bewegt, iſt die erſte Sylbe, Quelle der Kraft für alle lebenden Weſen; Quell der Freude, wie der Traurigkeit; des Wohlſeyns wie des Schmerzes. Kronen gibt ſie und Schätze, und iſt die Mutter der Tugend, wie des Laſters. Ein unerſättliches Ungeheuer iſt die zweite Sylbe, nur um ſo unerſättlicher, je mehr es verſchlingt, und grauſamer, als jedes andere Ungeheuer in Verbindung mit jener erſten a).

»Aus den Zügen des Zweiten ſprach im Gegenſatz die ſtumpfſinnige Gemeinheit eines —«

Zeichen und Werkzeug des Krieges iſt die erſte Sylbe. Friede iſt das Element der beiden andern; ſtumpfſinnige Gemeinheit das Element des Ganzen b).

An Schönheit und Adel ſeiner Züge glich der Dritte einem —

Ein Fluch liegt auf der erſten Sylbe. Was ſie immer berührt, ſetzt ſie unter ihren Werth herab, ſelbſt — die Zweite c).

»Wie geſagt,« fuhr Anaſtaſia fort, »unſer Freund begreift bis auf den heutigen Tag nicht, und kann nicht aufhören ſich darüber zu verwundern, wie eine ſolche Erſcheinung möglich geworden.

»»Wie ſie möglich geworden,«« fuhr der Lord lachend auf; »»und kann nicht aufhören ſich darüber zu verwundern? Nun, fürwahr, das iſt luſtig. Der eine Knabe erwuchs in den finſtern Schlupfwinkeln des Verbrechens, und das Verbrechen drückte den Zügen desſelben ſeinen Stempel auf: der zweite in Gemeinheit, und er trug in den ſeinigen den Stempel der Gemeinheit; der dritte endlich erwuchs in einem Tempel der Tugend und der Menſchlichkeit, und ihm drückten die Tugend und die Menſchlichkeit ihr leuchtendes Siegel auf die Stirne. Jede Knoſpe trug edle oder giftige Früchte, je nachdem ſie auf einen Stamm gepflanzt ward.««

»Und die Knoſpen der Liebe? fragte Anaſtaſia. — —

75.

Charade.

Vierſylbig.

Zwei Zeichen nennen einen Fluß,
Den ziemlich fern dein Rathen ſuchen muß,
Und mit zwei andern redet man
Gewöhnlich nur gemeine Leute an.
Fünf andere darauf benennen
Ein fürſtliches Geſchlecht in Deutſchland Gauen;
Du wirſt es ohne Müh' erkennen,
Keck darf ich deinem Witz vertrauen.

Das Ganze.

Von zwei Schweſtern iſt's die Eine
Faſt der andern Schweſter gleich;
Beide ſiehſt du im Vereine
Hier wie friſche Roſen blühend:
Dort hingegen kalt und bleich;
Hier von Zärtlichkeit erglühend,
Spendend treuer Liebe Lohn:
Dort nur Bosheit, gift'gen Hohn,
Zorn nur und Verachtung ſprühend.
Ernſt und Scherz und Trug und Wahrheit
Bringt an's Licht ihr Schweſterbund;
Und die Weisheit, wie die Narrheit,
Gibt ſich durch die Beiden kund.

C. 5.

76.

Charade.

Dreiſylbig.

Die erſte Sylbe.

Wie von Baum und Buſch umkränzet,
Wie mein Erſtes flammt und flimmert!
Wie es funkelt, wie es ſchimmert,
Von der Sonne Strahl beglänzet!
Wie es raſtlos ſich beweget,
An und in und über mir;
Pfeilſchnell hin und wieder ſchießt,
Jetzt ſich in der Tiefe reget,
Jetzt im Fluge mich durchmißt.
Sind die Meiſten, welche ich
Nähre, gleich verdammt zum Schweigen,
Werden dafür Andre ſich
Dir als tücht'ge Schreier zeigen.
Oft, wenn kaum der Morgen graut,
Wird es auch auf mir ſchon laut
Von Geſchrei, von Scherz und Lachen,
Von Geſang und Hörnerſchall:
Und der Büchſen helles Krachen
Weckt den muntern Wiederhall.

Die beiden andern.

Wo Leben möglich war, da ſchuf es die Natur;
So triffſt du denn ſogar in uns des Lebens Spur:
Nicht jenes, das ſich froh vom friſchen Leben nährt,
Nur jenes Leben, das vom Tode zehrt.

Das Ganze.

In Armuth bringen wir die Tage hin,
Und ſchaffen wir mit Schweiß das Erſte, iſt
Das letzte Sylbenpaar nach kurzer Friſt
Von unſerm Leben faſt der einzige Gewinn.

G. 6.

77.

Charade.

Dreiſylbig.

Die erſte Sylbe.

Man geht mit mir ſehr grauſam um:
Denn reif ich jetzt heran und werd' ich groß,
So rafft man mich aus meiner Mutter Schooß,
So wirft man auf dem Boden mich herum,
So bindet, röſtet, bläu't und bricht man mich;
Drauf zieht man aus dem Leib' mir alle Fibern aus,
Und hat man ſie auf's Rad gebracht,
Um endlos ſie zu trillen, macht
Der Sylben erſte man daraus.

Die beiden andern.

Meine beiden letzten haben Manchen, eh' er es gedacht,
Hat er ſich bei andern Leuten freventlich an ſie gemacht,
In bedenkliche Berührung mit der erſten ſchon gebracht.

Das Ganze.

Was die Frauen
Mir vertrauen
Berg' ich und bewahr' ich auf:
Sey es ihres Fleißes Frucht,
Sey es irgend ein Geheimniß,
Das man ſonſt in mir nicht ſucht.

C. 9.

78.

Charade.

Zweiſylbig.

Die erſte Sylbe.

Was beſtehet erzeugt ſich in mir, und in mir auch vergeht es;
Was ſich dir darſtellt: es ſtellt immer in mir ſich dir dar.

Die zweite Sylbe.

Was nur immer beſteht, beſteht in mir, ich umfaß es;
Was ſich dir darſtellt: es ſtellt immer in mir ſich dir dar.

Das Ganze.

Theil und Begränzung iſt die erſte Sylbe des Ganzen;
Widerſinnig und fremd ſchließt ihr die zweite ſich an.

F. 10.

79.

Räthſel.

Nach dem Franzöſiſchen.

Unerwartet, plötzlich komm' ich,
Sterbe, wenn ich kaum geboren;
Und, der mich begleitet, füllet
Mit Entſetzen deine Ohren.

P. 9.

80.

Charade.

Vierſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

An des Marmormeeres Strande,
Mit barbariſchem Gepränge

Zieht herauf der Krieger Bande;
Ihre wilden Schlachtgeſänge
Schallen weithin auf dem Meere;
Ihre Säbel, ihre Speere
Sprühen helle Flammenblitze:
Und was jene Sylben nennen,
Reitet an des Zuges Spitze.

Das zweite Sylbenpaar.

Angefeſſelt an die Erde, ſitzt er da der Sohn der Nacht,
Lautlos mit gepreßtem Buſen, wenn der junge Tag erwacht:
Aber fällt der erſte Strahl vom Himmel in die Bruſt ihm, klingt
Sie, bewegt von tiefer Sehnſucht, die ſich auf zum Himmel ſchwingt.

Das Ganze.

Keinen der zeptertragenden Könige
Schmückten die Götter
Reicher mit Ehre;
Keinem hatten ein herberes
Loos ſie bereitet.
Umſtrahlt vom hellſten Glanze des Sieges
Kehrt er zurück zu ſeiner Väter

Hohem Pallaſt, und fällt, ein Opfer
Feigen Verraths und weiblicher Argliſt,
Am Hausaltare!

K. 8.

81.

Charade.

Dreiſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Begrüßt vom letzten Liede der Haine ſenkt
Auf Roſenwolken ſanft er mit leuchtendem
Gefieder ſich zur Erde, die mit
Liebender Sehnſucht ſein Nah'n erharret:

Der Gattin gleich, die zärtlich des Gatten harr't,
Wenn nach des Tages Laſt er mit müdem Schritt
Sich ſeiner Hütte nah't, der Ruhe
Endlich zu freu'n ſich am Hausaltare.

Die letzte.

Magiſch umſtrahlt ſie das Haupt der eiſigen Gletſcher: doch ſchöner
Strahlt ſie wie himmliſcher Glanz dir von der Unſchuld Geſicht.

Das Ganze.

Ähnlich dem Ganzen ſey dein Alter; es leite nach einem
Heiter entſchwundenen Tag ſanft in den Schooß dich der Nacht.

H. 1.

82.

Charade.

Vierſylbig.

Die beiden letzten Sylben.

Unmuth zeugt uns, Übermuth;
Bald ein allzuleichtes, bald
Wieder ein zu ſchweres Blut.
Selten werden wir ſehr alt:
Denn die jüng're Schweſter bringt
Stets die ältere ums Leben;
Und wenn dies auch nicht, ſo zwingt
Meiſt ſie doch ſie auszuwandern.
Keine gleicht von uns der Andern;
Dieſe, roſenfarb und voll
Frohſinn, ſinnt auf tauſend Poſſen,
Und benimmt ſich oft wie toll:
Jene, mürriſch und verdroſſen,
Schwarz und finſter, wie die Nacht,

Findet immer Stoff zur Klage;
Haßt, was ſcherzt und ſingt und lacht,
Und mit heit'rer Luſt ſich reget,
Und iſt Jedem, der ſie pfleget,
Aller Plagen größte Plage.

Die beiden erſten und das Ganze.

Nicht das Ganze, nicht der erſten Sylben Sinn wird Dem entgehen,
Der bedenket, daß die erſten aus den letzten nur beſtehen.

B. 7.

83.

Charade.

Dreiſylbig.

Die beiden erſten Sylben nennen
Im unteren Italien eine Stadt. —
»Schon gut; allein bekanntlich hat
Das untere Italien ſehr viel
Der Städte; wer mag alle kennen.«
Geduld; die Sache wird zum Kinderſpiel,
Wenn Jemand nur den Rath befolgen will,
Den ihm zu geben ich geſonnen bin.
Er legt die Karte vor ſich hin,
Und lieſt — doch wohl zu merken laut — daraus

Die Städte, die zwei Sylben zählen,
Der Reihe nach herab. Die letzte Sylbe kommt
Dabei, ich ſteh' dafür, von ſelbſt heraus.
Hat dieſe er gefunden, iſt gering
Die Mühe jetzt, die andern recht zu wählen;
Beſonders, wenn ich nun noch ſage,
Das Ganze iſt ein Mittelding —
»Wovon?« — — das eben iſt die Frage.

K. 3.

84.

Charade.

Fünfſylbig.

Die vier erſten Zeichen.

Fünf Zeichen nennen dir den Namen einer Stadt
Im oberen Italien; allein
Der Zeichen ſollten vier nur ſeyn.
Das dritte oder vierte wirf hinaus,
So kommt die rechte Zahl heraus.

Die ſechs übrigen.

Ein Goldſchmied in Italien erfand
Die Kunſt, die heute noch die Kenner ſchätzen,
Wie Zeichnungen auf hellpolirtem Stahl
Und Platten von dem edelſten Metall
In ſchwarzen Umriß einzuätzen.

Man nennt die Arbeit — doch was ſoll ich's ſagen?
Du darfſt ja nur die Kunſtgeſchichte fragen.

Das Ganze.

Wie die Wogen des Meeres,
Vom Sturm aus dem Grunde gewühlt, tobt
Glühend von Mordgier und Rachluſt
Die raſende Menge.
Unglückſeliger! der den Frieden
Seiner niederen Hütte verließ,
Um den frevelnden Aufruhr zu lenken:
Deines verwegenen Muthes Lohn iſt
Wahnſinn und Tod!

L. z.

85.

Charade.

Vierſylbig.

Die zwei erſten.

Hat für den Grundſtoff auch von allen Dingen ein Weiſer
Einſt mich erklärt, und pries einſt mich ein Dichter ſogar
Als das Beſte: ſo gibt doch jeder meinem Vermählten,
Wie Erfahrung es lehrt, Weiſer wie Dichter, den Preis.

– Die beiden letzten

Unſterblich nicht, wie Göttinnen, gleichen wir
An Reiz der Bildung dennoch den Himmliſchen:
Und ſo wie jene, wirken wir auch
Raſtlos zum Beſten der Erdbewohner.
Durch uns entſtrömt dem Felſen der klare Quell,
Durch uns nur grünt der Wald und der junge Hain:
Wir ſchmücken, wenn der Frühling nahet,
Anger und Wieſen mit tauſend Blüthen.

Das Ganze.

Was für wunderbare Vögel
Flattern um den Rand des Teiches?
Hell im Sonnenſcheine glänzend,
Mit des Regenbogens Farben,
Wie im Sonnenglanz der Jugend
Hell das Bild des Lebens ſchimmert:
Und ein traurig Grau im Schatten
Zeigend, wie das Leben, wenn der
Jugend heitrer Glanz entwichen.

B. 5.

86.

Charade.

Vierſylbig.

Die erſte Sylbe.

Dem Waldſtrom gleich, der ſchäumend von Fels zu Fels,
Dahinrauſcht, Bäume, Hütten und Herden mit
Den Hirten fortreißt im Gedräng' der
Stürzenden Wogen ſie raſch verſchlingend,
Entrauſch ich: Alles, was nur des Menſchen Kraft
Und Fleiß gegründet, ſtürz ich vom Grund aus um,
Und raff' es fort; die Trümmer ſelbſt noch
Schling' ich hinunter in meinen Abgrund.

Die drei übrigen.

Schickſal und Neigung vereint die letzten drei meiner Sylben
Hier zu rüſtiger That, dort zu der Freude Genuß.

Das Ganze.

Weil des Schickſals hoher Wille,
Weil zu gleichem Wohl und Weh er
Rief die Glieder meines Ganzen:
Sey das Band denn, das ſie einet,
Segensreiche Eintracht, ſey es

Weiſe Mäßigung und Treue;
Daß nicht meine erſte Sylbe,
Daß ſie nicht der blinden Willkür,
Nicht beſinnungsloſer Thorheit,
Nicht des Übermuths Gebäude
Raſch in wüſte Trümmer werfe.

F. 1.

87.

Das Orakel.

Kettencharade.

Der Einfall, die Blumen zu einem Liebesorakel zu machen, iſt ſehr alt, wie jedes Mädchen weiß, das jemals eine Sternblume berupfte, um zu erfahren, ob es »herzlich, ſchmerzlich, ein wenig, oder gar nicht« geliebt werde. Auch Nikomedes, der junge Profeſſor extraordinarius der Botanik an einer deutſchen Hochſchule, gerieth auf dieſen Einfall. Er hatte bisher ſo viel damit zu thun gehabt, ſeinen Kopf mit Terminologien und Pflanzennamen vollzuſtopfen, daß ihm durchaus keine Zeit geblieben war, den leeren Raum in ſeinem Herzen gewahr zu werden. Jetzt geſchah dieſes ganz unvermuthet, und ſeine Jugendgeſpielin Minchen, die reizende Tochter der Kriegsräthin Brom, ſchien ihm ganz geeignet, denſelben auszufüllen. Die Frage war nur, ob Minchen auch geneigt ſeyn werde, ſich auf den bisher brach gelegnen Boden ſeines Herzens verpflanzen zu laſſen, und daſelbſt zu bekleiben. Um nun darüber in's Klare zu kommen, beſchloß der Schüchterne, ihr zwei- oder dreimal einen auserleſenen Blumenſtrauß zu ſenden, und ſich von Minchen für jeden das Gegengeſchenk einer Blume aus ihrem eignen Gärtchen zu erbitten, deren Bedeutung dann für ſeine Wünſche und ſeine ferneren Schritte entſcheidend ſeyn ſollte. Für einen Orakelſpruch konnten ſie ihm um ſo leichter gelten: da Minchen — dieſes Umſtandes hatte er ſich ſorgfältig verſichert — von einer Blumenſprache nie etwas gehört hatte.

Ohne Verzug eilte er alſo eines von den inſtruktiven Werken über Blumenſprache zu kaufen, welche in den letzten Jahren zahllos wie die Gänſeblümchen nach einem Frühlingsregen zum Vorſchein gekommen ſind, und eben ſo wenig zögerte er, ſogleich den erſten Strauß zu binden, der über ſein Schickſal entſcheiden ſollte. Das Geſchäft war nicht leicht; denn theils paßten die Blumen, welche ihm eben zu Gebote ſtanden, nicht ſo wie er es wünſchte zum Ausdruck ſeiner zärtlichen Empfindungen: theils war die angegebene Bedeutung jener oft ſo abgeſchmackt und widerſinnig gewählt, daß ſein gerade nicht überfeiner

Geſchmack durch die Zuſammenſtellung, zu welcher er ſich angewieſen ſah, dennoch beleidigt wurde. Inzwiſchen beſchloß er in dieſem Falle die Schönheit der Wahrheit aufzuopfern, und brachte ſo aus Roſen, Feuernelken, Gundelreben, Futterklee, Goldlilien und Haſenpfeffer einen Strauß zuſammen, der ſich zur Noth noch immer anbieten ließ.

Minchen begriff zwar nicht zum beſten, warum ihr botaniſcher Jugendfreund ſo gar angelegentlich darauf dringe, daß ſie ſeine Blumengeſchenke mit einem Gegengeſchenk von ihren Blumen erwiedern ſollte: ſie war inzwiſchen zu gutmüthig, als daß Sie ſeinem Wunſche nicht hätte willfahren ſollen. Sie ſandte ihm alſo ein wunderſchönes —

> Gerne mögen die Mädchen mit den beiden letzten Sylben ſich vergleichen hören, weil dieſe für das Sinnbild einer Eigenſchaft gelten, welche ſie meiſtens gar bald verläugnen, wenn ſie die beiden erſteren geworden ſind a).

Minchens Kammermädchen, die Überbringerin der verhängnißvollen Blume, hatte kaum die Thüre geſchloſſen, als der verliebte Botaniker, wie ein Beſeſſener nach ſeinem Wörterbuch der Blumenſprache ſprang, um es zu Rathe zu ziehen.

Heirath, ſtand bei dem Namen der empfangenen Blume.

»O du Treffliche! du Herrliche!« rief er voll Entzücken zehnmal in einem Athemzuge; »was will ich denn ſonſt, als dich heirathen. Fern liegt mir jeder Gedanke an ein unwürdiges Verhältniß, und mit freudigem Vertrauen empfange ich den Wink meines Schickſals, der mit meinen eigenen Wünſchen ſo vollkommen übereinſtimmt. Es iſt doch eine ſchöne Sache um ein ſolches Orakel!«

Eifrig band er nun einen Strauß aus Roſen und Ranunkeln, aus Levkojen und ſcharlachrothen Salbey, als Dollmetſchern ſeiner Hoffnungen und ſeines Entzückens, faßte denſelben, weil er ihn als eine Frage an das Schickſal betrachtete, und ihn durchaus ſtrenge zum Ausdruck ſeiner Empfindungen und ſeiner Geſinnungen machen wollte, ſehr zierlich mit Esparzettklee ein, der nach der Anweiſung ſeines Buches ſich eben ſo trefflich zum Sinnbild einer ehrenfeſten Liebe, als zum Kühfutter eignete, und ſandte ihn am folgenden Morgen an Minchen ab. Das Gegengeſchenk war dießmal ein —

Die beiden erſten Sylben nennen eine Stadt, die beiden letzten eine Blume. Auch mit dieſer mögen ſich die Mädchen gerne vergleichen laſſen. Und warum ſollte man ihnen nicht den Gefallen thun, ſie damit zu vergleichen? Früh drängt ſich die Blüthe derſelben aus der Knoſpe; ſchnell welkt ſie; und was davon zurückbleibt ſind — Dornen *b)*.

Bald, war die Deutung, welche das Zauberbuch bei dem Namen der überſandten Blume auswies.

»Bald! Bald!« rief der überglückliche Botaniker. »Heirathe ſie bald! ruft das Schickſal mir zu, und, o wie gerne gehorch' ich nicht dem Rufe ſeiner Stimme!«

»O gewiß,« rief er auch heute aus, »gewiß, es iſt eine herrliche Sache um ein ſolches Orakel!«

Kaum hatte er nöthig, dieſes noch weiter zu befragen, da es ſich bereits ſo entſchieden erklärt hatte. Aus dankbarer Pietät gegen dasſelbe beſchloß er inzwiſchen es dennoch zu thun. Nicht ſehr glänzend fiel dieſes Weihopfer ſeiner Dankbarkeit in die Augen, da er nach der Weiſung ſeines Lexicons Löwenzahn und Peterſilie, mit Ringelblumen und der Blüthe des ſpaniſchen Pfeffers zum Strauße vereinigte. Minchen glaubte bei Empfang desſelben beinahe im Ernſt, der Überſender wolle Sie zum Beſten haben. Sie behielt es ſich vor, ihm bei der nächſten Gelegenheit deswegen den Text zu leſen, und ſandte ihm zur Erwiederung, weil ſie dieſe doch einmal verſprochen hatte, einen —

Drei Sylben zählt der Name der Blume. Die letzte dient den beiden erſten zum Schmucke. Frech ſprechen dieſe allen Geſetzen der Natur und der bürgerlichen Ordnung Hohn, ohne daß irgend Jemand ſie deßwegen zur Rechenſchaft zöge. Mit der äußerſten Wuth bekämpfen ſie ihre Gegner, und weichen nicht, bis nicht die Spitze ihres Stahls ſein Blut vergoſſen hat c).

Deutlich genug ſprach auch dießmal des vielgeprieſenen Orakels Stimme: aber das Wort: Hahnrei, welches er bei dem Namen der bezeichneten Blume fand, brachte den armen Profeſſor der Botanik faſt zur Verzweiflung. Wie er ſich auch zerſinnen, und die beiden erſten Ausſprüche mit dem zuletzt empfangenen verknüpfen mochte: ſie ließen jetzt keine andere Deutung mehr zu, als die Drohung: Heiratheſt du ſie: ſo macht ſie dich bald zum Hahnrei!

O. 7.

88.

Aphorismen.

Kettencharade.

Drei Dinge, meint Jean Paul, ſeyen auf Erden ſchwer zu erwerben: **, ** und *

Die beiden erſten, zweiſylbigen Wörter ſind die Bedingung des dritten einſylbigen. Was es uns ſo ſchwer macht, das Letztere durch die beiden Erſteren zu erringen, iſt, daß dieſe bei unſerm Streben nach ihnen einander bedingen, und vorausſetzen. Wem dieſe Beſtimmungen zur Löſung des Räthſels nicht genügen: der mag es immerhin ganz unaufgelöſt laſſen a).

Mache dich nur **: dann haſt du keine Mühe dich tugendhaft zu machen.

Jean Pauls Vorſchriften dieſer Art ſind eben nicht die vorzüglichſten. Auch dieſe hier läuft geradezu auf eine Petitio principii hinaus. Ich muß ſchon tugendhaft ſeyn, um das zu ſeyn, wodurch ich es werden ſoll b).

Deſto treffender und gehaltvoller iſt folgende Bemerkung.

»Was wir aus Menſchenliebe wollen, würden wir immer erreichen, wenn wir keinen *** einmiſchten.«

Iſt es ein Wunder, wenn die ausgelaſſenen drei Sylben uns das Spiel verderben. Die beiden erſten verderben Alles, was ſich an ſie anſchließt, ſelbſt das Ehrendſte und das Beglückendſte; und ſomit auch den Zweck, welchen die Menſchenliebe in der dritten beabſichtiget oder zu beabſichtigen vorgibt c).

Zwei Dinge vergißt eine Frau am leichteſten; erſtens: wie ſie ausſieht; und zweitens: worin ſich * von * unterſcheidet.

Jedes der beiden ausgelaſſenen Wörtchen hat drei Zeichen, und nur in einem Zeichen ſind ſie von einander verſchieden. Was läßt ſich da viel ſagen? Die Frauen wiſſen immer recht genau und beſtimmt was ſie wollen: und nun meinen die Guten, was ſie wollen, könne auch ſeyn, oder müſſe auch ſeyn können. Beſieht man ſich die Sache genauer: ſo ſind eben wieder die beiden erſt erwähnten böſen Sylben im Spiele, in Verbindung mit einer dritten, die man errathen mag d).

O. B.

89.

Charade.

Zweiſylbig.

Die erſte Sylbe.

Der Thor erblickt in mir ſein höchſtes Gut,
Vermag ich gleich vor Gram ihn nicht zu ſchützen:
Der Weiſe miſſet mich mit ungetrübtem Muth,
Und er allein verſteht es mich zu nützen.

Die letzte.

Von der zweiten Sylbe ſtammſt du, und kehrſt bald zu ihr zurück:
Ob verſagt der Sylben erſte, ob gewährt ſie dir das Glück.

Das Ganze.

Immer war mir verhaßt die zweite Sylbe; das Ganze
Aber wäre ſo lieb mir wie geſchlagenes Geld.
A. 3.

90.

Charade.

Dreiſylbig.

Längere Dauer ſtets und Entfernung bezeichnet der Sylben
Erſte; die folgenden zwei deuten dir Näherung an.
Zeigt ſich dir feindlich das Glück, beſiegſt du nicht ſeine Mißgunſt
Durch Verdienſt: ſo gelingt, glaub' es, das Ganze dir nie.
M. 5.

91.

Charade.

Zweiſylbig.

Die erſte Sylbe.

Bin ein tüchtiger Geſelle;
Dräng' ich irgendwo mich ein,

Sey es Eiſen, ſey es Stein,
Muß mir Alles, Alles weichen;
Alles, ſelber meines Gleichen.

Die letzte.

Ohne Zunge ſprech' ich, künde Zukunft und Vergangenheit;
Ohne Wandel in mir ſelber, hemm' ich ſo den Flug der Zeit.

Das Ganze.

Such' mich auf in Mittelaſien;
Aus ſchon längſt entſchwundner Zeit,
Geb' ich Zeugniß auf Ruinen
Von verſunk'ner Herrlichkeit.

J. 8.

92.

Charade.

Zweiſylbig.

Einen Dichter benennen dir fünf der Zeichen: das letzte
Schneide mir weg, es erſcheint eine helvetiſche Stadt.

K. 1.

93.

Charade.

Vierſylbig.

Die erſten vier von meinen Zeichen nennen
Dir eine Münze, leicht zu kennen;
Das Doppelpaar der nächſten Sylben dann
Zeigt einen großen Arzt dir an:
Und alle meine Zeichen nennen
Sogar dir einen Wundermann.

D. 5.

94.

Charade.

Dreiſylbig.

Die fünf erſten Zeichen.

Wenn auch nicht gebraucht als Künſtler, ſind doch die fünf erſten Zeichen,
Als geſchickte Architekten wohlbekannt in vielen Reichen.

Die beiden letzten.

In den beiden letzten laſſen Schmerz und Sehnſucht ſich erkennen;
Und das Ganze wird die Wiege eines deutſchen Dichters nennen.

C. 6.

95.

Charade.

Acht Zeichen.

7 und 8 und 2 und 1
Suche auf des Jura Schultern;
3, 4, 5 und 6 bezeichnen
Eines Griechenmädchens Namen.
Reih' die Zeichen nun zuſammen,
Und ſie nennen dir ein Land,
Das noch kein Entdecker fand:
Ob ſie wegen ſeiner Gaben
Eifrig gleich geſucht es haben.

K. 10.

96.

Palindrom.

Zweiſylbig.

Ein kleiner Mann mit weißen Haaren,
Der freundlich ſeine Gunſt den guten Mädchen ſchenkt,
Und in geheimer Kunſt ſo wohl erfahren,
Daß er durch dieſe ſelbſt die größten Helden lenkt.
Von rückwärts lies: der kleine alte Mann
Verwandelt in ein Mädchen ſich ſodann.

M. 3.

97.

Weibliche Zartheit*).

Kettencharade.

»O, ihr ſeyd ungerecht gegen die arme Milly,« ſagte Ernſt zu ſeinem Freunde Walter. »Was kann die arme Milly dafür, daß ſie ein gar ſo zartes Weſen iſt.«

»»Überzart.««

»Nun ja, ein wenig gar zu zart iſt ſie. Vor ungefähr drei Jahren ging ſie über die Landſtraße. Da ſpringt aus einem Seitengäßchen eine aufgejagte Ratte vor ihr über den Weg. Die arme Milly fällt auf der Stelle in Ohnmacht; man mußte ſie in einer Sänfte nach Hauſe bringen, und noch jetzt, wenn ſie nur die Wörter Land und Straße nennen hört — es ſagt zum Beiſpiel jemand, er werde auf das Land gehen, oder er ſey ſeinem Freunde auf der Straße begegnet — gleich greift ſie nach dem —

Das Wort hat drei Glieder. Als Wild findeſt du das Erſte in den Wäldern; das Zweite ſitzt auf dem Erſten, und im Zweiten ſitzt das Dritte. Wenn man das Dritte aus dem Zweiten durch Feuer herausgequält hat: ſo iſt es unter andern Dingen auch dazu gut, zarte Mädchen vor Ohnmachten zu bewahren, wenn ihnen eine Ratte über den Weg oder durch den Kopf läuft a).

---

*) Nach einem allerliebſten Liedchen, das ſich in Böhl de Faber's Floresta de Rimas antiguas castellanas, Tom. III. befindet.

»Es iſt wahr, ein wenig gar zu zart iſt ſie; aber was kann die arme Milly dafür, daß ſie ſo zart iſt; und was ich, daß ich ſo thöricht in ſie verliebt bin.«

»Inzwiſchen, ein wenig gar zu zart iſt ſie.«

In verfloſſenem Sommer aß ſie eines Tages Kirſchen, ſchluckte einen Kern mit hinab, und bekam auf der Stelle heftiges Magendrücken. Sie nahm auf das allerbeweglichſte Abſchied von mir; denn dießmal werde ſie ganz gewiß ſterben, ſagte ſie. »Adieu, mein theurer Ernſt,« liſpelte ſie mit den lieblichſten Flötentönen; »adieu du mir verſprochenes —

> Auf eine wunderbare Weiſe ſind in den erſten drei Sylben zwei feindſelige Elemente, Waſſer und Feuer vereinigt. Obgleich härter als Eiſen und Stahl, empfinden ſie die Macht des letzteren Elementes doch weit ſtärker, als dieſe; denn es zerſtört ſie. Sie verherrlichen die Pracht der Könige, und die Macht der Schönheit; und dennoch ſind ſie die Sklavinnen von einem der gemeinſten Handwerker. Was die letzte Sylbe betrifft, ſo ſind zwar alle meine Freunde der Meinung, daß ſie mir nicht fehlen werde, wenn ich Milly heirathe b): aber

was kann die arme Milly dafür, daß ſie ſo überaus zart iſt; und was ich, daß ich ſo thöricht in ſie verliebt bin?

Inzwiſchen gar zu zart iſt ſie, das hat ſeine Richtigkeit.

Sie hat ungemein feine Haare, die ſo glänzend, wie Gold, ſind. Vor einigen Monaten hat ſie das Unglück, als ſie ſich kämmt, ſich eines dieſer Haare auszureißen. Es iſt Schade um jedes dieſer ſeidenen, goldgelben Haare. Allein der Verluſt war dennoch bei weitem das geringſte Übel; denn die arme Milly bekam über das Ausreißen jenes Haares einen dreimonatlichen —

> Die zweite Sylbe iſt das allgemeine Erbtheil der menſchlichen Natur; die erſte ſprechen mir meine Freunde einſtimmig ab, weil ich Milly heirathen will c).

Sie meinen, dergleichen ſey auch gar zu arg. Allein was kann die arme Milly dafür, daß ſie ſo überaus zart iſt; und was ich, daß ich ſo thöricht in ſie verliebt bin?

Aber ein wenig arg iſt es mit ihrer Zartheit, darin haben meine Freunde Recht.

Schon vor ſechs Wochen ſollte unſere Verbindung vollzogen werden. Am Vorabend des dazu angeſetzten Tages komm ich zu ihr. Ganz bleich und an allen Gliedern zitternd ſitzt ſie in einem

Armſtuhl; an ihrer Seite ihre Mutter: vor ihr der Chirurgus auf den Knien, der ihren Fuß verbindet. »O mein theuer Freund,« ſagte ſie mit matter Stimme, »ich werde wahrſcheinlich nie die Deinige werden. Entweder wird der Schmerz dieſer Wunde mich tödten, oder es wird der Brand dazu ſchlagen, und ich werde ſterben in der erſten Blüthe meiner Jahre.« Mein Schrecken läßt ſich denken; und nicht weniger, als Milly ſelbſt, zitterte ich vor dem tödtlichen Brande, bis ich erfuhr, die ganze Wunde komme von einem —

> Kennt ihr das Ungeheuer, das mit unerſättlichem Blutdurſt vorzüglich die ſchönere Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes verfolgt, und mit unerſättlichem Blutdurſt von ihr verfolgt wird. Fügt an ſeinen Namen noch den Namen einer vielberufenen Schauſpielerin, und ihr habt die Urſache von Milly's Wunde d).

Noch iſt ſie nicht geheilt davon. Es iſt arg; ich muß es eingeſtehen. Aber was kann die arme Milly dafür, daß ſie gar ſo zart iſt; und was ich, daß ich ſo thöricht in ſie verliebt bin?

Und darum — ſobald ſie geheilt iſt, will ich mit ihr Hochzeit machen.

L. 7.

98.

Entomologiſche Merkwürdigkeiten.

Kettencharade.

Der gelehrte Johnſtonius hat eine Thaumatographia naturalis, eine Sammlung von wunderbaren Naturmerkwürdigkeiten geſchrieben, die ein gewiſſer Wenceslaus Clemens a Lybeomonte, dem ich nicht weiter nachgefragt habe, in einem langen Gedichte, amoris et benevolentiae ergo, aus freundſchaftlicher Gefälligkeit, wie er ſelbſt ſagt, als eine rechte Perle von Weisheit und Gelehrſamkeit angeprieſen hat. Eines ſolchen Preiſes nun iſt ſie meiner Meinung nach wohl würdig. Denn da die Wunder, welche die Natur uns bei jedem Blick darbietet, für die meiſten Menſchen zu wenig Reiz haben, um ihre Aufmerkſamkeit zu feſſeln, und ſie zum Nachdenken zu bewegen: ſo hat der ſehr würdige Johnſtonius ſich die allerunverdroſſenſte Mühe gegeben, aus allen drei Reichen der Natur, ſo wie über alle Erſcheinungen am Himmel und auf Erden, ſo viel wunderbare Erzählungen und Nachrichten aus der Klaſſe derjenigen zuſammenzutragen, die man ſonſt Märchen nennt, als ihm nur immer möglich war. Zur Probe werde dem verehrlichen Leſer hier Einiges aus dem Abſchnitt von den Inſekten, Schalthieren und Fiſchen mitgetheilt, was ihm vermuthlich neu ſeyn wird, wenn er nicht das Glück gehabt hat, das Werk des gelehrten Johnſtonius ſelbſt in die Hände zu bekommen.

Es ſteht zum Beiſpiele ſehr zu bezweifeln, ob ihm bekannt ſey, welche außerordentliche Zuneigung die Bienen zu ſpröden Mädchen haben. Zu Verona waren zwei Schweſtern, die Töchter eines Rechtsgelehrten, im Geruch einer beſondern Sprödigkeit geſtorben. Man legte beide in ein und dasſelbe Grab. Die Bienen drangen durch die Ritzen desſelben, und bauten ihre Zellen zwiſchen beiden Leichen. Erſt nach zwei Jahren wurde die Sache bekannt, als der Blitz in das Grabmahl einſchlug, ohne jedoch die Leichname, oder den Bienenſtock zu verletzen. — Wie nun jene ſinnreichen Thierchen die Spröden im buchſtäblichen Sinne bis in den Tod lieben: ſo verfolgen ſie mit ihren Stacheln auf das grauſamſte die Mädchen, welche es nicht ſind. Es ſcheint daher für Bienenpfleger immer das ſicherſte zu ſeyn, die Zeidelung durch Männer verrichten zu laſſen. Auch zu etwas Anderm ſind die Bienen noch gut, als um Wachs und Honig zu machen, und den Leichtſinn der Mädchen an den Tag zu bringen und zu züchtigen. Um das ſchnelle Wachſen des Bartes zu befördern, gibt es nämlich nichts Dienlicheres, als eine Salbe aus der Aſche von verbrannten Bienen und dem Koth einer —

In zwei Sylben nennt das Wort dir zwei vierfüßige Thiere, die beide einen und denſelben Feind haben a).

Was die Spinnen betrifft, ſo erzählt unſer Gewährsmann, daß ein Naturforſcher in dem Leibe einer ſolchen eine Unzahl von Eyern entdeckt habe. Sie waren ſo klein, wie Atome; und dennoch entſtand, wenn man eines davon zwiſchen den Fingern zerdrückte — daß der Mann ſie trotz dieſer Kleinheit zwiſchen den Fingern zerdrücken konnte, iſt in der That höchſt wunderbar — ein lautes —

Das Wort zählt ſieben Zeichen. Die drei erſten benennen ein Weſen, das ſeine Stelle zwiſchen dem Menſchen und dem Affen einnimmt, jedoch ſo, daß es dieſem näher ſteht, als jenem. Die vier letzten nennt der Kanzler Bacon ein Gift, das denjenigen, welche es kochen, meiſt verderblicher werde, als denjenigen, welchen ſie es reichen b).

Daß man oft Perlen von ungewöhnlicher Größe findet, iſt bekannt; aber von einer Perle, wie die, von welcher uns der gelehrte Johnſtonius Nachricht gibt — dieſe macht für ſich allein ſchon ſein Buch zu einer Perle — dürfte nicht Jedermann gehört haben. Ihr Gewicht betrug nämlich nicht um einen Gran weniger, als fünfzig Pfund! Welch ein —!

Vermindre das Gewicht jener Rieſenperle um neun und vierzig Theile ſeines Gehaltes, und nimm vom Reſt noch ein Fünftel weg: ſo haſt du das Wort des Räthſels gefunden c).

Die Mücken werden den Jägern, Verliebten und Spaziergängern auch bei uns oft läſtig genug; aber weit ſchlimmer iſt es mit ihrer Zudringlichkeit in Egypten Einem Freunde des ehrenwerthen Johnſtonius ſpielten ſie dort eines Abends ſo übel mit, daß er ſich des andern Tages die letzte Öhlung geben laſſen mußte. Sie mögen wohl etwas größer ſeyn, als bei uns; handgroß vielleicht, wie, unſerm Gewährsmann zu Folge, in Oſtindien die —

Sieben Zeichen nennen dir jene fürchterlichen Ungeheuer; wirfſt du das erſte und zweite weg, ein bekanntes Metall: und wofern das erſte und das letzte, einen eben ſo bekannten Vogel d).

Dennoch ſind die Fliegen, welche in Italien durch ihren Biß Menſchen und Thiere tödten, noch weit gefährlichere Feinde. Ein offenbarer Beweis für das Ausſterben ganzer Thiergeſchlechter, ſo gut wie die Mamuthsknochen.

Auch das Entſtehen der Scorpionen aus faulem Holze erregt, wie billig, unſere Verwunderung. Ein noch größeres Erſtaunen aber erregt die ungeheure Muskelkraft der Flöhe; denn ein ſolcher, dem der Goldſchmied des Kaiſers von Marocco eine goldne Kette angelegt hatte, machte, obwohl die Kette über ſechzehn Fuß lang war, trotz derſelben die trolligſten —

Acht Zeichen zählt das urſprünglich fremde, bei uns jedoch eingebürgerte Wort. Die vier erſten benennen, wenn man am Ende noch ein A oder ein E hinzufügt, ein muſikaliſches Inſtrument; die vier letzten ein Königreich und eine Handelsſtadt im glücklichen Arabien c).

Nicht weniger Wunderbares weiß der gelehrte Johnſtonius von den Fiſchen zu erzählen. Die Grundeln ſind ſeiner Verſicherung nach oft ſo weich und fett, daß ſie im buchſtäblichen Sinne, wenn man ſie in die Hände nimmt, in dieſen zergehen; und ſchwitzen, wenn man ſie auf dem

Meere in größerer Menge fängt, und ſie einige Stunden im Schiff auf einem Haufen beiſammen liegen läßt, ſo viel Fett aus, daß man damit alle Schiffslampen füllen kann.

Eben ſo erzählt er, daß man in der Theiß einen Wels von acht Ellen Länge, und im Magen deſſelben den Kopf und den rechten Arm eines Menſchen gefunden habe.

Wer hätte es den Häringen zugetraut, daß ſie ſo viel Ehre im Leibe hätten, wie das wirklich der Fall iſt. An die Küſte einer im deutſchen Meere gelegenen Inſel kommen ſie jährlich in ſo großer Anzahl geſchwommen, um ſich daſelbſt fangen und einſalzen zu laſſen, daß von dieſem Geſchäft im Jahr 1530 über zweitauſend Menſchen lebten. Als aber ein frecher Übermüthler einen gefangenen Häring einſt mit Ruthen ſchlug, beſuchten ſie von dieſer Zeit an jene Küſte ſo ſparſam, daß in wenig Jahren die Zahl ihrer Bewohner auf weniger als hundert herabſchmolz.

M. 2.

99.

Aphorismen.

Kettencharade.

Die Freundſchaft, ſagt Jean Paul, kann Vorzüge begehren, die Menſchenliebe bloß die —

Vier Sylben bezeichnen das Wenigste, was wir verlangen dürfen, um Andere zu lieben. Die beiden letzten, wie das Ganze verbürgen dem edelſten unſrer Sinne, daß beide Erſtere ein Recht an unſre Liebe haben a).

Wenn ich das ächte Glück zu malen hätte, ſagt der Graf Benzel Sternau, ich malte als Symbol innerer conzentrirter Fülle, einen —

Eilf Zeichen hat das Wort. Die ſechs erſten glühn als edles Geſtein im Schooße der Erde, die fünf letzteren benennen eine Frucht, und nimmſt du ein Zeichen aus ihrer Mitte weg, einen von Deutſchlands gediegenſten Dichtern und Proſaikern b).

Der kräftige Geiſt, ſagt der nämliche Schriftſteller, der dem Schickſal muthig die Würfel an den Kopf wirft, und der Leichtſinn, der luſtig Va banque ruft, indem er den zehntauſendſten Theil ihres Werthes in der Taſche hat, ſind beide gleich ſelten in der —

Von acht Zeichen deuten dir die fünf letzteren, wodurch jene Kraft, welche dem Schickſal trotzt, in dir erſtarkt, und ihrer ſelbſt ſicher wird. Biſt du mit dieſen fünf Zeichen in's Reine gekommen: ſo biſt du es auch mit dem Ganzen; und es iſt nicht der Mühe werth, über die drei erſten, wenn ſie für ſich allein ſtehen, ganz bedeutungsloſen Zeichen, weiter noch ein Wort zu verlieren c).

Die Phyſiognomik, ſagt der Graf an einer andern Stelle, iſt den Frauen thätig und leidend in hohem Grade eigen; denn ſie verſtehen ſich auf's Geſichterleſen, trotz Lavater und Conſorten, und auf's Geſichtergeben beſſer als Maler und Bildhauer, von der Wiege der Kunſt bis zu ihrer Mannbarkeit. Sie durchſchauen und ſichten mit —

Leichter iſt kaum ein anderes Wort zu enträthſeln, als dieſes dreiſylbige. Da hier vom ſcharfen Sehen die Rede iſt: ſo kann die letzte Sylbe kaum zweifelhaft ſeyn; und da die Vergleichung derſelben bei den Frauen nur von andern lebenden Geſchöpfen hergenommen werden kann: ſo wird es genug ſeyn, die hier gemeinten als diejenigen zu bezeichnen, mit welchen die Frauen ihrer ganzen Natur nach die meiſte und die unläugbarſte Ähnlichkeit haben d).

Was herb zu Anfang iſt, ſagt Hippel, wird lieblich am Ende. Das gilt von der Tugend und vom —

Die erſte Sylbe nennt einen berühmten Fluß, die zweite was ihm ſeine Berühmtheit gegeben hat. Viel andere Dinge machen, und haben ihn ſonſt noch berühmt gemacht: aber keines davon, wäre es auch ſonſt zu Anfang etwas herb, wird am Ende ſo lieblich, wie hier das Ganze c).

D. 3.

100.

Charade.

Dreiſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Nicht ſpannt der Sehnen Kraft er zum Widerſtand,
Nicht ſchwellt die Bruſt ihm trotziger Muth; er hält
Des ſtärkern Schickſals harten Schlägen
Wehrlos ſie hin, mit gelaßnem Schweigen.

Die letzte.

Ob vieldeutig man auch die letzte Sylbe gebrauche:
Richtung deutet ſie hier, Stimmung des Geiſtes dir an.

Das Ganze.

Beglückter, dem das Ganze ward!
Ob ſchwer auch auf ſein Herz die Laſt des Kummers drücke,
Sie wird, wie ſchwer ſie ſey, es nicht zerdrücken.
Mit ruhigem Vertrau'n erhebt es ſich
Zu dem, der helfen will und kann:

Und liebt den Schmerz, den liebend ihm
Ein milder Vater ſendet.

P. 7.

101.

Charade.

Vierſylbig.

Die drei erſten Zeichen.

Ein Frauennamen, der dir oft ſchon vorgekommen,
Enthält der Zeichen zweimal zwei;
Das zweite Zeichen wirf hinaus,
Dann bleiben übrig jene drei,
So hier ich in den Sinn genommen.

Die fünf anderen.

Mit Milde gerecht zu ſeyn,
Gaben die Götter
Den Herrſchern das Zepter der Macht.
Er jedoch verſchließet ſein Herz der Milde,
Ungerührt vom heiligen Recht des Unglücks.
Ohne Schonung treibt er den Sohn des Jammers
Aus der Heimath;
Weigert die letzte
Ehre den Todten, und ſchleppt die fromme
Tochter des unbeglückteſten Vaters
Hin zum Richtplatz.

Darum trifft die gerechte Vergeltung
Jhn ohne Schonung,
Einſam zu ſtehen im Alter
Unter den Leichen
Seines Hauſes.

Das Ganze.

Wie die Roſen zum Kranz mit der grünenden Myrte vereinigt,
Lieblicher Sänger ſich dir ſchlingt durch das ſilberne Haar:
So umſchlinget die Freude dein Herz, und der muntere Frohſinn,
Das nur weniger raſch, das nicht ermatteter ſchlägt.
Was die Götter beglückt im Olymp, es ward dir auf Erden;
Ewig, glücklicher Greis, jugendlich heiter zu ſeyn.
A. S.

102.

Charade.

Dreiſylbig.

Folgerung und Art und Weiſe zeigt der Sylben erſte an,
Und damit erſchöpft ſich Alles, was davon ich ſagen kann.

Einen, der ſich weiſe nannte, läßt das letzte Sylbenpaar
Dich erkennen, und das Ganze Einen, der es wirklich war.

C. 2.

103.

Charade.

Dreiſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Stellet mein Freund ſich dem, wodurch ich beſtehe, von einer
Seite entgegen, er ruft mich in das Leben dadurch;
Aber trifft er es von zwei Seiten, entgegengeſetzten,
Oder im Scheitelpunkt: gänzlich vernichtet er mich.

Die letzte.

Herrlich verkläret in ihr des Geſetzes Macht ſich und Würde:
Da durch dieſes allein dauernd und feſt ſie beſteht.

Das Ganze.

Beglückte, welche mein Ganzes umſchließt!
Der falſche Hauch vergänglicher Freuden,

Des Kummers tief verletzender Stachel
Berührt ſie nicht, und ſtört nicht
Ihre ſich ewig gleiche Ruhe!

L. 6.

104.

Charade.

Dreiſylbig.

Die erſte Sylbe.

Wo Muthwill', Ungeduld und Zank die Ruhe ſtören,
Läßt oft gebiet'riſch ſich der Sylben erſte hören.

Die beiden andern.

Ein Poſſenſpiel dem ſchalen Thoren,
Dem Weiſen Räthſel, das er nicht begreift:
Für deſſen Löſung er ſtrebt, duldet, wirkt und reiſt,
Und die er erſt erfährt, wenn jene er verloren.

Das Ganze.

Ei, wie ſchön und wunderherrlich
Pomeranzen und Citronen;
Kirſchen, Pflaumen, Aprikoſen,
Angeſchnittene Melonen.

Friſchgeſchoſſ'ne Schnepfen, Wachteln,
Neben fetten Ortolanen;

Tauben, wohlgeſpickte Haſen,
Und gebratene Faſanen.

Zuckerwerk von allen Sorten
Hier in einer gold'nen Schale:
Blumen faſt aus allen Zonen
Dort in Vaſen von Kryſtale.

Und die allerfeinſten Weine,
Wie dem Lüſternen ſie winken!
Und die kupfernen Geſchirre,
Wie ſo ſpiegelhell ſie blinken!

L. 4.

105.

Charade.

Dreiſylbig.

Ein Ausruf iſt das erſte Zeichen;
Das nächſte Paar der Sylben nennt
Dir eine Stadt in Deutſchlands Norden.

Das Ganze.

Ein Maler, den faſt Jeder kennt,
Und den gewöhnlich man den Guten nennt.

A. 7.

106.

Charade.

Zweiſylbig.

Die erſte Sylbe.

Umfang, Tiefe des Erkennens
Und gedieg'ne Willenskraft,
Iſt es, was in höchſter Fülle,
In dem Erſten wirkt und ſchafft.
Darum magſt du kühn auch nennen
Ihn der Schöpfung Meiſterſtück:
Denn das Wollen und Erkennen
Wirkt die That, und zwingt das Glück.

Die letzte.

Durch Zartheit wirk ich, nicht durch Kraft,
Und durch die Allmacht des Gefühles:
So gilt das Glück, das ſtill mein Wirken ſchafft
Der Rohheit wenig nur im Drang des Weltgewühles.

Das Ganze.

Weh' dem Erſten, dem als Zweites zugeſellt das Ganze iſt:
Weil in ſolchem Zwitterweſen ſtets das Zweite er vermißt.

F. 5.

107.

Palindrom.

Vier Zeichen.

Liebend pflegten mich einſt in meiner Kindheit vier Zeichen!
Lies ſie von rückwärts, ſogleich nennen mich ſelber ſie dir.

G. 10.

108.

Charade.

Vierſylbig.

Die erſte und zweite Sylbe.

Sieben ſind wir an der Zahl,
Sind deſſelben Vaters Kinder,
Der für tauſendmal geſchwinder
Gilt als Pfeil und Wind und Schall.
Größer wird dadurch die Zahl,
Daß zwei, drei von uns man wählt,
Und mit Einſicht ſie vermählt.
Was dir reizend ſcheint, wenn nicht
Dich die Form allein beſticht,
Kann den Reiz, wodurch den Sinnen
Und dem Geiſt es wohlgefällt,
Faſt allein durch uns gewinnen.

Die beiden anderen.

Alles Wiſſen entſteht, durch die beiden Letzten, erringen
Fleiß und Genie es nicht muthig aus eigener Kraft.

Das Ganze.

Ein großer Dichter hat mit Liebe mich gepflegt;
Und hat er gleich die Gegner nicht bekehrt:
So hat er doch dadurch zum Denken angeregt,
Und ſein Verdienſt, wie ſeinen Ruhm gemehrt.

B. 10.

109.

Charade.

Dreiſylbig.

Nenne nicht ſtumm die erſte der Sylben: ſie ſpricht mit den beiden
Anderen tauſendfach, wenn ihren Ruf du verſtehſt.
Berge, Wälder und Flur, die Blumengefilde des Südens,
Und die Wüſten von Eis, welche der Norden gebiert:
Meere, Ströme und Seen, und jeder rauſchende Waldbach,

Jeder blinkende Born, jeder entſprudelnde Quell,
Künden es laut: ſie ward zur Zeugin der Wunder geboren,
Die du ſtaunend vernimmſt, tönet ihr Ruf dir in's Herz.

H. 9.

110.

Charade.

Zweiſylbig.

Als zu einer weiten Reiſe jüngſt mein Freund ſich angeſchickt,
Und den letzten Kuß ſchon ſeiner Vielgeliebten aufgedrückt,
Sprach er: bleibſt du mir das Zweite, bleib' ich ſtets das Erſte dir;
Nehmt verbunden beide Sylben, ſeinen Namen findet ihr.

D. 5.

111.

Räthſel.

Nach dem Franzöſiſchen.

Als ein ungeſchlachtes Dreieck
Sieht man auf das Feld mich führen;
Und berühr' ich meine Mutter,
Laß' ich ſie die Zähne ſpüren.

M. 9.

112.

Charade.

Zweiſylbig.

Die drei erſten Zeichen.

Drei Zeichen deuten, findet man
Vor einem Wort ſie, niemals Gutes an.

Die vier letzten.

Wenn ſich freundlich und geneigt,
Dir Fortunens Laune zeigt:
So verſchafft die letzten vier
Sie bei Frau'n und Mädchen dir.

Das Ganze.

Der Selbſtſucht Kind, der eignen Mutter Qual;
Frag' mich nicht viel nach ihr, du triffſt ſie überall.

N. 6.

113.

Charade.

Zweiſylbig.

Die erſte Sylbe.

Der Wonne Ahnung, und Ahnung des Schmerzes
schwellt
In ſanften Wellen ihre beklemmte Bruſt:
Denn beide werden wechſelnd auf dem
Pfade ſie, den ſie betritt, begleiten.

Darum befeuchten Thränen, wie Morgenthau
Die Bluthenknoſpen, ihr das geſenkte Aug':
Und bebend haucht hervor das Wort ſie,
Das an die Freude, den Schmerz ſie bindet.

Die zweite und das Ganze.

Nur dem Verdienſte gebührt die zweite; daß dieſe der erſten
Reinheit verdiente, das zeigt ehrend das Ganze dir an.

A. 4.

114.

Charade.

Zweiſylbig.

Einen gewaltigen Gott benennen vier dir der Zeichen,
Setz' ein fünftes voran: ſtracks wird ein Halbgott daraus.

P. 2.

115.

Charade.

Dreiſylbig.

Die beiden erſten.

Wenn Zweifel ſich in meiner Bruſt erheben,
Ob du mich liebſt, mein theures Leben,

Und ob dein Herz mir nicht den Schwur der Treue brach:
Der Wahrheit forſch' ich dann mit ſcheuem Beben
In deinen beiden erſten nach.

Die letzte.

Und wenn ſie mich wie ſonſt beglücken,
Und ſprechen ſie wie ſonſt die treu'ſte Liebe aus:
Des Herzens überſchwellendes Entzücken
Ich ſtröm' es dann in beiden letzten aus.

Das Ganze.

Jüngſt ſucht' ich, holdes Kind, im Garten dich,
Der Dämon Zweifel plagte mich;
Doch als ich nah' an eine Laube ſchlich:
Da fand ich dich gar zierlich eingeſchlafen.
Jetzt konnt' ich nicht den Zweifel Lügen ſtrafen;
Mit allem Forſchen war es jetzt vorbei,
Das Ganze ließ ihm keinen Zutritt frei.

C. 10.

116.

Die vier S.

Kettencharade.

Wenn die Spanierinnen den Werth eines Liebhabers oder Ehemanns unterſuchen wollen: ſo fragen ſie immer zuerſt: Hat er die vier S? und wenn ſie ſeinen Gehalt geprüft und vollwichtig befunden haben: ſo geben ſie dieſe Entſcheidung dadurch zu erkennen, daß ſie von ihm ſagen: Er hat die vier S. Die Benennungen der vier vorzüglichſten Eigenſchaften nämlich, welche ſie von einem vollwichtigen Liebhaber fordern, fangen im Spaniſchen alle mit dem Buchſtaben S an. Es läßt ſich nicht läugnen, daß es für den ſchnellen Überblick bei der Prüfung, wie für die Präciſion der Entſcheidung um eine ſolche Phraſe etwas ungemein Bequemes iſt. Darum iſt es wünſchenswerth, daß jene ſpaniſche, oder eine gleichbedeutende, auch in unſrer Sprache eingebürgert werden möchte. Auf den erſten Anblick ſcheint die Sache nicht wohl anzugehen: da die deutſchen Benennungen jener Cardinaltugenden eines Liebhabers weder alle mit einem S, noch auch nur mit einem und demſelben Buchſtaben anfangen; bei näherer Betrachtung inzwiſchen ergibt ſich nicht nur die Thunlichkeit einer unveränderten Übertragung jener ſpaniſchen Originalphraſe: ſondern es zeigt ſich auch, daß gerade unſere Mutterſprache die Bedeutung, in welcher die fraglichen Wörter von dem andern Geſchlechte in allen Ländern und Welttheilen gleichförmig aufgefaßt und interpretirt werden, weit genauer und beſtimmter ausdrücke, als ſelbſt die ſpaniſche.

So iſt Tauſend gegen Eines zu wetten, daß keine Spanierin das Wort Sabio nach ſeiner eigentlichen Bedeutung nimmt, welcher zu Folge es Weiſe bedeutet. Wie mißlich würde es nicht um die thörichten Grillen, Launen, Wünſche und Anſprüche der Frauen und Mädchen ſtehen, wenn wir Männer weiſe wären? Wie viele von ihnen würden dann einen Gatten, oder auch nur einen Liebhaber finden? — Verſtändig, klingt ſchon etwas beſſer; Verſtand fordern ſie Alle von ihren Verehrern; nur wollen ſie, daß es jener Verſtand ſey, deſſen ſie bei dem Manne bedürfen; jener Verſtand nämlich, der ihren Wünſchen und Launen überall nachgibt, und dieſe ſelbſt nöthigen Falls auch für Verſtand gelten läßt. Inzwiſchen ſchließt der Ausdruck: Verſtändig in dieſer Beziehung den Begriff einer Paſſivität in ſich, welche nicht wohl geeignet iſt ſie zufrieden zu ſtellen. Wie viel beſtimmter und zweckmäßiger iſt nicht der deutſche Ausdruck, der ſich ihnen ſtatt des mißlichen und zweideutigen Sabio anbietet! Er deutet nicht nur ein höheres Maß von Geiſt und Verſtand im Allgemeinen an: ſondern da ſie ihn mit der größten Beſtimmtheit nur auf ſich ſelbſt, das heißt auf die

Befriedigung ihrer eigenſinnigen Wünſche beziehen: ſo iſt er in der That ſo beſtimmt, als möglich. Um dieſe zu errathen und alle Mittel ſie zu befriedigen aufzufinden und ins Werk zu ſetzen, ſey der Mann **. Einen andern Vorzug, vor dem ſpaniſchen, hat das deutſche Wort auch dadurch, daß ſeine zweite Sylbe nicht nur die erſte potenzirt: ſondern für ſich ſelbſt eine Eigenſchaft ausdrückt, welche bei Mädchen und Frauen den Werth des Mannes jederzeit um ein Bedeutendes höher ſtellt: ſo daß ſie ſelten ungeneigt ſind, das fragliche S aufzugeben, wenn die beſagte Sylbe ſich an ein anderes für Sie werthvolleres anſchließt a).

Wie mit dem erſten S, verhält es ſich auch mit dem zweiten. Die Spanierin verlangt von dem Liebhaber, daß er Silencioso ſey; und die Frauen unter allen Himmelsſtrichen verlangen von dem Manne Verſchwiegenheit, weil immer etwas von ihnen zu verſchweigen iſt, und ſie ihre eigenen Geheimniſſe ſo wenig als fremde verſchweigen können. Inzwiſchen ſagt das ſpaniſche Silencioso mehr als verſchwiegen; es drückt einen entſchiedenen Hang zum Schweigen aus, und unſer deutſches ſchweigſam entſpricht ihm in dieſer Hinſicht vollkommen. Aber haben wir im Deutſchen nicht einen noch viel prägnanteren Ausdruck dafür? Man knüpfe an die Sylbe, ſchweig, jene zwei Sylben, die der Deutſche, bei dem Drange zu ſeyn, was ſie beſagen, weil er vielleicht von jeher ſich nicht gut hinausſah, unter dem Monde auf andere Weiſe dazu zu gelangen, überall anknüpft, ſelbſt an Jammer und Noth b).

Solicito iſt im Spaniſchen das dritte S. Es heißt ſoviel als: emſig, eifrig. Im Dienſte der Gebieterin verſteht ſich. Beide Wörter aber fangen mit keinem S an. Sorgſam hat dieſe Eigenſchaft; allein da hier offenbar von Dienſtbarkeit die Rede iſt: ſo liegt uns ein anderer, ebenfalls zweiſylbiger Ausdruck weit näher, da er beſſer als jeder andere die willigſte Ergebenheit gegen alle Launen einer grillenhaften Gebieterin anzeigt c).

Das vierte und letzte S iſt im Spaniſchen Suave. Es heißt angenehm, einnehmend. Für den beabſichtigten Zweck jedoch läßt es ſich durch ein einſylbiges Wort geben, welches beſagt, wofür alle Frauen und Mädchen gelten wollen, und was ſie, wenn Gatte oder Liebhaber die drei übrigen S nach der hier gegebenen Interpretation in hinlänglichem Grade beſitzen oder ſich eigen machen, dann manchmal — ſogar ſind.

117.

Die Braut.

Kettencharade.

»Alſo hat er ſich bereits eine Braut ausgeſucht,« ſagte Herr **Hell** zu ſeinem Pathen **Eduard**, der zugleich ſein Mündel geweſen, und erſt vor einigen Wochen mündig geworden war.

»»Die älteſte Tochter des Aſſeſſors **Lindenhayn**. Ich hoffe Sie werden meine Wahl billigen, Herr **Hell**.««

»Ich? Allerdings; das verſteht ſich. Ich billige jetzt Alles. Er iſt ja mündig.«

»»Auch, darf ich behaupten, beſitzt meine Braut ſo viele Vorzüge —««

»Das will ich meinen. Ein charmantes Kind, ein ganz allerliebſtes Kind, das Fräulein von **Lindenhayn**. Nur wünſchte ich, daß es mit ihren Sinnesorganen ein bischen anders beſtellt wäre.«

»»Mit ihren Sinnesorganen? Sie ſetzen mich in Verwunderung. Was ließe ſich in dieſer Hinſicht gegen meine Braut einwenden? Ihre Sinne ſind faſt durchaus ſo ſcharf und fein, wie ſie das nur ſeyn können.««

»Das will ich meinen. Feine, ganz ungemein feine Organe. Aber das iſt es ja eben, warum mir für ihn ein wenig bange iſt. Er glaubt nicht, wie gefährlich es iſt, wenn die Sinneswerkzeuge bei einer Frau gar zu fein ſind.«

»»Sie ſcherzen, Herr Vormund.««

»Daß dich — Scherzen? warum nicht gar. Betracht' er ſich die Sache nur ſelbſt ein wenig genauer. Vom Taſtſinn wollen wir anfangen. Fräulein Lindenhayn hat da ſo zarte Hände, ſo zarte Hände —«

»»Wie Sammt und Seide.««

»Das iſt es ja eben. Ich will gar nichts davon ſagen, wie gefährlich es iſt, von ſolchen Händen geſtreichelt zu werden. Aber ſo ſeidenweiche Händchen mögen in einer Haushaltung durchaus nichts angreifen, was nicht ſo weich iſt, wie Sammt und Seide; und was das Schlimmſte iſt — bekommen ſie tauſend und wieder tauſend Goldſtücke zwiſchen die Finger, ſo verurſacht das ſcharfe Gepräge dieſen ſo empfindliche Schmerzen, daß ſie faſt gezwungen ſind, dieſelben gegen Dinge, welche ſich weicher anfühlen, z. B. gegen Seide, Flor, Spitzen, Shawle und andern *** auszutauſchen.

Das Wort iſt dreiſylbig. Die beiden erſten Sylben ſind der eigentlichen Bedeutung nach kleine Plättchen, bald aus koſtbarem, bald aus werthloſem Stoffe; ſind der Form nach faſt immer rund,

und ſchmücken die Hoheit, wie die Armuth, die Verweſung, wie das friſche Leben, die Trauer, wie die Freude. Die letzte Sylbe, rückwärts geleſen, nennt zu gleicher Zeit ein Gewicht, eine Münze, eine Provinz, und einen zum phyſiſchen Leben weſentlichen Beſtandtheil des menſchlichen Korpers a).

»Und dann ihr Gehör,« fuhr Herr Hell fort. »»Das iſt gewiß äußerſt fein. Malchen merkt es, wenn eine Saite ihres Fortepiano um einen Sechzehntel-Ton verſtimmt iſt.««

»Sieht Er! Das macht mir eben bange. Auch bei dem beſten Manne verſtimmt ſich leicht eine oder die andere Saite. Iſt nun das Gehör einer Frau gar ſo überfein, daß jedes Sechzehntel einer verſtimmten Saite ihr Ohr verletzt: was läßt ſich da anders erwarten, als Verdruß und Ungeduld. Eine gute Frau muß ſolche einzelne Mißklänge, wenn ſie nicht auffallend ſind, gar nicht bemerken: und bemerkt ſie dergleichen, immer zuerſt bei ſich ſelbſt den Stimmſchlüſſel anwenden. Nur das gibt in der Ehe guten —

Herbares bezeichnet die zweite Sylbe, und das Ganze des zweiſylbigen Wortes. Trenne beide Sylben, und nie konnen ſie, getrennt geleſen, das Ganze geben b).

»Was nun die Feinheit des Geruchsorganes betrifft —«

»»Was können Sie nur dagegen einzuwenden haben? Der unſchuldigſte aller Sinne!««

»Ei doch.«

»»Nu freilich, Sie ſind ein Raucher.««

»Ein Raucher! Daß dich — Freilich iſt es der Rauch, der die Sache bedenklich macht. Aber nicht der Rauch von Kanaſter oder Cigaren, ſondern der Küchenrauch. Er glaubt es gar nicht, was ſo ein überfeiner Geruch gegen den Küchenrauch für eine Antipathie hat; eine ungleich größere als gegen —

Aus dem Erſten erſtand das Zweite, und aus dem Ganzen einſt das Reizendſte was Erd' und Himmel geſehen hatten, und was beſtimmt war, der Erde, wie dem Himmel, ihren heiterſten Reiz zu geben c).

»»Von Malchens ſeinem Geſchmack —««

»Ach, der ſeine Geſchmack! Ums Himmelswillen, lieber Pathe — Feiner Geſchmack! Mir wird ſchlimm, Pathe, ſo oft ich das Wort höre. Vollends von einem Frauenzimmer. Ich kann mir nicht helfen: aber ich ſehe es denn gleich im Geiſte mit der Wage in der Hand vor mir ſtehen, und Goethe und Schiller haarſcharf gegen einander abwägen. Und wenn das noch Alles wäre. Aber es gibt keine Ehe, in der nicht hin und wieder etwas Herbes mit unter liefe: und ſo ein recht ſeiner Geſchmack, wie ihn Malchen hat, verlangt immer und immer nur nach —

Das erſte Sylbenpaar des Wortes, welches der alte Herr hier im Sinne hat, ſtammt aus dem Gewächsreich. Ein glühender Himmel reift es, und mit Schweiß und Thränen wird es begoſſen. Wenn es zu Staub geworden, wird es mit Blut gedüngt, und gleicht in ſeiner letzten Verwandlung einem Bürger des Mineralreiches. Das zweite Paar verlangt auch der Genügſamſte, mit wie wenig Raum er ſich auch gerne beſcheiden mag, im Himmel, auf Erden, und im Herzen ſeines wackeren, mit nicht gar zu überſeinen Sinnen ausgeſtatteten Mädchens d).

»Zuletzt müſſen Sie mir meine Braut doch noch gelten laſſen, Herr Hell.«

»»Gelten laſſen? Thu' ich denn das nicht gerne; und iſt er denn nicht vollkommen Herr ſeines Willens.««

»Ich meinte nur, ſelbſt Ihren Grillen nach; denn Malchen hat ein ungemein ſchwaches Geſicht.«

»»Weiß es, weiß es; recht gut weiß ich es. Ein ungemein ſchwaches Geſicht! Ich habe ſie neulich am Fenſter beobachtet. Da ging erſt der alte

Baron — vorbei, und eine Weile darauf der alte Graf —, deren Beider Ruf mehr, als zweideutig iſt. Beide grüßten zu Malchen hinauf, und Keinen ſah ſie. Hm! dachte ich bei mir ſelbſt; am Ende iſt es von den vielen unklugen Streichen meines Mündels noch immer nicht der unklugſte, wenn er das Mädchen zur Frau nimmt. So dachte ich. Aber ſieht er: Abends bin ich im Parterre. Da kömmt auch ſein Malchen hereingerauſcht. Links und rechts grüßten die jungen Herren von der Garniſon. Hm, dachte ich; ihr habt gut grüßen und nicken: ſie ſieht euch nicht. Daß dich — ſieht euch nicht! Alle hat ſie ſie geſehen, und nicht einen Augenblick ruhte ihre Lorgnette.««

Einen Theil des menſchlichen Körpers bezeichnet die erſte, ein Verhältniß des Raumes die zweite, und ein Kunſtprodukt die dritte Sylbe des Wortes, welches die Puriſten ſtatt des obigen Fremdwortes uns geboten haben c).

K. 7.

118.

Charade.

Vierſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Kennt ihr den reizenden Knaben, es glänzet
Purpurn ſein Kleid, und ſein Aug' wie Kryſtall;
Munter, von thauenden Roſen umkränzet,
Schreitet er hin über Berge und Thal:

Tauſendſtimmige Jubellieder
Grüßen im Wald ihn, auf Bergen und Flur:
Raſcher ſchlagen die Pulſe wieder,
Wenn er ſich naht, in der ganzen Natur.

Die beiden letzten.

Gleich Abels Opferflamme ſtrebt
Das letzte Sylbenpaar hinauf zur Sternenbahn:
Und was an dir nicht irdiſch iſt, vergißt
Dabei der Erde Tand und Wahn.

Das Ganze.

Meine beiden erſten rufen auf zu beiden letzten dich:
Wiederklingt der Ruf in deinem Herzen, leicht erkennſt du mich.

H. A.

119.

Charade.

Dreiſylbig.

Die erſte Sylbe.

Was lebt im Menſchen, werth der Unſterblichkeit,
Es quillt aus ihr: der raſche Entſchluß, die That,
Das Glück, die Freude ſeines Lebens
Strömet allein ihm aus dieſem Borne.

Nur daß auch jeder Frevel aus ihm entſpringt,
Der Fluch und Jammer über das Leben gießt:
So ſtrömt der Nil aus einem Bette
Segen und giftige Ungeheuer.

Die zweite und dritte.

Immer dieß Paar gefüllt, und voll die erſte von ächter
Treue, Liebe und Luſt, nenneſt den Himmel du dein.

G. 2.

120.

Charade.

Vierſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Wie, wenn die Sonne ſinket, das ſtolze Schiff
Mit ausgeſpannten Segeln zum Hafen wogt,
Von kleinern Barken rings umwimmelt,
Gleiten ſie hin auf dem ſtillen Teiche,
Umwimmelt von der jüngeren Brut: es bläht
Die Bruſt ſich ſtolz, in reizenden Schwingungen
Erhebt der ſchlanke Hals ſich, hell wie
Blüthen im Schimmer des Frühlings glänzend.

Die beiden letzten.

Hoher Zuruf, ernſte Warnung, Trauer, Freude,
Luſt und Schmerz,
Tönen, wie mit Geiſterſtimmen, beide letzte dir
in's Herz.

Das Ganze.

Wenn von der Erde Feſſeln der müde Geiſt
Sich loslöſt, ihrer trüglichen Freuden ſatt:
Mit Jubel, nicht mit Trauertönen
Grüßt er im Ganzen die neue Heimath.
E. s.

121.

Charade.

Vierſylbig.

Das erſte Paar.

Wie wenn beim raſchen Stoß der Drommete jetzt
Der raſche Renner aus dem Verſchloße bricht,
Wo ſchäumend er nach allen Seiten
Hochauf den kieſigen Sand verſpritzte;
Und, angeſpornt vom feurigen Trieb des Bluts,
Dem Sturmwind gleich, die ſtäubende Bahn durchfliegt,
Die weiten Nüſtern dampfen Gluth, wild
Flattert am Hals die geſträubte Mähne:

So reißt auch Jene, glühende Ruhmbegier,
Die Leidenſchaft erhabener Seelen reißt
Unwiderſtehlich, unaufhaltſam,
Unter Gefahren und in den Tod ſie.

Das zweite Paar.

Aus zweifelhafter Dämmerung ſchreitet ſie
Im bunten Flügelkleide hervor an's Licht;
Voll Anmuth, und wenn gleich halb Kind noch,
Kündet ſie dennoch dir ernſte Weisheit.

Das Ganze.

Von der beiden erſten kühnem Streben gibt mit hellem Munde,
Ihnen ſichernd ihres Strebens Preis, das Paar der letzten Kunde.

H. 5.

122.

Charade.

Dreiſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Ihr kennt ihn wohl, den mürriſchen Greis: ſein Tritt
Zerſtöret alles blühende Leben; doch
Ob auch bei ſeinem unwillkommnen
Nah'n die Natur ſich in Trauer hülle:

Nicht jede Freude von dem Geſelligen
Vermag er wegzuſcheuchen: ein heitrer Sinn,
Er trotzt ſelbſt jenem dumpfen Greiſe
Frohen Genuß und erregende Luſt ab.

Die letzte und das Ganze.

Eine Farbe benennt die letzte. Das Ganze? Es ruft des
Frühlings liebliches Bild dir in den erſten zurück.

B. 9.

123.

Charade.

Vierſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Das feuchte Auge ſchlägt ſie zum Himmel auf,
Und fleht um Schonung; ende die herbe Qual:
Allein, gefällt es dir: ſo laß noch
Länger ſie währen; ich will es tragen.

Das letzte Paar.

Weder Menſchen vertrau mit leichtem Sinne, noch Sachen:
Hat das letztere Paar nicht dir als ächt ſie bewährt.

Das Ganze.

Viele Dinge ſind das Ganze;
Aber vor viel tauſend Dingen
Sind es drei im höchſten Grade:
Iſt's das Faſeln eitler Gecken,
Iſt's der Starrſinn alter Männer,
Und der Eigenſinn der Frauen.

C. 4.

124.

Charade.

Vierſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Freude erzeugt uns, und Andacht: wenn als begeiſterte Freude
Viele nach Sinn und Gemüth ſie zur Gemeinſchaft vereint.

Die beiden andern.

Altersgrau iſt unſ're Mutter,
Aber immer zeugt ihr Schooß noch
Neue Töchter. Alle ſterben
Sie nach kurzer Friſt; darin nur
Gleich einander; ſonſt in Allem
So verſchieden, wie nur möglich.

Was die eine Schweſter baute,
Sucht die And're einzureißen;
Wenn die ältere dir freundlich
Glück und Ehre ſpendet: zittre,
Daß nicht ſchon die Nachgeborne
Alles dir in Trauer wandle.

Das Ganze.

Wenn du des Tages Laſt und Hitze redlich getragen,
Wie ſo freundlich erquickt, Müder, das Ganze dich nicht.

L. 8.

125.

Räthſel.

Nach dem Franzöſiſchen.

Iſt die Geliebte mir fern, vermagſt nur du mich zu tröſten;
Alle Schönen beſiegſt du: dich beſiegt nur ſie ſelbſt.

J. 10.

126.

Charade.

Zweiſylbig.

Eine Farbe benennt der Sylben erſte; die zweite
Was in dieſe gewiß, nie du gekleidet geſehn.

Fröhlich grünt es, ob auch in ſeinem Schooße das ernſte
Dunkel, ob gern auch in ihm düſteres Schweigen ſich birgt.

G. 4.

127.

Charade.

Dreiſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Die heiße Zone bringet mich zur Welt;
Dort kleidet die Natur in Purpur mich,
Sobald zum Mannesalter ich
Herangereift. Allein von jetzt an ſtellt
Mein Schickſal mich den herbſten Qualen bloß.
Man reißt von meinem Stamm mich los,
Man zieht mein ſchönes Kleid mir aus,
Und ſchickt mich zum Verkauf in alle Länder aus.
Wer dann mich kauft, quält durch die ſtärkſte Hitze,
So lange mich, bis Öhl ich ſchwitze,
Und reibt zu Pulver mich zuſammen;
Er überliefert jetzt auf's neue mich
Der Qual durch Fluth, und Feuerflammen,
Und braut ſo ein Getränke ſich

Ein Getränke voll Geiſt und Kraft; womit verglichen der Nektar,
Der die Himmliſchen labt, ſchlechtes Geſchlabber dir ſcheint.

Die letzte.

Was du bejahſt und verneinſt, iſt die letzte Sylbe, wie Alles
Was du für den Gewinn wageſt und auf den Verluſt.

Das Ganze.

Viel vermag ich zu ertragen,
Mit gelaßnem Sinn: ob auch es
Läſtig mir und unerfreulich.
Aber wenn die garſt'ge Vettel,
So ich hier im Sinne habe,
Waſſer auf das Ganze gießet,
Und ſolch' häßliches Gebräu mir
Statt der erſten Sylben ſendet,
Kann ich bitterböſe werden.

C. 8.

128.

Charade.

Dreiſylbig.

Was der Sylben erſte iſt, das war
Einſt das zweite Schweſternpaar.

Was nun dieſes iſt, das — viel
Läßt ſich wetten — wird und will
Jene werden. Iſt ſie das,
Wird ſie dann nach vielen Jahren,
Wenn ſie Schmerz und Luſt erfahren,
Einſt das Ganze, rathet — was?

J 4.

129.

Charade.

Dreiſylbig.

Eine Münze bezeichnet das erſte Paar dir der Sylben;
Füge die dritte daran — ſpaniſche Mädchen benannt
Oft in der Taufe man ſonſt mit dem heidniſch klingenden Namen.
Und das Ganze? Es dient zärtlichen Damen zum Schutz
Gegen — allein wozu auch dieſes noch dir vertrauen?
Leichter, als billig mir ſcheint, würde die Löſung dadurch.

N. 10.

130.

Charade.

Vierſylbig.

Die vier erſten Zeichen.

Hochgeehrt, als Feldherr; und werth der Ehre, als treuer
Diener des Königs, erſcheint in den Annalen er dir.

Die vier letzten Zeichen.

War er der Ehre auch werth, als Menſch? die letzten vier Zeichen
Lies von rückwärts: beſtimmt ſprechen die Antwort ſie aus.

Das Ganze.

Ein entferntes Land, von einem milderen Himmel
Angelächelt, verkennt ſicher im Ganzen ihr nicht.

G. 8.

131.

Charade.

Zweiſylbig.

Die erſte Sylbe.

Mein Erſtes findet ſich an jedem Ort,
Treibt man nicht mit Gewalt es fort;

Und hat Gewalt es auch vertrieben,
Es dringt ſogleich auf's neue ein,
Erſchließt ſich ihm ein Zugang noch ſo klein.

Die zweite Sylbe.

Daß du ruhig dich entfernen magſt von deinem eig'nen Hauſe,
Strecke einen Arm von Eiſen ich aus meiner finſtern Klauſe:
Nur, wenn meines Vetters Zähne tief in's Innerſte mir dringen,
Weicht er willig, und es kann ihn ſonſt allein Gewalt bezwingen.

Das Ganze.

Fortuna iſt ein böſes Weib,
Und ſteckt voll Wankelmuth:
Allein ſie ſchenket wohl zuletzt
Auch mir noch Geld und Gut.

Steht dann ein ſchöner Ritterſitz
Im Lande zum Verkauf:
So iſt er mein; ich baue dann
Ein prächtig Haus mir auf.

Und feſt, recht feſt, erbau' ich es,
Daß nicht, wie oft es geht,

Das nächſte, beſte Lüftchen gleich
Es mir zuſammenweht.

A. 9.

132.

Charade.

Dreiſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Schloß das Herz der Liebe Bund,
Treu und innig, und es ruft
Dir des Schickſals harter Mund
Jetzt für immer meine beiden
Erſten zu: da eine Gruft
Such' dir; auf dem Erdenrund
Blüh'n dir weiter keine Freuden.

Die letzte.

Schmerz und Freude, Glück und Unglück, und der Herzen treuen Bund
Geb' ich ohne Zung' und Lippe, als ein ſtummer Bothe kund.

Das Ganze.

Jeder freut ſich, wenn dadurch die Liebe
Strafe an dem Leichtſinn übt.
Aber welches Auge bliebe

Trocken, wenn der treuen Liebe
Solchen Lohn der Leichtſinn gibt.

N. 2.

133.

Charade.

Vierſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Kein Samenkorn des Guten und Schönen hat
Des Schöpfers Hand dem Menſchen in's Herz geſtreut,
Das nicht in ihrem reinen Buſen
Blüthen und Früchte des Himmels trüge.
Denn wie des Lenzes wärmender Hauch durchdringt
Den Schooß der Erde: alſo durchdringt ihr Herz
Die Milde, ſie die Mutter jeder
Beſſern Empfindung im Menſchenbuſen.
Und wie den Frühling roſiges Licht umſtrahlt,
Umfließt der Reiz der lieblichſten Anmuth ſie,
Der über jede Lebensblüthe
Seinen verklärenden Schimmer ausſtrömt.

Die beiden letzten.

Die beiden letzten nenn' ich des Mannes Ziel;
Nach ihnen ringt er raſtlos mit jeder Kraft:
Sein Leben iſt kein Leben, darf er
Nicht nach dem Kranz, den ſie bieten, greifen.

Das Ganze.

Heilig ſeyen dem Mann die beiden erſten; er ſchändet
Beide letzte an ſich, wenn er ſie frevelnd verletzt.

D. 9.

131.

Die Nachtſchwärmer.

Kettencharade.

Hedſchadſch, der blutgierige Statthalter von Damask, ließ eines Tages einen Befehl ergehen, daß, wer immer des Nachts nach einer gewiſſen Stunde auf der Straße getroffen würde, ohne Verzug hingerichtet werden ſollte. Nun fand der Stadtvogt eines Abends drei junge Leute, welche durch die Gaſſen ſchweiften. Er hielt ſie an und fragte, wer ſie wären. Der erſte ſprach:

Ich bin der Mann vor dem ſich alle Nacken beugen,
Den jedes Haupt entblößet grüßt;
Ich heiße Könige und Königsſöhne ſchweigen,
Ich bin's der Fürſtenblut vergießt.

Der Vogt dachte: Bei meiner Ehre, dieſer junge Herr iſt wohl ein Prinz von Geblüt, ein Verwandter des Chalifen, und wenn ich ihm jetzt den Kopf abſchlage, gilt es hernach meinen eigenen.

Der zweite ſprach:

Ich ſpreche Recht vom Ehrenſitze,
Und ſpende Lohn und Strafen aus,
Und das Talent, des Staates Stütze,
Entwickelt ſich in meinem Haus.

Dieſer Herr, dachte der Vogt, iſt gewiß einer unſerer ehrwürdigſten Magiſtrate. Es iſt beſſer, ich übereile mich nicht.

Der dritte ſprach:

Es ſteht in meiner Macht, die Ehren zu vergeuden,
Der Weiſeſte vermag nicht, was ich kann:
Mir kommt es zu, Magnaten zu bekleiden,
Ich zieh' den Schultern Amt und Würden an.

Der Vogt meinte, dies ſey der Ceremonienmeiſter vom Hofe des Chalifen, und behielt ihn mit ſeinen Gefährten die Nacht über in ſeinem Hauſe. Am Morgen wurden ſie vor Hedſchadſch gebracht, und da zeigte es ſich, der Erſte war ein —

Die vier erſten Zeichen. Bald fließen ſie in gekräuſelten Wellen hin, bald ſtarren ſie, vereinzelt oder gewaltſam zuſammengekittet, wie ein Wald von Stacheln; bald ſind ſie weich wie Seide, bald von Eiſen; bald hunderttauſende von Meilen, bald kaum eine Linie lang. Meiſtens werden ſie mit Sehnſucht erwartet, und ſchnell wieder vertrieben, wenn ſie ſich eingeſtellt haben. Vergebens! Je öfter man ſie vertreibt, deſto zudringlicher ſtellen ſie ſich ein, und um deſto lauter kreiſchen ſie, wenn man ſie wegzutilgen ſucht. Die vier nächſten Zeichen haben die Beſtimmung, die Schönheit zu ſchmücken; aber ſie geben ihr immer ein fremdes Gepräge, und nehmen ihr den eigenthümlichen Reiz, welcher ſie leicht entbehren kann. Dennoch will jede Frau und jedes Mädchen ſie haben; nur wenn ſich noch zwei leichtzuerrathende Zeichen daran fügen, gibt es durchaus niemanden — der ſie gerne haben möchte a).

Der Zweite war ein —

Das Wort iſt dreiſylbig. Für Jeden iſt das Leben, was die erſte Sylbe andeutet; darum rühme ſich Keiner zu ſeyn, und hoffe Keiner zu werden, was die beiden letzten bezeichnen b).

Der Dritte endlich war —

Fünf Zeichen nennen einen Fluß, an der Gränze von Deutſchland. Setze vor dieſe noch ein Zeichen, und weder dem König fehlen ſie dann, noch dem Bettler. Setzeſt du aber vor dieſes noch zwei andere Zeichen: ſo findeſt du ein Geſchöpf, das, ob es auch ſeine eigenthümliche Benennung verlange, und ſich zum Ceremonienmeiſter ſtemple, doch, nur bei recht ſtockfinſtrer Nacht das Ganze verläugnen kann c).

O. 6.

135.

Aphorismen.

Kettencharade.

Bei der erſten Liebe, ſagt de la Rochefoucault, haben die Weiber den Liebhaber lieb, bei ihren folgenden Verbindungen *** [1])

Und wie ſollten ſie nicht lieb haben, was für ſie das Leben iſt, die freundliche Gewohnheit des Daſeyns und des Geltens, wenn es einen der ſchönſten Ausdrucke Gothe's zu parodiren erlaubt iſt a).

Nach vielen Naturforſchern, ſagt Jean Paul, verlängert das Mauſen das Leben der Vögel: aber auch der Frauen, glaub' ich, die allemal ſo lange ſiechen, bis ſie wieder ein neues Gefieder haben. Jedes Gift kann ein Gegengift werden; und da gewiß iſt, daß Kleider Krankheiten geben können, ſo müſſen ſie unter Anleitung eines vernünftigen Arztes auch welche heben können. Da mancher Preßhaften dadurch Beiſtand geleiſtet werden kann, ſo will ich aus meiner weiblichen Materia medica folgende officinelle Mittel herſetzen.

*arzneien ſind **** und ***, und erwärmen den Magen und die übrigen Eingeweide.

---

[1]) Dans les premières passions les femmes aiment l'amant, et dans les autres elles aiment —.

Das einſylbige Wort, welches hier zuerſt die Arzenei näher bezeichnet, und in den beiden folgenden Wörtern ſich wiederholt, verbindet ſich dem Ausſehen, wie dem Stoff nach, aus welchem es entſteht, nicht nur mit Arzneiſtoffen, ſondern auch mit Waſſer und Farben. Es dient nicht nur zum Schutz und zum Schmuck, ſondern auch ſtatt Linnen und Seide zur Bekleidung des Körpers. Es erhält und tödtet das Leben. Treuer, als der Pinſel es vermag, malt es die Züge der Schönheit. Ohne Stimme rührt und erheitert es dich durch die Macht der Töne; ohne Selbſtbeſtimmung beſtimmt es das Maß der Bewegung, und ohne Verſtand mahnt es dich weiſe dasjenige zu gebrauchen, deſſen richtige Verwendung Bedingung alles weiſen Gebrauches des Lebens iſt b).

Wenn man von dem zweiten Worte, den die Mehrzahl bezeichnenden Laut wegnimmt: ſo nennen ſeine drei letzten Sylben einen Mädchennamen, und eine Stadt am Mittelmeere c).

Immer bereiten uns die Frauen die beiden letztes Sylben des dritten Wortes, und was ſie dadurch erzielen wollen iſt eben wieder Wärme; nicht im Magen, wo das Ganze, unſerm Arzt zu Folge, ſie bei ihnen erzeugt, ſondern im Herzen d).

******, die man ſonſt aus Apotheken gab, ſind auch jetzt noch nicht zu verachten.**

Sey immer, was die beiden erſten Sylben bezeichnen; du forderſt ſie ſelbſt von den beiden letztern. Leicht werden die Frauen, wenn ſie jenes ſind, das Ganze entbehren können: denn ſie werden dann nie in eine von den Krankheiten verfallen, welche durch dieſes ſich heilen laſſen e).

Endlich, meint Jean Paul, ſey ein ** ** bei weitem kein ſo bewährtes Verwahrungsmittel gegen Halsübel, als ein koſtbares Halsband mit einem Medaillon oder einem Brillantkreuz.

Beide ausgelaſſene Wörter ſind zweiſylbig. Das Erſte nennt eine Farbe, das Zweite etwas ſo Unbedeutendes, daß es für ſich ſelbſt keiner Beſchreibung werth iſt. Und doch ſind beide Wörter zuſammen das Zeichen der Herrſchaft über den größeren Theil unſrer Erdoberfläche f).

Ein *, ſagt der nämliche Schriftſteller, macht ein Leben unterhaltend, man mag es leſen.

Ein wackres Städtchen in Böhmen nennen vier Zeichen; und da ſein Name der einzige hieher paſſende iſt: ſo wird man die Bezeichnung für jeden Fall, als erſchöpfend gelten laſſen müſſen g).

N. 7.

136.

Der Liebe höchſtes Glück.

Kettencharade.

Als die Feen noch walteten, fanden dieſe wunderbaren Weſen oft ein Vergnügen daran, hier und dort Knaben und Mädchen, Jünglinge und Greiſe auf die Probe zu ſtellen, um ihres Herzens Werth und Geſinnung zu erkunden, und ſie, je nachdem das Ergebniß ausfiel, entweder mit ihrer Gunſt zu belohnen, oder wohl auch ein empfindliches Strafgericht über ſie zu verhängen. So traten denn einſt drei Feen, in der Geſtalt abgelebter und abgezehrter Mütterchen, in der ſchönen Provence zu einem Kreiſe frohlicher Jünglinge und Mädchen heran, der ſich unter blühenden Mandelbäumen zu munteren Spielen und Tänzen verſammelt hatte. Kaum hatten ſie, freundlich begrüßt, eine Weile dem luſtigen Treiben zugeſehen, als einem der zitternden Mütterchen übel wurde, und dieſes wie leblos hinſank. Sogleich verließen Alle, Knaben wie Mädchen, ihr Spiel, eifrig mit der Erkrankten ſich beſchäftigend, und nichts unterlaſſend, um ſie wieder zu ſich zu bringen und ſie zu erquicken. Am eifrigſten und ängſtlichſten aber war die liebliche Fleurette — kaum aus den Kinderjahren getreten, und noch ein Kind an Unſchuld, Reiz und Güte — um die Leidende beſchäftigt. Sie wich auch dann nicht von ihr, als jene ſich bereits gänzlich erholt zu haben ſchien; geleitete ſie, ohne auf die Einladung ihrer Geſpielinnen, zu ihrer Luſt zurückzukehren, zu achten, noch ein weites Stück

Weges, als ſie mit ihren Begleiterinnen ſich aufmachte; und trennte ſich von den Hülfebedürftigen nicht ohne die frömmſten Segenswünſche und einige ſanft über ihre Wangen herabperlende Thränen.

»Auf welche Weiſe,« fragte, als Fleurette ſich entfernt hatte, die älteſte der Feen ihre Schweſtern, »auf welche Weiſe ſoll nun unſere Gunſt das holde Kind belohnen?«

»»Auf welche andere Weiſe,«« gab die Jüngſte ihr zur Antwort, »»auf welche andere Weiſe könnte ſie das Weib beglücken, als durch die Liebe.««

»Wohl, ſprach Jene«, ſo werde dieſes Glück ihr im höchſten Maße, in welchem es einer Sterblichen zu Theile werden kann. Den edelſten und reichſten Jüngling dieſes Landes will ich ihr zuführen; die innigſte und unwandelbarſte Neigung ſoll ihn mit ihr verbinden, und aus ſeiner Hand empfange ſie jeden Schmuck und jede Blüthe des Lebens.«

»Ein höheres Glück gibt es in der Liebe,« entgegnete die zweite Fee, »als dasjenige, welches du unſerm Schützling zugedacht haſt. Mehr beglückt in der Liebe das Geben, als das Empfangen. Es ſey meine Sorge, eine Verkettung glücklicher Zufälle herbeizuführen, die Fleuretten hoch über die Niedrigkeit ihrer Geburt erheben ſollen;

und aus ihrer Hand empfange dann der Geliebte die reichſten Kränze, welche das Leben ſchmücken und erheitern.«

Welche von Beiden hatte nun Recht. Zuverläßig glaubt ihr die — von ihnen. Die Pauſe ſteht hier ſtatt vier Zeichen; aber noch ein fünftes müßt ihr dieſen vier Zeichen vorſetzen, wenn ihr das Rechte treffen wollt. Leſet weiter, und Ihr werdet das ſelbſt ſo finden a).

»Nicht ſo, meine Schweſtern«, nahm hier die dritte und jüngſte Fee das Wort; »der Streit, ob das Geben oder das Empfangen in der Liebe mehr beglücke, ſcheint mir durchaus ein nichtiger zu ſeyn. Denn der gebende Theil kann doch nur in ſo fern beglückt heißen, als er das Glück des empfangenden ſchafft, und in dieſem ſein eigenes findet; und ſo wird der Geber zum Empfänger, der Empfanger zum Geber. Laßt uns Fleuretten in der freundlichen Beſchränkung ihres ſtillen Lebenskreiſes, bei welcher ſie die glänzenden Gaben des Glückes nie weder vermiſſen noch erſehnen wird, einen Jüngling aus dieſem Kreiſe ſelbſt zuführen, der ſie ſo innig und wandellos liebe, wie ihr eigenes Herz lieben wird, und das ſchönſte Glück des Lebens erblühe ihr aus dem ſtets ſich erneuernden * * * von — — —

Der **
ſagt Göthe im Taſſo
unterhält, doch nützt er kaum.

In der Liebe insbeſondere iſt er auf's Schlimmſte verrufen, und das mit vollem Rechte. Deſto beſſer iſt er in ihr accreditirt, wenn ihr an ſeine beiden Sylben noch die dritte anhängt, bei welcher man in der Regel weder an Gewinn noch Verluſt denkt, in der Liebe aber nach dem Gutachten unſrer Philoſophin jederzeit ein doppelter Gewinn Statt finden.

Habt ihr aber den Sinn des fraglichen Wortes richtig errathen: ſo glaubt nur nicht damit auch den ganzen Sinn jener guten Fee vollſtändig errathen zu haben. Zu bezeichnen und zu beſchreiben iſt hier nichts. Ihr werdet ihn auch gewiß nicht errathen, wenn ihr nicht ſelbſt des Glückes werth ſeyd, welches jene freundlichen Weſen der guten Fleurette zugedacht hatten, und das ich euch, wenn ihr es verdient, gern gönnen will b).

N. 9.

137.

Der Liebe höchſter Schmerz.

Kettencharade.

»Gibt es unter allen Bewohnerinnen des Himmels, oder auch nur unter den Töchtern der Erde eine Unglücklichere als mich? ſagte die Göttin der Morgenröthe einſt mit Thränen zu ihrer Schweſter Selene.«

»»Und warum hältſt du gerade dich für die Unglücklichſte?«« fragte Selene die Trauernde.

»Warum? Beglückt Liebe nicht die Unſterblichen, wie die Sterblichen. Alle beglückt ſie; Allen reicht ſie ihre frohen Kränze: nur mir hat ſie ihre ſchärfſten Dornen in's Herz gedrückt. Ich liebte den reizenden Orion. Wie reizend war er nicht! wie glücklich fühlte ich mich nicht in ſeinem Beſitze! Doch nur kurze Zeit währte mein Glück. Die Götter beneideten mich darum, und tödteten ihn mit ihren Pfeilen.«

»»Hellſtrahlend glänzt er am Himmel mit demantenem Schilde, noch jetzt von deinem Gürtel umſchlungen.««

»Mir aber iſt er entriſſen für immer. Gab es einen Erſatz für ihn: ſo war es der Sohn des Dejoneus, Cephalus. Allein die Liebe einer Göttin vermochte es nicht, die Erinnerung an eine Sterbliche aus ſeinem Herzen zu verdrängen, und ich mußte ihn aufgeben.«

»»Fandeſt du nicht das vollſte Glück der Liebe in den Armen Tithons, der nur dich liebte, und nur für dich glühte.««

»Ja; aber gerade dieſe Liebe war es, die den herbſten Schmerz auf mich häufte, der ein liebendes Weib treffen konnte. So vollkommen war mein Glück: daß mir nichts zu wünſchen übrig blieb, als ſeine ewige Dauer. Ich erflehte von Zeus für Tithon die Unſterblichkeit, und, ach! vergaß es, ihm auch das Geſchenk ewiger Jugend zu erflehen. Allen Zufällen der Sterblichkeit unterworfen, iſt er durch das ihm gewordene Geſchenk gränzenlos elend: weil es jede Pein, die er empfindet, zu einer ewigen macht, und jede Hoffnung ihres Aufhörens vernichtet.

Will man die drei Dornen, welche die Liebe der Tochter Hyperions in's Herz drückte, und an welchen ſchon tauſende von weiblichen Herzen verbluteten, jeden mit einem einzelnen Worte bezeichnen: ſo kann man es mit den drei folgenden:

Die zweite Sylbe des erſten Wortes verheißt die Liebe immer: aber die erſte taucht, wenn jene ſich mit ihr verbindet, die Roſen, welche ſie euch bietet, in Gift, und läßt euch nur ihre Stacheln empfinden a).

Wie tief dieſe Stacheln auch dringen, wie heftig ſie auch ſchmerzen mögen: tiefer dringt der zweite Dorn, und dauernder iſt der Schmerz, welchen er zurückläßt. Drei Sylben nennen ihn. Die beiden letzteren gefährden den Werth des Mannes, wie des Weibes; aber wo ſie Letzteres mit der erſten verbunden treffen: da vernichten ſie dieſen Werth — in ſeiner eigenen Meinung b).

Unſelig aber das Weib, das den dritten Dorn — fünf Zeichen nennen ihn — ſich ſelbſt in's Herz drückte. Denn was ſich jederzeit an uns rächt, rächt ſich mit tauſendfacher Pein an einem Herzen, das den Geliebten beglücken wollte, und ihn elend machte c).

L. 9.

138.

Charade.

Dreiſylbig.

Die erſte Sylbe.

Auf gold'nen Wölkchen ſenkt er zur Erde ſich,
Ein holder Jüngling; Veilchen umkränzen ihm
Die heit're Stirn, ſein Hauch iſt Liebe,
Wonne ſein Blick und Geſang die Stimme.

Die beiden andern.

Was die größern unſrer Brüder künden laut mit vollem Mund,
Geben wir, die kleinern, dir mit hellen Kinderſtimmen kund.

Das Ganze.

Boten ſind wir der Luſt, und Boten ſind wir der Liebe:
Liebe kündet und Luſt unſer Erblühen dir an.

E. 4.

139.

Charade.

Zweiſylbig.

Bedränget ſchwer mein Erſtes dich,
Leicht dann verliert das Zweite ſich.
Des Schmerzes ſanfteſte Tochter, ſagt, kennt ihr ſie?
Kein Strom von Thränen ſtürzt aus den Augen ihr;
An ihrer Wimper zittert die Thräne, wie
Am Kelch der welkenden Roſe der Tropfen hängt.
Nicht ſtürmiſch ſchwellt den Buſen der Seufzer Fluth:
Nur leiſe bebt er bei der Erinnerung,
An ſchwer empfund'ne Leiden, verlornes Glück,
Und an getäuſchte, ſelige Hoffnungen.

P. 4.

140.

Charade.

Vier Zeichen.

Vier Zeichen ſind's, die leicht dein Witz errathen kann,
Verbunden nennen ſie dir einen Mann;
Doch willſt du ſie zu zwei und zweien trennen:
So zeigen ſie ſtets zwei Perſonen an.

N. 6.

141.

Charade.

Acht Zeichen.

Beklagenswürdig, wer die erſten vier
Im hoffnungsloſen Buſen nährt;
Ihm iſt kein heit'res Glück gewährt,
Und könnt er über Delhi's Schatz gebahren.
»Sag,« ſprach Eliſe, was ſie deuten, mir.«
Ich ſchwieg. »Wie,« ſprach ſie, »ſoll ich's nicht erfahren?«
Da ſchnell entrangen ſich aus tiefſtem Herzensgrunde
Die letzten vier der Zeichen meinem Munde.

Das Ganze.

Auf Seraphſchwingen trägt ſie dich zum Himmel;
In ihrer höchſten Reinheit kann
Der Geiſt nur dort ſie finden, trifft er gleich
Sie auch im heitern Reich der Künſte an.

D. 1.

142.

Charade.

Vierſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Wenn im Schacht des Bergmanns Fleiß
Unter Mühe mich und Schweiß

Meiner Mutter abgerungen,
Und mich Feuergluth bezwungen:
Mehr, als Gold und Perlen nütze
Ich ſodann; du dankeſt mir
Mehr als dieſen: denn ich ſchütze
Ehre, Gut und Leben dir.

Die beiden letzten.

So wie der Säugling, ſchlummernd im Mutterſchooß,
Getroffen jetzt von einem beſeelter'n Blick
Der Liebe, raſch ſein Auge öffnet,
Lächelnd zur ſeligen Mutter aufblickt:

So ſchlumm're ich in grünender Wiege, bis
Ein milder Strahl der wärmeren Sonne mich
Zum Leben weckt, und blicke kindlich
Lächelnd empor zu des Himmels Auge.

Das Ganze.

Leicht erkennt ihr in dem Ganzen ſeiner Sylben erſtes Paar:
Und höchſt reizend ſtellt dem Blick es meine beiden letzten dar.

A. 8.

143.

Charade.

Vierſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Wäre der Glaube in mir an menſchliche Güte erſtorben:
Immer rieſen ſie ihn wieder in's Leben zurück.

Die beiden letzten.

Wäre der Glaube in mir an das Glück des Menſchen erſtorben:
Immer rieſen ſie ihn wieder in's Leben zurück.

Das Ganze.

Reiner und heiliger webt nichts And'res im Buſen des Weibes:
Darum, wo du mich triffſt, neigt ſich mir willig dein Herz.

N. 4.

144.

Charade.

Dreiſylbig.

Die erſte Sylbe.

Wie die ſonnichten Hügel erklingen,
Wecket er flötend den Wiederhall,

Wie ihn fröhlich die Heerden umſpringen,
Schreitet er hin durch das dampfende Thal:
Ihm zu Ehren mit ſchwellenden Kränzen
Schmücken die Hirten ſich Schläfe und Bruſt;
Und in kunſtlos verſchlungenen Tänzen
Jauchzen ſie aus die beglückende Luſt.

Die beiden letzten.

Verloren iſt mein Spiel; es muß verloren ſeyn:
Schlägt ganz beſonders nicht der letzten Paar mir ein.

Das Ganze.

Alle Haare vor Verdruße
Möcht' ich aus dem Bart mir raufen;
Solchem kecken Mädchendiebe
Unaufhörlich nachzulaufen.

Und gelingt mir's ihn zu fangen,
Bring' ich endlich ihn zum Stehen,
Immer mich gefoppt auf's neue
Und getrillt von ihm zu ſehen.

Aber haſch' ich ihn noch einmal,
Will ich ihn recht kräftig faſſen;
Und er ſoll dann meinem breiten
Meſſer Ohr und Naſe laſſen.

C. B.

145.

Charade.

Fünfſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

Verletzt von lautem Jubel des Frohſinns, ſucht
Mit tief zerriß'ner Bruſt ſie die Einſamkeit:
Wie Thau am Blumenkelche, beben
Thränen ihr an der geſenkten Wimper.

Die dritte.

Was wir immer auch beginnen,
Nirgends kennen wir das Ende:
Ob ſich's uns zur Freude wende,
Ob wir Schmerz und Gram gewinnen.
Was auf Erden immer hier
Wird vollbracht und nicht vollbracht:
Was wir thun, und was wir wagen
Lenket eine höh're Macht
Nach Geſetzen, welche wir
Fruchtlos zu ergründen ſtreben;
Und ſo magſt mit Recht du ſagen,
Wie auch unſ're Kraft ſich frei
Wähne, daß all' unſer Streben,
Ja, daß ſelbſt das ganze Leben
Meine dritte Sylbe ſey.

Die beiden letzten und das Ganze.

Erſcheint bedeutungslos das Leben dir:
So frag der Sylben letztes Paar nach ſeiner
Bedeutung. Es bezeichnet dir
Den Liebling der Natur, dem in der Wiege ſchon
Die reinſte Sehnſucht nach des Lebens Höchſten
Sie in die Bruſt gelegt. Darum vermag
Nur er es dir zu deuten. In dem erſten Paar
Der Sylben liegt die Deutung eingehüllt.
Die dritte füg' hinzu; ſie lehrt dich, wie
Die beiden erſten er verſöhnet, und in dieſer
Verſöhnung ſelbſt des Lebens höchſte
Bedeutung dich erkennen läßt.

P. 6.

146.

Charade.

Vierſylbig.

Die beiden erſten Sylben.

So wie bunte Schmetterlinge
Sich aus ihren Hülſen ſchwingen,
Blüthen aus den Knoſpen dringen,
Vögel in dem Frühlingshaine
Bei des Frühroths erſtem Scheine
Luſtig in den Zweigen ſingen:
So ſind beide erſte Sylben

Dieſes armen Lebens Blüthen;
Ähnlich ſind ſie Schmetterlingen:
Und wie Vögel in dem Haine
Munter ſingen, ſind auch ſie,
Gänzlich Luſt und Melodie.

Die beiden letzten.

Laß die beiden erſten ſchwinden,
Dich ihr Gegentheil umwinden:
Nur in meinen beiden letzten
Wirſt du dann Erleicht'rung finden.

Das Ganze.

Beglückter! welchen ſo der Himmel liebt,
Daß oft er ihm mein Ganzes gibt.

A. 10.

117.

Das Präfix: Ge.

Kettencharade.

Es iſt mitunter drollig, wie die **deutſchen Präfixe** die Bedeutung der Wörter verwandeln. **Als** Beweis mag das Präfix: Ge, dienen.

So z. B. benennen drei Zeichen, **was ſehr** oft die Urſache von leichten oder ſchweren **Verwundungen** iſt; ſetzt man ihnen hingegen das **obige Präfix** vor: ſo entſteht, was jede Verwundung **abhält a).**

Um drei andere Zeichen von ſeiner Geliebten zu erhalten, hat ſchon Mancher in Gefahr geſezt, was, mit beſagtem Präfix verbunden, man in Gefahr zu ſetzen, ſich billig ein wenig bedenken ſollte b).

Drei andere Zeichen nennen eine Frucht, und deuten in jener Verbindung einen Zuſtand von Luſt oder Wohlbehagen an c).

Vier Zeichen ſind ein Schmähwort, das man von denjenigen braucht, welche ſich dieſe vier Zeichen mit dem Präfixe beilegen, da ſie ihnen in dieſer Verbindung doch gänzlich mangeln d).

Vier andere Zeichen begränzen und ſchließen: aber weh demjenigen! welchem ſie gänzlich mit der benannten Vorſetzſylbe fehlen. Er iſt aus der Geſellſchaft der Menſchen ſo gut wie ausgeſchloſſen, und darf nicht auf die Straße treten, ohne ins Zuchthaus oder ins Tollhaus geſperrt zu werden e).

Fünf Zeichen nennen einen deutſchen Dichter. Daß, trotz ſeines ſehr achtbaren Talentes, die ganze Welt an ihm Geſchmack finden ſolle, iſt billiger Weiſe nicht wohl zu erwarten; aber die ganze Welt findet an den fünf Zeichen ſeines Namens Gefallen, wenn ihnen die vielbelobte Vorſetzſylbe vorgeſetzt wird f).

Sechs Zeichen bewähren die Kraft und ſind der Schmuck deines Geiſtes; aber Höheres leiſten ſie in Verbindung mit jener Sylbe: denn ſie werden zum treueſten Hüther der Reinheit deines Herzens g).

N. 5.

148.

Die vier ſchönſten Dinge.

Kettenräthſel.

Vier Dinge, ſagt der Koran — vier Himmliſche hätte er ſagen ſollen — ſind unendlich ſchön.

Geſchwiſter ſind die beiden Erſten, Töchter einer und derſelben Mutter. Beide ſind ſie Himmliſche; vom Himmel dem Sterblichen geſandt, daß ſie die Laſt des Daſeyns ertragen, und ihr Herz ſich durch ſie mit muthiger Begeiſterung über die Erde erhebe, zur Hoffnung eines beſſeren Daſeyns. Unendlich ſchön ſind ſie, und ihre Schönheit iſt der Abglanz eines fremden Glückes, in welchem wir unſer eigenes finden a, b).

Schön durch ſich ſelbſt iſt die Dritte, und am ſchönſten in Geſellſchaft jener Beiden, wie dieſe wieder durch ſie ihren höchſten Reiz erhalten. Warum, ach! muß ihre Schönheit ſo ſchnell vergänglich ſeyn c).

Unendlich ſchön iſt die Vierte, und nicht vergänglich iſt ihre Schönheit, wie die Schönheit der drei Erſteren. Denn eben ſie ward den Menſchen vom Himmel gegeben, damit der Reiz von jenen in ſeiner reichſten Fülle unvergänglich in ihr fortblühe d).

P. 8.

149.

Freund Heins Launen.

Kettencharade.

Daß wir ſchwache Menſchen tauſend Launen haben, iſt verzeihlich: denn wir leben gerade lange genug, um endlich, wenn es zu ſpät iſt, einzuſehen, wie wenig dabei herauskömmt. Aber von Freund Hein, dem Sohne einer Unſterblichen — nach Heſiodus gebar ihn die Nacht — der eine ſo lange Praxis vor ſich hat, ſollte man eine ſolidere Aufführung erwarten. Wie hübſch wäre es nicht, wenn er bei ſeinem Geſchäft mit einer gewiſſen Ordnung und Verläßlichkeit verführe, und die Schurken alle durch eine beſtimmte Krankheit, z. B. durch eine Verengung der Luftröhre, die Guten hingegen aus den weichen Armen ſeines Bruders übernähme. Statt deſſen greift er immer nur zu, wie es ihm ſeine tolle Laune eingibt, und iſt ein ſo unſyſtematiſcher Strudelkopf, wie man ſich nur immer einen vorſtellen mag.

So zum Beiſpiel hätte der Philoſoph Alexander aus Elis noch wie viele Diſtinctionen und Sophismen ausſinnen können, um ſich ſelbſt und andere ehrliche Leute damit zum Beſten zu haben: aber da treibt ihn unſer Mann, als er durch den

Alpheus ſchwimmt, gegen ein ſpitziges * und macht damit allen ſeinen Spitzfindigkeiten mit einem Male ein Ende.

Vier Zeichen nennen das ausgelaſſene Wort. Nimm das erſte davon weg, und ſie nennen einen Theil des menſchlichen Körpers a).

Der Dichter Sotades beſaß einen ungemein leichten Witz, und ſchrieb, um dieſen recht glänzend zu zeigen, eine Menge hämiſche Gedichte gegen den König Ptolemäus. Der König, welcher an dem Witze des Dichters, ſo leicht dieſer auch war, nur wenig Geſchmack fand, ließ denſelben in eine bleierne ** verſchließen und ihn ins Meer werfen.

Vier Zeichen geben einen Frauennamen an; ſetz ihnen noch ein fünftes vor, und ſie nennen das Gefäß, durch deſſen Schwere der unſelige Dichter, trotz der Leichtigkeit ſeines Witzes, in die Tiefe gezogen wurde b).

Jenen holte ſich Freund Hein aus der Tiefe: einen andern, den Huſſiten-Anführer Rohaz, wollte er im Gegentheil von der Höhe wegnehmen. Auf die Höhe ſeines Felſenneſtes vertrauend, hatte der Huſſite dem Kaiſer Sigismund lange übermüthig getrotzt, bis er demſelben zuletzt dennoch in die Hände fiel. Der Kaiſer ließ ihn jetzt hängen; allein nicht auf die gewöhnliche Weiſe, welche die Sache an einem ſimplen Balken oder an einem Baume abmacht; ſondern mit Auszeichnung und mit billiger Rückſicht auf den Hochſinn des Betheiligten. Der Galgen nämlich, an welchem man den Hochſinnigen hing, hatte mehrere —

Die erſte Sylbe in den Wäldern geboren, und unſcheinbar an ſich ſelbſt, macht, reich verziert, wenn ſie in die rechten Hände gelangt, oft den ganzen Erdkreis, aber auch in ihrem unſcheinbaren Naturgewande denjenigen erzittern, der mit ihr in eine unfreiwillige Berührung geräth; auf die beiden letzten wende dein ganzes Sinnen und Streben: denn nur durch ſie kannſt du werden und gelten, was zu werden und gelten du wünſcheſt e).

Daß er ſo oft durch den Schmerz tödtet, iſt grauſam und traurig genug; aber faſt noch grauſamer iſt es, daß er ſich oft tückiſcher Weiſe ſelbſt der Freude bedient, um ſeine Opfer hinzuraffen. Das Letztere ſoll Mehreren begegnet ſeyn, welche in den olympiſchen oder dramatiſchen Wettſpielen den Preis erhalten hatten; unter Andern auch dem

Komiker Cratinus: obwohl Einige erzählen, daß er aus Traurigkeit über einen umgeſtürzten * * geſtorben ſey.

Die erſte Sylbe weckt die Freude und tröſtet den Schmerz; einen bekannten Philoſophen und rüſtigen Pamphletſchreiber nennet dir die Zweite d).

Wie Viele Freund Hein mitten im Genuſſe der Tafelfreuden wegrafft, iſt bekannt. Da die meiſten Lebemänner recht gut wiſſen, wie viel ſie ihrer Verdauungskraft zumuthen dürfen, und unſer werther Freund in der That eh' zu viel, als zu wenig Nachſicht gegen ſie beweiſt: ſo kann man unbedenklich jede Ausnahme dieſer Art auf Rechnung ſeiner extravaganten Launenhaftigkeit ſetzen. Zwiſchen ein halbes und ein ganzes Dutzend Hühner pflegte der ſchleſiſche Herzog Boleslav auf einem Sitze für gewöhnlich zu eſſen: an einem Oſterſonntag aß er einſt deren zwölf. Freund Hein ließ es ganz ruhig geſchehen. Aber nun fällt es dem guten Herzog ein nach dem dreizehnten zu langen; und das dünkt unſerm Sauerkopf mit einem Male zu viel zu ſeyn. Ohne weitere Umſtände greift er dem guten Herzog in den * *; ſo unſanft, daß er das Kauen für immer unterlaſſen mußte.

Wie Herkules hat der Mann, welchen die vier in den Sinn genommenen Zeichen nennen, die grimmigſten Thiere gebändigt. Das fragliche Wort iſt gefunden, wenn ihr ſeinem Namen noch ein Zeichen vorſetzt e).

Weit mehr Nachſicht pflegt er mit den Trinkern zu haben. Allein auch hier zeigt er keine Conſequenz; und Manchen rafft er gleich bei ſeinen erſten Verſuchen dahin, der, wenn er ihm zur Ausbildung ſeiner Talente Zeit gelaſſen hätte, ſchon nach wenig Jahren es mit den ausgezeichnetſten Männern vom Fache hätte aufnehmen können.

O. 9.

150.

Mahomeds Paradies.

Kettencharade.

Vor dem Paradieſe, ſagt Ali, ſteht ein Baum, an deſſen Fuß zwei Quellen entſpringen. Die Auserwählten baden ſich in der einen, und trinken aus der andern. Die erſte reinigt ihren Leib, die zweite ihr Gemüth von jedem irdiſchen Unrath.

Die Zahl der Himmel iſt ſieben.

Der vornehmſte dieſer ſieben Himmel iſt Eden, wo nur Propheten und Blutzeugen wohnen. Nach andern Überlieferungen gibt es acht, nach andern nur vier Paradieſe; zwei aus Gold, und zwei aus Silber.

Alle Gegenſtände des Paradieſes ſind zwar den irdiſchen, die uns umgeben, dem äußern Anſehen nach ähnlich, aber von edlerer Natur. So iſt die Erde Moſchus, der Mörtel Silber, die Blätter und Blumen ſind weiche Smaragden und Rubinen.

Nach einer vom Iman Termedi aufbewahrten mündlichen Überlieferung ſind im Paradieſe vier Seen; der eine aus Waſſer, der andere aus Honig, der dritte aus Milch und der vierte aus Wein, aus welchen ſich vier Flüſſe ergieſſen. Die Erde, über welche ſie fließen, iſt mit Rubinen beſäet, weiß wie * *, und wohlriechender, als Moſchus.

Nehmt von den ſieben Zeichen des ausgelaſſenen Wortes die beiden letzten weg, und die fünf übrig bleibenden lehren euch, wodurch nicht bloß das Paradies allein: ſondern auch auf Erden Alles errungen werden muß; laßt das erſte Zeichen weg, und die übrigen nennen eine ſehr bekannte Pflanze an.

Die Palläſte des Paradieſes ſind aus Rubin, Perlen, Smaragden und Gold erbaut; die Köſchke mit den reichſten Stoffen und Matten behangen. Die Einrichtung beſteht aus goldenen Geſchirren und diamantenen Gläſern.

Jeder Auserwählte hat ſiebzig Polſter, ſich darauf zu ſtützen und zu legen, und ruht auf erhabenen Betten. Dieſe Betten ſind, eins über das andere, ſo hoch aufgepolſtert, daß nach der Meinung einiger Ausleger die ſenkrechte Höhe eines ſolchen Himmelbettes, zu dem die Engel die Leiter halten, fünfhundert Jahre Weges beträgt.

Des Paradieſes Herrlichkeit überſteigt zehnmal die Herrlichkeit der Welt. (Die Schätzung iſt augenſcheinlich zu beſcheiden). Der geringſte der Paradieſesbewohner hat achtzigtauſend Knaben zu ſeiner Bedienung; und überdieß zwei und ſiebzig, nach andern Auslegern jedoch fünfhundert Gemahlinnen, nach den verſchiedenen Graden der Tugend und des Verdienſtes.

Der Baum des Paradieſes heißt Tuba. Gott allein kennt die Größe und Ausdehnung desſelben. Unter einem ſeiner Zweige könnte ein Reiter ſiebzig Jahre lang in geſtrecktem Galopp reiten. Auf demſelben ſitzen Vögel, groß wie Kamehle, und die Blätter ſind Kaftane und Shawle und andere Ehrenkleider, die der Baum für die Bewohner des Paradieſes abſchüttelt. (Kein Zweifel, daß Mahomed, wenn er wieder aufſtünde, unter unſern Damen Proſelytinnen in Menge machen würde.) Wenn der Wind durch die Blätter rauſcht, ſo

Anſchauung Gottes. Wenn ſie von ihr zurückkehren zu ihren Gemahlinnen: ſo verwundern ſich dieſe über den Schein, der von ihren Geſichtern ſtrahlt, und der ſie noch einmal ſo ſchön macht.

Es iſt, antworten die Auserwählten, der Abglanz von Gottes Antlitz, den wir von Angeſicht zu Angeſicht geſchaut haben.

P. 10.

Auflöſungen.

A.

1. Alpenſtock.
2. Altklug.
3. Goldſtaub.
4. Brautkranz.
5. Anakreon.
6. Erich.
7. Oſtade.
8. Eiſenblüthe.
9. Luftſchloß.
10. Freudenthränen.

B.

1. Kalkbrenner. — Name eines Virtuoſen auf dem Pianoforte.
2. Blumenuhr.
3. Leichtſinn.
4. Nordhauſen.
5. Waſſernymphe.
6. Herzklopfen.
7. Weiberlaunen.
8. Rosmarinſtaude.
9. Wintergrün.
10. Farbenlehre.

C.

1. Wodan.
2. Sokrates.
3. Dummkopf.
4. Geduldprobe.
5. Oberlippe. — Ob, Obn, ein Fluß in Sibirien.
6. Biberach.
7. Frauenglas.
8. Kaffeeſatz.
9. Strickbeutel.
10. Augenlied.

D.

1. Harmonie.
2. Bärentanz.
3. Naturgeſetz.
4. Bitter Rettig.
5. Treubold.
6. Rieſengebirge.
7. Tauſendſchön.
8. a) Alchymie. b) Sonnenanbeter. c) Haſenfuß. d) Hornvieh. — Der Minotaurus, ein Ungeheuer, halb Stier, halb Menſch, wurde von Theſeus getödtet. — Der Hafen von Konſtantinopel wurde einſt das goldene Horn genannt. e) Weltbrand. f) Schminkbüchſe. g) Silberruthe.
9. Frauenehre.
10. Jonina.

E.

1. Seeland. Landſee.
2. Schwanengeſang.
3. Vogelheerd.
4. Maiglöckchen.

5. Offenbach.
6. Trauring.
7. Feenwelt.
8. Pantalon.
9. Florida.
10. Allerliebſt.

F.

1. Zeitgenoſſen.
2. Marathon.
3. Clarendon.
4. Nachtſchatten.
5. Mannweib.
6. Mädchentreue.
7. a) Wolle fromm. b) Denke frei. c) Handle froh. d) Trage friſch.
8. Kapitalien.
9. Siam. Mais.
10. Zeitraum.

G.

1. Lachsforelle.
2. Herzbeutel.
3. Raygras.
4. Schwarzwald.
5. Herzgrube.
6. Teichgräber.
7. Diſtelfink.
8. Albanien.
9. a) Ducaten. Die Holländer zeigen den Spruch: Concordia res parvae etc.; die Kremnitzer das Bild der Muttergottes mit dem Kinde. b) Burgunder. c) Mädchenaugen. d) Dante. Tante. e)
Friederich der Fürſt der Brennen ꝛc., Ramler.
10. Amme. Emma.

H.

1. Abendroth.
2. Handkorb.
3. Morgenandacht.
4. Tropfſteinhöhle.
5. Heldenſage.
6. Todtenſchein.
7. Beliſar.
8. Enna. Anne.
9. Erdzunge.
10. Müller.

J.

1. Retter.
2. Jakobi. Die Wüſte Kobi in Aſien.
3. Scheintod.
4. Brautmutter.
5. Maßliebe. Gänſeblümchen.
6. Lämmergeier.
7. Arioſto.
8. Keilſchrift.
9. Otto.
10. Portrait.

K.

1. Berni.
2. Mitgefühl.
3. Bariton.
4. Tagebuch.
5. Bittererde.
6. Elfenbein.
7. a) Flitterkram. b) Einklang. c) Meerſchaum. d) Zuckerplätzchen. e) Handfernglas.
8. Agamemnon.

9. Manteufel.
10. Eldorado. Dole, eine der höchſten Kuppen des Juragebirges.

L.

1. Granada. Gran. Adda.
2. Maſaniello.
3. Sinis. Ein Räuber, den Theſeus tödtete.
4. Stillleben. So nennen die Maler Gemälde, auf welchen Früchte, todtes Geflügel ꝛc. vorgeſtellt ſind.
5. Ebro. Orbe.
6. Schattenreich.
7. a) Hirſchhorngeiſt. b) Diamantkreuz. c) Kopfweh. d) Flohſtich.
8. Feierſtunden.
9. a) Verluſt. b) Verſchmähung. c) Schuld.
10. a) Butterweck. Bouterwek. b) Blutwurſt. c) Markgrafenneuſiedel.

M.

1. Weinrebe und Ulmbaum.
2. a) Spitzmaus. b) Gekrache. c) Fund. d) Ameiſen. e) Gambaden.
3. Seni. Ines. (Agnes.)

— Ein kleiner Mann mit weiſſen Haaren,
Der freundlich gleich mir ſeine Gunſt geſchenkt.
Thekla im Wallenſtein. ſ. 3

4. a) Freimuth. b) Starkmuth. c) Gleichmuth d) Sanftmuth.
6. Fortkommen.
6. Hermann.
7. Philoſophie.
8. Herbſtferien.
9. Egge.
10. Holdſelig.

N.

1. Meerweib.
2. Scheidebrief.
3. a) Feldmeſſer. b) Feldſalat. Salat. c) Feldſchlange. d) Feldzug. e) Feldtrompeter. Tromp, ein holländiſcher Seeheld. f) Haupthaar. Die Haare der Blätter; Haarſilber, Haaramethyſt ꝛc., Haarſtern, Komet. Die Perückenmacher backen die Haare. Haarpinſel. Haarmörtel. Angebrannter Haare bedient man ſich um Ohnmächtige zu ſich zu bringen; der Kuhhaare als Stoppeln. g) Hauptſchmuck. h) Hauptwunde. i) Mann.
4. Mutterliebe.
5. a) Biß. Gebiß. b) Nick. Genick. c) Nuß. Genuß. d) Wicht. Gewicht. e) Wand. Gewand. f) Schenk. Geſchenk. g) Wiſſen. Gewiſſen.
6. Mißgunſt.
7. a) Liebe. b) Stahlarzeneien. Stahlwaſſer. Stahlgrün. In Paris verfertigte man vor einigen Jahren Kleidungsſtücke aus Stahldrath. c) Stahlroſetten. d) Stahlketten. e) Edelſteine. f) Der rothe Faden, der durch alle für die engliſche Marine verfertigten Taue lauft. g) Plan.
8. a) Märchenerzähler. b) Weizenkörner. c) Aufhängen. d) Wunſchbefriedigung. e) Backenſtreiche. f) Der Zweigehörnte. Der Zweifachgehörnte. g) Unſterblichkeit.
9. a) Eine. Keine. b) Wechſeltauſch.
10. Paraſol.

O.

1. a) Feuerſtein. b) Streuſand. Streuſand aus geraſpeltem Elfenbein; aus zerſtoßenem Glaſe. c) Soliman. d) Schnurbart. Schnur. Schwiegertochter. Jean Bart. e) Domino. Rabelais ſoll ſich auf dem

Todtenbette einen Domino haben bringen laſſen, um darin zu ſterben.

2. a) **Tod.** b) **Grab.** c) **Todesfackeln.** d) **Urquell.**
3. a) **Menſchengeſtalt.** b) **Granatapfel.** **Apel.** c) **Ausübung.** d) **Schlangenblick.** e) **Rheinwein.**
4. a) **Sinnreich.** b) **Schweigſelig.** c) **Schmiegſam.** d) **Sanft.**
5. **Paracelſus.**
6. a) **Bartputzer.** **Bartſtern.** **Komet.** b) **Schulmeiſter.** c) **Eider.** **Neider.** **Schneider.**
7. a) **Frauenveilchen.** Viola matronalis. b) **Dijonröschen.** c) **Hahnenkamm.** In England verſieht man die Hahnen bei Hahnenkämpfen mit ſtählernen Spornen.
8. a) **Tugend.** **Freiheit.** **Glück.** b) **Ruhig.** c) **Eigennutz.** d) **Das.** **Daß.** **Eigenſinn.**
9. a) **Rohr.** **Ohr.** b) **Anne.** **Kanne.** c) **Stockwerke.** d) **Weinkrug.** e) **Acken.** **Nacken.**
10. a) **Blutgier.** b) **Spießbürger.** c) **Halbgott.**

P.

1. a) **Prügelholz.** b) **Gottſeybeiuns.** Die Bey's der Mameluken. c) **Queckſilber.** **Quecke,** ein Unkraut. d) **Pfennigkerze.** Kerzen aus Wallrath. e) **Selbſtgenügſamkeit.**
2. **Eros.** **Heros.**
3. a) **Arm.** b) **Armee.** c) **Armada.** d) **Armbruſt.** e) **Armgard.** **Gard.** f) **Armband.** Die Perſerinnen tragen Armbänder, auf welche Sprüche aus dem Koran geſtickt ſind. g) **Armſelig.**
4. **Wehmuth.**
5. a) **Krautkeller.** **Kraut** und **Loth.** b) **Sachſenhauſen.** c) **Heuſchrecken.** d) **Feuerleiter.** Wärmeleiter. Elektricitätsleiter. Sturmleiter. Galgenleiter. e) **Danamora.** In Schweden. f) **Lügenmaul.** **Lügenſack.** **Lügenſchmied.**

6. Trauerſpieldichter.

7. Dulderſinn.

8. a) b) Liebe. Freundſchaft. c) Jugend. d) Dichtkunſt.

9. Bliz.

10. a) Kampfer. Kampf. Ampfer. b) Beſchränkten Blickes. c) Roſenduft.

Bei dem Verleger dieſes Werkes, ſo wie in allen Buchhandlungen Deutſchlands, ſind auch nachſtehende empfehlenswerthe Werke zu haben:

Braun von Braunthal, J. K., Loda. Trauerſpiel in drei Acten. Nach Oſſians Gedichte gleichen Namens. 12. 1826. Schreibp. 1 fl. 15 kr. Druckp. 1 fl. C. M.

— — Die äſthetiſch gebildete Dame. Oder: Das für Frauen Wiſſenswertheſte aus dem Gebiete der Äſthetik. In zwei Büchern. 12. 1830. 1 fl. C. M.

— — Antitheſen; oder Herrn Humors Wanderungen durch Wien und Berlin. Eine Sammlung Skizzen aus dem Wiener und Berliner Volksleben, nach der Natur gezeichnet. 12. 1834. 36 kr. C. M.

Deinhardſtein, Erzherzog Maximilians Brautzug. Dramatiſches Gedicht in fünf Abtheilungen. Nach dem Teuerdanck. 12. 1832. 40 kr. C. M.

Enk, M., Die Blumen. Lehrgedicht in drei Geſängen. 12. 1822. 36 kr. C. M.

— — Eudoxia, oder die Quellen der Seelenruhe. 8. 1824. 45 kr. C. M.

— — Das Bild der Nemeſis. 12. 1825. 45 kr.

— — Melpomene, oder über das tragiſche Intereſſe. 8. 1827. 2 fl. C. M.

— — Über den Umgang mit uns ſelbſt. 12. 1829 1 fl. C. M.

— — Don Tiburzio. 12. 1831. 1 fl. C. M.

— — Dorat's Tod. 12. 1833. 1 fl. C. M.

Giftſchütz, A., Zeitvertreib für Sprachfreunde. Sinngedichte, Wort- und Räthſelſpiele in deutſcher, engliſcher, lateiniſcher, franzöſiſcher, italieniſcher und ſpaniſcher Sprache. 12. 1833. 24 kr. C. M.

Glatz, J., **Julius von Klarenau, oder die** Stimme eines edlen Greiſes an den Geiſt und das Herz eines hoffnungvollen Jünglings. Ein Seitenſtuck zu Woldemars Vermächtniß an ſeinen Sohn. 12. 1824. 1 fl. 45 kr. geb. 2 fl. C. M.

Hartmann, Ph. C., **der Geiſt des Menſchen** in ſeinen Verhaltniſſen zum phyſiſchen Leben, oder Grundzuge zu einer Phyſiologie des Denkens. Für Arzte, Philoſophen und Menſchen im hohern Sinne des Wortes. Zweite, vom Verfaſſer ſelbſt vermehrte Auflage. gr. 8. 1832. 2 fl. 30 kr. C. M.

Meyer, Ph., **Theorie und Litteratur der deutſchen Dichtungsarten.** Ein Handbuch zur Bildung des Styls und des Geſchmackes. 3 Bande. gr. 8. 1824. 4 fl. 30 kr. C. M.

Neumann, J. Ph., **Ernſt, Frohſinn und Scherz.** In Dichtungen mannigfachen Inhaltes. 12. 1830. 1 fl. 15 kr. C. M.

Schmidl, A, **Wien wie es iſt. Ein Gemälde** der Kaiſerſtadt und ihrer nächſten Umgebungen in Beziehung auf Topographie, Statiſtik und geſelliges Leben, mit beſonderer Berückſichtigung wiſſenſchaftlicher Anſtalten und Sammlungen nach authentiſchen Quellen dargeſtellt. Mit einem Plane der Stadt und Vorſtädte. 12. 1833. Poſt=Druckp. 1 fl. 30 kr. Schreib=Velinp. 2 fl. C. M.

Wimmer, G. A., **Bibliothek naturhiſtoriſcher** Reiſen für die reifere Jugend. 1ſtes bis 4tes Bändchen. Enthält: Alexander von Humboldt und Aimé Bonpland Reiſe in die Aquinoctial=Gegenden des neuen Continents. Für die reifere Jugend zur belehrenden Unterhaltung bearbeitet. 4 Bandchen. Mit Humboldt's Portrait, 9 Kupfertafeln und 3 Charten. 12. 1830. Broſchirt 6 fl., cartonirt 6 fl. 30 kr. C. M.

Von der

Beurtheilung Anderer.

In ſechs Büchern.

Von

M. Enk.

Carl Gerold's S.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bey Carl Gerold.
1835.

BI[illegible]
[illegible]
[illegible]ON[illegible]

Seinem Freunde

Joh. Kaspar Kern

gewidmet

von dem Verfaſſer.

Vorrede.

Je beſchränkter Dasjenige iſt, was eine Schrift über den Gegenſtand, welchen die gegenwärtige zum Vorwurf hat, überhaupt leiſten kann: deſto nöthiger iſt es, daß ihr Verfaſſer über ein paar Punkte von vorne herein mit ſeinem Leſer ſich auseinander ſetze.

Eine Schrift dieſer Art kann, der Natur ihres Gegenſtandes nach, nur eine aphoriſtiſche und fragmentariſche ſeyn. Wo Alles ein Eigenthümliches und Beſonderes iſt, kann die Unterſuchung ſelbſt die allgemeinſten Grundſätze nur auf dieſe Weiſe andeuten.

Der Standpunkt dieſer Schrift iſt der *pſychologiſche*, nicht der *ethiſche*. Auf den letzteren iſt nur dann Rückſicht genommen, wenn jener ſelbſt dieſes forderte, oder wenn irgend ein Mißverſtehen der gewonnenen Reſultate zu beſorgen war.

Manche Leſer werden vielleicht wünſchen, daß der Verfaſſer ſeinen Bemerkungen Beyſpiele hinzugefügt hätte. Allein zu welchem Umfang hätte ſeine Schrift dann nicht anſchwellen müſſen? da kürzere Andeutungen hier wenig nützen konnten. Er dachte ſich Leſer, welche die Beyſpiele zu jedem Abſchnitt ſich ſelbſt ſuchen würden. Nur ſolchen Leſern kann dieſe Schrift nützlich werden, und nur auf ſolche Weiſe. Und was ſollten Andere auch überhaupt mit ihr anfangen?

Anzüglichkeiten wird in dieſem Buch niemand weder ſuchen, noch finden. Eine Schrift über den Gegenſtand der vorliegenden müßte nothwendig ſchlecht ſeyn, wenn ſie den rein objektiven Standpunkt irgendwo aufgeben wollte. Auch hält der Verfaſſer nicht viel von Anzüglichkeiten, und hat, wenn er Urſache hatte, ſich für gekränkt zu halten, darüber ſich immer offen und unumwunden ausgeſprochen. Den Einfluß ſelbſt einer gerechten Empfindlichkeit hat er bey ſeiner Beurtheilung Anderer immer möglichſt abzuhalten geſucht. Er hat in ſeinen Urtheilen über Andere geirrt, wie Jeder irrt; und den erkannten Irrthum immer bereitwillig aufgegeben: obwohl die Erfahrung ihm manches frühere Urtheil, mehr als hinreichend, beſtätigt hat.

Wien, am 25. September 1834.

Von der Beurtheilung Anderer.

Des Unſichtbaren iſt mehr, als des Sichtbaren.

(Samml. türk. Sprichwörter im Ausl.
Febr. 1834. Nr. 19.)

Erſtes Buch.

1.

Die erſte Frage, welche wir uns bey jedem Gegenſtand unſers Nachdenkens zu ſtellen haben, iſt: wie weit unſre Erkenntnißkraft überhaupt ausreiche, um über denſelben zu befriedigenden Reſultaten zu gelangen.

Die Antwort auf dieſe Frage in Beziehung auf die Beurtheilung Anderer iſt eine ſehr unerfreuliche.

Mit voller Sicherheit vermögen wir nämlich in keinem einzigen Falle, weder über uns ſelbſt, noch über Andere ein Urtheil feſtzuſtellen.

2.

Es gibt nämlich durchaus keine Zuverläßigkeit in der Auffaſſung und Beurtheilung pſychiſcher Zuſtände.

Sollte es eine ſolche Zuverläßigkeit für uns geben, ſo müßten wir den Menſchen nach allen ſeinen Anlagen, Kräften und Beſtrebungen; nach Maß, Verhältniß und Wechſelwirkung derſelben, und mit erſchöpfender Kenntniß der Bedingungen ihrer Entwicklung und Ausbildung, als ein Ganzes aufzufaſſen vermögen. Denn:

Es gibt im Menſchen nichts Vereinzeltes.

Wie in unſerm Körper jede Faſer, jeder Nerve jede Muskel, jede Ader, jede Drüſe u. ſ. w.; wie in der ganzen phyſiſchen Welt jeder, auch der geringſte Theil der Materie ſeiner eigenthümlichen Beſchaffenheit nach mit allen übrigen Theilen zuſammenhängt: ſo iſt auch in unſrer innern Welt keine Vorſtellung, keine Empfindung als eine vereinzelte vorhanden; jede ſteht nach ihrer eigenthümlichen Beſchaffenheit mit allen übrigen, ſo wie mit allen äußeren Bedingungen ihrer Ausbildung im Zuſammenhange. Wie unerfaßbar und unüberſehbar dieſer Zuſammenhang ſey, mögen wir nur dann erkennen, wenn wir ihn nicht bloß als einen unmittelbaren, ſondern als einen mittelbaren ins Auge faſſen; wenn wir berückſichtigen, wie Alles in uns in beſtändigem Fluſſe, und jede Wirkung zugleich wieder mittelbare oder unmittelbare Urſache einer andern Veränderung iſt. Nur dann zeigt er ſich uns in jenem unberechenbaren Umfange ſeiner Verzweigung, der es uns unmöglich macht, mehr als die nächſten und offenbarſten Richtungen derſelben zu verfolgen, oder auch nur dieſe mit hinreichender Beſtimmtheit anzugeben.

3.

Unſer Forſchen über pſychiſche Zuſtände iſt alſo immer auf Bruchſtücke beſchränkt. Die Reſultate deſſelben können daher ebenfalls immer nur Bruchſtücke, und müſſen darum nothwendig unzulänglich ſeyn.

Überdieß: vermöchten wir auch die weſentlichſten Beſtandtheile und Gründe eines Charakters oder eines Seelenzuſtandes mit einiger Sicherheit und Vollſtändigkeit zu erforſchen — nur für das Körperliche haben wir einen beſtimmten Maßſtab. Der relative Maßſtab für die Stärke und den Einfluß aller Vorſtellungen und Empfindungen reicht nicht weiter, als daß er ausweiſt, die eine überwiege die andere. Nur bey ſich widerſtreitenden Vorſtellungen und Empfindungen iſt er anwendbar, und nur bey den offen zu Tage liegenden.

Eine vollkommen richtige Kenntniß des Ganzen aber iſt überall unmöglich, wo wir nicht mit Sicherheit das Verhältniß aller einzelnen Theile zu beſtimmen vermögen.

4.

Wenn auf ſolche Weiſe die Unſicherheit und Unzulänglichkeit jedes Urtheils über Andere durch die engen Grenzen unſrer Erkenntnißkraft ſchon im Allgemeinen bedingt iſt: ſo treten noch beſondere Umſtände ein, welche dieſe Unſicherheit vermehren, und uns zu unrichtigen Urtheilen über Andere veranlaſſen.

Als die erſte Quelle ſolcher Urtheile muß die Unbeſtimmtheit und Mangelhaftigkeit der Begriffe bezeichnet werden, welche wir ihnen zum Grunde legen. — »Er iſt karg; er iſt geizig; er iſt hart; er iſt hochmüthig; er iſt hoffärtig« ꝛc. — Fragt nun euern Mann: Was iſt Geiz? was iſt Kargheit? was Härte? was Hochmuth? was Hoffart? Wenn der allgemeine Begriff, dem wir ein Beſonderes unterordnen, nicht in ſcharfer Beſtimmtheit in uns liegt: wie können wir ein zuverläßiges Urtheil darauf gründen, und mit welchem Recht dürfen wir unſer Urtheil ausſprechen?

5.

Allein nicht erzeugt bloß, auch fortgepflanzt wird ein unrichtiges Urtheil durch die Unſicherheit des ihm zum Grunde liegenden Begriffes, und ſeiner Bezeichnung. Der Ausdruck, an welchen wir unſer Urtheil knüpfen, ſtellt dieſes gewiſſermaßen feſt; er haftet in unſerm Gedächtniß; er wird ſich uns bey jeder ſpätern Beobachtung oder Wahrnehmung immer zuerſt anbieten; und ſollten wir ſelbſt die Unbeſtimmtheit des unſerm unrichtigen Urtheil zum Grunde liegenden Begriffes in der Folge gewahr werden: ſo liegt es uns dann weit näher, Wahrnehmung und Beobachtung dem einmal feſtgeſtellten Urtheil anzupaſſen, als dieſes nach dem beſtimmteren Begriffe zu berichtigen.

6.

Jene Beſtimmtheit der Begriffe und ihrer Bezeichnung, deren wir bedürfen, um Andere ſo richtig zu beurtheilen, als wir es ſonſt vermögen, kann nur durch Studium und Nachdenken erworben werden. Es gilt hier ein eigentliches Lernen; indem die ſtetige Verknüpfung eines beſtimmten Begriffes mit einer beſtimmten Bezeichnung etwas Poſitives und Hiſtoriſches iſt. Wir geben uns Mühe die verſchiednen Geräthſchaften des Luxus und Vergnügens richtig unterſcheiden zu lernen; verdienen die Eigenſchaften, die Zuſtände und Veränderungen der Seele nicht die gleiche Sorgfalt? Ein Zierbengel würde es höchſt unverzeihlich, und über die Maßen lächerlich finden, wenn wir irgend einen Theil ſeines Anzugs, dem Stoff oder Schnitt nach, mit einem falſchen Ausdruck bezeichneten. An die Nothwendigkeit beſtimmter Begriffe in Beziehung auf den innern Menſchen zu denken, fällt ihm nicht ein. Und doch liegt es ihm ſehr nahe, ſie gewahr zu werden. Wie leicht kann es ohne dieſe zum Beyſpiel einem Andern nicht mit ihm ſelbſt begegnen, den Gecken in ihm mit dem Laffen, und den Laffen mit dem Affen zu verwechſeln?

7.

Jede, auch die reichſte Sprache iſt arm, wenn von Bezeichnung pſychiſcher Zuſtände die Rede iſt. Wir haben in den meiſten Fällen nur Bezeichnungen für das Allgemeinere derſelben, nicht für das Eigenthümliche und Beſondere ihren feineren Nüancen; und wenn wir dieſe näher beſtimmen wollen, müſſen wir eben wieder theils zu allgemeinen, theils zu bildlichen Ausdrücken unſere Zuflucht nehmen. Die Mangelhaftigkeit der Sprache gehört daher zu den vorzüglichſten Quellen unrichtiger Urtheile über Andere; um ſo mehr, da wir ohnedieß geneigt ſind, unſer Abſehn dabey immer auf den allgemeinſten Ausdruck zu richten.

8.

Einen großen Vortheil verſchafft uns hier die Kenntniß mehrerer Sprachen: indem dieſe der Mangelhaftigkeit der einzelnen in vielen Fallen zu Hülſe kommt. Jede Sprache beſitzt eine bedeutende Anzahl eigenthümlicher Ausdrucke zur Bezeichnung von beſonderen Nuancen pſychiſcher Zuſtände: weil dieſe in den eigenthümlichen nationellen Verhältniſſen ſich beſtimmter entwickeln, und ſchärfer aufgegriffen werden. Sind nun ſolche Ausdrücke gleich faſt immer unüberſetzbar, und darum wenig geeignet, uns als Dollmetſcher unſrer Beobachtungen und Urtheile zu dienen: ſo gewähren ſie uns, außer der Erweiterung und Bereicherung unſrer Begriffe im Allgemeinen, doch gerade durch dieſen Umſtand ſelbſt einen ſehr weſentlichen Vortheil. Indem wir ſie nämlich als Fremdlinge in unſrer Sprache nicht gebrauchen, und ſie durch keinen gleichbedeutenden Ausdruck erſetzen konnen, veranlaſſen ſie uns dadurch ſelbſt, den Blick auf dem Beſonderen feſtzuhalten, und ſo jenen Mißgriff zu vermeiden, von dem ich eben erſt geſprochen habe.

5.

Gewiß den unbedingt ſchädlichſten von allen, welche wir bei der Beurtheilung Anderer zu begehen pflegen. Denn indem ſich im Menſchen Alles als ein Eigenthümliches und Bedingtes ausweiſt, iſt jedes allgemeine Urtheil über ihn nothwendig ein unrichtiges, und überhaupt jedes Urtheil nur in ſo fern zuläßig, als es auf beſtimmten Bedingungen beruht, und wir dieſe mit hinreichender Sicherheit erkannt haben; wodurch es denn eben aufhört ein allgemeines zu ſeyn, und zu einem beſonderen und bedingten wird. — »Er iſt ſelbſtſüchtig.« Unter welchen Bedingungen iſt er ſelbſtſüchtig? Es gibt keinen Menſchen, der es immer und überall wäre. — Bey der Art jedoch, wie wir gewöhnlich allgemeine Urtheile feſtſtellen, nimmt unſre Flachheit oder unſer Leichtſinn die unzureichendſte Kenntniß der Bedingungen des allgemeinen Urtheils für eine erſchöpfende; oder begnügt ſich, dieſelben ebenfalls in einen allgemeinen, oft ſehr dunkeln und verworrenen Begriff zuſammen zu faſſen.

10.

Wenn nun jedes allgemeine Urtheil, welches wir ohne zureichende Erforſchung ſeiner Bedingungen feſtſtellen, nothwendig ein unrichtiges ſeyn muß: ſo vermögen wir einen ſolchen Mißgriff nur dadurch zu vermeiden, daß wir überall mit möglichſter Beſtimmtheit das Beſondere zu erfaſſen ſuchen, wodurch das Allgemeine bedingt wird. Jede Äußerung eines Charakters iſt eine Thatſache, und ſollte daher auch rein aus dieſem Geſichtspunkte aufgefaßt werden. Wie nun die hiſtoriſche Thatſache nicht richtig erkannt werden mag ohne genügende Kenntniß der äußeren Bedingungen ihrer Erſcheinung: ſo auch keine pſychiſche; und wie der Mangel einer ſolchen Kenntniß uns dort zu gewagten und unhaltbaren Annahmen und Vermuthungen verleitet: ſo iſt er es auch hier, welcher dem gedankenloſen Leichtſinn und der verwegnen Zuverſichtlichkeit im Urtheilen den freyeſten Spielraum gibt.

11.

Je allgemeiner nämlich ein Urtheil iſt, um deſto leichter wird es auf irgend einer Seite die Wahrheit beruhen, und deſto leichter wird es uns, auch das ihm Widerſprechende damit in ſcheinbare Übereinſtimmung zu bringen.

12.

Der vorzüglichſte, wenn auch keineswegs der einzige Grund, warum wir bey unſern Urtheilen über Andere ſo gerne den allgemeinſten Ausdruck ſuchen, liegt daher darin, daß ein ſolches Verfahren unſrer jedesmaligen Befangenheit am beſten zuſagt. Unter Befangenheit aber verſtehe ich hier den Einfluß, welchen im Beurtheilenden ſelbſt liegende Gründe auf das Urtheil desſelben ausuben, indem ſie ihn beſtimmen, den Charakter eines Andern auf eine denſelben entſprechende Weiſe aufzufaſſen.

13.

Die Befangenheit in Beurtheilung Anderer äußert ſich auf eine zweifache Weiſe. Wir faſſen entweder bloß diejenigen Züge eines Charakters auf, welche mit unſrer vorgefaßten Neigung oder Abneigung, mit unſern Intereſſen oder mit unſern Anſichten und Empfindungen überhaupt im Einklang ſtehen: oder wir geben den Äußerungen desſelben eine unſrer Befangenheit entſprechende Deutung. In erſterem Falle berückſichtigt die Befangenheit nur Thatſachen der einen Art, und iſt daher wahre Einſeitigkeit; ſie forſcht gewöhnlich wenig nach den Motiven, und beurtheilt, wenn ſie es thut, dieſe ſelbſt meiſtens mit großer Entſchiedenheit aus ihrem gewählten Geſichtspunkte: im zweyten Falle frägt ſie mehr nach den Motiven, und bringt dieſe aus ihrem Geſichtspunkte gern auf den allgemeinſten Ausdruck; weil es ihr auf dieſe Art am leichteſten wird, jeder beſonderen Thatſache die willkürlichſte Deutung zu geben.

Rein und unvermiſcht findet ſich keine von beyden Formen. Wie entſchieden der Charakter der Befangenheit ſich auch im willkürlichen Deuten äußere: ſie wird immer zunächſt auf die ihr entſprechenden Züge ausgehen; und wie einſeitig ſie auch ſey: ſie wird es nicht gänzlich ablehnen können, auch ſolche Züge gewahr zu werden, die mit ihrer vorgefaßten Anſicht im Widerſpruch ſtehen, und, um damit auf ihre Weiſe fertig zu werden, zu willkürlicher Deutung ihre Zuflucht nehmen müſſen.

Unſtreitig iſt das zweyte Verfahren das ſchlimmere. Wenn bey jenem erſteren die Befangenheit oft durch eine einzige entſchiedene Thatſache aufgehoben werden kann: ſo tritt ein ſolcher Fall bey dieſem weit ſeltner ein. Es iſt gleichſam von vorne herein auf das Verzerren der Thatſachen geſtellt; es hält ſich, weil es reflektirt, leicht für ein durch Überlegung begründetes, und hat dabey gewöhnlich über ſeine Unbefangenheit auf eine beruhigende, oder mindeſtens auf eine entſchiedne Weiſe mit ſich ſelbſt abgeſchloſſen. Ihm liegt meiſtens böſer Wille und Leidenſchaftlichkeit, jenem meiſtens Beſchränktheit des Geiſtes zum Grunde.

14.

Auf welche Art die Befangenheit ſich auch immer äußere: ſie wirkt jederzeit inſtinktartig, den einzigen

Fall ausgenommen, wo ſie aus unbedingter Beſchränktheit des Geiſtes hervorgeht. Wo ſie immer auf einem Intereſſe der Selbſtſucht oder der Leidenſchaft ruht: da kann ſie dieſe Intereſſen nur dadurch vertreten, daß ſie jede Prüfung einer ihr widerſprechenden Anſicht ablehnt, oder zur Selbſttäuſchung mißbraucht. Darin nun eben verfährt ſie inſtinktmäßig, weil ſie fühlt, daß ſie ſich ſelbſt zerſtort, ſobald ſie anfängt nach Gründen ihrer Urtheile zu fragen, die nicht in ihr ſelbſt liegen.

15.

Die am offenbarſten zu Tage liegenden Gründe aller Befangenheit bey der Beurtheilung Anderer ſind Selbſtſucht und Leidenſchaftlichkeit. Beyde ſtreben mit unbedingter Willkür nach ihrem Ziele, und dieſes Streben unbedingter Willkür iſt es, welches die Befangenheit begründet. Es kann ſich nur dadurch ſcheinbar vor ſich ſelbſt und gegen Andere rechtfertigen, daß es ſich der letzteren mit einer gewiſſen Entſchiedenheit hingibt. Wo die Intereſſen der Selbſtſucht und Leidenſchaftlichkeit in's Spiel treten: da muß der Andere, der ſich ihnen günſtig oder feindſelig zeigt, ein edler, einſichtsvoller, ausgezeichneter, oder ein boshafter, mißgünſtiger, nichtswürdiger Menſch ſeyn, wenn ſie Recht behalten ſollen. Sie ſind immer um deſto beſſer geſichert: je unbedingter die Befangenheit hier zu Werke geht.

Kaum darf man daher ſagen, daß bey einem höheren Grade von Befangenheit aus Selbſtſucht oder Leidenſchaftlichkeit eine eigentliche Beurtheilung des Andern Statt finde. Die Beurtheilung iſt hier nichts Anderes, als ein einfaches Subſumiren unter eine bereits fertig daliegende Formel.

16.

Entſteht nun die Frage, wie wir der Befangenheit, welche aus Selbſtſucht und Leidenſchaftlichkeit, aus Liebe und Haß, aus den Anſprüchen unſrer Eitelkeit, und aus den Forderungen unſers Eigennutzes hervorgeht, entgegenzuwirken vermögen: ſo ergibt ſich bald, daß wir dieſen Zweck nur in ſo fern erreichen werden, als wir überhaupt gewohnt ſind, unſre Neigungen zu beherrſchen, und unſre Anſprüche nach einem richtigen Maßſtabe zu bemeſſen. Wo wir das nicht vermögen, vermögen wir auch die Befangenheit weder zu vermeiden, noch zu unterdrücken. Sie liegt zu weſentlich im Intereſſe unſrer Leidenſchaften, als daß ſie ſich von dieſem ſcheiden ließe, und nicht in geradem Verhältniſſe mit ihm zunehmen ſollte.

Nur einen Fall gibt es, wo die Unbefangenheit in Beurtheilung Anderer von der ſittlichen Kraft unabhängig erſcheint: allein dieſer Fall iſt weit ſchlimmer, als alle Befangenheit. Es gibt nämlich einen Grad von Entſchiedenheit der Leidenſchaftlichkeit, bey welchem dieſe in ihrem Urtheil über Andere vollkommen unbefangen bleiben kann: weil ſie der Befangenheit nicht bedarf. Sie mag auf Zuneigung oder Abneigung, auf Liebe oder Haß geſtellt ſeyn: immer klammert ſie ſich mit ſo unbedingter Hartnäckigkeit an ein einzelnes Motiv der Liebe oder des Haſſes, daß ſie es nicht nöthig hat, der Befangenheit Scheingründe dafür abzuborgen. Wie verwerflich und ſchädlich eine ſolche Unbefangenheit ſey, ergibt ſich daraus, daß ſie in dem ſchlimmſten aller moraliſchen Mißgriffe, in dem ſelbſtbewußten Scheiden des Wollens von dem Erkennen ihre Wurzel hat *).

17.

Die allgemeinſte Urſache der Befangenheit aber, in ſo fern dieſe nämlich nicht unmittelbar aus Selbſtſucht und Leidenſchaftlichkeit entſpringt, iſt jene Beſchränktheit des Geiſtes, die es uns ſo ſchwer macht, unſre Eigenthümlichkeit zu vergeſſen, um die eines Andern richtig aufzufaſſen. Nichts wird uns ſchwerer, als aus uns ſelbſt herauszugehen; und es iſt begreiflich, daß es uns ſo ſchwer wird. Sollte es anders ſeyn, ſo müßten wir eben aufhören, wir ſelbſt zu ſeyn; das heißt: die Gegenſtände uns gerade ſo vorzuſtellen, gerade ſo zu denken und ſo zu empfinden, wie wir es wirklich thun, und unſre Vorſtellungen und Empfindungen müßten nicht mit tauſend und wieder tauſend Wurzeln unter einander verflochten und verwachſen ſeyn. Wir haben von Allem, was in der Seele eines Andern vorhanden iſt, oder vorgeht, immer nur in ſo fern einen lebendigen Begriff, als wir ſeine Vorſtellungen und Empfindungen *in uns ſelbſt* finden; nie aber finden wir hier das *Gleiche*: ſondern immer nur ein *Ähnliches*, oder *Verwandtes*: weil

---

*) Ausführlicher habe ich darüber in meiner Schrift: *Über den Umgang mit uns ſelbſt*, geſprochen.

jede Denk- und Empfindungsweiſe, ſo wie jede einzelne Vorſtellung und Empfindung in jedem Individuum ſich unter eigenthümlichen Bedingungen als eine eigenthümliche ausbildet. Wir nehmen daher leicht das Ähnliche und Verwandte für das Gleiche; theils weil wir die Bedingungen ſeiner eigenthümlichen Ausbildung und Geſtaltung überhaupt nur unvollſtändig zu erkennen vermögen: theils weil wir meiſtens zu läßig ſind, um ſie auch nur in ſo weit zu erforſchen, als uns dieſes ſonſt noch erlaubt wäre.

18.

Die Beſchränktheit des Geiſtes, die es uns ſo ſchwer macht, aus uns ſelbſt herauszugehen, iſt daher keineswegs zu verwechſeln mit Stumpfheit oder Schwäche des Geiſtes. Sie iſt Beſchränktheit der menſchlichen Erkenntnißkraft überhaupt; eine unwillkürliche und unvermeidliche. Zum Vorwurf gereicht ſie uns nur in ſo fern, als Leichtſinn oder Trägheit uns hindern, die Unterſchiede zwiſchen unſerer und einer fremden Eigenthümlichkeit mit möglichſter Vollſtändigkeit und Beſtimmtheit aufzufaſſen.

19.

Der wichtigſte Fehler, welchen wir gewöhnlich ſelbſt dann begehen, wenn wir nach dieſen Unterſchieden fragen, iſt dieſer, daß wir meiſtens nur die Verſchiedenheiten der äußern Verhältniſſe, nicht die des innern Menſchen, die doch ungleich wichtiger ſind, in Berechnung ziehen. Wir glauben genug zu thun, wenn wir den Unterſchied der äußeren Verhältniſſe nicht gänzlich überſehen, unter welchen ein Begegniß uns und einen andern trifft, oder getroffen hat; aber wir fragen nicht: wie mußte dieſes Begegniß bey der ganzen Eigenthümlichkeit ſeiner Denk- und Empfindungsweiſe auf ihn einwirken? Hier treffen wir nun freylich ſehr bald auf die Schranken unſers Vermögens: allein immer wird es uns leichter werden, aus der Befangenheit unſrer Eigenthümlichkeit herauszugehen, wenn wir uns eine ſolche Frage mit Umſicht und Beſonnenheit zu beantworten ſuchen, als wenn wir ſie ganz bey Seite liegen laſſen; immer um ſo leichter, mit je mehr Sicherheit wir unſrer eigenen Eigenthümlichkeit uns bewußt geworden ſind.

20.

Mögen wir aber auch Alles gethan haben, um uns in die eigenthümliche Denk- und Empfindungsweiſe eines Andern zu verſetzen, und die unſrige zu verläugnen: ſo wird es uns dennoch nicht gelingen, uns der aus letzterer entſpringenden Befangenheit gänzlich zu entziehen. Die Vorſtellungen und Empfindungen, die in uns ſelbſt liegen, die in ihrer Entwicklung und Ausbildung das Produkt unſers ganzen Lebens ſind, die ſich wechſelweiſe unterſtützen, die wir beſtändig zu verknüpfen gewohnt ſind, und die fortwährend durch Eindrücke, ähnlich denjenigen, welche ſie erzeugten, genährt werden: dieſe Vorſtellungen und Empfindungen werden immer ein vorhaltendes Übergewicht an Stärke und Lebhaftigkeit über diejenigen haben, welchen wir in einer fremden Seele nachſpüren, und die wir ohne zureichende Kenntniß ihrer Ausbildung und ihres Zuſammenhanges, ſo zu ſagen, künſtlich in uns zu erzeugen ſuchen. Eine vollkommene Unbefangenheit in Auffaſſung und Beurtheilung Anderer iſt daher ein Ideal; weil ſelbſt dort, wo keine aus beſondern Intereſſen hervorgehenden Gründe zur Befangenheit in's Spiel treten, dieſe wenigſtens vermöge des höheren Grades von Stärke und Lebhaftigkeit, mit welchen wir unſerer Eigenthümlichkeit uns bewußt ſind, nie gänzlich vermieden werden, und, wie ein deutſcher Dichter ſich ausdrückt, »der Menſch nie von ſich ſelbſt ſcheiden kann.«

21.

Aus dem Geſagten ergibt ſich von ſelbſt, was von dem bekannten Satze zu halten: Man beurtheilt Andere nach ſich ſelbſt. Er iſt vollkommen richtig, wenn wir ihn aus den angegebenen Geſichtspunkten betrachten; und unrichtig, wenn wir ihn zu allgemein und zu ſchroff aufgreifen: indem nur der höchſte Grad von Befangenheit und Beſchränktheit des Geiſtes die Nothwendigkeit bey Beurtheilung Anderer auf das Eigenthümliche ihrer Ausbildung und ihrer Verhältniſſe Rückſicht zu nehmen, gänzlich überſehen kann. Durchaus unſtatthaft iſt es daher, dieſem Satz zu Folge, von den Urtheilen Anderer ohne weitere Prüfung auf ihren eignen Charakter zurückzuſchließen.

22.

Wie vielen Antheil aber Flachheit, Trägheit und Leichtſinn auch immer daran haben mögen, daß wir eine fremde Eigenthumlichkeit ſelten, mindeſtens ſo rein, ſcharf und unbefangen auffaſſen, als wir bei dem Beſtreben, die unſrige dabey zu vergeſſen, es ſonſt noch zu thun vermochten: der Grund dieſer Erſcheinung liegt häufig noch etwas tiefer. Sehr oft iſt es ein dunkles Gefuhl, daß die Eigenthümlichkeit des Andern die unſrige gefährde, was uns abhält, tiefer in dieſelbe einzudringen. Wir ſcheuen uns, die Denk- und Sinnesweiſe eines Andern einer ſchärferen Prüfung zu unterziehen: weil wir beſorgen, dann einen Theil der unſrigen aufgeben zu müſſen. Oft iſt es ein einziges Wort, eine an ſich ſelbſt ganz gleichgultige Äußerung, ein an ſich ſelbſt unbedeutender Zug, welcher dieſes dunkle Gefühl des Widerſpruches, und mit ihm eine entſchiedne Befangenheit anregt, die ſchon darum nichts taugt, weil ſie aus Unſicherheit über unſre eigene Eigenthümlichkeit hervorgeht, und weil ſie es feige abweiſt, der letzteren durch entſchloßne Prüfung eine feſte Begründung zu geben.

23.

Als eine beſondere Quelle von Befangenheit bey der Beurtheilung Anderer muß hier noch jene Eitelkeit bezeichnet werden, die uns ſo leicht zu überreden weiß, daß wir fur dieſes Geſchäft von der Natur mit einem beſonderen Scharfblick verſehen ſeyen. Wer möchte auch ein Stümper in der Kunſt ſeyn, Andere richtig zu erkennen, da dieſes die unerläßliche Bedingung iſt, um ſie richtig zu behandeln, und ſomit für Alles, was wir durch Andere erreichen wollen. Nur daß ſich die Anmaßung der Eitelkeit hier noch weit öfter täuſcht, als ihr dieß in andern Fällen begegnet: einmal, weil meiſtens noch andere Gründe der Befangenheit mit im Spiele ſind; und dann, weil eben beſonnenes Mißtrauen in der Zuverläßigkeit unſers Blickes die erſte Frucht einer glücklichen Anlage zur Seelenforſchung, und eines gelungenen Beſtrebens iſt, dieſe auszubilden.

21.

Inzwiſchen ſind es nicht immer Flachheit und Beſchränktheit des Geiſtes, die uns zu der Anmaßung verleiten, Andere ſchnell und ſicher durchblicken zu können; der gewandteſte und geübteſte Seelenforſcher ſcheitert an dieſer Klippe nur um ſo leichter, je mehr er ſeinem Blick mit Recht zutrauen darf. Je mehr Fäden ihm zur Hand liegen, um deſto leichter vergreift er ſich; und je mehr er es gewohnt iſt, ihre feinſten Verſchlingungen zu verfolgen, um deſto leichter täuſcht ſich ſein Auge. Am meiſten iſt dieß bey Denjenigen der Fall, welche die Natur der menſchlichen Anlagen, Kräfte, Neigungen und Leidenſchaften mehr im Allgemeinen, als im Beſondern erforſcht; die mehr aus Büchern und durch Nachdenken, als durch Beobachten und im vielfachen Verkehr mit Menſchen gelernt haben; und die daher mehr den Menſchen, als die einzelnen Menſchen, ſcharf in's Auge zu faſſen gewohnt und geübt ſind. Sie konſtruiren dann, beſonders wenn ſie ihre Phantaſie nicht zu zügeln wiſſen, einen Charakter mit der größten Zuverſicht eben ſo konſequent, als ſcharfſinnig: nur iſt es nicht der Charakter, welchen ſie eben haben erforſchen oder erklären wollen. Der ſcharfſinnigſte Seelenforſcher beweiſt oft am auffallendſten, wie leicht die Beurtheilung eines Charakters irrt, wenn ſie ſich von dem ihr thatſächlich Gegebnen entfernt, und in kecken Combinationen darüber hinausſchweift.

25.

Ich habe die Befangenheit oben Einſeitigkeit genannt, und das iſt ſie, in ſo fern ſie nämlich immer die ihr entſprechende Seite eines Charakters ausſchließend, oder wenigſtens mit entſchiedner Hinneigung aufgreift. Aber wir ſind in der Beurtheilung Anderer noch auf eine andere Weiſe einſeitig, ohne daß beſondere Gründe zur Befangenheit vorhanden wären. Aus Trägheit nämlich, aus Indolenz, aus Leichtſinn und Flachheit; wenn wir nur diejenige Seite des Menſchen auffaſſen, die ſich uns eben darbietet. Eine ſolche Auffaſſung muß, da im Menſchen nichts Vereinzeltes vorhanden iſt, da alle Theile ſeines Weſens unter ſich und mit den äußeren Bedingungen ihrer Entwicklung in einem nothwendigen Zuſammenhange ſtehen, und als poſitive oder als negative Größen, mittelbar oder unmittelbar auf einander einwirken, nothwendig eine unzureichende und unzuverläßige ſeyn, ſelbſt in Beziehung auf das Einzelne, was ihren Vorwurf ausmacht. Unverzeihlich aber iſt dieſes Verfahren, wenn wir auf eine ſolche fragmentiſche Auffaſſung ein allgemeines Urtheil über den Werth des ganzen Menſchen gründen. Und was iſt alltäglicher als eine ſolche Flachheit und Vermeſſenheit? Freylich, ein recht geübter Scharfblick thut hier viel. Er braucht eben nur eine Klaue zu ſehen, um den Löwen oder die Katze zu erkennen.

26.

Wie vollkommene Unbefangenheit in Beurtheilung Anderer ein Ideal iſt: ſo bleibt auch jedes Urtheil über Andere wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad einſeitig, weil unſre Erkenntnißkraft an ſich ſelbſt nicht ausreicht, um den Menſchen erſchöpfend als ein Ganzes aufzufaſſen. Aber in minderem Grade, und minder oft werden wir einſeitig ſeyn, wenn wir es der Mühe werth finden, uns diejenigen etwas genauer zu beſehen, die wir für jeden Fall uns gut beſehen haben wollen. Wir beklagen uns ſehr oft, und mit vollem Recht darüber, daß Andere, wenn ſie unſere Fehler und Schwächen ſcharf aufgreifen, nicht unſer Gutes in die zweyte Wagſchale legen. Es ſcheint alſo faſt, daß die Forderung, auch bey Andern nach dieſen Gegengewichten zu fragen, uns dadurch ſelbſt nahe genug liege.

»Ich nehme ihm nicht, daß —;« oder: »Ich laſſe ihn einen guten Bürger, einen guten Gatten, einen zuverläßigen Freund ꝛc. ſeyn.« Das heißt an den einen Wagebalken einen Zentner, und an den andern ein Loth hängen.

Und was iſt das Anderes als Flachheit; vorausgeſetzt, daß es nicht Phariſäismus iſt. Der Grundſatz, daß wir einen Andern unmöglich richtig beurtheilen können, wenn wir nicht alle Beſtandtheile ſeines Charakters nach ihrem wahren Maß abgewogen haben, liegt ſo offen da, daß ihn nur die Flachheit überſehen, und nur die Falſchheit ihn abſichtlich verletzen kann.

27.

Eine der gewöhnlichſten und nachtheiligſten Veranlaſſungen zu verkehrten Urtheilen über Andere liegt in dem Einfluß, welchen wir der Phantaſie darauf zugeſtehen, oder welchen ſie ſich unbemerkt zu verſchaffen weiß.

Auch tritt mehr als ein Umſtand ein, welcher uns dieſem Einfluß hingibt, wenn wir nicht ſorgfältig dagegen auf unſrer Hut ſind. Wo wir nämlich immer mit einem andern Menſchen zuſammentreffen: da finden wir uns auch bald veranlaßt, im Allgemeinen, oder im Beſondern, ein Urtheil über ihn zu fällen: indem wir in der Eigenthümlichkeit ſeiner Erſcheinung eine Übereinſtimmung oder einen Widerſpruch mit unſern eignen Anſichten, Grundſätzen, Intereſſen und Lebensgewohnheiten, im Einzelnen; oder mit unſrer Eigenthümlichkeit im Ganzen gewahr werden. Was uns nun der Verſtand nicht ſo ſchnell darbietet, als wir uns zum Urtheilen angeregt finden, das bietet uns die Phantaſie; ſie iſt immer raſch bey der Hand, um uns mit ihrem Pinſel ein Bild des fraglichen Gegenſtandes zu entwerfen, und täuſcht uns damit um ſo leichter, da ihr Gemälde bey lebendiger Anſchaulichkeit in ſich ſelbſt abgeſchloßner, und ſomit auch befriedigender erſcheint, als ein Urtheil, welches wir dem Verſtand abfordern. Auch das macht es ihr ſo leicht uns zu täuſchen, daß ſie zu ihrem Gemälde meiſt allgemeine Züge wählt, oder ſolche beſondere, mit welchen wir bereits bekannt ſind; nicht zu gedenken, daß ſie, wenn leidenſchaftliche Befangenheit bey ihr das Bild beſtellt, ſich nie einen Augenblick ſpröde finden läßt, ihm jene Züge zu geben, die wir daran ſehen wollen.

28.

Noch eines andern Taſchenſpielerſtückchens muß ich erwähnen, womit ſie ſehr geſchickt zu betrügen weiß. Sie gibt ſich nämlich oft gar nicht die Mühe, ein Bild eigens zu malen: ſondern ſchiebt uns irgend ein bekanntes unter, und verſichert uns, daß die fragliche Perſon dieſem zum verwechſeln ähnlich ſey. Gewiß aber iſt es ein höchſt mißliches Verfahren, unſer Urtheil über einen Andern an das Bild irgend einer wirklichen oder erdichteten Perſon zu knüpfen; geſetzt auch, daß es mit der Vergleichung nicht im vollen Ernſt gemeint wäre. Ein ſolches Verfahren ſchließt immer auf eine gewiſſe Art ab; es fixirt unſer Urtheil in einer unzuläßlichen Unbedingtheit und Allgemeinheit, und begründet die Befangenheit oder bereitet ſie vor. Wir ſollten einen Menſchen mit wirklichen oder erdichteten Perſonen nie anders vergleichen, als um mittelſt des Vergleichens zu lernen: weil jeder Charakter in der Eigenthümlichkeit ſeiner Geſtaltung und Ausbildung eben nur ſich ſelbſt ähnlich iſt.

29.

Nichts wirkt dem ungemeßnen Einfluß der Phantaſie bey der Beurtheilung Anderer entſchiedner und ſicherer entgegen, als der *Grundſatz des Thatſächlichen*, welcher darum hier einer genaueren Prüfung unterzogen werden muß.

Es begreift ſich leicht, daß die nackte Thatſache für ſich allein genommen keine ſichere Grundlage zur Beurtheilung des Charakters abgeben kann. Denn nicht die Handlung entſcheidet über den Charakter: ſondern die Motive; und von dieſen wieder nur die innern, nicht die äußeren. Nur jene wirken ſtätig, nicht dieſe. Jene aber entziehen ſich unſern Blicken, außer in ſo fern ſie in ihrer Beziehung zu den äußeren Beweggründen erkennbar werden. Der Grundſatz des Thatſächlichen für die Beurtheilung Anderer läßt ſich alſo auf dieſe Formel zurückführen: *Nur in ſo fern iſt es uns erlaubt über einen Charakter zu urtheilen, als die innern Beſtimmungsgründe ſeines Handelns in Beziehung zu den äußeren thatſächlich und unzweydeutig vorliegen.* Nicht läugnen läßt ſich dabey, daß die Freyheit des Beurtheilens und der Spielraum, welcher für das Letztere überhaupt übrig bleibt, durch dieſen Grundſatz, wenn man ihn ſcharf und konſequent genug auffaßt, ſehr enge beſchränkt wird: allein man wird auch zugeben müſſen, daß Alles, was uns immer zu leidenſchaftlichen und verkehrten Urtheilen über Andere veranlaßt, durchaus weiter keine Schranke findet, wenn man die ſtrengſte Anwendung deſſelben bey Seite ſetzt.

30.

Billig mag hier Jemand die Frage aufwerfen: ob dieſer Grundſatz in allen Fällen für unſer Bedürfniß ausreiche? z. B. gegen geübte Heuchler, die ſich mit Meiſterſchaft zu verſtellen wiſſen. Ich glaube, daß er ausreiche. Es gibt zwar Menſchen, die in Falſchheit und Verſtellung ſo gewandt ſind, daß wir unvermeidlich ihre Beute werden müſſen, wenn unſer Mißtrauen nicht weiter reicht, als unſer Ohr und unſer Auge. So mag dann in einem ſolchen Falle das Mißtrauen, zu dem wir vorhältige Gründe haben, dem Auge vorgreifen: nur ein Urtheil darf es eben ſo wenig feſtſtellen, als auf unſer eignes Handeln zurückwirken, bevor es nicht durch Thatſachen gerechtfertiget iſt.

31.

Es ſey mir erlaubt, noch einige beſondere Bemerkungen über den Grundſatz des Thatſächlichen beyzufügen.

Selbſt wo wir nur dieſen unſeren Urtheilen zum Grunde legen, begehen wir häufig den Mißgriff, die in den äußeren Verhältniſſen liegenden allgemeinen Beſtimmungsgründe für die wirklichen inneren anzunehmen, was jenem Grundſatz geradezu entgegen iſt, indem nur die innern Beſtimmungsgründe mit Nothwendigkeit auf das Handeln wirken; die äußeren hingegen nur in ihrer keineswegs unbedingt nothwendigen Übereinſtimmung mit jenen. Wem Grund gegeben iſt zu lieben oder zu haſſen: der muß darum nicht auch nothwendig lieben oder haſſen; und die *gegebene* iſt nicht immer auch die *wirkliche* Urſache, weder der Liebe noch des Haſſes. Im Grunde iſt dieſer Mißgriff eben nur eine mangelhafte Auffaſſung des obigen Grundſatzes; aber kein anderer iſt gewöhnlicher. Ferner: Selbſt die richtig aufgefaßte Thatſache gibt keine hinreichende Sicherheit für eine gleiche Empfindungs- oder Handlungsweiſe des Andern unter ähnlichen Umſtänden. Unter *vollkommen gleichen* Umſtänden würde ſie dieſe Sicherheit geben; allein dieſe konnen nie Statt finden. Selbſt im Weſentlichen ähnliche Umſtände geben nicht mehr als Wahrſcheinlichkeit. Eine an ſich ſelbſt unbedeutende Feder kann hier aufſchnellen, die dort unthätig geblieben iſt, und das ganze Ergebniß nun ein anderes ſeyn.

Endlich ſollten wir, wenn wir von Thatſachen unter ähnlichen Umſtänden auf ein ähnliches Handeln ſchließen, den Unterſchied des fortſchreitenden Alters und der fortſchreitenden Bildung in Berechnung ziehen; allein nichts vergeſſen wir öfter, als daß im moraliſchen Menſchen eben ſo wenig, als im phyſiſchen irgend etwas niet- und nagelfeſt, ſondern Alles in fortwährender Umgeſtaltung begriffen, und im beſtändigen Fluſſe iſt.

32.

Wenn der Geſichtspunkt dieſer Schrift gleich kein ethiſcher, ſondern ein pſychologiſcher iſt: ſo darf ſie dennoch die Frage: Welche ſind die Bedingungen, welche erfordert werden, um über Andere ein möglichſt richtiges Urtheil zu fällen? nicht gänzlich bey Seite liegen laſſen.

Dieſe Bedingungen ſind keine anderen, als jene, welche überall unerläßlich ſind, wo unſer Forſchen zu verhaltenden Reſultaten führen ſoll; der rechte Ernſt des Forſchens, und die erforderliche Einſicht.

Dem Ernſt der Forſchung ſtehen zunächſt Leichtſinn und kecke Zuverſicht entgegen. Es wäre ſehr unzweckmäßig, ſich hier dabey aufzuhalten, zu zeigen, wie unverzeihlich ſie bey der Beurtheilung Anderer ſind, und wie nachtheilig ſie darauf einwirken. Eine ſolche Warnung würde bey denjenigen wenig verfangen, welchen jener Ernſt fremd iſt, und welche den Weg, auf welchem wir ihn erlangen, nie gegangen ſind, oder ihn zu gehen keine Luſt haben.

Dieſer Weg iſt hier kein anderer, als der Weg der Erfahrung.

Es mag gut ſeyn, daß wir im Allgemeinen über die Schwierigkeiten nachdenken, die ſich uns bey der Beurtheilung Anderer entgegenſtellen: aber ein recht lebendiges Gefühl derſelben wird nur bey Demjenigen entſtehen, der ſie aus Erfahrung kennen gelernt, und ſeine eigenen Urtheile über Andere, ſo wie die Urtheile Anderer über ihn ſelbſt, vielfach und mit Sorgfalt geprüft hat. Der Anatom lernt die tauſendfachen Verzweigungen der Nerven und die Schwierigkeiten, ſie zu verfolgen, erſt dann recht kennen, wenn er ſelbſt das Meſſer zur Hand nimmt: und ſo lernt auch der Seelenforſcher nur durch vielfach geübtes Zergliedern Umſicht, Beſonnenheit, und — Mißtrauen in die Zuverlaßigkeit aller Zergliederungskunſt überhaupt, und der ſeinigen insbeſondere.

33.

Eine lebendige Vorſtellung von der Pflicht, gerecht zu ſeyn, ſollte mehr als alles Uebrige der Flachheit und dem kecken Leichtſinn, ſo wie ſelbſt aller Befangenheit in der Beurtheilung Anderer entgegen wirken. Allein weit gefehlt, daß dieſes der Fall wäre, mißbrauchen wir das Anerkennen dieſer Pflicht ſelbſt, um jenen Fehlern ein weiches Ruhekiſſen zu bereiten. Wir ſind bey dem höchſten Leichtſinn und der entſchiedenſten Leidenſchaftlichkeit nur ſehr ſelten verkehrt genug, Andere mit Abſicht ungerecht beurtheilen zu wollen; und noch ſeltener albern genug, uns dieſe Abſicht einzugeſtehen: und ſo fangen wir denn meiſtens damit an, das ungerechte Urtheil ein gerechtes zu nennen, und uns über die Verletzung einer Pflicht zu täuſchen, deren Anerkennung, als der unverletzlichſten von allen, wir nicht abzulehnen wiſſen.

34.

Je leichter nun bey der Beurtheilung Anderer Befangenheit uns überſchleicht, und Leichtſinn und Zuverſichtlichkeit uns hinreißen: um deſto nöthiger iſt es, daß wir die Vorſtellung der Pflicht, gerecht zu ſeyn, durch ernſtes, ſelbſtſtändiges Nachdenken zu einem möglichſt hohen Grade von klarem Bewußtſeyn erheben, und ſo den Vorſatz, gerecht zu ſeyn, nicht nur in uns begründen, ſondern ihn uns fortwährend gegenwärtig erhalten. Auch dadurch werden wir nicht alle Befangenheit und jede Übereilung vermeiden; aber in ſo weit wirkt dann jener Vorſatz beyden Fehlern entgegen, daß er uns zwingt, bey der Beurtheilung Anderer nach ihrem Recht, ſo zu ſeyn und zu handeln, zu fragen: indem der Begriff des Gerechtſeyns die Frage nach einem Recht nothwendig in ſich ſchließt. Dieſe ſehr einfache Bemerkung wird Demjenigen nicht unbedeutend ſcheinen, der bedenkt, daß jedes leichtſinnige und leidenſchaftliche Urtheil über Andere zunächſt darin fehlt, daß es dieſe Frage überſieht oder abweiſet.

35.

Um gegen Andere gerecht zu ſeyn, bedürfen wir der Selbſtverläugnung weit öfter, als wir es ſelbſt gewahr werden, weil wir über die Pflicht, wie über den Entſchluß dazu nur ſelten, und höchſtens bey einer auffallenden Anforderung dazu, zum klaren Bewußtſeyn gelangen. Nicht leicht werden wir auf einen Menſchen treffen, der nicht in irgend einem Berührungspunkte unſere Denk- und Empfindungsweiſe oder unſere Intereſſen verletzte; und die eine, wie die anderen ſind ihrer Natur nach eigenſüchtig. Darum bedürfen wir fortwährend der Selbſtverläugnung, um dieſe Eigenſucht zu beſchränken, und können ihr nur dadurch ein wirkſames Gegengewicht geben, daß wir die Vorſtellung von der Pflicht, gerecht zu ſeyn, zu einem ſie überwiegenden Grade von Klarheit erheben.

36.

Nächſt der Achtung für die Pflicht der Gerechtigkeit ſollte vorzüglich die Klugheit uns beſtimmen, gegen jede Art von Leichtſinn und Befangenheit in der Beurtheilung Anderer auf unſerer Huth zu ſeyn. Wie können wir denjenigen richtig behandeln, den wir unrichtig beurtheilen? und wie können wir in dem letzteren Fall erwarten, uns in unſern Intereſſen von ihm gefördert zu ſehen, oder die Gegenwirkung, welche wir von ihm zu befahren haben, richtig zu berechnen? Wie wichtig dieſe Rückſicht ſey, werden wir am leichteſten erkennen, wenn wir auf irgend ein Verhältniß zurückblicken, bey welchem wir ſie außer Acht gelaſſen haben. Eben derjenige, welchen wir zu unſerm erbittertſten Feind gemacht haben, würde uns der zuverläßigſte Freund, und unſern Wünſchen eben ſo förderlich geweſen ſeyn, als er ihnen hinderlich geworden iſt, wenn wir ihn richtiger aufgefaßt, und dem zu Folge richtiger behandelt hätten.

37.

Wie ſchwer aber auch allerdings die Rückſicht auf Förderung unſerer Intereſſen als Motiv zur Umſicht und Beſonnenheit in Beurtheilung Anderer in die Wage falle: ſo muß dennoch andrerſeits vor einem Mißbrauch deſſelben gewarnt werden. Wer die Menſchen überall nur in Beziehung zu ſeinen Intereſſen erforſcht und beurtheilt, der mag ſie von dieſem Geſichtspunkte aus richtig beurtheilen lernen, und ſich dafür ſelbſt einen gewiſſen Takt aneignen: im Ganzen aber wird er ſie gewiß ſehr ſchlecht beurtheilen. Schon als Einſeitigkeit kann eine ſolche Verfahrungsweiſe nur wenig werth ſeyn; in ihrer ganzen Armſeligkeit aber zeigt ſie ſich, wenn ſie — was ſie faſt immer thut — überall nur die nächſte Beziehung zu ihren Intereſſen aufgreift: nicht bedenkend, daß ſelbſt dasjenige, was bey Andern dieſen in den äußeren Verhältniſſen entſpricht oder widerſpricht, in einem höheren und allgemeineren Princip des inneren Lebens ſeine Wurzel haben könne; weßwegen denn eine ſo kleinliche Berechnungsart die Klugheit derjenigen, welche ihr zu ſehr vertrauen, ſobald ſie es nicht mit eben ſo kleinlichen Menſchen, wie ſie ſelbſt ſind, zu thun haben, zu ihrer nicht geringen Verwunderung oft ein wenig ſtark irre zu führen pflegt.

38.

Außer dem gediegenen Ernſte des Forſchens bedürfen wir zur Beurtheilung Anderer noch eines reichen Vorrathes von Einſichten und Kenntniſſen. Der Mangel der erſteren iſt oft größtentheils Produkt des Mangels an letzteren: weil wir dieſer immer ſchon nothwendig bedürfen, um die Mißgriffe des Leichtſinns, der Zuverſichtlichkeit und Befangenheit auch nur im Allgemeinen gewahr zu werden.

Die meiſten Menſchen halten den pſychologiſchen Sinn fur eine gluckliche Naturanlage, die ihnen, als beſonders Begunſtigten, in einem eminenten Grade zu Theil geworden, und die keineswegs einer beſondern, am wenigſten aber einer ſorgfältigen und mühſamen Ausbildung bedurfe. Die erſtere Meinung geben ſie meiſtens durch die liebenswurdige Unbefangenheit zu erkennen, mit welcher ſie gelegenheitlich eines ſo köſtlichen Geſchenkes der Natur ſich rühmen; die letztere dadurch, daß ſie fur die Ausbildung ihrer vermeinten Naturanlage gar nichts thun, ſondern Alles von ihrem angebornen Scharfblick erwarten. Wenn es aber auch wirklich eine Vereinigung geiſtiger Potenzen gibt, die das begründen, was man den naturlichen Sinn für Seelenforſchung nennen kann: ſo müſſen doch nicht nur dieſe einzelnen Potenzen, ſondern die durch ihre Vereinigung erzeugte Anlage ſelbſt, ſicher mit nicht geringerer Mühe und Sorgfalt ausgebildet, werden, als irgend eine andere unſerer geiſtigen Naturgaben.

39.

Das erſte Erforderniß zur Ausbildung des pſychologiſchen Sinnes iſt ein gründliches Studium der menſchlichen Natur im Allgemeinen; ihrer Anlagen, Krafte, Bedurfniſſe; ihrer Triebe, Neigungen und Leidenſchaften mit allen ihren Gewichten und Gegengewichten.

Da jede Grundkraft der menſchlichen Natur nur durch äußere Einwirkungen und Veranlaſſungen in Thätigkeit geſetzt, und durch ſie zugleich in ihren Änßerungen weſentlich modificirt wird: ſo müſſen wir vor Allem in den letzteren das Unbedingte von dem Bedingten, das Nothwendige von dem Zufälligen richtig ſcheiden lernen. Dieſes vermögen wir nur in ſo fern, als wir eine möglichſt zureichende Kenntniß der Bedingungen ſelbſt beſitzen, unter welchen jene einfachſten Kräfte und Geſetze der menſchlichen Natur zur Erſcheinung kommen; woraus ſich klar genug ergibt, wie wenig wir für die Kenntniß und die ſichere Anwendung derſelben gewonnen haben, wenn wir ſie aus einem akademiſchen Kurſus, oder aus einem Compendio Psychologiae, ſchöpfen.

Wenn auf ſolche Weiſe das Studium der menſchlichen Natur einen umfaſſenden Überblick aller Beziehungen derſelben zur Außenwelt fordert — hier mehr als irgendwo gilt der Grundſatz: Wir wiſſen nur das, was wir im Detail wiſſen: — ſo iſt es zunächſt die Kenntniß der aus dem geſellſchaftlichen Leben hervorgehenden Verhältniſſe, deren wir insbeſondere bedürfen. Bey der unendlichen Mannigfaltigkeit der äußeren Lebensverhältniſſe ſcheint auch dieſe Forderung von der Art zu ſeyn, daß ſelbſt der umfaſſendſte Geiſt ihr nicht genügen könne; allein ſie verliert dieſes ſcheinbar Unſtatthafte dadurch, daß Beobachtung und Nachdenken es auch hier wieder zunächſt mit einem Beſondern und Begränzten zu thun haben; daß die Anzahl der wichtigſten und gewöhnlichſten Lebensverhältniſſe nicht ſo unmäßig groß iſt; und daß die erlangte Einſicht in mehreren Fällen ihre Anwendung findet.

40.

Die Mittel, wodurch wir unſere Einſichten in das Weſen der menſchlichen Natur im Allgemeinen, und über die äußeren Lebensverhältniſſe im Beſondern erweitern, ſind, wie bey jedem andern Streben nach Erkenntniß einerſeits eigne Beobachtung und eignes Nachdenken; und andrerſeits die Benutzung der Beobachtungen und Einſichten Anderer.

Über das Beobachten Anderer habe ich hier nichts zu ſagen; theils, weil man das Hierhergehörige in anderen Schriften angegeben finden wird; theils, weil uns bey unſerem Beobachten nichts Anders irre zu führen pflegt, als was unſere Urtheile ſelbſt mißleitet. Nur eine Bemerkung mag hier ſtehen. Nicht vor Befangenheit, aus Leidenſchaftlichkeit allein: auch vor allzuvielem, allzuabſichtlichen, und vor Allem, vor allzukleinlichen Beobachtungen muß gewarnt werden. Nothwendig muß ſich Befangenheit erzeugen, wenn wir auf jede Kleinigkeit geſpannt, jeder Kleinigkeit ein Reſultat abpreſſen wollen. Bekannt und beliebt iſt der Satz, daß Kleinigkeiten den Charakter oft ſchärfer bezeichnen, als bedeutende Handlungen, und er iſt an ſich ſelbſt richtig; nur iſt es ſelbſt für den ſcharfſinnigen Seelenforſcher ſchwer, ihre wahre Beziehung und Deutung aufzufinden — weit ſeltener wird er dabey poſitiv als negativ verfahren, welches letztere noch eher angeht —: nur Reſultate laſſen ſich nicht auf ſolche Kleinigkeiten gründen; höchſtens eine Vermuthung.

Die Auffaſſung eines Charakters hat eine große

Ähnlichkeit mit der Auffaſſung eines Kunſtwerks. Wer bey letzterem bänglich oder kleinlich an jedem, oder an dem nächſten beſten einzelnen Zuge kleben bleibt, um darin den Charakter des Ganzen zu finden: der wird ſich nur verwirren, und nie zu einem hellen Überblick des Ganzen gelangen. Dazu gelangen wir hier, wie dort, am beſten dadurch, daß wir zunächſt diejenigen Züge mit unbefangener Klarheit zu erfaſſen ſuchen, die ſich uns als die eigenthümlichſten darbieten, und in welchen der Menſch, wie das Kunſtwerk, ſich am entſchiedenſten ausſpricht.

41.

Nicht eben ſo iſt es bey der Beobachtung unſer ſelbſt. Hier mögen auch Kleinigkeiten uns zu ſichern Reſultaten über die wichtigſten Eigenthümlichkeiten unſerer Natur leiten: indem die Daten uns hier in größerer Maſſe vorliegen, und ſomit auch die Auffaſſung ihres Zuſammenhanges, und die Beziehung des Beſondern auf ein Allgemeines uns erleichtert wird. Aber auch hier werden wir uns unvermeidlich verwirren, wenn wir dieſes allgemeine Reſultat nicht ſowohl einer vielfältigen und vielſeitigen Vergleichung, als einer unbedingten Auffaſſung des Einzelnen, die in dieſem Falle meiſtens noch dazu eine befangene iſt, abgewinnen wollen.

42.

Noch eine Bemerkung. Nur die Beobachtungen über uns ſelbſt, nicht das Beobachten unſer ſelbſt können wir mit Sicherheit für die

Kenntniß unſers Charakters, und für die Schärfung unſers pſychologiſchen Sinnes verwenden; das heißt, nur dasjenige, was uns bereits thatſächlich zur Prüfung und Zergliederung vorliegt. Wo die Beobachtung, mit der Abſicht ein Reſultat feſtzuſtellen, auf eine künftige Äußerung unſers Charakters geſtellt iſt: da kann ſie nur in ſo ferne für unbefangen gelten, als wir im Augenblicke des Handelns ſelbſt dieſe Abſicht gänzlich aus den Augen verlieren.

Übrigens ſchärft nichts den Sinn für Seelenforſchung ſo ſehr, als ein unausgeſetztes Erforſchen und Zergliedern unſer ſelbſt. Kein anderes Studium und keine andere Belehrung kann dieſe erſetzen; und Niemand wird die tieferen Geheimniſſe der menſchlichen Natur ergründen, der ſie nicht in ſeiner eigenen Bruſt aufgeſucht hat. Wie viel wir inzwiſchen auf dieſe Weiſe auch lernen mögen: immer werden wir dennoch, in Beziehung auf die Beurtheilung Anderer, den formellen Gewinn als den wichtigſten und weſentlichſten anſchlagen müſſen.

11.

Die Belehrung Anderer, ſowohl über die menſchliche Natur überhaupt, als über beſondere Lebensverhältniſſe, kann immer nur ſo viel Werth haben, als die Prüfung ihres unbedingten Gehaltes ausweiſet. Im Allgemeinen findet ſich wohl nur ſelten Veranlaſſung, daß Andere ihre Anſichten, ſey es über die menſchliche Natur im Allgemeinen, oder über einzelne Seiten derſelben, oder über beſondere Lebensverhältniſſe, im Zuſammenhange gegen uns ausſprechen. Wo eine ſolche Mittheilung fremder Anſichten Statt findet, da liegen uns dieſe in einer beſtimmt ausgeſprochenen Geſtalt vor; wir finden uns zu einer Prüfung derſelben aufgefordert, und mögen uns nach den Ergebniſſen derſelben von jenen Anſichten zueignen, oder davon verwerfen, was uns gut ſcheint. Nicht eben ſo verhält es ſich aber, wenn wir die Anſichten Anderer nicht auf einmal und im Zuſammenhange kennen lernen: ſondern wenn ſie im fortgeſetzten Umgang auf uns einwirken. Wir können uns da nicht zur Prüfung eines Ganzen aufgefordert finden, das uns nicht vorliegt; und wenn ſich uns endlich das Einzelne zum Ganzen rundet: ſo hat es vielleicht durch die Länge der Zeit bereits eine Befangenheit erzeugt, der wir uns jetzt ſchwer zu entwinden vermögen. Gegen eine ſolche Einwirkung müſſen wir daher, beſonders wenn ſie unſere ſittliche Anſicht vom Leben berührt, um ſo mehr auf unſerer Huth ſeyn, als ſie meiſtens eine deſto entſchiedenere iſt, je weniger wir ihrer gewahr werden. Am ſicherſten werden wir einen ſolchen Einfluß vermeiden, und den Gehalt fremder Anſichten erproben, wenn wir ſie möglichſt klar und ſcharf in ihrer reinen Objektivität zu erfaſſen ſuchen.

41.

Hier ſcheint mir auch der Ort zu ſeyn, einen Blick auf die Frage zu werfen: Welchen Werth dürfen wir bey der Beurtheilung Anderer einem fremden Urtheile zugeſtehen?

»Nur ſo viel Werth, als wir der Einſicht und Unbefangenheit Desjenigen zugeſtehen dürfen, von welchem das Urtheil kommt,« lautet hier die gewöhnliche Antwort. Das iſt aber eine ſehr elende Antwort, ſo plauſibel ſie auch auf den erſten Anblick ausſieht.

Nicht der erfahrne Seelenforſcher allein, ſondern Jeder, der gewohnt iſt, es mit den Begriffen von Recht und Unrecht etwas genauer zu nehmen, und der dabey einen Begriff von dem Werth geiſtiger Selbſtſtändigkeit beſitzt, wird mir ohne Rückhalt darin beyſtimmen, daß ein fremdes Urtheil über Andere unter keiner Bedingung einen Einfluß auf das unſrige ausüben dürfe. Wie viel Vertrauen wir auch immer auf die Einſicht und Unbefangenheit Desjenigen haben mögen, der es ausſpricht; wie ſehr es auch dem Anſcheine nach thatſächlich begründet ſeyn mag,— kann ſeine Einſicht nicht irren? können nicht Gründe der Befangenheit in ihm vorhanden ſeyn, die ſich unſerem Auge entziehen? können wir ſicher ſeyn, daß er die Thatſache ſelbſt richtig aufgefaßt, und daß er ihren Beweggründen redlich und mit glücklichem Erfolge nachgeforſcht habe? Und wenn wir deſſen nicht ſicher ſeyn können, wie dürfen wir ſein Urtheil zu dem unſrigen machen? Unterwerfen wir aber das fremde Urtheil einer ſorgfältigen Prüfung: ſo hört es auf ein fremdes zu ſeyn, und wird gänzlich das unſrige.

»Wir, gerade wir können irren; und unſer, nicht das fremde Urtheil kann das unrichtige ſeyn.« Mindeſtens aber werden wir ſelbſt in dieſem

Falle von dem Vorwurf frey bleiben, aus Leichtſinn an dem Andern ein Unrecht begangen zu haben. Und nicht leicht wird der Fall eintreten, daß wir nämlich durch eigene Prüfung, einem richtigen fremden Urtheil gegenüber, zu einem unrichtigen verleitet werden, wenn wir bey dieſer mit redlichem Ernſt und mit möglichſter Unbefangenheit zu Werke gehen; am wenigſten dann, wenn wir das fremde Urtheil benützen, wie wir es mit Vortheil benützen können, als Aufforderung nämlich, die Züge des Charakters, welche es berührt, zum Gegenſtand einer genaueren Prüfung zu machen. Jeder Einfluß eines fremden nachtheiligen Urtheils über einen Andern begeht an dem Betheiligten kein geringeres Unrecht, als der Richter begehen würde, der den Beſchuldigten, ohne ſeine Sache zu unterſuchen, auf das bloße Wort ſeines Klägers verurtheilen wollte.

45.

Es gibt nichts Unmännlicheres und Verächtlicheres, als jene Schwäche des Geiſtes, die ihr Urtheil über Andere durch Andere beſtimmen läßt; ein ſolches Urtheil weiter trägt; auf ein ſolches Urtheil hin keck in das innere, wie in das äußere Leben des Andern eingreift, ohne das Unrecht zu berechnen, welches ſie begeht, oder es auch nur einmal in's Auge zu faſſen, und die zuletzt für die zahme Gefügigkeit, mit der ſie ſich der Albernheit eines Gecken, oder der Böswilligkeit eines Schächers hingibt, von dieſem ſelbſt mit gutem Recht verachtet wird.

Mancher glaubt einer ſolchen Flachheit ſich durchaus nicht ſchuldig zu machen, weil er das Urtheil des Andern in dem Augenblick, wo es ihm geboten wird, nicht unbedingt annimmt, und ſich der Pflicht, ſelbſt zu prüfen und zu urtheilen, halb und halb bewußt bleibt, ohne es darum weniger auf ſich einwirken zu laſſen. Manche geben dabey die Halbheit ihres Weſens noch auf eine andere Weiſe kund. Sie ziehen, um recht billig, beſonnen, und ſelbſtſtändig zu Werke zu gehen, von den nachtheiligen Außerungen des Andern auf der Stelle die Hälfte, ein Drittel, ein Zehntel, oder einen noch kleineren Bruch ab, und legen den Reſt dann zurück, um damit, als mit einem recht zuverläßigen Ergebniß, des Weiteren zu gebahren.

Mit Jedem in eine Rechnung über die Gründe eines nachtheiligen Urtheils, das er über Andere ausſpricht, einzugehen, oder ihm über ein ſolches Urtheil, wenn es uns nach ſeinen Beweggründen zweydeutig ſcheint, Rechenſchaft abzufordern, erlauben freylich die Verhältniſſe, die Lebensklugkeit, und die Rückſicht auf den Betheiligten ſelbſt nicht immer: aber nie wird der rechtliche Mann aus Flachheit oder aus nichtswürdiger Gefälligkeit zu dem nachtheiligen Urtheil eines Andern über einen Dritten ſich hinneigen, und wenn er das Urtheil desſelben auch nicht annimmt, ihn durch ein ſolches Hinneigen ſelbſt darin beſtärken. Wie in ſo vielen Fällen theilen wir auch in dieſem das Unrecht nicht bloß, wenn wir es geradezu billigen, ſondern auch, wenn wir es zu billigen ſcheinen, und ihm, wofern wir es vermögen, nicht mit Entſchiedenheit entgegentreten.

16.

Die Lektüre, als Mittel zur Ausbildung unſers Sinnes für die Beurtheilung Anderer, muß wenigſtens dem Forſchen über uns ſelbſt und dem eigenen Beobachten nachgeſtellt werden. Sie kann hier faſt nur in Rechnung genommen werden, in ſo fern ſie uns Veranlaſſung gibt, uns in dieſem zu üben; ſie nützt mehr anregend, als belehrend. Die Reſultate, die ſie uns in Beziehung auf jenen Zweck bieten kann, ſind meiſtens ſo allgemeine, oder wieder ſo beſondere, daß wir ſie auf den einzelnen Fall nirgends mit Verläßlichkeit anwenden können, wenn wir ſie nicht genau geprüft, und das Allgemeingütige von dem Beſonderen ſcharf ſcheiden gelernt haben.

17.

Neben den Schriften, welche die menſchliche Natur im Allgemeinen zum Gegenſtande haben, und unter welchen jene, die den Weg der Erfahrung gehen, den Vorzug verdienen — zuerſt muß die Pſychologie als Erfahrungswiſſenſchaft ihre mögliche Vollendung erreicht haben, ehe die Spekulation in ihr, und durch ſie feſten Boden gewinnen kann — ſind ſolche, die einzelne Seelenvermögen, Leidenſchaften und Seelenzuſtände behandeln, einer vorzüglichen Beachtung werth. Dergleichen Monographien haben wir in neuerer Zeit mehrere, und mitunter ſehr werthvolle erhalten. Hier ſoll zum Beyſpiele nur an die Geſpräche über den moraliſchen Ehebruch erinnert werden. Überhaupt iſt es ſehr zu wünſchen, daß die pſychologiſche Forſchung dieſen Weg fleißig betreten, und ſich nicht zu vornehm dünken möge, auf ihm eine weſentliche Bereicherung ihres Wiſſens zu ſuchen. Wie reich iſt nicht der Gewinn, den ſie hier machen kann; und wie Manches ſehr nahe liegende iſt hier nicht, ſo gut wie gänzlich noch unberührt geblieben.

48.

Keine andere Art von Schriften iſt geſchickter, den Sinn für Seelenforſchung zu wecken und auszubilden, als Biographien; und nur ſie vermögen uns einiger Maßen den lebendigen Umgang mit den Menſchen zu erſetzen, welche ſie ſchildern. Jede gute Biographie gibt uns die vollſtändige Entwicklung eines Menſchenlebens unter beſtimmten Bedingungen. Indem dieſes von ſeinem Anfang bis zu ſeinem Ende als ein abgeſchloſſenes Ganzes vor uns liegt, ſind wir im Stande jeden einzelnen Theil des Charakters in ſeinem Zuſammenhange mit allen übrigen, und nach ſeinen Beziehungen zu den äußeren Bedingungen ſeiner Entwicklung zu überſehen. Dieſen äußeren und inneren Zuſammenhang als einen nothwendigen thatſächlich darzuſtellen, iſt die Aufgabe der Biographie; thatſächlich: denn darin beſteht ihr wahrer Pragmatismus, der ihr, leider, noch immer fremd iſt, und an deſſen Stelle ſie fälſchlich die Reflexion ſetzt. Es gibt keine andere echt pragmatiſche Darſtellung, als durch Thatſachen. Seinen Helden, nicht ſeine Anſicht von, und ſeine Reflexionen über ſeinen Helden ſoll der Biograph uns geben. Wir haben nur wenig Biographien, in welchen die Reflexion die Züge des dargeſtellten Helden nicht halb ungewiß machte, wie Staub und Schmutz auf alten Portraiten. Kein anderer Schriftſteller ſollte in der Darſtellung ſein Ich ſo ganz aus dem Spiele laſſen, und ſeine Feder ſtrenger beherrſchen, als der Biograph.

Selbſtbiographien ſind nur mit großer Vorſicht zu benützen. Je intereſſanter und vielſeitiger der Mann iſt, der ſich ſchildert, und ein je feinerer und gewandterer Zergliederer: um deſto näher liegt ihm oft, auch bey dem redlichſten Entſchluß wahr zu ſeyn, und bey der aufrichtigſten Selbſtſtverläugnung — die Selbſttäuſchung. Den auffallendſten und ſchlagendſten Beweis davon liefern Rouſſeau's Bekenntniſſe.

49.

Weder ſich ſelbſt, noch Andere, vermag der Menſch richtig zu begreifen, wenn er nicht ſeine Zeit richtig begriffen hat. Denn jede Entwicklung, jedes Streben iſt in den Mitteln, die ihm geboten werden, oder die ihm zu Gebote ſtehen, ſo wie in dem Widerſtand, welcher ihm entgegentritt, von der Zeit abhängig, in der es ſich bewegt; Jeder erfährt ihren Einfluß, und ſich eine Selbſtſtändigkeit des Geiſtes denken, welche dieſem Einfluß uns gänzlich zu entziehen vermochte, heißt etwas ſehr Ungereimtes denken. Die Zeit aber, in welcher wir leben, kann nur aus der ihr vorausgehenden, und dieſe wieder nur aus einer fruheren vollſtändig begriffen werden: ſo, daß es ſchon von dieſem Geſichtspunkte aus keine Ausbildung für Seelenforſchung, ohne zureichende Kenntniß der Geſchichte geben kann.

Aber auch aus einem andern Geſichtspunkte nicht. Die Geſchichte des Individuums: Menſch, und ſeiner Entwicklung ſpiegelt ſich in großen Zügen in der Geſchichte ſeines Geſchlechtes ab: und gewiß haben die Hiſtoriker Unrecht, dieſe, an lichtvoller Klarheit ſo fruchtbare Parallele nur ſehr ſelten zu benützen. Die nämlichen Geſetze, welche über die Entwicklung der intellektuellen und ſittlichen Kräfte des Menſchen, als Individuums, walten, walten auch über das Leben der Völker; die nämlichen Geſetze, welche den Werth und die Glückſeligkeit des Individuums bedingen, bedingen auch den Werth und das Glück der Völker; und die nämlichen Mißgriffe, Verirrungen und Verbrechen, welche jenes in ſeiner Ausbildung aufhalten, oder vom rechten Wege ablenken, hemmen und richten auch dieſe zu Grunde. Darum wird weder der Hiſtoriker, der den Menſchen nicht mit dem tiefen Blicke des Pſychologen erforſcht hat, in ſeiner Wiſſenſchaft ſcharf genug ſehen: noch der Pſycholog ohne hiſtoriſche Kenntniſſe in ſeinen Anſichten über die menſchliche Natur einen höheren Grad von Klarheit und Sicherheit des Geiſtes gewinnen.

50.

Auch noch aus einem andern Grunde ſoll der Seelenforſcher ſich mit Liebe den hiſtoriſchen Studien zuwenden. Wie traurig nämlich auch der Anblick dieſes ewigen Verſinkens von Irrthum in Irrthum, dieſes ewigen Hintaumelns von einem Äußerſten zum Andern, von Verbrechen zu Verbrechen, wie die Geſchichte es darſtellt, auch immer ſeyn mag: ſo gibt doch eben ſie das unverwerflichſte Zeugniß für das ſittliche Princip in der Natur des Menſchen, das, als ein Ewiges und Unzerſtörbares, auch in der düſterſten Verworrenheit des Irrthums, und im wildeſten Kampfe der entzügelten Leidenſchaften in ihm nicht untergehen konnte. Heilig bewahre ſich der Pſycholog den Glauben an dieſes Princip: denn wie ſoll er das Menſchliche im Menſchen richtig erkennen: wenn das Göttliche, was dieſem als das bewegende Princip ſeiner Entwicklung eingepflanzt iſt, nicht zu würdigen gelernt hat!

Darum mag er ſich auch immerhin mit den Dichtern befreunden, deren Beruf es ja iſt, Dollmetſcher des Göttlichen im Menſchen zu ſeyn. Manches tiefere Geheimniß der menſchlichen Natur, das ſich dem Auge des gewöhnlichen Forſchers entzieht, enthüllt ſich dem begeiſterten Blicke des Dichters.

51.

Das Schlechte und Mittelmäßige verdirbt es überall dem Guten: und ſo darf man ſich nicht wundern, wenn der Roman in der Achtung der Leſewelt ſo tief geſunken iſt, daß ich mich faſt ſcheue, ihn hier zu nennen. Was inzwiſchen wirklich gut iſt, behält ſeinen Werth, unabhängig von jeder Meinung; und wenn es wahr iſt, daß der gute Roman ohne ein ausgezeichnetes Talent für eine feſte und konſequente

Charakterzeichnung, ohne tiefe und umfaſſende Menſchenkenntniß nicht geſchrieben werden kann: ſo darf ich wohl kein Bedenken tragen, ihn unter den Schriften anzuführen, welche den Blick für Seelenforſchung ſchärfen und erweitern. Das Meiſte wird auch hier, wie bey jeder Lektüre, darauf ankommen, wie wir leſen. Die pſychologiſchen Romane, welche vor mehreren Jahrzehenden ſehr beliebt waren, ſind jetzt verſchwunden; und mit Recht. In einem gewiſſen Sinne iſt, und muß jeder Roman ein pſychologiſcher ſeyn: in ſo fern er nämlich die Charaktere mit pſychologiſcher Conſequenz durch ſich ſelbſt darſtellt; jene aber ſuchten dieſe Darſtellung auf dem Wege pſychologiſcher, oft ſehr ſchwachleiniger Reflexionen und Deduktionen, und waren meiſtens in dieſer Beziehung eben ſo ſchlecht, als äſthetiſch unzuläßig und langweilig.

52.

Eh' ich dieſes Buch ſchließe, muß ich noch einen Grundſatz berühren, den man in Beziehung auf die Beurtheilung Anderer ſehr oft und ſehr allgemein rühmen hört, und der recht human ausſieht, ohne darum auch nur im geringſten etwas werth zu ſeyn.

Es iſt der Grundſatz: *Man müſſe Andere von ihrer beſſeren, oder von der beſten Seite nehmen.*

Was ſoll nun aber der Ausdruck heißen: *Andere von ihrer beſten Seite nehmen?* Wenn dieſes: man müſſe nicht ihre Mängel, Fehler und Gebrechen, ſondern nur ihre Tugenden und Vorzüge ins Auge faſſen: ſo empfiehlt die ganze Maxime eine einſeitige Auffaſſung der Charaktere; ſoll ſie aber ſo viel heißen, als: man müſſe die Mängel und Schwächen Anderer nicht in ihrem wahren, ſondern in einem milderen Lichte ſehen: ſo fordert ſie uns offenbar auf, ſie in einem unrichtigen Lichte zu ſehen.

» Die Humanität empfiehlt dieſen Grundſatz. «

Die ächte? Mag man ſie auch für ächt nehmen, oder gelten laſſen: er taugt darum dennoch nichts. Auch die redlichſt gemeinte Humanität kann den Schelm und den Dummkopf nicht beſſer nehmen, als er iſt, ohne dem ehrlichen Mann und dem geiſtreichen Kopf zu nahe zu treten, indem ſie den Unterſchied des Werthes zwiſchen dem Einen und dem Andern wenigſtens um einen gewiſſen Grad verringert; und ohne ſich, wie Andere, bey ihrer milden Schätzung auf eine leicht mögliche Weiſe zu gefährden.

Aber bey weitem nicht ſo oft iſt es die Humanität, welche jenen Grundſatz aushängt, und in Schutz nimmt, als mattherzige Schwäche und geiſtige Flachheit; ſich ſelbſt betrügend, und Andere, mit dem Scheine der Milde, während ſie ſich bloß dem Impuls einer Laune, einer Wallung, oder eines eigenſüchtigen Beweggrundes überläßt, und wenn dieſer morgen ſich ändert, in leidenſchaftliche Feindſeligkeit und giftige Klatſchſucht umſchlägt.

Die Humanität zeigt ſich im Handeln, nicht im Urtheilen. Sie erträgt, vergibt, bedauert die Fehler und Schwächen Anderer; und, wenn es ihr kein ſtrenges, ſittliches Geſetz verbietet, bedeckt ſie dieſelben mit Schweigen: aber ſie macht ſich nicht blind dafur; ſie ſieht ſie nicht abſichtlich in einem unrichtigen, und am wenigſten heute in dieſem, und morgen in jenem Lichte. Dieſe Humanität von uns zu fordern hat Jeder ein Recht, weil wir ſelbſt ſie von Jedem fordern, und der umſichtigſte und tiefſte Kenner der menſchlichen Natur und ſeiner ſelbſt wird immer am meiſten geneigt ſeyn, ſie zu üben.

Die wahre Humanität in der Beurtheilung Anderer iſt Gerechtigkeit, ruhend auf einer möglichſt unbefangenen, unſichtigen und beſonnenen Prüfung ihres Charakters. Die Gewohnheit, Andere ſo zu prüfen und zu beurtheilen, wird uns am ſicherſten und vorhaltendſten zur Milde und Schonung in unſerem Handeln und Betragen gegen ſie führen; die, wie jeder andere ſittliche Vorzug, nur dann eine feſte Grundlage haben, wenn ſie aus der Idee einer klar erkannten Pflicht hervorgehen.

Zweytes Buch.

1.

Indem ich die zweyte Abtheilung dieſer Schrift beginne, welche die Beurtheilung Anderer nach beſonderen Beziehungen zum Vorwurf hat, ſeh' ich mich gezwungen, die Leſer auch hier wieder gleich Anfangs auf die engen Gränzen aufmerkſam zu machen, welche unſrer Erkenntnißkraft geſteckt ſind. Denn gerade über das wichtigſte und weſentlichſte Verhältniß, welches hier in Berechnung genommen werden ſollte, über das Verhältniß zwiſchen Geiſt und Körper, weiß die Pſychologie, außer einigen ſehr allgemeinen Formeln, auch noch heut zu Tage nur ſehr wenig zu ſagen. Gewiß wird ſie in den nächſten Jahrzehenden auf dieſem Gebiet ſehr bedeutende Erwerbungen machen, wenn ſie fortfährt, wie ſie es in der neueren Zeit gethan hat, ihren Weg an der Hand der Phyſiologie zu ſuchen. Nur daß ſie ſich hüthe, auf dieſem Wege die rechte Würdigung des geiſtigen Princips nicht aus dem Auge verliere, und ſich nicht zuletzt ganz und gar in Phyſiologie auflöſe.

2.

Eines wenigſtens wiſſen wir in Betreff des Zuſammenhanges zwiſchen dem geiſtigen und phyſiſchen

Menſchen; dieſes: daß der Geiſt nicht kräftig, lebendig und friſch ſeyn kann, wenn der Körper ſchwach, leidend und abgemüdet iſt. Dennoch laſſen wir nicht ſelten ſelbſt dieſe auffallendſte aller Rückſichten unbeachtet, und fordern von demjenigen, welchem die Natur einen gebrechlichen Körper gegeben hat, die Energie; von dem, der an einem langſam verzehrenden, vielleicht unheilbaren Übel leidet, die Lebendigkeit, Heiterkeit, Beſonnenheit und Ruhe des Geiſtes, die wir, in der Regel wenigſtens, nur bey vollkommen geſunden Menſchen antreffen.

3.

Es gibt keine Seite des Menſchen, über welche unſer Urtheil und unſre Schätzung häufiger irrten, als über die geiſtigen (intellecktuellen) Anlagen desſelben und ihre Ausbildung. Die folgenden Bemerkungen werden die Wahrheit dieſer Behauptung in ein hinreichendes Licht ſetzen.

4.

Wir haben für den Umfang geiſtiger Kraft durchaus keinen beſtimmten Maßſtab. Wir können ſie nur nach ihren wirklichen, nicht nach ihren möglichen Äußerungen, und ſelbſt nach dieſen nur vergleichungsweiſe beurtheilen. Dieſer Maßſtab iſt jedoch höchſt unzuverläßig. Er kann überall nur in ſo fern für zuverläßig gelten, als die zu vergleichenden Kräfte ſich unter vollkommen gleichen Bedingungen äußern; ein Fall, der wohl bey mechaniſchen oder phyſiſchen, nie aber bey geiſtigen Kräften eintreten kann. Die

Bedingungen, welche wir bey den letzteren in Anſchlag zu bringen haben, ſind die Schwierigkeiten, welche ſie zu überwinden, und die Umſtände, unter welchen ſie ſich ausgebildet haben. Die erſteren ſind wieder immaterieller Art, und woran wollen wir ſie mit Beſtimmtheit meſſen? die letzteren — nur in ſo fern ſie äußere ſind, können wir ſie im Allgemeinen berechnen, nicht aber das Maß, noch die Art ihrer inneren Einwirkung. Was heißt nun z. B. das, zwey Menſchen haben den nämlichen Unterricht, oder die nämliche Bildung genoſſen? — Wird nicht bey beyden jeder einzelne Eindruck durch die ganze bereits entwickelte Eigenthümlichkeit ihres Geiſtes auf eine eigenthümliche Art beſtimmt und geſtaltet werden?

5.

Überdieß: wir ſcheiden die einzelnen Seelenkräfte für den Gebrauch der Schule, und ſcheiden ſie auch bey ihrer Schätzung und Beurtheilung. Dagegen läßt ſich nun im Allgemeinen nichts einwenden; aber wir vergeſſen dabey zu oft, daß alle intellektuellen Anlagen und Kräfte, in ſo fern wir ſie als getrennte betrachten, wechſelweiſe ſich tragen und beſchränken, und daß wir über die einzelne nie ein ſicheres Urtheil ausſprechen können, wenn wir nicht im Stande ſind, auf das beſtimmteſte ihr Verhältniß zu allen übrigen anzugeben. Über das Verhältniß der einzelnen Seelenvermögen zu einander weiß die Pſychologie, außer einigen allgemeinen Formeln, bis jetzt nun freylich nur wenig zu ſagen; wenig darüber, wie ſie ſich wechſelſeitig unterſtützen und fördern: und noch weniger, wie ſie einander beſchränken und Abbruch thun. Hat ſie doch ſelbſt den wichtigen Grundſatz nur noch ſelten in's Auge gefaßt, daß gewiſſe intellektuelle Vorzüge des Geiſtes — und ſelbſt von einigen ſittlichen Vorzügen gilt dieſes — zwar nicht unbedingt, wohl aber oft ſchon in höherer, immer aber in ihrer höchſten Potenz einander ausſchließen.

6.

Daß die wirkliche Ausbildung intellektueller Kräfte nicht Maßſtab derſelben als geiſtiger Kraft überhaupt, und ihrer Bildungsfähigkeit ſeyn könne, iſt oft genug geſagt worden, und nicht zum tauſendſten Male ſoll hier die Bemerkung wiederholt werden, daß mancher hinter dem Pflug hergehe, der, wären ſeine Anlagen ausgebildet worden, im Kabinette oder auf dem Lehrſtuhl die Bewunderung ſeiner Zeit ſeyn würde, und daß mancher den Torniſter trage, den die Natur zum Feldherrn beſtimmt hatte. Nur das mag bemerkt werden, daß es offenbare Einſeitigkeit iſt, wenn wir das Talent gewöhnlich nur in Beziehung auf wiſſenſchaftliche oder artiſtiſche Ausbildung ſchätzen. Früher ſelbſt nur in Beziehung auf philoſophiſche und humaniſtiſche. Allein das Genie hat ſich in der neueren Zeit im Gebiete der mathematiſchen, phyſikaliſchen und technologiſchen Wiſſenſchaften durch ſo glänzende Erfolge geltend zu machen gewußt, daß einzig zu fürchten, die Schätzung der Zeit könne es künftig auf der andern Seite verſehen. Und gewiß iſt von allen böſen Geiſtern der Einſeitigkeit, welche ſich um ſie balgen, dieſer derjenige, der ihr, wenn ſie ſich ihm, wie ſie es thun wird, mit noch größerer und endlich mit ausſchließender Entſchiedenheit hingibt, am meiſten Böſes zufügen wird.

7.

Am auffallendſten zeigt ſich die Unzulänglichkeit und Verkehrtheit in Schätzung und Beurtheilung des intellektuellen Werthes Anderer, wenn von den Bedingungen der Ausbildung ihrer Anlagen die Rede iſt.

Es iſt leicht, ſich über den Grundſatz zu verſtändigen, daß hier nur dasjenige verdienſtlich ſey, was wir mit klarem Bewußtſeyn des vorgeſetzten Zweckes erſtreben. Wie aber wollen wir einem Andern ohne die genaueſte und vollſtändigſte Einſicht in die Geſchichte ſeiner geiſtigen Entwicklung nachrechnen, in wie fern ſein Zweck ihm klar geweſen ſey; was er gethan habe, um ihn ſich klar zu machen, und ihn zu erreichen; mit welcher Anſtrengung er darnach gerungen, mit welchen außer- und in ihm liegenden Schwierigkeiten und Hemmungen er gekämpft, und was er darüber gelitten und dafür geopfert habe. Gewiß, die Schmerzen, um die wir ſehr oft unſre geiſtige Ausbildung kaufen müſſen, dieſes Ringen nach dem vollen Lichte, wo uns nur ein zweydeutiger Schimmer leuchtet; dieſes Hin- und Herſchwanken zwiſchen Wahrheit und Irrthum; zwiſchen dem muthigen Aufſchwellen des Kraftgefühls und dem muthloſen Verſinken bey ſeiner unvermeidlichen Abſpannung, gehören zu den peinlichſten, und nur der mag ſie einiger Maßen berechnen, der ſie ſelbſt empfunden hat.

8.

Ganz in der Luft ſchwebt jede in's Allgemeine hin gemachte Berechnung der äußeren Umſtände, die wir als der geiſtigen Ausbildung förderlich oder nachtheilig bezeichnen. Jeder, in welchem der Funke eines ſelbſtſtändigen Bildungstriebes lodert, verfolgt ſeinen Weg auf ſeine Weiſe; oft von einer ihm ſelbſt noch dunklen Vorſtellung des ihm Entſprechenden richtig geleitet: oft den Wink ſeines Genius falſch verſtehend und dadurch mißleitet. Was wir nun im Allgemeinen als Förderungs- oder Hemmungsmittel der geiſtigen Bildung betrachten, iſt das nur in ſo fern, als er der eigenthümlichſten Naturanlage des Individuums entſpricht oder entgegen iſt. Was im Allgemeinen der intellektuellen Entwicklung günſtig iſt, kann hemmend, verwirrend und ſelbſt zerſtörend auf die Bildung des Einzelnen einwirken: und was im Allgemeinen ſie zu beſchränken und aufzuhalten geeignet iſt, für dieſen zur Springfeder eines glücklichen Aufſchwungs werden. Selbſt wenn wir die eben berührten Rückſichten bey Berechnung äußerer Einflüſſe auf die geiſtige Ausbildung nicht außer Acht laſſen, bleibt dieſelbe darum nicht minder mangelhaft und unzuverläßig. Jeder äußere Einfluß wirkt nämlich nicht als ein einfacher Hebel nur nach einer Seite hin, ſondern nach mehreren zugleich: ſo daß wir ſeine Wirkung auf keine Weiſe mit hinreichender Beſtimmtheit zu verfolgen vermögen, weil ſie, wenn nicht als eine unmittelbare, doch als eine mittelbare, in tauſend unſerm Blick ſich entziehenden Verzweigungen fortläuft.

9.

Was uns endlich in der Beurtheilung der geiſtigen Anlagen und Ausbildung Anderer am meiſten behutſam und zurückhaltend machen ſollte, iſt dieſes, daß wir die erſteren nur in ſo fern, als wir ſie ſelbſt beſitzen, dieſe nur nach Maßgabe unſrer eignen Bildung lebendig zu begreifen vermögen. Mag doch niemand glauben, daß ein allgemeiner Begriff hinreiche, ihm hier auszuhelfen. Angenommen ſelbſt, daß dieſer Begriff einen höheren Grad von Lebendigkeit habe: — und er wird dieſen nur haben, wenn die geiſtige Kraft, die den Gegenſtand der Beurtheilung ausmacht, im Beurtheiler ſelbſt, wenn nicht in gleicher, doch in einer ſich annähernden Potenz vorhanden iſt — ſo geſtaltet ſich ja jede geiſtige Kraft in ihrer Entwicklung als eine eigenthümliche: und kann in dieſer Eigenthümlichkeit nur von dem verwandten Geiſte recht begriffen werden. Wo nun die Flachheit dieſe Eigenthümlichkeit nicht zu erfaſſen vermag, weil ſie durchaus nichts derſelben Verwandtes in ſich ſelbſt findet: da überträgt ſie dann das Geſchäft, dem dürren allgemeinen Begriff Leben und Farbe zu geben, der Phantaſie, die ſich desſelben meiſtens auf eine ſolche Art zu entledigen weiß, daß die Selbſtgefälligkeit der Beſtellerin keine Veranlaſſung hat, darüber in Verlegenheit zu gerathen.

Was von den intellektuellen Vorzügen gilt, gilt auch von den ſittlichen, daß wir nämlich dieſe ſelbſt, oder wenigſtens die Anlage dazu, in uns finden müſſen, um ſie an Andern lebendig zu begreifen; ja es gilt ſogar von ſittlichen Fehlern und Gebrechen. In Betreff der letzteren, denke man an Sokrates, der dem Phyſiognomen Zopyrus gegenüber eingeſtand, die Anlage zu allen Laſtern in ſich entdeckt zu haben, die jener ihm vorwarf.

10.

Jeder Vorzug des Geiſtes beſitzt einen Werth: aber nicht alle Vorzüge des Geiſtes beſitzen einen gleichen Werth. Daß die Schätzung des Letzteren nach objektiven, nicht nach ſubjektiven Gründen geſchehen müſſe, iſt von ſelbſt klar. Wahr aber, wie wenig andere Sätze, iſt in Hinſicht auf die Schätzung geiſtiger, wie ſittlicher Vorzüge, der Grundſatz: der Vernünftige ſchätzt an Andern am höchſten diejenigen Vorzüge, welche ihm abgehen; der Geck nur jene, welche er ſelbſt beſitzt, oder zu beſitzen glaubt Jener ſchätzt, was er erkennt, und lebhaft ſich anzueignen wünſcht: dieſer achtet gering, was er gar nicht, oder nur ſehr unvollkommen begreift, und was für ihn, der bereits ſo vieles beſitzt, nur wenig Werth haben kann.

11.

Die erſte Stelle unter allen intellektuellen Vorzügen gebührt der Geradheit des Geiſtes (Droiture d'esprit). Man geht nicht irre, wenn man ſich bey der Frage: Was iſt Geradheit des Geiſtes? an die Etymologie hält. Gerade iſt dasjenige, was von der Richtung auf einen gegebenen Punkt nach keiner Seite hin abweicht. Ein ſolcher Punkt iſt jedem geiſtigen Streben in demjenigen gegeben, was den Kern und das innerſte Weſen des Gegenſtandes ausmacht, den es zum Vorwurf hat. Die Geradheit des Geiſtes ſucht, erkennt und verfolgt dieſen Punkt, und läßt ſich durch nichts von dieſer Richtung abwendig machen.

12.

In allen Dingen, im Leben, wie in der Kunſt und Wiſſenſchaft, gibt es ein Einfaches und Wahres, das ein im Weſen derſelben ſelbſt Bedingtes iſt, und eben darum als ein unbedingt Geltendes erſcheint. Es kann daher weder mit demjenigen, woraus es hervorgeht, noch mit ſich ſelbſt jemals in einen Widerſpruch gerathen: ſondern alle Widerſprüche finden im Gegentheil in ihm ihre Auflöſung. Was daher mit ihm in einen Widerſpruch tritt: das iſt ein Widerſpruch gegen das Weſen der Sache ſelbſt; und dieſer Widerſpruch iſt es, den die Geradheit des Geiſtes zunächſt überall zu vermeiden ſucht.

13.

Plato wirft die Frage auf, ob die Tugend ein Geſchenk der Götter, die Frucht einer glücklichen Naturanlage, oder der Erziehung ſey. Man könnte ſagen, ſie ſey die Frucht einer vollkommnen Geradheit des Geiſtes; indem bey der höchſten Entſchiedenheit der letzteren, und der damit verbundenen höchſten Wahrheit des Erkennens, das ſittliche Handeln mit dem ſittlichen Erkennen von ſelbſt zuſammenfällt. Nur wird ſich jetzt die Frage wiederholen, ob die Geradheit des Geiſtes ſelbſt eine Frucht der Erziehung ſey, oder eine glückliche Naturanlage, mit welcher der Himmel ſeine ausgezeichnetſten Lieblinge beſchenke.

Im Leben, wie in der Kunſt und Wiſſenſchaft, ſind diejenigen Prinzipien, welche aus dem innerſten Weſen derſelben hervorgehen, immer zugleich die einfachſten; ſie werden uns überall durch Belehrung und Unterricht zuerſt geboten; ſie entziehen ſich unſrer eignen Beobachtung am wenigſten; ſie ſind am leichteſten zu erkennen, und wir ſehen uns überall aufs neue zu ihnen hingewieſen. Auf der andern Seite ſind es im Leben, wie in Kunſt und Wiſſenſchaft, eben die einfachſten Grundſätze, über die wir am ſchwerſten und am ſpäteſten *zu voller Klarheit* und *zu voller Sicherheit in ihrer Anwendung* gelangen; erſt wenn wir das ganze Gebiet durchwandert, viel geprüft, viel verglichen, viel geſammelt und verworfen, und — viel geirrt haben. Nicht als Anlage alſo — denn wie leicht, und ſelbſt wie willig erkennen wir nicht überall das Rechte und Wahre, wenn wir nicht durch Befangenheit daran gehindert werden —: ſondern in jener Ausbildung, die dem leicht erkannten Wahren und Rechten ein ſo entſchiednes Ubergewicht verſchaffe, daß es zum leitenden Prinzip unſers geiſtigen Strebens werde, iſt die Geradheit des Geiſtes eine eben ſo ſeltne, als edle Blüthe, deren Entfaltung durch eine glückliche Erziehung — die wohl die höchſte Gunſt des Himmels genannt werden darf — gefördert wird, die aber nur langſam zu ihrer vollen Entfaltung gelangt. Darum ſollten wir, die Forderungen des ſittlichen Geſetzes als durchaus unbedingte ausgenommen, wo wir dieſe Blüthe bey Andern vermiſſen, uns immer gegenwärtig halten, wie ſchwer in allen Dingen, im Leben, wie in der Kunſt und Wiſſenſchaft die volle Erkenntniß des Wahren und Rechten erſtrebt werde: wäre es auch nur um die Geradheit des Geiſtes nicht in dem Augenblick an uns ſelbſt zu verläugnen, in welchem wir ſie von Andern ſtrenge fordern zu dürfen glauben.

11.

Wenn es allerdings zunächſt die Intereſſen verkehrter Neigungen und Leidenſchaften ſind, welche die gerade Richtung des Geiſtes hindern, und in Beziehung auf Kunſt und Wiſſenſchaft das Wohlgefallen an dem Ungewöhnlichen und Blendenden; die Sucht neu, überraſchend und genial zu ſeyn: ſo iſt das doch nicht überall der Fall, wo wir jene Richtung vermiſſen. Oft wird, vorzüglich der jugendlich regſame und kräftige, aber noch nicht in ſich ſelbſt erſtarkte Geiſt, von der ihm zuſtrömenden Maſſe ſowohl intellektueller Anſichten, als widerſprechenden Lebenserſcheinungen, ſo zu ſagen betäubt und gewaltſam vom rechten Wege abgelenkt. Er weiß dieſe Widerſprüche nicht ſogleich zu löſen; er erkennt die Wahrheit, aber er wird an ihr irre; er weiß, was theilweiſe unbeſtreitbar mit ihr ubereinſtimmt, nicht ganz damit in Übereinſtimmung zu bringen, und das Falſche nicht ſcharf genug davon auszuſcheiden. Hier nun ſogleich über Verkehrtheit und Verworrenheit zu ſchreyen, iſt Albernheit, und oft gerade der nächſte Weg, um jene Fehler hervorzubringen. Das ungeſchickte Eingreifen in eine ſolche Kriſis des Geiſtes, oder das voreilige Verzweifeln an ihrem glücklichen Ausgange, wirkt hier oft ſo ſchädlich, als der gleiche Fehler des Arztes in phyſiſchen Krankheiten. Auch iſt es nicht ſchwer zu erkennen, ob die geiſtige Natur eine hinreichende Kraft habe, um die Kriſis durchzukämpfen. Wie die phyſiſche Natur bietet ſie ſich in dieſem Falle willig zu Allem dar, und verlangt nach Allem, was jenen Kampf ihr erleichtern und den Widerſtreit der aufgeregten Kräfte beſänftigen kann. Es iſt eben die Sache des geſchickten Arztes, ſie richtig zu verſtehen, nicht unbeſonnen ihre eigne Thätigkeit zu ſtören, und ſeiner intellektuellen Einſicht überhaupt nicht allzu ſehr und allzu unbedingt zu vertrauen.

15.

Die Beſchränktheit des Geiſtes hebt die Geradheit deſſelben nicht auf: läßt ſie aber ſehr oft zu ihrem Nachtheil erſcheinen. Oft nennen wir ſie mit großem Unrecht Einfalt; und der geiſtreiche Denker gilt uns in der Regel immer mehr, als der richtige Denker. Der Letztere aber behält ſeinen Werth, wenn er auch eine wahre Anſicht aus Mangel an Umſicht nicht vielſeitig aufzugreifen und zu verfolgen weiß. Auch iſt, was wir oft geradezu Beſchränktheit nennen, nicht ſowohl dieſe, als ein ſelbſtbewußtes ſich Beſchränken; das uns häufig nur darum eine gar ſo dürftige Armuth zu ſeyn ſcheint, weil wir ſelbſt ſo übermäßig reich zu ſeyn glauben.

Überhaupt gibt es kaum einen andern Vorzug des Geiſtes, den wir weniger verkennen werden, als dieſen: wenn wir — ihn ſelbſt beſitzen; hingegen gibt es keinen, bey dem uns, wenn er uns fehlt, ſo ſchwer würde, ihn an Andern, ich will nicht ſagen, zu begreifen, gewiß aber ihn zu würdigen.

16.

Geradheit des Geiſtes ſchließt überall den Begriff von Folgerichtigkeit in ſich, und man könnte ſagen, ſie ſey ſelbſt nichts Anderes, als Folgerichtigkeit. Denn gibt es gleich ſelbſt eine ſtrenge Folgerichtigkeit aus falſchen Grundſätzen: ſo kann doch nur die Wahrheit unbedingt und vollkommen mit ſich ſelbſt übereinſtimmen.

Ein entſchiedenes Streben nach ſtrenger Folgerichtigkeit darf immer als eines der zuverläßigſten Kennzeichen gediegener Geiſteskraft betrachtet werden; wie ſie andererſeits unerläßliche Bedingung jeder gediegenen, geiſtigen Entwicklung iſt. Sie kann nämlich ohne einen höheren Grad von Regſamkeit und Umſicht des Geiſtes, ſo wie ohne eine ernſte Richtung auf Erforſchung der Wahrheit kaum gedacht werden. Andererſeits geben Seichtigkeit und

Flachheit des Geiſtes ſich durch nichts offenbarer kund, als daß ſie die Folgerichtigkeit bey ihren Verirrungen entweder nicht vermiſſen, oder gänzlich außer Acht laſſen.

17.

Eigenſinn und Starrſinn des Geiſtes konnen wohl im Charakter, aber ſie können auch in Folgerichtigkeit aus falſchen Vorderſätzen ihren Grund haben. Nur bey dieſen; denn bey der Folgerichtigkeit aus wahren Grundſätzen findet nur ein ſelbſtbewußtes Feſthalten an dem als wahr Erkannten, aber weder Eigenſinn noch Staarſinn Statt. Ehe wir nun in einem Falle den Andern dieſer Fehler, oder einer hartnäckigen Rechthaberey beſchuldigen, ſollten wir immer zuerſt fragen: in wie fern er vielleicht wirklich Recht habe? in wie fern wir ihn richtig verſtanden haben; und in wie fern er ſelbſt ſich richtig verſtehe? Ganz richtig verſteht die Folgerichtigkeit aus falſchen oder halbwahren Grundſätzen ſich nie: weil dieſe von vorne herein Unklarheit des Geiſtes vorausſetzen.

18.

Man kann fragen, ob es ohne Geradheit des Geiſtes eine Klarheit deſſelben geben konne? Verſteht man nun unter letzterer bloß ein Bewußtſeyn des Unterſchiedes verſchiedener Vorſtellungen oder Vorſtellungsweiſen im Allgemeinen; oder, wie der Sprachgebrauch es öfter thut, bloß einen höheren Grad von Lebhaftigkeit dieſes Bewußtſeyns: ſo beantwortet ſich die Frage von ſelbſt. Volle Klarheit des Geiſtes mag jedoch von Geradheit des Geiſtes nicht geſondert gedacht werden: weil das volle Bewußtſeyn aller Unterſchiede einer Vorſtellung oder Vorſtellungsweiſe ihr Anerkennen als Wahrheit, oder die Erkenntniß ihres Verhältniſſes zur Wahrheit in ſich ſchließt. Was immer falſch und unwahr iſt, kann nur durch das zweydeutige Halbdunkel ſeiner Beleuchtung täuſchen, weil nur dieſes die in ihm enthaltenen Widerſprüche dem Auge entziehen kann.

Nicht überflüſſig iſt es zu erinnern, daß wir in Betreff dieſer Anſicht in einzelnen Fällen die Klarheit des bloßen Erkennens von jener des Handelns ſcheiden müſſen. Es gibt nämlich Menſchen, die im Denken größtentheils klar, im Handeln hingegen verworren erſcheinen; entweder weil ihre Leidenſchaften ſie jeden Augenblick fortreißen, und die Klarheit des Geiſtes ſelbſt, auf Augenblicke wenigſtens, dadurch in ihnen getrübt wird: oder weil ſie ihren Leidenſchaften entſchieden ſich hingebend, das Handeln vom Erkennen mit Beſonnenheit geſchieden haben. Wenn inzwiſchen der Schluß von der Unklarheit des Handelns auf jene des Geiſtes kein unbedingt zuverläßiger iſt — der Schluß von der Klarheit des Handelns auf die des Geiſtes iſt das immer —: ſo ſchließt jede Verworrenheit des Handelns mindeſtens die volle Klarheit des ſittlichen Erkennens aus; indem ein entſprechendes Handeln mit dieſer überall von ſelbſt zuſammenfällt.

19.

Entſchiedenheit des Geiſtes iſt theils das Streben, theils die Fertigkeit deſſelben, überall beſtimmte Reſultate ſeines Forſchens zu ergreifen und feſtzuhalten. Ohne einen gewiſſen Grad von Klarheit, welche ſich weſentlicher Unterſchiede einer Anſicht von andern, derſelben verwandten oder entgegenſtehenden, bewußt ſey, kann es keine Entſchiedenheit des Geiſtes geben; wohl aber kann die letztere in Hinſicht dieſer Unterſchiede aus Beſchränktheit irren; in welchem Falle ſie dann ihre beſchränkte Einſicht für eine zur Feſtſtellung des Reſultates hinreichende nimmt.

20.

Entſchiedenheit des Geiſtes iſt nicht Dogmatismus. In ihr begegnen ſich vielmehr ſowohl der Dogmatismus, als der vollendetſte Skepticismus: in ſo fern nämlich der letztere in dem Grundſatz, daß man an Allem zweifeln müſſe, ſeiner ſelbſt ſich bewußt iſt. Ein Skepticismus, der an dieſem Grundſatz, alſo an ſich ſelbſt noch zweifelt, iſt mit Entſchiedenheit des Geiſtes unverträglich.

21.

Ein Grieche ſagt: Im Zweifel liegt etwas Göttliches. Gewiß! denn in ihm liegt der lebendige Drang nach Wahrheit. — »Aber der Skeptiker verzweifelt ſie zu finden.« — Mag er das; der Drang ſelbſt ſie zu finden, ſtirbt nie in ihm: denn eben er iſt von göttlicher Abkunft. Ein gänzliches

Verzweifeln an aller Wahrheit, wäre vollkommener Tod des Geiſtes.

22.

Hier zeichnet ſich denn von ſelbſt ſcharf und beſtimmt die Linie, auf welcher der Skepticiſmus achtenswerth erſcheint. Er verdient unſere Achtung, wenn er aus dem lebendigen Drange nach Wahrheit hervorgeht; und nie zeigt er ſich dann anmaßend, frech, übermüthig, eitel und geckenhaft. Denn immer miſcht ſich ihm dann etwas von jener erhabenen Schwermuth bey, die aus der Überzeugung hervorgeht, daß der edelſte Wunſch unſers Lebens nie eine genügende Befriedigung finden könne. Wenn daher die alten Skeptiker ihre Ataraxie — die unerſchütterliche Ruhe des Geiſtes, die aus dem Zurückhalten alles Beyfalls hervorgeht — ſo hoch anpreiſen: ſo glaube ich, daß ein ſolcher Zuſtand zwar nicht unbedingt ein Ideal zu nennen ſey, aber nahe an dieſes gränze: und daß er nur bey jenen Philoſophen gefunden werden möge, die ganz der Spekulation, dem Leben hingegen ſo gut, wie gar nicht, angehören.

23.

Man hat behauptet, der Skepticiſmus ſey dem menſchlichen Geiſte am angemeſſenſten. Wenn man bedenkt, daß es außer jenen Wahrheiten, die als göttlich geoffenbarte eintreten, durchaus keine Lehre gibt, welche dem Zweifel nicht unterworfen wäre: ſo ſcheint ſich gegen jene Behauptung nichts einwenden zu laſſen. Andererſeits hingegen iſt jeder Zweifel Ungewißheit, und jede Ungewißheit dem Geiſte peinlich. Angenommen ſelbſt, der Menſch könne bey dem reinen Forſchen nach Wahrheit durch das Zurückhalten alles Beyfalls zu jener gerühmten Seelenruhe der alten Skeptiker gelangen: ſo bedarf er doch, in ſo fern er hofft, fürchtet, liebt, haßt, mindeſtens einen überwiegenden Glauben an beſtimmte Wahrheiten, die mit ſeinen Wünſchen, ſeinen Hoffnungen, ſeinen Befürchtungen im nächſten Zuſammenhange ſtehen; nicht bloß, wie die alten Skeptiker es zugaben, für das äußere Leben, weil ſonſt alles Handeln aufgehoben würde: ſondern ſelbſt für ſein inneres Leben, das ohne einen ſolchen Glauben weder Kraft, noch Regſamkeit, noch auf irgend eine Weiſe Eigenthümlichkeit und beſtimmte Umriſſe zu gewinnen vermag.

21.

Der Dogmatismus erklärt ſich für eine beſtimmte Lehre mit voller Entſchiedenheit. Er verwirft den Zweifel, oder widerlegt ihn auf eine, wenigſtens für ihn ſelbſt befriedigende Weiſe. Er ſchließt ab; und im Abſchluß liegt Ruhe. Das iſt es, was ihm ſo viele Anhänger verſchafft.

23.

Es iſt hier nicht der Ort, den Werth des Dogmatismus und des Skepticismus gegen einander abzuwägen. Wenn der Satz richtig iſt, daß es — außer der geoffenbarten — keine Wahrheit gebe, die dem Zweifel nicht unterworfen ſey: ſo kann der Dogmaticismus nie unbedingt ſeyn, und hebt — weil er das ſeyn will, ſich, ſtrenge genommen, von ſelbſt auf. Allein auch der Skepticismus hebt ſich, wenn er unbedingt ſeyn will, von ſelbſt auf. Denn wenn er den Satz an die Spitze ſtellt, daß man an Allem zweifeln müſſe: ſo muß man auch an dieſem Satze ſelbſt zweifeln; und ſo fehlt dem allgemeinen Zweifel jede Unterlage. Was jenen Streit einigermaßen ausgleicht, iſt, daß, wenn die befriedigende Löſung der Frage: ob es eine objektive Wahrheit für uns gebe, auch über das Vermögen der Philoſophie hinausgeht, es doch in allen Dingen eine Erkenntniß des ihrer Beſtimmung weſentlich Entſprechenden giebt, die der unbefangenen Geradheit des Geiſtes ſich nicht verbirgt; und die, wenn ſie nicht jedem Zweifel unzugänglich iſt, doch als praktiſche Wahrheit für unſer Bedürfniß hinreicht.

26.

Man wirft dem Dogmatismus häufig Mangel an Freyheit und Selbſtſtändigkeit des Geiſtes, Beſchränktheit, Trägheit, Eigenſinn und Unduldſamkeit vor. Oft genug hat er keine beſſere Quelle: oft aber iſt es auch die Verzweiflung des Denkers, welche dieſen dem Dogmatismus in die Arme wirft; oft das lebhaft gefühlte Bedürfniß eines feſten Haltes für ſein geiſtiges, wie für ſein ſittliches und bürgerliches Leben. Dieſe Rückſicht ſollte uns billiger, und um dieſes ſeyn zu können, vorſichtiger machen in der Beurtheilung, wie in der Bekämpfung des Dogmatismus, wo die Principien, auf welchen er ruht, nicht die entſchiedenſte und unzweydeutigſte Verkehrtheit ausſprechen; um ſo mehr, da wir hier nicht einen einzelnen Theil, ſondern die Grundfeſte des ganzen Gebäudes erſchüttern. Wiſſen wir doch ſelbſt da, wo wir nur eine einzelne, nicht offenbar verkehrte Überzeugung des Andern bekämpfen, niemals, wie tief wir zu ſeinem Nachtheil unmittelbar oder mittelbar in ſein intellectuelles, ſittliches, und durch dieſe auch in ſein äußeres Leben eingreifen! Am meiſten ſollten wir hier geiſtig beſchränkte Naturen ſchonen. Die Hartnäckigkeit, mit der ſie eine irrige, dabey aber ſittlich unſchädliche Meinung feſthalten, hat oft keinen andern Grund, als das richtige Gefühl, daß ſie dasjenige, was man ihnen bietet, ſich nicht anzueignen, und ſomit, was ſie aufgeben ſollen, durch nichts Anderes zu erſetzen wiſſen.

Überhaupt fehlen wir bey Beurtheilung der Entſchiedenheit, mit welcher Andere ihre Meinungen feſthalten, nicht bloß dadurch, daß wir ſelten fragen, welchen Werth dieſe für ſie haben mögen: ſondern noch öfter dadurch, daß wir noch weit ſeltener prüfen, in wie fern es ihnen wohl möglich ſey, unſere Anſichten ſich anzueignen. Wie wir nun in jener erſteren Rückſicht ſelten den Zuſammenhang der Überzeugung des Andern mit ſeinem ganzen innern Leben ins Auge faſſen: ſo auch in der zweyten Beziehung. Wir betrachten die Anſicht, welche wir dem Andern bieten, oder aufdringen wollen, als ein Einzelnes, unbedingt für ſich Beſtehendes; nicht erwägend, wie vielfach ſie mit der Eigenthümlichkeit unſers eigenen Geiſtes verfugt ſey, und wie ſie ſich nicht ſo ohne Umſtände in den Geiſt des Andern einfugen laſſe.

27.

Von allen Vorzügen des Geiſtes iſt es die Entſchiedenheit, die wir am ſicherſten mit ſelbſtbewußter Abſicht uns anzueignen und an uns auszubilden vermögen. Wie ſie auch von anderen Anlagen abhänge und in ihnen bedingt ſey: ſie hängt immer am meiſten von einer willkürlichen Anſtrengung des Geiſtes ab: jener Flauheit gegenüber, die zu keinen beſtimmten Reſultaten gelangt, weil ſie keine Kraft anwendet, beſtimmte Reſultate zu ſuchen.

28.

Sehr vielen Antheil an der Entſchiedenheit des Geiſtes hat eine andere Eigenſchaft deſſelben, die ich in meiner Mutterſprache nicht zu benennen weiß. Wir haben nämlich im Deutſchen keinen Ausdruck für das, was der Lateiner ein ingenium promtum nennt. Gewandtheit des Geiſtes iſt offenbar etwas Anderes, und geht auf das raſche Verknüpfen von Ideen nach entfernteren, minder auffallenden Beziehungen; Fertigkeit des Geiſtes wäre zweydeutig; und Behendigkeit dollmetſcht nur ſehr unvollkommen, was jener Ausdruck bezeichnet, daß uns nämlich Alles, was zur geiſtigen Auffaſſung und Behandlung eines Gegenſtandes gehört, ſogleich lebendig gegenwärtig, und, ſo zu ſagen, zur Hand ſey. Daß ein ſolcher ſchneller Überblick unſers geiſtigen

Eigenthums, und ein fertiges Schalten damit größtentheils von jener Klarheit des Geiſtes abhänge, die ihres Eigenthums ſich vollkommen bewußt iſt, läßt ſich leicht begreifen; und eben ſo, daß wir auch dieſen Vorzug durch ſelbſtſtändiges Streben mit Erfolg an uns ausbilden können, wenn wir die weſentlichen Punkte jedes Gegenſtandes überall auf das beſtimmteſte zu erfaſſen, und uns ihrer deutlich bewußt zu werden ſtreben: nur als Beweis einer geringen oder trägen Geiſteskraft darf der Mangel jenes Vorzuges nicht unbedingt betrachtet werden. Oft iſt es die relativ geringere Kraft eines einzelnen Seelenvermögens, welche hier hemmend eintritt; oft iſt es das Streben nach der ſtrengſten Folgerichtigkeit, was der Behendigkeit des Geiſtes Eintrag thut; und manchmal iſt es der Reichthum ſelbſt, der ihm den Anſchein der Armuth, oder wenigſtens der Unbehülflichkeit gibt. Wer ſich wenig beſinnt, wie er ſein Vermögen ausgibt, der ſchaltet leichter und behender damit, als wer dabey mit überlegender Berechnung verfährt; und leichter gebahrt die Armuth über Weniges, als der Reichthum mit Vielem.

29.

Überhaupt wird das Urtheil der meiſten Menſchen bey der Schätzung intellektueller Anlagen durch nichts öfter irre geführt, als durch jeden nicht ganz gewöhnlichen Grad von raſcher Lebhaftigkeit des Geiſtes, die oft nichts als eine unruhige Beweglichkeit deſſelben iſt, und dann kaum dieſen Namen verdient;

für keinen Fall aber für ſich allein als Beweis von einer höheren Geiſteskraft, oder als Vorzug angeſehen werden kann. Der wahre und einzige Probierſtein geiſtiger Kraft iſt immer und überall der Gehalt der Ideen, welche ſie entweder ſelbſtſtändig producirt, oder die ſie auf ſolche Weiſe in ſich aufgenommen und verarbeitet hat, daß ſie ihr vollkommenes Eigenthum geworden ſind. Was auf ſolche Weiſe im Geiſte begründet iſt, das erhält durch das raſchere Spiel der Ideen, durch die lebhaftere Färbung allerdings einen höheren Werth: ohne inneren Gehalt aber iſt die Lebhaftigkeit des Geiſtes eben nichts Anderes, als die ſchreyende Folie der Flachheit, die dadurch noch um ſo unerträglicher wird, weil ſie meiſtens mit Arroganz und Geckerey vergeſellſchaftet iſt.

30.

Inzwiſchen muß eine ſich ſelbſt überſchlagende Lebhaftigkeit bey jüngeren Perſonen uns nicht gleich zu dem übereilten Vorwurf geiſtiger Gehaltloſigkeit verleiten. Ehe wir einen ſolchen Vorwurf ausſprechen, ſteht es uns zu, früher zu unterſuchen, ob nicht die Anlage zu einer gediegeneren Ausbildung des Geiſtes, und nicht vielleicht ſelbſt ein bereits in ſeiner Entwicklung begriffenes, und ſeiner nur nicht hinreichend bewußtes, oder noch unſicheres Streben darnach vorhanden ſey. Selbſt ein wenig Geckerey und Anmaßung kann ein voreiliges Urtheil hier nicht rechtfertigen. Bey dem regen Gefühle jugendlicher Kraft, bey einer wenig gezähmten, und noch weniger geordneten

Phantaſie, iſt es oft nur das lebendige, jeden Gegenſtand geiſtiger Thätigkeit mit Haſt ergreifende Intereſſe, und das ſich übereilende Streben, darüber zu entſcheidenden Reſultaten zu gelangen, was den geiſtreichen Jüngling vor der Periode ſeiner Reife anmaßend und geckenhaft erſcheinen läßt.

31.

Seltener, als über die Lebhaftigkeit, täuſcht ſich das Urtheil über die Vielſeitigkeit des Geiſtes. Denn, wo der Geiſt, ohne gediegene Kraft, bloß aus unruhiger Beweglichkeit nach den verſchiedenſten Seiten ſich hinwendet: da erſcheint er in dem, was er, nicht erwirbt, ſondern erhaſcht und zuſammenrafft, durch das Unzuſammenhängende ſeines Beſitzes bald von ſelbſt in ſeiner Flachheit und Gehaltloſigkeit. Nur muß auch hier vor jedem voreiligen Vertheilen jüngerer Talente gewarnt werden, die im Gefühle wirklicher Kraft, mit ungemäßigter Haſt, Alles auf einmal erfaſſen, und die widerſprechendſten Richtungen verfolgen zu können, ja verfolgen zu müſſen glauben: weil ſie ſich ſelbſt, und die ihnen entſprechende Richtung noch nicht hinreichend erkannt haben. Auch gibt es Talente, die berufen ſind, nach den verſchiedenſten Richtungen ſich auszubreiten, und die ihr gutes Recht dazu ahnen, wenn ſie es auch nicht ſogleich in ihrer erſten Entwicklung geltend machen können. — »Eine gefährliche Lehre für anmaßende Verworrenheit!« — Mag Jeder ſich darüber ſtrenge prüfen; und ſich möglichſt klar zu werden ſuchen. Hier ſoll nur von einem voreiligen Urtheil über ein berufenes Streben nach Vielſeitigkeit gewarnt werden.

32.

Wie entſchieden dieſer Beruf auch ſey: immer wird, im Einzelnen wenigſtens, die Intenſion verlieren, was die Extenſion gewinnt; eine Rückſicht, welche wir Menſchen, die nach den entgegengeſetzteſten Richtungen ſich ausgebreitet haben, billig zu gute ſchreiben ſollten. Statt deſſen hängen Eiferſucht und Mißgunſt ſich überall an die ſchwächere Seite. Sie ziehen die Bilanz immer am liebſten im Einzelnen, die ſie im Ganzen nicht zu halten wiſſen: und verrathen in ſolcher Einſeitigkeit nicht minder ihre eigene Beſchränktheit, als ihre böswillige Geſinnung.

33.

Am wenigſten zum Theil, zum Theil am leichteſten, täuſcht uns Kühnheit des Geiſtes. Am wenigſten, weil ſie ohne eine höhere Potenz von Kraft durchaus nicht gedacht werden mag, alſo mindeſtens in dieſer Hinſicht uns nicht wohl irre führen kann; am leichteſten, weil der Werth des kräftigen, kühnen Geiſtes nicht unmittelbar von ſeiner Kraft, ſondern von der Anwendung derſelben abhängt. Wenn die Kühnheit des Geiſtes, die keine Schwierigkeit ſcheut, um zu neuen Reſultaten zu gelangen und ſie geltend zu machen, mit Recht unſre Bewunderung in Anſpruch nimmt: ſo wird dieſes Recht doch immer nur in ſo fern für begründet gelten können, als die Ergebniſſe ihres Strebens das ſelbſt ſind. Auch der Werth der

Kühnheit des Geiſtes hängt alſo von der Geradheit des Geiſtes ab; eine Rückſicht, welche Kraft und Schwäche, parteyiſche Vorliebe und timide Beſchränktheit gleich oft zu vergeſſen pflegen.

34.

Die Kraft wirkt überall nur in ſo fern erſprießlich, als ſie im rechten Maße wirkt. Das richtige Maß der phyſiſchen Kraft wird durch eine andere, ſie beſchränkende phyſiſche Kraft beſtimmt: die geiſtige Kraft muß ſich ſelbſt beſchränken durch Beſonnenheit. *Beſonnenheit des Geiſtes* iſt nichts Anderes, als die aus richtig berechnender Umſicht ſich ſelbſt beſchränkende Mäßigung desſelben. Ein Streben nach Beſonnenheit des Geiſtes mag es ohne Geradheit des Geiſtes geben: als Vorzug iſt jene ohne dieſe, in höherer Potenz wenigſtens, und in ihrer vollen Ausbildung, nicht denkbar. Denn als ſolcher beſteht ſie ja eben darin, daß wir weder nach der einen, noch nach der andern Seite hin, von der geraden Linie abweichen, und unſern Weg mit eben ſo viel Umſicht als Entſchiedenheit verfolgend, uns nirgends darüber hinausreißen laſſen. So iſt denn leicht zu begreifen, daß die Beſonnenheit des Geiſtes mit der Periode ſeiner Reife zuſammenfällt, und darum vor dieſer Periode, wenigſtens als gereifter Vorzug, nicht gefordert werden kann.

35.

Keine Eigenſchaft des Geiſtes ſchätzen wir im Allgemeinen an Anderen höher, als *Selbſtſtändigkeit*. Mit Recht; denn was der Geiſt nicht ſelbſtſtändig erworben und geprüft hat, kann nie recht lebenskräftig in ihm vorhanden ſeyn, und nie ſein wahres Eigenthum werden. Nur daß wir dabey häufig den richtigen Begriff von Selbſtſtändigkeit, wie es dem Streben darnach ſelbſt ſehr oft zu begegnen pflegt, aus den Augen verlieren, und dieſe in den bloßen Widerſpruch gegen jede fremde Meinung, und gegen allen Autoritätsglauben ſetzen. Der Begriff von Selbſtſtändigkeit des Geiſtes ſchließt freylich jeden unbedingten Autoritätsglauben aus: allein der bloße Widerſpruch gegen dieſen iſt darum noch nicht Selbſtſtändigkeit des Geiſtes.

Andererſeits ſind wir wieder häufig unbillig in der Beurtheilung des Strebens nach geiſtiger Selbſtſtändigkeit; vorzüglich bey jüngeren Perſonen. Wie jedes andere geiſtige Streben bedarf es der Zeit, um ſich ſelbſt recht verſtehen zu lernen. Leider iſt es eine der erſten Wahrnehmungen, die ſich dem jugendlichen Geiſte aufdrängen, daß die Saat des Irrthums überall weit üppiger wuchere, als die der Wahrheit, und dieſe eben ſo unzählige Male abſichtlich entſtellt, als verkannt werde. Was Wunder alſo, wenn er im Bewußtſeyn eines reinen Eifers für die Wahrheit und im Gefühl ſeiner überſchwellenden, wohl auch übermüthigen Kraft, ſich feindſelig gegen Alles wendet, was ſich ihm als Irrthum und Willkür verdächtigt, und der reifen Beſonnenheit noch ermangelnd, bey ſeinem Streben nach Selbſtſtändigkeit, um derſelben vollkommen ſicher zu ſeyn, über die rechte Linie ſich hinausreißen läßt.

36.

Es gibt eine noch hohere und edlere Selbſtſtändigkeit des Geiſtes, als jene, welche den unbedingten Autoritatsglauben ablehnt, und ſelbſt als jene, die jede Meinung der eignen Prüfung unterwirft. Dieſe hohere Selbſtſtandigkeit beſteht darin, daß wir uns in der Auffaſſung und Prüfung jedes Gegenſtandes unſrer geiſtigen Thätigkeit von jedem Einfluß eines perſonlichen Intereſſe frey erhalten, und ſie kann daher auch als Objektivität, oder als Unbefangenheit des Geiſtes bezeichnet werden.

Eine vollkommene Unbefangenheit des Geiſtes iſt bey allen Gegenſtänden, die nicht jedes perſönliche Intereſſe ausſchließen, eben ſo gut ein Ideal, als ſie es, wie oben behauptet worden, in Beziehung auf die Beurtheilung Anderer iſt; weil die Vorſtellungen und Empfindungen, an welche jene Intereſſen ſich knüpfen, immer ein Hinneigen zu den Anſichten begründen werden, welche ihnen entſprechen, ſo wie einen höheren oder geringeren Grad von Abneigung gegen diejenigen, welche damit in Widerſpruch ſtehen. Dennoch wird das Streben nach möglichſter Unbefangenheit des Geiſtes immer als das ſicherſte Kennzeichen einer geſunden Kraft desſelben betrachtet werden durfen. Wie aber bey der Beurtheilung Anderer: ſo hängt ſie auch im Allgemeinen von der Herrſchaft uber unſre Leidenſchaften ab; den ſchon früher erwähnten Fall eines ſelbſtbewußten Scheidens des Handelns vom Erkennen allein ausgenommen.

37.

Nichts iſt ſchwerer zu beurtheilen, als die Unbefangenheit des Geiſtes. Oft mißkennen wir ſie, weil wir derſelben entweder im Allgemeinen unfähig ſind, oder es in einem beſonderen Falle ſeyn würden; oft trauen wir ſie einem Andern wieder zu, weil er nicht gerade diejenigen Intereſſen hat, welche wir bey ihm vorausſetzen, und ſeine wirkliche Befangenheit aus ſolchen hervorgeht, die uns gänzlich unbekannt ſind. Selbſt der ſittliche Charakter des Andern iſt keine unbedingte Bürgſchaft gegen ſeine Befangenheit: weil dieſe bewußtloſer Irrthum ſeyn kann. Das beſte Mittel, um nicht durch fremde Befangenheit getäuſcht zu werden, iſt, daß wir ſelbſt in jedem Falle möglichſt unbefangen zu bleiben, und der Gründe ſowohl für, als wider den Gegenſtand, uns ſo klar als möglich bewußt zu werden ſuchen.

38.

Originalität des Geiſtes iſt Selbſtſtändigkeit in Beziehung auf eine von der gewöhnlichen Anſicht abweichende, und in der Eigenthümlichkeit des Individuums begründete Auffaſſung. Wenn man zugeſteht, daß es in allen Dingen, im Leben, wie in der Kunſt und Wiſſenſchaft, aus dem Weſen derſelben ſelbſt hervorgehende Geſetze gebe: ſo iſt von ſelbſt klar, daß die Originalität in Betreff dieſer Geſetze keinen Raum finde, und daß es hier nur entſchiedne Abweichungen von dem Wahren und Rechten gebe. Die Originalität kann noch unbekannte Geſetze dieſer Art, oder neue Beweiſe für die bereits bekannten entdecken; aber ſie kann die bereits feſtgeſtellten und hinreichend begründeten nicht angreifen, ohne darüber zum entſchiedenen Mißgriff zu werden.

39.

Sehr oft verwechſelt man die *Originalität* mit der *Eigenthümlichkeit* des Geiſtes. Die letztere iſt, ſo zu ſagen, die Phyſiognomie des Geiſtes, die durch die Geſammtheit ſeiner Kräfte nach Beſchaffenheit, Maß und Wechſelwirkung ihrer Ausbildung beſtimmt wird. Da die Rückſichten, welche bey Beurtheilung der geiſtigen Eigenthümlichkeit Anderer in Berechnung fallen, die nämlichen ſind, welche wir bey Beurtheilung der Eigenthümlichkeit ihres Charakters zu beachten haben: ſo ſoll davon im folgenden Buch die Rede ſeyn.

40.

Wir fallen über die geiſtige Ausbildung Anderer nie ein Urtheil, ohne in dieſes zugleich ausdrücklich oder ſtillſchweigend eine Schätzung des Werthes derſelben einzuſchließen. Da nun dieſer Werth nicht bloß in der *formellen*, ſondern auch in der *materiellen* Ausbildung des Geiſtes beſteht: ſo iſt es wohl billig, daß man in Beurtheilung derſelben auch ihren materiellen Gehalt in Beachtung ziehe.

Hier kann man ſich denn leicht in einem Widerſpruch befangen ſehen, der gar nicht leicht zu löſen iſt. Denn einerſeits ſcheint es, man müſſe Sittlichkeit und Humanität als Maßſtab für den Werth aller

Bildung annehmen: und andrerſeits iſt es vollkommen wahr, daß nur jene Bildung einen entſchiedenen Werth haben könne, welche mit den Forderungen der Zeit — alſo in der unſrigen mit der Tendenz zu Erwerb und Vergnügen — Hand in Hand geht. So würden denn einerſeits ſittlicher Ernſt, Erhebung und Tiefe des Geiſtes: andrerſeits die Gewandtheit Geld zu ſchaffen und Geld zu genießen den Maßſtab für den Werth geiſtiger Bildung hergeben. Die mögliche Ausgleichung dieſes Widerſpruchs ſcheint nun allein darin zu liegen, daß man ſich recht genau an den Ausdruck: Forderungen der Zeit, halte, und ſich ihn ſo klar als möglich mache. Dann läßt ſich allerdings ein feſter Geſichtspunkt für die Sache gewinnen. Denn es ſcheint faſt unbezweifelbar zu ſeyn, daß wenn jene Tendenzen der Zeit ſich erſt gänzlich werden entwickelt haben, wenn der Sieg der mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften über die philoſophiſchen und humaniſtiſchen vollkommen entſchieden, und das große Reſtaurationswerk die Menſchen in Gewerbs- und Handelsſchulen zur Erreichung ihrer Beſtimmung zu bilden vollendet ſeyn wird, und die Forderungen des guten Tons als die erſten und höchſten anerkannt ſeyn werden — dann, ſage ich, ſcheint es faſt nicht zu bezweifeln, daß den kommenden Generationen nicht auf eine recht eindringliche Weiſe klar werden ſollte, welches die Forderungen, das heißt die Bedürfniſſe ihrer Zeit ſeyen, ſo wie ſchon einer früheren geweſen; welche die wahren Elemente geiſtiger Bildung ſeyen; und welchen Grundlagen dieſe, und in ihr das Wohl des Einzelnen, wie der Menſchheit im Ganzen, allein mit Sicherheit anvertraut werden können.

11.

Immerhin alſo wird man es verzeihen können, wenn ich einige Augenblicke bey dem verweile, was ich als Maßſtab für den Werth geiſtiger Bildung bezeichnet habe; wobey es nicht überflüſſig ſeyn mag, zu bemerken, daß hier zunächſt von der Richtung des Geiſtes, nicht vom Charakter, die Rede iſt.

Sittlicher Ernſt des Geiſtes bezeichnet die vorherrſchende Richtung des Geiſtes auf diejenigen Gegenſtände, welche für den Menſchen, als ſittliches Weſen, die wichtigſten ſind, und die er daher als die wichtigſten behandelt. Er iſt alſo der reine Gegenſatz jener Flachheit, die in den Beſtrebungen des Geiſtes die ſittliche Beziehung mißkennt oder nicht beachtet, weil es ihr an hinreichender Einſicht fehlt, um ſie zu würdigen. Wenn es intellektuelle Beſtrebungen gibt, die nicht unmittelbar auf ſittlichen Ideen ruhen: ſo findet eine ſolche Beziehung mindeſtens in dem Bewußtſeyn des ſittlichen Zweckes geiſtiger Ausbildung Statt: die unmittelbare ſittliche Erkenntniß aber wird immer den weſentlichſten Theil der letzteren ausmachen, weil ſie überall in die nächſte Beziehung zu unſerm Handeln ſelbſt tritt.

12.

Der ſittliche Ernſt des Geiſtes wirkt auf die Sittlichkeit des Charakters und begründet ſie in der Regel:

iſt aber keine unbedingte Bürgſchaft für dieſelbe; ſelbſt dann nicht, wenn er von ächtem Gehalt iſt. Denn es gibt auch ein gewandtes Handhaben ſittlicher Ideen — wenn anders der Ausdruck erlaubt iſt — das, auch wenn es nicht Häucheley oder auf abſichtliche Täuſchung berechnet iſt, darum doch nicht den Namen des ſittlichen Ernſtes verdient. Der leztere gibt ſich unzweydeutig dadurch zu erkennen, daß er überall vortheilhaft auf den Charakter zurückwirkt: und wenn er den Einfluß der Leidenſchaften nicht mit einem Male gänzlich aufheben kann, doch immer ein redliches, beharrliches und darum auch ein nie ganz erfolgloſes Streben erzeugt, ihn zu bekämpfen.

13.

Dort, wo der ſittliche Ernſt ächt iſt: da iſt der Geiſt auch wahr; weil die ſittliche Idee der Prüfſtein für alle auf das Leben ſich beziehende Wahrheit iſt. Mag der Ausdruck: *Wahrhaftigkeit des Geiſtes*, auch ungewöhnlich ſeyn: ich denke es ſoll ſich doch immer etwas Beſtimmtes und Eigenthümliches dabey denken laſſen. Und was ſchadet es auch der Sache, daß er ungewöhnlich iſt?

Wahrhaftigkeit des Geiſtes iſt die Tendenz des Geiſtes zur Wahrheit, hervorgehend aus der lebendigſten Vorſtellung von ihrem Werth und von der Unhaltbarkeit und Schädlichkeit des Irrthums. Sie iſt nicht Liebe zur Wahrheit: ſie iſt ein entſchiedner Drang darnach, bedingt in der Lebendigkeit einer beſtimmten Erkenntniß; eine unwandelbare Geneigtheit, ſie überall, unter allen Bedingungen, zu ſuchen und anzuerkennen, und ein dem Geiſte zur Natur gewordener Widerwille gegen jeden Irrthum. Auch von der Unbefangenheit muß die Wahrhaftigkeit des Geiſtes unterſchieden werden. Jene beruht auf einer Verneinung: dieſe auf einer Bejahung; jene lehnt die Wahrheit bloß nicht ab: dieſe ſucht ſie auf; jene ſucht den Irrthum zu fliehen: dieſe verabſcheut ihn; jene iſt gegen einzelne Quellen des Irrthums gerichtet: dieſe ſtrebt ihm entgegen, aus welcher Quelle er immer entſpringen mag. Die Unbefangenheit ſchließt nicht nothwendig die Wahrhaftigkeit des Geiſtes in ſich: wohl aber ſchließt dieſe jede andere Befangenheit aus, als eine ihrer ſelbſt ſich gänzlich unbewußte.

41.

Dennoch iſt auch ſie der Täuſchung unterworfen: weil wir ihr Alle unterworfen ſind. Aber nur aus Unzulänglichkeit ihres Erkennens kann ſie ſich täuſchen. Das Streben nach Unbefangenheit des Geiſtes kann noch immer, ohne ſich deſſen bewußt zu ſeyn, ein falſches Spiel mit ſich ſelbſt treiben: der wahrhafte Geiſt erliegt dem Irrthum und der Täuſchung nur dort, wo ſein Vermögen ſie einzuſehen nicht ausreicht. Schon einmal habe ich darauf hingewieſen, wie oft, und manchmal ſelbſt wie auffallend, Jean Jaques Rouſſeau in ſeinen Bekenntniſſen ſich getäuſcht habe, bey dem ungezweifelt redlichen Willen unbefangen zu ſeyn. Aber wahrhaft war dieſer Geiſt, wie wenig Andere; wahrhaft bis zur unbedingteſten Aufopferung peinlicher Selbſtverläugnung.

45.

Der Ausdruck: Erhebung des Geiſtes, weiſt ſelbſt ſchon auf dasjenige hin, woran wir dabey zu denken haben; auf ein Streben, Ergreifen und Feſthalten jener Ideen, welche uns über das Begehren eigenſüchtiger Leidenſchaften, über die bänglichen Sorgen und Mühen, welche aus ihnen entſpringen, ſo wie über weſentlichere Kränkungen und den tragiſchen Schmerz des Lebens *) hinwegzuheben vermögen. Wo dieſe Richtung entſchieden im Geiſte vorherrſcht: da entfaltet er kühn und muthig ſeine Fittiche, und ſchwebt mit heitrer Freude, oder doch mit heitrer Ruhe, über den Sorgen und dem verworrenen Treiben, über der Luſt und dem Schmerz dieſer Erde. Aber ſelbſt wenn Luſt und Schmerz ihm noch die Flügel binden, und ihn vom freyeſten, kräftigſten Aufſchwung zurückhalten, wird er, wenn jene Ideen einmal recht lebendig in ihm geworden, nie aufhören gegen das zu ringen, was ihn zurückhält: weil der Streit zwiſchen dem Irdiſchen und Göttlichen, zwiſchen dem Vergänglichen und Ewigen, wenn er einmal in ihm rege geworden iſt, nur durch den Sieg des letztern zur Verſöhnung gelangen kann. Denn angenommen, die Macht der Leidenſchaften vermöchte den Geiſt auf eine Zeit lang gänzlich von ſeiner Richtung abzuwenden: ſo würde die Entſchiedenheit einer ſolchen gänz-

---

*) Was ich unter dieſem Ausdruck verſtehe: darüber habe ich mich ausführlicher in meiner Schrift: Über das tragiſche Intereſſe, und in den Briefen über Goethes Fauſt (Wien 1834) erklärt.

lichen Verkehrtheit des Geiſtes, dieſe bald haltungslos in ſich ſelbſt zuſammenbrechen laſſen, und denſelben der früheren verläugneten Richtung dadurch ſelbſt wieder zuwenden.

Das aber iſt die erhebendſte von allen Ideen, welche der menſchliche Geiſt erfaſſen und feſthalten mag, daß, wie die phyſiſche Natur raſtlos arbeitet, um was ihre Geſundheit ſtört, wegzuſchaffen, auch die geiſtige unaufhörlich zu überwinden und zu entfernen ſtrebt, was ihrer höheren Beſtimmung entgegen iſt.

46.

Die **Tieſe des Geiſtes** beſteht in einem lebendigen Bedürfniß, und einem dieſem Bedürfniß entſprechenden Streben nach Erkenntniß Gottes.

Ich weiß recht gut, daß mancher Leſer mit meiner Definition nicht zum Beſten zufrieden ſeyn wird. »Er ſelbſt hatte alſo keine Tieſe des Geiſtes?« — Die Definition muß nothwendig falſch ſeyn. Ich will es demungeachtet verſuchen, ob ich ſie rechtfertigen kann.

Auf der unterſten Stufe ſeiner Entwicklung befriedigt den menſchlichen Geiſt jede nächſte Urſache, welche er für das Daſeyn einer Erſcheinung findet, oder zu finden glaubt, und er ſchreibt die letztere, wo ſich ihm auch die nächſte natürliche Urſache verbirgt, einer übernatürlichen zu. Je weiter er aber in der Erkenntniß fortſchreitet, je mehr Kräfte in der Natur er kennen lernt, je vielfacher und mannigfaltiger ihre Verknüpfungen und Wechſelwirkungen ſich ihm darſtellen: um deſto dringender fühlt er das Bedürfniß einer letzten und ſelbſtſtändigen Urſache, da alle diejenigen, welche er zu erkennen vermag, ſich ihm als abhängige darſtellen. Vermag er keine ſolche unbedingte Endurſache zu entdecken: ſo iſt er am Ende ſeiner Wanderung nicht viel weiter, als zu Anfang derſelben; er ſchwebt auf den unruhigen Wellen eines wüſten Meeres, das keine Gränze hat, und wo ſich ihm nirgends eine Bucht zeigt, um ihn aufzunehmen.

Dieſes Bedürfniß einer letzten, Alles verknüpfenden Endurſache wird erſt dann recht lebendig von uns empfunden, wenn wir ſelbſt in die Tiefen der Wiſſenſchaft hinabgeſtiegen ſind; wenn wir ſelbſt ſie nach allen Richtungen unermüdlich durchwandert; wenn wir die von Andern aufgefundenen Reſultate alle ſelbſt geprüft, und ſie alle unſicher, unbefriedigend und unzulänglich gefunden haben. Denn lebendig drängt ſich uns jetzt die Überzeugung auf, daß alles Wiſſen nur in der Idee einer ſittlichen Weltordnung, Gottes alſo, einen ſicheren Abſchluß finde. Ein ſolcher Zuſammenhang des Wiſſens mit der Idee einer ſittlichen Weltordnung wird ſich überall nachweiſen laſſen, wo die Wiſſenſchaft nicht bloß den äußern Zwecken des Lebens dient, ſondern die Beziehungen zu den geiſtigen und ſittlichen Intereſſen desſelben verfolgt; oder, wie die Naturforſchung, die innern Geſetze ihres Objektes zu erforſchen ſucht.

Und eben ſo verhält es ſich auch mit der unmittelbaren Betrachtung, oder wenn ich ſo ſagen darf, mit der Wiſſenſchaft des Lebens. So lange der Schmerz noch leicht über unſre Seele hingleitet, die Freude uns noch keinen Blick in ihr innerſtes Heiligthum gegönnt hat, und beyde ruhig ſchlummernd in unſrer Bruſt, wie das Kind im Schooße der Mutter, noch nicht erwacht ſind zum Schrey der Qual oder des Begehrens: ſo lange wir noch nicht die hehrſte Verklärung der Tugend geſchaut, noch nicht in den grauenvollen Abgrund der Verderbtheit hinabgeſehen und noch nicht gelernt haben, wie gut der Menſch ſeyn kann, und wie verabſcheuungswerth; ſo lange ſich unſer Auge für den geheimnißvollen Zuſammenhang zwiſchen Schuld und Strafe noch nicht aufgeſchloſſen — nicht nach einzelnen, offen ſich darlegenden Erſcheinungen, ſondern nach ihrer, unſerm Blick ſo oft und ſo leicht ſich entziehenden Verknüpfung; — ſo lange wir endlich die Kraft des Guten nicht als eine ewige und unbedingte, das Böſe aber als ein immer und überall ſich ſelbſt Zerſtörendes erkannt, und in dieſer Erkenntniß die unerſchütterliche Überzeugung von unſrer ſittlichen Beſtimmung gewonnen haben: ſo lange berühren Schmerz und Freude, Sehnſucht und Hoffnung, die Liebe zur Tugend, wie der Haß gegen das Laſter, die Vorſtellungen von Schuld und Strafe, alle Erſcheinungen dieſes Lebens, und die Ahnung einer über dieſem Leben und darüber hinaus waltenden ſittlichen Weltregierung nur die Oberfläche unſers Geiſtes, und führen uns dann freylich eben ſo wenig zur Erkenntniß Gottes, als ſie eine tiefere Erkenntniß des Lebens ſelbſt zu begründen vermögen.

17.

Der Ausdruck: Tiefe des Geiſtes, ſo wie die eben davon gegebene Erklärung, deuten beyde ſchon für ſich ſelbſt darauf hin, jene ſey bey Anderen ſehr ſchwer zu beurtheilen, weil die Tiefe überall ſchwer zu ergründen iſt. Denn wenn die Entwicklung der ſittlichen Erkenntniß, die nur in der Idee der Gottheit einen ſichern Abſchluß findet, als das in den ewigen Geſetzen der geiſtigen Natur des Menſchen feſtgeſtellte Ziel aller Entwicklung der letzteren betrachtet werden darf: ſo iſt es leicht begreiflich, daß eben hier die mannigfaltigſten Fäden ſeines geiſtigen Lebens zuſammenlaufen, und daß ſie eben hier auf die eigenthümlichſte Weiſe ſich verſchlingen und in einander weben. Nirgends überdieß ſind wir weniger befugt durch ein voreiliges Urtheil ſtörend oder verletzend in das innere Leben des Andern einzugreifen: weil der Nachtheil, welchen wir ihm zufügen können, in keiner andern Hinſicht ſo groß ſeyn wird, als er es, ohne daß wir es auch nur ahnen, in dieſer ſeyn kann.

18.

Sittlicher Ernſt, Wahrhaftigkeit, Erhebung und Tiefe ſind die vier Kardinaltugenden des Geiſtes; die vier Grundpfeiler, auf welchen das Gebäude ſeiner möglichen Vollendung im gegenwärtigen, wie in einem künftigen Daſeyn ruht, und, wie der Dom eines Gott geweihten Tempels, dem Himmel zuſtrebt.

49.

Harmonie des Geiſtes iſt die Übereinſtimmung verwandter Erkenntniſſe desſelben unter ſich ſelbſt. Der harmoniſche Geiſt iſt keineswegs eins mit dem wohlgeordneten: denn geordnet kann auch das Widerſprechende in unſerm Geiſte vorhanden ſeyn; wo wir z. B. die Widerſprüche nicht gewahr werden, oder mit ihnen abgeſchloſſen haben. Der harmoniſche Geiſt iſt immer ein wohlgeordneter; der wohlgeordnete nicht immer ein harmoniſcher.

Vollkommene Harmonie des Geiſtes iſt ein Ideal: weil immer Lücken in unſern Erkenntniſſen bleiben werden, die wir nicht hinreichend auszufüllen, und Widerſprüche, die wir nicht befriedigend zu löſen vermögen. Auf einen gewiſſen Grad inzwiſchen mag dieſes Streben uns gelingen; wenigſtens bey jenem Theil unſrer Erkenntniß, bey welchem wir es am weſentlichſten bedürfen, bey der ſittlichen nämlich: weil, wenn wir die Grundidee des ſittlichen Erkennens, die einer ſittlichen Weltordnung richtig erfaßt haben, die Übereinſtimmung der einzelnen Erſcheinungen mit derſelben ſich uns klarer und befriedigender, als in jedem andern Falle darlegt.

50.

Harmonie des Geiſtes, wo ſie nicht die Frucht der glücklichſten Naturanlage iſt, kann, beſonders wenn ſie auf dem Wege wiſſenſchaftlicher Forſchung geſucht wird, vor der Reife des Geiſtes nicht gedacht werden. Das Streben darnach kann dem Geiſte ſehr peinlich werden, eh' es zu ſeinem Ziele gelangt: und dann leicht den Schein der Verworrenheit haben, ohne einen ſolchen Vorwurf darum zu rechtfertigen.

51.

In einem andern Sinne braucht man den Ausdruck: Harmonie des Geiſtes, von dem Gleichgewicht der einzelnen Seelenvermögen, ohne welches allerdings keine harmoniſche, wie überhaupt keine gelungene Geiſtesbildung möglich iſt. Nur allzu genau dürfen wir es mit dieſem Ausdruck nicht nehmen: denn ein vollkommenes Gleichgewicht der geiſtigen Kräfte würden wir, ſelbſt wenn es in der Natur vorhanden wäre, nicht zu beurtheilen vermögen, da uns ein beſtimmter Maßſtab dafür fehlt, und wir die intellektuellen Kräfte nur ſchätzen, nicht meſſen können. Jener Ausdruck wird ſich alſo mit ſehr ſeltnen Ausnahmen auf die Abweſenheit eines entſchiednen Mißverhältniſſes unter den intellektuellen Anlagen beſchränken. In dieſer Beziehung ſind für die Beurtheilung Anderer nur zwey Stücke zu erinnern; erſtens: daß ſie nicht ein ſolches Mißverhältniß annehme, wo es nicht wirklich vorhanden iſt; und zweytens: daß ſie, wo es vorhanden iſt, nicht aus der böſen Abſicht zu nehmen, oder aus der gutgemeinten, was ſie auf der einen Seite nimmt, auf der andern deſto reichlicher zuzulegen, dasſelbe nicht auffallender und ſchreyender mache, als es an ſich ſelbſt iſt.

52.

Auf dasjenige aufmerkſam zu machen, was bey Beurtheilung der einzelnen intellektuellen Anlagen zu berückſichtigen oder zu meiden ſey: darauf kann dieſe Schrift bey dem ihr beſtimmten Umfange ſich nicht einlaſſen. Nur über eine derſelben will ich einige Worte ſagen, weil die Beurtheilung derſelben ſelten unbefangen iſt; über den Witz.

Das »Witz hat er: aber ein böſes Herz,« iſt noch immer die Lieblingsfloskel, mit welcher die Thorheit ihre Abneigung gegen den Witz erklärt. Das ſelbſt iſt Thorheit, oder vielmehr Albernheit. Ein böſes Herz verräth er nur dort, wo er abſichtlich kränkt, aus Übermuth, oder um zu glänzen, und ſich zu beluſtigen. Weit öfter verräth er Mangel an Humanität, wenn er verletzt, was Schonung; Flachheit des Geiſtes, wenn er verletzt, was Achtung verdient; und Geckerey, wenn er ſich mehr, als billig, auf ſich ſelbſt zu gute thut. Der witzloſe Witzbold iſt erbärmlich.

Was den Witz behutſam machen ſollte, iſt, daß er nie weiß, wie tief der Pfeil eindringt, welchen er abſchnellt. Wie oft dringt dieſer nicht tief in die Bruſt, wo er nur die Haut ritzen ſollte. Wo die Beachtung dieſer Rückſicht im Bereich desjenigen liegt, der den Witz macht, und von ihm überſehen oder verletzt wird: da wird der gegen ihn gerichtete Vorwurf des Leichtſinns und des Mangels an Humanität wenigſtens minder ungerecht ſeyn, als er ſelbſt es gegen Andere iſt.

53.

Leſſing ſagte in der Sturm- und Drangperiode: »Wer mich ein Genie nennt: dem gebe ich eine Ohrfeige, daß er glauben ſoll, er habe ihrer zwey bekommen.« Heut zu Tage iſt es anders; man befährt eine Ohrfeige zu bekommen, wenn man jemand nicht ein Genie nennt. Wenn die Maſſe geiſtiger Kräfte, welche zu unſrer Zeit im Spiele ſind, in der That größer iſt, als im verfloßnen Jahrhundert: ſo läßt ſich darum doch nicht läugnen, daß dieſelbe in der Schätzung geiſtiger Kräfte häufig eine Gefälligkeit und eine Flachheit an den Tag legt, welche, indem ſie einerſeits unſtatthafte Anmaßungen begünſtigt, auf der andern Seite, wenn nicht den Werth, doch die Geltung höherer Geiſteskraft herabdrückt, nur nachtheilige Wirkungen hervorbringen kann.

Mit noch weit größerem Rechte trifft ſie der Vorwurf der Flachheit in einer andern Rückſicht; in dieſer nämlich, daß ſie ſo wenig ſich ſelbſt verſteht, und ſo wenig begreift, welcher Vorzüge des Geiſtes ſie bey ihrer Aufgeregtheit, Verworrenheit und Entzweyung zunächſt bedürfe; welche ſie daher am höchſten anſetzen, und der aufwachſenden Generation anzubilden ſtreben müßte; Geradheit des Geiſtes nämlich, Klarheit und Beſonnenheit; vor Allem aber ſittlichen Ernſt, Erhebung und Tiefe des Geiſtes: damit jene nicht noch mehr, als ſie ſelbſt, ſich jedem höheren Aufſchwung entfremde, und nicht noch entſchiedner, als ſie ſelbſt, in den äußeren Intereſſen des Lebens deſſen höchſte Bedeutung ſuche.

Drittes Buch.

1.

Unter Charakter verſteht man in der allgemeinſten Bedeutung des Wortes das Merkmal, oder den Inbegriff der Merkmale, wodurch ein Gegenſtand ſich von jedem andern unterſcheidet.

Es liegt im Weſen des Begriffes von Charakter, daß ſolche Merkmale beſtändig ſeyen; indem ſie ſonſt nicht dazu geeignet ſind, uns den Gegenſtand zu jeder Zeit von einem anderen unterſcheiden zu laſſen. Darauf nimmt auch der gewöhnliche Sprachgebrauch in Beziehung auf den moraliſchen Charakter zunächſt Rückſicht. Er ſchreibt Demjenigen Charakter zu, der gewohnt iſt, überall nach feſten Grundſätzen zu handeln.

Dieſe Erklärung iſt offenbar zu enge. Ein Charakter kann ein ſehr beſtimmt ausgeſprochener ſeyn, ohne darum auf Grundſätzen zu ruhen. Die letzteren ſetzen einen Grad von Entſchiedenheit des Bewußtſeyns voraus, welchen wir bey denjenigen nicht immer antreffen, denen wir einen entſchiedenen Charakter nicht abſprechen können. Grundſätze gehören demnach nicht weſentlich zum Begriff von Charakter; wohl aber ſtätig vorherrſchende Beſtimmungsgründe. Der Charakter, in Beziehung auf das Handeln, beruht alſo auf ſtätig vorherrſchenden inneren Beſtimmungsgründen.

2.

Der Charakter äußert ſich in Beziehung auf das Handeln. In Beziehung auf das Handeln; nicht ausſchließlich durch das Handeln. Denn es läßt ſich nicht läugnen, daß der Charakter auch durch Äußerung einer beſtimmten Denk- und Empfindungsweiſe, durch Billigung, wie durch Mißbilligung der Handlungen und Geſinnungen Anderer, ja ſelbſt in tauſend an ſich ſelbſt ſehr unbedeutenden Kleinigkeiten ſich zu erkennen gebe: in ſo fern ſie nämlich zu der Vermuthung berechtigen, daß in demjenigen, an welchem wir ſie gewahr werden, innere Beſtimmungsgründe für ein ihnen entſprechendes Handeln vorhanden ſeyen.

Es iſt ein tauſend Mal wiederholter Satz, daß der Charakter in zufällig geäußerten Geſinnungen, Empfindungen, Urtheilen, und in den geringſten Kleinigkeiten ſich oft entſchiedener ausſpreche, als bey wichtigen Veranlaſſungen zum Handeln, weil er in jenen ſich unbefangener äußere, als bey dieſen. Kein Seelenforſcher wird die Wahrheit dieſes Satzes läugnen wollen. Wenn Alles im Menſchen ein verbundenes Ganzes, und Alles ein Eigenthümliches iſt: ſo wird, wenn wir das Eigenthümliche in der geringſten Äußerung ſeines Weſens ſcharf genug aufgegriffen haben, allerdings ſich daraus auf ſeinen Charakter ein zureichender Schluß ziehen laſſen. Darum iſt denn dieſe Art, die Charaktere zu ergründen, auch das Lieblingsverfahren derjenigen, die ſich bewußt ſind, von der Natur mit einem beſonderen Scharfblick für Seelenforſchung begabt zu ſeyn. Sie bedürfen immer nur eines Endchens, um, dieſem nachgehend, den ganzen Menſchen bis auf den innerſten Kern abzuhaſpeln.

3.

Dennoch iſt nichts leichter zu begreifen, als wie mißlich jedes Urtheil ſey, das nicht auf ein beſtimmt ausgeſprochenes Handeln, ſondern auf was immer für eine Äußerung anderer Art gegründet iſt. Angenommen ſelbſt, daß in einer ſolchen Äußerung durchaus nichts zweydeutig, daß ſie nicht das Produkt einer vorübergehenden Stimmung, oder beſonderer, dem Beurtheilenden unbekannter Umſtände ſey: ſo iſt das Handeln hier doch immer nur ein vorausgeſetztes. So widerſinnig es nun wäre, Jemand zu einer Strafe zu verurtheilen für eine That, von der wir nur vorausſetzten, daß er ſie begehen könne: faſt eben ſo widerſinnig iſt es, von irgend einer Äußerung eines Andern auf ſeinen Charakter ſchließen, wenn er ſie nicht wirklich durch die That bewährt hat. Überall iſt es nur die Wirklichkeit, welche die inneren Beſtimmungsgründe zum vollen Bewußtſeyn, und zu lebenskräftiger Thätigkeit anregt: und darum kann auch nur dieſe, in ſo fern das Handeln in ihr klar ausgeſprochen, in beſtimmter Geſtalt und Begränzung vorliegt, zu einem Schluß auf den Charakter berechtigen.

4.

In dem Vorhergehenden iſt angenommen, daß die Äußerung einer beſtimmten Denk- oder Empfindungsweiſe nicht das Produkt einer vorübergehenden Stimmung, oder von uns vielleicht gar nicht geahnter Umſtände, und jene Denk- und Empfindungsweiſe des Andern uns hinreichend bekannt ſey. Iſt nun das Letztere der Fall: ſo iſt uns auch der Charakter des Betheiligten bekannt; wir brauchen unſere Beurtheilung desſelben nicht auf einzelne Äußerungen desſelben zu bauen, und dieſe können uns höchſtens eine unwichtige Nüance aufklären; iſt uns aber die Sinnesart des Andern noch nicht hinreichend bekannt: ſo gründen wir unſere Beurtheilung offenbar auf etwas, was wir nicht kennen. Überdieß, wie oft geſchieht es wohl, daß wir bey den Äußerungen des Andern, in ſo fern das überhaupt möglich, genau dasſelbe denken, was er ſelbſt dabey denkt? und wenn dieſes nicht der Fall iſt, welche Zuverläßigkeit kann ein Urtheil haben, welches auf einem Mißverſtändniſſe beruht?

5.

Allein nicht bloß die Frage, ob ſie die Geſinnung oder die Empfindungen des Andern richtig verſtanden habe, verſäumt die flache Zuverſichtlichkeit ſich zu beantworten, ehe ſie ein Urtheil über den Charakter aus ihnen herausſpinnt: ſie fragt auch nicht einmal, wie ernſtlich es mit demſelben wohl überhaupt gemeint ſey. Sie nimmt Alles für baare Münze: weil ihre Befangenheit gerade mit der unächten am leichteſten zu ſchalten, und ſie mit dem größten Vortheile zu verkehren weiß. Und dennoch — legt ſelbſt dem beſonnenſten Manne des anderen Tages geſchrieben vor, was er Tages vorher im raſchen Wechſel des Geſpräches, das der ruhigen Reflexion nur wenig Raum läßt, oder in augenblicklicher Aufregung geſprochen, weil es eben nur geſprochen war: wie viel davon wird er ſtreng und unbedingt als den wahren Ausdruck ſeiner Geſinnungen anerkennen wollen? Wenn alle Menſchen ſo gut oder ſo ſchlimm wären, als es gelegenheitlich einmal ihre Phantaſie oder ihre Zunge iſt: ſo würde es überall faſt nur Engel und Teufel geben.

6.

Leicht mag hier Jemand ſagen, daß, wenn keine andere Außerung des Charakters, als das wirkliche Handeln zu einem Urtheil über denſelben berechtigen ſolle, die Beurtheilung allzuſehr eingeſchränkt werde: indem wir nur bey wenigen Menſchen Gelegenheit haben, ſie fortwährend, und in bedeutenden Momenten des Handelns zu beobachten. Das hieße alſo ſo viel, als: weil es ſchwer ſey, die zureichenden Gründe für ein Urtheil zu erforſchen, dürfe man ſich auch mit unzureichenden behelfen. Was erlaubt uns nur ein Urtheil über Andere feſtzuſtellen, ſo lang uns zureichende Gründe dafür fehlen? Höchſtens eine Vermuthung mögen wir auf Außerungen jener Art bauen, nie ein Urtheil; und auch die Vermuthung nur in ſo fern, als wir ſicher ſind, dieſelben richtig aufgefaßt zu haben, und als wir unſer ſelbſt ſicher genug ſind, um die Vermuthung nicht auf irgend eine Weiſe Befangenheit in uns erzeugen zu laſſen. Das Letztere, ſtrenge genommen, an ſich ſelbſt unmöglich, wird immer um ſo ſchwerer ſeyn, mit je weniger Entſchiedenheit wir über den Grundſatz des Thatſächlichen in der Beurtheilung Anderer zum Voraus mit uns ſelbſt ins Reine gekommen ſind.

7.

Weit zuläßiger, und der Gefahr zu irren weniger ausgeſetzt, iſt in Beziehung auf alle Äußerungen irgend einer Denk- und Empfindungsweiſe, die nicht durch das Handeln ſelbſt ſich kund gibt, der *verneinende* Schluß, als der bejahende. Wer ein offenbar hartes Urtheil ausſpricht: den dürfen wir auf ein ſolches einzelnes Urtheil hin, nicht geradezu der Härte beſchuldigen; wohl aber iſt in den meiſten Fällen anzunehmen, daß Milde und Schonung ſeinem Charakter fremd ſeyen. Allein auch dieſem Grundſatze darf man keine allzuweite Ausdehnung geben. Denn, wenn er allerdings in ſo ferne richtig iſt, daß der Gegenſatz überall den Gegenſatz, wenn auch nicht aufheben, doch beſchränken und modificiren werde: ſo findet er doch nur bey entſchiedenen Gegenſätzen ſeine Anwendung, und kann ſelbſt bey ſolchen nur in beſtimmten Beziehungen wahr ſeyn. So kann, zum Beyſpiel, Jemand ſeinem Charakter nach durchaus zur Milde geneigt, und nur gegen eine beſondere Schwäche, oder, aus uns unbekannten Urſachen, nur gegen den Einzelnen hart ſeyn.

8.

Überhaupt wird derjenige, welcher es der Mühe werth findet, den Faden ſeiner eigenen, wie fremder Urtheile über Andere ſorgfältiger nachzuſpüren, mit Überraſchung gewahr werden, daß die meiſten bejahenden Urtheile in ihren Anfängen ſich an eine Verneinung knüpfen. Wenn dieſes oft von günſtigen Urtheilen gilt: ſo gilt es noch weit öfter von ungünſtigen. Auch iſt es nicht ſchwer, den Grund davon einzuſehen. Wir fordern, bald mit halb, bald mit ganz klarem Bewußtſeyn von Andern überall die poſitiveſten Tugenden und Vorzüge. Wo wir dieſe nun nicht finden, oder ſie nicht in dem Grade finden, in welchem wir es erwarten, oder wo wir ſie nicht erkennen, und ſie nicht zu würdigen verſtehen: da baut uns die Verneinung des Vorzuges die Brücke zur Bejahung des ihm entgegengeſetzten Fehlers. Die Befangenheit der Liebe, wie des Haſſes, weiß auf keinem anderen Wege bequemer und ſicherer zu einem ihr beliebigen Reſultat zu gelangen, als durch ein, Anfangs vielleicht ſcheues, und zuletzt entſchiedenes Verneinen desjenigen, was ihr im Wege ſteht.

9.

Der wahre Probierſtein des Charakters iſt alſo das Handeln: weil nur bey dieſem die inneren Beſtimmungsgründe in einem klar ausgeſprochenen Verhältniſſe zu der äußeren mit voller Entſchiedenheit in Thätigkeit treten.

Und wie ſollten wir auch den Charakter Anderer auf irgend eine andere Weiſe, als durch das Handeln, erproben können: da wir unſeres eigenen Charakters nur auf dieſe einzige Art ſicher zu werden vermögen. Oder wer von uns dürfte von ſich ſelbſt ſagen: »So gut bin ich, oder ſo böſe; ſo ſtark, oder ſo ſchwach,« ohne das Eine, wie das Andere in der Wirklichkeit erprobt zu haben. Denn wie ſicher der inneren Beſtimmungsgründe ſeines vorausgeſetzten Handelns er auch immer zu ſeyn glaube, wie entſchieden und klar ausgeſprochen er ſich die äußeren Umſtände, und ihr Verhältniß zu jenen, auch immer denke: die Kraft, mit welcher die Wirklichkeit die in ihm liegenden Beſtimmungsgründe zum Handeln anſpricht; ſeine Geſinnungen, ſeine Überzeugungen, ſeine Neigungen, ſeine Leidenſchaften, ſeine Hoffnungen, ſeine Beſorgniſſe ꝛc. wird immer größer ſeyn, als jene, mit welcher die bloße Vorſtellung davon auf ihn zu wirken vermag. Auch werden ſich in der Wirklichkeit immer tauſend und wieder tauſend kleine Gewichte an ſeinen Willen hängen, an die er nicht denkt, ſo lange er ſein eigenes Handeln, oder das Anderer, nur in der Vorſtellung berechnet. Eine ſolche Berechnung, wie redlich und ſorgfältig ſie auch angeſtellt werde, gleicht immer mehr oder minder dem Verfahren eines Romandichters, der um uns den Charakter ſeines Helden in einer beſtimmten Handlung anſchaulich zu machen, Kraft und Widerſtand überall nach ſeinen Abſichten ins Gleichgewicht ſetzt.

10.

Das Handeln nur, nicht die einzelne Handlung, kann der Probierſtein des Charakters ſeyn; und auch dieſes iſt kein untrüglicher. Mag es immerhin einzelne Handlungen geben, welche für den Charakter entſcheidend ſind: ihrer werden gewiß nur ſehr wenige ſeyn. Selbſt das Handeln bietet für die Beurtheilung des Charakters nur in ſo fern eine zuverläßige Grundlage, als wir die Beſtimmungsgründe deſſelben richtig erkannt haben. Dieſe können uns aber noch nach jahrelangem Beobachten täuſchen, wie unzweydeutig ſie auch vorzuliegen ſcheinen. Wenige Fehler ſprechen ſich zum Beyſpiel entſchiedener aus, als der Geiz; und doch konnte Jemand ſein halbes Leben durch ſo karg, wie der elendſte Geizhals, leben, und alle ſeine Erſparniſſe zur Unterſtützung eines Unglücklichen verwenden. Ich erinnere mich dieſes von einem franzöſiſchen Gelehrten wirklich geleſen zu haben. Bedeutend wird die Gefahr einer unbilligen Beurtheilung ſich hier vermindern, wenn wir den einzelnen Charakterzug nicht bloß nach ſeiner Allgemeinheit aufgreifen: ſondern ihn, nach ſeiner eigenthümlichen Art ſich zu äußern, einer ſtrengen Prüfung unterwerfen. So mußte der ſcheinbar ſo wohlbegründete Vorwurf des Geizes bey jenem Manne viel von ſeinem Gehäſſigen verlieren, wenn der Beobachter es nicht überſah, daß der Beſchuldigte nicht nur im Allgemeinen ein rechtlicher Mann war: ſondern obgleich karg, wie ein Geizhals, gegen ſich und gegen Andere, den Letzteren doch überall gegeben, was ihnen nach dem ſtrengen Rechte gebührte, und ſich nie eines unerlaubten Mittels bedient habe, um ſeine Erſparniſſe zu vergrößern.

11.

Wie entſchieden aber auch immer ein Charakter im Handeln ſich ausgeſprochen habe: dieſes begründet immer nur eine Wahrſcheinlichkeit, nie eine unbedingte Gewißheit, daß er in einem ähnlichen Falle, auf dieſelbe Weiſe, wie bisher, ſich äußern werde. Dieſe Bemerkung kann in praktiſcher Hinſicht ſehr unbedeutend ſcheinen, indem wir, ehe der Charakter ſich in einem neuen Falle offenbaret, doch immer genothiget ſind, uns an die Berechnung der Wahrſcheinlichkeit zu halten. Allein vergeſſen wir es, daß wir über dieſe nicht hinausgehen durfen: ſo entſteht aus dieſem Vergeſſen leicht die Befangenheit eines allzu unbedingten Zutrauens oder Mißtrauens, die beyde, uns, wie Andern, gleich nachtheilig werden können. Überdieß kann jeder künftige Fall nur ein ähnlicher, nie ein gleicher ſeyn, ſowohl rückſichtlich der äußeren Umſtände, als ihrer Einwirkung auf die inneren Beſtimmungsgründe des Charakters. Ein an ſich ſelbſt unbedeutend ſcheinender Umſtand kann eine Saite in Schwingung ſetzen, die in allen vorgehenden Fällen in Ruhe geblieben war. Wie nur die That den Charakter offenbar machen kann: ſo kann auch nur die That ihn beſtätigen.

12.

Die inneren Beſtimmungsgründe des Handelns haben ihre Wurzel entweder im ſittlichen Erkennen

Vernunftgründe; oder in Berückſichtigung der Verhältniſſe des äußeren Lebens, Klugheitsmaximen; oder in einem ſinnlichen oder ſittlichen Begehren, in ſo fern demſelben eine Vorſtellung von Luſt oder Unluſt zum Grunde liegt, Gefühle.

13.

Da von der Beurtheilung Anderer aus dem ſittlichen Geſichtspunkte im folgenden Buche die Rede ſeyn wird: ſo mag über den ſittlichen Charakter im Allgemeinen hier Folgendes genügen.

Es liegt im Begriff von Charakter ſelbſt, daß, wenn dieſer für einen ſittlichen gelten ſoll, die ſittlichen Beſtimmungsgründe in ihm vorherrſchende ſeyen. Von mehreren ſittlichen Beſtimmungsgründen kann inzwiſchen nur in Beziehung auf verſchiedenartige Gegenſtände des Handelns die Rede ſeyn: da es, wie nur eine Tugend, ſo auch nur einen Beſtimmungsgrund des ſittlichen Handelns gibt; die Achtung für unſere ſittliche Beſtimmung nämlich, und den Glauben an eine ſittliche Weltregierung. Nur das entſchiedene Streben alſo, überall der ſittlichen Beſtimmung des Menſchen und der Idee einer ſittlichen Weltregierung gemäß zu handeln, kann die Grundlage für die Beurtheilung des ſittlichen Charakterwerthes abgeben.

14.

Nicht die einzelne ſittliche Handlung alſo, nicht das partielle, ſondern nur das einige, überall möglichſt mit ſich ſelbſt übereinſtimmende Streben, ſittſich zu handeln, kann den Anſpruch auf moraliſchen Werth begründen. Dem Geſetze des Gegenſatzes zu Folge, kann nun der Vorwurf der Immoralität nur denjenigen treffen, deſſen Streben als ein einiges betrachtet, dem Sittengeſetze durchaus zuwider iſt. Nichts deſto weniger iſt das Verhältniß hier keineswegs auf beyden Seiten eines und daſſelbe. Die einzelne ſittliche Handlung, das partielle ſittliche Streben, kann auch aus Beſtimmungsgründen hervorgehen, die mit der Achtung für das Sittengeſetz wenig zu ſchaffen haben: während jede ſelbſtbewußte unmoraliſche Handlung, jedes partielle unſittliche Streben, mit der Achtung für daſſelbe durchaus vereinbar iſt.

15.

Wie richtig es aber auch ſey, daß ſchon durch die einzelne ſelbſtbewußte unſittliche Handlung, durch das partielle unſittliche Streben der Anſpruch auf moraliſchen Charakterwerth verwirkt werde: ſo ſollte der Vorwurf poſitiver Immoralität in ſolchem Falle dennoch nicht ſo raſch und ſo leichtſinnig ausgeſprochen werden, als es häufig zu geſchehen pflegt. Sie iſt nicht der Gegenſatz einzelner ſittlicher Vorzüge: ſondern der Gegenſatz des einigen, überall mit ſich ſelbſt übereinſtimmenden ſittlichen Strebens; und nur in ſo fern ſie als ein ſolcher unzweydeutig im Charakter ſich ausſpricht, mag das Brandmahl ihrer Verworfenheit mit Recht ihm aufgedrückt werden. Die Strenge der Moral erlaubt uns nicht die Gränze irgend einer unſittlichen Tendenz zu verengen: aber ſie erlaubt uns eben ſo wenig den Vorwurf über die Gränze der Schuld hinaus auszudehnen.

Mit wie gutem Rechte wir alſo auch jede unſittliche Handlung ſtrenge verwerfen mögen: den Vorwurf der Immoralität — den härteſten und entehrendſten, den wir einem Menſchen machen können — werden wir nur dort rechtfertigen können, wo die Tendenz des Charakters zur Unſittlichkeit als eine entſchiedene ſich kund gibt; nicht aus Gründen der Milde und Schonung, die hier ſehr übel angewendet wäre: ſondern aus Gerechtigkeit, die uns auch von der ſtrengſten Moral als eine unverletzliche Pflicht geboten wird.

16.

Das entſchiedene Streben, überall ſittlich zu handeln, begründet die edelſten Vorzüge des Charakters: die Übereinſtimmung desſelben mit ſich ſelbſt; die Treue gegen ſich ſelbſt; Wahrhaftigkeit und ſittliche Güte.

17.

Die vollkommene Übereinſtimmung des ſittlichen Charakters mit ſich ſelbſt — womit die Folgerichtigkeit (Conſequenz) desſelben nicht verwechſelt werden darf — iſt in Beziehung auf das Handeln ein Ideal; weil auch die ſtärkſte ſittliche Kraft ihre Gränzen hat; jene Übereinſtimmung aber durch jede, ſelbſt die geringere Verletzung des Sittengeſetzes aufgehoben wird. Nicht eben ſo iſt es mit dem Streben überall ſittlich zu handeln. Dieſes kann vollkommen mit ſich ſelbſt übereinſtimmen, wenn es redlich ringt und kämpft, bis zur Erſchöpfung ſeiner Kräfte. Der unmoraliſche Charakter kann nie vollkommen mit ſich ſelbſt übereinſtimmen: weil das Streben nach dieſer Übereinſtimmung eine abſolute Bösartigkeit des Willens, alſo die Bosheit des Teufels, bedingen würde.

18.

Daß wir bey der Beurtheilung der Übereinſtimmung eines ſittlichen Charakters mit ſich ſelbſt es nur allzuleicht vergeſſen, daß geringe Fehler und Schwächen, bey einem redlichen und kräftigen Streben nach ſittlichem Werthe, dieſen nicht aufheben; daß wir ſolche Schwächen den beſten und edelſten Menſchen oft am ſchwerſten anrechnen; theils weil ſie an dieſen am meiſten auffallen, theils aus heimlicher Mißgunſt; theils, weil uns in dem Mangel eigenen Werthes ein Maßſtab für den ihrigen fehlt: das mag hier, als oft genug geſagt, übergangen werden. Lieber will ich auf ein paar andere Gründe unrichtiger Beurtheilung in dieſer Hinſicht aufmerkſam machen. Wir vermiſſen die Übereinſtimmung des ſittlichen Charakters bey Andern oft nur darum, weil uns die beſonderen Beweggründe und Anſichten, von welchen ſie beſtimmt werden, unbekannt, oder weil ſie nicht die unſrigen ſind. So kann uns z. B. Jemand in der Beſtrafung eines gewiſſen Fehlers das rechte Maß zu überſchreiten ſcheinen, weil uns entweder die gerechten Urſachen dieſer Strenge unbekannt, oder weil unſere Anſichten von der Schädlichkeit gerade dieſes Fehlers nicht die nämlichen, wie die des Anderen, ſind.

19.

Öfter noch tritt aber der Fall ein, daß wir nicht ſowohl die Übereinſtimmung des wirklichen Charakters mit ſich ſelbſt, als die mit dem Bilde vermiſſen, welches wir uns davon geſchaffen haben. Das begegnet vorzüglich denjenigen, welche ſich das Bild eines Charakters nicht nach beſonnener Beobachtung getreu nach der Wahrheit, ſondern mit dem Pinſel der Phantaſie entwerfen; und ähnlich den Verliebten, den Gegenſtand, welchen ſie bewundern, Anfangs mit nicht genug Vorzügen ſchmücken zu können glauben, um ſie ihm ſpäter einen nach dem andern wieder abzuſtreifen. Solche Phantaſten ſollten aber nichts weniger ein Urtheil fällen, als ob ein ſittlicher Charakter mit ſich ſelbſt übereinſtimme; weil gerade ein Urtheil darüber die umfaſſendſte Kenntniß deſſelben, und die ſorgfältigſte Prüfung aller ſeiner Bewegsgründe erfordert.

20.

Nur der ſittliche Charakter kann *wahrhaft* ſeyn; das heißt in ſeinen Äußerungen und Handlungen mit ſeinen Geſinnungen und Empfindungen übereinſtimmen.

Wenn die Strenge der Moral mit Recht jede Lüge, ſelbſt die Nothlüge, verwirft: ſo gibt ſie doch zu, und muß zugeben, daß Fälle eintreten, wo es die ſittliche Pflicht fordert, die Wahrheit zu verſchweigen; insbeſondere, wenn derjenige, dem wir ſie verſchweigen, ſie nicht von uns fordert, oder kein Recht hat, ſie zu fordern. Eine in einer ſchweren Krankheit darnieder liegende Mutter fragt mich nach ihrem Sohne; ob dieſer nicht, wie ſchon früher, ſich aufs neue ſchwere Vergehungen habe zu Schulden kommen laſſen. Ich weiß, daß der junge Menſch vor wenig Tagen ein großes Verbrechen begangen, das ihn unvermeidlich der Schmach und Entehrung preisgibt. Die Wahrheit wird ihren Zuſtand ſchnell lebensgefährlich machen, und ihren übrigen, noch unverſorgten Kindern die Mutter koſten. Ich werde ſie nicht mit falſchen Nachrichten von der guten Aufführung ihres Sohnes belügen; aber ich werde ihr eben ſo wenig die Wahrheit ſagen dürfen, obwohl ſie ein Recht hat, dieſe zu fordern, und dieſe Forderung in ihrer Frage beſtimmt ausgedrückt iſt.

Nicht immer liegen die Gründe, welche es auch dem Wahrhafteſten zur ſittlichen Pflicht machen können, die Wahrheit zurückzuhalten, ſo offen da, wie in dem eben angeführten Falle. Um ſo mehr iſt es darum Pflicht, unſer Urtheil zurückzuhalten, bis wir erforſcht haben, durch welche Beweggründe derjenige, den wir ſonſt als wahrhaft gekannt haben, in dieſem oder jenem beſonderen Falle beſtimmt worden ſey, ſcheinbar mit ſich ſelbſt in Widerſpruch zu gerathen.

21.

Wenn nur der ſittliche Charakter gegen Andere wahrhaft ſeyn kann: ſo iſt noch in weit höherem Grade gewiß, daß nur ein ſolcher gegen ſich ſelbſt wahr zu ſeyn vermag. Und nicht ein gewöhnlicher Grad von Ernſt des ſittlichen Strebens: der feſteſte und beharrlichſte Wille, ſittlich gut zu ſeyn, wird erfordert, um überall gegen uns ſelbſt wahr zu ſeyn. Wo dieſer fehlt: da muß von zwey Dingen nothwendig eines geſchehen; entweder wir müſſen das Handeln gänzlich vom Erkennen ſcheiden: oder wir müſſen unſere Schwächen, unſere Fehler, unſere unſittlichen Neigungen uns bald ganz zu verbergen, bald ſie in ein milderndes Licht zu ſtellen ſuchen. Zur ſelbſtbewußten Hingebung an die unſittliche Neigung, oder zur Falſchheit gegen uns ſelbſt ſind wir gezwungen, wo immer Kraft und Wille nicht hinlänglich in uns gereift ſind, um jener zu widerſtehen, und ſie beharrlich zu bekämpfen.

Unendlich ſind hier die Abſtufungen. Es gibt eine Selbſttäuſchung, die aus Beſchränktheit der Begriffe ſich ihrer durchaus nicht bewußt, und daher auch nicht zurechnungsfähig iſt; es gibt eine andere Art derſelben, die durch eine ſo verknöcherte Eitelkeit, einen ſo ſtarken Hochmuth, eine ſo unbedingte Arroganz unterſtützt wird, daß ſie nie oder ſehr ſchwer zur Erkenntniß ihrer ſelbſt gelangen kann: Endlich findet man bey einzelnen Menſchen eine in den Intereſſen der eben erſt genannten, wie anderer Leidenſchaften, ſo tief verwickelte Falſchheit gegen ſich ſelbſt, daß ſie an dieſer feſthalten, wie nahe es ihnen auch gelegt werden mag, ſie zu erkennen, und bis auf welchen Grad ſie ſich ihrer auch bewußt werden mögen. Beſchränktheit oder Umfang der Einſicht; der Wille oder die Abneigung gegen ſich ſelbſt wahrhaft zu ſeyn; und die Gründe des einen, wie der andern ſind es, was wir in Berechnung nehmen müſſen, wenn wir über die Wahrhaftigkeit Anderer, gegen ſich ſelbſt ein Urtheil fällen wollen.

22.

Wie nur der ſittliche Charakter mit ſich ſelbſt übereinſtimmen, und gegen ſich ſelbſt wahrhaft ſeyn kann: ſo kann auch nur dieſer ſich ſelbſt treu ſeyn.

Die Treue des ſittlichen Charakters ſetzt die Übereinſtimmung desſelben mit ſich ſelbſt, bis zu dem Momente voraus, wo jene aufgefordert wird, ſich zu bewähren; und man könnte ſagen, ſie ſey ein Streben nach fortgeſetzter ſittlicher Übereinſtimmung des Charakters mit ſich ſelbſt, in Folge einer aus dieſer hervorgehenden Verbindlichkeit. Denn eine ſolche entſteht aus jenem Streben ſelbſt: ſo wie es zum Beweggrunde wird, durch unſer ſpäteres Handeln, nicht den Werth des früheren herabzuſetzen. Darum findet auch bey dem unſittlichen Charakter keine Treue gegen ſich ſelbſt Statt: weil aus ſeinem früheren Handeln keine Verpflichtung hervorgehen kann, in ſeinem ſpäteren Handeln mit dieſem übereinzuſtimmen. Er kann beſtändig ſeyn, und ſich ſelbſt gleich bleiben: aber kann nie ſich ſelbſt treu ſeyn.

Das Nämliche, was die Beurtheilung in Bezug auf die Frage irre führt, ob ein Charakter mit ſich ſelbſt übereinſtimme, mißleitet ſie auch in Beziehung auf die Frage, ob er ſich ſelbſt treu ſey; und hier, wie dort hat ſie den gleichen Mißgriffen auszuweichen.

23.

Der Ausdruck: ſittliche Güte — Güte wird hier Niemand mit ſittlichem Werth verwechſeln — bezeichnet hinreichend, daß hier nicht von jener mattherzigen, gehaltloſen Güte die Rede ſey, welche bald die Frucht geiſtiger Beſchränktheit, bald von Schwäche, bald von aufgährenden Wallungen iſt; die ihr Wohlwollen eben ſo willkürlich zurücknimmt, als ſie es leichtſinnig verſchenkt hat; und die dann oft eben ſo leidenſchaftlich haßt und verfolgt, als ſie ihren Gegenſtand mit ſcheinbarer Innigkeit geliebt, und mit Übertreibung geliebkoſet und gehätſchelt hat. Nur der feſt in ſich ſelbſt begründete ſittliche Charakter iſt der wahren Güte gegen Andere fähig; denn es liegt wenigſtens nichts in ihm ſelbſt, warum er ſeine Geſinnung willkürlich oder launenhaft ändern ſollte. Die ſittliche Güte iſt es alſo allein, welche den Namen der Güte verdient, und der ſich mit Sicherheit vertrauen läßt.

24.

Hier könnte Jemand fragen: ob es wohl billig ſey, diejenigen, welche uns wohlwollen, wäre es auch aus nicht ganz reinen Gründen, in dieſer Hinſicht nach ſtrengen Begriffen zu beurtheilen; und ob es nicht beſſer ſey, jene Gründe nicht ſo genau nachzuwägen, und ihr Wohlwollen unbedingt mit dem unſerigen zu vergelten.

Ich habe darauf nur dieſe Antwort: die Beurtheilung Anderer muß durchaus unbefangen und gerecht ſeyn. Beydes hört ſie auf zu ſeyn, wenn ſie dem Wohlwollen derſelben edlere und uneigennützigere Gründe zuſchreibt, als ſie wirklich haben. Sie irrt dann; und der Irrthum iſt überall vom Übel, und nur die Wahrheit iſt vom Guten. Allein dieſe Unbefangenheit des Urtheils hat durchaus nichts zu ſchaffen mit der ſittlichen Verpflichtung, Wohlwollen, wäre es auch aus theilweiſe eigenſüchtigen Beweggründen uns zugewendet worden, dankbar mit Wohlwollen zu vergelten. Nur ein unedles Gemüth wird dieſe Verpflichtung nicht gerne üben; und nur ein niederträchtiges, den unedlen Zuſatz hier zum Vorwande nehmen, ſich ihr zu entziehen. Das klare Erkennen der ſittlichen Verpflichtung im Allgemeinen, wie im Beſonderen, wird auch hier die zuverläßigſte Grundlage der Pflichterfüllung ſeyn.

25.

Wenn die Beſtimmungsgründe des Handelns welche in der Rückſicht auf die äußeren Lebensverhältniſſe ihre Wurzel haben, auch die höhere Weihe derjenigen entbehren, welche unmittelbar aus der Achtung für das ſittliche Geſetz hervorgehen: ſo werden wir dennoch, wo wir Andern in ihrem Handeln zunächſt äußere Vortheile berückſichtigen ſehen, dieſe nicht ausſchließlich als die einzigen Beweggründe desſelben betrachten dürfen. Denn abgerechnet, daß der Menſch die Aufforderung ſittlich zu handeln, in keinem

Verhältniſſe gänzlich verläugnen, und die Anerkennung des Werthes eines ſolchen Handelns nie gänzlich abweiſen kann: ſo iſt der Zuſammenhang zwiſchen Sittlichkeit und Glückſeligkeit, zwiſchen der Angemeſſenheit jedes Strebens, und zwiſchen ſeinen Erfolgen, zwiſchen reellem Verdienſte und Anerkennung eines ſolchen Verdienſtes, in ſich ſelbſt nicht nur ein feſterer, ſondern auch ein weit offenbarer ſich darlegender, als daß ihn etwas anderes, als die höchſte geiſtige Flachheit, Beſchränktheit und Befangenheit überſehen konnte. Vielleicht gibt es keine Wahrnehmung, die tiefer in die ſittliche Fortbildung des Menſchen eingriffe: ſo wie ſie, in weiterer Ausdehnung, einer der ſtärkſten Beweiſe für ſeine ſittliche Beſtimmung iſt. In welchem Verhältniſſe ſich daher die ſittlichen Beſtimmungsgründe, den eigenſüchtigen, aus der bloßen Berückſichtigung äußerer Verhältniſſe hervorgehenden, auch immer beymiſchen mögen — und es kann allerdings von einem Minimum. bis zum entſchiedenſten Übergewichte Statt finden — wir ſind ſchuldig dem Antheile der erſteren nachzuforſchen, und ihn in ſeinem richtigen Verhältniſſe zu der Letzteren unbedingt anzuerkennen.

26.

Die richtige und unbefangene Beurtheilung der äußeren Lebensverhältniſſe im Allgemeinen, ſo wie in beſonderer Beziehung auf uns ſelbſt, begründet die *Beſonnenheit* und *Mäßigung* im Handeln, welche ohne jene nicht gedacht werden kann.

Wo wir nämlich die äußeren Lebensverhältniſſe entweder im Allgemeinen, oder in beſonderer Beziehung auf uns, unrichtig aufgefaßt haben: da kann in unſerem Handeln kein gleichförmiges Maß, und keine gleichförmige beſonnene Haltung Statt finden: indem wir überall auf verwirrende Widerſprüche ſtoßen müſſen, und das rechte Maß im Handeln dort nicht treffen können, wo wir es in der Beurtheilung entbehren. Was daher einer unbefangenen und richtigen Beurtheilung der äußeren Lebensverhältniſſe in den Weg tritt: das hindert auch die Beſonnenheit und Mäßigung im Handeln; nur iſt der Schluß von dem Mangel beyder Vorzüge in dieſem, auf ihren Mangel in der intellektuellen Beurtheilung nicht immer ein unbedingt zuverläßiger. Denn der Widerſpruch zwiſchen unſerer innerſten Eigenthümlichkeit und unſeren äußeren Lebensverhältniſſen kann ein ſo tief gewurzelter, und ſelbſt ſo unauflösbarer ſeyn, und in jedem Augenblicke uns ſo verletzend berühren; daß wir in geiſtiger Anſchauung ihn wohl unbefangen und beſonnen aufzufaſſen, im Leben ihn aber nur ſchwer oder gar nicht auszugleichen vermögen.

27.

Sehr ſchwer iſt es, die Beſtimmungsgründe des Handelns richtig zu beurtheilen, welche ihre Wurzel im Gefühle haben. Wenn ſich einerſeits nicht läugnen läßt, daß das Edelſte und Höchſte im Menſchen, daß ſeine muthigſten Entſchlüſſe, ſeine erhabenſten Tugenden, ſeine uneigennützigſten Aufopferungen, daß die Begeiſterung für Alles, was gut, ſchön und groß, was der Bewunderung und des Beyfalls der Mitlebenden, wie künftiger Geſchlechter werth iſt, aus dem Boden des Gefühles erwachſe: ſo läßt ſich andererſeits eben ſo wenig läugnen, daß keiner von jenen Keimen ſich eines geſunden Wuchſes erfreuen, und zum kräftigen Stamme gedeihen möge, wenn er ſeine Nahrung allein aus dieſem Boden ziehet. Kein Entſchluß kann für feſt und beharrlich, keine Tugend für zuverläßig, keine Begeiſterung für vorhältig gelten, wenn ſie ihre Wurzel nur im Gefühle, und nicht zugleich in einem klaren Erkennen haben: und jeder Angriff des Unglückes, jeder Sturm der Leidenſchaft, und oft ſchon jeder Hauch der Laune, wird hinreichend ſeyn, um ihre Blüthen zu zerſtören, und keine von ihren Früchten zur Reiſe gedeihen zu laſſen.

28.

Kein Gefühl beruht ausſchließend auf Vorſtellungen von Luſt oder Unluſt: weil mit dieſen ſelbſt immer ein Urtheil über den Gegenſtand, als einem Begehrens- oder Verabſcheuungswerthen verknüpft iſt. Von dem Werthe der dieſem Urtheil zum Grunde liegenden Vorſtellung, hängt nun der Werth; von dem Grade ihrer Wahrheit die Haltbarkeit jedes Gefühles ab. Ein Minimum von Klarheit macht jedes Gefühl ſchwankend und haltungslos, wie lebhaft oder wie heftig es ſich auch äußere: während jeder höhere Grad von Klarheit ihm mehr Beſtand, ein vollkommen klares Bewußtſeyn jener Vorſtellung allein aber ihm jene

Feſtigkeit gibt, deren es bedarf, um mit Recht als ein zuverläßiger Beſtimmungsgrund des Handelns gelten zu können.

29.

Bey der Beurtheilung aller Gefühle müſſen wir alſo, neben der Vorſtellung von Luſt und Unluſt, auch jene von dem Gegenſtand derſelben, als einem Begehrens- oder Verabſcheuenswerthen in Berechnung nehmen. Bey Gefühlen, welche das ſinnlich Angenehme zum Gegenſtande haben, iſt hier wenig gewonnen, wenn wir im Allgemeinen die Anziehungskraft berechnen, mit welcher dieſe auf das Individuum ſeiner phyſiſchen Eigenthümlichkeit nach einwirkt: wenn wir nicht zugleich erforſcht haben, mit welchen Vorſtellungen Luſt und Unluſt hier im Verſtande zuſammenhängen; z. B. durch welche Vorſtellungen ſinnliche Gefühle, die mit dem ſittlichen Gefühl in keinem Widerſpruch ſtehen, durch das letztere ſelbſt vermittelt werden; oder: durch welche trüglichen Vorſtellungen jemand jene ſinnlichen Gefühle, welche den Forderungen des ſittlichen Gefühls widerſprechen, mit dieſen ſcheinbar auszugleichen ſuche; welchen Nachdruck jene erſteren dadurch ſelbſt erhalten; und in welchem Verhältniß das Gewicht der ſittlichen Vorſtellungen dadurch Abbruch erleide.

30.

Iſt es aber gleich vollkommen richtig, daß die Haltbarkeit der Gefühle, als Beſtimmungsgründen des Handelns, von der ihnen zum Grunde liegenden

Erkenntniß abhänge: ſo müſſen wir uns doch hüthen, unbedingt den Umfang der letzteren zum Maßſtab jener Haltbarkeit zu machen. Es gibt ſo einfache und dabey ſo ganz in Liebe und Wohlwollen getauchte Naturen — und häufiger trifft man ſie unter dem andern, als unter dem männlichem Geſchlechte — daß ſie überall durchaus nur auf den Impuls des Gefühls zu handeln, und von dieſem allein geleitet zu werden ſcheinen. Inzwiſchen ruhen ihre Gefühle darum oft nicht minder feſt auf einem, wenn auch nicht umfangsreichen, doch klarem und ſicheren Erkennen; und nicht unbedingt darf man ſolche Naturen der Beſchränktheit oder einer allzugroßen Weichheit beſchuldigen. Denn oft entfalten dieſe ſcheinbar ſo beſchränkten und weichen Naturen, wenn es ihnen theure ſittliche Intereſſen gilt, eine Energie des Denkens, wie des Handelns; eine Entſchloſſenheit zu den ſchwerſten Aufopferungen, und eine Starkmuth im Leiden, die uns in Erſtaunen ſetzen, und die nur aus der Vereinigung eines klaren und ſichern Erkennens des Rechten und Wahren mit der Kraft und Lebendigkeit ihres Gefühls erklärbar iſt. Dieſe Vereinigung iſt es denn auch, die als ſelbſtbewußte Begeiſterung in allen jenen Menſchen webte und wirkte, welche auf der Bahn, für die ſie ſich entſchieden, die reichſten und würdigſten Kränze errungen, und als ewige Vorbilder ſich unvergängliche Anſprüche auf die Bewunderung aller Zeiten erworben haben.

31.

Noch einer andern Klaſſe von Gefühlsmenſchen muß ich insbeſondere gedenken, die nicht zahlreich, aber ſchwerer und leichter, als jede andere, zu beurtheilen iſt. Sie ſind ſchwach und ſtark, rührig und läßig, kühn und zaghaft, mild und heftig, des Aufſchwungs zu jeder Tugend fähig, und fähig tief in den Schlamm des Laſters zu tauchen; der Begeiſterung für die Tugend empfänglich, ohne tugendhaft zu ſeyn, und dem Laſter ergeben, ohne ſeine Häßlichkeit zu mißkennen: mit einem Wort, es ſind jene Menſchen, deren ganzes Weſen auf ihrem äſthetiſchen Gefühl beruht, und welche die Poeſie des Laſters nicht weniger leicht beſticht, als die der Tugend. Ohne den Halt feſter ſittlicher Grundſätze mögen ſie ſich, wo ihnen die Tugend in poetiſchem Verklärungsſchimmer winkt, und ihnen einen nahen und ſicheren glänzenden Lohn zeigt, immerhin zu ihrer Höhe erheben: aber nie werden ſie dieſe Höhe erſchwingen, wenn ſie Selbſtverläugnung oder das Opfer eigenſüchtiger Intereſſen von ihnen fordert, und ihnen keinen andern Lohn, als den ihres eignen Bewußtſeyns zu bieten hat.

Solche Menſchen beweiſen mehr, als alles Übrige, wie wenig zuverläßigen Gehalt Gefühle für ſich allein haben: wie lebendig, und ſelbſt wie ſtark ſie an ſich ſelbſt auch immer ſeyn mögen.

22.

Wie einige Vorzüge des Charakters zunächſt von der Quelle abhängen, aus welcher die Beſtimmungsgründe desſelben fließen: ſo hängen wieder andere zunächſt von dem Grade der Klarheit der letzteren zum

Grunde liegenden Vorſtellungen ab. Vielleicht findet man den Ausdruck: Klarheit, hier unzweckmäßig; und Stärke der Vorſtellung könnte angemeſſener ſcheinen. Allein betrachtet man eine hierher gehörige Vorſtellung nicht als eine einzelne und abgeſchloſſene, und erwägt man, daß jede Vorſtellung nur dann als zu voller Klarheit gediehen betrachtet werden konne, als wir ſie nach dem ganzen Umfang ihrer Beziehungen erfaßt haben: ſo wird man es nicht unrichtig finden können, daß gerade die Klarheit des Erkennens als Dasjenige bezeichnet wird, wovon aller Einfluß des Letzteren auf das Handeln abhange. Eine Vorſtellung iſt uns immer nur in dem Verhältniſſe klar, als wir mehr oder minder vollſtändig den Umfang ihrer Beziehungen erfaßt haben; in dieſem Verhältniß gewinnt ſie aber denn auch immer an Lebendigkeit und abſoluter Stärke: indem durch jene Klarheit der Einfluß der ihr widerſprechenden dunklen Vorſtellungen und Gefühle vermindert oder aufgehoben wird, wie groß die Macht beyder ſonſt an ſich auch ſeyn mag.

33.

Von der Klarheit des Erkennens hängen zunächſt die Entſchiedenheit, Feſtigkeit, Folgerichtigkeit und Zuverlaßigkeit des Charakters ab.

Ohne Klarheit des Erkennens läßt ſich wohl eine Entſchiedenheit im Handeln bey einzelnen Veranlaſſungen, aber keine Entſchiedenheit des Charakters denken. Die letztere ſetzt immer ein klares Bewußtſeyn ſtätig vorherrſchender Beſtimmungsgrunde des

Handelns voraus. Nichts täuſcht uns daher leichter, als eine theilweiſe Entſchiedenheit, die nur aus zufälligen innern oder äußeren Impulſen hervorgeht, wenn wir ſie für einen Beweis von gediegener Kraft oder Stärke des Charakters nehmen. Auch noch auf andere Art kann ſie den Beurtheiler täuſchen. Sie kann nämlich in einer dauernd ſich gleich bleibenden Einwirkung äußerer Umſtände und Verhältniſſe ihren Grund haben. Sie iſt dann eine beſtimmte Form des Handelns aus Gewohnheit, die uns leicht Entſchiedenheit des Charakters ſcheinen kann, weil wir ſie im Weſentlichen ſich immer gleich bleiben ſehen. Inzwiſchen deutet ſchon der Ausdruck: Entſchiedenheit, für ſich ſelbſt darauf hin, daß ſie nur dort im Charakter Statt finden könne, wo jemand unter mehreren Gründen des Handelns mit ſelbſtbewußter Wahl ſich für die einen oder die andern entſchieden hat.

31.

Wie die Entſchiedenheit, ſo hängt auch die Feſtigkeit des Charakters von der Klarheit des Erkennens ab; denn ſie ruht auf Grundſätzen, die ohne ein klares Bewußtſeyn ihrer Gründe ſich nicht annehmen laſſen.

Der Begriff von Feſtigkeit des Charakters ſetzt die Unveränderlichkeit jener Grundſätze voraus, auf welchen er beruht; und in ſo fern kann Feſtigkeit ein ausſchließendes Eigenthum des ſittlichen Charakters zu ſeyn ſcheinen, weil, nur die ſittlichen Grundſätze eine unveränderliche Grundlage haben. Allein es gibt ein thatſächliches Feſthalten an unrichtigen Grundſätzen, aus Beſchränktheit der Erkenntniß, wie durch den Einfluß der Leidenſchaft: und in dieſer Beziehung kann Feſtigkeit zwar als ein weſentlicher, aber nicht als ein ausſchließender Beſtandtheil des ſittlichen Charakters betrachtet werden.

Aus dieſen Bemerkungen ergeben ſich für die Beurtheilung der Feſtigkeit des Charakters zunächſt zwey wichtige Folgerungen.

Die Feſtigkeit des Charakters hängt ihrem Werth nach nicht bloß von dem Werth der Grundſätze ab, auf welchen ſie beruht: ſondern ſie kann, wenn nicht ſittliche Grundſätze ihre Unterlage ausmachen, nur in ſo fern für vorzüglich gelten, als die, aus Beſchränktheit, Leidenſchaft oder eigenſüchtigen Intereſſen hervorgehende Befangenheit des Erkennens verhält.

Die zweyte Folgerung iſt dieſe.

Es giebt uns noch wenig Sicherheit für die Beurtheilung der Feſtigkeit eines Charakters, wenn wir im Allgemeinen die Grundſätze kennen, auf welchen er ruht, und nicht auch die Art, wie ſie ſich ausgebildet haben. Denn Grundſätze werden nur durch lange oder mächtig einwirkende Lebenserfahrung unſer Eigenthum: ſie laſſen ſich nicht plötzlich anlernen: und wo ſie jemand ſich plötzlich anzueignen ſcheint: da war dieſe Erſcheinung ſelbſt im Leben gewiß ſchon lange vorbereitet. Wenn übrigens auch jemand einen Grundſatz ſich durch einen plötzlichen und einzigen Entſchluß anzueignen vermag: ſo vermag es gewiß nur Derjenige, welcher bereits einen hohen Grad von Feſtigkeit der Geiſtes, wie der Willenskraft beſitzt.

Sonſt mag noch dieſes bemerkt werden, daß es, wie eine ſcheinbare Entſchiedenheit, ſo auch eine ſcheinbare Feſtigkeit des Charakters gibt, die nichts weiter als eine gewohnte Form des Handelns iſt, welche nicht in klar erkannten Grundſätzen, ſondern lediglich in der Gleichförmigkeit äußerer Verhältniſſe und Einwirkungen ihren Grund hat.

35.

Kann nun aber die Feſtigkeit des Charakters gleich nie von äußeren Umſtänden abhängen: ſo mag doch billig die Frage entſtehen, wie weit ſie, ohne ſich ſelbſt zu verlieren, dieſen nachgeben dürfe; eine Frage, die in der Theorie nicht leicht, im praktiſchen Leben aber gewiß noch weit ſchwerer zu löſen iſt. Wenn es wenig Menſchen gibt, welche nach feſten Grundſätzen handeln: ſo gibt es gewiß noch weit wenigere, welche mit der praktiſchen Löſung dieſer Frage glücklich zurecht zu kommen wiſſen.

Das Erſte, was ſich darüber feſtſtellen läßt, iſt dieſes, daß wir ſittliche Grundſätze nie aufgeben dürfen, in ſo fern ihre Verpflichtung eine unbedingte iſt. Eine unbedingte iſt dieſe aber überall, wo die Anforderung, einen ſolchen Grundſatz zu üben, in den Umſtänden klar ausgeſprochen iſt. Es bleiben alſo nur jene Fälle zu berückſichtigen übrig, welche in ſittlicher Rückſicht indifferent ſind.

Ich habe es mir feſt zum Grundſatze gemacht — und ohne Zweifel iſt es ein im Allgemeinen ſehr empfehlenswerther Grundſatz — nie etwas zu kaufen, was ich nicht baar bezahlen kann. Nun bietet man mir einen werthvollen Gegenſtand für einen verhältnißmäßig ſehr geringen Preis an. Ich habe das Geld nicht vorräthig; darf aber mit der möglichſten Zuverläßigkeit darauf rechnen, daß ich es nach wenig Wochen beſitzen werde. Der Verkäufer iſt es vollkommen zufrieden, meine Handſchrift zu nehmen. Soll ich nun kaufen?

»Nein!« — Allein ich darf, wie geſagt, mit der möglichſten Zuverſicht darauf rechnen, daß mir das Geld zur beſtimmten Zeit eingehen werde, und weiß zu jener Zeit dann ſelbſt für den Fall, daß dieſe Erwartung mich täuſchen ſollte, Rath zu ſchaffen; ich kann durch den Kauf einem um mich wohlverdienten Freunde einen wichtigen Dienſt erweiſen, oder meiner Familie einen ſehr weſentlichen Vortheil zuwenden. Darf ich das verſäumen? Hier ſprechen ſittliche Rückſichten für das Kaufen; und gewiß werden die meiſten Leſer für dieſes entſcheiden.

Wenn aber keine ſolche Rückſicht eintritt, und es ſich einzig und allein um meinen perſönlichen Vortheil handelt? Keine ſittliche Rückſicht verbietet mir unter den angenommenen Umſtänden ihn mir zuzueignen. Gar keine? Ich werde einen bißher treu bewahrten Grundſatz brechen, und alſo mir ſelbſt untreu werden; ich werde künftig, unter bedenklicheren Umſtänden vielleicht, verſucht ſeyn, daſſelbe zu thun; ich werde die Kraft meiner übrigen Grundſätze ſchwächen; ich werde künftig keine unzweydeutigen Anſprüche an Feſtigkeit des Charakters zu machen haben.

36.

Es gibt Menſchen, welche mit großer Zuverſicht darauf Anſprüche machen, Grundſätze zu haben, und Feſtigkeit des Charakters zu beſitzen: denen man inzwiſchen leichter alles Übrige, als dieſe Anſprüche zugeſtehen kann. Denn was ſie Grundſätze nennen, ſind nichts Anderes, als Maximen des Handelns, welche ſie, wie es ihr Vortheil erfordert, ſo oft biegen, drehen, wenden, erweitern und verengern, daß nichts davon übrig bleibt, was jene Benennung verdienen könnte. Der einzige Grundſatz, von welchem man ihnen gelten laſſen muß, daß ſie ihn, als einen ſolchen wirklich beſitzen, iſt dieſer: daß man ſeine Grundſätze jederzeit den äußern Umſtänden anpaſſen müſſe. Er iſt unbedingt richtig in ihrem Sinn; denn indem ſie ihren Vortheil zum entſcheidenden Geſichtspunkt nehmen: müſſen ſie ihre ſogenannten Grundſätze und ihr Handeln immer nach den Forderungen desſelben richten. Nicht eben ſo iſt es bey den ſittlichen Grundſätzen. Sie ſind unwandelbar in ſich ſelbſt. Ihre Anwendung wird nicht durch die Umſtände, ſondern nach Verſchiedenheit der Umſtände durch einen allgemeineren ſittlichen Grundſatz beſtimmt. So z. B. Strenge und Milde durch den Grundſatz gerecht zu ſeyn.

37.

Die Menſchen, von welchen hier die Rede iſt, ſind ſelten ſchwer zu erkennen. Von allen Fehlern der menſchlichen Natur iſt Eigenſucht derjenige, welcher ſich am wenigſten verbergen läßt. Auch ſind ſie meiſtens ſo voll von ihrer tiefen Lebensweisheit, und ſo überzeugt von der unbedingten Nothwendigkeit und dem hohen Werth derſelben, daß man ſelten einen Menſchen dieſer Art finden wird, der ſich ihrer nicht ſelbſtgefällig rühmte; wie fein oder plump er ſich dabey auch immer benehmen mochte.

38.

Noch eine Bemerkung habe ich in Beziehung auf die Beurtheilung der Feſtigkeit des Charakters zu machen.

Wenn die Feſtigkeit des Charakters von der Übereinſtimmung des Handelns mit beſtimmten Grundſätzen abhängt: ſo können wir nur in ſo fern ein Urtheil darüber fällen, als wir jene Grundſätze ſelbſt, die äußeren Veranlaſſungen, welche ſie zur Erſcheinung bringen, und das Verhältniß zwiſchen beyden richtig aufgefaßt haben. Den Fall nun ausgenommen, daß Jemand ſeine Grundſätze klar und unzweydeutig ſelbſt ausſpricht, können wir auf dieſe nur aus ſeinen Handlungen ſchließen. Jeder Grundſatz iſt aber ſeiner Natur nach an Bedingungen und Beſchränkungen geknüpft: und wir kennen ihn nur in ſo fern, als wir dieſe richtig erkannt haben. Wo nicht dieſes der Fall iſt: da können wir wenigſtens darüber kein ſicheres Urtheil fällen, ob der Handelnde ſeinem Grundſatze ungetreu geworden ſey; weil, was uns eine Abweichung davon zu ſeyn ſcheint, mit den Bedingungen und Beſchränkungen desſelben genau übereinſtimmen kann. Daß unſer Urtheil nothwendig irren müſſe, wenn wir die äußeren Veranlaſſungen des Handelns und ihr Verhältniß zu den ſonſt richtig erkannten Grundſätzen, falſch oder mangelhaft aufgefaßt haben, braucht nicht insbeſondere bemerkt zu werden.

39.

Aus dem Begriffe von Feſtigkeit des Charakters ergibt ſich von ſelbſt, daß der Eigenſinn mit dieſer nicht verwechſelt werden darf. Der Mann von feſtem Charakter handelt nach Grundſätzen: der Eigenſinn handelt immer aus Willkür; ſelbſt wenn er, um ſich oder Andere zu täuſchen, nach jenen zu handeln glaubt, oder vorgibt.

Der Starrſinn hängt allerdings noch hartnäckiger an ſeinen Anſichten, Meinungen und Empfindungen, als der Eigenſinn: aber es iſt unrichtig, wenn man ihn ſchlechtweg bloß als eine höhere Potenz des letzteren betrachtet. Der Starrſinn kann auf Grundſätzen ruhen, wenn er gleich weit öfter, als aus ſolchen, aus der Willkür der Leidenſchaft hervorgeht. Wo das Erſtere, und nicht das Letztere der Fall iſt: da iſt er eine Übertreibung des Feſthaltens an einem Grundſatze, weil er die Beweggründe, welche die Anwendung desſelben unzuläßig machen, nicht einſieht oder ihr Gewicht nicht richtig abwägt. Der Starrſinn läßt ſich daher auch nicht ſo unbedingt für Schwäche erklären, als man den Eigenſinn dafür zu erklären gewohnt iſt.

40.

Iſt denn aber der Eigenſinn immer Schwäche? Wenn er wahrer Eigenſinn iſt, das heißt, wenn er in bloßer Willkür, oder in unſtatthaften Gründen wurzelt, deren Unhaltbarkeit der Eigenſinnige zum Theil einſieht, oder leicht einſehen konnte: ja. Dann iſt er zugleich Schwäche des Verſtandes, welche die vernünftigen Gründe des Handelns nicht faßt, oder nicht würdigt; und Schwäche der Willenskraft, die am Unbedeutendem und Nichtswürdigen ſich bewähren will, da ſie durch bedeutende und achtenswerthe Beſtrebungen ſich nicht geltend zu machen vermag.

Bevor wir inzwiſchen Jemanden des Eigenſinns beſchuldigen dürfen, muß entſchieden ſeyn, daß jenes Feſthalten an Anſichten, Meinungen, Empfindungen, oder an einer beſtimmten Handlungsweiſe, welches wir ſo nennen, wirklich Eigenſinn ſey. — »Der Vorwurf des Eigenſinns wird niemand gemacht werden, der ſtatthafte Gründe ſeines Betragens darlegt.« — Ganz recht; wenn er es kann. Wichtige, ſelbſt ſtreng ſittliche Rückſichten können es ihm verbieten. Und wenn das nicht; muß er ſich jener Gründe geradezu ſelbſt klar bewußt ſeyn? Wie oft werden wir nicht in unſerm Denken, Empfinden und Handeln durch richtige, aber noch nicht zum klaren Bewußtſeyn gediehene Anſichten und Gefühle beſtimmt. Auch gilt jener Satz nur für die Beurtheilung des Eigenſinns in der Nähe, nicht aus der Ferne.

Trotz allen dem iſt der wirkliche Eigenſinn weit weniger zu verkennen, als mancher andere Charakterzug; eben weil er Schwäche iſt, und dieſe ſich nirgends viel verbergen kann. Als habituelle Schwäche gibt er ſich denn auch nicht bloß in einzelnen Beziehungen, ſondern im Allgemeinen kund: weil gerade die halbgefühlte Schwäche überall ſtark ſeyn will.

41.

Die Folgerichtigkeit des Charakters (Conſequenz), welche man weder mit der Übereinſtimmung des Charakters mit ſich ſelbſt, noch mit Feſtigkeit desſelben verwechſeln darf, beſteht in einem ſelbſtbewußten Streben, das ſpätere Handeln mit dem früheren in die möglichſt vollkommene Übereinſtimmung zu bringen. Von der Treue des Charakters gegen ſich ſelbſt unterſcheidet ſie ſich dadurch, daß ſie nicht zunächſt in ſittlichen Motiven, ſondern in der logiſchen Conſequenz ihre Wurzel hat. Nur der ſittliche Charakter kann mit ſich ſelbſt übereinſtimmen: folgerichtig kann, im Ganzen wenigſtens, auch der unſittliche ſeyn.

Alles intellektuelle Leben, wie alles Handeln, ſtrebt nach Einheit: weil nur in der Einheit Ruhe, in jedem Widerſpruch aber, welchen wir in unſerm Denken oder Handeln gewahr werden, uns der innere Widerſtreit, und mit ihm die Unruhe gegeben iſt. In dieſem Sinne nun kann man ſagen, daß in jedem Menſchen ein natürliches Streben nach Folgerichtigkeit ſey: allein dieſes Streben wird ſich nothwendig als ein nichtiges erweiſen, wo es nicht von klar erkannten Grundſätzen ausgeht. Es gehört zum Begriff von Folgerichtigkeit, daß ſie überall das Einzelne und Beſondere in ſtrenger und ſicherer Beziehung zu einem Allgemeinen aufgreiſe, eine Forderung, der ſie nur unter der eben ausgeſprochenen Bedingung genügen kann.

Daraus nun, daß die Folgerichtigkeit jedes Einzelne und Beſondere, ſelbſt das ſcheinbar Unbedeutendere, ſtreng auf einen allgemeinen Grundſatz des Handelns bezieht, ergibt ſich von ſelbſt, daß ſie zu denjenigen Eigenſchaften des Charakters gehört, die am ſchwerſten mit Sicherheit zu beurtheilen ſind. Denn es iſt nicht genug, daß wir die Grundſätze Anderer im Allgemeinen, wir müſſen ſie in den kleinſten Theilen ihrer Eigenthümlichkeit kennen, um im Stande zu ſeyn zu beſtimmen, ob das Einzelne und Beſondere mit denſelben nach einer ſtrengen Beziehung im Einklange oder im Mißklange ſtehe.

42.

Die Zuverläßigkeit des Charakters beſteht darin, daß wir von demſelben mit möglichſter Sicherheit ein ſeinen Grundſätzen entſprechendes Handeln erwarten dürfen. Zuverläßigkeit iſt alſo nicht ſowohl ein beſonderer Zug des Charakters, als vielmehr ein Reſultat der Entſchiedenheit, Feſtigkeit und Folgerichtigkeit desſelben. Als eigenthümlicher Charakterzug kann ſie nur in ſo fern betrachtet werden, als man einem ſelbſtbewußten Streben, den Erwartungen Anderer zu entſprechen, den Grundſatz der Treue gegen dieſe als nächſten Beſtimmungsgrund zur Unterlage gibt.

Kann gleich nur der ſittliche Charakter allgemein zuverläßig ſeyn: ſo gibt es doch in ſo fern eine partielle Zuverläßigkeit, als es eine partielle Feſtigkeit in einzelnen Grundſätzen überhaupt gibt. Nur dürfen auch dieſe, ſelbſt als vereinzelt betrachtet, keine unſittlichen ſeyn: weil ſie ſonſt ihren Widerſpruch in ſich ſelbſt tragen, und daher auch nie eine feſte Zuverläßigkeit begründen können.

Bey Beurtheilung der Zuverläßigkeit des Charakters kommt Alles zunächſt auf dasjenige an, was wir dabey gewöhnlich am leichteſten aus dem Auge laſſen: ob wir nämlich ein Recht hatten, von demſelben wirklich zu erwarten, was wir erwarteten. Man faßt dieſe Rückſicht nicht ſcharf genug, wenn man ſie nur in Beziehung auf Anſprüche materieller Intereſſen, nicht in Beziehung auf die richtige Kenntniß des Charakters überhaupt auffaßt. Die Beſchwerde über die Unzuverläßigkeit Anderer gleicht überhaupt nicht ſelten jener des äſopiſchen Wolfes, welcher die alte Frau der Lügenhaftigkeit beſchuldigte, weil er vergebens vom Morgen bis zum Abend wartete, daß ſie ihm das Kind vorwerfen ſollte, wie ſie dieſem, als es eben weinte, gedroht hatte.

43.

Nicht eben ſo unbedingt, wie die zuletzt geſchilderten Eigenſchaften des Charakters, hängt die Stärke desſelben von der Klarheit des Erkennens ab. Auf die Stärke des Charakters, das heißt, auf das höhere Maß von Kraft, Hinderniſſe zu überwinden und Leiden zu ertragen, haben nämlich neben dem Erkennen die Gefühle einen mächtigen Einfluß; und nicht ſelten ſind es dieſe, von welchen der größere Theil der Kraft ausgeht, die wir den ſtarken Charakter entwickeln ſehen. Allein ein gewiſſer Grad von Klarheit der ihnen zum Grunde liegenden Vorſtellungen wird auch bey dieſen erfordert werden: wenn die Klarheit des Erkennens auch nicht im gleichen Grade, wie bey andern Eigenſchaften des Charakters, ſo auch bey dieſer, einwirkt. Denn wo dieſe Klarheit des Erkennens gänzlich fehlt, oder nur in einem ſehr geringen Grade vorhanden iſt: da iſt wohl leidenſchaftliche Heftigkeit, aber kein beſonnenes Bewußtſeyn der Kraft, und ſomit auch keine zweckmäßige und ſichere Anwendung derſelben, ſo wenig überhaupt genommen, als in jener höheren Potenz denkbar, in welcher ſie ſich als Stärke kund gibt.

41.

Bey der Beurtheilung von Stärke und Schwäche der Charaktere irren wir daher zuvörderſt ſchon häufig darin, daß wir mit der erſteren jene leidenſchaftliche Heftigkeit verwechſeln, welche dieſes Namens durchaus unwerth iſt. Kraft liegt ihr allerdings zum Grunde; aber keine vorhaltende. Sie überſchlägt ſich, und verfehlt darum ihres Zieles. Die vorhaltende Kraft iſt immer mit Beſonnenheit verbunden, welche ihre Anwendung berechnet und leitet. Wir verbinden mit den Begriffen von Kraft und Stärke meiſtens die Forderung einer auffallenden und überraſchenden Wirkung derſelben, und beurtheilen ſie daher mehr nach ſolchen Momenten, als nach der Beſonnenheit und Beharrlichkeit im Streben, wie im Leiden. Der Held, welcher, während man ihm einen

Fuß abſägt, ruhig ſeine Cigarre raucht, ſcheint uns bewunderungswürdig: aber gewiß liegt in Demjenigen noch weit mehr Charakterſtärke, der Jahre lang gegen eine langſam verzehrende Krankheit ringend, mit heiterm Gleichmuth dem Schmerz widerſteht, und bis zum Augenblick der Erſchöpfung ſeinem früheren Charakter treu bleibt.

45.

Auch darin irrt unſre Beurtheilung von Stärke und Schwäche des Charakters ſehr häufig, daß wir beyde meiſtens zu unbedingt als eine allgemeine aufſaſſen. Stärke und Schwäche des Charakters ſind aber nie allgemein; der Stärkſte iſt ſchwach in einzelnen Beziehungen: und Menſchen, die wir ſchwach nennen, entfalten in Lagen, in welchen wir nichts Anderes erwarten, als ſie erliegen zu ſehen, weil wir ſie bey andern, vielleicht ſelbſt unbedeutenden Veranlaſſungen wirklich ſchwach geſehen haben, eine Kraft, die uns zum Erſtaunen hinreißt. Jede Kraft iſt in ihren Äußerungen an gewiſſe Bedingungen gebunden. Wie dürfen wir über dieſelbe ein Urtheil fällen, ſo lange wir dieſe Bedingungen nicht ihrem ganzen Umfange nach kennen gelernt, und was ihre Entwicklung gehemmt und aufgehalten, was die entwickelte Kraft herabgedrückt, und was die herabgedrückte wieder ſpannen möge, nicht genau erforſcht haben? Und wie ſollen wir bey Andern darum genügenden Beſcheid wiſſen: da wir über uns ſelbſt in dieſer Hinſicht uns ſo ſelten hinreichend klar werden?

46.

Die Selbſtſtändigkeit des Charakters beſteht darin, daß wir die Beſtimmungsgründe unſers Handelns aus uns ſelbſt nehmen.

Es geht nicht an, den Begriff der Selbſtſtändigkeit eines Individuums auf das Entferntſeyn jedes unmittelbaren, poſitiven Einfluſſes Anderer auf ſein Handeln einzuſchränken. Denn ſelbſtſtändig wäre dann auch derjenige, der zu feig wäre, um auch nur das Geringſte vorzunehmen, was einem Dritten mißfallen könnte, wenn ſich dieſer nur jedes unmittelbaren Einfluſſes auf ſein Handeln enthielte. Nimmt man aber den mittelbaren Einfluß, welchen die Rückſicht auf Andere auf unſer Handeln ausübt, in den Begriff auf: ſo iſt auch der einſame Bewohner einer Südſeeinſel nicht mehr ſelbſtſtändig, wenn ihr ihm in ſeiner gänzlichen Abgeſchiedenheit auch nur einen einzigen Sklaven zugeſellt. Und durch wie viele Rückſichten ſehen wir uns nicht im geſellſchaftlichen Zuſtande bey jedem Schritte gebunden, wie wenig wir aus Gewohnheit der Bande auch gewahr werden mögen.

Auf ſolche Weiſe würde der Begriff von Selbſtſtändigkeit ſich rein aufheben: wenn er ſich nicht auf andere Art herſtellte. Alle geſellſchaftlichen Verhältniſſe haben an ſich ſelbſt keine unbedingte Geltung: ſondern ſie erhalten dieſe von einem Vernunft- oder einem poſitiven Geſetze. Selbſtſtändig iſt alſo Derjenige, welcher in ſeinem Handeln nur durch ein Vernunft- oder poſitives Geſetz beſtimmt wird. Weil nun die Gründe, ſich nur auf ſolche Weiſe beſtimmen zu laſſen, **in ihm ſelbſt**, nicht **außer ihm**, in den Anforderungen, Meinungen, Vorurtheilen u. ſ. w. Anderer liegen: ſo läßt der Begriff von Selbſtſtändigkeit ſich auch auf obige Weiſe ausdrücken.

47.

Man muß den hier entwickelten Begriff von Selbſtſtändigkeit ſcharf im Auge behalten, wenn man über ſeine eigene, oder über die Anderer, ein Urtheil fällen will. Gewöhnlich berechnet man, wenn man die Sache in dieſem Falle recht beſonnen und umſichtig angreifen will, die Beſchaffenheit der äußeren Umſtände, in wie fern ſie beſtimmend, oder, wie man wohl ſagt, zwingend — der Ausdruck iſt rein albern, da er den Begriff von Selbſtſtändigkeit geradezu aufhebt — auf den Handelnden eingewirkt haben; allein nicht dieſer Einfluß muß in Berechnung genommen werden: ſondern die Rückſicht des Handelnden auf das, wovon die Anforderungen aller äußeren Verhältniſſe Geltung und Nichtgeltung erhalten. Wenn es übrigens in dieſem Sinne keine wahre Selbſtſtändigkeit geben kann, die nicht aus der Achtung für das Vernunft- und poſitive Geſetz hervorginge: ſo muß doch in beſonderen Fällen, wenn er keinem ſittlichen Geſetze widerſpricht, der Irrthum über Werth und Geltung beſonderer Formen und Verhältniſſe, z. B. konventioneller, dem Beurtheilten zu Guten geſchrieben werden.

48.

Daß der bloße Widerſpruch im Handeln gegen den Willen, die Anforderungen, Meinungen u. ſ. w. Anderer keinen Anſpruch an Selbſtſtändigkeit des Charakters gebe, iſt von ſelbſt klar. Aber hüthen mag ſich die Beurtheilung, beſonders bey jüngeren Perſonen, den theilweiſen Widerſpruch — denn wo er ſich im ganzen Betragen kund gibt, iſt nicht leicht zu fürchten, daß ihnen Unrecht geſchehe — voreilig der Hartnäckigkeit, der Geckerey oder dem Eigenſinn zuzuſchreiben, die durch einen ſolchen Mißgriff oft erſt erzeugt werden. Das Streben nach wahrer Selbſtſtändigkeit ſetzt einen hohen Grad von Reife des Verſtandes voraus; und leicht mag, wo dieſe noch nicht eingetreten iſt, eine falſch aufgegriffene Idee von jenem Vorzuge, oder eine noch nicht zur Klarheit gediehene über den Werth einzelner Verhaltniſſe, zu einer unrichtigen Beurtheilung die Veranlaſſung geben.

49.

Die Eigenthümlichkeit des Charakters iſt das Produkt aller in einem Individuum vorhandenen Anlagen, nach ihrem wechſelſeitigen Verhältniß zu einander ſelbſt, und zu den außeren Bedingungen ihrer Ausbildung. In dieſem Sinne nun beſitzt jeder Menſch Eigenthumlichkeit des Charakters. Als beſonderer Beſtandtheil des letzteren kann ſie jedoch nur demjenigen zugeſchrieben werden, der ſich ihrer bewußt iſt, und ſie mit Bewußtſeyn geltend zu machen ſucht.

Der von Eigenthumlichkeit des Charakters gegebenen Erklärung zu Folge, iſt über die Beurtheilung derſelben im Beſonderen nichts zu erwähnen: denn die Eigenthümlichkeit eines Andern auffaſſen oder beurtheilen, heißt eben nichts anders, als den Inbegriff ſeines ganzen Weſens, als eines Individuums, beurtheilen. Aber eine andere Bemerkung wird hier an ihrer Stelle ſeyn.

Es gibt wenig Menſchen, die nicht von Andern ein eigenthümliches Gepräge forderten, und diejenigen, welchen ein ſolches fehlt, nicht geringſchätzten, und der Beachtung unwerth hielten. Und dennoch gibt es ſo Wenige, welche eine fremde Eigenthümlichkeit unbefangen aufzufaſſen und zu ertragen wiſſen. Sie fühlen ſich davon verletzt und zurückgeſtoßen: während ſie für ihre eigne Eigenthümlichkeit die ausgedehnteſte Nachſicht verlangen. Meiſtens liegt einer ſolchen Verkehrtheit Beſchränktheit des Verſtandes und engherzige Eigenſucht zum Grunde. Die erſte begreift nicht, daß jede Eigenthümlichkeit, die weder einem moraliſchen Geſetze, noch der guten Sitte entgegen iſt, ein unbeſtreitbares Recht hat zu gelten, wenn auch nicht ſich geltend zu machen: die letztere fühlt ſich verletzt, weil ſie ihre eigne Eigenthümlichkeit unbedingt geltend machen will.

50.

Der Menſch hat nichts, was er ſein ſicheres Eigenthum nennen mag, als ſich ſelbſt, und er verliert Alles, wenn er ſich ſelbſt verliert. So hat denn, unter der angegebenen Beſchränkung, jeder Urſache für ſeine Eigenthümlichkeit von Andern jene Geltung zu verlangen, welche ſie ſelbſt für die ihrige in Anſpruch nehmen. Der große Grundſatz, auf welchem aller geſellſchaftliche Verkehr beruht, und von deſſen Befolgung es abhangt, wie angenehm und erfreulich, oder wie widerwärtig und peinlich dieſer ſeyn ſoll! Es iſt daher ganz unrichtig, wenn man immer von Schonung und Nachſicht bey einer Sache redet, bey welcher ein ſtrenges Recht zum Grunde liegt.

51.

Von Schonung und Nachſicht kann nur bey ſolchen Eigenheiten die Rede ſeyn, die, wenn ſie auch weder die Moralität, noch geradezu die gute Sitte beleidigen, doch in irgend einer andern Hinſicht für Andere unangenehm oder verletzend ſeyn können. Kein Zweifel iſt es, daß es beſſer ſey, keine ſolchen Eigenheiten zu haben, und daß man ſie meiſtens nicht mit Unrecht einem Mangel an jener feineren Aufmerkſamkeit für Andere zuſchreibe, welche den geſellſchaftlichen Verkehr ſo leicht und angenehm macht. Manches inzwiſchen, was uns aus dieſer Quelle, oder wohl auch aus Eitelkeit, Eigenſinn, Anmaßung und Übermuth herzurühren ſcheint, kann einen uns unbekannten, gut zu rechtfertigenden Grund haben. Insbeſondere kann es bey Menſchen, die ein reicheres, vielgeſtaltigeres inneres Leben haben, ſehr leicht der Fall ſeyn, daß Eigenheiten, die uns in ihrer äußeren Erſcheinung rein willkürliche zu ſeyn ſcheinen, mit jenem auf eine uns nicht nur unbekannte, ſondern auch kaum zu ahnende Weiſe zuſammenhängen.

52.

Eine der in unſerer Zeit am meiſten geſchätzten und gerühmten Eigenſchaften des Charakters iſt Vielſeitigkeit. Kein Wunder; unſre Zeit iſt unter dem Einfluß der widerſprechendſten An- und Aufregungen ſo vielſeitig geworden, daß ſie darüber faſt allen Charakter verloren hat.

Was heißt nun aber eigentlich das: Vielſeitigkeit des Charakters?

Bezeichnet dieſer Ausdruck jene Gewandtheit des Geiſtes, die ſich in alle Lagen, auch die widerſprechendſten, leicht zu finden, mit allen ſich zu befreunden, und in allen ſich auf eine entſprechende Weiſe zu benehmen weiß: ſo iſt damit für die Beſtimmung der Vielſeitigkeit des Charakters noch keineswegs etwas gewonnen. Denn der Charakter beruht auf ſtätig vorherrſchenden inneren Beſtimmungsgründen. Hier laſſen ſich nun nur zwey Fälle annehmen. Die Beſtimmungsgründe des Handelns ändern ſich mit der jedesmaligen Verſchiedenheit der äußeren Verhältniſſe, wodurch der angenommene Begriff von Charakter aufgehoben wird: oder ſie ſind von der Art, daß ſie ſich den verſchiedenartigſten äußeren Verhältniſſen anpaſſen. Es iſt überraſchend, hier nur zwey Beſtimmungsgründe des Handelns zu finden, die mit gleicher Entſchiedenheit und Folgerichtigkeit den widerſprechendſten Lagen ſich anpaſſen: Sittlichkeit und Eigennutz. Beyde aber fordern, um das zu leiſten, einen hohen Grad von Reife und Entſchiedenheit: weil ihnen in widerſprechenden Lagen und Verhältniſſen nur dieſe die nöthige Sicherheit im Handeln zu geben vermögen.

Der Begriff von Vielſeitigkeit des Charakters ruht alſo auf dem Begriff von Gleichförmigkeit desſelben; auf dem Begriff ſeiner ſittlichen Übereinſtimmung mit ſich ſelbſt, oder auf dem eines gleichförmigen Strebens des Eigennutzes. Jene Vielſeitigkeit nun, welche zwiſchen beyden Tendenzen inne liegt — und das iſt es, was dieſe Zeit als Vielſeitigkeit ſchätzt und lobpreiſt — iſt nichts weiter als ein Schwanken zwiſchen beyden; ein gewandtes Beſtreben, die Achtung für ſittlichen Werth, wenn es das Intereſſe des Eigennutzes erlaubt, mit dieſem auf eine erkleckliche Weiſe auszugleichen, und darum, wie entſchieden ſie in einzelnen Lagen auch auftrete — entſchiedene Charakterloſigkeit.

33.

Die Charakterloſigkeit beſteht nämlich eben in dem Mangel ſtätig vorherrſchender innerer Beſtimmungsgründe des Handelns. Sie wird bloß von äußeren Eindrücken beſtimmt, und wechſelt jeden Augenblick ihre Farbe, wie dieſe ſelbſt Geſtalt und Farbe wechſeln.

Sie hat ihren Grund bald in der Flachheit, bald in dem Mangel an Klarheit und Entſchiedenheit des Geiſtes, bey lebhafter Empfänglichkeit für verſchiedenartige, vorzüglich leidenſchaftliche Eindrücke. Immer iſt ſie nur in letzterem, nie in erſterem Falle heilbar.

Nicht leicht ſollte dem Anſcheine nach die Beurtheilung über die Charakterloſigkeit irren, da dieſe ſich meiſtens beſtimmt genug ausſpricht. Inzwiſchen kann ihr das doch begegnen. Es gibt Naturen, die eine ſolche Maſſe von Widerſprüchen in ſich vereinigen, daß ſie dieſe, in ſo fern der Charakter ſich von innen heraus bildet, mindeſtens vor einer gewiſſen Zeit nicht verarbeiten können: während andere, in ſo fern der Charakter durch äußere Einwirkungen gebildet wird, ſich mit ihren Verhältniſſen in einen ſo vielfachen Widerſpruch geſetzt ſehen, daß es ihnen weit ſchwerer wird, zu jener Entſchiedenheit in ihrem Weſen zu gelangen, ohne welche keine beſtimmte Charakterentwicklung gedacht werden kann. In dem einen, wie in dem andern Fall — und oft treffen beyde Fälle zuſammen — kann eine unbillige Beurtheilung ihres Strebens den Entwicklungsprozeß weit leichter ſtören, als, zu einem gehaltneren Streben anregend, ihn glücklich befördern.

Wenn in einem Individuum gewiſſe Beſtimmungsgründe des Handelns vorhanden, aber nicht vorhältig genug ſind, um einer bedeutenden Gegenkraft Widerſtand zu leiſten: ſo trifft daſſelbe richtiger der Vorwurf der *Beſtandloſigkeit des Charakters*, als eigentlicher Charakterloſigkeit.

Viertes Buch.

1.

Da in dieſem vierten Buche von der Beurtheilung Anderer aus dem ſittlichen Geſichtspunkte insbeſondere die Rede ſeyn ſoll: ſo ſcheint es nicht überflüſſig zu ſeyn, an die, wenn gleich zum Theil bereits berührten, allgemeinen Geſichtspunkte zu erinnern, welche einer ſolchen Beurtheilung zum Grunde gelegt werden müſſen.

Das Sittengeſetz, als Ergebniß unſerer ſittlichen Natur und des in dieſer begründeten Glaubens an eine ſittliche Weltregierung, beſteht als ein durchaus unbedingtes. Es iſt ewig und unveränderlich, wie es die ſittliche Natur des Menſchen ſelbſt iſt; und jeder Verſuch, es zu biegen und zu beugen, und ihm etwas abzudingen, iſt nichtig, und ein Verbrechen gegen ſeine geheiligte Würde. In ihm iſt uns daher die unbedingte Norm für die Beurtheilung des ſittlichen Werthes und Unwerthes alles Handelns gegeben. Eine Handlung ſtimmt mit dieſer Norm überein: ſie iſt *unbedingt* gut und preiswürdig; ſie widerſpricht ihr: ſie iſt *unbedingt*, ſchlecht und verwerflich.

2.

Wenn aber auch die Norm für den ſittlichen Werth oder Unwerth bey jeder Handlung eine durchaus unbedingte iſt: ſo nimmt doch die philoſophiſche, wie die chriſtliche Sittenlehre bey der Beurtheilung ſittlicher und unſittlicher Handlungen, in ſo fern ſie einen Anſpruch über das größere oder geringere Maß von Verdienſt und Schuld darauf gründet, auf die eigenthümliche Beſchaffenheit der inneren, wie der äußeren Beweggründe des Handelns Rückſicht, und folgt, indem ſie dieſes thut, nicht einem Geſetze der Milde oder Schonung, ſondern dem Geſetze ſtrenger Gerechtigkeit. Sie kann und darf unter keiner möglichen Bedingung dem ſittlichen Geſetze gegenüber, eine Verletzung desſelben verringern oder entſchuldigen: allein da die Vernunft nicht unter allen Umſtänden mit gleicher Kraft und Freyheit wirkt: ſo verpflichtet ſie ein aus ihr ſelbſt entſpringendes Geſetz in jedem einzelnen Falle des Handelns zu beſtimmen, mit welchem Grade von Kraft und Freyheit dieſelbe habe wirken können. Je unbefangener und redlicher nun die Prüfung hiebey zu Werke geht, und mit je hellerem Auge ſie nach allen Seiten um ſich blickt: um ſo weniger iſt zu beſorgen, daß ſie bey der Beurtheilung fremder Handlungen zu unbilliger Härte, oder zu einer hier gleich verwerflichen Schonung; bey Beurtheilung des eigenen Handelns aber zu einer noch weit verdammenswertheren Heucheley ſich verleiten laſſe.

3.

Es kann weder die Aufgabe, noch die Abſicht dieſer Schrift ſeyn, auf das Einzelne der Zurechnungslehre einzugehen. Darum mag im Allgemeinen Folgendes genügen.

Da alles ſittliche Handeln vom Erkennen ausgeht, und dort, wo in dieſem die Idee einer ſittlichen Verpflichtung fehlt, auch von keiner ſittlichen Würdigung einer Handlung die Rede ſeyn kann: ſo ergibt ſich für dieſe Würdigung der Grad von Klarheit des ſittlichen Erkennens, als erſter und letzter Maßſtab, indem von ihr allein die Stärke der den Willen beſtimmenden Vorſtellung abhängt.

4.

Die Klarheit jeder ſittlichen Vorſtellung fällt unter einen doppelten Geſichtspunkt: einmal, in wie fern dieſelbe für ſich ſelbſt beſteht, und durch andere ihr entſprechende Vorſtellungen unterſtützt wird (abſolute Klarheit); und dann, in wie fern andere ihr widerſprechende Vorſtellungen ſie überwiegen, oder ihr wenigſtens Abbruch thun (relative Klarheit).

5.

Die abſolute Klarheit jeder ſittlichen Vorſtellung hängt, abgeſehen von dem Maße der natürlichen Geiſteskraft, von der Klarheit der Einſicht in die Gründe ihrer Verpflichtung ab. Je umfaſſender der Umfang dieſer Einſicht iſt, zu einem deſto höheren Grade von Klarheit wird die ſittliche Vorſtellung dadurch gedeihen.

Leicht kann es ſcheinen, ſie nach dieſem Maßſtabe zu bemeſſen: allein dieſe Leichtigkeit iſt nur eine ſcheinbare. Nur im Allgemeinen, und nur nach ihren allgemeinſten Beziehungen vermögen wir jene Einſicht zu beurtheilen; nicht nach ihrer Verzweigung mit entfernteren Beziehungen, und mit den Vorſtellungen, welche den ſittlichen Gefühlen zum Grunde liegen, die hier von ſo großem Einfluß ſind. Um die abſolute Klarheit einer ſittlichen Vorſtellung mit einiger Sicherheit zu beurtheilen, müßten wir nicht nur alle Vorſtellungen, welche einen poſitiven Einfluß auf ſie haben: ſondern auch den beſonderen Grad von Klarheit jeder einzelnen, und ſomit ihre vollſtändige Entwicklung und Ausbildung anzugeben wiſſen.

6.

Die nämliche Forderung findet in Betreff der relativen Klarheit jeder ſittlichen Idee Statt, das heißt, in Betreff aller Vorſtellungen, welche, als ihr widerſprechend, die Klarheit derſelben überwiegen, oder ihr Abbruch thun. Weit wichtiger und ſchwieriger iſt bey allem ſittlichen Erkennen die Berechnung ſeiner relativen, als ſeiner abſoluten Klarheit. Die ſittlichen Verpflichtungsgründe, die weſentlichſten wenigſtens, ſind immer einfach, und ſo auch die ſittlichen Gefühle: aber tauſendgeſtaltig ſind die ihnen widerſprechenden Neigungen, Begierden und Leidenſchaften; auf tauſenfältige Weiſe verſchlingen und verzweigen ſie ſich unter einander, und auf tauſendfältige Weiſe unterſtützt ſie ein ſophiſtiſcher Verſtand, und leiht ihnen bereitwillig jede Farbe, deren ſie bedürfen, um ihre Häßlichkeit zu verbergen. Die ſittlichen Vorſtellungen ſind unwandelbar in ſich ſelbſt begründet: die Vorſtellungen, welche unſern Leidenſchaften zum Grunde liegen, haltlos in ſich ſelbſt, und darum wandelbar, verändern ſich jeden Augenblick nach den Umſtänden, welche ſie anregen, und ſind daher auch in ihrem Einfluß mit weit weniger Sicherheit zu erfaſſen.

7.

Wie entſchieden wir dieſen Einfluß nun aber auch verdammen mögen, wir müſſen ihn nach der Eigenthümlichkeit Desjenigen beurtheilen, bey welchem wir ihn antreffen. Wie können wir den Anderen beurtheilen, wenn wir nicht in ſeinen Standpunkt treten? Dieſe theilweiſe Entäußerung unſer ſelbſt, überhaupt die ſchwerſte Aufgabe bey aller Beurtheilung Anderer, wird hier um deſto ſchwerer, weil wir gleichſam eine doppelte Rolle zu ſpielen haben. Denn nicht dazu ſoll uns jenes in den Standpunkt des Andern Treten verleiten, mit ſeinen Augen ſeine Fehler, als minder verwerflich anzuſehen; und feſt muß daher unſer Blick fortwährend auf die Forderungen des Sittengeſetzes, alſo mit gleicher Feſtigkeit und Schärfe, nach zwey verſchiedenen Seiten hin, gerichtet bleiben.

8.

Noch etwas Anderes aber ſollen wir ſehen, und es nie überſehen.

Nur ſelten iſt die freywillige, unbedingte Hingebung an einen Fehler. Wie die phyſiſche Natur beſtändig arbeitet, um jeden Krankheitsſtoff auszuwerfen: ſo die moraliſche. Die unbedingte Hingebung an die Laſterhaftigkeit wäre der Tod der moraliſchen Natur; der Menſch hörte darüber auf, ein ſittliches Weſen zu ſeyn; und die Hingebung an eine einzelne fehlerhafte Neigung oder Leidenſchaft kann dem phyſiſchen Abſterben einzelner Theile am Menſchen gleichgeachtet werden. Auch in ſolchem Falle ſträubt die Natur ſich gegen den partiellen Tod, im phyſiſchen, wie im moraliſchen Sinne, und ringt ihm entgegen, ſo lange ihr irgend die Kraft dazu übrig iſt.

Das Maß dieſes Entgegenſtrebens iſt dasjenige, was wir, wie ich eben geſagt habe, nirgends überſehen müſſen; um ſo weniger, da dieſes Überſehen eben ſo viel dazu beytragen kann, den letzten Funken ſittlicher Kraft auszulöſchen, als eine richtige Beurtheilung jenes Entgegenſtrebens ſehr oft das beſte Mittel, und immer die Bedingung iſt, um ihn zu erhalten, zu nähren, und ihn wieder zur Flamme aufzublaſen.

Es gibt rückſichtlich dieſes Widerſtrebens gegen unſittliche Neigungen und Leidenſchaften eine alberne, wie eine tiefe Falſchheit und Häucheley des Menſchen, vermöge der er ſich ſelbſt zu betrügen ſucht, wie er Gott und die Welt gerne betrügen möchte: aber es gibt auch ein peinliches, qualenvolles, redliches, und darum bey fortgeſetzter Beharrlichkeit nie erfolgloſes Entgegenringen, das Gottes Auge ſieht, und welches des Menſchen Auge wenigſtens aus Leichtſinn und Sorgloſigkeit nicht überſehen ſollte.

9.

Eines anderen Mißgriffes muß ich noch erwähnen, den wir bey Schätzung des ſittlichen Strebens häufig zu begehen pflegen. Wir legen nämlich dabey den Accent zu unbedingt auf die Extenſion des ſittlichen Erkennens: während wir ihn immer und überall zunächſt auf die Intenſion desſelben legen ſollten.

Dieſe Behauptung ſcheint mit dem früher Geſagten in einen Widerſpruch zu treten, nach welchem die Klarheit des ſittlichen Erkennens durch den Umfang desſelben geſteigert wird. Allein dieß gilt unbedingt nur in Beziehung auf die abſolute Klarheit des Erkennens; in Beziehung auf die relative Klarheit desſelben aber nur in ſo fern, als jene für ſich ſelbſt in einem ſolchen Grade vorhanden iſt, um den Einfluß ihr widerſprechender Vorſtellungen niederzuhalten, oder überhaupt keine ſolche Gegenwirkung Statt findet. In letzterem Falle wirkt das beſchränkte ſittliche Erkennen oft mächtiger, als im entgegengeſetzten Falle das ausgedehnteſte; beſonders wenn das erſte durch religiöſe Autorität, oder durch ſittliche Gefühle unterſtützt wird.

Das richtig zu unterſcheiden mag vorzüglich für diejenigen erſprießlich ſeyn, die da gewohnt ſind, bey der Schätzung des ſitttlichen Gehaltes immer und überall zuerſt das in Anſchlag zu bringen, was ſie Vorzüge der Bildung nennen. Selten halten ſie es der Mühe werth, dieſem Gehalt bey Menſchen geringeren Standes weiter nachzuforſchen, als ungefähr nöthig iſt, um zu berechnen, ob dieſelben ſie nicht beſtehlen oder betrügen werden. Allein auch der geringſte Menſch hat ein ſtrenges Recht an eine volle richtige Schätzung ſeines ſittlichen Werthes. Oft hat der ſittliche Gehalt dieſer geringen und ungebildeten Menſchen, deren dem Rechten ſchlicht und einfach zugewandter Sinn, um den Streit widerſprechender Pflichten und Neigungen auszugleichen, nichts bedurfte, als ein einfaches: »Es iſt nicht recht,« oder: Das darf ich nicht« — oft, ſage ich, hat der Gehalt dieſer Menſchen in der Gegenwart, wie in der Erinnerung mich erhoben: wenn die Anmaßung, die Falſchheit gegen ſich ſelbſt, und die kahle Sophiſterey der Gebildeten mich zurückſtieß; und immer wird die Erinnerung an einige Menſchen aus der ſogenannten niedrigen Klaſſe, an die ich bey dieſen Zeilen denke, zu den wenigen gehören, zu welchen ich gerne, und nie ohne Gewinn zurückkehre.

10.

Nach dieſen wenigen Andeutungen über die Beurtheilung Anderer, aus dem ſittlichen Geſichtspunkte im Allgemeinen, wende ich mich zu dem Einzelnen und Beſonderen einer ſolchen Beurtheilung, wobey denn dieſe Schrift ihr Recht, eine aphoriſtiſche und fragmentariſche zu ſeyn, in dieſem und den beyden folgenden Büchern noch mehr, als in den vorhergehenden, geltend machen muß. Daß ſie in Betreff der Anordnung der Materien keinen ſtrengeren Plan befolgt, geſchieht darum, weil bey einem ſolchen, wie leicht er auch aus irgend einem Kompendium hätte genommen werden können, Manches hätte aufgenommen oder übergangen werden müſſen, was weder aufgenommen, noch übergangen werden ſollte. Im Ganzen folgt ſie in dieſem Buche der alten, faſt vergeſſenen Eintheilung des Thomaſius, der alle menſchlichen Eigenſchaften unter Habſucht, Ehrgeiz und Wolluſt begriff; und die leicht ſo viel werth ſeyn mag, als manche jüngere.

II.

Wir beginnen alſo mit dem Geize.

Der Geiz, als Streben, den Beſitz endlos zu mehren, ohne ihn zu gebrauchen, iſt ein partieller Wahnſinn, der als ſolcher aus der Reihe der menſchlichen Fehler ausgeſtrichen werden könnte, wenn er nicht, angenommen ſelbſt, daß er, um zu erwerben und zu erhalten, keine ſtrenge Pflicht beleidige, die Pflichten, welche der Menſch gegen ſich ſelbſt hat, und die des Wohlwollens gegen Andere verletzte. In der That wird der Geiz zuletzt zu einer wahren fixen Idee, und wirkt ganz mit der Unbedingtheit einer ſolchen, wie ſeine Ausſchweifungen und das unnatürliche Marterthum beweiſen, wozu er ſich freywillig ſelbſt verdammt. Die Pſychologen geben dem Geiz den imaginären Genuß, Alles genießen und ausrichten zu können, zur Grundlage; allein wie eine ſolche Vorſtellung auch auf ihn einwirke: ſicher iſt die Einwirkung eines andern Princips eine weit mächtigere und entſchiedenere. Dieſes Princip iſt das des Sammelns. Der Trieb zu ſammeln gewinnt überhaupt überall einen Einfluß auf den menſchlichen Geiſt, und bemächtigt ſich ſeiner in einem Grade, den wir in tauſend Fällen nicht nach ſeiner ganzen Bedeutung ſchätzen, und in tauſend andern gänzlich unbeachtet laſſen; weil wir ſchon den Begriff des Sammelns ſelbſt zu beſchränkt auffaſſen. Denn wir ſammeln nicht bloß Geld, Gemälde, Naturalien, Wappen ꝛc., ſondern auch Tugenden, Verdienſte, Genüſſe, Erinnerungen ꝛc. Was aber dem Triebe zum Sammeln dieſen mächtigen Einfluß auf den Geiſt gibt, iſt dieſes, daß er bey einer ſehr beſtimmten, ihrer ſelbſt ſich klar bewußten, und ihrer ſelbſt ganz ſicheren Thätigkeit, eigentlich kein Ziel hat, in dem er ſeine Schranke fände, außer in ſo fern er ſich ein ſolches ſelbſt ſetzt, und daher ſich raſtlos angeregt findet; weßwegen auch Ruhe und Unruhe im Sammelgeiſt auf eine wunderbare Weiſe vereinigt ſind. Auch gibt es nicht leicht einen Sammler, außer dem feſt ſich ſelbſt beſchränkenden, der nicht irgend etwas von der Unerſättlichkeit und Unruhe des eigentlichen Geizhalſes annähme.

12.

Es gibt keine Härte, und ſelbſt kein Verbrechen, deſſen der Geiz nicht fähig wäre. Immer aber muß die Beurtheilung desſelben darauf Rückſicht nehmen, ob, und in welchem Grade die Mittel verwerflich ſind, deren er ſich bedient, um ſeinen Beſitz zu vermehren. Selbſt der Vorwurf der Theilnahmsloſigkeit an dem Wohl Anderer darf bey dem Geizigen wenigſtens nicht weiter ausgedehnt werden, als er ihn durch ſeinen Geiz ſelbſt jederzeit verdient; denn es gibt Geizige, die willig Zeit und Mühe für Andere verwenden: aber ſich lieber ein Glied ablöſen ließen, ehe ſie einen Gulden gäben, um ſie vom Hungertode zu retten.

13.

Gar unſcheinbar ſieht die folgende Bemerkung über *Kargheit* und zu weit *getriebene Sparſamkeit* aus: aber ſie findet ſo oft ihre Anwendung, daß ſie dem zum Trotz ihre Stelle verdient. Ehe wir Andere der Kargheit beſchuldigen — oft nur darum, weil ſie, was ſie geben, richtig nach unſerem Verdienſte und nach unſeren Anſprüchen bemeſſen — müſſen wir im Stande ſeyn, zu berechnen, wie viel ſie ſelbſt bedürfen, wie ſie den Überſchuß verwenden, und was das Billigſte — wie viel ſie zu geben haben. Der Fall, daß Andere in ihren Mitteln beſchränkter ſind, als wir vermuthen, und während ſie karg ſcheinen, ſelbſt nicht auslangen können, iſt wohl ein weit häufigerer, als die Begehrlichkeit es jedesmal gewahr werden wird.

14.

Die *Habſucht* iſt, wie der Geiz, eine unmäßige Begierde nach Beſitz: aber ſie will von dem Beſitz Gebrauch machen zu ihrem Vortheil. Selbſtſucht iſt daher immer die Grundlage der Habſucht. Man kann habſüchtig ſeyn — und auch das ſind ſeltenere Fälle — für eine Gattin, für ſeine Kinder, ſelbſt für einen Freund; aber ſelbſt in dieſem Falle wird in dem Wohlwollen für Andere, das die

Habſucht erzeugt, irgend ein eigenſüchtiges Princip vorherrſchen, oder ſich ihm wenigſtens beygemiſcht finden.

Es ſcheint ſchwerer, als es iſt, die rechte Linie für die Beurtheilung der Habſucht zu finden. Nur wenig andere Fehler ſind ſicherer zu beurtheilen. Dort iſt die Linie, von welcher das Streben nach Erwerb und Beſitz verwerflich zu werden anfängt, wo der Menſch vergißt, daß auch ein Anderer außer ihm etwas erwerben und beſitzen will, und zu erwerben und beſitzen das Recht hat; wo er nie ſich ſelbſt beſchränkt, und Alles an ſich rafft, was er erreichen kann. Die Habſucht kann dieſen Charakter, auf das entſchiedenſte ausgeſprochen, an ſich tragen, und ſich dennoch auch nicht des geringſten unrechten Mittels zur Erreichung ihrer Zwecke bedienen. Ich kann nicht behaupten, daß ſie dann nicht in einem minderen Grade ſchuldig ſey, als im entgegengeſetzten Falle: aber das weiß ich, daß ſie darum nicht viel weniger verabſcheuenswerth iſt.

15.

Der Ehrgeiz beſteht in dem Verlangen, von Andern unſerer wirklichen oder eingebildeten Vorzüge wegen geachtet zu werden. Im erſteren Falle, und wenn es nicht als Leidenſchaft über die rechte Gränze hinausſtreift, wird dieſes Verlangen richtiger Ehrliebe und Ehrbegierde genannt; in letzterem Falle, oder wenn es ſich überhaupt als ein leidenſchaftliches erweiſt, hat es, wie den halben Namen, ſo die ganze Unerſättlichkeit mit dem Geldgeize gemein.

Aus dieſer Erklärung ergibt ſich von ſelbſt, daß wir uber die Ehrbegierde und den Ehrgeiz Anderer nur dann ein richtiges Urtheil fällen konnen, wenn wir bereits uber ihre Anſprüche auf Ehre zu einem ſicheren Ergebniſſe gelangt ſind. Dieſem Ergebniſſe ſelbſt muß wieder die Beurtheilung des Verdienſtes zum Grunde gelegt werden. Wir beſitzen ein treffliches Buch über dieſen Gegenſtand, wenn es gleich wenig mehr geleſen wird.

Am wenigſten wird die Beurtheilung irren, wenn ſie überall jene drey Punkte in's Auge faßt, welche bey jedem Verdienſte in Rechnung fallen: Die Leiſtung an ſich; die Abſicht; und die Schwierigkeiten.

Es iſt wahre Albernheit, wenn man verlangt, daß nur derjenige uber eine Leiſtung urtheilen ſolle, der das Nämliche zu leiſten vermoge, oder wenigſtens ein Mann vom Fache ſey. Ich dürfte dann auch kein Urtheil über meine Suppe fällen, weil ich keine zu kochen verſtehe. Aber über die Forderungen muß ich Rede zu ſtehen wiſſen, welche an eine Leiſtung zu machen ſind, und zwar nicht bloß nach allgemeinen, unbeſtimmten ſchwankenden Begriffen; und bis in's Detail herab. Unwiſſenheit und Unkenntniß iſt denn hier auch die allgemeinſte Quelle ſchiefer Urtheile; und Tragheit, ſich die nothige Einſicht zu erwerben, falſche Scham, ihren Mangel kund zu geben, und die Arroganz ſie zu beſitzen, ſind drey andere, nicht minder ergiebige.

Wie es eine bloße äußerliche Rechtlichkeit gibt: ſo gibt es auch ein hohles Streben nach Ehre; nicht aus Liebe oder aus Begeiſterung für das, was der Ehre werth iſt, ſondern aus eigenſüchtigen Beweggründen. Schwer aber iſt hierüber jedes Urtheil, wo ſolche Beweggründe nicht mit unzweydeutiger Entſchiedenheit ſich ausſprechen. Und ſelbſt dann bedarf es der Behutſamkeit. Denn wenn das Streben nach Ehre nur überhaupt auf würdige Gegenſtände gerichtet iſt, ſey es auch nicht aus den reinſten, ſey es ſelbſt aus überwiegend eigenſüchtigen Beweggründen: ſo hat das ſittliche Erkennen, und die Achtung für die ſittliche Idee, doch immer einigen Antheil daran, und dieſen iſt die Beurtheilung desſelben verpflichtet auszumitteln und anzuerkennen.

Was endlich die Schwierigkeiten jeder Leiſtung betrifft: ſo iſt wohl klar, daß diejenigen, die aus der Eigenthümlichkeit und den Verhältniſſen des Leiſtenden hervorgehen, dem Werthe ſeiner Leiſtung nicht zu Guten kommen, und dieſen auch nicht im Geringſten vergrößern können. Dem Verdienſte ſeines Strebens aber kommen ſie zu Guten, und verdienen daher in jedem beſonderen Falle eine eben ſo ſorgfältige Erwägung, als gerechte Anerkennung.

16.

Wenig aber wird bey Schätzung fremden Verdienſtes der Hinblick auf alle dieſe Rückſichten nützen, wenn dem Beurtheiler dabey Unbefangenheit und die Bereitwilligkeit fehlen, dasſelbe anzuerkennen.

Der Pſycholog findet oft genug Veranlaſſung ſich die Frage zu ſtellen, ob nicht in der menſchlichen Natur eine entſchiedene Abneigung liege, fremdes Verdienſt anzuerkennen, und eine eben ſo entſchiedene Geneigtheit, es zu verringern und herabzuziehen. Eine ſolche Neigung würde einer der entehrendſten Schandflecke ſeyn, welche man der menſchlichen Natur vorwerfen könnte: und nicht läugnen läßt ſich's, daß der Einfluß, welchen Eitelkeit und Eigenliebe ſo leicht auf unſere Urtheile über die Verdienſte Anderer gewinnen; daß die Allgemeinheit der Mißgunſt, und die Überwindung, welche es nicht ſelten auch beſſeren Naturen koſtet, die Regungen derſelben zu unterdrücken, einem ſolchen Vorwurf Scheinbarkeit genug geben. Nichts deſto weniger läßt ſich behaupten, daß die Menſchen geneigt ſind, das wahre Verdienſt willig anzuerkennen, wenn ſie es einmal als ein ſolches erkannt haben; ſchon darum, weil jeder Einzelne durch das Gegentheil nicht bloß mit den einfachſten Begriffen von Recht und Gerechtigkeit in einen auffallenden Widerſpruch geräth: ſondern dadurch zugleich jeden Anſpruch auf Anerkennung ſeines eigenen Verdienſtes aufhebt.

Hier gibt es nun freylich einen Grad von Beſchränktheit des Verſtandes, von Eigenliebe, Eitelkeit, Geckerey und leidenſchaftlicher Gehäßigkeit, der jedes unbefangene Erkennen, wie jedes Anerkennen des fremden Verdienſtes ausſchließt, welches das eigene, wirkliche oder eingebildete, in der That, oder ſcheinbar beeinträchtigt. Auch geht die Befangenheit hier immer auf diejenige Weiſe zu Werke, welche bereits als die ihr eigenthümliche bezeichnet wurde. Da ſie es nicht ablehnen kann, das erkannte Verdienſt anzuerkennen: ſo vermeidet ſie inſtinktmäßig es erkennen zu müſſen; und wo ſie das nicht gänzlich vermeiden kann: da legt ſie den höchſten Maßſtab daran; da hängt ſie ſich an jede ſchwächere Seite; da erhebt ſie den fehlenden oder minder hervortretenden Vorzug unbedingt zum höchſten, ohne welchen alles Übrige nichts oder wenig zu bedeuten habe; beſonders wenn die gekränkte Eigenliebe dieſen einzelnen Vorzug in einem ganz beſonderen Maße zu beſitzen glaubt.

17.

So gewöhnlich, ja alltäglich, nun dieſes falſche Spiel der Mißgunſt auch iſt, und ſo leicht es ſich meiſtens durchblicken läßt: ſo mag die Beurtheilung doch auch hier hin und wieder fehlgreifen, wenn ſie bey einem allgemeinen Erfahrungsſatze ſtehen bleibt. Außer dem, daß demjenigen, was uns Mißgunſt zu ſeyn ſcheint, ein mangelhaftes und einſeitiges Erkennen zum Grunde liegen kann — einſeitig iſt hier zunächſt dasjenige, welches ohne mißgünſtige Befangenheit auf einen einzelnen, fehlenden Vorzug einen ungemeſſenen Werth legt: — ſo muß Mißgunſt nicht immer dort vorhanden ſeyn, wo wir ſie nach den gewöhnlichen Erfahrungen vorausſetzen dürften. Auch muß man überall Strenge der Beurtheilung von eigenſüchtiger Mißgunſt unterſcheiden. Die erſtere kann eben ſo wohl in lobenswerthen Triebfedern, als in verwerflichen, jedoch anderen, als in eigentlicher Mißgunſt, ihren Grund haben.

18.

Eine gerechte, wie eine mißgünſtige Beurtheilung der Anſpruche Anderer auf Verdienſt, und die ihm gebührende Ehre, kann nur dort Statt finden, wo gegründete Anſprüche auf beyde vorhanden ſind. Der Umſicht bedarf aber auch jedes Urtheil über die Beſtrebungen eines falſchen Ehrgeizes. Sie gehen immer aus einer verkehrten Anſicht des Verſtandes hervor. Hier mehr, als irgendwo, gilt das Decipimur specie recti. Wo insbeſondere diejenigen, deren Pflicht es iſt, den jugendlichen Ehrgeiz zu leiten, dieſes Richtige nicht mit überlegener Geiſteskraft und Geiſtesruhe zu ſondern, und zu ſeinem Ziele zu lenken wiſſen: da ziehen ſie die Verkehrtheit groß, und machen ſie ſtarrſinnig, indem ſie immer mehr verwirren, was ſie leſen wollen.

19.

Jedes Verlangen, von Anderen geachtet und geehrt zu werden, ſetzt, wenn es nicht auf eine Täuſchung Anderer zur Erreichung beſonderer Abſichten abgeſehen iſt, bey demjenigen, welcher es hegt, die eigene Überzeugung voraus, daß er ſolche Vorzüge beſitze, welche ihn jener Achtung würdig machen. Jeder Anſpruch der Ehre hat alſo, und muß ſeine Wurzel im Selbſtbewußtſeyn haben. Der Werth, welchen Jeder ſich ſelbſt beylegt, beſtimmt ſeine Anſprüche an die Schätzung Anderer.

Was bey der Beurtheilung des Selbſtgefühles Anderer zu berückſichtigen, wird ſich aus folgenden allgemeinen Bemerkungen über das letztere von ſelbſt ergeben.

Es ſind drey Stücke, welche über den Werth alles Selbſtgefühles entſcheiden: der Beſitz, der Werth, und der Grad des Vorzuges, auf welchem es beruht.

Der Beſitz des Vorzuges, auf welchen Jemand ſeine Anſprüche auf eigenen Werth und auf die Achtung Anderer gründet, ſollte, wie es ſcheint, nicht zweifelhaft ſeyn können, und bey einem begründeten Selbſtgefühle kann er es wirklich nicht ſeyn. Allein, hier gibt es einen Grad von Befangenheit der Selbſttäuſchung, der den unbefangenen Beobachter, wie viel Erfahrungen er auch ſchon zu Buche getragen, immer aufs neue in Erſtaunen ſetzt. Man kann ein vollendeter Schächer ſeyn, man kann von der kleinlichſten Bosheit, vom kleinlichſten Neide überfließen: und ſich dennoch einbilden, durchaus rechtlich und ein guter Menſch zu ſeyn; man kann bey der lächerlichſten Geckerey des Hochmuthes ſich für beſcheiden, bey lauerſamer Tücke, ſich für offen und redlich, und bey einem engherzigen ſelbſtiſchen Gemüthe, ſich für gutmüthig und wohlwollend halten; und was noch mehr iſt, man kann bey dieſer höchſten Falſchheit gegen ſich ſelbſt auf einen gewiſſen Grad noch ehrlich gegen ſich zu Werke gehen, in ſo fern man ſich nämlich faſt ohne Ahnung des Gegentheils überredet, gewiſſe Vorzüge ſtatt der ihnen entgegengeſetzten Fehler wirklich zu beſitzen.

Es iſt kein Raum hier, dieſe pſychologiſche Erſcheinung ausführlich zu betrachten, und ſie nach allen Seiten hin zu verfolgen. Darum mag darüber Folgendes genügen.

Im Allgemeinen liegt einer ſolchen Täuſchung des Selbſtgefühles zwar allerdings ein Mangel eines hinreichend klaren und ſcharfen Erkennens desjenigen Vorzuges zum Grunde, über welchen ſie ſich täuſcht: allein zunächſt geht ſie faſt immer aus einer einſeitigen, und eben darum falſchen Beziehung des Einzelnen und Beſonderen auf jene allgemeine Vorſtellung hervor; weßwegen ſie auch nur dann über ſich ſelbſt zum Bewußtſeyn kommen kann, wenn ſie ſich auf ein richtiges Erkennen des Einzelnen hingewieſen ſieht.

In Betreff der Beziehung desſelben auf die allgemeine Vorſtellung des Vorzuges, welchen ſie ſich anmaßt, irrt ſie nun gewöhnlich auf eine dreyfache Weiſe: ſie vermeidet es, aus dem Inſtinkte der Befangenheit, bald gänzlich nach einer ſolchen Beziehung zu fragen, oder entſcheidet kurzweg, daß ihre Handlungen und Äußerungen ihren Anſprüchen an jenen Vorzug entſprechend ſeyen; oder ſie leiht der Abweichung von ihrer eigenen Idee von demſelben ſcheinbar rechtfertigende Beweggründe; oder endlich ſie biegt, wendet, beſchränkt und erweitert jene Idee ſelbſt ſo, wie es ihr Intereſſe für den Augenblick erfordert. Dabey ſteht die Überzeugung, daß ihr die gerechteſten Anſprüche an dieſem oder jenem Vorzuge zukommen, von vorne herein feſt, und befeſtiget ſich immer mehr durch jeden Widerſpruch Anderer, wie durch denjenigen, der im eigenen Innern ſich dagegen regen mag: ſo daß ſie zuletzt auf ſolche Weiſe mit dem ganzen Weſen des ſich Täuſchenden verwächſt, daß ſie dieſer, ohne von ſich ſelbſt zu ſcheiden, nicht aufzugeben vermag; daher ein höherer Grad von Selbſttäuſchung dieſer Art nur ſelten anders, als durch eine gewaltſame Umkehrung des innern Menſchen aufgehoben wird.

20.

Einer eigenthümlichen Form von Täuſchung des Selbſtgefühles muß ich ins Beſondere erwähnen. Wir überreden uns manchmal, einen Vorzug wirklich zu beſitzen, weil wir ihn auf das lebhafteſte zu beſitzen wünſchen, und weil wir uns des Strebens bewußt ſind, ihn uns anzueignen. Dieſe Art von Selbſttäuſchung iſt eine bey weiten unſchuldigere, als die erſt beſprochene, und trägt, wenn es mit ihrem Streben ihr redlich Ernſt iſt, in dieſem Streben ſelbſt den Keim eines erweiterten Erkennens und eines glücklichen Erfolges in ſich, den bewunderten Vorzug ſich wirklich anzueignen.

21.

Das Zweyte, wovon der Werth des Selbſtgefühles abhängt, iſt der Werth des Vorzuges, auf den er ſich gründet.

Es gibt keine Eigenſchaft, weder des Geiſtes, noch des Herzens, welche, wenn ſie nicht an ſich ſelbſt verwerflich, unter entſprechenden Umſtänden nicht als

Vorzug gelten, oder ſich dazu geſtalten könnte. Allein alle dieſe Vorzuge ſind von ſehr ungleichem Werthe; theils an ſich ſelbſt, theils wird dieſer Werth durch äußere Umſtande beſtimmt. Das Selbſtgefühl desjenigen muß alſo nothwendig irren, welcher einen Vorzug, den er gerade beſitzt, über ſeinen richtigen Werth hinaus anſchlagt.

Es iſt eine oft wiederholte Bemerkung, daß wir geiſtige Vorzuge höher anſchlagen, als ſittliche. Dennoch haben dieſe einen höheren Werth, als jene. Das Selbſtgefühl irrt alſo, wenn es ſich mehr auf die erſteren ſtutzt, als auf die letzteren. Gewiß nur ſelten aber wird derjenige in dieſen Irrthum verfallen, der einen gediegenen ſittlichen Werth beſitzt. Denn nur dieſer iſt unveränderlich, keiner willkürlichen Schätzung Anderer unterworfen, und darf allein, mit ſeltenen Ausnahmen, ſicher ſeyn, früher oder ſpäter die verdiente Anerkennung zu finden. Er allein alſo gewährt dem Selbſtgefühle eine feſte Grundlage. Daß bloße äußere Rechtlichkeit, ohne lebendige Achtung für Recht und Wahrheit, und nicht ſelten mit tiefer Falſchheit, unermüdlicher Bosheit und wahrer Heimtücke vereinbar, dem Selbſtgefühle keine ſolche Grundlage biete, iſt für ſich klar, weil ſie, als hohle Form des ſittlichen Werthes, des letzteren für ſich ſelbſt ermangelt.

22.

In Beziehung auf *die Grade* eines geiſtigen oder ſittlichen Vorzuges hängt das Sebſtgefühl immer von der Beſchranktheit, oder dem Umfange der

Erkenntniß ſeiner möglichſt vollkommenen Entwicklung ab: und jede Beurtheilung desſelben muß fehlgreifen, wenn ſie dieſes außer Acht läßt. Je beſchränkter jene Idee in ſich ſelbſt iſt, um deſto ſtärker und anmaßender iſt in der Regel das Selbſtgefühl. Und wie ſollte es das nicht ſeyn? es iſt auf dieſe Art vollkommen maßgerecht.

Eine nicht ſo ſeltene Naivetät überſpannten Selbſtgefühles, als man glauben ſollte, iſt es, daß dieſes, um maßgerecht zu ſeyn, den Vorzug, auf welchen es ſich ſtützt, nicht an der allgemeinen Idee von demſelben, ſondern die Idee an ſich mißt. Wer es verſteht, ſein Selbſtgefühl auf die höchſten Procente anzulegen, der ſchließt Alles aus, was über das Maß ſeiner eigenen Leiſtung hinausgeht. — »Wenn nun aber ſeine eigene, wenn auch unklare Einſicht, oder das Urtheil Anderer dem widerſpricht?« — Das verwirrt ihn gar nicht; er weiß die Sache darum nicht minder auf's Gleiche zu bringen. Das Kunſtſtück iſt höchſt einfach. In ihrer Eigenthümlichkeit iſt ſeine Leiſtung vollkommen maßgerecht; und dieſes Eigenthümliche iſt — allein das Weſentliche.

23.

Wie beleidigend aber auch jede Äußerung eines überſpannten Selbſtgefühles zu ſeyn pflegt: nirgends ſollte die Beurtheilung behuthſamer ſeyn. Nicht darum allein, weil unſer eigenes Selbſtgefühl ſo leicht durch das fremde beſchränkt wird, und uns dann nicht leicht gegen die Anſprüche des letzteren gerecht ſeyn läßt;

auch nicht bloß darum, weil jede Verletzung hier von dem Anderen meiſtens ſo tief empfunden, und ſo ſchwer verſchmerzt wird: ſondern darum, weil hier jeder Mißgriff, jede Ungerechtigkeit für den wirklichen Werth und das Streben des unbillig Beurtheilten den nachtheiligſten Einfluß haben kann. Denn das Selbſtgefühl hängt einerſeits, ſelbſt in ſeinen Verirrungen, ſo innig mit der ſchnellkräftigſten Feder alles Strebens nach geiſtiger und ſittlicher Ausbildung, mit der Selbſtachtung zuſammen, daß es eine unbillige Beurtheilung nicht unter das rechte Maß herabdrücken kann, ohne zugleich dieſe herabzuſpannen: und andererſeits wird es durch jede wirkliche, und noch mehr durch jede ſcheinbare Ungerechtigkeit leicht zur Verſtockung gebracht, und über die Linie, auf der es ſich ſonſt noch hielt, hinausgetrieben. Wenn daher aus allen dieſen Rückſichten, die Behandlung des Selbſtgefühles Anderer die behuthſamſte Schonung fordert: ſo muß die Beurtheilung ſich hier ebenfalls die umſichtigſte Behuthſamkeit zum Geſetz machen: weil ſie nur auf dieſe Weiſe unbefangen und gerecht ſeyn, und jede Schonung in der Behandlung nur dadurch Sicherheit und feſte Haltung gewinnen kann.

21.

Mit Recht ſind diejenigen Verirrungen des Selbſtgefühles verhaßt, welche mit einer Geringſchätzung oder Verachtung Anderer verbunden ſind. Zunächſt **Stolz und Hochmuth.**

Der **Stolz** gründet ſich immer auf wirkliche und anerkannte Vorzüge: allein er fordert für dieſe eine zu hohe und zu unbedingte Geltung. Man ſpricht zwar auch von einem edlen Stolze, und von einem Stolze auf eingebildete Vorzüge; allein es gibt keinen ſolchen; was man ſo nennt, iſt dort edles Selbſtgefühl: hier eingebildeter Hochmuth, Anmaßung, Geckerey u. ſ. w.

Nichts, ſagt Zimmermann, iſt gewöhnlicher, als Stolz. Man kann das gelten laſſen; nur nicht ohne Einſchränkung. Wie hoch nämlich, oder wie gering Jeder ſich ſelbſt anſchlagen mag: immer wird er auf einen oder mehrere einzelne Vorzüge einen beſonderen Werth legen, für dieſe eine unbedingte Anerkennung fordern, und dadurch über Andere hervorzuragen glauben. In ſo weit nun iſt jene Behauptung richtig; allein nicht in ſo fern, als man mit dem Begriff von Stolz, jenen einer kränkenden Geringſchätzung Anderer verbindet, und dieſe im Verkehr mit ihnen zu erkennen gibt. Dieſer Stolz iſt denn doch nicht ſehr häufig.

Man ſagt, Stolz und Dummheit ſeyen jederzeit beyſammen; und man hat, wenigſtens bey dem, Andere mit auffallender Entſchiedenheit verachtenden und geringſchätzig behandelnden Stolze ganz gewiß nicht Unrecht. Dieſer ſchließt nicht nur jedes richtige Erkennen ſeiner ſelbſt, und jede richtige Schätzung Anderer: ſondern auch jede richtige Beurtheilung der Lebensverhältniſſe aus. Die Berechnung ſeiner Stellung zu Andern iſt nämlich immer von vorne herein eine falſche: indem er bey dieſen, ſey es aus Achtung oder ſey es aus Furcht, eine Geneigtheit ſeine Vorzüge anzuerkennen und ſeinen Zwecken zu dienen, vorausſetzt, die durch nichts mehr, als eben durch die anmaßende Darlegung, ſeiner Anſprüche gehindert oder zerſtört wird.

25.

Vielleicht wird kein anderer Vorwurf ſo oft ohne Grund ausgeſprochen, als der des Stolzes. Denn ſehr oft iſt es der Stolz, der ſich am lauteſten über den Stolz beklagt, und ſich überall beklagt, wo nicht er ſelbſt ſich geltend machen kann, oder in ſeinen vermeintlich guten Anſprüchen ſich bekränkt ſieht. Da es zum Begriff des Stolzes gehört, daß er ſeine eigenen Anſprüche überſpanne, und die gerechten Anſprüche Anderer verletze: ſo wird es für jeden Fall gut ſeyn, die Beurtheilung desſelben jederzeit von einer ſtrengen Prüfung der letzteren anzufangen.

Auch die verſchiedenen Arten des Stolzes müſſen unterſchieden werden. Der, welcher ſich auf ein unbeſtreitbares Verdienſt gründet, gehe er auch in der Schätzung desſelben über das rechte Maß hinaus, und ſey er darum auch mit Recht tadelnswerth, iſt der am mindeſten verwerfliche. Den gelehrten Stolz kann man, wenn man will, hierher rechnen: allein der wahre, umſichtige Gelehrte wird nicht leicht ſtolz ſeyn; ſein Wiſſen ſelbſt lehrt ihn die Mangelhaftigkeit alles Wiſſens. Noch immer beſſer iſt der Adelſtolz und Rangſtolz, als der Geldſtolz, welcher der ſchlechteſte, und gewöhnlich der plumpeſte iſt. Widerlich iſt der Bettelſtolz: aber wenn die freche Stirne deſſelben mit Recht empört: ſo mag man in einzelnen Fällen von ſolcher Frechheit immerhin das nicht freche Beſtreben des vom Glück gedemüthigten unterſcheiden, das Gefühl ſeiner Erniedrigung auf Augenblicke Andern und ſich ſelbſt zu verbergen.

26.

Weit ſchlimmer, als Stolz, iſt *Hochmuth*. Der Stolz erhebt ſich über Andere; der Hochmuth ſtellt ſie unter ſich; er ſchätzt ſie gering, er verachtet ſie. Der Stolz genießt ſein überſpanntes Selbſtgefühl; der Hochmuth berauſcht ſich darin; jener kann ohne Übermuth gedacht werden, wenn er gleich die Beſcheidenheit ausſchließt; ſeltner wird man den Hochmuth ohne Übermuth finden.

Ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen dem Stolz und dem Hochmuth iſt dieſer. Der Stolz gründet ſich immer auf einzelne — einen einzigen oder mehrere, gilt hier gleichviel — und wirkliche Vorzüge; er iſt daher partiell, und ſogar mit partieller Beſcheidenheit verträglich. Nicht ſo der Hochmuth. Das überſpannte Selbſtgefühl des Hochmüthigen umfaßt immer ſein ganzes Weſen — was er aufgibt iſt ihm von geringer Bedeutung; — ſeine Trefflichkeit iſt immer eine allgemeine, daher er auch jede andere, als eine erlogne oder erheuchelte Beſcheidenheit ausſchließt; er hat, oder kann alle Vorzüge haben, ſo bald er es der Mühe werth findet, ſie haben zu wollen, und ſpinnt ſie alle aus ſeiner Einbildung heraus, bis er die Aufgabe, ſeine eigne Vortrefflichkeit ſich auf die unwiderſprechlichſte Weiſe verzudokumentiren zu ſeiner vollkommenſten Zufriedenheit gelöſt hat.

Hochmuth, ſagt das Sprichwort, kommt vor dem Fall. Selten wird der Hochmuth ohne dieſen, und nicht immer durch ihn geheilt. Denn nichts verknochert leichter, als Hochmuth. Leicht erreicht ſeine Befangenheit einen Grad, auf dem es ihm ſo gut, wie unmoglich wird, ſich ſelbſt zu erkennen. Auch iſt ſeine Kenntniß ſeiner ſelbſt immer nicht bloß eine mangelhafte, ſondern, da ſie ſtets ſtark mit Einbildung verſetzt iſt, jederzeit eine ſchillernde und verworrene.

Verächtlich iſt der Hochmuth, wenn er vor ſich ſelbſt, noch verächtlicher, wenn er vor Andern gleißt, und die Maske der Beſcheidenheit vorſteckt. Sie paßt ihm ſo ſchlecht, und er geht meiſtens ſo ungeſchickt dabey zu Werke, daß ſehr ſchwache Augen dazu gehören, um ihn hinter dieſer Maske nicht zu erkennen.

27.

Der Hochmuth iſt ſo voll von ſich ſelbſt, daß er, ſelbſt wenn er es darauf anlegt, beſcheiden zu ſcheinen, es nur ſelten vermeidet ruhmredig zu ſeyn. Und wie ſollt' er das nicht ſeyn. Er iſt ſo feſt überzeugt, daß ſeine Vorzuge des Ruhmens werth ſind, daß nur das Gegentheil in Verwunderung ſetzen könnte.

Ruhmredigkeit kann inzwiſchen auch ohne Hochmuth, wie ohne Stolz vorkommen. Der Beſcheidenheit iſt ſie jederzeit entgegen, und das gediegene Verdienſt kann ihrer entbehren; allein der Schluß, daß ein gediegenes Verdienſt mit jener Schwäche unvereinbar ſey, iſt ein voreiliger, und wird von der Erfahrung Lügen geſtraft.

Überhaupt wird das Selbſtgefühl der meiſten Menſchen durch nichts leichter beleidigt, als wenn ſie Andere ihre Vorzüge, nicht vielleicht rühmen, ſondern dieſelben auch nur von ihnen ſelbſt erwähnen hören. Wenig Tugenden fordern wir von Andern ſo allgemein, als Beſcheidenheit, und in wenig Fällen verliert die Beurtheilung ſo leicht ihre Unbefangenheit, als wo uns die Äußerungen eines allzu lebhaften Selbſtgefühls dieſelbe zu verletzen ſcheinen. Darum lohnt es wohl der Mühe, auf eine nähere Erörterung darüber einzugehen, wie die Beurtheilung Anderer in dieſer Hinſicht ſich zu verhalten habe.

Das erſte, was ſich für jeden Fall von ihr fordern läßt, iſt, daß ſie ſicher ſey, das Verdienſt ſelbſt richtig würdigen zu wollen und zu können: denn wie darf ſie ſonſt über das Verhältniß des Selbſtgefühls des Leiſtenden zur Leiſtung, und über die Äußerungen dieſes Selbſtgefühls ein Urtheil ausſprechen? Es gibt ſo große, entſchiedne und folgenreiche Verdienſte, daß man es ihnen ſchon verzeihen darf, wenn ſie ſich etwas lebhafter fühlen, und dieſes gerechte Selbſtgefühl gelegenheitlich auch äußern. Darf man von dem Manne, der durch einen einzigen Sieg das Schickſal eines Welttheils entſchieden hat, die nämliche Beſcheidenheit, wie von einem zweyten Lieutenant, fordern? Auch an jenem wird der Egotismus — mit dieſem Ausdruck hat man in neuerer Zeit die Neigung, von ſeinem eignen Verdienſt zu reden, bezeichnet — und noch mehr die Ruhmredigkeit ein Fehler ſeyn; allein billig ſcheint es für jeden Fall, wenn man dieſe in die eine Schale wirft, in der andern das Verdienſt dagegen abzuwägen.

Überdieß; kann es nicht Umſtände geben, die auch den beſcheidenſten Mann zwingen, von ſeinen Verdienſten zu reden, und, wie Shakespeare ſagt, ſeine eigene Glocke zu ſeyn. Wie hart iſt z. B. nicht tauſend und wieder tauſend Mal die Ruhmredigkeit des Cicero getadelt worden, vom Schulknaben bis hinauf zu den erleuchteten Meiſtern; und doch war ſie ihm, wenn ſeine Eitelkeit und Ruhmſucht gleich nicht gelaugnet werden konnen, größtentheils durch die außeren Umſtände ſeines Lebens und ſeiner Stellung geboten. Auf einem ſehr bewegten Schauplatze, und in einer vielfach bewegten Zeit, wo das falſche Verdienſt in tauſendfacher Verkleidung, und tauſendfach unterſtutzt und getragen von den wechſelnden Intereſſen des Tages und den Launen einer beſtandloſen Maſſe, dem wahren den Rang abzulaufen und es in Vergeſſenheit zu bringen ſucht, muß auch das letztere mit Entſchiedenheit ſich ſelbſt geltend zu machen ſuchen, wenn es gelten und wirken will.

Endlich iſt in den Äußerungen des Selbſtgefühls nicht Alles auf Rechnung der Eitelkeit und der Selbſtgefalligkeit, ſondern, beſonders bey lebhafteren Naturen, vieles auf Rechnung einer lebendigen Begeiſterung fur die ihrem Streben zum Grunde liegende Idee zu ſetzen. Schwer iſt es, ich geſtehe es, in dieſer Hinſicht richtig zu unterſcheiden; allein wenn unſer Ohr ſcharf genug iſt, um hier jeden falſchen Ton herauszuhorchen: warum ſollte es ſich nicht üben, auch jene Töne herauszufinden?

28.

Die Eitelkeit beſteht nicht, wie man meiſtens annimmt, ausſchließend darin, daß wir Lob und Bewunderung Anderer für unweſentliche und unbedeutende Vorzüge in Anſpruch nehmen: ſondern oft auch in dem Werth, welchen das Selbſtgefühl, bey weſentlichen Vorzügen auf Kleinigkeiten legt; meiſtens auf ſolche, von welchen wir glauben, daß ſie uns allein eigenthümlich ſeyen, oder daß wir ſie doch nur mit Wenigen gemein haben. Dieſe Unterſcheidung macht es ganz überflüſſig, auf die Frage einzugehen: ob wahres Verdienſt eitel ſeyn könne. Auf ſich ſelbſt gewiß nicht; aber auf irgend eine damit in Verbindung ſtehende Kleinigkeit. Ein Heerführer kann auf ſein Feldherrngenie und ſeine Siege nicht im geringſten eitel ſeyn; aber er kann es auf ein ſehr untergeordnetes ſtrategiſches oder taktiſches Talent ſeyn; auf ein anderes, das mit ſeinem Beruf gar nichts zu ſchaffen hat, oder auf eine beſondere Auszeichnung, die ſeinem Verdienſt zu Theil geworden.

Wenn eine Eitelkeit dieſer Art eine Schwäche iſt — oft eine ſehr unbedeutende und gänzlich unſchädliche —: ſo mag ſie immerhin als das, was ſie iſt, erkannt und beurtheilt werden; nur muß die Beurtheilung ſie nicht aus dem Zuſammenhange des ganzen

Charakters herausreißen, ſich nicht ausſchließend an ſie hängen, und das ſie weit überwiegende Verdienſt nicht überſehen. Oft geſchieht es durchaus ohne Mißgunſt, daß ſie ſich an eine ſolche Schwäche hängt, wenigſtens ohne ſelbſtbewußte; allein geſchehe es auch, daß ſie dieſelbe arglos von einer ſcherzhaften Seite aufgreife, und ſie mit der Willkür der Laune übertreibe, oder weil ſie ein Gegengewicht für das Übermaß ihrer Bewunderung des wirklichen Verdienſtes bedarf, und dabey die Schwäche ſelbſt dazu braucht, um dieſem, ihrer Einſicht nach, mehr Relief zu geben — kein gar ſo ſeltner Fall —: ſo wird ein ſolches Verfahren wenigſtens einer ganz klaren, feſten und ſicheren Auffaſſung des Verdienſtes ſelbſt immer einigen Abbruch thun.

Immer hat die Eitelkeit des wirklichen Verdienſtes an den Kleinigkeiten, auf welche ſie einen willkürlichen Werth legt, ihre beſondere Freude. Das macht ſie denn auch ſo empfindlich, wenn ſie gekränkt wird. Aus einem andern Grund entſteht dieſe Empfindlichkeit dort, wo die Eitelkeit ſich bey dem Mangel wirklicher Verdienſte auf durchaus frivole, oder wenigſtens unweſentliche Vorzüge gründet. Es geht an ihr All und Alles, wenn man hier ihre Anſprüche in Anſpruch nimmt; und wer will es ihr da übel nehmen, wenn ſie dieſelben mit Klauen und Zähnen vertheidiget.

29.

Geckerey iſt Anmaßung mit Übertreibung — meiſt bis zum Lächerlichen — wegen ganz eingebildeter Vorzüge. Wenn der Stolz, wie ich oben geſagt habe, ſeines Selbſtgefühls genießt, und der Hochmuth darin ſchwelgt: ſo iſt der Geck fortwährend davon trunken, und wird ſelten von ſeinem Rauſche nüchtern. Wie gewiſſe Krankheiten iſt ſie nur in der Jugend, in ſpäteren Jahren gewiß nur ſehr ſelten heilbar.

Es gibt eine partielle Geckerey, und dieſe, wie lächerlich und widerlich ſie auch ſey, hat jede Beurtheilung billig von dem zu ſcheiden, was nicht Geckerey iſt; aber es gibt auch eine allgemeine Geckerey, die aus einem ganz verknöcherten und verknorrten Hochmuth hervorgeht, und bey dieſer iſt nichts zu ſcheiden. Sie iſt unheilbar; denn ſie iſt durchaus unfähig, den Gedanken zu faſſen, oder ihm Gehör zu geben, daß ſie Unrecht haben könne.

30.

In Betreff der Neigung zu ſinnlichen Vergnügungen, und des Strebens nach dieſen, kann die Beurtheilung nicht irren, wenn ſie ſtrenge den ſittlichen Geſichtspunkt feſthält. Die Entſchiedenheit des ſittlichen Geſetzes einerſeits, und andererſeits die Entſchiedenheit der Abweichung, erleichtern hier die Beurtheilung in jedem einzelnen Falle. Grade der Schuld nimmt ſelbſt die ſtrengſte Moral auch hier an. Die Grundſätze, nach welchen ſie dabey verfährt — die einzige zuverläßige Grundlage der Beurtheilung — ſind ſo allgemein bekannt, daß ſie hier ohne Bedenken übergangen werden dürfen.

31.

Als allgemeinen Gegenſatz des ſittlichen Strebens kann man jene *Genußſucht* betrachten, welcher, praktiſch wenigſtens, Genießen des Lebens höchſter Zweck iſt. Man irrt, wenn man dieſe Genußſucht nur immer bloß bey Denjenigen ſuchen zu müſſen, oder anzutreffen glaubt, deren Leben eine ganze Kette von ſinnlichen Genüſſen, oder von Beſtrebungen um dieſe iſt. Die Genußſucht iſt mit Ertragung von Anſtrengungen und Beſchwerden, ſelbſt mit Aufopferungen des Vergnügens und beharrlicher Ausdauer in Entbehrungen ſehr wohl vereinbar; nur hat ſie bey Allem, was ſie thut, leiſtet, wagt, entbehrt und opfert, immer wieder zunächſt den unmittelbaren oder mittelbaren, den näheren oder entfernteren Genuß im Auge. Sie iſt faſt jeder Tugend fähig: aber ſie fordert von jeder Tugend, daß die Übung derſelben ſelbſt ihr zum Genuß werde, und daß ſie ihr den nahen oder entfernteren, jederzeit aber, wo irgend möglich, ſicheren Lohn biete. Wo das nicht der Fall iſt: da findet all' ihr ſittliches Streben ſeine Gränze; und mag ſie es auch als eine ehrenwerthe Schwärmerey gelten laſſen: ſie wird es darum dennoch, wenn nicht als eine ganze, doch als eine halbe Thorheit betrachten. Denn ihr Zug zum Vergnügen iſt ein ſo entſchiedener und unbedingter, daß der rechte Ernſt des ſittlichen Erkennens, der das Handeln vom Wiſſen nicht weiter trennt, wie ſehr ſie auch ſonſt das übrige aus-

Man ſagt es uns von den erſten Schuljahren an tauſend und wieder tauſend Mal vor, daß die Tugend allein die Menſchen glücklich mache, und in ihr allein das ächte Vergnügen zu finden ſey: allein wir müſſen bereits tugendhaft ſeyn, um die Wahrheit dieſes Satzes ſo zu begreifen, daß er ein wirkſames Gegengewicht gegen die Reize des ſinnlichen Vergnügens abgeben könne.

32.

Von den Verirrungen der ſinnlichen Liebe braucht aus dem bereits angeführten Grunde hier nicht die Rede zu ſeyn: aber einige Bemerkungen über die Geſchlechtsliebe im Allgemeinen mögen hier ſtehen, weil ſie ganz eigentlich hierher gehören.

Für die Geſchlechtsliebe gibt es einen untrüglichen Grundſatz, nach welchem ſie ſich ſelbſt, und nach welchem jeder Andere ihren ſittlichen Werth mit unbedingter Sicherheit beurtheilen mag; dieſen nämlich: ſie will immer den rechtmäßigen Beſitz des geliebten Gegenſtandes, und unter keiner Bedingung deſſen ſittliche Entwürdigung. Der Pſycholog wird die Untrüglichkeit dieſes Grundſatzes unbedingt gelten laſſen: nicht ſo der Dichter; noch überhaupt Diejenigen, welchen jede lebhaftere Empfindung, wenn ſie mit poetiſchen Farben gut oder ſchlecht überpinſelt iſt, und jeder kräftigere Aufſchwung der Phantaſie, abgeſehen davon, wie ihr Flug irre, oder ſich verirre,

33.

Hat nun die Beurtheilung der Geſchlechtsliebe in jenem Grundſatz gleich einen untrüglichen Maßſtab für den ſittlichen Gehalt der letzteren: ſo liegt ihr der Irrthum oft auf einer andern Seite um ſo näher.

Keine andere Leidenſchaft ergreift den Menſchen mit ſo großer Gewalt, und bemächtigt ſich ſeiner ſo allgemein, wie die Liebe: weil keine, wie dieſe, zugleich den ganzen Menſchen, die Sinnlichkeit, wie den Geiſt und das Gefühl anſpricht. Darum reißt auch keine andere Leidenſchaft ihn zu ſo vielen Verirrungen hin, wie dieſe, deren Vorrecht es zu ſeyn ſcheint, alle Keime ſeiner Natur raſcher zu entwickeln und zur Reife zu bringen. Bey jener Aufregung nun, welche ſie jederzeit in dem ganzen inneren Menſchen hervorbringt — nur die reinſte ſittliche Liebe, die der Erreichung ihres Zieles gewiß iſt, mag ſich einer ungetrübten Ruhe erfreuen — ſcheide die beſonnene Beurtheilung immer aus, was nur auf Rechnung dieſer Aufregung kommt. Es iſt unbillig, dem Charakter im Allgemeinen aufzubürden, was die Folge einer theilweiſen und vorübergehenden Aufreizung iſt; wenn auch übrigens die Thorheit darum nicht aufhört Thorheit zu ſeyn, und mit Recht als das, was ſie iſt, betrachtet zu werden.

34.

Die thieriſche Liebe allein iſt ohne alle ſittliche Elemente: darum ſollte die Beurtheilung jeder nicht volität ſo häufig, die fünfzig eigner Thorheiten quitt zu werden glaubt, wenn ſie einmal hinter einer fremden her iſt. Mag denn die Thorheit ihr Loos treffen; aber unverzeihlich iſt es, wenn Frivolität, Übermuth oder gedankenloſe Rohheit mit plumpen Händen in die Fäden einer ſchuldloſen Neigung greifen. Es gibt weiche Gemüther, die dadurch auf das empfindlichſte verlegt; ſchwächere, die gerade im Betreff des ſittlichen Gehaltes ihrer Empfindungen leicht beirrt werden. Wenn Alles, woran ſich Fäden der ſittlichen Bildung knüpfen, die ſorgſamſte Behutſamkeit in der Beurtheilung fordert, und um ſo mehr fordert, je mehr die Fäden ſich verſchlingen, und je weniger ſie dem Blick offen da liegen: ſo darf die ſittliche Liebe jene Behutſamkeit gewiß mit vorzüglichem Rechte in Anſpruch nehmen.

35.

Das nämliche gilt in Hinſicht auf das ehliche Verhältniß. Wie leicht hindert oder ſtört, nicht bloß unbeſcheidne Zudringlichkeit, ſondern ſelbſt jeder Mangel an behutſamer Umſicht und beſonnener Zurückhaltung das Glück einer Ehe. Daher iſt es die Pflicht jedes rechtlichen Mannes, ſich hier alles Urtheils zu enthalten, in ſo fern er nicht dazu berufen iſt, ein ſolches zu fällen, oder die Veranlaſſungen dazu ſich ihm nicht von ſelbſt in die Augen drängen. Nur daß unbeſcheidne Offenherzigkeit und vorlaute Klat- [illegible]

36.

Hier mag ſogleich vom *Haß*, als dem entſchiedenen Gegenſatz der Liebe die Rede ſeyn

Er fällt hier unter einen doppelten Geſichtspunkt; einmal: in ſo fern der Gegenſtand desſelben unſer perſönlicher Gegner iſt; und dann in ſo fern wir den Haß Anderer gegen *ihre* Feinde beurtheilen. Über die ſittliche Verwerflichkeit des Haſſes braucht hier nichts geſagt zu werden. Strenge verdammt ihn die philoſophiſche Sittenlehre; noch ſtrenger die chriſtliche: da ihr höchſtes Geſetz ein Geſetz der Liebe iſt.

37.

Dasjenige, was bey Betrachtung des perſönlichen Haſſes Anderer gegen uns zuerſt in die Augen fällt, iſt, daß wir hier nur ſelten die Abſtufungen ſo genau unterſcheiden, wie wir es thun ſollten. Welche Reihe von Abſtufungen findet hier aber nicht Statt; von der leichten Abneigung, von einem kaum ſeiner ſelbſt ſich bewußten Widerwillen, bis zum feindſeligſten Haß, der dieſer Benennung in der vollſten Bedeutung des Wortes werth iſt! Wie ſchnell ſind wir nicht meiſtens mit dem Urtheile zur Hand: Er haßt mich! Iſt es denn etwas ſo Angenehmes, gehaßt zu werden, daß wir nicht genug eilen können, ein ſolches Urtheil feſtzuſtellen?

38.

[illegible]

mit uns ſelbſt Rechnung halten, wie viel wir dazu Veranlaſſung gegeben, oder noch geben. Allein es gibt hier eine Naivetät überſpannten Sebſtgefühls, der Anmaßung, des Hochmuths und der Geckerey — lieber zehn Schurken, als einen Gecken zum Feinde! — die mit der größten Unbefangenheit von der Welt verlangt, daß der Beleidigte jede Kränkung von ihr willig hinnehme, und dieſe ſich nur nicht gar zur hohen Ehre rechne. Was läßt ſich darüber ſagen? —

39.

Man kann fragen, ob es möglich ſey, gegen Denjenigen, der uns entſchieden haßt, und uns empfindlich gekränkt hat, ganz gerecht zu ſeyn. Wer das nicht kann, verdient den Haß — in ſo fern dieſer Ausdruck überhaupt zuläßig — und rechtfertigt die Geringſchätzung. Denn er ſelbſt begeht eine Ungerechtigkeit; und Gerechtigkeit iſt er auch dem Feinde ſchuldig. Dabey iſt die Unbedingtheit des Haſſes ein eben ſo offenbarer Beweis von Schwäche des Verſtandes, die nicht zu unterſcheiden weiß: als von blinder Leidenſchaftlichkeit, die das Tadelnswerthe von dem Beyfallswerthen nicht ſcheiden will. Dieſe Unbedingtheit des Haſſes iſt es eben, die ihn ſo giftig macht. Halb ſeines eigenen Unrechts ſich bewußt, fühlt er, daß er den Haß des Gegners verdient: und hält andererſeits hartnäckig feſt an dieſem Unrecht, weil

[illegible]

Kränkungen auch nur in ſo weit gerecht ſeyn, daß ſie nirgends über dieſe hinausginge: ſo würde in den meiſten Fällen der Haß von ſelbſt aufhören; weil der Gegner entweder gezwungen würde, ſein Unrecht einzuſehen, oder mindeſtens gezwungen, es aufzugeben.

60.

Da eine geläuterte Philoſophie allen Haß verbietet, und die erhabene Moral des Chriſtenthums den Feind ſogar zu lieben, und ihm wohlzuthun gebietet: ſo kann, indem hier von Beurtheilung des Haſſes Anderer gegen ihre Feinde geſprochen werden ſoll, von dieſem nur als von einer Abweichung von jenem Geſetz, und von einem höheren oder geringeren Grade der dabey Statt findenden Schuld die Rede ſeyn.

Wer immer in einem ſolchen Falle urtheilt, der tritt — ganz abgeſehen davon, ob er dazu berufen ſey, oder von den Parteyen für berufen anerkannt werde — in die Rolle, und ſomit auch in die Pflicht eines Richters. So einfach und unwiderſprechlich dieſer Grundſatz nun auch iſt: ſo leicht überſieht ihn die Parteylichkeit, wie die flache Albernheit. Jene macht ſich dann ſelbſt eines Unrechts gegen den einen Theil ſchuldig; dieſe glaubt recht weiſe zu ſeyn, wenn ſie Alles in einen Klumpen zuſammenwirft, und beyden Theilen Unrecht gibt. — »Der gewöhnliche Fall, daß beyde Theile gefehlt haben.« — Sicher; in den [illegible] den Theilen Schuld

— »Es iſt oft ſehr ſchwer, das auszumitteln.« — Ganz gewiß; was erlaubt euch aber ein Urtheil zu fällen, wenn ihr das nicht auszumitteln wißt; und wenn ihr dabey ſicher ſeyd, nebenher die billige Geringſchätzung desjenigen einzuernten, dem euer Urtheil Unrecht gethan hat.

41.

Es gibt Beleidigungen, die man leicht, und andere, die man nur ſehr ſchwer verwindet. Außer der Natur der Beleidigung im Allgemeinen aber, wird hier jederzeit der höhere oder geringere Grad von Empfindlichkeit des Beleidigten in Berechnung gezogen werden müſſen. Wie ſchwer nun die Beurtheilung derſelben ſey, ergibt ſich leicht daraus, weil ſie, um richtig zu ſeyn, nicht nur die genaueſte Kenntniß eines beſonderen Falles, ſondern der ganzen Eigenthümlichkeit des Andern vorausſetzt. Gewöhnlich berechnen wir das Gefühl der Kränkung bey einem Andern nach unſerer eignen Empfindlichkeit für dieſe Kränkung, die wir ſelbſt — nicht erfahren haben. Wie dürfen wir über den Schmerz einer Wunde urtheilen, wenn wir nicht wiſſen, wie tief der Pfeil eingedrungen, oder ob er nicht vergiftet war. Manche Kränkung kann einem Dritten gering, und ſelbſt unbedeutend ſcheinen: während ſie tiefer und zerſtörender in das ganze innere Leben des Beleidigten eingreift, [illegible]

Es gibt eine überſpannte Empfindlichkeit, die von jedem Hauch aufgeregt wird, und die bald in phyſiſcher und moraliſcher Überreizung, bald in einem überſpannten Selbſtgefühl, in Hochmuth, Eitelkeit und Geckerey ihren Grund hat; aber es gibt auch eine Empfindlichkeit, die durch vielfache, unausgeſetzte und tief verletzende Kränkungen erzeugt wird.

62.

Der ſchlimmſte Vorwurf, welchen man dem Haſſe machen kann, iſt jener der Unverſöhnlichkeit.

Von der chriſtlichen Sittenlehre darf hier keine Frage ſeyn. Verſöhnung ſetzt nothwendig Haß voraus; und dort, wo, wie im Chriſtenthum, Alles vergebende, ſelbſtverläugnende, Böſes mit Gutem vergeltende Liebe iſt: da kann von keinem Haß, alſo auch von keiner Verſöhnlichkeit die Rede ſeyn. Auch die philoſophiſche Moral verdammt den Haß; die chriſtliche ſchließt ihn aus; jene verwirft die Unverſöhnlichkeit; dieſe bedarf keiner Verſöhnlichkeit und keiner Verſöhnung.

Nicht alſo in Beziehung auf die Schuld der Unverſöhnlichkeit kann die Beurtheilung irren: ſondern in Beziehung auf die Grade der Schuld; denn Grade der Verſchuldung gibt die eine, wie die andere Sittenlehre auch bey ihren unbedingteſten Geboten zu; und auf dieſe Rückſicht zu nehmen, iſt die Pflicht der [illegible] hier, wie überall. [illegible]

43.

Nicht immer ſind Rachſucht und Unverſöhnlichkeit des Haſſes ſo nothwendig mit einander verbunden, als man gewöhnlich annimmt. Es gibt in dieſer Hinſicht ein ſtarres Feſthalten am Gefühl eines erlittenen Unrechts, das die Rachſucht ausſchließt, um von dieſem Gefühl nichts aufopfern zu dürfen: indem die befriedigte Rachſucht, wenn nicht ein Überſchuß von Unrecht auf ihrer Seite bleibt, dieſes von Seite des Beleidigers wenigſtens ausgleicht.

Dieſes ſtarre Feſthalten am Gefühl einer empfangenen wirklichen Kränkung, oft bis zur entſchiedenſten Selbſtverläugnung, baſirend auf die Ideen von Recht und Unrecht, iſt vielleicht die tiefſte Tiefe des Haſſes und der Unverſöhnlichkeit. Der Pſycholog wird einen ſolchen Haß in der Erſcheinung zugeben; der Moraliſt muß ihn unbedingt verwerfen.

44.

Bey der unbedingten Verwerflichkeit jeder Art von Rachſucht bleibt nur dieſes zu bemerken, daß wir ſie bey dem Andern nicht aus dem bloßen Grunde vorausſetzen dürfen, weil wir wiſſen, daß er wirklich empfindlich gekränkt worden iſt. Der Grundſatz des Thatſächlichen wird die Beurtheilung auch hier am ſicherſten vor jedem Mißgriffe bewahren.

Auch die Paſſivität bey dem Gefühl einer Kräneinmal für Entſchiedenheit eines unverſohnlichen Haſſes ſelbſt genommen werden. Jene Paſſivität kann eben ſo gut eine tiefempfundene Verachtung einer kleinlichen oder ſehr niederträchtigen Bosheit zum Grunde haben, oder das einzige Mittel ſeyn, dieſe außer Zweifel zu ſetzen.

15.

Einer, und zwar der ſchlimmſten Art des Haſſes, habe ich noch zu erwähnen, des Parteyhaſſes. Der ſchlimmſten Art, ſage ich: denn er iſt zu gleicher Zeit der feindſeligſte, unverſohnlichſte und — ungerechteſte.

Man kann den Parteyhaß nicht treffender bezeichnen, als man es mit den wenigen Worten gethan hat: *Er kennt nur Klaſſen, keine Individuen.* In dieſer Bezeichnung iſt ſeine ganze Verwerflichkeit ausgeſprochen; er erſcheint in ihr als der entſchiedenſte Antipode aller gerechten Beurtheilung, denn er hebt alle Perſonlichkeit auf.

Es iſt hier nicht der Ort, von der Verderblichkeit dieſes größten aller Übel zu reden, das in unſrer Zeit mit jedem Tage ſich mehr entwickelt, und immer weiter um ſich zu greifen droht. Es entwickelt ſich unvermeidlich in jeder Zeit, und ſtreut in jeder Zeit im Übermaß die Keime des Elends und Verderbens aus, die in ſich ſelbſt uneins und zerriſſen iſt. Denn von den widerſprechendſten Anregungen verwirrt und ſieht ſich bey dieſer Unſicherheit ſeiner ſelbſt nach außen hin nach einem Halt um, und glaubt ihn unbedingt in der Verbindung mit Gleichgeſinnten zu finden, nicht erwägend, daß keine Partey ſtark ſey, weil jede, als ſolche ſelbſt, in welchem Grade es auch ſey, mit Recht, Wahrheit und Mäßigung, die allein ſtark ſind, in einem feindſeligen und unverſöhnlichen Widerſpruch befangen iſt. Verlockt von den täuſchenden Vorſpieglungen eines begeiſterten Eifers für das Recht, die jede Partey als Fahne ausſteckt, um dahinter ihre Selbſtſucht und ihren Haß zu verbergen, ſchließt er einer ſolchen ſich an; und mag er auch ſeinen Irrthum gewahr werden: bald findet er ſich auf ſolche Weiſe verſtrickt und gebunden, daß er, wenn er ſich nicht mit den kräftigſten Anſtrengen aus ſeinen Banden losringt, gezwungen iſt, in ihnen auszuharren; den Haß und die Verirrungen, wie die Schickſale ſeiner Partey, gerne oder ungerne mit ihr zu theilen; und ſomit gänzlich auf jene Selbſtſtändigkeit des Geiſtes und des Charakters zu verzichten, die er thöricht durch die Hingebung an eine Partey gewinnen zu können glaubte: während es zum Weſen jeder Partey gehört, von Jedem, der ihr angehören will, kein anderes Opfer hartnäckiger und entſchiedner, als das ſeiner Selbſtſtändigkeit zu fordern.

46.

lungen, dadurch allein ſich beſtimmen läßt, das Einzige iſt, was uns vor den Verſuchungen des Parteygeiſtes und Parteyhaſſes bewahren mag: ſo iſt ſie auch zu gleicher Zeit Bedingung und Kriterium einer richtigen Beurtheilung desſelben; Bedingung, in ſo fern wir uns ſelbſt des Parteygeiſtes ſchuldig machen, wenn wir ſie außer Acht laſſen: Kriterium, in ſo fern der höhere oder geringere Grad jener geiſtigen Selbſtſtändigkeit über das größere oder geringere Maß von Schuld des Parteygeiſtes entſcheidet. Dabey iſt dieſe Selbſtſtändigkeit des Geiſtes das ſicherſte Mittel, wenn nicht von den Anfeindungen der Parteyen frey zu bleiben, doch gewiß zuletzt Aller Achtung davonzutragen. Mit jenem Indifferentismus aber, der bald die Frucht behaglicher Selbſtſucht, bald der der Geiſtesflachheit oder Geiſtesſchlaffheit iſt, wird man jene geiſtige Selbſtſtändigkeit um ſo weniger verwechſeln dürfen, als dieſe auf einem lebendigen Gefühl für Wahrheit und Recht beruht, und daher mit der Gleichgültigkeit für beyde den unzweydeutigſten Gegenſatz bildet.

47.

Von allen Fehlern iſt der **Neid** gewiß derjenige, welchen der allgemeinſte Abſcheu trifft. Mit Recht: denn er iſt ein Verbrechen an der ganzen Menſchheit. Der Neidiſche haßt jeden, der glücklicher iſt, als er; und wer iſt nicht glücklicher, als der Neidiſche? Er

Je verabſcheuungswerther aber der Neid iſt: um deſto weniger iſt es uns erlaubt, den Vorwurf deſſelben einem Andern ohne zureichende Gründe aufzubürden, und deſto nöthiger iſt es, den Begriff deſſelben ſcharf aufzufaſſen.

Nicht jede Äußerung eines vorübergehenden Unmuthes über eigne Entbehrung, dem Glück eines Andern gegenüber, iſt mit dem gehäßigen Namen des Neides zu belegen, wenn auch ſchon das bloße Geſetz der Menſchenliebe verlangt, daß wir uns über jedes verdiente Glück des Andern freuen ſollen.

Auch nicht jedes gegründete Urtheil über das Glück des Andern, als über ein unverdientes. Oft ſetzen wir den Neid bey Anderen über unſer Glück nur darum voraus, weil wir fühlen, daß wir dieſes nicht verdienen.

Neid iſt Schmerz über das Glück Anderer, als über ein ſolches, mit dem Beſtreben, oder doch mit dem Wunſch verbunden, es zu ſtören. Dieſer Neid iſt, zur Ehre der menſchlichen Natur ſey es geſagt, gewiß ſehr ſelten. Nicht ſo der partielle Neid, der gegen das Glück einzelner Perſonen gerichtet iſt, und ſeine Wurzel im Haß oder in dem ſchmerzlichen Gefühl der Entbehrung eines leidenſchaftlich gewünſchten Glückes hat, an das wir ſelbſt Anſprüche zu haben glauben, und deſſen wir uns beraubt ſehen. Verdammenswerth iſt auch jede ſolche Regung des Nei-

48.

Der Neid kennt keine andere Freude, als Schadenfreude: aber nicht jede Schadenfreude entſpringt unmittelbar aus Neid; meiſtens mittelbar, in ſo fern dieſem ein perſönlicher Haß zum Grunde liegt. Sie iſt unter allen Umſtänden verwerflich: aber ſie es nicht unter allen Umſtänden im gleichen Grade. Der Bankerott eines Kaufmanns mag verſchuldet oder unverſchuldet ſeyn: die Freude darüber wird der Moraliſt nie billigen, oder auch nur verzeihlich finden dürfen; aber nicht gleich groß iſt die Schuld der Schadenfreude, wenn der Verunglückte ein redlicher Mann, und wenn er ein Betrüger iſt, der Andere unterdrückte und leichtſinnig ins Unglück ſtürzte.

49.

Zur Familie des Neides gehört noch die Eiferſucht. Natürlich iſt hier nicht die Eiferſucht in der Liebe gemeint: ſondern jene zwiſchen Menſchen, die überhaupt nach einem und demſelben Ziele ſtreben.

Dieſe Art von Eiferſucht hat immer in einer wahren Beſchränktheit des Verſtandes ihren Grund, und in kleinlicher Engherzigkeit. Das wahre Verdienſt, und das Bewußtſeyn eines ſolchen kennt ſie nicht. Dieſes vertraut ſich ſelbſt. Was es werth iſt, wird es gelten; nicht mehr, noch minder.

Gerade Diejenigen, bey welchen man dieſe Eiferſage, was man will,« ſagt Göthe; und er hat Recht. Wer ſeine eignen und Anderer Leiſtungen nicht nach einem einſeitigen Maßſtabe, ſondern nach ihrem wahren Werth, und im Verhältniß zu den Forderungen und der Bildungsſtufe ſeiner Zeit mißt: der wird zugeben müſſen, daß die Literär-, wie die Kunſtgeſchichte, nur einzelne, nicht ſehr zahlreiche Ausnahmen von jenem Grundſatz aufzuweiſen hat.

Überdieß, welche engherzige Thorheit iſt es nicht, ſich hier an den Einzelnen uns in einem zufälligen äußeren Verhältniß Zunächſtſtehenden feſtzuſangen, und darüber alle Diejenigen zu vergeſſen, die uns und ihn überflügeln.

Eiferſucht iſt alſo immer zunächſt aus dem Geſichtspunkt engherziger Kleinlichkeit zu beurtheilen. Lächerlich iſt ſie, wenn ſie überhaupt ſich auf geckenhafte Anmaßung gründet; und doppelt lächerlich, wenn ſie dabey ihrerſeits über Eiferſucht klagt, deren ſie werth zu halten dem Bezüchtigten vielleicht noch nie in den Sinn gekommen.

50.

Eh' ich von der widerlichen Reviſion, welche dieſes Buch zum Gegenſtande hat, mich gänzlich losmachen kann, muß ich noch einige Worte über Bosheit und Laſterhaftigkeit ſagen. Ich glaube man hat Unrecht, wenn man die erſtere als Freude am Böſen hat jede Leidenſchaft, in ſo fern der Preis ihres Strebens immer ein ſittlich Böſes iſt. Richtiger, glaub' ich, läßt ſich das Weſen der Bosheit darein ſetzen, daß ſie das Böſe mit einem höhern Grade von Deutlichkeit des Bewußtſeyns, daß es ein ſolches ſey, begehrt, und daß dabey zugleich ihre Abſicht zu ſchaden ebenfalls eine ihrer ſich deutlich ſelbſtbewußte, und entſchiedene iſt. Der Grad dieſer Deutlichkeit des Bewußtſeyns und der Abſicht beſtimmt nun für die Beurtheilung überall den Grad ihrer Schuld und ihrer Haſſenswürdigkeit.

Laſterhaftigkeit iſt Hingebung an das Laſter aus Schwäche der ſittlichen Willenskraft. Sie kann alſo *als ſolche*, abgeſehen nämlich von der Schuld ihrer thatſächlichen Verirrungen, nur nach einer hinreichenden Erkenntniß derjenigen Urſachen, welche die ſittliche Willenskraft bis zu ſolcher Hingebung herabſpannten, richtig beurtheilt werden. Nach dieſem Maßſtabe wird ihre Schuld immer eine um ſo größere ſeyn, je mehr und je unbedingter jene Urſachen ſelbſt ihr zur Laſt fallen; eine Rückſicht, welche noch weit öfter ſie ſelbſt, als die Beurtheilung Anderer zu überſehen pflegt.

Fünftes Buch.

1.

Dieſes fünfte Buch ſoll von der Beurtheilung Anderer aus dem Geſichtspunkte ihrer Bildung handeln. Es ſoll zugleich Einiges nachholen, was hier eine ſchicklichere Stelle, als in den vorhergehenden Büchern, zu finden ſchien.

2.

Bildung im Allgemeinen iſt die Entwicklung der dem Menſchen innewohnenden geiſtigen Anlagen. Hier kann nur von der Beurtheilung einer allgemeinen Bildung die Rede ſeyn. Jede Bildung für beſondere Zwecke muß nach der Angemeſſenheit ihres Strebens, und ihrer eigenthümlichen Entwicklung, zu eben dieſen Zwecken beurtheilt werden.

3.

[illegible]

gung: aber unerträglich iſt, und nicht die geringſte Entſchuldigung verdient jene ihrer ſelbſt ganz- oder wenigſtens halbbewußten Rohheit, die aus geckiſcher Anmaßung und dummdreiſtem Übermuth entſpringt. Man findet ſie immer nur bey Menſchen, die in einem vorzüglichen Grade Anſprüche an ſeine Bildung machen.

4.

Was bey der Beurtheilung der Bildung Anderer zunächſt in die Augen fällt, iſt dieſes, daß, um über dieſelbe richtig urtheilen zu können, der Beurtheilende in Beziehung auf Klarheit und Umfang des Erkennens auf einer höheren Stufe, als der Beurtheilte, oder wenigſtens auf gleicher Höhe mit Letzterem ſtehen müſſe. Dieſe Forderung iſt ſo unerläßlich, daß man ſich durchaus kein richtiges Urtheil über die Bildung Anderer denken kann, ohne daß der Beurtheilende ihr genüge. Denn wie können wir die allgemeineren und beſonderen Zwecke ſeines Strebens nach Bildung, und das Verhältniß der Mittel dieſes Strebens zu jenen Zwecken richtig würdigen, wenn die Idee der Letzteren nicht mit gleicher Klarheit in unſerem eigenen, wie in ſeinem Bewußtſeyn, aufgegangen?

5.

[illegible]

die allgemeinen Grundſätze dieſes Strebens beſchränken müſſen: weil ſonſt eine Verwandlung, ein Übergehen des einen Individuums in das andere zur Bedingung jedes Urtheils würde. In dieſen allgemeinen Grundſätzen nun ſcheint, neben der Richtigkeit derſelben, die Intenſion (abſolute Klarheit) des Erkennens den Umfang des Letzteren erſetzen zu können. Allein wenn dieſes auch rückſichtlich einzelner Tendenzen der Bildung, z. B. der ſittlichen Erkenntniß in nächſter Beziehung auf das Handeln gelten kann: ſo erſcheint doch ſonſt die abſolute Klarheit des Erkennens jener allgemeinen Grundſätze faſt immer in dem Umfang des Letzteren bedingt; ſo, daß bey jener Forderung, Klarheit und Umfang, Intenſion und Extenſion der Bildung nicht getrennt werden dürfen.

6.

Die ausgeſprochene Forderung in Beziehung auf die allgemeinen Grundſätze jeder Art von Bildung ſtrenge feſt zu halten, iſt um ſo nöthiger, als Eitelkeit und zuverſichtliches Selbſtvertrauen uns leicht überreden, daß der innere Gehalt unſerer Einſichten, und vor Allem die unvergleichliche Schärfe unſers Genies, in jedem Falle eine hinreichende Kompenſation für den Mangel umfaſſender Einſicht ſey, und uns ein gutes Recht gebe, über Alles,

7.

Erſcheint nun ein ſolches Verfahren bey der Beurtheilung fremder Bildung in einem hohen Grade als verkehrt, anmaßend und lächerlich: ſo darf man das nicht minder von einem anderen ſagen, welches eben ſo gewöhnlich zu ſeyn pflegt.

Wenn es nämlich für das Weſentliche jeder Art von Bildung allerdings eine aus ihrem Weſen ſelbſt hervorgehende Norm gibt: ſo laſſen doch die zufälligen Formen derſelben eine unendliche Verſchiedenheit zu. Das Zufällige dieſer Formen iſt aber nie ein Willkürliches: ſondern das Produkt der geſammten geiſtigen Eigenthümlichkeit des Individuums, und der äußeren Einwirkungen, durch welche dieſe ſelbſt entwickelt und geſtaltet wurde. Höchſt verkehrt und anmaßend iſt es demnach, wenn wir die Bildung des Andern nach der zufälligen Form unſerer eigenen Bildung beurtheilen; und als der Gipfel dieſer Verkehrtheit erſcheint es, wenn wir dieſes Zufällige in unſerer Bildung zu allgemeinen Grundſätzen, oder wohl gar zur Normalform aller Bildung ausprägen, und den ſicheren Maßſtab derſelben mit eben ſo viel Umſicht, als Beſcheidenheit, in uns ſelbſt finden.

8.

Übrigens iſt in Beziehung auf jede allgemeine jeder allgemeinen, nicht auf beſondere Zwecke gerichteten Bildung, fällt alſo unter fünf verſchiedene, jenen Tendenzen entſprechende Geſichtspunkte. Dabey verſteht es ſich von ſelbſt, daß dieſe Geſichtspunkte bey der Beurtheilung Anderer nicht eben ſo getrennt werden dürfen, wie ſie hier zum Behufe der Unterſuchung geſchieden werden: indem alle jene Tendenzen der Bildung nicht nur wechſelſeitig in einander greifen, ſondern ſelbſt zum Theil eine durch die andere bedingt werden.

9.

Der Ausdruck: Tendenz, zeigt zwar ſchon für ſich ſelbſt an, daß Bildung hier nicht ausſchließend als ein faktiſch Abgeſchloſſenes, als erreichte Bildungsſtufe, ſondern zugleich als fortſchreitendes geiſtiges Streben nach einem beſtimmten Ziele, mit Bewußtſeyn dieſes Zieles betrachtet werde; allein es iſt keineswegs überflüſſig, insbeſondere daran zu erinnern: weil es gerade dieſes geiſtige Lebensprincip aller Bildung iſt, wornach die Beurtheilung derſelben gewöhnlich am wenigſten zu fragen pflegt. Und ſo mag es denn Niemand befremden, daß, nachdem in den vorhergehenden Büchern vielfach vom ſittlichen Erkennen und vom ſittlichen Charakter die Rede war, die Unterſuchung erſt hier ſich zu dem religiöſen Elemente der ſittlichen

10.

Denn diejenigen irren ſehr, welche glauben, daß das ſittliche Element der menſchlichen Natur von dem religioſen getrennt werden könne. Wenn ſie ſich auf ſeltene Beyſpiele von Menſchen berufen, die ohne Anerkennung eines religioſen Princips einen ſittlichen Wandel führten: ſo beweiſen ſie nichts weiter, als daß einzelne Menſchen unter beſtimmten und höchſt ſelten zuſammentreffenden Bedingungen für beſtimmte Verhältniſſe mit den Gründen ausreichten, welche ihnen die Philoſophie für das ſittliche Handeln darbot. Läßt ſich nun dabey gleich der Irrthum nicht überſehen, der den ſeltenen Fall zum Grundſatz, die Ausnahme zur Regel, macht: ſo können ſie auf dieſe Weiſe doch etwas für die Unabhängigkeit des ſittlichen Elementes der menſchlichen Natur von dem religioſen erwieſen zu haben ſcheinen: ſo lange man nicht nach dem unbedingten Werth der Beweggründe ihres Handelns frägt. Bey dieſer Frage aber liegt das entſcheidende Moment keineswegs in der oft mit Recht, oft mit Unrecht, in Anſpruch genommenen Reinheit der Beweggründe: ſondern darin, daß die Tugend jener Menſchen, wenn ſie ſich nicht an eine religioſe Idee knüpfte, wenn ſie durch keine Rückſicht auf äußere Folgen geboten, oder verboten wurde, keine Thorheit war. Denn welche ſtrenge

Möglichkeit, dieſe Entbehrungen mit einem entſchiedenen Streben nach Lebensgenuß zu vertauſchen, ohne die natürlichen Folgen der Unmäßigkeit herbeyzuziehen. Jene Entbehrungen waren alſo eine offenbare Thorheit, in ſo fern die Beſtimmungsgründe dazu bloß von den natürlichen Folgen der Tugend und des Laſters abgeleitet wurden. Auf dieſe Beſtimmungsgründe aber ſieht das ſittliche Streben ſich überall beſchränkt, wo es ſich nicht mit dem religiöſen Princip verbindet, und dieſes verwirft, oder wenigſtens entbehren zu können glaubt.

11.

Iſt nun das religiöſe Element in der Natur des Menſchen ſo feſt und innig mit dem ſittlichen verbunden, daß ſein ſittliches Streben nur in dieſem eine feſte Grundlage finden kann; und iſt es wahr, daß die wirkſamſten Motive des ſittlichen Strebens aus der Idee fließen, die alles Seyn und Handeln an Gott und an eine künftige Fortdauer knüpft: ſo hat die Beurtheilung Anderer ein ihr nicht abzuſprechendes Recht, die religiöſe Geſinnung derſelben in Frage zu nehmen. Dieſes Recht aber mußte ſeinerſeits ſelbſt in Frage genommen werden, weil es ihr ſo häufig beſtritten wird. »Die Religion,« ſagt man, »ſey Sache des Herzens; ſie ſey das unverletzliche Heiſes Heiligthum ein frecher Frevel; um ſo frecher und unverzeihlicher, weil er immer in das tiefſte innere Leben des Andern berührt, weil die Fäden, welche die religiöſe Geſinnung mit dem ganzen Inbegriff ſeines inneren Lebens zuſammenknüpfen, vielfacher verſchlungen, und ſchwerer zu erkennen ſind, als die jedes anderen Theiles ſeiner Eigenthümlichkeit, und weil jeder Irrthum und jeder kecke Mißgriff hier leichter, als in jedem anderen Falle, ſtörend und zerſtörend einwirken kann. Nur kann das Recht bey Beurtheilung Anderer, wenn ſie ſich in den ihr gebührenden Gränzen hält, auch die religiöſe Geſinnung derſelben in ihren Bereich zu ziehen, dadurch nicht aufgehoben werden. Denn, wenn ſie überhaupt den ganzen Menſchen umfaſſen ſoll, und nothwendig überall irren muß, wo ſie das nicht thut: ſo muß ſie auch die religiöſe Geſinnung in ihren Bereich ziehen; und wenn ſie in allen Lebensverhältniſſen mit Recht zuerſt nach dem ſittlichen Gehalt des Menſchen fragt: ſo wird ſie mit Recht nach allem demjenigen fragen, wovon dieſer Gehalt abhängt.

12.

Es kann nicht die Aufgabe dieſer Schrift ſeyn, ſich auf die Fälle einzulaſſen, in welchen es die Pflicht des Einzelnen fordern kann, die religiöſe Geſinnung [illegible] *gioſität*, ohne die ſtärkſten und unbezweifelbarſten Gründe, aus Leichtſinn, Leidenſchaftlichkeit, oder welchen anderen Gründen immer, aufzubürden; und um ſo weniger: je näher ein ſolcher Vorwurf ihrem ſittlichen Werthe tritt, je mehr er ſie dem Tadel, der Mißgunſt und dem Haſſe Anderer bloßſtellt, und je ſchwerer er an ſich ſelbſt ſicher zu begründen iſt. Auch kann es wohl unmöglich erlaubt ſeyn, jede Mangelhaftigkeit und jede Verirrung der religiöſen Geſinnung, *wie unbedingt verwerflich auch jede an ſich ſelbſt ſey*, mit dem entſchiedenſten und hartnäckigſten Widerſtreben gegen alle Religion, unter den härteſten Ausdruck: Irreligioſität, gemeinſchaftlich zuſammenzufaſſen.

13.

Wie die Tiefe des Geiſtes im zweyten Buche als ein Hinſtreben der Erkenntniß zu Gott, als der letzten Quelle alles Seyn's, und als dem letzten Grunde alles Handelns bezeichnet wurde: ſo darf man, ohne den Einfluß ſelbſtſüchtiger Leidenſchaften zu überſehen, die *Flachheit des Geiſtes* als die allgemeinſte Urſache der Irreligioſität anſehen, wie häufig dieſe auch darauf Anſpruch mache, als ſolche ſelbſt, für geiſtesſtark zu gelten. Denn, was wäre es anders, als Flachheit des Geiſtes, wenn der Menſch, der Unendüber atomiſtiſchen und pantheiſtiſchen Grübeleyen den Begriff von Ordnung und Geſetz vergißt, die nur als von einem ſelbſtſtändigen, von ſeinem Werke verſchiedenen Geiſte ausgehend gedacht werden können? was Anderes iſt es, als geiſtige Flachheit, wenn er ſo fremd in ſeiner eigenen Bruſt iſt, daß er nie lebendig erkannt hat, wie das ſittliche Geſetz ihr in unvertilgbaren Zügen eingegraben, und wie die Unbedingtheit dieſes Geſetzes, vermöge welcher Alles, was ſchlecht, falſch, unwahr, Irrthum, oder auch nur bloßer Wahn iſt, die nothwendigen Keime ſeiner Beſtandloſigkeit und ſeines Zerfallens in ſich ſelbſt trägt, die ſichere Burgſchaft einer ſittlichen Weltregierung in ſich ſchließt? was Anderes iſt es, als Flachheit, wenn er ſo unbekannt, vielleicht nicht mit den Thatſachen und Jahreszahlen, aber mit dem Geiſte der Geſchichte geblieben iſt, um nicht in ihr die Beſtätigung dieſes Geſetzes, die unläugbaren Spuren des Waltens einer höheren Macht, in der Führung einzelner, wie ganzer Völker, und ihren Abſichten gegenüber, die Nichtigkeit aller menſchlichen Kraft erkannt zu haben? was Anderes endlich iſt es, als Flachheit, wenn er die Tiefen des Schmerzes, wie der Freude, ſo oberflächlich gemeſſen, um nicht zu wiſſen, daß die Bruſt des Menſchen eine Freude faſſe, die ewig ſeyn will, und einen Grad des Schmerein Glauben gewieſen iſt: weil nur der Glaube ihm die Sicherheit und die Gewißheit bietet, welche er von der Philoſophie zu allen Zeiten vergeblich geheiſcht hat?

14.

Frömmigkeit iſt das Hinſtreben zu Gott aus Ehrfurcht und Liebe. Von allen Tugenden iſt ächte Frömmigkeit diejenige, über welche das Urtheil gewiß am ſeltenſten irren wird. Denn da ſie Gott aufrichtig liebt: ſo hält ſie ſeine Gebote; und liebt nach ſeinem Gebote die Menſchen, weil ſie ihn liebt. Die ächte Frömmigkeit will nur Gott, und ihren Frieden mit Gott; die unächte will nicht Gott, ſondern ihre eigenſüchtigen Zwecke. Daran iſt ſie zu erkennen.

Wenn die *religiöſe Häucheley* auch ſonſt nicht das verabſcheuungswürdigſte aller Verbrechen wäre: ſo wäre ſie es doch, weil ſie das frechſte iſt. Denn ſie frevelt unmittelbar an Gott; und iſt immer in dem Grade ruchloſer, in welchem ſie ſich ihrer ſelbſt mehr bewußt iſt. Vollkommen klar iſt ſie ſich jedoch ihrer ſelbſt nie bewußt: weil ſie durch die mit voller Klarheit gedachte Beziehung ihres Frevels zu der Idee von Gott nothwendig aufgehoben würde.

15.

ſehe ich nicht ein, wodurch der Begriff der Humanität ſich von dem der vollkommenſten, alle intellektuellen und ſittlichen Anlagen umfaſſender Bildung überhaupt unterſcheiden ſolle. Auch iſt jene Definition eine willkürliche: da ſie in ſolcher Ausdehnung durch den römiſchen Sprachgebrauch nur theilweiſe gerechtfertigt wird. Der moderne Sprachgebrauch verengt den Begriff; er nennt denjenigen human, der ſich gegen Andere gütig, wohlwollend und freundlich erweiſet eine Verengung des Begriffes, wodurch dieſer alle Beſtimmtheit und Eigenthümlichkeit verliert. Richtiger kann man ſagen: Humanität an ſich ſelbſt ſey Anerkennung der Würde der menſchlichen Natur in uns ſelbſt, und in Anderen, und als Element unſerer Bildung, eine dieſer Anerkennung entſprechende Entwicklung unſerer geiſtigen und ſittlichen Anlagen, und ein ſelbſtbewußtes Streben nach ſolcher Entwicklung; in Beziehung auf unſer Verhalten gegen Andere aber, ein Betragen, welches jener Anerkennung gemäß ſey.

16.

Auch bey Beurtheilung dieſes Theiles unſerer Bildung muß ſich die Aufmerkſamkeit nicht ausſchließend auf die erreichte Bildungsſtufe, ſondern neben dieſer, auf das dem Streben nach Bildung zum Grunde liegende Princip wenden. Denn dieſes ei-

und der Schluß von der letzteren auf ſeine Kraft ſich auszubilden ein ſehr unſicherer ſeyn; ein Wink, welcher die ernſtlichſte Berückſichtigung Derjenigen verdient, deren Beruf es iſt, auf die Bildung Anderer einzuwirken.

17.

Das lebendige Princip alles Strebens nach Humanität iſt die Idee von der Würde der menſchlichen Natur. Das Erſte, was dabey in die Augen fällt, iſt der enge Zuſammenhang desſelben mit dem ſittlichen Princip des Handelns: weil eben in der Anlage zur Sittlichkeit die Würde zur menſchlichen Natur am entſchiedenſten ſich ausſpricht. Darum iſt auch nur der ſittlich gute Menſch im vollen Sinne des Wortes einer konſequenten Humanität fähig.

18.

Auch in ſo fern wir die Humanität in Beziehung auf unſer Betragen gegen Andere betrachten, iſt es klar, daß wir die Würde der menſchlichen Natur nur in ſo weit zu ſchätzen vermögen, als wir ſie an uns ſelbſt ſchätzen gelernt haben. Wir vermögen daher die Humanität Anderer nur in ſo fern zu beurtheilen, als wir ſelbſt human ſind. Leichter mögen wir andere ſittliche Eigenſchaften nach allgemeinen Begriffen beurtheilen. Die Anerkennung der Würde der menſch-

Begriff von der Würde der menſchlichen Natur nach allen ſeinen Beziehungen, und nach ſeinem kleinſten Detail uns beſtändig lebendig gegenwärtig ſey: weil er nur in dieſer Ausdehnung erfaßt das entſchiedene Übergewicht uber die Intereſſen unſerer Eigenſucht behaupten kann, mit welchen er jeden Augenblick in Kolliſion geräth.

19.

Doch was ſage ich von den Intereſſen der Eigenſucht! Wo wir die Kolliſion derſelben mit den Rückſichten, welche wir der Menſchenwürde bey Andern ſchuldig ſind, in Berechnung nehmen: da ſteht es um unſre Humanität eben nicht ſo ſchlimm und zweydeutig. Es gibt eine viel ſchärfere und zuverläßigere Probe, um darnach zu beurtheilen, wie weit zuerſt wir ſelbſt, und dann, wie weit Andere es in der Humanität gebracht haben. Die Theilnahmsloſigkeit an dem Wohl und Weh Anderer, auch wo gar kein perſönliches Intereſſe der Theilnahme entgegentritt; die kalte Gleichgültigkeit gegen ihre Klagen; der freche Spott, der herzloſe Hohn über ihre verzeihlichen Schwachen, oder uber unverſchuldete Gebrechen; der kecke Ubermuth gegen Geringere, oder überhaupt gegen Alle, von welchen wir glauben, daß ſie uns weder nutzen noch ſchaden konnen, und der Leichtſinn, mit welchem wir es dann der Mühe unwerth quemlichkeit, und den geringfügigſten Genuß rückſichtslos mit den unvergoltnen Mühen und Entbehrungen Anderer erkauft, während ſie ſelbſt nicht einen Finger regen mag, um ihnen ohne jede Aufopferung und Entbehrung einen Vortheil zuzuwenden; mit einem Wort, alle Beweiſe von Mangel an Mitgefühl und Theilnahme an Anderen ſelbſt da, wo kein perſönliches Intereſſe oder keine perſönliche Kränkung ihnen entgegen ſteht: das ſind die untrüglichen Probierſteine, an welchen wir erſt unſre eigne, und dann Anderer Humanität oder inhumane Rohheit mit voller Sicherheit erproben mögen.

20.

Es heißt den Begriff von Humanität durchaus verkennen, wenn man ihn unbedingt auf das Gefühl von Milde und Wohlwollen einſchränkt, beziehe man beyde auch immerhin auf die Anerkennung der Menſchenwürde in Anderen. Die wahre Grundlage aller Humanität iſt keine andere, als die Gerechtigkeit. Wenn Milde und Wohlwollen ein weſentlicher Beſtandtheil derſelben ſind: ſo ruhen auch ſie auf dieſer Grundlage. Jeder Menſch hat vermöge der Würde ſeiner menſchlichen Natur ein Recht, ſie von uns zu fordern, und in ſo fern wir jene Würde anerkennen, müſſen wir auch dieſes Recht anerkennen. Aber daß die Güte ſelbſt faſt immer Pflicht der Gerechtigkeit iſt.

21.

Wenn *thätiges* Wohlwollen gegen Andere in jedem Falle Pflicht iſt, in welchem es nicht durch eine andere Pflicht, oder durch die Pflichten gegen uns ſelbſt beſchränkt wird: ſo könnte höchſtens dasjenige als Verdienſt gerechnet werden, welches dem fremden Bedürfniß gegenüber die billige Rückſicht auf das eigne Wohlſeyn aufopferte. Aber die Erfahrung über die Eigenſucht der meiſten Menſchen drängt uns hier einen andern Maßſtab auf, und lehrt uns auch ſolche Äußerungen des Wohlwollens der Anerkennung und des Dankes werth zu ſchätzen, die nicht aus ſtrengem Pflichtgefühl allein entſproſſen ſind. Überdieß iſt hier neben der *That* auch die *Empfindung* des Wohlwollens in Berechnung zu nehmen, die uns nach einem allgemeinen natürlichen und ſittlichen Geſetze zur Anerkennung und Erwiederung desſelben verpflichtet.

22.

Wenn die Beurtheilung des Wohlwollens nicht alle dieſe Rückſichten richtig abwägt: ſo wird ſie nicht nur über Liebe, ſondern auch über *Dankbarkeit* und *Undankbarkeit* irren, und leicht mit ſich ſelbſt in einen Widerſpruch gerathen. Denn beſtimmt

Die erſtere iſt ein, edlen Gemüthern ſo natürliches Gefühl, daß dieſe bey der Schätzung des ihnen geſchenkten Wohlwollens, That und Geſinnung immer eh' zu hoch, als zu gering anſetzen. Es iſt ihnen Bedürfniß, Andere zu lieben und von ihnen geliebt zu werden: und ſo geben ſie ſich dieſem Gefühl freudig hin, wo ſie in dem kleinſten Beweis von Wohlwollen die Bürgſchaft ſeiner Erwiederung finden. Ihnen gilt die Empfindung des Wohlwollens immer mehr als die That; und ſelbſt wo ſich eigenſüchtige Beſtimmungsgründe dem fremden Wohlwollen beymiſchen, überſehen ſie dieſe gänzlich, oder erwiedern wenigſtens den Antheil, welchen die beſſere Empfindung daran gehabt hat.

Anders iſt es bey ſelbſtiſchen Gemüthern. Dieſe lieben nur ſich ſelbſt, und ihre äußeren Lebenszwecke. Sie fragen daher immer zuerſt: *wie viel das Wohlwollen Anderer ihnen nütze, oder genützt habe.* Sie können ſich die Pflicht, dankbar zu ſeyn, nicht wegläugnen: aber dieſe Pflicht iſt für ſie eine Laſt, und darum ſuchen ſie den Grund der Verpflichtung, nämlich die Empfindung des Wohlwollens wegzuläugnen, indem ſie der That ſelbſt eigennützige Bewegungsgründe unterſchieben, oder nur auf dieſen den Blick feſthalten.

Wohlthat ſtellt ihn, in einer ſcharf ausgeſprochenen Beziehung wenigſtens, unter den Wohlthäter; überall geht ſein Streben dahin, Andere unter ſich zu ſtellen: und ſo wird es bey ihm leicht zur herrſchenden Vorſtellung, daß der Wohlthäter auch ihn nur im Verhältniß ſolcher Unterordnung erblicke. Sie wird ihm, beſonders wenn er ſonſt zur Leidenſchaftlichkeit geneigt iſt, leicht peinlich bis zur Unerträglichkeit, und leicht geht ſie dann in wirklichen Haß des Wohlthäters über.

21.

Wie Dankbarkeit eines der unzweydeutigſten Kennzeichen eines edlen Gemüthes iſt: ſo iſt Undankbarkeit eines der untrüglichſten von einem liebloſen und ſelbſtiſchen. Aber nur dann kann ſie dafür gelten, wenn die Thatſache unwiderſprechlich iſt, daß ſie lauteres, bey einiger Unbefangenheit nicht zu verkennendes Wohlwollen verkannt, und wenn es in ihrer Macht ſtand, nicht vergolten habe. Denn es gibt allerdings Wohlthäter, die keine Anſprüche an Dank, und ſolche, die mehr Haß, als Liebe, verdienen: weil ſie bey ihren Wohlthaten entweder wirklich nur ihren Eigennutz im Auge haben; oder weil ſie uns jede halbe Wohlthat mit tauſend abſichtlichen Demüthigungen bezahlen laſſen.

rer ſey: ſie wird nie irren, wenn ſie über entſchiednen Undank gegen die Eltern das unbedingte Urtheil ausſpricht, daß Derjenige, welcher ſich desſelben ſchuldig macht, alles Andere, aber nie ein guter Menſch ſeyn könne.

26.

Noch unter einigen andern Geſichtspunkten muß die Humanität betrachtet werden, in ſo fern ſie ſich nämlich, im Allgemeinen auf Anerkennung der Würde der menſchlichen Natur ruhend, zunächſt in den ſympathetiſchen Empfindungen des Wohlwollens gegen Andere äußert.

Hier bietet ſich nun zuerſt jene Tugend zur Betrachtung an, die wir im Allgemeinen mit dem Ausdruck: Menſchenliebe (Philanthropismus) bezeichnen. Über ſie, dürfte man glauben, ſollte die Beurtheilung am wenigſten irren: und doch, wo irrt ſie, und hat ſie von jeher auffallender und unverzeihlicher geirrt, und an wem ſich frecher verſündigt, als an Denen, welche jene Tugend am glänzendſten entfaltet, und am herrlichſten bewährt haben; an jenen Heroen der Menſchheit, die alle ihre Anſprüche an eignes Wohlſeyn; die Kraft, Geſundheit, Vermögen, Familienglück und für welche ſie ſich opferten: ſondern es mit heiterm Gleichmuth ertrugen, wenn ſie verkannt, verläſtert, verleumdet, und mit feindſeliger Erbitterung verfolgt wurden.

Wenn ſolche Menſchen feindſelig oder auch nur verkehrt beurtheilt werden: ſo liegt die Urſache bald in dem Spiel kleinlicher Intereſſen und Leidenſchaften, das den klar ausgeſprochenen edlen Zwecken derſelben gegenüber, als baare Niederträchtigkeit des Gemüthes erſcheint: bald in dem engen Sinn des Beurtheilers, der ſich zu der Reinheit ihrer Motive nicht zu erheben vermag, und ihnen daher ſolche unterlegt, die er im Bereich ſeiner eignen Engherzigkeit findet. Dennoch hat die Beurtheilung bey den Beſtrebungen ſolcher Menſchen, wenn ſie auch nur einigermaßen unbefangen iſt, die ſicherſten Anhaltspunkte, in der klar ausgeſprochenen Uneigennützigkeit der Beweggründe ihres Strebens, und in der eben ſo uneigennützigen Beharrlichkeit, mit welcher ſie an dieſem Streben feſthalten.

27.

Hier muß inzwiſchen noch von einem andern Mißgriff der Beurtheilung gewarnt werden, welchen wir nicht rückſichtlich der Menſchenliebe allein: ſondern auch bey andern Tugenden und Vorzügen begehen. Wir ſind allenfalls willig ſie anzuerkennen, wenn ſie uns in ihrer höchſten Potenz, und vorzüglich wenn ſie uns auf einem höheren Schauplatz, und umfloſſen von einer Art poetiſchen Verklärungsſchimmers vorkommen: während wir ſie in einem beſchränkteren

Wirkungskreiſe, und bey einer minder hellen Beleuchtung kaum der Beachtung werth finden. Am unverzeihlichſten iſt ein ſolches Verfahren bey der Menſchenliebe dann, wenn ſie ihren beſchränkten Kreis mit reger Thätigkeit, ſo viel er ihr immer Spielraum gibt, nach Vermögen ausfüllt; und auch darum, weil ſie meiſtens eine nicht geringe Anzahl anderer ſympathetiſcher und geſelliger Tugenden in ihrem Gefolge hat.

28.

Die Gegenſätze der Menſchenliebe ſind **Selbſtſucht**, **Menſchenhaß** und **Menſchenverachtung**.

Die **Selbſtſucht** iſt nicht blos Gegenſatz der Menſchenliebe, als ſympathetiſcher Empfindung; ſondern aller Humanität. Die Selbſtſucht iſt mit der Anerkennung der Würde der menſchlichen Natur unverträglich: wo ſie dieſe anerkennt, muß ſie aufhören, oder wenigſtens mit ſich ſelbſt in Widerſpruch gerathen. Sie kann nicht gerecht ſeyn: denn ihr eigenthümliches Weſen iſt Ungerechtigkeit; ſie fordert und nimmt nämlich beſtändig: ohne zu leiſten und zu geben. So darf man ſagen, ſie ſey jederzeit entweder falſch oder gewaltthätig.

Sie iſt, wie bereits bemerkt wurde, nicht ſchwer zu erkennen, weil ſie ihre Zwecke immer mit großer Entſchiedenheit verfolgt, und ſelbſt immer mit einer gewiſſen Entſchiedenheit auszuſprechen gezwungen iſt, eben weil ihre Intereſſen nie wahrhaft mit denen Anderer verſchmolzen ſind. Nur da, wo dieß zufällig ſich trifft, oder wo ſie durch Häucheley dieſen Schein erzeugt, kann ſie täuſchen, und iſt dann nicht um das Doppelte, ſondern um das Zehnfache verächtlicher.

In einer Hinſicht kann die Beurtheilung der Selbſtſucht irren: wenn ſie die partielle Selbſtſucht — jede Leidenſchaft iſt ſelbſtſüchtig — für eine allgemeine nimmt.

Über Menſchenhaß und Menſchenverachtung habe ich wenig zu ſagen. Sie ſind beyde Verirrungen des Verſtandes. Wer die Menſchen kennt, wird ſie nicht leicht; wer die menſchliche Natur kennt, wird ſie gewiß nicht haſſen.

Leichter könnte Jemand verſucht ſeyn, ſie, der Schwäche der Mehrzahl wegen, zu verachten: aber dann greife er in ſeinen eignen Buſen, und wende den Blick auf Diejenigen, die da ſtark ſind, und die es in der Vergangenheit geweſen ſind.

Menſchenhaß und Menſchenverachtung können nur momentane Aufregung ſeyn, und dürfen dann nicht für mehr, als ſie ſind, genommen werden. Wenn ſie Affectation ſind: ſo ſind ſie lächerlich; und hält die Lächerlichkeit nur einige Zeit über die Gebühr vor, ein ſicheres Zeichen der Pinſelhaftigkeit.

29.

Verwandt mit der Menſchenliebe, aber keineswegs Eins und Dasſelbe mit ihr, ſind Herzensgüte und Gemüthlichkeit.

Die Herzensgüte beſteht in einer vorhaltenden

Empfindung des Wohlwollens gegen Andere, in einer, meiſt lebhaften, leicht erregbaren Geneigtheit an ihrem Wohl und ihrem Schmerz theilzunehmen, und in einem thätigen Beſtreben auf dieſe Art ſich zu äußern. Sie ruht immer zunächſt auf jener weicheren Empfindlichkeit der Seele, die durch den fremden Schmerz, die fremde Entbehrung leicht gerührt wird; die allen Menſchen ein entſprechendes Wohlſeyn wünſcht und gönnt, und die Vorſtellung des Gegentheils nicht zu ertragen weiß. In dieſer Hinſicht iſt ihre Grundlage eine mehr negative, als poſitive; was bey der Menſchenliebe der umgekehrte Fall iſt. Ganz ohne Bewußtſeyn der Pflichtmäßigkeit einer ſolchen Empfindungsweiſe iſt ſie wohl nie: allein ſie wird zur bloßen Schwäche, wenn ſie größtentheils nur auf der Weichheit des Gefühles beruht, und weſentliche Pflichten überſieht oder zurückſetzt, um dieſem nachzugeben.

Nichts wird in der Regel weniger verkannt, als ächte Herzensgüte. Wenn es inzwiſchen geſchieht: ſo geſchieht es da, wo wir mehr von ihr verlangen, als ſie leiſten kann, oder darf. Beyde Rückſichten fordern eine um ſo ſorgfältigere Erwägung, als wir uns ohne dieſe nicht bloß einer Ungerechtigkeit, ſondern des Frevels an einer der edelſten Blüthen der Menſchlichkeit ſchuldig machen.

30.

Der Maeſtro in Tieck's: Muſikaliſchen Leiden und Freuden nennt die Gemüthlichkeit eine deutſche Erfindung: und in der That iſt ſie auch den Deutſchen vor allen andern Völkern eigen. Und möge ſie noch lange ein herrſchender und unterſcheidender Zug unſers Charakters bleiben; ein Wunſch, in welchen freylich Diejenigen nicht einſtimmen werden, welche unaufhörlich mit lahmen Witz auf die deutſche Gemüthlichkeit ſchmähen, und ihr die Geiſtesſchärfe des Italieners, die Gewandtheit des Franzoſen, und den praktiſchen Verſtand des Engländers entgegen ſetzen. Aus Unverſtand; denn faßt man die Vergleichung ſo, wie allein ſie einen geſunden Sinn haben kann, nicht als ausſchließenden Gegenſatz, ſondern als Hindeutung auf ein Vorherrſchen der einen oder der andern Eigenſchaft in dem Charakter der verſchiedenen Nationen: ſo mag die deutſche Gemüthlichkeit wohl immer noch ſo viel werth ſeyn, als die Schlauheit des Italieners, der gewandte Witz des Franzoſen und der nüchterne Verſtand des Engländers.

Gemüthlichkeit iſt die Stimmung der Seele, den Willen durch die Empfindungen des Wohlwollens beſtimmen zu laſſen, mit dem Nebenbegriff, daß wir in dieſer Stimmung ſelbſt, als ſolcher, eine Befriedigung finden.

Gemüthlichkeit, möchte ich ſagen, ſey die Poeſie des Wohlwollens, und in ſo fern das Leben auf Wohlwollen gegründet iſt, und ohne dieſes ſich zerſtört und auflöſt, Poeſie des Lebens ſelbſt. Sie verhält ſich zum Verſtande eben ſo, wie Poeſie zur Proſa. Wie die erſtere der logiſchen Richtigkeit des Gedankens nicht ermangeln darf, wenn ſie nicht zur poetiſchen Faſeley werden ſoll: ſo darf auch die Gemüthlichkeit der Unterlage eines richtig urtheilenden Verſtandes nicht entbehren, ſoll ſie nicht zur ſchwachmüthigen Albernheit werden. Wo ihr aber dieſe Unterlage nicht fehlt: da erſcheint ſie als einer der freundlichſten Sterne des Lebens, unter deſſen Einfluß die edelſten Blüthen desſelben ſich leicht und in heitrer Anmuth entfalten.

Zwey Stücke ſind es, auf welche wir bey Beurtheilung der Gemüthlichkeit zu ſehen haben. Einmal, daß wir ihren Gehalt nur nach dem Zuſatz eines ſeiner ſelbſt ſich klar bewußten Verſtandes ſchätzen; und dann, daß wir den Mangel der ihr gewöhnlich eigenen raſcheren Beweglichkeit des Gefühls nicht voreilig für Mangel an Gemüth erklären; des Grundſatzes vergeſſend, daß eine ſolche raſchere Beweglichkeit und Lebendigkeit des Gefühls nirgends eine Bürgſchaft für den Gehalt und die tiefere Begründung desſelben, alſo auch nirgends eine weſentlichere Bedingung der letzteren Eigenſchaft ſelbſt ſey.

31.

Als das dritte Element allgemein menſchlicher Bildung iſt das wiſſenſchaftliche bezeichnet worden. Das Lebensprincip des Strebens nach ihr iſt eine lebendige Vorſtellnng von dem Werthe des Wiſſens entweder an ſich ſelbſt, oder in Beziehung auf beſondere Zwecke.

Bey Betrachtung der wiſſenſchaftlichen Bildung, und des Strebens darnach, mnß zuerſt dasjenige wiſſenſchaftliche Streben ausgeſchieden werden, welches beſondere Zwecke verfolgt, die mit dem Zweck allgemein menſchlicher Bildung in keinem unmittelbaren Zuſammenhange ſtehen. Inzwiſchen pflegt die Beurtheilung Anderer auch in Beziehung auf ein ſolches Wiſſen ſehr oft fehl zu greifen; und ſo mögen denn immer einige Worte auch hierüber an der rechten Stelle ſeyn.

Der Maßſtab für die Beurtheilung eines ſolchen Wiſſens iſt eigentlich in der Wiſſenſchaft ſelbſt gegeben, in ihrer wirklichen oder möglichen Vollendung. Als Forderung in dieſer Hinſicht erſcheinen ſichere Klarheit (Gründlichkeit) und Umfang des Wiſſens; die erſtere wieder bedingt in der letzteren: denn wir wiſſen nur das mit ſicherer Klarheit, was wir im Detail wiſſen. Schon hier nun gehen die Linien wiſſenſchaftlicher Einſicht in unzähligen Richtungen aus einander, und erſchweren jedes allgemeine Urtheil über Gehalt und Werth derſelben. Noch mehr iſt dieſes der Fall, wenn wir berückſichtigen, daß jedes wiſſenſchaftliche Streben, neben den allgemeinen ihm zuſtehenden Richtungen, noch beſondere, den beſondern Zwecken und der Eigenthümlichkeit des Individuums entſprechende verfolgt, und daß es alſo nur in ſo fern richtig gewürdigt werden kann, als wir den Werth dieſer individuellen Beſtrebungen an ſich und in ihrem Verhältniß zu dem allgemeinen Zweck der Wiſſenſchaft vollſtändig zu würdigen verſtehen. Daraus ergibt ſich denn, daß ſelbſt eine gründliche Kenntniß einer Wiſſenſchaft im Allgemeinen noch nicht hinreichend ſey, um die beſondern Leiſtungen eines Andern mit Sicherheit zu beurtheilen: ſondern daß ſie, um das zu können und zu dürfen, zugleich eine das Beſondere und Eigenthümliche ſeines Leiſtens und Strebens umfaſſende ſeyn müſſe.

32.

Nach Ausſchließung aller jener wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen bleiben für die Bildung im Allgemeinen nur ſolche übrig, welcher dieſer Bildung zunächſt entſprechen; das heißt, die eine unmittelbare Beziehung auf die Ausbildung des Menſchen zur Sittlichkeit, zur Humanität und zur Geſelligkeit haben. Die Gegenſtände derſelben ſind bekannt, und umfaſſen diejenigen Kenntniſſe, welche vorzugsweiſe jenem Zweck entſprechen; alſo Kenntniß der Natur und des Menſchen; Kenntniß der Geſchichte, und Kenntniß des Schönen und Wohlanſtändigen.

33.

Wenn nun gleich der Beurtheilung auch für dieſes Wiſſen in der Wiſſenſchaft ſelbſt ein Maßſtab gegeben iſt: ſo iſt ihr mit dieſem hier doch noch weniger, als bey denjenigen Wiſſenſchaften geholfen, die beſondere praktiſche Zwecke verfolgen, wenn ſie auf ihn allein ſich beſchränken will. Denn hier kommt es nicht ſowohl auf das Wiſſen, als auf die Beurtheilung des Zuſammenhanges des Wiſſens mit der ganzen intellektuellen und ſittlichen Eigenthümlichkeit des Individuums an. Die Einſicht legt ſich hier nur ſelten im wiſſenſchaftlichen Zuſammenhange dar; und in jedem einzelnen Falle müſſen wir erſt beſtimmen, durch welche eigenthümlichen Züge des intellektuellen, wie des ſittlichen Charakters ſie modificirt wird; und ſelbſt welche äußere Umſtände darauf Einfluß haben, daß ſie ſich gerade auf dieſe Weiſe, in dieſer Ausdehnung oder Beſchränkung äußert. Jede Beurtheilung wiſſenſchaftlicher Bildung auf einzelne Äußerungen hin, ohne daß ſie Gehalt und Umfang derſelben ſorgfältiger geprüft habe, iſt daher nothwendig eine gewagte und unzuläßige.

Was ſie aber hier ſo keck und zuverſichtlich macht, iſt der Umſtand, daß ſie gerade hier keiner Kenntniſſe zu bedürfen glaubt, um über die Einſichten Anderer ein vollwichtiges Urtheil zu fällen. Man muß Mathematiker ſeyn, um über Mathematik; Naturforſcher, um über Naturgeſchichte mitzuſprechen: aber über Philoſophie, Geſchichte, Politik, Poeſie und Kunſt kann Jeder ſprechen, der einmal durch die Schulen gelaufen, und einige hiſtoriſche Romane, die Zeitungen und ein paar Tageblätter geleſen hat. Ich weiß für dieſe Leute nur eine Entſchuldigung aufzutreiben. Freylich eine gewichtige. »Der gute Kopf,« ſagt Leſſing, »weiß ſich überall aus der Sache zu ziehen.« Um wie viel mehr alſo das Genie. *Ingenium prae caeteris sublime*!

34.

Als das vierte Element aller Bildung wurde eben das praktiſche bezeichnet. Es hätte eben ſo gut als das erſte und einzige bezeichnet werden können. Denn alle geiſtige und ſittliche Bildung muß zuletzt auf ein Handeln abzwecken; und das rein kontemplative Leben, ohne jede Beziehung zur Außenwelt, kann keinen, oder nur einen ſehr bedingten Werth haben.

Aber noch aus einer andern Rückſicht hätte der praktiſche Sinn das erſte und letzte Element aller Bildung genannt werden können. Im Sinne der unſrer Zeit eigenthümlichen, immer entſchiedner ſich entwickelnden Tendenz zum Praktiſchen. Wenn es nun wahr iſt, daß alles intellektuelle und ſittliche Leben nach außen hin wirkſam werden, und in dieſer Thätigkeit ſich bewähren ſoll: ſo wäre in der Anerkennung jener Tendenz eben das höchſte und ſchönſte Lob unſrer Zeit ausgeſprochen. Ein ſolches Lob muß inzwiſchen vor der Hand noch etwas beſchränkt werden. Denn da der Werth aller praktiſchen Thätigkeit von dem Werth der Zwecke abhängt, welche ſie verfolgt, und von dem Werth der Mittel, deren ſie ſich zur Erreichung ihrer Zwecke bedient: ſo iſt es klar, daß jenes Lob, als ein unbedingtes ihr erſt dann zufallen kann, wenn ſie in ihrer Entwicklung ſo weit fortgeſchritten ſeyn wird, daß die induſtriellen, merkantiliſchen und finanziellen Zwecke, auf welche ihr Streben gerichtet iſt, ihr allgemein als die höchſten und wichtigſten der Menſchheit gelten werden.

35.

Bis zu jenem glücklichen Zeitpunkt nun, wo der Begriff des Praktiſchen in der angegebenen Beſchräntung auf das äußerlich Nützliche — ein allgemein Nützliches; einmal für den glücklichen Unternehmer im Handel, in Induſtriegeſchäften und Fabrikation durch Maſchinen: dann nützlich für die arbeitsloſe Menge, die, ohne mit Arbeit ſich zu plagen, auf weit leichtere Weiſe ihren Unterhalt durch Betteln oder Stehlen gewinnen, oder ihr Glück unter einem fremden Himmel ſuchen kann — zuletzt allein noch gelten wird: mag es immer noch erlaubt ſeyn, dem Begriff von praktiſch die Ausdehnung zu geben, nach welcher er keineswegs mit der Richtung auf das äußerlich Nützliche, mit Geſchäftsthätigkeit und Geſchäftsgewandtheit zuſammenfällt; ſondern im Allgemeinen das Streben bezeichnet, was in unſerm innern Leben als geprüftes Reſultat vorhanden iſt, durch zweckmäßige Thätigkeit zur Erſcheinung zu bringen. Faßt man nun die Begriffe von praktiſchem Sinn und praktiſcher Thätigkeit auf dieſe Weiſe: ſo bezeichnen ſie allerdings den Höhepunkt alles Strebens nach Bildung; indem jede Bildung nur in der Richtung auf das Handeln ihren Werth bewähren und geltend machen kann.

36.

In Beziehung auf ſittliche Bildung iſt von dieſer Tendenz zur praktiſchen Sittlichkeit bereits in den vorhergehenden Büchern gehandelt worden: ſo daß hier nur über Berufserfüllung, als einer immer auf beſondere äußere Zwecke gerichteten Thätigkeit, insbeſondere etwas zu ſagen bleibt.

Jede Berufserfüllung fällt unter die Kategorie einer ſtrengen Pflicht, weil ſie ihrem Weſen nach auf der Verpflichtung eines Vertrages beruht. Für ihre Beurtheilung iſt demnach in den Forderungen des Berufes ſelbſt der Maßſtab gegeben. Dieſe kann alſo nur in ſo fern irren, als ſie entweder die Forderungen überſpannt, oder die wirkliche Leiſtung unter ihrem Werth anſchlägt. In letzterer Hinſicht wird ſie immer ungerecht ſeyn, wenn ſie nur unbedingt in's Auge faßt, was geleiſtet werden ſolle, nicht was beſchränkte Kräft, und Einſicht zu leiſten vermöge, und ein redlicher Wille, trotz dieſer, wirklich geleiſtet hat.

37.

Bey der Beurtheilung des *praktiſchen Sinnes*, das heißt, der Neigung und Geſchicklichkeit, auf die einem beſtimmten äußeren Zweck entſprechende Weiſe thätig zu ſeyn, irrt die Beurtheilung Anderer im Allgemeinen meiſtens auf eine zweyfache Weiſe. Sie ſpricht einem Individuum oft den praktiſchen Sinn unbedingt ab, der ihm nur für eine beſtimmte Art von Thätigkeit fehlt, welche mit ſeinen Anlagen, wie mit ſeinen Neigungen, meiſtens gleich wenig, übereinſtimmt. Fehlerhaft iſt es, wenn man hier nur an eine entſchieden hervortretende und ausgeſprochene Abneigung denkt, und bey dieſer ſtehen bleiben will. Es gilt hier mehr; nämlich eine genaue Kenntniß der ganzen Eigenthümlichkeit des Beurtheilten. Jene, die da immer über Mangel an praktiſchem Sinn, und über praktiſche Unbrauchbarkeit klagen, bedenken nicht, daß, den Schwachkopf und Arbeitsſcheuen ausgenommen, der praktiſche Sinn ſich in Jedem entwickle, der auf eine ſeiner Eigenthümlichkeit entſprechende Weiſe gebraucht wird.

Es gibt allerdings eine natürliche Anlage zu praktiſcher Anſtelligkeit — eine Miſchung von raſcher, umſichtiger Gewandtheit, Beſonnenheit und Gegenwart des Geiſtes — wie es einen natürlichen Mangel praktiſchen Sinnes gibt. Im Allgemeinen inzwiſchen iſt der letztere dennoch eine Frucht der Ausbildung durch Belehrung und Übung, und entwickelt ſich immer erſt dann, wenn wir das eigenthümlichſte Weſen einer beſtimmten Thätigkeit ſicher erfaßt haben. Dieſe Bemerkung kann ebenfalls für Diejenigen von Nutzen ſeyn, welche bey Andern, denen weder Anlage, noch guter Wille abgeht, um praktiſch brauchbar zu werden, beſtändig über Unbrauchbarkeit klagen: während ihnen ſelbſt die Eigenſchaften fehlen, welche erforderlich wären, um dieſelben zur praktiſchen Brauchbarkeit heranzubilden.

38.

Hier mag nun gleich von Beurtheilung der Lebensklugheit die Rede ſeyn; wäre es auch nur darum, weil ſogenannte praktiſche Menſchen in einem beſonderen Grade darauf Anſpruch machen, klug zu ſeyn. Was iſt nun Klugheit?

Wir nennen gewöhnlich Denjenigen klug, der ſich zur Erreichung ſeiner Zwecke der dieſen Zwecken entſprechendſten Mittel bedient. Will man inzwiſchen dieſe Beſtimmung unbedingt gelten laſſen: ſo hört die

Klugheit auf, eine Tugend zu ſeyn: denn die unerlaubteſten Mittel können am unmittelbarſten zum Ziele führen.

Gewiß wird man nur ſelten einen Menſchen finden, der ſich nicht für klug hielte, und es iſt ein Erfahrungsſatz, daß theils die unredlichſten, theils die engherzigſten und beſchränkteſten Menſchen in der Regel die meiſten Anſprüche an dieſen Vorzug machen. Die erſteren verwechſeln die Klugheit mit der Schlauheit, welcher ſie zur Erreichung ihrer Zwecke bedürfen: die letzteren halten ſich für klug, eben weil ſie engherzig und kleinlich ſind. Denn indem ſie ihr Streben mit der ganzen Intenſion, deren ſie fähig ſind, auf die ihnen zunächſt liegenden kleinlichen Zwecke richten, und dieſe darum auch ganz oder doch zum Theil erreichen: ſo iſt nichts natürlicher, als daß ſie ſich, der obigen Beſtimmung zu Folge, für die klügſten Geſchöpfe von der Welt halten.

Die Erreichung dieſer Zwecke kann ihnen inzwiſchen nur genügen, in ſo fern dieſelben für ſie die höchſten und letzten ſind; denn ſind ſie ihnen das nicht: ſo muß ſich ihr Streben, ſoll es ſich befriedigt finden, auf höhere, und von dieſen wieder auf höhere Zwecke richten, bis es ſein Ziel und ſeine Befriedigung in einem höchſten und letzten Zwecke findet. Je unmittelbarer nun die Mittel, deren ſie ſich zur Erreichung dieſes Zweckes bedienen, ſie demſelben zuführen, um deſto entſprechender werden ſie demſelben ſeyn, und um deſto mehr wird ihr Streben — der von ihnen beliebten Erklärung ſelbſt noch den Namen der Klugheit verdienen. Der höchſte Zweck aber, den jedes denkende und empfindende Weſen ſich ſetzen kann, iſt die Erreichung ſeiner Beſtimmung, weil es nur im Streben nach dieſer ſich mit ſich ſelbſt im Einklang, alſo auch nur in dieſem ſeine Befriedigung finden kann. Hier iſt es nun, wo die Klugheit zur Tugend wird, in ſo fern ſie nämlich die entſprechendſten Mittel wählt, uns dem höchſten und letzten Zweck unſers Daſeyns, und einer aus dem Streben nach Erreichung desſelben entſpringenden Befriedigung zuzufuhren.

39.

Wenn die Beurtheilung der Klugheit dieſen Standpunkt auch nur einen Augenblick aus dem Geſichte verliert: ſo wird ſie uberall zur Thorheit, wie das Streben der falſchen Klugheit, das ſelbſt iſt. Sage niemand, daß die Behauptung, es gebe keine andere, als die ſittliche Klugheit eine uberſpannte ſey. Gerade die nüchternſte Beobachtung und Zergliederung iſt es, welche am entſcheidenſten für dieſe Behauptung ſpricht. Rechnet jener Klugheit nach, welche Reichthum, äußere Ehre, Rang, Anſehen, ſinnlichen Genuß, als ihre höchſten Zwecke verfolgt, wie viel ſie die Erreichung dieſer Zwecke — wenn ſie ſie doch erreicht — koſte, und wie Percente an Lebensgluck ſie bey ihrer Muhe, bey ihrem raſtloſen Pläneſchmieden, bey dem Zwange, welchen ſie ſich auflegt, und der Anfeindungen gewinne, welchen ſie ſich ausſetzt, die oft unerwartet ſie um die Frucht all' ihrer Sorgen bringen, und gegen welche ſie jeden Augenblick auf ihrer Huth ſeyn muß. Allein die Rechnung läßt ſich noch auf eine andere Weiſe anſtellen, bey welcher das Ergebniß noch klarer und beſtimmter hervortritt. Wenn jene eingebildete Klugheit die äußeren Vortheile durch Liſt, Schlauheit, Verſtellung, Winkelzüge und Intriguenmacherey zu erreichen ſucht — wenn ſie doch etwas erreicht: wie viel würde ſie erreicht haben, wenn ſie alle Mühe und Anſtrengung, welche ihr jene Kunſtgriffe gekoſtet haben, auf ein feſtes, beharrliches Streben gewendet hätte, durch redliche Mittel zu jenen Vortheilen zu gelangen? Die Frage: was würde ich, oder was würde ein Anderer erreicht haben, wenn er in einem beſtimmten Falle, ſtatt von einer falſchen und trügeriſchen, von der wahren Klugheit ſich hätte leiten laſſen, iſt mehr als alle möglichen philoſophiſchen Deduktionen geeignet, uns die Richtigkeit der erſteren, und den ſicheren Werth der letzteren auf das überzeugendſte erkennen zu laſſen.

40.

Wenn man Weltklugheit als eine beſondere Art von Klugheit unterſcheidet: ſo hebt man den Unterſchied eben wieder auf, wenn man unter derſelben die Geſchicklichkeit verſteht, auf Andere einen ſolchen Einfluß auszuüben, daß ſie geneigt werden, unſere Abſichten zu befördern. Denn darauf iſt ja alle Klugheit geſtellt: da wir alle unſere, auf das äußere Leben gerichteten Abſichten nur durch Andere erreichen können. Grund zur Unterſcheidung iſt inzwiſchen vorhanden. Denn, was wir gewöhnlich Weltklugheit nennen, unterſcheidet ſich von der Klugheit im Allgemeinen dadurch, daß jene ihre Abſichten zunächſt durch wirkliche oder ſcheinbare Nachgiebigkeit gegen die Anſichten und Intereſſen Anderer zu erreichen ſucht. Können nicht ſelbſt ſittliche Zwecke eine ſolche Nachgiebigkeit fordern? Allerdings, und aus der Antwort auf dieſe Frage ergibt ſich von ſelbſt die Norm für die Beurtheilung aller Weltklugheit. Da ſittliche Zwecke nie durch unſittliche Mittel erreicht werden dürfen: ſo iſt die Nachgiebigkeit gegen die Anſichten und Intereſſen Anderer überall erlaubt, wo ſie keine ſittliche Pflicht verletzt. Inzwiſchen iſt damit nur im Allgemeinen ein Grundſatz für ihre Beurtheilung gegeben. Denn, wenn dieſe den Werth derſelben bey Andern genauer beſtimmen will: ſo wird ſie unterſuchen müſſen, wie viel oder wie wenig Nachgiebigkeit die individuelle Ausbildung ihres ſittlichen Gefühles ihnen erlaubt habe.

Eine luſtige Seite gewinnt die Betrachtung der Weltklugheit, wenn man ſich an die etymologiſche Bedeutung des Wortes hält: da die Welt von jeher in dem Rufe ſteht, thöricht, und mitunter ein bischen toll zu ſeyn.

41.

Wo immer die Nachgiebigkeit gegen die Anſichten und Intereſſen Anderer eine ſittliche Pflicht verletzt: da trifft ſie auch der Vorwurf der Falſchheit, in ſo fern ſie ſich nämlich eines Widerſpruches mit ihrer eigenen Überzeugung, und einer Abſicht, ihr eigenes Intereſſe auf dieſe Weiſe zu fordern, klar bewußt iſt.

Denn es gibt auch eine Falſchheit, die ſich ihrer nur halb bewußt iſt, weil ſie ſich, meiſtens aus Flachheit, für den Augenblick wenigſtens, überredet, daß ſie wirklich in die Intereſſen des Anderen eingehe. Eine andere Art von Falſchheit iſt ſich ihrer um ſo beſſer bewußt; obwohl ſie eigentlich das Gehäßige der Vorſtellung nicht trifft, welches wir mit dieſem Ausdrucke zu verbinden pflegen. Es gibt nämlich Menſchen, die, auch wenn ihre Zwecke die unſchuldigſten ſind, dieſe nie auf geradem offenen Wege, ſondern immer auf Unwegen zu erreichen ſuchen, und die unaufhörlich gegen Weib, Kind, Geſchwiſter, Verwandte, Freunde, Einheimiſche und Fremde, kurz gegen die ganze Welt intriguiren, um das zu erlangen und durchzuſetzen, was ſie unbedenklich begehren, und mit weit geringerer Mühe erhalten konnten. Ein ſolches Verfahren iſt, in der Regel, das eines kleinlichen Geiſtes, der den Tick hat, für ſchlau und fein gelten zu wollen, und, weil er ſein Spiel großentheils mit ſich ſelbſt macht, ſich ſelbſt auch leicht dafür gelten kann; wobey dann noch der Reiz des Geheimniſſes das ſeinige thut. Allein dieſer Geſchmack an einem, an ſich ſelbſt durchaus unſchuldigen Intriguiren findet ſich auch bey Männern vom ſchärfſten Geiſte — man denke an Spittler — wenn gleich gewiß weit ſeltener. Es macht ihnen Vergnügen, ſich mit den verſchlungenen Kombinationen eines ſo künſtlichen Verfahrens zu beſchäftigen; es iſt ein Spiel für ſie, deſſen Fäden ſie allein in den Händen halten, oder zu halten glauben; ein Streben nach Herrſchaft, welche Herrſchaft ſie lieber ihrem Witze, als offen dargelegten und geltend gemachten Anſprüchen verdanken wollen. Unſchuldig bleibt inzwiſchen ein ſolches Spiel immer nur ſo lange, als es ſeine Zwecke und Mittel ſind; und mißlich immer, weil es leicht über dieſe Gränze hinausführt.

Ganz verſchieden davon iſt aber jene Falſchheit, die da zu ihrem Vortheile, und zum Nachtheile des Andern betrügen *will*, und die immer zuerſt ſich ſelbſt betrügt, wenn ſie ſich bald Klugheit, bald Schlauheit, bald Feinheit nennt. Da ſie an weſentlichem Gewinn immer weniger erreicht, als ſie durch Offenheit und Ehrlichkeit erreichen würde: ſo iſt ſie auch immer ein ſicheres Zeichen von Verkehrtheit, und wie hohes Spiel ſie auch ſpiele, mit wie viel Gewandtheit, Liſt und Schlauheit ſie ihr Spiel auch karte, von Beſchränktheit des Geiſtes: ſo wie man ſie nie von Feigheit losſprechen kann, mit wie viel Keckheit ſie ihre Plane auch anlege und durchführe. Von allen Fehlern der menſchlichen Natur verdienet die Falſchheit den unbedingteſten Haß: denn ſie untergräbt alle Sicherheit und allen frohen Genuß des Lebens, deren Grundfeſte die Treue iſt.

Wie haſſenswerth aber die Falſchheit auch ſey: nur der *thatſächliche* Widerſpruch mit der geäußerten Geſinnung oder Empfindung, bey der unzweydeutigen Abſicht durch dieſe zu täuſchen, kann zu dem Vorwurf derſelben berechtigen. Geringer ſcheint hier die Gefahr zu irren, als in vielen anderen Fällen: und doch iſt ſie hier eine doppelte. Denn in Auffaſſung der Thatſache können wir irren, die uns zunächſt den Widerſpruch zu begründen ſcheint, und in Beurtheilung der Geſinnung. Nicht die Geſinnung, welche wir bey dem Andern vorausſetzen, oder die wir ihm angedichtet haben: ſondern die, welche er thatſächlich geäußert hat, muß hier dem Urtheile unterlegt werden.

42.

So kurz, als möglich, will ich über die Sippſchaft der Falſchheit, über Häucheley, Gleißnerey und Chicane wegzukommen ſuchen.

Die Häucheley verſündigt ſich frech an der Wahrheit, deren ächtes Gold ſie in falſche Münze ausprägt; ſie verhöhnet die Tugend, indem ſie ſie nachäfft; ſie betrügt mit vollem Bewußtſeyn ihrer Abſicht, wenn gleich nicht immer mit vollem Bewußtſeyn ihrer Schändlichkeit; ſie betrügt und ſpottet hinterher desjenigen, welchen ſie getäuſcht hat. Dabey iſt ſie immer ſchwach und mattherzig; zu kraftlos zur Tugend, und zu feig zum Laſter.

Verächtlich iſt der Häuchler; aber noch verächtlicher iſt der Gleißner: denn dieſer fügt zur Häucheley noch den Schein eines ſtillen, frommen Gemüthes; ſanfter Güte, eines innigen Wohlwollens, und ſchüchtener Demuth. Am verächtlichſten iſt der Schächer. Er will nicht bloß den Schein der Tugend haben: er will Unrecht thun, und ſeine Leidenſchaften, Habſucht, Haß, Mißgunſt und Boßheit befriedigen, unter dem Scheine des Rechts. Sein Element iſt daher die Chicane. Minder haſſenswerth vielleicht, aber verächtlicher von Seite ſeines Verſtandes, iſt er: wenn er ſeiner Schändlichkeit halb ſich bewußt iſt, und ſich ſelbſt betrügt, während er Andere zu betrügen geſchäftig iſt.

43.

Auch die Schmeicheley iſt eine Art von Häucheley: denn der Schmeichler gibt ſich in der Abſicht, das Wohlwollen eines Andern zu erſchleichen, den Schein, für ihn eine Achtung, Verehrung oder Bewunderung zu empfinden, die mit ſeiner wirklichen Schätzung deſſelben im Widerſpruch ſteht. Zum moraliſchen Fehler wird ſie alſo durch die ſelbſtbewußte Abſicht der Täuſchung: denn es gibt auch ein Überſchätzen der Vorzüge eines Andern aus der Abſicht, ihn zu ermuthigen, nach den Vorzügen zu ſtreben, die wir bey ihm vorausſetzen; z. B. in der Erziehung. Falſchheit iſt ſie inzwiſchen auch hier, und das Mittel immer mißlich. Das Beſte iſt es gewiß, immer den Zögling klar und ſcharf erkennen zu laſſen, was er geleiſtet; was er noch zu leiſten habe; und unter welchen Bedingungen er dieſen Forderungen zu entſprechen vermöge.

Das Erſte in Betreff der Beurtheilung der Schmeicheley iſt, daß wir ſie nicht dort ſehen, wo ſie nicht wirklich vorhanden iſt; da die beyden Extreme einer ſehr beſchränkten, wie einer überwiegenden Einſicht, auf den Lobenden den falſchen Schein des Schmeichelns werfen können. Außerdem entſcheiden die beſonderen Abſichten des Schmeichlers; ſeine

Perſönlichkeit; die desjenigen, welchem er ſchmeichelt; und der größere oder geringere Zuſatz von Lügenhaftigkeit in dem Lob ſelbſt, über den höheren oder minderen Grad ihrer Verwerflichkeit. Die gefährlichſten Schmeichler ſind nicht, wie man oft behauptet hat, diejenigen, welche ihrem Lobe durch einen Zuſatz von Tadel, der oft ſelbſt wieder zum Lobe wird, den Schein der Unparteylichkeit zu geben wiſſen: ſondern diejenigen, welche nur das loben, was wirklich lobenswerth iſt; aber dieſem Lobe eine weitere Ausdehnung und eine höhere Farbe geben, als mit der Wahrheit übereinſtimmt. Mehr, als alle anderen Schmeichler, verderben ſie den Charakter: indem ſie ſich unmittelbar an das richtige Selbſtgefühl wenden, um es zu bethören und irre zu leiten.

Übrigens gleicht die Schmeicheley gewiſſen Waaren, die, wenn ſie auch ſtark geſucht werden, dennoch keinen bedeutenden Gewinn abwerfen, weil ihr Vertrieb mit mancherley Einbußen verknüpft iſt. Bey dem Schmeichler ſind dieſe Einbußen die ſeiner Selbſtſtändigkeit, ſeiner eigenen Achtung, und der Achtung Anderer. Wie oft verrückt die anfängliche Schmeicheley nicht ſein ganzes Verhältniß zu demjenigen, welchem er ſchmeichelt, und wird zum Seile, an welchem dieſer ihn feſthält, oder mit dem er ihn abwürgt.

Kriecherey iſt Schmeicheley und Unterwürfigkeit bis zur eigenen Entwürdigung. Die Beurtheilung kann ihr alſo nicht leicht Unrecht thun. Nur das mag bemerkt werden, daß wir nicht jede Unterwürfigkeit irgend eines, vielleicht tauſendfach abhängigen armen Tropfes, wenn ſie ſich nur nicht zu unſittlichen Dienſtleiſtungen hergibt, Kriecherey nennen, und ſie nicht verwechſeln müſſen mit freywilliger Entwürdigung aus Niederträchtigkeit.

44.

Die fünfte Tendenz zur Bildung iſt die zur *Geſelligkeit*. Geſelligkeit iſt die Geneigtheit zu freundſchaftlichem Verkehr mit Anderen, aus Wohlgefallen an einem ſolchen Verkehr, ohne die nächſte Rückſicht auf praktiſchen Nutzen. Denn gibt es gleich eine Geſelligkeit und Ungeſelligkeit auch im Geſchäftsleben: ſo wird ſich die erſtere, in ſo fern eine Verbindung mit mehreren nicht in der Natur des Geſchäftes ſelbſt bedingt iſt, doch auch hier auf jenes Wohlgefallen an freundſchaftlichem Verkehr mit Andern zurückführen laſſen, welches das Element aller geſelligen Bildung iſt.

45.

Da wir unſere ſittlichen, wie unſere intellektuellen Anlagen nur im Verkehr mit Andern ausbilden können: ſo tritt die Geſelligkeit, in ſo fern wir bey denſelben dieſen Zweck im Auge haben, und auf eine entſprechende Weiſe zu erreichen ſuchen, in die Reihe der moraliſchen Vorzüge. Darum aber darf *Ungeſelligkeit* nicht unbedingt als ein moraliſcher Fehler betrachtet werden. Dazu wird ſie nur, wo ſie jenen Zweck mit Bewußtſeyn bey Seite ſetzt, oder aus einer, mit dem Wohlwollen für Andere unverträglichen Gemüthsſtimmung hervorgeht. Das muß alſo die Beurtheilung in jedem einzelnen Falle ſorgfältig unterſcheiden. Wie Vieles gibt es nicht, was ganz mit Unrecht den Vorwurf der Ungeſelligkeit veranlaſſen kann. Mancher flieht die Geſellſchaft aus natürlicher Schüchternheit, aus dem Gefühl, daß er den Forderungen, welche ſie macht, und die er ſelbſt in dieſer Hinſicht an ſich ſtellt, nicht genügen könne; aus Behutſamkeit, nicht in Verbindungen hineingezogen zu werden, die er für ſich nachtheilig hält; oder aus einem überwiegenden Hange zu einer ruhigen, in ſich ſelbſt abgeſchloſſenen Lebensweiſe. Denn wie Vieles ſich auch zum Lobe der Geſelligkeit mit vollſtem Rechte ſagen läßt: ſo dringt ſie uns doch auch manches fremde Element auf, das nicht Jeder mit gleicher Leichtigkeit abweiſen, oder ſich aneignen mag. Auch ſcheint es faſt billig, daß wir, ehe wir dem Andern den Vorwurf der Ungeſelligkeit machen, uns die Frage ſtellen, in wie fern er, aus was immer für Urſachen, im geſelligen Verkehr mit uns ſich gefallen könne.

46.

Die Grundlagen alles geſelligen Verkehrs, wenn dieſer ein heiterer und erfreulicher ſeyn ſoll, ſind Vertrauen, Beſcheidenheit, Verträglichkeit, und Achtung für Anſtand und gute Sitte.

Vertrauen iſt nicht bloß die Bedingung alles geſelligen, ſondern alles menſchlichen Verkehrs, ohne welchen das Leben in jedem Verhältniſſe ein fortwährender Zuſtand des Krieges wäre. Denn, wo das Vertrauen aufhört, da fängt das Mißtrauen an, und jede ſchlimme Wirkung, die es in ſeinem Gefolge hat: Abneigung, überſpannte Empfindlichkeit, Gehäſſigkeit. Wie wäre ein unbefangener, wie alſo wäre ein heiterer Verkehr mit denjenigen möglich, denen wir nicht vertrauen, und von welchen wir beſorgen, daß ihre lauernde Tücke jedes unbefangene Wort für uns zur Schlinge drehe.

Iſt der Menſch zum Vertrauen, oder zum Mißtrauen geſchaffen? Gewiß zum Vertrauen; denn immer entwickelt es ſich vor dem Mißtrauen; immer ſträubt er ſich gegen dieſes, bis es ihm aufgedrungen wird. Die eigene Erfahrung dringt es ihm auf; nicht ſeine im Allgemeinen ſich erweiternde Kenntniß des Menſchen. Die letztere kommt nur ſeiner Erfahrung zu Hülfe; und im Ganzen gleichen ſich hier gewiß die Gründe für Vertrauen und Mißtrauen zum Vortheile der Gattung aus; man müßte denn annehmen, daß die menſchliche Natur überhaupt mehr böſe, als gut ſey. Immer iſt es alſo die Erfahrung getäuſchten Vertrauens, welche das Mißtrauen erzeugt: alſo ein beſonderer Fall, deſſen Ergebniß nur für ähnliche Fälle unter denſelben Bedingungen eine gültige Anwendung haben kann.

Hier iſt es, wo das Mißtrauen zur Schwäche und zum Fehler wird; wenn es ſich nämlich über das Individuum, welches unſer Vertrauen getäuſcht hat, hinaus erſtreckt. Die Ähnlichkeit äußerer Verhältniſſe, welchen Namen ſie immer führen mögen, und ſelbſt die Ähnlichkeit der Intereſſen bey mehreren Individuen kann es nie rechtfertigen: weil jede Täuſchung des Vertrauens zuletzt vom Charakter ausgeht, und der Einfluß der äußeren Verhältniſſe von dieſem abhängt. Wohl aber erſcheint jedes Mißtrauen als ein begründetes bey dem Individuum, zu welchem der Charakter deſſelben Veranlaſſung gegeben: ſo lange nicht dieſer ſelbſt in ſeinen weſentlichen Zügen ſich umgewandelt hat.

17.

Bey der Beurtheilung des Mißtrauens gegen das Individuum kommt alſo Alles darauf an, wie viel gegründete Urſache es von Seite ſeines Charakters dazu gegeben habe. Wo es ſich über das Individuum hinaus erſtreckt, und wo es moraliſcher Fehler wird, kann nur die größere oder geringere Ähnlichkeit der Charaktere bey ähnlichen Verhältniſſen und Intereſſen über den Grad ſeiner Verwerflichkeit entſcheiden; wobey noch in Berechnung zu nehmen, wie empfindlich dem Mißtrauenden die erſte Täuſchung ſeines Vertrauens geweſen, und wie viel Schlimmes oder Unangenehmes er für ſich, und vielleicht auch für Andere, bey einer zweyten zu befahren habe. Darum ſollten Vorſicht und Behutſamkeit in dieſer Hinſicht nicht ſo oft, als es geſchieht, mit der gehäßigen Beſchuldigung des Mißtrauens belegt werden.

18.

Die ſchönſte Blüthe des Vertrauens iſt Offenheit. Einem edlen Gemüthe iſt ſie Bedürfniß; weil ihm nicht nur überlegte Falſchheit, ſondern Alles, was einer ſolchen nur von ferne ähnlich ſieht, peinlich und zuwider iſt. Es will durchaus wahr ſeyn, und fühlt ſich nur dann wohl, wenn es das ſeyn kann.

Unbedingte Offenherzigkeit iſt ein Ideal. Es gibt keinen ſo untadelhaften Menſchen, der nicht etwas zu verſchweigen hätte. Und was ſchützt auch die unſchuldigſte Offenherzigkeit vor Mißdeutung? Man hat den Grundſatz aufgeſtellt: Behandle deinen Freund ſo, als wenn er einſt dein Feind werden ſollte. Die Betrachtung dieſes Grundſatzes iſt geſchickter als Alles Andere, das Nachdenken über die Gränzen der Offenherzigkeit ins Klare zu ſetzen. Er iſt herb; ſehr herb, ich geſtehe es: aber er enthält etwas Wahres. Auch unſer zuverlaßigſter Freund kann ſich in einen Feind verwandeln. Sollen wir alſo auch den Freund mit Mißtrauen und Zurückhaltung behandeln? Wer möchte das behaupten! Nur nicht unbedingt ſollen wir ihm uns hingeben. Die unbedingte Hingebung iſt es, wodurch die Offenherzigkeit jederzeit zur Thorheit wird, wo ſie nicht eben in voller Unbedingtheit durch eine ſittliche Pflicht geboten wird.

19.

Die Beurtheilung der Offenherzigkeit muß jederzeit auf die Prüfung der Gründe baſiren, welche ſie zum Vertrauen hat. Das inzwiſchen entſcheidet nur, ob ſie überhaupt beſonnen oder unbeſonnen. Auch auf die Gründe, welche in demjenigen liegen, deſſen Offenherzigkeit wir beurtheilen, müſſen wir Rückſicht nehmen. Es gibt hier eine Unbefangenheit und Kindlichkeit der Natur, die ſich zur offenbarſten Darlegung ihrer Fehler und Schwächen gedrängt fühlt, weil ſie dieſelben dadurch vor ſich ſelbſt abbüßt; es gibt hier eine gedankenloſe Unbeſonnenheit; es gibt einen Stolz und einen Übermuth, der es nicht der Mühe werth findet, ſeine Fehler zu verbergen; ein Grad von Selbſtgefühl weſentlicher Vorzüge, das im offenen Geſtändniſſe ſelbſt von Fehlern, die ihm für unbedeutend gelten, eine Befriedigung ſucht; und es gibt endlich eine tiefe Falſchheit, die geringere Fehler offen darlegt, um den Schein der höchſten Aufrichtigkeit zu erſchleichen, und gröbere Vergehungen um ſo ſicherer verſtecken zu können.

50.

Nur in unſeren eigenen Angelegenheiten können wir offenherzig ſeyn; in fremden gilt es Verſchwiegenheit. Nicht verſchweigen können, was einem Andern nachtheilig ſeyn wird, oder ſeyn kann; iſt, wo keine ſittliche Pflicht uns zum Reden auffordert, immer und überall eine unmännliche Schwäche. Nur müſſen wir auch hier darauf Rückſicht nehmen, in wie fern derjenige, dem ſie zur Laſt fällt, die wirklichen oder möglichen Folgen ſeines Mangels an Verſchwiegenheit beabſichtigte, oder vorausſehen konnte.

Das beſte Mittel, ſich der Verſchwiegenheit eines Andern zu verſichern, iſt das, ihm nichts zu vertrauen. Nur das Geheimniß gehört dein, ſagt ein arabiſches Sprichwort, welches du allein weißt.

51.

Beſcheidenheit beſteht theils darin, daß wir unſere Vorzüge überhaupt nach einem mäßigen Maßſtabe ſchätzen, theils darin, daß wir auf die Anſprüche an Anerkennung, zu welchen erworbene oder zufällige Vorzüge uns berechtigen, aus Rückſicht auf die Anſprüche Anderer freywillig Verzicht leiſten.

Von demjenigen, was die Beurtheilung der Beſcheidenheit im Allgemeinen fordert, iſt bereits im vorigen Buche geſprochen worden: ſo, daß hier nur in engerer Beziehung auf die Forderungen der gebildeten Geſellſchaft davon die Rede zu ſeyn braucht. Die geſellſchaftliche Beſcheidenheit zeichnet ſich vorzüglich dadurch aus, daß ſie, indem ſie von ihren Anſprüchen aus Rückſicht auf Andere etwas aufgibt, dieſes in der Abſicht thut, ihnen dadurch angenehm zu werden, und ſich ihnen gefällig zu erweiſen. Sie hat alſo ihren nächſten Grund weder in der natürlichen Beſcheidenheit eines gemäßigten und wohlgeordneten Selbſtgefühls, noch im Wohlwollen gegen Andere, obwohl beyde an ihr Theil haben können: ſondern in der Anerkennung der Forderungen, welche die ſogenannte gute Geſellſchaft zu machen pflegt; weßwegen ſie auch eine leere Form, und eine bloße Maske ſeyn kann. Denn überall ſind die Forderun gen der ſogenannten guten Geſellſchaft nur auf ein Äußerliches geſtellt; überall frägt ſie wenig nach dem Kern und Weſen, und überall iſt es ihr zunächſt um die Form zu thun. Da es ihre höchſte Aufgabe iſt, die Reibung im geſelligen Verkehr auf den möglichſten Grad zu vermindern: ſo muß ſie einerſeits diejenigen Eigenſchaften am höchſten anſchlagen, durch deren Mangel jene Reibung am leichteſten erzeugt und unterhalten wird — nichts aber erzeugt ſie leichter, als ein allzuunbedingt hervortretendes Selbſtgefühl: — und andererſeits muß ſie jenes hohe Gewicht auf die äußere Form legen, weil eben nur dieſe das allgemein Bedingende und Begränzende iſt.

52.

Wenn nun jene Beſcheidenheit, welche aus der bloßen Rückſicht auf die Forderungen der ſogenannten guten Geſellſchaft entſteht, gleich kein ſittlicher Vorzug genannt zu werden verdient, indem ihr ein ſittlicher Beweggrund mangelt: ſo darf die Beurtheilung derſelben doch ihren unbedingten Werth nicht verkennen; am wenigſten aber darf ſie dieſelbe mit Falſchheit und Häucheley verwechſeln, ſo lange ſie nicht wirklich in dieſe ausartet. Hingegen ſollte wieder jene Geſellſchaft, die ſich vorzugsweiſe die feine und gebildete nennt, und von welcher man daher auch eine feine Unterſcheidungskraft zu fordern berechtiget iſt, nicht jeden Verſtoß gegen die von ihr feſtgeſtellte Form der Beſcheidenheit, als natürliche Unbeſcheidenheit beurtheilen, oder vielmehr ſie nichſo ſchonungslos verurtheilen, als ſie das meiſtens zu thun gewohnt iſt.

53.

Man ſollte Dringlichkeit (Andringlichkeit, wie man früher ſagte) durchaus ſchärfer von Zudringlichkeit unterſcheiden. Mit dem letzteren Ausdruck verbinden wir immer den Begriff einer Vernachläßigung der Rückſichten, die wir Andern ſchuldig ſind, aus Nichtachtung dieſer Rückſichten: die erſtere kann ohne eine ſolche Nichtachtung Statt finden. Dringlichkeit kann aus dem Drange der Umſtände, aus dem Bedürfniſſe der Hülfe und des Beyſtandes, oder aus einem wohlbegründeten Recht auf dieſe hervorgehen: ja ſie kann ſelbſt eine ſittliche Pflicht ſeyn. Immer ſollten wir daher zuerſt das Recht des Andern an unſere Theilnahme, und dann, in welchem Grade er derſelben bedürfe, berechnen, ehe wir ſeine Dringlichkeit als freche Zudringlichkeit verwerfen.

54.

Die Verträglichkeit beſteht darin, daß wir Kränkungen, die keine ſittliche Pflicht abzuweiſen gebietet, von Andern leicht ertragen, um unſer freundſchaftliches Verhältniß zu dieſen nicht zu unterbrechen oder aufzuheben. Sie iſt alſo keineswegs eines und daſſelbe mit Umgänglichkeit (Verträglichkeit in einer beſonderen Beziehung), mit Nachgiebigkeit oder mit Sanftmuth; und am allerwenigſten mit Unempfindlichkeit. Der Verträgliche empfindet die Kränkung; aber er geht darüber hinaus, oder er gibt Anſprüche, welche beeinträchtigt werden, auf, um nicht ein freundſchaftliches Verhältniß zu denjenigen aufgeben zu müſſen, von welchen er gekränkt oder beeinträchtiget wird.

Der Grad von Empfindlichkeit für die Kränkung gibt alſo die Norm zur Würdigung der Verträglichkeit, keineswegs die Kränkung ſelbſt: da vorausgeſetzt wird, ſie ſey eine ſolche, welche keine ſittliche Pflicht — die Pflicht z. B., die Ehre zu bewahren, als eine ſolche mit eingeſchloſſen, zu ertragen verbiete.

55.

Nicht eben ſo leicht, wie meiſtens die Verträglichkeit, iſt es, die Unverträglichkeit richtig zu beurtheilen. Hier liegen die Urſachen nicht immer ſo klar vor, als ſie ſich gewöhnlich bey der Verträglichkeit ausſprechen. Im Allgemeinen liegt ihr allerdings eine überſpannte Empfindlichkeit zum Grunde; aber wie verſchieden können nicht die Urſachen derſelben ſelbſt ſeyn? ein richtiger, aber vielleicht zu ſchroff gefaßter Begriff von dem, was der Ehre nachtheilig; äußere Verhältniſſe, welche die Beleidigung in ein Licht ſtellen, in welchem ſie Andern größer erſcheint, als ſie an ſich ſelbſt iſt; und vor allen eine, durch weſentliche und anhaltende Kränkungen erzeugte Empfänglichkeit auch für geringere und unweſentlichere. Für jeden Fall wird es gut ſeyn, wenn wir früher nach allen dieſen Umſtänden fragen, ehe wir einem Andern ohne Umſtände den Vorwurf der Unverträglichkeit aufbürden.

56.

Anſtand iſt die Übereinſtimmung unſeres Betragens und unſerer äußeren Erſcheinung mit den Geſetzen des Schicklichen. Schicklich aber iſt, was in dieſer Hinſicht der Achtung für unſere äußeren Verhältniſſe gemäß iſt. Die Forderung des Schicklichen beruhet nun hier entweder auf der Natur dieſer Verhältniſſe im Allgemeinen; oder auf ihren ſittlichen Verpflichtungen; oder endlich auf konventioneller Meinung. Es gibt alſo einen dreyfachen Anſtand: einen natürlichen, einen ſittlichen, und einen konventionellen.

57.

Die richtige Beurtheilung, ob irgend etwas im Betragen eines Andern dem natürlichen oder ſittlichen Anſtande gemäß ſey, hängt bey Jedem, der da urtheilt, von der Ausbildung, nicht ſeines eigenen Gefühles, ſondern ſeines Sinnes für das Schickliche ab. Denn da das Schickliche in der Natur oder in den ſittlichen Verpflichtungen eines jeden Verhältniſſes bedingt iſt: ſo handelt es ſich hier um ein klares Erkennen desſelben, als eines Allgemeingültigen, nicht um das individuelle Gefühl des Einzelnen. Dieß iſt es, was man bey der Beurtheilung des Anſtändigen gewöhnlich aus den Augen läßt. Wenn dieſer Grundſatz die Forderungen des Anſtandes einerſeits ſtrenger begründet, als man ſie ſonſt zu begründen pflegt: ſo beſchränkt er dafür andererſeits ihre Willkür.

58

Wer die Forderungen des natürlichen oder ſittlichen Anſtandes verletzt, der zeigt, daß er ſie entweder nicht kennt, oder nicht achtet. Hier dürfen wir nun Keinem vorwerfen, daß er ſie nicht achte, ehe wir nicht wiſſen, in wie weit er ſie kenne. Denn in vielen Fällen kann dieſe Einſicht nur die Frucht der umfaſſendſten und erſchöpfendſten Kenntniß eines Verhältniſſes ſeyn; und eben ſo kann es geſchehen, daß wir einem Andern Nichtachtung des Schicklichen vorwerfen, weil unſere eigene Einſicht darüber nur von der Oberfläche geſchöpft iſt. Natürlich iſt dieſes am öfteſten dann der Fall, wenn wir über das Schickliche ſolcher Verhältniſſe urtheilen, die uns ſelbſt ſehr ferne liegen.

59.

Nicht auf gleiche Weiſe, wie mit dem natürlichen und ſittlichen, verhält es ſich mit dem *konventionellen* Anſtand. Das Schickliche desſelben beruht zum Theil auf der Willkür der Meinung. Zum Theil; nicht durchaus: denn bey allen Völkern gibt es gewiſſe äußere Zeichen und Formen für die Äußerung der Achtung und des Wohlwollens gegen Andere, die nicht nur darum nicht mehr für willkürlich gelten können, weil ſie durch allgemeine Übereinſtimmung ſeit Jahrhunderten feſtgeſtellt: ſondern auch ihrer Natur nach, jener Abſicht entſprechend ſind, und daher einen Grund ihrer Geltung in ſich ſelbſt haben. Dazu aber gehören keineswegs jene ewig wechſelnden Geſetze des Anſtandes, welche von den Launen jeder Geſellſchaft ausgehen, welche ſich mit ſo rühmlicher Beſcheidenheit die große, feine und gebildete Welt nennt. Dieſe beruhen auf reiner Willkur, und ſind oft dem natürlichen Anſtande geradezu entgegen; wie z. B. die jetzt beliebte Sitte, die Nägel recht lang wachſen zu laſſen, die eben ſo unfläthig, als lächerlich iſt.

60.

Wer von der ſogenannten feinen Welt abhängt, oder durch ſie ſein Glück machen will, der muß ſich nach ihren Launen bequemen, wie widerſinnig ſie auch ſeyn mögen. Aber in Betreff der Beurtheilung jener jungen und alten Gecken, deren ganzes Sinnen, Denken und Trachten dahin geht, ſich den Forderungen des guten Tones, des feinen Tones, des großen Tones, des gewählten Tones, des ausgeſuchten Tones gemäß zu kleiden, zu meubliren, zu konverſiren, zu mediſiren ꝛc. — in Betreff dieſer Geſchöpfe weiß ich nichts Anderes zu ſagen, als was Porzia über ihren franzöſiſchen Bräutigam ſagt: Gott hat ſie geſchaffen: alſo laßt ſie für Menſchen gelten. Wenn ſie inzwiſchen dabey arrogant und übermüthig ſind, wie ſehr oft die jungen, oder wenn ſie es bis zur Karikatur treiben, wie ſehr oft die alten Gecken von gutem Tone: ſo ſcheint ihnen jene Begünſtigung ihres äußeren Ausſehens nicht wohl zu Guten zu kommen, und ſie ſcheinen richtiger als eine dem Menſchen höchſt ähnliche Art von Affen, denn als wirkliche Menſchen, betrachtet werden zu können.

Wem ſollte auch ein Grad von Flachheit des Geiſtes, welche für nichts, als für Erbärmlichkeiten Sinn hat, und der nicht einmal dieſe Erbärmlichkeiten als eigen zugehören, nicht verächtlich ſcheinen. Wenn hin und wieder auch ein Mann von Geiſt theilweiſe die Geckerey mitmacht: ſo iſt ſie, wie bey einigen hiſtoriſchen Charakteren, bald Laune oder Kaprice; bald — und noch öfter Maske.

61.

Vielleicht zeigt ſich der Unterſchied zwiſchen ächter Humanitätsbildung, und jener, welche die ſogenannte feine Welt fordert - ich ſehe wohl ein, daß dieſer öfter wiederkehrende Ausdruck: ſogenannte, etwas Befremdendes hat: aber wie ſich helfen, wo Alles hohle Form, und daher jede Bezeichnung von vorne herein falſch iſt? — in nichts auffallender, als in Betrachtung des Zartgefühles. Es beſteht darin, daß wir Alles vermeiden, was dem Andern auch nur durch eine zufällige Beziehung unangenehm oder ſchmerzhaft ſeyn könnte. Die ſogenannte feine Welt fordert dieſes Zartgefühl; und wenn ſie es nicht abſichtlich, und dann meiſtens recht boshaft und ſchneidend verletzt: ſo läßt ſie dieſe Forderung von ihrer beſten Seite erſcheinen. Ihre beſte Seite iſt es nämlich, daß ſie — die abſichtliche Bosheit ausgenommen — es ſorgfältig vermeidet, Andere aus Unachtſamkeit oder Rückſichtsloſigkeit zu verletzen. Die Humanität fordert und leiſtet das Nämliche; aber ſie iſt behuthſam, ſchonend, und zartfühlend aus Wohlwollen und Mitgefühl; ſie hüthet ſich eine Seite anzuſchlagen, die in der Bruſt des Andern ſchmerzlich vibriren könnte, weil ſie dieſen Schmerz vorempfindend theilt; und hat ſie es zufällig, ohne ihr Wiſſen und Wollen, wirklich gethan: ſo weiß ſie durch Mitgefühl an fremden Schmerzen die Wunde zu heilen, für welche die Feinheit der feinen Welt keinen anderen Balſam hat, als, wenn es hoch kommt, kahle Floskeln.

Und was wird leichter hier jeden Mißgriff vermeiden? das leiſe Gefühl theilnehmender Humanität; oder die umſichtige Berechnung theilnahmsloſer Feinheit und Geſchliffenheit.

62.

Am Schluſſe dieſes Buches will ich noch Einiges über die Beurtheilung Anderer rückſichtlich ihrer Urtheile über uns ſelbſt und Andere beyfügen: alſo über die Beurtheilung der Beurtheilung Anderer; ſo wie über das Verhalten rückſichtlich jeder fremden Beurtheilung.

Wenn es ſo ſchwer iſt, Andere richtig zu beurtheilen, wie dürfen wir es ihnen ſo hoch anrechnen, wenn ſie in der Beurtheilung unſrer ſelbſt irren, oder einen Mißgriff begehen? abgerechnet, daß uns rückſichtlich ihrer daſſelbe begegnen kann, oder vielleicht wirklich begegnet iſt: weil allerdings unſere eigenen Fehler die Fehler Anderer nicht aufheben, aber uns nachſichtiger dagegen machen ſollten.

Das Erſte, was wir hier zu thun haben, iſt, daß wir den Irrthum von der Böswilligkeit oder

Leidenſchaftlichkeit ſcheiden. Aber ſehr wenig iſt hier gethan, wenn wir im Allgemeinen fragen, was in dem Urtheile Anderer Irrthum ſey. Wir müſſen uns durchaus in den Standpunkt des Andern verſetzen; wir müſſen, ſo zu ſagen, mit ſeinen Augen ſehen, und uns aus der Berechnung ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit begreiflich zu machen ſuchen, warum er in ſeinem Urtheile auf ſolche Weiſe irrte, und warum er ſo irren mußte.

Billiger iſt jede Beſchwerde über Leidenſchaftlichkeit in den Urtheilen Anderer. Allein das Recht einer ſolchen Beſchwerde iſt keineswegs ein unbedingtes. Ein unrichtiges iſt jedes leidenſchaftliche Urtheil über einen Andern: aber darum kein durchaus falſches. Es kann ſich im Grade, muß ſich aber nicht nothwendig im Weſen des Fehlers vergriffen haben.

Endlich iſt dieſes in Berechnung zu nehmen, wie viel Veranlaſſung wir ſelbſt zu dem leidenſchaftlichen Urtheil gegeben haben. Das aber gerade iſt die Berechnung, welche wir immer zuletzt anſtellen: weil wir immer, wenn wir zuerſt beleidigen, ein gutes Recht zu haben glauben, es zu thun. Dieſes präſumtive Recht aber liegt oft bloß in der geahnten oder eingebildeten nachtheiligen Meinung des Andern von uns — meiſtens aus dem Bewußtſeyn entſprungen, ſie wirklich zu verdienen — und verletzt alſo von vorne herein den Grundſatz des Thatſächlichen.

63.

Mangel an Unterſcheidungskraft, wenn nicht eine böswillige Abſicht; beleidigter Stolz und gekränkte Eitelkeit nennen jedes ihnen nachtheilige, oder auch nur mißfällige Urtheil, Verleumdung. Wenn jedes ſolche Urtheil Verleumdung genannt werden dürfte: ſo gebe es keinen Menſchen, der nicht ein Verleumder heißen müßte; denn wer hat nicht ſchon ein ſolches Urtheil ausgeſprochen, und auszuſprechen gegründete Veranlaſſung gehabt. Selbſt das irrige und leidenſchaftliche Urtheil darf nicht Verleumdung heißen, in ſo fern es nicht auf einer Erdichtung beruht, um die Ehre oder den Ruf eines Andern in ein nachtheiliges Licht zu ſetzen. Wer nicht eine in ſolcher Abſicht erdichtete Thatſache, und wer nicht eine ſolche Abſicht bey einem ihm mißgünſtigen Urtheile nachweiſen kann: der wird ſelbſt zum Verleumder, indem er den Andern der Verleumdung beſchuldiget.

Über Grund und Ungrund des Vorwurfes der Verleumdung ſetzt man ſich meiſtens am leichteſten ins Klare — vorausgeſetzt, daß man Ehrlichkeit und geſunden Sinn genug habe, um es zu wollen — wenn man denjenigen, der jenen Vorwurf einem Andern macht, bey der Frage feſthält, wodurch denn eigentlich dieſer ihn verleumdet habe.

61.

In Beziehung auf das Verhalten gegen die Urtheile Anderer ergeben ſich zunächſt zwey Extreme: Geringachtung dieſer Urtheile, und ſklaviſche Abhängigkeit von denſelben.

Vielleicht gibt es einen Grad von Selbſtſtändigkeit des Geiſtes und des Charakters, bey dem ſichern Bewußtſeyn redlichen Strebens, ſo ſittlich vollkommen zu werden, als möglich; bey dem Bewußtſeyn, gegen ſich ſelbſt vollkommen wahrhaft zu ſeyn, und einer überwiegenden Einſicht; vielleicht gibt eine ſolche Selbſtſtändigkeit des Urtheiles, der man das Recht zugeſtehen dürfte, nur auf ſich ſelbſt, nicht auf die Urtheile Anderer zu achten. Nur wird derjenige, bey welchem dieſe Bedingungen zuſammentreffen, immer am wenigſten geneigt ſeyn, ein ſolches Recht in Anſpruch zu nehmen. Eben weil er eine umfaſſende Kenntniß ſeiner ſelbſt beſitzt, weiß er, wie auch einer ſolchen ſich leicht eine verſteckte Falte des Charakters entziehe; und eben weil er ganz wahrhaft gegen ſich ſelbſt ſeyn will, iſt es ihm wichtig, die Richtigkeit ſeines eigenen Urtheils an den Urtheilen Anderer zu prüfen. Eine unbedingte Geringachtung der Urtheile Anderer im Allgemeinen iſt alſo mit einem ernſtlichen Streben nach intellektueller, wie nach ſittlicher Ausbildung, durchaus unvereinbar; und gewöhnlich mehr ein Beweis von Flachheit, Hochmuth und Eitelkeit, als von beſonnener Selbſtſtändigkeit des Geiſtes und des Charakters.

65.

Nicht das Nämliche findet Statt in Beziehung auf die Urtheile Einzelner, oder in Beziehung auf Urtheile über einzelne Beſtrebungen und einzelne Seiten unſers Charakters. Eines prüfenden Blickes ſollten wir jedes Urtheil eines Andern, auch des Beſchränkten und Befangenen, werth halten, weil auch ein Solcher gewahr werden mag, was uns ſelbſt entgangen iſt: allein alle Urtheile Anderer in die Berechnung unſeres Strebens und Betragens aufzunehmen, wäre gerade der Weg, uns um alle Selbſtſtändigkeit des Geiſtes, wie des Charakters zu bringen. Kein Urtheil eines Andern, wer es immer ſey, hat ein Recht mehr zu gelten, als es an ſich ſelbſt werth iſt. Daruber muß, wenn wir einmal zur Mündigkeit unſeres Verſtandes gelangt ſind, zuletzt jederzeit unſere eigene Prüfung entſcheiden: weßwegen denn hier Alles allein darauf ankommt, mit welchem Grade von Einſicht, Unbefangenheit und Redlichkeit wir bey derſelben zu Werke gehen.

Um nun beurtheilen zu konnen, wie viel Jemand von ſeiner Selbſtſtändigkeit mit Recht behaupte, oder wie viel er davon aufopfern ſolle, muſſen wir nicht ſowohl jede Meinung uber ſeine Beſtrebungen an ſich ſelbſt ins Auge faſſen, als die Angemeſſenheit der letzteren zu dem ganzen Inbegriff ſeiner inneren Eigenthümlichkeit, wie ſeiner äußeren Lebensverhältniſſe. Wo wir immer Urſache haben, dem Andern zuzutrauen, daß er uber ſich ſelbſt zum Bewußtſeyn gekommen, oder zu kommen ſtrebe, und mit Uberlegung zu handeln gewohnt ſey, dürfen wir immer annehmen, daß er in ſeinem eigenen Hauſe beſſer Beſcheid wiſſe, als wir ſelbſt oder Andere: und für jeden Fall werden wir gut thun, das Vertrauen auf die unbedingte Untrüglichkeit unſerer Meinungen und Rathſchläge, ſo lange auszuſetzen, bis wir uns wenigſtens ſo genau, wie Jener ſelbſt, darin werden umgeſehen haben.

66.

Seltener iſt der Vorwurf einer zu großen Abhängigkeit von fremdem Urtheil: weil dieſe unſere eigene Anmaßung weniger verletzt, als Selbſtſtändigkeit, und weil wir der Schwäche lieber verzeihen, als der Kraft. Keineswegs iſt aber jene Abhängigkeit überall ein unbedingter Beweis von Schwäche. Sie kann ein reines Produkt äußerer Verhältniſſe ſo wie eines mit Beſonnenheit ſich Unterordnens unter eine überwiegende Einſicht ſeyn. Endlich iſt eine beſtimmte Art von Abhängigkeit von der Meinung und von den Urtheilen Anderer ſogar mit der entſchiedenſten Selbſtſtändigkeit des Geiſtes vereinbar. Es gibt nämlich Menſchen von einer ſo leiſen, beſſer ſagte ich vielleicht, überſpannten Empfindlichkeit ihrer geiſtigen Organiſation, daß ſie für den Augenblick von jeder Meinung, von jedem Urtheile anderer geachteter, und oft ſelbſt verachteter Menſchen, lebhaft ergriffen werden, und ſomit davon abhängig ſcheinen: während ſie ſich die Selbſtſtändigkeit ihres eigenen Urtheils mit feſtem Sinne zu bewahren wiſſen.

Sechstes Buch.

1.

Dieſes letzte Buch ſoll von der Beurtheilung Anderer in Beziehung zu den äußeren Lebensverhältniſſen handeln, und mehr als jedes der vorhergehenden wird es das Recht anſprechen müſſen, ſeinen Gegenſtand nur aphoriſtiſch und fragmentariſch zu behandeln. Denn die Mannigfaltigkeit jener Verhältniſſe iſt ſo groß, und jedes einzelne geſtaltet ſich, für ſich ſelbſt betrachtet, auf eine ſo verſchiedenartige Weiſe: daß die umfaſſende Behandlung derſelben ein bändereiches Werk erfordern würde.

2.

Allerdings gibt es über jedes äußere Lebensverhältniß beſtimmte, aus ſeinem Weſen ſelbſt hervorgehende Grundſätze und Anſichten: allein — und hier zeigt ſich die erſte Schwierigkeit der Beurtheilung — die Kenntniß derſelben kann wenig nützen, wenn ſie nicht durch das eigne tiefere Eindringen in die Natur jener Verhältniſſe, und durch die eigne vielſeitige Betrachtung derſelben einen höheren Grad von Leben und Klarheit gewonnen hat: weil wir ſonſt, indem jedes jener Verhältniſſe, *für ſich ſelbſt*, ſich überall als ein eigenthümliches geſtaltet, leichter als in einem andern Falle, vorausgeſetzt ſelbſt, daß der erlernte Grundſatz ein richtiger ſey, die nöthige Sicherheit in der Anwendung verlieren.

3.

Wenn nun die Beurtheilung jedes Lebensverhältniſſes, nach der eigenthümlichen Art ſeiner Geſtaltung, an und für ſich ſelbſt höchſt ſchwierig iſt: ſo iſt es die richtige Auffaſſung desſelben zu der Eigenthümlichkeit des Beurtheilten gewiß in einem noch weit höheren Grade. Wie jede Beurtheilung nothwendig unrichtig ſeyn müſſe, wenn ſie hier fehlgreift, iſt bereits im erſten Buch berührt worden.

4.

Am auffallendſten zeigt ſich die Richtigkeit dieſer Behauptung, wenn wir ſie hinſichtlich der *Zufriedenheit* oder *Unzufriedenheit Anderer mit ihren äußeren Lebensverhältniſſen überhaupt* auf die Probe nehmen. Denn hier offenbart ſich meiſtens die Geiſtesflachheit, mit welcher wir Andere gewöhnlich zu beurtheilen pflegen, auf das allerunzweydeutigſte.

Als den erſten Grad ſolcher Flachheit mag man immerhin den bloßen Mangel tieferen Eindringens ſowohl in die wahre Natur eines äußeren Lebensverhältniſſes, als in die Beziehungen der ganzen Eigenthümlichkeit des Individuums zu demſelben anſehen: weil auch in dieſem Fall das Ergebniß ein unrichtiges, oder mindeſtens ein unbefriedigendes ſeyn muß, und uns dabey entweder Mangel an ſtrengem Ernſt im Forſchen, oder jener Leichtſinn zu Schulden fällt, welcher das ungenügende Reſultat als ein genügendes gelten laßt. Entſchiedner inzwiſchen gibt ſich die Flachheit dort zu erkennen, wo ſie die äußern Verhältniſſe des Beurtheilten nur nach allgemeinen Formeln anſetzt, ſeine Eigenthümlichkeit aber ganz aus der Berechnung läßt. Am flachſten aber zeigt ſich die Flachheit bey Denjenigen, welche ſich ſelbſt zum Maßſtab einer fremden Individualität annehmen, und indem ſie nach der ſeichteſten Einſicht in die Natur beſtimmter Verhältniſſe feſtſtellen, was in denſelben ungefähr ihnen ſelbſt angenehm oder unangenehm, zuſagend oder widerlich, erträglich oder unerträglich ſeyn würde, nun unbedingt fordern, daß es dieſes Alles auch für einen Andern ſey: und die den Gipfel ihrer Albernheit darin erreichen, daß ſie ihre ächte Geiſtesflachheit gewöhnlich ſich ſelbſt als beſondere Lebensweisheit anrechnen, und, ſo Gott will, auch Andern als eine ſolche zu verkaufen ſuchen.

5.

Aus der Natur jedes beſonderen Lebensverhältniſſes gehen auch beſondere Pflichten hervor, die, weil ſie den Grund ihrer Verpflichtung nicht in dem Beſonderen dieſer Verhältniſſe allein, ſondern zugleich in dem allgemeinen Sittengeſetz haben, als unbedingte anerkannt werden müſſen. Die Unzufriedenheit mit irgend einem beſondern Lebensverhältniß darf ſich alſo nie feindlich gegen die aus ihm hervorgehenden Pflichten wenden: ſie darf ſie weder im Allgemeinen läugnen, noch das Gewicht ihrer Verpflichtung willkürlich herabſetzen. In dieſer Hinſicht kann nun die Beurtheilung derſelben nicht irren, wenn ſie ſich ſtreng an die ſittliche Norm hält. Aber auf eine andere Weiſe kann ſie irren; wenn ſie nämlich nicht berechnet, wie leicht oder wie ſchwer die Erfüllung dieſer beſonderen Pflichten dem Individuum falle. Daß es ihnen mit redlichem Streben zu genügen ſuche, iſt die unbedingte und unabweichbare Forderung der Moral, deren Grundſätze ſelbſt jedoch die Beachtung der angegebenen Rückſicht nicht nur nicht ausſchließen: ſondern auf das beſtimmteſte fordern.

6.

Daß mit jedem Lebensverhältniß eigene, aus ſeinem Weſen hervorgehende Vortheile und Beſchwerden verbunden ſeyen, und daß dieſe nur Derjenige zu beurtheilen wiſſe, der ſie aus Erfahrung, oder ſonſt durch ſorgfältige Prüfung kennen gelernt, iſt eine Wahrheit, ſo alt und ſo abgenützt, daß ich billig Bedenken tragen ſollte, daran zu erinnern. Überlege ich aber, daß nichts leichter iſt, als jeden Augenblick auf Leute zu treffen, deren Verſtand nicht alt genug geworden, um von jener Bemerkung bey der Beurtheilung Anderer den nöthigen Gebrauch zu machen, ſo ſcheint mir die obige Bedenklichkeit nicht nur gänzlich grundlos: ſondern ich glaube jenen Unmündigen — an Verſtande nämlich — es unbedenklich empfehlen zu dürfen, den ſo alten Grundſatz ihrerſeits ein wenig neu zu finden. In der That iſt die Art und Weiſe, auf welche die Beurtheilung Anderer hier meiſtens zu Werke geht, ein um ſo zuverläßigerer Beweis geiſtiger Flachheit: da die Aufforderung zu ſtrengerer Prüfung Jedem in ſeiner Empfindlichkeit für das Unangenehme, Nachtheilige und Drückende in ſeinen eignen Lebensverhältniſſen ſo nahe liegt, daß nur gänzliche Gedankenloſigkeit ſie überſehen, oder unbeachtet laſſen kann. Ohnehin wird, mit wie viel Sorgfalt, Umſicht und Beſonnenheit wir den Gründen der Unzufriedenheit eines Andern mit ſeinen Lebensverhältniſſen auch immer nachforſchen mögen, unſre Einſicht in dieſe Gründe immer nur eine höchſt unvollkommne bleiben: weil wir dieſe Gründe, ſowohl in wie fern ſie in äußeren Verhältniſſen ſelbſt, als in wie fern ſie in der intellektuellen und ſittlichen Individualität desſelben liegen, immer nur nach ihren allgemeinſten Zügen werden erfaſſen können. Und wer vermöchte es, die tauſend und wieder tauſend kleinen Stacheln zu berechnen, die ſich Manchem, deſſen Unzufriedenheit wir gar nicht begreifen können, an's Herz legen; die tauſend kleinen Sorgen, die ihn drücken; die tauſend Rückſichten, die ihn bey jedem Schritte hemmen; die tauſend Albernheiten, Ungereimtheiten und Verkehrtheiten — mögen ſie ſeinen engen Kreis auch nicht unmittelbar berühren — die ihn mit jedem Tag auf's neue anekeln.

7.

»Über Kleinigkeiten ſollte der Mann wegzukommen wiſſen.« Ganz gewiß: obwohl es keine ſo geringfügige widrige Kleinigkeit gibt, daß ſie mit der Länge der Zeit nicht unerträglich werden könnte. Aber nur über Kleinigkeiten? Ich meine auch über Alles, was in ſeinen Verhältniſſen wirklich beengend, drückend und widerwärtig ſeyn mag. Das fordert keck von Jedem, und — von euch ſelbſt; denn das fordert eine ſtrenge ſittliche Pflicht. Wie wäre auch bey Demjenigen ein ſeinen beſondern Verhältniſſen entſprechendes Handeln; wie wäre überhaupt ein klares, muthiges, entſchiednes Streben nach ſittlicher Ausbildung bey Demjenigen möglich, der ſich läßig und unmännlich der Unzufriedenheit und dem Mißmuth hingäbe! Ein ernſtes und kräftiges Streben gegen Unzufriedenheit und Unmuth wird nie ein ganz vergebliches ſeyn. Schwillt aber dieſer auf Augenblicke über, oder vermag Derjenige, an welchem wir ihn tadeln, trotz eines ſtätigen, beſonnenen Entgegenringens ihn nicht ſo gänzlich zu beſiegen, wie wir glauben, daß es uns an ſeiner Stelle ſpielend gelingen würde: ſo fordern nicht Billigkeit und Nachſicht, ſondern die Achtung, die wir jeder ſittlichen Widerſtandskraft ſchuldig ſind, daß wir dieſe auch hier in die Wage legen. Daß übrigens Unzufriedenheit über unſre äußern Lebensverhältniſſe weit öfter aus Unklarheit des Strebens, aus überſpannten Forderungen des Hochmuthes und der Eitelkeit, aus Neid, aus Mißgunſt, aus unmäßiger Genußgier oder aus ſtörriſchem Eigenſinn des Verlangens nach einem andern Glück, als uns zu erreichen erlaubt iſt, als aus gegründeten Veranlaſſungen hervorgehe, und dieſe Urſachen häufig mit den letzteren in Verbindung treten, iſt nicht zu läugnen. Es iſt eben die Aufgabe des beſonnenen Beurtheilers, alle dieſe Elemente zu ſcheiden, und ihrem Einfluß ſowohl im Einzelnen, als nach ihrer Wechſelwirkung, nachzuforſchen.

8.

Am leichteſten weiß der Leichtſinn mit dem Unangenehmen, Beengenden und Drückenden jedes äußern Lebensverhältniſſes fertig zu werden. Er ſetzt ſich darüber hinaus, ſchiebt es von ſich, und behandelt es mit Gleichgültigkeit. Aber er ſetzt ſich mit derſelben Gleichgültigkeit auch über die ſittlichen Verpflichtungen jedes Verhältniſſes hinaus — wo er das nicht thut, hört er auf Leichtſinn zu ſeyn, und wird richtiger leichter Sinn genannt — wenn ſie ihm drückend, läſtig oder auch nur unbequem werden.

Von allen Fehlern iſt Leichtſinn der einzige, welchen wir gewöhnlich zu nachſichtig beurtheilen. Die Gründe, welche ſich davon angeben laſſen, ſind eben nicht ſehr ehrenvoll. Immer ſind es jene Fehler, welche unſrer Eitelkeit, unſern Anmaßungen und unſrer Eigenſucht zu nahe treten, welche wir am ſchonungsloſeſten verurtheilen. Wo daher der Leichtſinn eines Andern nicht unſre eignen Intereſſen berührt: da findet er gewöhnlich milde Richter an uns. Ein zweyter Grund iſt dieſer, daß man gewöhnlich annimmt, mit dem Leichtſinn ſey ein gutes Herz verbunden. Dieſes gute Herz aber iſt, bey entſchiednem Leichtſinn, die gehaltloſeſte Sache von der Welt. Es iſt ſinnliche Behaglichkeit, raſche Empfänglichkeit für jeden gegenwärtigen Eindruck, und Empfänglichkeit für weiche Rührungen, die mit dem unmittelbaren Eindruck, der ſie hervorbringt, aufhören, und von jedem nächſten Eindruck verdrängt, kaum irgend eine Spur hinterlaſſen.

Kein Fehler ſollte mit ſchärferem Blick beobachtet, ſtrenger und ſchonungsloſer beurtheilt werden, als Leichtſinn: denn er ſchließt Dasjenige aus, was die unerläßliche Bedingung, nicht nur für alles ſittliche Streben, ſondern für alle Tüchtigkeit der Geſinnung und alle Zuverläßigkeit der Neigung iſt, den Ernſt einer ſittlichen, oder auch nur überhaupt auf klaren und feſtbeſtimmten Vorſtellungen ruhenden Lebensanſicht. Weit entfernt ein Bürge für Herzensgüte zu ſeyn, verträgt er ſich mit jedem Grad von Selbſtſucht und ſittlicher Verkehrtheit, ſelbſt bis zur Verruchtheit. Denn jede Leidenſchaft und jedes Laſter mag wenigſtens die Natur und die Folgen ſeiner Verirrungen in's Auge faſſen: der Leichtſinn hingegen, der nicht Leidenſchaft, und nicht Laſter, und nicht Verbrechen heißt, ſchließt ſeiner Natur nach jede Überlegung aus, und wird überall nur von augenblicklichen Impulſen beſtimmt. Daher kommt ihm auch die Beſſerung nie anders als von außen; durch die herbe Belehrung des Unglücks, das ihn trifft, oder das er verurſacht hat.

Nichts beweiſt unſern eignen Leichtſinn und unſre Flachheit unwiderſprechlicher, als wenn wir es mit dem Leichtſinn Anderer leicht nehmen.

9.

Leichter Sinn iſt nicht Leichtſinn. Er ſetzt ſich nicht wie dieſer über die ſittlichen Verpflichtungen ſeiner Verhältniſſe weg; er kennt das Unangenehme, Drückende, Widerliche ſeiner Verhältniſſe: aber er gibt ſich dieſen Eindrücken nicht hin und hält ſich an die Sonnenſeite derſelben. Er thut das übrigens immer aus einer überwiegenden Befriedigung durch Dasjenige, was in ſeinen Lebensverhältniſſen ihm zuſagt und erfreulich iſt, und wird dabey meiſtens von einem glücklichen Temperament unterſtützt. Darum hat er Unrecht, wenn er ſich ſelbſt zur unbedingten Norm für Andere macht. Auch gibt es etwas Beſſeres und Haltbares, als den leichten Sinn eines glücklichen Temperamentes, um die Unzufriedenheit mit unſern äußeren Verhältniſſen abzuhalten, oder zu unterdrücken: das Streben, die gute Seite derſelben aus ſtörriſcher Befangenheit nicht zu überſehen; das Unangenehme mit Umſicht zu entfernen oder zu vermindern, und das unvermeidlich Widerwärtige mit möglichſt gelaßnem Sinn zu ertragen.

10.

Die Lektüre meiner Jugendjahre beſtand größtentheils aus Schriften, die in der zweyten Hälfte des verfloßnen, und im erſten Decennium des gegenwärtigen Jahrhunderts erſchienen waren. Ich kann mich nicht entſinnen in jenen Schriften etwas von Entzweyung mit dem Leben, oder von Zerwürfniß — einer potenzirten Entzweyung — geleſen zu haben. Der erſtere Ausdruck ſchon iſt jünger, als jene angezeigte Zeit; noch jünger der täglich allgemeiner werdende zweyte. Ich überlaſſe Jedem die Anwendung dieſer Bemerkung, der da weiß, wie innig die wirkliche Erſcheinung im Leben mit ihrer Bezeichnung durch die Sprache verbunden iſt. Was iſt nun dieſe Entzweyung mit dem Leben, von der wir jetzt alle Augenblicke reden hören, und von der wir auf jeder Seite eines neueren Buches etwas zu leſen bekommen?

Entzweyung iſt Uneinigkeit; aber eine Uneinigkeit, welche, indem ſie das Weſen, von welchem der Ausdruck gebraucht wird, gleichſam ſcharf in zwey Theile ſcheidet, den Begriff einer Vereinigung ausſchließt, oder dieſe wenigſtens als eine ſehr ſchwer zu bewerkſtelligende bezeichnet. Wendet man ihn nun auf das innere Leben des Menſchen an: ſo war der Begriff derſelben wohl immer vorhanden, wenn man ihn auch mit einem andern Ausdruck, z. B. als innere Unzufriedenheit mit ſich ſelbſt, bezeichnete; und eben das gilt von der Anwendung auf einen Widerſpruch zwiſchen den Wünſchen, Neigungen und Beſtrebungen des innern Menſchen und zwiſchen ſeinen äußeren Verhältniſſen. Denn dieſe Widerſprüche und Gegenſätze ſind faſt ſo alt, als der Menſch ſelbſt; und der neugeſtempelte Ausdruck dafür bezeichnet ſie eben nur als etwas ſchroffere. Aber was iſt nun das, Entzweyung mit dem Leben? Der Ausdruck muß doch auch einen Sinn haben; und ich meine er hat ihn.

In einer Zeit, welche einerſeits alle Seiten und Intereſſen des intellektuellen, ſittlichen und bürgerlichen Lebens lebhaft aufgegriffen, ſie alle aus den widerſprechendſten Geſichtspunkten bekämpft und vertheidigt, zu begründen und umzuſtürzen geſucht; andererſeits aber die Begierde nach Lebensgenuß auf das lebendigſte aufgereizt, und die Anlockungen dazu vervielfacht hat; in einer Zeit, in welcher alle dieſe Widerſpruche in's Leben ſelbſt übergegangen ſind, und ſich in jeder Form, in der Proſa des täglichen Treibens, wie in der Poeſie und Literatur wiederholen; in einer Zeit endlich, die, weil ſie ohne beſtimmt ausgeſprochnen Charakter, als den ihrer innern und äußeren Geſtaltloſigkeit und Haltungsloſigkeit iſt, auch den Begriff aller Sicherheit und Zuverläßigkeit eines ihr ſelbſt entſprechenden Strebens, noch mehr aber den Begriff eines einfach Wahren und durch ſich ſelbſt Beſtehenden, als unveränderlichen Ziels alles Strebens verloren hat: in einer ſolchen Zeit gewinnt der Ausdruck, Entzweyung mit dem Leben, allerdings volle Bedeutung, und weil die Sache ſelbſt vorhanden iſt, und immer wiederkehrt, auch volle Geltung. Er bezeichnet dann jenen Zwieſpalt, der durch die Betrachtung der Widerſpruche des äußern Lebens ſo leicht in uns angeregt wird, und der jede innere Uneinigkeit mit uns ſelbſt, jede Unzufriedenheit mit unſern äußeren Verhältniſſen leicht zur tiefgreifenden und ſchwer zu verſohnenden Entzweyung macht.

11.

Es gibt noch eine andere Art von Entzweyung, die man mit Recht mit dem Ausdruck Zerwürfniß bezeichnet hat. Denn: die Theile, in welche der innere Menſch hier geſchieden iſt, liegen weit aus einander geworfen, ſo daß die Einigung ſchwer und faſt unmöglich iſt. Ein ſolches Zerwürfniß findet aber nie in Bezug auf das äußere, es findet nur in Bezug auf unſer inneres Leben, nur in der innern Welt unſeres Geiſtes und Herzens Statt. Denn zugegeben, was der Pſycholog zugeben muß, es gebe in einzelnen Fällen einen Widerſpruch äußerer Verhältniſſe zu allen Anlagen, Neigungen und Beſtrebungen eines Menſchen, daß derſelbe, als ſolcher, für einen unausgleichbaren gelten könne: ſo vermag er doch die Ausgleichung in ſeinem Innern zu finden, die im äußeren Leben zu finden ihm nicht erlaubt iſt, und in jenem in Einklang aufzulöſen, was in dieſen fortwährend mißklingen wird. Nur wenn er in ſeinem Innern, wenn er mit dem ſittlichen Begriff von Leben, wenn er mit dem Glauben an eine ſittliche Weltordnung und eine ſittliche Fortbildung auf den Grad zerfallen iſt, um die Verſöhnung darin weder ſuchen zu wollen, noch finden zu können: nur dann iſt das Zerwürfniß ſeines Lebens vollendet, weil Alles, was dieſem Einheit geben könnte, in wüſten Trümmern ihm unerreichbar weit ferne liegt.

12.

Mit neuen Worten iſt es, wie mit neuen Münzen; wer ſie hat, mag ſie gern ausgeben und ſehen laſſen. Und wer nicht Begriffe hat, hat doch Worte. So braucht er ſie denn, wie er ſie eben brauchen hört, und wie ſie ihm eben zur Hand ſind. Nicht jeden Grad von Unzufriedenheit und Unmuth muß die Beurtheilung Anderer gleich als Entzweyung und Zerwürfniß bezeichnen; ſie muß die Begriffe etwas ſchärfer ſcheiden; ſie muß darnach fragen, welche Mittel Derjenige, den ſie der Zerfallenheit anklagt, in ſich finde, um dem Übel entgegen zu arbeiten, und vor Allem muß ſie es der Mühe-werth finden, zu fragen, mit wie viel Anſtrengung er von dieſen Mitteln wirklich Gebrauch gemacht habe.

13.

Glück und Unglück — was ſind ſie? Was den Zwecken, welche wir uns ſetzen, entſpricht oder zuwider iſt? Wenn dieſe Zwecke nicht an ſich ſelbſt die höchſten und letzten ſind, welche wir uns ſetzen können: ſo haben jene Worte durchaus keine Bedeutung. Und nicht allein in Beziehung auf den höchſten Zweck unſers Daſeyns, den wir in der engen Beſchränkung dieſes Lebens weder vollkommen zu begreifen, noch zu erreichen vermögen, tritt jene Unſicherheit ein: ſie findet bey allen Zwecken Statt, die wir ſelbſt innerhalb dieſer Schranken uns ſetzen, und nur für dieſe berechnen; ſo daß es weder Glück, noch Unglück für uns gibt, als nur in der nächſten unmittelbaren Erſcheinung: indem Alles, was wir Glück nennen, ein ſpäteres Unglück, und Alles, was uns Unglück heißt, ein ſpäteres Glück bedingen kann. So ſind wir denn in der Erkenntniß des einen, wie des andern, von der unmittelbaren Empfindung des Augenblicks abhängig, und nur in Beziehung auf dieſe haben jene Worte eine beſtimmte Bedeutung.

14.

Aus dieſem Geſichtspunkt allein alſo müſſen wir beurtheilen, nicht bloß was dem Andern wirklich für Glück gelte, ſondern auch was ihm dafür gelten könne. In keinem andern Fall ſcheint es ſo natürlich zu ſeyn, als in dieſem, wo es ſich um eine rein ſubjektive Empfindung handelt, daß wir die Eigenthümlichkeit des Andern zu Rathe ziehen, ihn nach der ſeinigen, nicht nach der unſrigen beurtheilen, und ſelbſt daß wir ſeine eigenthümliche Empfindungsweiſe unbedingt gelten laſſen, in ſo fern ſie nämlich mit keiner ſittlichen Rückſicht in einen Widerſpruch tritt. Allein es gibt hier einen Grad von Beſchränktheit des Geiſtes, von Anmaßung und Selbſtſucht, der nicht nur die eignen Überzeugungen und Grundſätze: ſondern der auch die eigne Empfindungsweiſe, die eignen Neigungen, und den nämlichen Geſchmack von Andern fordert.

15.

Sonſt iſt *Mäßigung* die Tugend, die wir, und mit vollem Recht, von andern in ihrem Glück verlangen. Die beſte Grundlage dieſer Mäßigung iſt die angedeutete Anſicht, nicht von der Unbeſtändigkeit, ſondern von der Unzuverläßigkeit alles Deſſen, was wir Glück nennen. Nicht daß es jeden Augenblick aufhören kann, was ſeine Gunſt noch länger zuzuwenden: ſondern daß Alles, was wir als eine Gunſt des Glückes betrachten, die Quelle des herbſten Jammers für uns werden kann: das ſollte im Glück uns demüthig und beſcheiden machen. Und das nur kann es. Denn dieſe Anſicht allein iſt es, die unſern Blick auf ein höheres Ziel wendet, als die Gaben des Glückes in der engen Beſchränkung dieſes Lebens uns ſeyn können, auf den Einklang unſrer Beſtrebungen mit den Geſetzen einer ſittlichen Weltordnung. Bey dem Glauben an die letztere aber können die Beſtrebungen nach äußerem Glück, und ſomit auch das Gelingen dieſer Beſtrebungen uns weiter nicht mehr ſo wichtig erſcheinen; und dieſe tragiſche Anſicht des Lebens, welche alle Erſcheinungen desſelben an den Begriff des Waltens einer höheren Macht knüpft, die Glück und Unglück nach ihren uns unbegreiflichen Abſichten verhängt, und jedes kecke Selbſtvertrauen zu brechen weiß, iſt die einzige, welche uns vor dem tragiſchen Übermuth, und mit dieſem vor dem tragiſchen Falle bewahren kann.

Übermuth im Glück iſt alſo immer Seichtigkeit der ſittlichen Lebensanſicht, und ſollte auch immer zunächſt aus dieſem Geſichtspunkte beurtheilt werden.

16.

Auch das Betragen im Unglück kann nur aus dem Standpunkte des Glaubens an eine ſittliche Weltregierung richtig beurtheilt werden. Die Philoſophen haben zahlloſe Werke geſchrieben, um zu beweiſen, daß die Übel dieſer Welt mit der Güte und Weisheit Gottes nicht unverträglich ſeyen. Sie hätten ſich dieſe

Mühe erſparen können. Der Begriff von Gott ſchließt für ſich ſelbſt den Begriff von Übel aus. Jedes Unglück iſt, dem Begriff von Gott zu Folge, eine Fügung ſeiner Weisheit: es hört auf ein Übel zu ſeyn; es iſt, wie Alles, was uns begegnet, ein Mittel, um uns dem letzten Ziel unſers Daſeyn zuzuführen. Wo dieſer Begriff in der höchſten Potenz ſeiner Klarheit dem Geiſt gegenwärtig iſt: da bleibt kein Raum für irgend einen Laut des Schmerzes, als jenen, welchen die erſchöpfte Natur unwillkürlich ausſtößt: da kann nicht nur von keinem Gleichmuth, ſondern auch von keiner Ergebung die Rede ſeyn; weil jedes Gefühl des Schmerzes im frohen Vertrauen eines unbedingten Glaubens aufgeht. Allein in ſolcher, den Schmerz nicht uberwiegenden, ſondern vertilgenden Kraft iſt dieſes Vertrauen nur in wenig Gemüthern vorhanden, und auch in dieſen nicht jeden Augenblick in gleicher Stärke. Darum bedürfen wir der Stärkung und Belebung desſelben mittelſt der philoſophiſchen Reflexion, und jener Gründe, welche der religiöſe Glaube uns bietet. Die Erhebung im Unglück, wie der Kleinmuth und die Verzagtheit, können nur nach der Stärke und Schwäche der aus dieſen Quellen entſpringenden Widerſtandskraft pſychologiſch richtig erklärt werden.

17.

Inzwiſchen darf weder die Stärke, noch die Schwäche dieſer Widerſtandskraft als eine unbedingte in Betrachtung genommen werden: denn jede Widerſtandskraft läßt ſich nur an einer zweyten Kraft meſſen, gegen welche ſie den Widerſtand ausübt. Es iſt eben ſo albern, als ungerecht, Andern Kleinmuth und Zagheit im Unglück vorzuwerfen, eh' wir die Kraft, welche ſie ihm entgegenſetzten, an dieſem ſelbſt gemeſſen haben. Auch hier liegt im Allgemeinen der Grund jedes unrichtigen Urtheils darin, daß wir bey dieſem den Andern aus dem Standpunkt unſrer Eigenthümlichkeit, nicht der ſeinigen beurtheilen; allein es iſt der Mühe werth, auf einige Mißgriffe, welche wir dabey begehen, in's Beſondere aufmerkſam zu machen.

18.

Der gröbſte dieſer Mißgriffe iſt es, daß wir die Phyſiognomie des fremden Unglücks, ſo zu ſagen, immer nur nach ihren allgemeinſten Zügen aufgreifen. Und noch dazu haben wir dieſe Züge ſeltner aus eigner Beobachtung kennen gelernt, als ſie auf andere Weiſe überkommen; noch dazu haben wir ihnen, wenn ſie uns auf was immer für eine Art vor das Auge gerückt wurden, nur wenig Aufmerkſamkeit gewidmet; noch dazu ſind wir vielleicht zu flach und zu theilnahmslos, um dieſe farbloſen Bilder jetzt in unſrer Phantaſie aufzufriſchen. Es gibt gewiß nicht wenige Menſchen, die z. B. von der Armuth keinen andern Begriff zur Hand haben, als daß die Armen — nicht reich ſind.

Ein zweyter Mißgriff iſt dieſer, daß wir das Unglück des Andern als ein Einzelnes auffaſſen, und es aus dem Zuſammenhang ſeines ganzen Lebens, ſo zu ſagen, herausreißen. Ein bekanntes Sprichwort ſagt: Das Unglück kommt ſelten allein; und ſelten gibt es einen Schmerz, der ſeine Folterwerkzeuge nur an einer Stelle anſetzte. Wir berechnen höchſtens, wie viel der Andere bey der einzelnen Kränkung, bey dem einzelnen Unglück leide: aber wir fragen nicht, wie viel er überhaupt ſchon gelitten habe; auf welchen Grad ſeine Empfindlichkeit dadurch geſteigert worden ſey; und wie viele alte Wunden bey dem Schmerz der zuletzt empfangenen zugleich wieder aufbrechen.

Endlich hat jedes Unglück, jedes Leiden ſein Gegengewicht und ſeine Heilmittel. Hier neigt ſich nun der Sinn der meiſten Menſchen mit entſchiedner Vorliebe zur Homöopathie hin. Die kleinſten Doſen ſind hinreichend, das Übel zu heben; ja manche Seelenärzte ſind der Meinung, daß ſchon das bloße Riechen an die Streukügelchen philoſophiſcher Troſtgründe genüge, um die volle Geneſung herbeyzuführen. Wir fragen höchſtens, welches Mittel es im Allgemeinen gegen einen Schmerz oder ein Leiden gebe; ſeltner ob es in dem Bereich desjenigen liege, der es bedarf; und am ſeltenſten, wenn dieſes doch der Fall iſt, wie viel Kraft ihm geblieben ſey, um davon Gebrauch zu machen, und wie viel es nach der eigenthümlichen Beſchaffenheit ſeines Seelenzuſtandes, wie ſeiner äußeren Verhältniſſe, ihm nützen und gelten könne.

Noch vor einem beſonderen Mißgriffe muß ich warnen, der bey der Auffaſſung und Beurtheilung der unglücklichen Lage Anderer, vorzüglich bey Menſchen von weicherem Gefühl. ſehr gewöhnlich iſt. Sie überlaſſen es der Phantaſie, ihnen ein Bild von dem inneren und äußeren Zuſtande des Unglücklichen zu entwerfen, und dieſes Bild beſtimmt dann ihr Urtheil, wie ihre Theilnahme. Da ſie jenes Bild gleich bey der erſten Anregung ihres Gefühls ganz fertig machen: ſo geſchieht es häufig, daß ſich in der Folge ein Widerſpruch zwiſchen der Wirklichkeit und der Schöpfung ihrer Phantaſie aufdeckt. Dann werden dieſe weichgeſchaffnen Seelen oft eben ſo hart, als ſie vorher weich geweſen; denn nur dem Geſchöpf ihrer Phantaſie hat ihre Theilnahme gegolten; ſie können es dem Unglücklichen oft nur ſchwer verzeihen, daß er nicht gerade auf die Weiſe unglücklich iſt, oder auch wohl, daß er es nicht in dem Grade iſt, wie ſie ſich's eingebildet haben. Auch ſind es ſolche weiche Seelen, die ſelbſt nicht den geringſten Flecken an dem Unglücklichen ertragen, und ihm auch den geringſten Fehler nicht verzeihen können. Er ſoll ganz lammfromm und ganz fleckenlos ſeyn, damit er ihrer Theilnahme ganz werth ſey, und ſie im Vollgefühl der Verdienſtlichkeit ihrer Theilnahme mit recht ſüßem Behagen ſchwelgen können.

19.

Wie jede unſrer Tugenden ruht auch das Mitgefühl an den Leiden Anderer, und die Theilnahme an ihrem Unglück, allein auf der Unterlage eines klaren ſittlichen Erkennens feſt und ſicher, und der ſchwanke Boden eines weichen Gefühls vermag keine zuverläßige Grundlage dafür abzugeben. Inzwiſchen darf man dem Gefühl nicht allzu unbedingt nahe treten. Wenn es als Mitgefühl auch nicht zur vollſten Klarheit des Bewußtſeyns jener Vorſtellungen gediehen, welche es als ſittliche Pflicht bedingen: ſo machen dieſe Vorſtellungen doch immer einen Beſtandtheil desſelben aus; und wir müſſen ihren Einfluß einer Frage werth halten, um den Werth des Mitgefühls richtig beſtimmen zu können. Selbſt rein ſubjektive Gründe nehmen dem Mitgefühl nicht ſeinen ganzen Werth; wenn wir z. B. durch den Schmerz eines Andern darum lebhaft gerührt werden, weil wir einen ähnlichen ſelbſt empfunden haben.

20.

Der regen Theilnahme an dem Unglück Anderer iſt jene Härte entgegengeſetzt, welche Diejenigen, bey welchen ſie ſich findet, einer ſolchen Theilnahme unfähig macht. Sie erſcheint noch am verzeihlichſten als natürliche Fühlloſigkeit. Es gibt Menſchen — und nicht immer ſind es rohe und ungebildete — deren Gefühl ſo ſtumpf, oder wenigſtens ſo unregſam iſt, daß ſie durchaus unfähig ſind, das Leiden eines Andern mitzuempfinden. Meiſtens jedoch iſt es der Mangel an Erfahrung, der ſie fühllos macht; ſie empfinden nichts bey dem Schmerz Anderer, weil ſie ſelbſt noch nie einen tiefen Schmerz empfunden haben. Nur der eigne Schmerz kann ſie fühlbarer und menſchlicher machen. Wie viel ihre geiſtige Bildung ſonſt auch werth ſeyn mag, und ſelbſt ihr Charakter — ein gewiſſer Grad von Rechtlichkeit des

Charakters wird durch eine ſolche Beſchränktheit des Gefühls nicht ausgeſchloſſen — von Einſeitigkeit und Halbheit der Bildung, ſo wie von der Selbſtſucht ſinnlicher Behaglichkeit, kann man ſie ſo wenig freyſprechen, als von dem Mangel wahrer Humanität. Daß ſie den Zuſtand des Unglücklichen nicht faſſen, iſt einſeitige Beſchränktheit des Erkennens; daß ſich ihr Sinn nie darauf hingelenkt, ihn kennen zu lernen, das iſt Mangel an Humanität, in ſo fern dieſe auf einem ſittlichen Verpflichtungsgrunde ruht; die ſinnliche Behaglichkeit iſt es, welche ſie uber beyde Ruckſichten hinausgehen laßt.

Am verabſcheuungswürdigſten erſcheint die Härte, welche aus rein ſelbſtſüchtigen Beweggründen hervorgeht. Inzwiſchen auch bey dieſer noch muß man unterſcheiden, ob ſolche Grunde bloß der Theilnahme an den Leiden Anderer in den Weg treten, oder ob ſie die Veranlaſſung derſelben werden. Auch muß man zwiſchen der Härte des Eigennutzes und jener des Haſſes unterſcheiden. In beyden Fällen iſt ſie verwerflich: aber ſchändlicher iſt die erſtere, als die letztere. Daß ubrigens die einzelne Thatſache auch hier in Betreff des Charakters nicht immer entſcheidend ſey, iſt bereits bey einer andern Gelegenheit bemerkt worden.

21.

Auf eine hochſt emporende Weiſe ſpricht ſich die Fuhlloſigkeit ſehr oft in dem Vorwurf aus: Er hat ſein Ungluck ſelbſt verſchuldet. Man thut Denjenigen, welche mit dieſem Vorwurf immer ſo raſch zur Hand ſind, in den meiſten Fällen wohl nicht Unrecht, wenn man ſie nicht weniger der Albernheit, als der Liebloſigkeit beſchuldigt. Denn jene Unglücksfälle abgerechnet, welche rein zufällig ſind, oder uns durch die Schuld Anderer treffen, ohne daß wir den Schlag hätten vorherſehen, oder ihm begegnen können: wie viele gibt es wohl, die nicht verſchuldet ſind? Das wenigſtens wird man zugeben müſſen, daß die Zahl der ſogenannten unverſchuldeten Leiden und Unglücksfälle ſich um neun Zehntheile vermindere, wenn wir, wie billig, nicht nur rückſichtlich des poſitiven Handelns, ſondern auch des *Unterlaſſens* der Schuld nachfragen. Jener iſt aus Schuld ſeiner Unmäßigkeit in eine ſchwere Krankheit gefallen: wir durch Zufall. Ganz durch Zufall? Würde eine ſtrengere Mäßigkeit das Übel nicht abgewendet haben? Jener hat ſich durch Verſchwendung um ſein Vermögen gebracht: wir haben das unſrige durch die Schuld eines Dritten verloren. Gänzlich ohne unſre Schuld? Gab es keinen Grad uns erreichbarer Einſicht, keinen Grad von Vorſicht, der den Verluſt hätte vorausſehen und vermeiden können? Jener hat ſich durch Leichtſinn um ſeine Ehre gebracht: wir ſind durch Verleumdung und Ränke um die unſrige gekommen. Es gab alſo gar keinen Grad von Redlichkeit und Untadelhaftigkeit des Betragens und der Berufstreue, der uns über jede Verleumdung hätte wegheben, und uns gegen alle Ränke unſrer Feinde hätte ſicher ſtellen können? Und wenn wir, ohne Falſchheit gegen uns ſelbſt, den entfernteren, wie den näheren, den mittelbaren, wie den unmittelbaren Veranlaſſungen, aller Verdrüßlichkeiten, Nachtheile, Unfälle und Leiden, die uns treffen, nachforſchend, den letzten Grund mit wenigen Ausnahmen in einer Schuld des Begehens oder des Unterlaſſens entdecken: mit welcher Stirne dürfen wir bey dem Unglück eines Andern überall den Vorwurf an die Spitze ſtellen: Er iſt ſelbſt ſchuld daran; und Alles, was wir weiter darüber zu ſagen, oder vielmehr nicht zu ſagen haben, zu einem langen Kommentar dieſes Ausſpruches machen?

22.

Sollen wir alſo die Schuld des Unglücklichen überſehen, oder geringer anſetzen, weil er unglücklich iſt? Gehört auch das zu den geheiligten Rechten des Unglücks, daß es eine ſolche Schonung in Anſpruch nehmen darf? Unſre Beurtheilung müßte alſo eine unrichtige, und zwar mit Abſicht eine unrichtige ſeyn. Der erſte und letzte Grundſatz jeder Beurtheilung Anderer aber iſt, ſie ſo zu nehmen, wie ſie ſind. Wo alſo der Unglückliche an ſeinem Unglück wirklich ſchuld iſt: da mögen wir dieſe Schuld auch ſehen. Nur daß wir genau und richtig ſehen; daß wir den Irrthum von der Schuld unterſcheiden; daß wir Alles beachten, was die Keime des einen, wie der andern, entwickelte, nährte und großzog; und daß wir vor Allem nicht überſehen, wie er vielleicht gegen den einen, wie gegen die andere rang und kämpfte: mit einem Wort, daß wir ſeine Schuld nur ſo ſehen, wie ſie wirklich iſt, und ſie aus Flachheit oder Befangenheit weder vergrößern noch verringern. Und daß wir dabey nur der Schwäche der menſchlichen Natur nicht vergeſſen, die dem Irrthum verfallen iſt von der Wiege an, und die wir an uns ſelbſt kennen zu lernen von der Wiege an hinreichende Gelegenheit haben. Denn dieſe Erkenntniß wird uns dort Schonung und Milde an's Herz legen, wo beyde an ihrer rechten Stelle ſind, in der Behandlung des Unglücklichen. Eine ſolche Beurtheilung ſcheint mir eben das erſte und geheiligtſte Recht des Unglücks zu ſeyn; ſelbſt des verſchuldeten: da die Schuld in dieſem ſelbſt ſchon ihre Strafe findet, welche nicht die gerechte, wohl aber die unrichtige, ſchonende Beurtheilung noch herber machen kann. Denn ſey ſie wirklich mißverſtandne Schonung, oder gebe ſie ſich bloß für Milde, während ſie vielleicht Häucheley iſt, bey dem heimlichen Gefühl der Befriedigung des Stolzes oder des Haſſes über die fremde Demüthigung: unzuverläßig und haltungslos iſt ſie doch in ſich ſelbſt, weil ſie unwahr iſt; und nicht ſelten gießt ſie, leicht gereizt und umgewandelt, dann ein weit reichlicheres Maß von Bitterkeit in den Leidenskelch des Unglücklichen, als die ſtrafende Vergeltung ſelbſt ihm beſtimmt hatte.

23.

Auch auf die Verſchiedenheit des Alters, des Geſchlechtes und des Standes muß die Beurtheilung Anderer Rückſicht nehmen. Nur einige wenige Bemerkungen mögen mir in dieſer Beziehung erlaubt ſeyn.

Niemanden thut unſre Beurtheilung öfter Unrecht, als den Kindern. Schon dadurch nämlich begehen wir ein Unrecht an ihnen, daß wir ſie beurtheilen. Wir ſagen: Sie ſind; ſie ſind aber gar nichts, weil ſie Alles erſt werden müſſen. Jede Beurtheilung einer intellektuellen und ſittlichen Eigenſchaft ſetzt voraus, daß dieſe in einem hinreichenden Grade entwickelt ſey, um ſich unzweydeutig auszuſprechen, und mit Beſtimmtheit erkannt werden zu können. Trifft dieſe Bedingung bey den Kindern ein? — »Auf einen gewiſſen Grad ſey doch jede Anlage entwickelt.« — Aber nicht auf einen ſolchen, um auch nur mit einiger Sicherheit erkannt zu werden. Und ſey es, daß ihr dabey ſtehen bleibt, die Äußerung des Kindes nur für die unentwickelte Anlage zu einer beſtimmten Eigenſchaft des künftigen Charakters zu nehmen: ſo ſtellt ihr doch ein Urtheil über dieſe Anlage, als ſolche, bey euch feſt; und was ſchlimmer iſt, dieſes Urtheil wird jetzt die Richtſchnur euers Verfahrens in der Erziehung werden.

Wie oft werden dieſe kleinen Menſchen nicht mißverſtanden! wie oft wollen ſie etwas ganz Anderes, als wir glauben, und meinen, und uns träumen laſſen. Was ſie wollen, und was die Natur mit ihnen will, liegt nur höchſt unklar und unentwickelt in ihnen; und ſie können nicht mit Beſtimmtheit äußern, weſſen ſie ſich nur dunkel und unbeſtimmt bewußt ſind. Da kommt ihnen nun unſre pädagogiſche Devinationsgabe zu Hülfe; und da wir nur ſelten in den

Scharfſinn und die Richtigkeit derſelben einen Zweifel ſetzen, ſo werden ihre Ergebniſſe uns leicht zur vollſten Gewißheit. Iſt jede Trägheit eines Knaben wirkliche Trägheit und Stumpfheit des Geiſtes? Erforſcht die natürliche Beſchaffenheit ſeines Geiſtes, und beſchäftigt ihn auf eine dieſer angemeſſene Weiſe. Ein anderer zeigt ſich ſchon früh zornmüthig, unverträglich und unverſöhnlich. Iſt darum die Anlage zu dieſen Fehlern ſo entſchieden als eine unbedingte in ſeiner Natur vorhanden? Vielleicht; vielleicht aber liegt allen dieſen Fehlern nur ein früh entwickelter, an ſich richtiger, aber allzuſchroff und leidenſchaftlich aufgefaßter Begriff von Recht und Unrecht zum Grunde; und vielleicht iſt es das Verfahren eurer pädagogiſchen Weisheit ſelbſt, welche ſo früh in dem kindlichen Gemüth den Haß gegen alles Unrecht zu einem leidenſchaftlichen gemacht hat. Nie ſollten wir von einem Kinde urtheilen, es ſey boshaft, halsſtarrig, widerſpenſtig, unverträglich u. ſ. w., ohne ruhig und mit Umſicht erforſcht zu haben, in wie fern es Recht zu haben, und ein Unrecht zu leiden glaube, oder vielleicht wirklich leide. Von Allem, was Göthe geſagt hat, wüßte ich keine gewichtigere Bemerkung zu nennen, als dieſe: Wir ſagen den Kindern immer: Ihr ſollt nicht Unrecht thun; und doch thun wir ihnen ſelbſt ſo oft Unrecht, daß ſie es nothwendig von uns lernen müſſen.

21.

Nicht viel gerechter iſt die Beurtheilung gewöhnlich gegen den Jüngling: weil ſie ihn meiſtens nicht viel beſſer begreift, als ſie das Kind begriffen hat.

An ſich ſelbſt iſt auch ſein Zuſtand ein Zuſtand des Schwankens, der Unſicherheit und der innern Zerriſſenheit, der zunächſt aus dieſem Geſichtspunkte aufgefaßt werden muß. Welche Maſſe von Eindrücken ſtrömt nicht auf ihn ein, bey ſeinem Eintritt in das Leben! Wie ſoll er ſie alle begreifen, wie ſie alle ordnen und gewältigen! Alles will er umfaſſen, und umſpannen, und feſthalten mit dem Gefühl friſcher Kraft, das in ihm iſt: und überall tritt ihm der Widerſpruch entgegen; überall ſtößt er auf Hemmketten und Schlagbäume, die ſeiner Kraft ſpotten, und ihre Anſtrengungen unnütz machen. Für Alles, was ihm gut, ſchön, groß und verehrungswürdig ſcheint, fordert er eine unbedingte Geltung in der Wirklichkeit: und überall höhnt dieſe ſeine Forderung; überall richtet er ſeine Altäre auf: und überall verlacht die Gemeinheit, die Flachheit, die Selbſtſucht, die glühende Andacht ſeines Herzens als Thorheit. Dennoch ſoll er, er weiß es, und wohl ihm, wenn er es weiß, den Göttern in ſeiner Bruſt vertrauen: aber eh' er den wahren Sinn dieſes Gebotes begreifen lernt; eh' er lernt, wie es als ein unbedingtes, von jeder äußeren Geltung unabhängiges beſtehe, und wie er für das Streben daran feſtzuhalten mit aller Kraft, die in ihm iſt, weder Anerkennung, noch Dank, mit Zuverſicht fordern, noch erwarten dürfe; wie viele ſchmerzliche Kämpfe hat er nicht durchzukämpfen! und wie glücklich iſt er nicht noch, wenn er in dieſem Kampfe nichts verliert, als die Hoffnung auf die Kränze des Sieges, und die Freude daran, wenn ſie ihm, dem Einen unter Tauſenden, wirklich zu Theile werden.

Sein ganzes Streben iſt darauf gerichtet, ein Ziel zu finden, das ſeinem Drang nach Thätigkeit, ſeinem Verlangen nach Lebensglück entſpreche, und beyde befriedige. Noch iſt er unſicher, wo er es ſuchen, wie er es erkennen, wie er es feſthalten ſoll. Daß er bey dieſem Streben vielfach irre, daß er ſich verwirre und verſtricke, daß die überſprudelnde Kraft hier und dort über den Damm breche, daß ſie ſich überſchlage, und durch Trotz und Anmaßung erringen zu können glaube, was nur durch Beſonnenheit und Mäßigung erreicht werden mag: wer begreift es nicht; und wie dürfte eine unbefangene Beurtheilung in Zweifel ſeyn, wie ſie dieſe Verirrungen zu nehmen habe, da die Norm für jede Entſcheidung hier unzweydeutiger, als in tauſend andern Fällen vorliegt. Alle Fehler ſind nämlich bey der edleren Natur ein reiner Irrthum; ein Ergreifen des Falſchen, weil es den täuſchenden Schimmer des Wahren, des Guten und Schönen trägt. Der Wille des edleren Jünglings iſt rein und ehrlich. Darum iſt er auch jeden Augenblick bereit, wenn er geirrt hat, das Falſche für das Wahre, das Schlechte für das Gute, und ſelbſt den glänzenden Schimmer für den ächten Gehalt hinzugeben, wenn eine reifere Einſicht, als die ſeinige, ihn auf den Irrthum hinweiſt, oder ſeine glückliche Natur ſich aus eigner Kraft zur Erkenntniß desſelben emporgerungen hat.

25.

Der Jüngling ſtrebt ein Ziel zu finden, der Mann muß es gefunden und erkannt haben: denn nur dadurch iſt er ein Mann. Darum gehe die Beurtheilung des Mannes immer von der Frage aus: Was iſt ſein Ziel? mit welchem Grad von Klarheit iſt er ſich deſſelben bewußt, und mit welchem Grad von Umſicht und von Beſonnenheit ſtrebt er es zu erreichen? Und weil jedes Streben, außer der innern Kraft, auch der Begünſtigung der äußeren Umſtände bedarf, und der Ausſicht auf einen Preis, der ſeinen Anſtrengungen lohnend ſcheine; und weil auch der friſcheſte Muth, die geſundeſte Kraft, einer entſchiedenen Mißgunſt der äußeren Umſtände erliegen, und kränkelnd in ſich ſelbſt zuſammenſinken: ſo fragt immerhin auch, mit welchen Hinderniſſen jenes Streben zu ringen habe, und auf welche Weiſe ſeine Anſtrengungen ſich ihm belohnt haben.

26.

J. J. Rouſſeau hatte das vierzigſte Jahr feſtgeſtellt, mit welchem er alle weiteren Beſtrebungen nach äußeren Lebenszwecken aufgeben wollte. Zu früh; und auch das fünfzigſte, ſechzigſte, ſiebzigſte Jahr, ſo wie das volle Jahrhundert ſelbſt, darf für einen ſolchen Entſchluß zu früh genannt werden. Es ſtrebt der Menſch, ſo lange Leben in ihm iſt. Dennoch darf der Greis nicht zunächſt aus dem Geſichtspunkt der Gegenwart, ſondern er muß aus jenem der Vergangenheit beurtheilt werden. Die Gegenwart gehört nur halb mehr ſein, der ſie nicht mehr kräftig zu ergreifen vermag. Er kann das Erſtrebte nur noch vollenden und genießen; oder matt mit der Überzeugung fortſtreben, daß er, wie bisher, auch künftig nichts erſtreben werde. Nur aus der Vergangenheit alſo kann ſeine Gegenwart richtig begriffen werden, was im weiteren Sinne freylich von jeder ſpäteren Altersſtufe, dennoch aber vorzüglich von der ſeinigen gilt. Nach ſeiner Vergangenheit muß alſo die Beurtheilung immer zuerſt fragen; was er gewollt, und was er erſtrebt habe; welche Freuden ihm das Leben gegönnt, welchen Schmerz es ihm habe erfahren laſſen, welche Erfahrungen es ihn aufgedrungen; und — das vergeßt nicht zu fragen — welche Hoffnungen es ihm für den Reſt ſeiner Tage übrig gelaſſen habe.

27.

Die Verſchiedenheit der natürlichen Anlagen, der Denk- und Empfindungsweiſe bey den beyden Geſchlechtern iſt nicht nur ſehr oft gelegenheitlich von unſern geiſtreichſten Schriftſtellern berührt worden; ſondern wir beſitzen darüber ein paar Schriften, welche ausſchließlich der Unterſuchung dieſes Gegenſtandes gewidmet, und von ſo gediegnem Werth ſind, daß ſie billig niemand unbekannt ſeyn ſollten; um ſo mehr, da wir weder das eine, noch das andere Geſchlecht, und am wenigſten in ihrem wechſelſeitigen Verhältniß, richtig beurtheilen können, wenn wir jenen Unterſchied nicht ſcharf genug aufgefaßt haben. Auf jene Schriften von Pockels und Ehrenberg darf daher hier um ſo mehr verwieſen werden, als die Reichhaltigkeit des Gegenſtandes keine kürzeren Andeutungen geſtattet. Nur ein paar Bemerkungen will ich mir in dieſer Hinſicht erlauben.

Man hat es bis zum Ekel wiederholt, wie erſt die neuere Zeit — ich wähle dieſen nicht ganz richtigen Ausdruck als Gegenſatz des Alterthums abſichtlich, um einen andern zu vermeiden — dem weiblichen Geſchlecht Freyheit, Würde und Achtung gegeben habe, und man bedient ſich dabey, wie ich an einer andern Stelle bemerkt habe, nicht ſelten einer Sprache, als ob die Alten durch die Bank — geweſen wären. So arg war es inzwiſchen doch nicht. Denn

die Natur bleibt ſich ewig getreu:

und die liebevolle Gattin, die zärtliche Freundin hat gewiß auch im Alterthum die ſittliche Achtung gefunden, welche ſie verdiente. Läugnen läßt ſich inzwiſchen nicht, daß jene Anſicht zum Theil gegründet ſey, und daß die neuere Zeit den Zuſtand der Frauen weſentlich verbeſſert habe. Allein noch fehlt viel, daß ſie ſich jenes Rechtes erfreuten, welches ihnen eben ſo gut, als dem Manne zukommt, des Rechtes, überall für ihre Eigenthümlichkeit Geltung zu erhalten, wo die Anſprüche derſelben mit keiner ſittlichen Pflicht in Widerſpruch treten. Allerdings iſt das Weib zur Unterordnung beſtimmt: und die eigenthümliche Beſchaffenheit ſeiner Natur macht ihm in tauſend Fällen dieſe Unterordnung zur Pflicht: allein welcher Grad von richtigem Sinn, von feinem Gefühl, von ächter Humanität und von Gediegenheit des Charakters gehört in jedem Verhältniß zu einer Frau nicht von Seite des Mannes dazu, um bey derſelben die Anſprüche ihrer Eigenthümlichkeit anzuerkennen und zu ehren, wo immer keine allgemeine oder beſondere ſittliche Rückſicht einer ſolchen Anerkennung entgegen iſt. Kaum wird ſich läugnen laſſen, daß ſolche Billigkeit, oder vielmehr Gerechtigkeit, da dem Anſpruch, unter der angedeuteten Beſchränkung, ein weſentliches Recht zum Grunde liegt, bey dem Mann als ausgeſprochener Charakterzug nur höchſt ſelten gefunden werde; daß er bey dem Übergewicht ſeines Kraftgefühls oder ſeiner Derbheit die ſelbſtiſchen Anſprüche ſeiner eignen Eigenthümlichkeit in tauſend Fällen auf eine rückſichtsloſe Weiſe geltend mache, und daß er, wo er es nicht thut, dieſes dem Weibe faſt immer als eine Gunſt, und als eine Art von don gratuit, anrechne.

28.

Wie wichtig auch alle andern Geſichtspunkte für die Beurtheilung der Frauen ſeyn mögen: der hier angedeutete iſt gewiß keiner der unwichtigſten. Wenn es bey der Beurtheilung Anderer überall weſentlich iſt, zu fragen, in wie fern ſie ſich bey der Entwicklung der Eigenthümlichkeit ihres Geiſtes und Charakters durch äußere Verhältniſſe beſchränkt und gehemmt ſehen: ſo iſt das hier in einem vorzüglichen Grade der Fall. Das Weib ſieht ſich in tauſend Kleinigkeiten — jede Kleinigkeit aber iſt ihm wichtig, weil es ſie außer dem Zuſammenhange auffaßt, oder ſie an die Endpunkte des Gefühls knüpft — bekränkt;

es empfindet die Kränkung um ſo lebhafter, als es in der Regel ſelbſt zur liebevollen Nachgiebigkeit geneigt iſt, und in jeder wichtigeren Angelegenheit, wo es richtig behandelt wird, willig der höheren Einſicht des Mannes ſelbſt ſich unterordnet; es empfindet die Kränkung und ſeine Schwäche. Aus dem Gefühle dieſer Schwäche ſproſſen eine gute Anzahl ſeiner Tugenden, wie ſeiner Fehler; und weder die einen noch die andern mögen richtig erkannt werden, wenn die Beurtheilung dieſen Standpunkt außer Acht gelaſſen hat.

29.

Die Fehler des Mannes entſtehen meiſtens aus falſchen Anſichten des Verſtandes, die des Weibes ſind größtentheils Verirrungen des Gefühles; und eines in der Regel lobenswerthen, darf man hinzuſetzen. »Die Natur nahm den Ton zu weich;« das iſt, und wird immer das Beſte bleiben, was ſich über die Frauen ſagen läßt.

Eben darum aber, weil ihre Tugenden, wie ihre Fehler zunächſt auf dem Gefühle ruhen, muß die Beurtheilung derſelben ihre Gefühle immer zuerſt ins Auge faſſen. Es ſchadet ihren Tugenden weniger, als bey dem Manne, wenn ſie größtentheils im Gefühle wurzeln; denn unter weniger feindſeligen Reibungen, als dieſer, können und ſollen ſie dieſelben entwickeln; auch liegen ihnen die Irrwege des Verſtandes und ſeine trügenden Sophiſmen weiter von der Hand, als dem Manne, der einer größeren Umſicht und Energie des Verſtandes bedarf, um die letzteren zu vermeiden. Der Werth des Weibes iſt geborgen, wenn es mit einem richtigen und lebendigen Gefühle ein klares, wenn auch beſchränktes Erkennen, der dem erſteren zur Norm gegebenen ſittlichen Verpflichtungsgründe verbindet.

30.

Nicht auf gleiche Weiſe verhält es ſich mit ihren Fehlern. Allerdings ſind dieſe, wie eben erſt bemerkt wurde, meiſtens Verirrungen ihres Gefühles: allein als ſolcher liegt ihnen immer eine wirklich verkehrte Vorſtellung des Verſtandes zum Grunde. Die Beſchränktheit und Unklarheit des letzteren ſchadet ihnen dann immer ſo viel, als ſie ihnen bey ihren Tugenden nützt; denn ſie hindert ſie einerſeits ſich zu einem klareren und richtigeren Erkennen aus ſelbſtſtändiger Kraft des Geiſtes aufzuringen: und andererſeits halten ſie an dem Irrthum feſt, und lieben ihn, und hätſcheln ihn, weil er ſo tief in ihren Gefühlen wurzelt, und ſo feſt mit dieſen verſchlungen iſt. Der weibliche Eigenſinn bedarf keiner anderen Erklärung; noch die bekannte Stelle des Tragikers:

Sie kommen immer auf ihr erſtes Wort zurück,
Wenn man Vernunft geſprochen Stundenlang.

31.

Es gibt wenig Worte, die verdächtiger klingen, als das: weibliche Bildung. Gebildet heißt in unſeren Tagen Jede, und Jede will ſo heißen, die keine Schlepphaube trägt, und Romane lieſt. Die vollkommenſte Bildung des Weibes beſteht in der Innigkeit und dem Reichthume eines richtigen Gefühles, ruhend auf einem einfachen und klaren Erkennen der ihrer Beſtimmung entſprechenden Pflichten. Das Übrige, Geographie und Geſchichte, Philoſophie und Poeſie, Mythologie und Kunſtbildung, iſt meiſtens vom Übel. Meiſtens, nicht immer; denn es gibt auch in dieſer Hinſicht Frauen, die ſich mit glücklichem Takte zu beſchränken wiſſen. Dieſer glückliche Takt beſteht eben darin, daß ſie dieſe Bildung, und die Anſprüche derſelben, jener höheren, ihnen näher liegenden, richtig unterzuordnen wiſſen. Das verſtehen nun die zahlloſen ſchriftſtellernden Damen unſerer Tage ſehr ſchlecht. Allein auch hier ſoll die Beurtheilung gerecht ſeyn, und, was nun durchaus ſich geltend machen will, ſo viel gelten laſſen — als es werth iſt. Nur nicht mehr! Wenn die Anzahl der deutſchen Dichterinnen in der That alle Gebühr überſteigt: ſo iſt es wohl nur dem Umſtande zuzuſchreiben, daß man die Galanterie hier unſtreitig etwas zu weit getrieben hat. Nur Diejenigen mag die Kritik ſchonen, welchen nicht Anmaßung, ſondern — kein ſo ganz ſeltener Fall — herbe Noth die Feder in die Hand geſtoßen hat.

32.

Was den Unterſchied der Stände betrifft: ſo tritt uns hier zuerſt derjenige entgegen, welcher zwiſchen dem Hohen und Niedrigen, zwiſchen denen, welche zum Befehlen, und jenen, die zum Dienen und Gehorchen beſtimmt ſind, entgegen.

Was die Beurtheilung der höheren Stände ſo ſehr erſchwert, iſt dieſes, daß der Einfluß der äußeren Verhältniſſe in ihnen ein ſo vielſeitiger, und vor Allem ein ſo eigenthümlicher iſt, daß nur derjenige ihn richtig berechnen kann, der dieſen Ständen ſelbſt angehört, oder ſich lange Zeit in ihren Kreiſen bewegt hat. Ganz richtig iſt es dabey zwar allerdings, daß die Forderungen an das Reinmenſchliche im Menſchen in allen Ständen die nämlichen bleiben, in den höchſten, wie in den niedrigſten: allein, wenn dieſe Forderungen die höchſten und weſentlichſten ſind: ſo begnüge ſich die Beurtheilung der höheren Stände, Diejenigen, welche denſelben angehören, zunächſt aus dieſem Geſichtspunkte unbefangen aufzufaſſen, und durch dieſe von jedem Parteyhaß reine Unbefangenheit zu bewahrheiten, daß jener Standpunkt ihr nicht dem Worte, ſondern der That nach, als der höchſte und wichtigſte gelte.

33.

Die äußeren Verhältniſſe der Armuth und Niedrigkeit ſind an ſich ſelbſt freylich einfacher, als die in der großen Welt: inzwiſchen treten — abgerechnet, daß das Spiel der Empfindungen und Leidenſchaften in der Welt der Kleinen genau dasſelbe iſt, wie in der Welt der Großen — doch auch bey ihnen Umſtände ein, welche die Beurtheilung hier eben ſo ſchwer machen, als ſie es dort iſt. Denn man muß auch dieſe Welt aus Erfahrung kennen, um den Druck der tauſend kleinen und großen Sorgen und

Kümmerniſſe, die in ihr heimiſch ſind, und den Widerſtreit von Empfindungen, welche ſie in demjenigen anregen, welchen ſie treffen, etwas genauer berechnen zu können. Was nun dieſe Berechnung ſo ſchwer macht, iſt dieſes, daß die eigene Erfahrung ſich hier durch nichts Anderes erſetzen läßt, als durch die innige Theilnahme an dieſen geringen Menſchen, die den Beurtheiler wenig oder nichts angehen, die er für ihre Dienſte bezahlt, und die vielleicht nicht bloß von ſeinem Willen, ſondern von ſeiner Willkür und von jeder ſeiner Launen abhängen. Daß er nun hier mit der gleichen Sorgfalt beobachten, erwägen, und prüfen, ſoll, wie bey Leuten, die irgend ſeines Gleichen ſind, und die ihm nützen oder ſchaden können; daß er auch hier nicht bloß nach der Tugend, ſondern auch nach dem Gehalt der Tugend; nicht bloß nach dem Fehler, ſondern auch nach den Umſtänden, die ihn erzeugen oder nähren, fragen ſolle: das ſind Forderungen, welche die obige Behauptung wohl rechtfertigen können, daß die Beurtheilung der ärmſten und geringſten Klaſſe, wie jene der höchſten und angeſehenſten, ihre eigenen Schwierigkeiten habe.

31.

Orandum est, ut mens sit sana in corpore sano! Daß wir es ſo ſpät erſt begreifen, wie das: Caetera adjicientur von ſelbſt an die Erfüllung dieſes einen Wunſches geknüpft iſt! Ein zweyter Wunſch mag inzwiſchen doch erlaubt ſeyn; der: einem Stande anzugehören, dem wir mit Liebe angehören mögen. Iſt das nicht unter dem Caetera adjicientur begriffen? Nicht immer wenigſtens. Oft wählen wir einen Lebensweg, und noch öfter werden wir auf einen Lebensweg geſtoßen, den wir zu der Zeit wenigſtens, wo wir ihn betreten, noch wenig kennen, und den wir ſpäterhin erſt — kennen lernen. »Führt nicht jeder zur ſittlichen Entwicklung, und durch dieſe zum Lebensglück?« Zur ſittlichen Entwicklung führt jeder, und, im beſten Fall, zur ſittlichen Reſignation; nicht zu ſittlichem Lebensglück.

Der Pſycholog muß zugeben, daß von dieſer Seite ein Widerſpruch zwiſchen der Eigenthümlichkeit der Naturanlage und den äußeren Verhältniſſen des Individuums, als ein unlösbarer, Statt finden könne.

Die Norm für die Beurtheilung jedes ſolchen Falles iſt eine unzweydeutige. Sie billigt die unbedingte Forderung der ſtrengen Erfüllung jeder Berufspflicht: aber fordern, daß derjenige, der fortwährend Wermuth kaut, eine Miene mache, als ob er den Mund voll Marcipan hätte, ſcheint doch ein wenig unbillig zu ſeyn.

35.

Noch zwey andere äußere Verhältniſſe ſind es, die bey der Beurtheilung Anderer ins Auge gefaßt werden müſſen: das der Zeit, und das zum Zeitgeiſte.

Iſt die Thätigkeit der moraliſchen Natur des Menſchen eine trägere, als die ſeiner phyſiſchen?

Hört ſie auch nur einen Augenblick auf, und ſind wir nicht jeden Tag, jede Stunde, jeden Augenblick Andere? — Wenn es nun ſo iſt: warum ſtellen wir unſere Urtheile über Andere feſt, einmal für immer? warum finden wir es nicht der Mühe werth, beſtändig aufmerkſam zu ſeyn, wie ſie ſich verändern mögen, und von Zeit zu Zeit wenigſtens die Berechnung zu erneuern, wie ſie ſich vielleicht wirklich verändert haben? Denn es geht uns mit dem moraliſchen Menſchen leicht, wie mit dem phyſiſchen. Wir gewahren in den Geſichtszügen der Menſchen, mit welchen wir beſtändig zuſammen leben, nicht leicht eine Veränderung, weil wir ſie immer und immer mit den nämlichen Augen ſehen.

Überdieß wird, wenn wir eine Veränderung im Geiſte oder im Charakter Anderer wahrzunehmen glauben, auch das in genaue Berechnung zu nehmen ſeyn, ob mehr, oder überhaupt auf welche Weiſe, und in welchem Grade, ſie die Beurtheilten, oder wir die Beurtheiler uns verändert haben.

36.

Einfacher, feſter, beſtimmter wenigſtens, waren die Lebensverhältniſſe in einer früheren Zeit, als in der unſrigen, wie man ſie ſonſt auch immer würdigen mag. Und mit dieſer Einfachheit und Entſchiedenheit der äußeren Verhältniſſe gewann im Allgemeinen auch das Individuum eine beſtimmtere und entſchiedenere Geſtalt, und die Beurtheilung desſelben wurde dadurch in dieſer Rückſicht um ſo viel leichter. Wie iſt es nun zu unſerer Zeit? Welche Eindrücke hat nicht der Mann von vierzig, und ſelbſt der Jüngling von zwanzig Jahren bereits in ſich aufgenommen!

Damit der Menſch Feſtigkeit und Sicherheit in ſich ſelbſt gewinne, bedarf er nicht bloß der inneren Kraft; er bedarf auch der Ruhe von außen, und einer gewiſſen Gleichförmigkeit und Entſchiedenheit in den Einwirkungen, welche ihm von daher kommen. Was erfährt er nun aber in unſeren Tagen hier anders, als Widerſprüche; ſchreyende, unverſöhnliche; jeder für ſich ſelbſt unbedingte Geltung verlangend. Mäßigung durch ſelbſtſtändige Kraft des Geiſtes errungen, iſt das Einzige, was dieſe Widerſprüche verſöhnen, und dem Einzelnen ein Gefühl der Sicherheit ſeiner ſelbſt geben kann. Aber dieſe Mäßigung iſt es eben, welche zu erreichen durch den Geiſt der Zeit, Jedem ſo unendlich ſchwer gemacht wird, und nach der er dennoch mit jeder Kraft, die in ihm iſt, ringen muß: wenn er nicht zu ſeinem eigenen und Anderer Verderben vom Strome fortgeriſſen werden will.

37.

Zum Schluſſe noch einige Worte über Art und Ton, in welchen wir unſere Urtheile über die Beurtheilten, entweder gegen dieſe ſelbſt, oder über ſie gegen Andere ausſprechen.

Zuerſt Dieſes: Die Beurtheilung ſoll keine Milde und keine Schonung kennen: ſie ſoll nur gerecht ſeyn, immer und überall. Jede Milde, jede Schonung baſirt auf einem abſichtlichen oder unabſichtlichen Irrthume, der Andern, mittelbar oder unmittelbar, ſo gut ſchädlich werden kann, wie uns ſelbſt. Die Beurtheilung ſoll den Charakter des Beurtheilten ſo auffaſſen, wie er iſt; weder beſſer, noch ſchlimmer; das ſey ihr höchſter Grundſatz.

Aber die Behandlung Anderer, und die Art wie wir uns gegen ſie, und über ſie äußern: dieſe ſoll die Geſetze der Humanität, der Milde und der Schonung nie vergeſſen, und nie ſie mit halbem oder mit ganzem Bewußtſeyn verläugnen. Das erſte Geſetz aber, welches Moral und Sittlichkeit uns hier auflegen, iſt: Nie von Anderen etwas Nachtheiliges zu ſagen, wenn wir nicht durch eine ſittliche Pflicht gegen Andere, oder gegen uns ſelbſt dazu aufgefordert werden: das zweyte: Was wir in Folge einer ſittlichen Anforderung von Anderen Nachtheiliges gegen dieſe ſelbſt, oder gegen Andere äußern müſſen, mit ſo viel Schonung zu äußern, als mit jener Forderung irgend vereinbar iſt. Halbheit und Zweydeuteley taugt auch hier nichts. Auch bedarf derjenige ihrer nicht, welcher ſich des ſittlichen Geſichtspunktes als Beſtimmungsgrund ſeines Redens und ſeines Schweigens klar bewußt iſt.

In beyden Fällen wird vorausgeſetzt, daß, nach ſorgfältiger und ſtrenger Prüfung, das ausgeſprochene Urtheil uns ſelbſt für ein richtiges gelte; und daß wir die Grunde desſelben, in ſo fern ſie uns zu einem ſicheren Urtheile unzulänglich ſcheinen, auch Andern als unzulängliche darlegen.

38.

Was nun den Ton betrifft, in welchem die Beurtheilung ſich äußern kann, ſo iſt von der doriſchen Tonart, eigentlich Flegeley, gar nichts zu ſagen: da dieſe in ihrer Unbedingtheit durchaus nur ſich ſelbſt Geſetz iſt; weßwegen man es Friedrich Schlegel nicht ſo ſehr hätte übel nehmen ſollen, daß er von einer göttlichen Grobheit geredet. Wie der Keil nur durch den Keil: ſo kann der Flegel nur durch einen noch größeren und derberen Flegel bezwungen werden. Ergötzlich iſt er, wenn er dabey ſtets das Wort Humanität im Munde führt, und ſich für höflich und artig hält; und bewunderungswürdig iſt die Macht der natürlichen Anlage in ihm, wenn die beabſichtigte Höflichkeit ſich ihm im Munde von ſelbſt in eine Flegeley verwandelt.

Inzwiſchen iſt es nicht die ausgeprägte Flegeley allein, welche die Humanität verletzt. Jeder Ausdruck unſerer Urtheile verletzt ſie, welcher dem Anderen mehr Kränkendes ſagt, oder von ihm ſagt, als er ſagen muß. Der Geſtaltloſigkeit und Zweydeutigkeit des Ausdruckes, die immer halb wieder aufhebt, was ſie ſagt, und die alles Herbe abſüßen will, ſoll damit übrigens keineswegs das Wort geredet werden.

Der leidenſchaftliche Ton im Ausdrucke unſerer Urtheile muß nicht zugleich nothwendig ein roher ſeyn: aber er geht leicht in dieſen über. Wie ſollte die Leidenſchaftlichkeit im Ausdrucke Maß halten: da es zu ihrem Weſen gehört, in nichts Maß zu halten.

Der leidenſchaftliche Ton der Beurtheilung iſt alſo durchaus verwerflich. Aber zweyerley iſt dabey zu bemerken. Einmal: nicht jedes leidenſchaftliche Urtheil iſt ſeinem weſentlichen Gehalte nach ein unrichtiges, und dieſer Gehalt muß überall von dem Ausdrucke desſelben durch ſtrenge Sichtung geſchieden werden; denn es gibt einen tiefen Haß gegen ſolche Fehler ſelbſt, die von anderen des Haſſes werth ſind, wie Falſchheit, Häucheley, ſchleichende Bosheit und dergleichen, der mehr den Fehlern ſelbſt, als den Perſonen gilt, welche damit behaftet ſind. Schwer iſt hier die Unterſcheidung im Allgemeinen; leicht, wenn der Beurtheiler von dieſen Fehlern ſelbſt rein iſt, und ſie nicht an dem Einzelnen allein haßt: mag er auch übrigens empfindlich von ſolchen gekränkt worden ſeyn.

Am verwerflichſten iſt der Ton der Perſiflage. Man ſagt, es gebe für manche Fehler keine beſſere Arzeney, als Witz. Man kann das gelten laſſen: bey einigen Fehlern wenigſtens, bey Anmaßung, Eitelkeit, Geckerey u. ſ. w., obwohl ich der Meinung bin, ein beſſeres, als Witz, ſey in allen Fällen, wo von Irrthum oder Fehlern die Rede iſt, jene logiſche Schärfe der Darlegung, die das Anerkennen des Vorwurfes, als eines begründeten, erzwingt, und die der Witz ſelbſt ſcheuen muß, da er immer auf einer Unwahrheit beruht, oder wenigſtens nie ohne den Zuſatz einer ſolchen beſtehen kann. Aber Witz iſt nicht Perſiflage. Der Witz verletzt; die Perſiflage erbittert: denn ſie iſt Übermuth. Und was könnte es Widerlicheres geben, als jenes ekelhafte Grinſen des Übermuthes, der ewig über die Mängel und Schwächen Anderer die Zähne fletſcht, und nie — über ſeine eigenen Geckereyen und Thorheiten.

39.

Der Ton ruhigen, beſonnenen Ernſtes iſt es allein, welcher dem Ausdrucke unſerer Urtheile über Andere, ſo wie der Beurtheilung ſelbſt ziemt. Denn dieſe iſt eine ernſte Sache in ihren Folgen für uns ſelbſt, wie für Andere. Wenn man die Leidenſchaften und Streitigkeiten ausnimmt, welche durch das Mein und Dein erzeugt werden: wie viele Leidenſchaften, wie viele Zwiſtigkeiten und Gehäßigkeiten will man aufzählen, die nicht ihre erſte Wurzel in einer unrichtigen Beurtheilung Anderer hätten; und wie vielen Verdruß und Nachtheil, den ihr Andern verurſacht, oder den ſie euch verurſachen, der nicht, mittelbar oder unmittelbar, aus dieſer Quelle gefloſſen wäre?

Doppelt nöthig aber bedarf dieſen ruhigen Ernſt in der Beurtheilung Anderer unſere Zeit; dieſe Zeit einer allgemeinen Aufgeregtheit, der in ihrer Überreizung ſelbſt jedes Mißverſtehen; und was ſchlimmer, als alles Mißverſtehen, der Vertrauensloſigkeit, ſelbſtſüchtige Befangenheit, und Leidenſchaftlichkeit, wie leidenſchaftlicher Trotz des Parteyhaſſes, überall ſo nahe liegen. Wie kann ſie ein Ende der Übel hoffen, welche ſie drücken und erwarten, wenn die Beſſeren nicht mit Sicherheit ſich ſelbſt unter einander erkennen, und an einander feſthalten: und wie ſollen ſelbſt dieſe den Begriff der Gerechtigkeit in Beziehung auf die höchſten Intereſſen der Zeit — der hier und überall allein das Mißlingende und feindſelig ſich Beſtreitende ausgleichen kann — feſthalten: wenn ſie ſich nicht gewöhnt, oder es vergeſſen haben, ihn in den nächſten und gewöhnlichſten Verhältniſſen des geſellſchaftlichen Lebens zur unbedingten und einzigen Richtſchnur ihres Urtheils und ihres Handelns zu machen?

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Hermes und Sophroſyne.

Von

M. Enk.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bey Carl Gerold.
1838.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Hermes und Sophroſyne.

Imperat aut servit . . . pecunia.

Hor. Epist. I. 10.

I.

Hausbedarf.

An Othmar.

Pauca; sed quae sufficiant.

1.

Ob der Abend meines Lebens ſchwül und düſter ſey, Othmar! wie es der Morgen desſelben und der Mittag geweſen; oder ob — kaum hoff' ich es — ein milder Strahl durch ſeine dunklen Wolken breche: ein Quell der Freude ſoll nie in meiner Bruſt verſiegen; eine Freude will ich mir bewahren — die Freude an der Natur.

Dir, der den Norden, wie den Süden von Europa durchzogen, der die Urwälder Amerikas und die Palmenhaine Indiens durchwandelt, und die Wunder der Tropenwelt geſehen hat: Dir mag meine Freude dürftig ſcheinen. Und dennoch würdeſt du Unrecht haben, ſie ſo zu nennen. Strömt denn ihr Quell nur in den glücklichen Gefilden Italiens und Heſperiens, oder unter jenen Zonen, wo jeder neue Morgen einen neuen Frühling hervorzaubert? weht ihr Athem nur in duftenden Hainen von Orangen und Lorbeerbüſchen? und verklärt ſich die hehre Schönheit der Natur nur im tiefen Blau des ſüdlichen Himmels, und in der Purpurgluth, welche die ſinkende Sonne über die Häupter der Gletſcher ausgießt?

Nicht ſo dachte, nicht ſo empfand Hartwig, der zuerſt den Sinn für die Betrachtung der Natur in mir aufſchloß und die Liebe zu ihr in meine Bruſt pflanzte; er, dem die nichtswürdige Bosheit ſeiner Feinde, und die ſchändlichſte Verleumdung, Vaterland, Familie, Ehre, Ruf, Vermögen, Alles, und zuletzt auch das kleine Fleckchen Erde genommen hatte, worauf er in Ruhe zu ſterben hoffte. Es war ſein Letztes. Ich ſelbſt brachte ihm die Nachricht ſeines Verluſtes in dem Schreiben eines Freundes aus der Stadt mit, und ſuchte ihn unter den Birken am Strom auf, wo er an ſchönen Frühlingsabenden gerne zu ſitzen pflegte: weil ich wußte, daß er dann immer am mildeſten und heiterſten geſtimmt war. Ich gab ihm den Brief, und er las. Einen Augenblick lang zuckte der Ausdruck des heftigſten Schmerzes und der bitterſten Verachtung über ſein Geſicht hin; dann faltete er den Brief zuſammen, und ſteckte ihn zu ſich. »Es ſind ſehr elende Menſchen!« ſagte er, wie vor ſich hin mit finſter zu Boden geſenktem Blicke;

aber gleich darauf erhob er das Auge wieder, und ließ den Blick über die in die Purpurgluth des Abends getauchte Gegend, und über den Fluß hingleiten, aus deſſen Wellen im Widerſchein der ſinkenden Sonne tauſend und tauſend Blitze aufflammten. Jeder Ausdruck des Unmuths verſchwand bey dieſem Blick aus ſeinen Zügen; und ruhig ging er mit mir am Geſtade hinab, wo in dem überhängenden Geſträuch zahlloſe Vögel brüteten, und mit fröhlichem Gezwitſcher von Buſch zu Buſch flatterten.

Als ich am nächſten Morgen mit ihm in ſeinem kleinen Gärtchen ſaß, und ihn fragte, welche Hoffnungen ihm jetzt noch blieben, geſtand er mir, daß ihm nichts übrig bliebe, als nach G..., der unwirthbarſten und verlaſſenſten Gegend Öſterreichs zu gehen, und dort einen kleinen Dienſt zu übernehmen, welchen ein Freund für den eingetretenen Fall ihm angetragen habe. Von tiefſtem Bedauern ergriffen, fragte ich ihn, wie Er, mit ſeiner warmen, innigen Liebe zur Natur, und mit ſeinem regen Gefühl für ihre Schönheiten, in jener wüſten Einöde es werde aushalten können?

Er ſah mich einige Augenblicke ſchweigend an. »Wie wenig,« ſagte er dann mit einem milden

Lächeln, »wie wenig, mein junger Freund, haben Sie noch meine Empfindung für die Natur und meine Freude an ihr begriffen, wenn Sie mir dieſe Frage ſtellen können; oder, wenn Sie glauben, es gebe irgend einen ſo wüſten und reizloſen Winkel der Erde, daß dieſe Freude in ſeiner Betrachtung nicht den reichlichſten Stoff zur Nahrung fände.«

»Wenn Sie,« fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort, »von den unmittelbaren Eindrücken des Erhabenen oder des Wohlgefälligen reden, welche die Betrachtung großer und anmuthiger Naturſcenen in uns hervorbringt: ſo haben Sie freylich nicht ganz unrecht. Der Anblick eines bis ans Gewölbe des Himmels aufgethürmten, mit ewigem Schnee bedeckten Berges, oder eines mächtigen, mit donnerndem Getöſe über Klippen und Felſen herabſtürzenden Stromes; das feyerliche Rauſchen eines tauſendjährigen, von der Art nie berührten Urwaldes, oder

das heilige Meer

in ſeiner Ruhe, wie in der furchtbaren Empörung ſeiner Wogen, erwecken unmittelbar die erhabenſten; ſo wie ein anmuthiges, mit blühenden Gebüſchen und friſchen Bächen angefülltes Thal; eine reizende, vom heitern Glanze des Morgens, oder vom milden

Schimmer des Abends übergoſſene Gegend, die ſanfteſten Empfindungen in uns, von welchen wir uns, wie von einer magiſchen Gewalt, befangen fühlen, und denen wir uns hingeben, ohne weiter über ſie nachzuſinnen. Dennoch iſt es nicht die Gewalt der Maſſen und Töne, nicht der Zauber der Farbe und Umriſſe allein, welcher dieſe Wirkungen in uns hervorbringt; es iſt die Idee einer die ganze Natur durchſtrömenden, und in allen ihren Adern pulſirenden Lebenskraft, welche dabey in unſerer Seele thätig iſt, und deren Einfluß wir empfinden, auch wenn wir für den Augenblick nicht zu klarem Bewußtſeyn darüber gelangen. Von dem höheren oder geringeren Grade von Klarheit, mit welcher dieſe Idee in uns aufgeht, hängt ihr Einfluß auf die Erhebung unſers Gemüthes ab; von ihr hängt es ab, wie reich, oder wie dürftig der Quell der Freude ſtrömen ſoll, welcher uns hier geöffnet iſt.«

»Ich liebe dieſes anmuthige Thal,« fuhr er fort, »das ich nun ſchon ſo lange bewohne, und das allzu reizend iſt, als daß ich es nicht lieben ſollte. Ich liebe ſie, dieſe üppigen Triften, dieſe dichtbewaldeten Hügel, dieſe keckaufſtrebenden Berge und den herrlichen Strom, der ſich zwiſchen ihnen durchdrängt, mit ſeinen blühenden Auen voll ſchattiger Gebüſche, und voll Nachtigallengeſangs. Aber werde ich in jener öden, reizloſen Gegend, zwiſchen jenen kahlen, mit verkrüppelten Föhren nur ſparſam bewachſenen Hügeln, der Natur weniger nahe ſeyn als hier? werde ich ſie dort weniger lieben, und mein Gemüth minder muthig an dieſer Liebe aufrichten, als ich es hier zu thun vermochte? Wie oft habe ich nicht im Frühlinge auf einen ſolchen kahlen Hügel mich hingeworfen, und mit inniger Rührung das friſche Sproſſen der verdorrten Hälmchen betrachtet, und dem Treiben einer kleinen Welt von Inſecten zugeſehen, die geſchäftig zwiſchen ihren herumwimmelten, oder im warmen Sonnenſtrahl luſtig um mich herum ſchwirrten. Iſt der Wachsthum einer kümmerlichen Föhre minder bewunderungswürdig, als der Wachsthum der ſtolzeſten Eiche, die mit ihren Wipfeln weit über alle andern Bäume des Waldes emporragt? und ſind die Wunder im Bau der unſcheinbarſten Mooſe und Flechten geringer, als diejenigen, welche ſich in der Bildung und im Farbenſchmelz der vollendetſten Blume kund geben?«

»Wie ſchön waren nicht die lauen Vollmondsnächte, die ich in dieſem Garten unter meinen Blumen in ſinnender Betrachtung zubrachte! wie oft haben ſie nicht mit der Erinnerung an eine frühere, glücklichere Zeit die heiterſte Ruhe, den ſüßeſten Frieden in meine Bruſt zurückgeführt! Wie ſchön waren ſie nicht dieſe Nächte, wenn tauſend goldene Monde, zu einem einzigen Lichtſtrahl vereinigt, auf den bewegten Wellen glänzten, und die rieſigen Schatten des Doms ſich weit hinein in den rauſchenden Strom lagerten! Aber auch auf jene kahlen Hügel gießt der Mond ſein mildes Licht herab; auch dort leuchten die Sterne der Milchſtraße; und auch dort weckt die Nacht Millionen Geſchöpfe zum Leben, zur Thätigkeit und zum frohen Genuß ihres Daſeyns.«

»Wenige Menſchen,« fuhr er fort, »verſtehen es, die Natur zu genießen; noch wenigere verſtehen es, Freude an ihr zu haben. Der Genuß entſchlüpft ihnen, weil ſie nur den Genuß ſuchen; und nur dieſen. Die friſche Luft, die ungewohnte Bewegung, wirken wohlthuend auf ihre abgeſtumpften Nerven, und geben dieſen für wenige Augenblicke eine neue Spannkraft; die Neuheit, das Überraſchende des unmittelbaren äußeren Eindrucks, regt ſie an, und entreißt ſie für einige Momente der Flauheit ihres Geiſtes. Das iſt Alles! Wenn ſie dabey, wie ſie es thun, ihre kleinlichen Wünſche und Sorgen mit in die freye Natur hinausnehmen, wie konnten die Eindrücke derſelben Raum finden, ſich zu einem großen Gedanken oder zu einem erhebenden Gefühle zu geſtalten?«

»Um die Natur zu genießen, müſſen wir die Eindrücke derſelben mit offner, heitrer Seele in uns aufnehmen; um an ihr Freude zu haben, müſſen wir ſie lieben. Wie jede Liebe, fordert auch die Liebe zur Natur eine gänzliche Hingebung an ihren Gegenſtand. Die höchſte Unbefangenheit, die vollkommenſte Entſchiedenheit dieſer Hingebung an die Natur erzeugt, wie in der Liebe, die innigſte Vereinigung mit ihr; und nur aus dieſer quillt unſere Befriedigung. Wie in der Liebe, iſt auch dieſe innigſte Vereinigung mit der Natur ein unausſprechliches Myſterium; ein Aufgehen unſers Seyns in einem andern Daſeyn, mit welchem das unſrige in Eins zuſammenſchmilzt. Es läßt ſich nur empfinden, nicht beſchreiben. Oft habe ich es empfunden in den heiterſten, glücklichſten Augenblicken, beym lauen Hauch, beym regen Weben des wiederkehrenden Frühlings; in der Einſamkeit der Wälder, und in der feyerlichen Stille einer ruhigen Mondnacht. Ich fühlte dann, daß die Lebenskraft, die in meinen Pulſen ſchlug, keine andere war, als diejenige, welche alle Adern der Natur durchſtrömt; und daß mein Leben ein Theil ihres Lebens ſey.«

»Doch wie mächtig ein ſolches Gefühl uns auch ergreife, es iſt wenig, und unſere Freude an der Natur nur eine ſehr unvollkommene, wenn unſer Nachdenken die Empfindung nicht zu einer klaren Vorſtellung erhebt, und unſre Freude ſich nicht an etwas Haltbareres, als an ein bloßes Gefühl knüpft. Die Betrachtung des raſtloſen Spieles unzähliger Naturkräfte vermag dabey für ſich allein unſern Geiſt zu erheben; allein, ſie vermag es nicht, ihn dauernd zu erheben. Ja ſie hat für die Dauer etwas Niederſchlagendes und Troſtloſes; denn alles Leben in der Natur reiſt dem Tode entgegen. Wenn auch die Zeugungskraft der Natur eine unverſiegliche iſt: ſo ſtirbt doch Alles hin, was ſie hervorgebracht hat, und in endloſem Wechſel zeugt und zerſtört ſie, was ſie gezeugt hat. Der menſchliche Geiſt frägt nach der Bedeutung dieſes ewigen Wechſels von Erzeugen und Zerſtören im Weben der Naturkräfte, und nach der Beziehung, welche dieſe zu ihm ſelbſt haben: da das Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt im Begriffe des bloßen Naturlebens nicht aufgeht, und ihn über alle Naturkräfte hinaufſtellt. Er gewahrt, daß, trotz des ewigen Wechſels von Entſtehen und Vergehen, im ganzen Umkreiſe der Natur nichts der Vernichtung anheimfällt; daß Alles, was da vergeht, in andrer Form wieder geboren wird, und überall aus dem Tode ein neues Leben hervorblüht. Er ſchließt daraus auf die Unvergänglichkeit ſeines eigenen Daſeyns, ohne in dieſem Gedanken mehr, als eine dürftige Befriedigung gewonnen zu haben. Er dringt tiefer in den Zuſammenhang der Naturkräfte ein, und — wie enge begränzt ſeine Forſchungskraft auch ſeyn, wie unvollkommen ſeine Einſicht auch bleiben mag — er entdeckt überall beſtimmte Geſetze. An dem Begriffe von Geſetz ſcheitern alle Träume des Atheismus und Pantheismus. Das Geſetz muß früher gedacht ſeyn, eh' es in die Wirklichkeit treten kann. Die Naturkräfte können darum nur das Werk einer von ihnen verſchiedenen, ſelbſtſtändigen Intelligenz ſeyn!«

»Dieſer Glaube allein gibt der Betrachtung der Natur, und der Liebe zu ihr, eine höhere Weihe; ſo wie er ſelbſt durch ſie geſtärkt und bekräftiget wird: indem der Freund der Natur ſich jeden Augenblick auf dieſen Glauben hingewieſen ſieht. Er iſt es, der unſere Freude an der Natur heiliget:

weil uns dieſe Freude ſelbſt durch ihn zu einem Geſchenk der Güte ihres Urhebers wird.«

»Sie ſehen, mein Freund!« ſchloß er ſeine Rede, »daß Sie keinen Grund haben, mich zu bedauern, weil die Natur dort, wo ich künftig leben ſoll, reizloſer, als hier, iſt. Was der Quell meiner Freude an ihr war, finde ich auch dort in ihr, und würde es auch in einer Wüſte, und auf den Eisfeldern des höchſten Nordens, finden. Denn überall iſt es die Hand des Ewigen, welche ſie gebildet hat; überall iſt es der Hauch ſeines Mundes, welcher ſie erhält; und überall wird ſie mir daher eine nie verſiegende Quelle der Freude und der Beruhigung bleiben.«

2.

Wenn ich Alles zuſammenfaſſe, Othmar, was jemals innere Zerfallenheit und feindſeliger Unmuth der menſchlichen Natur und dem Leben zum Vorwurf gemacht haben, und wenn ich Alles zugebe, was an dieſen Vorwürfen gegründet iſt: ſo muß ich dennoch jene Klage des Dichters

> Leben, du biſt arm an Freuden,
> Nur an Schmerzen biſt du reich!

eine ungerechte nennen. Denn mit welchem Recht darf der Menſch dem Leben den Vorwurf machen, daß es an Freuden arm ſey, wenn er die Blüthen derſelben nicht zu finden und zu brechen verſteht? und mit welchem Recht darf er klagen, daß die Natur ihm nur ein karges Maß von Freuden zugemeſſen habe, wenn es nur von ihm abhängt, die Summe derſelben zu vervielfältigen?

Beredte Dichter und Philoſophen haben uns wetteifernd die Freuden des Mitgefühls geprieſen. Ich will ihre Lobpreiſungen nicht wiederholen; auch iſt dasjenige, worauf ich hier ziele, etwas Anderes, als was man gewöhnlich Mitgefühl zu nennen pflegt. Es iſt jene leiſe Empfindlichkeit, jene rege Empfänglichkeit der Seele, die an Allem Theil nimmt, was den einzelnen Menſchen oder ſein ganzes Geſchlecht angeht: an ſeiner Freude, ſeinem Schmerz, ſeinen Beſtrebungen, ſeinen Hoffnungen, ſeinen Irrthümern, ſeiner Schuld, ſeiner Erhebung, und ſeiner Entwürdigung; die für alles dieſes eine ſichere Beziehung zu dem Begriffe und der Beſtimmung des Lebens aufſucht, und dadurch Allem eine beſtimmte Bedeutung abgewinnt. Dieſe Theilnahme, Othmar, iſt keine bloß lebhafte, und noch minder eine weichliche Rührung; ſie iſt kein bloßes Mitfühlen und Mitempfinden; kein ſympathetiſches Mitzucken der Nerven beym Anblick fremder Freuden und fremden Schmerzes: ſie iſt ein ſeiner ſich klar bewußtes Leben im Leben Anderer, eine Vervielfältigung unſers Daſeyns im Daſeyn Anderer; ſie iſt die reinſte und edelſte Blüthe, der feinſte Geiſt alles Lebens. Ohne dieſe rege Empfindlichkeit der Seele iſt alles Leben, auch das bewegteſte, ein wüſter Traum und dumpfe Befangenheit.

Einmal hat ſich dieſe Blüthe in jeder Bruſt erſchloſſen, wie bald der heiße Strahl des Lebens ſie auch verſengt, oder der Gifthauch der Leidenſchaft ſie auch zerſtört haben mag: in den glücklichen Tagen der Jugend. Ihr, welcher der Himmel jede freundliche Gabe gegönnt hat, hat er auch dieſe beſchieden. Fragſt du, warum die Jugend ſo reich und ſo glücklich iſt? — Wie ſollte ſie es nicht ſeyn? Ihr gehört jede Freude und jeder Schmerz, die jemals eines Menſchen Bruſt bewegt haben; ihr jeder hohe Gedanke, jede begeiſternde Empfindung; ihr jede große That der Gegenwart, wie der Vergangenheit!

Bey einem Menſchen habe ich jene leiſe Empfindlichkeit der Seele für jede menſchliche Regung in ihrer höchſten Reinheit und Lauterkeit angetroffen, bey —. Ich kann dir ſeinen Namen nicht nennen; es iſt mir nicht eingefallen, ihn darnach zu fragen. In meinen Erinnerungen nenne ich ihn den ſchönen Jüngling. Und wenn Schönheit der gefallende, uns unwiderſtehlich anziehende Ausdruck innerer Harmonie iſt; wenn in Allem, was ſchön iſt, ein ſanfter Anhauch von Schwermuth mit der Heiterkeit ruhiger Erhebung verſchmilzt: ſo hätte ich keine richtigere Bezeichnung für ihn finden können, wenn ich auch abſichtlich darauf ausgegangen wäre, eine ſolche zu ſuchen.

Nur einen Abend und einen Morgen habe ich mit ihm verlebt. Aber nie wird die Erinnerung an dieſe wenigen Stunden, nie wird ſein Bild aus meiner Seele verſchwinden; denn nie habe ich eine Stunde meines Daſeyns reiner genoſſen, nie mich ſo befriedigt gefühlt, wie in ſeiner Nähe. Es war nicht die Macht der Genialität, nicht die Kraft jugendlicher Begeiſterung, welche dieſen Eindruck hervorbrachte: es war die ſtille Erhebung, die heitere Milde eines jeder theilnehmenden Empfindung erſchloſſenen Gemüthes, die, wo wir ſie immer antreffen, bey dem Jüngling oder bey dem Greiſe, beym Manne wie bey dem Weibe, jederzeit einen unwiderſtehlichen Zauber auf uns ausübt.

Er war der Sohn eines armen Predigers im Harzgebirge. Sein Vater war ſchon während ſeiner Kindheit geſtorben. Ein Bruder ſeiner Mutter, der nach Oſterreich gegangen war, und in der Nähe von Wien eine bedeutende Fabrik betrieb, hatte geſchrieben, daß er den jüngeren Sohn derſelben zu ſich nehmen, und ihn für ſein Geſchäft erziehen wolle. Dieſen hatte er nach Wien gebracht. Die

Aufnahme von Seite des Oheims ſcheint keine erfreuliche, und ſelbſt eine verletzende geweſen zu ſeyn. Keine Klage! Das Wenige, was er darüber äußerte, verrieth nur dankbare Anerkennung der Wohlthat, und zärtliche Freude an den Hoffnungen ſeiner Mutter und ſeines Bruders.

Er erzählte von ſeiner Mutter, wie ihn die leidensſtarke Frau unter Entbehrungen aller Art erzogen, und ihn ſo weit gebracht hatte, daß er vor zwey Jahren die Univerſität habe beziehen können; von dem ſtillen und begnügten Leben, was er dort führe — ein höchſt kümmerliches! — von ſeiner Heimath, von den mühevollen Arbeiten, dem dürftigen Leben und den einfachen Vergnügungen der Bergleute; von ihrer Frömmigkeit, ihrer Gutmüthigkeit und ihrer Genügſamkeit. Ich fragte nach ſeinen Ausſichten. Er hatte keine anderen, als die, nach vollendeten Studien die Stelle ſeines Vaters zu erhalten, die ihr jetziger Beſitzer, ein kränklicher Greis, und ſein Verwandter, ihm dann abtreten wolle.

»Und werden Sie zufrieden leben in einer ſo beſchränkten Lage?« fragte ich unbeſcheiden und unzart.

»»Warum ſollt' ich es nicht?«« gab er mir mit der unbefangenſten Ruhe zur Antwort. »»Ich verlange nicht mehr. Glauben Sie mir, man kann unter jenen einfachen Menſchen recht glücklich leben, wenn man ſie liebt, und aufrichtig an ihnen theilnimmt.««

»Und werden Sie das immer können?« fragte ich.

»»Warum ſollt' ich es nicht können?«« antwortete er mit einer ſo ruhigen Unbefangenheit, daß ich wohl ſah, der Mißlaut in meinem Gemüthe, welcher mich veranlaßt hatte, ſo zu fragen, hatte das ſeinige gänzlich unberührt gelaſſen.

»Und warum ſollte ich es nicht können?« fragte er mich mit der ruhigſten Unbefangenheit.

Ich glaube er hat es gekonnt, welche Entbehrungen und Aufopferungen das Leben auch von ihm verlangt, und welchen Schmerz es ihm auch aufgelegt haben mag. Es gibt Gemüther, welche die Hand der Natur mit ſo zarten, und dabey ſo vorhaltenden Saiten bezogen hat, daß ſie nicht nur, wie die Saiten der Äolsharfe, bey der leiſeſten Berührung, erklingen: ſondern daß auch weder der kalte Hauch des Haſſes, noch die rauhen Griffe des Schmerzes ihre Harmonie zu ſtören und zu verwirren vermögen.

Eine ſo glückliche Naturanlage iſt beneidenswerth. Und dennoch ſcheint mir die Empfindlichkeit ſolcher weichgeſchaffener Seelen — nur bey dieſen trifft man ſie — nicht die wünſchenswertheſte zu ſeyn. Wenn der Schmerz ihre Harmonie nur ſelten ſtört: ſo gibt es doch ein Maß desſelben, dem es gelingt, ſie zu zerſtören; und die Kämpfe, welche ſie zu beſtehen haben, ſind meiſtens nur weniger heftig, nicht weniger peinlich, als bey kräftigeren Naturen. Wenn ihr eigner Schmerz die Theilnahme an fremdem Schmerz auch nicht zerſtört: ſo wird er ihr doch Klarheit, Heiterkeit und Friſche nehmen.

Es gibt eine beſſer begründete Theilnahme, als die natürliche Empfindlichkeit weichgeſchaffener Seelen, wie viel dieſe an ſich ſelbſt auch immer werth ſeyn mag.

Ich haſſe ſie, jene Flachheit oder Scheinheiligkeit des Gefühls, die das Wohl und Weh der ganzen Menſchheit zu umfaſſen wähnt, oder vorgibt, und die dabey für den Einzelnen weder eine Regung des Mitleids, noch der Mitfreude hat; die mit Sentiments und poetiſchen Floskeln albern ſich ſelbſt täuſcht, oder heuchelnd andere zu täuſchen ſucht, und die, um ihre Selbſtſucht zu überpinſeln, ſich auf philoſophiſche Maximen und allgemeine Grundſätze beruft. Darum aber iſt es nicht minder wahr, daß unſer Mitgefühl nur in den letzten und allgemeinſten Ergebniſſen einer tieferen Lebensanſicht einen feſten Boden findet, und daß es eben ſo ſehr von der Klarheit und dem Umfange unſers Erkennens, als von der Erregbarkeit unſers Gefühles abhängt. Wir empfinden den Schmerz Anderer nur dann recht innig, wenn wir die tragiſche Anſicht des Lebens in ihrer ganzen Tiefe erfaßt, und gelernt haben, welche Macht er über unſer Geſchlecht ausübt; wie raſch er hereinbricht, wie beharrlich er ſein Opfer feſthält, und wie grauſam er ſeine Folterwerkzeuge anſetzt. Wie lebhaft die Aufwallungen unſers Mitgefühls bey dem Schmerze des Einzelnen auch ſeyn mögen: dieſer Schmerz iſt eine Ausnahme, wenn wir ihn nicht im Reflex jener tragiſchen Lebensanſchauung ſehen; wie leicht unſre Theilnahme auch erregt werde: ſie wird nur durch dieſe eine allgemeine. Denn ſie läßt uns in keinem einzelnen Falle vergeſſen, daß auch wir Leibeigene des Schmerzes ſind; und gibt unſerm Gefühl den rechten Ton und Gehalt, indem ſie in der Tiefe ihres Schmerzes ſelbſt den Drang, wie die

Kraft, zum Aufſchwunge zur Verſöhnung gefunden hat.

Nur wer den Schmerz kennt, nur der kennt die Freude; und nur wer ſie kennt, kann ſie mitempfinden. Darum läutert die tragiſche Anſicht des Lebens das Mitgefühl der Freude, wie das des Schmerzes. Nicht ſo läutert ſie die Freude, wie der Egyptier beym fröhlichen Gaſtmahl das Auge auf das Bild einer Leiche heftete: ſondern wie Raphael ſeinen heiterſten Bildern eine ſanfte Wehmuth anhauchte. Sie weiß, daß jede Freude vergänglich iſt; die des ſpielenden Kindes, wie die Freude des von Lebensluſt glühenden Jünglings; die des Mannes, wie des zitternden Greiſes: aber ſie weiß, daß nicht nur jede ſterbliche Freude, ſondern auch jeder Schmerz dieſes Lebens in eine unvergängliche Freude ſich auflöſen muß. Und wie das Mitgefühl für die Freude und den Schmerz Anderer: ſo läutert ſie auch das Mitleid mit ihren Irrthümern, als dem allgemeinen Looſe der Menſchheit, und der unreinen Knoſpe beſſerer Erkenntniß; ſo vereinigt und erhebt ſie die Theilnahme an Allem, was Menſchen wollen, wirken, ſchaffen, erſtreben und erſtrebt haben: weil ſie auch in dem Unvollkommenen und Vergänglichen die Kraft und den

Fortſchritt zu einer vollkommneren Entwicklung erkennt, und das Hinſtreben des Geiſtes zu einem Ziele, dem die Führung einer höheren Macht nach unverbrüchlichen Geſetzen ihn zulenkt, wie unklar er ſich desſelben jetzt auch noch bewußt ſey.

So erſcheint denn jedes Mitgefühl an fremder Freude und an fremdem Schmerz, ſo wie jede innigere und vorhältige Theilnahme, wie alles Geiſtige im Menſchen, abhängig von der Tiefe und Klarheit ſeines Erkennens. Sie iſt einer zarten Pflanze zu vergleichen, die anfangs nur in einem weichen und lockeren Grunde gedeiht; aber dann nur in feſterem Boden tiefere Wurzeln ſchlägt, und zum kräftigen Stamme emporwächſt.

Es iſt traurig, Othmar, daß die edelſte und zarteſte Blüthe unſers Gemüthes, das Mitgefühl für Andere, zugleich die verletzlichſte iſt; aber es iſt ſo, keine andere hat ſo viele Feinde; den Schmerz, den Haß, den Unwillen über die Mängel und Verkehrtheiten Anderer, wie über unſre eigenen Schwächen und Unvollkommenheiten. Der Schmerz ſchont keinen von uns: und der Schmerz macht uns eigenſüchtig. Wir fühlen nur das Brennen der eignen

Wunde, und die Stelle, wo wir ſie empfangen haben, ſcheint uns ausſchließend der Sitz alles Lebens und aller Empfindung zu ſeyn. Wir vergeſſen, daß es noch tauſend andere verwundbare Stellen gebe, die wir nicht kennen, und, die kennen zu lernen, wir nicht der Mühe werth finden. Wir achten bey Andern auf keine Wunde, die wir nicht bluten ſehen; und halten jede Wunde für geheilt, wenn ſie nicht mehr klafft und ſich geſchloſſen hat. Wir verlangen für unſern Schmerz das Recht, ihn in alle vier Himmelsgegenden hinauszuächzen, und verlangen von dem fremden Schmerz, daß er lächle, und auch den leiſeſten Seufzer erſticke. Wir fordern von Andern eine Theilnahme, die wir ihnen verſagen; ſie verweigern ſie uns: und wir glauben jetzt gutes Recht zu haben, ihnen die unſrige vorzuenthalten.

Nicht weniger eigenſüchtig als der Schmerz iſt der Haß. Er verlangt, daß Andere die Kränkung, welche ihn erregt hat, wie eine ihnen ſelbſt widerfahrene empfinden, und das Unrecht, welches er begeht, ihm als gutes Recht gelten laſſen ſollen. Er verweigert Andern das Mitgefühl: weil er glaubt, daß man es ihm mit Unrecht verweigert habe. Das Mitgefühl iſt eine Tochter der Liebe:

der Haß tödtet das Kind mit der Mutter. Auch wenn er ſie beyde nicht tödtet, ſtellt er wenigſtens das Mißtrauen ihnen zum Wächter, deſſen argwöhniſche Blicke jede rege Wallung in der beengten Bruſt gefeſſelt halten.

Darum, weil die Eigenſucht des Schmerzes, die Kränkungen des Haſſes, das Bewußtſeyn unſrer eignen, das Gewahrwerden der fremden Mängel; weil der Anblick all' des Aberwitzes und der Verkehrtheiten, all' der Thorheiten und Verbrechen, welche die Geſchichte der Vergangenheit und jeder Tag der Gegenwart uns vor's Auge ſtellt, der Erregbarkeit unſers Mitgefühls fortwährend entgegenwirken, und die Saiten desſelben herabſtimmen und verſtimmen: darum müſſen wir dieſem ſeine Empfänglichkeit durch ein ſelbſtſtändiges Aufſtreben zur Klarheit des Erkennens zu bewahren ſuchen, wenn es unter jenen Einflüſſen nicht zuletzt gänzlich verdumpfen ſoll.

Wir können es. Es iſt wahr, das Schickſal überſchüttet einzelne Menſchen mit einer ſolchen Fluth der herbſten Leiden, daß ſie wohl um ſich herumſehen und ſagen dürfen: Wo iſt ein Schmerz, der dem meinigen gliche? es ſchlägt ihnen mit ſo unermüdlicher Grauſamkeit Wunde auf Wunde, es preßt mit ſo erbitterter Härte Thräne auf Thräne aus ihrem Auge, daß es ſcheint, es wolle ihnen keinen Gedanken an ein fremdes Leiden, keine Thräne für einen fremden Schmerz übrig laſſen. Und dennoch wird ſelbſt ein ſolcher Schmerz keine ſo unbedingte Herrſchaft über uns ausüben, um das Mitgefühl an fremden Leiden, die Mitfreude an fremdem Glück, in uns zu zerſtören: wenn wir im eignen Schmerz es uns abgerungen haben, nach ſeiner Bedeutung zu fragen, und den Weg zu gehen, auf welchem hier die Verſöhnung zu finden iſt. Nie zerſtört bey dieſem Aufringen zur Erkenntniß die Macht des Schmerzes das Mitgefühl; nur die weichliche Hingebung an den Schmerz verflüchtigt es.

Vielleicht iſt es ſchwerer, die Empfindlichkeit unſers Mitgefühls gegen die Einflüſſe des Haſſes, als gegen jene des Schmerzes zu ſchützen; und auch edle Gemüther vermögen herbe oder lang fortgeſetzte Kränkungen zu verbittern. Jeden ſolchen Einfluß aufzuheben, vermag nur jene Erhabenheit der Geſinnung, nur jene Reife der ſittlichen Lebensanſicht, die über allen Haß hinaus iſt, weil ſie in jedem Haß nur einen traurigen Irrthum erkennt. Allein, ſelbſt wenn wir dieſe Höhe noch nicht erreicht haben — und es iſt ſchwer ſie zu erreichen — wird das Hinſtreben zu dieſer Erkenntniß uns wenigſtens vor dem ſchleichenden Gifte jenes unmuthigen Grolles bewahren, das alle feinere Fühlbarkeit der Seele abſtumpft, und uns auch bey Denjenigen keine friſche lebendige Theilnahme mehr erlaubt, von welchen wir niemals eine Kränkung erfahren haben.

Nichts aber ſichert unſre Theilnahme an allem Menſchlichen vor weichlicher Erſchlaffung und dumpfer Erſtarrung ſo ſehr, nichts erhält ſie ſo frey vor jeder engherzigen Beſchränkung aus Eigenſucht, als die lebendige, uns ſtets gegenwärtige Vorſtellung von der Würde der menſchlichen Natur. Es hängt von uns allein ab, dieſe durch ſelbſtſtändiges Streben zu jenem Grade von Klarheit zu erheben, deſſen ſie bedarf, um unſre Theilnahme an Anderm ſtets regſam zu erhalten. Iſt aber dieſe Vorſtellung einmal in voller Klarheit im Gemüthe uns aufgegangen: ſo wird es uns wenig beirren, überall neben der Weisheit die Thorheit, neben der Vernunft den Aberwitz, und neben die erhabenſten Denkmähler der Tugend die Schandmahle ſittlicher Entwürdigung hingeſtellt zu erblicken. Denn was der menſchlichen Natur ihre Würde verleiht, iſt ein Ewiges und Unzerſtörbares; ein leuchtendes Siegel, welches die Thorheit nur verdunkeln, nicht auslöſchen, das Verbrechen nur beflecken, nicht vertilgen kann. Es wirkt, ſtrebt, ringt, raſtlos, unaufhörlich, in jeder Menſchenbruſt nach ſeiner Entwicklung; auf dieſelbe Weiſe, nach denſelben Geſetzen, wie in unſrer eigenen. Der Menſch kann an dem Menſchen nur dann theilnahmslos vorüber gehen, wenn ihm, ſey es für Augenblicke oder für Jahre, der Begriff von der Würde ſeiner geiſtigen Natur verloren gegangen iſt.

Wenn Dichter und Philoſophen vom Mitgefühl ſprechen: ſo preiſen ſie uns die Wolluſt der Thränen, die wir bey dem Schmerz oder bey der Freude Anderer vergießen. Sie haben Recht; und es gibt wohl nur wenige Menſchen, denen die Wolluſt ſolcher Thränen fremd wäre, und welche nie dergleichen bey dem Schmerz eines Unglücklichen, oder bey der Freude eines Glücklichen, geweint hätten. Die Theilnahme an dem einen, wie an der andern vervielfältigt unſre reinſten und edelſten Genüſſe. Wo aber dieſe Theilnahme aus einer tiefern Anſicht des Lebens und aus dem lebendigen Begriff von der Würde der menſchlichen Natur hervorquillt: da befruchtet und vervielfacht ihr Strom unſer Leben noch auf eine andere Weiſe. Da weiſt jeder Schmerz uns auf die Kraft zum Widerſtande und die Hoffnung ſeiner Verſöhnung; jede Freude auf die Bedingungen zurück, unter welchen es uns erlaubt iſt, ſie zu erringen und zu bewahren; da belebt das Mitleid mit dem Irrthum die Begeiſterung für die Wahrheit; da weckt und nährt die Theilnahme an dem Streben Anderer, das Gute und Schöne zu fördern, den Muth zu gleichem Streben in uns: da wird das Mitgefühl, indem es jede unſrer beſſeren Kräfte fortwährend anregt, uns zur Schule jener heiteren Weisheit, der das Leben weder allzu arm an Freuden dünkt, noch allzu reich an Schmerzen zu ſeyn ſcheint.

3.

Das Portrait, welches über meinem Pulte hängt, Othmar, und von welchem Uffo Dir geſagt hat, iſt das Bild des gelehrten Orientaliſten Simon Ockley, welcher ſein ganzes Leben den Studien über die Geſchichte der Vorzeit Aſiens widmete. Ohne eigenes Vermögen, ohne fremde Unterſtützung, drang er in dieſen mühſamen, und ohne große Koſten kaum unternehmbaren Unterſuchungen, weiter vor, als irgend einer ſeiner Vorgänger. Die Zueignung ſeines Werkes an den Carl von Orford ſchrieb er im Gefängniß zu Cambridge Caſtle, wo er mehrere Jahre wegen Schulden ſitzen mußte. Dieſe Vorrede iſt mit einer Art von Triumph geſchrieben; mit dem Enthuſiasmus eines Martyrers, der ſeiner guten Sache Alles, ſelbſt ſein Leben, zu opfern bereit iſt. Auch ſeine vortreffliche Geſchichte der Saracenen iſt ganz im Kerker geſchrieben; und ſo wenig konnte dieſes harte Schickſal ſeinen Muth beugen, daß er in der Vorrede zu dieſem Werke ſein Loos ſogar für ein vorzügliches und beneidenswerthes hält. »Man wird vielleicht Anſtand nehmen, mir zu glauben,« ſchreibt er, »aber ich muß es dem ungeachtet ſagen, wie es der Wahrheit vollkommen gemäß iſt. Ich habe in dieſem Gefängniß, in welchem ich wegen der für mein Werk gemachten Schulden ſitze, mehr wahre Freyheit des Geiſtes, mehr Zufriedenheit und Ruhe gefunden, als je früher außerhalb dieſer Mauern.«

Wie jenes Bild jetzt über meinem Pulte hängt: ſo hing es einſt über dem Pulte meines Freundes Lothar, der einzige Schmuck ſeiner dürftigen Wohnung. Doch nicht zum Schmuck, zur Sühne hatte er es dort aufgehangen; zur Sühne dafür, daß er an der Wiſſenſchaft gefrevelt hatte. »So oft ich,« ſagte er mir eines Tages, »den Blick zu dieſem Bilde erhebe, finde ich mich veranlaßt, mir meine Thorheit vorzuwerfen und ſie zu bereuen. Hatte, frage ich mich dann, jener Mann kein Auge für die Reize des Weibes, kein Ohr für die Laute des Frohſinns, keinen Gaumen für den Wohlgeſchmack leckerer Gerichte, und keine Zunge für den Genuß ausgeſuchter Weine? Ich ſehe ihn dann ſinnend vor einem ſchwer zu entziffernden Pergamente in ſeinem Kerker ſitzen, unbekümmert um das Treiben außerhalb desſelben, wo die Einen unter ſchwerer Arbeit ſtöhnen, um ſich eine Stunde dürftigen Genuſſes zu verſchaffen, und Andere mit gieriger Haſt nach Vergnügungen rennen, die ihnen vielleicht ihre Geſundheit, ihre Kräfte, ihr Vermögen und ihre Ehre koſten werden, oder mindeſtens mit weit mehr Zwang, Sorge und Aufopferungen erkauft werden, als ſie werth ſind; ich ſehe ihn Abends ſich zu ruhigem Schlummer auf ſein hartes Lager ſtrecken, und es mit geſtärkter Kraft wieder verlaſſen, wenn Jene nach einer mit müden Sinnen durchgeſchwelgten Nacht erſchöpft auf das ihrige hintaumeln. Wenn ich dann dabey in ſeinen ſtets heiteren Zügen die ungetrübte Ruhe ſeiner Seele, und in dem von Zeit zu Zeit aufflammenden Auge den muthigen Aufſchwung ſeines Geiſtes leſe: dann bedaure ich es tief, die wahre Freyheit des Geiſtes nicht in mir ſelbſt geſucht, und den Werth der Wiſſenſchaft verkannt zu haben.«

Es iſt leicht, die Wiſſenſchaften zu preiſen: aber es iſt ſchwer, ihren vollen Werth richtig zu begreifen. Am ſchwerſten für den Jüngling. Wir lernen den Werth dieſer Mine erſt dann kennen, wenn wir ſie lange Zeit mit Glück und Mühe ausgebeutet haben. Der Jüngling ſcheut dieſe Mühe nicht: aber er will ſchnell reich werden. Er ſtößt auf taubes Geſtein, wo er gediegne Erzadern erwartete. Was er aus dem mit Mühe gewonnenen Gut ausſcheidet, dünkt ihm wenig zu ſeyn; und auch dieſes Wenige iſt nicht durchaus ächtes Gold. Er fordert von der Wiſſenſchaft ſichere, fruchtbare, unmittelbar anwendbare Ergebniſſe für das Leben: weil er fühlt, daß er ſolcher im Leben bedürfen werde; er will ſie erringen, um ſie raſch und kräftig zu brauchen: aber was er heute errungen hat, das muß er morgen wieder wegwerfen. Er hat ſeinen Führern vertraut: und ſie haben ihn getäuſcht. Sie waren ſelbſt getäuſcht worden von den Führern, welchen ſie gefolgt waren; dieſe wieder von anderen. Und nicht Einzelne bloß haben ſie getäuſcht: ſie haben ihr ganzes Volk, ihre Zeit, ihr Jahrhundert mit ihren Irrthümern angeſteckt. Welchem Führer ſoll er jetzt folgen? Er glaubt keinem mehr vertrauen zu können, und frägt nun wie Pilatus: Was iſt Wahrheit? Er wendet ſich jetzt feindſelig gegen die Wiſſenſchaft, und behandelt ſie verächtlich. Er hält den kecken Übermuth, mit welchem er ſie behandelt, für Energie des Geiſtes, und die

Albernheit läßt ſeine Anmaßung gelten, oder bewundert ſie wohl auch. Seine frühere Begeiſterung für die Wiſſenſchaft iſt ihm jetzt bis auf den Wunſch verſchwunden, in ihr innerſtes Heiligthum einzudringen. Und nicht Begeiſterung und Wunſch allein: mit der Zeit iſt ihm auch die Kraft dazu entſchwunden. Er endet damit, gegen die Wahrheit gleichgültig zu ſeyn, oder an ihr zu verzweifeln.

Die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes iſt die Geſchichte ſeiner Irrthümer. Die Befangenheit, die Täuſchungen, die Irrthümer, die Mißgriffe des Einzelnen wiederholen ſich in dieſer Geſchichte bey allen Generationen und in allen Jahrhunderten; und nicht minder beklagenswerth, und zum Theil unbegreiflich, erſcheinen ſie uns bey dieſen, als bey jenem. Jahrhunderte bauen an einem Syſtem; alle geiſtigen Kräfte ſind darauf gerichtet, es ſeiner Vollendung entgegen zu führen; Tauſende ſuchen in dieſer Vollendung ihren Ruhm, und in dem Streben, dafür thätig zu ſeyn, die Beſtimmung ihres Lebens. Das Ziel iſt erreicht; der Bau iſt vollendet. Aber ſchon hat die Zeit ſeine Grundfeſten unterwaſchen, und er ſtürzt zuſammen in wüſte Trümmer. Was dem einen Jahrhundert als die höchſte Weisheit galt, nennt das darauf folgende Aberwitz; es weiſt ihm ſeine Irrthümer nach; es beklagt oder verhöhnt ſeine ungeheuren Anſtrengungen; es weiß davon keinen Gebrauch zu machen, und bedauert die darauf verwandte Mühe. Es bewegt ſich mit dem nämlichen Aufwande von Kraft und Zeit, mit der nämlichen anmaßenden Zuverſicht, den unbedingt richtigen Weg gefunden zu haben, in einer entgegengeſetzten Richtung, und hat, wenn es am Ziele angelangt iſt, wie jenes frühere geirrt; es wird, wie jenes, angeklagt, bedauert, verſpottet, verachtet, und ſeine Leiſtungen werden, wie die jener früheren Zeit, in den Schutt geworfen. Wenn ſich der menſchliche Geiſt in dieſen Anſtrengungen erſchöpft hat, und in Ohnmacht und Erſtarrung verſinkt, und nun eine jener großen Umwälzungen eintritt, welche die Erde erneuern: dann beginnt er, aus ſeiner Ohnmacht erwacht, die neue Lebensperiode mit einer neuen Kindheit; dann ſtrebt und ringt er, wenn er erſtarkt iſt, aufs neue, und irrt aufs neue, und gibt den einen Irrthum auf, um ihn immer wieder gegen einen andern zu vertauſchen, und endet zuletzt verzweiflungsvoll mit der Frage: Was iſt Wahrheit?

Und dennoch iſt es die Geſchichte des menſchlichen Geiſtes allein, die uns hier tröſten und erheben, und über den Werth der Wiſſenſchaft uns richtig belehren kann. Was die Krankheit erzeugt, heilt ſie auch; was uns niederdruckt, dient auch, um uns aufzurichten. Wenn ſich in ihr fortwährend das traurige Schauſpiel des Irrthums wiederholt: ſo zeigt ſie uns auch, daß jeder Irrthum in ſich ſelbſt zuſammenbrach, und zuſammenbrechen mußte, weil er Irrthum war. Jede Verneinung aber ſetzt eine Bejahung; der Irrthum ſelbſt ſetzt die Wahrheit voraus. Wenn der Irrthum in ſich ſelbſt unhaltbar, wenn er nothwendig durch ſich ſelbſt zuſammenbrechen muß: wie erhielten ſich die Generationen, die Jahrhunderte, die Jahrtauſende, welche ihrem Wiſſen ihr Leben anvertrauten? Wie ſie auch irren mochten: ihrem Irrthum mußte Wahrheit beygemiſcht ſeyn. Der Irrthum kann nur zerſtoren; wenn nicht alles Leben ſich zerſtort und aufreibt: ſo muß es eine Wahrheit für das Leben geben.

Was die Natur ſchafft und wirkt, ſchafft und wirkt ſie nach dem Geſetze der ſtrengſten Sparſamkeit: und das nämliche Geſetz herrſcht auch im Reiche des Geiſtes. Die Welt wird durch ein Minimum von Weisheit und richtiger Einſicht regiert. Wie oft eine einzige klar erkannte und ſtreng befolgte Maxime den Lebensklugen zwiſchen allen Klippen durch dem Glück in die Arme führt: ſo iſt es eben ſo oft eine einzige im Bewußtſeyn des geiſtigen Lebens der Generationen und Völker vorhandene Wahrheit, welche ihr Glück blühend erhält, oder ihren Untergang verzögert und hinausſchiebt. Man pfropft uns ſchon voll mit der Weisheit der Alten und der Neueren, wenn wir noch in den Kinderſchuhen gehen: und doch enthalten zwey, drey Sprüchwörter Alles, was wir bedürfen, um gut und glücklich zu leben, und um ruhig zu ſterben.

Es bedarf nur Augenblicke, um ein Geſetz der Natur kennen zu lernen: aber es bedarf ein Menſchenleben, um es zu erkennen, und es bedurfte tauſend Menſchenleben, um es zu erforſchen. Dasſelbe gilt von jedem hiſtoriſchen und philoſophiſchen Wiſſen; von jedem Grundſatze, von jeder Regel, von der einfachſten Maxime des Lebens. Wir wiſſen nur das, was wir im Detail, und nach allen ſeinen Beziehungen wiſſen. Und das iſt es, worin ſich der Werth der Wiſſenſchaft am unzweydeutigſten uns offenbart. Die einfachſte Wahrheit iſt erſt dann unſer Eigenthum, wenn wir ſie klar und ſicher nach allen ihren Beziehungen erkannt und erfaßt haben; und nur durch die Wiſſenſchaft gelangen wir dazu, ſie ſo zu erfaſſen.

Der Werth der Wiſſenſchaft wächſt und nimmt ab, nach ihrer näheren oder entfernteren Beziehung auf das Glück und den ſittlichen Werth des Lebens: aber es gibt keine Wiſſenſchaft ohne alle ſolche Beziehung. Alles Wiſſen iſt aus dem Leben hervorgegangen, und hat darum eine beſtimmte Beziehung zum Leben. Dieſe Beziehung erfaſſen, heißt den Geiſt der Wiſſenſchaft erfaſſen: und nur ſo erfaßt, kann ſie auf das Leben zurückwirken.

In jeder Wiſſenſchaft prägt ſich ein Stück der Geſchichte des menſchlichen Geiſtes aus. In jeder hat der menſchliche Geiſt nach den nämlichen Geſetzen geſtrebt, gerungen, geirrt, ſich verirrt und ſich zurecht gefunden. Aus der Geſchichte jeder Wiſſenſchaft laſſen ſich dieſe Geſetze lernen. Es gibt keine unfruchtbare Wiſſenſchaft.

Mögen ſie geirrt haben, Alle, die da irrten! mögen die Ausbeuten ihrer mühevollen Anſtrengungen von einer ſpätern Zeit zum Schutt geworfen worden ſeyn! Sollte der große Grundſatz: Es gibt im Leben nichts Vereinzeltes, überall gelten, und nur hier nicht? War denn ihre Mühe, war ihr Schweiß, waren ihre Nachtwachen, waren die Entbehrungen, die Entſagungen, die Aufopferungen, denen ſie ſich aus Liebe zur Wiſſenſchaft unterzogen, waren ſie denn verloren für ihre Mitzeit, für ihr Jahrhundert, und — für ſie ſelbſt? Iſt es nicht ein Geſetz der menſchlichen Natur, daß wir nur durch den Irrthum weiſer werden? Und wenn eine ſpätere Zeit weiſer iſt, als ſie und ihre Zeit es waren: hat ſie es nicht ihren Irrthümern zu danken, und den Goldkörnern, welche ſie mit dem tauben Geſtein des Irrthums zu Tage förderten, und die ſie nützt, undankbar diejenigen ſchmähend, welche ſie mit Mühe gewannen und ihr zu leichtem Gebrauch als lachenden Erben überlieferten. Oder war ihre Mühe für ihre Mitzeit und ſie ſelbſt verloren? Haben ſie nicht auf ihre Zeit gewirkt; wo ſie nicht irrten, erweckend und ermuthigend: und ſelbſt wo ſie irrten, im Sinne ihrer Zeit, und darum ſelbſt dann noch den geiſtigen Entwicklungsprozeß derſelben fördernd. Hat endlich ihr Streben ſie nicht den Beſten ihrer Zeit verbündet, und gibt es ein feſteres und edleres Band, als dasjenige, welches durch das gleiche Streben nach einem rühmlichen Ziele geknüpft wird?

Daß das Bewußtſeyn in der Wiſſenſchaft ein edles, unſers Geiſtes würdiges Ziel gewählt, und feſte Anſprüche auf unſre eigne, wie auf fremde Achtung uns erworben zu haben, innerliche Sicherheit und ein wohlbegründetes Gefühl unſeres Werthes in uns begründet; daß es die Regſamkeit unſers Geiſtes immer friſch und lebendig erhält; daß es ihm fortwährend ein ſtechender Sporn zu ſelbſtſtändiger Erhebung wird, und daß es ihn dadurch allem Gemeinen, allem Unedlen und Niedrigen entfremdet: das, Othmar, iſt es, was der Wiſſenſchaft einen unbedingten Werth gibt, und uns, wenn wir ihr mit treuer Liebe anhängen, nöthigenfalls auch im Kerker noch frey und glücklich ſeyn läßt.

4.

Was ſoll ich nur mit dem Blatte, Othmar, welches du mir geſandt haſt? Ich danke dir für dein Geſchenk; aber was ſoll ich mit dem Blatte? Es ſieht ſich recht hübſch an; und, im Sinne der franzöſiſchen Schule, läßt ſich die Zeichnung correct nennen. Die Deutung kann nicht zweifelhaft ſeyn. Das geflügelte Götterkind ſoll die Kunſt ſeyn, und um ihre Apotheoſe zu feyern, hat der Künſtler den ganzen Olymp auf ſeinem Blatte verſammelt. Wie geſagt, es ſieht ſich recht hübſch an; aber — es hat mich kalt gelaſſen.

Betrachte dir dagegen einmal die Federzeichnung, welche ich dir hier mitſende, und die du mir durch Uffo wieder zurückſenden wirſt. Leo warf ſie eines Tages, an meinem Fenſter ſitzend, auf das Papier, im wehmüthigen Gefühle ſeines, bey dem ächten Beruf zur Kunſt, nicht zur Reife gediehenen Kunſtſtrebens: weil die Kunſt ihm nicht das letzte und höchſte Ziel ſeines Strebens geweſen war. Er hatte noch andere Götter neben dem Gott in ſeiner Bruſt. Er vermochte ſich von jenen nicht loszureiſsen, und dieſen nicht zu verläugnen. Er bekannte, verehrte, und pries ihn mit klarer und beharrlicher Anerkenntniſs: obwohl er an ihm gefrevelt hatte. In dieſem Sinne glaub' ich, hat er das Blatt gezeichnet. Auch hier iſt eine Apotheoſe der Kunſt.

Die Flamme auf dem Scheitel, Pinſel und Winkelmaſs in der Rechten, ſo wie die zu ſeinen Füſsen liegende Leyer, bezeichnet dir den an der Erde ſitzenden Knaben hinreichend als den Genius der Kunſt. Die Frau, welche, den offenen Mantel um die Schultern, neben ihm ſteht, iſt keine andere, als Penia. Indem der Knabe, mit dem wunderbaren Ausdruck ahnungsvoller Heiterkeit im Auge, mit der Linken nach der anbrechenden Morgenröthe hindeutet, ſcheint er zu ſagen: »Dort iſt, was du bedarfſt, und was du ſucheſt.«

Du findeſt den Gedanken des Künſtlers, die Kunſt als ein Kind des Bedürfniſſes darzuſtellen, ſonderbar. Ein Kind der Begeiſterung iſt ſie, ſagſt du. Und iſt nicht die Begeiſterung ſelbſt ein Kind des Bedürfniſſes? des reinſten, edelſten und höchſten, welches der Menſch zu empfinden vermag.

und des allgemeinſten. Denn es gibt keinen ſo tiefen Grad von geiſtiger Stumpfheit oder ſittlicher Verſunkenheit, daß die Sehnſucht nach dem Schönen ihm fremd wäre. In jedem Menſchen lebt die Vorſtellung von einem in ſich ſelbſt Vollendeten, wie es die Wirklichkeit ihm nirgends bieten kann. Wie unvollkommen dieſe Vorſtellung an ſich ſelbſt auch ſey: immer iſt ſie eine ihrem geiſtigen Gehalt, wie der Form ihrer äußeren Erſcheinung nach, eine in ſich ſelbſt harmoniſch abgeſchloſſene. Das Weſen der Schönheit beſteht in nichts Anderem, als in der Harmonie ſowohl des geiſtigen Seyns, als ſeiner äußeren Erſcheinung, und der innigſten Verbindung des einen mit der anderen. In dieſer Harmonie liegt aller Zauber der Schönheit. Weil dieſe dem Gehalt, wie der Form nach, eine in ſich abgeſchloſſene und vollendete iſt, gewährt ſie dem Geiſt eine heitere Befriedigung.

Jede Befriedigung aber ſetzt ein Bedürfniß voraus.

Die Harmonie des geiſtigen Theiles der Schönheit vollendet ſich in der Unbedingtheit des Begriffes. Der mildeſte Menſch iſt in der Wirklichkeit nicht immer milde; der heiterſte nicht immer heiter;

der ernſteſte nicht immer ernſt. Wir denken, als geiſtigen Beſtandtheil des Schönen, Ernſt, Milde, Heiterkeit, einzeln, oder, wie bey dem Jupiter des Phidias, als göttliche Hoheit in innigſter Vereinigung, immer als ein Unbedingtes, und darum als ein harmoniſch in ſich ſelbſt Abgeſchloſſenes.

Der Begriff von Kraft kann erhaben, aber kein Begriff kann an ſich ſelbſt ſchön ſeyn. Als geiſtiger Beſtandtheil des Schönen bedarf er der Form.

Die Schönheit der Form beruht auf der Harmonie der Verhältniſſe; aber ſie beſteht nicht in ihr. Daß die vollkommenſte Harmonie der Verhältniſſe in der menſchlichen Bildung, der höchſten Manifeſtation der Schönheit, uns kalt laſſen kann, wenn ſie des geiſtigen Ausdrucks entbehrt, beweiſt dieſes unwiderſprechlich. Aus manchen Verhältniſſen und Verſchlingungen bloßer Linien weht uns ein geiſtiger Hauch an, und nur dieſe ſind es, die wir ſchön nennen. Die geiſtige Beziehung iſt die Seele; daß ſie die Form in allen Theilen harmoniſch durchdringe, die Bedingung aller Schönheit.

Alles Geiſtige iſt unbegränzt. Es beſteht nicht als ein Vereinzeltes, wenn es auch der Begriff nach dem Beſonderen ſeiner Erſcheinung als ein Einzelnes abſchließt. Alles Geiſtige hat in dieſer Begränzung eine Beziehung zu einer höheren Potenz des geiſtigen Seyns, bis hinauf zur höchſten, zu Gott. Darum kann uns die Darſtellung des Geiſtigen in der Begränzung der Form nur dort befriedigen, wo der Vorwurf derſelben eine ſolche Beziehung nicht ausſchließt, oder wo die Darſtellung zu ihr hinführt. Darum iſt alle höhere Kunſt ſymboliſch, Andeuterin und Dolmetſcherin des Göttlichen; darum iſt ſie ein Kind des Bedürfniſſes; des reinſten, edelſten und erhabenſten; des Bedürfniſſes, an der Idee des Göttlichen uns zu erheben und aufrecht zu erhalten.

Wir haben nicht alle Hände; die Meiſten von uns ſind, wie Leſſings Raphael, ohne Arme geboren. Das Ideal, welches in unſrer Bruſt verſchloſſen iſt, umhüllt ein Schleyer, wie die Bildſäule der Iſis. Wie wir auch ſtreben, ihn zu lüften: wir vermögen es nicht; und nicht ſelten geſchieht es, daß dieſes fruchtloſe Streben uns zur peinlichen Qual wird. Allein ſelbſt wenn es uns gelingt, die Züge unſers Ideals mit größerer Beſtimmtheit zu erfaſſen: ſo iſt dieſes für unſer Bedürfniß noch immer nicht hinreichend. Was die theuerſte und edelſte Blüthe unſers geiſtigen Lebens, was das Heiligthum unſrer Bruſt iſt: wir wollen es außer uns, wir wollen es als ein Wirkliches ſchauen; wenn es in der Wirklichkeit gleich nie in ſo reiner Form, wie in unſerm Bewußtſeyn vorhanden iſt, und nie in jener Unveränderlichkeit beſtehen kann, die wir in dieſem nie davon getrennt denken. Und hier iſt es, wo die Kunſt unſerem Bedürfniß entgegenkommt. Was uns nur in ſchwankenden Umriſſen, was uns nur in dunkler Ahnung vorſchwebt: das erfaßt die Kunſt als ein Lebenskräftiges, und ſtellt es hin in der ſinnlichen Erſcheinung. Ob es in der Wirklichkeit auch nirgends anzutreffen ſey: es iſt kein leeres Traumbild unſrer Seele. Wie in unſrer Seele, iſt, war es, in der Seele des Künſtlers; war, iſt, wird es in jeder Seele ſeyn, der es in ſeiner Schöpfung ſich offenbart. Mag das Zufällige in der äußeren Erſcheinung derſelben in der Wirklichkeit auch gar nicht vorhanden, oder doch dem Wechſel unterworfen ſeyn: der Geiſt, der in ſeinem Abbilde lebt, iſt keinem Wechſel unterworfen, er iſt ewig und unvergänglich.

Die Kunſt erzeugt die Ahnung des Göttlichen nicht: ſie weckt ſie nur aus ihrem Schlummer. Sie ſchlummert in jeder Menſchenſeele: aber nicht in jeder erwacht ſie zur Klarheit des Bewußtſeyns. Die Klarheit aber iſt das Element der Kunſt, wie ſie das Element des Wiſſens iſt; ſo oft ein beſchränkter oder überſchwenglicher Kunſtenthuſiasmus dieſes auch geläugnet hat.

Was dieſes ſoll, Othmar? Es ſoll die Bedingung andeuten, unter welcher die Kunſt ihre Wunder an uns ausübt, und unter welcher es uns erlaubt iſt, in ihr Heiligthum einzugehen. Wenn ſie eine Dolmetſcherin des Göttlichen iſt: ſo wird immer etwas darauf ankommen, welchen Grad von Gelehrigkeit und Empfänglichkeit für ihre Offenbarungen wir zu dieſen mitbringen.

Die Seele der Kunſt iſt die Begeiſterung. Begeiſterung iſt der höchſte Aufſchwung der Liebe zu einem Gegenſtande, von deſſen Vollkommenheit wir gänzlich erfüllt ſind. Iſt nun dieſe Begeiſterung ein bloßer blinder Drang, eine bloße Wallung? Wir lieben nur jene Vollkommenheit, welche wir als eine ſolche klar erkannt haben. Wenn nicht: ſo kann jeder nächſte Augenblick uns irre machen, oder enttäuſchen. Wie konnte alſo die Begeiſterung für die Kunſt der Klarheit des Erkennens entbehren?

Nicht die bloße Form: der Geiſt, der ſie belebt, iſt es, der in den Schöpfungen der Kunſt auf uns wirkt. Der Geiſt, der in einem Werke der Kunſt lebt, iſt nichts Vereinzeltes, und nur durch den Begriff nach dem Beſonderen ſeiner Äußerung ein Abgeſchloſſenes. Er hat in dieſer Begränzung den Grund ſeines Seyns in der Beziehung zu einer höhern Potenz, bis zur höchſten, zu Gott. Hier iſt es denn, wo Kunſt und Erkenntniß ſich begegnen. Darum findet die Kunſt, wie alle Erkenntniß des Lebens, nur in Gott ihren Abſchluß. Darum kann ſie nur in einem reinen, von der Sehnſucht nach dem Göttlichen erfüllten Gemüth gedeihen, und nur von einem ſolchen begriffen werden.

Weil in der Bruſt des Menſchen die unzerſtörbare Sehnſucht nach dem Göttlichen liegt: darum iſt die Kunſt ihm ein Bedürfniß; und darum richtet ſie ihren Blick auf die Morgenröthe eines künftigen Lebens? weil jenes Bedürfniß nur in dieſem ſeine volle Befriedigung finden kann.

5.

Vier Flüſſe, Othmar, ſtrömten durch das Paradies, und vier Quellen der Freude — Quellen des Lebens — ſtrömen hin durch das Leben für Jeden, der ſie aufſucht, und aus ihnen zu ſchöpfen verſteht. Freude an der Natur, Mitgefühl, Wiſſenſchaft und Kunſt ſind ihre Namen. Eine fünfte Quelle der Freude ſtrömt in unſrer eignen Bruſt; die der Eintracht mit uns ſelbſt. Wenn dieſe in unſrer Bruſt verſchloſſen oder verſiegt iſt: ſo iſt es uns auch nicht vergönnt, aus jenen zu ſchöpfen. Weder die Natur, noch das Mitgefühl; weder die Wiſſenſchaft, noch die Kunſt, hat eine Freude für den, der mit ſich ſelbſt nicht einig iſt.

»Die Ruhe der Seele,« ſagt Werther, »iſt ein herrliches Ding, und die Freude an uns ſelbſt; wenn das Kleinod nur nicht ſo gebrechlich wäre, als es ſchön und koſtbar iſt.«

Wenn es aber auch gebrechlich iſt: muß es denn immer brechen? und iſt es durchaus unmöglich, es uns zu bewahren?

Nicht nur möglich ſcheint die Sache: ſondern auch leicht. Denn um immer an ſich ſelbſt Freude zu haben, und um immer mit ſich ſelbſt zufrieden und einig zu ſeyn, braucht man, ſcheint es, nur ein Geck zu ſeyn. Es gehört aber zum Begriff eines Gecken, daß er gerade ſo gut, edel, witzig, geiſtreich und genial zu ſeyn glaube: als er beſchränkt, engherzig, albern, abgeſchmackt, und vielleicht auch boshaft und tückiſch iſt; daß er ſeine Anmaßung für edles Selbſtgefühl, ſeinen Hochmuth für eine hohe Geſinnung, ſeine Ruhmredigkeit, weil ſie eine gleißende, für Beſcheidenheit, und ſeine Grimaſſen für Anmuth des Geiſtes; mit einem Wort, daß er alle ſeine Mängel und Gebrechen für baare Tugenden und Vorzüge halte; daß er es darum nie müde werde, ſich in ſeiner eignen Trefflichkeit zu beſpiegeln, und darum auch an ſich ſelbſt alle Tage des Jahres hindurch eine recht tüchtige Freude habe.

Es gibt Menſchen, die oft durch ihr ganzes Leben den Keim einer tödtlichen Krankheit mit ſich herumtragen, ohne daß dieſe zum Ausbruch käme: und ſo gibt es auch Gecken, denen es ihr ganzes Leben hindurch vergönnt iſt, Gecken zu ſeyn, ohne in ihrer Einbildung im Geringſten geſtört zu werden. Aber ſo günſtig erweiſen ſich die Lebensgötter den Gecken nur ſelten. Sie bereiten ihnen auf manche Weiſe Enttäuſchungen, die ſie, wäre es auch nur auf kurze Zeit, aus ihren lieblichen Träumen von ſich ſelbſt aufrütteln; oder bringen ſie mit Menſchen zuſammen, die es ihnen merken laſſen, und es ihnen gelegenheitlich auch ſagen, daß ſie ſie verachten. Ja Manchem geben ſie zu ſeiner Einbildung, wie groß dieſe auch ſeyn mag, in wunderbarer Zumiſchung, eine dunkle Ahnung von dem bey, was er iſt; und ein ſolcher Geck iſt unſtreitig am ſchlimmſten daran. Er muß ſich mit jedem Morgen aufs neue vordemonſtriren, er ſey, was er nicht iſt, und er ſey nicht, was er iſt, um ſich in ſeiner Geckerey gehörig feſtzuſetzen; und zu welchem Grad von Virtuoſität er es in dieſer Übung auch gebracht habe: das Kleinod zerbricht ihm doch alle Augenblicke unter der Hand, und er muß es jeden Tag aufs neue wieder zuſammenleimen.

Kann es ächter Gehalt ſich beſſer bewahren? Nein. Das Seyn reicht hier, an und für ſich ſelbſt, nicht weiter, als der Schein; und unbedingt reicht das gerechteſte Selbſtgefühl des tugendhafteſten Mannes eben ſo wenig aus, als das eingebildete des Gecken, um ihm das Kleinod der Zufriedenheit mit ſich ſelbſt zu ſichern. Denn eben die Unzufriedenheit mit uns ſelbſt iſt uns als Sporn und Ferment all' unſers Strebens nach unſrer intellectuellen, wie nach unſrer moraliſchen Entwicklung gegeben: und eine *unbedingte* Zufriedenheit und Eintracht mit uns ſelbſt iſt für uns erſt dann denkbar, wenn wir am Ziele der möglichen Entfaltung aller unſrer geiſtigen Kräfte ſchon wirklich angelangt ſind.

Denke dir nämlich ein ſtätiges Fortſchreiten zu dieſem, in unberechenbarer, unendlicher Ferne liegendem Ziele: ſo wird dem Strebenden in jedem Stadium das Bewußtſeyn bleiben, daß es nicht erreicht ſey; und mit dieſem Bewußtſeyn das Gefühl ſeiner Unvollkommenheit und die Sehnſucht nach einem vollkommneren Zuſtande. Dieſes Gefühl kannſt du ihm in keiner Periode ſeines Fortſchreitens nehmen, oder aus ſeinem Seyn wegdenken; du kannſt, wie du ihn dir dabey auch fortgeſchritten, und darum glücklicher, denken willſt, es dir nur verſöhnt denken. Verſöhnt aber kannſt du es dir nur durch das denken, wodurch allein jede Sehnſucht nach einem unerreichten Ziele verſöhnt wird: durch die Zuverſicht, es ſicher zu erreichen, und das Gefühl der zu dieſem Zwecke angewendeten Kräfte. Du wirſt alſo in jedem Stadium des Fortſchreitens der intellectuellen und ſittlichen Entwicklung dieſe Verſöhnung dir als eine durch erhöhte Zuverſicht, und das erhöhte Gefühl der ſtrebenden Kraft, vollkommnere denken müſſen. Was du dir aber in dieſem Falle als ausgleichend für ein künftiges Fortſchreiten denkſt: das iſt die einzige Ausgleichung, welche uns auch in unſerm gegenwärtigen Zuſtande das Kleinod des Friedens und der Eintracht mit uns ſelbſt zu retten vermag.

Ich erinnere mich, eines Tages mit **Lothar** über dieſen Gegenſtand eine Unterredung gehabt zu haben.

»Der Menſch iſt nicht geſchaffen,« ſagte er, »einer vollkommnen Ruhe und eines ungeſtörten Friedens mit ſich ſelbſt zu genießen. Dieſe Ruhe wäre Stillſtand; der Stillſtand Rückſchritt. Er kann einer vollkommnen Eintracht mit ſich ſelbſt nicht froh werden, ohne ein unbedingt befriedigendes Zeugniß ſeines Selbſtgefühls; eine ſolche Befriedigung aber gibt es nicht für ihn: weil jeder Fortſchritt ſeiner intellectuellen, wie ſeiner ſittlichen

Bildung, ihn zwingt, höhere Forderungen an ſich zu ſtellen, und ſeiner Mängel ſich bewußt zu werden.«

»So iſt es denn hier ſeine Aufgabe, eine Verſöhnung des Gefühls ſeiner Mängel, und in ihr den ihm erreichbaren Grad von innerer Ruhe und Eintracht mit ſich ſelbſt zu finden.«

»Es kann ſcheinen, als ob es einen Grad von Beſchränktheit der Erkenntniß gebe, welcher keiner ſolchen Verſöhnung bedürfe, weil er jede innere Unruhe ausſchließe. Das aber iſt Täuſchung. Es gibt keinen ſolchen Zuſtand; und am wenigſten kann er ein vorhaltender ſeyn. In unſerm geiſtigen, wie in unſerem phyſiſchen Leben, iſt Alles in beſtändigem Fluſſe. Wie die phyſiſche Kraft unaufhörlich geſchäftig iſt, um was den Bedingungen des Lebens entgegen iſt, umzugeſtalten oder wegzuſchaffen: eben ſo iſt die geiſtige Kraft raſtlos thätig, um Alles zu entfernen und umzuwandeln, was der Geſundheit des Geiſtes zuwider iſt. Dieſe Thätigkeit iſt darum nicht minder vorhanden, weil wir ſie nicht immer gewahr werden; wie wir auch die Thätigkeit der phyſiſchen Natur erſt dann gewahr werden, wenn ſie ihr Werk ſo weit gefördert hat, daß es in einer beſtimmten Form zur Erſcheinung gelangt.«

»Die Ärzte behaupten, es gebe aus Tauſenden nicht Einen, der vollkommen geſund ſey. Mit der Geſundheit des Geiſtes geht es nicht anders. Wir halten uns für geſund, weil wir uns nicht krank fühlen, und weil uns der Begriff einer vollkommenen Geſundheit des Geiſtes mangelt. Wenn aber das Gefühl unſrer Kränklichkeit und das Bedürfniß der Heilung einmal in uns erwacht, und zum Bewußtſeyn gediehen iſt: dann erwacht mit ihm zugleich eine Unruhe in unſrer Bruſt, die nicht mehr von uns weicht, und die unſer Leben immer zwieſpältiger zerreißt, wenn wir ſie nicht zu verſöhnen wiſſen.«

»Die Verſöhnung aber liegt in dem ſelbſtbewußten Streben nach der möglichſt vollkommenen ſittlichen Erkenntniß.«

»»Nicht im ſittlichen Handeln? fragte ich.««

»Iſt denn das nicht Eines?« fragte er entgegen. »Erzeugt die wachſende Klarheit des Erkennens nicht überall in gleichem Grade die Geneigtheit und das thätige Beſtreben, demſelben entſprechend zu handeln? und fällt mit dem höchſten Grade von Klarheit und Entſchiedenheit des Erkennens das Handeln nicht, als ein Nothwendiges, von ſelbſt zuſammen? Wo uns das ſittliche Handeln hinter dem ſittlichen Erkennen zurück zu bleiben ſcheint, beruht eine ſolche Wahrnehmung immer auf einer pſychologiſchen Täuſchung. Das letztere hat dann jenen Grad von Klarheit und Entſchiedenheit, welchen wir ihm beylegen, noch nicht wirklich erreicht: oder, was meiſtens der Fall iſt, ſein Einfluß wird durch die größere Lebhaftigkeit ihm widerſprechender Vorſtellungen überwogen. Wenn aber das ſittliche Erkennen dem Handeln immer nothwendig vorausgeht, und das letztere zugleich nothwendig bedingt: ſo iſt es ja der Keim ſelbſt alles ſittlichen Handelns. Und darum liegt in ihm der Weg zur Verſöhnung unſrer Mängel, und zur Eintracht mit uns ſelbſt, ſo vollkommen wir ſie in unſerm gegenwärtigen Zuſtande zu erreichen vermögen. Denn wenn der Geiſt dieſe Richtung auf das ſittliche Erkennen einmal mit dem rechten Ernſt, und mit ſelbſtſtändigem Bewußtſeyn ergriffen hat: ſo iſt es unmöglich, daß zwey Wahrnehmungen ſich ihm nicht unabweislich aufdrängen ſollten. Die erſte: daß er das ſittliche Handeln vom ſittlichen Erkennen nicht ſcheiden könne, ohne alle Reſultate desſelben, und alle ſittliche Erkenntniß ſelbſt aufzuheben, und damit, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, das ganze Leben in einen wüſten Klumpen zu werfen; und dann: daß die Verpflichtung, ſittlich zu handeln, nur in der Schranke unſrer Kraft dazu ihre Gränze finde. Sind dieſe beyden Wahrnehmungen einmal zu voller Klarheit in uns gediehen: ſo ſind wir nicht nur unvermeidlich gezwungen, unſre ſittlichen Mängel und Fehler gewahr zu werden; ſondern es iſt uns damit auch der wirkſamſte Antrieb gegeben, uns ihrer zu entledigen, und mit aller Kraft, die in uns iſt, zu jener Stufe moraliſcher Veredlung empor zu ſtreben, die uns erreichbar iſt. In dem Bewußtſeyn aber, dieſes zu thun, liegt die einzige Möglichkeit, uns das Kleinod inneren Friedens zu bewahren; eine genügende, da über das Vermögen hinaus nirgends eine Verpflichtung Statt findet.«

»Sind wir aber,« fragte ich, »dabey nicht immer in Gefahr, uns über das Maß unſrer Kraft zu täuſchen, und jenes Kleinod, welches wir nicht den Muth haben zu verdienen, durch die Lüge gegen uns ſelbſt zu erſchleichen?«

»»Gibt es denn für denjenigen, der ſich ſelbſt belügt,«« entgegnete er, »»überhaupt eine Sittlichkeit, und iſt wahr zu ſeyn gegen uns ſelbſt nicht die unerläßliche Bedingung alles ſittlichen Strebens? Und iſt das gediegene Streben nach ſittlicher

Erkenntniß nicht eben das zuverläßigſte Mittel, uns hier vor jeder Selbſttäuſchung zu bewahren. »Auch vor der unfreywilligen?« fragſt du vielleicht? — Auch vor dieſer. Die ſittliche Kraft hat ihre Gränze im Allgemeinen, wie bey dem Einzelnen. Allein eine der erſten Wahrnehmungen, zu welchen wir gelangen, wenn der Ernſt des Strebens nach ſittlicher Erkenntniß in uns rege geworden, iſt dieſe: daß ſeine Gränze immer weiter hinausrückt, je mehr wir ſie üben. Damit aber iſt uns das Geſetz gegeben, ſie in jedem einzelnen Fall bis zur wirklichen Erſchöpfung unſrer Kraft zu üben.««

»Die Pſychologen,« fuhr er fort, »haben ſich unendliche Mühe gegeben, die Feinde unſrer Sittlichkeit unter Claſſen und Ordnungen zu bringen, und ihren nachtheiligen Einfluß bis auf Gran und Scrupel abzuwägen. Sie hat aber nur einen Feind, einen einzigen; jene Flachheit, welche den Ernſt des Strebens nach ſittlicher Erkenntniß nicht kennt, oder ſich von ihm abwendet. Wenn dieſer uns nicht mehr fremd iſt: ſo ſchreitet unſre ſittliche Natur immer regſamer und kräftiger ihrer Heilung und Läuterung entgegen. Denn in keinem Theil der menſchlichen Erkenntniß iſt die Bedingung ihres

Fortſchritts in ſtrenger Folgerichtigkeit entſchiedner enthalten, als in der ſittlichen: weil das Geſetz, auf welches ſie gerichtet iſt, das höchſte des Lebens iſt, und jede Thätigkeit des letzteren zu demſelben eine beſtimmte Beziehung hat. Darum iſt jener Ernſt das Höchſte im Leben, das ſich ohne ihn bey Völkern und Generationen in Gehaltloſigkeit, Verworrenheit und Zerriſſenheit auflöſt; darum iſt er es, wodurch jedes Volk und jedes Zeitalter, wie jeder Einzelne, das Kleinod innerlicher Ruhe und Befriedigung allein ſich ſicher bewahren mag.«

6.

»Ich weiß es,« ſagte Lothar eines Tages, als ich lange über ſeine Verhältniſſe mit ihm geſprochen hatte, mit heitrer Ruhe zu mir, »ich weiß es, daß dieſe Menſchen — ich rede von Einzelnen — nach meinem Tode mich verläſtern werden, wie ſie mich bey meinem Leben verläſtern, und verläſtert haben, wo ſie immer eine Gelegenheit dazu erhaſchen oder herbeyziehen konnten. Mögen ſie es doch! Ich habe mir aus ihrer kleinlichen Bosheit nie viel gemacht, und werde es auch künftig nicht; denn ich kenne ihre Triebfedern. Auch hat ſie mir bey den Unbefangenen immer nur wenig Schaden gethan. Der Ekel an ihr und an den Grimaſſen, mit welchen ſie ſich äußerte, war das Schlimmſte dabey. Mögen ſie mir denn jede Schwäche, jeden meiner Mängel und jede meiner Verirrungen nachrechnen, und ſo weit ihr Witz und ihr guter Wille eben reichen wollen, jeden Poſten ſo anſetzen, daß die Bilanz, ſo hoch als möglich, zu ihren eignen Gunſten ſich herausſtelle. Aber Eines will ich mir nehmen, und über Eines will ich ſelbſt mir Zeugniß geben: ich habe die Wahrheit immer redlich geliebt und geſucht, und bin immer bereit geweſen, ſie mir und andern einzugeſtehen, wie viel es mich auch koſten mochte. Ich darf mir dieſes Zeugniß geben: denn ich habe gelernt wahr gegen mich ſelbſt zu ſeyn Jene unſelige Falſchheit, die, mit halbem Bewußtſeyn ihrer ſelbſt, fortwährend ſich ſelbſt betrügt: ſie iſt mir immer fremd geweſen, und ich habe ſie immer verabſcheut.«

»Du kennſt mich hinreichend,« ſagte er, »um das Zeugniß, welches ich ſelbſt mir gebe, nicht auf Rechnung meiner Eitelkeit zu ſchreiben. Ich bin mir, eben weil ich gelernt habe, gegen mich ſelbſt wahr zu ſeyn, meiner Mängel zu gut bewußt, um auf das Wenige, was ich dagegen in die Wage zu legen habe, eitel zu ſeyn. Dieſer Fehler ſcheint uns freylich angeboren zu ſeyn; und vielleicht iſt es keinem Menſchen gegeben, ſich von aller Eitelkeit frey zu erhalten, oder ihrer Einwirkung ſich überall bewußt zu werden: aber ihr Einfluß auf unſer Urtheil über uns ſelbſt ſcheint dennoch geringer zu ſeyn, wenn wir in einer beſtimmten Beziehung nach Thatſachen mit uns Rechnung halten, als wenn wir eine Schätzung unſrer Fehler und

Vorzüge nach einem bloßen Meinen in's Allgemeine hin anſtellen.«

»Was mich die Selbſttäuſchung fliehen lehrte, war, daß ich den Irrthum ſchon früh für eine Schmach hielt. Ich ſchämte mich ſeiner. Die verkehrte Art, wie man mich zurecht wies, ſchärfte und ſtachelte dieſes Gefühl der Scham auf das heftigſte. Wie wenig verſtehen wir es nicht, die Jugend in dieſer Hinſicht richtig zu behandeln! wie oft verſtehen wir ſie ganz falſch, oder gar nicht, und behandeln ſie dann auf das allerverkehrteſte. Der raſche, regſame Kopf iſt dabey einer ſolchen verkehrten Behandlung immer am meiſten ausgeſetzt: weil eben er in den verſchiedenſten Richtungen ſich entwickeln und entfalten will; weil er vieles ahnt und vorausnimmt, und es mit der ungeübten Kraft dennoch nicht zu erfaſſen weiß. Spott und Hohn, ſtatt ruhiger und umſichtiger Belehrung, ſind hier das verderblichſte aller Gifte.«

»Früh den Drang empfindend, in mich ſelbſt zurückzugehen, und über mich Buch zu halten, ward ich im reifenden Jünglingsalter bald gewahr, auf wie vielfachen Wegen die Eitelkeit ſich unſer bemächtigt, und wie ſchlau ſie uns zu betrügen weiß: ohne daß dieſe Wahrnehmung mir ſonderlich viel genutzt hätte. Mehr nützte mir etwas Anderes. Das Errare turpe est *) klang mir fortwährend in den Ohren. Ich lernte gegen dieſe Regungen der Eitelkeit auf meiner Huth zu ſeyn, weil ich es für eine Schmach hielt, mich von ihr betrügen zu laſſen; ich lernte ihr endlich, wenn gleich nur unſicher, widerſtehen. Das war Alles.«

»Man glaubt uns Alles geſagt zu haben, wenn man uns hinſichtlich der Beobachtung und Beurtheilung unſer ſelbſt vor den Täuſchungen der Eitelkeit warnt. Als ob dieſe der einzige Weg wäre, auf welchem der Irrthum über uns ſelbſt, und die Falſchheit gegen uns ſelbſt den Zugang zu uns finden! Sind wir denn nur in ſo weit gegen uns falſch, als Eitelkeit, Einbildung und Hochmuth einen unmittelbaren Einfluß auf unſer Urtheil über uns haben? knüpfen Irrthum und Täuſchung ſich nicht gleich leicht an alle unſere Anſichten, Meinungen, Maximen und Grundſätze? haben wir bey dieſen nicht ein eben ſo ſtarkes und vielfaches Intereſſe, uns zu täuſchen? und findet die Falſchheit gegen uns ſelbſt darum durch ſie nicht eben ſo leicht den Zugung zu uns, als durch unſre Eitelkeit?

---

*) Zu irren iſt ſchmachvoll.

Darum iſt noch ſehr wenig gewonnen, wenn wir nur gegen die Regungen der Eitelkeit auf unſrer Huth zu ſeyn, und nicht überall mit gleicher Entſchiedenheit gegen uns ſelbſt wahr zu ſeyn gelernt haben.«

»Iſt nun das Streben, gegen uns ſelbſt wahr zu ſeyn, die Frucht einer ſchon zur Reife gediehenen ſittlichen Erkenntniß; oder iſt dieſe ſelbſt die Frucht eines ſolchen Strebens. Ich weiß es nicht zu ſagen. Das Streben nach ſittlicher Erkenntniß hat keinen gefährlicheren Feind, als jene Falſchheit gegen uns ſelbſt, welche uns antreibt, der Wahrheit auszuweichen, oder ſie zu verläugnen: und andrerſeits kann dieſes Streben erſt dann feſte Wurzeln in uns ſchlagen, wenn unſer ſittliches Erkennen einen bedeutenden Grad von Reife bereits erreicht hat. So wachſen denn beyde neben einander in uns, und üben wechſelſeitig einen Einfluß auf einander, der ein zu vielfach verſchlungener iſt, als daß wir ihn im Einzelnen berechnen könnten. Nur Eines liegt offen vor: daß nämlich das Streben, gegen uns ſelbſt wahr zu ſeyn, nur dann kräftig in uns gedeihen kann, wenn wir es mit klarem und ſelbſtſtändigem Bewußtſeyn ergriffen haben.«

»Es iſt ſchwer, gegen ſich ſelbſt immer wahr zu ſeyn,« ſagte er ein anderes Mal, »aber nicht bloß ſchwer iſt es: ſondern oft ſehr peinlich. Wenn unſre ſittliche Erkenntniß einen gewiſſen Umfang erreicht, wenn unſer Blick ſich für die Beobachtung unſers Inneren geſchärft hat, und wenn es uns zur Gewohnheit geworden, überall auch das minder Wichtige nach ſeiner Beziehung zu einem Wichtigeren und Weſentlicheren aufzufaſſen: dann kann, unter gewiſſen Umſtänden, das Beſtreben, gegen uns ſelbſt immer wahr zu ſeyn, ſehr peinlich für uns werden, und einen Grad von Senſibilität in uns erzeugen, die uns nicht nur bey jedem gerechten, ſondern auch bey jedem ungerechten Vorwurf Anderer, ſelbſt wenn wir dieſe nicht achten, oder wohl auch mit Recht verachten, wenigſtens für den Augenblick, ſcheu in uns ſelbſt zurückbeben läßt, und es uns ſehr ſchwer macht, zu einem ſicheren Selbſtgefühl zu gelangen. Aber auch in dieſem Übermaß und dieſer Verirrung wirkt das Streben, mit ſtrenger Folgerichtigkeit immer wahr gegen uns zu ſeyn, wohlthätig auf uns zurück: indem es uns zum ſtechenden Sporn wird, die Verſöhnung für das Gefühl unſrer Mängel darin zu ſuchen, worin ſie, wie ich bey unſerm neulichen Geſpräch bemerkte, allein zu finden iſt. So führt uns denn ſelbſt das Ubermaß jener Senſibilitat, von der ich eben geſprochen habe, zu dem richtigen Maße: und was unſerm billigen Selbſtgefühl für den Augenblick Abbruch thut, dient endlich dazu, ihm eine feſte und gediegene Grundlage zu ſichern.«

»Doch nicht in dieſer Beziehung allein zahlen wir das Streben, immer wahr zu ſeyn, nicht zu theuer mit dem Schmerz, den es uns koſtet, oder ſchon gekoſtet hat. Für jedes andere Streben, für die Beurtheilung jedes Lebensverhältniſſes, iſt das Streben, wahr gegen uns ſelbſt zu ſeyn, das zuverläßigſte Mittel, unſerm Blicke Klarheit und Unbefangenheit zu erhalten; nicht darum allein, weil es uns lehrt, gegen die Täuſchungen der Eitelkeit und des Eigennutzes auf unſrer Huth zu ſeyn: ſondern weil es uns jedes Streben und jedes Lebensverhältniß auf das höchſte Geſetz des Lebens zu beziehen gewöhnt, und mit jedem Tage mehr die Überzeugung in uns befeſtigt: es gebe keinen verderblicheren Irrthum, als daß Irrthum und Täuſchung unter irgend einer Bedingung anders als nachtheilig, die Wahrheit hingegen jemals anders, als erſprießlich, wirken könne.«

7.

Der Menſch hat nichts, worauf er mit mehr Sicherheit rechnen dürfte, als auf ſich ſelbſt. Wie viel er auch verloren habe: er hat nicht Alles verloren, ſo lange er ſich ſelbſt nicht verloren hat. Seine Eigenthümlichkeit iſt ſein wahres Eigenthum. Welches andere Eigenthum wird derjenige gegen die Angriffe der Zeit, des Unglücks, der Menſchen, zu vertheidigen und ſich zu bewahren vermögen, der dieſes ſich nicht zu bewahren weiß? Wenn Alles um uns her ewig ſchwankt, und ewig ſich verändert: wie ſoll er bey dieſem ewigen Schwanken, bey dieſem ewigen Wandel aller Dinge, aufrecht ſtehen: wenn er nicht feſt auf ſich ſelbſt ruht, und ſeiner ſelbſt nicht ſicher iſt?

Wo gäbe es ein ſo hohes, oder ſo geringes und unbedeutendes Gut, daß unſer Streben darnach nicht den Wünſchen, den Intereſſen, den Beſtrebungen Anderer zuwider liefe; und daß wir dabey nicht Mitbewerber, Nebenbuhler und Gegner fänden? Wenn wir unſeres Willens nicht ſicher ſind: wie werden wir im Stande ſeyn, ihn gegen den übrigen zu behaupten, und im Kampf der ſich widerſprechenden Intereſſen den Sieg auf unſre Seite zu bringen?

Es iſt wahr, es iſt, um in der Welt, wie man ſagt, durchzukommen, ein vortreffliches Mittel, keinen eignen Willen, und, wo möglich, keine eigne Meinung zu haben. Man ſteht dann niemanden im Wege; man ſtört niemanden in den ſüßen Träumen ſeiner Einbildung und ſeiner Eigenliebe; man iſt ein bequemes Werkzeug, das jeder brauchen kann, wie er es eben zu brauchen Luſt hat; und ſo kommt man durch's Leben — ohne zu leben. Denn: Leben, iſt Außerung der Kraft; und jede Kraft ſtrebt, ſich nach ihrer eigenthümlichen Natur zu äußern. So iſt denn Mangel an Selbſtſtändigkeit nicht bloß Kraftloſigkeit: er iſt die unbedingte Negation alles geiſtigen Lebens: und die niedrigſte Knechtſchaft iſt noch immer beſſer, als dieſe feige, geſtaltloſe Zahmheit der Seele.

Wenige Menſchen bringen es zu einem klaren Begriff von Selbſtſtändigkeit. Die meiſten ſetzen dieſe in das Freyſeyn von fremdem Einfluß. Die

Selbſtſtändigkeit in dieſem Sinne iſt eine Chimäre. Nur Derjenige, welchen man, eh' er irgend einer Vorſtellung ſich bewußt geworden, auf einer Inſel der Südſee ausgeſetzt hätte, und der dort, ohne mit irgend einem zweyten menſchlichen Geſchöpf in Berührung gekommen zu ſeyn, herangewachſen wäre: nur der könnte in jenem Sinne ſelbſtſtändig heißen. Wir faſſen ſelten einen Entſchluß, auf welchen Andere nicht unmittelbar; nie aber einen, auf welchen mittelbar nicht das Geſammtleben der Gegenwart, wie aller vergangnen Jahrhunderte und Jahrtauſende, einen Einfluß ausübte.

Die Selbſtſtändigkeit beſteht in dem Bewußtſeyn unſrer Eigenthümlichkeit, und in dem Beſtreben, dieſe zu entwickeln und feſtzuhalten. So lange wir uns unſrer Eigenthümlichkeit, das heißt, des unſern natürlichen Anlagen, Bedürfniſſen und Wünſchen Entſprechenden nicht klar bewußt geworden, beſitzen wir eine ſolche nur ſehr unvollkommen, und ſo gut wie gar nicht. Denn Dasjenige, deſſen wir uns nicht klar bewußt geworden, können wir auch nicht ergreifen und in uns entwickeln; noch es feſthalten und behaupten. Und ſomit erſcheint denn die Klarheit und Entſchiedenheit des Erkennens als die unerläßliche Bedingung aller Selbſtſtändigkeit.

Die Anlage zur Selbſtſtändigkeit iſt in jedem Menſchen vorhanden: weil jeder eine eigenthümliche Naturanlage beſitzt. Wie dieſe letztere im phyſiſchen Menſchen raſtlos ſich zu entwickeln ſtrebt: eben ſo im geiſtigen. Dieſe Entwicklung ſteht nie ſtille; ſie ſchreitet raſtlos fort; auch wenn wir darüber nie zu einem klaren und entſchiedenen Bewußtſeyn gelangen. Nur iſt dieſer Fortſchritt dann ein langſamer und unſicherer; Alles iſt dabey dem bloßen Zufall überlaſſen.

Man könnte ſagen: das Streben nach Selbſtſtändigkeit ſey ein inſtinctmäßiges. Wo wir nämlich unſrer Eigenthümlichkeit uns auch nur bis auf einen gewiſſen Grad bewußt geworden: da äußert ſich, ſey dieſes Bewußtſeyn auch immerhin noch ein unklares und verworrenes, ſogleich das Beſtreben, ſie feſtzuhalten, ſie geltend zu machen, und ſie gegen die Angriffe Anderer zu vertheidigen. Unſtreitig liegt dieſer Erſcheinung das dunkle Gefühl zum Grunde, daß wir uns ſelbſt aufgeben, wenn wir unſre Eigenthümlichkeit aufgeben. Das Beſtreben, dieſe feſtzuhalten, ohne daß es uns gelingt, über ſie klar zu werden, führt zur peinlichſten Verworrenheit. Mancher ſcheitert mit ſeinem Talent, mit ſeiner Moralität, mit ſeinem Lebensglück, nur darum, weil er dieſer Verworrenheit ſich nicht zu entringen, und das Wort des Räthſels nicht zu finden wußte, welches ſie löſen konnte. Bey Andern aber nennen wir nicht ſelten Starrſinn, Hartnäckigkeit, oder Unempfänglichkeit und Gleichgültigkeit für ein beſſeres Streben, was oft Unvermögen oder innere Verzweiflung iſt, über ſich ſelbſt in's Klare zu kommen.

Es iſt ſchwer, über unſre Eigenthümlichkeit uns klar zu werden. Es gehört ſchon ein hoher Grad von Reife des Geiſtes dazu, es zu wollen, und die Nothwendigkeit, nach dieſer Klarheit zu ſtreben, nach ihrem ganzen Umfange richtig einzuſehen. Alles aber, was uns ſonſt die Selbſtkenntniß im Allgemeinen erſchwert, erſchwert uns auch das Erkennen unſrer Eigenthümlichkeit im Beſonderen. Die Thatſachen liegen uns dabey zwar allerdings in größerer Menge vor, als wo es ſich um die Kenntniß unſrer Tugenden, Mängel und Fehler im Allgemeinen handelt: aber dieſe Menge dient nur dazu, unſern Blick zu verwirren; ſie ſind größerentheils immer mit weit geringerer Beſtimmtheit ausgeſprochen, und einer vielfacheren Deutung fähig; und wenn wir bey ihrer Prüfung nicht die feinſten Nüancen erfaſſen, und nicht den innerſten Kern treffen: ſo können die Ergebniſſe unſers Forſchens immer nur trüglich, oder wenigſtens nur unzuverlaßig und unbefriedigend ſeyn.

Allein wenn auf ſolche Weiſe die Erkenntniß unſrer Eigenthümlichkeit auch mehr das Ergebniß eines glucklichen Blickes, als einer abſichtlichen Forſchung zu ſeyn ſcheint: ſo werden wir uns in derſelben dennoch jederzeit weſentlich gefördert finden, wenn wir durch eine ſolche nach beſonderen Beziehungen angeſtellte Forſchung uns darüber klar zu werden ſuchen. Und zwar zunächſt über das, was wir wollen. Es ſcheint zwar, als ob man von dem Menſchen nicht weniger verlangen konne, als daß er wiſſe, was er wolle, und als ob dieſes auch in der That jeder wiſſen müſſe: allein zuverlaßig gelangt aus tauſend Menſchen nicht Einer hierüber zu einem vollkommen klaren Bewußtſeyn. Denn wenn wir unſrer Zwecke und Abſichten uns nur im Allgemeinen bewußt ſind: ſo iſt ein ſolches Bewußtſeyn weder ein hinreichend klares, noch überhaupt ein zureichendes; weil für die Kenntniß unſrer Eigenthümlichkeit eben Alles darauf ankommt, daß wir uns der beſonderen, unſrer Eigenthümlichkeit entſprechenden Art und Weiſe, auf welche wir unſre Abſichten wollen, bewußt werden. Das zeigt ſich am deutlichſten in den häufig vorkommenden Fällen, wo wir zwiſchen widerſprechenden Intereſſen, Zwecken und Abſichten unentſchloſſen hin und her ſchwanken, weil wir das in beyden unſrer Eigenthümlichkeit Entſprechende nicht mit hinreichender Beſtimmtheit zu erfaſſen wiſſen. Denn wenn uns dieſes gelungen iſt, ſo hört jenes Schwanken von ſelbſt auf; weil das gefundene Mittelglied dann immer entſchieden herausſtellt, welches von beyden Intereſſen wir aufgeben müſſen; oder weil dieſes ſelbſt dasjenige iſt, wodurch beyde für uns vermittelt werden.

Da niemand das will, wovon er mit Entſchiedenheit weiß, daß er es nicht könne: ſo kann es ſcheinen, als ob jede Erforſchung unſrer Eigenthümlichkeit mit der Frage über unſer Können anfangen müſſe. Allein gerade dieſes Können iſt es, worüber wir uns am ſchwerſten und am ſpäteſten klar werden. Leichter über unſer Wollen; weil der Vorwurf desſelben meiſtens ein beſtimmt ausgeſprochener und abgeſchloſſener iſt. Überdieß; wenn nicht die Kräfte des menſchlichen Geiſtes: ſo ſind doch die Formen, in welchen ſie ſich äußern können, unendlich verſchieden. Die unſrer Eigenthümlichkeit entſprechendſte richtig zu erkennen, iſt auch dort noch ſehr ſchwer, wo die Kraft ſelbſt eine große, und mit Entſchiedenheit ſich ausſprechende iſt. Es ſcheint aber unſer allgemeines Loos zu ſeyn, in dieſer Hinſicht nur durch Fehlgriffe, und, ſelbſt im glücklichſten Falle, wenigſtens immer zu ſpät, zur richtigen Einſicht zu gelangen.

Pſychologen und Moraliſten warnen uns unaufhörlich vor der Überſchätzung unſrer Kräfte. Allein die Kraft, welche das ihr vollkommen entſprechende Ziel erkannt hat, überſchätzt ſich nie. Sie ſchätzt ſich überhaupt gar nicht: ſondern geht im Bewußtſeyn ihrer ſelbſt, ihrem Ziel mit voller Unbefangenheit entgegen, weil ſie, unberechenbare äußere Störungen ausgeſchloſſen, immer ſicher iſt, es zu erreichen.

Die wichtigſte Frage aber für die Kenntniß unſrer Eigenthümlichkeit iſt die Frage: was wir *ſollen*. Denn da das ſittliche Geſetz alle Lebensverhältniſſe umfaßt, und bey ſeiner ſcharfen Beſtimmtheit dieſe durch die Beziehung darauf überall auf das Beſtimmteſte ſich ausſprechen: ſo werden dadurch auch alle unſre Neigungen und Tendenzen nach ihrer Eigenthümlichkeit mit hinreichender Entſchiedenheit herausgeſtellt, um von uns richtig erkannt werden zu können. Nach jeder andern Beziehung bleibt dieſe Kenntniß eine unzuverläßige und ſchwankende; theils weil jeder andere Maßſtab von der Willkür oder Meinung abhängig iſt: theils weil wir bey der Anwendung jedes andern Maßſtabes in weit höherem Grade der Selbſttäuſchung ausgeſetzt ſind. Jeder Fortſchritt in der ſittlichen Erkenntniß iſt daher zugleich ein Fortſchritt in der Erkenntniß unſrer Eigenthümlichkeit. Sonderbar iſt es dabey, wenn Pſychologen und Moraliſten, ſo oft von Selbſtkenntniß die Rede iſt, uns zunächſt immer nur auf die Erforſchung unſrer fehlerhaften Neigungen verweiſen: da die Kenntniß derſelben ſich immer von ſelbſt ergibt, wenn die Vorſtellung von der ſittlichen Bedeutung des Lebens nach ihrer Unbedingtheit und ihrem ganzen Umfang in voller Klarheit uns in der Seele aufgegangen; und da jene Kenntniß unſrer fehlerhaften Anlagen und Neigungen, ohne dieſe Bedingung, nie weder eine tiefe, noch auch nur überhaupt eine zureichende ſeyn kann.

Allein noch in einer andern Beziehung erſcheint das ſittliche Erkennen als die Grundbedingung alles Strebens nach achter Selbſtſtändigkeit. Überall tritt die Eigenthumlichkeit Anderer der unſrigen feindſelig entgegen; in Anſichten und Meinungen, in gleichen Intereſſen und bey gleichen Beſtrebungen; überall fordern ſie, daß wir die unſrige der ihrigen; wir, daß ſie die ihrige der unſrigen aufopfern. Wie viel wir nun bey ſolchem Widerſtreit von unſrer Eigenthümlichkeit aufzuopfern haben, wie viel wir davon geltend machen dürfen: darüber kann allein das ſittliche Geſetz uns eine ſichere Belehrung geben. Darum führt uns die Reife des ſittlichen Erkennens immer zur Selbſtſtändigkeit, ſelbſt im gewohnlichen Sinne des Wortes: da ſie keinen fremden Einfluß bedarf oder zuläßt, als in ſo fern er durch unſer eignes ſittliches Bewußtſeyn vermittelt wird.

8.

Unſtreitig, Othmar, thut die Philoſophie gut daran, Unterſuchungen über den ganzen Umfang unſrer Pflichten anzuſtellen, und die Ergebniſſe derſelben uns fortwährend als Aufforderungen zur Erfüllung derſelben vorzuhalten. Inzwiſchen könnte ſie eben ſo gut alle ihre Vorſchriften auf das einzige Gebot: beherrſche deine Neigungen, beſchränken: indem derjenige, welcher gelernt hat, mit ſtarker Willenskraft ſich ſelbſt zu gebiethen, gewiß nur ſehr ſelten in den Fall kommen wird, zu zweifeln, was für ihn Pflicht ſey. Denn der Keim des ſittlichen Erkennens, welchen die Hand, die uns bildete, in unſre Bruſt gelegt hat, ſtrebt raſtlos ſich zu entwickeln und zu erſtarken; und die ſittliche Idee ſchreitet überall durch das in ihr ſelbſt liegende Geſetz der ſtrengſten Folgerichtigkeit jener Klarheit entgegen, wo das Handeln mit ihr zuſammenfällt, wenn ſie in dieſem Fortſchreiten nicht gehemmt und aufgehalten wird. Aufgehalten aber wird ſie allein durch den Einfluß ihr widerſprechender Neigungen und Leidenſchaften, deren Einfluß nur dann ein überwiegender, wenn wir zu ſchwach ſind, ihn zu beherrſchen, und in ihrem Intereſſe, falſch gegen uns ſelbſt, fortwährend nach Gründen ſuchen ihn zu rechtfertigen.

Andererſeits iſt es klar, daß, wie der Fortſchritt in der Klarheit und Umſicht des ſittlichen Erkennens von der Kraft uns zu beherrſchen abhängt, dieſe Kraft ihrerſeits wieder von der ſittlichen Erkenntniß abhänge. Eben die Betrachtung dieſer Wechſelwirkung aber ſtellt am beſtimmteſten die Aufgabe für jeden Einzelnen, ſo wie für jedes Volk und jede Zeit heraus, die Idee einer ſittlichen Beſtimmung des Lebens in ihrem Bewußtſeyn zu dem höchſten, ihnen erreichbaren Grad von Klarheit und Lebendigkeit zu erheben. Wenn nun die Löſung dieſer Aufgabe überall an ein ſelbſtſtändiges Ergreifen und Feſthalten dieſer Idee, als an ihre Grundbedingung, geknüpft iſt: ſo ſcheint, in ſo fern die ſittliche Idee im Bewußtſeyn des Einzelnen, wie ganzer Völker und Zeitabſchnitte, immer vorhanden iſt, dennoch in der Art, wie ſie es bey den Einen und bey den Anderen iſt, nicht ein durchaus gleiches Verhältniß obzuwalten. Denn im Bewußtſeyn des Einzelnen vermag ſie durch ſtarke Leidenſchaften, oder durch gänzliche Verkehrtheit des Verſtandes, ſo tief herabgedrückt, und ſo gänzlich verdunkelt zu werden, daß ſie gänzlich, oder doch ſo gut wie gänzlich, verſchwunden zu ſeyn ſcheinen kann. Nicht eben ſo aber im Leben der Völker. Denn hier iſt ſie ſo beſtimmt als Bedingung ihres Beſtehens in den religiöſen, wie in rein bürgerlichen Inſtituten ausgeſprochen, daß ſie ſich nie auf den gleichen Grad, wie bey dem Einzelnen, aus ihrem Bewußtſeyn verlieren kann. Allein zur hohlen Formel kann ſie werden, wenn das geiſtige Leben einer Zeit ſich von dem Streben nach ſittlicher Erkenntniß abwendet: und im Leben der Völker und der Zeiten gibt es, wie im Leben des Einzelnen, eine Flauheit dieſes Strebens, die zur Erſchlaffung aller Kraft die materiellen Intereſſen zu beherrſchen, und dadurch zum ſicheren Verderben führt.

Wenn es nur wenig Menſchen gibt, welche mit dem klaren Bewußtſeyn des Zweckes ihres ſittlichen Fortſchreitens nach Selbſtbeherrſchung ſtreben: ſo iſt die Zahl derjenigen gewiß nicht größer, welche ohne jenen Zweck dazu gelangt ſind, feſt und ſicher ſich ſelbſt beherrſchen zu können. Auch ſind die Letzteren dann immer die gefährlichſten;

entſchieden, beharrlich, und ihrer ſelbſt ſicher in ihrer Verkehrtheit. Nur ſchwer gelangen ſie zur Erkenntniß derſelben: weil ſie, ſelten vom Augenblick zu einer Unbeſonnenheit hingeriſſen, leichter als Andere, den inneren Zwieſpalt, und die Zurechtweiſungen des Unglücks vermeiden, das inzwiſchen zuletzt dennoch einen überſehenen Zugang zu ihnen findet. Die meiſten Menſchen aber ſind in ihren unſittlichen Beſtrebungen eben ſo unfähig ſich zu beherrſchen, als rückſichtlich ihres ſittlichen Strebens; ihre Unkraft hier, iſt Unkraft auch dort. Ohne Selbſtbeherrſchung kann man aber in der That gar nichts recht ſeyn; nicht einmal ein rechter Wüſtling, oder ein rechter Schurke.

Der Schwäche der ſittlichen Willenskraft liegt immer die Beſchränktheit oder die Schwäche des ſittlichen Erkennens zum Grunde. Weit ſeltner iſt es die Stärke ihrer ſich klar bewußter Leidenſchaften, durch welche die beſſere Kraft der Seele gelähmt wird, als die Unklarheit jener Vorſtellungen, durch welche die letztere gehoben und befeſtiget wird. Die Herrſchaft unſittlicher Neigungen wird durch nichts mehr gefördert, als durch die

Unklarheit der Vorſtellungen, welche ihnen widerſprechen. Das Unzulängliche des Gegendrucks bey ſolcher Unklarheit dient dann nur dazu, die Entſchiedenheit der unſittlichen Neigung, die er nicht zu überwinden vermag, zu vermehren; die Macht der letzteren wächſt mit jeder neuen Erfahrung über die Unzulänglichkeit der ihr widerſprechenden ſittlichen Anſicht; und war ſie anfangs bloß unzulänglich, weil ſie unklar war: ſo wird ihr Einfluß zuletzt ein ſo ohnmächtiger, daß er der Macht der Neigung, die er überbieten ſollte, gegenüber, kaum mehr in Rechnung gebracht werden kann.

Wo hingegen die Vorſtellung von der ſittlichen Beſtimmung des Lebens einmal klar in unſrer Seele aufgegangen: da entwickelt und wächſt mit ihr zugleich immer auch das Streben nach Selbſtbeherrſchung; und kaum gibt es einen zuverläßigeren und erhebenderen Beweis von der ſittlichen Natur des Menſchen, als dieſen. Denn jene Idee macht, ſobald ſie erwacht, ſogleich ihre Unbedingtheit geltend, und weckt eben dadurch die Vorſtellung von der in uns liegenden Kraft zu einem ihren Forderungen entſprechenden Streben. Allein wenn dieſe Vorſtellung durch jene Idee auch zuerſt ins Leben gerufen wird, weil die Forderungen der letzteren ohne die Kraft, ihnen zu genügen, in ſich ſelbſt nichtig wären: ſo erſtarkt das Streben nach Selbſtbeherrſchung doch noch auf eine andere Weiſe. Überall nämlich erkennt die nach ſittlicher Selbſtbeherrſchung ſtrebende Kraft ſich als eine mit dem innerſten Bewußtſeyn der ſittlichen Natur des Menſchen im Einklang ſtehende: während die Kraft der Leidenſchaft den Widerſpruch mit dieſer nie gänzlich überſehen, und wenn ſie ihn einmal gewahr geworden, ihn nicht verläugnen kann. Das Gefühl dieſer innerlichen Sicherheit iſt unter allen Hebeln, wodurch unſre ſittliche Natur uns zur Selbſtbeherrſchung bewegt, bey weitem der mächtigſte und wirkſamſte; ob er gleich meiſtens erſt dann mit voller Kraft wirkt, wenn wir bereits einen höheren Grad von Klarheit der ſittlichen Erkenntniß, und durch dieſe einen höhern Grad von Herrſchaft über uns ſelbſt bereits errungen haben.

9.

Von allen Göttern und Göttinnen des Olymps, Othmar, iſt, wenn ſie den begehrlichen Sterblichen ihre Gaben verſagt, oder ihnen ihren Beyſtand verweigert haben, von dieſen gewiß keiner und keine mehr, und leidenſchaftlicher geſchmäht und geläſtert worden, als die Göttin des Glückes. Wenn auch nicht in wohlklingenden Verſen, ſind ihr doch von jeher in guter Proſa unzählige, und eben ſo ſcandalöſe Standreden gehalten worden, wie jene des wackeren Bürgers, dem ſie freylich arg genug mitgeſpielt hatte. Auch würde ſie den Vorwurf, daß ſie unbeſtändig und wankelmüthig ſey, kaum von ſich abzuwälzen vermögen; und alle tragiſche Dichter würden, wenn ſie es verſuchte, mit lautem Geſchrey gegen ſie Zeugniß geben: allein gegen den zweyten Vorwurf, den man ihr gewöhnlich zu machen pflegt, daß ſie ihre Gaben bloß nach Laune und Willkür vertheile, dürfte ſie denn doch bedeutende Einwendungen zu machen haben.

Ehre der ſtoiſchen Philoſophie, die des Glückes entbehren kann! Wollte ſie aber unbedingte Geltung anſprechen, und jede andere Weisheit für nichtig erklären: ſo würde ihr der Beweis obliegen, daß der Menſch im Beſitz und Genuß aller Gaben des Glückes nicht in jeder Beziehung mit eben ſo ſtrenger Folgerichtigkeit nach ſeiner moraliſchen Vervollkommnung ſtreben, und den Forderungen des ſittlichen Geſetzes genügen könne, wie bey den Entbehrungen, welche ſie anpreiſt; ein Beweis, den ſie nicht führen kann, da hinreichende Beyſpiele für das Gegentheil zeugen. Und ſomit, Othmar, halte ich denn die Frage, ob das Glück ſeine Gaben nach Verdienſt, oder nach bloßer Laune austheile, für eine Frage, die Jeder, der nicht aus derber Neigung nothgedrungen, oder wohl auch aus andern Gründen, zum Stoicismus geſchworen, ſich recht ernſtlich vorzulegen, triftige Veranlaſſung habe.

Was nun bey der Beantwortung dieſer Frage uns gegen die Art, wie wir ſie gewöhnlich entſcheiden, von vorne herein etwas mißtrauiſch machen ſollte, iſt ein Rechnungsfehler, der uns bey der Bilanz zwiſchen unſern Verdienſten, und dem Lohne, der uns dafür zu Theil wird, ſehr geläufig zu ſeyn pflegt. Ich meine nicht jenen, vermöge welchem wir aus Eitelkeit und Eigenliebe das erſtere gewöhnlich zu hoch, den letzteren hingegen zu gering anſchlagen; ſondern einen anderen. Wie kann nämlich die Bilanz nur richtig ausfallen; wenn wir bey der Berechnung unſers Verdienſtes die Hälfte der Summen gänzlich außer Acht laſſen, und von dem, was wir haben, das, was wir ſchulden, abzuziehen vergeſſen. Wir haben ein Unternehmen mit Einſicht begonnen, und der Erfolg iſt dennoch ein ungünſtiger geweſen. Wir klagen die Mißgunſt, die Launenhaftigkeit des Glückes an. Aber eine mit einem höhern Grad von Einſicht unternommene Berechnung der Umſtände würde unſer Unternehmen zum Ziele geführt, oder wir würden dasſelbe aufgegeben haben, wenn jener höhere Grad von Einſicht uns nicht gefehlt hätte. Wenn wir ihn uns nicht erworben haben, oder nicht haben erwerben können: mit welchem Recht klagen wir das Glück an?

Jene Frage läßt ſich noch von einer andern Seite faſſen.

Was iſt denn das Glück? Ein Zufall, der

unſerm Streben nach äußern Gütern günſtig iſt? Wenn ein ſolcher: ſo iſt er eine ſeltene Ausnahme. Wäre er das nicht: ſo wäre er Regel, und weder ein glücklicher, noch überhaupt ein Zufall.

Und ſomit hebt ſich die ganze Frage: ob das Glück ſeine Gaben nach bloßer Laune, oder nach Verdienſt vertheile, auf, und ſtellt ſich, einzelne, ſeltne Fälle ausgenommen, auf ganz andere Weiſe heraus. So nämlich: Hängt es überhaupt von uns ab, uns, jene ſeltnen Fälle ausgenommen, wo der Zufall alle unſre Beſtrebungen zu nichte macht, dasjenige durch ſelbſtſtändiges Streben zu erringen, was wir gewöhnlich Güter des Glückes nennen?

Wenn nicht vom Zufall, ſondern von unſerm ſelbſtſtändigen Streben: wovon hängt der Erfolg unſerer Beſtrebungen nun im Beſonderen ab? Davon, daß Andere ſie begünſtigen. Das aber werden ſie nur, wenn wir ihnen nützen, oder wenn ſie uns wohlwollen.

Damit aber knüpft ſich Alles an die Frage: Hängt es von uns ab, uns der Geneigtheit Anderer, unſer Glück zu fördern, auf dieſen beyden Wegen zu verſichern?

Hier gibt es nun einen Grad von Brauchbarkeit und Tüchtigkeit, ſo wie von aufrichtigem Wohlwollen für Andere, und von Zuverläßigkeit des Charakters hinſichtlich dieſes Wohlwollens, die ihres Zieles gewiß nur höchſt ſelten verfehlen werden; und kaum werden wir Urſache haben, uns über die Launenhaftigkeit oder Ungerechtigkeit der Glücksgöttin zu beklagen, wenn wir bey der Bewerbung um ihre Gunſt dieſe Wahrheit feſt in's Auge gefaßt haben.

Es gibt wenig Wahrheiten, die ſich dem Verſtand ſchwerer auf eine genügende Weiſe darlegen ließen, als die von einem weit innigeren Zuſammenhange zwiſchen Glück und Verdienſt, als man gewöhnlich anzunehmen geneigt iſt. Wer ſie nicht aus der genaueſten und umfaſſendſten Prüfung ſeines eigenen Lebens ſchöpft, wird ſie immer nur ſehr unvollſtändig begreifen. Beyſpiele, oder die Betrachtung eines fremden Lebenslaufes können ſie uns zwar zum Theile, nie aber hinreichend klar machen: weil die Verſchiedenheit der äußeren Umſtände hier immer verwirrend einwirkt. Überdieß bedarf es, um ſie in ihrem ganzen Umfange lebendig zu begreifen, einer großen Reife des ſittlichen Erkennens, und einer ſehr umfaſſenden und beſtimmten Kenntniß aller Nüancen und Abſtufungen der geiſtigen, wie der moraliſchen Vorzüge und Mängel. So gibt es, um nur Eines zu berühren, unzählige Arten und Abſtufungen des Wohlwollens gegen Andere, die uns alle einen Anſpruch auf ihre Geneigtheit, unſer Glück zu fordern, zu begründen ſcheinen; allein meiſtens iſt es nur immer jenes reine, aufrichtige, mit einer erprobten Zuverlaßigkeit des Charakters verbundne Wohlwollen, welches uns faſt immer den ſicheren Weg zum Glück öffnet. Unterſcheiden wir hier nun nicht ſehr genau: ſo werden wir dieſen Weg nicht bloß verfehlen, ſondern auch nothwendig in der Berechnung darüber irren, warum wir ihn verfehlt haben.

Wenn es aber ſchwer iſt, den Zuſammenhang zwiſchen Glück und Verdienſt im Leben des Einzelnen nachzuweiſen, ſo iſt es hingegen leicht, ihn im Leben der Völker, und in den verſchiednen Zeitabſchnitten der Geſchichte zu erkennen. Denn in dieſer liegt es klar vor, daß diejenigen Völker und Zeiten die glücklichſten waren, die es am meiſten zu ſeyn verdienten; und jene die unglücklichſten, die es am wenigſten verdienten, glücklich zu ſeyn.

Das aber waren immer jene Zeiten, welche am eifrigſten ſich um die Gunſt des Glückes bewarben, und über der Haſt, mit welcher ſie ihm nachjagten, alles Übrige aus den Augen verloren.

10.

Wenn es erlaubt wäre, Othmar, dasjenige, was dem Menſchen die Kraft zum edelſten Aufſchwung zu geben vermag, mit dem zu vergleichen, was oft als das Schlechteſte an ihm erſcheint: ſo würde ich die Freyheitsliebe mit nichts eher vergleichen, als mit der Geldgierde. An einem Vergleichungspuncte fehlt es wenigſtens nicht. Denn die Freyheitsliebe und die Geldgierde — beyde ſind unerſättlich. Der freyeſte Menſch fühlt ſich nicht frey genug. Jeder findet Schranken, die ihm läſtig ſind, und die er darum wegwünſcht; der edelſte und tugendhafteſte nicht weniger, als der Wüſtling, der gern die ganze Welt zur Sclavin ſeiner Begierden und ſeiner Lüſte machen möchte.

Dieſe Unerſättlichkeit des Freyheitstriebes macht ſeine Unbedingtheit von vorne herein zu einer Chimäre. So iſt denn auch der lebhafteſte Freyheitstrieb gezwungen, eine Schranke anzuerkennen.

Die Schranke der Unbedingtheit des Freyheitstriebes im Thun, wie im Unterlaſſen, iſt das Geſetz; der vernünftige Grund des Geſetzes iſt das Recht. Damit das Recht beſtehe, beſteht das Geſetz. Das Streben des Freyheitstriebes nach Unbedingtheit iſt alſo immer gegen das Recht gerichtet, und da dieſes ſeinen Grund in der Vernunft hat: ſo iſt es darum der Vernunft ſelbſt zuwider.

Jede Kraft haßt die Schranke, und duldet ſie nur mit Widerſtreben. Der Zwieſpalt des Freyheitstriebes mit dem Geſetz iſt daher ein unvermeidlicher. Der Menſch kann daher im Thun, wie im Unterlaſſen, nur frey ſeyn, wenn für ihn kein Geſetz als Schranke beſteht. Es beſteht aber nicht für ihn als Schranke, wenn er das will, was es gebietet oder verbietet. Sein Wollen hat dann keine Schranke; er kann, was er will.

Das höchſte Geſetz iſt das ſittliche. In ihm hat jedes andere Geſetz ſeine Wurzel; denn in ihm wurzelt jedes Recht. Die vollkommenſte Achtung für das ſittliche Geſetz ſchließt daher die Achtung für alles Recht in ſich. Darum führt die vollkommenſte Achtung für das ſittliche Geſetz zur vollkommenſten Freyheit, für die es keine weitere Schranke mehr gibt. Der Menſch darf dann Alles, was er will: denn er will nur, was er darf.

Die Achtung für das ſittliche Geſetz hängt ab von der Klarheit des ſittlichen Erkennens. Mit dem höchſten Grade von Klarheit, den dieſe Erkenntniß in unſerm Bewußtſeyn erreicht, fällt daher die vollkommenſte Freyheit, wie das ſittliche Handeln ſelbſt, als ein Nothwendiges, zuſammen. So bey dem Einzelnen, und ſo bey ganzen Völkern und Zeiten. Jene Zeit iſt daher vor den Verirrungen des Freyheitstriebes am ſicherſten, und allein ſicher, welche am meiſten zur innern Freyheit herangereift iſt, und in der Klarheit des ſittlichen Erkennens das Bewußtſeyn derſelben ſich am entſchiedenſten bewahrt hat.

II.

Herbert.

Astra regunt homines; sed astra regit Deus.

Der Metaphyſik entzieht ſich Niemand, ſo bald er zu denken beginnt; und wer ſich nicht die beſte verſchafft, der verurtheilt ſich ſelbſt dazu, von einer ſchlechten geäfft zu werden.

Aus einem neueren Schriftſteller.

1.

Wohl Jedem, welchen die Hand, die uns durch das Leben leitet, auf ebenen Bahnen führt! Nur Wenige führt ſie ſo. Warum gerade Dieſe; warum ſie Andere über Brüche und Abgründe fortreißt, oder ihnen ihren Weg durch kahle Steppen, oder durch glühende Sandwüſten vorzeichnet: wer weiß es zu ſagen!? —

Ich bin der letzte Sprößling eines edlen nordiſchen Geſchlechtes. Von niedrer Stufe ſchwang ſich der Stammherr desſelben zu einem der erſten und mächtigſten Baronen ſeines Vaterlandes empor. Er ward der gefeyerte Held ſeiner Zeit; der Retter und der Freund ſeines Königs. Glücksfälle vermehrten den Reichthum ſeines Sohnes; von welchem die Chroniken mehr als eine fabelhaft klingende Nachricht aufbewahrt haben. Ein ſpäterer Ahnherr meines Geſchlechtes wohnte in einem einſamen Thurme an der Oſtſee, im Rufe tiefer Einſichten in die geheimen Wiſſenſchaften. Königinnen und Herzoginnen wanderten zu dem weiſen Manne, um ſich bey ihm Rathes über die Zukunft zu erholen.

Schon unter meinem Großvater war der Glanz, wie der Ruhm unſers Geſchlechtes erloſchen. Mein Großvater war nach Deutſchland gezogen, und hatte ſich im Mecklenburgiſchen angekauft. Von ſeinen beyden Söhnen war der ältere davon gelaufen, und, wie es hieß, nach Oſtindien gegangen; der jüngere, mein Vater, ward zuletzt gemeiner Stadt M — Ausrufer und Zettelträger. Nichts war ihm von der Herrlichkeit ſeiner Vorfahren geblieben, als der Name ihres berühmten Geſchlechtes.

Es liegt ein Zauber in einem ſolchen Namen, der auf Andere wirkt, wie auf den Träger desſelben. Meinen Vater hielt er, im Ganzen wenigſtens, über der Gemeinheit des Standes, zu welchem er herabgeſunken war. Gern erzählte er von der Herrlichkeit ſeiner Vorfahren: von den Großthaten Olav Ebb — ns, des Gründers unſers Geſchlechtes; von Magnus ſeinem Sohne, von dem das Volk ſich erzählte, er ſey ſo reich geweſen, daß er in einem Gewölbe ſeines Schloſſes zwanzig ſilberne Mulden, bis über den Rand gefüllt mit Goldſtücken, aufbewahrt habe; von Erich dem Blonden, in den eine aus fremden Landen gekommene Fürſtin von wunderbarer Schönheit ſich verliebte, und mit dem ſie in einem feenhaften Schloß, wie Armida mit Rinaldo, einzig der Liebe und dem Vergnügen lebte; und von der geheimen Weisheit Nil Ebb — ns, die ihn zum Herrn und Meiſter der Geiſter machte. Tief gruben ſeine Erzählungen ſich in die Seele des horchenden Knaben: wie wenig er ſie auch zu begreifen vermochte.

Lebhaft erinnere ich mich meiner ſchönen, ſanften, glaubens- und leidensſtarken Mutter. Ihre Erzählungen liefen alle darauf hinaus, daß man ein guter Menſch ſeyn, alle Menſchen lieb haben, und feſt auf Gott vertrauen müſſe.

Ich war zehn Jahre alt, als meine Mutter ſtarb, und bald darauf mein Vater ihr folgte. Ich vermochte meinen Verluſt nicht zu begreifen, aber ich fühlte ihn. Wir achten den Schmerz des Kindes gering, weil es ihn nicht demonſtriren kann; allein wenn es ihn minder tief und dauernd empfindet: ſo empfindet es ihn doch reiner und unvermiſchter, als der Erwachſene; denn es hat ihm nichts entgegen zu ſetzen. Ich habe nie herbere Thränen geweint, als da ſie den offnen Sarg meiner Mutter aus dem Hauſe wegtrugen. Beym

Heraustreten aus der Kirche hob ich den Blick zum Himmel auf, wo meine Mutter jetzt ſeyn mußte. Ich fühlte es, daß ich auf der Erde jetzt ein Verlaſſener war. Mitten im Taumel meiner Verirrungen überraſchte mich oftmals der Gedanke, der Geiſt meiner Mutter könne Zeuge derſelben ſeyn; und noch jetzt, während ich mit grauen Haaren dieſe Zeilen niederſchreibe, frage ich mich, ob ſie es wiſſe, daß mein Inneres ſich umgewendet, und ob ſie verſöhnt ſey.

2.

Ich weiß nicht, aus welchem Antrieb, oder auf weſſen Verwendung der Graf B... mich als eine vater- und mutterloſe Waiſe in ſein Haus nahm, um mich mit ſeinem Sohne erziehen zu laſſen.

Ich mag mich der bitteren Stunden nicht erinnern, welche der Stolz der Eltern, der Übermuth und die Tücke des Sohnes, mir in dieſem Hauſe bereiteten. War ich auch noch ein Kind: ſo empfand ich darum das Drückende meiner Abhängigkeit nicht minder. Ich verhärtete mich, meine Peiniger keine Thräne ſehen zu laſſen: dann aber eilte ich in einen einſamen Winkel, um mir das

Herz leicht zu weinen. So traf mich einſt Hartmann, unſer Erzieher, in der Fenſtervertiefung eines abgelegenen Zimmers, das die Ausſicht auf die Gärten hatte. Er ſetzte ſich zu mir, zog mich zu ſich, und fragte mich, warum ich weine. »Wie kannſt du weinen,« ſagte er, indem er auf die vom Abendlicht, wie von einem magiſchen Schimmer umfloſſene Gegend zeigte, »da Gott ſo unendlich viel Heiterkeit über ſeine Erde ausgegoſſen? Sie behandeln dich erniedrigend,« fuhr er fort; »ſie können dich nicht erniedrigen; niemand kann das, wenn du dich nicht ſelbſt erniedrigeſt.«

Er mochte damals etwas über dreyßig Jahre alt ſeyn. Wie Hamlet von ſeinem Vater, möchte ich Alles in dem Einen von ihm ſagen: Er war ein Menſch im edelſten Sinne des Wortes; nie werde ich wieder ſeines gleichen ſehen. Nie werde ich wieder ſo viel Klarheit des Geiſtes bey ſo viel innerlicher Sicherheit; nie ſo viel Kraft bey ſo viel Milde antreffen. Innerlich frey zu ſeyn durch die Feſtigkeit ſeines ſittlichen Wollens, ſchien er ſich zur höchſten Aufgabe ſeines Lebens gemacht zu haben; und er hatte dieſe Aufgabe gelöſt, wie ſie nur Wenige löſen werden. Das Unglück konnte ihn zermalmen: des Glückes bedurfte er ſicher nicht. Der Graf und die Gräfin haßten ihn; aber ſie wagten es nicht, ihn auch nur mit einem Blicke zu beleidigen. Nicht ſeine Kraft: ſeine ſittliche Würde, ſeine immer gleich heitre Ruhe imponirten ihnen.

Er wollte uns Knaben für dieſelbe Stufe geiſtiger Erhebung heranbilden, die er ſelbſt erſchwungen hatte: ohne daß ihm dieſes troz aller Einſicht und Beharrlichkeit gelungen wäre. Bey dem jungen Grafen wirkte ihm eine früh verderbte Naturanlage und die Thorheit der Eltern entgegen. Mit mir gelang es ihm nicht beſſer. Ich liebte ihn, ohne mich in dieſer Liebe befriedigt zu fühlen. Ich bewunderte die Helden und Weiſen Roms und Griechenlands, die er uns kennen lehrte, ohne ſie zu lieben. Durch Alles, was er uns von ihnen erzählte, klangen die Erzählungen meines Vaters von Erich dem Blonden durch. Hartmann verließ das Haus des Grafen noch vor unſerm Abgang auf die Univerſität.

3.

Auf der Univerſität lag ich emſig den Studien ob, ohne daß die Begeiſterung für die Wiſſenſchaft in helle Flammen aufgeſchlagen wäre, und mein Inneres durchwärmt hätte.

Es war eine wunderbare Befangenheit, die meine ganze Seele gefeſſelt hielt. Es war nicht der Druck meiner Abhängigkeit, nicht jene Schwermuth, die den Jüngling oft ergreift, weil er die Tiefen des Lebens ahnt, und verzweifelt, für ihre Unergründlichkeit eine Ausgleichung zu finden; es war etwas Anderes. Erſt die Folge brachte den Grund jener Befangenheit zur Erſcheinung, und erſt ſpät lernte ich ſie begreifen.

Der junge Graf hatte ſich bald nach unſrer Ankunft auf der Univerſität der Wüſtheit ergeben, und mein Verhältniß zu ihm ſich immer feindſeliger und abſtoßender herausgebildet. Ich haßte ihn ob vieler Kränkungen in früherer Zeit, wie in der Gegenwart, und verachtete ihn wegen der Roheit und Gemeinheit ſeiner Ausſchweifungen. Er, ſeinerſeits, verachtete mich meiner Dürftigkeit und Abhängigkeit wegen, und haßte mich, weil meine Unbeſcholtenheit ihm zum Vorwurf gereichte.

Er hatte im letzten Jahre unſers Aufenthalts mit der reizenden, aber ſittenloſen Gattin eines Profeſſors einen Liebeshandel angeſponnen. Lange war die Sache ein Geheimniß geblieben; aber endlich von dem beleidigten Gatten entdeckt worden. Dieſer hatte es darauf angelegt, den Schuldigen zu überraſchen. In einem finſtern Corridor traf er mit dem Grafen zuſammen. Er faßte ihn bey der Bruſt, und der Ergriffene, um ſich loszuringen, ſtieß mit einem Stilett nach ihm, das er abſichtlich, oder zufällig, bey ſich hatte. Der Stoß war tödtlich, und der Thäter leicht zu errathen, ohne daß ein Kläger aufgetreten wäre, oder die That ſelbſt ihm rechtskräftig hätte bewieſen werden konnen. Empört von meinem beſſeren Gefühl, hatte ich ihm lebhafte Vorwürfe gemacht, die er mit wegwerfender Verachtung beantwortet hatte. Am Abend des folgenden Tages lief ein Brief von ſeinem Vater ein, auf deſſen Couvert bemerkt war, daß er höchſt dringend ſey, und in der Stunde, wo er ankommen werde, übergeben werden ſolle. Ich wußte, wo ich meinen Mann zu ſuchen hatte. Das Haus war wie verödet. Im zweyten Zimmer ſtand die Leiche aufgebahrt. In der Meinung, doch wenigſtens ein lebendes Geſchöpf anzutreffen, öffnete ich noch ein Zimmer. Auch dieſes war leer; aber in einem anſtoßenden Cabinette glaubte ich deutlich ein Geräuſch zu vernehmen. Auf mein wiederholtes Pochen öffnete man. Es war der Graf; zwanzig Schritte von der unbeerdigten Leiche des Ermordeten feyerte die Wolluſt ihre Orgien.

Ich warf dem Öffnenden den Brief zu, und entfernte mich.

Als der Elende nach Hauſe kam, ſuchte er Händel. Noch glühend von Abſcheu und Erbitterung, antwortete ich ihm, wie er es verdiente. Er zog den Degen, und ſchlug nach mir. Da wallte das Blut der Ebb — n in mir auf; ich ſprang auf ihn zu, zerbrach ihm den Degen, rang ihn zu Boden, und würde ihn in beſinnungsloſer Wuth erwürgt haben, wenn ihn nicht die Herbeygekommenen aus meinen Händen losgemacht hätten.

Feile Richter und noch niederträchtigere Zeugen ſpielten in dem Handel ihre Rolle. Der Graf erhielt unter der Hand den freundſchaftlichen Rath, die Univerſität zu verlaſſen, und ich ward — öffentlich relegirt.

4.

Ich hatte während meiner Studien ſo wenig gebraucht, daß es mir möglich geweſen war, einige Erſparniſſe zurückzulegen, und daß ich für die nächſte Zukunft unbeſorgt ſeyn durfte. So kehrte ich denn in mein Heimathland zurück, und durchzog es ohne beſtimmte Zwecke; bald an ſeinen maleriſchen Seen verweilend: bald auf den waldichten Hügeln herumſtreifend, welche dieſe umkränzen.

Es wäre ſchwer, den Zuſtand meines Inneren während dieſer Wanderungen zu beſchreiben. Die ganze Heftigkeit meiner leidenſchaftlichen Natur war aufgeregt; aber nur in einzelnen, und nur in ſeltnen Momenten kam ſie zum Ausbruche. Ich hatte ein tief kränkendes Unrecht erlitten; ich hatte die Schlechtigkeit der Menſchen aus Erfahrung kennen gelernt. Dennoch war es nicht dieſer, es war ein anderer Zwieſpalt, der mich erfüllte, und mich in einem dumpfen Hinbrüten befangen hielt. Es war der Zwieſpalt zwiſchen der Aufforderung meines beſſeren Gefühls, mich an Hartmanns Lehren und Beyſpiel zu erheben, und zwiſchen anderen, mit dieſen unvereinbaren Wünſchen und Gelüſten, die ſich unabläßig in mir regten, ſo wenig ich mir ihrer auch bisher ganz klar bewußt geworden war.

5.

Auf meinen Wanderungen beſuchte ich einen entfernten Verwandten meiner Mutter. Er beſaß in einer der reizendſten Gegenden ein kleines Freygut, und nahm mich mit jener Herzlichkeit auf, die den Bewohnern meines Heimathlandes bey ihrer ſchlichten Sinnesart, und ihrer Achtung für verwandtſchaftliche Verhältniſſe, in einem ſolchen Falle immer eigen iſt. Der Edelmann des Gutes, ein kinderloſer, dem Erblinden naher Greis, bedurfte eines Secretärs und Vorleſers. Ich gefiel ihm, nahm ſeine Vorſchläge an, und blieb im Hauſe meines Verwandten.

Mit welchem Recht verleumdet der Menſch die Lebensgötter, und klagt ſie der Mißgunſt, des Neides und argliſtiger Tücke an. Zeigt mir den Elenden, zu dem ſie nicht irgend einmal getreten wären, um ihm ihre Gaben anzubieten, und der nicht elend wäre an Lebensmuth und Lebensfreuden, und darbte, nur darum, weil er die dargebotenen nicht erkannte, oder ſie ſich nicht zu bewahren wußte.

Ich will, indem ich dieſe Erinnerungen aufzeichne, keinen Roman ſchreiben, und bin zu alt, um mich in poetiſchen Schilderungen zu verſuchen. Beſäße ich aber auch die Kraft dazu, ich würde es nur vergeblich verſuchen, euch ein Bild von Gulindens Reiz und Lieblichkeit zu geben; und euch die zarte Scheu ihrer erwachenden, die ſanfte Innigkeit und Hingebung ihrer geſtandenen Liebe zu ſchildern; die kindliche Unbefangenheit ihres einfachen Sinnes, und die Reinheit ihres auch nicht von der leiſeſten Ahnung eines unlauteren Wunſches bewegten Seele. Sie glaubte noch immer nur den Verwandten in mir zu lieben, als ſie mich ſchon mit der ganzen Innigkeit ihres Herzens liebte. Damals boten mir die Lebensgötter die beſte und holdeſte ihrer Gaben: ein Herz voll Unſchuld, voll Liebe und Treue. Damals war ich glücklich. Wenn mich Gulinda des Morgens nach dem Schloſſe begleitete, oder des Abends dem Rückkehrenden entgegenging; wenn ich in einer ſtillen Vollmondsnacht mit ihr an dem See ſaß, oder in einem leichten Kahn auf ſeinen gekräuſelten Wellen ſie herumruderte, ſo war jede Erinnerung an die Vergangenheit aus meinem Gedächtniß verſchwunden; ich lebte, vollkommen befriediget, nur der Gegenwart: denn meine Wünſche für die Zukunft reichten nicht weiter, als meine Hoffnungen. Die Wohlhabenheit, deren Gulindens Vater ſich erfreute, und meine eigenen Ausſichten, reichten hin für das beſcheidene Glück, deſſen wir bedurften.

Eines Abends ſaß ich mit Gulinden unter den Pappeln am See. Da rollte ein ſchwerer Reiſewagen daher, und hielt vor unſerm Hauſe. Ein alter Mann ſtieg heraus, und trat ein. Ein Wagen war in dieſen Gegenden ein Wunder. Wir machten uns alſo auf von unſerm Sitze, und gingen nach Hauſe, um zu erfahren, wer der Fremde ſeyn möchte.

Der Fremde war mein einſt entlaufener Oheim, der als Beſitzer von mehr als einer halben Million aus Oſtindien zurückkehrte, und mich aufſuchte.

6.

Am folgenden Morgen ging ich auf das Schloß, um mich bey ſeinem Beſitzer zu verabſchieden. Gulinda zögerte, mich wie ſonſt zu begleiten. Erſt als ſie ſah, daß ich ihre Begleitung erwartete, ſchickte ſie ſich an, mir zu folgen. Schweigend ging ſie neben mir her, und auch ich ſprach nicht. Plötzlich blieb ſie ſtehen. »Kommſt du wieder?« fragte ſie zögernd, und nur halb vernehmbar, indem ſie das thränenſchwere Auge langſam zu mir aufhob.

»Ich hoffe wiederzukommen,« ſagte ich.

Sie ſchwieg und ging weiter. Als wir zu der Stelle kamen, wo ſie gewöhnlich umzukehren pflegte, reichte ſie mir die Hand. »Leb wohl!« ſagte ſie leiſe, und wendete ſich zur Heimkehr.

Ich war beſtürzt, aber ich ließ ſie gehen. Noch waren keine vier und zwanzig Stunden verfloſſen, ſeit ich wußte, ich ſey der Erbe meines Oheims. Als ich mit ihm wegfuhr, war Gulinda nirgends zu finden.

Ich weiß es, ſie hat mir vergeben, wenn den Hingeſchiedenen irgend eine Erinnerung an dieſes Leben übrig iſt; und ich habe abgeſchloſſen mit mir ſelbſt über dieſes Leben, wie über die Zukunft. Und dennoch — ich möchte nicht, daß mir die Erinnerung an jene Stunde in den letzten Augenblicken vor die Seele träte.

7.

Der Lieblingsgedanke meines Oheims war, den Glanz ſeines Namens zu erneuern. Da er über der Erwerbung der Mittel hierzu zum kränkelnden, preßhaften Greiſe eingeſchrumpft war: ſo ſollte ich dieſen ſeinen Lieblingswunſch ins Werk ſetzen.

Das Land, wo ich bisher gelebt hatte, und wo er ſelbſt geboren war, ſchien ihm für dieſen Zweck ein allzu beſchränkter Schauplatz zu ſeyn. Er ging alſo nach B..., wo er ſich wichtige Verbindungen zu verſchaffen gewußt hatte, und wo er mit all dem Prunke auftrat, zu welchem ſein Namen ihn berechtigte. Ich, meinerſeits, ſollte in den Staatsdienſt treten, und ward wirklich angeſtellt. Alles ſchien ſich für die Wünſche meines Oheims auf das Glücklichſte zu fügen, als er nach Verlauf eines halben Jahres ſtarb. Er hatte ein Leben voll Mühe, Beſchwerden und Sorgen — und wenn es mir erlaubt iſt, auszuſprechen, was zu vermuthen ich guten Grund habe — voll Schuld daran geſetzt, den drey Sylben ſeines Namens einen hellen Klang zu verſchaffen. Er ſtarb mit der Überzeugung, daß ſein Lebenszweck erreicht ſey. Er irrte ſich. Der Name Ebb—n ſollte auch künftig in die Dunkelheit gehüllt bleiben, in welche das Schickſal ihn ſchon früher zurückgeworfen hatte.

8.

Es liegt ein tiefer Sinn in jenen Dichtungen, welche die Macht der Leidenſchaft dem Einfluß feindſeliger Dämonen zuſchreiben. Ich erinnere mich, einſt ein Mährchen gehört zu haben, deſſen Held, rein und ſchuldlos, wie Macbeth vor ſeinem Zuſammentreffen mit den Schickſalsſchweſtern, in eine Höhle tritt, in welcher die finſtern Mächte gefeſſelt ſchlummern. Eine eherne Geſtalt ſteht mit aufgehobenem Arm an einer Glocke. Als der Jüngling eintritt, ſchlägt ſie mit dem Hammer an die Glocke. Da regen und ſtrecken ſich die Gefeſſelten, bis ſie jetzt, gänzlich erwacht, aus ihrem Schlummer ſich erheben, ihre Ketten zerbrechen, und mit der Wuth des Tiegers über ihre Beute herfallen.

Der Tod meines Oheims war der Glockenſchlag, der die Dämonen, die bisher in meiner Bruſt geſchlafen hatten, aus ihrem Schlummer weckte. Erſt hatte der Druck meiner Abhängigkeit, und ſpäter Gulindens Liebe ſie nicht erwachen laſſen. Jetzt lag der Grund meiner früheren Befangenheit klar vor. Es war ein dunkles Gefühl von der Unerſättlichkeit der Gierde nach Genuß, welches dieſe Gierde ſelbſt in dumpfer Befangenheit erhielt. Ihre Regungen ſchwiegen, weil ſie keine volle Befriedigung zu finden wußten, und weil keine andere ihnen genügte. Ich hatte die Wüſtheit des jungen Grafen nicht getheilt: denn der Antheil, den ich an ſeinen Genüſſen hätte haben können, war mir zu dürftig geweſen.

Vielleicht würde ich mich dennoch ermannt haben, hätte ſich meiner nicht der ſchlimmſte aller Dämonen bemächtigt; eine Frau, welche um dieſe Zeit in der Reſidenz erſchien, und, trotz manches dunklen Punktes in ihrer Geſchichte und Abkunft, in die erſten Zirkel Eingang fand. In der Fülle der üppigſten Schönheit blühend, beſaß ſie überſchwänglich jeden Reiz, wodurch das Weib die Sinne bezaubern kann. Es gibt keinen Vorzug und keine Schwäche am Weibe, keine Tugend, und kaum ein Laſter, die ich nicht im engeren Kreiſe, oder im vertrauten Umgange an ihr geſehen, oder wozu ſich nicht eine Neigung an ihr geäußert hätte. Sie war heute eine Porcia, morgen eine Aſpaſia, und übermorgen eine raſende Bacchantin, oder eine ſchamloſe Meſſaline. Was ſie auch war: nie verlor ſie auch nur einen Augenblick die Beſonnenheit. Sie hatte glühende Leidenſchaften, und wußte ſie nicht nur zu beherrſchen; ſie ſpielte mit ihnen. Ich habe viele Menſchen kennen gelernt, und den höchſten Aufſchwung zur Tugend, wie die tiefſte Erniedrigung des Laſters zu begreifen geſucht: aber dieſe Frau iſt mir bis auf die gegenwärtige Stunde ein vollkommnes Räthſel geblieben. Die heutige poetiſche Welt würde ſie genial nennen, und ſie unendlich intereſſant finden: ich hingegen kann nicht ohne inneres Grauſen an ſie zurückdenken, das mich manchmal ſelbſt in jener Zeit überſchlich, wo ſie mich in ihrem Netz, wie in unzerreißbaren Zauberbanden, gefangen hielt. Offenbar hatte ſie es vom Anfang her darauf angelegt, mich zu Grunde zu richten, und Alles, was an mir gut war, zu verderben; ob aus natürlicher Verkehrtheit, oder aus Verzweiflung der tiefſten inneren Erbitterung und Zerriſſenheit, weiß ich nicht zu ſagen. Sie koſtete mich zwey Drittheile meines Vermögens, die ich ihr wie Spielzeug in den Schooß warf, und die ſie wie Spielzeug hinnahm. Sie koſtete mich mehr; Alles, was ich von ſittlichem Werth, von Glauben an die Tugend, an die Menſchheit und an mich ſelbſt beſaß. Zuletzt meine Freyheit. Durch ſie ward ich in ein Complott gegen den damaligen Miniſter von ... hineingezogen. Mein Antheil an der Sache war an ſich ſelbſt ein unbedeutender, und wenig mehr, als jugendlicher Übermuth geweſen. Zulima allein war es, die durch ihren Einfluß der Unterſuchung die nachtheiligſte Wendung gab, und den Schein der gefährlichſten Abſichten auf mich zu bringen wußte. Ich ward zu ſechsjährigem ſchweren Feſtungsarreſt verurtheilt.

Was bewog dieſe Frau, mich mit der berechnenden Bosheit eines Teufels zu verderben? Ich habe es bereits geſtanden: ich weiß es nicht. Zwanzig Jahre ſpäter traf ich ſie, durch einen ſonderbaren Zufall, in ..., als die Gattin des —ſchen

Geſandten. Sie redete mich ſo unbefangen an, als ob ſie mich früher nie gekannt hätte, und galt allgemein für eine Dame von dem unbeſcholtenſten und achtenswertheſten Charakter.

9.

Als ich mich gefeſſelt zwiſchen die feuchten Wände eines dumpfen Kerkers geſperrt ſah, morſches Stroh, ſtatt üppig ſchwellender Kiſſen, zum Lager; Gefängnißkoſt, ſtatt der ſchwelgeriſchen Mahlzeiten, an die ich gewöhnt war: als ich jetzt mit einem Blick Zulima's Bosheit, die Treuloſigkeit meiner Freunde, den Übermuth meiner Feinde, und alle meine zertrümmerten Hoffnungen und Erwartungen überſah, glich mein Zuſtand der Raſerey eines Wahnſinnigen, und ging in einzelnen Augenblicken wirklich in dieſe über. Die Erſchöpfung aller meiner Kräfte verwandelte ihn zuletzt in ein dumpfes Hinbrüten, das, weniger peinlich, mir tauſend Mal gefährlicher wurde.

Als man einen alten Philoſophen fragte, was er für das Schwerſte halte, gab er zur Antwort: ſich ſelbſt zu beherrſchen. Zuverläßig aber iſt es für den Menſchen noch weit ſchwerer, ſich ſelbſt anzuklagen, wenn er durch ſeine Thorheit oder durch ſeine Verbrechen ſich elend gemacht hat, als ſich ſelbſt zu beherrſchen. Er bürdet ſeine Schuld Andern und den äußeren Umſtänden, und die Verkettung der letzteren dem Zufall, dem Schickſal, dem Verhängniß auf: ohne zu bedenken, daß alle dieſe Worte ohne Bedeutung ſind. Wenn ein unkräftiger Geiſt bey einem geringeren Grad inneren Zwieſpalts auf dieſe Weiſe ſich ſelbſt zu täuſchen ſucht: ſo mag er immerhin endlich zu einer richtigeren Erkenntniß gelangen; wenn aber ein kräftiger Geiſt bey einer tiefer wurzelnden Entzweyung auf dieſen Weg geräth: ſo geſchieht von zwey Dingen immer Eines. Er iſt dann, wenn ſeine ſittliche Natur noch Kraft genug dazu hat, entweder ſo glücklich, den Kampf mit jener Täuſchung durchzukämpfen, und ſich zu der Vorſtellung einer unbedingten ſittlichen Weltregierung aufzuringen: oder der Begriff einer ſolchen geht in dieſem Kampf ihm gänzlich unter, indem er zuletzt an ihr verzweifelt, oder gleichgültig ſie aufgibt.

Ich war damals nicht ſo glücklich, den ſchweren Kampf durchzukämpfen. Der Begriff einer ſittlichen Bedeutung des Lebens, wie **Hartmann** ihn in uns zu legen geſucht hatte, war mir in dem wilden Jagen nach Lebensgenuß größtentheils verloren gegangen. Was mir davon geblieben war, diente nur, den Kampf peinlicher und hartnäckiger zu machen, nicht ihn zu einem glücklichen Ende zu führen.

10.

Nach zwey Jahren erhielt ich eine Milderung meiner Strafe. Ich erhielt ein beſſeres Gefängniß, und die Erlaubniß, an drey Tagen in jeder Woche mit andern Gefangenen, welche die gleiche Begünſtigung genoſſen, in einem verſchloſſenen Hofe auf und nieder zu gehen. Auf dieſe Weiſe machte ich die nähere Bekanntſchaft von zweyen meiner Mitgefangenen, die in der Stimmung, in welcher ich mich befand, nothwendig einen großen Einfluß auf mich gewinnen mußten.

Der Eine war ein Ritter von C.... Ich weiß nicht, ob das, was ich lieber Verruchtheit, als Verkehrtheit des Geiſtes nennen möchte, weiter gehen kann, als es bey C... ging; das wenigſtens iſt gewiß, daß Zweifel und Unglaube ſich nicht entſchiedner und ſcheinbar nicht beſonnener und folgerichtiger herausſtellen können, als ſie in C... ſich herausſtellten. Was ihn von Andern ſeines Gleichen unterſchied, war, daß er die Tugend nicht für einen bloßen Nothbehelf, nicht bloß für ein Sürrogat des Genuſſes, und noch weniger für einen bloßen Wahn oder ein leeres Hirngeſpinſt hielt. Sie war nach ſeiner Überzeugung unbedingt nothwendig um glücklich zu ſeyn; das Laſter machte immer und überall unglücklich; es war, auch nach ſeiner Überzeugung, das einzige wahre Übel. Die Vorſtellung, und ich darf hinzuſetzen die Überzeugung von dem innigſten Zuſammenhange zwiſchen Tugend und Glückſeligkeit habe ich nie bey einem andern Menſchen bis zu einem gleichen Umfang, und zu dem gleichen Grade von Klarheit ausgebildet gefunden. Aber Tugend und Laſter waren nach ſeinem Syſtem das zufällige Ergebniß der Einwirkung äußerer Umſtände, und das Geſammtleben der Menſchheit, wie das Leben des Einzelnen, ein Product der Nothwendigkeit, eine ſeelenloſe, vom Zufall geſtellte Maſchine. Zu dem Begriff eines ſelbſtſtändigen Werthes der Tugend und eines ſittlichen Fortſchreitens, wie er ſich aus dem Begriff einer ſittlichen Weltordnung ergibt, hatte er ſich nie erheben können. Darum war ſein Kampf gegen die ſtürmiſchen Leidenſchaften, die ihn erfüllten, ein ohnmächtiger und fruchtloſer; und darum mußte er in dieſem Kampfe, um mich hier ſeines Lieblingsausdruckes zu bedienen, nothwendig — zu Grunde gehen.

Der zweyte meiner Mitgefangenen war ein junger Menſch, den eine Leidenſchaft, der ſein Kopf nicht gewachſen war, zu einem Caſſendiebſtahl verleitet hatte. Sein Verbrechen hatte ſeinem alten, ehrenwerthen Vater das Leben gekoſtet. Das hatte ihn zur Beſinnung, und mehr, als die Strafe welcher er verfallen war, zur Erkenntniß ſeiner Schuld gebracht. Er war unerſchöpflich darin, mir mit wehmüthiger Zerknirſchung zu erzählen, wie in der Aufregung, in welcher er das Verbrechen beging, ihn tauſend zufällige Umſtände davon abgewarnt, und tauſend andere die Warnung fruchtlos gemacht hätten. Er hatte ſich gänzlich in dieſe Berechnung verſenkt: dabey aber den Antheil ſeiner ſittlichen Schwäche richtig in's Auge gefaßt. Ich brauche nicht zu bemerken, daß in der Stimmung, in welcher ich mich damals befand, nicht dieſer Theil ſeiner Berechnung, ſondern nur jener, der als Beleg für die Sophiſmen des Ritters gelten konnte, auf mich einwirkte.

Was dieſer Einwirkung einigermaßen das Gegengewicht hielt, war ein Traum, deſſen ich mich noch jetzt mit unverminderter Lebhaftigkeit erinnere.

Mir träumte, ich läge auf einem weiten, von Bergen umſchloſſenen Felde im Todtenhemd in einem offenen Sarge. Meine Mutter kniete an dem Sarge, und an den Blicken, die ſie auf mich, und dann zum Himmel richtete, an ihren zu dieſem erhobnen Händen, erkannte ich, daß ſie für mich bethe. Ich war unfähig mich zu regen. Plötzlich fing der Boden unter dem Sarge zu weichen an, und unter einem gellenden Wehruf meiner Mutter, der von allen umliegenden Bergen wiederhallte, und noch jetzt in meinen Ohren tönt, verſank ich.

11.

Das Gefühl Desjenigen, der ſich nach langer Kerkerhaft wieder frey ſieht, läßt ſich nur mit jenem vergleichen, welches die Geneſung von einer ſchweren Krankheit in unſre Bruſt gießt. Wenn wir aus den dumpfen Räumen eines Gefängniſſes, oder der Krankenſtube, zum erſten Mal hinaustreten, und auf's neue den erquickenden Strom der Lüfte trinken: dann ſcheinen nicht bloß Geneſung oder die Freyheit, dann ſcheint das Leben ſelbſt mit allen ſeinen Gaben uns wieder gewonnen und geſchenkt zu ſeyn.

Doch nur wenige Tage wehte der Hauch dieſes

Gefühls mir Erquickung zu. Meine Bruſt war zu voll von Unmuth und Erbitterung, als daß er ſie für die Dauer hätte erfriſchen können.

Da ich kein wirkliches Verbrechen begangen, und nur durch eine Unbeſonnenheit den Schein eines ſolchen auf mich geladen hatte: ſo konnte ich, wenn die Umſtände ſich geändert hatten, auf eine Reviſion meines Prozeſſes, und eine Anerkennung meiner Schuldloſigkeit Anſpruch machen. Die Umſtände hatten ſich geändert; aber nicht die Geſinnungen meiner Feinde; und ſomit war in dieſer Hinſicht wenig für mich zu erreichen. Was Zulima von meinem Vermögen mir übrig gelaſſen, ward mir wieder eingehändigt; aber wie hatten Habſucht und Raubgier nicht damit hausgehalten! Ich verſuchte es, ihnen ihre Beute zu entreißen; doch ſie vertheidigten dieſe ſo gut und ſo einträchtig, daß ich zuletzt zufrieden ſeyn mußte, wenn ſie ſichs gefallen ließen, daß ich die Unterſuchung aufgab.

Ich verließ jetzt die Reſidenz, und zog ein paar Jahre, ohne Ziel und Zweck, theils im nördlichen, theils im ſüdlichen Deutſchland herum. Mit jedem Tage verbitterte mein Gemüth ſich mehr. Ich habe den Menſchenhaß jederzeit für eine Albernheit gehalten. Ich haßte die Menſchen nicht; aber ich fing an, ſie von ganzem Herzen zu verachten.

12.

In einem Städtchen des ſüdlichen Deutſchlands ward ich krank. Das Übel überraſchte mich plötzlich, und ich ſank auf der Straße, wie leblos, zuſammen. Man brachte mich in das nächſte Haus, das einer armen Witwe gehörte. Ein paar Tage darauf wird dieſe von ihrem entfernten Schwiegerſohn abgerufen. Da der Arzt erklärte, man könne mich nicht ohne Gefahr in meine Wohnung ſchaffen: ſo mußte ich bleiben. Die Witwe bath daher eine Verwandte von ihr, die in einem benachbarten Hauſe diente, meine Pflege zu übernehmen, wenn ihre Gebieterin es erlauben wolle. Nicht nur dieſe Erlaubniß ward der Magd gegeben; ihre Frau wollte ſelbſt nachſehen, was für meine Pflege anzuordnen ſey. Sie beſuchte mich, und ich erkannte in ihr — Gulinden.

13.

Gulinda hatte ſich einige Jahre nach meiner Abreiſe mit einem Offizier von Adel verheirathet, der ſeinen Abſchied genommen hatte, und ein nicht unbedeutendes Vermögen beſaß. Wie viel, oder wie wenig Antheil die Neigung von ihrer Seite an dieſer Verbindung gehabt hatte, weiß ich nicht zu ſagen. Sie war eine ſehr unglückliche. P..., ihr Gatte, trieb ſich den größten Theil des Jahres in den Bädern, und an andern Orten, als Spieler herum. Sein eigenes, wie Gulindens Vermögen, war bereits verſchwendet, und nur die Arbeit ihrer Hände und die höchſte Sparſamkeit ſchützte die unglückliche Gattin vor drückendem Mangel. Ich habe P... nie ſelbſt kennen gelernt. Nach Allem, was Andere von ihm ſagten, war er Gulindens in jeder Rückſicht gänzlich unwerth; roh, gemein und unempfindlich. Dennoch erinnere ich mich nicht, jemals auch nur die geringſte Klage über ihn, oder über ihr Schickſal, aus ihrem Munde gehört zu haben.

14.

Gulinda wachte über meine Pflege mit der aufmerkſamſten Sorgfalt. Ich wurde nicht nur keine Empfindlichkeit, ſondern auch nicht die leiſeſte Spur ihres innern Grames an ihr gewahr. Alles, was ſie that und ſprach, trug das Gepräge heiterer Sanftmuth und ſtiller Ergebung.

Daß ich höchſt unwürdig an ihr gehandelt hatte: das hatte ich ſchon früher erkannt. Lebendiger empfand ich es jetzt. Sie würde der Schutzgeiſt meiner Tugend, die Schöpferin meines Glückes geweſen ſeyn. Wie ganz anders würde nicht Alles gekommen ſeyn, wenn ich den guten Engel, welchen mir der Himmel geſandt hatte, nicht verkannt und herzlos von mir gewieſen hätte!

Konnte ſie das nicht auch jetzt noch ſeyn? Nichts iſt Frauen, wie Gulinda war, natürlicher, als der Wunſch, den Mann, welchen ſie einſt geliebt haben, wenn ſie ihn unter ſich ſelbſt herabgeſunken ſehen, wieder zu erheben und aufzurichten. Allein ich war bereits zu tief geſunken, als daß ihr dieſes hätte gelingen können. Erſt entſtand der Wunſch, und bald das glühende Verlangen in mir, ihre Liebe zu erringen, und ward jeden Tag heftiger und ungeſtümer; doch meine Liebe war nichts Anderes als Lüſternheit. Mein Herz und meine Phantaſie waren zu tief verderbt, als daß ich einer beſſeren Liebe fähig geweſen wäre: obwohl ich zur Falſchheit gegen mich ſelbſt meine Zuflucht nahm, und mich über meine Empfindungen, ſo gut ich es vermochte, zu täuſchen ſuchte.

Gulindens Gemüth war zu rein, und durch dieſe Reinheit ſich zu klar, und zu ſtark, als daß ich meine unlautere Leidenſchaft ihr hätte geſtehen dürfen. Scheu mußte ich ſie in mich ſelbſt verſchließen. Deſto ungeſtümer wüthete ſie in meinem Innern. Zwiſchen ohnmächtigen, fruchtloſen Verſuchen, mich über ſie zu erheben, und der Unmöglichkeit, ſie zu befriedigen, ward ſie im raſchen Wachsthum immer heftiger und peinlicher, und mehrte mit jeder Stunde meinen Unmuth und meine innere Zerriſſenheit.

Dem, der mit einem bösartigen Geſchwür behaftet iſt, verwandelt ſich auch die geſunde Nahrung in Gift. So bey mir. Gulindens Reinheit war zu lauter, ihr Sinn zu ſchlicht und einfach, und im Bewußtſeyn die rechte Bahn zu verfolgen, ſich zu klar; und ihre Frömmigkeit, ihr Gottvertrauen zu wahr und ungeſchminkt: als daß ich dieſe hätte angreifen können. Und dennoch bedurfte der raſtlos in mir gährende Unmuth eines Ableiters. Jetzt trugen die Lehren des Ritters von C... ihre verderblichen Früchte. Die Saat, die damals in meine Bruſt gefallen war, ſchoß jetzt ſchnell in üppige Ähren auf. Ich war ſchuldig; aber warum war ich es? Ich war elend; warum hatte ich es werden müſſen? Ich hatte Beydes werden müſſen, durch die Einwirkung, durch die Verkettung der äußeren Umſtände. Wenn dieſe ſich anders fügten, wenn mir keine halbe Million zufiel, keine Zulima ſich meiner bemächtigte und meine Phantaſie entzügelte, und der Brennſtoff verderblicher Leidenſchaften nicht ſchon ſeit der erſten Kindheit in mir aufgehäuft lag; wenn, mit einem Worte, mein ganzes äußeres Leben ſich nicht ſo geſtaltete, wie es ſich wirklich geſtaltet hatte: ſo war ich ein Anderer; ich war nicht ſchuldbeladen, ich war nicht elend. Warum nun hatte ſich Alles gerade ſo geſtaltet, daß ich elend werden mußte? wer hatte die Umſtände, die mich dazu machten, geordnet? der Zufall? Ich konnte nicht, wie der Ritter, bey dieſem Wort, und bey der bloßen äußeren Erſcheinung ſtehen bleiben. Wer ſonſt alſo? Gulindens frommer Glaube nannte den letzten Grund aller Dinge: Gott; Gott alſo hatte mich ſchuldig und elend gemacht. Und mich allein? Auch ſie, die ihm kindlich vertraute, und Millionen Andere.

»Wenn er grübelt,« ſagt ein deutſcher Schriftſteller, »kann der Teufel ſelbſt ſcheinbar gegen Gott Recht behalten.« Ich erfuhr die Wahrheit dieſer Behauptung an mir ſelbſt. Der religiöſe Glaube, das Vertrauen auf Gott, waren meinem Herzen ſchon ſeit langer Zeit fremd geworden. Sind ſie aber das: ſo wird der Geiſt bey den Erſchütterungen der Leidenſchaften, in der Aufgeregtheit des Unmuths, in der Verzweiflung des Schmerzes, ſich überall in ein Irrgewinde von Trugſchlüſſen verlieren; und nur um ſo weniger ſich herausfinden, je zuverſichtlicher er ſich ſelbſt vertrauen zu dürfen glaubt.

Ich bedurfte der Beſchäftigung, wenn ich meinen Zuſtand ertragen, und nicht dem Wahnſinn verfallen wollte. Ich wendete mich zu den Studien zurück, und wählte die Geſchichte. Auch ſie ward mir zum Gifte. Sie wird es jedem werden, dem der Begriff einer ſittlichen Weltordnung verloren gegangen iſt. Überall wird er in der ewig fortwuchernden Saat des Böſen, in der ewig ſich wiederholenden Folge von Verbrechen und Jammer nur das Walten einer dämoniſchen Macht und die Frucht einer eiſernen Nothwendigkeit erblicken; nicht das Walten jenes Geſetzes, das in hehrer Majeſtät über allen Verirrungen und Verbrechen unſers Geſchlechtes ſchwebt, und durch ſie ſelbſt beſtätigt und verklärt wird.

15.

Mein Zuſtand wurde mir zuletzt unerträglich, und ich beſchloß, meinen bisherigen Aufenthalt zu verlaſſen. Ich mußte mich losreißen, oder zu Grunde gehen. Mehr, als einmal, war die Idee des Selbſtmordes in mir aufgeſtiegen; ich war immer glücklich genug geweſen, ſie abzuweiſen. Ich weiß das nur einem Umſtande zuzuſchreiben. Wie wenig auch aus der Nacht, welche dieſes Leben von der Zukunft ſcheidet, ein tröſtender Strahl des Lichtes zu mir herüber leuchtete: ich hatte zu lange und zu tief in dieſe Nacht hineingeſehen, um mit kecker Verwegenheit in ſie hineinzuſpringen.

Ich weiß nicht, in wie ferne Gulinda meine Leidenſchaft errathen haben mochte. In meine Zerriſſenheit hatte ſie, und gewiß mit tiefem Schmerz, geblickt. Ihr richtiges Gefühl mußte ihr bald geſagt haben, wie wenig ſie dieſelbe zu heilen vermöge. Als ich von ihr Abſchied nahm, ſtrömten heiße Thränen aus ihrem Auge, die ſie vergebens zurückzuhalten ſuchte. »Leben Sie wohl,« ſagte ſie, »ich kann nur bethen für Sie.«

Ich war ergriffen; aber bald ging auch dieſe Rührung vorüber, ohne eine Spur zurück zu laſſen.

16.

Wie früher, ſtreifte ich auch jetzt wieder, ohne Ziel und Zweck, im ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland umher.

In Frankfurt erhielt ich durch die Zeitungen die erſte Kunde von dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution. Ich ging nach Paris, und ſtürzte mich, wie ſo viele Andere, mitten in ihren Strudel. Was beym Beginn derſelben ſo viele edle Menſchen täuſchte, täuſchte mich nicht, zog mich nicht an. Ich bedurfte, um mein Daſeyn zu ertragen, einer heftigen Aufregung. Nicht mehr! Ich fand dieſe in den Gräuelſcenen, von welchen ich Zeuge war. Sie beſtätigten meine Welt- und Menſchenverachtung. Daß ich nicht einen thätigen Antheil an dieſen Gräuelſcenen nahm, und nicht die Rolle eines Collot d'Herbois oder eines Chaumette's ſpielte, hatte ich nur meinem guten Genius zu danken, der mich gleich anfangs der Schreckensregierung mit Marat in einen Streit verwickelte, der meine Einkerkerung zur Folge hatte. Ein bloßer Zufall, die Verwechslung des Namens eines unglücklichen Landsmannes mit dem meinigen, rettete mein Leben, und brachte jenen, ſtatt meiner, unter das Beil der Guillotine. Acht Monate ſaß ich ſo im Gefängniſſe, jeden Abend erwartend, daß man mich am nächſten Morgen zum Tode führen werde, wie jeden Morgen einige Andere meiner Mitgefangenen zum Richtplatz abgerufen wurden. Mein Gemüth verſank in dieſer Zeit in eine gänzliche Erſtarrung. Die Äußerungen der ruchloſeſten Verworfenheit und Entmenſchung, die rührendſten Beyſpiele von Ergebung und edler Selbſtaufopferung machten auf meinen Stumpfſinn gleich wenig Eindruck. Das Leben ſchien mir nur noch ein toller Traum zu ſeyn, in welchem Verbrechen und Jammer, Betrug und leere Einbildung, wilder Sinnenrauſch und tödtliche Langeweile, im fortwährenden Wechſel ſich ablöſten — wie der Zufall ſie eben zuſammenwürfelte.

17.

In kleinen Tagreiſen verließ ich, als der Sturz Robespierre's mein Gefängniß geöffnet hatte, Frankreichs Boden; gänzlich unbekümmert darüber, daß ein raſcher Umſchwung der Dinge der kaum erlangten Freyheit in der nächſten Stunde mich wieder berauben konnte. Eine kurze Zeit verweilte ich in der Schweiz; dann kehrte ich nach Deutſchland zurück. Ich reiſte nach Gulindens Wohnort. Zu welchem Zweck? In welcher Abſicht? Ich fragte mich nicht darnach.

Als ich die Treppe zu ihrer Wohnung hinanſtieg, und in den Vorſaal trat, fand ich ihn mit unordentlich durch einander geworfenen Geräthſchaften aller Art angefüllt, und ein paar übelausſehende Menſchen, welche dieſe verzeichneten. Indem ich gegen den Einen vorſchreite, um ihn zu fragen, was dieſes bedeute, gewahre ich durch die offene Thüre des anſtoßenden Zimmers in dieſem ein brennendes Licht. Ich trete hinein. Das Licht ſtand neben einem Brett, das man über die Lehnen zweyer Stühle gelegt hatte. Auf dem Brett lag Gulindens Leiche mit über der Bruſt gefalteten Händen im groben härenen Sterbekleide.

Gulindens Gatte war vor einigen Wochen aus dem Bade zu Liebenau angekommen. Einige Tage darauf war ein —ſcher Offizier eingetroffen, den er dort übervortheilt und beleidigt hatte. Die Sache endete mit einem Duell, in welchem der Beleidiger erſchoſſen wurde. Das Entſetzen über dieſen Vorfall hatte Gulinden in eine Krankheit geſtürzt, die bey ihrer Gemüthsſtimmung und dem Mangel ärztlicher Hülfe ſie ſchnell weggerafft hatte.

Friede ſey ihrer Aſche! Ich weiß es, daß ſie mir vergeben hat.

18.

Es gibt keinen gefährlicheren Zuſtand der Seele, als das Verſinken aus leidenſchaftlicher Überſpannung in gänzliche Tonloſigkeit und Abſpannung. Da iſt es, daß der Teufel uns nur bey einem Haare zu faſſen braucht, um uns für immer zu haben. Aber auch unſer guter Engel braucht uns in dieſem Zuſtande nur bey einem Haare zu faſſen, um uns zu ſich zu ziehen.

Es war mein guter Engel, der in jener Stunde mir nahe trat. Vielleicht der Geiſt der Hingeſchiedenen. Wer will mir dieſen Glauben geradezu eine Thorheit nennen!

Ich weiß mich keines beſtimmten Gedankens, keiner beſtimmten Empfindung zu erinnern, als ich neben der Leiche ſtand. Schlaff und unbeweglich ſtand ich da. Auf einem niedern Schemel an der Wand ſaß Gulindens dreyjähriger Knabe. Ich hatte bey meinem Eintritt einige Früchte in der Taſche gehabt, und ſie dem Kinde gegeben, das gleich begierig zu eſſen anfing. Jetzt kam die Hauswirthin herein, um etwas zu ſuchen. Der Knabe ging zu ihr, und bot ihr ſchmeichelnd von ſeinen Aprikoſen. »Fort, Wechſelbalg,« ſagte die Frau, indem ſie das Kind zurückſtieß, das zu Boden fiel und laut aufſchrie.

Dieſer Anblick riß mich plötzlich aus meiner Erſchlaffung, und gab meinen Muskeln ihre Spannkraft wieder. Mit geballter Fauſt, mit den Zähnen knirſchend, ſprang ich wie ein Raſender auf die Frau zu, und würde ſie ermordet haben, wenn ſie, überraſcht und beſtürzt, nicht glücklicher Weiſe lautlos geſchwiegen hätte.

Die Überſpannung dieſer unfreywilligen Bewegung ließ im nächſten Moment plötzlich wieder nach. Ohne ein Wort zu ſagen, wandte ich mich von der Frau ab, raffte den Knaben auf, nahm ihn auf meinen Arm, und eilte nach meinem Gaſthofe.

19.

Es löſt ſich nichts ſchwerer und langſamer, als die Betäubung der Seele. So auch damals bey mir. Mit der augenblicklichen Erſchütterung, die ich erfahren hatte, war noch durchaus keine bedeutende Regſamkeit in mein inneres Leben gekommen. Ich war mir weder eines tiefgreifenden Schmerzes um die Hingegangene, noch des Vorſatzes bewußt, an ihrem Kinde zu ſühnen, was ich an ihr gefrevelt hatte. Nur des einzigen Gedankens war ich mir bewußt, den Knaben nicht mehr von mir zu laſſen.

Trocknen Auges ging ich, den Kleinen an der Hand, hinter dem Sarge der Mutter her. Ein armer Handwerker ſprach, als man ſie in die Erde geſenkt hatte, einige erhebende Worte, und die wenigen Begleiter ſprachen ihr, Amen, dazu. Auch aus meiner Bruſt drängte ſich ein gedämpftes: Amen, herauf, und mit einer unwillkürlichen Bewegung hob ich den Blick zum Himmel auf, um Denjenigen zu ſuchen, der ſein Antlitz über der Vollendeten erleuchten ſollte; nicht mit gläubigem Vertrauen: aber auch nicht mehr wie früher mit ſtumpfer Gedankenloſigkeit, oder mit der frechen Zweifelſucht innerer Zerfallenheit.

20.

Am folgenden Morgen wanderte ich, den kleinen Alfred an der Hand, aus dem Thore. Mein Vermögen war bis auf ein Capital von etwas mehr als zehntauſend Gulden zuſammengeſchmolzen, das bey einem Handlungshauſe in Wien ſtand. Dorthin wollte ich.

Die Liebe zu dem Kinde erfüllte mich noch nicht in dem Grade, wie ſie ſpäter mein ganzes Weſen ausfüllte und befriedigte. Dennoch mußte ſie bereits tiefe Wurzeln in meiner Bruſt geſchlagen haben. Ich konnte in drey Tagen an den Ufern der Donau ſeyn, und die Reiſe nach Wien zu Waſſer machen: allein ich wollte den Knaben nicht den Gefahren einer Waſſerfahrt ausſetzen. Gewohnt das Geld achtlos hinzugeben, ward ich jetzt mit einem Mal ſparſam, und fing an ſorgfältig zu rechnen. Ich hatte noch ſo viel, um einen Wagen zu beſtreiten: aber er ſchien mir zu theuer. Mit dem früheſten Morgen machte ich mich auf den Weg, lag die heißen Stunden des Tages über ſtill, und ſetzte meine Reiſe in der Kühle des Abends wieder fort. Alfred lief, wo es anging, neben mir her; und war er müde, ſo trug ich ihn.

Schon ganz nahe an der öſterreichiſchen Gränze hatte mich eines Tages meine Berechnung des Weges gänzlich irre geführt. Die Nacht überraſchte mich; der Knabe ward unruhig; ich nahm ihn auf den Arm und ſchritt wacker zu. Vergebens; ich vermochte keinen bewohnten Ort mehr zu erreichen. Zum Glück war es eine laue Vollmondsnacht zu Anfang des Auguſts. Ich legte alſo den Knaben am Abhang eines Hügels in's Gras, ſchnitt ein paar Stecken, pflanzte ſie in die Erde, breitete, um den Schlummernden vor dem Nachtthau zu ſchützen, meinen Rock darüber, und wachte, bis der Knabe ſpät am Morgen die Augen aufſchlug. Als er beym Erwachen erſt einen Augenblick verwundert vor ſich hinſah, und, als er mich gewahr wurde, ſogleich die Arme nach mir ausſtreckte, und mir um den Hals fiel, ſchoſſen mir unwillkürlich die Thränen in die Augen; die erſten, welche ſeit vielen Jahren meine Augen befeuchtet hatten.

21.

Als ich Wien erreicht hatte, und den Kaufmann aufſuchte, bey dem mein Capital ſtand, ſagte er mir mit großer Gemüthsruhe, daß er ſich Tags zuvor gerichtlich für zahlungsunfähig erklärt habe. Das Glück, ſo oft man ihm auch den Vorwurf blinder Willkür zu machen pflegt, glaubte eine ſolche Gemüthsruhe billiger Weiſe belohnen zu müſſen. Der wackere Mann befand ſich nach ein paar Jahren wieder in den comfortableſten Umſtänden.

Ich ging zu einem Advocaten, und erfuhr mindeſtens auf das Beſtimmteſte, wie wenig ich zu hoffen habe.

Ich beſaß noch einige dreyßig Thaler. Wie weit konnten ſie reichen? Und wenn ich auch damit auf der Neige war; was dann beginnen? Im ſchlimmſten Fall war ich entſchloſſen, für Tageslohn zu arbeiten, um Alfred durchzubringen. Ein glücklicher Zufall brachte mich mit einem Mann zuſammen, der meine Lage erſt errieth, dem ich ſie dann geſtand, und der mir Hoffnung machte, mich in einer Druckerey als Corrector unterzubringen. Es gelang. Neunzehn Jahre habe ich ſeither Tag für Tag acht, auch zehn Stunden geſeſſen, und für einen Gulden des Tages Druckfehler verbeſſert. Ich war froh, dieſe Verſorgung gefunden zu haben, und trieb mein Geſchäft anfangs mehrere Monate mit der ängſtlichſten Sorgfalt, weil ich fürchtete, daß man mit meinen Dienſten unzufrieden ſeyn, und mich fortſchicken könne.

Ich miethete in einer entfernten Vorſtadt in einem Hinterhofe eine kleine Wohnung, und nahm eine alte, kinderloſe Witwe zu mir. Nächtliche Schreibereyen mußten aushelfen, da mein Gulden nicht immer zureichte. Ich war froh, wenn ich damit, war es auch in kalten Winternächten, ein Weniges vor mich bringen konnte.

22.

Die Naturforſcher weiſen nach, wie die Natur ſelbſt ihre größten Wirkungen mit dem geringſten Aufwande von Kraft vollbringe. Das nämliche Geſetz von Sparſamkeit herrſcht im Reich des geiſtigen Lebens; ohne daß der Pſycholog es hier, wie im phyſiſchen Leben der Naturforſcher, mit der gleichen Beſtimmtheit nachweiſen konnte.

Ich habe bereits bemerkt, daß ich in der erſten Zeit, wo ich meines Pflegeſohnes mich annahm, mir keiner beſtimmten Empfindung des Mitleidens, keines Vorſatzes, an ihm mein Unrecht gegen ſeine Mutter zu ſühnen, oder mein Inneres umzugeſtalten bewußt war. Mein inneres Leben war ſeit meiner Gefangenſchaft zu Paris ſo tief herabgeſunken, daß es auf dem Punkte war, ſich aufzulöſen, oder wenn ich den Ausdruck gebrauchen darf, gänzlich zu zerfließen. Die plötzliche Aufregung meines Inneren bey der Mißhandlung des Knaben war eine krampfhafte geweſen; meine Seele ergriff ihn damals, wie der erſchöpfte Kranke bey plötzlich eintretendem Krampf einen zufälligen Gegenſtand bewußtlos ergreift und feſthält. Mein Leben, das für mich ſelbſt und für Andere keinen Werth hatte, konnte für dieſes gänzlich hülfloſe Kind einen Werth haben. Das war der erſte ſchwache Faden, der ſich anknüpfte; und wie viel knüpfte ſich nicht an dieſen ſchwachen Faden!

Erſt ging mein ganzes Trachten nicht weiter, als darauf, den Knaben durchzubringen. Ich wußte dazu keinen andern Weg, als Druckfehler zu corrigiren, und ſo ſaß ich denn mit inſtinctmäßiger Geduld an meinem ſchmalen Tiſch zuſammengekrümmt, und corrigirte. Bald that es mir wohl, wenn ich Abends müde unter mein abgelegenes Dach kam, den Kleinen ſich um mich herumſchmeicheln zu ſehen. Wie wenig ſind nicht die Liebkoſungen eines Kindes, und die Liebkoſungen, durch welche wir ſie hervorrufen: und dennoch, welche Centnerlaſten hat die Natur nicht an dieſe ſchwachen Fäden geknüpft! Nehmt aus dem Leben eines Mannes, der einen ganzen Staat aufrecht erhält, die Freude an der erſten Entwicklung, und an den Spielen ſeiner Kinder weg: und er wird vielleicht ein eben ſo ſchlechter Beamter, als Familienvater ſeyn.

23.

An die Liebe, welche ich zu dem Knaben gefaßt hatte, knüpfte ſich die Umwandlung meines ganzen inneren Menſchen. Man hat ſo viel über die Liebe geſchrieben; ihr Weſen läßt ſich mit zwey Worten erſchöpfen. Sie will den geliebten Gegenſtand glücklich wiſſen. Dieſes Wollen iſt ein wahres, treues, inniges; und darum ſcheut die Liebe bey dieſem Streben kein Opfer; darum iſt ſie in dieſem Streben ſich immer klar, und immer mit ſich ſelbſt einig.

Alfred ſollte ein beſſerer und glücklicherer Menſch werden, als ich ſelbſt geworden war. Warum war ich weder das eine, noch das andere geworden? Nicht die herben Zurechtweiſungen, die meine Thorheit und meine verkehrten Neigungen erfahren hatten; nicht der zweymalige Verluſt meiner Freyheit; nicht die heftigſte Gährung innerer Entzweyung hatte mich in mich ſelbſt zurückgeführt. Die Liebe zu meinem Pflegling that es.

Reich hat ſich mir dieſe Liebe belohnt, und mir tauſendfaltige Früchte des Segens getragen. Erſt der Erkenntniß meiner Irrthümer; dann durch dieſe einer klaren Erkenntniß der wahren Bedeutung des Lebens; durch dieſe den Muth und die Kraft mit feſtem Schritt die Bahn zu wandeln, die ich mit Sicherheit, wenn gleich erſt ſpät, als die richtige erkannt hatte.

Unter vielfachen Entbehrungen iſt Alfred zum Jüngling herangereift, wie der Jüngling ſeyn ſoll, bey unbefleckter Reinheit der Seele, heiter und lebensfroh, lebenskräftig und lebensmuthig. Als im verfloſſenen Jahr der Ruf zum Befreyungskriege erſcholl, trieb die jugendliche Begeiſterung auch ihn, ſich in die Reihen der Kämpfer zu ſtellen. Mit ſchwerem Herzen habe ich mich von ihm getrennt; aber der große Kampf iſt glücklich beendigt, und bald hoffe ich ihn, zum Manne gereift, in meine Arme zurückkehren zu ſehen.

24.

Den 16. Juny 1814.

Die ganze Stadt ſchwimmt in einem Meer von Glanz. Eine zahlloſe Menge wogt in allen Straßen umher, die Bruſt voll trunkner Siegesfreude. Nur ich ſitze einſam und verlaſſen bey einem ſpärlichen Licht in meinem engen Stübchen. Ich dachte mir, an dieſem Abend meinen Theil zu nehmen, an dieſer Freude Aller; aber ich erhielt, eh' es Abend wurde, die ſichere Nachricht, daß mein Alfred auf dem Felde von Leipzig unter denen liege, welche den heutigen Jubel mit ihrem Blute bezahlten.

Mir iſt, als könnte ich es nicht faſſen: und dann wieder faß' ich es recht wohl. Die Vorſehung ſtraft mein früheres Leben durch dieſen Schmerz. Ich bin nicht mehr derſelbe, der ich vor neunzehn Jahren war, und grolle ihr nicht mehr in wilder Empörung. Nicht einmal das will und darf ich ſagen: »Hier war ich rein!« Sie ſtraft oft unſre Fehler an unſern Tugenden; und nie darf der Menſch mit ihr rechten. Daß ich hier rein bin: es iſt ihr Werk. Geprieſen ſey ihr Name!

Aber dennoch zieht der Schmerz krampfhaft jede meiner Fibern zuſammen, und in der Tiefe meines Herzens tönt der unendliche Wehruf: »Er iſt gefallen; ich werde ihn in dieſem Leben nie, nie wiederſehen.

Ich bin neunzehn Jahre arm geweſen, mit ihm, für ihn; und ich hab es mit heiterem Muthe ertragen. Ich kann die Armuth noch ferner ertragen; aber wie ſoll ich das Leben ertragen: da ich ihn verloren habe, in dem ich lebte, und durch den ich zu leben gelernt habe.

25.

Sieben Jahre ſpäter.

Wenn dieſe Blätter nach meinem Tode Jemanden in die Hände fallen, der Antheil genug daran nimmt, um bis hierher fortzuleſen: ſo wird er es dieſen Zeilen, die ich mit zitternder Hand noch beyfüge, wohl anſehen, daß ich ſie in den letzten Tagen meines Lebens geſchrieben habe. Kaum erwartet er dann von dem kinderloſen, in Dürftigkeit und Verlaſſenheit hinſcheidenden Greiſe etwas Anderes, als Ergießungen eines bey dem nahen Tode in weiche Wehmuth ſich auflöſenden Schmerzes; und vielleicht auch die Äußerungen einer aufrichtigen Reue und gelaſſener Ergebung. Auch irrt er ſich nicht gänzlich; irrt er gleich zum Theile. Denn ich empfinde wirklich einen tiefen Schmerz über meine Verirrungen; und aufrichtig wünſchte ich, ſie nicht begangen zu haben. Mit Ergebung blicke ich in die Zukunft. Ich empfinde es tief, und nicht ohne Wehmuth, daß ich arm, hülflos und verlaſſen, als ein kinderloſer Greis in die Grube ſinke, und niemand hinter mir laſſe, der ſich mit Liebe meiner erinnerte, und mir eine Thräne nachweinte: aber dennoch iſt meine Seele heiter; und klar und hell liegt mein Leben vor mir in den Stunden, in welchen ſonſt der Schmerz, mit welchem der Menſch ſich vom Leben losſagt, und die bange Furcht vor der ungewiſſen Zukunft, welcher er entgegengeht, ſein Auge mit einem düſteren Schleyer umzieht, und Alles vor ſeinen Blicken in einen trüben Nebel zuſammenfließen läßt.

Mein Leben habe ich geſagt. Ich habe unrecht geſagt. War denn mein Leben ein beſonderes? waren die Geſetze, welchen es unterlag und die ſeinen Gang beſtimmten, andere, als die, welchen jedes Menſchenleben unterworfen iſt? waren die Stadien, die ich durchlief, andere, als die Jeder durchläuft, der vom Weibe geboren iſt? den Weg vom Irrthum zur Schuld, von der Schuld zum Schmerz; vom Schmerz zur richtigen Erkenntniß; den Weg aus der Finſterniß zum aufdämmernden Lichte.

Ein deutſcher Dichter hat geſagt: Der Übel größtes ſey die Schuld. Nicht die Schuld, der Irrthum iſt das größte und das einzige Übel: denn der Irrthum allein iſt es, der die Schuld erzeugt. Wir klagen die Leidenſchaften an, als die Quelle aller moraliſchen Übel und aller Verbrechen. Fließt dieſe Quelle nicht ſelbſt aus einer andern und allgemeineren? Die Lüſternheit des Wüſtlings, die Gierde der Habſucht, die Erbitterung der Rachſucht, der Übermuth des Gewaltthätigen: was ſind ſie anders, als ein Irrthum über die Mittel zur Befriedigung des ſtärkſten und allgemeinſten aller uns eingepflanzten Triebe, des Triebes glücklich zu ſeyn?

Wir berechnen unſre Irrthümer, wie ſchlechte Haushälter ihre Ausgaben, immer nur nach auffallenden Summen, nicht nach dem, was wir in Pfennigen verwerfen. Und wie in einer ſchlechten Haushaltung die Fahrläßigkeit: ſo iſt hier die Flachheit des Geiſtes unſre verderblichſte Feindin. Wir ſind Alle flach, ſo lange wir nicht die Beziehung jedes Lebensverhältniſſes zu der allgemeinen Idee der ſittlichen Beſtimmung des Lebens klar, ſcharf und ſicher erfaßt haben.

Eines iſt es, was vor allem Andern die Befangenheit unſers Irrens erhält und unſre Berechnung verwirrt. Wir berechnen immer nur, was wir gethan oder erſtrebt: nicht aber, war wir unterlaſſen, oder außer Acht gelaſſen haben; oder nur, was wir nicht gethan haben, ohne Berückſichtigung des Poſitiven, was wir hätten thun ſollen, und thun können. Es gibt aber für jedes Lebensverhaltniß, in deſſen Beurtheilung und Behandlung wir geirrt, und dadurch uns ſelbſt oder Andere unglücklich gemacht haben, einen Grad von Umſicht, geiſtiger Erhebung und Selbſtbeherrſchung, bey welchen Alles ſich anders geſtaltet haben, und es uns möglich geweſen ſeyn würde, die herben Folgen unſerer Irrthümer zu vermeiden. Auf dieſe Formel werden ſich alle unſre Irrthümer zurückführen laſſen. Ihre richtige umfaſſende Anwendung aber iſt eben erſt die Frucht des gereiften ſittlichen Erkennens. Jener Reiſe des ſittlichen Erkennens, bey welchem, vermöge ſeiner höchſten Klarheit und Entſchiedenheit das Handeln mit dem Erkennen zuſammenfallt. Ohne dieſen Grad von Klarheit und Entſchiedenheit erreicht zu haben, unterliegt Alles in uns dem Fluch der Halbheit, dem einzigen wahren Fluche des Lebens!

Einſt, ſagte ich, ſey mir das Leben als ein wüſter, toller Traum erſchienen; angefüllt mit im ewigen Wechſel ſich ablöſenden Verbrechen und Jammer. Es mußte mir ſo erſcheinen in ſeiner äußeren Geſtaltung; und in ſeiner äußeren Geſtaltung erſcheint es mir auch noch jetzt ſo. Wir ſind aber meiſtens eben ſo flach in der Auffaſſung dieſer äußern Erſcheinung, als in Erforſchung ihrer Bedeutung. Die furchtbare Macht der Dämonen, die in jeder

Menſchenbruſt ſchlummern; wie ſchnell ſie erwachen, wie liſtig ſie uns überraſchen, wie hartnäckig ſie ihren Raub feſthalten: das entgeht unſrer Beachtung nur dann nicht, wenn ſie uns ſelbſt in einen Abgrund hinabgeriſſen haben, aus dem wir keinen Ausweg ſehen; und das Elend des Lebens überſchlagen wir nur dann, wenn das Schickſal uns ſelbſt die Daumſchrauben anlegt. Sonſt bewegen Schuld und Schmerz uns nur dann, wenn ſie ſich in abgezählten Sylben ausſprechen, und ſich mit den Flittern der tragiſchen Bühne behängen. Und auch dann wiederhallt die Frage: »Warum mußte ſo Entſetzliches geſchehen?« nicht länger in unſerm Ohr, als bis die Cortine gefallen iſt. Was geſchehen iſt, iſt uns klar geworden, beym Scheine der Theaterlampen; und

Das Warum wird offenbar
Wenn die Todten auferſtehen.

Allein auch hier noch wird es uns klar, wenn wir dieſe Klarheit ſuchen, und uns fragen, warum wir Alle Leibeigene des Irrthums ſind; warum der Irrthum die Schuld, und die Schuld den Schmerz erzeugt. Der Schmerz zerſtört den Irrthum; er iſt das Ferment der beſſeren Erkenntniß, und durch dieſe des ſittlichen Handelns. In den ewigen und veränderlichen Geſetzen aber, nach welchen ſich aus Irrthum und Schmerz nothwendig das Fortſchreiten zu einer beſſeren Erkenntniß entwickelt, offenbart ſich die Bedeutung des Lebens, als Fortſchritt unſrer ſittlichen Ausbildung, und verklärt ſich das Walten einer ſittlichen Weltregierung.

Dieſe Idee wirft allein Licht in das verworrene Dunkel der Erſcheinungen des Lebens, ſie löſt allein ſeine ſchreyenden Mißtöne in Harmonie auf. Es gibt keine Verſöhnung für den Schmerz des Lebens, als durch ſie: weil der Schmerz nur in ihr als Bedingung unſrer Entwicklung erſcheint. Gäbe es einen einzigen Irrthum als Keim der Schuld, eine einzige Schuld als Keim des Schmerzes, einen einzigen Schmerz, der nicht der Keim eines ſittlichen Fortſchrittes wäre: ſo wäre das Leben nichts weiter, als ein tragiſches Poſſenſpiel, und der Begriff: Gott, nicht mehr, als eine poetiſche Faseley.

Wenige Stunden noch, und die Uhr meines Lebens iſt abgelaufen, wie ſie in jeder Secunde für Tauſende abläuft. Ich habe geirrt, und habe den Irrthum mit dem herbeſten Schmerz innerer Entzweyung gebüßt. Als ich mich ihr entrungen hatte, habe ich Alles verloren, woran mein Herz hing. Er, den ich liebte mit der reinſten innigſten Liebe, er iſt vor mir hingegangen im blühenden Alter friſcher Kraft und friſcher Lebenshoffnung, und keine Spur iſt von ihm übrig geblieben. Gulinda verging in unverſchuldetem Elend; und Hartmann, der reinſte und kräftigſte Menſch, den ich gekannt habe, ſtarb im Wahnſinn der Verzweiflung. Ich frage nicht mehr, warum es ſo kommen mußte. Der Schmerz hat eine feſte ſichere Bedeutung in den ewigen Geſetzen des Lebens; und das Leben ſelbſt iſt — ein Augenblick unſers Daſeyns, von dem nach Jahren oder Jahrhunderten keine Spur übrig iſt. Auch von mir wird in Kurzem keine Spur übrig ſeyn; keine Spur meines Wollens und Wirkens, meines Irrens und Leidens. Dennoch habe ich nicht vergeblich gelebt. Daß ich ruhig die ermattenden Schläge meines Herzens zählen kann, bis es zum letzten Mal ſchlägt; daß ich heiter in die Zukunft blicke, der ich entgegen gehe, und daß ich für ſie heranreife durch die Erkenntniß des Wahren und des

Guten: das iſt die Frucht meines Lebens; das iſt es, wofür ich irrte und litt; das iſt das Ziel, welchem die Hand, die uns durch dieſes Dunkel führt, bey jedem Schritte mich zulenkte.

III.

Briefe an Simplicius.

Hundert habt ihr vom Hundert gewonnen!? — Gevatter, ihr ſeyd ein glücklicher Mann!

Altes Schauſpiel.

Erſter Brief.

Wenn mit wohlgeſchornem Kopfe, und in geblümten Atlas gekleidet, ein Bewohner des himmliſchen Reiches in meine Stube getreten wäre, und mir, eingehüllt in carmoiſinrothe Seide, ein Schreiben von dem alleinigen Vorſteher der Erde überbracht hätte: ſo würde er mich zuverläßig in ein weit geringeres Erſtaunen verſetzt haben, als der Poſtbothe, indem er mir das deinige auf das Pult legte, mein ſehr ehrenwerther Simplicius. Denn ſeitdem du im Jahre 1814 außer den Linien Wiens mir und den übrigen Genoſſen unſrer Jugend vom hochbepackten Wagen herab, an der Seite deiner jungen Gattin, unter hellſtrömenden Thränen der Rührung, den letzten Abſchiedsgruß zuwinkteſt, habe ich jede Hoffnung aufgegeben, jemals in meinem Leben auch nur eine Zeile von dir zu Geſicht zu bekommen; nur um ſo mehr, da du mit der gemüthlichſten Gemüthlichkeit es in den letzten Tagen vor deiner Abreiſe hundert Mal verſprochen hatteſt, uns Allen zuverläßig, und ſo oft es dir nur möglich ſeyn würde, von dir Nachricht zu geben.

Was mich nun, da ich, wie geſagt, ſchon bey unſerm Abſchied ahnte, daß dir dieſes unmöglich ſeyn würde, und da dieſe Unmöglichkeit ſich im Verlaufe der Zeit auf das Unzweydeutigſte beſtätigte; was mich nun dabey tröſtete, war nichts Anderes, als der Gedanke, dich vollkommen glücklich zu wiſſen. In der That, wenn ich um mich herblickte, und nicht nur in meinem eignen Hauſe, ſondern wo ich immer das Auge hinwendete, überall nur Plackerey, Verdruß, Mißhelligkeiten und Unzufriedenheit gewahr wurde: ſo ſagte ich mir oft mit innerer Beruhigung: »Einen Glücklichen wenigſtens weiß ich auf dieſem Erdenrund; Einen wenigſtens — unſern wackern Simplicius.« Und geſtehe, daß ich guten Grund hatte, mich auf ſolche Weiſe zu tröſten. Denn offenbar hatte dich der Himmel von jeher unter ſeinen beſondern Schutz genommen. Daß du in deiner erſten Kindheit, deiner eignen Erzählung nach, auf den Kopf gefallen — von einem Fenſter des erſten Stockwerks in den mit Steinen gepflaſterten Hof — will ich gar nicht in Rechnung bringen: denn obwohl ich deinem Kopf den Vorzug einer beſonderen Härte darum gerade nicht abſprechen will: ſo haben Kinder hinſichtlich des Fallens eine glückliche Ähnlichkeit mit jungen Katzen, die ſich ebenfalls nicht leicht beſchädigen, von welcher Höhe ſie auch herabfallen, oder herabgeworfen werden. Daß du deine juridiſchen Studien glücklich hinter dich brachteſt: dabey zeigte ſich der Beyſtand des Himmels ſchon weit erſichtlicher. Denn du hatteſt mit äußeren Dingen, mit Schacher und Commiſſionen für die ganze Welt, mit deinen eignen und deiner Freunde Liebeshändeln, und mit Beſtellung und Anordnung unſrer kleinen Feſte ſo vieles zu ſchaffen, daß dir weder viel Zeit noch Luſt übrig bleiben konnte, in das Innere des Heiligthums der Themis einzudringen. Da ſtandeſt du nun nach vollendeten Studien, und saheſt dich nach einem Amte um, ohne gerade genau zu wiſſen, wohin du eigentlich ſehen, und woher das Amt dir kommen ſollte. War es nun nicht ein wunderbarer Act der Fürſorge des Himmels, daß ſich gerade um dieſe Zeit die kleine, runde und einzige Tochter eines ſteinreichen alten Wucherers in dich verlieben, und von der Anmuth deiner Figur und deines Geiſtes ſo draſtiſch ergriffen werden mußte, daß ihre zahlloſen Thränen und ihre Verzweiflung das ſteinharte Herz des Vaters zuletzt ſo weich und mürbe machten, daß er ſeine Geldſäcke aufband, und dir, zwar tief im Gebirge, aber in einer der reizendſten Gegenden des Viertels ober dem Wiener Walde, ein herrliches Freygut, mit Äckern und Wieſen, Wald und Jagdgerechtigkeit, Fiſchwaſſer und Sägemühle kaufte, wo du, ohne dich im Geringſten weiter mit den Geſchäften der Themis zu bewirren, in behaglicher Ruhe dein Neſt bauen konnteſt. Zog ich nun eine ſo geſicherte Lage, und dabey deine erprobte Rechtlichkeit, deine überſchwengliche Gemüthlichkeit, und deine unverwüſtliche Heiterkeit in Rechnung; erwog ich, wie du alle Anlagen zu einem guten Ehemann beſaßeſt, und wie richtig deine Frau dieſe in dir erkannt hatte; und rief ich mir in's Gedächtniß zurück, wie zärtlich ſie als Braut in dich verliebt war, mit welcher liebenswürdigen Unbefangenheit ſie ihre Neigung zu dir vor uns kund gab; wie ſie jede deiner Äußerungen für einen Orakelſpruch nahm, und wie unbedingt ſie jedes deiner geiſtvollen Witzworte bewunderte: ſo hatte ich gewiß alle mögliche Urſache, dich für einen glücklichen Sterblichen zu halten.

Doch, ach! kein Erdenglück beſteht,
Es ſey Tag oder Nacht,

ſagt Hölty; und ſo mußte denn auch mein Traum von deiner Glückſeligkeit verwehen, wie ein leichter Morgennebel. Ob du den Neid der Götter durch unmäßige Freude über eine bis zum Dach vollgepfropfte Scheune, oder über einen mit beſonderem Glück abgeſchloſſenen Bretterhandel, oder auf eine andere Weiſe erregt haſt, weiß ich nicht; genug, das tragiſche Verhängniß erfaßt auch dich, und Ate, die es nicht leiden kann, daß es irgend einem Sterblichen allzu wohl gehe, beſchließt, auch dir einen Streich zu ſpielen. Und wie boshaft und argliſtig hat ſie ſich nicht dabey benommen! Die Ausſicht auf die Erbſchaft einer reichen Tante ruft deine Frau von deiner Seite weg in eine weite Ferne. Den Schmerz der Trennung im Herzen, reiteſt du ein paar Tage nach ihrer Abreiſe ſpazieren. Vermuthlich tief in poetiſche Wehmuth verſunken, verſäumſt du es, an einer gefährlichen Stelle, deinen Rappen zuſammen zu nehmen. Wie jener malicieuſe Schimmel, der dich vor vier und zwanzig Jahren auf unſerm gemeinſchaftlichen Morgenritt in den Augarten abſattelte, wird über einen einzigen Augenblick der Unachtſamkeit auch dein Rappe an deiner Kunſtgeſchicklichkeit irre; er vergißt, welchen kecken und erfahrnen Reiter er auf ſeinem Rücken trage, und wirft dich ſo unſanft zur Erde, daß du ein Bein brichſt, und auf einer Tragbahre nach Hauſe geſchafft werden mußt.

Ein Beinbruch iſt freylich eine ſchlimme Sache; inzwiſchen man läßt ihn heilen: und wenn es weder das erſte, noch das zweyte Mal iſt, daß man abgeſattelt wurde: ſo beſteigt man in Zukunft wenigſt kein Pferd mehr, das den Fehler hat, an ſeinem Reiter leicht irre zu werden. Der Unfall, welcher dir begegnet war, ließ ſich alſo noch immer verſchmerzen. Aber welche Centnerlaſt von Plage und Verdruß wußte die boshafte Ate nicht an dieſen einzigen Unfall zu knüpfen!

So viel mir noch erinnerlich iſt, mein wackerer Simplicius, machteſt du dir ſchon während unſrer Studienjahre mit den Büchern nicht mehr zu ſchaffen, als du dich mit ihnen abzugeben durchaus nicht vermeiden konnteſt; und nach deinem eignen Zeugniß, iſt ſeit deiner Vermählung, außer dem Wirthſchaftskalender, nicht ein bedrucktes Blatt in dein Haus gekommen. Das finde ich begreiflich. Du beſaßeſt in deinem eignen anſchlägigen Köpfchen einen ſo reichen Vorrath von Ideen, und dieſe wurden im Umgange mit der Perle aller geiſt- und gemüthreichen Frauen fortwährend auf eine ſo lebhafte, ſo mannigfaltige, und, vor allem Andern, auf eine ſo ganz entſprechende Weiſe angeregt: daß du eines Zufluſſes fremder Ideen durchaus nicht bedurfteſt, und in dieſer Hinſicht unmöglich einen Mangel verſpüren konnteſt. Aber jetzt, wo diejenige fern war, deren Geiſt und Zunge den Umſchwung deiner Gedanken fortwährend in Thätigkeit erhalten hatte; jetzt, wo du länger als ſechs Wochen, faſt ohne dich bewegen zu dürfen, im Bette liegen mußteſt: jetzt freylich war es ein Anderes. Du empfindeſt plötzlich das Bedürfniß, zu leſen, da du nicht die ganze Zeit deines Krankenlagers mit Erinnerungen an deine kleine Frau, mit wirthſchaftlichen Plänen und Berechnungen auszufüllen vermagſt: du wendeſt dich an einen deiner Nachbarn, mit der Bitte, dich mit Lectüre zu verſorgen: und dieſer — — Hier zeigt ſich die ganze Heimtücke deines tragiſchen Verhältniſſes! Denn wie viele deutſche Romane, hiſtoriſche Darſtellungen, Trauerſpiele, Luſtſpiele, Balladenſammlungen und andere Gedichte hätte dieſer Freund dir nicht ſchicken können, die dich bey hellem Tage in den ſanfteſten Schlummer gewiegt, und die ganze Zeit deines Krankenlagers dir in einen langweiligen Traum verwandelt haben würden. Statt ſolcher heilſamer Opiate nun ſchickt er dir, vielleicht ohne böswillige Abſicht, zuverläßig aber instigante diabolo, ganze Päcke von Flugſchriften über die neueſte Zeit, und was noch bey weitem ſchlimmer war, ganze Päcke von politiſchen und literariſchen Journalen. Hätte ſich deine Bekanntſchaft mit der deutſchen Literatur bis dahin nicht ausſchließend auf den Wirthſchaftskalender beſchränkt: ſo würde der größte Theil dieſer Schriften dir ebenfalls die Dienſte guter Opiate geleiſtet haben: aber ſo — du kamſt dir, nach deinem eignen Ausdruck, wie ein Mann vor, der ein Vierteljahrhundert einſam in einem abgelegenen Hinterzimmer gelebt hat, und jetzt, als er einmal daraus hervortritt, und aus dem Fenſter blickt, weder ſich ſelbſt, noch ſeine Umgebungen weiter zu erkennen vermag. Alles hat ſich verändert, Alles iſt anders und ihm fremd geworden; Alles iſt von der alten Stelle gerückt, und eine ganz neue, ihm unbekannte Generation iſt um ihn her aufgeſchoſſen. Mit einem Wort, die ganze neuere Zeit kam dir mit einem Male über den Hals, wenn dieſer Ausdruck mir anders erlaubt iſt. Je länger du laſeſt:

deſto dumpfer und verwirrter wurde dir im Gehirne; und dein Mißbehagen wurde zuletzt ſo ſtark, daß du, als du jetzt geneſen warſt, um ihm einen Ableiter zu geben, nichts Beſſeres zu thun wußteſt, als dich hinzuſetzen, und mir deinen Katzenjammer in ellenlangen Charakteren auf grobem Packpapier des Breiteſten vorzumalen.

Glaube nur ja nicht, würdiger Simplicius, daß ich dermaßen zum Knicker geworden, daß die Ausgabe für das ſechs- oder achtfache Porto — du ſiehſt, ich habe ſie bereits vergeſſen — mir dein Schreiben unerfreulicher habe machen können, als wenn es dir beliebt hätte, es in kleinerer Schrift und auf etwas feinerem Papier abzufaſſen: noch überrede dich, ich ſey zu einer ſolchen Fühlloſigkeit herabgeſunken, daß ich bey der Schilderung deiner Bedrängniſſe hätte ungerührt bleiben können. Trotz meiner freundſchaftlichen Theilnahme aber weiß ich dir dennoch in Betreff der Letzteren in kürzeſter Kürze nichts Beſſeres zu rathen, als alle die böſen Grillen, welche du auf- und zuſammengeleſen, bey Acker und Pflug, in Feld und Wald, bey dem Geſurre deiner Sägemühle und bey dem Geplauder deiner Frau, ſo ſchnell, wie möglich, zu vergeſſen; ſo ſchlicht und einfach, wie früher, für dich hinzuleben; und die Welt fortrollen zu laſſen, wie ſie eben fortzurollen Luſt hat.

Zweyter Brief.

Wäre es mir nicht zur Genüge bekannt, mit welchem ſtarken Kopf, derben Knochen und gedrungenen Gliedmaßen — nicht zu vergeſſen des trefflichen Appetites, vermöge deſſen du bey unſern petits soupers regelmäßig für Zwey zu eſſen pflegteſt — die Natur dich ausgeſtattet, mein preiswerther Simplicius; und hätteſt du mich in deinem letzten Schreiben nicht ausdrücklich deines Wohlbefindens verſichert: ſo würde dieſes Schreiben die lebhafteſten Beſorgniſſe in mir erweckt haben: da es immer für ein bedenkliches Zeichen gegolten hat, wenn in gereiften Jahren ſich plötzlich ein unſrer Natur ſonſt wenig zuſagendes, und ihr bisher gänzlich fremd gebliebenes Gelüſten einſtellt. Ein ſolches Gelüſten iſt offenbar dasjenige, welches dich plötzlich befallen hat; das Gelüſten nämlich, über die politiſchen und literariſchen Intereſſen der Zeit zu — philoſophiren. Glücklicher Weiſe läßt ſich die Sache noch auf eine andere Weiſe erklären.

Das Gelüſte nämlich, über die Zeit zu philoſophiren, ut dicere amant, iſt eine Art von Influenza, von welcher alle diejenigen leicht ergriffen werden, die ſich viel mit der Tagesliteratur abgeben: und da du während deiner Krankheit, nachdem du ein Vierteljahrhundert durch ſo glücklich geweſen, ſie dir vom Leibe zu halten, nun ſo plötzlich mit ihr in Berührung gerathen: ſo iſt es nicht im Geringſten zu verwundern, daß auch du von beſagter Influenza befallen wurdeſt. Und nicht in einem gewöhnlichen, ſondern in einem wirklich ſehr bedenklichen Grade. Denn indem ich wittere, was dir begegnet ſeyn könnte, und dir wohlmeinend rathe, zu deinem ehrlichen Haus- und Wirthſchaftskalender zurückzukehren; ergrimmſt du, wie damals, als Waldemar dich prügeln wollte, weil du ein Billet doux, welches du an die Nichte beſtellen ſollteſt, in der Zerſtreuung der Tante gegeben hatteſt; du wirfſt mir vor, aus purem, klarem Hochmuth in keine Erörterungen über dieſe Gegenſtände mit dir eingehen zu wollen, und frägſt mich mit feiner Ironie: »ob ich denn das Sprüchwort gänzlich vergeſſen habe, daß hinter den Bergen auch Leute wohnen?« Das habe ich nun keineswegs vergeſſen. Denn du, mein trefflicher Simplicius, wohnſt nun ſchon drey und zwanzig Jahre hinter den Bergen: und da ſich die Erinnerung an deine edlen Geiſtesgaben, und deinen in der Zeit unſers Zuſammenlebens vielfach bewährten Scharfſinn, mit unauslöſchlichen Zügen in mein Gedächtniß gegraben: ſo war es unmöglich, daß ich hätte vergeſſen können, daß hinter den Bergen auch Leute, das heißt, ganze Leute und kluge Köpfe wohnen. Wenn ich dich daher durch meinen Rath vor jener Influenza zu bewahren wünſchte: ſo ſey feſt überzeugt, daß es aus der beſten Abſicht von der Welt, und keineswegs aus unbilliger Geringſchätzung deines philoſophiſchen Scharfſinns geſchehen iſt.

Ich will es dir nämlich nur geſtehen, mein theurer Simplicius, ich halte jene Influenza, jene Sucht, über die Zeit zu radotiren — vergib mir, daß ich mich einen Augenblick von der hergebrachten Terminologie entferne — und ihr Bild in den allgemeinſten Zügen zu erfaſſen und auszuprägen, für eines der ſchlimmſten Gebrechen, mit welchen ſie behaftet iſt. Zwar iſt es nicht zu läugnen, daß ſich das Einzelne und Beſondere überall am leichteſten nach einer allgemeinen Anſicht oder Formel auffaſſen und beurtheilen läßt. Allein ſoll eine ſolche Anſicht oder Formel eine richtige und zuverläßige ſeyn: ſo wird ſie das Ergebniß einer großen Anzahl ſicherer, mit unzweydeutiger Entſchiedenheit herausgeſtellter Thatſachen, und einer das Leben der Zeit nach ſeinen mannigfaltigſten Beziehungen umfaſſenden Beobachtung ſeyn müſſen. Aber auch die größte Summe ſolcher Beobachtungen wird für ſich allein noch immer nicht hinreichend ſeyn, den Reſultaten derſelben eine genügende Zuverlaßigkeit zu geben. Der Beobachter nämlich wird einer eben ſo umfaſſenden und in's Einzelne gehenden Kenntniß der Vergangenheit, als der Gegenwart bedürfen, um in der erſteren für die letztere haltbare Vergleichungspunkte zu finden. Endlich wird er noch einer klaren, ſcharfen Einſicht in den wirklichen, wie in den möglichen Entwicklungsgang aller rein ethiſchen und ſocialen Zuſtände bedürfen; eine genaue Kenntniß aller Bedingungen, unter welchen ſie ſich entwickeln, aller Phaſen, die ſie durchlaufen, und aller jener Umſtände, welche dazu beytragen, ihre Entwicklung entweder zu fördern, ſie aufzuhalten, oder ſie von ihrem Ziele gänzlich abzuwenden.

Du ſiehſt, achtbarer Simplicius, die Forderungen an Denjenigen, welcher die Phyſiognomie ſeiner Zeit, und vorzüglich die einer ſo vielgeſtaltigen, bewegten Zeit, wie die unſrige, erfaſſen, und in einem getreuen Bilde wieder geben will, ſind von Seite der Einſichten und Kenntniſſe eben nicht geringe; und wenn es hinter den Bergen gleich allerdings auch Leute gibt: ſo iſt es doch nicht immer die Sache dieſer Leute, die wenig aus den Bergen, oder aus ihrem Städtchen, oder aus ihrer Studierſtube herauskommen, ſich dieſe Kenntniſſe zu erwerben, Falls ſie auch ſonſt hinreichend Luſt oder Geſchick genug hätten, ſich darnach umzuſehen. Zwar gibt es auch in dieſer Hinſicht eine glückliche Divinationsgabe, ein glückliches Errathen, oder Anticipiren des Geiſtes, wie es der gefeyerte Dichtergreis unſers Jahrhunderts genannt hat: allein nicht alle Leute beſitzen deinen Falkenblick, preiswürdigſter Simplicius; und nicht allen Leuten wird es ſo leicht, wie es zu unſer Aller Verwunderung dir oftmals geworden iſt, aus einer Kleinigkeit die Hauptſache, und aus einer Klaue den Löwen zu errathen. Wie mißlich es ſey, nach einzelnen Zügen, Daten, Thatſachen oder Äußerungen ein allgemeines Urtheil zu fällen, wird dir gewiß einleuchten, wenn du dich des reiſenden Engländers erinnern willſt, der einſt im Prater an demſelben Tiſch mit uns ſpeiſte, und als du im Geſpräche ganz unſchuldig den peruaniſchen Geſetzgeber Manco Capak mit dem engliſchen Reiſenden Mungo Park verwechſelteſt, durch die Art, wie er die Verwechslung aufnahm, hinreichend zu erkennen gab, daß er dich, auf dieſe Außerung hin, für einen ausgemachten Ignoranten in der Geſchichte halte: da du dir doch durch das Leſen der damals gangbaren Wieneriſchen Landbibliothek, und ähnlicher Schriften, ſchöne hiſtoriſche Kenntniſſe erworben hatteſt. Freylich iſt es durch den unermüdlichen Eifer, mit welchem ausländiſche, wie unſre vaterländiſchen Talente den hiſtoriſchen Roman und die hiſtoriſche Novelle cultiviren, in unſern Tagen unendlich leichter geworden, ſich gründliche Kenntniſſe dieſer Art zu erwerben; und es gibt gegenwärtig kein Tageblatt mehr, das uns nicht in jeder Nummer die prägnanteſten und zuverläßigſten Thatſachen zur Beurtheilung der Zeit vorlegte.

Eine eben ſo nothwendige, und gewiß eine eben ſo ſchwer zu erringende Befähigung zur Beurtheilung der Zeit, als Einſicht und Kenntniß derſelben, iſt die höchſte Unbefangenheit und Unparteylichkeit des Geiſtes. Glaube nur ja nicht, allervortrefflichſter Simplicius, daß dieſe Eigenſchaft allen Menſchen mit dir gemein ſey, und ſich bey allen ſo conſtant und folgerecht herausſtelle, als ich das ſonſt an dir wahrzunehmen Gelegenheit hatte. Conſtant, ſage ich; wenn gleich nicht immer auf eine und dieſelbe Weiſe. Denn täuſchen mich meine Erinnerungen nicht: ſo hatteſt du eigentlich zwey verſchiedene Weiſen, die Unparteylichkeit deines Geiſtes kund zu geben. Die erſte beſtand darin, daß du gewöhnlich beyden Parteyen Recht gabſt; und ganz gewiß iſt dieß ein vortreffliches Mittel unparteyiſch zu ſeyn. Denn ganz Recht hat wohl niemand, deſſen Recht in Anſpruch genommen wird: weil ein ſolches Recht über jeden Widerſpruch hinaus wäre, und dieſer ſelbſt ſich auf den erſten Blick als ein beſtandloſer zu erkennen gäbe. Was kann nun hier zweckmäßiger ſeyn, als das, was der eine Theil nicht ganz beſitzen kann, zwiſchen beyde zu theilen. Auch wird es dir bey der Beleſenheit, die du in der letzten Zeit erlangt haſt, nicht entgangen ſeyn, wie vielfältig dieſes höchſt billige Verfahren von den Schriftſtellern aus unſrer und über unſre Zeit nachgeahmt wird, welche die Theilung des Rechts in den verſchiedenſten Formen und recht ſinnreich zu vermitteln wiſſen: indem ſie theils ſich ſo zweydeutig ausſprechen, daß jede Partey aus ihnen ihre eigne Meinung herausleſen kann;

theils mit Entſchiedenheit mit der einen Hand wieder nehmen, was ſie mit der andern Hand gegeben haben; theils endlich, indem ſie in dem einen Blatt unter ihrem Namen eine Sache vertheidigen, und in einem andern Blatt unter angenommnen Namen dieſelbe Sache auf das ſchmählichſte verunglimpfen. Daß du, mein ehrenfeſter Simplicius, bey deinem Beſtreben, unparteyiſch zu ſeyn, einer ſolchen Achſelträgerey, oder beſſer zu ſagen, Schurkerey, dich, ſo viel ich weiß, niemals ſchuldig gemacht, iſt ein Zeugniß, was ich dir mit Vergnügen ausſtelle.

Eine zweyte Art, wodurch du deine Unparteylichkeit an den Tag zu legen pflegteſt, war, daß du oftmals unbedenklich demjenigen Recht gabſt, mit welchem du zuletzt geſprochen hatteſt. Offenbar hielteſt du dich dabey an das Sprüchwort: daß die Gegenwärtigen immer Recht, die Abweſenden immer Unrecht haben; und Sprüchwörter haben zu allen Zeiten für eine ächte Quelle der Weisheit gegolten. Nur glaube ja nicht, mein Guter! daß dieſe Art, unbefangen und unparteyiſch zu ſeyn, eine dir allein eigenthümliche ſey: denn unter den Leuten, von welchen hier die Rede iſt, findeſt du genug, die demjenigen Recht geben, welcher das letzte Wort behält.

Da es nun ſo ſchwer iſt, ein richtiges Bild der Zeit zu erfaſſen, wie ich dir eben gezeigt zu haben glaube: ſo darf es dich nicht im Geringſten befremden, auf ſo viele Zerrbilder derſelben zu treffen; oder mit andern Worten, ſo viel Albernes, Abgeſchmacktes, Widerſinniges und Verkehrtes darüber in die Welt hineingeſchrieben zu ſehen. Die Sache würde vielleicht unbegreiflich ſcheinen, wenn es nicht einerſeits Leute gäbe, die bey dieſer Art zu malen und zu ſchreiben ihre Rechnung fänden: und andrerſeits es nicht ſehr begreiflich wäre, daß unklare, halbwahre, verzerrte und keck ausgeſprochne Anſichten über die wichtigſten Intereſſen der Zeit in fortwährender Zeugung wieder ſolche Anſichten hervorrufen; und wenn es nicht ſo leicht wäre, durch die Keckheit, mit welcher man ſolche Anſichten zu Markte bringt, ſich die Miene tiefer Einſicht, und durch den Trödel von barocken Bildern und Vergleichungen, womit man ſie aufſtutzt, das Anſehen von Genialität zu geben. Daß dieſer Unfug nicht wenig dazu beygetragen hat, die Verworrenheit, welche man unſrer Zeit vorwirft, zu erzeugen und zu erhalten, liegt klar genug am Tage; und eben ſo klar liegt es, glaube ich, am Tage, daß die letztere dadurch eine ſehr unbehagliche geworden.

Und nun, mein theurer Simplicius — ſoll ich zu meiner Rechtfertigung nun nur noch ein Wort darüber hinzuſetzen, daß ich die Erörterungen über dieſe Gegenſtände abgelehnt? da ich dich jederzeit als einen der behaglichſten Menſchen gekannt habe, und da ich Niemand weiß, dem ich lieber, als dir, den Genuß der vollkommenſten Behaglichkeit gönnen möchte.

Dritter Brief.

Ganz gewiß, ehrenwerther Simplicius, war es mir eine große Conſolation, daß du meine in dem letzten Briefe vorgebrachte Rechtfertigung gelten ließeſt, und mich deines fortwährenden Wohlwollens verſichereſt. Bey dem hohen Werthe, den ich jederzeit auf dieſes Wohlwollen gelegt habe, wirſt du das ſehr natürlich finden. Bey allem dem haſt du es nicht unterlaſſen können, mir einen deiner gewohnten argliſtigen Streiche zu ſpielen. Wenn nämlich ich und deine übrigen Freunde, während der Zeit unſers Zuſammenlebens, uns deiner Meinung über irgend einen Gegenſtand des Geſpräches recht feſt verſichert zu haben glaubten: ſo plumpteſt du, wie Waldemar und Bruno es in ihrem Ärger unhöflich nannten, ſchließlich dann meiſtens mit etwas ſo Verkehrtem und Widerſinnigem, oder wenigſtens mit etwas ſo ganz Widerſprechendem darein, daß unſre Freude uns bald wieder zu Waſſer wurde. Waldemar pflegte dich dann, nach ſeiner derben Weiſe, kurzweg einen Grützkopf zu nennen; ich aber begriff recht gut, daß deine Art und Weiſe das Benehmen eines ſchlauen Kopfes war, dem es Vergnügen macht, die Anderen gelegenheitlich ein wenig irre zu führen.

Gerade auf dieſe Weiſe verfährſt du nun in deinem Schreiben auch jetzt wieder mit mir. Denn, nachdem du Alles beyfallig gebilligt, was ich in meinem letzten Schreiben dir mitgetheilt, ſchließeſt du mit den Worten: »Das Alles möge nun wahr ſeyn: allein man müſſe doch ſeine Zeit kennen lernen, um ſich nach ihr richten zu können.«

Verkehrt und widerſinnig, oder, wie Waldemar, »grützkopfig,« kann und will ich das nun keineswegs nennen: aber daß es mich ein wenig irre macht, und mich in Verlegenheit ſetzt, kann und will ich dir eben ſo wenig verbergen. In dieſer Verlegenheit nun, mein würdiger Simplicius, weiß ich mir nicht beſſer zu helfen, als das Verfahren gegen dich anzuwenden, wovon unſer Theobald immer gegen dich Gebrauch zu machen pflegte, ſo oft dir die Laune ankam, deine ſchlauen Künſte an uns zu verſuchen; nämlich, auf gut exegetiſch zu fragen: »Was ſoll nun das heißen?«

Was, alſo, ſoll nun das heißen: »Sich nach ſeiner Zeit richten?«

Eh' ich mich auf dieſe Frage einlaſſe: erlaube mir vorher einige Augenblicke bey dem Vorderſatze deiner Behauptung zu verweilen: daß Jeder bemüht ſeyn müſſe, ſeine Zeit kennen zu lernen. Dagegen läßt ſich nichts einwenden. Da du aber zugegeben, daß alle jene Flugſchriften und Tageblätter, die ſich ſo viel damit zu ſchaffen machen, uns ein allgemeines Bild der Zeit zu entwerfen, für die Kenntniß derſelben eine ſehr unlautere und unzuverläßige Quelle ſeyen: ſo bleiben für die Erlangung einer richtigeren Erkenntniß nur zwey Chancen übrig. Entweder, der Beobachter muß eine ſo überwiegende Einſicht und Geiſteskraft beſitzen, daß er für ſich ſelbſt, ohne ſich irgend irre machen zu laſſen, den Charakter der Zeit richtig zu erfaſſen vermöge; und dieſe uns zuzuſchreiben, ſind wir Beyde, du und ich, mein werther Simplicius, viel zu beſcheiden: oder der Charakter der Zeit muß ein ſo klar ausgeſprochener ſeyn, daß auch ein gewöhnlicher geſunder Sinn hinreiche, ihn richtig zu erkennen. Damit aber nun das Letztere der Fall ſey, muß dieſer Charakter entweder in allen Erſcheinungen der Zeit harmoniſch als ein entſchiedner ſich herausſtellen: oder er muß, eben ſo entſchieden, in ſeinen Widerſprüchen und Gegenſätzen, eben — als gleich leicht zu erkennende Verworrenheit ſich darſtellen. Wo vollkommne Ordnung und Übereinſtimmung herrſcht, überſieht auch das minder geübte Auge ſie mit einem einzigen Blicke; wo gänzliche Unordnung und Verwirrung herrſcht: läßt ſich auch dieſe leicht erkennen; und wir wiſſen dann wenigſtens, wie wir daran ſind.

Eine harmoniſche läßt unſre Zeit ſich wohl nicht nennen. Denn ein gehaltnes, harmoniſches, ſeiner ſelbſt ſich klar bewußtes Streben ſpricht ſich überall ſo beſtimmt und unzweydeutig aus, daß es eben ſo wenig mißdeutet, und im Abbilde verzerrt, als verkannt werden kann. Und wie können dort, wo Harmonie herrſcht, ſo zahlloſe und ſo ſchroffe Widerſprüche und Gegenſätze zum Vorſchein kommen, und ſich ſo feindſelig und ſo hartnäckig bekämpfen, wie das überall der Fall iſt, wo du den Blick nur immer hinwendeſt. Wie, mein Guter, willſt du nun, daß man ſich »nach der Zeit richten ſolle!« Was heißt nur das: ſich nach der Zeit richten? Die Richtung verfolgen, welche ſie ſelbſt verfolgt? Sie verfolgt nicht bloß die verſchiedenſten, ſondern die entgegengeſetzteſten und widerſprechendſten Richtungen; oder die Richtung verfolgen, die uns die Zeit andeutet? ſie deutet, wo du immer hinblickſt, und welches Lebensverhältniß du immer in's Auge faſſeſt, dir nicht nach einem, ſondern nach zehn verſchiedenen Punkten hin, die alle in zehn entgegengeſetzten Richtungen aus einander laufen.

Hätteſt du es demnach im gegenwärtigen Falle ſtatt mit mir, deinem beſtändigen Freund und Bewunderer, mit deinem ſonſtigen inurbanen Antagoniſten Waldemar zu thun: ſo iſt Zehn gegen Eines zu wetten, daß er ſeine alte Art und Weiſe eben ſo wenig verläugnen würde, als du die deinige verläugnet haſt. Ich hingegen, mein preiswürdiger Simplicius, kenne dieſe weit beſſer, und habe daher es nicht im Geringſten verſäumt, auf das Ernſtlichſte nach dem Gran von Weisheit zu ſuchen, den du aus purer Schalkheit, wie ſonſt oft und vielmals, in einer ſcheinbaren Albernheit verſteckt haben könnteſt; und weil man das immer findet, was man in den Äußerungen eines Andern finden will: ſo, glaube ich, iſt meine Bemühung auch keine vergebliche geweſen.

Ich bilde mir nämlich ein, du habeſt mit der Äußerung: »Man müſſe ſich nach der Zeit richten,«

nichts Anderes ſagen wollen, als: durch die Beſchaffenheit derſelben ſey Jedem die Richtung vorgezeichnet, welche er zu verfolgen habe. Da nun die Zeit ſich überall als eine verworrene, in ſich ſelbſt uneinige und zerfallene ausſpricht, und die Richtungen, welche ſie wirklich verfolgt, ſich unaufhörlich im ſchroffen Widerſpruch mit feindſeliger Leidenſchaftlichkeit Fehde bieten: ſo iſt es, ſcheint mir, ziemlich klar, daß keine derſelben unbedingt die rechte ſeyn könne. Fürchte nur ja nicht, ehrenwerther Simplicius, daß ich dich hierbey unrichtig interpretirt habe, als hätteſt du nämlich nichts Anderes andeuten wollen, als man müſſe auf eine erkleckliche Weiſe mit beyden, oder mit allen Parteyen abzukommen ſuchen; eine Interpretation, zu welcher deine neulich erwähnte Art und Weiſe, unbefangen und unparteyiſch zu ſeyn, einige Veranlaſſung hergeben könnte. Allein andererſeits ſchien mir eine ſolche Interpretation deiner hohen Weisheit ſo unwürdig zu ſeyn, daß es mir wenig Mühe koſtete, ſie von der Hand zu weiſen. Ich ſah mich alſo nach einer anderen um: und glaube nicht, daß ich die richtige verfehlt habe.

Ich bilde mir nämlich ein, deine Meinung ſey keine andere, als durch die Beſchaffenheit der Zeit ſelbſt ſey Jedem die Richtung bezeichnet, oder, um mich noch beſtimmter auszudrücken, die Aufgabe gegeben, ſich durch ein ernſtes, gehaltenes Streben zur vollen Klarheit des ſittlichen Erkennens, und durch dieſe zu einer gediegnen Selbſtſtändigkeit des Geiſtes und des Charakters durchzubilden. Nun wirſt du ganz gewiß ſagen: Das ſey ja die Aufgabe für jeden Menſchen in jeder Zeit geweſen, und werde es für jeden in jeder Zeit bleiben. Einmal wirſt du das ſagen vermöge deiner tiefen Einſicht in das Getriebe der moraliſchen Natur des Menſchen: und dann, weil du von jeher gewohnt warſt, Alles in einen Brey zuſammen zu rühren. Nun iſt es dir aber gewiß nicht entgangen, daß es in allen Verhältniſſen, welche unſre phyſiſchen oder moraliſchen Kräfte in Anſpruch nehmen, gewiſſe Grade der Dringlichkeit, dieſe anzuſpannen, gibt, die überall in Berechnung genommen ſeyn wollen. So z. B. iſt ein gewiſſer Grad von Geſchicklichkeit im Reiten, und von Achtſamkeit Jedem nöthig, der ſich zu Pferde ſetzt, er mag nun reiten, welches Weges er immer wolle; aber offenbar liegt es am Tage, daß er, wenn er gewohnt wäre, nur eben ſo auf dem Pferde zu hängen, auf einem holperichten Gebirgswege noch weit leichter und unſanfter aus dem Sattel gleiten würde, als auf der ebenen Straße von der neuen Brücke bis zum Augarten. Und ſo, mein ehrenwerther Simplicius, ſcheint es mir denn auch unſre holperichte Zeit in einem ganz vorzüglichen Grade zu erfordern, daß Jeder in ihr kräftig ſich zuſammennehme, und zu einem ſo ſicheren und wohlbegründeten Bewußtſeyn deſſen, was er ſoll, zu gelangen ſuche, daß er nicht fürchten dürfe, durch die Widerſprüche, die Geckereyen, und Verkehrtheiten der Zeit aus dem Sattel, das heißt, aus dieſem Bewußtſeyn herausgeworfen zu werden.

Ich glaube nämlich, nur Derjenige könne in einer verworrenen und von den ſchreyendſten Widerſprüchen, von der leidenſchaftlichſten Parteyſucht zerriſſenen Zeit, feſt und unbewegt daſtehen, der in ſeinem eignen Weſen einen ſicheren Schwerpunkt hat; und nur der könne die Erſcheinungen der Zeit richtig beurtheilen, der durch ein ſelbſtbewußtes Streben nach ſittlicher Erkenntniß, eine allgemeine ſichere Norm für die Beurtheilung der Erſcheinungen des Lebens gewonnen habe; und nur der könne von den Verirrungen und verkehrten Tendenzen einer ſolchen Zeit ſich rein erhalten, der darüber weg ſey, dieſe Verirrungen und Verkehrtheiten gelegenheitlich zu ſeinem Vortheile zu nützen, ſich nach ihnen zu bequemen, und ſich ihnen hinzugeben, ſey es auf welche Weiſe, oder in welchem Grade, es immer wolle. Das aber kann er nur dann ſeyn, wenn er der Verkehrtheiten ſeiner Zeit nicht bedarf; wenn er weiß, welche Quellen der Lebensfreude in ſeiner eignen Bruſt ſpringen, und wie er ſie ſich ungetrübt bewahren könne; wenn er das Glück durch Verdienſt zu erringen, oder ſeine Gaben zu entbehren weiß, und wenn er dadurch, um es mit einem Wort zu ſagen, innerlich frey, ſelbſtſtändig und von ſeiner Zeit unabhängig geworden.

Darum, werther Simplicius, ſcheint es mir zu unſrer Zeit, mehr als ſonſt, von Wichtigkeit zu ſeyn, daß Jeder zunächſt für das ſorge, was ich Hausbedarf nennen möchte. Denn es wäre ſonderbar, wenn Derjenige, der in ſeinem Hauſe nicht klug, beſonnen, gemäßigt und tüchtig zu ſeyn verſtünde, ſich auswärts ſo benehmen ſollte; oder, wenn Derjenige, welcher ſein eignes Haus nicht zu verwalten verſtünde, die Angelegenheiten Anderer gut verwalten ſollte.

Unſtreitig war es dieſes, ehrenfeſter Simplicius, was du durch deine Äußerung, »man müſſe ſich nach der Zeit richten,« andeuten wollteſt.

Auch lag dieſes dir, der ein großes Hausweſen beſitzt, nahe genug. Denn wenn alle deine Gehülfen in Verwaltung desſelben, von deiner verehrlichen kleinen, runden Frau bis zu deinem letzten Sägeknechte herab, tüchtige Menſchen ſind: ſo iſt kein Zweifel, daß dein ganzes Haus wohl beſtehen werde. Auf gleiche Weiſe nun wird auch das Gedeihen jeder Zeit ausſchließlich davon abhängen, in welcher Zahl und in welchem Grade die Einzelnen ſich zur inneren Freyheit und Selbſtſtändigkeit durchgebildet haben. Dieſe Anſicht iſt ſo einfach und wohlbegründet, daß ich mir leider nicht das Geringſte darauf zu Gutem thun kann, ſie in der obigen Äußerung als deine wahre Meinung ausgefunden zu haben.

Vierter Brief.

Wollteſt du mir wohl einen Gefallen erweiſen, allervortrefflichſter Simplicius? wollteſt du wohl mir, deinem Achates, deinem Pylades, deinem Euryalus eine Freude machen; mir, der, als dir einſt die Luſt ankam, mit Waldemar zu boxen, und er dich ganz unchriſtlich abwalkte, dich aus ſeinen Händen, oder vielmehr von ſeinen Fäuſten befreyte; mir, der dir ſo oft den ſtützenden Arm lieh, wenn du aus dem Keller im Seitzerhofe, oder vom Wolfen in der Aue, unſichern Trittes deiner Behauſung zuſchritteſt; mir endlich, der redlich das Seinige dazu beytrug, deinem Schwiegervater ſeine Einwilligung zur Heirath abzuängſtigen, als er, ohne Sinn für deine unbändige Liebenswürdigkeit, vermeinte, ſeine Tochter könne ihre Liebe zu dir, ohne alle Gefahr für ihre Geſundheit und ihr Leben, ohne weiters an den Nagel hängen; wollteſt du mir wohl für alle dieſe Verdienſte, und meine unendliche Liebe zu dir, eine recht große Freude machen? wollteſt du mir wohl dazu behülflich ſeyn, meinen literariſchen Credit mit einem Mal recht feſt zu gründen? mit einem Wort, wollteſt du mir wohl erlauben, die herrliche Hymne auf die Fortſchritte, welche die Civiliſation und die Induſtrie zu unſrer Zeit gemacht haben, und auf die glänzenden Erwartungen, welche ſich daraus für die Zukunft ergeben — denn eine wahre Hymne iſt dein Schreiben über dieſen Gegenſtand — wollteſt du mir wohl erlauben, dieſes begeiſterte Schreiben zum Nutz und Frommen aller deiner Zeitgenoſſen in der —n Zeitung abdrucken zu laſſen. Ich bitte dich, thu' es. Denke, wie vielen Leuten du damit ganz aus dem Herzen ſprichſt; und wie viele Andere, welche die Vortrefflichkeit und das Glück unſrer Zeit verkennen, und zu den herrlichen Hoffnungen, welche ſie für die Zukunft hegen dürfen, ſich nicht aufſchwingen können, du ihren Irrthümern dadurch zu entreißen vermöchteſt.

In den letzten beyden Zeilen zerſtörſt du zwar — treu deinem alten Tick — ſcheinbar wieder Alles, indem du ſagſt: »Vielleicht ſey Alles, was du da geſchrieben, nur bloßes Floskelwerk.« Ahneteſt du vielleicht meine Bitte, und wollteſt du ihr dadurch zuvorkommen? Geſetzt es wäre ſo, und dein ganzer Aufſatz beſtünde bloß aus Floskeln. Was thut das der Sache? Er wird darum neben ähnlichen ſich nur um ſo beſſer ausnehmen.

Ich geſtehe es dir, mein Guter, daß es mir auf den erſten Anblick ſelbſt ſo vorgekommen iſt, weil ich den Schwung deines Geiſtes nicht ſogleich zu erfaſſen, und deinen Begriff von Civiliſation mir nicht auf der Stelle anzueignen vermochte. Das Letztere wurde mir um ſo ſchwerer, da ich es ſonſt ſchon verſucht hatte, mir einen Begriff von Civiliſation auf meine eigene Hand zu bilden.

Unſtreitig mußte mir das mißlingen, wie ich jetzt recht gut einſehe, da ich auf eine ſehr pedantiſche Weiſe dabey zu Werke ging.

Ich fragte nämlich zuerſt nach der etymologiſchen Bedeutung des Wortes. Seiner Abſtammung nach bedeute das Wort den Fortſchritt eines Volkes, oder einer Zeitperiode, vom Zuſtande der Rohheit zu bürgerlichen Einrichtungen. Allein dieſer Fortſchritt konnte unmöglich gemeint ſeyn. Die europäiſchen Völker haben dieſen Schritt längſt gethan; und welche Segnungen ihr Beſtreben außereuropäiſche Völker, die ihn noch vor ſich hatten, dabey zu unterſtützen, und ihnen zur Civiliſation zu verhelfen, dieſen in allen Welttheilen gebracht hatte: davon gab die Geſchichte auf jedem ihrer Blätter das bündigſte Zeugniß.

Da es mir auf dieſe Weiſe nicht gelang, über die Bedeutung des fraglichen Wortes in's Klare zu kommen: ſo verſuchte ich es auf eine andere. Ich überſetzte es mir mit Geſittung, Bildung; ruhend auf einer ſittlichen Grundlage. Allein hier ſtieß ich auf eine andere Schwierigkeit. Einer ſo klugen Zeit, wie die unſrige, mußte ich doch zutrauen, ſie wiſſe, was ſie wolle: und ſomit ließ ſich mit Zuverläßigkeit von den Mitteln auf die Zwecke ſchließen. Nun ſpricht ſie aber von Civiliſation immer nur in commerziellen und induſtriellen Beziehungen, und die Mittel, durch welche ſie das Wohl der Menſchheit fördern will, ſind Eiſenbahnen, Dampfwägen, Dampfſchiffe und erweiterter Verkehr; und zur Garantie der Civiliſation macht ſie den Handelsgeiſt. Der Handelsgeiſt frägt aber nichts nach Geſittung; er frägt nur nach Geld. Er ſchafft die Mittel zur Geſittung; aber will er ſie darum als Zweck?

Du ſiehſt, wackrer Simplicius, der zweyte Verſuch, mir in's Klare zu helfen, führte mich nicht näher zum Ziele, als der erſte.

Nicht um ein Haar beſſer ging es mir mit dem Wort: Induſtrie. Ich hatte mich ſchon von langer Zeit her in das Wort verliebt. Ich leitete Induſtrie nämlich von industria, Fleiß, Emſigkeit, her. Fleiß, Emſigkeit, ſind die Quelle einer ganzen Reihe von Tugenden; ſie ſind die zuverläßigſten Bürgen des Glückes und der Wohlhabenheit. Die Fortſchritte der Induſtrie wären alſo Fortſchritte zur bürgerlichen Glückſeligkeit. Man konnte das Wort: Induſtrie, gar nicht hören oder ausſprechen, ohne ſeine Freude daran zu haben.

Mit der vorgefaßten Meinung nun, daß durch die Fortſchritte der Induſtrie überall Emſigkeit und Arbeitſamkeit im Zunehmen begriffen ſeyen, und jeder, der da arbeiten und ſich und die Seinigen redlich nähren wolle, überall Arbeit, und durch dieſe die zureichenden Mittel zu ſeinem Fortkommen finde, ging ich daran, mich über die ſo erfreulichen Fortſchritte der Induſtrie des Näheren zu unterrichten, wo ſich mir immer eine Gelegenheit dazu darbot. Ich kann dir nicht verbergen, wackrer Simplicius, daß mir dieſes die Freude ein wenig verdarb. Ich hörte und las, daß die Induſtrie unſrer Tage mittelſt ſinnreich erfundener Maſchinen durch zwey Hände producire, wozu ſonſt hundert Hände nöthig geweſen waren; ich hörte und las von ſo ſinnreich erfundenen Maſchinen, daß Kinder von ſieben bis acht Jahren hinreichen, ſie zu bedienen, und daß man in einigen Ländern, wo die Induſtrie am höchſten blüht, dieſe armen Geſchöpfe zehn, zwölf und vierzehn Stunden als Maſchinen an die Maſchinen ſtellt, und ſie nicht bloß um die wenigen frohen Tage der Kindheit bringt, ſondern ſie auf dieſe Weiſe körperlich, wie geiſtig, verkrüppeln und verkümmern läßt; ich hörte und las von der in mehreren Ländern durch polizeyliche Ausweiſe beſtätigten Entſittlichung der untern Claſſen in immer zunehmendem Verhältniß, in Folge der immer zunehmenden Nahrungsloſigkeit, und wie in jedem Jahr Schaaren von vielen Tauſenden ihrem heimathlichen Boden den Rücken zuwenden, auf dem ſie ihren Unterhalt nicht mehr zu finden wiſſen, und jenſeits des Oceans ſich allen Wechſelfällen ausſetzen, und ſich jede harte Bedingung gefallen laſſen, um nur ihr nacktes Leben durchzubringen.

Geſteh' es ein, mein Guter: wenn ich hier auch nur die verläßlichſten Poſten gelten ließ, und alle nur einigermaßen unverläßlichen wegſtrich; wenn ich das Streben der Induſtrie etwa auf die

Formel brachte: dem Intereſſenten rückſichtslos — ich meine, ohne Rückſicht auf das Fortkommen und Gedeihen Anderer; Einzelner mein' ich, und des Ganzen — mit dem möglichſt geringſten oder gewagteſten Einſatz, die möglichſt höchſten Percente zu gewinnen; wenn ich mir dabey — ich bitte dich, Lieber, nimm an dieſer Stelle keinen Anſtoß: denn ſie iſt weder gegen dich, noch gegen deinen Bruder, noch gegen deinen Schwager, noch gegen deinen Vetter: ſie iſt weder gegen einen Stand, noch gegen eine Zunft, noch gegen ein Gremium, noch gegen eine Körperſchaft, ſie iſt nur gegen einen böſen Geiſt in abstracto gerichtet — wenn ich mir dabey die fürchterliche Conſequenz des Handelsgeiſtes, die Geld und Gewinn, und nichts als Geld und Gewinn will, dachte, und wenn ich mir dieſen Geiſt als den die Zeit — mehr die Zukunft, als die Gegenwart, dominirenden dachte: ſo begreifſt du leicht, verehrlicher Simplicius, daß ich, mit den ſonderbaren Ideen, die ich nun einmal im Kopfe hatte, daß nämlich das allgemeine Wohlſeyn nur dann beſtehen könne, wenn jeder Einzelne, der da arbeiten wolle, Arbeit zu finden wiſſe; daß Jeder, der ſich auf ſolche Weiſe redlich durchzubringen wiſſe, ein guter und nützlicher;

im entgegengeſetzten Fall aber Jeder, dem dieſe Mittel fehlten, ein ſehr gefährlicher Bürger des Staates ſey; daß es kein ſchlimmeres Übel für dieſen gebe, als jene Nahrungsloſigkeit; daß es gegen dieſes Übel, wenn es ſich einmal feſtgeſetzt, keine andere als unzulängliche Abhülfe gebe; und daß dieſes Übel bey der mit jedem Tage außer allem Verhältniß gegen frühere Zeiten, und geradezu im umgekehrten Verhältniß der Subſiſtenzmittel zunehmenden Bevölkerung immer mehr anwachſen müſſe — du begreifſt, ſage ich, leicht, daß ich mit dieſen ſonderbaren Ideen im Kopfe, meine Freude an den Fortſchritten der Induſtrie mir nicht wenig verſalzen finden mußte.

Zwar ſagen ſie, die geſchickt und ungeſchickt, bezahlt und unbezahlt, die Fortſchritte der Civiliſation und der Induſtrie, als die Glanzſeite unſrer Zeit, und als die Bürgſchaft eines tauſendjährigen Reiches von Glück und Segnungen preiſen, zwar ſagen ſie — und man muß ihnen Glück wünſchen, den Ausdruck gefunden zu haben, mit dem hier ſo viel ſich machen läßt — daß zuletzt ſich Alles ausgleiche; und daß, wo eine Nahrungsquelle ſich verſchließe, zehn andere dafür ſich eröffneten. Ob ſich nun Alles ausgleiche; die neu ſich eröffnenden

Nahrungsquellen nämlich mit den verſiegenden, die neu ſich öffnenden Wege des Verkehrs mit einer endlos ſich ſteigernden Production: das wollen wir von den Ergebniſſen der nächſten dreyßig, vierzig Jahre lernen: da ſie ſelbſt, als ſo große Rechenmeiſter und als ſo unbefangene Berechner, gewiß nicht verlangen, daß wir ihnen, ohne gezogene Bilanz, ſchlechthin auf ihr Wort glauben ſollen. Die Gewandtheit, und noch mehr die Beſonnenheit ihres Geiſtes erregt — das iſt wahr — durch die Art, wie ſie eine ſolche Bilanz ziehen, Bewunderung; wenn ſie z. B. auf die unermeßlichen Märkte hinweiſen, welche der entdeckte Lauf des Nigers und die Beruhigung Amerikas dem Abſatz eröffnen werden. Wann werden dieſe Märkte ſchon offen und eingerichtet ſeyn? Und für wen werden ſie offen ſeyn? Auch für die europäiſchen Binnenländer? Und ſind Maſchinen ſchwerer nach Amerika, als ſonſt wohin zu bringen?

Doch das würde mich, wie billig, an jenen großen Rechenmeiſtern nicht irre machen. Ein anderer Umſtand beirrt mich ein wenig. Eine wahre Kleinigkeit; ſo unbedeutend, daß ich mich faſt ſchäme, ſie dir zu geſtehen. Es iſt keine andere Kleinigkeit, als daß jene Rechenmeiſter über die

Art und die Mittel der ſo zuverſichtlich verheißenen Ausgleichung unter ſich ſelbſt nicht einig, ſondern in Widerſprüchen befangen ſind: während die Übel, welche ausgeglichen werden ſollen, ſich bereits auf eine ziemlich unzweydeutige Weiſe herausſtellen, und von Jenen ſelbſt nicht gelaugnet werden.

Du ſiehſt, würdiger Simplicius, wie ſchwer es mir geworden, zu einem lebendigen Begriff von der Glückſeligkeit unſrer und der der folgenden Zeit durch die Fortſchritte der Induſtrie zu gelangen, und zu einer recht tüchtigen Freude darüber durchzudringen. Wie viel leichter würde mir nicht das Letztere geworden ſeyn, hätteſt du nur früher das Bein gebrochen; hätteſt du nur früher alle jene Flugſchriften und Tageblatter geleſen; und hätteſt du nur früher den darin geleſenen Floskeln und Anſichten das Siegel deiner Autorität aufgedrückt. Vor dieſer Autorität verſtummen, bey mir wenigſtens, alle Zweifel und Bedenklichkeiten, und aus der im Eingange dieſes Schreibens an dich geſtellten, und hier wiederholten Bitte allein ſchon kannſt du hinlänglich ermeſſen, welches Gewicht ich ihr beylege.

Fünfter Brief.

Nicht ſo, nicht gerade ſo ſollteſt du mit mir umgehen, preiswürdiger Simplicius. Nicht ſo ſollteſt du mich behandeln; mich, der dich immer aufs Höchſte geliebt, geehrt und venerirt hat; mich, der dich, als dir einſt die Luſt ankam, mit Waldemar zu boxen, aus ſeinen Händen, oder vielmehr von ſeinen Fäuſten befreyte, als er dich ganz unchriſtlich abwalkte; mich, der dir ſo oft den ſtützenden Arm lieh, wenn du aus dem Keller im Seitzerhofe, oder vom Wolfen in der Aue, unſichern Trittes deiner Behauſung zuſchritteſt; mich endlich, der redlich das Seinige dazu beytrug, deinem Schwiegervater ſeine Einwilligung zur Heirath abzuängſtigen, als er, ohne Sinn für deine Liebenswürdigkeit, vermeinte, ſeine Tochter könne ihre Liebe zu einem armen Schlucker, wie du damals warſt, ohne Gefahr für ihre Geſundheit und ihr Leben ganz leichthin an den Nagel hängen. So alſo ſollteſt du mit einem ſo vielfach erprobten

Freunde nicht umgehen. Wie mit einem ſchüchternen Kinde ſollteſt du mit mir umgehen, das ſchon von einem zweydeutigen Blicke erſchreckt wird. Denn wahrlich, ich bin, vermöge meiner großen Liebe und Verehrung für dich, einem ſolchen Kinde zu vergleichen; und vermag Alles leichter, als deinen Zorn, oder auch nur deinen Unwillen zu ertragen.

»Es komme dir ſo vor, als ob ich dich in meinem letzten Briefe nur zum Beſten habe.«

In meinem letzten Briefe? Warum nur in dieſem: da mir dergleichen in den früheren nicht in den Sinn gekommen? — Dich zum Beſten haben! Wenn, mein trefflicher Simplicius, haſt du es während deines Zuſammenlebens mit mir und unſern übrigen Freunden denn gemerkt, daß wir dich zum Beſten hatten; und wenn du nie etwas dergleichen, oder nie viel davon gemerkt haſt: wie kannſt du jetzt einen ſolchen Verdacht dir beykommen laſſen? Ich hoffe, du ſiehſt ein, wie unbillig du gegen mich geweſen biſt, und wie ganz grundlos du mich auf das empfindlichſte gekränkt haſt.

»Ich ſolle ganz ſchlicht und einfach mit der Sprache herausgehen, wie du es von jeher am liebſten gehabt habeſt.«

Gut, ſo will ich denn mit der Sprache herausgehen, und dir ſchlicht und einfach ſagen: du hätteſt vernünftiger und billiger ſeyn, und mir nicht eine engſinnige Beſchränktheit zuſchreiben ſollen, von der ich mich frey weiß. Iſt dir das ſchlicht und einfach genug, mein preiswürdiger Simplicius? Glaub' es mir immerhin, daß ich unbefangen genug bin, der Fortſchritte, welche die Induſtrie in unſern Tagen gemacht hat, mich aufrichtig zu freuen: in ſofern der unbefangne Beobachter nämlich dazu Grund haben kann. Noch weit lebhafter wird meine Freude, wenn ich mir vorſtelle, wie zuträglich dieſe Fortſchritte deinen eigenen Intereſſen werden können: wenn es dir vielleicht in den Sinn kommt, lieber durch die Induſtrie, als durch die justissima tellus ein reicher Mann zu werden. Es macht mir nicht wenig Vergnügen, wenn ich mir denke, daß dem regen Thätigkeits- und Erwerbungstriebe, den ich an dir kenne, der weiteſte Spielraum geöffnet iſt, und daß du — Dank ſey es dem rühmlichen Thätigkeits- und Erwerbungstriebe deines würdigen Schwiegervaters — mit reichen Geldmitteln verſehen, im Stande biſt, dieſen erweiterten Spielraum auf das Beſte zu benützen. Auch wird dieſes noch bey manchem Anderen der Fall ſeyn, dem das Glück bey ſeiner Geburt, oder ſonſt in einem Anfall von guter Laune, ſich ſo günſtig, wie dir ſelbſt, erzeigt hat. Da du nun bereits große Geldmittel beſitzeſt: ſo wirſt du, und nicht nur du allein, ſondern Mehrere, denen das Glück ſo günſtig geweſen, wie dir; du wirſt, ſage ich, im Stande ſeyn, deinen Unternehmungen und Speculationen eine immer größere Ausdehnung zu geben, und mit dem Glück um einen noch größeren Gewinn zu ſpielen. Schon der Gedanke an ein Hazardſpiel, um den größtmöglichen Gewinn, hat etwas ungemein Beluſtigendes. Zwar wirſt du nicht der einzige Spielende ſeyn, und deren, die Luſt haben, ihr Glück zu verſuchen, werden ſich immer Mehrere herzudrängen; ſie mögen nun den Einſatz von Hauſe aus beſitzen, oder ihn erborgt, oder ihn auf was immer für eine Weiſe ſich verſchafft haben, oder auch auf ihr bloßes Wort und ihr ehrliches Geſicht ſpielen; ſie mögen ehrlich ſpielen, oder ſich auf ihre Geſchicklichkeit verlaſſen, das Glück zu corrigiren. Da bey keinem Spiel alle Spieler gewinnen können: ſo werden natürlich Viele das Ihrige, oder, wenn ſie mit fremdem Gelde ſpielten, das, was nie ihnen gehörte, verlieren. Inzwiſchen, man ſagt, es gebe einen Grad von Einſicht, und von Kenntniß des

Spieles, der die Chancen desſelben mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit zu berechnen vermöge; und einen Grad von Mäßigung und kluger Zurückhaltung, der ſich eines günſtigen Erfolgs verſichert halten könne. Da du nun beyde Eigenſchaften in einem ganz enormen Grade beſitzeſt: ſo iſt nicht zu zweifeln, daß zuletzt der größte Theil des Nationalreichthums in deinen und Jener von deinen Mitſpielern Händen ſich anhäufen werde, die an Glück und Einſichten, oder an einer äquivalenten Schlauheit und Gewandtheit, das Glück zu verbeſſern, es dir gleich thun werden. Welche Ausdehnung wirſt du dann nicht deinem Haushalt, deinem Pallaſt, deinen Gärten, deinen Liebhabereyen, welchen Namen ſie immer haben mögen, geben können; und wie wird dein Haushalt, wie werden deine Palläſte, deine Gärten, deine Liebhabereyen nicht gegen die Vita misera aller derjenigen abſtehen, welchen die Fortſchritte der Induſtrie keinen ſo weiten Spielraum, wie dir ſelbſt, geöffnet haben. Benütze ihn nur recht gut, ehrenwerther Simplicius, und höre nicht auf ihn zu benützen, und Thaler zu Thalern zu legen: ſo lange deine triefenden Augen noch einen Thaler zu erkennen, und deine zitternden Hände noch ein Goldſtück zu halten vermögen.

Ferner, mein Guter! Man ſagt, der Menſch ſey um deſto glücklicher, je mehr er Bedürfniſſe habe, wenn er ſie befriedigen könne. Wie haben ſich nun nicht ſeit zwanzig bis dreyßig Jahren die Bedürfniſſe vermehrt, und die Mittel zu ihrer Befriedigung. Wie viel eleganter und gefälliger iſt nicht Alles geworden, was du nur immer anſiehſt, bis auf das geringſte Hausgeräthe herab. Ich erinnere mich noch recht wohl der Einkäufe, die zu deiner Einrichtung gemacht wurden. Was auch nicht geſchmacklos war, entbehrte doch jener Eleganz der Form, die man jetzt allen Artikeln des Bedürfniſſes und des Luxus zu geben weiß. Und wie theuer war nicht Alles. Jetzt iſt Alles ſpottwohlfeil. Die geſchmackvollſten Stoffe koſten jetzt nicht mehr, oder nicht einmal ſo viel, als früher jene, welche dieſes Vorzugs ermangelten. Es iſt wahr, ſie gehen fünf-, ſechsmal früher zu Grunde. Aber ſelbſt das iſt ein Vortheil. Denn wie leicht wird es nicht auf dieſe Weiſe, immer neu, immer elegant, und immer nach den Geſetzen der letzten Mode gekleidet und meublirt zu ſeyn.

Wie ſehr das Leben an Mannigfaltigkeit, und wie ſehr es dadurch an Reiz und raſchem Umſchwung gewinnen müſſe: das liegt am Tage. Jeder Tag vervielfältigt die Mittel zum Genießen, und ſomit vermehrt jeder Tag die Antriebe, ſich, auf welche Art es immer ſey, in den Beſitz dieſer Mittel zu ſetzen. Da gilt es, ſich zu regen, um ſeines Antheils an den Gütern der Erde habhaft zu werden. Wer da die Hände in den Schooß legt, oder ſie nicht zu brauchen weiß: der mag es ſich ſelbſt zuſchreiben. Raſch muß ſich Jeder regen, und raſch zugreifen, oder er iſt der Betrogene. Raſch muß er ſeine Anſprüche an das Leben geltend machen: denn der Anſpruch, der heute gilt, iſt morgen ein veralteter. Leben iſt Regſamkeit: und indem der immer ſich ſteigernde Reiz zum Genuß die Regſamkeit vermehrt, befördert er auf dieſe Weiſe ganz unbezweifelbar das wahre Leben.

Sechster Brief.

Wäre meine Verehrung für deine ſublimen Talente, mein vortrefflichſter **Simplicius**, auch nur um den tauſendſten Theil eines Grans geringer, als ſie es wirklich iſt, und wäreſt du nicht ein ſo harmloſer Menſchenſohn, wie nur dieſſeits und jenſeits der Donau, ob und unter der Enns, nur irgend Einer anzutreffen iſt: ſo würde ich in der That in Verſuchung kommen, dich mit **Waldemar** einen Querkopf zu nennen. Denn Querköpfigkeit iſt es doch wohl, einem Andern eine Querköpfigkeit um nichts und wieder nichts aufzubürden. Wie in aller Welt kommſt du nur dazu, mir vorzuwerfen, daß ich die Fortſchritte der Induſtrie für ein Übel halte; daß ich es für die Aufgabe der Zeit halte, dieſen Fortſchritten Schranken zu ſetzen; die Zeit ſelbſt aber für eine ſittenloſe, oder wenigſtens zur Entſittlichung ſich hinneigende. Wie kommſt du, frage ich, nur dazu, mir alle dieſe Vorwürfe aufzubürden, und mich dabey mit weiſen

Mienen zu erinnern, wie ich ja ſelbſt mich gegen jedes gewagte Abſprechen über den Charakter der Zeit erklärt habe. Ich weiß eben keinen andern Grund davon, als deine alte Weiſe, dir etwas in den Kopf zu ſetzen, und dich dann um keinen Preis wieder davon abbringen zu laſſen.

Ich ſehe, mein Guter, man kann nicht ſchlicht und einfach genug mit dir ſprechen. Darum will ich mich denn eines noch höheren Grades von Deutlichkeit befleißen, um nicht ferner von dir mißverſtanden zu werden: wenn du mich nicht vielleicht abſichtlich ſollteſt mißverſtehen wollen.

So wiſſe denn, ehrenwerther Simplicius, es ſcheint mir in der That eine große Thorheit, irgend eine Tendenz einer Zeit, wofern ſie nicht an ſich ſelbſt eine unſittliche iſt, an ſich ſelbſt für ein Übel zu halten. Jede ſolche Tendenz iſt das Product einer Reihe von Urſachen, deren Einfluß eben ſo außer der Berechnung jener Zeit lag, wo ſie zu wirken anfingen: als es außer dem Bereiche der Zeit liegt, in welcher jene Tendenz jetzt mit Entſchiedenheit hervortritt, ſie ungeſchehen zu machen. Hat nun eine ſolche Tendenz, als Lebenselement einer neuen Zeit, bis zu einem gewiſſen Grad von Entſchiedenheit ſich herausgebildet: ſo halte ich es für eine ſo große Thorheit, auch nur zu wünſchen, daß dieſes neue Element in ſeiner Entwicklung möchte aufgehalten werden können. Denn etwas Unmögliches zu wünſchen, iſt immer eine Thorheit. Welches Lebenselement immer bis zu einem ſolchen Grade ſich entwickelt, daß es mit Entſchiedenheit ſich allgemein geltend macht: das iſt in ſeiner ferneren Entwicklung nicht weiter aufzuhalten. Welche Regierung, zum Beyſpiel, es immer verſuchen wollte, von den Fortſchritten der Induſtrie keine Notiz zu nehmen, würde dieſes nicht ohne den gewiſſeſten Nachtheil thun können. Auch hier kann der Öſterreicher der ſeinigen, wie überall, mit Zuverſicht vertrauen: da die feſte Beſonnenheit, welche ſie nirgends verläugnet, auch hier zwiſchen dem zu wenig und zu viel die ſichere Mitte zu halten weiß.

Denn ein Zuviel gibt es hier zu vermeiden, wie in allen Dingen: und jede Tendenz, die ſich als eine alle andern überbietende und zurückdrängende herausſtellt, muß dadurch nothwendig zu einer nachtheiligen werden; wie jedes Übermaß nothwendig verderblich wird. Welche Nachtheile nun die commerzielle und induſtrielle Tendenz, wenn ſie fortſchreitend zur herrſchenden, Alles überbietenden und Alles beherrſchenden ſich ausgebildet haben wird, dann drohe: darüber habe ich dir in meinem früheren Schreiben einige Andeutungen gegeben. Wenn dieſe Nachtheile gegenwärtig noch nicht ſchroff hervortreten: ſo dürfte es doch in der Folge geſchehen. Nur das erlaube mir zu wiederholen, daß es kein fürchterlicheres Übel gebe, das einen Staat treffen könne, als die zunehmende Nahrungsloſigkeit ſeiner Bürger. Der gemeine Mann, fern von Überbildung und Verbildung, iſt, wenn er ſich redlich nähren kann, der beſte Bürger; wenn nicht, der gefährlichſte. Wir wollen es erwarten, ob, wie die unermüdlichen Lobredner der induſtriellen Fortſchritte unſrer Zeit ſagen, bey dem Verſiegen der einen Erwerbsquellen, im gleichen Verhältniß andere zureichende ſich eröffnen, und ob, wie ſie ſo zuverſichtlich verſicheen, Alles ſich ausgleichen werde; wir wollen es erwarten, welche Früchte das Hazardſpiel des induſtriellen Unternehmungsgeiſtes in der Folge bringen werde; und es abwarten, welche Hülfsquellen jene Staaten, die in dem Wettſtreit der commerziellen und induſtriellen Intereſſen zuletzt beſiegt werden, wenn ſie ihre beſten Kräfte nach dieſer Seite hin verwendet haben, bey einem beſonderen Unglück, z. B. im Falle eines unglücklich geführten Krieges, dann in ſich finden werden. Ganz gewiß, es wird dem Staat in einem ſolchen Falle an einigen reichen Bürgern nicht fehlen. Dieſe werden das Geld haben; und — ſie werden es hergeben. Auf welche Bedingungen, und gegen welche Conceſſionen? Verlaß dich darauf, gegen die allerbilligſten; und das aus reiner Vaterlandsliebe.

Doch, wie geſagt, darüber mag die Erfahrung entſcheiden. Der eifrigſte Vertheidiger der Induſtrie kann gegen die Berufung auf eine künftige Entſcheidung durch ſie nichts einzuwenden haben: da in der That ihr allein die Entſcheidung zuſtehen kann.

Aber einer andern Folge will ich erwähnen, welche die vorherrſchende Richtung auf die Induſtrie gehabt hat. Wenn dieſe Richtung einmal eine entſchiedene iſt; wenn die Bedürfniſſe, wenn die Mittel zum Genuß ſich mit jedem Tage vermehren; wenn das allgemeine Streben auf Erwerb und Gewinn geſtellt iſt; wenn Jeder, und zuletzt um jeden Preis, ſo viel erwerben und gewinnen will, als nur immer möglich, um ſo viel, als nur immer möglich, genießen zu können: dann erzeugt ſich jener ſinnliche Materialismus, dem Erwerben und Genießen für das Höchſte gilt, und das ſinnliche Leben erhält das Übergewicht über das Geiſtige; dann wird über dem Sinnlichen, das Überſinnliche, über dem Körperlichen das Geiſtige, über dem Vergänglichen das Unvergängliche und Ewige vergeſſen, und als höchſte Tugend gilt dann jene Klugheit der Selbſtſucht, die, wenn ſie ſich nur der Rohheit und Gewaltthätigkeit enthält, und ihre Berechnungen ſo anlegt, daß ſie die der Anderen, von welchen ſie etwas zu beſorgen haben könnte, nicht ſtört, um die Vorſchriften der Moral ſich nicht weiter bekümmern zu dürfen glaubt.

Dieſe ſchlimme Folge der zunächſt auf Erwerb und Gewinn geſtellten Tendenz der Zeit gibt ſich bereits ſo offenbar und unzweydeutig zu erkennen, und muß, je mehr jene Tendenz ſelbſt ſich künftig entwickelt, zur herrſchenden, und endlich zur Alles beherrſchenden wird, ſo nothwendig ſich im gleichen Verhältniß immer nachtheiliger und verderblicher entwickeln: daß ich wohl nicht beſorgen darf, ehrenwerther Simplicius, du werdeſt bey deiner großen Weisheit, Billigkeit und Unbefangenheit, meinerſeits mich hier einer Unbilligkeit oder Befangenheit beſchuldigen, gegen die ich mich ſchon früher mit aller Beſtimmtheit, deren es bey dir bedarf, genügend ausgeſprochen zu haben glaube.

Siebenter Brief.

Eine etwas ſonderbare Paſte von Philoſophen biſt du denn doch, mein preiswürdiger *Simplicius*: und ein wenig ſchwer iſt es immer, mit dir zu thun zu haben. Wenn du einmal eine Idee aufgreifſt: ſo kneteſt du ſie gewohnlich auf eine ſolche Weiſe, daß ſie unter deinen bildenden Händen eine ganz veränderte Geſtalt annimmt, und bald ſich ſelbſt nicht mehr gleichſieht. Wer, um's Himmelswillen, hat nur von einer ſittlich entarteten Zeit geredet! Wüßte ich nicht, was du, ſeitdem du dich vom Wirthſchaftskalender losgeſagt, an Zeit- und Flugſchriften Alles zuſammengeleſen: ich würde mich wundern, wo du nur den Schwall von Floskeln über dieſen Gegenſtand herhaben könnteſt, womit du mich in deinem letzten Schreiben überſchüttet haſt.

Ich halte es überhaupt für eine der ſchwerſten und mißlichſten Aufgaben, ein treues Bild der Sitten eines Zeitalters zu faſſen. Dem, der alle, oder doch die meiſten gebildeten Länder Europa's durchreiſt, in jedem ſich hinreichend lange aufgehalten, und die Sitten überall zum beſonderen Vorwurf ſeiner Beobachtung gemacht hätte: dem möchte es vielleicht gelingen, ein ſolches Gemälde zu entwerfen. Sonſt iſt auch die größte Anzahl von Thatſachen, die wir zu dieſem Zwecke beobachten, oder die wir durch Lectüre ſammeln, unzureichend; wenigſtens nicht hinreichend, um uns ein vollſtändiges Bild zu verſchaffen. Unendlich ſchwerer aber iſt es noch, den Grad der Sittlichkeit eines Zeitalters zu beſtimmen. Wenige Perſonen und Zuſtände ausgenommen, werden ſich uns, wie aufmerkſam und unbefangen wir auch beobachten mögen, doch nur die äußeren Thatſachen, nicht die inneren Beweggründe; mehr nur die Handlungen, als die Geſinnungen, darlegen. Und noch weit mehr wird dieſes bey allen Thatſachen der Fall ſeyn, die wir nicht ſelbſt beobachten, ſondern die wir durch Andere überkommen, die ſie uns, wenn auch nicht abſichtlich entſtellt, doch wenigſtens aus ihrem Geſichtspunkte darſtellen. Wenn es ſchwer iſt, eine einzige Handlung, die wir ſorgfältig beobachtet und geprüft haben, mit Sicherheit zu beurtheilen: wie können wir ein ſicheres Urtheil über eine Thatſache fällen, die uns nur in den allgemeinſten Umriſſen überliefert wird, und deren Gewährsmann uns meiſtens völlig unbekannt iſt. Auch betreffen die meiſten dieſer Thatſachen das öffentliche Leben; die Sittlichkeit jedes Zeitalters hängt aber vorzüglich vom Privatleben ab, das ſich dem Blick überall mehr entzieht, als blosſtellt. Uberdieß verandern die Tugenden, wie die Fehler, ſelbſt in den verſchiedenen Zeitaltern, zum Theil ihre Form, und konnen nur bey der genaueſten Kenntniß der Eigenthümlichkeit des letzteren richtig aufgefaßt und beurtheilt werden.

Uberhaupt ſcheinen mir diejenigen der Zeit einen ſchlechten Dienſt zu erweiſen, die nur immerfort auf ihre Fehler und Gebrechen zu ſchmähen wiſſen. Eine Zeit, der man beſtimmte Fehler fortwährend vorrückt, wird ſich zuletzt gewöhnen, dieſe Fehler als etwas nicht ſo gar Bedeutendes anzuſehen; und der Einzelne wird ſie an ſich ſelbſt ganz unbedeutend finden, wenn er immer aufs neue hört, daß er ſie mit ſeiner ganzen Zeit gemein habe. Das greift in die ſittliche Bildung der Zeit weit tiefer ein, als man es gewöhnlich in die Berechnung zieht. Unbilliges oder fortwährendes Herabſetzen wirkt auf ganze Generationen ſo nachtheilig ein, als auf die Erziehung des Einzelnen: und das ſittliche Selbſtgefühl zu klarem Bewußtſeyn zu bringen, und es dadurch zu kräftigen und zu erheben, iſt dort gewiß von nicht geringerem Nutzen, und von geringerer Wichtigkeit, als hier. Was als Fehler und Gebrechen der Zeit ſich unzweydeutig zu erkennen gibt, mag und ſoll als ſolches gerügt werden; doch nicht im Tone bitterer und boshafter Schmähung; mit ruhiger Darlegung, warum es ſo geworden, und auf welche Weiſe es beſſer werden könne. Nur was ſich als unzweydeutige Verkehrtheit herausſtellt, und dabey mit kecker Anmaßung ſich geltend zu machen ſucht: nur das mag mit dem ſtrengſten Ernſt gerügt, und mit jeder wirkſamen Waffe bekämpft werden. Auf ſeine Zeit zu ſchmähen iſt aber immer leichter geweſen, als ſie richtig zu belehren.

Du haſt alſo nicht zum Beſten gethan, hochweiſer Simplicius, den Schriften und Tageblättern, gegen die du den Haus- und Wirthſchaftskalender vertauſchteſt, einen zu unbedingten Glauben zu ſchenken, und dich von ihren Verfaſſern zu einem Stück Katzenjammers verleiten zu laſſen. In der That, ich könnte in Verſuchung kommen, dich in deinen Anſichten geradezu haltungslos zu nennen:

wüßte ich nicht, welch' ein conſequenter Denker du biſt, und wie ich es einzig deinem rühmlichen Streben nach Unparteylichkeit und Unbefangenheit zuzuſchreiben habe, was bey jedem Anderen Haltungsloſigkeit ſcheinen müßte.

So arg, wie es deine Gewährsmänner mitunter darſtellen, mein werther Simplicius, ſteht es um die Sitten unſrer Zeit für keinen Fall. Am wenigſten, dem Himmel ſey Dank, in Deutſchland; und bis jetzt wenigſtens noch nicht. Das wackere deutſche Volk hat vom Himmel einen ſolchen Fond geſunden Sinnes, einen ſo inſtinctmäßigen Zug zur Rechtlichkeit, und, was hier ſehr in Anſchlag kommt, einen ſo entſchiednen Zug zur Gemüthlichkeit zu ſeinem Antheil erhalten, daß er wahrſcheinlich noch lange hinreichen wird, es vor einer Entartung zu bewahren, die man mit Recht als Sittenverderbniß bezeichnen könnte. Daß dieſes inzwiſchen in der Folge ſich nicht überall einſtellen, und daß es nicht auch Deutſchland ergreifen werde, iſt etwas, wofür ich freylich nicht einſtehen möchte.

Bey der Raſchheit, mit welcher dein kühner Geiſt Ideen zu faſſen und zu verbinden gewohnt iſt, müßte ich mich ſehr irren, wenn du nicht auf der Stelle bereit wäreſt, dieſe trübe Ausſicht ohne viele Umſtände der Induſtrie und dem Handelsgeiſt unſrer Zeit in die Schuhe zu gießen: wäre es auch nur darum, daß du beyde neulich in ſo bewunderungswürdigen lyriſchen Ergießungen geprieſen haſt. Dergleichen Sprünge ſind deinem ſchnellkräftigen Geiſt etwas ſo Leichtes und Gewöhnliches, und du biſt, wenn du einen recht guten Sprung gemacht zu haben glaubſt, von dieſer Meinung dann ſo ſchwer abzubringen: daß es mir nicht übel gethan zu ſeyn ſcheint, mich hier ein wenig mit dir vorzuſehen.

Ich will nicht in Abrede ſeyn, ehrenwerther Simplicius, daß nicht die Fortſchritte der Induſtrie, wenn ſie künftig über das rechte Ziel hinausſchreiten, das heißt: wenn die Verminderung der Nahrungsquellen im Verhältniß zu der Vermehrung der Bevölkerung ſich in einem ſchreyenden Mißverhältniß herausſtellen ſollte — ein Fall, der, wenn ſich Alles ausgleicht, wie ſie ſagen, freylich nicht zu beſorgen iſt: daß, ſage ich, in dieſem Fall die Fortſchritte der Induſtrie nicht die Fortſchritte des Sittenverderbniſſes veranlaſſen könnten; weil wer ſich nicht rechtlich fortbringen kann, zuletzt zu unrechtlichen Mitteln ſeine Zuflucht nimmt. Ich will ſogar zugeben, daß in einem ſolchen Fall die raſche, wenn auch nicht ſogleich auffallende Verſchlimmerung der Sitten, ſich gar nicht berechnen, und noch weniger ſich aufhalten laſſe. Allein ſo weit iſt es gegenwärtig noch nicht; und daß es künftig nicht ſo weit komme: dafür bürgt uns das Verſprechen, daß jenes zu beſorgende Mißverhältniß ſich auf das Vollkommenſte ausgleichen werde.

Aber eine andere Seite des Gegenſtandes laß mich beleuchten, mein verehrlicher **Simplicius**; wenn es dir anders genehm iſt.

Ich denke du biſt mit mir darüber einverſtanden, worüber ſonſt die ganze Welt einverſtanden iſt, daß die Sittlichkeit weder des Einzelnen, noch eines ganzen Zeitalters von einzelnen Handlungen abhange. Auch darüber, denk' ich, biſt du einverſtanden, daß ſie keine andere Begründung habe, noch haben könne, weder bey dem Einzelnen, noch bey einem ganzen Zeitalter, als die Idee von einer ſittlichen Beſtimmung des Menſchen, und einer ſittlichen Weltregierung. Zuverläßig biſt du auch darüber einverſtanden, daß dieſe auf das Handeln des Einzelnen, wie eines ganzen Zeitalters, nur dann einen entſchiedenen Einfluß haben kann, wenn ſie im Bewußtſeyn Beyder in voller Klarheit vorhanden iſt, und Beyden für das Höchſte gilt.

Wenn du nun über dieſes Alles mit mir einverſtanden biſt, ehrenwerther Simplicius: ſo biſt du wohl auch darüber mit mir einverſtanden, daß jene Idee einer Zeit, deren Tendenz ſich mit jedem Tage mehr und ausſchließender auf das Erwerben und das Genießen ſtellt, nicht weiter als das Höchſte gelten könne: ſondern daß ſie durch jene Tendenz immer mehr getrübt und verdunkelt werde; und daß ſie nothwendig immer mehr an Einfluß auf das Leben verliere, je mehr jene ſich entwickelt, und je unbedingter ſie als herrſchende ſich ausſpricht. Mit einem Wort, der ſittliche Ernſt des Lebens iſt es, der über den ſittlichen Werth und Unwerth jeder Zeit entſcheidet. Wenn dieſer lebendig im Bewußtſeyn der Zeit vorhanden und allgemein verbreitet iſt: dann iſt ſie ſittlich begründet; wenn nicht: ſo wird es bald genug offenbar werden, daß er ihr fehle.

Noch iſt der ſittliche Ernſt nicht aus dem Leben verſchwunden, und ſelbſt nicht ſo ſehr erſchlafft, wie Viele glauben, und Viele uns zu überreden ſuchen. Daß ihn aber jener ſinnliche Materialismus, der alle ſeine Berechnungen auf das äußere Leben ſtellt; daß Erwerbſucht und Genußgier ihn nicht immer ſchlaffer mache, und die Eigenſucht Beyder ihn nicht immer mehr verdränge: das iſt die Aufgabe, welche die Zeit zu löſen hat; und deren Löſung ſie weder ablehnen noch verſäumen kann, ohne was ihr von ſittlichem Werth, und mit dieſem von Anſprüchen an Glück geblieben iſt, darüber auf das Spiel zu ſetzen.

Achter Brief.

Gewiß, mein Freund, iſt es zunächſt die Belebung des religiöſen Sinnes, welche jenem ſinnlichen Materialismus, der das gefährlichſte und ſchädlichſte Übel der Zeit iſt, am kräftigſten als Gegengewicht entgegenwirken kann. Das Ewige iſt ja der natürliche Gegenſatz des Irdiſchen; das Überſinnliche des Sinnlichen. Und nicht für dieſes, ſondern für jenes iſt der Menſch geboren. Wäre er nur für dieſe Erde geboren: ſo müßte Derjenige, dem ſie das volle Maß ihrer Gaben gewährt, eine vollkommene Befriedigung genießen; und es gäbe für den Glücklichen keinen anderen Schmerz, als den, nicht ewig hier fortleben zu können: für den Unglücklichen keinen anderen Schmerz, als die Entbehrung ſinnlicher Genüſſe.

An ein religiöſes Glauben iſt der Menſch gewieſen. Der umſichtigſte Pſycholog wird es jederzeit am wenigſten läugnen, daß es Seelenzuſtände gebe, in welchen auch der kräftigſte Geiſt mit dem, was ihm die Philoſophie zu bieten hat, nicht ausreicht.

Viel iſt in unſrer Zeit für die Wiederbelebung des religiöſen Sinnes geſchehen. Ich kann hier nichts Beſſeres thun, als dir die Worte eines der gediegenſten und beſonnenſten Philoſophen Deutſchlands mittheilen.

»Es läßt ſich ohne Ungerechtigkeit nicht läugnen,« ſagt er, »daß ſich die Religion in der letzten Zeit wieder eine größere Gewalt auf die Gemüther erworben hat; daß man ihr eigenthümliches Weſen beſſer erkannt, ihre heilſame Wirkſamkeit lebhaft zurückgerufen, und in vielen Verhältniſſen geſegnet hat. In der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts war das Heilige mit ſolcher Wuth und Beharrlichkeit angegriffen, verſpottet und verfolgt worden; man hatte dermaßen mit Waffen aller Art auf die Zerſtörung der Religion hingearbeitet, und die Schriften gegen dieſelbe hatten ſich ſo vervielfältigt, daß die Menſchen, endlich von dieſer unverſchämten Sprache und den ſtets wiederkehrenden heilloſen Lehren des Unglaubens und der Impietät überſättigt, und bis zum Ekel ermüdet, ſich wieder nach dem alten Glauben und der lange vermißten Frömmigkeit ſehnten. Der Irrthum und der

Frevel hatten ſich erſchöpft. Es traten wieder beſſere Zeiten ein. Man fühlte, daß der Menſch erniedrigt, die Würde ſeiner Natur vernichtet wurde, und daß eine nicht auszufüllende Lücke in dem menſchlichen Leben, eine nicht zu beſchwichtigende Unruhe oder eine unerträgliche Leere die natürlichen Folgen der Entfremdung von dem unendlichen Weſen wären. Die Verbrechen und die Leiden der Zeit, die Anarchie, die in Frankreich unter dem Namen der Freyheit entſtand, der Despotismus, in welchen ſich die Ungebundenheit auflöſte, führten ſo drangvolle Jahre für die Staaten und die Einzelnen herbey, daß die Völker in ihren eigenen Buſen griffen, in ſich ſelbſt zurückkehrten, und lebendig fühlten, daß nur das Höhere das Niedrige, das Ewige das Zeitliche, das Überſinnliche das Sinnliche zurückhalten, bekämpfen und beherrſchen könne und müſſe. Der Ernſt, den der zunehmende Druck der Zeiten hervorrief, die edlen Anſtrengungen, welche die Regierungen und alle Claſſen der Geſellſchaft machten, die Opfer aller Art, denen ſie ſich freywillig unterzogen, die Begeiſterung, die Alle ergriff für rechtmäßige Gewalt, Vaterland und Nationalität, trugen das Ihrige dazu bey, den religiöſen Sinn wieder zu erwecken, zu beleben, zu ſteigern; denn alles Hohe im Menſchen hat geheime Wahlverwandtſchaften mit Gott; und je würdiger der Menſch wird, je mehr trachtet er nach der unſterblichen Krone aller Würde *).«

Mit kräftigen Zügen iſt hier bezeichnet, was im verfloſſenen Jahrhundert den Verfall des religioſen Sinnes herbeyführte. Es war die Flachheit der Impietät. Als Flachheit des Geiſtes aber darf die Impietät um ſo ſicherer bezeichnet werden, als jedes Streben nach tieferer Erkenntniß immer und überall zur religioſen Erhebung führt. Neben jener Flachheit aber, die frech an dem Heiligen frevelt, gibt es noch eine andere Flachheit; die nämlich, der die religiöſe Erhebung fremd iſt, weil ſie ihren ganzen Sinn den materiellen Intereſſen des Lebens zugewendet hat. Ihr iſt die Religion entweder gleichgültig, oder bloſſes Formelwerk: weil ſie das Bedürfniß, ſich über das materielle Leben zu einem höheren aufzuſchwingen, entweder gar nicht, oder nur ſchwach fühlt. Welche von dieſen beyden Arten von Flachheit die ſchlimmere ſey, mag hier unerörtert bleiben; daß aber die

---

*) Friedrich Ancillon: Zur Vermittlung der Extreme in den Meinungen. Berlin 1828.

Eine zu unſrer Zeit, troß Allem, was für die Wiedererweckung und Belebung des religiöſen Sinnes geſchehen, nicht weniger Raum gegriffen, als die Andere in einer früheren Periode, dürfte nicht leicht in Zweifel gezogen werden können.

Neunter Brief.

Eine größere Freude, als dein letztes Schreiben mir gemacht hat, hätte mir durchaus nicht zu Theile werden können, mein allervortrefflichſter Simplicius. Denn dieſes einzige Schreiben iſt mehr, als hinreichend, auf das unwiderſprechlichſte zu beweiſen, daß ich, ich dich von jeher weit beſſer gekannt habe, als alle unſre übrigen Freunde, als Bruno, Otto, Willibald, und der etwas inurbane Waldemar, der immer die wenigſten Umſtände mit dir zu machen pflegte. Wie oft hat dieſer, wie oft haben nicht die Übrigen, dich eine »proſaiſche Seele« genannt: während ich allein erkannte, welch ein großer Dichter in dir ſtecke. Und war der Dichter zu verkennen in dir? zu verkennen in dem hohen Schwunge, den deine Phantaſie nahm, wenn du ein Glas mehr getrunken hatteſt; zu verkennen in allen Erzählungen und Nachrichten, die du uns mittheilteſt, und die alle das Gepräge der Erdichtung handgreiflich an ſich trugen? zu verkennen, in den poetiſchen Ergießungen, welche du wie Waſſer ausſtrömteſt, als du in dein kleines, rundes Mädchen verliebt warſt? und war er zu verkennen in deinen großartigen Schöpfungs- und Reformationsplänen, von welchen du uns die überraſchendſten Proben gabſt, und die ſämmtlich in das Gebiet der poetiſchen Träume gehörten.

So großartig haſt du dich denn auch in deinem letzten Schreiben gezeigt, mein ſublimer Simplicius. Vom Katzenjammer über die Zeit, zur Apotheoſe der Zeit, und von der Apotheoſe wieder zum Katzenjammer überſpringend — woraus Waldemar zuverläßig den Schluß ziehen würde, es fehle dir an einer klaren, feſten Anſicht von deiner Zeit; worin ich ſelbſt aber nur einen Beweis deiner oft gerühmten Unparteylichkeit ſehe — ſchreibſt du in deinem großartigen lakoniſchen Style: »An uns Alten iſt nicht viel zu beſſern; eine ganz neue Generation müßte man heranziehen!«

Wie Schade, mein hochſinniger Simplicius, wie Jammerſchade! daß es nicht von dir abhängt, eine neue Sündfluth über die beſtehende Generation herzuſchwemmen, und dann unter die wenigen Knaben und Mägdlein, welche dir übrig zu laſſen beliebte, wie Mungo Park unter die

Peruaner zu treten, und zu ſagen: »Das ſollt ihr thun, und das ſollt ihr laſſen; und ſo ſollt ihr euch gehaben, damit Alles gut gehe!«

Inzwiſchen will ich nicht läugnen, daß deiner Äußerung eine ſehr geſunde Anſicht zum Grunde liege. Wo immer davon die Rede iſt, den moraliſchen Gebrechen oder den Mängeln einer Geſellſchaft von Menſchen — dieſe Geſellſchaft mag Familie, Dorf, Stadt oder Staat heißen — zu begegnen: da wird überall die Erziehung, als das weſentlichſte und wirkſamſte Moment, eintreten; die Berechnung einer umfaſſenden und tief genug eingreifenden Wirkung immer nur auf das Heranziehen einer neuen Generation geſtellt werden können. Nur ſeh' ich in dem gegenwärtigen Falle einige Schwierigkeiten, die ich dir nicht verhehlen will; was du mir, wie ich hoffe, mit gewohnter Milde verzeihen wirſt.

Syſtematiſch, wie du Alles anzugreifen gewohnt biſt, theilſt du alle Erziehung in die Privat- und in die öffentliche Erziehung. Die erſtere geht der Zeit nach voraus, und muß überall die Grundlage für die letztere abgeben. Nun ſehe ich nicht ein, was du, wenn es wahr iſt, daß bey der Tendenz der Zeit zum ſinnlichen Materialismus die

Federn des ſittlichen Ernſtes nachgelaſſen haben, und nichts Anderes zu erwarten ſteht, als daß ſie in der Folge immer mehr nachlaſſen werden: was du, ſage ich, durch die öffentliche Erziehung auf einer ſchwanken, haltloſen Grundlage für ein Gebäude aufführen willſt. Hier bleibt dir nichts übrig, als durch die öffentliche Erziehung auf die Privaterziehung zu wirken, und die Väter zu ziehen, welche die Söhne gut ziehen ſollen. Allein immer bleibt dabey die Schwierigkeit, daß jeder Erfolg hier ſchon im erſten Gliede von der Privaterziehung abhängt, und daß es dir nicht leicht werden wird, für dieſes erſte Glied Rath zu ſchaffen.

Glaube ja nicht, ehrenwerther Simplicius, daß es meine Abſicht ſey, dich mit dieſem Hyſteron proteron zu chicaniren. Auch das glaube nicht, daß ich mir die Flachheit und das Verderbniß der häuslichen Erziehung als gar zu arg vorſtelle. Wenn es aber wahr iſt, daß das innere Leben überall an Intenſion verliert, wenn die Tendenz auf das äußere Leben zur überwiegenden wird; wenn es wahr iſt, daß die Strenge des ſittlichen Ernſtes immer mehr nachläßt, je mehr ſich alles Streben auf Erwerb, Genuß, auf Convenienz und auf äußere Geltung richtet; und wenn es endlich wahr iſt, daß die Flachheit und Verkehrtheit in dieſer Hinſicht nur einen gewiſſen Grad erreicht zu haben braucht, um dann in raſcher Progreſſion zuzunehmen: ſo glaube ich, daß es wenigſtens in der Folge arg genug werden könne. Damit es nun nicht allzu arg werde, und damit die Verkehrtheit der Zeit ein Gegengewicht finde, kommt es allerdings auf jenes Hyſteron proteron hinaus; das heißt: Die öffentliche Erziehung muß zu erſetzen und zu verbeſſern ſuchen, was die Privaterziehung verſaumt oder verdirbt; ſie muß ihres Amtes mit verdoppeltem Eifer, mit verdoppelter Umſicht und Beſonnenheit ſich annehmen, und den ſchädlichen Einflüſſen der Zeit mit Kraft und Nachdruck entgegenwirken.

Daß die öffentliche Erziehung, wenn ſie das Alles leiſtet, eine neue Generation ſchaffe, möchte ich auch im günſtigſten Falle nicht erwarten. Ich halte das für eine von den ſanguiniſchen Erwartungen, denen du dich von jeher mit großer Leichtigkeit hingegeben haſt. Aber ein wirkſames Gegengewicht gegen die Gebrechen der Zeit kann ſie werden; gegen Hab- und Genußgier, gegen Eigenſucht und ſittliche Flachheit. Daß ſie auf die häusliche Erziehung einwirke, und daß dieſe Rückwirkung ihre Erfolge ſpäterhin erleichtern und fördern müſſe, will ich gar nicht berühren; denn wollte ich es, ſo würdeſt du mich gewiß ganz keck fragen: was ich denn gegen deinen Schöpfungsverſuch einzuwenden habe, und wie ich deine Erwartungen ſanguiniſch nennen könne, da mit einem einzigen Ruck ſich Alles auf die natürlichſte Weiſe von ſelbſt mache.

Zehnter Brief.

Ich bewundere dich, mein allervortrefflichſter Simplicius. Nur ganz wenig darf man dir auf das Pferd helfen, und du ſprengſt dahin wie der edle Ritter von Mancha, daß kein Auge dich einholen kann. Begegnet dir auch ein kleiner Unfall, wie neuerlichſt, oder damals bey dem Ritt in den Augarten: ſo läßt du dich das nicht viel anfechten, und ſitzeſt, ſo bald dein Fuß, oder deine Rippen heil ſind, bey erſter Gelegenheit friſch wieder zu Pferde.

Betrachte dieſe Einleitung immerhin als ein Geſtändniß, daß ich dir auf deinem Ritt in die pädagogiſche Provinz nicht zu folgen vermag. Wie ſollte ich es auch unternehmen, dir auf ein halbes Hundert von Vorſchlägen über die öffentliche Erziehung meine Meinung zu ſagen. Auch ſind manche deiner Vorſchläge von der Art, daß ich zweifelhaft bin, ob es dir nicht beliebt habe, mich damit zum Beſten zu haben. So zum Beyſpiel verlangſt du für den Unterricht gute Lehrbücher, was recht vernünftig iſt; und gleich darauf fällt dir ein, man könne die Lehrbücher für den hiſtoriſchen Unterricht aus den Compendien A, B, C, D. E, F etc. zuſammenſchreiben. Da ich weiß, daß du ſeit deiner Vermählung bis auf die letzten Monate nur den Haus- und Wirthſchaftskalender, und in den letzten Monaten nur Tageblätter und Flugſchriften geleſen: ſo muß ich glauben, daß du das Dutzend Bücher, aus denen du das Lehrbuch zuſammengeſchrieben wiſſen willſt, aus Intelligenzblättern auf's Gerathewohl aufgegriffen. Sublim finde ich deinen Vorſchlag, den hiſtoriſchen Unterricht mit der Geſchichte von Californien anzufangen: da die ganze frühere Geſchichte gelegenheitlich ſehr zweckmäßig nachgeholt werden kann. Bey der für den erſten hiſtoriſchen Unterricht ſo vortrefflichen ethnographiſchen Methode iſt es ohnedieß ganz gleichgültig, mit welchem Volke man anfängt; beſonders wenn man mit dem Einſchachteln gehörig umzuſpringen weiß.

Da ich, wie geſagt, nicht auf alle deine Vorſchläge eingehen kann, ſo will ich mich, um dein Schreiben zu beantworten, auf eine einzige von deinen Bemerkungen beſchränken.

»Wenn die öffentliche Erziehung,« ſchreibſt du, »ein Gegengewicht gegen die Verkehrtheiten der Zeit abgeben ſoll: ſo wird ſie in allen ihren Theilen auf dieſen Zweck berechnet ſeyn müſſen.« Sehr wahr, mein werther Simplicius; denn jeder Zweck wird nur dann erreicht, wenn alle dazu erforderlichen Mittel im Einklang zuſammenwirken. Wenn daher die öffentliche Erziehung dem ſinnlichen Materialismus und der ſinnlichen Flachheit der Gegenwart entgegentreten, und den Fortſchritten des Einen, wie der Anderen in der Zukunft einen Damm ſetzen ſoll: ſo wird in ihr Alles mit ſtrenger Folgerichtigkeit darauf berechnet ſeyn müſſen, den jugendlichen Gemüthern das einzupflanzen, was allein ſie vor der Anſteckung von den Fehlern ihrer Zeit bewahren kann; den ſittlichen Ernſt, meine ich; ſtrenge Liebe für Wahrheit und Recht; und Humanität, als die Quelle aller ſocialen Tugenden. Gewiß, mein preiswürdiger Simplicius, wirſt du das nicht ſo gänzlich mißverſtehen, als ob ich die ganze Jugendbildung in einen fortwährenden Curſus der Moral verwandelt wünſchte. Wie es aber kein Lebensverhältniß gibt, das nicht eine beſtimmte Beziehung zu der ſittlichen Beſtimmung des Menſchen hätte, und wie dieſe Beziehung ſich für Jeden in der einfachen Anſicht desſelben klar und entſchieden herausſtellt, der ſeinen Sinn dafür geſchärft hat, ſie aufzufaſſen, ohne daß er durch eine moraliſche Meditation ſich den Weg dazu bahnen müßte: eben ſo gibt es auch in der Erziehung ein Verfahren, die Moral ohne langweilige Deductionen zu lehren, und den jugendlichen Geiſt zu gewöhnen, die Dinge überall zunächſt aus dem ſittlichen Geſichtspunkte zu betrachten. Ein Lehrbuch der Geſchichte in dieſem Sinne geſchrieben, würde nicht zu theuer bezahlt ſeyn, wenn man es mit Gold aufwägen wollte: während ein anderes, das an jedes Factum eine moraliſche Reflexion knüpfte, eben ſo unzweckmäßig als abgeſchmackt ſeyn würde.

Und weil, wie du ſelbſt angedeutet haſt, mein theurer, nie genug zu preiſender Simplicius, weil, wenn die öffentliche Erziehung den Fehlern der Zeit mit entſchiedenem Erfolg entgegenwirken ſoll, ſie in allen ihren Theilen auf einen ſolchen Erfolg berechnet ſeyn muß; ſo muß ſie den jugendlichen Gemüthern nicht bloß jene Tugenden einzupflanzen ſuchen, deren die Gegenwart am meiſten bedarf, und die Zukunft noch dringender bedürfen wird: ſondern, neben der Liebe zu dieſen Tugenden, auch den Abſcheu gegen die ihnen entgegenſtehenden Fehler; gegen alle Unredlichkeit, Argliſt, Selbſtſucht und Genußgier; und gegen alles Gemeine, Niedrige und Schlechte. Sehr wahr iſt es, was einer unſrer beſten Schriftſteller ſagt: Es iſt genug, daß man die Tugend kenne, um ſie zu lieben; um ſie aber recht innig zu lieben, muß man auch das Laſter haſſen.

Eine zweyte Bemerkung, mein Freund, über die ich vollkommen mit dir einverſtanden bin, iſt dieſe, daß die Erziehung, um ihre Zwecke zu erreichen, die Bildung der Phantaſie nicht außer Berechnung ſtellen dürfe. »Doch das thue ſie ohnedieß nicht,« ſetzeſt du gleich darauf dich ſelbſt verbeſſernd hinzu; und wie ich mir dieſe Figur da auch immer beſehe: ſo kommt es mir immer auf's neue ſo vor, als wolleſt du mich damit nur zum Beſten haben. Denn um die Phantaſie der Jugend zu bilden, und ſie für das Schöne, Edle und Große zu erwärmen; ſie dadurch, und dadurch am ſicherſten, vor jeder Verirrung zum Gemeinen, Niedrigen und Unſittlichen zu bewahren, bedarf es wohl etwas mehr, als man bisher gethan hat; ſo daß es faſt ſcheinen könnte, als habe man noch ſehr wenig begriffen, wie viel von dieſer Seite zu thun, und wie viel, wenn man, was gethan werden ſoll, auf die rechte Art thue, damit auszurichten ſey. Ich geſteh'e es dir, mein höchſt ehrenwerther Simplicius, mit aller mir inwohnenden pflichtſchuldigen Beſcheidenheit, daß ich zum Beyſpiel nichts Phantaſie- und nichts Farbloſeres kenne, als die Lehrbücher, deren man ſich in mehreren deutſchen Ländern beym Unterricht in der Geſchichte zu bedienen pflegt. Und doch iſt dieſes einer von den Gegenſtänden, die am meiſten geeignet ſind, die jugendliche Phantaſie zu bilden. Ich will nicht hoffen, daß du mich wegen dieſer Behauptung, und um dich mir als einen recht gründlichen Hiſtoriker zu documentiren, abſichtlich mißverſtehen werdeſt, als ob ich ſtatt einer Geſchichte, eine Art von hiſtoriſchen Roman in die Hände der jungen Leute gebracht zu ſehen wünſchte. Konnteſt du dir wohl abſichtlich den Schein geben, mich mißzuverſtehen, ohne den Schein der Albernheit auf dich zu laden, die nicht wüßte, daß die Lebhaftigkeit des Colorits die Richtigkeit der Zeichnung keineswegs ausſchließe, und daß es eine lebendige, kräftige und anſprechende Darſtellung der Geſchichte ohne poetiſche Pinſeley gebe. Zuſammenſchreiben aus zehn andern Büchern ließe ein ſolches Lehrbuch ſich freylich nicht; und Diderot's Behauptung, man müſſe in einer Wiſſenſchaft Meiſter ſeyn, um die Anfangsgründe gut zu lehren, findet wohl auch hier ſeine Anwendung.

Am meiſten läßt ſich auf die Phantaſie der Jugend unſtreitig bey der Leſung der alten Dichter wirken. Hier nun ſehe ich recht offenbar, wie du es mit deiner Figura Correctionis gemeint hatteſt. Weil man die alten Dichter in allen Schulen lieſt: ſo ꝛc. Und doch weißt du eben ſo gut, wie ich ſelbſt, daß es eben ſo gut eine abgeſchmackte Art die alten Schriftſteller in ſchlechtem Latein zu commentiren gibt, als eine den Geiſt und die Phantaſie anſprechende. Ohne Kenntniß der Mythologie laſſen ſich die alten Dichter nicht leſen: und nun, mein ehrenwerther Simplicius, geſtehe es nur geradezu, daß du mich mit deinem: »doch, das thut ſie ohnedieß nicht,« zum Beſten haben wollteſt. Denn eine dürftige Kenntniß der Mythologie läßt ſich wohl auf einigen Blättern geben: ein bedeutender Gewinn für die Bildung der Phantaſie läßt ſich nur von einer geiſtvollen poetiſchen Behandlung der Mythen im Zuſammenhange erwarten.

Übrigens läßt ſich, was über die Bildung der Phantaſie im Einzelnen zu ſagen wäre, eben ſo gut, als mit zehntauſend Worten, mit den zwey Worten ſagen, mit welchen Voltaire einſt etwas unartig einen ſchlechten Dichter zurecht wies: »Dummkopf, gib ein lebendiges Bild, ſtatt eines dürren Begriffes!«

Eilfter Brief.

Auch wenn du mir nicht als einer der gemüthlichſten Menſchen bekannt wäreſt, mein trefflicher Simplicius: ſo hätte ich dennoch mit Zuverſicht erwarten müſſen, du würdeſt bey deinen frommen Wünſchen für die Erziehung der gegenwärtig, wie jeder künftig nachwachſenden Generation, das Gemüth nicht außer Berechnung laſſen. Wie hätteſt du das auch gedurft. Denn wenn die Zeit mit einer immer offenbarer ſich ausſprechenden Entſchiedenheit den äußeren Intereſſen des Lebens ſich zuwendet; wenn Geld und Genuß immer allgemeiner zur Loſung des Tages werden, und die Gierde nach Erwerb und Genuß überall die Eigenſucht in volle Ähren ſchießen läßt, und überall wie ein giftiger Mehlthau die edelſten Blüthen der Humanität und des Mitgefühls wegzehrt: wie hätteſt du es, bey der Überzeugung, daß dem Übel nur durch die Erziehung zu begegnen ſey, da auch überſehen können, daß dieſe ganz vorzüglich ihr Beſtreben darauf richten müſſe, die Knoſpen des Gefühls, die im jugendlichen Gemüth ſo leicht, ſo reichlich und ſo geſund hervorquellen, ſorgfältig zu pflegen, und vor Verderbniß zu ſchützen.

Bey der großen Beleſenheit, welche du erlangt haſt, ſeit du dich mit einem Male in die Literatur geworfen, oder vielmehr in ſie hineingefallen biſt, iſt es dir gewiß nicht entgangen, daß es in Betreff des Gemüthes und der Gemüthlichkeit ſehr widerſprechende Anſichten gibt. Denn während das Gemüth dem Einen die edelſte Blüthe der Menſchlichkeit zu ſeyn ſcheint, wiſſen Andere, wie ſie ſagen, mit dieſem Worte durchaus keinen Begriff zu verbinden; ſie bekommen Krämpfe, wenn ſie das Wort: Herz, hören, und wiſſen dabey an nichts weiter zu denken, als an einen pulſirenden Blutbeutel. Auch läßt ſich nicht läugnen, daß die Gemüthlichkeit ſich in ſehr verſchiedenartigen, und oft ſehr ſonderbaren Formen darſtellt. So zum Beyſpiel bey dir ſelbſt, mein ehrenwerther, gemüthreicher Simplicius. Wie oft ſah ich nicht den Thau der allergemüthlichſten Rührung in deinen Augen glänzen, wenn du dein Herz an einer Flaſche des edelſten Weidlingers erlabt, und es für die Rührung gehörig durchgefeuchtet hatteſt;

oder wenn, nach langer Ebbe, in deiner Caſſe ſich plötzlich ein unerwarteter Geldzufluß einſtellte. Wie aufgebracht warſt du nicht gegen deinen verehrlichen Schwiegervater, und wie oft nannteſt du ihn nicht eine Judenſeele und einen alten Pfennigfuchſer, weil er, ohne Sinn für die Unzahl deiner trefflichen Eigenſchaften, und für den Reichthum deines Gemüthes, bloß der Armuth deines Beutels wegen, deine Bewerbung um ſeine runde Tochter und ſeine runden Ducaten ſchnöde zurückwies: und dennoch! wie ganz milde und gemüthlich ſtimmte ſich nicht dein Herz gegen ihn, und wie oft verſicherteſt du uns nicht, daß der Mann gar nicht ſo übel ſey, und keine ſo arge Wuchererſeele, wie du geglaubt hatteſt, als er endlich dahin gebracht war, dir ſeine Tochter und ſeinen Geldſack an das liebeklopfende Herz zu legen. Dabey zeigte ſich jedoch deine Gemüthlichkeit noch auf andere Weiſe. Denn als einen wackeren, treuherzigen, gutmüthigen Geſellen haſt du dich bewährt ſo lange ich dich kenne; deinen Freunden mit redlicher Treue ergeben, ſie aufrichtig liebend, und immer bereit Alles für ihre Liebe hinzugeben; immer bereit, nicht nur deinen Freunden, ſondern Jedem zu rathen und zu helfen, und an Jedes Glück und Unglück Theil zu nehmen, wo ſich immer eine Veranlaſſung dazu fand; und nie glücklicher und begnügter, als wenn ſich dir eine ſolche geboten hatte.

Du ſiehſt, mein Guter, hier zeigt ſich die Gemüthlichkeit unter ſehr verſchiedenen Formen, die ſich an Werth ſo ungleich ſind, wie eine Blumenvaſe und ein Küchentopf. Es wird alſo zunächſt darauf ankommen, die ächte Gemüthlichkeit von der unächten zu ſcheiden, was nur mittelſt eines beſtimmten Begriffes von der erſteren möglich iſt. Dieſer Begriff ſelbſt iſt nun nicht ganz leicht feſtzuſtellen. Am richtigſten laſſen Gemüth (in dem Sinne, wie es hier gebraucht wird) und Gemüthlichkeit ſich vielleicht als eine Hinneigung zu wohlwollenden Empfindungen und als ein Befriedigtſeyn in ſolchen Empfindungen bezeichnen, verbunden mit dem Bewußtſeyn ihrer Gründe, und richtiger Schätzung ihres ſittlichen Werthes. Ich glaube nicht, daß nach dieſer Beſtimmung auch der nüchternſte Verſtand gegen das Gemüth und die Gemüthlichkeit etwas einzuwenden haben könne; noch daß es ſchwer ſeyn könne, zufolge derſelben die ächte Gemüthlichkeit von der unächten zu unterſcheiden. Jene läuft auf ein bloßes ſinnliches Behagen hinaus; bey dieſer hat das wohlwollende Gefühl, und das Befriedigtſeyn durch dieſes Gefühl, eine feſte Unterlage in der ſittlichen Erkenntniß.

Die erſte Bildung des Gemüthes fällt der Natur und den Müttern anheim. Mit den erſten Gefühlen der Luſt und des Schmerzes entwickelt die Natur zugleich die erſten ſympathetiſchen Empfindungen. Der mütterlichen Liebe iſt es anvertraut, dieſe zu pflegen, und unter ihrer Pflege gedeihen ſie am beſten. Hätteſt du deine Lectüre nicht durch zwey oder drey und zwanzig Jahre ausſchließend auf den Haus- und Wirthſchaftskalender beſchränkt, ehrenwerther Simplicius, und zum Beyſpiele etwas Biographie getrieben: ſo würde es dir gewiß nicht entgangen ſeyn, daß faſt alle, oder doch die meiſten durch Talent und Charakter ausgezeichneten Menſchen gemüthreiche Mütter gehabt haben. Ich ſchreibe dir dieſes darum, um deine ſanguiniſchen Erwartungen, die Verkehrtheit der Zeit durch die öffentliche Erziehung gebeſſert und gehemmt zu ſehen, ein wenig herabzuſpannen. Wir ſtehen hier eben wieder bey dem fatalen Hyſteron proteron. Wenn die Mütter ſelbſt großentheils die gemüthloſe Flachheit der Zeit theilen, und keine andere Bildung kennen, als die, welche dieſe ſchätzt und fordert:

wie ſollen ſie das Gemüth ihrer Kinder bilden. Der bekannte Vers von Michaelis:

— — — — Der Vater ſchlecht erzogen,
Erzog noch ſchlechter uns; ſchon ſind wir über ihn;
Was ſoll erſt unſer Kind und unſer Enkel ziehn?

gilt zuverläßig von den Müttern noch weit mehr, als von den Vätern.

In der öffentlichen Erziehung iſt es vorzüglich der früheſte Unterricht, dem die Bildung des Gemüthes zufällt. Allein auch bey dieſem darf ſie nicht auf die bloße Erregung von Gefühlen berechnet werden. Was immer im Menſchen dem Gefühl allein anvertraut wird, ermangelt einer feſten, zuverläßigen Grundlage. In dieſem weichen, ſchwankenden Boden ſchlägt Alles leicht, nichts tief Wurzel. Auch die ſympathetiſchen Regungen des Gemüthes müſſen früh im Erkennen wurzeln, wenn ſie zu feſten, geſunden Stämmen erwachſen ſollen. Wenn es allerdings erſt die Aufgabe einer ſpäteren Periode ſeyn kann, die ſittlichen Gründe der wohlwollenden Empfindungen nach ihrem ganzen Umfange im Verſtande zu entwickeln: ſo gibt es doch einen Grad von Klarheit in ihrer Darlegung, der ſie auch dem minder gereiften Denkvermögen nahe bringen kann. Am beſten und zweckmäßigſten kann dieſes beym

Religionsunterrichte geſchehen; weil eben in den Lehren der Religion die Gründe aller Empfindungen der Liebe und des Wohlwollens gegen Andere am einfachſten, wie am eindringlichſten, ausgeſprochen ſind.

Überhaupt, mein Freund, möchte ich dir gerathen haben, wenn deine philantropiſche Hoffnung, durch die öffentliche Erziehung den Gebrechen der Zeit entgegen zu wirken, nicht ſchmählich zu Schanden werden ſoll, kein anderes Erforderniß ſchärfer ins Auge zu faſſen, als das der höchſten Klarheit und Beſtimmtheit in Entwicklung der Begriffe. Du wirſt vielleicht — gewiß, dürfte ich vielmehr ſagen — der Meinung ſeyn, das verſtehe ſich von ſelbſt: das müſſe von jedem Unterricht gefordert werden, und ſey immer gefordert worden: aber erlaube mir immerhin, Simplici simplicissime, mit aller Beſcheidenheit und mit allem Reſpect, den ich für dich zuſammenbringen kann, dir zu bemerken, daß ein Unterſchied iſt zwiſchen dem, eine Forderung im Allgemeinen ſtellen, und ſie an die Spitze aller anderen Forderungen ſtellen, ſie zur Seele des ganzen Unterrichts zu machen, und das Kleinſte wie das Größte mit ſtrenger Folgerichtigkeit darauf zurückzuführen. Und auch das erlaube mir dir zu bemerken, daß nur dann, wenn Klarheit und Beſtimmtheit der Begriffe in dieſer Potenz den ganzen Unterricht von ſeinem erſten Anfang bis zu ſeinem letzten Ziel durchdringen, daß nur dann zu erwarten iſt, daß das Streben nach Klarheit und ſcharfer Beſtimmtheit der Begriffe bey denjenigen, welche den Unterricht empfangen, habituell werden könne. Willſt du mir nun vielleicht zugeſtehen, daß es ohne ein habituell gewordnes Streben nach Klarheit und ſcharfer Beſtimmtheit der Begriffe keine Geradheit des Geiſtes, keine Sicherheit im Denken, keine Selbſtſtändigkeit des Charakters und keine feſte Willenskraft gebe: ſo wirſt du auch zugeben, daß jene Forderung für die Erziehung an die Spitze aller übrigen Forderungen geſtellt werden müſſe, wenn dieſe dem Bedürfniß der Zeit entſprechen ſoll.

Zwölfter Brief.

Wie iſt es möglich, theuerſter Simplicius, daß du auch nur einen Augenblick zweifeln kannſt, ob ich deine Freude und deinen Schmerz mit dir theilen werde, da du weißt, wie ſehr ich dich verehre, und wie ſehr ich dich immer geliebt habe. Auch theile ich nicht nur deine Freude und deinen Schmerz; ich habe dir für den letzteren auch die befriedigendſten Troſtgründe zu bieten.

Gewiß, du haſt zur erſteren die gegründetſte Urſache. Dein älteſter Sohn iſt nach vollendeten philoſophiſchen Studien auf einige Wochen in das väterliche Haus zurückgekehrt. »Er iſt ein recht wackrer Junge,« ſchreibſt du, »und hat tüchtig ſtudirt.« Das nimmt mich nicht Wunder, mein wackerer Simplicius. Er geräth dem Vater nach, der auch tüchtig ſtudirt hat.

Fortes generantur fortibus!

Du kannſt dir das von deinem Sohne überſetzen laſſen.

Nun aber kommt hintenher der lahme Bothe. »Bey dem Allem,« ſchreibſt du, »wird mir mit dem Jungen bange. Latein und Griechiſch hat er gelernt; aber was ſoll ihm das? Ich bin unſchlüſſig, ob ich einen von meinen kleineren Jungen noch hinter die Bücher ſetzen ſoll.«

Wie du nun ein ſpeculativer Kopf biſt, faſſeſt du die Sache ſogleich aus einem allgemeinen Geſichtspunkte. »Ich weiß nicht,« ſchreibſt du, »ob es nicht beſſer wäre, die alten Sprachen, und das ganze Alterthum, als Grundlage der Jugendbildung, in den Plunder zu werfen, und die Jugend dafür Dinge zu lehren, die ſie brauchen könnte.«

Dein Zweifel klingt plauſibel genug, mein ehrenwerther Simplicius. Der Menſch ſoll in der Gegenwart wirken, und ſomit muß er für die Gegenwart gebildet werden. Die Gegenwart bedarf aber weder des Lateiniſchen noch des Griechiſchen. Sie bedarf Geld; und darum bedarf ſie ſolcher Kenntniſſe, durch deren Anwendung ſich Geld erwerben läßt. In dieſer Beziehung ſpielt nun ein junger Menſch, wie dein Sohn erzogen, eine ſehr klägliche Rolle. Er iſt weder bey Erbauung einer Eiſenbahn, noch eines Dampfſchiffes, weder eines Canals, noch einer Commerzialſtraße zu brauchen. Seine Unwiſſenheit geht ſogar noch weiter. Er knöpft täglich ſeine Weſte zu, und weiß nicht, wie ein Knopf verfertigt wird; er zieht einen blauen Frack an, und weiß weder etwas von der Verfertigung, noch von den verſchiedenen Sorten des Indigo, noch hat er einen deutlichen Begriff von den verſchiedenen Zweigen der Färberey; er lieſt und ſchreibt beym Kerzenlichte, und verſteht nicht das geringſte vom Lichtziehen; was ihm doch offenbar höchſt erſprießlich wäre: weßwegen man auch eine beſondere Anleitung dazu noch vor einigen Decennien auf einem deutſchen Gymnaſium unter die obligaten Lehrgegenſtände aufgenommen hatte.

Eine ſolche Unwiſſenheit iſt allerdings beklagenswerth. Inzwiſchen tröſte dich, wackerer Simplicius; es iſt alle Hoffnung vorhanden, daß es anders und beſſer werde. Die practiſchen Wiſſenſchaften gewinnen mit jedem Tage mehr Raum, und immer häufiger ſpricht man es aus, daß man auch in den Gelehrtenſchulen ihnen mehr Raum geben, die ihnen gebührende Ehre nicht verſagen, und überhaupt das claſſiſche Alterthum, als Grundlage der Jugendbildung, gegen eine den Bedürfniſſen der Zeit und den Fortſchritten der Civiliſation entſprechendere vertauſchen ſolle; gar nicht zu reden von ſo vielen andern wackeren Leuten, denen jenes aus beſonderen Gründen, ein Dorn im Auge iſt.

Ich hätte hier eine vortreffliche Gelegenheit, werther Simplicius, in wohlgeſetzten Perioden, verbrämt mit wohlaufgekräuſelten Floskeln, die Gründe und Anſichten der Gegner, wie der Vertheidiger des Humanismus vor dir zu entwickeln, und weiß, daß du vermöge deiner preiswürdigen Liebe zur Unpartenlichkeit benden Partenen, oder vielleicht derjenigen Recht geben würdeſt, welche zuletzt das Wort führte. Allein ich darf annehmen, daß alle dieſe Anſichten dir hinreichend bekannt ſind. Auch iſt ja die Forderung, daß der Jugendbildung eine durchaus practiſche Richtung gegeben werde, keine neue, und erſt mit unſrer Zeit entſtandene. Der Philantropismus hat im verfloſſenen Jahrhundert den Mund weit genug aufgethan, um ſie laut und ungeſtüm auszuſprechen. Was er genützt hat, und wie wohlthätig er auf den Humanismus ſelbſt zurückgewirkt hat, läßt ſich nicht läugnen. Daß er ihn in ſeiner ſeichten Einſeitigkeit bisher nicht zu verdrängen vermochte, lag eben in dieſer Einſeitigkeit; daß aber Diejenigen, welche ihn heut zu Tage zu verdrängen wünſchen, heut zu Tage, oder in der nächſten Folgezeit, in ihren Bemühungen nicht vielleicht glücklicher ſeyn werden, halte ich keineswegs für ganz ſicher und ausgemacht. Die gegenwärtige Zeit iſt ihnen weit günſtiger, als es eine frühere war; und da ſie es an der nöthigen Arroganz nicht fehlen laſſen, und die gegenwärtige Zeit auch dieſer weit günſtiger iſt, als jene frühere, ſo dürfen ſie mit einiger Zuverſicht auf die gewünſchten Erfolge rechnen. Überdieß, mein höchſt preiswürdiger Simplicius, glaube nur ja nicht, daß, wenn ich auch erſt vor wenig Augenblicken deine Liebe zur Unparteylichkeit nach Maß und Gebühr geprieſen habe, daß du darum der einzige unparteyiſche Beurtheiler der Sache ſeyeſt. Rechne immerhin darauf, daß es auch unter den berufenen Vertheidigern des Humanismus nie an Leuten fehlen werde, die in gleichem Grade, und auf die gleiche Weiſe unparteyiſch zu ſeyn wiſſen werden, wie du; und die in ihrer hohen Weisheit erwägen werden, daß man dem Geiſt der Zeit in etwas nachgeben, und daß man ihm etwas zu Gefallen thun, und daß man ihm nicht allzu ſchroff widerſtreben, und daß man ſich ihm conformiren müſſe; und die ihre beſonderen, ganz eigenen, ſie ſelbſt betreffenden Gründe haben werden —

»Und Brutus iſt ein ehrenwerther Mann!« —
dem Geiſt der Zeit in etwas nachzugeben, und ihm, und ſich ſelbſt, etwas zu Gefallen zu thun; und ihm, oder ihren hochpreislichen Gönnern, oder ihrer Beförderung, oder ihren ſonſtigen Ausſichten, nicht allzu ſchroff zu widerſtreben, und ſich ihnen zu conformiren. Sey ja überzeugt, mein unparteyiſcher Simplicius, daß, wo es immer gilt, das Rechte feſten Sinnes zu vertheidigen, es nie an Leuten fehlen werde, die aus Flachheit oder Schlechtigkeit die Hälfte davon, und mit der Hälfte das Ganze preisgeben werden.

Das Rechte?! Iſt denn das auch wirklich das Rechte, was uns Beyden als dieſes erſcheint. Laß mich meine bangen Zweifel darüber mit dem Pathos einer Komödie, die ich einſt in einer Dorfſchenke geſehen habe, in deinen freundſchaftlichen Buſen ausſchütten:

»Practiſch! es iſt ein großes Wort!«

und:

»Geld! es iſt ein großes Wort!«

und:

»Sich für die Welt bilden, und in der Welt gelten; es iſt ein großes Wort!«

und:

»Mit der Welt zum ** gehen; es iſt ein großes Wort!« —

Und wenn ich mich nun dieſen großen Worten mit dem ehrlichſten, unbedingteſten Vertrauen hingeben möchte: ſo fallen mir dann plötzlich wieder einige Dinge ein, die mich darin ſo ganz irre machen, daß ich mich durchaus nicht zurecht zu finden weiß. Dann fällt mir ein, es könne keine andere richtige Grundlage der Bildung geben, als jene, welche die Anlagen des Menſchen zu allen jenen Vorzügen, die wir unter dem Ausdruck Humanität begreifen, harmoniſch entwickle, und ihn ſeiner ſittlichen Beſtimmung zulenke, und ich frage mich dann, worauf wohl unter dieſer Vorausſetzung die Jugendbildung neben der Religion beſſer baſirt werden könne, als auf das claſſiſche Alterthum, in welchem alles Menſchliche am reinſten und entſchiedenſten ausgeprägt iſt. Daß es für die Naturgeſchichte und die Naturlehre eine Behandlung gebe, bey welcher ihre Beziehung zur ſittlichen Bildung ſich herausſtellt, iſt freylich klar: allein bey einer ſolchen Behandlung gehören beyde für eine ſpätere Bildungsperiode; und ich kann weder einſehen, daß es ein großes Unglück wäre, ſie auf dieſe hinauszuſetzen, noch was die nackte Aufzählung von einigen Dutzend Pflanzen und Thieren, und die halb begriffene Erklärung einiger phyſikaliſcher Phänomene dem Knaben viel Nutzen ſchaffen könne. Noch ſchlimmer geht es mir mit der Technologie; obwohl es eine ſchöne Sache iſt, die Vortheile beym Lichterziehen zu kennen; und zu wiſſen, auf welche Weiſe der Hut gefärbt worden iſt, den man auf den Kopf ſetzt.

In noch größerer Verlegenheit ſehe ich mich, wenn ich erwäge, daß nach dem Bedürfniß der Zeit die Jugend vor Allem an regelmäßiges, ſcharfes Denken gewöhnt werden müſſe. Wie viel die Mathematik für dieſen Zweck leiſte, weiß ich, und Jedermann. Warum aber trägt man darauf an, den mathematiſchen Studien eine unverhältnißmäßige Ausdehnung zu geben, und die philologiſchen gegen ſie zurückzuſtellen? Iſt die Folgerichtigkeit der Sprachlogik eine minder ſtrenge, als die eines mathematiſchen Beweiſes? iſt es ſchwerer, den Kopf durch jene, als durch dieſe, zum folgerichtigen Denken zu gewöhnen? und behauptet jenes nicht den unbeſtreitbaren Vorzug, neben der formellen Bildung zugleich die materielle zu fördern.

Zwar wollen ſie das Sprachſtudium nicht verdrängen. Sie wollen die neueren Sprachen betrieben wiſſen, deren Unentbehrlichkeit für den Gelehrten, wie für jeden Gebildeten, zu läugnen niemand einfallen wird. Und nicht bloß betrieben wollen ſie dieſelben wiſſen: ſie hecken auch jede Woche neue Methoden aus, ſie zu lehren und zu lernen. Höchſt ſinnreiche; ſo ſinnreich, daß ein mit Gedächtniß und einer fertigen Zunge begabter Papagey in der kürzeſten Zeit jede Sprache lernen könnte. Sie begreifen nicht, wozu die alten Sprachen gut ſeyn ſollen; und das ließe ſich allenfalls begreifen. Dennoch; gäbe es auch eine neuere Sprache, die ihrem Bau nach gleich geeignet wäre, die Entwicklung der Denkkraft daran zu üben, wie die römiſche und griechiſche: ſo würde doch aus einem andern Grunde keine zu dieſem Zwecke gleich gut geeignet ſeyn. Immer wird die todte Sprache hier einen Vorzug haben, weil ſie als ſolche, von den uns allzu geläufigen Formen unſrer Mutterſprache, und jeder neueren Sprache abweichend, ſchwerer zu erlernen iſt, als dieſe, und daher eben ſowohl eine ſtrengere Aufmerkſamkeit fordert, als mehr Veranlaſſung darbietet, die Denkkraft daran zu üben.

Du ſiehſt leicht ein, mein höchſt vortrefflicher Simplicius, wie ich bey meiner großen Ehrfurcht für das große Wort: Practiſch, und bey meiner tiefen Verehrung für Diejenigen, welche den Bildungsanſtalten für die Jugend durchaus eine practiſche Richtung geben wollen, mit dieſen Anſichten ins Gedränge komme. Gar ſo verzweifelt ſcheint mir die Sache inzwiſchen, für die nächſte Folgezeit, noch nicht zu ſeyn. Denn in dieſer wird wenigſtens die Mehrzahl der Männer, deren Pflicht es iſt, die Jugendbildung zu überwachen, das Princip derſelben, dem jedes europäiſche Land ſeine ausgezeichnetſten Staatsmänner und Gelehrten verdankt, für jene Anſtalten, aus welchen Staatsmänner und Gelehrte hervorgehen ſollen, mit feſtem Widerſtand — und deſſen wird es bedürfen, gegen die Angriffe des Unverſtandes und der oberflächlichen Seichtigkeit zu vertheidigen wiſſen. Dir aber, mein Guter, wird es ja freyſtehen, deine jüngeren Söhne und reſpectiven Enkel entweder auf dieſe Weiſe erziehen, oder ſie nach deinem Belieben zu tüchtigen Handſchuhmachern und Seifenſiedern heranbilden zu laſſen.

Dreyzehnter Brief.

Ein ſpaniſches Sprichwort ſagt: wenn der arme Bauer zu einem Eſel kommt, ſo weiß er ihm nicht genug aufzuladen. So ſcheint es nun gerade auch mit dir zu gehen, mein trefflicher Simplicius. Wie reichlich dich der Himmel ſonſt auch mit allen möglichen Vorzügen, und überdieß noch mit Äckern, Wieſen, Waldungen und Sägemühlen ausgeſtattet hat, deine kleine runde Frau und ihre Erbſchaftsanſprüche nicht zu vergeſſen: ſo kann ich dich in andrer Hinſicht doch füglich einem armen Bauer vergleichen. Denn nachdem du dich zwey oder drey und zwanzig Jahre mit dem bloßen Haus- und Wirthſchaftskalender beholfen, biſt du plötzlich zu einer umfaſſenden Kenntniß der Literatur gelangt. Kein Wunder alſo iſt es, daß du dieſer Alles zumutheſt, und ihr nicht genug aufladen zu können glaubſt. Ohnedieß war es, ſo viel mir erinnerlich, auch ſchon in früherer Zeit deine Weiſe, wenn du irgend eine Idee aufgegriffen, und recht ernſtlich in Affection genommen hatteſt, ſo viele Gewichte daran zu hängen, als dir nur immer unter die Hände kamen. Dabey fällt es mir jedoch auch nicht von ferne her ein, dir ein ſolches Verfahren zum Vorwurf zu machen: denn auch eine wei[illegible]eringere Kenntniß der Literatur, als die deinige, iſt hinreichend geweſen, mich zu belehren, daß ſowohl in dieſer, als in der Verwaltung und Führung aller irdiſchen Dinge, nichts gewöhnlicher ſey, als Zentnerlaſten an einen Strohhalm zu hängen, oder zu glauben, daß man ſie mit einem ſolchen beliebig in Bewegung ſetzen könne.

Ohne inzwiſchen ſolche Vergleichungen in Betreff der Literatur weiter, als billig iſt, zu treiben, möchte ich dennoch behaupten, ehrenwerther Simplicius, daß von dieſer Seite her keine Abhülfe der Gebrechen der Zeit, und wenigſtens keine große und entſcheidende Einwirkung in dieſem Sinne zu erwarten ſey. Und dennoch, glaub' es mir trotz dieſer Behauptung, gehöre ich nicht zu Denjenigen, welche von der Literatur unſrer Zeit gering denken; und noch weniger zu Denjenigen, welche keine Gelegenheit vorüber laſſen, der Letzteren ganz in's Unbeſtimmte hinein den Vorwurf der Flachheit zu machen. Im Gegentheil halte ich das für einen ziemlich zuverläſſigen Beweis von Flachheit bey Demjenigen, der dieſen Vorwurf ſo in's Allgemeine hin ausſpricht. Trifft der Vorwurf, flach zu ſeyn, oder vielmehr der Verflachung entgegen zu gehen, unſre Z[illegible]gleich allerdings mit vollem Rechte: ſo trifft er ſie doch nicht als ein unbedingter. Denn vielleicht war ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften nie eine ſolche Maſſe geiſtiger Kräfte im Spiele; nie ſonſt zeigte ſich das Spiel dieſer Kräfte als ein ſo vielſeitiges, und das Streben, in die Tiefen jeder Wiſſenſchaft einzudringen, als ein ſo ernſtlich gemeintes und beharrliches. Wenn demnach, wie ich bemerkt habe, unſre Zeit dennoch der Verflachung entgegen geht: ſo iſt es gewiß nicht aus dem Grunde, als daß ſie in ihrem Vermögen und ihrem Streben an ſich ſelbſt geiſtig gehaltlos wäre: ſondern weil ihre Kraft und Thätigkeit ſich in den divergirendſten Richtungen zerſplittert; weil ſie ſich in der Anwendung derſelben überſchlägt, und weil ſie darum durch dieſe keine entſchiedne und vorhaltende Rückwirkung auf das Leben hervorbringen kann.

Und wie wäre eine ſolche Rückwirkung der Literatur auf das Leben nur zu hoffen, oder wie könnte ſie nur Statt finden. Soll ſie Statt finden:

ſo bedarf es dazu bey Denjenigen, welche ſie hervorbringen ſollen, eines einträchtigen Zuſammenwirkens, und darum der ruhigſten Klarheit hinſichtlich des Zweckes, wie der Mittel; bey Denen aber, die empfangen ſollen, jener Ruhe und Unbefangenheit des Geiſtes, die da willig und geſchickt macht, zu empfangen, und ohne welche keine geiſtige Einwirkung eine vorhaltende ſeyn kann.

Nun aber wird dir, ſo weit der hiſtoriſche Überblick hier reicht, niemand, nicht bloß keine Wiſſenſchaft, ſondern auch keine einzelnen weſentlichen Theile einer ſolchen nennen können, in welcher die Anſichten über Weſen und Behandlungsart nicht in den entgegengeſetzteſten Richtungen aus einander gingen, und die ſchroffſten Gegenſätze ſich nicht in feindſeligem Widerſpruch befehdeten. Daß immer ein neues Syſtem das ältere erwürgt, iſt freylich immer ſo geweſen; allein wenn ſonſt Jahrhunderte, oder Jahrzehende neue Syſteme an's Licht brachten: ſo ſchießen ſie jetzt über Nacht empor; jedes darauf berechnet, ſeine Vorgänger unbedingt zu vernichten, und am nächſten Tag ſchon ſelbſt wieder der Vergeſſenheit preisgegeben. Was überdieß bey ſo raſcher Reibung, bey ſolcher Haſt und ſo heftigem Gedränge an gediegnen Ergebniſſen in den ſtrengen Wiſſenſchaften gewonnen wird: das gehört, theils wegen der Natur dieſer Wiſſenſchaften, theils weil es, als ein Vereinzeltes, nur von den Kundigen mit Mühe geſammelt und benützt werden kann, nur einem kleinen Kreiſe an, und kann darum weder unmittelbar, noch bedeutend, auf das Leben zurückwirken.

Der Mangel an Einklang und Zuſammenwirken bey den Gebenden, wäre für ſich allein ſchon hinreichend in der Literatur die Verworrenheit der Empfangenden zu erklären. Denn was iſt dem Publicum, und namentlich dem deutſchen Publicum, ſeit der Regeneration unſrer Literatur nicht Alles geboten worden, und wie oft hat unſre Literatur ſeit der letzteren Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts, und wie oft im gegenwärtigen nicht ſchon ihre Geſtalt gewechſelt! da der Deutſche jeden Einfall zum Syſtem ausprägt, und das neu ausgeprägte ihm eine Zeit lang immer für das einzig wahre gilt. In der That, das deutſche Volk bedurfte eines ſo tüchtigen Fonds von kerngeſundem Sinn, als ihm zu Theil geworden, wenn es durch alle die Experimente, welche ſeine Schriftſteller mit ihm gemacht haben, nicht darum kommen ſollte.

Reichte aber dieſe Einwirkung gleich für ſich allein ſchon hin, die Verworrenheit und den Mangel jener Geiſtesruhe bey den Gebenden, wie bey den Empfangenden zu erklären, ohne welche keine entſcheidende Rückwirkung der Literatur auf das Leben denkbar iſt: ſo ſind einer ſolchen doch auch noch andere Umſtände entgegen. Das Leben ſelbſt iſt durch die vielfachen Erſchütterungen der Zeit, und durch die feindſeligen Gegenſätze, welche ſich aus demſelben entwickelt haben, zu vielfältig zerriſſen, als daß jene Geiſtesruhe ſich nicht immer mehr daraus hätte verlieren ſollen. Die Aufgeregtheit iſt eine allgemeine. Wie dieſe nun auf die Literatur zurückwirkt, ſo hindert ſie auch ihren Einfluß auf das Leben. Überhaupt iſt, einzelne, und nur ſehr ſeltne Fälle ausgenommen, die Einwirkung des Lebens auf die Literatur immer eine mächtigere, als die der Literatur auf das Leben; ob es gleich nie an Leuten gefehlt hat, die, wie du ſelbſt, mein preiswürdiger Simplicius, der Meinung waren; daß die Welt ausſchließend durch bedrucktes Papier regiert werde.

Endlich, wenn in einer Zeit die äußern und materiellen Lebenszwecke ein entſchiednes Übergewicht über die höheren und geiſtigen gewinnen, und in Folge desſelben der ſittliche Ernſt ſich immer mehr herabſpannt: ſo kann weder von einem höheren Werth, noch von einer wahren Werthſchätzung, und mithin auch von keinem wohlthätigen Einfluß der Literatur weiter die Rede ſeyn. In einer ſolchen Zeit findet der Schriftſteller keinen Antrieb, ſich über ſie zu erheben: weil er keine Anerkennung findet; und erhebt der Einzelne aus eigner reicher Kraft ſich über ſeine Zeit: ſo wird er von ihr nicht begriffen, oder wohl auch verhöhnt und mißhandelt.

Die mit minderer Schwungkraft Begabten, und nicht von dem Gott in ihrer Bruſt, ſondern von Ehrgeiz, oder vielmehr von Eitelkeit und Geckerey Getriebenen, geben dann der Frivolität ihrer Zeit aus Schlaffheit oder mit Berechnung nach, und tragen das Ihrige redlich dazu bey, ſie immer tiefer herabzuziehen: bis zuletzt Beyde ſich gänzlich verflacht und die Kraft zu jedem höheren Aufſchwung verloren haben. Daß dieſes der Gang bey jeder Literatur geweſen, die bey der Zurückſetzung der höheren Intereſſen des Lebens in's Sinken gerieth, wird, weil ihn die Geſchichte in jedem einzelnen Fall mit gleicher Beſtimmtheit nachweiſt, nicht wohl widerſprochen werden können.

So weit iſt es nun allerdings noch nicht, mein ehrenwerther Simplicius; allein wir können, und zwar ſchon in einigen Decennien, auf dieſen Weg kommen, auf dem es dann raſch abwärts geht. Noch iſt allerdings der ſittliche Ernſt im Leben nicht erſchlafft: aber er darf ſich auch nicht mehr herabſpannen, als ihn die Tendenzen der Zeit bereits herabgeſtimmt haben; noch herrſcht unter den deutſchen Schriftſtellern ein reges Streben nach geiſtiger Erhebung, und noch ſind es nur Wenige, die ſich der Verkehrtheit der Zeit hingeben, oder verkaufen: aber es darf auch nicht ſchlimmer werden; noch iſt das deutſche Publicum nur überreizt und überſättigt, nicht blaſirt — das fürchterlichſte Wort, welches ich kenne! —: aber der Überreizung folgt überall die Abſpannung, und dieſer die gänzliche Erſchlaffung.

Wenn nun aus den angeführten Gründen eine große und entſcheidende Rückwirkung der Literatur auf das Leben zwar keineswegs zu erwarten: ſo könnte von dieſer Seite her nichts deſto weniger doch Einiges, und ſogar Vieles geſchehen. Das erſte Erforderniß dazu aber iſt, daß Diejenigen, welche unter ihrer Nation das Wort nehmen, um ſie zu belehren, das, was ſie Andere lehren wollen, zuerſt in ſich ſelbſt zur vollen Klarheit reifen laſſen; und daß ſie zuerſt ſich ſelbſt zu jener Höhe der Geſinnung erheben, zu welcher ſie Andere erheben wollen. Das Zweyte dann wäre, daß die Beſten zu einem gemeinſchaftlichen Zuſammenwirken ſich verbänden: weil wenig durch Einzelne, und überall nur durch einträchtiges beſonnenes Zuſammenwirken Mehrerer zu einem und demſelben Zwecke, ein bedeutender Erfolg erzielt werden mag.

Am erſprießlichſten und nöthigſten wäre ein ſolches Zuſammenwirken der Beſten zur Etablirung von zwey bis drey belletriſtiſchen, und eben ſo viel kritiſchen Journalen. Der poſitive und negative ſchlechte Einfluß; der Einfluß auf die materielle, und noch mehr auf die formelle Verbildung iſt bey den ſchlechten, oder auch nur bey den gehaltloſen Blättern dieſer Art gar nicht zu berechnen. Nun kann man, wie ich ſchon ſonſt einmal bemerkt habe, niemanden todtſchlagen oder einſperren, weil er ein ſchlechtes Tageblatt redigirt, oder daran mitarbeitet. So bleibt denn nichts Anderes übrig, als das Beſſere an die Stelle des Schlechteren zu ſetzen; das, wenn es durch die vereinten Bemühungen der Beſten unverkennbar als ein ſolches ſich ausſpricht, das Schlechtere zu verdrängen vermag. Noch beſitzt das deutſche Publicum im Ganzen geſunden Sinn genug, um Zeit und Geld nicht an das Schlechtere wegzuwerfen, wenn ihm das Beſſere geboten wird.

Das goldene Zeitalter unſrer Literatur, mein Freund, ſcheint für jeden Fall vorüber zu ſeyn, wie unbefangen und willig anerkennend man die neueſten Erſcheinungen im Gebiete derſelben auch immer beurtheilen mag. Wo auch nicht der Gehalt der Idee fehlt, fehlt doch die harmoniſche Vollendung der Form: weil Klarheit und Geiſtesruhe, ohne welche ſich dieſe nicht erreichen läßt, der ganzen Zeit fehlen. Deſto mehr aber käme es darauf an, zu nützen, was wir bereits beſitzen. Und das könnte durch zwey Mittel gefördert werden. Einmal durch eine Geſammtausgabe der deutſchen Claſſiker, die, nach den verſchiedenen Gattungen in eben ſo viele Einzelnausgaben zerfallend, in jeder Gattung mit ſtrengſter Auswahl nur das Beſte gäbe. Denn viel Vorzügliches aus dem verfloßnen, wie aus den Anfängen des gegenwärtigen Jahrhunderts, wird wenig mehr beachtet, und geräth immer mehr in Vergeſſenheit. Was das Intereſſe des Einzelnen oder der Speculationsgeiſt eines Buchhändlers an einzelnen Schriftſtellern aus einer früheren Zeit thut, kann, als vereinzelt, wenig wirken, und kaum in Rechnung gebracht werden. Auch was die neueſte Zeit an Zuwachs gebracht hat, und die Folge noch bringen wird, fände hier eine erhaltende Stelle: da auch das Beſſere von heute, durch das Neue, was der nächſte Morgen bringt, verdrängt und darüber vergeſſen wird. Nur wollen wir uns eine ſolche Ausgabe nicht bey den Franzoſen beſtellen: wie geneigt auch ihre Liebe zur deutſchen Literatur einer ſolchen Unternehmung ſich bereits gezeigt hat. Doch ein ſo rühmlicher Eifer auf das deutſche Geld zu ſpeculiren, und ihrem Unternehmungsgeiſt in Deutſchland einen Spielraum zu verſchaffen, gibt ſich ja auch bey andern Nationen in anderen Beziehungen auf erfreuliche Weiſe kund. Immer aber wäre zu hoffen, daß ſich in Deutſchland ſelbſt zwey oder drey Buchhandlungen von wohlbegründetem Credit fänden, die zu jenem Unternehmen ſich verbindend, die nothigen Fonds aufbrächten. Daß es mit Umſicht und verſtändiger Berechnung durchgeführt, einen ſicheren Gewinn bringen würde, darf kaum in Zweifel geſtellt werden. Auch könnte es, wenn eine allgemein accreditirte Handlung an die Spitze träte, durch Actien der geſammten deutſchen Buchhändler in's Werk geſetzt werden.

Ein bloßer Abdruck der deutſchen Claſſiker würde übrigens, wie zweckmäßig die Ausgabe auch eingerichtet ſeyn möchte, wenig nützen. Sie müßten, was bey Büchern überhaupt der Fall iſt, möglichſt gut benützt werden. Und dazu wäre allerdings die Hülfe der Kritik in Anſpruch zu nehmen. Hat dieſe ſo oft die Hand im Spiele, und in's Spiel gemengt, um das Spiel zu verderben: ſo müßte ſie hier die Hand bieten, um es zu verbeſſern. Hier wäre es endlich einmal zweckmäßig, die Franzoſen in ihren Discours préliminaires, oder vielmehr ihre Sitte, bedeutenden Werken derley Einleitungen vorauszuſchicken, nachzuahmen. Jedem einzelnen Werke müßte eine ſolche Einleitung vorausgeſetzt werden deren Abfaſſung freylich nicht dem Nächſten Beſten anvertraut werden dürfte. Dazu nun bedürfte es der Hülfe der Kritik. Aber, merk' es dir, querköpfiger Simplicius, nicht jene Kritik meine ich, die lobhudelt, ſchmäht, läſtert, mit Koth bewirft; heute darauf ausgeht, Andere beym Ohr zu zupfen, und morgen, wenn ſie an den Unrechten kommt, ſelbſt etwas unſanft bey'm Ohr gefaßt wird; auch nicht jene, die das Werk, das ſie beſpricht, als ein Neſt betrachtet, in das ſie ihr Ey legen, und in dem ſie eine neue

Theorie ausbrüten kann, oder die an jedes Urtheil einen vollſtändigen Curſus der Äſthetik knüpft: ſondern jene uns faſt verloren gegangene Kritik, die das Charakteriſtiſche eines Werkes ſcharf und ſicher zu erfaſſen weiß, und ſeine Schönheiten und Vorzüge, wie ſeine Mängel und Fehler mit voller Klarheit und Unbefangenheit entwickelt. Auch jene apotheoſirende Kritik meine ich nicht, die vor einem einzelnen Schriftſteller hinkniet, und ganz in Bewunderung verſchwimmt, und in Anbetung ſich auflöſt. Solche Abgötterey, die manchmal ziemlich nahe an Albernheit gränzt, iſt auch bey dem gediegneren Geiſt immer Einſeitigkeit: weil ſich in keinem Schriftſteller, wie reich und vielſeitig ſein Genie auch geweſen ſey, die ganze Summe geiſtiger Vorzüge und Tendenzen vereinigt und entfaltet findet; und weil wohl einzelne ſeiner Vorzüge, nie aber ſeine ganze Eigenthümlichkeit als unbedingte Norm für die Kunſt, und nicht einmal für die Bildung ſeiner Zeit gelten kann. Mir ſcheint jene Bewunderung eines großen Geiſtes allein die wahre und ſeiner würdige zu ſeyn, welche dasjenige, worin er wirklich groß iſt, klar erkennt und hinſtellt: nicht jene, welche in ſeine Werke alle Vorzüge hinein und heraus zu deuteln ſucht: ſelbſt dann nicht, wenn jemand zuerſt die Conſtellation beobachtete, eh' er ſich an den Schreibtiſch ſetzte, um ſeine Offenbarungen zu Papier zu bringen. Laudes streperae et importune effusae, ſagt **Baco**, famae nil prosunt: immo potius impense nocent. Wenn du nicht mehr ſo viel Latein übrig haſt, werther **Simplicius**, um dieſe Stelle zu verſtehen: ſo mache dir nichts daraus; ich kenne der Leute mehr, die ſie, wenigſtens nicht zum beſten, begriffen haben.

Noch auf andere Weiſe könnte Einiges für die Literatur und durch dieſe geſchehen.

Du erinnerſt dich ohne Zweifel noch aus unſrer Jugendzeit, wie heftig man damals gegen die Romanenleſerey eiferte, die ſich dem zum Trotz nur immer mehr verbreitete; und wie man ſich alle Mühe gab, ſie als höchſt verderblich darzuſtellen. Nicht mit Unrecht; wenn gleich meiſtens ziemlich ſeicht, und aus einem beſchränkten Geſichtspunkte. Eine Unterſuchung über den Einfluß des Romans, welche ihre Aufgabe ausführlich behandelte, und nachwieſe, wie die ſittlichen und ſocialen Verhältniſſe in den verſchiednen Phaſen ihrer Umgeſtaltung auf den Roman, und wie dieſer auf ſie zurückgewirkt, wäre eine der verdienſtlichſten Arbeiten, die ein Schriftſteller, der die dazu erforderlichen Eigenſchaften beſäße, unternehmen könnte. Für jeden Fall iſt dieſer Einfluß des Romans auf die Sitten, wie auf die ſocialen Verhältniſſe, ein unermeßlicher, und man muß oft und vielſeitig den Blick darauf gewendet haben, um ihn auch nur zu ahnen. Keine andere Dichtungsart, ſelbſt nicht die dramatiſche, darf in dieſer Hinſicht mit ihm verglichen werden: weil keine dem wirklichen Leben ſo nahe verwandt iſt, und keine, wie der Roman, neben der Phantaſie und dem Gefühl, in gleichem Grade die Reflexion in Anſpruch nimmt.

Der Roman wird, in welcher Form es auch ſey, jederzeit ein Bedürfniß gebildeter Völker bleiben. Und doch gibt es keine andere Dichtungsart, über die wir, ſelbſt in der Theorie, ſo wenig im Klaren wären. Alle Mißgriffe, die man hier begeht und begangen, laſſen ſich im Ganzen auf zwey zurückführen. Die Einen wollen mit engherziger Beſchränktheit den Roman zu einem Exempelbuch einer derben, hausgebacknen Moral machen, oder betrachten ihn als den bequemen Träger jeder beliebigen didactiſchen Anſicht: während Andere der Phantaſie und des Gefühls allein ſich zu bemächtigen ſuchen — in der neueſten Zeit, Dank ſey es unſern franzöſiſchen Vorbildern! durch Cruditäten, Bizarrerien und Abſcheulichkeiten jeder Art — und ihren Compoſitionen keine bedeutende Idee unterzulegen, und ſie in denſelben durchzuführen wiſſen. Die Einen werden faſt immer proſaiſch; die Andern ſind oft poetiſch auf Koſten der Natur und des ſittlichen Gefühls, und führen uns, wenn ſie uns unterhalten wollen, in die Folterkammer, oder in die Cloaken der empörendſten moraliſchen Verworfenheit.

Doch nicht das wollte ich ſagen. Ich wollte dich nur fragen, ob es, da der Einfluß des Romans auf das Leben ein ſo großer iſt, und da es eine Unzahl von Menſchen in allen Claſſen, ſelbſt unter den ſogenannten Gebildeten, gibt, deren Lectüre ausſchließlich, oder doch ſo gut wie ausſchließlich, aus Romanen beſteht, ob es, ſage ich, nicht möglich wäre, dieſen wenigſtens beſſere Romane, und mitunter etwas Beſſeres, als Romane, in die Hände zu ſpielen? Da ich mich gerne ſo kurz als möglich faſſen möchte: ſo weiß ich nicht leichter zu helfen, als auf die erſte Frage ſogleich eine zweyte zu ſetzen. Nimm an, daß in eine Geſellſchaft, die ſich eben an der Vorleſung eines Romans zu erbauen gedächte, oder zu einem Einzelnen, oder einer Einzelnen, die eben im Begriff wären, einen ſolchen zur Hand zu nehmen, ein Mann träte, welcher in einem ausgezeichneten Grade das Talent beſäße, gut zu erzählen, und, nicht eine ſentimentale oder gräßliche Liebesgeſchichte, ſondern einen intereſſanten Abſchnitt aus der allgemeinen oder vaterlandiſchen Geſchichte, oder das Leben irgend eines ausgezeichneten Menſchen erzählte; oder der es unternähme, die Geſellſchaft mit den intereſſanteſten Begebenheiten ſeiner Reiſen, oder mit dem Intereſſanteſten und allgemein Faßlichen aus dem Gebiet der Naturgeſchichte und der Naturlehre zu unterhalten: ſollte ein ſolcher Mann nicht eben ſo gerne von ihr gehört werden, und ihr eben ſo viel Unterhaltung verſchaffen, als die Vorleſung eines Romans, wenn dieſer ſelbſt keiner von den vielen ſchlechten, ſondern einer von den wenigen guten wäre. Ein ſo ſchlauer Kopf, wie du, mein preiswürdiger Simplicius, erräth leicht, wo ich hinaus will: und vermöge deiner dickbelobten Gewohnheit, Alles in einen Brey zuſammen zu rühren, haſt du gewiß auch ſchon die Antwort auf der Zunge: »Es fehle uns nicht an hiſtoriſchen Darſtellungen und Biographien von und für; und an Wanderungen und Streifzügen durch und nach;

und an Unterhaltungen aus und über; ꝛc. ꝛc. ꝛc.“ Das, mein Trefflicher, iſt nun freylich nur allzu wahr; aber es fehlt faſt allen dieſen Werken an einer Kleinigkeit, an der Gabe, und an dem ſichern Takte, in gleichem Grade unterhaltend, und auf gleiche Art, ohne Oberflächlichkeit und ohne Pedanterie, belehrend zu ſeyn, wie es ein Mann iſt, der mit gründlichen Kenntniſſen das Talent einer ausgezeichneten Unterhaltungsgabe vereinigt. Ein ſolcher Mann iſt auch in der guten Geſellſchaft eine ſeltene Erſcheinung; der Schriftſteller, wie wir ihn hier brauchen, iſt eine vielleicht noch ſeltnere. Zu finden inzwiſchen dächte ich, wären die rechten Leute, wenn man ſie ſuchen wollte; und wären erſt einige gewonnen: ſo würden bald mehrere jüngere Talente nach dieſer Seite ſich hinwenden. Wie geſagt, es gälte, ſie hervorzulocken: und das könnte am beſten von Seite der Buchhandlungen geſchehen. Wenn dieſe, die mit ihren Speculationen auf Romane und poetiſche Werke oft ſo übel wegkommen, für Werke jener Art, und für gute Romane ſelbſt, anſtändige Preiſe ausſetzten: ſo iſt wohl kein Zweifel, daß ihr Unternehmen ſich mit Gewinn auszahlen würde. Haben wir zum Beyſpiel eine Geſchichte Deutſchlands, oder Öſterreichs, oder Bayerns, oder Sachſens ꝛc., die man einem Frauenzimmer von gewöhnlicher Bildung, worunter ich hier eben nicht die allergewöhnlichſte verſtehe, zu leſen zumuthen dürfte? und legte es ein unternehmender Buchhändler auf eine ſolche an, ſollte er nicht ſeine Rechnung dabey finden? Beyſpiel und Erfolg des Einen würde bald mehrere anlocken; und darauf käme es eben an. Das Gute kann zu unſrer Zeit nirgends mehr durch Einzelne und vereinzelte Anſtrengungen: es kann nur durch Maſſen, und in Maſſen, gefördert werden.

Vor Einem aber wolle Gott in ſeiner allerhöchſten Gnade und Barmherzigkeit in Betreff ſolcher Werke uns von vorne herein bewahren — vor der faden Galanterie, Süßlichkeit, Sentimentalität und ſeichten Geſchwätzigkeit, die in franzöſiſchen Werken dieſer Art zu herrſchen pflegt. Recht leicht, und recht heiter müßten ſie ſich wegleſen, und dabey doch einen geſunden Kern haben.

Du ſiehſt, reſpectabler Simplicius, daß, wenn ich von der Literatur auch nicht, wie du ſelbſt, eine große und entſcheidende Rückwirkung auf das Leben erwarte, ich eine erſprießliche Einwirkung von dieſer Seite her darum nicht außer Berechnung ſtelle, und ſelbſt an Vorſchlägen dazu nicht unfruchtbar bin. Doch es iſt Zeit, dieſen Brief abzubrechen, da er mein gewöhnliches Maß ohnedieß ſchon überſchreitet, und ich es müde bin — leeres Stroh zu dreſchen.

Vierzehnter Brief.

Ich habe dir ſchon neulich geſagt, preiswürdigſter Simplicius, daß ich jederzeit eine hohe Meinung von deinen poetiſchen Talenten gehabt habe. Hätte mich irgend etwas darin irre machen können: ſo wäre es der Umſtand, daß du Tabak ſchmauchſt; da nach Ludwig Tieck's Ausſpruch ein Dichter und ein Raucher unvereinbare Widerſprüche ſind. Ich kann es mir vorſtellen, welcher Schauder ihn ergriffen haben mag, als man ihm von einem namhaften neueren Dichter das abgeſchmackte Mährchen zuklatſchte, daß derſelbe nicht weniger, als fünfhundert Meerſchaumköpfe beſitze.

Doch, wie geſagt, auch durch Tieck's Autorität hab ich mich in dem Glauben an dein poetiſches Talent nicht irre machen laſſen. Leicht begreife ich daher deine Theilnahme an den Schickſalen der Poeſie. Daß du aber auch an dem Schickſal der übrigen Künſte einen ſo lebhaften Antheil nehmen ſollteſt: das — vergib, mein Guter — hätte ich dir kaum zugetraut.

Was nun die Kunſt betrifft — den Finger auf den Mund! Ein paar Künſtler haben es uns in einem Sendſchreiben von Rom aus geſagt, daß wir uns alles Hin- und Widerredens über die Kunſt enthalten ſollen, und ihren Mund weit genug aufgethan, um uns zu bedeuten, wir möchten den unſrigen wahren. Nun iſt des ſeichten Kunſtgeſchwätzes freylich mehr als zu viel: inzwiſchen erſcheint es dennoch etwas arrogant, und deßwegen unziemlich, und deßwegen, als etwas, das beſſer unterblieben wäre, wenn Diejenigen, welche ihre Werke öffentlich ausſtellen, und dafür das öffentliche Urtheil in Anſpruch nehmen, ſich öffentlich dagegen erklären, daß man darüber ein Urtheil fälle. Wie man ſich die Sache auch beſehe, eine ſolche Epiſtel beſagt nichts Anderes, als: Ihr ſollt, was wir zu Tage fördern, mit euerm Gelde zahlen; aber ihr ſollt bey Strafe unſers Unwillens und einer ernſtlichen Zurechtweiſung, was wir nicht leiſten, nicht vermiſſen, und was wir leiſten, ohne Weiteres tadellos finden.

Da ich nun nicht wohlhabend genug bin, um Gemälde und Kupferſtiche zu kaufen — nur den Sägemeiſter Simplicius will ich kaufen um jeden Preis, wenn du es dir, wie Jeder und Jede, willſt angelegen ſeyn laſſen — ein Abbild deiner werthen Züge den Geſchlechtern zu überliefern, die noch kommen ſollen: ſo will ich wenigſtens dem zweyten Theil jener Paräneſis Folge leiſten. Auch iſt über die Stellung der Kunſt zur Zeit, zu der unſrigen, wie zu jeder anderen, nur wenig zu ſagen. Das Weſen der Kunſt iſt die Begeiſterung für das Schöne. Die höchſte Vollkommenheit der Schönheit ruht im Sittlichſchönen: und Alles, was ſchön iſt, hat eine mehr oder minder beſtimmt ausgeſprochene Beziehung zur Idee des Sittlichſchönen; was ſchon in einer, vom Begriff der Schönheit nicht zu trennenden, vollkommnen Harmonie liegt. So hängt denn Aufſchwung, Streben, Einfluß und Geltung der Kunſt in jeder Zeitperiode von dem Grade der Begeiſterung ab, deren dieſe für das Sittlichſchöne empfänglich iſt. In gleichem Grade, als ſich dieſe aus dem Leben verliert, verliert auch die Kunſt, und ſinkt, wenn die Tendenz zu den materiellen Intereſſen des Lebens ſich erſt zur überwiegenden, dann zur vorherrſchenden, und zuletzt zur alleinherrſchenden ausgebildet hat, immer tiefer: bis ſie, erſt in Manier, und dann in Grimaſſe ausartend, eben noch gut genug iſt, dem Geldſtolz und den Lüſten zu dienen, und Börſenhallen und Boudoirs auszuſchmücken.

Fünfzehnter Brief.

Ein wenig eigen biſt du, mein höchſt ehrenwerther **Simplicius**. Du machſt mir eine lange Entſchuldigung darüber, daß du meine Briefe einem deiner Freunde gezeigt. Wenn du glaubteſt, daß mir dieſes unangenehm ſeyn könne, ſo hätteſt du es nicht thun ſollen; hatteſt du es aber gethan: ſo brauchteſt du, um keiner Entſchuldigung zu bedürfen, es mir nur zu verſchweigen. Weißt du denn, was ich dir Alles verſchwiegen habe, mein treuherziger **Simplicius**! —

Übrigens, mein Freund, kannſt du meine Briefe zeigen, wenn du ſie zu zeigen Luſt haſt. Ich glaube nicht, daß ein Vernünftiger billiger Weiſe Anſtoß daran nehmen könne. Gegen den Vorwurf einer feindſeligen — und weil dieſes Wort in der That keinen Sinn hat, indem ein äußeres Lebenselement, das einmal bis auf einen gewiſſen Grad Raum gefaßt, und ſich mit einem gewiſſen Grad von Entſchiedenheit herausgebildet hat, durch keine Gegenwirkung der Zeit in ſeiner Entwicklung ſich aufhalten läßt — gegen den Vorwurf einer albernen Animoſität gegen die merkantiliſchen und induſtriellen Tendenzen der Zeit, glaube ich mich, weil das doch nöthig, hinreichend verwahrt zu haben. »Und wer weiß,« ſagt einer meiner Bekannten bey jeder Gelegenheit, »wozu die Sache ſonſt gut iſt.«

Aber darin glaube ich Recht zu haben, ehrenwerther Simplicius, daß die überwiegende Richtung der Zeit auf äußere Lebenszwecke, und die mit und durch dieſe Richtung immer zunehmende Gier nach Erwerb und Genuß; daß der dadurch immer mehr, und bey der Aufgeregtheit, Überreizung, Verflachung und Zerriſſenheit der Zeit in raſchem Fortſchritt ſich ausbildende ſinnliche Materialismus eines kräftigen Gegengewichtes von ſittlichem Ernſt bedürfe: weil der innere Gehalt des Lebens immer verliert, was das äußere über das richtige Verhältniß hinaus, nach welchem ihm die zweyte, nicht die erſte Rolle gebührt, gewinnt oder ſich anmaßt. Auch darin werde ich Recht haben, daß allein die Religion und die öffentliche Erziehung ein ſolches Gegengewicht abgeben können; daß es der letzteren um ſo mehr zufalle, die Mängel der Privaterziehung zu verbeſſern, und die ſchädlichen Einflüſſe der Zeit von der Jugend abzuhalten, da durch dieſe Einflüſſe die Bande des Familienlebens mit jedem Tage theils ſich von ſelbſt immer mehr auflockern, theils aberwitzige Frechheit Einzelner ſie abſichtlich lockerer zu machen ſtrebt, und die Rückwirkung davon auf die häusliche Erziehung nur eine verderbliche ſeyn kann; daß die öffentliche Erziehung darum die Sache nicht mit halbem, ſondern mit ganzem Ernſt angreifen, nicht boſeln und nicht flicken, ſondern aus dem Ganzen ſchneiden, und die Löſung ihrer Aufgabe mit der ſtrengſten Conſequenz durchführen müſſe; und daß ſie das humaniſtiſche Princip der Jugendbildung für die gelehrten Schulen hartnäckig feſtzuhalten, und den Anmaßungen des Realismus, und ſeinem ewigen Geſchrey, daß man die Forderungen der Zeit berückſichtigen müſſe — ſeine Anforderungen zurückweiſen heißt hier eben das thun, was die Zeit dringend fordert — weder zur Hälfte, noch zu einem Drittheil, noch zu einem Viertheil, noch zu einem andern Bruchtheil nachzugeben habe, wie gering dieſes auch ſeyn möchte. Noch einmal, was heißt nur der Ausdruck überhaupt: ſich nach den Forderungen der Zeit richten? Wenn ihre Forderungen vernünftig ſind: ſo ſind ſie ja die für alle Zeiten geltenden Forderungen der Vernunft ſelbſt; wofern ſie das nicht ſind: ſo heißt ja in einem ſolchen Falle jener Ausdruck nichts Anderes, als: ſich nach den Forderungen der Unvernunft richten.

Damit glaub ich ſtellt ſich auch das Verhältniß des Einzelnen zu ſeiner Zeit richtig heraus; nämlich die Aufgabe — ohne, wo ſie den rechten Weg geht, abſichtlich einen andern Weg zu gehen, der dann ſchon darum nicht der rechte ſeyn könnte, weil es nur einen ſolchen gibt — dennoch ſich zunächſt, unabhängig von ihren verkehrten Forderungen, zur innern Freyheit herauszubilden, und ſich ſeine Selbſtſtändigkeit zu bewahren. Je aufgeregter, je verworrener und je zwieſpaltiger eine Zeitperiode iſt: um deſto dringender iſt es für den Einzelnen, einen ſichern Schwerpunkt in ſich ſelbſt zu finden, weil er dadurch allein, während das Leben nach allen Beziehungen ſich überhaſtet und überſtürzt, zu einer feſtbegründeten Geiſtesruhe gelangen kann. Das kann er. Auch einige Quellen der Freude kann er ſich bewahren, unabhängig von den Wechſelfällen ſeiner Zeit; die Freude an der Natur, die Freuden des Mitgefühls, die Liebe zur Wiſſenſchaft und zur Kunſt; und die beſte aller Freuden, die Eintracht mit ſich ſelbſt.

Dazu aber, innerlich frey zu ſeyn, kann er nur gelangen, wenn ſein ſittliches Erkennen jenen Grad von Klarheit erreicht hat, wo das Handeln von ſelbſt damit zuſammenfällt. Iſt es nun für Jeden in jeder Zeitperiode die wichtigſte Aufgabe, mit dem vollen Bewußtſeyn ſolches Zweckes nach dieſer Erkenntniß zu ſtreben: ſo iſt ein ſolches Streben, als ein ſelbſtſtändiges, doch am nöthigſten, wie am ſchwerſten, in einer Zeit, in welcher der ſittliche Ernſt im Leben ſelbſt zu erſchlaffen anfängt, und nicht weniger von den vorherrſchenden merkantiliſchen und induſtriellen Intereſſen der Zeit in den Hintergrund gedrängt, als von der Frivolität und dem Übermuth Einzelner, keineswegs mit ſo unbedeutendem Erfolg, wie Manche glauben, angegriffen und verhöhnt wird.

Leb wohl, werther Simplicius. Wenn ich, deiner Einladung zu Folge, dich zwiſchen deinen Bergen beſuche, wollen wir dieß und einige andere Dinge, des Breiteren beſprechen, ohne uns mehr Kummer, als billig, darüber zu machen, wie die Welt künftig fortrolle. Sie wird fortrollen, wie ſie eben zu rollen Luſt hat; und — Gott wird das Beſte dabey thun.

Bey dem Verleger dieſes Werkes, ſo wie in allen Buchhandlungen Deutſchlands, ſind auch nachſtehende empfehlenswerthe Werke zu haben:

Böhm, C. M., Eine Heirath in der großen Welt. (A Marriage in high Life.) Von der Verfaſſerin von »Trevelyan, Flirtation etc.« Aus dem Engliſchen überſetzt. Zwey Theile. 12. 1837. 2 fl. C. M.

Braun von Braunthal, J. K., Loda. Trauerſpiel in drey Acten. Nach Oſſians Gedichte gleichen Namens. 12. 1826. Schreibp. 1 fl. 15 kr. Druckp. 1 fl. C. M.

— — Die äſthetiſch gebildete Dame. Oder: Das für Frauen Wiſſenswertheſte aus dem Gebiete der Äſthetik. In zwey Büchern. 12. 1830. 1 fl. C. M.

— — Antitheſen; oder Herrn Humors Wanderungen durch Wien und Berlin. Eine Sammlung Skizzen aus dem Wiener und Berliner Volksleben, nach der Natur gezeichnet. 12. 1834. 36 kr. C. M.

Deinhardſtein, Erzherzog Maximilians Brautzug. Dramatiſches Gedicht in fünf Abtheilungen. Nach dem Teuerdank. 12. 1832. 40 kr. C. M.

Enk, M., Eudoxia, oder die Quellen der Seelenruhe. 8. 1824. 45 kr. C. M.

— — Das Bild der Nemeſis. 12. 1825. 45 kr.

— — Melpomene, oder über das tragiſche Intereſſe. 8. 1827. 2 fl. C. M.

— — Über den Umgang mit uns ſelbſt. 12. 1829. 1 fl. C. M.

— — Don Tiburzio. 12. 1831. 1 fl. C. M.

— — Dorat's Tod. 12. 1833. 1 fl. C. M.

— — Charaden. 12. 1834. 45 kr., mit Goldſchnitt und Schuber 1 fl. 15 kr. C. M.

— — Von der Beurtheilung Anderer. In ſechs Büchern. 12. 1835. 1 fl.

Ficker, F., Geſchichtlicher Überblick der geſammten ſchönen Kunſt nach ihren einzelnen Sphären. gr. 8. 1837. 2 fl.

Glatz, J., Julius von Klarenau, oder die Stimme eines edlen Greiſes an den Geiſt und das Herz eines hoffnungsvollen Jünglings. Ein Seitenſtück zu Woldemars Vermächtniß an ſeinen Sohn. 12. 1824. 1 fl. 45 kr., geb. 2 fl. C. M.

Halm, F., Griſeldis. Dramatiſches Gedicht in fünf Acten. Zweyte Auflage. 8. 1837. 1 fl. 30 kr. C. M.

Hartmann, Ph. C., der Geiſt des Menſchen in ſeinen Verhältniſſen zum phyſiſchen Leben, oder Grundzüge zu einer Phyſiologie des Denkens. Für Ärzte, Philoſophen und Menſchen im höhern Sinne des Wortes. Zweyte, vom Verfaſſer ſelbſt vermehrte Auflage. gr. 8. 1832. 2 fl. 30 kr. C. M.

Meyer, Ph., Theorie und Literatur der deutſchen Dichtungsarten. Ein Handbuch zur Bildung des Styls und des Geſchmackes. 3 Bände. gr. 8. 1824. 4 fl. 30 kr. C. M.

Neumann, J. Ph., Ernſt, Frohſinn und Scherz. In Dichtungen mannigfachen Inhaltes. 12. 1830. 1 fl. 15 kr. C. M.

Strahl, A., Romantiſche Zeitbilder. 12. 1837. 1 fl. C. M.

Wimmer, G. A., Bibliothek naturhiſtoriſcher Reiſen für die reifere Jugend. 1ſtes bis 4tes Bändchen. Enthält: Alexander von Humboldt und Aimé Bonpland Reiſe in die Äquinoctial-Gegenden des neuen Continents. Für die reifere Jugend zur belehrenden Unterhaltung bearbeitet. 4 Bändchen. Mit Humboldt's Portrait, 9 Kupfertafeln und 3 Charten. 12. 1830. Broſchirt 6 fl., cartonirt 6 fl. 30 kr. C. M.

~~Zt. W. Jt.~~
P. o. hisp.
1011 v

Studien

über

Lope de Vega Carpio.

Von
[Michael]
M. Enk.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bei Carl Gerold.
1839.

b.. 3287

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Der Verſuch, die Liebhaber der dramatiſchen Poeſie mit den Werken Lope de Vega's näher bekannt zu machen, wird kaum der Entſchuldigung bedürfen. Kein anderer dramatiſcher Dichter iſt weniger gekannt; kein anderer iſt bisher, ohne gekannt zu ſeyn, oberflächlicher und verkehrter beurtheilt worden. Die Anzahl der Dramen Lope de Vega's, die in Ueberſetzungen oder Analyſen unter uns bekannt geworden, beläuft ſich kaum auf ein Dutzend. Die vor Kurzem zu Paris erſchienene Sammlung Lope'ſcher Dramen enthält von den acht und vierzigen, aus welchen die hier analyſirten vier und zwanzig gewählt ſind, nur Eines; das hier nicht aufgenommen worden iſt. Montalvan verſicherte zwanzig Jahre vor Lope's Tode, daß dieſer 1400 Schauſpiele und 400 Autos sacramentales geſchrieben habe; der, auch von Lord Holland mitgetheilte Katalog Huerta's zählt 515 Stücke auf; und die große Madrider Ausgabe enthält deren in 25 Bänden 300.

Die letztere wird, da man acht und dreißig Jahre daran druckte, in Spanien ſelbſt nur ſehr ſelten complet angetroffen; und der unbekannteſte Dichter iſt zugleich einer der unzugänglichſten.

Ueber die Grundſätze, welche den Verfaſſer bei der Wahl und der Behandlung der einzelnen Stücke geleitet, und über die erſprießliche Rückwirkung, welche eine mit Einſicht und ſelbſtſtändigem poetiſchen Geiſt benützte Bekanntſchaft mit dem ſpaniſchen Drama, und vorzüglich mit Lope, auch jetzt noch auf das unſrige ausüben könne, denkt er ſich in der Folge auszuſprechen: wenn anders dieſe Arbeit Anklang genug findet, um ihn ſeine Mühe, und den Herrn Verleger ſeine Koſten nicht bereuen zu laſſen.

Wien, den 27. September 1838.

Studien

über

Lope de Vega Carpio.

> Poeta insigne, a cuyo verso o prosa
> Ninguno lo avantaja, ni aun lo llega.
>
> *Cerv. Viage al Parnaso.*

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

Der Hirt von Leon.

(Los donayres de Matico.)

Der Graf von Barcelona wird auf einer Jagd im Gebirge von einer ungeheuren Schlange angefallen. Vergebens fordert er ſeine beiden Begleiter, **Ramiro** und **Riquelmo**, auf, ihm in dem Kampfe gegen das Ungethüm beizuſtehen; vergebens verſpricht er demjenigen, der ihn retten würde, die Hand ſeiner Tochter, und die Nachfolge in ſeiner Grafſchaft. Beide halten ſich, unter dem Schein des Wetteifers, in gemeſſener Entfernung. Da ſtürzt ein junger Hirt herbei, und tödtet die Schlange mit ſeinem Stocke. Der Graf, von lebhaftem Dankgefühl ergriffen, erklärt, ſein ausgeſprochenes Wort an ſeinem Retter mit unwandelbarer Treue erfüllen zu wollen; theils, weil ſeine Rettung ſelbſt ihm ein höherer Fingerzeig zu ſeyn ſcheint; theils, weil das gute Ausſehen und die klugen Reden des jungen Hirten dieſen einer ſolchen Belohnung nicht unwerth erſcheinen laſſen. **Sancho** — ſo heißt der Hirt — iſt inzwiſchen über eine ſolche Auszeichnung weniger erfreut, als er ſie eifrig abzulehnen ſucht.

Als der Graf, nach Barcelona zurückgekehrt, ſeiner Tochter den ihr beſtimmten Bräutigam vorſtellt, behandelt ſie die ganze Sache als einen Scherz, und entfernt ſich lachend, ohne ſich auf eine weitere Erklärung einzulaſſen[1]). Sancho bittet den Grafen jetzt auf's neue, ihn zu ſeiner Heerde zurück zu ſenden; allein der Graf beharrt bei ſeinem Entſchluſſe, aus ihm den Gemahl ſeiner Tochter zu machen, und übergibt ihn einem Hauptmann, der ihm vor der Hand eine anſtändigere Kleidung beſorgen ſoll. Während nun der Graf allein zurückbleibt, drängt ſich ein zweiter Hirt herein, dem die Pagen den Eintritt verwehren wollen: »Er heiße Matico, und ſey gekommen, um den Grafen zu bitten, ihm ſeinen Bruder Sancho zurückzugeben, ohne den er nicht leben könne.« Sein Betragen gegen Sancho, als dieſer reich gekleidet mit dem Hauptmann zurückkehrt, zeigt von einer lebhaft gereizten Empfindlichkeit, als deren Quelle er den Neid über das Glück ſeines Bruders angibt; als aber der Graf durch die Nachricht von einer plötzlichen Unpäßlichkeit ſeiner Tochter abgerufen wird, bricht die Eiferſucht der ihre Verſchmähung fürchtenden Geliebten — denn das iſt Matico — in die heftigſten Klagen aus[2]). Sancho iſt bereitet, Barcelona ſogleich zu verlaſſen, und reißt ſich die Kleider ab. Um dem Befremden des eben zurückkommenden Grafen zu begegnen, ſtellt ſich Sancho, als ob er mit Matico eben in einem Tanze begriffen wäre. Das ſcheint dem Grafen nicht weniger befremdlich, als ihm das bloße Auskleiden geſchienen haben möchte, und er verzweifelt faſt, daß es ihm gelingen werde, den jungen Bauer abzuſchleifen. Der Hauptmann räth, ihn ſich wappnen, und einen Verſuch in ritterlichen Übungen

---

[1]) *Ros.* ¿Quien es aquesto villano?
Cond. Quien ha de ser tu marido.
Ros.? Burlaste? *Cond.* Sin falta es esto.
Ros. El cielo en esta occasion,
Aunque la vida me cueste,
Pues te libro de un dragon,
A mi me libre de aquesto.
(Entrase riendo.)

[2]) ¿Como ya te has olvidado
De lo mucho, que me debes?
¿Parecen te ingrato leves
Los trabajos que he passado?
Perdi mi patria por te,
Mis padres perdi, mi bien;
Y perdi mi honra tombien,

Que fue lo, que mas perdi.
— — — — — — — —
¿Que me has dado? en que me paga
Tu alma y ingrato pecho,
Que el menor mal, que me has hecho
En parte me satisfaga?
Un vestido de pobreza
Esta abarca y esta piel,
Que por vestirte tu del
Lo tuve a suma riqueza.
Y estas plantas peregrinas,
Que non descansan jamas,
Siguendote por do vas
Por mil montes que caminas,
¿Accertaron a volver
Donde salieron sinti?
Aura padres para mi
Que me quieran acoger?
— — — — — — —
Assi traydor me dexabas
¿Pensabas, que non supiera,
Entrar de qualquier manera
Adonde quiera que estabas?
Fuera en balde tu malicia,
Aunque al cielo subieras;
Y ¡ oxala! que alla estuvieras,
Que alla me hizieran justicia etc. etc.

machen zu laſſen. Man bringt eine Rüſtung, und das Anziehen derſelben gibt Veranlaſſung zu manchen drolligen Scherzen und verſteckten Anſpielungen.

Im zweiten Aufzug treten zuerſt Riquelmo und Ramiro auf. Der Erſtere rühmt Sancho's Muth und Gewandtheit in den ritterlichen Übungen, durch die Roſimundens Widerwillen gegen ihn ſich in eine lebhafte Zuneigung verwandelt habe. Roſimunde erſcheint mit Matico, der die beiden Ritter mit einem etwas zweideutigen Räthſel zum Beſten hat; und darauf Sancho mit ſeinem Lehrer, der ihn in Gegenwart der Gräſin ſeine Lection aus der Grammatik (das Verbum amo) überhört; was wieder zu mehreren doppelſinnigen Anſpielungen auf das Verhältniß der beiden Hauptperſonen Veranlaſſung gibt. Als die Gräſin abgerufen wird, erfolgt aufs neue ein heftiger Ausbruch der Eiferſucht Juana's, welchen bei der Rückkehr Roſimunden's der Vorwand eines Streites beſchönigen muß. Dieſe verſucht die beiden Brüder zu verſöhnen; allein kaum hat ſie den Rücken gewandt, als Juana ihre Nachgiebigkeit für Verſtellung erklärt, und forteilt. Sancho folgt ihr, um ein Unglück zu verhüthen; weil es, wie er ſagt »kein grimmigeres Thier gebe, als ein eiferſüchtiges Weib [3]).«

Mit Riquelmo tritt Belardo, ein leoneſiſcher Ritter auf, und erzählt dieſem, dem er gänzlich unbekannt iſt, wie er lange um die Liebe der Tochter des Königs von Leon geworben, und als er ſein Werben belohnt zu ſehen gehofft habe, in ſeiner Erwartung getäuſcht worden ſey. Bei einem zwiſchen den Königen von Navarra und Leon ausgebrochenen Kriege ſey ein Sohn des erſteren in dürftiger Verkleidung nach Leon gekommen; habe Mittel gefunden, ſich der Prinzeſſin heimlich zu nähern; habe ihre Liebe gewonnen, und ſey mit ihr auf einer Jagd verſchwunden. Hier in Barcelona aber habe er den Prinzen Sancho in der Kirche erkannt; und er ſey überzeugt, daß dieſer die Infantin bei ſich habe. Er bittet Riquelmo um ſeinen Beiſtand, den ihm dieſer gerne verheißt, da er Roſimunden ſelbſt liebt, und in Sancho den Nebenbuhler haßt. Ihre Berathung wird durch den Eintritt des Grafen unterbrochen, der gegen den Hauptmann ſeine Freude darüber äußert, daß es mit Sancho's ritterlicher Ausbildung ſo glücklich vorwärts gehe. Er ſey darum nur um ſo feſter entſchloſſen, ihn zu ſeinem Schwiegerſohne und Nachfolger zu machen; obgleich mehrere ſeiner Vaſallen mit dieſem Entſchluß ſehr unzufrieden ſeyen. Als er denſelben dem eben eintretenden Matico mittheilt, und von ihm verlangt, daß er bei der Vermählung ſeines Bruders ſeine Hirtenkleidung ablege, bricht dieſer (Donna Juana), während der Graf ſich mit Riquelmo beſpricht, auf's neue in verzweiflungsvolle Klagen aus. Sie will ein ſchriftliches Verſprechen, das ſie von Sancho beſitzt, vor ſeinen Augen zerreißen, und dann die Flucht ergreifen *).

---

[3]) Que non ay tan fiero animal
Como una muger con zelos.

Roſimunda erklärt, Sancho ihre Hand reichen zu wollen, als Ramiro mit der Nachricht von dem wachſenden Aufſtande, und gleich darauf der Governador von Barcelona erſcheint, um gegen die Vermählung Einſpruch zu thun.

Der Graf will von ſeinem Entſchluß nicht weichen, und hat den Governador für dieſen bereits günſtig umgeſtimmt, als Sancho in Hirtenkleidung hereintritt. Dieſer Umſtand wirft alle Überredungsgründe des Grafen über den Haufen.

---

*) Tengo en el pecho guardada
La cedula, que me hizo,
Con que mi honor satisfizo,
Y de su nombre firmada.

Sancho ſagt mit wenig Worten, daß eine ihm vor Augen gekommene Schrift ihn zu dieſem Schritte beſtimmt habe, jagt einen Haufen aufrühreriſchen Volkes, der in das Gemach dringt, ſammt ſeinen Führern Belardo und Ramiro mit dem Stocke davon, und will Barcelona verlaſſen, um ſeine Geliebte aufzuſuchen und ſie zu verſöhnen.

Die in ihrer Verkleidung flüchtig in der Gegend von Barcelona herumſtreifende Infantin trifft auf den in Pilgerkleidung einherziehenden Belardo, dem ſie ſich als Diener anbietet, und der ſie als ſolchen annimmt. Sancho hat die Aufrührer aus der Stadt getrieben, denen Riquelmo das Geheimniß der Geburt desſelben entdeckt, und die in der Nähe der Stadt auf einem Berge ſich verſchanzen wollen. Roſimunda erſcheint auf der Mauer; Sancho am Fuße derſelben. Sie ſpricht ihre Neigung für ihn, er ſeinen Schmerz um Juana aus; und da jene, weil ſie ihn verwundet glaubt, hinabeilt, um ihn zu verbinden, entfernt ſich Sancho, und läßt einen Brief zurück, den er ſchon früher geſchrieben, um ſie zu enttäuſchen, und in welchem er ſich als Infanten von Navarra bekennt. Schmerz Roſimundens. Der Graf, welcher mit dem Hauptmann dazukommt, will ein Aufgebot ausgehen laſſen, um Sancho wieder in ſeine Gewalt zu bekommen.

Belardo langt mit Matico vor einer Schenke an, wo er einkehren will. Die Scheuermagd des Wirthes nimmt Matico ſogleich in lebhafte Affection, was zu mehreren drolligen Scherzen Veranlaſſung gibt. Während Belardo ins Haus geht, bekommt Donna Juana Luſt, ſeinen Mantelſack zu durchſuchen, und erſieht aus ſeinen Papieren mit großer Freude, daß der Pilger, dem ſie ſich angeſchloſſen, niemand Anderer, als ihr früherer Verehrer, Graf Belardo iſt. Der Wirth überraſcht ſie bei der Durchſuchung, behandelt ſie als Dieb, und zwingt ſie, ſich dem herbeigerufenen Belardo zu entdecken. Indem ſie das thut, bietet ſie zugleich ohne vieles Bedenken dem hochentzückten Grafen ihre Hand an[5].

Inzwiſchen haben Riquelmo, Ramiro und der Governador einen Streifzug unternommen, um Lebensmittel zu rauben, und überfallen die Schenke. Während ſie in dieſe eingedrungen, langt auch Sancho vor derſelben an, und ſchläft ermüdet vor dem Hauſe ein. Die Aufrührer, Belardo, die Infantin ꝛc. finden ihn, und er erfährt, daß die Letztere ſich bereits mit dem Grafen vermählt hat. Anfangs ſtellt er ſich wohl etwas ungeberdig; zuletzt aber meint er: »weil Juana ſich nun einmal, wie das immer gekommen ſey, vermählt habe: ſo thue es ihm auch nicht leid[6],« und als der Graf von Barcelona erſcheint, bittet er ihn auf der Stelle um die Hand ſeiner Tochter. Zum Überfluß findet dieſer in Belardo noch ſeinen Sohn, den Seeräuber in der Kindheit geraubt hatten. So iſt denn Jedermann zufrieden geſtellt, und die Scheuermagd die Einzige, die eine vollſtändige Niete gezogen hat[7].

---

[5] In Betreff der Bedenklichkeiten, welche der Graf ſeinerſeits allenfalls haben könnte, ſpricht ſie ſich mit der bündigſten Unbefangenheit ſo aus:

Soy doña Juana señor,
Que con Rugero perdida
Gaste seys años de vida
Y seys mil años de amor
Aunque te puedo jurar
Que el yrme fue la deshonra:
Porque prendas de la honra
Non le consenti tocar etc.

[6] Casose per varios modos;
Pues lo quiere, no me pesa etc.

[7] ¿Como? como¿ no es hombre?
Pues matenle a moxicones.
ſagt ſie, als ſie das erfährt.

Es iſt leichter die Fehler dieſes Stückes zu tadeln, als ſeine Vorzüge richtig zu würdigen. Die Situation der Infantin iſt höchſt anſprechend, und mit ächt poetiſchem Geiſte durchgeführt. Was dieſer Durchführung einen beſonderen Reiz gibt, iſt, daß die leidenſchaftliche Heftigkeit Juanens ſo glücklich in die Farbe der Rolle gekleidet iſt, welche ſie ſich zu ſpielen gezwungen ſieht; und daß ſie ihre Leidenſchaft, wie heftig dieſe auch gelegenheitlich hervorbricht, dennoch wieder mit ſo vieler Sicherheit zu beherrſchen weiß. Die vollſtändige Entdeckung ihres Geheimniſſes iſt mit großer Geſchicklichkeit hingehalten; die verſteckten Anſpielungen auf ihren Stand, ihre Gemüthslage, und ihr wahres Verhältniß zu Sancho reizen und beleben fortwährend das Intereſſe; und wenn ſie zum Theil auf Wortſpielen beruhen: ſo wird man doch nicht ſagen dürfen, daß dieſe über die Gebühr gehäuft ſeyen.

Was den deutſchen Leſer oder Zuſchauer am meiſten beleidigen dürfte, iſt der plötzliche Wechſel in den Geſinnungen Juana's, ſo wie Sancho's. Das kommt bei Lope ſo oft vor: daß es wohl am beſten iſt, einer Bemerkung darüber gleich hier ihre Stelle zu geben. Der Südländer beſitzt neben einer höchſt beweglichen Reizbarkeit der Phantaſie und des Gefühles viel ſcharfen Verſtand, und einen angebornen Takt für die äußeren Lebensverhältniſſe. Wie heftig ſein inneres Leben auch aufgeregt ſey: er verliert das äußere darüber nicht leicht aus den Augen. Seine Leidenſchaft iſt mehr heftig und gewaltthätig, als tief und hartnäckig, und verläugnet dabei in keiner ihrer Geſtaltungen den Charakter einer ſcharfen Entſchiedenheit. Die Spanierin greift nach Gift und Dolch, oder verſchließt ihre Leidenſchaft, und nimmt einen andern Mann, wo das deutſche Mädchen ſich hinſetzt, und von Entſagung ſchwärmt, oder ſich zu todt härmen zu müſſen glaubt. Von Unnatur würde hier nur dann die Rede ſeyn dürfen, wenn Juana ohne weitere Umſtände ihre tiefe Leidenſchaft fahren ließe, um ſich einer andern Liebe hinzugeben. Sie gibt ihre Leidenſchaft für Sancho auf; ſie wirft ſie nicht aus bloßer Laune von ſich. Dieſer freilich hat ſie ſelbſt keineswegs aufgegeben. Sie glaubt aber, er habe das wirklich gethan; oder — was hier faſt auf Eines hinausläuft — er ſey wenigſtens auf dem Sprunge geweſen, es zu thun. Weit eher könnte man die Gleichgiltigkeit, welche Sancho bei der Entwickelung zeigt, unnatürlich finden. Allein was ſoll er machen? Verzweifeln? den Tod ſuchen? ꝛc. Er iſt zu vernünftig dazu. Daß er die Sache nicht ganz ſo leicht nimmt, wie er ſie zu nehmen den Anſchein haben will, zeigt die Bitterkeit, die er der Prinzeſſin in den Kauf gibt. Und wie konnte er ihre Unbeſtändigkeit empfindlicher ſtrafen, als wenn er ſich dieſelbe ſcheinbar ſo wenig, als möglich leid thun ließ?

II.

Der verfolgte Carlos.

(Carlos el Perseguido.)

Es geht mit den literariſchen Urtheilen gerade ſo, wie mit den Beurtheilungen bedeutender Menſchen in anderen Beziehungen. Iſt über einen wenig gekannten Dichter, oft von einem ſehr unberufenen Beurtheiler, einmal eine Meinung ausgeſprochen: ſo gibt man ihr, wenn ſie auch nur in einzelnen Beziehungen gegründet, und nur von einzelnen Compoſitionen, die dem Beurtheilenden vielleicht allein bekannt wurden*), abgezogen iſt, unbedenklich die allgemeinſte Geltung, und wiederholt ſie, und bethet ſie nach zum hunderttauſendſten Male. Auf dieſe Art iſt man es gewohnt geworden, bei dem Namen: Lope de Vega, immer gleich an die abenteuerlichſten Erfindungen, und an die tollſten Sprünge einer ausſchweifenden Phantaſie zu denken; und eben nur an dieſe. Und doch findet man eine große Anzahl von Schauſpielen bei ihm, die mit ächter künſtleriſcher Beſonnenheit, und mit dem ſicherſten Takte für dramatiſche Auffaſſung und Durchführung geſchrieben ſind. Auch das Vorliegende gehört zu dieſer Klaſſe.

---

*) So hat Lord Holland nur ungefähr den zehnten Theil der in Huerta's Katalog verzeichneten Schauſpiele des Lope geleſen.

Der verfolgte Held dieſes Stückes iſt Carlos, der Günſtling des Herzogs von Byrgund, der ihn an ſeinem Hof erzogen, und ihn mit Wohlthaten überhäuft hat. Unglücklicher Weiſe faßt die Gemahlin des Herzogs eine heftige Leidenſchaft für Carlos. Anfangs kämpft die Scham gegen ihre Liebe; aber bald behält die letztere den Sieg. Dieſer Kampf iſt ſehr glücklich in der Unentſchloſſenheit geſchildert, mit welcher die Herzogin ihrer Kammerfrau, jetzt Carlos zu rufen, dann wieder es zu unterlaſſen; jetzt dem Herbeigerufenen ſich zu entfernen, dann wieder, ihm zu bleiben befiehlt. Ein eben ſo glücklicher Zug iſt, daß es bei dieſer Zuſammenkunft noch zu keiner ausdrücklichen Erklärung kommt. Carlos erräth inzwiſchen die Liebe der Herzogin, und zittert vor den Folgen. Übrigens hat er noch einen beſonderen Grund, an dem Herzoge nicht zum Verräther zu werden. Er iſt bereits ſeit ſieben Jahren heimlich mit der Schweſter desſelben, einer verwittweten Herzogin von Cleve vermählt. Durch die größte Behutſamkeit iſt es ihnen bisher gelungen, ihr Geheimniß zu verbergen, und Carlos hat ſogar Mittel gefunden, einen von den beiden mit Leonoren erzeugten Knaben, am Hofe ſelbſt erziehen zu laſſen. Jetzt ſucht er dieſe an der Reja*) zu ſprechen, trifft aber auf den Grafen Ludovico, der die Abſicht hat, ſich um Leonoren zu bewerben. Leonora auf dieſe Weiſe an einer Unterredung mit Carlos gehindert, läßt ſich mit dem Grafen in ein Geſpräch ein. Sie ſtellt ſich, als habe ſie eine Nadel fallen laſſen; wirft, während der Graf unter galanten Komplimenten dieſe ſucht, jenem einen Handſchuh zu, und findet Gelegenheit, mit ihm einige Worte zu wechſeln; da der Graf, unter dem Vorwande des

---

*) Reja (ſprich: Recha), das balkonähnliche Gitterfenſter, welches in allen ſpaniſchen Komödien und Novellen eine große Rolle ſpielt.

Suchens, ſich abſichtlich etwas entfernt: indem er glaubt, daß Carlos zu ſeinen Gunſten ſpreche; ein Liebesdienſt, für welchen er ſich ihm auf das Höchſte verpflichtet erkennt.

Der Herzog verabſchiedet die Abgeſandten, welche der König von Frankreich geſchickt hat, um Anſprüche an Leonorens Erbtheil geltend zu machen. Ludovico räth ihm zum Kriege, und erbietet ſich, da der Herzog erklärt, daß es ihm an einem Feldherrn und an Geld fehle, denſelben auf ſeine Koſten zu führen, wenn ihm Leonorens Hand zugeſichert werde. Der Herzog iſt es zufrieden; doch ſoll die Sache bis nach beendetem Feldzuge ein Geheimniß bleiben.

Die Herzogin äußert den zärtlichſten Kummer über die vermuthete Abreiſe ihres Gemahls. Als er ſie jedoch beruhigt, und ſich entfernt hat, wünſcht ſie unverhohlen ſeinen Tod; entſchloſſen, Carlos ihre Liebe zu entdecken. Sie thut es, wird von ihm auf ihre Pflicht verwieſen, und erklärt unter heftigen Schmähungen die ganze Sache für einen Scherz; eine Verſtellung, in welche Carlos einſtimmt. Daß trotz der Entſchiedenheit, mit welcher die Herzogin ſich hier ihrer Leidenſchaft hingibt, die Regungen der Scham nicht gänzlich ſchweigen, muß dem Dichter hoch angerechnet werden *).

Die Herzogin klagt jetzt bei ihrem Gemahl Carlos des Frevels gegen ſeine Ehre an, den ſie ſelbſt begangen hat, und verlangt, daß er ihn aus dem Wege räumen laſſe. Der Herzog, der ſeine Gemahlin mit der größten Hingebung liebt, iſt zwar im erſten Augenblick heftig ergriffen: überlegt aber dann, wie unwahrſcheinlich es ſey, daß Carlos, der ihm ſo viele Beweiſe ſeiner Treue gegeben, das angeſchuldigte Verbrechen wirklich begangen habe. Um darüber ins Klare zu kommen, will er ſich einer Liſt bedienen. Er läßt Carlos durch ſeinen

---

*) Que tengo la lengua asida
Quando es el tiempo de hablar etc.

Secretär Prudencio von ſeinem Unwillen unterrichten, und ihm verbieten ſein Zimmer zu verlaſſen. Zugleich trägt er zwei Dienern von ſeiner Leibwache auf, ihn ſtrenge, aber unbemerkt, zu bewachen. Wenn er ſchuldig iſt, ſchließt er: ſo wird er zu fliehen verſuchen. Carlos wirft ſich dem Herzog zu Füßen, und betheuert ſeine Unſchuld, ohne die Herzogin anzuklagen. Der Herzog glaubt ihm, und nimmt ihn wieder in ſeine Gnade auf.

Der zweite Aufzug verſchafft uns die Bekanntſchaft eines neuen Bewerbers um Leonorens Liebe; eines Ritters mit Namen Feliciano, der reicher an kecker Zuverſicht, als an Glücksgütern iſt. Caſandra ſucht den Verdacht des Herzogs aufs neue gegen Carlos aufzuregen, was ihr auch zum Theile gelingt: ſo ſonderbar der Grund, welchen ſie dafür angibt, auch iſt; daß jener nämlich durchaus ſie lieben müſſe: da nicht bekannt ſey, daß er einer andern Dame den Hof mache. Der Herzog ſpricht darüber mit Carlos, der ihm geſteht, daß er mit einer Dame des Hofes enge verbunden ſey; ſeinen fürſtlichen Beſchützer aber bittet, ihren Namen verſchweigen zu dürfen. Dieß wird ihm zugeſtanden, und der Herzog beſchenkt ihn mit einer goldenen Kette. Jetzt macht ſich Feliciano an Carlos, und bittet ihn, Leonoren ein Sonett zu überreichen, das er für ſie gedichtet hat. Dieß gibt, als Leonore erſcheint, Veranlaſſung zu einer höchſt komiſchen Scene. Denn indem Carlos Leonoren das Sonett überreicht, und bei dieſer Gelegenheit eine neue Zuſammenkunft mit ihr verabredet, und einige kleine Gunſtbezeugungen gewinnt, deutet Feliciano, der innerhalb des Gemaches an der Thüre Wache hält, jede Bewegung zu Gunſten ſeiner Bewerbung, und weiß ſich vor Dankbarkeitsgefühl gegen Carlos gar nicht zu faſſen. Die Ergießungen deſſelben werden durch den Eintritt des Herzogs und der Herzogin unterbrochen, bei welchem Carlos und Feliciano ſich entfernen. Die Herzogin verlangt von ihrem Gemahl, er ſolle darauf beſtehen, den Namen der Geliebten ſeines Günſtlings zu erfahren. Er verſpricht es. Carlos geſteht nun dem Herzog ſeine Verbindung mit ſeiner Schweſter, der das Geſtändniß nicht nur gütig aufnimmt: ſondern ihn auch ſelbſt zu der verabredeten nächtlichen Zuſammenkunft begleiten will. Eine ſo weit getriebene Gefälligkeit dürfte ſchwer zu entſchuldigen ſeyn, wenn man die Begleitung auch auf Rechnung des Mißtrauens ſetzen wollte; um ſo weniger, da dieſer Grund nicht angegeben iſt, und die Scene ſogar einen etwas ſentimentalen Anſtrich hat*).

Nicht glücklicher iſt die Herzogin in ihrem Beſtreben, Carlos andere Feinde zu erwecken. Prudencio läßt ſich einen Augenblick aufhetzen: aber Carlos weiß ihn durch Freundſchaftsbeweiſe und kluge Nachgiebigkeit bald wieder zu gewinnen. Feliciano ſoll dem Herzog den Verdacht beibringen, als wolle Carlos ihn vergiften; entdeckt aber die Sache dieſem ſelbſt. Am ſchlimmſten gelingt es ihr mit dem Narren (Loco), dem ſie Geld ſchenkt, damit er Carlos vor den Hofleuten eine Ohrfeige geben ſolle. So übel das von der einen Seite erſonnen: ſo trefflich iſt der Spaß, welchen der Dichter daraus zu ziehen weiß. Erſt iſt der Narr ſehr bereitwillig, Carlos einen Streich zu ſpielen, weil dieſer ihm vor Kurzem einen ſo ſtarken Fußtritt gegeben, daß ihm der

---

*) Daß der Herzog an der Vermählung ſelbſt ſo wenig Anſtoß nimmt, iſt durch ein angebliches Geſetz motivirt:

De que es costumbre en esta nuestra tierra
Que una muger aunque aya sido Reyna
Pueda casarse de segundas bodas
Con qualquiera persona, que ella quiera,
Por humilde que fuesse, o su criado.

Schuh lange Zeit zwiſchen den Ribben ſtecken geblieben 3). Als er das Geld empfangen hat, verlangt er auch noch einen Kuß; und als ihn die Herzogin fragt, wie er Carlos die Ohrfeige beibringen wolle, zeigt er ihr das handgreiflich ꝛc. ꝛc.

Es gelingt der Herzogin, ihrem Gemahl das Geheimniß ſeines Günſtlings abzudringen, ob er dieſem gleich geſchworen, es zu bewahren. Die Entdeckung reizt Caſandrens Rachſucht aufs Höchſte. Sie ſucht nicht nur den Herzog zu bewegen, Carlos auf die Seite zu ſchaffen: ſondern will auch den kleinen Sohn deſſelben tödten, den ſie in den Garten ſendet, um ihn dort zu verbergen, bis ſie Anſtalten getroffen, nach vollbrachter That den Körper des Kindes heimlich bei Seite zu bringen. Als Leonore ſie abholt, um den Einzug des ſiegreich zurückkehrenden Ludovico anzuſehen, gibt ſie ihr mit bitterem Hohne zu verſtehen, daß ſie um ihr Geheimniß wiſſe. Leonorens Zorn, die ſich von Carlos verrathen, und dieſen in Caſandra verliebt glaubt, iſt gränzenlos. Auch ſie droht, den Knaben zu ermorden 4). Carlos will ihn vor ihrer Wuth in Sicherheit bringen.

Der Herzog erklärt dem Grafen, Leonore beharre bei ihrem Entſchluß, nach dem Tode ihres erſten Gemahls ſich nicht wieder zu vermählen; allein als er ſich entfernt hat, um

---

3) ¿Cosas te dio? *Loc.* Y aun tan recio
Que en las tripas por gran rato
Tuve metido un zapato etc.

4) Die ganze Scene iſt etwas grell.
Su sangre me ha de teñir
El vientre donde le tuve;
Y el alma, que al cielo sube
A Dios venganza pedir,
ſagt Leonora zuletzt. Die Schönheit der beiden letztern Verſe kann inzwiſchen die der beiden vorhergehenden vergeſſen machen.

eine Unterredung zwiſchen jener und dem Grafen zu vermitteln, entdeckt Caſandra dieſem, der Herzog habe im Sinn, Carlos, der ſein Kuppler ſey, mit Leonoren zu vermählen; der Graf möge den Letzteren daher ermorden laſſen. Ludovico willigt ein, und denkt die Ausführung des Mordes zweien ſeiner Soldaten aufzutragen.

Inzwiſchen hat Carlos ſein Söhnchen vergebens im ganzen Pallaſte geſucht, und zweifelt, da er ihn auch im Garten, wo Feliciano ihn hingewieſen, nicht findet, keinen Augenblick länger, daß ſeine Mutter ihn bereits ermordet habe. Er bricht in einen verzweiflungsvollen Monolog aus, und iſt auf dem Punkte, ſich ſein Schwert ins Herz zu ſtoßen, als er den Knaben ihn, Vater! ruſen hört, und Grimaldico aus dem Gebüſch hervorkommt, wo die Herzogin, durch einen Zufall an der Vollziehung des Mordes gehindert, ihn gelaſſen hat. Dieſe ganze Scene iſt von der höchſten poetiſchen Schönheit, und konnte nur von einem Dichter des erſten Ranges ſo geſchrieben werden *).

Der Herzog erklärt Leonoren, daß er ihre Vermäh-

---

*) *Car.* Muera el cuerpo, muera yo
Acabe el dolor mas presto.
(Habla el niño de dentro.)
Grim. ¡Padre! Padre!
Car. ¿Que es aquesto?
Grim. ¡Padre mio!
Car. ¿Quien llamo?
Grim. ¡A señor padre!
Car. ¡A mi bien!
Ya tu voz he conocido,
Donde estas que me has oydo
Y me has llamado tambien.
Sin duda estas en el cielo
Pues que padre me dixiste
Porque nunca lo supiste

lung mit Carlos öffentlich anerkennen wolle. Der Letztere kommt mit dem Knaben zu dieſer Unterredung, und entdeckt, »da die Macht der Umſtände und die Vernunft ſelbſt ihn zu reden zwingen,« dem Herzog die Schändlichkeit Caſandrens. Dieſer will, in Carlos Mantel vermummt, die Schuldige, veranlaſſen, ſich ſelbſt zu entlarven; wird aber in dieſer Verkleidung von den gedungenen Mördern Ludovico's angefallen, und von dem herbeieilenden Prudencio, Feliciano und Ludovico gerettet. Nun folgt die volle Entdeckung. Caſandra wird verbannt; dem Grafen wird verziehen; und Carlos beſtimmt der Herzog, da er keine Erben hat, als den anerkannten Gemahl ſeiner Schweſter, zu ſeinem Nachfolger.

Quando estuviste en el suelo.
Espera, que presto voy.
(Entra el niño atadas las manos).
Grim. Padre, venme a ayudar
Que me han querido matar.
Car. ¿Sombra, quien eres?
Grim. Yo soy.
Car. Pequeña sombra de aquel
Que fuiste engendrado y hecho
En las entrañas del pecho
Que te dio muerte cruel:
No suspendas sin razon,
Tanto el miedo me acobarda,
De la muerte, que me aguarda,
La forzosa execucion.
Grim. Padre, ¿quieres me matar
Con essa espada tambien?
Car. ¿Que es esto? eres tu, mi bien?
Grim. Yo soy; venme a desatar.
Car. Sin duda, que está vivo,
¡Hijo! estas vivo? etc. etc.

Vielleicht ſcheint der verfolgte Carlos nach dieſer Analyſe dem einen oder dem andern der Leſer, das Lob einer mit Beſonnenheit angelegten und durchgeführten künſtleriſchen Compoſition, das ihm zugeſprochen worden iſt, nicht hinreichend zu rechtfertigen. Auch iſt dieſes Verdienſt, da in dieſem Schauſpiel ſo Vieles von der Färbung der Charaktere abhängt, aus einer bloßen Analyſe hier minder leicht, als anderswo zu erkennen; ohne daß der verfolgte Carlos darum weniger Anſpruch daran zu machen hätte.

Am meiſten kann die gemeine Bosheit der Herzogin beleidigen, die auch die niedrigſten Mittel nicht verſchmäht, um ſich zu rächen. Das ſoll hier nicht entſchuldiget werden. Eine verbrecheriſche Liebe, wie die Caſandrens, kann jedoch nur durch den fortwährenden Kampf des beſſeren Gefühles mit der Leidenſchaft dramatiſch veredelt werden. In dieſem Falle aber wird der Dichter alles Licht nach dieſer Seite hinwerfen, und dieſe Liebe wird dann ausſchließend das herrſchende Intereſſe ſeiner Compoſition ausmachen müſſen. Hat er es aber, wie das hier der Fall iſt, auf ein anderes Intereſſe abgeſehen, ſo wird er eine ſolche Leidenſchaft durchaus nicht in einem zu ſtarken Licht halten dürfen, oder das Intereſſe wird ſich theilen, und das Getheilte dann überall nur ein ſchwaches ſeyn.

Man würde Unrecht haben, den Herzog ſchwach zu nennen. Er iſt das nicht. Eine geliebte Gemahlin, in deren Treue und Charakter er kein Mißtrauen ſetzen zu dürfen glaubt, klagt ſeinen Günſtling hartnäckig eines Vergehens an, das ſeine Ehre und Würde auf das Schmählichſte bloßſtellt, und zugleich an Jenem als der frechſte Undank erſcheint. Die augenblickliche Aufregung, das augenblickliche Mißtrauen ſind hier natürlich genug. Aber immer folgt der augenblicklichen Aufregung die feſte Beſonnenheit, der raſchen Wallung die ruhige Prüfung; und dem ganzen Charakter iſt eine Färbung von ſelbſtbewußter Milde und Würde gegeben, welche ſeine Erſcheinung eben ſo wohlthuend als anziehend macht.

Dieſe Milde macht auch den vorzüglichſten Beſtandtheil von Carlos Charakter aus. Er iſt eine edle Natur, ſanft, offen, wohlwollend, und dabei beſonnen, feſt, ſeiner ſelbſt ſicher, und darum höchſt zuverläßig. Auf dieſer Zuverläßigkeit beruht das Verhältniß zwiſchen Herrn und Diener, und die aufopfernde Schonung, mit welcher Carlos dem Herzog die Untreue ſeiner Gemahlin verſchweigt, bis der höchſte Drang der Umſtände ihn zu reden zwingt; und dieſes Verhältniß iſt es, welches dem Stücke ſeinen vorzüglichſten Reiz gibt.

Eine Bearbeitung dieſes Dramas in gewöhnlichem Sinne würde vielleicht des Erfolges nicht ermangeln, möchte aber dennoch nicht geradehin zu empfehlen ſeyn. Aber ſicher würde der Dichter keinen Fehlgriff thun, der jenes Verhältniß in einer ſelbſtſtändigen Bearbeitung dramatiſch zu geſtalten verſuchte, und wie Lope de Vega zur Löſung ſeiner Aufgabe das erforderliche Maß von poetiſchem Geiſt und Takt mitbrächte.

III.

Die Belagerung von Granada.

(El cerco de Santa Fe.)

Im Frühjahr des Jahres 1491 ſchlug Ferdinand der Katholiſche, von ſeiner Gemahlin Iſabella begleitet, um die Eroberung von Granada zu vollenden, zwiſchen dieſer Stadt und Loja ein Lager auf. Die Befeſtigungen deſſelben waren von Holz= und Sparrwerk, und mit in Wachs getränkter Leinwand überzogen: ſo daß ſie das Ausſehen feſter Steinmauern hatten[1]. Auch fehlte es nicht an Thürmen und Zinnen. Selbſt die Gezelte waren zum Theil mit jener Leinwand überzogen. Am 9. Julius kam in dem Zelte der Königin durch eine vernachläßigte Kerze plötzlich Feuer aus. In kurzer Zeit ſtand das ganze Lager in hellen Flammen, und die Verwirrung war um ſo größer, weil man befürchtete, daß die Mauren ſie zu einem Ausfall benützen würden. Dieſe verhielten ſich jedoch ruhig; die Brunſt wurde glücklich gedämpft, und, da Ferdinand und Iſabella nicht hoffen durften, die Belagerung während des Sommers und Herbſtes zu vollenden: ſo beſchloß die Letztere, ſtatt des Lagers, zum Schutz gegen die Strenge der Winterkälte, eine Stadt aus Steinen erbauen zu laſſen, die den Namen Santa Fe erhielt, und von Ferdinand mit großen Privilegien beliehen wurde. Im Jahr 1807 wurde ſie jedoch durch heftige Erdſtöße gänzlich zu Grunde gerichtet. (Antillon Geogr. de España.)

---

[1] Fue cercado, ſagt die Hist. de las Guer. civ. davon, de un firme baluarte de madera todo, y luego por cima cubierto de lienço encerado, de modo, que parecia una firme y blanca muralla, toda almenada y torreada, que era cosa de ver, que non parecia sino labrada de una muy fuerte canteria. Und eine Romanze:

Cercado esta Santa Fe
Con mucho lienzo encerado;
Al derredor muchas tiendas
De seda y oro, y brocado etc.

Der Kampf um Granada iſt einer der anziehendſten, nicht nur in der Geſchichte der pyrenäiſchen Halbinſel, ſondern in der Geſchichte des Mittelalters, in deſſen Schlußperiode er fällt, überhaupt. Nur ſelten hat der ritterliche Geiſt und der chriſtliche Glaubenseifer ſich glänzender verklärt, als in dieſem Kampfe. Es war der Kampf, des von dieſen beiden Prinzipien beſeelten Nationalgeiſtes zur Vertilgung der letzten Reſte einer eingedrungenen Macht, die inzwiſchen freilich an den Boden, den ſie jetzt verzweiflungsvoll vertheidigte, in ſiebenhundert Jahren ein gutes Recht erworben hatte. Der Ausgang dieſes Kampfes konnte kein anderer ſeyn, als der, welcher ſich wirklich ergab: denn einträchtiger Glaubenseifer, einträchtiges, durch die Liebe und die Bewunderung für die Lenkerin dieſes Kampfes, die hochſinnige Iſabella, aufs Höchſte geſteigertes Nationalgefühl, führte ihn gegen die Zerfallenheit religiöſer und politiſcher Parteiſucht.

Die Geſchichte einer Belagerung, wie reich dieſe auch an einzelnen Zügen des Heldenmuthes ſeyn mag, iſt wenig geeignet, den Stoff zu einem guten Drama herzugeben, das eine aus innerer Nothwendigkeit ſtätig fortſchreitende Handlung fordert; und es dürfte für einen Dichter nicht gerathen ſeyn, — ſchlimm genug! — es mit der Bearbeitung des gegenwärtigen Dramas, oder eines ähnlichen, auf ein wirkſames Bühnenſtück anzulegen. Thut er es aber dennoch: ſo kann ihm ſeine Unternehmung nur dann gelingen, wenn er das Einzelne und Zerſtreute, wie Lope, durch eine glückliche Erfindung und durch das Herausſtellen einer anſprechenden poetiſchen Idee zur Einheit zu verbinden weiß. In dieſer Hinſicht bietet der Cerco de Santa Fe ein ſehr anziehendes Studium. Wenn manches Einzelne hier auch nothwendig als vereinzelt erſcheinen muß, ſo fehlt doch die Einheit in dem bezeichneten Sinne dem gegenwärtigen Drama keineswegs; und dieſes zeigt vielmehr hinreichend, wie entſchieden die Forderung einer ſolchen Einheit dem Dichter bei ſeiner Compoſition vorſchwebte.

Nach einigen einleitenden Scenen, welche die Kriegsluſt der ſpaniſchen Ritter, und die Begeiſterung dieſer, wie des gemeinen Kriegers, für die heldenmüthige Iſabella ſchildern, ſo wie nach einer müßigen Liebesſcene zwiſchen Garcilaſo de Vega und den Damen der Königin, erſcheint der Mohr Tarfe mit ſeinem Freunde Celimo und ſeiner Geliebten Alifa. Die Letztere erzählt, daß der Graf von Cabra, Gonzalo von Cordova — der auch hier ſchon el gran Capitan heißt, obwohl er dieſen Beinamen erſt ſpäter erhielt — und der Großmeiſter Martin Fernandez ihre Lanzen mit ſolcher Gewalt über die Mauer geſchleudert, daß ſie auf der Vivarrambla niedergefallen ſeyen. Zur Vergeltung ſolcher Kühnheit verſpricht Tarfe, in die Vega hinauszuziehen, und der ſchönen Alifa die Häupter der drei Verwegenen zurück zu bringen. Der Dame iſt es jedoch um ein ſolches Geſchenk wenig zu thun; ſie wünſcht nur Tarfe zu entfernen, da ſie nicht ihn, ſondern ſeinen Freund Celimo liebt, von dem ſie aber aus Freundestreue verſchmäht wird. Auch würde es ihr wenig helfen, auf die Köpfe der chriſtlichen Recken ſich ſehr gefreut zu haben; denn der edle Tarfe hat, wie wacker er auch zuſchlägt, nicht geringe Mühe, nur den ſeinigen zurückzubringen. Dabei hat er, als er zurückkommt, noch den Verdruß, zu ſehen, daß ein Portugieſe, und Martin Fernandez, mit ihren Dolchen eine Ausforderung an das Thor geheftet haben. Er trifft auf einen Haufen Mauren, die, um ihre Verachtung gegen die Chriſten zu zeigen, ſich zu einem Steckenſpiel vereinigt haben, und fordert ſie zu einem neuen Zuge gegen das feindliche Lager auf. Tarfe, erfährt der Zuſchauer im zweiten Akt, iſt auch bei dieſem Ausfall übel verwundet zurückgeſchickt worden. Zugleich erzählt Gonſalvo dem Grafen de Cabra und Martin Fernandez, wie jener ihren und ſeinen eigenen Kopf ſeiner Geliebten zum Geſchenk verſprochen habe. Beide ſind darüber natürlich höchlich entrüſtet, und vorzüglich kann der wackere Großmeiſter über eine ſolche Frechheit ſich gar nicht zufrieden geben; nur um ſo weniger, da die Königin ihm verboten hat, das Lager zu verlaſſen.

Tarfe iſt von ſeiner geliebten Alifa mit Schmähungen und Vorwürfen der Feigheit ſehr übel empfangen worden. Er vermißt ſich nun hoch, das Band, welches er von ihr empfangen hat, an das Gezelt der Königin zu heften; und Alifa ſoll ſich mit den waſſerholenden Mädchen unter Celimo's Begleitung außer die Stadt begeben, um von ſeiner That Zeugin zu ſeyn. Das bekommt ihr jedoch ſehr übel. Der Graf von Cabra nämlich hat der Königin verſprochen, die ſchöne Alifa ſelbſt gefangen zu ihren Füßen zu führen, ſelbſt wenn er ſie aus dem Bette holen müßte. Er befindet ſich nun in einiger Verlegenheit, wie er ſein gegebenes Wort löſen ſolle. Da trifft er auf die waſſerholenden

Mädchen[2]), und Alifa fällt mit Celimo in ſeine Hände, ohne daß er deßwegen ſeiner Tapferkeit ſonderlich viel zuzumuthen gebraucht hätte. Ein ſehr glücklicher Zug von Ironie iſt es dabei, daß der Graf ſich bei ſeinen Gefangenen erkundigt, wie er wohl in die Stadt gelangen und die Dame wegkapern könne, die ſich bereits in ſeinen Händen befindet; ſo daß es recht offen auf der Hand liegt, wie viel die Gunſt des Zufalls beigetragen hat, die tolle Verwegenheit ſeines Verſprechens ohne ſein Verdienſt zu Ehren zu bringen.

Der Dichter führt uns darauf wieder in das chriſtliche Lager. Garcilaſo erzählt der Königin, täglich laſſe eine edle Mohrin ſich von einem an der Mauer ſtehenden Feigenbaum friſche Feigen pflücken. »Wer doch von dieſen Feigen hätte!« ſagt Iſabella; und das Wort iſt bei Don Martin nicht auf die Erde gefallen. Es gelingt ihm auch wirklich, die Feigenleſer zu überraſchen, und da die ganze Scene mit Humor behandelt iſt, ſo iſt ſie von ſehr glücklicher Wirkung.

---

[2]) Ein ächtes Spottlied im volksthümlichen Geſchmack, dem das Abnorme der ſyntactiſchen Conſtruction einen eigenthümlichen Reiz verleiht.

Si venir por la granada
aya, aya, tener la espada;
no estar para vos Christiano
maduro el grano.
Si pensar el Christianilio
que temer vuestro cuchilio
estar vivo el y caudilio
y ella estar muy bien guardada
aya, aya, tener la espada.
Rey chico, grande enemigo,
Y Mahoma estar amigo;
tener mucha pasa y higo
e mucha oveja salada,
tener la espada.

Inzwiſchen hat Tarfe das Band ſeiner Geliebten an das Zelt der Königin geheftet. Fernando de Pulgar geräth über einen ſolchen Schimpf in die höchſte Entrüſtung. Er will nicht ruhen, bis er denſelben vergolten und das Ave Maria an das Thor der mauriſchen Moſchee geheftet; ein Unternehmen, das er zur großen Beſtürzung der Mohren auch glücklich ausführt; vor Allem zum großen Verdruſſe Tarfe's, der dieſe Schmach durch eine noch größere Beſchimpfung des Glaubens der Feinde zu rächen brennt.

Zu Anfang des dritten Aktes tritt der König in Begleitung der Königin auf, und ſeine Perſönlichkeit, ſo wie das glückliche Einverſtändniß der beiden hohen Vermählten, wird in einer kurzen Scene auf würdige Weiſe angedeutet. Garcilaſo erzählt dem König die Begebenheiten der letzten Tage und die Großthaten ſeiner Helden. Bald erſcheinen der Graf de Cabra und Don Martin, jener dem Könige ſeine Gefangenen, dieſer der Königin den Korb mit Feigen übergebend. Inzwiſchen berichtet ein Diener, wie Tarfe, das Ave Maria an den Schweif ſeines Pferdes gebunden, gegen das Lager heranſprenge*). Alle begeben ſich auf die Mauer, um den empörenden Frevel mit eigenen Augen zu ſehen; nur der junge Garcilaſo bleibt zurück, tief ergriffen vor Schmerz über die Entweihung des Heiligen, und

---

*) Aqueste perro con befa
En la cola del cavallo
La sagrada Ave Maria
Llevava haziendo escarnio
Llegando junto a les tiendas
Desta manera hablava etc.
ſagt die Romanze bei Hita.

entſchloſſen, ſie an dem verwegnen Mohren zu rächen. Ausforderung Tarfe's [4]. Der König will ſelbſt hinaus, um den Frevel zu ſtrafen; aber Garcilaſo erbittet die Erlaubniß, ſtatt ſeiner den Kampf zu beſtehen, zu welchem er auf der Bühne ſelbſt ſich wappnen läßt [5].

Hier hat der Dichter für gut befunden, in einer Zwiſchenſcene zwei allegoriſche Perſonen, Spanien und den Ruhm, auftreten zu laſſen, die Ferdinand's und

---

[4] Überall klingt hier die Romanze an.

[5] Die Oktaven, welche er bei dieſer Gelegenheit an die heilige Jungfrau richtet, ſind im Ganzen von großer Schönheit.

Virgen sagrada, que de alto seno
de la divinidad fuyste embiada,
a poner al dragon el duro freno
a su boca infernal desenfrenada:
Victima sacra por el mortal veneno
que causo enfermedad tan bien curada;
Esposa del Esposo, Virgen Madre
del Hijo, hija del eterno Padre.
Torre del gran David, huerto cerrado,
Ramo de paz, Libano precioso,
Cedro hasta los cielos levantado
Sol que guia y da luz al sol hermoso;
Palma, que con su fruto delicado
crio la vega, aquel panal sabroso:
dadme vuestra grazia, si vengo
a ser nuevo Español conviengo.
Yo voy en nombre de la virgen santa,
en cuyo nombre venceré el pagano;
que si me ayuda y es mi dicha tanta,
ante vengo a ser de Tarfe el vano.
Desde el postrer cabello hasta la planta
siento un nuevo furor, yo parto ufano;
Virgen, si me ayudays, tengo por cierto
el rotulo en mi mano, a Tarfe muerto.

Garcilaſo's Namen in einigen wohltönenden Oktaven verherrlichen. So anrüchig die Allegorie auch überhaupt iſt, und ſo wenig ſich der Gebrauch allegoriſcher Perſonen dem dramatiſchen Dichter auch empfehlen läßt: ſo hat die Einführung derſelben in dieſem beſonderen Falle, wo das dramatiſche Intereſſe auf den höchſten Punkt geſteigert, und ſo ſicher fixirt iſt, weniger Anſtößiges, als ſie unter andern Umſtänden haben würde.

Nach dieſer Scene ſchließt das Schauſpiel mit dem Kampfe zwiſchen Tarfe und Garcilaſo*), und der

---

*) Vortrefflich ſind wieder die Verſe, als er nach dem Siege hinkniet, und das Ave in Empfang nimmt.

Garc. Cabeza venid conmigo,
y vos retulo precioso.
Humillarme quiero á vos
Por el nuevo vencimiento
Y daros gracias sin cuento
Como archivo de mi Dios
Tu, que las iras aplacas
Domesticando a sobervias,
Diste a mis debiles nervios
Fuerza y a mes venas flacas.
A mi espiritu alentaste
Con essa grasia infinita:
Y en la morisma y mezquita
Un nuevo Sanson echaste.
Besaros quiro y poneros
Retulo en mi indigno cuello,
Echando a mi bien el sello:
Si es, que alcanzo mereceros.
Ya musica me aperciben,
Y viene todo el real;
Por vos Madre celestial,
Con musica me reciben etc.

Belohnung, welche dem Letzteren für ſeinen Sieg zu Theil wird *).

Auch dieſer kurze Abriß des gegenwärtigen Drama's wird hinreichend ſeyn, den einſichtigen Leſer erkennen zu laſſen, wie ſicher Lope den Hauptzweck ſeines Stückes, die Verherrlichung einer der glorreichſten Unternehmungen ſeines Vaterlandes, ins Auge gefaßt hatte, und wie beſonnen er denſelben zu erreichen wußte. Vieles, was Geſchichte und Sage ihm boten, ließ er unberührt; er knüpft die einzelnen Züge von verwegner Tapferkeit und brennendem Glaubenseifer an eine einzige glückliche Erfindung, und verklärt jene bei immer ſteigendem Intereſſe am Schluß in der Großthat eines Jünglings, der von dieſem Glaubenseifer am glühendſten durchdrungen iſt. Eine glückliche Erfindung aber mag die Herausforderung Tarfe's mit dem vollſten Rechte genannt werden; denn ſchärfer und bedeutender ließ ſich der ironiſche Gegenſatz zwiſchen dem Religiöſen und dem Sinnlichen, zwiſchen den materiellen und den höheren geiſtigen Beweggründen nicht hervorheben, als es hierdurch geſchehen iſt. Wie Garcilaſo für die Ehre derjenigen kämpft, welche der

---

*) *Rey.* Doyle por armas el nombre
De Maria, porque asombre
A todo el mundo esta hazaña;
Que a quien tanbien la accompaña,
Es bien, que della se nombre,
Y pues al morillo infame
En la Vega el cuello siega,
Y el rotulo nos entrega,
De hoy quiero que se llame
Garcilaso de la Vega.

Übrigens muß man dieſen Garcilaſo de Vega nicht mit dem Fürſten der ſpaniſchen Dichter verwechſeln, der erſt im Jahr 1503 geboren wurde.

Gegenſtand ſeiner höchſten Verehrung iſt: ſo Tarfe für eine verbuhlte Geliebte, von welcher er ſchmachvoll verrathen wird. Auch in andern minder bedeutenden Zügen iſt die Ironie auf das glücklichſte benützt; wenn z. B. ein gemeiner, von der Königin begnadigter Soldat, dieſer zehn Mohrenköpfe verſpricht, und ſie ſammt dem ſeinigen zurückbringt; während Tarfe, der die Köpfe der edelſten ſpaniſchen Ritter ſo wohlfeil losſchlägt, eine Zeit lang alle mögliche Mühe hat, nur den ſeinigen durchzubringen, und zuletzt dennoch darum zu kurz fällt. Endlich muß es unſerm Drama noch hoch angerechnet werden, daß es ſich von allen heroiſchen Rodomontaden und Bombaſt durchaus frei hält. Wenn dieſe Ritter das Außerordentlichſte unternehmen und wagen, ſo thun ſie es immer ſo unbefangen und geräuſchlos, als wenn es etwas ganz Gewöhnliches wäre; weil es ihnen eben mit dem, was ſie thun, der vollkommenſte Ernſt iſt.

IV.

König Wamba.

(Comedia del Rey Bamba.)

Nach dem Tode **Recesmintes**, des dreißigſten gothiſchen Königs, übertrugen die Palatinen und Biſchöfe, mit Ausſchließung der noch unmündigen Söhne und der übrigen Verwandten des Verſtorbenen, die Krone an **Wamba**, der jedoch erſt mit dem Schwerte gezwungen werden mußte, ſie anzunehmen. Seine Erwählung wurde nicht in allen Theilen des Reiches gebilligt, und zuerſt erhoben die Navarreſen das Banner der Empörung. Zu gleicher Zeit ergriff **Hilderich**, Graf von Nimes, die Waffen, um ſich die Unabhängigkeit Septimaniens zu erkämpfen. **Wamba** ſandte gegen ihn den Griechen **Paulus**, der jedoch an ihm zum Verräther wurde, ſich mit **Hilderich** und dem mächtigen Gothen **Hildigis** verband, und die meiſten Städte Cataloniens zum Aufruhr verleitete. **Wamba** zog jetzt ſelbſt gegen die Aufrührer, eroberte Narbonne mit Sturm, und nahm den bereits zum König erhobenen **Paulus** in Nimes gefangen. Mit gleichem Glück beſiegte er in der Meerenge von Gibraltar eine mauriſche Flotte von 270 Schiffen, die in Spanien zu landen verſuchte, und bohrte den größten Theil derſelben in den Grund, oder verbrannte ſie. Nach **Mariana** ſoll **Erwig**, der Nachfolger **Wamba's**, die Sarazenen über das

Meer gerufen haben. Er war der Sohn Ardebaſts, eines aus Konſtantinopel vertriebenen Griechen, der unter der Regierung Chindasvints ins Reich gekommen war, und dem dieſer ſeine Nichte zur Gemahlin gegeben hatte. Da ſeine Hoffnung, mit Hülfe der Mauren zum Throne zu gelangen, ihn getäuſcht hatte: ſo gab er dem König einen Trank, in welchem man Eſpartogras geweicht hatte. Wamba verlor nach dem Genuß Beſinnung und Bewegung. Sogleich ſchor ihm der Biſchof von Toledo das Haupt, und zog ihm ein Mönchskleid an[1]). Als Wamba am folgenden Tage zur Beſinnung kam, und ſich in dieſem Zuſtande ſah, entſagte er freiwillig der aufgedrungenen Herrſchaft, entweder aus Geiſtesgröße aufgebend, was ſo viele mit Feuer und Schwert zu erringen ſtreben: oder weil er verzweifelte, die verlorne Krone wieder gewinnen zu können. Er überließ ſie Erwig, und zog ſich in das Kloſter Pampliega zurück.

So die Geſchichte. Einer alten Sage nach war jedoch Wamba ein Landmann, der durch eine wundervolle Andeutung des Himmels zum Throne berufen wurde[2]). Lope baſirte ſein Schauſpiel auf dieſe Sage.

Warum nur nehmen unſere dramatiſchen Dichter den Stoff zu ihren Compoſitionen ſo ſelten aus dem Gebiete der einheimiſchen und fremdländiſchen, volkshiſtoriſchen und localen Sagen, ſo wie ſie in älteren und neueren Balladen und Romanzen vorliegen, und großentheils die wirkſamſten dramatiſchen Momente enthalten? Soll man dieſe Erſcheinung dem Mangel an Fähigkeit jener Elemente ſich zu bemächtigen, und ſie mit poetiſchem Geiſt dramatiſch zu geſtalten, zuſchreiden? Das kann unbillig ſcheinten. Vielleicht iſt die Gewohnheit, eine Tragödie zunächſt immer nach einer ſelbſt gemachten oder adoptirten Theorie, oder nach dem Leiſten einer concipirten philoſophiſchen Idee zuzuſchneiden, die nächſte Urſache; aber hier wäre ja dann eben wieder von einem Mangel an Unbefangenheit, an Kraft und Gewandtheit des Geiſtes im Erfaſſen und Geſtalten der dramatiſchen Elemente der Sagen die Rede. Es ſcheint faſt, als wenn ſich die Sache zuletzt dennoch nicht anders erklären ließe. In dieſer Hinſicht nun iſt von Lope, wie überhaupt, ſo in ſeinen der Sage entnommenen Dramen insbeſondere, nicht wenig zu lernen.

---

[1]) Saavedra Fazardo verwirft in ſeiner Corona Gothica die Erzählung Mariana's, ohne dafür einen haltbaren Grund anzugeben.

[2]) Cor. Goth. fol. 372.

Das gegenwärtige eröffnet eine Scene, in welcher der König Reciſund (Receswinth) die Großen ſeines Reiches zu einem Kriegszuge gegen die Ketzerei der Arianer und Pelagianer auffordert. Athanagildo, ein edler Gothe, erzählt, wie in dieſer Nacht die heilige Jungfrau in Begleitung der Engel und Apoſtel vom Himmel in den Dom herabgeſtiegen, und dem Biſchof Ildephons ein Meßkleid gebracht habe[3]) Der König ſchiebt ſogleich den Zug auf,

---

[3]) Die Erzählung imponirt durch den Schwung tiefempfundener Begeiſterung. Sie iſt prächtig, und dabei dennoch einfach. Nur ein paar Stellen.

Donde a la vista de todos
Se abrieron los altos techos,
por donde pudieron ver
tambien los cielos abiertos.
De donde vieron baxar
todo el divino collegio,
de serafines y tronos
y entre mil angeles bellos
— — — — — —
Luego a la postre venia
La Virgen, Reyna del cielo;

um zu Fuße ſich zu dem ſo hochbegünſtigten Biſchof zu begeben.

Dieſer Eingang kann müßig ſcheinen; allein man wird ſpäter ſehen, daß er dieſes nicht iſt, und eine ſehr beſtimmte Beziehung hat. Erwig bleibt zurück, und ſpricht in einem Monolog ſein Mißvergnügen aus, ſich der Hoffnung, zur Krone zu gelangen, beraubt zu ſehen. Jetzt tritt der Bauer Wamba mit ſeinem Weibe Sancha auf. Er iſt auf dem Wege nach ſeinem Dorf begriffen, wo er bei der Wahl des Alcalden ſeine Stimme geben ſoll. Die ſchlichte Einfalt, die innige Liebe, die ſüße Vertraulichkeit der beiden Gatten ſind in dieſer Scene auf das Anſprechendſte geſchildert[4]. Sie gehört mit ähnlichen gewiß zu den ſchönſten, die Lope geſchrieben hat. Daß er bei Wamba von vornherein durch die Einfalt einen des höhern Aufſchwungs empfänglichen Geiſt

---

Madre de Dios, sin principio,
y autor del principio nuestos.
De estrellas resplandecientes
traya el manto cubierto
— — — — — —
Traya a los pies la luna etc.

[4] Sancha hätte, wenn es ſich gerade fügte, nicht üble Luſt, Alcaldeſa zu werden.

Sanch. Ay Bamba si os hiziera
El pueblo Alcalde, por san
Que yo Alcaldesa fuera,
Y una coſa nueva hiziera
Para el dia de san Juan.

Bam. Bamba en su vida sera
Alcalde; que yo bien siento
El valor, que en Bamba está:
Porque esse cargo se da
A hombres de mas assiento.

durchblicken läßt, wird ihm mit Recht angerechnet werden dürfen.

Der Feldherr Trofilo erfährt auf der Rückkehr aus einem ſiegreichen Feldzuge den plötzlichen Tod des Königs Reciſund, und daß die Edelſten der Gothen bereits verſammelt ſind, um einen neuen König zu wählen. Mit dem unbefangenſten Selbſtgefühl ſpricht er es ſogleich aus, wie er ſelbſt der würdigſte Bewerber um die Krone ſey. Allein die Übrigen beſitzen ein nicht minder hohes Selbſtgefühl, und ſprechen es, das Schwert in der Hand, in der Rathsverſammlung, in die wir ſogleich geführt werden, nicht minder unbefangen und unumwunden aus, als der edle Trofilo. Endlich gelingt es dem greiſen Atulph, ſich Gehör zu verſchaffen. Er ſchreibt die Namen aller Prätendenten auf Zettel, die er nach Rom bringen will. Der Papſt ſoll wählen. Die Prätendenten wollen ihn ſelbſt nach Rom begleiten.

Wamba will auf dem Wege nach Ircana einer armen Wittwe eine Ladung Holz mitnehmen. Er naht ſich mit ſeiner Axt dem Baume. Da fällt aus den Äſten deſſelben eine, und dann eine zweite Blumenkrone. Zuletzt hält eine Hand ihm eine goldene Krone daraus entgegen. Er läßt ſich nicht verſuchen, die Hand darnach auszuſtrecken. Die Sonne und eine Krone, meint er, müſſe man nur von weitem anſehen *).

Alcaldenwahl zu Ircana. Man wählt Wamba. Er gibt einem vorübergehenden Bettler ſeinen Mantel, erhandelt von einem Bilderhändler eine Abbildung jener Erſcheinung der heiligen Jungfrau, und hält ein neugebornes Knäblein

---

*) — — — De las reflexos
Quiero apartar mi crisol;
Pues son tan buenos consejos,
Que a la corona y al sol
Es bien mirarlos de lejos.

über die Taufe, das die Worte lallt: Wamba iſt König.

Am Schluß des Aktes wird der Zuſchauer nach Rom geführt. Der Papſt entfernt die Bewerber, und betet einſam um Erleuchtung. Da erſcheint ihm ein Engel. Jene ſollen in ihr Land zurückkehren. Sie ſollen dort einen Mann aufſuchen, der mit einem weißen und einem rothen Stier ackert, und Wamba heiße. Dieſen habe der Himmel zum König beſtimmt.

Die gothiſchen Edeln haben zu Anfang des zweiten Akts ſchon ein volles Jahr vergeblich nach dem ihnen bezeichneten Manne geſucht, als ſie in Wamba's Wohngegend anlangen, und von einem Hügel herab einen Ackerer mit einem weißen und einem rothen Stier pflügen ſehen. Wamba tritt mit einem Stachelſtock auf, und preiſet das Glück ſeines ruhigen Lebens im Vergleich mit dem unruhvollen der Könige und Großen. Dieſer Monolog hat ganz den Zuſchnitt einer horaziſchen Ode; wie man ſolchen in älteren und neueren Sammlungen ſpaniſcher Poeſien häufig begegnet *). Als die Geſandten Wamba's Gattin ihn bei ſeinem Namen rufen hören, zweifeln ſie nicht länger, denjenigen gefunden zu haben, welchen ſie ſuchen, und begrüßen ihn als König. Anfangs glaubt er,

---

*) Hier die letzte Strophe:

Estese alla en su sala
Hasta que llegue la ligera muerte,
Que a todos nos yguala;
Haciendo en el Rey fuerte
Como en el pobre su guadagna fuerte:
Que solo la mortaja
Ser de angeo o ruan es la ventaja!

Am Ende, meint er, laufe aller Unterſchied darauf hinaus, daß das Leichentuch des Reichen von feiner Leinwand, des Armen von Zwillich ſey.

von ihnen zum Beſten gehalten zu werden; da aber ſein Stachelſtock plötzlich Blätter und Früchte treibt, ſo erkennt er den Willen des Himmels, und unterwirft ſich ihm. Sancha glaubt zuerſt, die Fremden wollten ihren Mann als Soldaten wegführen [7]); als ſie nun erfährt, daß Wamba König geworden, regt ſich doch ſogleich die Eitelkeit [8]).

Der Dichter führt uns darauf nach der Küſte von Afrika, wo der Grieche Paulus den Mohrenkönig Alican zu einem Zuge nach Spanien auffordert; bringt uns dann raſch nach Spanien zurück, um uns zu Zeugen von dem demuthsvollen Einzug Wamba's in Toledo zu machen; und führt dann auf's neue Alican und Paulus ein, die bereits mit einem Heere in Spanien gelandet ſind. Wamba ertheilt den gothiſchen Edlen Belehnungen und Gnaden, und läßt ſich den Sohn ſeines Vorgängers bringen, der bei ſeiner Erwählung den Tod fürchtete, und den er wie einen Sohn aufnimmt. Er erhält jetzt Nachricht von dem Einfall der Mauren. Sogleich das Gefecht. Wamba nimmt Alican und Paulus gefangen, ſchenkt beiden das Leben, und faßt ſogar für den Letzteren eine lebhafte Zuneigung; zum großen Mißvergnügen ſeiner beiden Feldherrn Rudolfo und Teofilo.

---

[7]) *Sanch.* Señores, quieren llevarme
A la guerra a mi marido?
De merced les ruego y pido
Que non queran descasarme.
Bam. Sancha llegad. *Sa.* No es razon
Que me dexeys biuda assi.
Entretenedlos ay
Mientras voy por el lançon;
Y sino dad a correr
Que yo aqui los detendre.
Bam. Que non es esso Sancha, a fe
No tenays de que temer etc.

[8]) *Sanch.* ¿No me han de poner a mi
Otro vestido galan,
De damasco o de tafetan
O de terciopelo?

Im dritten Akt übergibt Wamba dem Paulus den Oberbefehl gegen die in Empörung begriffenen Provinzen. Er ordnet Maße und Gewichte, und macht eine neue Vertheilung der Bisthümer bekannt, die nach einigen Geſchichtſchreibern eine der weſentlichſten Veranlaſſungen ſeines Falles wurde; entſcheidet einige Geſuche ꝛc. ꝛc. Inzwiſchen iſt der Verräther Paulus von ihm abgefallen, und hat ſich, unterſtützt von Rudolfo und Teofilo, zum König ausrufen laſſen; was Alles in einer einzigen Scene behandelt wird, und wobei ein einzelner Bürger als Repräſentant der in Aufſtand begriffenen Provinzen auftritt. Wamba zieht gegen ihn aus, und nimmt ihn gefangen.

Eine gewiſſe Donna Blanka, deren Verhältniß zu Ervicio nicht näher bezeichnet wird, gibt dieſem Nachricht, daß ein gefangener Mohr ihm das Reich prophezeit habe. Ervicio faßt neue Hoffnungen auf die Krone. Der Mohr Mujaraho tritt jetzt ſelbſt auf, und wiederholt ſeine Weiſſagung, indem er zugleich kurz die Eroberung Spaniens durch die Mauren, und ihre Herrſchaft bis zu ihrer gänzlichen Vertreibung unter Philipp dem Zweiten andeutet*). Ervicio verlangt, er ſolle die ganze Geſchichte auf Leinwand malen; er wolle ſie in einer eiſernen Kiſte, und dieſe zu Toledo in einer unterirdiſchen Höhle verſchließen**).

Wamba iſt auf dem Wege nach Toledo ſeinem Heere

---

*) Das Stück kann alſo nicht vor d. J. 1566 geſchrieben ſeyn.

**) Dieß iſt die berühmte Höhle des Herkules, die König Roderich öffnete, woran ein Fluch geknüpft war. Bei Calderon (Del Origen, Perdida, y Restauracion de la Virgen zuvorgeeilt, um ſeine Gattin früher begrüßen zu können. Atanarico bringt ihm Nachricht von der Beſtrafung der Aufrührer, die Wanba menſchlich bedauert.

Der Mohr übergibt Ervicio das verlangte Gemälde, und zugleich die Kräuter, mit welchen er den König vergiften ſoll. Wamba trit mit der Krone auf dem Haupte ein, und trifft auf Ervicio. Er fragt ihn, was er hier mache. »Ich habe eben hier für dein Wohl gebetet.« Wamba wünſcht allein zu ſeyn. In einem rührenden Monolog beklagt er, durch die Sorgen der Regierung von Gott abgezogen worden zu ſeyn, und bittet ihn deßwegen um Vergebung. Eine plötzliche Müdigkeit überfällt ihn, und er entſchlummert. Ein Engel erſcheint ihm im Schlaf, und verkündet ihm ſeine und ſeiner Gattin nahe Auflöſung, und das über Spanien verhängte Unglück. Die Krone ſoll er auf Erwigs Haupt ſetzen[11]). Erwachend verlangt Wamba einen Krug Waſſer. Ervicio reicht ihm den Gifttrank. »Was für einen Trank haſt du mir da gegeben?« frägt Wamba; »er verbrennt mir die Eingeweide. Du tödteſt mich, und ich habe dir keine Veranlaſſung dazu gegeben.« Er erklärt Ervicio

---

del sagrario) iſt es König Reciſund, welcher die Höhle verſchließt. Eine alte Romanze ſagt davon:

Vino gente de Toledo
Para havello de suplicar,
Que á la antigua casa de Hercules
Quisiesse un candado echar.
Como sus antepassados
Lo solian acostumbrar.

Bei Grimm Sylv. de rom. viej. p. 268; und bei Depping Nro. 2.

[11]) Erwig büßte für ſein Verbrechen durch eine Regierung voll Unglücksfälle und die qualvollſten Gewiſſensbiſſe.

für ſeinen Nachfolger, umarmt noch einmal ſeine Gattin, und ſtirbt. —

Eine hiſtoriſche Compoſition in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes findet ſich hier nicht: und dennoch iſt dieſer König Wamba ein ſo ächt hiſtoriſches Drama, als man nur immer es verlangen kann. Es ruht ganz auf einer hiſtoriſchen Grundlage; auf der Thatſache nämlich, daß es zunächſt die Lüſte und die Grauſamkeit der vier letzten gothiſchen Könige waren, welche das Unglück der mauriſchen Invaſion über Spanien brachten, und es in einen ſiebenhundertjährigen Kampf gegen die Araber verwickelten. Das war der Standpunkt, den Lope für ſeine dramatiſche Compoſition wählte; und tritt man in dieſen Standpunkt, ſo wird man nicht umhin können, die Beſonnenheit und die Conſequenz in der Durchführung eben ſo ſehr zu bewundern, als die Tiefe der poetiſchen Intention. Dieſe iſt von Anfang bis ans Ende feſtgehalten, und ſchon in den Scenen des Eingangs in der Frömmigkeit Reciſunds beſtimmt angedeutet. Ins hellſte Licht aber tritt ſie durch den einfachen, mit lautrer Demuth dem Göttlichen, dem Rechten und Wahren zugewandten Sinn, die Genügſamkeit, die wohlthuende Milde und die natürliche Großmuth des Bauers Wamba, im Gegenſatz zu dem verbrecheriſchen Ehrgeiz Erwig's, wie zu der Wüſtheit des Griechen Paulus und ſeiner Genoſſen[12]), und dem in der Prophezeiung des Mohren Mujaraho und der Offenbarung des Engels angedeuteten Frevel König Roderichs. Wie locker nun die Fäden der ganzen Compoſition auch da zu liegen ſcheinen, ſo wird man doch nicht läugnen können, daß ſie wenigſtens in einer Beziehung, und zwar in der weſentlichſten, in der nämlich, die poetiſche Intention auf das Klarſte und Entſchiedenſte herauszuſtellen, feſt und ſicher zuſammengehalten ſind. Dabei übt die vom lebendigſten Hauch der Poeſie durchdrungene Darſtellung des Hauptcharakters, und die lautere Natürlichkeit und Unbefangenheit; vor Allem aber die Friſche dieſer Darſtellung einen unwiderſtehlichen Reiz auf den Leſer aus. Das Vorzüglichſte ſind die Schlußſcenen, in welchen ſich bei der ergreifendſten Innigkeit des Gefühls eine poetiſche Enthaltſamkeit ausſpricht, wie man ſie ſonſt gewöhnlich nur bei den klaſſiſchen Dichtern des

---

[12]) *Paulo.* Vosotros amigos caros
En quien mi valor espera,
Non pienso de otra manera
En otra cosa ocuparos.
En regozijos y fiestas
En vanquetos y placeres
En deleytes de mugeres
Honestas y deshonestas

No soy como aquel tyranno
Hipocrita, que os quitara,
El gusto, que nunca os daba
Con sa proceder villano.

Rud. Digo Paulo valeroso,
Que todos te ayudaremos,
Y a tu lado moriremos,
Si fuere el morir forzoso etc.

Und ſpäter:

Paulo. No hay mayor gusto, que ser
Señor solo y absoluto,
Que es grande cosa el poder
Y la possesion y fruto
De todo un reyno coger
— — — — — — —
Vengan damas, que esto quiero
Gastese mi estado entero
En deleytes y placeres etc.

Alterthums antrifft, und von welcher diejenigen, die Lope als eine Art von genialer Haſenfuß dargeſtellt, ſchwerlich jemals ſelbſt eine Ahnung gehabt haben[13].

---

[13] Der ganze Schmerz Sancha's wird mit einem Vers abgethan.

De llanto el pecho se rasga.

V.

Der Student von Toledo.

(La Escolastica zelosa.)

Obwohl die Liebe eines der beiden Stücke iſt, wodurch allein, wie Schiller ſagt, die Natur die Welt, ohne ſich um das Syſtem irgend eines Philoſophen zu kümmern, im Getriebe erhält, und obwohl die Dichter aller Zeiten ſie auf's Höchſte geprieſen haben :, ſo gibt es dennoch einen Überſchwang des Bedürfniſſes

Zu lieben und geliebt zu werden,

der darum nicht minder lächerlich iſt. Individuen, in welchen ſich ein ſo überſchwengliches Liebesbedürfniß findet, pflegen daher nicht nur häufig von unpoetiſchen Spöttern in guter Proſa übel mitgenommen zu werden: ſondern die Dichter ſelbſt haben gelegenheitlich jenen überſchwenglichen Liebesdrang dem Gelächter preisgegeben. So auch Lope in dem gegenwärtigen Drama.

Der Held desſelben iſt Cardenio, ein Student zu Toledo. Zu Anfang des Stückes begleitet er ſeine Geliebte, Donna Julia, in Geſellſchaft ſeines Freundes Biren nach Hauſe. Er kann nicht loskommen, und ihre Hand nicht loslaſſen, die er in einer langen Apoſtrophe panegyriſirt, und mit der Hand des Scävola und Nero vergleicht, wie gern die Dame ſelbſt ihn auch los wäre. Als es ihr endlich gelungen iſt, ihm zu entſchlüpfen, hält ihm Biren ſeine Thorheit vor. Allein er predigt tauben Ohren: obwohl Cardenio ſelbſt einiges Bedenken hegt, ob die Dame gut Farbe halte.

An Grund zu billigem Bedenken fehlt es gerade nicht. Die ſo überſchwenglich geliebte Julia gibt einem andern Galan, Valerio, an der Reja noch in der nämlichen Stunde ein Ständchen, der ſeinerſeits ebenfalls über ihren Unbeſtand klagt, und auf Cardenio eiferſüchtig iſt. Dieſer kehrt im Nachtkleide mit Biren zurück; und da der Begleiter Valerio's, wie er ſelbſt ſagt, ein wenig Furcht hat: ſo ziehen ſich beide zurück, um zu ihrer Unterſtützung in der Nachbarſchaft einen Freund zu wecken. Cardenio macht nun Julien, die wieder an der Reja erſcheint, Vorwürfe: allein er wird von der Dame ſehr ſchnöde behandelt, die es ihm unverhohlen in den Bart ſagt, daß er ein Narr ſey, und ihm das Fenſter vor der Naſe zuſchlägt. Aber auch das verfängt nichts. Er apoſtrophirt das Fenſter, legt ſich auf die Erde, will da den Morgen erwarten, und deklamirt ein Sonett, in dem er die Verrätherin mit allen Sternbildern des Himmels vergleicht. Inzwiſchen kommt Valerio mit Begleitung zurück, hält mit Julien aufs neue ein Liebesgeſpräch, und bedauert, Cardenio nicht mehr anzutreffen, und ihm nicht die Naſe abſchneiden zu können. Als er ſich entfernt hat, harangirt Cardenio Julien aufs neue, die ſeine Vorwürfe ganz kurz damit beantwortet, daß ſie wieder ihr Fenſter zuſchlägt, und ihn ſtehen läßt.

Ein ſo überſchwengliches Liebesfieber glaubt Biren nur homöopathiſch kuriren zu können. Er ſucht alſo die ſchöne Clelia zu bereden, ſich des Pazienten anzunehmen, und nach einigen Bedenklichkeiten 1) willigt ſie ein; vielleicht nur um ſo unbedenklicher, da ſie mit ihrem Galan Marcio eben nicht zum beſten ſteht; der auch wirklich mit ihr bricht, und ihr Porträt ihr zurückzuſenden verſpricht. Auch Tebandra, eine Freundin der ſchönen Clelia, ſteckt in großer Liebesnoth: da ein Offizier, Fabricio, unter einem ihm nicht zukommenden edlen Namen ſich in ihr Herz geſchlichen, und ſie betrogen hat. Cardenio erſcheint, und wird von Clelien günſtig aufgenommen. Während ſeiner Gegenwart bringt ihr Marcio's Page, als ihr Porträt — einen Stein: worüber Cardenio ihr die allerüberſchwenglichſten Dinge zu ſagen weiß.

Donna Julia läßt ſich's leid ſeyn, Cardenio verloren zu haben; und ſo leid thut es ihr, daß ſie zu ihm ſendet, und ihn zu ſich laden läßt. Er kommt.

Dieſe Scene iſt nicht ohne Delikateſſe behandelt; es findet ſich aber nichts von Raffinement, welches ein franzöſiſcher Dichter hineingelegt haben würde; nichts von den Nadelſtichen des Witzes, womit die Eitelkeit bei jenen in ſolchen Fällen quält und gequält wird. Donna Julia iſt um deſto ſchlimmer daran, da auch Valerio mit ihr bricht, und ihr nicht minder unerfreuliche Dinge ſagt, als Cardenio.

Dieſer iſt jetzt ſo überſchwenglich glücklich, daß er ſich allen ſeinen Freunden entzieht, und Biren ihn einen ganzen Monat lang nicht zu Geſicht bekommen hat. Kein Wunder; Clelia übertrifft nicht, wie Julia, bloß alle Sternbilder an Schönheit: ſondern die Sonne und den Himmel ſelbſt.

---

1) Sehr richtig ſagt ſie:

El que nuestro honor precia
Quiere a la muger, que ame,
Que hasta gozalle sea infame
Y gozada una Lucrezia.

Dennoch will er nach Alcala, um ſich dort graduiren zu laſſen. Natürlich iſt ſein Schmerz über die Trennung ſo unermeßlich, wie ſeine Liebe, und Biren ſoll die Schöne auf jene vorbereiten. Der Auftrag hat ſeine Schwierigkeiten. Clelien's Liebe iſt nämlich ebenfalls eine unermeßliche; und als nun Cardenio wirklich erſcheint, um Abſchied zu nehmen, fällt ſie ſogleich in Ohnmacht. Biren gibt den Rath, ihr eine Stecknadel in den Arm zu ſtechen: allein ſie erwacht von ſelbſt, ſobald ſie — den Namen ihrer Nebenbuhlerin nennen hört.

Der Dichter führt uns jetzt nach der Univerſität Alcala. Fabricio erzählt ſeinem Freunde Teodoſio, wie er zu Toledo unter einem fremden Namen die Liebe einer edlen Dame (Tebandra) gewonnen habe; wie dieſer eine Freundin (Clelia) ihre Feder geliehen: als ſein Betrug aber entdeckt worden ſey, derſelben gerathen habe, ihn ohne viele Umſtände umbringen zu laſſen; und wie er nichts eifriger wünſche, als ſich deßwegen an ihr zu rächen. Sogleich findet ſich auch Gelegenheit dazu. Er gewahrt Cardenio, erinnert ſich, ihn in Toledo geſehen zu haben, wünſcht durch ihn Nachrichten über Tebandra einzuziehen, erfährt daß Clelia ſeine Geliebte ſey, und ſpielt ihm nun einen von dieſer im Namen Tebandra's geſchriebenen Brief in die Hand, in welchem von einer mit ihm (Fabricio) erzeugten Tochter die Rede iſt. Wie überſchwenglich die Verzweiflung Cardenio's darüber ſey, wird man leicht nach ſeiner überſchwenglichen Liebe bemeſſen können. Auch benimmt er ſich in der That ſo verzweiflungsvoll, daß er die Meinung ſeiner Freunde, er ſey ein Narr geworden, auf das Vollkommenſte rechtfertigt.

Im dritten Akt will Clelia, welche die Verrätherei Fabricio's erfahren hat, Cardenio in Alcala aufſuchen. Sie und Tebandra wollen ſich als Studenten verkleiden; Biren ſoll ihren Hofmeiſter vorſtellen, der nur die einzige Schwierigkeit bei der Sache findet, daß er kein Latein verſtehe. Julia hat den nämlichen Einfall, indem ſie gegen Valerio die Löſung eines Gelübdes vorgibt, der als Kutſcher verkleidet, ſie von Toledo wegbringen ſoll, und, wenn gleich nicht ohne Mißtrauen, in den Vorſchlag einwilliget.

Zu Alcala angekommen, geräth Biren mit ſeinen Begleiterinnen in nicht geringe Verlegenheit, da dieſe von den Studenten für neu angekommene Füchſe genommen werden; und nur mit Mühe entgehen ſie der für ſolche damals auf den ſpaniſchen Univerſitäten üblichen Begrüßung[2]). Cardenio nimmt ſich ihrer an: allein zu ſeinem Unheil. Denn da er Clelien erkannt hat, und ſeinen Freunden verſichert, einer der Studenten ſey Clelia: ſo halten dieſe es nun für ausgemacht, daß er ein Narr geworden. Sie wollen ihn binden, und rufen dazu den Beiſtand Juliens, und ihrer eben angekommenen Geſellſchaft an. Julia läßt ihn in ihren Gaſthof bringen.

Marcio iſt inzwiſchen Clelien ebenfalls nach Alcala nachgezogen. Dieſe zwingt Fabricio mit dem Dolche in der Hand zum Widerruf. Cardenio, welcher ſeinen Wächtern entkommen iſt, kommt dazu. Er und Marcio wollen jetzt jeder mit den beiden übrigen einen Zweikampf, der jedoch dadurch verhindert wird, daß Clelia, als ſie Juliens Anweſenheit in Alcala erfährt, auf dieſe eiferſüchtig, ſich entfernt, und Fabricio ſeine Verläumdung eingeſteht.

---

[2]) Sie beſtand darin, daß man den Neuling im Chore vom Kopf bis zum Fuß anſpie. Man ſehe über dieſe unſaubere Sitte den Donado hablador, P. I. Biren nimmt in der Verlegenheit ſeine Zuflucht ſogar zum Latein:

Domines por cortesia
Obsecro vos!

Leonardo hat ſich inzwiſchen in Julien verliebt, und geräth darüber mit dem präſumtiven Kutſcher in Unfrieden. Wahrſcheinlich würde es auch hier zum Duell kommen: wenn nicht Biren Clelién zurückbrächte, und Marcio ſeine Anſprüche an dieſe aufgäbe. Daß nun Valerio Julien, Fabricio die Tebandra, und Cardenio Clelien heirathet, verſteht ſich von ſelbſt; und eben ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß der Letztere jetzt ganz überſchwenglich glücklich iſt. —

Daß die Thorheit, welche Lope de Vega in dem gegenwärtigen Drama dem Gelächter preis gibt, noch auf mehr, als eine Art, behandelt werden, und den Stoff zu einem guten Luſtſpiele hergeben könnte, bietet ſich von ſelbſt dar. Was man mit ziemlicher Zuverſicht behaupten darf, iſt, daß ein deutſcher Dichter in der Selbſttäuſchung, die aus intellectueller Verkehrheit und Verſchrobenheit eine ganz gemeine Liebe für den Aufſchwung einer höheren und edleren Empfindung nimmt, und Glück und Unglück des Lebens davon abhängig glaubt, und abhängig macht, ſeiner Darſtellung eine breitere Unterlage, und, wenn er nur ſonſt die nöthigen Fond's dazu beſaß, auch einen tieferen Gehalt gegeben haben würde. Wie viel bei einem genügenden Fond von tieferem Humor, und neben dieſem von künſtleriſcher Beſonnenheit, aus dem Subjekt ſich machen laſſe, liegt auf der Hand: ſo wie es auf der Hand liegt, daß ohne dieſe Bedingungen jeder Verſuch vermöge der Natur des Vorwurfes ſelbſt mißlingen müßte. Man muß viel Geiſt haben, um die Abgeſchmacktheit glücklich zu ſchildern. Man wird ſonſt ſehr leicht ſelbſt abgeſchmackt.

Lope hat ſich begnügt, die Thorheit Cardenio's größtentheils bloß durch die Situation darzuſtellen, ohne ihr auf die angedeutete Weiſe ein beſonderes Relief geben zu wollen. Die Entwickelung eines Charakters zum Theil auf die Darlegung einer beſtimmten intellektuellen Anſicht zu gründen, liegt ihm, und dem ſüdlichen Dichter überhaupt, etwas ferner. Wie oft übrigens eine ſolche Darlegung für den Dichter, wenn er das rechte Maß nicht mit großer Sicherheit zu treffen, und das Eigenthümliche nicht auf eine anſprechende Weiſe herauszuſtellen weiß, auch zur Klippe werde, woran er mit der Charakteriſtik, und oft mit ſeiner ganzen Compoſition ſcheitert: ſo wird man doch zugeben müſſen, daß er in einzelnen Fällen großen Vortheil daraus ziehen kann.

Die poetiſche Intention ſeines Stückes hatte Lope auch hier ſicher erfaßt, und ſie iſt im Ganzen mit richtigem Takt durchgeführt. Aus der Charakteriſtik der Geliebten Cardenio's hätte er allerdings größeren Vortheil ziehen können. Cardenio's Geliebte müßte ihn, wie Julia, ganz zum Beſten haben, oder ſie müßte — und hier wäre unſtreitig für die komiſche Wirkung das Meiſte zu gewinnen — die ſublimſte Überſchwenglichkeit ſeiner Selbſttäuſchung theilen, und ſo ſeiner Narrheit zur Folie dienen. Sie müßte unbedeutend, nur nicht geradezu ein Gänschen ſeyn. Die Art, wie Julia und Clelia die Befangenheit Cardenio's theilen, reicht als Folie der Narrheit des Letzteren nicht weiter, als daß wir, mit Ausnahme des klugen Biren, ſie und faſt alle Perſonen des Stückes mit ſeiner Narrheit angeſteckt ſehen. Sollte aber dieſes ſelbſt der Springpunkt ſeyn: ſo müßte er als ſolcher entſchiedener hervorgehoben werden.

VI.

Vergoltene Freundſchaft.

(La Amistad pagada.)

Bei dem engen Zuſammenhang zwiſchen unſerm Erkennen und unſern ſittlichen Neigungen könnte es leicht ſcheinen, als ob die Stärke der letzteren, mit der Erweiterung des erſteren überall in gleichem Verhältniß zunehmen müßte. Allein nur bei der höchſten Vollendung des ſittlichen Erkennens findet ein ſolches Verhältniß als ein nothwendiges Statt; keinesweges bei dem, was wir im Allgemeinen erweiterte Bildung und Verfeinerung nennen. Die Erfahrung ſelbſt lehrt, daß Beiſpiele heroiſcher Liebe, Treue, Freundſchaft und Dankbarkeit am zahlreichſten und glänzendſten bei Völkern, und in Zeiten vorkommen, die von den höheren Stufen intellektueller und geſellſchaftlicher Ausbildung noch entfernt ſind: weil ein ſolcher Heroismus neben der Energie des Gefühles und einer ſtarken Willenskraft eines einfachen, weder mit Sophismen intellektueller Überfeinerung angeſteckten, noch durch die widerſprechenden Forderungen vielſeitig ausgebildeter geſellſchaftlicher Verhältniſſe nach verſchiedenen Seiten hingezogenen Sinnes bedarf, und jene Energie des Gefühles und des Willens eben nur in der Kraft und Klarheit eines ſolchen Sinnes wurzeln können. So verliert denn das gegenwärtige Drama nicht nur nichts, ſondern es gewinnt dadurch, daß es in einer

Zeit ſpielt, wie wir ſie, nicht ohne Unbeſtimmtheit des Begriffes, eine barbariſche nennen. Ob Lope durch einen beſonderen hiſtoriſchen Zug zu dieſem Drama veranlaßt worden ſey, läßt ſich ohne die ſpeziellſte Kenntniß der Geſchichte von Leon nicht beſtimmen, und iſt hier auch vollkommen gleichgültig. Curiene ſcheint übrigens allerdings eine hiſtoriſche Perſon zu ſeyn. Auch in andern Dramen geſchieht ſeiner gelegenheitliche Erwähnung.

Die Römer haben Leon erobert; nur die Gebirgsbewohner, von dem heldenmüthigen Curien angeführt, ſind noch unbezwungen. Ein römiſcher Krieger, Furius, hat in einem Gefecht eine edle leoneſiſche Dame erbeutet, und durch die Milde, mit welcher er ſie behandelt hat, ihre Liebe gewonnen. Auch die beiden Conſule Andronicus und Lelius ſind von heftiger Liebe zu ihr entbrannt; und als die Gebirgsbewohner einen Angriff auf das römiſche Lager machen, und zurückgetrieben werden, ſenden ſie Furius ab, ſie zu verfolgen, um in ſeiner Abweſenheit bei Claudien ihr Glück zu verſuchen. Zuerſt der Conſul Andronicus. Er wird von Claudia mit edlem Stolze zurückgewieſen. Jetzt erſcheint der Conſul Lelius. Da er den Platz bereits beſetzt findet: ſo macht er ſeinem Collegen heftige Vorwürfe über ſeine Liebe zu einer Sklavin*). Andronicus entfernt ſich ſcheinbar, kehrt aber bald zurück, überraſcht ſeinen Tadler, wie dieſer ihn, in der nämlichen Rolle, die er ſelbſt erſt geſpielt hatte, und hält ihm nun eine eben ſo pathetiſche Rede, als er ſelbſt von ihm hatte anhören müſſen. Inzwiſchen iſt Furius mit ſeinem Freunde Fabricius von der Verfolgung der Feinde zurückgekehrt, und überraſcht die Conſule bei ihrem Streite. Kräftig und unverhohlen ſpricht er ſeinen Unwillen über ihre Lüſternheit und Falſchheit aus. Er will nicht länger beim Heere bleiben, ſondern nach Rom gehen; allein er wird von einer Streifpartei des Curieno zum Gefangenen gemacht, der ihm großmüthig die Freiheit ſchenkt.

---

*) Die in Oktaven geſchriebene Rede mit ihrem pomphaften theatraliſchen Pathos iſt vortrefflich. Die beſte Wirkung macht der am Ende jeder Strophe wiederkehrende Vers:

Adorando los ojos de una calava.

Im zweiten Akt laſſen die Conſule am Geburtstage des Kaiſers Spiele feiern. Ein Dichter deklamirt ein Sonett, das ein unübertreffliches Meiſterſtück von Unſinn iſt[1]. Curieno ſtellt ſich, um für die von ihm mit der höchſten Hingebung geliebte Milena einen Preis zu gewinnen, unter die Ringer. Erſt legt er die beiden Kuppler der Conſule ſo unſanft zu Boden, wie man es ihnen gerne gönnen mag; dann kämpft er mit Fabricius. Ein unvorſichtiger Ausruf verräth ihn als einen Gebirgsbewohner; obgleich nicht als den gefürchteten Curien. Er wird ergriffen, und der Huth des Furius übergeben, der ihn aus Dankbarkeit fliehen läßt. Furius verwundet ſich ſelbſt, und erklärt vor den Conſulen, daß ſein Gefangener, deſſen wahrer Name bereits bekannt geworden, entflohen ſey. Bei dem vergeblichen Bemühen, die Flucht deſſelben zu hindern, ſey er von ihm verwundet worden. Die Conſule ſprechen ihn dem Tode zu. Fabricius ſucht jetzt den Curienus auf, um ihn zur Rettung ſeines Freundes zu bewegen, und Curien iſt ſogleich bereitet, Alles an dieſe Rettung zu ſetzen.

---

[1] Es dürfte eine nicht ganz leichte Aufgabe ſeyn, in allen deutſchen Muſenalmanachen nach einem Sonett zu ſuchen, in welchem ſich eine gleiche Maſſe von Unſinn zuſammengepreßt fände, wie in folgendem:

Sacro Cesar, relincho de los dioses,
Que al cielo aquel tu abuelo se ha subido,
Donde en estrella macho convertido
Ni campos aras, ni zapillos coses.
Tu que teniendo muermo nunca toses,
Y fuiste de tu madre a luz salido,
Por donde entro la fuente del olvido
En cuyas aguas sus infernos poses.
Cesar, que nunca cesa, ni ha cesado,
Cesando di cesar, que nunca cesa,
Grande como un camelo corcovado:
De verte yo nacido no me pesa;
Pues hoy un Cisne el Tiber has llevado
Que solia beber en una artesa.

Andronicus verſucht es inzwiſchen in Abweſenheit des zweiten Conſuls, Claudia erſt durch das Verſprechen, den Furius frei zu geben, und dann durch die Drohung, ihn tödten zu laſſen, günſtiger für ſeine Wünſche zu ſtimmen. Sie verwirft ſeine Anträge mit Abſcheu; entſchloſſen zu ſterben. Die Abgeſandten des Curieno unterbrechen die peinliche Scene. Dieſer ſendet den Römern zweihundert Gefangene für die Freiheit des Furius, und ſein eigenes Söhnchen als Geiſel. Furius iſt von der Großmuth des Freundes ſo mächtig ergriffen, daß er dem Conſul Claudia als Sclavin anbietet, wenn er dem Curien das Kind zurückſenden wolle. Der Conſul nimmt den Antrag an, und Furius verfällt in Wahnſinn*).

Der Conſul Lelius iſt im dritten Akte ins Lager zurückgekehrt. Aufgebracht über die Kühnheit, und neidiſch auf die Erfolge ſeines Collegen, bewegt er den Prieſter des Apollo, dem Heere zu verkünden, der Gott verlange, daß Claudia an ſeinem Altar geopfert werde. Andronicus willigt ein. Furius trifft im Wahnſinn auf den Prieſter,

---

*) *Claudia.* ¡Furio! Furio! ¿eres hombre? *Fur.* Si lo fuera
No sufriera, que assi te maltrataran
Piedra soy por los dioses, ya soy piedra.

und legt ſich, als dieſer ſich entfernt hat, hin, um zu ſchlummern. Während er ſchlummert, kommen Curien und Fabricius; der erſtere entſchloſſen, Claudia durch einen Angriff auf die Römer in Freiheit zu ſetzen. Furius erwacht aus ſeinem Schlummer; und da er Curien gewahr wird, findet er ſogleich ſeine Beſinnung wieder. Wie viel iſt nicht dieſer einzige Gedanke werth!

Das Opfer wird durch einen Angriff Curien's auf das römiſche Lager unterbrochen. Der Conſul Andronicus ſtirbt an ſeinen Wunden, Lelius nimmt Gift. Claudia vergibt Furius, daß er ſie aufopfern wollte: und Curien verſpricht den römiſchen Soldaten, ihrer zu ſchonen, wenn ſie Fabricius und Furius zu Conſulen wählen wollen. Furius macht Curien zum König von Leon. Jener will in Zukunft nur Spanier, dieſer nur noch ein Römer ſeyn.

Ich habe abſichtlich die Analyſe dieſes Schauſpiels ſo kurz als möglich gefaßt, damit der Leſer den Gang deſſelben gleichſam mit einem Blicke überſehen könne. In dieſer Hinſicht liegt Alles ſo klar vor, daß ich demjenigen, welcher die Intention eines dramatiſchen Werkes, und die Durchführung einer ſolchen aufzufaſſen verſteht, nichts weiter darüber zu ſagen habe. Auch gehört es zu denjenigen Schauſpielen Lope's, die man durchaus ſelbſt leſen muß, um ihren Werth und ihre Wirkung zu begreifen. Die letztere hängt größtentheils von der Schilderung Curien's ab; des rauhen, kräftigen, auf ſeine Körperkraft und ſeinen Muth bis zur Prahlerei ſtolzen, aber den Antrieben ſeines Gefühles und ſeiner angeborenen Großmuth unbedingt ſich hingebenden Naturſohnes ab. Auf das glücklichſte kontraſtirt mit ſeinem Stolze und ſeiner angebornen Wildheit ſeine begeiſterte Verehrung — nur ſo läßt ſich ſeine Liebe bezeichnen — für die geliebte Milena; ein Contraſt, den der Dichter auf das wirkſamſte zu nutzen verſtanden hat.

Es iſt ſehr mißlich, und meiſtens unmöglich, über die Chronologie eines Schauſpiels von Lope etwas feſtzuſetzen; am mißlichſten, wenn Diction und Sprache das einzige Criterium dafür abgeben ſollen. Ein jugendliches Luxuriren der poetiſchen Diction in einzelnen Stellen, läßt inzwiſchen dennoch vermuthen, daß die Amistad pagada zu ſeinen früheren Arbeiten gehöre. Darauf ſcheinen mir auch die Fehler des Stückes zu deuten; z. B. die halb brutale, halb ſentimentale Liebe der Conſule; und die in großen Zügen hingeſtellte Nichtswürdigkeit ihrer Vertrauten.

VII.

Der Findling.

(El Mayorazgo dudoso.)

Wäre es die Abſicht des Verfaſſers, Lope dem Leſer nur von ſeiner vortheilhafteſten Seite, oder aus einem beſtimmten Geſichtspunkte, zu zeigen: ſo würde er weder dieſes, noch das folgende Schauſpiel hier haben aufnehmen dürfen; um ſo minder, da ſie beide auch in anderer Hinſicht ſeinen Abſichten wenig zuſagen. Beide ſind jedoch ſehr geeignet, die Eigenthümlichkeit Lope's, als dramatiſchen Dichters, wenigſtens theilweiſe zur Anſchauung zu bringen; und ſomit ſchien es zweckgemäß, ſie nicht zurückzulaſſen.

In dem gegenwärtigen Schauſpiel verläßt Albano, ein dalmatiniſcher Caballero, in der Nacht das Haus, um ſeinem Vergnügen nachzugehen. Seine hochſchwangere Gattin (Flora) ſucht ihn noch in der Thüre zurückzuhalten. Dieſe Scene iſt, wie die Eingangsſcenen bei Lope faſt immer, voll raſcher Lebendigkeit*). Die Streitenden ſpielen die weichen wie die harten Tonarten durch, um ihren Willen durchzuſetzen. Die Frau gibt endlich nach; und **Albano**, nachdem er in einem Sonett das Unglück, eine eiferſüchtige Frau zu haben, mit allen möglichen Plagen verglichen, berathſchlagt mit ein paar Freunden, mit welchen er ſich zuſammenbeſtellt hatte, bei welcher Courtiſane ſie den Abend zubringen wollen; wobei er ausdrücklich erklärt, daß er ſeinerſeits es auf keine Untreue abgeſehen habe, und nur in ſeiner Freiheit ſich nicht beſchränken laſſen wolle. Während ihrer Unter-

---

*) Hier ein paar Proben.

Alb. Soy tu esclavo por ventura?
Flor. Antes soyo mi Señor vos.
Alb. Suelta.
Flor. No salgais por Dios,
Que hace la noche obscura.

Alb. ¿Has me de comer por esso?
Flor. El sereno os harà mal.
Alb. ¿Que mal? ay locura ygual?
Haré, Flora, algun excesso?
Flor. No haras; que discreto eres
Y yo tu muger.
Alb. ¡Ha cielos!
¿Quien puede sufrir los zelos,
Que son de propria muger?
— — — — — — —
— — — — — — —
Alb. Calla loca
Que te quebrarè la boca.
Flor. Voy me pues, y no porfio
Y mudar es necessario;
Que la, que es propria muger
Ya yo se, que viene a ser
Como manjar ordinario.
Para essas cosas, Albano,
A la muger de mas prendas
Suelen alargar las riendas,
Que el hombre lleva en la mano.
Hombres de tu condicion
Hacen ruynes las mugeres.
Alb. ¿Quieres, que te mate?
¿Quieres que te passe el corazon? etc.

redung tritt eine vermummte Dame auf (Jazinta), die alle Zeichen der Angſt und Verwirrung, und, als ſie von den galanten Herren angeredet wird, die Beſorgniß verräth, eine unanſtändige Behandlung zu erfahren. Albano beruhigt ſie, und bietet ihr ſeine Begleitung an, welche ſie annimmt. Die beiden andern galanten Herren bleiben zurück, und gloſſiren über den Vorfall nach ihrer Weiſe.

Er kehrt zurück, und erzählt ſeinen Freunden, wie die Dame in der nächſten Straße ihre Arme krampfhaft um ſeinen Hals geſchlungen, wie ſie ſo ein Kind geboren, wie ſie ihn geheißen, dieſes dem Herrn eines nahen Hauſes zu überbringen, und wie ſie ihm, während er mit demſelben geſprochen, entſchlüpft ſey[*]). Er muthet ſeinen Freunden zu, da ſie un-

---

[*]) Die Erzählung iſt im vollkommenen Romanzenton gehalten. Hier der Anfang.

Al rebolver desta esquina
Essa honrada cortesana,
Que honrada deve de ſer,
Pues que fue tan desdichada:
Arrimose al mismo muro,
Y con una voz del alma,
Mordiendo el manto y la boca,
Como toro quando brama;
Los brazos me puso al cuello,
Yo creyendo, que espirava
De alguna mortal herida,
Assi comenzo a hablarla:
¿Que teneys señora mia?
¿Que sentis hermosa dama?
¿Que dolor os causa pena?
¿Que pena os aflige y cansa?
Si algun hombre os ha ofendido
No es hombre, ni ciñe espada.
Quien agravios de muger

vermählt ſeyen, ſich des Kindes anzunehmen; eine Zumuthung, welche jene ſchnöde abweiſen. Groß iſt jetzt die Verlegenheit des armen Albano, der die Eiferſucht ſeiner Gattin fürchtet, und aus dem Geſpräch der aus ſeinem Hauſe kommenden Diener abnimmt, daß die Letztere bereits ebenfalls geboren habe. Die Oktaven, in welchen er ſeine Theilnahme an dem verlaſſenen Geſchöpfe ausſpricht, ſind ſehr ſchön [1]).

No venge, ni desagravia.
Si es amor, bueIveos conmigo,
Busquemos, quien os maltrata:
Que no sera tan piedra
Que no se rinda à estas ansias.
— — — — — — —
¡Ay! dixo entonces, Albano,
Llamad en aquella casa,
Y esso, que veys a mis pies
Dadlo al dueña, que lo aguarda
Yo, que pensava, lo que era,
Y vi, que me desengaña
El llorar de un triste niño,
Que a sus pies llorando estava etc.

[1]) Desdichado primero que nacido,
Aconsejadme vos, llorays siquiera;
En vuestro mismo centro aveys caido
Yo soy vuestra desdicha, y vuestra esfera:
De vuestra pobre piedra aveys movido,
Y en esta obscuridad y noche fiera
Paresco el limbo, que de luz os priva,
Y vos el alma de mis penas viva.
— — — — — — — —
Abrid essos ojuelos, siendo agora
Como el gusano, que de noche alumbra,
No sabe su desdicha, pues no llora,
Como en su nacimiento se acostumbra:
¿Dejaremela aqui? pero a tal hora

Über die Eltern des Kindes bleibt der Zuſchauer nicht lange in Ungewißheit. Der Sohn des Königs von Schottland, Liſardo, tritt als Gärtner auf*). Er hat in dieſer

---

Que lus en tierra ò cielo non ralumbra,
Comerale algun perro, ò este viento
Como a pabilo matara su aliento.
Pues mi mujer ¿quien duda, que los zelos
Que mas. que todos estos, le maltrate?
¡Estraño confusion! valedme cielos!
Que non es rason, que un inocente mate:
Sosegad sus sospechas y rezelos.
Que resistido su primer combate,
Yo guardare el rapas, como a mi mismo,
Dandole el agua santa del Bautismo.

*) Der Monolog, in welchem er ſein Glück preiſet, iſt zu ſchön, um nicht ganz hier zu ſtehen.

¡Frescos jardines y verdes
Retratos del eterno parayso!
¡Viento! que aqui te perdes,
¡Fuentes! que hazer podeys bello Narciso
Al mas robusto y feo
Con el cristal, que en vuestras aguas vee.
¡Jasmines! de quien hurta
Un Angel bello aquella pura nieve,
Como de aquesta murta
Lo verte mi esperanza, que se atreve
Al mas hermoso cielo
De los, que en cifra suya tiene el suelo,
¡Rosas de nacar puro,
Maravillas doradas, o alhelies!
¡Laurel eterno y duro!
¡Granadas esmaltadas de rubies!
¡Azucenas y lirios,
Testigos de mis ansias y martirios!
Todos estays diciendo.

Verkleidung, ſich für einen gemeinen Ritter ausgebend, die Liebe Jazinta's gewonnen, und erfährt jetzt durch eine Dienerin die Niederkunft der Prinzeſſin, und daß der König von Schottland die Hand derſelben für ſeinen Sohn, alſo für ihn ſelbſt, verlangt habe. Er bereut jetzt ſeine Unbeſonnenheit, und eilt fort, um Albano aufzuſuchen; Roſania aber, die Dienerin, die das Geheimniß, daß Liſardo der ihrer Gebieterin beſtimmte Bräutigam ſey, eben erſt aus ſeinem Munde erfahren hat, entdeckt Alles dem eben herbeikommenden König, in der Hoffnung, von ihm ein reiches Geſchenk zu erhalten. Allein in dieſer Hoffnung ſieht

---

Que soy un hombre alegre y venturoso!
El agua va riendo,
El eco me responde en son gozoso;
Quanto aqui el cielo pinta
Todo dize, que gozo de Jacinta.
No ay tortola casada
En estos olmos, donde el viento suena,
Ni cierva fatigada
De correr por la siesta en el arena,
Que ya de mi se espante;
Todos saben, que soy dichoso amante,
Recojese el villano
Con sus pocas ovejas a su choza;
Sale Febo temprano
Y de mirarme, y de salirse goza;
Y al fin donde se muda
Aquel me mira, el otro me saluda.
Yo de todos contento
Con mi azadon cultivo estos jardines,
Gozando el agua, el viento,
Los lirios, azucenas, y jasmines,
Eco, tortola, y cierva,
Pastores, sol, laurel rosas, y yerva.

ſie ſich getäuſcht. Der König geräth über die Schmach, welche ſeine Tochter ihm zugefügt hat, in die heftigſte Erbitterung, und will dieſe ſammt dem Prinzen und Albano tödten, der hoffnungsreichen Verkündigerin aber die Zunge aus dem Halſe reißen laſſen.

Inzwiſchen hat der Prinz Albano aufgeſucht. Dieſer bittet ihn, weil das von ſeiner eigenen Gattin ihm geborne Kind gleich nach der Geburt geſtorben ſey, und er, wenn ſie dieſes jetzt erfahre, für ihr Leben fürchte, den Knaben vor der Hand behalten zu dürfen. Leſardo willigt ein, und Albano erfährt gleich darauf von einem Freunde, daß der ganze Pallaſt in Aufruhr ſey, und man Liſardo, wie Jacinta, ins Gefängniß führe. Er entſchließt ſich ſogleich, ſeine Gattin zu verlaſſen, und in eine einſame Gegend zu fliehen, um dort den Knaben zu erziehen. Als er ans Meer gelangt, ſind eben Seeräuber gelandet. Der Eine von dieſen will den Knaben ohne Umſtände an die Felſen ſchleudern; aber ſein Gefährte hält ihn zurück. Die Gattin des Letzteren hat eben auf dem Meere einen todten Knaben geboren, und der arme Findling wird zum zweiten Male beſtimmt, einer verwaiſten Mutter ihr verlornes Kind zu erſetzen.

Nicht weniger als zwanzig Jahre liegen zwiſchen dem erſten und zweiten Aufzug. Der Sohn Liſardo's, unter dem Namen Luzman, eröffnet dieſen mit einem Liebesgeſpräch mit der Mohrin Alifa, durch welches der Zuſchauer erfährt, wie derſelbe von dem König von Oran an Kindesſtatt angenommen, dann an den Großtürken, und von dieſem wieder nach Oran zurückgeſandt worden ſey, um den mauriſchen König, wenn er ſtürbe, zu beerben. Er befreit einen alten Chriſtenſclaven, der ihm ſchon vielfache Beweiſe ſeiner Zuneigung gegeben, von den Mißhandlungen ſeines Drängers; und dieſer Sclave entdeckt ihm ſeine Abkunft. Luzman hat von jeher eine wunderbare Zuneigung zu den Chriſten empfunden; mit Freude empfängt er die Nachricht, daß er von chriſtlichen Eltern abſtamme, und ein Bildniß der Mutter Gottes *). Der König von Oran ſendet ihn zu einem

---

*) Die erſten Regungen der Andacht in Luzman's Gemüthe haben die ganze Innigkeit, die man von dem ſpaniſchen Dichter hier erwarten darf.

Alb. Es mi consejo y voluntad primera,
Que te encomiendes, como al fin Christiano,
A aquella Reyna, y madre de Dios hombre.
Luz. Es Maria?
Alb. Essa es.
Luz. ¡Bendito nombre!
Encomiendo me a ella, y le encomiendo,
Padre, el discurso de mi triste vida.
Alb. Aqui en este papel darte pretendo
Su imagen de nosotros conocida,
Que de un cautivo heredé muriendo;
Que es su hermosura al cielo preferida.
Luz. ¿Es esta padre? Con temor la toco.
Alb. Esta es, señor. *Luz.* Dexame hablarla un poco.
Toma la imagen.
Señora, no os conozco, y por deciros
Lo, que suellen los hombres olvidados
De los amigos, otro tiempo hablados,
No os cognozco, sino es para serviros.
Y a esse niño, y a vos quiero pediros,
Pues dizen, que andavistes desterrados,
Y por lo, que os parezen mis cuydados
Os muevan mis desseos y suspiros.
Pues que luna teneys, dellos de un choro;
Pues corona teneys, haced mercedes,
Y tu niño, que abraces a tal madre:
Niño fyy tuyo, que me hurtaron lloro;
Perdime, hallasme tu, y llevarme puedes,
Por el letrero a ti, que eres mi padre.

Streifzug an die dalmatiniſchen Küſten ab. Unverzüglich werden wir an dieſe ſelbſt verſetzt. Der König von Schottland, der ſeit zwanzig Jahren den Krieg gegen den König von Dalmatien fortgeführt, und in der letzteren Zeit einen großen Sieg über ihn erfochten hat, verlangt in einem Schreiben die Befreiung ſeines Sohnes. Allein der Zorn des beleidigten Vaters Jacinta's iſt noch immer nicht geſtillt, und er will dieſe eben ſo wenig aus dem Kloſter, als den Prinzen aus dem Kerker entlaſſen. Während ſeine Begleiter ihn vergeblich von dieſem Entſchluß abzuwenden ſuchen, nähert ſich Clavela, eine Hirtin, dem Thurm, in welchem Liſardo eingeſchloſſen iſt, und ſingt dem König, als er ſie anhalten läßt, ein Lied, welches ihm ſeine Härte vorwirft. Ungerührt entfernt er ſich. Clavela bringt dem Gefangenen ſchon ſeit ſechs Jahren Blumen und Früchte, und gibt ihm durch ihre Lieder Nachricht von dem, was auswärts vorgeht. So auch jetzt von dem Siege ſeines Vaters *).

---

*) Das Sonett, in welchem er ſeine Hoffnung auf Rettung ausſpricht, iſt zu ſchön, um nicht hier zu ſtehen.

Quien una araña vil sustenta y cria
En el cerrado vientre de una peña;
Quien la abeja melifera pequeña
Muestra tener imperio y monarquia;
Quien muestra a un animal filosofia,
Y a hormigas providencia enseña;
A un ave casa hazer de paja y leña,
Y entre la tierra a un topo aliento embia;
Quien al gusano anima en el capullo,
Y escuchando la tortola, que gime,
Buelve a ver de su esposo el manso arullo:
Haze, que un preso esta esperanza anime,
Y a un tirano quitara el orgullo
Que vence la razon y el alma oprime.

Inzwiſchen landet Luzman mit ſeinen Begleitern an der nämlichen Küſte, wird von ihnen auf geheimen Befehl des Königs treulos verlaſſen, von den herbeieilenden Schäfern ergriffen, und der Hirtin Clavela geſchenkt. Daß ſich Luzman nun ſogleich in ſie verliebt — die Mohrin Aliſa mag ſich anderweitig verſorgen — ſo wie Clavela in ihn, wird der Leſer nicht anders vermuthen. Übrigens iſt dieſe Clavela die eheleibliche Tochter Albano's und Flora's, welche dieſe, um ihrem Gatten einen Streich zu ſpielen, unter dem Vorgeben, einen todten Knaben geboren zu haben, bei Seite gebracht, und nachdem ſie, nach dem Verſchwinden Albano's, den Hof verlaſſen, als Hirtin zu einem Wunder von Reiz und Liebenswürdigkeit erzogen hat. Albano theilt dieſe Entdeckung ſeinem Pflegeſohn mit, der ſich ſogleich für bereit erklärt, Clavela zu heirathen.

Der König, welcher von der Landung der Mohren gehört hat, wünſcht Einen von dieſen in ſeine Gewalt zu bekommen, um an ihm ſeine Rache zu kühlen. Einer von den Hirten, ein eiferſüchtiger Liebhaber Clavela's, verräth ihm die Gefangenen, weil er hofft, der König werde ſeinen Nebenbuhler hängen laſſen; allein jener empfindet für Luzman, als man ihn herbeiführt, ſogleich den Zug einer unerklärlichen Neigung; er nimmt ihn mit ſich in ſeinen Pallaſt, verſpricht, ihn mit Ehrenſtellen zu überhäufen, und will bei der Taufe deſſelben die Pathenſtelle übernehmen.

Im dritten Akt kehrt der Feldherr Aurelio von einem Zuge gegen den König von Schottland zurück, welchen er in die Berge zurückgetrieben hat. Mit Mißvergnügen erfährt er, daß die wachſende Gunſt des Königs für Luzmann dieſen zum Erben des Reiches beſtimmt habe. Luzman bittet den König jetzt um die Erlaubniß, den gefangenen Liſardo zu beſuchen, und erhält ſie. Dieſe Zuſammenkunft Luzman's mit ſeinem Vater veranlaßt eine ungemein ergreifende Scene. Als Liſardo die Riegel ſeines Kerkers klirren hört, glaubt er zuerſt, die Schergen kämen, um ihm den oft erſehnten Tod zu geben. Luzman erzählt ihm, ſein Sohn, von dem Beherrſcher von Oran an Kindesſtatt angenommen, habe von Albano das Geheimniß ſeiner Geburt, ſo wie das Unglück ſeines Vaters erfahren, und ſey mit einer Flotte unterwegs, um ihn zu befreien. Ihn habe derſelbe mit reichen Geſchenken für den König vorausgeſchickt, um Liſardo in dem Kerker aufzuſuchen und ihm dieſe Nachricht zu bringen. Liſardo fragt nach dem Ausſehen ſeines Sohnes, und Luzman ſagt, dieſer ſehe ihm ſelbſt und Liſardo ähnlich. Letzterer verlangt jetzt, daß ſich der Jüngling an ſeine Bruſt lege, damit die Wallung des Blutes ihm zur Probe diene, wie nahe er ihn angehe. »Dieſe Wallungen,« ſagt er, »ſind ſo ſanft und wohlthuend, daß ich entweder keinen Sohn habe, oder du dieſer Sohn biſt.« Luzman ſagt nun, daß ſein Sohn bereits wirklich am Hofe des Königs angelangt ſey; allein als er jetzt ſich entfernen ſoll, vermag er ſich nicht länger zurückzuhalten, ſondern ſtürzt ſeinem Vater zu Füßen, und geſteht ihm, daß er ſelbſt ſein Sohn ſey.

Der König erklärt jetzt, Luzman nicht bloß zu ſeinem Erben zu wählen, ſondern ihn auch mit ſeiner Tochter vermählen zu wollen. Er läßt Jacinta herbeiführen, der ſich Luzman in einer geheimen Unterredung entdeckt. Albano, den der König zum Gouverneur ernannt hat, ſoll nun einen Gerichtstag (sala de agravios) halten. Als Klägerinnen erſcheinen Flora und Clavela. Liſardo wird herbeigeführt, und der König übergibt Albano eine ſchriftliche Entſcheidung, die denſelben zur Landesverweiſung verurtheilt. Luzman entdeckt jetzt dem König, daß er Liſardo's und Jacinta's Sohn ſey. Die Rachſucht des Königs verwandelt ſich nun in überfließende Milde und Freude, und die Doppelheirath zwiſchen Liſardo und Jacinta, Luzman und Clavela iſt etwas, was ſich unter dieſen Umſtänden von ſelbſt verſteht. —

Was in dieſem Drama am meiſten zurückſtößt, daß die Prinzeſſin auf der Straße und in Don Albano's Armen ihr Kind gebiert, iſt eine von den dramatiſchen Abenteuerlichkeiten, wegen welcher Lope ſich von ſeinen Beurtheilern Ungeſchmack, Unnatur und Überreiz oft genug hat müſſen vorwerfen laſſen. Auch iſt ſie auf keine Weiſe zu rechtfertigen, und wäre ſehr leicht zu vermeiden geweſen. Daß Lope das Auffallende und Anſtößige nicht entging, beweiſet die Art, wie der König ſelbſt ſich über dieſe Niederkunft äußert[7]). Er mußte alſo einen Grund zu haben glauben, derſelben nicht aus dem Wege zu gehen. Eben die Art nämlich, wie Albano zu dem Findling kam, mußte ſein Mitleid und ſeinen Antheil an demſelben bedeutend erhöhen; und das konnte dem Dichter hinreichend ſcheinen, ſeine Erfindung zu rechtfertigen.

Faſt nicht minder unnatürlich iſt das Beiſeiteſchaffen ihres eben gebornen Kindes durch Flora; und wenn Albano ausdrücklich ſagt, daß es begraben worden ſey, und daß Flora nicht das Geringſte davon gewußt habe[8]): ſo weiß man in der That nicht, was man davon denken ſoll. Über die plötzliche Sinnesänderung des Königs etwas zu ſagen, iſt überflüſſig. Überhaupt ermattet das Stück gegen das

---

[7]) *Rey.* ¿Como? que a noche una princessa sola
Fuesse a parir a la primera calle
Y alli dexasse el malnacido hijo.

[8]) ¿Que en fin no ha echado de ver
Que es su hijo el que enterramos?

Ende zu ſichtbar, und trägt unverkennbare Spuren der flüchtigſten Eilfertigkeit.

Wenn Bouterwek im Allgemeinen ſagt, die ſpaniſche Komödie ſey eine dramatiſche Novelle: ſo gilt dieſer Ausſpruch nur von einem Theil der ſpaniſchen Schauſpiele überhaupt, und auch nur von einem Theil der dramatiſchen Compoſitionen des Lope de Vega. Viele ſeiner Dramen, und namentlich auch das gegenwärtige, werden ſich inzwiſchen mit dieſem Ausdruck am beſten bezeichnen laſſen. Hier iſt nichts von einer mit innerer Nothwendigkeit zu einem beſtimmten Ziel fortſchreitenden Handlung, wie das ſtrenge Drama ſie fordert; hier ſind nur Begebenheiten, und locker zuſammengeknüpfte poetiſche Situationen. Einen ſichern Mittelpunkt ſollte aber auch die dramatiſche Novelle haben. Ein ſolcher — die Macht des natürlichen Inſtinktes — fehlt der gegenwärtigen nicht gänzlich; aber er iſt mehr in den paſſiven Empfindungen der handelnden Perſonen, als durch die Handlung ſelbſt herausgeſtellt.

Trotz aller dieſer Mängel aber iſt dieſes Drama noch immer weniger tadelnswerth, als das folgende.

VIII.

Die Gräfin Mathilde.

(La resistencia honrada y Condesa Matilde.)

Der Dauphin von Frankreich (Enrique) liebt eine Madama Floris [1]). Er ſchreibt ihr bei Gelegenheit de Vermählung des Grafen Geſualdo, eines Verwandten des Königs mit der Gräfin Mathilde, einen Brief, i welchem er ſie bittet, bei dem Feſt in ihren Farben erſcheinen zu dürfen, und worin er die Gräfin ein Wunder von Schönheit nennt. Das nimmt die Dame, wie billig, im höchſten Grade übel [2]). Sie zerreißt den Brief in kleine Stücke,

---

[1]) Die älteren ſpaniſchen Dramatiker legen die Benennung Madama nicht nur den franzöſiſchen, ſondern auch andern ausländiſchen Frauen, vorzüglich den niederländiſchen un deutſchen bei.

[2]) Sie plaidoyirt ihre Sache mit vieler Unbefangenheit:

Si no quiere un oficial
Que digan, que otro es mejor,
Un platero, un escultor,
O algun arte liberal:
Si quando lee el papel
Se corre el mas vil poeta
Que alquien diga, y se extremeta,
Que otro scrive meior que el:
Bien sabes que la atropella,
El que dize a una muger,

wünſcht mit dem, der ihn geſchrieben, eben ſo verfahren zu können, und jagt den Pagen, der ihn überbracht hat, von ſich. (Damit beginnt das Stück.) Der Prinz erſcheint nun ſelbſt, um ſie zu verſöhnen, was ihm nur unter der Bedingung gelingt, daß er während der Vermählung ſich auf das Land begebe. — Der König empfängt die Geſandten Englands, mit dem er wegen dem Beſitz von Bayonne im Krieg begriffen iſt, und beauftragt den Admiral, den Grafen und ſeine Braut zu empfangen. Der Empfang. Enrique iſt heimlich zurückgekehrt, und dringt verkleidet und vermummt bis in die königlichen Gemächer ein, kann jedoch die Braut nicht anſichtig werden, da ſie ihm der König verdeckt. Floris iſt ihm, als Page verkleidet, gefolgt. Sie ſucht Streit mit ihm. Enrique weicht Anfangs aus, verliert aber endlich die Geduld, und zieht den Degen. Er wird ergriffen, iſt gezwungen ſich zu entdecken, und wird von dem König in den Thurm geſchickt. Der zurückkehrende Admiral äußert die Meinung, der Prinz habe, wie andere Edelleute, die Gräfin in einem Maskenzug mit Fackeln (encamisada) begleiten wollen; und der König will ſich ſelbſt verkleidet bei dem Zuge einfinden, um die Theilnehmer desſelben kennen zu lernen.

Floris, vor Zorn und Mitleid ſinnlos, wie ſie ſagt[3],

Que acaba entonces de ver
La muger mas linda y bella.
— — — — — — —
Yo soy temeraria en esto;
Quien me ha de querer a mi,
Aun non ha de quererse a si,
Porque aun tengo zelos desto.

[3] Nichtsdeſtoweniger ſteigt ihr das Bedenken auf, ob er ſeine Strafe nicht durch den Ungehorſam gegen ſie verdient habe.

Pero como te disculpo
Amante *desobediente* etc.

iſt dem Prinzen bis zum Thurm gefolgt. Er tödtet ohne viele Umſtände ſeine Wachen, und kommt an die Pforte herab, wo die Dame ihm kräftig den Text lieſt, er ſich herauszulügen ſucht, und von der Getäuſchten ſehr unfreundlich beſchämt wird[4]). Da naht ſich der Fackelzug. Floris will, daß der Prinz in den Thurm zurückgehe; er verſichert, ſeiner Wachen wegen dieſes nicht thun zu können (er hat alſo eben erſt wieder gelogen, oder lügt jetzt); verſpricht aber, die Augen zu ſchließen. Die Eiferſüchtige findet es jedoch gerathener, ſie ihm gänzlich zu verbinden.

So trifft ihn der König im Gefolge des die Verlobten nach Hauſe geleitenden Fackelzuges. Madama Floris entflieht. Der Prinz, der ſich jetzt gegen ſeinen Vater ziemlich trotzig beträgt, nimmt wieder ſeine Zuflucht zum Lügen[5]). Floris, von dem Admiral eingeholt, gibt ſich für den Sprößling eines edlen deutſchen Geſchlechtes, und für eine fruhere Geliebte des Grafen Geſualdo aus. Der König befiehlt, um die Wahrheit zu erforſchen, den Grafen zu rufen.

---

[4]) Ohne alle Umſtände redet ſie ihn mit: Hund, an.
Pues, perro, si yo fui aquel etc.

[5]) Am Schluſſe dieſer Scene wird der Dialog zur vollkommenen Stichomythie, was ſich hier ſonderbar genug ausnimmt.

Luis. ¿Como? Que non era ser desobediente?
Enr. Quantos nacieron tienen mocedades.
Luis. Quantos nacieran, de quien nacen miran,
Enr. Ninguno nace viejo, quando nace.
Luis. Con sus obligaciones nacen todos.
Enr. Y para dar al tiempo lo que es suyo.
Luis. Quien tiene mal principio, mal fin tiene.
Enr. Neron tuvo tambien buenos principios.
Luis. Assi vendré yo a ser, como fue Francia (??)
Enr. Na soy tiranno yo, que soy tu hechura.

Dieſer erklärt zuerſt, daß er die Dame nie geſehen habe; bekennt ſich aber auf einen Wink des Prinzen zu ihrer Ausſage. Der König entſcheidet nun, daß der Prinz ſogleich nach Bayonne geſchickt, die Dame aber auf einige Tage in den Thurm geſperrt werden ſolle.

Aus dem Munde zweier Nebenperſonen erfahren wir zu Anfang des zweiten Aktes, daß der König geſtorben iſt, und der Prinz bereits die Regierung angetreten. Er iſt eben im Begriff nach Bayonne zurückzukehren, um die Eroberung dieſes Platzes zu vollenden, und gibt vor ſeinem Aufbruche noch einigen Bittenden Gehör. Unter dieſen übergibt ihm eine maskirte Dame eine Schrift, in der ſie als eine von ihrem Gebieter ihrer rechtmäßigen Anſprüche beraubte und vergeſſene Fremde von dem König ihn ſelbſt, den König, ſich als Almoſen erbittet. Enrique erkennt in ihr Floris, und ſie will ihn als Page nach Bayonne begleiten.

Ein Don Dionys, ein Verwandter des Grafen, welcher dieſen auf ſeinem Landgute beſucht, erzählt von dem kriegeriſchen Unternehmen des Königs, und von dem regen Eifer, mit dem er es ergriffen habe. Der Graf ſchämt ſich ſeiner trägen Ruhe; er wünſcht dem Heere ſich anzuſchließen, und die hochſinnige Mathilde ſtimmt ſeinem Wunſche bei. Er wird von dem Könige mit Freude aufgenommen, und das Heer zieht aus. In einer Zwiſchenſcene ſchildert uns der Dichter die zärtliche Liebe, die Trauer, und die ſcheue Zurückgezogenheit Mathildens. Auf das Freudigſte wird ſie überraſcht, als ſie den Grafen, der kaum abgereiſt iſt, wieder zurückkehren ſieht. Der König will nämlich auf dem Marſch einen Abſtecher nach Belflor machen, und eine Nacht dort zubringen. Er erblickt Mathilden kaum, als er in eine heftige Leidenſchaft für ſie aufflammt, welcher der Admiral das Wort redet. Die darauf folgenden Scenen beweiſen, wie

Lope ſeine Hand zu beherrſchen wußte, wenn er das bei einer ſchwierigen Scene thun wollte. Die mühſam ſich in den Schranken haltende Leidenſchaftlichkeit des Königs, die würdevolle Haltung Mathilden's, die ſich beherrſchende Eiferſucht des Grafen, der raſche Unwille ſeines Verwandten, und die kuppleriſche Schlauheit des Admirals ſind auf das Sicherſte gegen einander abgewogen; Alles iſt mit der größten Sparſamkeit, und dennoch mit auf das Beſtimmteſte ſich ausſprechenden Zügen hingezeichnet. Nach einer kurzen in Bayonne ſpielenden Zwiſchenſcene werden wir wieder nach Belfor geführt. Der König verſchafft ſich mit einem vertrauten Begleiter in einer Verkleidung Eingang in das Schloß. Als Mathilde, die ihn anfangs für ihren Gatten hält, ihn erkennt, verſchließt ſie ſich in ein Gemach. Der Begleiter des Königs verſucht es, die Thüre zu ſprengen. Mathilde erklärt nun, derjenige, der ſo hinterliſtiger Weiſe in das Schloß eines Edlen einbreche, könne nicht der König, ſondern er müſſe ein Räuber ſeyn, und ſolle als ein ſolcher behandelt werden. Dieſe Rede iſt wieder vortrefflich; ohne allen Prunk und ohne alles falſche Pathos. Der König entfernt ſich; er will an die Gräfin ſchreiben, und — ihren Gatten ermorden laſſen; ein Vorſatz, dem ſein Begleiter (Valduino) unbedingten Beifall ſchenkt.

Im dritten Akt erwarten der Admiral und ein franzöſiſcher Edelmann, Thibaut, die Rückkehr des Königs. Der Graf verlangt den Eintritt in das Zelt desſelben; man ſagt ihm, der König ruhe noch; erſt gegen Abend werde er aufſtehen. Der Graf vermuthet die Abweſenheit des Königs, und hält ſeine Gemahlin für mitſchuldig; in welchem Verdachte Dionys ihn beſtärkt. Jetzt kehrt der König zurück. Er läßt Alles veranſtalten, als wenn er eben aufgeſtanden wäre, und ſpricht dem eintretenden Grafen von ſeiner Unpäßlichkeit. Der Graf und Dionys laſſen ſich täuſchen.

Der König iſt jetzt entſchloſſen, den Grafen meuchleriſch aus dem Wege zu ſchaffen. Der Admiral, obgleich ſeine Kuppelei unverhohlen eingeſtehend, weigert ſich dennoch, die Hand dazu zu bieten. Bereitwilliger iſt Balduino[6]).

Die Belagerten beſchließen einen Ausfall. Gefecht. Der Admiral erbricht auf dem Schlachtfeld ſelbſt einen eben angelangten Brief der Gräfin, in welchem ſie ihren Gemahl zurückruft. Der Graf rettet dem König im Gefechte das Leben. Die Beſtürzung der Feinde ſoll zu einem allgemeinen Angriff auf die Stadt benützt werden. Der König bleibt zurück. Der Graf wird im Gefecht tödtlich verwundet. Er erſcheint auf der Bühne mit den in der Bruſt ſteckenden Pfeilen. Er empfiehlt dem König ſeine Gemahlin, und ernennt ihn zu ſeinem Teſtamentvollſtrecker. Er zieht ein Porträt ſeiner Gemahlin hervor, das ihm der König zu nehmen befiehlt, ſobald er verſchieden ſeyn werde; ja er kann dieſen Augenblick, trotz der Betheuerungen ſeines Schmerzes, nicht erwarten[7]). Er will unmittelbar nach Belflor aufbrechen, und überläßt die Eroberung Bayonne's dem Marquis de Diatriſtan (Dietrichſtein)[8]).

Die Gräfin Mathilde im Geſpräch mit ihrem Haushofmeiſter und ihrer Zofe. Da tritt, eine ſchwarze Binde (toca) um das Haupt, ein Stück von einer Lanze in der Hand, der Graf herein. Man denkt Anfangs an einen Geiſt, da die Nebenperſonen früher ausdrücklich ſagen: er ſey todt[9]).

---

[6]) Im Einklang mit den alten Romanzen, ſagt der Admiral von dieſem:

Esto si, que es Maganees,
Que es bueno para traydor.

[7]) O que larga vida tiene! ruft er aus.

[8]) Auch in der Araucana kommt Marquis de Dietristan vor.

[9]) *Alm.* Oy muere. *Dio.* ¡Conde, Jesu, Gerualdo! *Alm.* Oy espiró.

Die Gräſin fällt in Ohnmacht; die Zofe und ein Diener tragen ihn fort; wobei die erſtere mit zwei Worten bemerkt, daß er eben verſchieden ſey.

Floris tritt mit dem Pagen Ruperto auf, der ihr einen Brief des Königs bringt, in welchem ihr dieſer verbietet, weiter vor ihm zu erſcheinen, und ihr räth, ſeinen Kammerdiener Clarin zu heirathen. Ihr Schmerz und Zorn geht in Wahnſinn über, in welchem der Page von ihr hart bedrängt wird, der für ſeinen Herrn die Zeche zahlen ſoll, und den ſie zwingen will, ſich aufzuhängen.

Der König iſt im Schloſſe Mathilden's angelangt. Er läßt den Leichnam des Grafen, der gewappnet auf die Bühne geſchleppt wird, in die Kapelle bringen. Gebe Mathilde nicht nach: ſo ſolle ſie ihn auf eine Art ſehen, die ihr das traurige Bild ſeines Todes erneuere. Die Gräſin erſcheint. Die Erlaubniß, ſich in ein Kloſter zurückzuziehen, wird ihr abgeſchlagen. Er erklärt ihr kurz und mit Härte, ſie müſſe ſich nach den Rechten, die der letzte Wille des Grafen ihm gegeben, dem ſeinigen fügen. Da ſie ihm mit Entſchloſſenheit erklärt, daß er ſein Ziel bei ihr nie erreichen ſolle, verwünſcht er ſein Geſchick, das ihn zwinge, ſich mit ihr zu vermählen. Sie ſucht erſt Aufſchub: dann willigt ſie ein. Die Art, wie ſie das ſo leichthin thut, als wäre von der gleichgültigſten Sache die Rede, iſt ein Meiſterzug[10]. Der König verlangt, ſie ſolle ſchwören, ihrem Worte treu zu ſeyn. Sie ſchwört bei der Liebe, die ſie ihrem Gatten bewahre. »Schwöre Nichtswürdige, oder verwünſcht ſey dein Gatte!« ruft jener aus. — »Herr? willſt Du noch meinen Gatten ſchmähen? Gerechter Himmel!« ruft ſie aus, »das muß ich dulden. So war denn alle Liebe nichts, als ein thörichter Wahn!« [11]). Um das Maß voll zu machen, erſcheint noch die wahnſinnige Floris. Erſt befiehlt der König, man ſolle ſie wegführen, oder tödten; dann verſpricht er, ſie heilen zu laſſen. Zuletzt erſcheint ein Bothe, der die Einnahme Bayonne's berichtet. Nun ertheilt der König Gnadenbezeugungen und Schenkungen, und erklärt Mathilden als Königin. »Wenn das Jahr um iſt, entgegnet ſie, »will ich deine Gnade empfangen; die Zeit bis dahin, will ich dem Andenken meines Gemahles weihen.«

---

[10] *Mat.* Basta, lo hecho está hecho. (Genug, es iſt ein gemachter Handel.)

Ich habe dieſes Schauſpiel zuvor ein tadelnswerthes genannt. Mit Recht glaube ich. Weil Mathilde nicht zu dem tragiſchen Dolche greift: ſondern einwilligt, den König zu heirathen? Nicht darum; was bliebe ihr auch Anderes zu thun übrig? Enrique iſt ſo feſt entſchloſſen, ſeine Beute ſich nicht entgehen zu laſſen, und jedes gewaltthätige Mittel, wie jede Argliſt anzuwenden, um ſich ihrer zu verſichern; die Handlanger ſeiner Lüſte ſind ſo bereitwillige und ſo nichtswürdige Werkzeuge, daß ihr, wollte ſie ſich nicht zur Heirath bequemen, in der That nichts übrig bliebe, als der tragiſche Dolch. Andererſeits aber iſt ihre Situation nicht von denjenigen, bei welchen wir ein ſolches letztes Auskunftsmittel auf der Bühne erträglich zu finden pflegen.

Aber iſt nicht eben das höchſt tragiſch, daß ein hochherziges Weib, wie Mathilde, nachdem ſie einen edlen und geliebten Gatten verloren hat, durch die Macht der Umſtände gezwungen iſt, ſich einem Lüſtlinge hinzugeben? Traurig mag man das nennen in der Wirklichkeit; nicht tragiſch in der Poeſie. Denn, die tragiſche Poeſie ſoll uns erheben, indem ſie uns niederdrückt. Sie iſt die Verklärung, nicht der menſchlichen Widerſtandskraft gegen das Mißgeſchick, wie man es ſo oft falſch gefaßt hat, und noch faßt; ſondern die Verklärung der Idee einer ſittlichen Weltordnung, die über dem Mißgeſchick, und über aller Unzulänglichkeit der menſchlichen Kraft, als ein Ewiges und Unveränderliches da ſteht. Was uns aber hier geboten wird, iſt nichts anders, als der Reflex der nichts weniger als erhebenden Erfahrung, daß nicht bloß unkräftige, ſondern auch kräftige Gemüther durch die Macht der Umſtände dahin gebracht, oder, wie das bei Mathilden der Fall iſt, gezwungen werden, mit ihrem ſittlichen Gefühle, mit ihren beſſeren Überzeugungen und ihren edelſten Beſtrebungen, in einen zerreißenden Widerſpruch zu treten. Das zeigt uns Geſchichte und Erfahrung in tauſend Fällen; dazu bedürfen wir des Dichters nicht.

---

[11]) *Mat.* Esto sufro ¡ayrados cielos!
¡O amor, todo eres locuras!

Trotz dieſer verfehlten Auffaſſung aber iſt gerade das gegenwärtige Drama denjenigen höchlich zu empfehlen, welche Lope noch nicht kennen, oder, was auf Eines hinausläuft, ihn nur aus den Berichten ſolcher Beurtheiler kennen, die ihn ſelbſt nicht gekannt oder ſchlecht begriffen haben. Denn mit welcher Conſequenz hat er den Stoff aus ſeinem Geſichtspunkte nicht durchgeführt, und mit wie viel Kunſt hat er nicht Alles auf das bezogen, was für ihn der Mittelpunkt ſeiner Compoſition war. Wie viele Räder hat er nicht hier in Bewegung geſetzt; deren keines zu viel iſt, weil ſie alle richtig in einander greifen.

Auch für die eigenthümliche Art, wie Lope ſeine Charaktere zeichnet, iſt aus dieſem Drama vieles zu lernen. Einen Charakter durch Darſtellung der Geſinnung, und mittelſt des Vehikels der Reflexion zu entwickeln, liegt ihm ferner. Überreich mit Erfindungsgabe ausgeſtattet, ſtellt er ihn am liebſten durch Situationen dar. So iſt der Charakter Enrique's, um deſſen vollſtändigſte Entwicklung es ihm hier zunächſt zu thun ſeyn mußte, mit einer Lebendigkeit und Beſtimmtheit gezeichnet, die nichts zu wünſchen übrig laſſen. Neben ihm die, wenn gleich leidenſchaftliche, doch hochſinnige Floris; Dionys; der Admiral mit ſeiner gleißenden Niederträchtigkeit, den die wahnſinnige Floris ſehr treffend einen ehrenwerthen Kuppler (alcahuete honrado) nennt; und der Graf und Mathilde mit hinreichend ausgeſprochenen, wenn gleich minder eigenthümlichen Phyſiognomien.

Einzelnes, wie z. B. das Erſcheinen des Grafen, nachdem man ihn im Lager geſtorben glaubt, übergehe ich. Wie tadelnswerth man es finden mag: für die Darſtellung der Gemüthslage Mathildens hat es eine beſtimmte Bedeutung. Das Tadelnswertheſte dabei iſt, daß, wenn Lope das Motiv doch einmal gebrauchen wollte, er die Sache mit gar ſo flüchtigem Pinſel abmachte. Mit wie tiefer pſychologiſcher und poetiſcher Wahrheit der Dichter aber am Schluſſe Mathilden's Ergebung behandelt, bedarf nach den in der Analyſe gegebenen Andeutungen, für diejenigen, welche ihn hier zu begreifen vermögen, keiner weiteren Auseinanderſetzung: wenn er auch das erhebende Moment, das hier auf das entſchiedenſte herausgeſtellt werden mußte, die Freiheit der ſittlichen Neigung und des ſittlichen Abſcheu's, nicht zu erfaſſen wußte.

IX.

Die Comthure von Cordova.

(Los Comendadores de Cordova.)

Es wird, bei dieſem Drama hinreichend ſeyn, den Inhalt im Allgemeinen anzugeben.

Zwei Comthure des Ordens von St. Jago[1], Don Jorge und Don Fernando, treten in ein verbrecheriſches Verhältniß zu ihren beiden Baſen, Donna Beatriz und Donna Ana. Die erſtere iſt die Gemahlin und die andere die Nichte eines der vier und zwanzig Rathsherren der Stadt Cordova[*]. Dieſer, ein Mann von dem achtungswürdigſten und gutmüthigſten Charakter, hat den König Ferdinand auf ſeinem Zuge gegen Granada begleitet, bei dieſer Gelegenheit ſich auf das Rühmlichſte ausgezeichnet, und erfreut ſich der beſonderen Gunſt des Königs, der ihm beim Abſchied einen Ring ſchenkt. Vergnügt kehrt er nach den

---

[1] Die Ritter vom Orden des heil. Jakobs durften ſich verheirathen. Nicht ſo die Damen.

[*] In Ermanglung anderer Nachweiſungen muß über die Würde eines Ventiquatro die lexikaliſche genügen. Da auch einer der Comthure, wie der Ventiquatro ſelbſt, Don Fernando heißt, ſo nenne ich letzteren hier mit dem Namen ſeiner Würde, wie er auch bei Lope aufgeführt wird.

Beſchwerden des Feldzuges zu ſeinem häuslichen Herde zurück, und wird von ſeiner Gattin, während ſie ſeine Ankunft heimlich verwünſcht, mit geheuchelter Freude empfangen. Rührend iſt die Befriedigung, die er über dieſen Empfang, und die Freude, die er über ſein häusliches Glück ausſpricht *). Wie viel der Dichter durch dieſe herrliche Scene

---

*) ¡O quanto gusto recibo!
¿Quien pone en casarse mengua?
¿Quien era aquel ignorante,
Que habló mal del casamiento.
¿Tiene otro estado el contento,
Que agora tengo delante?
El que esta mas enfadado
Prueve alguna vez siquiera
A hazer, que viene de fuera,
Vera lo, que es ser casado.
Miren aqui mi familia,
Mis criados y muger.
Rebentando de plazer
¿Que ay de Juan? que de Sicilia?
Todos los he de abrazer;
Que aunque negros, gente son,
Rod. ¡Que bondad! que condicion!
Bea. Rabiando estoy de pesar.
Vent. Hasta los perros parece
Que alegra verme en mi casa;
La libertad envejece.
¡O alegre y dichoso estado!
Si la cabeza me duele
Tengo al fin, qui me consuele,
Que es mi muger e mi lado.
Siente en efeto mi mal,
Alegrase de mi bien,
Y en efeto tengo quien
Lo sienta con rosto ygual.

gewann, bedarf keiner Erklärung. Die beiden Comthure finden ſich mit ihrem Diener Galindo, deſſen Intrigue mit der Zofe neben der ihrigen parallel mit herläuft, zu einer nächtlichen Zuſammenkunft ein, und werden von der Donna Ana von der Rückkehr ihres Oheims unterrichtet.

Ein Angelegenheit der Stadt verlangt, daß Ventiquatro zum König nach Toledo reiſe. Erheuchelte Traurigkeit, wie früher erheuchelte Freude der treuloſen Gattin. Auch das ficta pellice plorat iſt nicht vergeſſen. Und wie ſie dann wieder jauchzt, für die Befriedigung ihrer Lüſte freies Feld zu haben [3]). So auch die Comthure. Nur daß ihnen

---

Si me ausento me desea,
Si vengo, me da sus brazos,
No con fingidos abrazos
Como de otros bien se crea.
Mira mi hasienda, y regala,
Es medico, y es consuelo;
Si es buena, es prenda del cielo
Y del infierno si es mala.

[3]) *Beat.* Estoy loca de contenta,
Ciega en hacerle favor,
Que sobre la sangre amor
Como oro en azul asienta.
Mucho tiene negociado
La sangre; quando llega
La sangre me incita y ciega:
Mucho ha de ser mi cuydado;
Mas mire, que dulce vida
Del Ventiquatro en ausencia;
Esperar la resistencia
De la libertad perdida.
¡Que dulces horas! que dias!
¡Que nocces tan venturosas!
¡Alargaos horas dichosas!

ihr Oheim, der Biſchof, den Scherz verdirbt. Er ſendet Don Jorge nach Toledo zum König; Don Fernando nach Sevilla. Donna Beatriz gibt Don Jorge beim Abſchied den von ihrem Gatten empfangenen Ring. (Eſperanza gibt Galindo eine ihrer Hauben, und ſechs Ellen Schlackwurſt.) [4]) Dieſen Ring erkennt der König, als ihm Don Jorge das Schreiben des Biſchofs überreicht. Er ſtellt Ventiquatro darüber zur Rede. Ventiquatro verſichert, ihn ſeiner Gattin zurückgelaſſen zu haben. »Wenn du ihn deiner Gattin gegeben,« ſagt der König, »ſo mag ſie es dir zahlen.« [5]) Uebrigens iſt dieſe Scene mit dem dar-

---

¡Deteneos lagrimas mias!
¡Ay, que enamorda estoy!
¡Ay sangre, ay amor, ay fuego!

[4]) *Esp.* Toma esta toquilla riza, Galindo.
Gal. Enredos me das.
Esp. Y entra a dentro, y lleveras
Seys varas de longaniza.
Gal. ¡Ay favores de mi pecho
Quando os veré dentro del.
— — — — — — —
Gal. Mi esperanza enana
A dios.« *Esp.* Mi lacayo a Dios.

An trefflichem Scherz, um das düſtere Gemälde ein wenig zu erheitern, fehlt es dieſem in allen ſeinen Theilen preiswürdigen Schauſpiele überhaupt nicht.

[5]) Si a tu muger se la diste, que tu muger te la dé, ſind die Worte des Königs. Daß ſie außer dem buchſtäblichen noch einen andern Sinn in ſich faſſen, kann keinem Zweifel unterliegen. Inzwiſchen handelt es ſich um eine Feinheit der Sprache, die dem Ausländer, wenn ihm auch die Bedeutungen vieldeutiger Wörter, wie dem Verfaſſer hier die des Zeitwortes dar, recht wohl bekannt ſind (vergleiche *Garzes*, Vigor y Elegancia de la lengua Castellaña, p.

auffolgenden Schlußmonolog Ventriquatro's ein Meiſterſtück, wie es nur einem Dichter gelingen konnte, dem, neben der Kraft, in gleichem Maße Umſicht und Beſonnenheit zu Gebote ſtehen, wenn er ſie aufbieten will.

Zu Anfang des dritten Aktes finden wir die Damen mit Arbeit beſchäftigt, und in tiefen Schmerz über die Abweſenheit ihrer Buhler verſunken. Eine Zofe ſoll ſie durch Geſang erheitern*). Die Nachrichten von der Rückkehr der Comthure und Ventiquatro's folgen ſich auf dem Fuße. Erſt will Beatriz um jeden Preis eine nächtliche Zuſammenkunft; dann verlangt ſie, daß Don Jorge ſie noch in Reiſekleidern

---

203 — 12), ſich nie ganz ſicher aufſchließt. Ich glaubte wenig zu wagen, wenn ich jene Worte auf obige Weiſe überſetzte.

*) Sehr wahrſcheinlich iſt die Letrilla, die ſie ſingt, Volkslied.

Los comendadores
Por mi mal los vi;
¡Tristes de vosotros
Cuytada de mi!
Jorge, y Don Fernando
De las cruzes roxas,
De nuestras congoxas
Se fueron burlando:
Pues no llega el quando
De volver aqui;
¡Tristes de vosotros,
Cuytada de mi!
En que triste dia
Se trato el amor,
Que con tal rigor
A los dos desvia:
Pues el alma mia
Os lleva ansi;
¡Tristes de vosotros,
Cuytada de mi!

beſuche, um ihn wenigſtens in Gegenwart ihres Gatten zu ſehen. Die verſteckten Anſpielungen des Letzteren auf das, was er bereits weiß, ſind hier von der höchſten Wirkung. Der treue Sklave Ruperto, nebenher eiferſüchtig auf Galindo, beſtätigt ihm die ſchändliche Aufführung ſeiner Gattin und ſeiner Nichte *). Trotz gehäufter zufälliger Abmahnungen und Warnungen finden die Comthure ſich ein. Ventiquatro ladet ſie zu Tiſche, um ſie zu beobachten. Nach Tiſche gibt er vor, auf die Jagd gehen zu wollen. Die Comthure verlaſſen mit ihm das Haus, kehren aber gleich darauf zurück. Jetzt kehrt auch Ventiquatro zurück. Er hält nun ein fürchterliches Gericht. Die Ehebrecher, ihre Mitſchuldigen, und jedes lebende Geſchöpf im ganzen Hauſe, Pferde, Hunde, Affen, und ſogar ein Papagay (weil er reden konnte, und das Verbrechen verſchwieg!) muß ſterben.

---

*) Hier ein Bruchſtück dieſer Scene.

Vent. ¿Sabes, que es honra?
Rod. Sè, que es una cosa,
Que no la tiene el hombre.
Vent. Bien has dicho.
Honra es aquella, qua consiste en otro.
Ningun hombre es honrado por si mismo,
Que de otro recibe la honra un hombre.
Ser virtuoso hombre y tener meritos
No es ser honrado, pero dar las causas,
Para que los, que traten, los den honra.
— — — — — — — — —
¿Mas para que me pongo en referirte
Lo, que es honra? sin dudo, que estoy loco.
Mas presumo, Rodrigo, que lo hago
Por dilatar lo, que saber desseo:
Que aunque desseo saberlo, lo dilato,
Porque hasta que lo sepa, aun honra tengo.

Beatriz bittet ihn um die Gunſt, vor ihrem Tode noch beichten zu dürfen. »So komme herein, und beichte ſchnell,« ſagt Ventiquatre. Damit läßt Lope vor der gräßlichen Scene den Vorhang fallen.

Er führt uns darauf nach Toledo. Don Diego de Haro meldet dem König, daß ſein Bruder geſtorben ſey, und eine erwachſene Tochter unvermählt zurückgelaſſen habe. Ventiquatro erſcheint, und erzählt dem König, wie er die Beſleckung ſeiner Ehre gerächt hat. Der König billigt ſeine That, als eine dem Thäter, wie für ſeine Regierung gleich ruhmvolle, und vermählt ihn mit der hinterlaſſenen Tochter Don Juan's de Haro. —

Es kann durchaus keinem Zweifel unterworfen ſeyn, daß dieſem Schauſpiel eine wirkliche Begebenheit zum Grunde liege*). Offenbar hat Lope die Details aus einer zur Zeit des Ereigniſſes erſchienenen Relation geſchöpft, und die Romanzen vor ſich gehabt, die bei ſolchen Begebenheiten in großer Anzahl zu erſcheinen pflegten. Ob der

---

*) Selbſt der Name des Oheims der beiden Comthure, des Biſchofs von Cordova, wird genannt.

Pag. Don Jorge está aqui, sobrino
De Don Francisco Soliel,
De Cordoba Obispo;

und in einem anderen Stücke Lope's (El Cuerdo en su casa) wird ausdrücklich auf die Geſchichte angeſpielt.

Que de un cierto Ventiquatro
Ay una historia espantosa,
De cronicas en prosa
Y versos en el teatro.

Da die Comthure, als Ritter des Ordens von St. Jago, vermuthlich zu einer der edelſten Familie gehörten: ſo muß man über die damalige Freiheit des ſpaniſchen Theaters erſtaunen.

König ſich ſo rühmend über die That des Ventiquatro geäußert, wie es im Schauſpiel des Lope geſchieht, mag dahin geſtellt bleiben; kaum zu bezweifeln aber iſt es, daß er, wie es hier geſagt wird, die Unterſuchung darüber niedergeſchlagen habe. Lope iſt vermuthlich auch hierin einer Romanze gefolgt.

Daß die That des Ventiquatro aus dem moraliſchen Geſichtspunkte durchaus verwerflich ſey, kann und ſoll nicht geläugnet werden. Übrigens iſt der Beweggrund der barbariſchen Strenge Ventiquatro's nicht Rachſucht, ſondern die ſchmerzliche Kränkung ſeiner ſonſt fleckenloſen Ehre; der Wunſch, dieſe wieder herzuſtellen; und der Abſcheu vor dem mit hinterliſtiger Falſchheit begangenen Verbrechen. Auch muß man jene barbariſche Beſtrafung mit den Augen des Spaniers anſehen; und bei den Comthuren von Cordova nicht vergeſſen, ſich an Calderon's A secreto agravio secreta venganza, an den Medico de su honra, und an den Pintor de su deshonra zu erinnern.

Beatrizens Schickſal kann keine Theilnahme anſprechen. Hier iſt nichts von Allem, was die Schuld einer ehebrecheriſchen Liebe mildern könnte. Hier iſt nur ſinnliche Lüſternheit, der unbändige Drang des Blutes, und das Wohlgefallen an einer blutſchänderiſchen Leidenſchaft; hier iſt nur die abſcheulichſte Heuchelei, und ein vom Mangel jeder Empfänglichkeit für beſſere Empfindungen zeugender Haß gegen einen zärtlichen und würdigen Gatten. Und das Alles hat der Dichter hinzuſtellen gewußt, ohne dem ſittlichen Gefühl peinlich oder anſtößig zu werden? »Ob ein ſolcher Charakter, und ein Schauſpiel, wie die Comthure von Cordova, nicht an ſich ſelbſt anſtößig ſey?« Die unnatürlichen Frevel und Verbrechen, die Frivolität, die bald ſchlecht verhüllte, bald nackt hervortretende Lüſternheit, und die freche Verhöhnung der heiligſten ſittlichen Grundſätze in den franzöſiſchen Dramen und Luſtſpielen: die, meine ich, ſind anſtößig. Lope's Schauſpiel könnte nur die albernſte Albernheit ſo nennen. Denn ſchwerlich gibt es noch viele dramatiſche Werke, in welchen eine moraliſche Intention tiefer erfaßt, und dabei mit einem größeren Aufwande von Kunſt, und mit mehr poetiſchem Geiſte durchgeführt wäre. Doch im Unterſcheiden deſſen, was anſtößig oder nicht anſtößig iſt, haben wir Deutſchen überhaupt die Kinderſchuhe noch nicht vertreten. Dort iſt Anſtoß zu nehmen, wo der ſittliche Geſichtspunkt verrückt, oder in ein zweideutiges Licht geſtellt iſt. Gerade das aber iſt es, woran wir hin und wieder am wenigſten Anſtoß nehmen.

X.

Der Kampf für die Ehre.

(La batalla del honor.)

Auch hier iſt es, wie in der Gräfin Mathilde, die Leidenſchaft eines Königs von Frankreich — welches? — was liegt Lope da daran — für die tugendhafte Gattin eines ſeiner Vaſallen und Verwandten, welche den Stoff zu dem Stücke hergibt. Der Admiral hat die Achtung für den König mit der Achtung für die Ehre ſeiner Gattin, und ſeine eigene, auszugleichen; eine Ausgleichung, die ihm durch die kecke und entſchloſſene Leidenſchaftlichkeit des Königs ſehr ſchwer gemacht wird, und mit der er tragiſch ſcheitert: indem er durch die ſcheinbare Unmöglichkeit der Löſung ſich bis zum Wahnſinn getrieben ſieht. Die einzelnen Momente der Handlung ſind mit großer Einſicht erfunden und geordnet. Erſt läßt ſich Alles wie zu einem pikanten Intriguenſtück an. Der König will der Gattin des Admirals des Nachts ein Ständchen bringen. Dieſer, der Verdacht geſchöpft hat, begegnet ihm, und gibt ſich für den Polizeidirektor (justicia) aus. Der König ſtellt ſich an, die Wahrheit dieſer Angabe zu bezweifeln. Daß jener ſich für den Polizeidirektor ausgebe, ſey nichts weiter als eine Erfindung der Eiferſucht. Er habe es nur darauf abgeſehen, der Schweſter der Gemahlin des Admirals ein Ständchen zu bringen. Da der präſumtive Polizeidirektor ſich dadurch nicht abweiſen läßt, ſo gibt der König ſich zuletzt

— für den Admiral ſelbſt aus [1]). Der Admiral zieht ſich zurück. Nach einer Zwiſchenſcene trifft der König noch einmal mit dieſem und mit Enrique, ſeinem Vertrauten, und dem Geliebten Eſtela's, der Schweſter des Admirals zuſammen. Enrique verſucht es Anfangs ebenfalls mit der Rolle des Polizeidirektors; gibt ſie aber bald auf, und entdeckt ſich dem König*). Um den Admiral zu täuſchen, ſtellt er ſich an, als fliehe er vor dem König, der, als ſey es mit ſeinem Beſuche auf Eſtela abgeſehen, mit ihm in Streit gerathen. Der König gibt gegen den Admiral vor, der Fliehende ſey Graf Arnoldo, ein Nachbar des Letzteren geweſen; eine Erfindung, die ſpäter noch zu ein paar Mißverſtändniſſen benützt wird, ohne jedoch weſentlich in den Gang des Stückes einzugreifen. Einen Augenblick wird der Admiral getäuſcht; da aber eben Eſtela an der Reja erſcheint: ſo ſpricht er als Enrique mit ihr, und erfährt aus ihrem Munde, daß allerdings ſeine Gattin der Gegenſtand der Leidenſchaft des Königs iſt.

---

[1]) Die ganze Scene iſt mit großer Feinheit durchgeführt. Ein Theil derſelben mag zur Probe hier ſtehen.

Rey. Alguacil libre y cansado
Preguntador insufrible,
Honrado, pero terrible,
Curioso, como honrado
Yo soy el mismo Almirante,
Que acostar me vengo aqui;
¿Que quereis? *Alm.* Vos? *Rey.* Si
Alm. ¿Vos? *Rey.* Si.
— — — — — — — —
Alm. Suplico a Vuestra Excelencia
Perdone mi demasia.
Rey. No ha sido decortesia
Sino iusta diligencia.
Yo hare, que su Alteza os haga
Merced, el nombre decid,
Y a la mañana venid
Donde tambien satisfaga
La parte, que me ha tocado
De guardar mi casa. *Alm.*
El cielo
Os guarde, que solo es celo
Solicitud y cuidado
Deste oficio y desta casa;
Que en ser vuestra, el mismo Rey
Guardara su honor, y es ley
Que aun entre barbaros passa
Que las casas de los nobles
Tienen mas obligacion,
De guardallas de traicion
De agravios y tratos dobles.
Rey. Casas de tanto valor.
Guardadas estan por si.
Alm. Creolo, como si aqui
Lo oyera el rey, mi señor etc.

Der König gibt die Angriffe gegen die Ehre des Admirals nicht auf, und dieſer führt den Vertheidigungskampf mit Klugheit und Entſchloſſenheit. Der König hat die Diener und Dienerinnen des Admirals beſtochen; dieſer vermählt ſie unter einander, und entläßt ſie reich beſchenkt aus ſeinem Hauſe. Durch Enrique ſendet ihm der König, der ihn zum Großjägermeiſter ernannt hat, einen Jäger (Teodoro), den er bei ſich in ſeinem Pallaſt behalten ſoll. Der Admiral behält den Menſchen, und zwingt ihn zum Geſtänd-

---

*) ¿Quien va? Señores, quien son?
Rey. ¿Quien lo pregunta? *Enr.* ¿No ven,
Quien puede ser? *Rey.* Diga quien
Enr. Quedo, que tienen razon;
La justicia. *Rey.* No he visto
Calle con tanta justicia etc.

niſſe*). Er beſchränkt ſeine Gattin auf ein Gemach, das ihr nur die Ausſicht und den Eintritt in den Garten geſtattet. Um zu ihr zu gelangen, überredet der König den Grafen, in ſeinem Palaſte, der an jenen des Admirals ſtößt, eine Wand niederwerfen zu laſſen. So überraſcht der König Blanca im Garten, die ihn mit Würde zurückweiſet*). Der Admiral

---

*) Die Präziſion des folgenden Verſes iſt dabei bemerkenswerth:

El rey amo, tu eres sabio,
Yo sirvo.

*) Weicher und zärtlicher kann die poetiſche Schwärmerey nicht leicht ſich ausſprechen, als ſie in dem vorhergehenden Monologe Blanca's ſich ausſpricht, wenn gleich vielleicht hin und wieder etwas [illegible].

¡Verdes hermosas plantas
Que producis tal variedad de flores
Con diferencias tantas
De significaciones y colores!
La mia solo admira
Que con dolor con las demas suspira.
No quiero alegria
De la encarnada rosa, que ha passado
La que tener solia;
La clavellina del color dorado,
No muestre su riqueza,
Que no la puede aver donde tristeza.
La violeta morada,
Que significa amor, me causa miedo;
Pues porque soy amada
Del rey aora aborrecida quedo
De mi querido esposo
Con causa triste, y sin razon zeloso,
No de presente zelos
Azul estrella mar, pues mi inocencia
Saben los altos cielos.
Verde laurel no muestre la violencia

erſcheint, und ruft, ohne ſich zu zeigen, laut nach dem Pagen. Der König zieht ſich in ein Gebüſch zurück, wo er Zeuge von Blanca's Treue und des Admirals gerechtem Unwillen iſt. Dieſe letzteren Scenen ſind wieder bewunderungswürdig. Hier

---

Del rayo, pues no iniuria
Tus ojos firmes la celeste furia
¡O tu yerva doncella
Mira mi honesto pecho! O jasmin blanco!
¡Y tu azucena bella!
Aqui de vuestra Blanca lo veys franco:
Si amays, no mas belleza
Marchitad la blancura en mi tristeza.
Est. ¿Acabose por dicha
La oracion a las flores? *Blanca.* Si ocupava
La mia a tu desdicha
Bien puedes comenzar a donde acaba.
?Que culpa yo he tenido,
Plantas deste jardin verde y florido
Para estar encerrada
Entre quatro paredes? azul lirio,
Yo non era ayer amada?
¿Como me muestras oy tanto martirio
De zelos y temores?
Que aun no se libran de amor las flores
¡Hermosa dormidera!
No durmiera mi vida, y con su llave
Mi libertad tuviera
Preso al amor! Angelica suave!
Pues libras de la peste,
¿Que accidente mortal, que fuego es este?
¡Hermosos alelies
De tan varios colores jaspeados!
Pues ya soys carmesies,
Ya blancos, ya pajizos, ya morados,
Assi mezclan los cielos,
Bien, mal, amor, y zelos etc.

iſt nichts von Überfluß. Gerade bei ſolchen ſchwierigen Scenen weiß ſich Lope oft am ſicherſten zu beherrſchen.

Im dritten Akt ſtellt der Admiral den Grafen wegen der eingeſtürzten Mauer zur Rede, und dieſer entſchuldigt ſich damit, daß der König ihm, dem Grafen, den Admiral als einen Verräther bezeichnet habe, den er auf dieſe Weiſe überraſchen wolle. Nach einer wenig bedeutenden Zwiſchenſcene zwiſchen dem Grafen und Eſtela, tritt Blanca in den Garten. Sie ſendet Eſtela fort, um ein wenig zu ſchlummern *). Der Admiral, dem Eſtela dieſes geſagt, verſteckt ſich in ein nahes Lorbeergebüſch, um dort ebenfalls zu ſchlummern. Gleich darauf tritt der König ein. Er will die ſchlafende Blanca umarmen. Warnende Worte tönen ihm aus dem Lorbeergebüſch entgegen **). Er erräth den Zuſammenhang und entfernt ſich. Blanca wacht jetzt auf. Sie findet ihren Gatten ſcheinbar ſchlafend. Im verſtellten Schlummer ſpricht er jetzt von dem Kummer, den ſie ihm verurſache, und verlangt, daß ſie allen Schmuck und jedes Geſchmeide von ſich lege, weil die Lüſternheit dadurch gereizt werde. Sie iſt ſogleich bereitet, es zu thun. Jetzt kehrt der König zurück. Er äußert ſeine Verwunderung, als er Blanca in eine niedree Tracht gekleidet ſieht. Dieſe antwortet ihm eben ſo ſein, als beſcheiden und würdevoll [7]). Der König hingegen

---

*) Das Sonett, welches ſie vor dem Einſchlafen ſpricht, kann nur mit Herrera's berühmter Canzone und Alberto Liſta's himno del desgraciado al sueño (Vergl. Ferd. Wolf's reiche Floresta de rimas modernas castellanas. Wien, bei Rohrmann und Schweigerd) verglichen werden.

¡Blando sueño amoroso! dulce sueño!
Cubre mis ojos, porque vaya a verte,
O ya como la imagen de la muerte:
O porque vive en termino pequeño,
Con imaginaciones me despeño
A tanta pena y a dolor tan fuerte,
Que todo mi descanso es ofrecerte
Estos sentidos, de quien eres dueño.
Ven sueño, ven envuelto en Aurora mansa
A entretener mi mal, o suspenderme,
Pues en brazos su rigor amansa:
Ven sueño a remediarme y defenderme;
Que un triste, quando sueña, que descansa,
Por lo menos descansa mientras duerme.

**) *Rey.* A la fe, cruel desden,
Que es abuso. *Alm.* No hagas tal.

Rey. ¡Estraña voz! mas mi mal
Es sordo. *Alm.* Miralo bien.
Rey. ¿Que lo mire bien? pues quien
Ay aora en el jardin
Que estorve mi bien? En fin
La abraso. *Alm.* Miralo bien.
Rey. Que lo mire bien o mal
Que importa a quien quiere bien?
Durmiendo està mi desden,
Oy la abraso. *Alm.* No hagas tal.
— — — — — — — — —
Alguno avra respondido
Fuera del jardin a caso;
Que no ay por donde yo passo
Quien lo estorve. *Alm.* Su marido etc.

[7]) No estoy en casa obligada
Aunque vuestra alteza espante;
Mi desasseo y cuydado
Esto me ha tocado a mi.
Pero vuestra Alteza aqui
Viene para ser culpado;
Que un rey no ha de visitar
Sino en muerte a su inferior:
Ysi le ha de haser favor
¿Porque no le ha de avisar?
Vienese sin dar aviso,
Y assi no es mucho, que halle

klagt nach ihrem Abgange die Eiferſucht des Admirals an; er erklärt, daß in Blanca's Erniedrigung, als ſeiner Verwandten, er ſelbſt gekränkt ſey; und daß er ſie aus dem Hauſe ihres Gatten wegbringen, und ſie von dieſem trennen wolle. Der Admiral, bei dem Teodoro allein zurückbleibt, verfällt jetzt in Wahnſinn, in welchem er in einer Schlacht für ſeine Ehre zu kämpfen, und eine Feſtung gegen andringende Feinde zu vertheidigen glaubt. Dieſe Scene iſt von großer Wirkung, die dadurch nicht wenig erhöht wird, daß Lope nur ein paarmal ein ſchwaches Streiflicht des Komiſchen auf das dunkle Gemälde wirft. Solche Scenen, glaube ich, ſind es, nach welchen man die Einſicht eines Dichters beurtheilen muß.

Casa y dueño deste talle
Pues los cogio de improviso,
Cuentan de Julia, que un dia
Al gran Cesar visitó
Tan llena de oro, que dio
Al padre melancolia
Entendio de su respuesta
Que el Cesar habia enfadado:
Y otro dia sin cuydado
Entro a verle muy honesta.
Aora venis muy bien
Dixo el Cesar, y ella viendo
Que lo entendio, componiendo
La risa con el desden
Dixo: En lo, que avra os muestro
Vereis, que ayer he venido
Al gusto de mi marido
Y oy vengo, señor al vuestro
Con esto aveis ententido
Que este vestido, señor,
Si no es a vuestro valor,
Es gusto de mi marido. *Vase.*

Der Knoten ſcheint jetzt nur noch mit dem tragiſchen Dolche zerſchnitten werden zu können. Lope jedoch hat es beliebt, ihn auf andere Weiſe, nicht zu löſen, ſondern zu zerſchneiden. Der König ſieht plötzlich das Verkehrte ſeiner Leidenſchaft, und heirathet Eſtela, die Schweſter des Admirals, der nun eben ſo plötzlich wieder zu Verſtande kommt. Dieſe plötzliche Sinnesänderung, dieſes plötzliche Aufgeben einer bisher ſo heftigen und hartnäckigen Leidenſchaft iſt freilich ein Fehler, und zwar ein Fehler, den jeder eben ſo leicht tadeln, als einſehen, kann. Da nun Lope dieſen und ähnliche Fehler öfter beging: ſo muß er ſie entweder gar nicht als Fehler erkannt, oder er muß ſie, wenn auch mit Unrecht, für ſehr unbedeutend angeſehen haben. Das Erſtere anzunehmen, hieße ihm in der That etwas gar zu wenig Beurtheilung zutrauen; das Letztere trifft zum Ziele. Wer ſich mit den Schauſpielen Lope's näher bekannt gemacht hat, wird dieſes unbedenklich zugeben. Lope iſt es überall zunächſt um die poetiſche Intention zu thun. Dieſe führt er durch, und ſtellt ſie heraus, lebendig, kräftig, mit voller Entſchiedenheit und beſonnener Conſequenz. Oftmals erſchöpft er ſie. Alles, Charaktere, Motive ꝛc. hat für ihn nur in Beziehung auf dieſe Bedeutung. Hat er demnach jener Aufgabe Genüge geleiſtet: ſo glaubt er das Beſte gethan zu haben, und nimmt es mit dem Übrigen dann leicht. So auch hier. Die Colliſion der Ehrfurcht und unerſchütterlichen Treue gegen den angeſtammten Herrſcher, wie wir ſie ſchon in der Condesa Matilde angetroffen, mit dem Beſtreben, die Ehre der Gattin, und in dieſer die eigene Ehre gegen die Leidenſchaft eines ſolchen zu ſchützen, hatte Lope hier unter dem Bilde eines Kampfes aufgefaßt, und durchgeführt. Das iſt die poetiſche Intention des Stückes. Im Wahnſinn des Gatten iſt ſie erſchöpft, und auf den höchſten Punkt gebracht. Lope wollte dem Stücke einen glücklichen Ausgang geben. Die plötzliche Sinnesänderung des Königs war der nächſte und kürzeſte Weg dazu. Alſo wählte ihn Lope ohne vieles Bedenken. Daß ſeine Compoſition, als eine künſtleriſche, nicht wenig gewonnen haben würde, wenn jene Sinnesänderung durch ein bedeutendes, aus dem Charakter Blanca's oder des Admirals hervorgehendes Moment bewirkt worden wäre, iſt nicht zu beſtreiten: da das bloße Mitleid mit dem bedauernswürdigen Zuſtande des Admirals ſie zwar allerdings ebenfalls hervorbringen konnte, auf dieſen Beweggrund jedoch zu wenig Akzent gelegt iſt, als daß er hinreichend befriedigen könnte.

Noch einige Worte über den Charakter Blanca's. Ihre hingebende Liebe, ihre über jede Verſuchung erhabene Pflichttreue, ſind von Lope ſo anſprechend, ſo poetiſch, und dabei mit ſo feſter Hand gezeichnet worden, daß man dieſe Schilderung mit Recht zu ſeinen gelungenſten Schöpfungen zählen kann. Und dabei iſt die Charakteriſtik gelegenheitlich eben ſo tief als lebendig. Nur eine Probe. Blanca's Seele iſt ſo rein, daß auch nicht der leiſeſte Gedanke an eine Pflichtverletzung ihr nahen kann. Und dennoch geſteht ſie zu Anfang des Stückes der Schweſter ihres Gatten, daß, wenn ſie unvermählt wäre, die Liebe des Königs ihr nicht mißfallen würde*). Mit einem glücklicheren Zuge konnte Blanca's Reinheit nicht gezeichnet, und ſchöner konnte die Entſchiedenheit ihrer Pflichttreue nicht verklärt werden. Denn ſetzt ſie auch gleich hinzu: Nicht nur die Liebe des Königs, auch die des Ärmſten und Dürftigſten würde ſie erfreuen: ſo zeigt eben dieſer Zuſatz, wie empfindlich ſie dafür iſt, geliebt zu werden. Was wollen nun diejenigen, die bei den ſpaniſchen Dramatikern immer von Flachheit der Charakterzeichnung plappern? Sie iſt bei Lope nie flach: wenn die poetiſche Intention des Stückes tiefer aufgefaßte, und ſorgfältiger ausgeführte Charaktere fordert; was z. B. hier der Fall iſt, wo das Moment der ganzen Compoſition von dem Charakter Blanca's abhängt. Und wie wäre es überhaupt möglich, daß ein dramatiſcher Dichter eine poetiſche Intention lebendig erfaßte, ohne zugleich die Charaktere, durch welche ſie zur Anſchauung gebracht werden ſoll, in ſcharfer Beſtimmtheit erfaßt zu haben?

---

*) — — — — Yo confiesso
Que si, como el tu yo fuere
Mi estado, Estela, me holgara
Que el rey mi tuviera amor;
Y no el supremo señor
Que al mismo sol se compara:
Pero el mas humilde y vil
El mas pobre y mas villano etc.

XI.

Der gute Sohn.

(La obediencia laureada y primo Carlos de Ungria.)

Laſſen die Titel der ſpaniſchen Schauſpiele ſich gleich oftmals durchaus nicht wörtlich wiedergeben: ſo hätte ich doch den gegenwärtigen leicht anders wählen können. Ich habe ihn abſichtlich ſo gewählt. Es gibt zuverläßig Leſer, die bei dieſer Ueberſchrift ſogleich in Gedanken ausrufen werden: »Ein moraliſches Stück! Ein leidig Stück!« Dieſe wiſſen nun wenigſtens gleich von vorne herein, wie ſie daran ſind, und daß ſie dieſe Nummer zu überſchlagen haben.

Es iſt merkwürdig, in welcher ſonderbaren Stellung die dramatiſche Kunſt zur Moral ſich größtentheils befunden hat, und zum Theil ſich noch immer befindet. Von der Verkehrtheit derjenigen, welche die Bühne zu einem Collegium für die Sittenlehre, und den dramatiſchen Dichter zum Subſtituten des Predigers machen wollen, braucht nicht die Rede zu ſeyn. Wagt es aber ein Dichter überhaupt, eine moraliſche Intention in ſeinem Drama hervortreten zu laſſen, ſo iſt die Kritik meiſtens bereitet, ſogleich aus dieſem Grunde ihr Verdammungsurtheil auszuſprechen. Und wenn ſich der Dichter ungeſchickt oder unbehülflich dabei benimmt, ſo wird die Kritik bei ihrem Verfahren gar nicht Unrecht haben. Das iſt nun freilich ziemlich oft der Fall. Doch zu dem gegenwärtigen Schauſpiele.

Aurelio, ein neapolitaniſcher Edelmann, hatte zwei Söhne und eine Tochter. Er liebt und begünſtigt den einen Sohn Alexandro, auf Koſten und zum Nachtheile ſeiner beiden anderen Kinder, mit eben ſo blinder als hartnäckiger Vorliebe. Zu Anfang des Stückes ſtürzt Alexandro im Streit mit ſeinem Gegner Filipo aus einem Spielhauſe. Freunde legen ſich darzwiſchen, und weil dieſe den augenblicklichen Zweikampf hindern, geht Filipo voraus auf das Feld, wo Alexandro ihn treffen will. Inzwiſchen erſcheint Aurelio. Er bittet die Freunde, den Sohn zurückzuhalten, während er ſelbſt auf das Feld hinaus will, um den Handel mit Filipo auszugleichen. Alexandro entreißt ſich ſeinen Freunden und eilt Aurelio auf einem anderem Wege zuvor. Er ſtürzt auf Filipo los; ſein Vater will ihn zurückhalten; Alexandro ſtößt ihn zurück, und der Greis ſtürzt von dem Stoße zu Boden. Filipo tritt zurück, er will jetzt nicht mit Alexandro kämpfen, da er gegen dieſen zu ungleich im Vortheile ſey; denn Alexandro müſſe, da er ſeinen Vater auf dieſe Weiſe behandelt, den Himmel ſelbſt gegen ſich haben. Er hebt den Greis vom Boden auf, der von dem eigenen Sohne mit wegwerfender Verachtung verlaſſen wird.

Doriſteo, einer von Alexandro's Freunden, liebt Marcela, die Schweſter desſelben. Er ſpricht ſie, während ſie auf dem Balkon arbeitet, und ſie wirft ihm ein Tuch zu, mit welchem ſie bei einem Nadelſtiche das Blut abgetrocknet. Carlos, ihr zweiter Bruder, der eben von Bologna zurückgekehrt, ſieht dieſes. Die Ehre ſeiner Schweſter ſcheint ihm gekränkt; er verfolgt den ſich entfernenden Doriſteo; wiewohl vergeblich. Von ſeinem Vater ſehr unfreundlich empfangen, erwiedert er die üble Behandlung mit kindlicher Zärtlichkeit. Er überraſcht ſeine Schweſter, als ſie eben ein von Doriſteo empfangenes Billet lieſt. Er verlangt, daß ſie es ihm ausliefere; ſie weigert ſich; er gibt ihr einen Schlag und entfernt ſich. Sie ruft nach dem Vater, ſie gibt vor, von Carlos aus Haß gegen Alexandro, den ſie vertheidigt habe, mißhandelt worden zu ſeyn. Charakteriſtiſch für die Verblendung des Vaters iſt hier die Heuchelei, mit welcher die ſonſt edle Marcela ihren beſſeren Bruder gegen ihre eigne Ueberzeugung verläumdet.

Der Vater ſucht Carlos auf, und trifft ihn in Gegenwart der Freunde Alexandro's auf offener Straße. Er erhebt den Stock gegen ihn, und ſchlägt ihn, wobei er zu Boden fällt. Carlos hebt ihn mit Ehrfurcht auf, er küßt den Stock, mit welchem der Vater ihn geſchlagen hat, gibt ihm denſelben zurück, und ſucht ihn mit ſanften Worten zu begütigen. Vergebens! der Vater verweiſt ihn für immer aus ſeinem Hauſe, und entfernt ſich unter Verwünſchungen. Carlos züchtiget nun die Freunde Alexandro's, welche die Scene mit angeſehen und belacht haben. Er beſchließt Neapel zu verlaſſen, und befiehlt ſeinem Diener Guarin, den Stock, mit welchem ſein Vater ihn mißhandelt hat, zu entwenden, und ihn mit ſich zu nehmen.

Er begibt ſich zu dem Heere Filiberts, des Königs von Böhmen, der mit Maria, der Königin von Ungarn, im Kriege begriffen iſt, weil ſie ihm ihre Hand verweigert. Filibert wünſcht die Entwürfe der Königin auszuforſchen, und Carlos bietet ſich an, über den Fluß zu ſchwimmen, und in Mariens Pallaſt einzudringen. Als er am andern Ufer anlangt, überraſcht er die Königin, da ſie ſich eben im Fluſſe die Füße badet; nach ſpaniſchen Begriffen etwas ſo Außerordentliches, daß ſie, nachdem ſie zuerſt geflohen, und denn vom Balkon aus mit Carlos eine Unterredung gehabt, ihrer Zofe erklärt, ſie müſſe dieſen entweder tödten laſſen, oder ihn zu ihrem Gemahl machen [*]). Sie verſpricht ihm um Mitternacht zu einer Zuſammenkunft eine Barke zu ſenden, und es ſoll ihm freiſtehen, einen Begleiter mitzubringen.

Der König, über Carlos Rückkehr erfreut, übergibt ihm eine Lanze (gineta, das Zeichen des Oberbefehls über eine Abtheilung von Truppen). Carlos nimmt die Lanze von ihrem Schaft, und ſchraubt ſie auf den Stock (bordon) ſeines Vaters. Dem König antwortet er auf ſeine Frage darüber bloß, daß dieſer Stab eine geheime Kraft beſitze. Filibert will ihn bei ſeinem nächtlichen Abenteuer ſelbſt begleiten. Die Scene zwiſchen Carlos und der Königin iſt mit jenen leichten und kecken Pinſelſtrichen gezeichnet, die man in ſolchen Fällen nur bei den ſpaniſchen Dramatikern antrifft. Beſchreiben läßt ſich eine ſolche Scene nicht. Der König gibt ſich zuletzt zu erkennen. Maria erklärt ihm, daß er auf ihre Hand nicht hoffen dürfe, und daß ſie ſeine kriegeriſchen Angriffe nicht zu fürchten brauche. Doch bleibe es ihm unbenommen, in Carlos Geſellſchaft in der Barke wiederzukehren.

Im dritten Akt übergibt der König Carlos den Oberbefehl über ſein Heer. Dieſer ſchneidet den Stock ſeines Vaters aus einander, um ihn als Feldherrnſtab zu brauchen. Er theilt dem König einen von Maria empfangenen Brief mit, in welchem ſie ihn auffordert, öffentlich zu ihr zu kommen, und an die Spitze ihrer Truppen zu treten, da ſie entſchloſſen ſey, ihn zum Gemahl anzunehmen. Der König, weit entfernt, den Eingebungen der Eiferſucht Gehör zu geben, willigt ein. Man darf es dabei in einer romantiſchen Dichtung kaum tadeln, wenn Carlos die aufopfernde Ergebenheit für den König ſo weit treibt, zu dieſem, als er erklärt, er könne weiter an keine Verbindung mit Marien denken, da Carlos ſie auf jene Weiſe überraſcht habe, ſagt: »Es gibt ein Mittel, dein Bedenken zu entfernen; laß mich tödten!« wenigſtens muß man zugeben, daß die Großmuth des Königs dadurch motivirt wird.

---

[*]) *Reyna.* Hombre que me vio los pies
Y que fue tan atrevido,
Que hasta aqui pudo llegar,
O le tengo de matar
O le he de hazer mi marido.

Inzwiſchen hat Alexandro ſeinen Vater gänzlich zu Grunde gerichtet, ſeine Schweſter geplündert, und Doriſteo, weil er ſich über die Verbindung mit der jetzt mittelloſen Marcela bedachte, getödtet. Gezwungen zu fliehen, trägt er dennoch den Vater auf den Schultern aus dem Hauſe, um ihn nicht für Doriſteo's Tod verantwortlich werden zu laſſen. Die Flüchtlinge begeben ſich zu dem Heere Filibert's. Alexandro tödtet einen Hauptmann, der Marcelens ſich zu bemächtigen verſucht. Er ſoll als Mörder zum Tode geführt werden, wird aber von dem König auf die Bitten Marcelens begnadigt.

Der König hat mit Carlos verabredet, daß dieſer, wenn die Königin ihn öffentlich für ihren Gemahl erkläre, die Gegenwart ſeiner eigenen Diener verlangen ſolle, und daß er ſelbſt dann verkleidet unter dieſen ſich einfinden wolle. So geſchieht es. Aurelio, Alexandro und Marcela begleiten den König. Alexandro reicht ihm das Handwaſſer, Aurelio das Tuch zum Abtrocknen; Marcela ſervirt die Speiſen. Die Königin übergibt ihm das Scepter; er aber befiehlt Guarin, ihm aus dem Stabe, womit ſein Vater ihn geſchlagen hat, ein anderes Scepter zu ſchnihen. Er erzählt jetzt den Hergang der ganzen Sache, und vergibt ſeinem Vater und ſeinem Bruder. Der König heirathet die hochherzige Marcela[1]), und Riſela, die Begleiterin der Königin, wird Alexandro zu Theile.

Hier iſt die Intention des Dichters ſo entſchieden eine moraliſche, als ſie das nur ſeyn kann. Das ganze Stück iſt ein Commentar zu dem Geboth: Du ſollſt Vater und Mutter ehren, auf daß du lange lebeſt, und es dir wohlgehe auf Erden. Aber es iſt ein poetiſcher, kein proſaiſcher Commentar. Und wenn ein dramatiſches Werk in der Erfindung und Ausführung, in den Charakteren, den Situationen, in ſeinen ernſten, wie in ſeinen heiteren Partien, ſo von Poeſie durchdrungen iſt, wie das gegenwärtige, und dabei eine moraliſche Intention ſo klar an den Tag legt: was wird ſich dagegen einwenden laſſen?

---

[1]) Sie verdient dieſe Benennung durch den edlen Stolz, mit dem ſie Doriſteo behandelt, als er ſich ihrer Armuth wegen bedenkt, die Verbindung mit ihr zu ſchließen. Die Scene iſt eine der vorzüglichſten. Doriſteo ſucht ſie zu beſänftigen.

Dor. Detente Marcela mia
Mar. Tuyo no; desde este dia
Que solo hazienda desseas
No vengas mas a esta casa
Que ya te aborrezco. *Dor.* Advierte etc.

— — — — — — — —

Dor. Mi bien, lo que dices mira.
Mar. Mi bien: ya estarde esse bien.
Hos me tratado muy mal,
Y eres tu mi desigual
Para igualarme tambien.

Man ſieht, daß es Lope hier, wie ſonſt ſehr häufig, nicht verſäumte, auch den Nebencharakteren Relief und ein eigenthümliches Gepräge zu geben.

Ueberdieß, welches bedeutende Lebensverhältniß will der dramatiſche Dichter behandeln, ohne moraliſche Widerlage? Alles, worauf es alſo ankömmt, iſt, daß er die moraliſche Intention nicht auf Koſten der Poeſie geltend mache, und daß er ſie nicht ſalbadernd geltend machen wolle, ſondern durch die Handlung ſelbſt, durch die Situationen, Charaktere und Empfindungen zur poetiſchen Intuition bringe. Leiſtet er das, ſo wird die moraliſche Intention ſeinem Werke ſicher keinen Schaden thun, wie entſchieden ſie auch hervortrete.

Unter den Charakteren iſt vor den übrigen zuerſt Carlos zu bemerken. Lope zeichnet ſeine ſittlichen Charaktere auf eine ſehr eigenthümliche Weiſe. Er gibt ihnen ein klares, ſicheres, inniges, und dadurch ruhiges Bewußtſeyn ihrer ſelbſt und ihres Strebens, das als die höchſte ſittliche Unbefangenheit erſcheint: und das eben iſt es, wodurch ſie ſo ſehr anſprechen. Die Ruhe und innere Sicherheit iſt es, die bei dem ſittlichen Streben uns überall am meiſten imponirt. Um ſie aber zu ſchildern, muß der Dichter die ſittliche Anſicht des Lebens überhaupt in ſich ſelbſt tüchtig durchgebildet haben. Denn jene Ruhe und innere Sicherheit des ſittlichen Strebens hängt in der poetiſchen Darſtellung, wie im Leben ſelbſt, zunächſt von der Klarheit des ſittlichen Erkennens ab.

Man kann es einem eifrigen Verehrer Calderons zugeben, daß dieſer aus dem Liebesverhältniß zwiſchen der Königin und Carlos noch mehr gemacht haben würde. Er würde ſie noch hochſinniger gemacht haben. Hochſinnig iſt auch Lope's Maria. Dabei hat er aber dieſen Hochſinn mit der Unbefangenheit einer innigen Hingebung an ihre Liebe verſchmolzen, die uns deſto mehr anzieht, da ſie nichts albern

Sentimales oder Ueberſchwengliches hat. Calderon zeichnet ſeine Frauen überhaupt im Ganzen hochgeſinnter, Lope weicher, weiblicher; und vor Allem inniger.

Es kann beleidigen, daß Alexandro's Frevel zuletzt nicht härter geſtraft, ſondern daß der unnatürliche Sohn ſogar noch belohnt wird; wenn auch jemand gerade nicht der Meinung wäre, daß die poetiſche Gerechtigkeit immer und überall auf das derbſte und handgreiflichſte gehandhabt werden müſſe. Warum ſie Lope hier nicht ſtrenger verwaltet hat, was ſich nicht ſchwer hätte thun laſſen, läßt ſich ſagen. Die Verheißung für die Erfüllung des Gebotes war ſein Thema. Er bedurfte des Gegenſatzes nicht, und darum ließ er ihn fallen. Auch konnte er ihn nicht durchführen, ohne uns an dem Vater ein tief zerriſſenes Gemüth, und die Strafe ſeiner Thorheit zu zeigen. Das war ein fremdartiger Ton, der den heitern Ton der Dichtung ſtörte. Lope will immer nur Eines, und dieſes Eine will er ganz. Uebrigens wird der Unwille über Alexandro einigermaßen durch die Sorge für die Rettung ſeines Vaters, und durch die Entſchloſſenheit gemildert, mit welcher er die Ehre ſeiner Schweſter vertheidigt.

XII.

Der Köhler von Plaſenzio.

(El Cuerdo en su casa.)

Der Titel dieſes Stückes erinnert an ein ſpaniſches Sprichwort: Mas sabe el necio en su casa, que el cuerdo en la agena. Der Thor weiß beſſer Beſcheid in ſeinem eigenen Hauſe, als der Kluge in einem Fremden. Das Sprichwort paßt nicht gut zu dem Stücke; aber das Bruchſtück des Sprichwortes paßt ſehr gut dazu; denn man kann es dieſem Köhler Mendo — dem Sohn eines Köhlers vielmehr; er ſelbſt iſt Landwirth — nicht abſprechen, ein kluger Mann zu ſeyn, und in ſeinem Hauſe, als ein ſolcher, Beſcheid zu wiſſen. Er geht auf das Land, um in ſeiner Wirthſchaft nachzuſehen, und wird durch das Unwetter gezwungen, die Nacht bei ſeinen Hirten zuzubringen [1]). Er trifft mit Leonardo, ſeinem Nachbar, einem Hidalgo und den Studien eifrig ergebenem Sachwalter, zuſammen, der ſich auf der Jagd verirrt hate. Leonardo bietet dem wohlhabenden Sohne des Köhlers ſeine Freundſchaft an, welche dieſer weder begierig ergreift, noch zurück-

---

[1]) Dieſe Scenen ſind wahrhaft idylliſch, wenn auch nicht idealiſch. Damit der ſprachkundige Leſer eine Probe erhalte, wie Lope dergleichen Scenen behandelt, mag ein Bruchſtück hier ſtehen.

Liseno. Amo nuestro. *Men.* O mis pastores!
Todos en buenora esteis.
Gil. Par dios, que no pareceys
Hombre, que sabe amores.

Al anochezer aqui,
Con estos ayres y yelos.
Men. Quien ama libre de zelos
Bien puede venir assi.
Dieronme tarde un aviso
Que del monte me cortavan
Leña, y a bueltas casavan
Y con furor improviso.
En la castaña subi
Que salta como en fuego,
Ahorro dos leguas, y llego
Mas ninguna cosa vi.
Tanto que a entenderme doy
Que algun vecino embidioso,
De que asista al lado hermoso
De aquel Angel, de quien soy,
Quiso desterrarme della,
Y por aca me arrojo.
Pero bolvereme yo,
Que es bella, y muero por vella.
Gil. Pardios, que no buelvas tal;
Passa sin ella esta noche
Que la luna el negro coche
Cubre de elado cristal,
Y llegaras aterido.
Mañana, quando el Oriente
Corone la rubia frente
De febo recien nacido,
Yras al almorzar con ella.
Men. ¿Ya que tendras que me dar?

weiſet. Alle Verſuche Leonardo's, Mendo enger an ſich zu ziehen, und ihn zu bewegen, aus ſeinem Kreiſe herauszugehen, ſind vergeblich. Zwei Galane, Don Fernando und Don Enrique, haben es auf die Frauen Mendo's

---

Gil. Vellones no han de faltar
De lana merina y bella.
Destos y nuestros gaanones
Camas tendras en tierra
Que la embidian en la guerra
Estas de quatro capitanes.
Y no digo a quien desvele
El rebumbar la pelota;
Mas algun señor con gota
Que no duerme en seda o telo.
Tendras las piernos embueltas
En un listado costal,
La frente en un cabezal
De varias plumas revueltas.
No de aquellos, que desvelan
Escriviendo y estudiando
Que estas viz; no ha sueño blando
Do aves domesticas pelan.
Para dormirte tendras
Nuestros vientos; no las cuentas,
Que desvelan de las rentas
Que ni las tomas ni das.
La cena, ya la adivinas;
Aguza Ergasto el cuchillo,
Cuelga un blanco cabritillo
De aquellas negras enzinas.
Tu cuerta un bon astador
De aquella carasca seca;
Y tu la elada manteca
Pon do se abrase al calor.
Sorberas leche, que el suelo

(Antoña) und Leonardo's (Elvira) abgeſehen, und bedienen ſich der Beihülfe eines gewandten Kupplers. Mendo und Antoña wiſſen allen Schlingen zu entgehen, und alle Künſte der Verführung zu Schanden zu machen. Beſſer gelingen dieſe bei Elvira. Enrique nimmt den Gatten derſelben mit ſich auf die Jagd, und Fernando geleitet ſie von einem Beſuch, den ſie der eben aus dem Wochenbett gekommenen Antoña gemacht, nach Hauſe [2]). Er erbittet ſich

---

Cubre en barreñosa parvas:
Que te encenezca las barbos
Plegada del fuerte yelo.
Que con esto y vino fuerte
Adormiras tu persona,
Sin que echas menos a Antona
Hasta que el sol te despierte.
Men. Por daros este plazer
Y para que no enteñdays
Que el amor, que me mostrays
No lo pienso agradezer;
O no sospechays de mi
Que me ha olvidado el dinero
De quando fui carbonero
Que en fin carbonero fuy;
O alomenos ayude
Mi padre, que me ha dado
El oro y este ganado,
Que primero carbon fue:
Digo, que me quedo aqui
Gil. Vivas mas que un ciervo etc.

Einige witzige Einfälle und mythologiſche Gelehrſamkeit der Hirten muß man freilich in den Kauf nehmen.

[2]) Alſo auch hier haben wir wieder eine Niederkunft, gegen welche die theatraliſche Bienséance mit Recht einzuwenden haben wird. Weniger die Poeſie; hinſichtlich der Scenen,

die Erlaubniß, beim Nachteſſen zu bleiben; und die Dame kann ſich nicht entſchließen, ſie ihm abzuſchlagen. Inzwiſchen kehrt Leonardo zurück, da Enrique mit dem Pferd geſtürzt iſt, und den Hals gebrochen hat. Elvira verbirgt den Gaſt in ihrem Schlafkabinet, wo Leonardo ihn, ohne ihn jedoch zu erkennen, entdeckt. Trotz ſeiner eingebildeten Klugheit iſt er nun ſo weit herabgebracht, daß er bei Mendo Rath ſucht. Dieſer bringt denn auch die Sache ins Gleiche. Er weiß Fernando auf die Seite zu ſchaffen, und Leonardo zu überreden, daß der Mann, welchen er geſehen, der Diener Fernandos und der Geliebte der Kammerfrau Elvirens, von dieſer ohne Vorwiſſen ihrer Gebieterin verſteckt geweſen ſey. Gegen dieſe Art, den häuslichen Frieden wieder herzuſtellen, ließe ſich in ſittlicher Beziehung Manches einwenden, wenn Elvirens Vergehen gleich mehr Vorſatz als That war. Am meiſten beleidigt es, daß Leonardo zuletzt von ſeiner Gattin, und ſelbſt von den Dienern brüsquirt wird, obwohl gerade dieß die Unzulänglichkeit ſeiner eingebildeten Klugheit am meiſten in's Licht ſetzt.

Eine Handlung im ſtrengen Sinne des Wortes findet ſich in dieſem Drama gar nicht. Auch beburfte Lope hier einer ſolchen für ſeinen Zweck nicht. Dieſer war kein anderer, als im Gegenſatz eingebildeter Klugheit und angemaßter Wichtigkeit, die ächte Klugheit und Beſonnenheit zu ſchildern, die in ihrer Sphäre bleibt, in dieſer ihr Glück

---

die dadurch veranlaßt werden. Ich meines Theils geſtehe, daß ich für eine Stelle, wie die folgende, gerne ein ganzes Schock theatraliſcher bienséances weggebe.

Ant. Mendo a la cuna llevo el zagalejo.
Mendo. Llevale con embidia de mis brazos,
Ant. Que dos claveles lo he dexado impresos
En la cara. *Men.* ¿Como? *Ant.* a puros besos.

ſucht, und wie ſie es hier findet, es ſich auch zu bewahren weiß. Die einzelnen Scenen ſind allerdings ohne Mühe erfunden, und nur locker an einander gereiht; aber ſie ſind für jenen Zweck ſehr glücklich gewählt, und ſo lebendig, ſo friſch, und vor Allem mit ſo viel Wärme ausgeführt, daß der Cuerdo en su Casa, wenn auch nicht zu den glänzendſten und genialſten, doch ſicher zu den anſprechendſten Compoſitionen Lope's gehört. Ein unverſchrobner Verſtand wird ſich der kerngeſunden Geiſtesgeradheit Mendo's ſo wenig verſagen können, als ein unbefangenes Gemüth dem Gemälde der innigen Traulichkeit, die ihn mit ſeiner Gattin, ſo wie mit allen den Seinigen verbündet. Die Zeichnung dieſes Charakters, des einfachen, ſchlichten, und wie ich eben ſagte, kerngeſunden Sinnes, ohne alle Zuthat von Altklugheit oder Prätenſion der Beſchränktheit ſelbſt; dieſer reinen Gemüthlichkeit, Unbefangenheit und Heiterkeit, und dieſer Feſtigkeit und Entſchiedenheit ohne alle Rohheit und Derbheit, darf eine vollendete genannt werden. Neben ihm ſteht Antoña. Ihr Gefühl leitet ſie ſo richtig, wie ihren Gatten ſein geſunder Verſtand; und daß ſie bei aller Innigkeit und Hingebung an den Letzteren, auch von jenem Vorzug ihren Theil bekommen, hebt ſie über die Unbedeutendheit und gewöhnliche Gutmüthigkeit und Beſchränktheit hinaus. Eine Scene zu Anfang des Stückes, in der ſie ſich halb ſcherzend, halb im Ernſt, gegen den Vorwurf der Putzliebe vertheidigt, hat keinen andern Zweck, als dieſe Seite des Charakters zu entfalten, und ihm dadurch Eigenthümlichkeit und Relief zu geben.

Ein neuerer Dichter könnte die Handlung dieſes Stückes nicht brauchen; aber er könnte etwas ſehr Vorzügliches und Anſprechendes liefern, wenn er den poetiſchen Geiſt desſelben zu erfaſſen wüßte.

XIII.

Johanna von Neapel.

(La Reyna Juana de Napoles.)

Der Prinz Mathias, ein Vetter Königs Andreas, und ein Graf Antonio eröffnen die Scene. Wir erfahren, daß Johanna von Andreas mit den Waffen heftig bedrängt werde, weil ſie ſich weigere, ſich nach dem Willen ihres verſtorbenen Vaters, mit ihm zu verbinden; daß Andreas früher dem Prinzen Ludovico verſprochen, ſeine Anſprüche an dieſe Verbindung aufzugeben; und daß er, Mathias ſelbſt, als Ludovico's Freund, durch dieſe Wortbrüchigkeit ſich tief gekränkt fühle.

Zuſammentretung zwiſchen Andreas und Johanna. Unverhohlen ſpricht ſie den ſtärkſten Abſcheu gegen eine Verbindung mit ihm aus. Er ſeinerſeits beſteht auf der Vermählung. Er will die Königin zuletzt ergreifen laſſen, allein ſie beſteigt ihren Renner, und jagt mit Windesſchnelle davon. Andreas entſchuldigt nun ſeine Wortbrüchigkeit gegen Ludovico. Dieſer habe es im Plan gehabt, ihn mit Iſabella, der Tochter des Markgrafen von Ferrara zu vermählen, deren Porträt er, als er abgeht, zurückläßt, und in das ſich Fürſt Mathias, wie man das vielleicht vermuthen wird, auf der Stelle verliebt. Eben ſo der Graf.

Iſabella ihrerſeits liebt Ludovico, der, während er nach der Hand der Königin ſtrebt, ihre Liebe zu erwiedern ſcheint; dem Fürſten Mathias jedoch recht freimüthig erklärt, wie lieb es ihm ſey, wenn ein Anderer ſich um Iſabellen bewerbe. Davon jedoch ſoll dem Fürſten wenig zu gute kommen, da die Königin Iſabellens Hand dem Grafen zugeſagt hat. Die Sache bleibt vor der Hand in der Schwebe.

Die Königin, welche ebenfalls eine Leidenſchaft für Ludovico gefaßt, und ihm, als eine unbekannte Dame ſchon ſechs Nächte durch Zuſammenkünfte im Garten gegeben hat, wiederholt dieſe Gunſt auch in der ſiebenten. Er macht ſich inzwiſchen aus dieſer unbekannten Dame nicht ſonderlich viel, und erklärt ihr, daß er eine andere Dame des Pallaſtes liebe. Zuletzt ſagt er ganz unbefangen, daß er ſchläfrig ſey, und ſchläft auf die Einladung der Königin auf einer Gartenbank ein. Die Königin ſetzt dem Schlummernden eine Krone auf. Iſabella kommt in den Garten, und wird ihn gewahr. Sie ſchickt ſich eben dazu an, ihm den Text zu leſen, als die Königin hervortritt und ſie entfernt. Jetzt kommt es zu einer Erklärung zwiſchen Johanna und Ludovico. Als die Königin weggegangen iſt, kehrt Iſabella, die gehorcht hat, zurück. Ludovico meint, ſie könne nichts Beſſeres thun, als ſich in Geduld faſſen; bittet ſie ganz kurzweg um Vergebung; ſagt auf ihre Vorwürfe nichts weiter, als: »ſie habe Recht; allein es könne nun einmal nicht anders ſeyn«, und entfernt ſich. Ein pathetiſcher Monolog Iſabellens ſchließt den erſten Akt, dem man wenigſtens nicht den Vorwurf machen kann, daß an ſich kreuzenden Liebesintereſſen darin ein Mangel ſey.

Im zweiten Akt bedrängt Andreas die Stadt, und einige Barone beſprechen die Uebergabe. Ludovico, welcher dazu kömmt, macht ihnen Vorwürfe, und ſie ſind auf dem Punkt, insgeſammt mit dem Degen über ihn herzufallen, als die Königin erſcheint, und nach ſtrenger Zurechtweiſung die Schuldigen der Willkür des Prinzen preisgibt, der ihnen verzeiht. Da meldet ein Soldat die wirkliche Uebergabe der Stadt; Prinz Andreas dringt mit dem bloßen Degen in den Saal, und die Königin willigt, dem Drang der Umſtände nachgebend, in die Vermählung, die ihr, wie ſie ſagt, widerlicher, als der Tod iſt. Verzweiflung Ludovico's. Die Königin tröſtet ihn zuletzt mit den nämlichen Worten, womit er ſelbſt vorher Iſabellen getröſtet: »daß es nun einmal nicht anders ſeyn könne« *). Auch Iſabella tröſtet ihn auf die gleiche troſtloſe Weiſe.

Graf Antonio bringt dem Fürſten Mathias die Nachricht, daß der König ihn zum Oberrichter ernannt habe, und den ſchriftlichen Befehl, Ludovico erwürgen zu laſſen. Mathias zerreißt den letzteren. Die Königin kommt dazu, und befiehlt den Prinzen feſtzunehmen; als ſie aber den Inhalt erfährt, bittet ſie ihn, Ludovico aufzuſuchen, und ihn zur Flucht zu bewegen.

Hirten treten auf und klagen, daß ein Wahnwitziger ihre Saaten und Weinberge angezündet habe. Dieſer Wahnwitzige iſt Ludovico. Der Alcalde nimmt ihn feſt, und will ihn hängen laſſen; ein Entſchluß, in welchem er durch den herbeikommenden Grafen beſtärkt wird. Jetzt erſcheint aber der Prinz Mathias, und thut im Namen der Königin Einſpruch. Dieß ſetzt den Alcalden aufs neue in Verwirrung, und er beſchließt, ſeinen Gefangenen vor den König und die Königin ſelbſt zu bringen, damit dieſe die Sache entſcheiden mögen.

König Andreas iſt ſeiner Gemahlin bereits überdrü-

---

*) Que no puede ser menos.

ßig 2), und wirbt um Iſabellen auf ſolche Weiſe, daß ſie zu ſchreien gezwungen iſt. Die Königin kommt dazu, und er gibt vor, daß er ihr eine Verbindung mit dem Grafen Antonio angetragen, und ſie durch ihre Weigerung ihn aufgebracht habe. Die Ankunft des Alcalden mit Ludovico unterbricht die weitere Auseinanderſetzung. Johanna vertheidiget den Schuldigen mit Würde. Andreas überläßt ihr, ſie Ludovico ſelbſt, die Entſcheidung über ſein Schickſal. Dieſer verurtheilt ſich ſelbſt zum Tode; ein Urtheil, welches zu widerrufen er nur durch die Liebe zu dem Freunde bewogen wird.

Mathias verlangt jetzt von Ludovico, daß er Iſabellen bitte, aus Liebe zu ihm, ihn, Mathias, zum Gemahl anzunehmen. Ludovico iſt bereitet es zu thun; aber Iſabella kommt ſeiner Bitte ſchlau zuvor, indem ſie von ihm verlangt, er möge den Freund verpflichten, ihn, Ludovico, zu bitten, ſich mit ihr zu vermählen. Der Prinz, in die Nothwendigkeit verſetzt, die Geliebte oder den Freund aufgeben zu müſſen, gibt Iſabellen auf; und man muß geſtehen, daß ſein Verluſt eben nicht ſehr groß iſt.

Zwei Barone beſprechen ſich zu Anfang des dritten Aufzuges über die nächtlichen Ausſchweifungen und die Gewaltthätigkeiten des Königs. Ludovico iſt angefallen und verwundet worden; der Verdacht trifft den König, der mit einem fremden Mantel bekleidet in den Pallaſt zurückgekehrt iſt.

---

2) Sehr naiv iſt der Grund, den er davon angibt.

Ya que esta en mi poder
Hago menos caso della;
Que no es la muger tan bella
En siendo propria muger.

Von einem ſeiner nächtlichen Ausflüge mit dem Grafen zurückkommend, wird er von dem Prinzen Mathias verfolgt, der, als der König nicht mehr ausweichen kann, ſich zu erkennen zu geben, als Oberrichter den Grafen gefangen nehmen will. Der König hindert es. Er bringt einen Brief hervor, den Ludovico an den König von Frankreich geſchrieben haben ſoll, um ihn aufzufordern, ſich Neapels zu bemächtigen, und verurtheilt den Angeſchuldigten zum Verluſt ſeiner Güter, die er dem Fürſten Mathias verleiht, welcher das Geſchenk zum Scheine annimmt.

Scene zwiſchen dem König und der Königin. Sie wirft ihm ſeine Ausſchweifungen vor, und verlangt daß er ſich beſſere; ſonſt wolle ſie ſelbſt ihn beſſern. Andreas ſeinerſeits ſchwört, es ſolle ihr das Leben koſten 1).

---

1) Sie führt eine ſehr determinirte Sprache.

Todo el mundo esto quejoso
De V. Alteza. *An.* ¿De mi?
Reyna. De V. Alteza; y assi
Lo siento, porque es mi esposo.
Sobre esto avremos hablado
Las vezes, que ha vido justo.
Escucha con poco gusto
Y responde con enfado.
Cien mil baxezas me cuentan
Del conde, y suyas; desseo
Emendarlos; pero veo
Que por instante se aumentan.
Acabe de declarar
V. Alteza, que pretende;
Porque quando no se emiende
Lo tengo yo de emendar.
An. ¿Vos a mi Reyna? *Rey.* Yo a vos.
An. Soy rey de Napoles. *Reyn.* Si
Rey sois, mas soislo por mi.

*Während des Streites tritt Ludovico ein, um den König zur Vermählung mit Iſabella einzuladen. Er trägt den Mantel des Königs, und gibt ihm ſehr deutlich zu verſtehen, daß ſein Mordanſchlag entdeckt ſey. Der König ſeinerſeits erwähnt in unbeſtimmten Ausdrücken des Briefes. Ludovico betheuert dem Freund, nie einen verrätheriſchen Brief geſchrieben zu haben; was dieſer ihm leicht glaubt. Als daher der Graf kommt, um Ludovico zu verhaften, wirft ihm Prinz Mathias ſogleich vor, jenen Brief unterſchoben zu haben.

Die Dienerſchaft Iſabellens wünſcht dieſer Glück zu ihrer Vermählung, und wird reich von ihr beſchenkt. Da erſcheint König Andreas. Er will eine Deviſe von ihr, da am folgenden Tag ſein Namensfeſt gefeiert werde. Iſabella befürchtet Gewalt, und ihre Diener werfen dem König eine aus der empfangenen goldenen Kette und andern Bändern verfertigte Schlinge um den Hals, indem ſie ſpottend

---

An. ¿Quien podra mas de los dos?
Reyn. Yo, que en possesion quiera
Soy Reyna, y siempre lo he sido.
An. Despues que teneis marido
Aunque Reyna estais sujeta.
Reyn. No lo estare para baser
Que os emendeis. *An.* ¿A mi fieros?
¡Por Dios, que estoy por temeros!
Reyn. Pues temedme aunque muger.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
An. ¡Vive Dios! que he de quitaros
La vida. *Reyn.* Se defendella;
Mirad por vos etc.

rufen: ſie wollten ihn anbinden [4]). Graf **Antonio** berichtet, er ſey vom Prinzen **Mathias** zum Geſtändniß der Verfälſchung gezwungen worden. **Andreas** befiehlt ihm, **Iſabellen** mit Hilfe ſeiner Garden zu ermorden.

Die Königin mit **Margarita**, ihrer Kammerfrau (der berufenen Cataneſerin). Die Königin arbeitet an einem Seidenbande. **Margarita** hat, um ſie zu zerſtreuen, für Muſik geſorgt. Der Geſang enthält eine Aufforderung, demjenigen, der auf unſeren Tod ſinne, bei guter Zeit zuvorzukommen [5]). Barone klagen über des Königs Gewaltthätigkeiten. Beſorgniſſe, einerſeits wegen eines Volksaufſtandes; andererſeits wegen des Heeres, mit welchem dem König ſein Bruder zu Hülfe zieht. Ein Brief wird durch das Fenſter geworfen, mit der Nachricht von einer vom König beabſichtigten Vergiftung **Johannens**.

Ludovico erzählt der Königin den Tod **Iſabellens**. Sie ermahnt ihn zur Geduld, und verſpricht ihn zu entſchädigen.

Jetzt tritt **Andreas** mit dem Grafen **Antonio** ein. Er hofft auf die Ankunft ſeines Bruders, und iſt entſchloſſen, die Königin zu vergiften. Er tritt zu **Johanna**, und frägt ſie, was ſie arbeite. »Ein Band, um euch damit aufzuhängen (para ahorcaros). **Margarita** ſchiebt jetzt das ſchon früher gebrauchte Wortſpiel mit colgar unter. Er wiederholt die Frage, wozu ſie das Band gewebt habe, und erhält die nämliche Antwort. Er ſagt ihr mit keckem Uebermuth, daß er ſie zu vergiften denke. Bald darauf äußert ſie, ſie habe Durſt. Der Konig befiehlt dem Grafen laut, Waſſer; und heimlich, das Gift zu bringen. Jetzt ruft ſie ihn in ein Seitenkabinet, und dort läßt ſie ihn, durch ihre Dienerinnen — aufhängen. Die gräßliche Scene geht nicht vor den Augen, aber doch vor den Ohren des Zuſchauers hinter den Couliſſen vor ſich *) Als ſie heraustritt,

---

[4]) Im Spaniſchen das Wortſpiel mit colgar, was jemanden aufhängen, und ein Angebinde geben heißen kann.

[5]) Si te quisiere matar
Algun enemigo fiero,
Madruga y mata primero.
Marg. ¿Oyes! *Reyna.* Si. *Marg.* Pues madruga.

---

*) *An.* Que estais haziendo. *Re.* Un cordon
Para ahorcaros con el.
And. ¿Para ahorcarme? *R.* Para ahorcaros.
And. Digo, que de buena gana —
Marg. Como es San Andres mañana
Quiere la Reyna colgaros.
A parte.
And. Que mal que nos ha entendido;
De otra suerte me ahorcara
Si el veneno adivinara.
Un cordon aveis tegido.
¿No sabremos para que?
Reyn. Para ahorcaros. *And.* No es bueno
Que os pienso yo dar veneno.
Reyn. Veneno a mi; ya lo sé.
And. Conde ¿que os parece desto?
Ella se burla conmigo:
Yo en burlas veras le digo.
Reyn. Yo os he de ahorcar bien presto.
And. Yo el veneno os he de dar.
Reyn. Uno sera de los dos
El burlado. *And.* Sereis vos.
Marg. ¿Oyes? *Re.* Si. *Marg.* Pues madruga.
Reyn. Oy fama a mi nombre doy.
Fingiré, que tengo sed.
Dadme agua. *And.* Conde traed

zwingt ſie den Grafen, das für ſie herbeigebrachte Gift zu trinken. Ludovico verſpricht ſie ihre Hand, nach Ablauf des Trauerjahres; »da Andreas nun doch einmal ihr Gatte geweſen ſey.«

Un vaso a la Reyna. *Con.* Voy.
And. El veneno. *Con.* Ya lo intendo.
Reyn. Margarita, entraos de ahi.
A señor, llegues aqui.
And. (*A parte*) Mal sabe lo, que pretendo.
Reyn. Sabreis un suceso estraño
Aqui dentro. *And.* Vamos pues.
(Vanse, y dize dentro la Reyna)
Ya es tiempo enemigo Andres
De no esperar mayor daño.
Con esse cordel, criadas,
Le ahorcad; oy he de ver
En mis injurias vengadas,
Si han sido para temer
Mugeres determinadas.
And. ¡Que es esto? ¡Reyna enemiga!
Reyn. ¿Que aguardais? muera el tirano!
Colgalde de aquella viga.
Que el instrumento es mi mano
Mas Dios es, quien castiga.
And. ¿Quien vio desventura igual?
Reyn. No viviré, si no mueres.
En matarte no hago mal:
Puesque tu matarme quieres,
Que esta es ley natural.
Y que defunto he de verte
Todo el Reyno se consuela
Y muriendo dessa suerte
A su padre de Isabela
Satisfago con tu muerte.
Dexomela en mi poder,

Wäre Jemand in dem Fall, Lope, als dramatiſchen Dichter, nach dieſer Johanna von Neapel allein zu beurtheilen, ſo würde er den großen Dichter gänzlich in ihm verkennen müſſen; da Lope ſelbſt das Weſen ſeiner Kunſt hier ſo gänzlich verkannt hat. Die geſchichtliche Johanna, die mit den höchſten Reizen der Schönheit und des Geiſtes ausgeſtattet, bei dem regen Sinne für feinere Bildung ſich an einen ausſchweifenden und brutalen Gatten gefeſſelt ſieht, und die von Jugend, Leichtſinn, heißem Blut, verwegenen Rathgebern und verſchmitzten Günſtlingen fortgeriſſen, zuletzt dahin gelangt, in die Ermordung dieſes Gatten zu willigen — dieſe kann tragiſche Empfindungen erwecken, wenn ſie uns der Dichter, ehe ſie ſo weit gelangt, im Kampf mit jenen äußeren Einflüſſen, und was mehr iſt, im Kampf mit ſich ſelbſt, mit Liebe, Haß, Abſcheu und Furcht vor den Folgen des begangenen, wie des gemiedenen Verbrechens, zu ſchildern weiß: aber nicht dieſe Männin, die den Gatten mit kalter Entſchloſſenheit hängen läßt, und für die es ſich dabei um nichts handelt, als um den Strick. Der ſchlimmſte Mißgriff, welchen der tragiſche Dichter begehen kann, iſt immer der, das bloße Verbrechen oder Unglück für ſich allein zur Erreichung der tragiſchen Wirkung für hinreichend zu halten.

Wenn es Lope übrigens hier bloß auf die gräßliche Kataſtrophe angelegt hatte, deren Gräßlichkeit ſelbſt allerdings mit großer Kunſt behandelt iſt: ſo muß man zugeben, daß er ſie vom Anfang her mit Umſicht motivirt hat, und daß er

---

Y siendo tu su homicida,
Tanto le quedo a dever,
Que menos, que con tu vida
No puedo satisfacer.

Johannens Charakter, wie zurückſtoßend er auch erſcheint, mit der ſtrengſten Conſequenz durchgeführt hat. Dabei darf ihm die äußere Mäßigung, die Johanna nach ihrer Vermählung verräth, und die Rückſicht auf die äußere Ehre ihres Gatten, hoch angerechnet werden, obgleich die Kälte ihres Haſſes dadurch ſelbſt nur noch entſchiedener und abſtoßender hervortritt.

Von Andreas läßt ſich nichts ſagen, als daß der Dichter nichts verſäumt hat, um ihn haſſenswerth und verächtlich darzuſtellen. Eben ſo wenig haben, mit Ausnahme des Prinzen Mathias, die übrigen Perſonen einen Anſpruch an unſre Theilnahme; nicht Iſabella, die ſich Ludovico aufdringt; nicht dieſer, der anfangs in dem Verhältniß zu ihr eine ſehr zweideutige Rolle ſpielt.

Auch die Sprache entbehrt in dieſem Schauſpiel eines höheren Schwunges; und, mit Ausnahme einzelner Scenen und Stellen, ſcheint ihre Kraft wie gebrochen.

XIV.

Der Herzog von Viſeo.

(El Duque de Viseo.)

Don Diego, Herzog von Viſeo, war der Sohn Fernando's, eines Bruders Alfonſo's des Fünften von Portugall. In dem Herzogthume Viſeo folgte er ſeinem älteren Bruder. Als aber der Sohn Alfonſo's des Fünften, Juan der Zweite, zur Regierung kam, ließ er ſich, obwohl die Gemahlin deſſelben ſeine Schweſter war, in eine Verſchwörung gegen ihn ein, in welche auch Garcias de Meneſes Pedro de Albuquerque, der Graf von Penamacen, Gutiere Coutinno, und viele andere Große verwickelt waren. Die Verſchwörung wurde verrathen. Der König ließ den Herzog zu ſich kommen. »Was würdet ihr thun, Vetter,« fragte er ihn, »wenn euch jemand nach dem Leben ſtrebte?« — »Ich würde ihm zuvorkommen, und ihn zuerſt tödten,« entgegnete der Gefragte. »Ihr habt euer eigenes Urtheil geſprochen,« erwiederte der König, indem er ſeinen Dolch zog, und dem Herzog ſo viele Wunden beibrachte, daß er todt zu Boden fiel. Darauf ließ er ſein Verbrechen bekannt machen, und ſtrafte die übrigen Theilnehmer der Verſchwörung theils am Leben, theils verwies er ſie des Landes. Der Bruder des Getödteten, Emanuel, wurde, als Alfonſo VI., der

Sohn Juan's II., ohne Erben geſtorben war, König von Portugall.

Der Duque de Viſeo des Lope de Vega iſt nicht jener der Geſchichte, eben ſo wenig als die geſchichtliche Johanna von Neapel jene des Lope de Vega. Ohne Zweifel hat Lope nach portugieſiſchen und ſpaniſchen Romanzen gearbeitet, in welchen der Herzog, da er die Volksgunſt in einem hohen Grade beſaß, vermuthlich ſehr zu ſeinem Vortheile erſchien *). Lope war es eben nur

---

*) Ächte ſpaniſche Volksromanzen, vielleicht auch Überſetzungen portugieſiſcher, ſcheinen mir auch die im dritten Akt geſungenen zu ſeyn.

Don Juan, Rey de Portugal,
Ese, que llaman el Bravo,
Quejoso vive en Lisboa
De sus deudos y vasallos.
Con su fuerte condicion
Piensa, que quieren matarlo,
Los Portugeses famosos
Quatro inocentes hermanos.
Al Condestable destierra,
Tambien el Conde de Fero:
Y a Don Alvaro el menor
Que la embidia pueda tanto.
Al duque de Guimarains
Mando en publico teatro
Cortar la honrada cabeza
Digna de roble y de lauro.

Und:

Del bon duque de Viseo,
Mancebo fuerte y gallardo,
Tiene mil quexas el Rey,
Con ser su primo y cuñado,
Gardate duque inocente,

darum zu thun, ein Bild der höchſten Loyalität aufzuſtellen, welche durch keine Härte und keine Kränkung von dem, was ſie als Pflicht anerkannt, abgewendet wird. Darum hat Lope auch ohne das geringſte Bedenken die Schickſale der vier Brüder aus dem Hauſe Braganza, deren einem, der Herzog von Guimaraens, Johann, als einem Verräther, den Kopf abſchlagen ließ, während er die übrigen verbannte, in den Bereich ſeines Schauſpieles gezogen, und dieſes beſteht eigentlich aus zwei Schauſpielen, oder doch aus zwei Handlungen, die nur durch jene poetiſche Intention verbunden werden. In der erſten Hälfte knüpft ſich das Intereſſe an das Schickſal der vier Brüder. Wie ſehr ſie auch die ſchroffe Härte und den feindſeligen Argwohn des Königs empfinden, ſo ſind doch auch ſie höchſt loyal und pflichtgetreu. Der älteſte derſelben, der Connetable, reizt die Rachſucht eines Don Egas, eines Günſtlings des Königs, indem er einer Dame (Donna Ines), mit welcher jener ſich vermählen ſoll, im Vertrauen Zweifel gegen die Reinheit ſeiner Abſtammung von edlem portugieſiſchen Blute beibringt. Die Dame, dadurch wie billig, in den größten Schrecken geſetzt, tritt von der Verbindung zurück; verräth aber zugleich Don Egas die Veranlaſſung ihres Zurücktretens: obwohl ſie der Connetable hat ſchwören laſſen, daß ſie das Geheimniß bewahren wolle. Don Egas reizt nun den Argwohn des Königs gegen die Brüder, zu welchem dieſer ohnehin geneigt iſt, noch mehr auf. Der Connetable, der ſeine genealogiſchen Zweifel ganz wohl hätte für ſich behalten können, klagt über die Plauderhaftigkeit der Donna Ines gegen ſeinen Bruder Guimaraens, und dieſer gibt derſelben, als er gleich darauf mit ihr zuſammen-

---

Cardote Abel desdichado;
Que malas informaciones
Ensangrientan nobles manos.

trifft, und ſie ſich nicht entſchließen will, auf's neue in die Heirath mit Don Egas einzuwilligen, eine Ohrfeige *). Der König, welcher dazu kömmt, läßt die Brüder theils in einen Thurm ſperren, theils gibt er ihnen Arreſt in ihrem eigenen Pallaſte.

Durch Donna Elvira, ſeine Geliebte, die auch der König mit günſtigen Augen anſieht, bewirbt ſich der Herzog von Viſeo um die Begnadigung der Brüder. Der König will ihnen verzeihen, wenn der Herzog von Guimarains ſich entſchließen kann, der beleidigten Donna Ines ſeine Hand zu reichen. Dieſer ſchlägt die Verbindung aus; Don Egas reizt auf hinterliſtige Weiſe die Erbitterung des Königs; und mehr, als die Brüder, haßt und beargwohnt der König den Herzog von Viſeo; durch die Gunſt des Volkes, die dieſer beſitzt, durch Don Egas argliſtige Lobpreiſungen und Vertheidigung, und durch aufgefangene Worte zu dem Verdacht bewogen, daß derſelbe ihm nach der Krone ſtrebe. Der König läßt ihn zu ſich rufen; man zieht den Vorhang auf, und Viſeo erblickt die Leiche des enthaupteten Herzogs von Guimarains. Viſeo befiehlt der König auf ſein Landgut zu gehen, und die Strafe des Enthaupteten ſich eine Warnung ſeyn zu laſſen *).

---

*) Auf ſchlagende Weiſe entſchuldiget ſie ihre Plauderhaftigkeit.

Y al Condestable no asombre
Verme el secreto romper,
Si disculpa una muger
Ver que no lo tuvo un hombre.

*) El duque de Guimarains
Es el, que tienes presente
Miralo bien. *Vi.* ¿Pues el Duque
Fue a V. Alteza rebelde?
Rey. No digo, que lo examines.

Der Herzog zieht ſich auf ſeine Beſitzung zurück, und kömmt nur verkleidet nach Liſſabon, um Donna Elvira zu beſuchen. Er trifft einſt einen fahrenden Schüler, der vorgibt, ſich auf Aſtrologie zu verſtehen, und ihm ein Blatt zurückläßt, auf welchem er die Conſtellation verzeichnet hat, die dem Herzog die Krone verkündet. Er gibt ſeinen Landleuten ein Feſt, bei welchem ſie ihm die Rolle des Königs zutheilen, und ihn mit einer Krone aus Blumen krönen. Ein von der Königin an ihn abgeſandter Diener, durch den ſie ihn warnt, auf ſeiner Hut zu ſeyn, erzählt dieß bei ſeiner Rückkehr mit unbefangener Geſchwätzigkeit. Trotz jener Warnung geht der Herzog dennoch wieder, als Bauer verkleidet, mit einem andern Landmanne nach Liſſabon. Er ſpricht Donna Elvira, die ihm von der Terraſſe an einer Schnur einen Brief herabläßt, an welche er den ſeinigen binden ſoll. Statt des Briefes bindet er aus Verſehen die Prophezeiung des Aſtrologen an die Schnur. Der König überraſcht Donna Elvira, und entreißt ihr das Papier. Er verlangt, ſie ſolle ſich mit Don Egas vermählen. Sie verweigert es, und beſchuldigt den Günſtling freimüthig argliſtiger Verrätherei.

Der Herzog entſendet Brito, um ſich nach Licht umzuſehen, damit er Elvirens Brief leſen könne. Trauriger Geſang ſchallt ihm in den finſtern Straßen aus einem Hauſe entgegen, und warnt ihn vor dem Schickſale des Herzogs

---

Mas solo, que lo contemples:
Porque de cosas tan graves
No se examinan los reyes.
Quando sea necessario
Que a los principes parientes,
Y a mi reyno satisfaga
Mis cartas lo haran en breve.

von Guimarains*). Er gewahrt endlich in einem Winkel der Straße ein Crucifix, vor dem eine Lampe brennt. Er redet es an, und bittet es um Vergebung, daß er ſich ſeines Lichtes zu einem ſo weltlichen Zwecke bediene, und nähert ſich ihm. Da ſprüht unter einem furchtbaren Donnerſchlag Feuer aus dem Crucifix, und es erſcheint ihm, im weißen Mantel mit dem Kreuz des Chriſtusordens, Guimarains, und warnt ihn durch dreimaligen Zuruf, ſich vor dem Könige zu hüthen*). Wie groß ſein Entſetzen auch iſt: ſo nimmt er doch die Erſcheinung — ein Meiſterzug des Dichters — für eine bloße Einbildung*). Aber eine trübe Stimmung bemächtigt ſich ſeiner, die durch die Nachricht Elvirens von der ihr durch den König vorgeſchlagenen Verbindung noch vermehrt wird.

Die Ritter, welchen der König die Güter des Connetable's und ſeiner Brüder zugeſprochen, bitten denſelben, ſie ihren rechtmäßigen Beſitzern wieder zurückzuſtellen: während Don Egas die Furcht des Königs und ſeinen Haß gegen den Herzog von Viſeo jetzt unverhohlen aufreizt. Der König hat befehlen, ihn herbeizurufen. Er wirft ihm Verrätherei im Allgemeinen, und die Prophezeiung vor. Ehrfurchtsvoll entſchuldigt ſich der Herzog. Der König befiehlt den anweſenden Rittern, einem nach dem andern, ihn zu tödten. Jeder weigert ſich. »Weil denn keiner einen Verräther tödten will,« ruft der König, »ſo ſterb' er auf dieſe Weiſe,« und ſtoßt mit eigner Hand ihn nieder *). Sehr kurz rechtfertigt er die That gegen die Königin durch die Beſchuldigung, daß der Herzog ihm ſelbſt nach Krone und Leben geſtrebt; dem Bruder deſſelben, **Manuel**, verleiht er deſſen Güter und Würden. Er ermahnt ihn, das Beiſpiel ſeines Bruders ſich warnen zu

---

*) Die oben angeführten Romanzen.

*) *Sale el Duque de Guimarains defunto, con el manto blanco, y cruz de Christo, y passa por delante del Duque de Viseo.*

Gui. ¡Duque! *Vis.* ¡Ay cielos soberanos!
Gui. ¡Duque! *Vis.* ¿Que es esto, que veo?
Gui. ¡Duque! *Vis.* Todo estoy temblando.
Gui. Guardate del Rey.
Vis. ¿Que dizes?
Gui. Que te guardes. *(Desaparecese)*

*) — — — — Yo siento
Que no es sin gran ocasion,
Aunque las visiones son
Sombras que hace el pensamiento.

---

*) — — — — *Rey.* Aqui
Ya no ay disculpa importante.
Vis. Si algunos de los presentes
Me ha infamado en la lealtad
Ninguno dize verdad;
Solo Tu, señor, no mientes.
Rey. Como? *Vis.* Que no mientes digo:
Sino es, quien dize, que soy
Traidor. *Rey.* Soy Rey, o quien soy.
¿Esto passe sin castigo?
Matalde vos Condestable.
Le. Yo, señor, culpa no veo.
Rey. Matalde, Conde. *Le.* Viseo
No ha sido en esto culpable.
Rey. Matalde Don Diego. *Di.* Yo
No veo culpa. *Rey.* Don Carlos
Matalde. *Car.* Debo imitallos
Y no ay causa. *Rey.* ¿Como no?
Don Egas, dalde la muerte.
Eg. No me lo mandes, señor.
Rey. Nadie me mata un traidor
Pues muera de aquesta suerte.
(Dale el Rey con la daga)

laſſen. Ein Vorhang wird aufgezogen, und man erblickt den Leichnam des Gemordeten, Krone und Scepter zu ſeinem Haupt auf einem Kiſſen; Donna Elvira ſitzt regungslos an ſeiner Seite. Der König befiehlt, ſie aus ihrer Ohnmacht zu wecken; aber der Schmerz hat ſie getödtet*). Zuletzt erſcheint ein Ritter und erzählt, daß Brito den Don Egas angefallen und ermordet habe. Dieſer Mord ſcheint dem König eine Strafe des Himmels zu ſeyn, und er ahnt jetzt, daß der Herzog als ein Opfer der Mißgunſt und Rachſucht gefallen ſey.

Der Duque de Viſeo iſt eines von denjenigen Dramen, die leichter zu tadeln, als zu begreifen ſind. Denkt man dabei an die gewöhnlichen Kunſtregeln: ſo muß man es durchaus verwerflich finden. Hier iſt nicht nur von keiner Einheit des Ortes und der Zeit die Rede: ſondern, da zwei durch ſehr ſchwache Fäden verknüpfte Handlungen an einander gereiht ſind, auch nicht einmal von der ſonſt für unerläßlich geltenden Einheit der Handlung. Aber eine andere Einheit fehlt keineswegs: die Einheit der poetiſchen Intention; und die iſt bei jedem poetiſchen Kunſtwerk bei weitem die erſte und wichtigſte.

Ein Kunſtwerk aber darf dieſer Duque de Viſeo mit dem

---

*) Pero despertad Elvira
De aquel desmayo. *Le.* No creo
Que bolvera del desmayo,
Porque es el postrero su, eño.
Rey. ¿Es muerta Elvira?
Le. Y tan fria
Que no hay señal de aliento.
Rey. ¿Matose? *Le.* No se mató.
Rey. ¿Pue que ha sido?
Le. Amor inmenso.

vollſten Rechte genannt worden. Denn die poetiſche Intention des Stückes, die edelſte und unbedingteſte Loyalität ſelbſt gegen einen harten, ſchroffen und grauſamen Herrſcher, iſt hier nicht nur mit der größten Beſtimmtheit und Entſchiedenheit: ſondern mit einem bewunderungswürdigen Aufwand von Kunſt herausgeſtellt. Vorzüglich in den Charakteren der vier Brüder und des Herzogs. Nicht durch gewichtige Reflexionen und Sentenzen, ſondern dadurch, daß jene Loyalität mit ihrem ganzen Weſen ſo innig verwachſen zu ſeyn ſcheint, daß auch bei den ungerechteſten Kränkungen kein Gedanke, ſie zu verletzen, in ihre Seele kommt. Wir empfinden es in jeder Scene, daß es ihnen damit der höchſte Ernſt iſt, ohne daß ſie es viel ſagen; und das eben iſt die höchſte, wie die ſchwerſte Kunſt aller poetiſchen Charakterzeichnung.

Bemerkenswerth iſt die Mäßigung, mit der Lope ſich in dieſem Drama beherrſcht hat; ſowohl rückſichtlich der Motive und der Situationen, als auch der Diction. Hier iſt nicht nur kein Ueberfluß, ſondern Sparſamkeit und Enthaltſamkeit. Ich verweiſe hier nur auf die Art, wie z. B. der Charakter Elviren's behandelt iſt. Die Diction aber iſt nicht nur faſt durchaus klar und gediegen: ſondern auch frei von üppigen Auswüchſen, zugeſpitzten Gedanken und Wortſpielen, wie man ſie in mehreren Stücken Lope's häufiger antrifft, als eben zu loben iſt.

XV.

Die beſte Lehrmeiſterin die Zeit.

(El mejor maestro el tiempo.)

Ein König von Iberien hat einen Sohn und eine Tochter, deren ſtolze und höchſt leidenſchaftliche Gemüthsart ihm großen Kummer verurſacht. Die Prinzeſſin (Eufraſia) mißhandelt ihre Baſe, und dieſe klagt die Mißhandlung ihrem Bruder Roſimundo, der darüber mit dem Prinzen Otto in einen Wortwechſel geräth. Beide ziehen den Degen, und Roſimundo wird von dem ſchurkiſchen Diener Otto's, Enrique, der ihn verfolgt, verwundet. Wer am meiſten Verdruß und Kummer von der Sache hat, iſt der König. Sein Narr gibt ihm den Rath, auf die Zeit zu rechnen, welche die beſte Lehrmeiſterin ſey[1]; und der König läßt ſich ſeinen Rath gefallen. Des Troſtes bedarf er; denn die Mißſtimmung gegen Otto's Übermuth, und die Theil-

---

[1] — — *Ca.* (Loco) ¡Mostrad; vos quereis
Que os diga el mejor maestro?
Rey. Por esso te pago. *Ca.* Oid.
El mejor maestro el tiempo.
Rey. ¿El tiempo? *Ca.* ¿Pues, que pensais?
Rebolved essos imperios
Essos anales antiguos,
Vereis en Reyes y Reynos
Que lo, que el tiempo ha enseñado
Esso es verdad, esso es cierto;
Y esso, que ensañaron otros

Es locura y desconcierto.
Quando el mancebo brioso
Ve, que se passa el tiempo,
Aprende a guardar su casa,
A honrarse y a tener seso.
Quando la soberbia dama
Mira los surcos, que ha hecho
Con su arado el tiempo libre
En su rostro hermoso y bello:
Y ve trocados en plata
Los doblones delcabello,
Mueda su bizarro traje,
Amaina los pensamientos.
Quando el otro descortes
Considera, que por serlo,
Es mal quisto de los hombres,
Y le aborrecen por ello:
No rodea los mercedes
Ni es manco de ſu sombrero,
Porque el tiempo le ha enseñado
Los daños y los provechos.
Quando el otro presumido
De valiente y de soberbio,
Ve, que la sierra blanquea
A puro passar inviernos:
Trata de humildad y pone
A sus libertades freno,
Porque el tiempo es mas valiente
Que Cesares y Pompeyos,
Pero ¿para que te canso?
Que mas evidente exemplo
Que un potro, o un fuerte caballo,
Sugeto al bocado y freno?
Ponen a un coche un frison,

nahme an Roſimundo verurſachen einen Aufruhr, der den König zwingt, mit Otto und Eufraſia in einem dürftigen Kahne zu fliehen, und ſein Reich dem Sohn und der Tochter ſeines Bruders zu überlaſſen[2].

Er wird in das Land eines Herzogs verſchlagen, deſſen Gemahlin bei ihrem Tode einen ungeheuren Schatz zu Austheilungen unter die Armen hinterlaſſen hat, die nun aus allen Weltgegenden herbeiſtrömen, um ihren Antheil von dem Vermächtniß in Empfang zu nehmen. Die Tochter des Herzogs, Clavela, bekommt Luſt, der Austheilung zuzuſehen. Unter den Armen, die ſich nahen, ſind auch der König, Otto, und Eufraſia. Der Herzog, der mit ſeinem Sohn Alexandro ebenfalls erſcheint, bemerkt ſie, und zeichnet ſie aus. Er nimmt ſie in das Schloß auf, und weiſet ihnen eine Wohnung bei dem Gärtner an. »Iſt es möglich, Vater,« frägt Otto den König, »daß du mit einem ſo niedrigen Looſe dich befreunden kannſt?« — »Ich tha' es,« erwiedert ihm der König, »um zu ſehen, ob ich euch lehren kann, vernünftig zu leben. Die beſte Lehrmeiſterin iſt die Zeit.

Tirara coces al cielo:
Y al cabo de pocos dias
Tira humillado y sugeto.
Si para tus hijos Rey
No hallas remedio, el maestro
Es el tiempo; el tiempo aguarda
Que el mejor maestro el tiempo.

[2] Es iſt bemerkenswerth, mit welcher Leichtigkeit Lope dergleichen abthut. Drei oder vier Edelleute treten auf, und ſprechen ihr Mißfallen an Otto, und ihre Vorliebe für Roſimundo aus: hinter der Scene ſchreit man:

¡Oton muera! muera Oton!

und Alles iſt in Richtigkeit gebracht.

Clavela findet den Aufenthalt auf dem Lande langweilig, und ſehnt ſich in die Stadt zurück. Nicht ſo ihre Zofe Fabia, welche den Gärtner Alexandro ins Auge gefaßt hat. Durch ſie wird auch Clavela auf ihn aufmerkſam; ſie ſpricht mit ihm, und wird ſo ſehr von ihm eingenommen, daß ſie für den Abend eine neue Zuſammenkunft mit ihm verabredet, bei welcher er ihr ſeine Geſchichte erzählen ſoll. Nicht minderen Eindruck, als Otto auf Clavela, hat Eufraſia auf Alexandro gemacht. Sie hält ihn mit Würde in der Entfernung; und erregt ihm zugleich Beſorgniſſe vor ihrem Bruder. Beide Geſchwiſter theilen ſich ihre Abenteuer mit, und beide beſchließen, abzuwarten, worauf es die Glücksgöttin mit ihnen abgeſehen haben könne. Etwas haben ſie alſo durch die Belehrungen der großen Lehrmeiſterin bereits gewonnen. Auch ihren Vater ziehen ſie zu Rathe. Gar ſo wenig iſt es nicht, was ſie bereits gelernt haben;. ſich ſelbſt zu mißtrauen, und den Rath Erfahrnerer zu ſuchen[a]).

---

[a]) Die Scene, in welcher der König in der Tracht eines Gärtners zu ſeinen Kindern tritt, hat einige ſehr ſchöne Stellen. Die Oktaven ſind dabei wieder von vortrefflicher Wirkung.

Rey. Bien dices, pues pudiera el cielo airado
Dividiros a partes diferentes;
Mientras ay mayor mal, el desdichado
No se puede quejar de los presentes.
Hijos, pues el maestro os ha enseñado
Tan sabio en los humanos accidentes:
Tolerad con paciencia la fortuna,
En quien jamas se vio firmeza alguna.
Pierde la voluntad, y en jaula breve,
Y en vez del llanto el paxarillo canta.
Con que a dulce piedad los cielos mueve,
O por lo menos su dolor espanta:

Eufraſia hat Alexandro durch ihr Betragen — ſie verlangt durchaus, daß er ihr ſeine Liebe auf die nämliche Weiſe, wie einer Edeldame bezeige — eine zwar nicht unedle Liebe eingeflößt: aber dennoch wünſcht er ihren Bruder zu entfernen, um ſich ungeſtört um die ihrige bewerben zu können. Ein gewiſſer Feliano räth ihm, da Alexandro jeden Vorſchlag zu gewaltthätigen Mitteln verwirft, an einer Stelle des Gartens, wo Otto ihn finden müſſe, einen Sack mit Goldſtücken zu vergraben; jener werde dann ſich ſogleich entfernen, um in der Hauptſtadt eine glänzende Rolle zu ſpielen, und ſich ihren Vergnügungen zu ergeben. Alexandro geht auf den Vorſchlag ein, und ſeine Abſicht gelingt. Nach einer Zwiſchenſcene finden wir Otto zu Ende des zweiten Aktes bereits in der Hauptſtadt, wo er ſich einen Diener aufliest, und ſich reiche Kleider und prächtige Pferde anſchafft.

Otto hat in der Stadt bei einem Turnier und Ball Gelegenheit gefunden, mit Clavela zu ſprechen, und dieſe hat ihm eine nächtliche Zuſammenkunft auf dem Lande zugeſagt. Sie iſt nicht wenig befremdet, ihn jetzt wieder in Gärtnertracht dort anzutreffen. Noch ſchlimmer geht es ſeinem wackern Diener Turin, der, als er ſeinen Herrn als Gärtner erblickt, ihn für bezaubert hält, und auf den Otto die Hunde losläßt. Bei der verabredeten Zuſammenkunft

---

Y alguna vez a la prision se atreve,
Y con tierno pico la quebrante,
Y al viento vuela, en cuyos libres salas
Alegre tiende las pintadas alas.
Querra la suerte, siquiera, que algun dia,
Bolvamos a la patria venturosa,
Ensañados del tiempo, que solia
Dificultar tan importante cosa etc.

findet ſich Otto wieder in ritterlicher Kleidung ein, und entdeckt Clavelen ſogar, daß er der Prinz von Iberien ſey. Die arme Clavela weiß nun gar nicht mehr, wem ſie glauben ſoll, und in wen ſie eigentlich verliebt iſt. Die Zuſammenkunft ſelbſt wird durch Alexandro geſtört, der mit Feliciano um das Haus herumſchleicht, und bei dieſer Gelegenheit das Pärchen aufſcheucht. Auch der Herzog erſcheint, von dem Lärm herbeigezogen, und der König, den die Landleute des Ortes zu ihrem Alcalden gewählt haben*). Otto entflieht; aber der wackere Turin wird ergriffen, und ſoll, da er über ſeinen Herrn nicht genügende Auskunft zu geben weiß, gewippt werden. Allein bei einem zweiten Verſuch, Clavela zu ſprechen, wird Otto ſelbſt ergriffen. Der Herzog, der die Wahrheit nicht herauszubringen weiß, will ihn ſogar ein wenig aufhängen laſſen. Alles iſt in der größten Verwirrung; als drei iberiſche Edelleute anlangen, die den vertriebenen König aufſuchen, um ihn in ſein Reich wieder einzuſetzen; da Roſimundo den von ihm gefaßten Erwartungen wenig entſprochen hat, und gezwungen worden iſt, die Krone wieder aufzugeben. Das Übrige denkt man ſich.

Wenn man mit der Art und Weiſe Calderon's bekannt iſt, und weiß, wie er eine poetiſche Idee tief aufgreift, und wie ſinnreich, mit welcher bewunderungswürdigen Feinheit des Geiſtes er ſie durchführt, und in vielfachem-Reflex zur Anſchauung bringt — und das letztere wäre es, worauf es hier ganz beſonders ankäme: ſo kann man ſich durch Lope's Compoſition nicht wohl befriedigt finden. Die Idee des Stückes iſt eine der glücklichſten, auf welche ein dramatiſcher Dichter verfallen konnte; aber ſie iſt durch die Handlung viel zu wenig herausgeſtellt, und im dritten Akt ſcheint ſie der Dichter faſt vergeſſen zu haben, und ſich nur noch gelegenheitlich daran zu erinnern. Das Stück iſt eine dramatiſche Novelle; nicht ohne Intereſſe, nicht ohne poetiſche Schönheiten, und vorzüglich nicht ohne jene Lebendigkeit und Friſche, die uns Lope nur ſehr ſelten vermiſſen läßt, und die man bei ihm bald gewohnt wird; ohne jedoch zu ſeinen ausgezeichnetſten Schöpfungen zu gehören, oder mit dieſen eine Vergleichung auszuhalten.

---

*) Einer von ihnen iſt nicht ungeneigt, Eufraſia zu ſeiner Frau zu machen, »da er in ſie verbrannt iſt, wie das Auswendige einer Bratpfanne.«

De quien estoy mas quemado,
Que el enves de una sarten.

XVI.

Der Bauer in ſeinem Winkel.

(El villano en su rincon.*)

Otto und ſein Freund Finardo treffen in den Straßen von Paris — denn die Scene iſt dießmal nach Frankreich verlegt, wo manche Details, nur nicht der einfache, geſunde Sinn Juan's, freylich am beſten hinpaßten — zwei elegant gekleidete Damen, Liſarda und Beliſa, die ihnen anziehend genug ſcheinen, um den Verſuch zu lohnen, mit ihnen ein Verhältniß anzuknüpfen. Otto kauft Liſarden einiges Geſchmeide; was ſie durch das Geſchenk eines weit koſtbareren Diamants erwiedert. Dieſer Umſtand macht die beiden Herren irre, die ſonſt nicht ungeneigt wären, die Damen für ein paar Glücksritterinnen zu halten. Liſarda verſpricht am folgenden Morgen ſich wieder einzufinden; läßt ſich aber verſprechen, daß jene ihr weder folgen, noch ſie auszuforſchen ſuchen ſollen. Die Herren bleiben alſo zurück, ſenden aber den beiden Abenteurerinnen ihren Diener Marin nach, der bald darauf zurück kommt, und erzählt, er habe die beiden Schönen in einem Gaſthofe außer Paris einkehren, und nachdem ſie ſich dort umgekleidet, als Landmädchen daraus wegfahren geſehen. Durch ein Geſpräch, das er mit ihrem Fuhrmann angeknüpft, habe er erfahren, die eine von ihnen (Liſarda) ſey die Tochter eines ſehr reichen Landmanns, mit Namen Juan, zu Belflor, im Bezirk des königlichen Jagdgeheges. Damit müſſen ſich die Herren vor der Hand begnügen.

---

*) Der Titel iſt im Spaniſchen ſprichwörtliche Redensart, und bezeichnet einen Menſchen, der die Geſellſchaft flieht.

Der Landmann Juan tritt mit ſeinen Arbeitern auf, und weiſet ihnen ihre Beſchäftigungen an[1]). Als ſie ſich entfernt haben, dankt er dem Himmel in einem ſehr ſchönen Monolog, nicht ſowohl für den reichen Segen an allen Gütern des Glückes, als dafür, daß er ihn mit ſeinem Stande zufrieden, und ohne den Hof zu ſehen, oder den Wunſch zu haben, ihn zu ſehen, ſechzig Jahre auf der ererbten Hufe habe alt werden laſſen[2]). Als jetzt ſein Sohn Feliciano auftritt, und ihn auffordert mit ihm zu gehen, um den König zu ſehen, der in der Nähe jage, drückt er auf das wärmſte ſeine Liebe und Ehrfurcht für den König aus, verweigert dem Sohne aber die erbethene Gunſt auf das entſchiedenſte 3). Weit mehr Luſt dazu hat Liſarda, die es

---

[1]) Lope benützt gleich dieſes erſte Auftreten, um uns an Juan ein trauliches Verhältniß zu ſeinen Umgebungen, und jenen heitern Humor zu zeigen, der mit einem ſchlichten einfachen Sinn ſehr häufig verbunden iſt. Eben ſo deutet er gleich von vorne herein den Tick an, den Juan gegen Alles hegt, was Hof und Hofleute heißt.

Juan. Creo, que os he de reñir,
Con las hozes en los manos;
Salid aca Cortesanos.
Fil. ¿Ya comienzas a reñir?
Pero donayre has tenido,
Pues cortesanos nos llamas,
Pensando que nos infamas,
Con esse honrado apellido.
Juan. Fileto el nombre villano
Del, que en la villa venia,
Se dixo, qual se diria
Del Corte el Cortesano,
El Cortesano recibe
Por afrenta aqueste nombre,
Siendo villano aquel hombre
Bueno, que en la villa vive.
Yo, pues nos llama villanos
El Cortesano a nosotros,
Tambien os llamo vosotros
Por afrenta Cortesanos.

Die Sache läuft freilich auf ein Wortſpiel hinaus, das aber hier gar nicht leer klingt.

---

[2]) Gracias immenso cielo
A tu bondad divina:
No tanto por los bienes, que me has dado,
Pues todo aqueste suelo,
Y esta sierra vecina,
Cubren mis trigos, viñas, y ganado
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Las grazias mas colmadas
Te doy, porque me has dado
Contento en el estado, que me has puesto,
Paresco un hombre opuesto
Al Cortesano triste
Por honras y ambiciones,
Que de tantas passiones
El corason y el pensamiento viste:
Porque yo sin cuydado
De honor con mis yguales vivo honrado.
Naci en esta aldea
Dos leguas de la corte,
Y no he visto la corte en sesenta años;
Ni plega a Dios la vea.
Aunque el vivir me importe
Por casos de fortuna tan estraños
Estos mismos castaños
Que nacieron con migo
No he passado en mi vida;
Porque, si la comida,
Y la casa del hombre dulce abrigo
Adonde nace tiene

?Que busca? adonde va? adonde viene?
Riome del soldado,
Que, como si tuviesse
Mil piernas, y mil brazos, va a perdellos:
El otro desdichado,
Que como si no huviesse
Bastante tierra, assiendo los cabellos
A la fortuna, y dellos
Colgado el pensamiento
Las libres mares ara;
Y aun en el mar no para,
Y que presume tambien bever el viento,
¡Ay Dios! que gran locura,
Buscar el hombre incierta sepultura.

3) Yo he sido Rey, Feliciano,
En mi pequeño rincon;
Reyes los, que viven, son
Del trabajo de sa mano,
Rey es, quien con pecho sano
Descansa sin ver al rey,
Obedeciendo su ley,
Como al, que es Dios en la tierra.
— — — — — —
Yo adoro el Rey, mas si yo
Naci en un monte, a que efecto
Vere al re, hombre perfecto,
Que Dios singular crio.
— — — — — —
Yo propuse Feliciano
De no ver al rey jamas,
Pues de la tierra, en que estas.

ihrerſeits keinen Hehl hat, daß ihre Neigung auf den Hof und auf eine vornehme Vermählung geſtellt iſt. Sie will alſo hin, um den König zu ſehen; um ſo mehr, weil ſie bei dieſer Gelegenheit auch ihren Bekannten von neulich hier zu treffen hofft. Der König tritt mit ſeiner Schweſter auf, um die Meſſe zu hören. Sie leſen vor der Kirche die Inſchriften der Grabſteine. Eine davon zieht insbeſondere die Aufmerkſamkeit des Königs auf ſich; die, welche ſich Juan für den Fall ſeines Todes hat bereiten laſſen *). Der König frägt einige der herbeigekommenen Nachbarn Juan's nach dieſem, und ihre Antworten machen ihn immer begieriger, den Mann kennen zu lernen. »Wie kleidet er ſich?« — »In grobes Tuch.« — »Wie ſpeiſet er?« — »Aus grobem irdenen Geſchirr.« — »Warum das?« — »Er iſt der demüthigſte aller Menſchen.« — »Hat er viel Geld?« — »Wie Stroh.« — »Iſt er geizig?« — »Nein; er gibt den größten Theil ſeines Vermögens den Armen.« ꝛc. Da Fileno auch Li-

---

Yo tengo el cetro en la mano.
— — — — — — — —
¡Ay, mi divino rincon!
Donde soy rey de mis pajas;
¡Dura ambicion, que trabajas
Haciendo al ayre edificios!
Pues los mas altos edificios
No llevan mas de mortajas.

*) Yace aqui Juan, labrador,
Que nunca sirvio a señor,
Ni vio la Corte, ni al rey
Ni temio, ni dio temor.
No tuvo necessidad,
Ni estuvo herido, ni preso,
Ni en muchos años de edad,
Vio en su casa mal suceso,
Embidia, ni enfermedad.

ſardens erwähnt, ſo wird ſie herbeigerufen. Sie gibt dem König abſichtlich linkiſche Antworten; aber die Anmuth ihrer Geſtalt erregt Bewunderung. Der König nimmt ſich vor, den Sonderling kennen zu lernen. Liſarda verſpricht Otto eine Zuſammenkunft auf dem Platze, wo die Jugend des Dorfes zuſammenkommt, um ſich mit Tanz und Spiel zu unterhalten.

Zweiter Akt. Der König iſt unmuthig über dasjenige, was man ihm von Juan erzählt hat. Finardo ſolle veranſtalten, daß dieſer auf dem Berge ſich einfinde, wo gejagt werde. »Wenn Juan nicht aus ſeinem Winkel gehen wolle, um ihn zu ſehen: ſo wolle er, der König ſelbſt, Juan in ſeinem Winkel aufſuchen.«

Liſarda findet ſich mit ihren Freundinnen Beliſa und Coſtanza bei der bewußten Ulme ein, und iſt mißvergnügt darüber, den Platz noch leer zu finden. Die Gewiſſensfrage, die ſie bei dieſer Gelegenheit Conſtanzen über ihre Hoffnungen vorlegt, beantwortet dieſe ſo, daß ihr Unmuth dadurch eher vermehrt, als vermindert wird. Feliciano kommt mit Fileto, dem er vertraut, daß er geſonnen ſey, die arme Coſtanza zu ſeiner Gattin zu wählen, wie das Glück ſich mit ſeinem Vater vermählt habe. Bald finden ſich mehrere Landleute, und zuletzt auch Otto mit Marin ein. Unter Begleitung der melodiſchen Vihuela tanzt und ſingt zuerſt ein junger Landmann, Bruno, und dann Liſarda *). Nach vollendetem Tanze findet ſie Gelegenheit zu ei-

---

*) A casa va el caballero
Por los montes de Paris
La rienda en la mano isquerda
Y en la derecha el nebli.
Pensando va en su señora,
Que no la ha visto en partir,

nem Zweigeſpräch mit Otto. Er verſichert ihr ſeine Liebe, und bietet ihr ein ſchriftliches Heirathsverſprechen; ſie hegt Bedenklichkeiten: gibt ihm aber dennoch den Schlüſſel zum

---

Porque como era casada
Estava su esposo alli.
Como va pensando en ella
Olvidado se ha de si;

Mus. ¿Por el montecico sola
Como yre?
¡Ay Dios si me perderé!
¿Como yre triste cuitada,
De aquel ingrato dexada
Sola, triste, enamorada
Donde yre?
¡Ay Dios! si me perdere.

¿Donde vais seranna bella,
Por este verde pinar?
Si soy hombre y voy perdido
Mayor peligro llevais.
Aqui cerca, Cavallero,
Me ha dexado mi galan
Por yr a matar un osso
Que este valle a baxo está.

Los perros siguen
Entre ayas y penas mil;
El cavallo va a su gusto
Que no le quiere regir.
Quando buelvo el caballero
Hallose de un monte al fin.
Bolvio la cabeza al valle
Y vio una dama venir,
En el vestido serrana
Y en el rostro Serafin.

¡O mal aya el caballero.
En el monte Allubrican,

Garten, wo er ſie im Myrthengebüſch erwarten ſoll, um die Sache des Weiteren zu beſprechen. Jetzt kommt Juan im Geſellſchaft des Alcalden. Bruno macht den Vorſchlag, unter den jungen Burſchen und Mädchen Paare auszuſuchen, die zuſammenpaßten. Leicht vereinigt man ſich über Feliciano und Conſtanze. Schwerer iſt es für Liſarda einen paſſenden Bräutigam zu finden. Mit der erſteren Vermählung iſt Vater Juan höchlich zufrieden, und verſpricht den Brautleuten dreißigtauſend Dukaten, dem ganzen Dorfe aber zur Vorfeier der Hochzeit morgen ein Feſt zu geben. Die ganze Geſellſchaft bricht auf, um zum Abendmahl zu gehen. Der König tritt verkleidet auf, entſchloſſen Juan's Bekanntſchaft zu machen. Er klopft an deſſen Thüre, und gibt ſich für einen Alcalden von Paris aus *), der ſich in der

---

Que a solas dexa su dama
Por matar un animal
Si os place señora mia
Bolved conmigo al lugar,
Y porque llueve podreis
Cubriros con mi gavan.
Perdido se han en el moute
Con la mucha obscuridad,
Al pie de una parda peña,
El aqua aguardando estan;
La ocasion y la ventura
Siempre quieren soledad.

*) *Juan.* ?Que nombre teneys?
Rey. Dionis.
Juan. ¿Que oficio, o que dignidad?
Rey. Alcalde de la ciudad
Y los muros de Paris.
Juan. Nunca tal oficio ay.

Er weiß alſo, trotz dem, daß er nicht aus ſeinem Winkel kommt, recht gut Beſcheid um die bürgerlichen Einrichtungen. Ein ſolcher Zug iſt keine Kleinigkeit!

Nacht verirrt habe. Willig wird er aufgenommen und bewirthet, wobei jedoch Juan ſich ſeines Hausrechtes im weiteſten Sinne bedient, und verlangt, daß der Gaſt ſich ſeinen Willen als Wirth und uuumſchränktem Herrn des Hauſes unbedingt unterwerfe. Der König frägt ihn nach ſeiner Lebensweiſe; und Juan ſchildert ſie ihm in einem ſo reizenden Gemälde, wie es nur jemals ein Dichter von der glücklichſten Unabhängigkeit entworfen hat. Jetzt frägt ihn der König, ob er nie nach Paris gehe, um den Hof zu ſehen. Die Antwort iſt, wie man ſie erwarten kann: obgleich auch hier Juan die aufrichtigſte Liebe und Verehrung für den König an den Tag legt, und betheuert, daß er dieſem gern ſein ganzes Vermögen, und ſelbſt ſeine Kinder geben würde, wenn er derſelben bedürfte. Man bringt das Nachtmahl. Tochter und Schwiegertochter werden gerufen, um den Gaſt zu bedienen, und die Burſche ſingen. Nach der Mahlzeit ſpricht Juan das Tiſchgebet, und wünſcht ſeinem Gaſte angenehme Ruhe[7]). Nun folgt noch eine höchſt ergötzliche Scene, bei der jedoch alles Anſtößige glücklich vermieden iſt. Der König verlangt die gewohnte Bedienung beim Auskleiden. Erſt von

---

[7]) Da dieſe über alles Lob erhabene Scene zu lang iſt, um ganz abgeſchrieben zu werden: ſo müſſen einige Bruchſtücke genügen.

Juan. Yo me levanto a la Aurora,
Si me da gusto, en verano,
Y a missa a la yglesia voy
Donde me la dize el cura.
Aunque no la procura
Cierta limosna le doy,
Con que comen aquel dia
Los pobres deste lugar;
Buelvome luego almorzar.
Rey. Que almorzays. *Juan.* Es miñeria;
Dos toreznillos assados
Y aun en medio algun pichon;
Y tal vez viene un capon.

Si hay hijos ya levantados
Trato de mi granjeria
Hasta las onzes; despues
Comemos juntos los tres.
Rey. Conozco la embidia mia.
Juan. Aqui sale algun pavillo,
Que se crio de mis gajas
De la mesa entre las pajas
De esse corral como un grillo.
Rey. A la fortuna los pone
Quien de essa manera vive.
Juan. Tras aquesto se apercibe,
El Rey, señor me perdone,
Una olla, que no puede
Comella con mas sason,
Que en esto nuestro rincon
A su palacio excede.
— — — — — —
— — — — — —
Despues que cae la siesta
Tomo una yegua, que al viento
Vencera por su elemento,
Dos perros y una ballesta.
Y dando buelta a mis viñas,
Trigo, huertas, y heredades,
Porque estas son mis ciudades
Corro, y mato en sus campiñas
Un par de liebres; y a vezes
De perdizes otras voy,
A un rio, en que diestro estoy
Y traygo famosos pezes.
Ceno poco, y ansi a vos
Poco os daré de cenar;
Con que me voy acostar,

Liſarden. Dieſe ſucht ängſtlich loszukommen, und verweiſet ihn an Conſtanzen; dieſe an Beliſen. Mit allen dreien geräth er zuletzt in Unfrieden; alle drei verwünſchen den unbeſcheidenen Gaſt, und er hat von Glück zu ſagen,

---

Dando mil grazias a Dios.
— — — — — — —
— — — — — — —
Fil. La mesa tienes aqui
Juan. A ella podeys llegar
Rey. Aqui me quiero assentar.
Juan. No estays bien hidalgo ay,
Poneos a la cabezera.
Rey. Esso no, *Juan.* En mi casa estoy;
Obedecedme, que soy
El dueño. *Rey.* Mas justo fuera
Que yo estuviera a los pies.
Juan. Hazedlo, que os he mandado;
Que del dueño, que es honrado,
Siempre el, que es huesped lo es:
Y por ruin que el huesped sea,
Siempre el dueño le ha de dar
Por honra el mejor lugar.
— — — — — —
— — — — — —
— — — — — —
Alzad la mesa, que es tarde
Y querra el huesped dormir.
Pero dexadme dezir,
Aunque un momento se aguarde
Mi orazion. *Rey.* ¡Que labrador!
Juan. Grazias quiero vos ofrezer,
Pues que me dais de comer
Sin merecerlo señor.
Rey. Breve orazion. *Juan.* Comprehende
Mas de lo que vos pensays etc.

daß er mit bloßen Verwünſchungen davon kömmt*). Während er verlegen daſteht, und in das Zimmer blickt, in welchem er ſchlafen ſoll, hört er in demſelben huſten; und es iſt Otto, welcher daraus hervortritt. Die Ankunft des Königs hat ihn im Garten aufgeſcheucht, und ihn gezwungen, hier einen Verſteck zu ſuchen. Er geſteht dem König ſeine Liebe, der das Geſtändniß nicht ungünſtig aufnimmt.

Dritter Akt. Olivenernte. Die Mädchen kommen mit Stäben, um die Oliven abzuſchlagen. Tanz und Geſang*),

---

*) ¡Ay fortuna,
Cojeme esta aceytuna!
Aceytuna lisongera,
Verde y tierna por de fuera
Y por de dentro madura,
Fuente dura y importuna
¡Ay fortuna!
Cojeme esta aceytuna.
Fuera en madurar tan larga
Que sin aderezo amarga:
Y aunque se coja una carga
Se ha de comer sola una
¡Ay fortuna!
Cojeme esta aseytuna.

*) *Musicos.* Dexa las avellanicas Moro,
Que yo me las vareare!
Tres y quatro en un pimpollo;
Que yo etc.
Al agua de Dinadamar,
Que yo etc.
Alli estava una Christiana;
Que yo etc.
Cogiendo estava avellanas,
Que yo etc.
El Moro llego a ayudarla,
Que yo etc.

während deren Otto und Marin eintreten. Die Mädchen verhüllen ſich vor ihnen, und die Burſche empfangen ſie mit Verwünſchungen. Otto übergibt Juan ein Schreiben vom König, in welchem dieſer den Letzteren ſeinen Gevatter nennt, und ſagt, er habe durch den Alcalden von Paris erfahren, daß Juan ihm gerne hunderttauſend Thaler leihen würde, wenn er dieſelben bedürfte; daß ſey jetzt der Fall, und er habe deswegen den Marſchall Otto abgeſchickt, um ſie in Empfang zu nehmen. Juan iſt ſogleich bereitet, dem König Wort zu

---

Y respondio la enojada,
Que yo etc.
Dexa las avellanicas Moro,
Que yo etc.
Tres y quatro en un pimpollo;
Que yo etc.
Era el arbol tan famoso,
Que yo etc.
Que las ramas eran de oro,
Que yo etc.
De plata tenio el tronco,
Que yo etc.
Hojas, que le cubren todo,
Que yo etc.
Eran de rubies rojos,
Que yo etc.
Puso el Moro en el les ojos,
Que yo etc.
Quisiera gozarle solo
Que yo etc.
Mas dixole con enojo
Que yo etc.
Dexa las avellanicas Moro
Que yo etc.
Tres y quatro en un pimpollo
Que yo etc.

halten. Auch ſchickt er demſelben zwölf ſchöne Maulthiere, und ein Lamm mit einem um den Hals gebundenen Meſſer. Als Otto dem König das Geld bringt, empfängt er von ihm einen zweiten Brief an Juan, den derſelbe ſchon vorläufig in Bereitſchaft hält.

Juan beräth ſich mit ſeinem Sohne über die Vermählung Liſardens. Feliciano iſt der Meinung, ein Landmann ſey für Liſarda wenig paſſend, und Juan werde gut thun, ſie über ihren Stand zu verheirathen; ein Gutachten, welches dem wackern Alten wenig Vergnügen macht. Ehe die Verhandlungen darüber zu einem Ergebniß gelangen können, bringt Otto den Brief des Königs, der mit dem früheren gleichen Inhaltes; nur daß der König jetzt verlangt, daß Juan ihm ſeine Kinder, wie früher, daß er ihm das Geld ſchicke. »Meine Kinder verlangt er?« — »Eure Kinder.« — »Für den Hof?« — »So iſt es.« Juan iſt bereitet, auch jetzt dem König zu gehorchen: aber er kann ſeinen Unmuth nicht unterdrücken, und glaubt, daß es jetzt mit ſeinem Glücke zu Ende gehe[10]). Er geht weg, um ſich in die Kirche zu begeben, wohin ſeine Kinder ihm folgen, um von ihm Abſchied zu nehmen. Auch Bruno und Fileto bekommen Luſt an den Hof zu gehen; und der Letztere macht vom Hofleben eine eben ſo compendiöſe als geiſtreiche Schilderung.

Der König verhandelt mit dem Admiral über die Vermählung ſeiner Schweſter. Inzwiſchen langt **Otto** mit den Geſchwiſtern an. Der König ſendet **Finardo** ab, um **Juan** herbei zu bringen; ſelbſt wenn dieſes mit Gewalt geſchehen müßte; **Feliciano** ernennt er zum Alcalden von Paris, der ſeinerſeits **Bruno** und **Fileto** zu ſeinen Pagen erhebt. Daß **Otto** nebenher auf den König eiferſüchtig wird, vermuthet jeder von ſelbſt, da die Eiferſucht in **Lope's** Schauſpielen ſo weſentlich zur Rolle eines Liebhabers gehört, daß ſie der Dichter überall herbei zieht, wenn es auch ohne beſonderen Beweggrund, und, ſo zu ſagen, nur im Vorbeigehen geſchehen ſollte.

---

[10]) *Juan.* Esso si; yo asseguro, que vosotros
No tengays tal plazer, ni mejor dia.
Cumplido se han aqui vuestros desseos
Solo un rey me pudiera mandar esto,
Y sola mi desdicha darle causa.
Ya declina conmigo la fortuna,
Porque ninguno puede ser llamado,
Hasta que muera, bienaventurado etc.

Juan wird vor den König gebracht. Mit edler Freimüthigkeit entſchuldigt er ſein Betragen, und verliert eine ſeines Charakters würdige Haltung nicht, obwohl er des Ausganges wegen, welchen der Handel nehmen könnte, nicht ganz unbefangen iſt [11]). Der König bewirthet ihn nun ebenfalls, und behandelt ihn dabei nach dem nämlichen Style, wie er von ihm behandelt worden iſt. Man bringt drei Schüſſeln, auf denen Scepter, Spiegel und Schwert liegen, weil der König der Herr ſeiner Vaſallen, ihr Spiegel, und der Rächer alles Unrechtes ſey. Dann bringt man drei andere verdeckte Schüſſeln. Der Inhalt der erſten ernennt **Feliciano** zum Ritter; die zweite verſichert **Liſarden** zweimalhunderttauſend Dukaten als Ausſteuer; die dritte macht

---

[11]) *Juan.* Señor, mi yerro cognozco, digno he sido
De la muerte; quitad aquel cordero
El cuchillo del cuello, al mio os pido
Que trasladeys el merecido acero.
Rey. No soy Diomedes, yo nunca combido
Para matar, que regalaros quiero.
¡Hola! venga la mesa. *Juan.* El fin sospecho
Que ha de venir a ser passarme el pecho.

Juan zum Haushofmeiſter des Königs. Otto vermählt ſich, wie ſich das wieder von ſelbſt verſteht, mit Liſandra.

Ob der Dichter nicht beſſer gethan hätte, den wackeren Juan auf ſeine Hufe zurückkehren zu laſſen, ſtatt ihn zum Haushofmeiſter des Königs zu creiren, mag unerörtert bleiben. Trotz dem iſt dieſer Villano en su rincon eine von Lope's gelungenſten Schöpfungen; ſo gelungen, daß ſein Verdienſt auch bei dieſem gedrängten Auszuge, und bei den wenigen Proben, die hier mitgetheilt werden konnten, dem Leſer, der dafür Sinn hat, von ſelbſt in die Augen ſpringen wird. Es gibt kaum ein anziehenderes Schauſpiel, als das einer edlen, ihrer ſelbſt ſich klar bewußten ſittlichen Selbſtſtändigkeit; und wenn dieſe mit dem Genuß äußeren Behagens verbunden iſt: ſo bietet ſie uns ein ſo heiteres und erhebendes Lebensbild; daß kein anderes in dieſer Hinſicht damit verglichen werden kann. Friſcher, lebendiger und anziehender, als Lope dieſes Bild hier hergeſtellt hat, dürfte es kaum zu malen ſeyn. Die Grundlage zu ſeiner gelungenen Darſtellung gab eben jener einfache geſunde Sinn her, der ihm ſo gänzlich eigen war, mit dem gewöhnliche Dichter ſo wenig ausgerichtet glauben; und deſſen Mangel bei ihnen ſo häufig die Urſache, daß mit ihren Werken in der That ſehr wenig ausgerichtet iſt.

Noch mag in ſprachlicher Hinſicht bemerkt werden, daß Garces in ſeinem Werke: Fundamento del vigor y elegancia de la lengua Castellana, die Beiſpiele aus Lope faſt ausſchließend aus dem Villano en su rincon genommen hat: was nicht mit Unrecht ſchließen läßt, daß gegenwärtiges Drama auch in Hinſicht der Sprache vor anderen einen Vorzug habe, worüber natürlich dem Ausländer kein ſicheres Urtheil zuſtehen kann.

XVII.

Der Großfürſt von Moskau.

(El gran Duque de Moscovia.)

Unter der Regierung des geiſtig und körperlich ſchwachen Sohnes Iwan Wáſiljewitſch des Zweyten, Fedors des Erſten, bemächtigte ſich deſſen Schwager Bóris Godunow der Leitung der Staatsgeſchäfte, und traf Vorkehrungen, um nach dem Tode des kinderloſen Czars den Thron ſelbſt zu beſteigen. Zu dieſem Zwecke ließ er den jüngeren Bruder des Czars, den Prinzen Dimitrij, einen zehnjährigen Knaben, der ſich mit ſeiner Mutter zu Uglitſch befand, durch eine Rotte Meuchelmörder umbringen; die Mutter aber, als ſey ſie durch Fahrläßigkeit an dem Tode des Knaben ſchuld geweſen, in ein entferntes Kloſter verbannen, und als Nonne einkleiden. Nachdem Fedor im Jahre 1598, vielleicht von Boris Godunow vergiftet, geſtorben war, ließ ſich dieſer von den Bojaren zum Czar wählen, obwohl er den Thron nur mit anſcheinendem Widerwillen beſtieg. Er ſuchte zwar durch eine weiſe Regierung und durch viele Wohlthaten die Anhänglichkeit ſeiner Unterthanen zu gewinnen: doch verfuhr er ſpäter gegen die Bojaren ſehr ſtrenge, und machte viele Mißvergnügte, denen jede Gelegenheit erwünſcht kam, ſich gegen ihn aufzulehnen. Sie erſchien, als im Jahre 1605 ein gewiſſer Jakob Otrepiew, ein Mönch von

Kiew, auftrat, und ſich für den ermordeten Dimitrij ausgab, dem er ſehr ähnlich ſah. Anfangs wagte er nur Winke über ſeine hohe Abkunft zu geben; bald aber trat er kecker mit ſeiner Behauptung auf, die ſelbſt dem Czaren Boris zu Ohren kam. Dieſer wollte ihn aufheben laſſen; doch Otrepiew, zeitig genug gewarnt, entfloh, und trat, nachdem er ſich eine Zeit lang in mehreren abgelegenen Klöſtern verborgen gehalten hatte, und nach Lithauen entkommen war, in die Dienſte des Fürſten Adam Wiſchneweczki. Bald gewann er durch ſein geſchmeidiges Benehmen das Vertrauen ſeines Gebieters, und als er ſich darin befeſtigt hatte, rückte er jetzt der Ausführung ſeines Planes näher. Er ſtellte ſich krank, entdeckte einem Prieſter das angebliche Geheimniß ſeiner Geburt, ſetzte eine Schrift auf, worin er die Geſchichte ſeiner angeblichen Rettung umſtändlich erzählte, und zeigte zum Beweis der Wahrheit ein goldenes, mit Diamanten beſetztes Kreuz vor, welches ſein Pathe, der Fürſt Mſtislawski, ihm bei der Taufe um den Hals gehängt habe. Fürſt Wiſchnewetzki empfahl ihn dem Woywoden von Sandomir, Mniczeki, deſſen Eitelkeit Otrepiew dadurch ſchmeichelte, daß er ſich mit der Tochter deſſelben, Anna Maria, vermählen wollte, ſobald er auf den ruſſiſchen Thron gelangte. Andere Große, und beſonders die Geiſtlichkeit, gewann er durch das Verſprechen, in Rußland die katholiſche Religion einzuführen. So verſchaffte er ſich in Kurzem eine Menge Freunde, die im Jahre 1605 auf dem Reichstag zu Krakau von dem König die Genehmigung erwirkten, ihm mit gewaffneter Hand beizuſtehen. Sobald der Czar Boris von dieſen Umtrieben Nachricht erhielt, ſandte er einige Perſonen nach Polen, um den Betrüger zu entlarven: allein ſie fanden keinen Glauben. Die polniſchen Magnaten ſtellten ein Heer von 10000 Mann; zu ihnen geſellte ſich eine Schaar Koſaken: und nun brach Otrepiew in Rußland ein. Die Empörung griff immer weiter um ſich, und in Kurzem war der falſche Dimitrij faſt allgemein anerkannt. Da ſtarb der Czar Boris plötzlich, und der Betrüger ſah ſich jetzt am Ziele; denn niemand war vorhanden, der ihm Widerſtand geleiſtet hätte. Zwar riefen einige Große den ſechzehnjährigen Sohn des Boris, Fedor, zum Czar aus; allein ſein Alter und ſeine Kräfte waren der Laſt der Krone nicht gewachſen. Um die Geſinnungen der Einwohner von Moskau zu erforſchen, verweilte Dimitrij in Tula. Bald erſchien daſelbſt eine feierliche Geſandtſchaft aus der Hauptſtadt. Er befahl ſogleich den jungen Fedor und deſſen Mutter zu erdroſſeln, ließ die wenigen Anhänger derſelben hinrichten, und hielt darauf ſeinen Einzug in Moskau, wo er im Julius 1605 mit großer Pracht gekrönt wurde. Um die Täuſchung vollſtändig zu machen, ließ der neue Czar die Mutter des ermordeten Dimitrij an den Hof kommen, legte ihr die ihrem Rang zukommenden Ehren bei, bewies ihr kindliche Ehrfurcht, und überhäufte ſie mit Beweiſen von Zärtlichkeit. Sie both zu dem Betruge die Hand, weil es ihr eigener Vortheil, und im entgegengeſetzten Falle ihr Leben gefährdet war. Wie folgerecht die Täuſchung aber auch durchgeführt wurde, ſo gab es doch Einige, welche an der Echtheit des neuen Czars zweifelten; unter ihnen den Fürſten Waſili Schuiskoi. Dieſer ſtiftete eine Verſchwörung gegen den Czar an, die aber vor dem Ausbruch entdeckt wurde. Dimitrij begnadigte ihn, und ſetzte ihn ſogar in ſeine Würden wieder ein. Er hoffte dadurch die Gunſt der Bojaren zu gewinnen; aber er täuſchte ſich.

Das Glück, welches ihn bisher auf wunderbare Weiſe begünſtigt hatte, machte ihn unvorſichtig. Er brachte ſich durch ſeine Ausſchweifungen um die Achtung des Volkkes, und machte ſich verhaßt, da er ſowohl die Sitten und Gebräuche desſelben, als ſein Nationalgefühl verletzte; das Letztere vorzüglich durch ſeine Vermählung mit der Tochter des Woywoden von Sandomir, und durch die Begünſtigung der Polen, die zu den wichtigſten Staatsämtern befördert wurden, und die ihn zu mehreren voreiligen Schritten, und zur Einführung der katholiſchen Religion verleiteten. Der unverſöhnliche Schuiskoi erregte einen neuen Aufſtand. Unter dem Vorwand die Vermählungsfeierlichkeiten anzuſehen, brachten die Bojaren zwanzigtauſend Bewaffnete nach Moskau. Zu ihnen geſellte ſich ein Theil der Bürger, und am 16. Mai 1606 kam die Verſchwörung zum Ausbruche. Das Kreuz in der einen, das Schwert in der andern Hand, führte Schuiskoi die ergrimmte Menge nach dem Pallaſte. Der Czar ſuchte durch ein Fenſter zu entkommen, brach aber im Herabſpringen ein Bein. Die Strelitzen erklärten, daß ſie Dimitrij mit Blut und Leben vertheidigen würden. Dadurch wurde die Menge ſchwankend gemacht, und ließ in ihrem Angriff nach. Jetzt ſchlug Schuisko vor, die Czarin Mutter aufzufordern, die Wahrheit zu ſagen; und dieſe erklärte, daß der angebliche Dimitrij ein Betrüger, und ſie nur aus Furcht bewogen worden ſey, ihn Sohn zu nennen. Nach dieſem Geſtändniß wurde Dimitrij durch einen Piſtolenſchuß getödtet. Sein Leichnam wurde auf dem Markte drei Tage lang zur Schau aufgeſtellt und dann verbrannt.

Bei Lope tritt zuerſt Baſilio (Waſiljewitſch) mit dem zehnjährigen Demetrio und mit Fedor auf, der hier Teodoro heißt, und nicht bloß geiſtesſchwach, ſondern verrückt iſt; Demetrio iſt jedoch in Lope's Drama nicht der Bruder, ſondern der Sohn Teodoro's (Fedors). Aus der Verrücktheit des Letzteren bricht die Eiferſucht gegen ſeinen Bruder Juan, ſo wie aus der Härte und Verachtung, mit welcher er von Baſilio behandelt wird, der Haß des Letzteren gegen ihn hervor. Als Teodoro ſich entfernt hat, tritt nach einer kurzen Zwiſchenſcene Chriſtina ſeine Gemahlin, und Demetrio's Mutter auf. Sie erzählt dieſem, daß neidiſche Günſtlinge ſeines Oheims Juan ſeinem Vater, als dem älteſten Sohn Baſilio's, einen Trank von vergifteten Kräutern beigebracht; daß Teodoro darüber den Verſtand verloren habe; und daß ſie auch ihn, Demetrio, nicht für ſicher halte, und ihn deßwegen unter der Aufſicht eines deutſchen Ritters, mit Namen Lamberto, auf ein nahes Schloß ſenden wolle, um dort erzogen zu werden. Der Knabe begreift ſeine Lage vollkommen, und wird von ſeiner Mutter unter den rührendſten Segnungen entlaſſen[1]). Gleich darauf tritt Iſabel, die Gemahlin Juan's auf. Sie beſchuldigt Chriſtinen verrätheriſcher Umtriebe, welche ihrerſeits mit der Würde gekränkter Unſchuld antwortet. Dieſes ſchärft in Iſabella den Schmerz der Kinderloſigkeit, und ſtimmt ſie günſtig für die Bewerbungen Rudolfo's, der ſie liebt, und ſich eben von den Knien erhebt, als Baſilio eintritt. Baſilio macht, als Rudolfo ſich entfernt hat, Iſabellen Vorwürfe über ihr Verhältniß zu dieſem, welche Iſabella dadurch abzuwälzen ſucht, daß ſie ihren Schwiegervater ſelbſt einer unerlaubten Liebe und Eiferſucht in Betreff ihrer beſchuldiget. Der Streit erhitzt ſich, und Baſilio ſchlägt nach ihr. Juan, Teodoro und einige Hofleute kommen dazu. Iſabella wiederholt mit frecher Stirne ihre Beſchuldigung, Juan glaubt ihr, und Baſilio ſchlägt, als er ihm Vorwürfe macht, mit dem Scepter nach ihm, ſo daß er todt zu Boden ſinkt. Im Schmerz über ſeine That verweiſt er Iſabellen aus dem Pallaſte, und ſchließt ſich ſelbſt in die innerſten Gemächer deſſelben ein. Chriſtina zittert für das Leben ihres Sohnes, und rechnet darauf, daß ihr Bruder Boris ſtatt ihres verrückten Gatten ſich der Regierung annehme.

---

[1]) *Crist.* Dios te bendiga, Demetrio,
Te libre de Juan, tu tio,
Y de Basilio, tu abuelo;
Te confirme en su fe santa,
Que como ensalces su fe,
Ayudará tus intentos.
Plega a Dios, y aquella Aurora,
En cuyo virgineo pecho
Tomó nuestra carne y sangre
Por el humano remedio,
De quien has de ser devoto
Si en tus dichos, o en tus hechos
Quisieres tener ventura;
Que alumbre tu entendimiento,
Que como te veo tan niño
Me deseo verte mancebo.
Que si a ser mancebo llegas,
Tu sabras cobrar tu reyno.
Levantate, y da tus brazos
A Lamberto tu maestro.

Eine Zwiſchenſcene zeigt uns Demetrio im Hauſe ſeines Erziehers Lamberto, und ſchildert die Treue des Letzteren gegen ſeinen Pflegling, ſo wie die zärtliche Freundſchaft, welche dieſen mit dem Sohne ſeines Pflegevaters Ceſar, verbindet.

Boris hat nach Baſilo's Tode die Regierung übernommen, und gibt Rudolfo den Auftrag, Lamberto's Schloß zu überfallen, und ſeinen Neffen zu tödten. Allein Lamberto hat den treuen Rufino abgeſandt, die Plane des ihm verdächtigen Boris auszuforſchen — dieſen Rufino hat Lope ohne Zweifel wegen ſeiner Loyalität zu einem Spanier gemacht — und Rufino dringt ohne Hinderniß in das Cabinet des Czars, und belauſcht den verrätheriſchen Anſchlag. Als er ſich jedoch entfernt, wird er von Boris bemerkt, und von den Trabanten zurückgebracht. Aber Rufino iſt ein Schlaukopf, der ſich auf eine höchſt ſinnreiche Weiſe aus dem Handel zu ziehen weiß. Er gibt nämlich auf alle Fragen des Czars nichts weiter, als: Ba, Ba, zur Antwort: ſo daß Boris ihn ohne viel Bedenklichkeit für ſtumm, und ſeine Stummheit ſelbſt für ein glückweiſſagendes Anzeichen hält.

Ceſar und Demetrio üben ſich im Fechten; Lamberto, welcher dazu kommt, ſchickt ſie ſchlafen. Da erſcheint Rudolfo, und berichtet, daß die Mörder ihm auf dem Fuße nachfolgen. Lamberto heißt ihn nach ſeinem Sohn Ceſar ſehen, während er ſelbſt den Prinzen rette. Allein er wird von den herbeieilenden Mördern überraſcht. Sogleich iſt ſein Entſchluß gefaßt. Auf die Frage, wo Demetrio ſey, weiſt er nach dem Schlafgemach ſeines Sohnes. Ein Vorhang wird aufgezogen, und der Zuſchauer zum Zeugen von der Erwürgung des Knaben gemacht. Als die Mörder ſich entfernt haben, redet Lamberto ſeinen Sohn an. »Sohn, der du jetzt ein Engel des Himmels biſt, vergib mir um Gotteswillen! Weil ich die Kraft gehabt habe, dich ſo ſterben zu ſehen, muß dein Tod ohne Zweifel ſein Wille geweſen ſeyn.« Rufino bringt den Prinzen aus dem Hauſe; Lamberto ſagt ihm, was er für ihn gethan hat. »Was ſagſt Du?« ruft Demetrio aus. »Still!« entgegnet Lamberto, »daß dich der Diener und ſein Vater nicht hören.« Wie den treuen Rufino zu einem Spanier: ſo hat Lope Lamberto zu einem Deutſchen gemacht *).

---

*) Rud. ¡Ven Lamberto! Lamb. Yo voy.

In der erſten Scene des zweiten Aktes ſtirbt Lamberto in den Armen Demetrio's und Rufino's. Er iſt mit dem Prinzen zehn Jahre lang herumgezogen, und aus ſeinen letzten Mittheilungen erfahren wir, daß Boris ſein Schloß

Rod. ¿Donde tienes a Demetrio?
Lamb. En esta cama acostado.
Rod. Corred las cortinas luego,
Y pues duerme sera bien
Que duerma el postrero sueño.
Sold. ¿Como morira? *Rod.* Ahogado.
Lamb. Señores, mirad, que es hecho
Indigno de hombres tan nobles.
— — — — — — — — —
(*Tiran una cortina, y aparece Cesar durmiendo*).
Rod. Aprietale presto el cuello.
Ahogale.
Ces. Ay que me matan. *Rod.* Aprieta.
Ces. ¡Jesus! *Rod.* ¿Espiro? *Sold.* Ya es muerto.
Rod. Pues salgamos del castillo
Y caminad con secreto.
Lamb. ¡Angel, que el divino coro
Aumentas! por dios te ruego,
Que perdones a este padre
Pues gozas de mejor reyno
— — — — — — — — —
Y pues fuerzas he tenido
Para dexar, que tu cuello
Rindiesse el alma a mis ojos,
Sin duda es gusto del cielo.
— — — — — — — — —
— — *Dem.* ¿Que me dices. *Lamb.* Quedo
No lo entiendan los criados,
Ni tu padre etc.

verbrannt hat, daß ſeine Gattin in den Flammen umgekommen, daß **Teodoro** geſtorben, und **Chriſtina** Nonne geworden iſt. Er fordert den Prinzen auf, ſeine Anſprüche an das Reich geltend zu machen; jedoch nur den erprobten Freunden Vertrauen zu ſchenken. **Rufino** trägt den Leichnam fort, und der Prinz beklagt in einem Sonett das Gefährliche ſeiner Lage, und wünſcht ſich in Niedrigkeit geboren zu ſeyn. **Rufino** kehrt zurück, und **Demetrio** erklärt ihm in ſeiner troſtloſen Stimmung, er wolle in ein Kloſter gehen um dort zu leben, wie ein Menſch, der geboren iſt, um zu ſterben [*]. **Rufino** widerſtrebt ſeinem Entſchluſſe nicht, und will Laienbruder werden. Eine Zwiſchenſcene zwiſchen **Boris**, **Rodolfo** und der Czarewna **Oroſriſa**, in welcher die letztere ihre Beſorgniſſe über das Gerücht äußert, daß **Demetrio** noch lebe. **Boris** beruhigt ſie, und will, um die Unterthanen in ihrer Treue zu ſtärken, ſein Reich bereiſen.

Demetrio tritt als Kloſterbruder auf. Er weiſet alle Gedanken an die Anſprüche ſeiner Geburt ab, und iſt entſchloſſen im Mönchsſtande zu verharren. **Rufino** bringt Beſen, und ſie kehren damit die Gänge des Kloſters, oder was es ſonſt zu kehren geben mag; denn die Scene wird bei **Lope**, und in den ſpaniſchen Schauſpielen faſt nie bezeichnet. Der Witz, welcher bei dieſer Gelegenheit zum Vorſchein kommt, iſt freilich von der ſchlechteſten Sorte, aber ſo tief ſinkt **Lope** ſelten [**]. Jetzt erſcheint der Venerabilis P.

---

[*] — — como hombre
que para morir nació.

[**] *Ruf.* Tome esta escoba y comience
A barrer por esta parte.
Dem. De servir a Dios es arte,
Y todo imposible vence.

Prior mit dem Novizenmeiſter, und meldet, daß der Czar das Kloſter beſuchen werde. Gleich darauf treten Boris und Crotriſa mit ihrem Gefolge ein. Boris faßt Demetrio ſcharf in's Auge, der ihm durch ſeine Antworten jeden Verdacht zu nehmen ſucht. Demungeachtet, und obwohl er ſelbſt von dem Tode ſeines Neffen überzeugt iſt, beſchließt der Czar dennoch, jenen aus dem Wege räumen zu laſſen. Demetrio und Rufino entfliehen, und als Rudolfo erſcheint, findet er nur ihre Kleider. Er beſchließt, wenn er den Flüchtling nicht einholen könne, dem Czar zu ſagen, daß er den ihm verdächtigen Mönch wirklich getödtet habe.

Demetrio und Rufino verdingen ſich als Schnitter. Sie ſtoßen mit den übrigen Landleuten auf den Palatin von Liefland, der mit ſeiner Tochter Margarita und einem Herzog Arnyes in jenen Gegenden jagt. Demetrio, der ſich auf der Stelle in die ſchöne Margarita verliebt, faßt den Plan, bei ihrem Vater als Küchenjunge in den Dienſt zu treten.

Musa Musae es el barrer
Que Dominus es señor,
Y templum templi es mejor
Que todo el mortal poder.
Sermo Sermonis tambien
Es la palabra de Dios,
Que aqui guardamos los dos.
Ruf. Los principios saben bien.
Mas en los nominativos
Veru, no es el assador.
Pues como estamos señor
Muertos de hambre mas que vivos etc.

Dergleichen Stellen mußten Lope ſeine Kritiker freilich in die Rechnung ſetzen; und ſie haben es gethan, hundertfach!

Boris klagt gegen Rudolfo über die Abneigung des Volkes gegen ihn, und wie bereitwillig es glaube, daß Demetrio noch lebe. Man ſchleppt einen Aſtrologen herbei, deſſen Wiſſenſchaft für Betrug erklärt, und der über das Fenſter geſtürzt wird.

Aus dem Pallaſt des Czars werden wir in die Küche des Palatins geführt, wo Demetrio und Rufino die Keſſel ſcheuern. Aus dem Geſpräch zweier Edelleute, die Gott weiß was in der Küche zu ſuchen haben, erfährt Demetrio, es gehe die Rede, der Sohn Teodoro's ſey noch am Leben. Zuletzt noch eine Scene mit Margarita — in der Küche, oder wo ſonſt — in welcher Demetrio ihr erklärt, daß er ſie liebe, und ſie zur Kaiſerin machen wolle. Sie nimmt ihn für einen Pickelhäring, und heißt ihn ihr zu ihrem Vater folgen.

Im dritten Akt eröffnet der Palatin dem König von Polen, wie der rechtmäßige Erbe des ruſſiſchen Thrones ſich in ſeine Küche verirrt habe, und die Aechtheit desſelben von unverdächtigen Zeugen anerkannt worden ſey. Er hat Demetrio gleich mitgebracht, der, trotz aller Proteſtationen des Königs, in ſeiner Tracht als Küchenjunge vor dieſem erſcheinen will. Der König nimmt ihn ſehr gütig auf, und verſpricht ihm einen Beiſtand von fünfzigtauſend Mann, und ſechstauſend Koſaken [5]).

---

[5]) Die Letzteren heißen hier, vielleicht durch einen Druckfehler, obwohl die Verſtümmlung der Namen im Spaniſchen oft alle Begriffe überſteigt, Cosarios (Corsarios). Damit der Leſer Lope auch von ſeiner ſchwachen Seiten kennen lerne, mag ein Theil der Anrede des Königs von Polen hier ſtehen.

Aunque viera Valeriano
Puesto a los pies del Persiano,
O al Turco, del mundo assombro,

Boris hat die Aufnahme Demetrio's bei dem Könige von Polen bereits erfahren. Er will, um Bundesgenoſſen zu gewinnen, Geſandte an den Papſt und den Kaiſer ſenden; bei dem erſteren ſich für gut katholiſch ausgeben, dem letzteren aber Hülfe gegen die Türken anbieten, und für eine Million Zobelpelze zum Geſchenke ſchicken. Rudolfo ſoll den Kronbewerber ermorden, und zu dieſem Zwecke als Geſandter an den König von Polen abgehen. Boris ſelbſt will, von Orofriſa begleitet, mit hunderttauſend Mann gegen Demetrio ausziehen. Auch beſtellt er vorläufig einen Galgen, um dieſen daran hängen zu laſſen.

Muſterung des polniſchen Heeres, und Abſchied von dem

Dando al Tomborlan el hombro,
O el grande Emilio Romano;
Aunque viera dando enojos
A Pompeo, y a la fortuna,
Y de un Egipzio despojos;
A Mario en una laguna
Y a Belisario sin ojos:
Aunque a las cerdas sutiles
Del gran cavallo de Aquiles
Viera a Hector arrastrado,
A Julio Cesar passado
De quatro puñales viles;
Aunque a Federigo viera
Quando iva a Jerusalem
Darle un rio muerte fiera,
O preso al Ingles, por quien
Vio el Jordan nuestra vandera;
O agora viera la muerte
De mi padre, que en tan fuerte
Prision acaba un traydor:
No tuviera mas dolor,
Demetrio, que tengo en verte etc.

König und Margarita, die dem Schauſpiele an einem Fenſter zuſieht. Rudolfo erſcheint als Geſandter vor dem König, und ſucht ihn zu überreden, daß Demetrio ein Betrüger ſey. Der König ſtellt ſich, als wenn er ihm glaube, und verſpricht, ihm einen Brief an den Palatin zu geben, damit dieſer den Prinzen enthaupten laſſe. In dem Schreiben jedoch räth er Demetrio, den Ueberbringer, wie er es verdiene, beſtrafen zu laſſen; was er ſelbſt nicht habe thun wollen, um das Geſandtſchaftsrecht desſelben nicht zu verletzen. Demetrio begnadigt ihn.

Die Polen fliehen. Demetrio ruft die heilige Jungfrau an, und kehrt, entſchloſſen zu ſterben, in die Schlacht zurück. Der Palatin tritt auf, und verkündet, daß der Feind ſich zur Flucht wende. Gleich darauf erſcheinen Boris und Demetrio [*]). Der erſtere tödtet ſich ſelbſt zu den Füßen ſeines Gegners, der es bedauert, ihm nicht vergeben gekonnt zu haben. Ein Soldat berichtet, daß Orofriſa ſich und ihre Kinder vergiftet habe. Zuletzt erſcheinen der König und Margarita, mit welcher Demetrio ſich vermählt. Der treue Rufino wird zum Herzog von Krakau, und zum Marques von Cacuriſo gemacht. Was Lope mit letzterem gemeint habe, wird Gott wiſſen.

Der Ausgang dieſes Schauſpieles beweiſt mit ziemlicher Gewißheit, daß er es früher ſchrieb, als die unglückliche Kataſtrophe in der Unternehmung des Pſeudo-Demetrius eintrat, oder in Spanien bekannt wurde. Denn daß er mit einem ſo friſchen Stoff ſo ganz willkürlich geſchaltet haben ſollte, iſt nicht wohl anzunehmen. Er nahm die Begebenheit, wie ſie als Tagesneuigkeit erzählt wurde, und war über Einzelnes im Gang der Schickſale ſeines Helden ziemlich genau unterrichtet. Deſto unzulänglicher war ſeine Kenntniß von den Begebenheiten vor dem Zeitpunkte, wo Demetrius auftrat.

---

[*]) Das Alles wird in zehn Verſen abgemacht.

Da das Stück nicht vor dem Jahr 1605 geſchrieben ſeyn kann: ſo fällt es in des Dichters reifſtes Mannesalter. Demungeachtet erfreut es ſich, einige oben angedeutete Situationen ausgenommen, keiner beſonderen Vorzüge. Nur einen Vorzug theilt es mit allen Schöpfungen Lope's: den der raſcheſten Lebendigkeit und Beweglichkeit, und der größten Mannigfaltigkeit der Situationen und Motive; und intereſſant iſt es zu bemerken, wie er jeden Umſtand, welchen die Geſchichte ihm both, zu benützen, und wie eigenthümlich er jeden zu geſtalten wußte.

XVIII.

Die Jüdin von Toledo.

(Los pazes de los reyes y la Judia de Toledo.)

Als Sancho der Dritte, König von Caſtilien, im Jahr 1158 ſtarb, war ſein Sohn Alfonſo der Achte erſt drei Jahre alt. Sancho beſtellte zum Erzieher ſeines Sohnes den Grafen Gutiere Fernando de Caſtro, der ihn ſelbſt erzogen hatte, und verordnete in ſeinem Teſtamente, daß dieſer und die übrigen Edlen die ihnen anvertrauten Städte und Schlöſſer ſo lange in ihrer Gewalt behalten ſollten, bis Alfonſo das fünfzehnte Jahr erreicht haben würde [1]).

Die beiden Häuſer der Caſtro's und der Lara's befehdeten ſich jetzt mit der heftigſten Feindſeligkeit um die Regentſchaft während der Minderjährigkeit Alfonſo's, und ſein Oheim, der König von Leon, Fernando der Zweite, bemächtigte ſich während dieſer Streitigkeiten der vorzüglichſten Städte Caſtilien's. Anderſeits machte ſich der König von Navarra, Don Sancho, zum Herrn von Lograno und anderer Städte der Rioja: ſo daß ganz Caſtilien vom Zwiſte der Parteiſucht zerriſſen war.

---

[1]) Consilio haud salutari, ſagt Mariana; sed futura satis consilio provideri non possunt: et salubriter saepe constituta potentior fortuna discussit. Lib. XI. cap. 6

Dieſe Lage des Reiches bewog einige Edle, den eilfjährigen König zu Avila, wo er erzogen worden wurde, für großjährig zu erklären. Don Eſtevan Yllan hatte zu Toledo einen feſten Thurm erbaut, von deſſen Zinnen aus er Alfonſo, den er verkleidet in die Stadt gebracht hatte, zum König ausrief. Fernan-Ruiz de Caſtro widerſetzte ſich vergebens; die Bürger erklärten ſich für den König, deſſen glückliche Anlagen ihnen Vertrauen einflößten. Fernando de Caſtro wurde gezwungen, die Stadt zu verlaſſen und floh nach Opta.

Mehrere Edle jedoch hielten es fortwährend mit der Partei deſſelben, und wollten die ihnen anvertrauten Schlöſſer vor dem im Teſtamente beſtimmten Zeitpunkte durchaus nicht herausgeben. So Lope de Arenas das Schloß Zurita, das zuletzt durch Verrätherei in die Hände des Königs kam. Ein vertrauter Diener Lope's, Dominguillo, begab ſich in das Lager des Königs, und verſprach ihm die Uebergabe des Schloſſes. Ein Soldat des Königs, verlangt er, ſolle ſich, ſo daß Lope von der Mauer aus es ſehen könne, von ihm eine Wunde beibringen laſſen: damit er ſeine Gegenwart im Lager rechtfertigen könne, und das Vertrauen ſeines Herrn zu ihm noch erhöht würde. Ein gewiſſer Petro Diaz *), ein Bürger von Toledo, verſtand ſich dazu, ſich eine Kopfwunde beibringen zu laſſen. Der König tauchte ſeine zehn Finger in das Blut der Wunde, und zog damit auf den Schild des edlen Diaz zehn Streifen, die künftig das Wappenſchild ſeiner Familie bleiben ſollten. Dominguillo tödtete ſeinen Herrn, als er ſich eben niedergeſetzt hatte, um ſich den Bart abnehmen zu laſſen, mit einem Jagdſpieße. Alfonſo gab dem Verräther die verſprochene Be-

---

*) Bei Mariana heißt er Petrus Ruizius.

lohnung, ließ ihm aber die Augen ausſtechen, und ſpäter ihn hinrichten.

Im fünfzehnten Jahre vermählte ſich Alfonſo mit Eleonora, der Tochter Heinrich's des Zweiten von England, die ihm die Grafſchaft Gascogne zubrachte. Sein Schwiegervater ſchlichtete darauf durch ſchiedsrichterlichen Ausſpruch den Streit mit dem König von Navarra, welcher auf Caſtilien Anſpruch machte. Als die im Jahr 1193 zu Carrion verſammelten Cortes den Krieg gegen die Mauren genehmiget hatten, bot Alfonſo alle Chriſten in Spanien auf, und zog verheerend durch die Provinz Sevilla bis an das Meer. Aber Andaluſien rief den König von Morokko, Miramamolin Abu Juſſuf, zum Beiſtand herbei. Alfonſo griff ihn, ohne die Ankunft der Könige von Leon und Navarra zu erwarten, bei Alarcos (18. Juli 1195) an, und erlitt eine gänzliche Niederlage. Die Großen ſeines Hofes betrachteten als die Urſache des Unglücks eine ſchöne Jüdin, die Alfonſo leidenſchaftlich liebte, und ermordeten die Unglückliche am hellen Tage und im Pallaſte des Königs[*]).

Doch Alfonſo wußte ſich von ſeiner Niederlage zu erheben. Als es ihm durch kluge Feſtigkeit gelungen war, die Könige von Arragonien und Navarra wieder mit ſich zu verbinden, überſtieg er zum zweiten Male die Sierra Morena, und rettete Spanien im Jahr 1212 durch den großen Sieg bei Muradad, oder Toloſa, Batalla de las Navas. Nach Augenzeugen ſollen in dieſer Schlacht 200,000 Muſelmänner gefallen ſeyn, die Chriſten aber, von einer himmliſchen Erſcheinung geſchützt, nur 25 Mann verloren haben*). Doch konnte **Alfonſo** nicht weiter vordringen, da Peſt und Hunger Andaluſien verwüſteten. Bald darauf ſtarb er unter großen Rüſtungen zum Kriege auf dem Wege von Burgos nach Plaſencia, im Jahr 1214, nachdem er 56 Jahre regiert hatte.

---

[*]) Von einigen Geſchichtſchreibern wird die ganze Erzählung für eine Fabel erklärt. Mariana jedoch erzählt die Verbindung des Königs mit der ſchönen Rachel, oder, wie ſie bei Anderen heißt, Judith, als hiſtoriſche Wahrheit.

Der erſte Akt von **Lope's** Schauſpiel enthält die Vorgänge in Toledo und die Einnahme von Zurita; die Verrätherei und die Beſtrafung **Dominguillo's**. Höchlich zu loben iſt es, daß **Lope** die Darſtellung jener hoch verworrenen Parteikämpfe in ein paar leicht zu überſehende Gruppen aufzulöſen wußte. Dieſes Auflöſen in leicht zu überſehende Gruppen iſt überhaupt eines der erſprießlichſten, und, wie es ſcheint, ſchwerſten Kunſtſtücke des dramatiſchen Dichters.

Den zweiten Akt eröffnen **Don Ylan**, der Sohn Don **Eſtefans de Ylan**, und Don **Garceran Manrique**. Der Zuſchauer erfährt die Vermählung **Alfonſo's** mit **Leonora**, der Tochter **Heinrich's** von England. Gleich darauf tritt der König mit ſeiner Gemahlin und einem glänzenden Gefolge von Edlen auf. Preis der Stadt Toledo. Die gelegenheitliche Verherrlichung der einzelnen Städte, Provinzen und Geſchlechter Spaniens hat gewiß nicht wenig zu der Gunſt beigetragen, welche **Lope's** Werke bei ſeinen Zeitgenoſſen ſo allgemein errangen. Und was läßt ſich dagegen ſagen, wenn der Dichter das Nationalgefühl auch auf ſolche Weiſe zu beleben und zu begeiſtern ſucht?

Der König zeigt gegen ſeine Gemahlin eine große Zärt-

---

*) Alſo Einer auf achttauſend! Was iſt ſelbſt ein **franzöſiſches** Bulletin gegen eine ſolche Angabe. Alii ex numero mediam partem detrahunt, ſagt **Mariana** ſehr naiv.

lichkeit. Er wünſcht die Gärten Galiana's zu beſuchen. Man ſagt ihm, ſie ſeyen in einem verfallenen Zuſtande. Er bleibt demungeachtet auf ſeinem Vorſatze.

Rachel tritt auf mit ihrer Schweſter Sibila. Sie hat den Einzug des Königs mit angeſehen, und iſt von ihm bemerkt worden, wie auch ſie die Neigung verräth, mit ihm in ein Verhältniß zu treten. Das iſt hier wieder mit wenigen, eben ſo leichten, als kecken Pinſelſtrichen angedeutet. Sie will ſich im Fluſſe baden, wobei ſie vollkommen unbelauſcht zu bleiben hofft. Sie wird demungeachtet von dem König belauſcht, der Anfangs mit Garceran von den Angelegenheiten des Reiches ſpricht, bald aber ſeine ganze Aufmerkſamkeit der Badenden zuwendet. Er ſendet Garceran ab, ihr zu ſagen, daß er ſie zu ſprechen wünſche, der ihn zwar Anfangs warnt, dann aber ſich dennoch zum Unterhändler brauchen läßt. Der König forſcht inzwiſchen einen jungen Gärtner aus, der dem Gracioſo und dem Fragenden durch ſeine Ungeſchlachtheit Verdruß genug macht[1]. Garceran kehrt zurück. Er hat Rachel bereits in den Pallaſt und ſelbſt in das Gemach des Königs gebracht: ſtellt demſelben aber darum nicht minder vor, wie unpaſſend eine ſolche Liebſchaft, und welch eine herrliche Sache es ſey, ſich ſelbſt zu beſiegen; ſo, daß er lebhaft an den wackeren Admiral in der Gräfin Mathilde erinnert.

---

[1] Hier ein Bruchſtück dieſer Scene.

Las necedades del mundo
En que funda sus quimeras
Todo es lisonja y engaño,
Todo es locura y soverta.
A Dios le llaman de vos,
Al hombre llaman de Alteza,
Cortesana a la mujer
Que está sin honra y verguenza;
Mocedades a los vicios,
A los hurtos diligencias,
A la pobreza deshonra,
Y honra al fausto y a la riqueza;
Valiente al que es temerario
Discrecion a la cautela.

Königin Leonore iſt in Unruhe wegen der Abweſenheit ihres Gemahls. Don Blasko räth ihr, ſich durch Spiele zu zerſtreuen. »Nie noch,« gibt ſie ihm zur Antwort, »hat ein wahrer Schmerz ſich durch Spiel zerſtreuen laſſen.« Sie verlangt ein Schreibzeug, um an ihren Gemahl zu ſchreiben, der, während ſie ſchreibt, unbemerkt eintritt. Die einzelnen Worte, die ſie während des Schreibens laut ausſpricht, geben den Refrain zu den Aeußerungen in dem Selbſtgeſpräch des Königs. Wenn dieſe ganze Scene eine Spielerei iſt, ſo iſt ſie wenigſtens eine ſehr ſinnreich durchgeführte. Verſicherungen der Liebe von Seite des Königs, die Leonoren's Beſorgniſſe jedoch nicht zu zerſtreuen vermögen.

Don Yllan fordert den König auf, über das zuſammengezogene Heer Muſterung zu halten. Alfonſo gibt ihm den Beſcheid, er möge das Heer aus einander gehen laſſen. Nicht glücklicher iſt Garceran mit der Bitte, die Königin

---

Moreno al negro atizado,
A la embidia competenzia;
Al que escribe Secretario,
Aunque en las carceles sea,
Donde el secreto mayor
Los pregoneros lo cuentan;
Los oficios llaman artes
Todos los nombres se truecan,
Solo a la muerte no mudan
Porque yguala quanto encuentra etc.

zu beruhigen. Der König eilt nämlich zu einer Zuſammenkunft mit Rachel. Nach ein paar Zwiſchenſcenen, in denen einer der Brüder Rachels ſeine Zufriedenheit über ihre Verbindung mit dem König, ihr Vater aber ſeine Beſorgniſſe über den Ausgang derſelben äußert, erſcheint der König vor dem Gartenpallaſt, welchen Rachel bewohnt. Trauriger Geſang tönt ihm aus dem Innern, eine Erſcheinung tritt ihm aus der Pforte entgegen[6]). Der herbeikommende Garceran erklärt dieſe für eine Warnung des Himmels: dringt aber darum nichts deſtoweniger mit gezogenem Degen vor dem König in den Pallaſt ein.

Die Königin hat Don Yllan, Don Blasco, Don Beltran de Rojas und Garceran, jeden einzeln durch ein beſonderes Schreiben auf das Schloß beſchieden. Sie erſcheint jetzt mit ihrem Söhnchen Enrique in Trauer gekleidet, läßt die Thüren ſchließen, und ſtellt ihnen nun in einer langen Rede ihre Kränkung, die Schmach des Königs, die Gefahr des Reiches und des Glaubens vor, und verlangt von ihnen, daß ſie Rachel tödten ſollen, oder ſie wolle mit ihrem Sohne nach England zu ihrem Bruder Richard fliehen *). Lope verſchmäht es überhaupt nicht, Kinder einzuführen; wobei er meiſtens an Klugheit und Heroismus etwas vor den Jahren anticipirt, ohne jedoch die Sache über die Gebühr hinauszutreiben. Garceran ſchwört ſich mit großer Unbefangenheit von aller Schuld los, und er, wie die Übrigen, faſſen den Entſchluß, den König und das Reich von der Schmach jener Verbindung zu befreien.

---

[6]) Wahrſcheinlich wieder alte Romanzen.

Voz. Rei Alfonso, Rei Alfonso,
No digas, que no te aviso,
Mira, que pierdes la gracia,
De aquel Rey, que Rey te hizo.
— — — — — — —
— — — — — — —
— — — — — — —
Mira, Alfonso lo que intentas,
Pues desde que fuiste niño
Te ha sacado libre el cielo
Entre tantos enemigos.
No des lugar desta suerte
Quando hombre a tus apetitos:
Advierte, que por la Cava
A España perdio Rodrigo.

Der König und Rachel vergnügen ſich in Sibyllen's Geſellſchaft mit Angeln. Was der König herausziehen werde, ſoll für Rachel; was dieſe, für den König ſeyn. Alfonſo zieht zuerſt den Kopf eines todten Kindes; Rachel nach ihm einen Oelzweig heraus. Ein Diener meldet die Ankunft des Fernan Ruiz de Caſtro. Der König will, um ihn nicht mit Garceran zuſammentreffen zu laſſen, mit ihm in die Stadt zurückkehren. Rachel kehrt in den Pallaſt zurück in ſehr düſterer Stimmung; mehr veranlaßt durch den Gedanken an ihr Vergehen, als durch die Furcht vor der Erfüllung jenes ſchlimmern Anzeichens. Die Mörder treten ein, und beſprechen ihren Anſchlag. Der Gärtner Belardo eilt

---

*) An Pathos fehlt es dieſer Rede keineswegs; aber es iſt der Pathos der Romanze. Energiſch ſind die letzten Strophen.

Pues, fiera gente Española,
Es este Enrique mi hijo;
O matadme esta traydora,
O el, y yo, pues no teneys
Manos, fuerzas, sangre, ni honra,
A Ingalaterra nos vamos,
Donde la casa piados
De Ricardo nos sustenta. *Vase.*

fort, um Rachel zu warnen. Seine Warnung kommt zu ſpät. Rachel wird ſammt ihrer Schweſter niedergeſtoßen. Auch Belardo ſoll ſterben; aber er weiß die Mörder ſchlau zu täuſchen und ihnen zu entgehen [*]).

Der König erfährt den Mord durch Garceran, der ſeine Theilnahme daran verſchweigt. Alfonſo ruft nach Pferden. Etwas zur Unzeit tritt ihm die Königin mit Enrique entgegen. Alfonſo eilt ab. Die Mörder bereden die Königin, ihm nach Madrid zu folgen, wohin er, wie ſie ſagen, ſich gewendet hat.

Alfonſo beim Anbruch der erſten Morgenröthe im Pallaſt zu Madrid. Er heißt Garceran ſich entfernen, um ein wenig auszuruhen. Der Monolog, in den er jetzt ausbricht, und in dem ſchwärmeriſche Liebe mit glühender Rachſucht verſchmilzt, iſt bewunderungswürdig [*]). Jetzt erſcheint unter Muſik ein Engel, der dem König ſeine Rachſucht verweiſt, und ihm den Zorn des Himmels droht, wenn er darin verharre. Der König ſinkt auf ſeine Kniee. So findet ihn Garceran. Der König frägt, ob ſich nicht ein wunderthätiges Bild der Mutter Gottes in Madrid befinde, und als Garceran es bejaht, verlangt er dahin geführt zu werden.

---

[*]) *Blas.* Caballeros ¿que aguardays,
Si en la muerte desta Elena
Vuestro remedio consiste,
Y el de toda España? *Todos.* ¡Muera!
Raq. Muero en la ley de mi Alfonso,
Testigos los cielos sean.
Creo en Christo, a Christo adoro.
Belt. La Ley de Christo confiessa etc.

[*]) *Alfonso.* ¡Raquel hermosa! mas, que el cielo clara,
Yo moriré muy presto, aguarda, espera!
Parece, que me escucha, y que se para.
¿Ya pensaras, que de tu muerte fiera
No he de tomar venganza? espera un poco,
Que no ha de quedar hombre, que no muera.
¡Dichoso yo, si me bolviesse loco!
¡Señor! valledme, que me voy perdiendo,
Mientras que mas en mas desdichas toco.
Pareceme, que estoy a Raquel viendo,

Die Königin mit den Rittern iſt ebenfalls angelangt. »Der König iſt noch hier,« ſagt Yllan; »du kannſt mit ihm ſprechen.« — »Erſt will ich mit Gott ſprechen.« Sie tritt in den Tempel und kniet vor dem Bilde der heiligen Jungfrau, während ſie ihr Gefolge zurücktreten läßt. Jetzt tritt auch der König ein, und wirft ſich auf die Knie, ohne ſeine Gemahlin zu erkennen, da die ganze Kirche nur von einer einzigen Lampe ſchwach erhellt wird. Nur einzelne Worte bringen als Gebet aus ihrer Bruſt, in denen ihre Empfindungen ſich begegnen. Endlich erkennen ſie ſich; der König bittet ſeine Gemahlin, ihm zu verzeihen, und bekennt ſeine Verirrung. Der ganze Hof kehrt nach Toledo zurück, um die

---

Que abierto el pecho muestre con mi nombre;
No me culpes mi bien, pues no te ofendo.
No ha de quedar de todos vivo un hombre;
Blasco muera el primero, y Yllan luego,
De muerte tan cruel, que a Espana assombre;
Beltran de Rozas ardera en un fuego,
Y aun este Garceran me ha parecido
Que no esta libre — A que locuras llego —
Aguarda hermoso espiritu, vestido
Del resplandor y del hermoso cielo:
Desnudo quedo amor su cifra y nido,
O llevame contigo deste suelo
Tenido de tu sangre, que en qualquiera
Parte que estes, la quiero yo por cielo.
Que luz es esta, si es Raquel, espera etc.

Verſöhnung des königlichen Paares durch glänzende Feſte zu feiern.

Die Liebe Alfonſo's zu der ſchönen Jüdin von Toledo kann auf dreifache Weiſe den Stoff zu einem wirkſamen Drama hergeben. Entweder das Intereſſe kann ſich an das unglückliche Schickſal Rachel's knüpfen, wobei es dem Dichter freigeſtellt bleibt, auf welche Weiſe er uns für dieſe intereſſiren will; oder an Alfonſo's Erhebung aus ſittlicher Kraft; oder an eine ſolche Erhebung über ſeine Leidenſchaft, im Sinn der Legende, durch eine höhere wunderbare Einwirkung. Daß Lope die letztere Art am nächſten lag — abgerechnet ſelbſt, daß er dieſe Geſtaltung in Chroniken und Romanzen, auf die er überall ſo viel Werth legt, vorfand —; wer wird es tadeln, oder wer wird dieſe Geſtaltung überhaupt eine unpoetiſche nennen dürfen? Zugegeben aber das Poetiſche einer ſolchen Auffaſſung des Stoffes im Allgemeinen, wird man genöthigt ſeyn, der dramatiſchen Durchführung deſſelben das verdiente Lob zu ſpenden. Der erſte Akt kann als ein für ſich beſtehendes, und mit den beiden folgenden nicht weſentlich verbundenes Ganzes erſcheinen; nur nicht, wenn man alle drei Akte als ein Ganzes auffaßt. Sein Verdienſt in Beziehung auf die poetiſche Darlegung der ſo äußerſt verwickelten und verworrenen politiſchen Verhältniſſe iſt bereits angedeutet worden; ſie iſt muſterhaft. Eben ſo großes Lob verdient der Schluß des Drama, wie er nur dem, von tiefem religiöſen Glauben erfüllten Spanier ſo gelingen konnte. Die kranke Seite dieſes Drama iſt ſeine Mitte. Denn weder Rachel ſelbſt iſt eine bedeutende, vielmehr ziemlich unbedeutende Erſcheinung: noch finden wir in der Darſtellung der Leidenſchaft des Königs jene Kraft des Pinſels, die man ſonſt in ſolchen Fällen bei Lope zu treffen gewohnt iſt.

Noch eine andere Jüdin iſt in der ſpaniſchen Geſchichte bekannt, aus deren Geſchichte ein dramatiſcher Dichter viel machen könnte. Wer Luſt hat, ſich mit dem ſehr glücklichen, wenn gleich ebenfalls etwas legendenhaften Stoffe zu befaſſen, mag ſich im Donado hablador des Doctor Geronimo de Alcalá, Yañez y Ribera (2 Thl. Cap. 11) umſehen.

XIX.

Die Porceles von Murcia.

(Los Porceles de Murcia.*)

Bekannt iſt die Geſchichte von einer kinderloſen deutſchen Gräfin, die im Unmuth über ihre eigene Unfruchtbarkeit, ein armes Weib, das Zwillinge auf dem Arme bei ihr bettelte, dieſes doppelten Kinderſegens wegen als eine Ehebrecherin hart anließ, nach den Verwünſchungen der Mißhandelten ſpäterhin aber ſelbſt auf einmal ſieben Kinder gebar, und da ſie alle bis auf eines ertränken laſſen wollte, bei der Ausführung ihres Verbrechens entdeckt und dafür ſchwer beſtraft wurde. Ob eine ſolche Begebenheit in Deutſchland oder in Spanien ſich wirklich zugetragen, und ob die Erzählung davon nach Spanien aus Deutſchland, oder umgekehrt nach Deutſchland aus Spanien gefloſſen ſey, läßt ſich nicht leicht angeben. Für Lope reichte ſie hin, um ein Drama darauf zu gründen. Dazu reichte für ihn jede Erzählung, und jede Anekdote hin: weil er aus ſeiner unerſchöpflichen Erfindungskraft zu jedem Stoffe ſo viel dazu geben konnte, daß dieſer, wie dürftig er auch an ſich ſelbſt ſeyn mochte, immer eh' überreich ausgeſtattet, als dürftig erſcheinen mußte.

---

*) Ob wirklich ein edles Geſchlecht dieſes Namens in Murcia geblüht habe, kann ich aus Mangel an Quellen, mich darüber zu unterrichten, nicht ſagen. Das Wort Porcel fehlt, wenigſtens in den mir zu Gebote ſtehenden Wöterbüchern, und iſt für jeden Fall provinziell. Seine Bedeutung: Ferkel, kann übrigens nicht zweifelhaft ſeyn.

Don Luis, ein Edelmann von ausgezeichneten Vorzügen, aber arm, liebt Donna Angela, eine junge Dame aus einem eben ſo reichen, als edlen Geſchlechte. Die Liebenden ſind ſo vertraut geworden, daß Donna Angela eine Frucht ihrer Liebe unter dem Herzen trägt, und, voll Furcht vor der Entdeckung, ihrer nahen Niederkunft entgegen ſieht. Sie ſchreibt Don Luis ein Billet, daß ſie mit einer Freundin in den Garten des Königs kommen wolle, — die Scene iſt zu Toledo; — und daß er ſie dort treffen und bewirthen ſolle. Dieſes Billet wird Don Luis von ſeinem Diener Carillo übergeben, als er eben mit drei andern Rittern die Farben zu einem Feſtſpiele wählt. Don Luis entfernt ſich mit Carillo, und die Zumuthung der Geliebten ſetzt ihn, da es ihm eben gänzlich an Gelde fehlt, und er ſeine Armuth der Geliebten verborgen hat, in nicht geringe Verlegenheit. Ein Don Vasco, der ſich ebenfalls um Donna Angela bewirbt, faßt den Gedanken, das Billet könne von dieſer ſeyn, und folgt den Abgehenden nach. Als er wieder mit ihnen zuſammentrifft, erſucht ihn Don Luis nach einigem Widerſtreben der Scham, um ein Darlehen von zwanzig Thalern. Mit großer Artigkeit dringt Don Vasco ihm dreißig auf. Er wird jetzt in ſeiner vorigen Vermuthung zweifelhaft; beſchließt aber, dem ſich entfernenden Diener nachzugehen.

Die Scene verwandelt ſich in den Garten des Königs. Angela entdeckt ihrer Freundin ihren Kummer und ihre Abneigung gegen die Bewerbungen Don Vasco's. Carillo erſcheint mit dem Veſperbrod. Angela heißt ihn den Tiſch an das Waſſer ſetzen. Don Vasco nähert ſich ihr. Er wirft ihr ihre Liebſchaft mit Don Luis vor, und gereizt durch ihre Erklärung, daß er ſie keiner Falſchheit beſchuldigen könne, weil ſie ſeine Bewerbung nie aufgemuntert habe, erzählt er ihr, daß Don Luis, um ſie zu bewirthen, dreißig Thaler von ihm entlehnt habe. Angela zeigt ſich verdrießlich, und begeht die Unbeſonnenheit, dem Geliebten die Urſache ihres Verdruſſes mitzutheilen. Er verbirgt den ſeinigen. Angela verlangt, daß er ſich mit ihr zugleich entferne. Er verſpricht es, bleibt aber zurück, trifft mit Don Vasco zuſammen, wirft ihm ſeine Indiscretion vor, und läßt ihn im Duell für todt hingeſtreckt liegen. Angela kehrt zurück, und Don Luis beredet ſie leicht, auf ſeinem eilig herbeigeführten Pferde mit ihm zu fliehen, und auf der Flucht ſeine Gattin zu werden.

Der Bauer Belardo mit ſeinem Sohne Tireno. Sie ſind in der Zeidelung begriffen[1]. Ein zweiter Bauernburſche, übel von den Bienen zerſtochen, kommt dazu, und veranlaßt durch ſein Unglück manche heitere Scherze. Plötzlich ſtürzt Don Luis herein, und fleht den Beiſtand der Landleute für ſeine, auf einem nahen Hügel von Geburtsſchmerzen überraſchte Gattin an. Carillo bringt einen geſunden Knaben, und kündigt zugleich einen zweiten an, den Tireno ungeſäumt herbei bringt. Die gutmüthigen Scherze der Landleute benehmen der Scene alles Beleidigende, was ſie ſonſt haben könnte. Jetzt kommt Don Luis, und erzählt jenen, daß die h. Hermandad ihn verfolge, weil er ſeinen Nebenbuhler Don Vasco ſchwer verwundet oder getödtet habe, und daß er fliehen, oder ſich verbergen müſſe. Er empfiehlt Angela und die Knaben ihrem Mitleid, und eilt fort. Allein die Nachricht von dem vermuthlichen Morde Don Vasco's, ſeines Grundherrn, verwandelt die Theilnahme des Landmannes in eine Wuth, deren gewaltthätige Ausbrüche durch ſeine Söhne nur mit Mühe zurückgehalten werden kann. Er zwingt demungeachtet Angela und Carillo, ſich aus ſeiner Hütte zu entfernen [1]).

---

[1] *Fi.* Paracen mucho al amor
Las abejas. *Ti.* ¿De que suerte?
Fi. Que siendo niño es tan fuerte,
Y da tan grande dolor.
Ti. Enseñaren las mujeres
A guardar su miel Fileno,
Fi. Antes muestran, que en veneno
Lo dulce de sus plazeres
El que va por miel contento,
Por mas que entonces le agrada,
A fe, que le da picada
La abeja arrepentimento.
Ti. Todos lo dezia assi,
Y no hay tormento ni pena
Que os eche de la colmena
Pues algo bueno ay alli etc.

In der folgenden Scene feiern einige Einwohner von Murcia mit Geſang und Tanz ein Feſt in einer Eremitage zu

---

[1]) *D. Ang.* Prendas del alma, que os adora y ama!
Si vida el cielo en tanto mal concede,
A quien en las desdichas sola excede
A quantos por amor tuvieron fama:
Vamos los tres donde la suerte os llama,
Porque contenta de matarme quede:
Fruto de mis entraños, donde puedo
Mejor el fruto que en la rama verde.
Venid conmigo, hermosas luces bellas,
Que llevando dos angeles por guias:
Pondre su gran esperanza en ellos
Esforzad contra el tiempo mis porfias;
Pues en efeto serviran de estrellas
En el tomar de las desdichas mias.

Ehren der h. Jungfrau[3]). Don Lope mit ſeiner Gemahlin Lucrezia de Vera. Er beklagt ſeine Kinderloſigkeit. Jetzt erſcheint Angela mit den Kindern. Lucrezia beneidet die ſich Nahende. Angela fleht um ein Almoſen. Lucrezia beſchimpft; Angela verwünſcht ſie auf die obige Weiſe.

Den zweiten Akt eröffnen ein Kaufmann, Liſandro, und ein gewiſſer Fabio, der Seidenbau treibt[4]). Bei Letzterem hat Angela mit ihren Kindern eine Zufluchtſtätte gefunden. Der Kaufmann zieht vorüber, und es tritt Don Luis als Soldat in dürftiger Kleidung auf. Er hatte ſich zu Cartagena nach Oran eingeſchifft, und kehrt jetzt von dort zurück, um nach ſeiner Gattin und ſeinen Kindern zu forſchen. Er gibt ſich Fabio, mit dem er zuſammentrifft, für einen Verwandten; und jener, der nicht genau in die Sache eingeht, heißt ihn bleiben, um beim Einſammeln der Maulbeerblätter behülflich zu ſeyn.

---

[3]) A la virgen bella,
De aquesta eremita,
Cielo y tierra celebren
Su dulce dia.
Uno solo. A la bella Virgen,
Que a tantos guia,
Da salud, rescata,
Da gloria y vista;
Murcia, que la tiene
Por amparo, diga:
Cielo y tierra celebren
Su dulce dia.
Morenica me adoran
Cielo y tierra;
Que de sol de mis brazos
Estoy morena.
Uno solo. Tanto sol me ha dado
Del niño hermoso,
Que hasta el pecho amoroso
Tengo abrasado.
Todos me han llamado
Blanca azucena;
Que de sol de mis brazos
Estoy morena.

In Betreff der Gewohnheit, vor den Bildniſſen der Heiligen zu tanzen, erinnere man ſich nur an die Gitanilla des Cervantes.

[4]) Die Seide von Murcia gilt für die beſte von Spanien. Noch im Jahre 1810 gibt Antillon (Elementos de la

Don Vasco im Geſpräch mit Don Lope begriffen. Der Erſtere iſt von ſeinen Wunden geneſen. Er liebt Donna Angela noch immer, und iſt auf einer Reiſe nach Cartagena begriffen, um mit ſeiner Compagnie dort ſich einzuſchiffen. Lope ladet ihn in ſein Haus; er lehnt es ab, verſpricht aber von Cartagena aus der Gattin desſelben, ſeiner Baſe, einen Beſuch zu machen. Don Lope will auf die Jagd gehen. Die Sclavin Beatriz kündet ihm die nahe Niederkunft ſeiner Gattin an.

Fabio verfolgt ſeinen Sohn Gines mit einem Knüttel: da dieſer, der Angela liebt, aus Eiferſucht auf den Soldaten den Heuboden anzünden will, den ſein Vater demſelben zur Schlafſtelle angewieſen. Angela wehrt ab, und äußert ſich, ihres Gatten gedenkend, theilnehmend über den dürftigen Soldaten. Don Luis, noch das Heu in den Kleidern, ſteigt von ſeiner luftigen Schlafſtelle herab. Erkennungsſcene. Gines überraſcht Angela, als ſie ihren Gatten eben umarmt. Sie macht ihm weiß, ſie habe demſelben nur das Heu von den Kleidern geleſen. Sie weiß es ſogar dahin zu bringen, daß er ſeinen Groll halb und halb aufgibt. Er

---

Geografia de España y Portugal) den Ertrag auf 25000000 Realen (circa 2,500000 fl.) an.

will ſich künftige Nacht ebenfalls ins Heu legen, um ſich von ihr die Halme aus den Kleidern rupfen zu laſſen.

Donna Lucrezia hat, jener Sage gemäß, ſieben Knaben geboren, und die Sklavin Beatriz ſoll ſechs davon in einem Korbe an den Fluß tragen, um ſie zu erſäufen.

Don Lope kehrt von der Jagd zurück, und trifft auf den Kaufmann Liſandro, der ihm ſeinen Diener Carillo abtritt, an deſſen Scherzen Don Lope beſonderes Behagen findet. Der Letztere iſt durch eine Reihe von Zufällen abgehalten worden, die Stadt zu verlaſſen, und auf die Jagd zu gehen. Er kommt dazu, als Beatriz eben mit dem Korb an der Brücke von zwei Wächtern angehalten wird; zwingt ſie, nachdem jene auf ſein Wort ſich entfernt haben, zum Geſtändniß; bewundert die wunderbare Fügung des Himmels in den Verzögerungen ſeiner Abreiſe, und beſchließt, die Knaben in der Gegend von Murcia heimlich auf dem Lande erziehen zu laſſen.

Luis, Angela und Gines tragen Körbe mit Maulbeerblättern nach Hauſe. Gines und Luis zanken darüber, wer Angela ihre Laſt abnehmen ſoll. Sie will beiden die Augen verbinden, und wer ſo zuerſt ihren Korb erhaſchen kann, ſoll vor ſeinem Mitbewerber den Vorzug haben. Sie entfernt ſich nun mit ihrem Gatten in der Wald: während Gines mit verbundenen Augen herumtappt, und ſtatt ihrer ſeinen eben mit Lope herbeikommenden Vater Fabio zu faſſen bekommt, dem Lope zwei ſeiner Knaben zur Erziehung übergibt.

Im dritten Akt zuerſt eine Erkennungsſcene zwiſchen Angela und Carillo, den Lope an Fabio abgeſandt, um ihm zu ſagen, er möge am nächſten Montag, wo er das Geburtsfeſt ſeines Sohnes zu feyern denke, die beiden ihm anvertrauten Knaben in ſein Haus bringen. Luiſillo, Angela's Sohn, und Pedro, der Sohn Lope's, balgen ſich, weil jener dieſem ſeine ungewiſſe Abkunft vorgeworfen. In Pedro ſteckt der Hidalgo; Luiſillo hat etwas vom Bauer. So mißlich Kinderſcenen im Allgemeinen auf der Bühne ſind: die gegenwärtige wird niemanden Langeweile machen.

Don Vaſco mit Don Lope. Der erſtere iſt nach zehnjähriger Abweſenheit aus Oran zurückgekehrt, und hat ſich in Toledo in eine Schweſter des Don Luis verliebt. Die Verwandten des Letzteren, und der Vater Angela's, haben bereits in alle Welt geſchrieben, um die Entflohenen zurück zu rufen. Don Vaſco geht nach Cartagena, um bei der Einſchiffung ſeiner Sclaven, gegenwärtig zu ſeyn. Vorher will er aber Don Lope auf das Land begleiten, der vorgibt, dort Geſchäfte zu haben. Lucrezia williget, als ſie am Schluſſe dazukommt, zwar in die Abweſenheit: hegt aber über dieſe und das bevorſtehende Feſt bange Ahnungen. Eine Liebes- und Eiferſuchtsſcene zwiſchen Beatriz und Carillo[5]. Don Luis iſt ebenfalls eiferſüchtig auf Gines, den ſein Vater, trotz dem Widerſpruch desſelben, in den Krieg ſchicken will. Auch Luiſillo und Pedro wollen in den Krieg gegen die Mauren ziehen; eben ſo Gines, der ſich bereits gerüſtet hat *).

---

[5] *Bea.* No entendi bien lo demas
Pero se, que la abrazo,
Y aunque la besó. *Car.* Esso no,
Beatriz engañada estas;
Que a Ines se le avra caydo
Una pajilla en un ojo
Y como le daba enojos
Y yo soy su conocido,
Me dixo, que le soplasse,
Y por esso me acerque.
Bea. Esso por su vida fue;
Pudo ser, que me engañasse etc.

Don Lope und Don Vasco. Ein halbes Dutzend Zöglinge des Erſteren auf ſeinen Meierhöfen kommen dem Letzteren doch etwas bedenklich vor. Er äußert das mit vieler Discretion. Don Lope bittet ihn, zu ſchweigen bis zum Feſte, was er auch immer Befremdendes ſehen möge. Vasco erkennt Luis und Angela; ſchweigt aber, ſeinem gegebenen Worte gemäß. Auch ihn erkennen beide, und Angela iſt voll ängſtlicher Beſorgniſſe. Lope beſtellt beide mit den Kindern zum Feſte. Er bleibt mit Don Vasco zurück. Der Letztere ſpielt auf ſein Verhältniß zu Luis und Angela an; was jener mißverſteht. Dieſe Scene iſt unbedeutend, ſo wie die folgende, wo Pedro Don Lope nach ſeiner Mutter frägt.

Liſandro bringt dem Corregidor Don Juan de Sa-

---

*) Die ſatyriſche Tendenz in den Rodomontaden der Kleinen und der Großen iſt unverkennbar.

D. Luis. ¿Donde vas? *Luisillo.* A matar Moros.
D. Luis. ¿A matar Moros? *Luisi.* ¿Pues no?
Y aun de alla pienso traer yo
Sus riquezas y tesoros.
D. Luis. Plega a Dio, que sea ansi.
Luisi. Veys la que traygo ceñida
No ha de quedar Moro a vida.
D. Luis. ¿Conoces los Moros! *Luisi.* Si;
D. Luis. ¿Quien son? *Luisi.* Unos hombres son,
Azules y colorados,
Que viven por despoblados
Y adoran el zanacarson.
Basta enseñarles la cruz,
Basta darles una voz;
Que es gente, que come arroz
Passas, y higos, y alcuzuz. etc.

lazar[7]) ein Schreiben von Don Lope, in welchem er ihn bittet, bei ſeinem Feſte zu erſcheinen, und, nebſt einem Secretär, einige Ritter als Zeugen mitzubringen.

Der Haushofmeiſter, Beatriz und Carillo bringen den Tiſch. Lucrezia, und dann die Eingeladenen. Als ſie ſich zur Tafel ſetzen wollen, heißt Don Lope Beatriz aus ſeinem Schlafzimmer die erſte Schüſſel bringen. Sie bringt den bekannten Korb mit dem Becken. Jetzt erzählt Don Lope, was Zuſchauer und Leſer bereits wiſſen[8]). Nun folgt die Ausſöhnung zwiſchen Don Vasco und den beiden Gatten. Beatriz erhält die Freiheit, und zu ihrer Heirath mit Carillo eine reiche Ausſteuer[9]).

---

[7]) Daß der Name des Corregidors und die Namen der Zeugen, die alle bekannten ſpaniſchen Familien angehören, angeführt werden, macht es, ſo wie der Schluß überhaupt, wahrſcheinlich, daß Lope eine gedruckte oder geſchriebene Relation vor ſich hatte.

[8]) Nach vollendeter Erzählung fährt er fort:

Corregidor soys Don Juan;
Esto os requiero en presencia
De todos estes señores,
Y para que assi se entienda,
Testimonio os pido, y quiero
Que su Magestad lo sepa.
Y pues Lucrezia pario,
Como el animal, que ceba
Su cuerpo de sucio lodo,
Quiero, que mis hijos tengan
Desde hoy nombre de Porceles etc.

[9]) Als Probe, wie Lope dergleichen Scenen kurz abmacht, mögen die folgenden Verſe hier ſtehen.

— — *Vas.* Doña Angela es esta
Y este Don Luis. *Lope.* ¿Que dezis?
No veys, que aquesta es Teresa,
La que crio mis dos hijos.

Wie wenig dieſes Drama Lope's auch zu ſeiner Nachbildung geeignet ſeyn mag: es durfte hier nicht übergangen werden, da ſich das Eigenthümliche ſeiner Manier ſehr beſtimmt daraus erkennen läßt. Der Stoff — die hiſtoriſche Sage nämlich — iſt ſehr dürftig, und durchaus nicht dramatiſch, ſondern epiſch. Dramatiſches Leben und dramatiſche Gliederung hat ihm erſt der Dichter gegeben. Er hat, was er allein daraus machen konnte, eine dramatiſche Novelle daraus gemacht. Will man dieſe nun überhaupt gelten laſſen — und ich kann nicht einſehen, warum man es nicht ſollte: — ſo wird man zugeben müſſen, daß er ſeine Aufgabe mit großer Geſchicklichkeit, und mit eben ſo viel poetiſchem Takt, als poetiſchem Geiſt gelöſt hat. Was er dazu erfunden hat, iſt durchaus zweckmäßig erfunden, und durchaus intereſſant.

Ang. Puesto que a tus manos muera
Doña Angela soy. *Luis.* Y yo
Don Luis. *Juan.* ¡Estrañas quimeras!
Vas. Tu cuñado soy Don Luys,
Tu hermana es mi esposa bella.
Que el deudo nos hace amigos.
Luis. Yo gano en que tu lo seas.
Juan. Quien son estos labradores?
Lope. De espacio quiero, que sepas
Su historia, que son los dos
De Toledo la nobleza.
Ang. Yo fue la pobre, por quien
Tienes los hijos. *Lucr.* La deuda
En que estoy pagare presto,
Con que las hijas, que tengas
Con mis Porceles se casen.
Ang. Tres tengo como el sol bellas.
Lucr. Beatriz tenga libertad;
Carillo, pues la dessea,
La goze etc.

Es hängt nicht als ein Nothwendiges mit der Hauptfabel zuſammen; aber es iſt auf eine ſehr natürliche und ungezwungene Weiſe damit in Verbindung gebracht. Die Durchführung iſt nicht bloß klar und verſtändig, ſondern zum Theil kunſtreich: wenn auch die Scenen bloß an einander gereiht zu ſeyn ſcheinen. Das Letztere darf man der dramatiſchen Novelle — wie ſie ſich in jenen Schauſpielen Lope's zeigt, die zunächſt unter dieſe Kategorie gehören — überhaupt nicht zum ſtrengen Vorwurf machen: da ſie gewöhnlich eine große Reihe von weit aus einander liegenden Begebenheiten, von Situationen uud Motiven umfaßt; wenn ſie nur nicht auf's Gerathewohl, ſondern, wie bei Lope mit Umſicht und Beſonnenheit, zur künſtleriſchen Einheit verbunden ſind. Was ſich aber an dieſem Drama beſtimmter, als an mehreren andern ausſpricht, iſt das Talent des Dichters, jeder ſeiner Empfindungen, jeder Situation, und ſelbſt der unbedeutendſten Scene ein eigenthümliches Leben und Gepräge zu geben. Dieſes Talent, der Reichthum und die Mannigfaltigkeit der Erfindung, die Friſche und die raſche Beweglichkeit der Darſtellung ſind es, worin Lope's Eigenthümlichkeit und Verdienſt ſich abſchließt; und der Grund des Zaubers, mit welchem ſelbſt ſeine minder gelungenen Schöpfungen auf ſeine Zeitgenoſſen wirkten, und auf Jeden wirken werden, der nicht durch natürliche Unempfänglichkeit oder kritiſche Einſeitigkeit dem Einfluſſe desſelben entzogen iſt.

XX.

Haß für Liebe.

(La Hermosura aborrecida.)

Im Lager von Granada tritt zuerſt **Don Sancho**, ein edler Navarreſe auf, mit Donna **Juana** ſeiner Gattin, in lebhaftem Wortwechſel begriffen [1]). Er hat ihr Vermögen verſchwendet, und will aus Armuth, und um von

---

[1]) *Salen Don Sancho de camino, y Doña Juana, su muger deteniendole.*

D. J. No me has de dexar. *D. S.* Advierte,
Que eres tu quien no me dexas.
D. J. Dare mil vozes. *D. S.* Tus quexas
Seran causa de tu muerte.
D. J. Ya me has traydo hasta aqui,
¿Porque me quieres dexar?
D. S. Dexarte no, que a buscar
Voy algun bien para ti.
D. J. So para mi buscar bien,
En ti solo esta cifrado;
Mientras estas a mi lado
No hay mayor bien, que me den.
D. S. Mi grande necessidad
Me ha obligado huyr de ti.
D. J. Y para buscarte a mi
Me obliga mi voluntad.

Juana loszukommen, Soldat werden. Juana iſt ihm von Navarra her gefolgt. Sie liebt ihn eben ſo heftig, als er ſie haßt. Er entreißt ſich ihr. Monolog Juana's. Die Königin Iſabella hat den Wortwechſel gehört, und tritt aus ihrem Gezelte. Sie fragt Juana, wer ſie ſey, und wie ſie ins Lager gekommen. Juana erzählt ihr, was der Zuſchauer bereits weiß, und Iſabella verſpricht ihr ihren Schutz.

Don Sancho hat ſich bei der Beſtürmung eines mauriſchen Thurmes ſo ſehr ausgezeichnet, daß König Ferdinand ihn unter ſeine nächſten Umgebungen aufnimmt. Er ſtellt ihn der Königin, dieſe ſtellt ihm Juana vor, welcher Don Sancho ein Zeichen gibt, nicht zu verrathen, daß ſie ihn kenne.

Als der König und die Königin durch Geſchäfte abgerufen werden, bleiben Sancho und Juana zurück. Sancho verlangt von ſeiner Gattin, ſie ſolle ihn nicht nur verläugnen: ſondern der Königin auch ſagen, ſie habe ihn unter den, bei Beſtürmung des Thurmes Getödteten gefunden. Er droht ihr, ſie widrigen Falls zu ermorden. Sie verſpricht ihm, was er verlangt. Beim Abſchied bittet ſie ihn um eine Umarmung. Er verweigert ſie ihr.

D. S. Yo me vine a ser soldado
Porque tan pobre me vi.
D. J. Yo lo soy tanto sin ti,
Que te he seguido y buscado.
Y si yo soy tu muger,
Quel te parece mejor
Ser pobre de oro, o de honor.
D. S. Quisierate responder
Haciendo lengua esta daga.
D. J. Pues si tan pobre me dexas
Que te espantas, que en mis quexas
Estos disparates haga etc.

Der Comthur Lujan iſt bei dem vorigen Angriffe gefallen. Der König verleiht ſein Ordenskreuz und ſein Geſchwader dem Don Sancho.

In dem darauffolgenden Monolog geſteht ſich der König eine Neigung für Donna Juana. Doch meint er, er müſſe mit vieler Behutſamkeit zu Werke gehen, »weil er dem Himmel und Iſabellen ſo vieles ſchuldig ſey, und dieſe in einem ſolchen Falle keinen Scherz verſtehe [1]). Als Juana auftritt, überlegt er noch einmal recht ernſtlich, ob er mit ihr ſprechen ſolle. Er thut es dennoch. Er fragt Juana, warum ſie weine; und als ſie ihm erzählt, ſie habe ihren Gemahl unter den Getödteten gefunden, bezeigt er ihr ſein Beileid. Sie läßt ſich vor ihm auf das Knie nieder, und in dieſem Augenblick erſcheint die Königin. Kurz und mit Würde äußert ſie ihre Empfindlichkeit. Fernando ſagt ihr eben ſo kurz, er habe eben nur Juana ſein Beileid bezeigt, und ihr ſeinen Schutz verſprochen; und entfernt ſich dann mit einem: »Gott befohlen« [2]) Die Königin überlegt nun, was ſie zu thun habe. Das Beſte ſcheint ihr, ihr altes Hausmittel in einem ſolchen Fall anzuwenden, Donna Juana zu verheirathen, und ſie mit ihrem Gemahl wegzuſchicken 4). Die Wahl eines Gemahls für Juana macht ſie unſchlüſſig. Sie verfällt auf den eben in einem Selbſtgeſpräche herbeikommenden Sancho. Sie frägt ihn: ob er vermählt ſey; und als er es bejaht: mit wem? Sancho, der auf die Vermuthung geräth, die Königin wiſſe um ſein Verhältniß zu Juana, benützt einen eben im Lager entſtandenen Auflauf, um ihr für den Augenblick zu entgehen.

---

[1]) La condicion de Isabel
Non sufre burlas de selos.

[2]) *Isab.* Bueno es esto ¿pero es
Lo mismo, que yo merezco?
¿Que hazeys señor? *Rey.* O señora
A Doña Juana le daba
El pesame, que llorava
Su marido muerto agora;
Mi amparo le prometia,
Esso mismo os pido a vos.
Y guardeos Dios. *Reyna.* Guardeos Dios.

Einige Soldaten von Sancho's Geſchwader, und unter dieſen der drollige Tello, der zum Dichter geboren war, weil aber das Dichten eine ſehr mühſelige Arbeit ſey, Soldat geworden 5). Sancho nimmt ihn ſogleich in Affektion, und beſchenkt ihn und die Uebrigen reichlich.

Sancho bleibt zurück. Der König entdeckt ihm, daß er in Juana verliebt ſey. Er wolle machen, daß ſie nach der Quelle von Dinamar gehe; Sancho ſollte ſich mit einigen ſeiner Leute, als Mauren verkleidet, dort in einen Hinterhalt legen, und ſie entführen. Dieſer Antrag ſetzt Sancho in nicht geringe Verlegenheit; er geht inzwiſchen darauf ein. Die Königin will Juana jetzt mit einem ſevillaniſchen Ritter vermählen. Sie entſendet dieſen, um Juana herbeizuholen, und entdeckt ihr Projekt Sancho, der darüber in noch größere Verlegenheit geräth. Don Luis Narvaez kommt zurück, und berichtet, Juana ſey mit einem Escu-

---

4) Que no he visto en paz, ni en guerra
Que al rey muger agradasse,
Que luego no la embiasse
Con su marido a su tierra.

5) Verdad es, que naci para poeta,
Mas viendo, que era oficio trabajoso
Troque la pluma en la que ves ceñida.

dero nach Dinamar gegangen. Sancho frägt, ob er jene einholen und zurückbringen ſolle. Die Königin billigt es, und faßt gleich darauf den Entſchluß, mit Don Luis ſelbſt nach Dinamar zu gehen.

Juana mit dem Eſcudero an der Quelle. Sancho ſpielt ſeine Rolle als Mohr. Die Königin mit Don Luis; und gleich darauf der König. Jene gibt als Grund ſeines Hierſeyns den Wunſch vor, Juana zu vermählen; dieſer die Sorgfalt, die Königin gegen eine mauriſche Streifpartei zu ſchützen. Sancho wird erkannt. Er iſt gezwungen zu geſtehen, daß Juana ſeine Gattin iſt. Um ſie der Vermählung mit Don Luis zu entziehen, habe er ſie in dieſer Verkleidung entführen wollen. Auf die Frage, warum er ſeine Vermählung mit Juana verſchwiegen habe, antwortet dieſe: Sancho habe ſie zu jener Täuſchung bewogen, damit die Königin von ihm nicht verlangen möge, daß er ſie nach Navarra zurückführe. Das wird von dem König als Dienſteifer an Sancho höchlich belohnt. Er verlangt, die Königin ſolle ihm eine Belohnung für ihn vorſchlagen. Dieſe ſchlägt ihm vor, Sancho zum Vicekönig von Navarra zu machen *). Fernando willigt ein; Sancho aber äußert in einem *a parte:* er wolle lieber ohne Juana ein Bettler, als mit ihr König der ganzen Welt ſeyn.

Der zweite Akt ſpielt zuerſt in Pampelona. Der Thürſteher des neuen Vicekönigs mißhandelt einen Greis, der zu der Gemahlin des Letzteren Zutritt ſucht. Don Sancho kommt dazu, und da er erfährt, daß der alte Mann ein Verwandter ſeiner Gattin iſt, weiſt er ihn ſchnöde fort. Auf gleiche Weiſe behandelt er einige Bittſteller; eine Witwe, einen Soldaten ꝛc. Am ſchlimmſten kommen ein paar andere Verwandte Juana's weg, welche ihr Forellen bringen wollen, und die fortgepeiſcht werden, wie ſehr ſie auch die Schönheit der Fiſche rühmen, und wie treuherzig es mit ihrer Gabe auch gemeint iſt. Jetzt läßt Sancho ſeine Gattin rufen, und entfernt alle Zeugen. Er wirft ihr die Armuth ihrer Verwandten vor, die ihm zur Schmach gereiche, und das Hinderniß ſeiner Erhebung auf eine noch höhere Stufe der Ehre ſey. Ihr Tod allein könne ihm den Weg zu einer hohen Vermählung öffnen, und er ſey ſchon lange her entſchloſſen, ſich auf ſolche Weiſe von ihr zu befreien. Sie macht ihn aufmerkſam, wie viel Gefahr er ſelbſt dabei laufe. Sie wolle ſeinen Pallaſt verlaſſen, und in armer Tracht ſich in den Gebirgen Biscaya's verbergen. Er willigt ein; und droht ihr für den Fall, daß ſie ihn zu verrathen gedächte, den Tod. »Dann, ſagt ſie, magſt du meine Ehre preisgeben.« Sie bittet ihm beim Abſchied um eine Umarmung; er verweigert ſie ihr. Man kann dieſen letzteren Zug tadeln; aber er würde ſich noch beſſer entſchuldigen laſſen [7]).

---

*) Die Antwort der Königin enthält eine Bitterkeit für den König.

Navarra esta sin Visrey:
Ya que por mi diligencia
No fue Reyna doña Juana
Buelva a Navarra Virreyna.

---

[7]) Es iſt übrigens nicht das geringſte Verdienſt dieſer Scene, daß Juana's Liebe ſich von aller weichlichen Sentimentalität beinahe ganz frei zeigt.

D. J. Finge que me has embiado
A Vizcaya, y buelva en breve
Quien diga, que muerte soy,
Porque yo secretamente
Con pobre traje me yre
A essas sierras, cuyas nieves
Me sepulten mientras viva,
Pues la tierra no me quiere.

Der Zuſchauer wird in die biscayſchen Gebirge verſetzt. Junge Burſche und Mädchen feiern mit Geſang und Tanz

---

D. S. En escapando de aqui
Te quejaras a los Reyes.
D. J. Yo te doy licencia entonces
Que en el mismo honor me afrentes.
Di que te fue desleal,
Bien avra, con quien lo prueves,
Y lo escrito, aunque sea falso,
Por esso juzgan los juezes:
Que testigos a hombre rico
No han faltado eternamente
Ni para pobre desdichas,
Ni para desdichas muerte.
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
D. S. Esso te debo, no mas
Que es el ser tan obediente.
D. J. De amor no dizes nada?
D. S. Esso de amor no lo cuentes.
Toma Juana un pobre traje,
Desnuda el rico que tienes,
Y por el jardin de noche
Vete donde mas quisieres;
Concondicion que ninguno
Te conozca. *D. J.* Sancho advierte
Que oy muero para ti.
— — — — — — — — —
De Virreyna de Navarra
Vengo a morir pobremente
Exemplo soy de la fortuna.
¡A Dios cubiertas paredes
De telas de oro y brocados
Y de bordados doseles!
¡Gozeos Don Sancho con otra etc.

den Vorabend des Johannisfeſtes [8]). Der Pfarrer, der Alcalde, der Chirurgus kommen dazu. Solche ländliche Scenen haben bei Lope immer ſo viel eigenthümliche Färbung, ſo viel individuelles, friſches Leben, daß man ſie immer gerne lieſt, ſo oft man ihnen begegnet. Juana tritt als armer Student auf. Der Pfarrer examinirt ſie im Latein; und der Chirurgus nimmt ſie auf ihre gute Miene hin in's Haus, und will ſie ſeine Kunſt lehren [9]).

---

[8]) La mañana de San Juan mozas
Vamos a coger rosas,
Uno. Pues que tan clara amarece
Vamos etc.
Uno. Y todo el campo florece
Vamos etc.
Uno. Aqui ay verbera olorosa,
Tod. Vamos a coger rosas
La mañana de San Juan mozas,
Vamos a coger rosas.
Uno. Adonde cantan las aves
Vamos etc.
Uno. Y corren fuentes suaves
Vamos etc.
Uno. Aqui combida la sombra
Vamos a coger rosas
La mañana de San Juan mozas
Vamos a cogar rosas.

[9]) *D. J.* ¿Esta el Señor Cura aqui?
Benef. Yo soy ¿que es lo que quereys?
D. J. Domine passo adelante
Y soy un pobre estudiante
Que por Dios algo me deys.
Benef. In quam artem profiteris?
D. J. Grammaticam. *Benef.* Bien esta?
Quedaos esta nocte aca

Sancho tritt in Trauerkleidern auf, und empfängt die Beileidsbezeugungen ſeines Kanzlers und Anderer, über den Tod ſeiner Gattin. Als dieſe ſich entfernt haben, legt er die Trauerkleider ab, um in Geſellſchaft Tello's ſeinen Liebesabenteuern nachzugehen. Nebſt Tello ſpielen noch zwei andere Edelleute die Rolle der Kuppler; Sancho ſelbſt aber die des ganz gemeinen, übermüthigen Wüſtlings.

Conſtanza, die Tochter des Landmanns Velardo, hat den neuen Schüler des Aeskulap in Affection genommen, und bewegt ihren Vater durch das Vorgeben todtkrank zu ſeyn, ihn ihr zu rufen. Sie hat viele Noth mit Juana, die durchaus keine Krankheit an ihr finden will; und ſieht ſich gezwungen deutlicher zu ſeyn. Der eben wieder eintretende Pelardo hilft dem Pſeudoäskulap aus der Verlegenheit; und da er den Zuſammenhang zu begreifen anfängt, beſchließt er, ſeine Tochter mit dem Knüttel zu kuriren.

Im dritten Akt erzählt ein königlicher Bedienter ſeinem Landsmann, dem Greis Arnaldo, wie Ferdinand und Iſabella nach der Eroberung von Granada ſich nach Barcelona begeben, wie die Mauren bald darauf einen Aufſtand erregt, Fray Fernando dieſen gedämpft, und der hochherzige Mendoza ſeine Gattin und ſeine Kinder ihnen als Geißel für die königliche Verzeihung gegeben habe; und wie der König von einem raſenden Menſchen mit dem Meſſer angefallen, und gefährlich verwundet, von einem navarreſiſchen Arzt aber glücklich geheilt worden ſey. Juana tritt nun ſelbſt als Doktor auf, und erzählt einem gewiſſen Felipe

---

Y mecum manducaberis.

– – – – – – – – –

b) Tan male debe de saber
Hablar latin, como yo.

daß ihr Lehrherr ſie bei ſeinem Tode zum Erben eingeſetzt; daß die Verwandten desſelben ihr nach dem Leben getrachtet; daß ſie darauf nach Barcelona geflohen, und wie ſie hier durch die Gunſt des Himmels den König glücklich gerettet habe. Arnaldo redet jetzt Juana an, in welcher er die Züge ſeiner Nichte zu erkennen glaubt. Die Erinnerungen an dieſe, durch die Aehnlichkeit wiederholt hervorgerufen, geben dieſer Scene ein beſonderes Intereſſe. Arnaldo will bei dem König über die Härte und Frechheit Sancho's Klage führen, und beſchuldigt denſelben geradezu, ſeine Gattin ermordet zu haben. Er bittet Juana, ſeine Klage bei den Königen zu unterſtützen [10]). Juana trägt ſie dieſen vor, und erbittet ſich von ihnen, was ſie ihr bewilligen, daß ihr ſelbſt die Unterſuchung übertragen werde.

Sancho hat Coſtanzen Gewalt angethan, und ihre Freundin Flora gibt ihr nun den Rath, Rodrigo (Juana) bei jenem der That anzuklagen; der Vizekönig werde Rodrigo aufſuchen laſſen, und Coſtanza ſo zum Beſitz ihres Geliebten gelangen. Da Coſtanza nach einigem Widerſtreben einwilliget, ſo trägt Flora die Sache ihrem Vater vor, und fordert ihn auf, bei dem Vicekönig Klage zu führen; wozu jedoch dieſer gar nicht leicht zu bereden iſt [11]).

---

[10]) Wenn von Ferdinand und Iſabella zuſammen die Rede iſt, heißen ſie immer los Reyes.

[11]) Die ganze Scene iſt humoriſtiſch gehalten.

Vel. O que tenga santa gloria
Su madre! si esto sapiera.
Flor. Hiciera muchas locuras
Vel. Antes lo diera alegrias
Do ver, que la parecia
En yguales travesuras

Donna Juana tritt in der ihr zugetheilten Rolle eines königlichen Unterſuchungskommiſſärs auf. Sie macht dieſer durch ruhige Feſtigkeit alle mögliche Ehre. Bei Sancho Trotz und leidenſchaftlicher Widerwille gegen den ihm aufgedrungenen Richter, als ſolchem, und wegen der Aehnlichkeit mit ſeiner Gattin.

Ferdinand und Iſabella beſchließen ſelbſt nach Pampelona zu gehen. Arnaldo, der mit der Schonung, die der königliche Kommiſſär gegen Sancho zeigt, ſehr unzufrieden iſt, führt Tello herbei, damit dieſer gegen ſeinen Herrn ausſage. Juana wirft ihm, und nach ihm Ricardo und Mauricio, die in der gleichen Abſicht, wie Tello, vor ihr erſcheinen, ihre jetzige Untreue gegen ihren Herrn vor, nachdem ſie früher die Genoſſen und Handlungen ſeiner Frevel geweſen. Sie verurtheilt alle drei zur Auspeitſchung. Don Sancho, der ſich in das Gemach geſchlichen, und die Verhandlung heimlich mit angehört hat, tritt eben hervor, um Juana zu danken, als ein Offizier die Ankunft der Könige meldet. Sie fragen ſogleich bei ihrem Eintritt nach dem Ergebniß der Unterſuchung. Juana erklärt alle gegen Sancho erhobenen Klagen für Lügen. Jetzt erſcheinen Coſtanza und Arnaldo. Die erſtere klagt Rodrigo der Schändung; der zweite Sancho eines an ſeiner Gattin verübten Mordes an. Beide Beſchuldigungen widerlegt Juana auf das bündigſte durch Entdeckung ihres Geſchlechtes, und

---

Flor. Callad en mal ora, tio!
Vel. Huelgome de mil razones
De que sus opilaciones
No procediessen de frio.
Dormir descansado quiero
Que es necedad pretender
Que se guarde una muger etc

indem ſie ſich als Sancho's Gattin zu erkennen gibt. Sie bittet die Könige um ſeine Begnadigung; und jener verſpricht mit drei Worten, ſich künftig für ihre Liebe dankbar zu erweiſen.

Ein beſtimmtes Urtheil läßt ſich über dieſes Drama darum nicht fällen, weil wir hier nur einen erſten Theil haben. Dieß wird am Schluſſe ausdrücklich geſagt 12). Ob dieſer zweite Theil jemals erſchienen ſey, weiß ich nicht zu ſagen. Daß in dem Gegebenen vieles unſer Gefühl beleidige, läßt ſich nicht läugnen: mit welchem Recht, läßt ſich nicht entſcheiden; da die Hälfte eines poetiſchen Werkes die Abſicht des Dichters nie mit Entſchiedenheit herausſtellen kann. Wer inzwiſchen dieſen erſten Theil aufmerkſam prüft, wird mir vielleicht beiſtimmen, wenn ich dem Dichter hier eine tiefe, wohldurchdachte Intention zutraue. Denn nicht nur iſt dieſer erſte Theil unverkennbar mit beſonnener Berechnung, und mehr, als gewöhnlicher Sorgfalt, ausgeführt: ſondern die Fabel ſelbſt, ſo weit ſie aufgerollt iſt, ſcheint mir eine ſolche Intention faſt nothwendig zu bedingen. Schien dem Dichter der bloße Conflict von Haß und Liebe poetiſch — und hier iſt er das wirklich; und war es ihm bloß um die aus dieſem Conflict ſich ergebenden Situationen zu thun: ſo bedurfte es gar keines zweiten Theiles, und er durfte vielleicht nur den Schluß ändern, und auf die Umwandlung Sanchos mehr Accent legen, um ſogar bis auf einen gewiſſen Grad befriedigend zu ſchließen. Was mich aber am meiſten in jener Meinung beſtärkt, iſt der äußerſt ſorgfältig angelegte und

---

12) Prometiendole al Senado
Para despues de algun tiempo
Darle la segunda parte
De tan estraño sucesso.

durchgeführte Charakter Juana's. Ihre Liebe zu dem unwürdigen Gatten iſt weder Sinnlichkeit, noch Eigenſinn, noch Schwäche: es iſt ein beſonnenes, beharrliches Feſthalten an ihrer erſten Neigung. Der Dichter hat dieſes überall mit großer Sorgfalt herausgeſtellt, und neben dieſem Motiv ſogar jedes andere verſchmäht, welches er ſonſt noch anwenden konnte.

XXI.

Der erſte Faxardo.

(El primer Faxordo.)

Bei der Belagerung von Lorca (in Murcia) klagt **Don Juan Gallego**, wie dieſer Zuname ſelbſt zeigt, ein galiziſcher Ritter von edler Abkunft, gegen den Befehlshaber des Belagerungsheeres, den Grafen Juan **Manuel**, von dieſem noch immer nicht zum Ritter geſchlagen worden zu ſeyn. Der Graf entgegnet ihm, dieß ſey bisher darum nicht geſchehen, weil er gewünſcht habe, **Don Juan**, durch ſeine Abkunft ſchon Ritter, möge die Ehre des Ritterſchlages durch eine eigene ausgezeichnete Kriegsthat verdienen. Dazu bietet ſich ſogleich eine Gelegenheit. Der Mohr '**Abenalfaxar** fordert den tapferſten der chriſtlichen Ritter zum Zweikampf heraus. Don **Juan** fordert den Kampf für ſich; der Graf bewilligt ihm die Bitte, und verſpricht ihm in Fall des Sieges den Ritterſchlag. Nun ſucht Don **Juan** ſeinen Gegner im freien Felde auf. An baroken, damals aber ſehr ernſtlich gemeinten Rodomontaden, laſſen es beide nicht fehlen. Dann gehen ſie ab, um den Kampf zu beginnen[1]).

---

[1]) *Abe.* Si eres hombre
Oy llevas un monte al ombro.
Juan. ¿Eres tu el monte? *Abe.* ¿Pues quien?
Juan. Yo soy el mundo. *Abe* ¿Tu?

Die mauriſche Prinzeſſin Xarifa klagt in Granada gegen den Gärtner Zulemilla, daß der König aus Eiferſucht ihren geliebten Abindarraez entfernt halte. Sie gibt ihm einen Brief an dieſen, den der König, der ſie überraſcht, ihm abnimmt. Der König befiehlt nun dem Alkalden Zayde, durch Abenalfaxar, oder wer immer an deſſen Stelle das mauriſche Heer in Murcia befehlige, Abindarraez im Treffen den Tod zu bereiten, und überträgt die Beſtellung dem Gärtner Zulemilla.

Don Juan bringt den Kopf des getödteten Abenalfaxar, und beſchreibt in einer dritthalb Columnen langen Erzählung den Kampf. Der Graf verſpricht ihm jetzt den Ritterſchlag und die Großmeiſterwürde des Calatravaordens, und legt ihm den Namen Faxardo bei.

Der Mohr Tarifa, der Nachfolger Abenalfaxars, erhält den Brief des Königs, und iſt bereitet, demſelben in Betreff Abindarraez ohne Weiteres Folge zu leiſten. Er gibt dem Letzteren vorläufig zwei Mohren zur Bedeckung.

Würfelnde Soldaten. Pacheco im Verluſt. Faxardo kommt dazu. Geld hat er dem Verlierenden nicht zu bieten; aber einen Falben. Pacheco verliert auch dieſen, mit Sattel und Zaum, und Steigbügeln. Faxardo verliert vier Mohren — die er erſt fangen muß 2). Doch dazu

---

Juan. Si;
Y pues te tengo en mi
Guardate Alfaxar de un bayben.
Abe. ¡Que bien me sabes honrar!
Que soy monte tan pesado,
Que aunque mundo te has llamado
Te puedo yo hazer tembrar etc.

So geht es durch zwanzig bis dreißig Verſe fort.

2) Dieſe Spielſcenen ſind zu lang, um abgeſchrieben zu werden. Wer ſie inzwiſchen lieſt, wird geſtehen müſſen, daß

findet ſich Rath. Er hebt Abindarraez mit Zulemilla und ſeinen zwei Hütern auf.

Im zweiten Akt ſtellt Faxardo dem Alferez, an welchen er die vier Mohren verloren hat, dieſe zu, kauft aber zwei davon ihm wieder ab, Abindarraez und Zulemilla. Er gibt dem Erſteren die Freiheit, und zwei ſpaniſche Soldaten, Riba und Trillo, zum Geleite.

Der Mohr Ardinel berichtet Faxardo, daß die Alcalden von Baza und Vera ihre Söhne verheirathen, und Alles nur mit der Hochzeitsfeier beſchäftigt ſey. Er erbietet ſich, ihm bei dieſer Gelegenheit Vera in die Hände zu ſpielen. Faxardo bedauert, aus Mangel an Truppen, die eben gegen Portugal verwendet werden, auf den Vorſchlag nicht eingehen zu können; um aber die günſtige Gelegenheit nicht unbenutzt zu laſſen, bekommt er Luſt, in mauriſcher Verkleidung die Braut wegzuſtehlen.

Die mauriſche Hochzeit. Geſang und Tanz. Faxardo, Garcicofre, Pacheco und Zulemilla treten als Mohren verkleidet ein, und führen nach einem Tanze die Braut weg. Die beiden Alcalden wagen es nicht, ihnen nachzuſetzen, um nicht vielleicht in einen Hinterhalt zu fallen. Sie wollen drei abgeſonderte Heerhaufen bilden, um den Befehlshaber von Lorca (Faxardo) in die Enge zu treiben.

Der König Almanzor berichtet Xerifa den Tod des Abindarraez. Sie macht ihm heftige Vorwürfe, und beſchuldigt ihn geradezu des Mordanſchlages und der Feigheit. Da erſcheint Abindarraez ſelbſt. Zugleich übergibt man dem König einen Brief der Alcalden von Baza und Vera. Sie haben ihre Streitkräfte vereiniget, und nach einer hart-

---

Alles, was wir ſonſt Lebhaftigkeit nennen, gegen ihre raſche Bewegung Schwerfälligkeit iſt.

näckigen Belagerung Faxardo gezwungen Lorca zu verlaſſen. Sie verlangen von dem König Unterſtützung, der ihnen viertauſend Reiter ſendet, und den Befehl über dieſe dem Abindarraez überträgt.

Auch Faxardo verlangt von ſeinem König Beiſtand; allein dieſer fordert ihn auf, lieber zu ihm zu kommen, und ihn bei der Eroberung Portugalls zu unterſtützen. So will denn Faxardo Lorca, Baza, und Vera auf ſeine Fauſt wieder erobern, und hofft Murcia's ſich durch Zulemilla zu bemächtigen, der verſprochen hat, ihm ein Pförtchen zu öffnen[3]).

Abzug des Abindarraez mit ſeinen Truppen. Die Geſpielin Xarifa's, Fatima, hat ſich auf den Ruf ſeiner Thaten in Faxardo verliebt, und ſendet ihm durch Abindarraez ihre Grüße.

Faxardo hat Murcia glücklich in ſeine Gewalt bekommen, und einen gewiſſen Laſa zum Alcalden eingeſetzt. Dieſer verweigert jetzt ihm und dem König die Stadt. Faxardo kommt nun allein nach Murcia, um den Verräther zur Rechenſchaft zu ziehen. Garcicofre ſtellt ihm vor, wie tollkühn es ſey, allein ſich in die Hände eines Verräthers zu geben, dem ein zahlreicher Heerhaufen zu Gebote ſtehe; allein vergebens[4]). Bei der Zuſammenkunft ſchlägt er ihm vor, ſie wollten ſich verſöhnen, und ihre Streitkräfte vereinigen. Als ihn Laſa jetzt umarmt, ſtößt ihm Faxardo den Dolch in die Bruſt. Er redet darauf zu den Soldaten Laſa's, die zum Gehorſam gegen ihn und den König zurückkehren[5]). Dieſer aber hat auf die Verläumdungen Laſa's den Ventiquatro Gonzalo de Saavedra von Sevilla abgeſchickt, um Faxardo gefangen zu nehmen.

---

[3]) Um in die Stadt zu kommen, gibt er vor, von Foxardo, dem königlichen Schreiber, beraubt und verwundet worden zu ſeyn. »Biſt du verwundet?« — »Ja, Herr.« — »Wo?« »Hier.« — »Hier iſt keine Wunde.« — »Sie iſt inwendig.«

[4]) — — — Vieneas solo contra un hombre
Que tiene tanto esercito.
Fax. Pues esse es el valor.

Faxardo übergibt im dritten Akt dem Ventiquatro ſeinen Degen, entſchuldigt ſeinen Ungehorſam gegen den König, und betheuert ſeine unwandelbare Treue; **Saavedra** hingegen verſichert ihm, daß der König, wenn er genauer unterrichtet ſeyn werde, ſeine Geſinnungen gegen ihn bald ändern werde.

Abindarraez mit ſeiner Heerſchaar. Zulemilla berichtet ihm, daß man Faxardo gefangen nach Sevilla führe[6]). Abindarraez iſt ſogleich entſchloſſen, ihn zu befreien.

---

[5]) An Energie und Gedrungenheit wäre dieſe Rede eines Römers würdig.

¡Hidalgos! detened las alabardas!
Que si a un traydor al Rey he dado muerte,
Quantos le defendays sereys traydores.
Faxardo soy soldados, y os he dado
Mi sueldo tantos años justamente.
Sin que ninguno de mi formo agravio.
Yo gane para el rey la ciudad bella
Adende estays, y en ella puse a Lasa
Para que la tuviesse por su Altesa.
Alzose, y fue traydor, dile el castigo
Y si vosotros su opinion seguistes
Yo ganere perdon para vosotros
Y quedarea por buenos y leales.

[6]) Als Probe des Jargons, in welchem Zulemilla durchaus ſpricht, mag ein Theil ſeiner Erzählung hier ſtehen.

Deser que el Rey nojado con los Caydes
De Murcia e Lorca embiar con tres mil hombres

Abindarraez hat Faxardo ſeiner Bedeckung mit Gewalt entriſſen und ihn nach Granada gebracht, wo er von dem König mit der größten Auszeichnung aufgenommen wird. Nun kömmt endlich auch die Liebesangelegenheit Fatima's gehörig in Gang. Xarifa und Fatima ſprechen Abindarraez und Faxardo vom Balkon. Der König und Zayde, der Fatima ebenfalls liebt, belauſchen ſie. Der König fragt jetzt Faxardo, was er thun würde, wenn ſein König ſich um ſeine Geliebte bewürbe. Dieſer antwortet, er würde ſie ihm abtreten; ſetzt aber hinzu, daß eine ſolche Großmuth dem König gegen ſeinen Vaſallen noch beſſer anſtehe; wobei er ihm aus dem Vorrath ſeiner klaſſiſchen Gelehrſamkeit das Beiſpiel Scipio's und Alexander's citirt. Das thut, wie begreiflich, auf den König eine ſchlagende Wirkung. Er verſpricht, die Verbindung des Abindarraez mit Xarifa nicht weiter hindern zu wollen: ſo wie Faxardo ſelbſt Fatimen zu Gunſten Zayda's aufgeben will.

König Enrique iſt nach Murcia gekommen, wo ſeine Geſinnung gegen Faxardo durch Garcicofre, Pacheco und den Großmeiſter des Ordens von St. Jago gänzlich umgeſtimmt wird. Er befiehlt, ihn nach Murcia zu rufen.

Zulemilla erzählt in ſeinem Jargon einem Soldaten Faxardo's die Vermählung der beiden Paare, und daß der König mit Faxardo Schach ſpiele. Ein Vorhang wird

---

Faxardo un Ventiquatro de Sevilla
Que llamiar Gonzalo Sayabedra
E quo querer prender a si y a Losa
Yo le dezir que Lasa estamos morta
Y quo tu ser honrado, y muy bien galgo,
Y que mentir como beliaco poto
El que decilde al Rey mal de mi amo etc.

aufgezogen, und man ſieht dieſes, wobei eine — ohne Zweifel alte — Romanze geſungen wird [7]. Faxardo verliert an den König Lorca. Als dieſer ſich ſeines Vortheils freut, ſagt ihm Faxardo gereizt, er werde die Stadt nimmermehr in ſeinen Beſitz bringen, wenn er ſie nicht erobere: da ſie von tapfern ſpaniſchen Rittern vertheidigt werde. Almanſor beſänftigt ihn, und gibt ihm achttauſend Reiter, um ſeine verlornen Beſitzungen wieder zu erobern. Abindarraez und Zayde, Xarifa und Fatima verſprechen, ihn zu begleiten.

Der König Enrique auf der Jagd. Abindarraez ſprengt heran, und verkündet dem König, daß Faxardo mit ſeinem Heere in der Nähe ſey, und, von wenigen Perſonen begleitet, vor ihm erſcheinen wolle. Man räth dem König zu fliehen: allein er vertraut auf Faxardo's Treue.

Faxardo erſcheint in Begleitung ſeiner mauriſchen Freunde und ihrer Geliebten in der Kleidung mauriſcher Ritter, vor dem König ohne Degen. Der König erkennt ſein Unrecht; gibt ihm ſeinen Degen zurück, vermählt ihn mit der Tochter des Großmeiſters von St. Jago, und beſchenkt ihn, ſeine Freunde, und den treuen Zulemilla auf das reichlichſte.

---

[7] Jugando estava el Rey Moro
En rico alxedrez un dia
Con aquese gran Faxardo
Por amor que le tenia.

Faxardo jugava a Lorca
Y el Rey jugava a Almeria;
Que Faxardo aunque no es Rey
Jugava quatro y seys villas.

Mucho holgaba al rey de ver
Que Faxardo no tenia,
Adonde guardar su rey,
Qual si fuera de Castilla etc.

An hervorſtechenden Einzelnheiten, an prägnanten Schönheiten der Erfindung und der Darſtellung, und an glänzenden poetiſchen Stellen ſteht das gegenwärtige Drama mehreren anderen Lope's unſtreitig nach: und ſelbſt in der Diction iſt hin und wieder etwas von luxirendem Überfluß, und dann wieder von Mangel an Glanz und Energie zu ſpüren. Und dennoch, trotz dem, und trotz den mitunter etwas loſe, und ohne beſondere Kunſt zuſammengereihten Scenen, welch ein wahres und anziehendes Gemälde aus der ſpaniſchen Geſchichte liefert uns nicht dieſes Drama! Dieſe kecke Miſchung von ritterlichem Muth und verwegenem Selbſtgefühl; von edlem Trotz und hingebender Loyalität, von der unbefangenſten Anerkennung des Heldenmuthes bei dem Feind und von feſter Treue gegen die Freunde iſt immer ſicher, Theilnahme zu gewinnen und feſtzuhalten: und in ihrer Darſtellung liegt die befriedigende Einheit der Compoſition, die uns den Mangel jeder anderen Einheit vergeſſen läßt.

Wie ſo häufig, hat Lope auch hier nach den Überlieferungen der Chroniken aus Romanzen gearbeitet. Der Einfluß der hiſtoriſchen Romanze, wie ſie ſich bei den Spaniern entwickelte, in ihrer Rückwirkung auf das edelſte und ſtolzeſte Nationalgefühl — eine Rückwirkung, die bis auf die neueſte Zeit vorgehalten hat — iſt nicht zu berechnen: und mußte um ſo größer ſeyn, wenn Dichter, wie Lope, ſich der poeſchen Elemente der unter dem Volk theils verklungenen, theils noch fortlebenden Romanzen bemächtigten, um ſie in dramatiſcher Geſtaltung friſch wieder aufleben laſſen.

Daß die hiſtoriſche Romanze nie ſo, wie bei den Spaniern, bei uns in Schwung kam, iſt ein Unglück; daß unſre dramatiſche Poeſie ſich der ihr von der Sage und der Geſchichte gebotenen Elemente zur Erhebung und Begeiſterung des Nationalgefühls — eingerechnet den theilweiſe traurigen Unterſchied zwiſchen der ſpaniſchen und deutſchen Geſchichte — ſo wenig zu bemächtigen wußte, iſt ein Unglück, ein Ungeſchick, ein Mißgriff, oder wie man es ſonſt nennen will; für jeden Fall aber eine Schmach!

Iſt es noch Zeit, um das Verſäumte nachzuholen, oder iſt es zu ſpät dazu? Faſt fürchte ich das Letztere.

XXII.

Wittwe, Frau und Mädchen.

(Vinda, Casada y Donzella.)

Wittwe, Frau und Mädchen wird Clavela, eine valencianiſche Dame, die ſich gegen den Willen ihres Vaters mit Feliciano, einem armen Edelmann, vermählt hat, dadurch, daß ein verſchmähter Liebhaber, Liberio, von einigen Freunden begleitet, in der Hochzeitnacht ſelbſt, bewaffnet in das Haus der Neuvermählten einbricht. Bei dieſem Strauß nun tödtet Feliciano den Bruder Liberio's, Alberto. Er iſt gezwungen zu fliehen, und trifft an der Küſte ein Schiff, das eben im Begriff iſt unter Segel zu gehen.

Der zweite Akt beginnt mit einem Seeſturm. Das Schiff, auf dem ſich Feliciano befindet, ſcheitert. Er und ſein Diener Celio retten ſich jeder auf einer Planke. Vier mauriſche Seeräuber landen, um Waſſer einzunehmen. Bei der Frage, wer er ſey, geräth Feliciano auf den Einfall, ſich für einen Arzt auszugeben, und der Anführer, Haquelme, darüber in das größte Entzücken. Er beſitzt eine aufs äußerſte geliebte Sklavin, die er einem andern Mohren entriſſen hat, und die fortwährend kränkelt; wie er glaubt, in Folge der Verwünſchungen und der Zauberkünſte des Gekränkten. Nun hofft er dieſelbe um ſo ſicherer hergeſtellt zu ſehen:

da ihm Feliciano einen überraſchenden Beweis ſeines außerordentlichen Scharfſinnes gegeben, und aus ſeinem Pulſe auf der Stelle errathen hat, daß er verliebt ſeyn müſſe [1]. Nach einer Zwiſchenſcene, in welcher Clavela durch ihren Vater die falſche Nachricht von Feliciano's Tod erhält, und darüber verzweifeln will, finden wir dieſen im Hauſe Haquelme's mit der Heilung der ſchönen Sklavin beſchäftigt. Er ſpielt den mediziniſchen Charlatan, wenn nicht mit großer Geſchicklichkeit, doch mit großer Dreiſtigkeit [2]. Der

---

[1] *Fel.* Este pulso es accidente.
Haq. ¿De que Christiano.
Fel. De amor.
Haq. Echarme quiero a tus pies
Medico sin duda es etc.

[2] *Fel.* — — — — — — —
Yo le dare la salud,
Que agora ves, que le falta.
Haq. O Español, tu ciencia es alta,
Y devina tu virtud.
Fel. Dexa hazer a Feliciano.
Haq. En tu mano esta mi bien.
Fel. Aristoteles tambien
Llama instrumento a la mano.
Essa aguda calentura
Que tuvo con sudor frio
Menguando entonces el brio
De su divina hermosura,
Muerte le pronosticava.
De Hypocrates fue aforismo
Que cessando el sudor mismo
El mismo calor se acaba.
Ya tado aquello cesso,
Y ay falta de alegria,
Porque esta melancolia

Mohr iſt darüber vor ſprudelnder Freude außer ſich; beſonders da Fatima jetzt ſelbſt erſcheint. Sie verlangt ihren Arzt allein zu ſprechen. Sie entdeckt ihm nun in möglichſter Kürze, daß ſie ihn liebe; und Feliciano entſchließt ſich eben ſo kurz, die Gelegenheit zu benützen, um mit ihrer Hülfe in ſein Vaterland zu entkommen. Sie beſiegeln ihre Übereinkunft durch eine vorläufige Umarmung, die von dem Sklaven Tarife belauſcht wird. Da Feliciano dieſen weglaufen ſieht: ſo wird ihm vor der Eiferſucht des Mohren bange; aber die ſchlaue Fatima heißt ihn ganz ruhig ſeyn, da ſie die Sache ohne Mühe auf das Gleiche zu rücken hofft. Tarife erſtattet ſeinen Bericht, dem Haquelma keinen Glauben beimißt. Zuletzt inzwiſchen ſcheint ihm die Sache doch ein wenig bedenklich. Er verbirgt ſich in einem Pavillon, um Fatima und Feliciano zu belauſchen. Aber der ſchlaue Haquelme hat gut Verſteckens ſpielen; die noch ſchlauere Fatima ſieht unter den Franſen des Vorhangs ſeine Füße; und nun wird es ihr leicht, im Verein mit Feliciano ihn deſto ſicherer zu betrügen. Haquelma iſt vor Freude über die Zuneigung Fatima's und die Treue ſeines Wunderarztes ganz außer ſich. Zum zweiten Male faßt er Verdacht, und wird zum zweiten Male zur Hälfte um ſeinen Verdacht betrogen: ſo daß das Gelingen des Entkommens ſehr zweifelhaft bleibt.

Del mismo mal procedio.
No hay tanto conocimiento
De yervas alla en España;
Que algunos piensan, que daña
Su falso conocimiento.
Levinio un grave Doctor
Trata esta materia bien;
Virgilio dice tambien etc.

Die Flucht gelingt demungeachtet. Im dritten Akt finden wir Feliciano, Celio und Fatima auf dem Wege nach Valencia. Feliciano entdeckt jetzt der Getäuſchten, daß er vermählt ſey, und räth ihr zu ſchweigen, und ſich in Geduld zu faſſen, wozu ſie ſich, da ihr nichts Anderes übrig bleibt, und Celio ſie im Gegenfall zu ermorden droht, auch bequemt. Später entſchließt ſie ſich, mit der Hälfte der mitgenommenen Edelſteine Celio zu heirathen.

Clavela entſchließt ſich, von ihrem Vater und von Feliciano's Bruder gedrängt, Liberio ihre Hand zu geben. Man pflanzt die Hochzeitfackeln in dem Augenblick vor das Haus, wo Feliciano, Celio und Fatima davor anlangen. Vermummt mengen ſie ſich nun unter die Hochzeitgäſte, und verweilen auch dann noch, als dieſe ſich entfernt haben, und man ſie ſich ebenfalls entfernen heißt. Jetzt entdeckt ſich Feliciano: und damit hat die hübſche Geſchichte ein Ende.

Auch aus dieſer kurzen Analyſe wird man abnehmen, daß dieſes Drama zu den ſchwächeren Produktionen des Dichters gehöre. Es hätte alſo füglich wegbleiben können; wird man meinen. Das konnte es allerdings, wie viele andere ſeiner Compoſitionen, eben ſo ſchwache, und, aus beſonderen Gründen, auch beſſere weggeblieben ſind. Inzwiſchen ſchien mir gerade dieſes Drama geſchickt, eine Probe von den erſteren zu geben: weil eben ſeine ſchwachen Seiten die ſtarken Seiten der Poeſie Lope's auf das Deutlichſte herausſtellen. Wer die letzteren hinreichend kennen gelernt hat, wird leicht einſehen, wie viel dieſes Stück, wenn es gleich ſchon ſeiner Anlage nach wenig geeignet war, eine vorzügliche Stelle einzunehmen, gewinnen konnte, wenn er die Stränge ein wenig feſter anzog, und minder läßig arbeitete, als er hier unſtreitig gethan hat. Auch durch die bloße Lebendigkeit und Raſchheit des Dialogs, und die Kraft der poetiſchen Diction, wie man ſie bei Lope faſt immer findet, konnte das Stück um die Hälfte beſſer werden, als es iſt, und uns den Mangel einer prägnanten poetiſchen Intention, und eigenthümlicher, ſcharf gezeichneten Charaktere, wenn nicht ganz, doch mindeſtens zum Theile vergeſſen laſſen.

XXIII.

Die Rache der Guevara's.

(El principe despeñado.)

Die beiden Brüder Don Martin und Don Ramon de Guevara bekämpften ſich nach dem Tode des Königs Garcias von Navarra, als die Häupter zweier Parteien, deren eine den Bruder des verſtorbenen Königs auf den Thron erheben wollte, die andere aber die Anſprüche des ungebornen Sohnes desſelben vertheidigte. Man hört beim Beginn des Stückes das wilde Geſchrei der Streitenden hinter den Couliſſen 1). Als ſie auftreten, führt Don Martin die Sache Sanchos; Ramon die des ungebornen Prinzen. Der Letztere ſieht ſich gezwungen, nachzugeben. Er wirft ſeinem Bruder und den Anhängern desſelben niedrigen Eigennutz vor. Der Himmel werde das Unrecht, das er begehe, rächen, und ihn zwingen, bei ihm (Don Ramon) Zuflucht

---

1) Dabei die Wortſpiele mit Sancho, ensanchar, und ancho.

D. Mart. ¡Sancho es Rey! *D. Ram.*
¡No lo ha de ser!
Aunque se ensanche Sancho.
D. Mart. ¿Porque quieras deshaser
A Sancho¿ *D. Ram.* Porque es tan ancho
Que ha de estrechar mi poder.

und Schutz zu ſuchen[2]). Er ſelbſt will Navarra verlaſſen, und nach Frankreich gehen. Er fordert die Theilnehmer ſeiner Partei auf, ihm zu folgen; allein ſie finden es ſämmtlich gerathener zu bleiben, und bitten Don Martin ihrer früheren Geſinnungen bei dem neuen König nicht in Ungunſt zu gedenken.

---

[2]) Vil interes os provoca
Y no quiero replicar
A resolucion tan loca.
Reyne Sancho, pues quereys,
Y vosotros y mi hermano,
Por cosa cierta tendreys,
Que yo no besare su mano
Aunque a Navarra me deys.
Mas mira lo, que te advierto,
Don Martin, que ha de querer
Dios, que este mismo concierto,
Tanto mal te venga a hazer,
Que quedes infame o muerto;
Porque te ha de castigar
Querer a un angel quitar
Deste Reyno la corona,
Por darla quiza a persona
Que no vos la sabra pagar.
Y sino viniere el dia
En que desto te arrepientas
Con infamia tuya y mia,
Dime estas mismas afrentas
Con esta misma porfia
Que espero, que te has do ver
Tan pobre y tan abatido,
Que vengas a conocer
Que mejor hubiera sido
Dexar este sol nacer.
Voyme a Francia, donde espero
Que alguna dia buscaras
Mi amparo.

Don **Sancho** wird als König anerkannt, und vertheilt an ſeine Anhänger Würden und Begünſtigungen; vor Allen an Don **Martin**. Unter dem Geräuſch der Trompeten und Glückwünſchungen tritt die ſchwangere Königin **Elvira** auf. In einer langen Rede führt ſie die Sache ihres ungebornen Kindes, und fordert **Sancho** und die Vaſallen des Reiches auf, die Rechte desſelben zu ehren[3]). Der König antwortet ihr anfangs mit Mäßigung, und mit der Verheißung ſeines Schutzes; ſo jedoch, daß Trotz und Drohung in ſeiner Rede durchblicken. Die Königin bleibt allein zurück. Sie beklagt ihr Schickſal, und ermuntert ſich ſelbſt zum Starkmuth und zum Vertrauen auf den Beiſtand des Himmels. Ein Pförtner entdeckt ihr, man gehe damit um, ſie zu tödten, oder ins Gefängniß zu ſperren. Sie möge in die Gebirge fliehen; er wolle ihr zur Flucht behilflich ſeyn[4]).

---

[3]) Auch dieſe Rede ſcheint mir Bruchſtücke aus alten Romanzen zu enthalten: obwohl ich ſie nicht nachweiſen kann. Z. B. gleich den Anfang:

Caballeros bien nacidos
Generosos hijosdalgo,
Reliquias de aquellos godos
Por el mundo celebrados:
Valerosos defensores
Del nombre de Christo santo,
Vitoriosos en mil partes
De exercitos Africanos:
Y por dezir mucho con poco,
O Cavalleros Navarros,
Que basta solo este nombre
Para nombre eterno daros etc.

[4]) Was ſind alle Bienséances der poetiſchen Diction gegen die beiden Verſe, mit welchen ſie ſich auf die Flucht begibt!

Der Hirt Danteo verwünſcht in einer langen Rede ſeine Geliebte, Eliſa, die, von ihrem Vater gezwungen, auf dem Punkte ſteht, dem Hirten Fileno ihre Hand zu geben. Vergebens verſichert ſie ihn ihrer Liebe; er entfernt ſich. Was kann ſie nun Anderes thun, als den Liebesverſicherungen Fileno's, ſo poetiſch ſie auch klingen, ebenfalls das Ohr verſchließen, um jenem nachzuziehen.

Die Königin tritt in einer wüſten Gebirgsgegend in dürftiger Kleidung auf. Sie beklagt ihr trauriges Schickſal, das ihr eine Höhle als Zufluchtsſtätte verſage, die jedem Thiere des Feldes gegönnt ſey[5]). Sie wird von Geburts-

---

¡Hijo! no os hagais pesado,
Que avemos de caminar.

[5]) !Compañera soledad
De la desdicha, en que vivo!
Monte nevado y altivo
Tened de mi piedad.
!Arboles de varios nombres
Por donde mi mal me lleva,
Oydme, para que os mueva
La, que mueve a los hombres.
Reyna fui de gran linaje,
Naci en mundo, en el vivi
Con gran dolor, veysme aqui
Que muero en humilde traje.
Huyendo la embidia vengo,
La soverbia y ambicion,
Porque sepays, quales son
Los enemigos, que tengo.
A qual tan triste muger,
Perdida en tu despoblado,
Una cueva le has negado
Donde se pueda esconder;
Madre tierra, que a estas cuevas
De peñascos disyguales

ſchmerzen überfallen, und Danteo, der ſie ſo an eine Ulme gelehnt antrifft, führt ſie weg, um ſie auf das nahe Schloß der Donna Blanca, der Gemahlin Don Martins, zu bringen.

Donna Blanca im Geſpräch mit dem Alcalden des Dorfes, Briſeno, Eliſa's Vater. Er klagt über den Starrſinn ſeiner Tochter, und wird weggeſchickt, um dieſe herbeizuholen. Fileno bittet die Gebieterin ebenfalls um ihre Verwendung. Donna Blanca redet der ſtörriſchen Eliſa zu, ſich für Fileno zu entſcheiden, die ſich eine Bedenkzeit ausbittet. (Alles das wird in einigen ſehr kurzen Scenen abgemacht.) Die weiteren Verhandlungen werden durch das Erſcheinen Danteo's unterbrochen, der den neugebornen Prinzen, in ſeinen Mantel gehüllt, herbeibringt. Er erzählt, wie er zu dem Kinde gekommen, und daß die Gebärende ſich ſo weit erholt habe, um ihm folgen zu können. Donna Blanca iſt ſogleich willig, ſie aufzunehmen, und eilt ihr mit den Übrigen entgegen.

Im zweiten Akt treten zuerſt Fileno, Danteo und

Acoges mil animales
Mil aspides y culebras:
¿Porque me has negado a mi
Lo, que a un animal le das?
Mas presto me acogeras,
Y sero resuelta en ti.
!Valgame Dios! que dolores
Siento tan rezios! ¿que es esto?
!Triste de mi! si en el puesto
Hubiesse algunos pastores.
¡Virgen del parto! mirad
Que la noche de Belen
No hallavades vos tambien
Casa huesped, ni piedad.
¡Señora! doleos de mi!

Briſeno auf, welche die Königin überall geſucht, und nicht gefunden haben. Am untröſtlichſten iſt Danteo, der über die Unbekannte, zu deren Hebamme ihn der Zufall gemacht hat, ſein Mißgeſchick bei Eliſa zu vergeſſen gedenkt.

Der König jagt mit ſeinem Gefolge in der Gegend des von Donna Blanca bewohnten Schloſſes. Er iſt ebenfalls wegen Elvira's Flucht in Unruhe, und vermuthet, daß ſie dieſelbe mit Don Ramon's Hülfe bewerkſtelliget habe. Während er ſich darüber mit den Seinigen unterredet, naht ſich, von Muſik, Donna Blanca, Fileno, Briſeno, Eliſa und Danteo begleitet, der Taufzug. Der König wird bei dem Anblick Blanca's ſogleich von einer heftigen Leidenſchaft für ſie ergriffen. Ariſta, einer von den Begleitern des Königs, erforſcht zuerſt Blanca's Stand und Namen; dann redet der König ſie ſelbſt an, wobei das Wortſpiel mit Blanca als Frauenname, und Blanca einer Münze, zur Ungebühr, jedoch nicht ohne Feinheit benützt wird. Donna Blanca ladet den König auf ihr Schloß ein; allein er will Mitpathe ſeyn, den Taufzug in die Kirche begleiten, und dem Knaben ſeinen Namen geben, dem es Briſeno weisſagt, er werde einſt König ſeyn.

Die Königin Elvira flieht vor einem ganz in Felle gekleideten Manne, der niemand Anderer iſt, als Don Ramon. Sie erzählt ihm jetzt, wie ſie, ſobald ſie gehört, daß die Dame, zu der man ihr Kind gebracht, die Gemahlin Don Martins ſey, ihre Kräfte zuſammengerafft, um tiefer ins Gebirge zu fliehen, und wie ſie ihr Leben auf dieſe Weiſe bisher gefriſtet habe *). Er ſchlägt ihr vor, mit ihm nach Frank-

---

*) !Ay, Conde! en cuyos brazos descansaron
En este punto mis amargas penas,
Matarme los traydores intentaron
Que pude huyr de su cuchillo apenas!

reich zu fliehen: allein ſie will ſich nicht von der Gegend trennen, in welcher ihr Kind lebt.

Der König iſt noch unentſchloſſen, ob er ſeiner Leidenſchaft für Blanca nachgeben, oder um Don Martin nicht undankbar zu kränken, ſie bezwingen ſoll. Die Leidenſchaft überwiegt. Don Martin kommt, um für ſeine Gemahlin die Ehre des Handkußes zu erbitten. Der König antwortet ihm, wichtige Angelegenheiten erlaubten ihm nicht, Donna Blanca jetzt zu ſehen, und gibt vor, Nachricht zu haben, daß Don Ramon ein franzöſiſches Heer nach Navarra ziehe. Don Martin reißt ſeinen Dolch aus der Scheide. »Ich will mir mit dieſem Dolch die Adern aufreißen, ruft er, »und du ſollſt ſehen, daß nichts von dem Blute meines Bruders in ihnen iſt, und daß ſie voll von heldenmü-

---

En fin aquestos montes me guardaron
Y estas campañas de maleza llenas,
Donde he parido en el rigor del cielo
El heredero dal Navarro suelo
Pero como quedasse desmayada,
Un pastor me llevo a una cierta aldea,
Donde esta Donna Blanca aposentada
Porque mi mal de mas peligro sea;
Desperte de dolor, oime turbada
¿Qien hay, que mi valor entonces crea?
Metime entre dos peñas solas frias,
Adonde estuve sin comer dos dias.
Entro donde yo estaba un osso fiero,
Y entre ellas deritando una colmena,
Codicioso bolvio al lugar primero:
Rompiola; hallela de sustento llena,
Que las abejas con susurro fiero
Siguieron el ladron, que la miel lleva;
Metila en una fuente, y este ha sido
Despues, Conde, el sustento, que he tenido etc.

thiger Treue für dich ſind [7]). Der König übergibt ihm den Befehl über ſein Heer; beſticht aber gleich darauf einen alten Eſcudero Blanca's, ihm in der Nacht den Eintritt in das Schlafzimmer der Letzteren zu öffnen.

Nun folgt eine Zwiſchenſcene zwiſchen Eliſa und Danteo, der ſeiner früheren Geliebten jetzt unverhohlen geſteht, daß er nicht mehr ſie, ſondern die Fremde liebe. Die Königin erſcheint auf einem Abhang eines Berges. Sie weiſet Danteo, der zu ihr emporklimmen will, zurück, und erfährt von ihm, daß ihr Sohn auf Blanca's Schloß erzogen werde.

Der Eſcudero führt den König vor das Schlafgemach der Gemahlin Don Martins. Auf das Geräuſch, das der in ſchweren Schuhen gekommene, und nicht allzuleiſe auftretende Beſucher macht, tritt Donna Blanca im Nachtkleid aus ihrem Schlafgemach. Sie wirft dem König mit Unwillen ſeine Verwegenheit, und ſeinen Undank gegen ihren Gemahl vor. Dieſer jedoch iſt, wie er ſagt, entſchloſſen die Rolle des Tarquinius zu ſpielen, wenn auch Donna Blanca dann Lucrezia ſeyn wolle [8]).

---

[7]) Sabe Dios, si me lastime
El ver, que contra ti viene
Hombre de mi sangre assi;
Mas porque te satisfaga
Sacare con esta daga
La, que del hubiere en mi:
Y rompiendome las venas
Veras con hazañas altas,
Que estan de su sangre faltas
Y de mis noblezas llenas.
D. San. Tente Guevara famoso
Dexa la daga etc.

[8]) *Rey.* ¡Vive Dios! si me desprecia
Tu amor, que haga un desatino;

Don Martin tritt in ſein Haus. Er findet alle Wände, alle Treppen, mit ſchwarzem Tuch bekleidet; den Garten verwüſtet. Eines großen Dichters würdig iſt die Kunſt, mit welcher Lope dieſe Scene behandelt hat. Weder der Herr, noch der Diener wagen es, an die zufällig erſcheinenden Perſonen eine Frage zu richten. Das Bange einer unheimlichen Ahnung iſt hier erſchöpft[*]). Eben ſo vortrefflich ſind, ein

---

Dexame aqui ser Tarquino,
Y seras despues Lucrezia.

[*]) *D. M.* Si acaso por mi le ha puesto,
Por alguna falsa nueva,
Entra, informate de presto.
Cel. ?Como quieres, que me atreva
D. M. Valame Dios, ¿que es aquesto?
No veo una pared blanca,
Ni en casa verde me alegro.
Cel. Hasta las yervas arranca.
D. M. ¿Como hay tanto luto negro
Si no es muerta Donna Blanca.
Cel. Mira, señor, el jardin
Todo arrancado y deshecho.
D. M. ¿Pues el jardin, a que fin?
Mas si por mi fin lo has hecho
Pon a tus tristezas fin;
Vivo es Don Martin mi bien.
Cel. Alli va la Camarera
Llena de luto tambien;
¿Quieres, que la llame
D M. Espera
La voz y el paso deten,
— — — — — —
— — — — — —
Temblando estoy, y no puedo
Llegar a ver lo, que es:
Tan elado, Celio, quedo
Que parece que los pies

paar kleine Flecken abgerechnet, die beiden Scenen, wo Blanca im Trauerkleid ihm entgegen kommt, und ihm ihre Beſchimpfung erzählt; und jene, in welcher der Graf dieſe zu rächen ſchwört[10]). Blanca reißt am Schluß ihrer Erzählung ihrem Gatten den Dolch aus dem Gürtel, um ihn

---

Me tiene asidos de miedo.
Luto tiene etc.

[10]) Gleich der Anfang der erſteren Scene:

D. Bl. Dexame echar a las pies.
D. M. La voz de mi Blanca es;
Y el luto y la compostura
Es de mi negra ventura.
?Quien eres. *D. Bl.* Muger ¿no ves?
D. M. ¿Cuya? *D. Bl.* Tuya solia ser.
D. M. ¿Blanca mia? *D. Bl.* Menos valgo,
De lo, que solia valer.
D. M. ¿Assi sales? *D. Bl.* Assi salgo
D. M. Assi me vienes a ver?
¿Quien se ha muerto. *D. Bl.* ¡Ay, Señor.
D. M. Salios todos alla.
¡Tantos paños de dolor,
Quando tu bien vivo esta.
¿Quien es el muerto? *D. Bl.* ¡Tu honor!

Dieſe halben, den Augenblick der Entdeckung verzögernden, oder vielmehr ihn mit ſcheuer Beklemmung hinhaltenden Fragen und Antworten, und endlich das Wegſenden aller Zeugen ſind hier von der größten Wirkung. Ganz lächerlich ſind dagegen ein paar andere Stellen. Am Schluß von Blanca's Erzählung:

Y con su fuerza y fiereza
Cayandosele en la cama
Mal cumplia, y al fin cumplio
Su desseo.

Und in Don Martins Monolog:

— — — — — lobo cruel
Que de mi cordera blanca
Manchó la piel.

ſich in die Bruſt zu ſtoßen: ſinkt aber ohnmächtig zu Boden, eh ſie die That vollbringen kann. Der König und Ariſta. Seine That reut ihn; er erkennt ihre ganze Schändlichkeit, und erzittert vor den Folgen. Die doppelſinnige Art, auf welche der beleidigte Gatte, der ihm Bericht zu erſtatten kommt, über ſeine Entehrung durch dieſen Feldzug ſpricht, vermehrt des Königs geheime Beſorgniſſe. Ariſta macht ihm Muth, nach Donna Blanca zu fragen; und Don Martin antwortet ihm, ſie ſey für einen Monat auf das Land gegangen. Noch während der Graf gegenwärtig iſt, fordert ein anderer Edler den König auf, nach Peñales auf die Jagd zu gehen: indem dort eine neue Art ſeltſamer Thiere ſich gezeigt habe, die, in rauhe Felle gehüllt, eine Ähnlichkeit mit Menſchen hätten, und ſogar menſchliche Töne von ſich gäben. Der König willigt ein; und der Graf beſchließt ſogleich: dieſe Gelegenheit für ſeine Rache zu benützen.

Eliſa bewillkommt die Gräfin, und ängſtigt ſie durch ihre unſchuldigen Fragen und Vermuthungen. Danteo und dann Briſeno bringen die Nachricht von der Jagd des Königs.

Don Ramon flieht in Thierfellen über die Bühne, von ſeinem Bruder mit geſchwungenem Jagdſpieß verfolgt. Die Brüder erkennen ſich. Don Martin erzählt dem Bruder die Beſchimpfung ſeiner Gemahlin; dieſer die Rettung der Königin und ihres Kindes [11]). Sie kommen überein, daß Ramon den König auf einen Felſen locken, und Martin ihn von dort in den Abgrund ſtürzen ſoll. So geſchieht es. Der König wird hinter den Couliſſen vom Felſen geſtürzt. Don Martin verſchweigt den herbeieilenden Rittern, daß er das Opfer ſeiner Rache geworden [12]).

---

[11]) Dieſe ganze Scene iſt mit einer durchaus muſterhaften Präciſion ausgeführt.

[12]) *Despeñan al Rey dentro, y dice*

Der Graf, der gegen das in ſeinem Hauſe erzogene Kind der Königin einen Widerwillen empfindet, weil es die erſte Veranlaſſung zur Annäherung des Königs an ſeine Gemahlin geweſen war, hat befohlen, den Knaben auszuſetzen. Als die Diener, denen dieſes aufgetragen iſt, die Königin in ihrer Kleidung aus Thierfellen den Berg herabkommen ſehen, entfliehen ſie, und laſſen den Knaben zurück. Die Königin findet ihn, und in der Meinung, eine andere Unglückliche habe ihn in dieſer Wüſte geboren, nimmt ſie ihn bei der Erinnerung an ihr eigenes Mißgeſchick mitleidig an ihre Bruſt, um, da ſie Jäger nahen hört, nach dem Dorfe zu fliehen [13]). Vier Ritter bringen den Leichnam des getödteten Königs, den ſie Don Martin, bis der Sarg fertig ſey, auf das Bett ſeiner Gemahlin legen heißt [14]). Blanca's Unſchuld und Fleckenloſigkeit wird von beiden Brüdern anerkannt. Zuletzt erſcheint die Königin mit dem Knaben, dem jetzt von Allen, als rechtmäßigem Könige gehuldiget wird.

Daß in dem Stoffe, welchen das hier analyſirte Drama behandelt, alle Elemente zu einer regelmäßigen Tragödie lie-

---

D. M. ¡A Rey Don Sancho! *D San* ¿Al Rey, traydor villano?
¡Jesus! Jesus! *D. Ram.* ¡O valeroso hermano!

[13]) Alsaos nino del suelo,
Que pues el, que yo pari,
Algun tiempo se vio assi,
Que os lo pague quiere el cielo.
Y bien tengo yo, que os dar
Que a muy buen tiempo venis:
Parece, que lo pedis
Aunque no sabeys hablar.

[14]) — — — — Caballeros
Passad el cuerpo adelante
Y echalde sobre la cama
De Donna Blanca etc.

gen, bedarf keines ausführlichen Beweiſes. Ihn ſo zu geſtalten, würde allerdings einige Schwierigkeiten haben; allein dieſe wären keineswegs unlösbare. Lope jedoch war es um eine ſolche Tragödie nicht zu thun. Er ſucht die tragiſche, und überhaupt dramatiſche Wirkung nicht in der Entwicklung der Leidenſchaften, und in jener künſtleriſchen Führung einer Fabel, durch die eine tragiſche Idee zur lebendigen Anſchauung gebracht wird; ſondern, ſelbſt wenn er eine tiefere poetiſche Intention mit beſonnener Berechnung verfolgt, zunächſt durch die Situationen. Hier vollends iſt er den Erzählungen oder Klatſchereien der Chroniken, und den Überlieferungen der alten Romanzen Schritt für Schritt gefolgt: was das eigenthümliche Gepräge von hundert kleinen Zügen zur Genüge beweiſet: wenn ſich auch ſeine Quellen ohne die ſpeciellſten Unterſuchungen, und ohne einen Apparat, wie nur eine Bibliothek vom erſten Range ihn liefert, nicht nachweiſen laſſen [15]). Glücklicher Weiſe liegt an dieſen Nachweiſungen nicht ſehr viel. Doch worauf es hier ankommt, liegt vor: daß nämlich der Dichter die ihm von Geſchichte und der Sage gebotenen poetiſchen Momente auf das Glücklichſte zu benützen wußte. Wer das

---

[11]) Der gänzlichen Verwilderung Blanca's und Ramons, wenn ſie auch in jener Zeit, und in jenem rauhen Gebirgslande viel von ihrem Befremdenden verliert, widerſpricht jedoch die Geſchichte; worüber ſich im Stück ſelbſt eine Andeutung befindet.

D. San. Agora en aqueste instante
Me dizes, que vuestro harmano
Viendo, que el Rey Castellano
Le mostro fiero semblante,
Y lo mismo el Rey Leonês,
Baxa, aunque la ofensa
Lleva para su defensa,
Un exercito Frances etc.

nun ſo, wie er, verſteht: dem wird es ſicher bei jedem Publikum gelingen, ſich der allgemeinen Theilnahme eben ſo zu bemächtigen, wie es Lope bei dem ſeinigen gelungen iſt, und bei jedem unbefangenen Leſer aller Zeiten gelingen wird.

XXIV.

Sanct Iſidor von Madrid.

(S. Isidro, labrador de Madrid.)

Don Yvan de Vargas, Don Juan Ramirez, und Don Pedro de Luxan kehren ſiegreich von einem Streifzuge gegen die Mauren zurück. Ihre glücklichen Erfolge ſchreiben ſie zunächſt dem Beiſtand der heiligen Jungfrau zu; und Don Juan Ramirez und Don Pedro de Luxan entfernen ſich, um die errungenen Trophäen, jener im Tempel der Santa Maria de Atocha, und dieſer in der Kirche der Santa Maria del Alumdena niederzulegen.

Der zurückbleibende Don Yvan de Vargas wird von ſeiner Gattin Ines und einigen Dienern mit großer Herzlichkeit willkommen geheißen. Unter den Letzteren erſcheint auch Iſidor. Der ſchlichte und fromme Sinn des treuergebenen Dieners, und die Liebe ſeines Gebieters zu ihm, werden gleich in dieſer erſten Scene herausgeſtellt *).

---

*) *Is.* Señor desis que ha llegado.
Iv. O Isidro. *Is.* Los pies os pido.
Costadome aveis cuydado.
Mi señora doña Ines
De Castilla, vuestra esposa

Er will ſich verheirathen, und erbittet ſich von Don Juan und Ines die Erlaubniß dazu, welche ihm auf das freundlichſte ertheilt wird.

Der künftige Schwiegervater Iſidors, Juan de la Cabeza, freut ſich, für ſeine Tochter einen ſo wackeren Mann

---

Os dira mi amor. *Iv.* No es
Isidro tan nueva cosa
Pura que testigos des.
Is. ¿Como ha ydo por alla?
¿Aveis muerto muchos Moros?
Iv. Castigados quedan ya;
Sus despojos y tesoros
Se quedan Isidro acá.
Is. No ha avido dia, que yo
A Dios no os encomendasse;
Que grande pena me dio
El ver, que el Moro llegasse
Donde jamas se atrevio,
Quando el vuestro antecessor
Grazian Ramirez de Vargas
Vencio al Barbaro Almansor,
Vio este muro sus ardagas
Y sus ropas de color.
Oy dezir a mi abuelo,
Tengalo Dios en su gloria,
Que tuvo Grazian recelo
De perder la gran vitoria
Que le dio entonces el cielo.
Porque hasta el muro llego
La multitud de los Moros,
Que nunca despues se vio.
Mas tal Capitan de coros
De Angeles la defendio,
Que fue la hermosa Maria
De Atocha etc.

gefunden zu haben; was Veranlaſſung gibt, die Frömmigkeit und Wohlthätigkeit Iſidors zu rühmen. Die Braut iſt ſeiner vollkommen würdig; und da Don Juan ſeinem Diener monatlich den hohen Lohn von drei Realen (c. 18 Krtz.) zahlt, das Auskommen des künftigen Paares geſichert.

Bartolo, ein junger, raſcher Mühlknappe, voll unbefangener Fröhlichkeit, erzählt kurz die Niederlage der Mauren und den Einzug der Ritter, und verkündet das Erſcheinen Iſidors und Mariens. Der Erſtere wird von mehreren jungen Burſchen, die letztere von einigen ihrer Geſpielinnen begleitet. Wenige Pinſelſtriche malen uns beider Reinheit *). Juan zählt darauf die Morgengabe

---

*) An Prüderie und Salbaderei muß hier niemand denken.
Ter. No vayas tan vergonzosa
Alza los ojos, Maria;
Est. Isidro, el alva del dia
Nunca salio tan hermosa,
Alza los ojos y mira
Aquel sol resplandeciente.
Lor. Yo os juro, que se contente
Aunque ves, que se retira.
Que no hay en la villa moza
Que con Maria se yguale.
Tad. Ved, con que verguenza sale.
Bart. Risa y plaser me retoza.
Ea, acerquense los dos.
Lor. Anda, Isidro, no seas lerdo,
Habla, rebuelve en tu acuerdo.
Isid. Maria, guardela Dios.
Mar. Y á el le guarde tambien.
Cost. Con que frialdad respondiste;
Dale una buena mirada
Mar. Despues, que este desposada,
Le verá etc.

her *); die Brautleute werden zu Don Juan und Ines geſandt, und des folgenden Tages ſoll die Hochzeit ſeyn.

---

*) Sie iſt durchaus naiv humoriſtiſch gehalten.

Yo te doy primeramente
Mil maravedis en plata
Y en oro *). — — — — —
— — — — — — — — —
— — — — — — — — —
Sin esto te pienso dar
Dos colchones y un gergon,
Y advierte, que nuevos son
Que no te quiero engañar.
No ha diez años, que se hisieron,
Ni seys veses se han lavado.
Seys sábanos de delgado
Lienzo, que en dole me dieron;
Quatro almohedas, y un banco.
Una silla de costillas,
Trevedes, sarten, parillas
Y un paño de manos blanco.
No ha un año que estava entero
Y en toda su perfeccion;
Mal le dê Dios al raton
Que le hizo un agujero.
Dos sárgos de linda mano;
La una tiene â David
Y el gigante, que en la lid
Tendio en el verde llano.
Ella este a medio traer
Porque era el lienzo algo floxo;
Faltale al gigante un ojo
Pero no se echa de ver.
La otra tiene pintada
El prodigo, que diras,

*) cir. vier Thaler.

Der Neid, ein Herz auf der Bruſt, und eine Schlange auf der Schulter, ſteigt aus der Erde, und kündigt ſich als den Gegner des Himmels, und als den Feind Iſidors an, den er zu verderben kommt. Sein Einfluß zeigt ſich in dem Geſpräch Eſtevans, Lorenzo's und Tadeo's welche Iſidors Glück ſämmtlich beneiden. Der Hochzeitzug tritt ein. Don Yvan führt Iſidor; Donna Ines Marien. Sie ſetzen ſich zu Tiſche, und einige Burſche ſingen eine Romanze, während andere tanzend die Arbeiten des Ackerbaues vorſtellen [4]).

Que viendo en la artese estas
Los lechones y el salvado.
Estan con ojos estraños,
Mirando el prodigo esquivo,
Y tan gordos, que a estar vivos
Tuvieras para dos años.
Sin otras cosas assi
Que por menudencias dexo.
Te dare peyne y espejo;
Y por no cansarte aqui
No te digo los vestidos
Y camisas de tu esposa.
Tus camisones es cosa
Que rebientan de polidos etc.

[4]) Sie iſt ſo eigenthümlich und ſo reizend, daß ſie es wohl verdient abgeſchrieben zu werden.

Music. Al villano se lo dan
La cebolla con el pan.
Para que el tosco villano
Quando quiera alborear,
Salga con su par de bueyes
Y su arado otro que tal,
Le dan pan, le dan cebolla

Y vino tambien le dan;
Ya camina, ya se acerca
Ya llega, ya empiesa a arar.
Los surcos lleva derechos;
¡Que buena la tierra está!
Por aca dize al manchado
Y al tostado por alla.
Arada tiene la tierra,
El villano va a sembrar,
Saca el trigo del alforja
La falda llevando va.
¡O que bien arroja el trigo!
¡Dios se lo dexe gosar!
Las aves lo estan mirando
Que se vaya aguardaran.
Junto a las hazas del trigo
No está bien el palomar,
Famosamente ha crecido,
Ya se acerco san Juan;
Segar lo quiere el villano,
La hoz apercibe ya.
¡Que de manadas derriba!
¡Que buena prissa se da!
Quien bien ata, bien desata
¡O que bien atadas van!
Llevandola va a la era
Que gentil parva tendra.
Ya se aperciben los trillos
Ya quiere tambien trillar.
(Ponganse juntos, y baylen con los pies, haciendo que trillan.)
¡O que contentos caminan!
Pero mucho sol les da;

den Mauren abgenommene Fahne. Iſidor tritt in die Kirche, und ſpricht, als jene ſich entfernt haben, ein begeiſtertes Gebeth zur heiligen Jungfrau; eine poetiſche Umſchreibung des engliſchen Grußes. Der Sacriſtan tritt mit einer Kerze in die Kirche, und findet die Fahne. Er will ſie entwenden, um ſich ein Kleid daraus machen zu laſſen. Iſidor redet ihn an. Der Sacriſtan glaubt von ihm belauſcht worden zu ſeyn; eine Vermuthung, in welcher er durch Iſi-

---

La mano en la frente ponen
Los pies en el trillo van.
¡O que gran sed les ha dado!
¿Quien duda, que beveran?
Ya beben, ya se recreen,
¡Brindis! que caliente está.
Aventar quieren el trigo
Ya comiensar a aventar;
¡O que buen ayre les haze!
Bolando las pajos van.
Estremado queda el trigo
De se limpio y candial:
A Fernando, que Dios guarde
Se pudiera hazer el pan.
Ya lo llevan al molino
Ya el trigo eu la tolva está;
Las ruedas andan, las piedras,
Furiosa està la canal;
Ya van haziendo la harina,
Que presto la cerneron.
¡O que bien cierne el villano!
El horno caliente està;
Que bien massa, que bien yñe.
Ya pone en la tabla el pan;
Ya lo cueze, ya lo saca
Ya lo quiere presentar.

dors zufällige Fragen noch mehr beſtärkt wird. Er weiſt ihn als närriſch von ſich, und weiſſagt ſich ſelbſt für ſeinen beabſichtigten Diebſtahl ein paar tauſend Peitſchenhiebe.

Im zweiten Akt beſchuldigen Eſtevan und Lorenzo Iſidor bei Don Yvan ſich unter dem Schein der Frömmigkeit der Trägheit und dem Müßiggang zu ergeben, und immer erſt dann an die Arbeit zu gehen, wenn die Anderen ſie verlaſſen. Don Yvan ſchenkt ihren Einflüſterungen Glauben. Aufgebracht über Iſidor ſucht er dieſen in ſeiner Hütte auf, und macht ihm heftige Vorwürfe: läßt ſich aber durch Iſidors Demuth, und durch die Verſicherung beſänftigen, daß, wenn Don Yvan ſein Feld nicht wohl beſtellt finde, er, Iſidor, den Abgang aus ſeinem Eigenen erſetzen wolle. Auch iſt er ſogleich bereitet an die Arbeit zu gehen [5].

---

[5] Maria hat dem ungeachtet nicht wenig Mühe ihn weiter zu bringen. Die Scene iſt in ihrer Art charakteriſtiſch.

Is. Hasta que reze Maria
No me he de desayunar.
Mar. Aca podre yo rezar
Por ti, que es bien largo el dia.
Is. Y como, si entiendo bien,
Maria, el alma que tienes,
A Dios debo mil bienes
Y tu lo sabes tambien.
Por averme acompañado
De tu virtud, dezir puedo
Que es tan grande. *Mar.* Tengo miedo
Que buelva el señor ayrado.
Vete, Isidro, que si en Dios
Nos metemos, ni tu yras
A arar, ni yo hilaré mas.
Is. Donde, Señor, como en vos.

Dem ungeachtet will Don Yvan ſich mit eigenen Augen überzeugen. Er geht auf das Feld hinaus, und nähert ſich einer Mühle, aus der Bartolo und Coſtanza hervorkommen; welche Letztere den Zudringlichen, der ſie durchaus küſſen will, tüchtig mit Mehl einſtäubt. Bartolo bittet Don Yvan ſogleich um ſeine Vermittlung zur Heirath mit Coſtanzen, und vertheidigt Iſidor auf das eifrigſte. Dieſer tritt in Begleitung dreier Engel auf [6]).

A la noche como buelva
Me acuerda, que he de contarte
De cierto sermon gran parte.
Mar. ¿Quieres, que Ivan buelva
A echarte de casa, di?
Is. Templad su enojo, mi Dios,
Porque, quando trato en vos
Nunca me acuerdo de mi.

[6]) Dieſe ganze Partie iſt durch die lieblichſten Schilderungen der ländlichen Natur gehoben.

Is. ¿A un humilde labrador,
Angeles, tantas mercedes?
Ang. Isidro todo esto puedes.
Is. Soy vuestro esclavo. señor.
— — — — — — —
— — — — — — —
¡Campos de Madrid dichosos!
Con los ojos en los pies
Os pienso pisar despues
Que os pisan pies hermosos.
Para dar mil flores rojas
Las tiernos cespedes bullen;
Ya los lirios se escabulten
De la prision de las hojas.
Las Aves con voz suave
Cantan por estos linderos,

Sie haben von Gott Befehl ſtatt ſeiner zu ackern. Don Yvan ſieht ſie in der Ferne damit beſchäftiget. Er beſchließt jedoch gegen Iſidor von dem was er geſehen hat zu ſchweigen, und preiſt ſich glücklich, einen ſolchen Diener zu haben.

Eſtevan und Lorenzo verharren, von Neid geſtachelt, noch immer in ihrer feindſeligen Geſinnung. Während Benito und Bartolo mit Coſtanzens Vater über die Heirath des jungen Paares verhandeln, glauben jene aus einem Mißverſtändniß, ſie ſchmähten auf Iſidor, und entdecken ſo ihre eigene böswillige Geſinnung. Sie haben von Glück zu ſagen, daß ſie ohne Schläge davon kommen.

Der Neid tritt in der Verkleidung eines Landmannes auf. Er will Iſidor zur Trägheit verleiten, weil daß der Fehler ſey, der ſich am leichteſten der Bruſt des Menſchen

---

Viendo en Madrid compañeros
Del Ave, que truxo el Ave.
Y por quanto a ver alcanzo
Manzanares la corriente
Detiene, alzando la frente,
Que ciñen juncia y mastranzo.
Las citaras del molino
Ya son citaras suaves,
Que canton canciones graves
A vuestro hazedor diviño.
Saltan los pezes del yelo
Del aqua a la verde mata,
Como relieves de plata
Brillan desde el torno al suelo.
Los prados se estan bordando,
Los sotos reverdeciendo,
Las aguas se estan riendo,
Y yo de plazer llorando.

bemächtige [7]). Da er jedoch Iſidor eben aus der Kirche kommen ſieht, verzweifelt er ſein Vorhaben ausführen zu können. Es iſt tiefer Winter, und die Erde dicht mit Schnee bedeckt. Iſidor ſieht auf einem beſchneiten Baum einige Tauben. Sie dauern ihn. Er bindet alſo den Kornſack, den er eben zur Mühle trägt, auf, und ſtreut ihnen Futter. Der Neid macht ihm den Vorwurf, daß er das Eigenthum ſeines Herrn vergeude. Iſidor vertheidigt ſich; und der Dichter hat auch dieſer Vertheidigung eine heitere humoriſtiſche Färbung gegeben. »Prälaten«, meint er, »ſeyen verpflichtet, mit einem Theil ihrer Einkünfte die Dürftigen zu ſpeiſen; und Jener könne nicht wiſſen, ob dieſe Wieſen und Aecker nicht eben ihm, als Prälaten, zugehörten. Der Kornſack ſey die Rente ꝛc. [8]).

Während das Getreide gemahlen wird, geht Iſidor in eine benachbarte Eremitage um zu bethen. Der Teufel — wo der Neid iſt, da iſt der Teufel immer bei der Hand — räth dem Neide, inzwiſchen Iſidors Laſtthier von einem

---

[7]) Mas major le templareys
Si a Isidro, que ha madrugado
Pereza alguna poneys,
Que se entra aqueste pecado
Mas facil, donde quereys.

[8]) Las rentas de los Prelados
Assi las han de comer
Los pobres desemparados.
¿Que sabeys vos, si he de ser
El Prelado destos prados.
Este costal es la renta,
Las aves, a quien se vierte,
Son los pobres, que sustenta.
Coman pues, porque en le muerte
Podemos dar buena cuenta.

Wolfe zerreißen zu laſſen. Das Geſchrei der Landleute über das Hereinbrechen des Wolfes ſoll Iſidor in ſeiner Andacht ſtören; allein er läßt ſich darin nicht irre machen. Das Verdienſtliche in allen dieſen Scenen iſt die Schilderung des inneren Ingrimmes, mit welchem der Neid den Werth des Heiligen anerkannt, und an ſeinen Beſtrebungen, dieſen aus ſeiner Bahn zu ziehen, verzweifelt.

Maria iſt eines Knäbleins geneſen. Coſtanza und Thereſa kommen um die Wöchnerin zu beſuchen. Bartolo mit einer Schüſſel in Eierdotter geweichter, und in Butter gebackene Brodſchnitten (torrijas), die Perote und Tomas ihm zu entreißen ſuchen. Lope benützt hier die bekannte uralte Geſchichte von den drei Träumen. Bartolo verſchlingt, als der Letzte, der ſeinen Traum erzählt, die Schnitten. Nun nimmt er Peroto's Flöte, um einen Tanz darauf zu ſpielen. Aber indem er hineinbläſt, ſchwillt ihm zur Strafe für ſeine Naſchhaftigkeit das ganze Haupt von Rauch auf (hinchese toda la cara da humo.)

Im dritten Akt iſt Don Yvan bei einer großen Dürre in Gefahr zu verſchmachten. Iſidor ſtößt mit ſeinem Stock auf die Felſen, und lockt aus ihnen eine Quelle hervor *).

Mehrere Arme verſammeln ſich vor einem Hauſe, in welchem eine fromme Brüderſchaft, deren Mitglied auch Iſidor iſt, ihr Jahresfeſt feiert. Die Reſte des Mahles gibt man den Armen. Aber Alles iſt bereits aufgezehrt und ausgetheilt, als Iſidor, der ſich beim Gebeth verſpätet hat,

---

*) Nach den Actis Belg. Part. III. iſt dieß die Quelle auf dem Wege von Madrid nach Segovia, über welche ſpäter die Gemahlin Carls I. eine dem Heiligen geweihte Kapelle erbauen ließ. Die Legende erzählt, nur ein einziges Mal ſey dieſe Quelle verſiegt, als ſich die Mauren des Waſſers derſelben zu ihren unheiligen Waſchungen bedient hätten.

anlangt. Man hat ihm ſeinen Antheil aufbewahrt: und dieſer vermehrt ſich durch ein Wunder ſo, daß alle Armen geſättiget werden können.

Der Neid und der Teufel, aufgebracht alle ihre Anſchläge zu Schanden werden zu ſehen, verbünden ſich jetzt mit der Lüge. Maria hat ſich, nach der Geburt ihres Söhnchens, auf Iſidors Wunſch von ihm getrennt, und eine Einſiedelei jenſeits des Xarama bezogen. Jene Drei, als Landleute verkleidet, verdächtigen ihm nun Marien's Aufführung. Iſidor empfindet über dieſe Nachricht den tiefeſten Schmerz, und macht ſich auf, um ſeine Gattin aufzuſuchen. Maria tritt jenſeits des Fluſſes aus ihrer Einſiedelei. Sie ſpricht ein Gebeth an die heilige Jungfrau[10]. Iſidor erſcheint am dießſeitigen Ufer des Fluſſes; verlegen, wie er über dieſen ſetzen ſolle: indem die Fähre entfernt iſt.

---

[10] *Mar.* ¡Emperatriz del cielo!
A quien benedicen todas las naciones;
¡Madre nuestra, y consuelo
De todas las humanas afliciones!
¡Estrella tramontana!
Guia mi noche al sol de tu mañana.
¡Hermosa Virgen bella!
Pues en la mar de la flaqueza humana
Eres divina estrella,
Que alumbra de la noche á manana:
Y el nombre de Maria
Repartomoslo assi, yo mar, tu guia.
Sin te nadie llegara,
Tu eres el arco, que la paz concierta.
Que si tu si falara
No se viniera en esperanza cierta;
Ni se poblara el cielo,
Ni vieramos a Dios hombre en el ſuelo.

Da breitet Maria ihren Mantel auf den Fluß aus, ſtellt ſich darauf und ſegelt zu Iſidor herüber. Nicht hoch genug kann man dem Dichter die Zartheit anrechnen, mit welcher er die folgende Scene behandelt hat. Iſidor erwähnt der Verläumdung mit keinem Worte. Nur die innige Liebe der Gattin malt er mit wenigen Pinſelſtrichen; eine Art von Gemälden, in welcher er ein Meiſter iſt.

Landleute bringen jetzt nach vollendeter Ernte unter Geſang und Tanz ein Kreuz von Aehren und Blumen nach der Einſiedelei. Da erheben ſich mit Binſen bekränzt der Manzanares und der Xarama aus ihren Betten, um Iſidors Tod und künftigen Ruhm zu verkünden [11]).

Noch einmal läßt der Dichter, einen Zeitraum von vierzig Jahren überſpringend, den Neid und den Teufel auftreten. »Was zwingſt du mich, noch einmal nach Madrid zu kommen?« fragt der Erſtere. »Du biſt läſtig, Lucifer! (pesado) — »Und ſo gewaltig (pesado, gewichtig) bin ich,« antwortet Lucifer, »daß ich, als ich mich neben Gott auf den Thron ſchwingen wollte, und von ihm herabgeſtürzt wurde, ein Drittheil der Sterne mit mir in die Tiefe riß« [12]).

---

[11]) Drollig iſt dabei Folgendes. Coſtanza iſt vor Schrecken über die Erſcheinung der Flußgötter ganz außer ſich. »Ach Bartolo«, ruft ſie aus; »ich bin halbtodt! die Flüſſe reden! worauf ihr dieſer nichts weiter, als ein phlegmatiſches: Pues no? »Nun, warum denn nicht?« zur Antwort gibt.

[12]) *Emb.* Dexa de atormentarme ¿que me quieres?
¿Otra vez a Madrid andar me mandas?
Pesado eres, Lusbel, pesado eres.
Dem. Y tan pesado, que de las varandas
Y corredores del supremo cielo,
Por querer junto a Dios llevarme en andas

Ein Vorhang geht auf, und man ſieht den Heiligen auf einem Bette auf dem Altare liegen. Der Teufel befiehlt dem Neid, die vor dem Leichnam brennende Lampe auszulöſchen. »Was kann das helfen«, entgegnet dieſer: »da jeden Samstag ein Engel herabſteigt, um ſie anzuzünden.« Gleich darauf ſieht man dieſes wirklich geſchehen. Ein Prieſter naht dem heiligen Leichnam, um ihm als Reliquie einen Theil ſeiner Haare abzuſchneiden, und wird eben ſo, wie ein königlicher Hofbedienter, der über die von dem demſelben erzählten Wunder ſpottet, mit den heftigſten Schmerzen beſtraft. Der Teufel und der Neid entfliehen, nachdem der Erſtere noch vorher die unter Philipp dem Zweiten erfolgte Heiligſprechung Iſidors erwähnt hat.

Zuletzt erſcheint die Königin Juana, die Gemahlin Enrique des Zweiten, in Begleitung ihres Mayordomo, und des Cura von St. Andres. Auch ſie verlangt nach einer Reliquie, und ſie ſchneidet dem Heiligen einen Finger ab, um ihn am Halſe zu tragen. Aber ſie vermag ſich nicht mehr von den Knien zu erheben, bis ſie ihren Raub zurückgeſtellt hat. Sie bittet den Heiligen in einigen Verſen um Vergebung ihres Frevels, und entfernt ſich. Mit ihrer Entfernung läßt der Dichter den Vorhang fallen.

Die vermuthliche Quelle, aus welcher Lope geſchöpft hat, war die Lebensbeſchreibung des Heiligen von einem gewiſſen Jakobo Bleda, einem Predigermönch, deſſen Bericht ſpäter in die Acta Belgica, und aus dieſen in die deutſche Bearbeitung des Ribadeneira übergegangen iſt. Denn in dem ſpaniſchen Originale fehlt ſie; obwohl man ſie dort natürlich zuerſt ſuchen ſollte.

Cay con ser espiritu, y al suelo
De las estrellas la tercera parte
Traje conmigo en tan pesado vuelo etc.

Uebrigens bilden dieſe Lebensläufe der Heiligen bei Lope und andern ſpaniſchen Dramatikern eine eigene Klaſſe von Schauſpielen, die nicht nach den gewöhnlichen Regeln beurtheilt werden dürfen. Sie wurden an den Feſttagen der Heiligen, oft mit großem Pomp, aufgeführt; und Lope hat in dieſer Hinſicht dem Decorateur hin und wieder genug aufzulöſen gegeben. Das Publikum wollte bei einer ſolchen Gelegenheit viel ſehen; und vor Allem wollte es keinen der ihm wohlbekannten Züge aus dem Leben des Heiligen, und keines ſeiner Wunder vermiſſen. Es galt alſo dieſe, ſo viel als möglich, ſämmtlich in die Darſtellung zu verflechten, oder wenigſtens an ſie zu erinnern. Daß Lope dieſes mit großer Geſchicklichkeit gethan hat, wird niemand läugnen. War nun die Behandlung durch die Natur des Stoffes, und jene Forderung des Publikums, eine dem Dichter gegebene: ſo blieb ihm doch noch ein anderes ſelbſtſtändiges Verdienſt zu erſtreben, in der poetiſchen Auffaſſung des eigenthümlichen Charakters ſeines Heiligen. Lope's Iſidor iſt eine ſo eigenthümliche Geſtalt, und ſein einfacher, ganz dem Göttlichen zugewendeter Sinn iſt mit ſolcher Wahrheit und Innigkeit geſchildert, daß er ſchon dadurch allein uns ein hohes Intereſſe einflößt. Ueberdieß hat Lope über ſeine ganze Darſtellung eine ſo reiche Fülle poetiſchen Glanzes und des heiterſten Humors ergoſſen, daß nur die höchſte Befangenheit eines in der Poeſie, wie in Lebensanſchauung gleich einſeitigen Sinnes, ſich ihr wird verſagen können.

Bayeriſche
Staatsbibliothek
München

Über

die

Freundſchaft.

Von

M. Enk.

Wien.
Druck und Verlag von Carl Gerold.
1840.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Seinem Freunde

G. A. Wimmer

gewidmet

von

dem Verfaſſer.

Über die Freundſchaft.

In amicitia omnia insunt, quae putant homines expetenda: honestas, gloria, tranquilitas animi atque jucunditas: ut, cum haec adsint, beata vita sit, et sine iis esse non possit.

Cic. in Laelio

1.

Da die folgenden Bemerkungen über die Freundſchaft großentheils durch die Schrift des Cicero über dieſen Gegenſtand veranlaßt worden ſind: ſo werden ſie ſich zum Theil an dieſe anſchließen; ohne das Recht und die Freyheit einer ſelbſtſtändigen Unterſuchung darum aufzugeben.

Die Schrift des Cicero zu loben iſt überflüſſig; ihre Mängel zu tadeln, könnte anmaßend ſcheinen. Nur eine Bemerkung darüber mag hier ſtehen. Sie zeichnet das Ideal der Freundſchaft zwiſchen Staatsmännern, und verfolgt ihren Weg zunächſt von dieſem Geſichtspunkte aus; ein Geſichtspunkt, den man keinen Augenblick aus dem Auge verlieren darf, wenn man ſie nicht, was öfters geſchehen iſt, durchaus unrichtig beurtheilen will. Der Geſichtspunkt, welchen die gegenwärtige Schrift verfolgt, iſt ein allgemeinerer. Es iſt zunächſt der pſychologiſche.

2.

Was iſt die Freundſchaft?

Um über irgend einen Zuſtand oder eine Erſcheinung des moraliſchen Lebens zu einer klaren Anſicht zu gelangen, iſt es meiſtens der richtigſte Weg, nach ihrem Urſprung zu fragen. Darum geht auch Cicero, nachdem er den Begriff der Freundſchaft, »als einer vollkommnen, mit Liebe und Wohlwollen verknüpften Übereinſtimmung der Geſinnungen und Beſtrebungen in allen göttlichen und menſchlichen Dingen,« feſtgeſtellt, und ihr eine glänzende Lobrede gehalten hat, ſogleich zu der Unterſuchung ihres Urſprungs über.

»Bey einem häufigen Nachdenken über die Freundſchaft,« ſagt Lälius, »ſchien mir beſonders dieſes in Betrachtung zu ziehen, ob die Freundſchaft ihre Entſtehung nicht einem Gefühl von Schwäche, und dem Bedürfniß fremden Beyſtandes verdanke: damit nämlich Jeder von dem Anderen erhielte, was ihm fehlte; und dieſem mittheilte, was jenem mangelte, und was er ſelbſt beſäße.«

Oft genug hat man, wie alle ſittlichen Regungen, ſo auch die Freundſchaft, aus dem Eigennutze zu erklären geſucht; eine Erklärungsart, deren Grundloſigkeit ſich eben ſo kurz, als bündig, widerlegen läßt. Die Falſchheit borgt überall den Schein vom Weſen. Der Eigennutz, wenn er ſich als Freundſchaft geltend machen will, borgt aber immer den Schein eines uneigennützigen Wohlwollens. Das Weſen der Freundſchaft kann alſo nicht im Eigennutz, es muß in einem uneigennützigen Wohlwollen beſtehen. Wenn aber in dieſem: ſo kann ſie ihren Urſprung nicht in Eigennutz haben, der mit dem Wohlwollen nichts zu ſchaffen hat.

3.

Von Eigennutz in der ſchroffeſten und gehäſſigſten Bedeutung des Wortes iſt in jener Stelle des Cicero allerdings nicht die Rede. Er ſpricht von einem Austauſch wechſelſeitiger Dienſtleiſtungen und Gefälligkeiten, aus Bedürfniß, und aus dem Gefühl eigener Schwäche und Unzulänglichkeit. Auf einen eigennützigen Beweggrund der Freundſchaft läuft es inzwiſchen auch dabey hinaus: obgleich nicht in dem Sinne, daß die Erreichung ſelbſtſüchtiger Zwecke, wie das von einigen neueren Philoſophen wirklich geſchehen iſt, als erſter und letzter Grund der Freundſchaft angenommen würde.

Allein auch in dieſem milderen Sinne ſcheint der Eigennutz Cicero ein der Freundſchaft unwürdiger Urſprung zu ſeyn. Und mit Recht; wenn er ſelbſt auf dieſe Weiſe, einziger, oder auch nur vorzüglichſter Beweggrund zur Freundſchaft ſeyn ſoll. Daß jedoch, wenn auch nicht unmittelbar, daß Gefühl unſerer Schwäche und Unzulänglichkeit, mittelſt der Vorſtellung, daß die Verbindung mit einem Freunde unſere Kraft ergänze und erhöhe, bey der Freundſchaft in Berechnung komme, wird der Pſycholog nicht läugnen wollen. Da wir nämlich überall nach Erweiterung und Erhöhung des Gefühls unſerer Kraft ſtreben, ſo muß ein ſolches Streben, da es durch die Freundſchaft weſentlich gefördert wird, und wir uns des Letztern bewußt ſind, bey der Frage über den Urſprung derſelben nothwendig mit in Berechnung genommen werden.

1.

»Mir ſcheint,« ſagt Cicero, »die Freundſchaft mehr aus der menſchlichen Natur, als aus dem Bedürfniß zu entſpringen; ſie ſcheint mir mehr ein ſich Hinneigen der Seele aus einem Antriebe zu lieben (ex adplicatione magis animi cum quodam sensu amandi) zu ſeyn, als aus der Vorſtellung, wie viel wir daraus Nutzen ziehen werden, hergeleitet werden zu muſſen.

»Selbſt an gewiſſen Thieren,« fährt er fort, können wir gewahr werden, von welcher Art dieſe

Zuneigung ſey: da ſie ihre Jungen eine Zeit lang lieben, und von ihnen geliebt werden; ſo daß leicht ein Trieb zu lieben bey ihnen zu erkennen iſt. Dieſes iſt bey dem Menſchen noch weit einleuchtender. Die Neigung, Andere zu lieben, zeigt ſich zuerſt in der Liebe zwiſchen den Kindern und Ältern; ein Band, welches nur durch den verruchteſten Frevel zerriſſen werden kann. Ein ähnliches Gefühl der Liebe entſteht in uns, wenn wir Jemanden treffen, mit deſſen Natur und Sitten wir die unſerigen verwandt finden: weil wir in ihnen gleichſam einen Abglanz von Tugend und Rechtſchaffenheit zu erkennen glauben. Denn nichts iſt liebenswürdiger, als die Tugend; nichts zieht unſere Neigung mächtiger an, als eben dieſe: indem wir ihrer Tugend und Rechtſchaffenheit wegen ſogar Diejenigen lieben, welche wir nie geſehen haben. Wenn aber Tugend und Rechtſchaffenheit einen ſo mächtigen Einfluß auf uns ausüben, daß wir ſie an denjenigen, die wir nie geſehen haben, und ſogar an unſern Feinden lieben: iſt es dann zu verwundern, daß die Gemüther der Menſchen gerührt werden, wenn ſie an denjenigen, mit welchen ein näherer Umgang ſie verbinden kann, Tugend und Güte gewahr werden?«

Bey Cicero fällt alſo die Freundſchaft mit der Liebe zur Tugend, und mit der Bewunderung für dieſe in Eines zuſammen. Ein Trieb, Andere zu lieben — höchſt merkwürdig iſt es, daß er das Wohlgefallen, welches wir empfinden, wenn wir von Anderen geliebt werden, hier gänzlich außer Acht läßt, und ſpäterhin nur im Vorbeygehen daran erinnert — liegt in uns. Dieſes erläutert er durch eine kurze Hindeutung auf die Thiere, und auf die Liebe zwiſchen Kindern und Ältern. »Nichts aber,« fährt er fort, »erregt eine ſtärkere Liebe, als die Tugend, die wir ſogar an dem Feinde lieben. Nichts iſt alſo natürlicher, als daß wir ſie auf's höchſte an denjenigen lieben, deren Vorzüge uns in einem näheren Umgange auf das Vollkommenſte zu genießen, erlaubt iſt.«

Iſt aber die Liebe zur Tugend gleich der ſtärkſte Antrieb und das feſteſte Band der Freundſchaft: ſo können jene und dieſe doch nicht in Eines zuſammenfallen. Denn wie könnte ſonſt bey näherer Verbindung zweyer Perſonen die Liebe zur Tugend ohne Freundſchaft, und umgekehrt die Freundſchaft ohne Liebe zur Tugend beſtehen. Bey Cicero iſt es zwar ein Grundſatz, daß Freundſchaft nur unter tugendhaften Menſchen Statt finden könne; allein ſpäterhin ſoll gezeigt werden, daß dieſer Grundſatz in der That durchaus falſch iſt.

5.

Wie Cicero amicitia von amare herleitet, ſo will man das deutſche Wort: Freundſchaft, von dem alten Zeitworte: Frijon, lieben, herleiten. Auch iſt das wechſelſeitige Wohlwollen, welches Andere für uns, und wir für ſie empfinden, ein ſo weſentlicher Beſtandtheil der Freundſchaft, daß er ſich von dem Begriffe derſelben nicht trennen läßt, und dieſer für Viele in der Vorſtellung eines lebhaften Wohlwollens gegen Andere, welche nicht ſchon durch die Bande der Natur mit uns verknüpft ſind, ſich abſchließt. So richtig nun das Eine iſt: ſo unrichtig iſt das Andere. Denn es läßt ſich z. B. der Fall denken, daß Jemand, durch die Schärfe und Entſchiedenheit ſeiner ſittlichen Erkenntniß beſtimmt, die Pflichten einer früher geſchloſſenen, oder ſpäter ihm dargebothenen Freundſchaft auf das ſtrengſte, und ſelbſt mit bedeutenden Aufopferungen erfülle; die Empfindung des Wohlwollens aber bey ihm keineswegs eine lebhafte, oder auch nur eine ſtätig vorhaltende ſey; weil er, ſey es aus was immer für Urſachen, entweder den Muth verloren hat, von ihr eine Befriedigung zu hoffen, oder die Fähigkeit, dieſe in ihr zu finden. Allerdings wird ein ſolcher Fall eine ziemlich ſeltene Ausnahme ſeyn; ein lebhaftes Wohlwollen aber, und zwar ſelbſt ein wechſelſeitiges, ſchon darum nicht als der einzige weſentliche Beſtandtheil der Freundſchaft betrachtet werden dürfen, weil es in den verſchiedenſten Geſtalten und Graden, auch ohne dieſe Statt finden kann.

6.

Eine dritte Quelle der Freundſchaft, auf die man gewöhnlich gar keine, oder ſo gut, wie gar keine Rückſicht nimmt, habe ich gelegenheitlich ſchon ſonſt angedeutet, und will mich hier ausführlicher darüber erklären.

Einer der ſtärkſten Triebe, welche in der Natur des Menſchen liegen, iſt *der Trieb ſeine Eigenthümlichkeit zu entwickeln*. Denn der Menſch beſteht, als Einzelweſen, nur durch ſie; und nur durch ſie beſitzt er ſich. Er beſitzt alle ſeine Kräfte und Anlagen nur in ſo fern, als er ſich der eigenthümlichen Beſchaffenheit derſelben bewußt iſt: da Gebrauch und Ausbildung der einen, wie der anderen, zunächſt von dieſem Bewußtſeyn abhängen. Ohne Klarheit und Entſchiedenheit dieſes Bewußtſeyns weiß er weder, was er als Individuum ſich aneignen oder ablehnen; was er ergreifen und feſthalten, noch was er fliehen und aufgeben ſoll. Selbſt dort, wo er ſeiner Eigenthümlichkeit ſich nicht klar bewußt geworden iſt, ſtrebt er inſtinktmäßig, dieſe auszubilden; eben ſo, wie in ſeiner phyſiſchen Entwickelung Alles in freyer Ausbildung den vorhandenen Bedingungen nach eine beſtimmte und eigenthümliche Geſtalt zu gewinnen ſtrebt.

Bey dieſem Beſtreben, ſeine Eigenthümlichkeit zu entwickeln, ſieht ſich nun Jeder auf vielfache Weiſe beirrt und beworren. Welche Anſicht er immer ergreife und geltend zu machen ſuche: es tritt ihr eine andere Anſicht in feindſeligem, oft in unverſöhnlichem Widerſpruch entgegen; welche Empfindungsweiſe die ſeinige auch ſey: eine andere tritt mit ihr in einen ſchneidenden Gegenſatz; welches Ziel er ſich auch vorſetze; wie edel, wie groß, erhaben und rühmlich es ihm auch erſcheine: es wird Andern gleichgültig ſeyn; es wird ihnen geringfügig, unbedeutend, und nicht der Anſtrengungen, die es ihm koſtet, ſondern vielleicht des Spottes und des Hohnes werth ſcheinen. Was er bewundert, verachten; was er liebt, haſſen ſie; was er ergreifen und mit aller Kraft feſthalten zu müſſen glaubt, werfen ſie weg; und was er flieht und von ſich ſtößt, ſcheint ihnen das Höchſte, oder doch das Wünſchenswertheſte zu ſeyn. Gibt es nun auch im ſittlichen Erkennen einen Grad von Klarheit, und für das ſittliche Handeln eine Stärke der Willenskraft, die uns über jeden Widerſpruch wegheben: ſo iſt eine ſolche innerliche Sicherheit doch nur die ſeltene, und meiſtens nur die ſpät gereifte und ſpät errungene Frucht der vollkommenſten ſittlichen Bildung. Und ſelbſt bei einer ſolchen? Hat die Weisheit nicht überall die Thorheit und Unvernunft gegen ſich? die Tugend nicht überall den Kampf gegen die ſchlaue Argliſt und die verwegene Frechheit des Laſters zu beſtehen? und mag das ſittliche Erkennen ſich auch im Ganzen überall klar, die Kraft ſittlich zu handeln im Ganzen auch überall ſich ihrer mächtig bleiben: gibt es nicht bey Einzelnen Einflüſſe und Verwickelungen, die mächtig oder überraſchend genug ſind, um das eine irre zu machen, und bey der anderen die Federn ihrer Kraft mindeſtens herab zu ſpannen?

So iſt denn Jedem ohne Ausnahme bey der Entwickelung ſeiner Eigenthümlichkeit der Widerſtreit gegeben von vorneherein; ein Widerſtreit, der um ſo peinlicher ſich herausſtellt, je entſchiedener das Streben, unſere Eigenthümlichkeit zu entwickeln, in uns iſt, und der darum nicht aufhört peinlich zu ſeyn, weil wir richtig erkannt haben, wie Alles im Menſchen nur durch das Ankämpfen gegen ſeinen Gegenſatz Raum und Stärke gewinne, und wie wir dieſem Geſetze unterworfen und zu einem ſolchen Ankämpfen berufen ſind, bis an's Ende unſerer Tage. Mag die ſelbſtſtändige Energie des Geiſtes daher auch den Widerſpruch heute glücklich ausgleichen: ſie wird morgen und jeden folgenden Tag einen neuen auszugleichen haben; und, auf ſich allein geſtützt, endlich ihre Kraft mehr oder minder dennoch erſchöpft finden. Was aber, weil die innere Unſicherheit, darum das Peinliche dieſes Widerſtreites vermehrt, iſt dieſes, daß, ausgenommen die Bürgſchaft, welche das ſittliche Erkennen und das ſittliche Handeln in ſich ſelbſt hat, Jeder, wenn er die Rechtfertigung ſeines Denkens, Empfindens und Handelns, allein ſich ſelbſt abverlangt, dafür auch ſein einziger und alleiniger Bürge iſt.

Weil nun dieſe innere Bürgſchaft eine ungenügende: ſo ſucht er eine andere von Außen. Und nur bey Gleichgeſinnten und Gleichgeſtimmten kann er dieſe ſuchen nnd finden. Dort aber wird er ſie am vollſtändigſten finden, wo das, was er ahnt, glaubt, wünſcht, ſucht; was er bisher aus innerer Unſicherheit fruchtlos zu erfaſſen und feſtzuhalten ſtrebte, lebenskräftig als ein Wirkliches ihm entgegen tritt. Nichts aber iſt natürlicher, als daß er ſich durch die ſtärkſten Bande der Neigung zu Denjenigen hingezogen fühle, bey welchen er die Bürgſchaft und Gewährleiſtung für ſein innerſtes Selbſt gefunden hat.

7.

Die hier zuletzt gegebene Erklärung über den Urſprung der Freundſchaft, ſcheint ihre Beſtätigung am auffallendſten darin zu finden, daß man die Gleichheit der Charaktere als das feſteſte Band der Freundſchaft zu betrachten gewohnt iſt. Allein es ſoll ſpäterhin gezeigt werden, daß die Gleichheit der Charaktere die Freundſchaft eben ſo wenig bedinge, als die Ungleichheit der Charaktere ſie hindere oder aufhebe: ohne daß die Richtigkeit der gegebenen Erklärung dadurch im mindeſten beeinträchtigt würde. In letzterer Beziehung mag hier Folgendes genügen.

Es iſt einer der gewöhnlichſten, wie der weſentlichſten Fehler, die wir bey pſychologiſchen Unterſuchungen begehen, daß wir nur Dasjenige in Berechnung nehmen, was als ein bereits Ausgebildetes in uns oder Anderen vorhanden, oder wenigſtens als ein entſchieden in ſeiner Ausbildung Begriffenes herausgeſtellt iſt. Denn außer jenen Beſtandtheilen eines Charakters, die entweder bereits zu ihrer vollen Entwickelung gediehen, oder unverkennbar in der Entwickelung begriffen ſind, ſtreben noch andere neben dieſen ihre Keime zu entfalten: und der Menſch gleicht in dieſer Hinſicht einem Baume, an welchem neben den gereiften und reifenden Früchten, ſich immer neue Blüthen und Fruchtkeime hervordrängen, und ſich auszubilden ſtreben. Bey dieſem Entwicklungsprozeſſe nun ſucht er die Vereinigung mit einem zweyten Weſen ſeiner Art nicht ausſchließend nach der Verwandtſchaft des in ihm bereits vollkommen, oder wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grade der Reife Ausgebildetem: ſondern weit öfter, und zwar bald mit mehr oder minder klarem Bewußtſeyn, bald inſtinktmäßig, nach der Verwandtſchaft mit denjenigen Keimen ſeiner Eigenthümlichkeit, die noch kaum entwickelt in ihm liegen, oder noch in den erſten Stadien ihrer Ausbildung begriffen ſind. Als ein noch beſtimmteres und fruchtbareres wird das Ergebniß dieſer Anſicht ſich ausweiſen, wenn wir die einzelne Kraft oder Eigenſchaft nicht nach der Abgeſchloſſenheit des allgemeinen Begriffes, ſondern nach den tauſend Modificationen in Berechnung nehmen, nach welchen ſie ſtreben kann, ſich eigenthümlich zu geſtalten. Denn vor Allem ſind es dieſe, wodurch wir zu Anderen uns hingezogen finden, und weßwegen wir ſie uns verwandt glauben.

8.

Die Freundſchaft hat alſo eine dreyfache Quelle; einmahl, das Bedürfniß, die Unzulänglichkeit unſrer Kraft durch die Verbindung mit Anderen zu ergänzen; dann das dem Menſchen ſo natürliche Bedürfniß Andere zu lieben, und von ihnen geliebt zu werden; und endlich das Bedürfniß durch die Verbindung mit Anderen für unſre äußeren Beſtrebungen, ſo wie für die Entwicklung und Geſtaltung unſers inneren Lebens, innerlich eine erhöhte Sicherheit und einen feſten Halt zu gewinnen. Damit aber iſt der Begriff der Freundſchaft keineswegs vollendet, oder auch nur gegeben. Denn ein Individuum kann mir mit der lebhafteſten Zuneigung angehören, und von mir mit der gleichen Zuneigung umfaßt werden; ich kann durch die Verbindung mit demſelben nicht nur in meinen äußeren Beſtrebungen, ſondern durch die Beachtung ſeiner Eigenthümlichkeit, ſeines Seyns und Thuns, in der Entwicklung der meinigen mich ſehr weſentlich gefördert ſehen: und dennoch kann meine Verbindung mit einem ſolchen Individuum durchaus nicht Freundſchaft ſeyn. Damit einer Verbindung zwiſchen zwey Menſchen der Nahme: *Freundſchaft*, mit Recht zukomme, ſcheinen drey Dinge erforderlich zu ſeyn; erſtens: daß jeder von ihnen klar und beſtimmt erkannt habe, daß die feſte und innige Verbindung mit dem Anderen eine den allgemeinen, wie den beſonderen Forderungen, welche er an eine ſolche Verbindung macht, entſprechend ſey; dann, daß er eben ſo beſtimmt und klar erkenne, daß dieſe

Verbindung wechſelſeitig gleichgetheilte Rechte und Pflichten begründe; drittens endlich, daß er feſt entſchloſſen ſey, jene überall anzuerkennen und zu ehren, dieſe ſtreng und gewiſſenhaft zu erfüllen. Einer Verbindung, bey welcher auch nur ein einziges dieſer Erforderniſſe fehlt, mag man jeden beliebigen Nahmen beylegen: den Nahmen einer wahren Freundſchaft wird ſie mir jedoch nie zu verdienen ſcheinen.

9.

Den Werth der Freundſchaft hat Cicero ſo beredt geſchildert, wie man es von dem größten Redner ſeiner Zeit erwarten darf. »Die Freundſchaft unter edlen und tugendhaften Männern,« ſagt er, »hat ſo große Vortheile, daß ich ſie kaum aufzuzählen vermag. Denn lebt wohl derjenige, der nicht an der Bruſt eines liebenden Freundes ausruhen kann? Was kann angenehmer ſeyn, als einen Freund zu beſitzen, mit dem du ohne Rückhalt, wie mit dir ſelbſt ſprechen kannſt? Welche Befriedigung könnte dir dein Glück gewähren, wenn du niemanden hätteſt, der ſich, wie du ſelbſt darüber freute? und wie ſchwer würde dir nicht das Unglück zu ertragen ſeyn ohne einen Freund, der die Laſt deſſelben ſchwerer, als du ſelbſt empfände?

Das Verlangen nach Theilnahme an uns bey der Freude, wie im Schmerz, iſt allerdings einer von den ſtärkſten Antrieben, die Freundſchaft Anderer zu ſuchen, und dieſe Theilnahme ſelbſt eine der edelſten und ſüßeſten Früchte derſelben. Es gibt durchaus keine recht heitere, friſche Freude, die nicht der Mitfreude bedürfte. Leichter entbehrt der Schmerz das Mitgefühl Anderer, als die Freude; denn jener iſt ſeiner Natur nach zur Verſchloſſenheit, dieſe zur Offenheit geneigt; jener kann durch das bloße Mitgefühl Anderer nicht gehoben werden: dieſe wird dadurch immer erhöht, oder mindeſtens lebendiger empfunden. Wenn es aber ſtarke Seelen gibt, welche in ihrem Schmerz das Mitgefühl nicht zu bedürfen ſcheinen, oder ſeiner in der That nicht bedürfen, um ſich aufrecht zu erhalten: ſo ſind doch eben ſie es, die am ſtärkſten für den Werth deſſelben, und ſomit für den Werth der Freundſchaft zeugen. Denn eben ſie, wenn ſie das Mitgefühl auch nicht ſuchen, oder es wohl auch ablehnen, ſey es daß die Art, wie es ihnen gebothen wird, ſie verletze, oder daß ihr Schmerz noch zu heftig oder zu ſcheu ſey: — eben ſie werden am tiefſten davon ergriffen, wenn ſie es ächt und rein antreffen. Nur die leidenſchaftlichſte Heftigkeit, oder die völlige Erſtarrung und Verknöcherung des Schmerzes ſchließt die Empfänglichkeit für das Mitgefühl, und mit dieſer auch für die Freundſchaft aus.

10.

»Alle übrigen Dinge,« fährt Cicero fort, »wornach wir ſtreben, nützen uns nur für einzelne Zwecke, und nur in einzelnen Fällen. Wir haben Reichthümer, um ſie zu brauchen; Macht und Anſehen, um von Anderen geehrt zu werden; wir ſtreben nach Ehrenſtellen, um Lob und Beyfall zu gewinnen; nach Vergnügungen, um uns zu freuen; wir wünſchen geſund zu ſeyn, um von Schmerzen frey zu bleiben, und fortwährend das Gefühl körperlichen Wohlſeyns zu genießen. Die Freundſchaft hingegen iſt eine vielfältige Hülfsquelle; wo du dich hinwendeſt, iſt ſie bey der Hand; ſie wird von keinem Orte ausgeſchloſſen; ſie kommt nie zur Unzeit; ſie iſt nie läſtig.« Wenn Cicero ſich in dieſer Stelle auch mehr redneriſch, als mit philoſophiſcher Beſtimmtheit ausgedrückt hat: ſo iſt der Gedanke, welcher ihr zum Grunde liegt, darum nicht minder gehaltreich. Alle Güter, wornach wir ſtreben, nützen uns nur nach einzelnen Beziehungen; die Freundſchaft hingegen nützt, fördert, erfreut uns in jedem Lebensverhältniß: denn in jedem Lebensverhältniß verdoppelt ſie die Summe unſerer Kräfte; und ob Gewinn oder Verluſt der Erfolg unſerer Beſtrebungen ſey, immer iſt ſie, wie **Cicero** ſich ausdrückt, bey der Hand, um uns den Genuß des einen zu erhöhen, und den Nachtheil des anderen mit uns zu theilen.

11.

»Unter den vielen Vortheilen, welche uns die Freundſchaft gewahrt,« fährt **Cicero** fort, »iſt der höchſte dieſer, daß ſie uns im Unglück überall die Ausſicht in eine heitere Zukunft aufſchließt, und unſre Seele weder ſchwach werden, noch unſern Muth ſinken läßt. Denn wenn ich meinen Freund betrachte, ſo ſehe ich gleichſam ein zweytes Ich vor mir. Iſt ein Freund abweſend, ſo erſetzt ihn der andere: iſt er reich, ſo läßt er es dem Andern an nichts fehlen; iſt Einer ſchwach, ſo gibt der Andere ihm Stärke; und um noch mehr zu ſagen, ſelbſt der Todte lebt, da ſeine Freunde ihm eine ſo dauernde Achtung, eine ſo beſtändige Erinnerung, und eine ſo zärtliche Sehnſucht weihen. Der Tod des Einen erſcheint dadurch glücklich; das Leben der Andern aber höchſt ruhmwürdig.«

12.

Den höchſten und edelſten Vorzug der Freundſchaft findet **Cicero** jedoch darin, daß ſie, wie ſie zunächſt durch die Liebe zur Tugend erzeugt wird, dieſe Liebe auch fortwährend in uns nährt und befördert. Und wie ſollte ſie das nicht? Wenn die Liebe zur Tugend überall am lebendigſten und kräftigſten in uns angeregt wird, wo ſie uns an Andern als ein Wirkliches, und gleichſam verkörpert entgegentritt: wie ſollten wir ſie durch Diejenigen nicht lieben lernen, die wir ſelbſt innig lieben, und von denen wir eben ſo innig wiedergeliebt werden, und an welchen wir aus lebendiger Anſchauung und durch die Erfahrung lernen, wie alle innerliche Sicherheit, aller ächte Muth, und alle unerſchütterliche Geiſtes- und Gemüthsruhe von ihr allein ausgehe, und durch ſie allein dauernd beſtehen könne. Überdieß, welcher ſtärkere Antrieb zur Nacheiferung in der Tugend ließe ſich denken, als die Liebe zu einem in ihr uns vorgeſchrittenem Freunde: da wir nur durch ein gleich entſchloſſenes und kräftiges Streben nach unſerer ſittlichen Veredlung ſeiner werth ſeyn, und ſeiner Liebe uns verſichern können; oder welchen mächtigeren Antrieb den Zurückgebliebenen zu ſich hinaufzuheben, könnte der ſittlich Vorausgeſchrittene haben, als die Liebe des Freundes? Endlich, wenn es wahr iſt, daß die Gleichheit der Geſinnungen und Beſtrebungen das ſtärkſte Band der Freundſchaft iſt: wie ſollte ſich die Feſtigkeit dieſes Bandes nicht vorzüglich in der Liebe zur Tugend bewähren, da die letztere allein unwandelbar, keinem Wechſel unterworfen, und immer ſich ſelbſt gleich iſt; und wie ſollten wir andererſeits nicht zur feurigſten Liebe der Tugend entflammt werden, wenn wir klar erkennen, daß wir das reinſte Glück des Lebens, das Glück der Freundſchaft nur durch ſie erringen, und durch ſie allein es uns erhalten können?

13.

Wie wahr es aber auch ſeyn mag, daß es keinen ſtärkeren Antrieb zur Tugend gebe, als die Freundſchaft, und daß wir durch keinen andern Beweggrund kräftiger und lebhafter angeregt werden, nach ihr zu ſtreben, und in ihr zu beharren: ſo iſt die Behauptung Cicero's, die er an die Spitze ſeiner ganzen Unterſuchung geſtellt hat, daß Freundſchaft nur unter Tugendhaften beſtehen könne, darum nicht minder eine unrichtige. Zwar, wenn man in ſeinen Geſichtspunkt tritt, und dabey erwägt, in welcher Zeit, unter welchen Umſtänden, und nach was für Erfahrungen er ſchrieb: ſo muß man ſie gelten laſſen. Staatsmänner können, als ſolche, nur Freunde ſeyn, wenn ſie beide tugendhaft ſind. Denn wie könnte, bey dem ſo ſcharf beſtimmten Ziel und Umfang ihrer Pflichten, eine Freundſchaft zwiſchen ihnen beſtehen, wenn dieſe Pflichten für den Einen die höchſten und heiligſten, dem Andern hingegen gleichgültig wären; wenn der Eine ſie eben ſo ſtrenge beachtete, als der Andere ſie leichtſinnig oder gewaltthätig verletzte; und der Eine ſein ganzes Streben darauf richtete, den Staat zu erhalten, der Andere aber ihn zu Grunde zu richten!

Betrachtet man aber jene Behauptung von einem allgemeineren, und zwar von dem pſychologiſchen Standpunkt aus: ſo kann man ſie nicht auf die gleiche Weiſe zugeben; wenigſtens nicht ſo im Allgemeinen, wie Cicero ſie hingeſtellt hat. Denn ihr widerſpricht die Erfahrung, daß die höchſte Treue und die aufopferndſte Standhaftigkeit in der Freundſchaft auch bey ſolchen Menſchen gefunden werden, die man keineswegs tugendhafte nennen kann. Ja es fehlt ſogar nicht an Beyſpielen einer treuen Anhänglichkeit an den Freund ſelbſt bey Menſchen, deren Geſinnung ſonſt durchaus eine niedrige, und deren Leben durchaus ein wüſtes und leidenſchaftliches war; Beyſpiele, die wohl zum Theile, aber nicht alle, aus Gewohnheit oder Eigenſinn der Anhänglichkeit erklärt werden können.

14.

Allein ſelbſt ſolche Beyſpiele zeugen für die ſittliche Natur der Freundſchaft; und zwar nicht dadurch allein, daß ſie beweiſen, wie tief die Natur die Keime und das Bedürfniß des Wohlwollens in unſre Bruſt geſenkt hat: ſondern noch auf eine andere Weiſe. Denn wo wir die Freundſchaft immer ohne gediegnen ſittlichen Werth antreffen, da treffen wir ſie auch nie ohne wirkliche Verkehrtheit der ſittlichen Begriffe; und können Liebe und Anhänglichkeit gleich auch dann noch vorhalten, wo jene Verkehrtheit oder Befangenheit der ſittlichen Begriffe aufhört: ſo ſchwindet mit ihr doch wenigſtens die Achtung für den Freund dahin; wodurch der Freundſchaft eben ihre feſteſte Grundlage entzogen wird. Ja ſelbſt die Neigung kann bey Demjenigen, der zu einer richtigeren Erkenntniß ſeiner ſelbſt gelangt iſt, nur ſo lange, und nur in ſo ferne vorhalten, als der Freund, für den er ſie empfindet, noch in ſeinem früheren Irrthume befangen iſt, oder ſich ebenfalls davon losgerungen hat.

Indem nun jeder Irrthum des ſittlichen Erkennens den Keim ſeiner Zerſtörung in ſich trägt, der ſich nothwendig entwickeln muß, wenn der Prozeß dieſer Entwicklung ſich auch nicht in jedem einzelnen Falle vollſtändig vor unſern Augen abſchließt: ſo folgt daraus klar, daß die Freundſchaft nur in einem richtigen ſittlichen Erkennen eine feſte Grundlage finde; jene Freundſchaft aber die edelſte und vollkommenſte ſey, der ein bis zu ſolchem Grade der Klarheit gereiftes Erkennen zum Grunde liegt, daß das ſittliche Handeln damit von ſelbſt zuſammenfällt.

15.

Es gibt wenig Menſchen, welche nicht einen Freund beſäßen oder zu beſitzen glaubten; gewiß aber noch weit wenigere, die ſich durch ein ſolches Verhältniß befriedigt fänden. Dann klagen ſie entweder das Schickſal an, das ihnen nicht gegönnt habe, den Freund, wie ſie ihn gewünſcht und bedurft hätten, zu finden; oder den Freund, daß er ihre Erwartungen getäuſcht habe. Nie ſich ſelbſt. Eh' ſie aber über ihre getäuſchten Erwartungen auf ſolche Weiſe das Schickſal oder den Freund anklagen, ſollten ſie fragen: ob nicht *ſie ſelbſt* daran ſchuld ſind, wenn ſie keine ſo ergebnen und zuverläßigen Freunde gefunden haben, wie ſie wünſchten, und nicht in dem Grade von ihnen geliebt werden, wie ſie es erwarteten. Ehe ſie klagen, daß ſie keinen Freund haben, ſollten ſie immer zuerſt fragen: ob ſie einen Freund verdienen? Denn auch in der Freundſchaft, wie in den übrigen menſchlichen Dingen, iſt der Zwieſpalt zwiſchen Glück und Verdienſt bey weitem kein ſo allgemeiner, oder auch nur ein ſo gewöhnlicher, als wir es überhaupt hin anzunehmen geneigt ſind; und auch hier vermiſſen wir das Glück häufig nur darum, weil wir es nicht verſtanden haben, es herbeyzuziehen oder feſtzuhalten.

Wenn nun in den folgenden Abſchnitten, bevor von der Wahl der Freunde die Rede iſt, vorläufig, wie man es bey jeder Wahl zu machen pflegt, diejenigen ausgeſchieden werden, welche durchaus nicht geeignet ſind, gewählt zu werden: ſo iſt es klar, daß, weil in der Freundſchaft Alles beyde Theile zugleich berührt, wir dabey nicht bloß zu fragen haben, in wie fern Andere: ſondern ob nicht *wir ſelbſt* außer die Wahl fallen; das heißt: ob nicht in uns ſelbſt ſolche Mängel und Fehler vorhanden ſind, die uns wenig geeignet machen, unſerer Freundſchaft für Andere Werth zu geben, oder die ihrige zu verdienen.

16.

Wie es nun bey jedem Streben die erſte Bedingung ſeines Gelingens iſt, daß wir dasjenige, wornach wir ſtreben, und die Mittel, wodurch es erreicht wird, mit voller Klarheit erkannt haben: ſo auch bey dem Streben nach dem Glücke der Freundſchaft.

Denn wie können wir mit Erfolg nach dem Glücke der Freundſchaft ſtreben, ohne das Weſen und den Werth derſelben richtig erkannt zu haben? oder wie können wir ihre Pflichten erfüllen, oder vermeiden, wodurch Freundſchaften erſchüttert und aufgelöſt werden, ohne uns darüber beſtimmte Begriffe gebildet zu haben. Wenn klare Einſicht hierüber uns auch den glücklichen Erfolg nicht ſichern, und uns eben ſo wenig vor jedem Irrthum, als vor feindſeligen Einwirkungen des Zufalls bewahren kann: ſo wird ſie uns doch darum nicht minder zu einer ſicheren Führerin dienen, um jene Mißgriffe zu vermeiden, welche der Mangel einer ſolchen Einſicht am häufigſten zu veranlaſſen pflegt.

Unklarheit des Verſtandes iſt gewiß eine von den vorzüglichſten Urſachen, warum die ächte Freundſchaft ſo ſelten iſt. Inzwiſchen darf man von einer gewiſſen Unklarheit des Verſtandes, und weil Jemands Vorſtellungen mehr lebhaft und raſch wechſelnd, als gediegen und wohlgeordnet ſind, nicht ſogleich unbedingt ſchließen, daß er zur Freundſchaft nicht geeignet ſey. Denn dieſe hängt einmahl nicht vom Verſtand allein ab, und wenigſtens jene Vorſtellungen, von welchen ſie zunächſt abhängt, können, wenn auch nicht zu vollſter Klarheit des Erkennens gediehen, doch in hinreichender Beſtimmtheit vorhanden ſeyn. Was überdieß von aller ſittlichen Erkenntniß gilt, daß ihre weſentlichſten Momente durchaus höchſt einfach ſind, gilt auch von den die Freundſchaft betreffenden. — Hingegen gibt es allerdings eine Flachheit des Geiſtes, die, wie zu allem Tüchtigen, ſo auch zur Freundſchaft durchaus untauglich iſt.

Übrigens gelangen wir zu einer hinreichenden Einſicht über das Weſen und die Pflichten der Freundſchaft durch die nämlichen Mittel, durch welche die Kenntniß unſerer moraliſchen Natur überhaupt entwickelt und gefördert wird: durch eigene Beobachtung und eigenes Nachdenken; und durch die Benützung der Beobachtungen und Erfahrungen Anderer. Das zu erwähnen würde nicht der Mühe lohnen; wenn es nicht nöthig wäre, daran zu erinnern, daß wir hier aus meiſtens ſehr unzureichender Kenntniß der beſonderen Umſtände unſern Beobachtungen, und aus Befangenheit unſern Erfahrungen, leicht eine zu allgemeine Geltung und eine allzu unbedingte Zuverläßigkeit beylegen, wenn wir gegen einen ſolchen Mißgriff nicht insbeſondere auf der Huth ſind.

17.

Wie wir ohne eine hinreichend klare Erkenntniß des Weſens und der Pflichten der Freundſchaft, eben ſo wenig geeignet ſind Freunde zu ſeyn, als Freunde zu erwerben; ſo auch nicht ohne hinreichende Entſchiedenheit und Feſtigkeit des Charakters. Der Charakterloſe kann weder einen Freund beſitzen, noch Jemands Freund ſeyn. Die Freundſchaft kann nicht ohne Vertrauen beſtehen: wer aber kann dem Charakterloſen vertrauen? ſie gründet ſich auf ein inniges, beharrliches Wohlwollen: und welche Tugend iſt dem Charakterloſen fremder, als Beharrlichkeit?

Und dennoch ſind es eben die charakterloſen Menſchen, die gewöhnlich am meiſten darüber klagen, daß ſie keine zuverläßigen Freunde gefunden haben, und daß Andere den Werth ihrer Freundſchaft nicht zu würdigen gewußt hätten. Sie rechnen nämlich ihren Freunden ihre Wallungen an; und zwar zu einem ſehr hohen Preiſe: weil ſie eben nicht begreifen, daß Wallungen bey mangelnder Charakterfeſtigkeit einen ſehr geringen Werth haben. Sie bedenken nicht, daß ſie meiſtens mehr heiſchen, und mitunter auch wohl nehmen, als geben; eben ſo oft verletzen, als wohlthun; und daß für Alles, was ja noch an ihnen iſt, und was ſie dem Freunde zu biethen haben, dieſer in ihrer Charakterloſigkeit durchaus keine ſichere Bürgſchaft findet.

Hingegen iſt Charakterfeſtigkeit an ſich ſelbſt ſchon eine Bürgſchaft, wenn auch nicht unbedingt für den ſittlichen Gehalt, doch für die Beharrlichkeit der Zuneigung in der Freundſchaft. Denn ſie ſelbſt iſt ja Beharrlichkeit; und die Entſchiedenheit des Charakters, auf der ſie beruht, gibt überall auch der Freundſchaft eine entſchiedne, und darum eine feſte und ſichere Grundlage.

18.

Wenn ſich jener Behauptung des *Cicero*, daß Freundſchaft nur unter Tugendhaften beſtehen könne, aus dem pſychologiſchen Geſichtspunkte auch nicht unbedingt beypflichten läßt; und wenn es ſelbſt keine einzige Leidenſchaft gibt, welche den Sinn für Freundſchaft, und die Zuverläßigkeit darin unbedingt ausſchlöße: ſo ſind doch Menſchen, *die von was immer für einer entſchiednen und ſtarken Leidenſchaft beherrſcht werden*, im Allgemeinen nur ſelten zur Freundſchaft geeignet; und Fälle, wo ſich Treue, Beharrlichkeit und Zuverläßigkeit in der Freundſchaft neben einer mächtigen Leidenſchaft behaupten, werden immer zu den Ausnahmen gezählt werden müſſen. Nur bey einem ſeltnen Grade von Charakterfeſtigkeit, nur bey dem lebendigſten Sinne für Freundſchaft, und bey den klarſten und beſtimmteſten Begriffen von ihrem Werth und von der Unverletzlichkeit ihrer Pflichten; endlich, nur dort, wo die Hingebung an die Leidenſchaft nicht aus einer unbedingten Schwäche der Willenskraft hervorgeht, iſt ein ſolches Nebeneinanderbeſtehen von Leidenſchaft und Freundestreue denkbar. Und auch dann wird in jedem Fall, wo die Pflichten der letzteren mit den ungeſtümen Forderungen der erſteren in einen Widerſtreit gerathen, der Sieg des Pflichtgefühls über die Leidenſchaft noch immerfort ſehr zweifelhaft bleiben.

Unter den verſchiednen Leidenſchaften iſt der vollkommen ausgebildete Geiz gewiß am ſeltenſten mit dem Sinne für Freundſchaft vereiniget anzutreffen. Nicht darum, weil er, wie man gewöhnlich meint, die ſelbſtſüchtigſte aller Leidenſchaften iſt — die Wolluſt iſt gewiß ſelbſtſüchtiger — : ſondern weil er die beſchränkteſte, befangenſte und abgeſchloſſenſte iſt; weil der Geizige des Freundes am wenigſten bedarf; und weil der Geiz am ſchwerſten mit jener Erhebung der Seele vereinbar iſt, ohne welche ein lebendiger Sinn für Freundſchaft, und eine entſchiedne Achtung für ihre Pflichten, ſich nicht denken läßt. Dennoch fehlt es nicht gänzlich an Beyſpielen von Geitzigen, die der Freundſchaft ihren Geiz zum Opfer gebracht. Nur vom veralteten, verknöcherten Geiz iſt mir weder ein ſolches Beyſpiel bekannt; noch glaube ich, daß es überhaupt leicht anzutreffen ſey.

Am leichteſten ſcheint das Gefühl für Freundſchaft mit dem leidenſchaftlichen Ehrgeize vereinbar zu ſeyn; vorzüglich mit jenem, der auf ein groſies und edles Ziel gerichtet, und daher nie ohne Hoheit der Geſinnung iſt. Auch bringt ein Ehrgeiziger dieſer Art, ſey ſein Ehrgeiz auch wirklich Leidenſchaft, der Freundſchaft ein Opfer ſchon darum leichter, weil er in ſich die Kraft fühlt, das Aufgegebene, oder einen Erſatz dafür ſeinen Gegnern, oder dem Schickſal, immer wieder aufs neue abzuringen.

Die Wolluſt iſt von allen Leidenſchaften die rückſichtsloſeſte und ſelbſtſüchtigſte. Der Wollüſtige kann der Freundſchaft Opfer, ſelbſt große Opfer bringen; nur eines nicht — ſeine Wolluſt. Er kann Freund; nie aber kann er ein zuverläßiger Freund ſeyn. Und dennoch gibt es einen Grad von Verbitterung des Haſſes, bey welchem in einem Colliſionsfall der Sieg der Freundſchaft noch zweifelhafter iſt, als bey jeder der erwähnten Leidenſchaften. Einen ſolchen Haß der Freundſchaft aufzuopfern, iſt vielleicht das ſchwerſte Opfer, welches die Freundſchaft bringen und verlangen kann.

19.

Wenn Menſchen, die von einer einzigen Leidenſchaft beherrſcht werden, im Allgemeinen nur ſelten zur Freundſchaft geeignet ſind: ſo werden es Diejenigen noch weit weniger ſeyn, deren ganzes Weſen und Charakter leidenſchaftlich iſt; die darum, ſo zu ſagen, alle Leidenſchaften, oder doch den Samen zu allen Leidenſchaften in ſich tragen; und die in allem ihrem Thun und Streben mehr von dem Einfluß ihrer leicht aufgeregten Phantaſie und den raſchen Aufwallungen ihres Gefühls, als von feſten Grundſätzen der Vernunft, und von beſonnenen Anſichten des Verſtandes geleitet werden. Empfänglich ſind Menſchen dieſer Art für Freundſchaft gewöhnlich in einem hohen Grade, wie ſie für alle Eindrücke leicht empfänglich ſind: und dieſe Empfänglichkeit verwechſeln ſie gewöhnlich mit dem tieferen Gefühl für Freundſchaft. Darum legen ſie den höchſten Werth auf ihre Freundſchaft; ſie glauben an die der beſten und ausgezeichnetſten Menſchen die gerechteſten und unbeſtreitbarſten Anſprüche zu haben, und halten niemand für würdiger, das höchſte Glück der Freundſchaft zu genießen, als ſich ſelbſt. Auch iſt beym Beginn jeder neuen Freundſchaft, die ſie ſchließen, niemand eifriger, unermüdlicher, und unerſchöpflicher in Betheurungen der wärmſten, innigſten Zuneigung, in Verheißungen der unverbrüchlichſten Anhänglichkeit, und im Anbiethen von Dienſtleiſtungen und Gefälligkeiten. In der That aber verſchwindet dieſe Wärme und verdampft dieſe Gluth bey niemand leichter, als bey dieſen Heroen der Freundſchaft. Denn da bey ihnen leicht jeder fremdartige oder feindſelige Eindruck zur Höhe ihrer Empfindung für den Freund, oder auch über dieſe hinaus anſchwillt; da die Federn ihrer Gefühle überall ſich ſchnell abſpannen, und jede neue Aufregung, ſelbſt die unangenehme und feindſelige, ihnen ſchon darum willkommen iſt, weil ſie die herabgeſpannten Federn wieder anzieht: ſo vergißt niemand leichter, als ſie, die dem Freund gelobte, oder von ihm empfangene Liebe; niemand löſt die Bande der Freundſchaft, die fur die Ewigkeit dauern ſollten, gleichgültiger; oder verwandelt wohl auch gelegenheitlich raſcher die frühere Zuneigung in glühenden Haß und in die feindſeligſte Erbitterung.

20.

Und nicht die ganz verworrene, ganz haltungsloſe, jedem Eindruck ſich hingebende Leidenſchaftlichkeit allein verſpricht wenig Zuverläßigkeit für die Freundſchaft: dieſe wird überall zweifelhaft, wo ein auffallendes Mißverhältniß von Phantaſie und Gefühl, gegen die höheren Seelenvermögen Statt findet.

Hier könnte Jemand fragen: ob denn, da Liebe und Wohlwollen die Seele der Freundſchaft ſind, dieſe nicht ihren natürlichſten und gedeihlichſten Boden im Gefühl finde? und ob die Begeiſterung, die bey ſittlichen Neigungen überall, und darum auch in der Freundſchaft das Höchſte ſey, nicht eben in dieſem Boden ihre tiefſten Wurzeln ſchlage, und aus ihnen die reinſten und edelſten Blüthen erziehe? Ich weiß darauf nur eine Antwort: daß die Begeiſterung nämlich überall nur taube Blüthen erzeugt, wo ſie aus dem weichen Boden des Gefühls allein aufſproßt, ohne in der Klarheit des Erkennens eine feſte Wurzel zu haben; und daß ſelbſt nur jene Begeiſterung für eine ächte zuhalten, und dieſes Namens werth iſt, die, was ſie mit der höchſten Innigkeit des Gefühls umfaßt, zugleich mit der höchſten Klarheit und Sicherheit des Verſtandes, als ein würdiges Ziel ihres Strebens erkannt hat. —

Man könnte ſagen, zur ächten Freundſchaft bedürfe es, wie zu einem trefflichen Gedicht, eben ſo gut der Beſonnenheit, als der Begeiſterung, und daß die glückliche Miſchung von Beyden, bey der einen eben ſo ſelten angetroffen werde, als ſie bey dem Dichter zuſammentrifft.

21.

Da die Freundſchaft ſich überall auf Liebe und Wohlwollen gründet; ſo iſt es klar, daß der Selbſtſüchtige weder Freund ſeyn, noch die Freundſchaft

Anderer verdienen kann; da er niemanden, außer ſich ſelbſt zu lieben im Stande iſt. Auch wird die entſchiedene und mit Entſchiedenheit ſich ausſprechende Selbſtſucht in dieſer Hinſicht nicht leicht jemanden täuſchen. Nicht leicht wird Jemand ſo thöricht ſeyn, Denjenigen zu lieben, von dem er, ſeiner Selbſtſucht wegen, nicht erwarten darf, wieder geliebt zu werden; oder ſo eitel, ſich zu überreden, er allein werde von Demjenigen geliebt werden, der allen Andern die Beweiſe ihrer Liebe und ihres Wohlwollens mit Undank oder mit Gleichgültigkeit vergolten hat.

Wenn die Selbſtſucht in der Freundſchaft uns täuſcht: ſo geſchieht das in zwey Fällen; einmahl, wenn ſie ſich verbirgt, und dann, wenn ſie — ſich ſelbſt täuſcht.

Im erſten Fall iſt ſie ſich immer deutlich ihres Zweckes zu täuſchen, wenn auch nicht immer mit voller Deutlichkeit der Schändlichkeit ihres Verfahrens bewußt. Sie iſt alſo dann ſelbſtbewußte Heucheley; und darum deſto abſcheulicher. Mit einem höheren Grade geiſtiger Bildung, Gewandtheit und Beſonnenheit verbunden, iſt ſie mehr zu ſcheuen, als Gift und Schlange. Auch geht ſie dann immer ſo weit, als ſie kann, und es ihr Vortheil fordert; unbedenklich bis zum Verrath, und zu jeder Verruchtheit. Man würde ſich inzwiſchen irren, wenn man glaubte, ſie werde nur mit außerordentlichen Talenten, und darum nur ſehr ſelten angetroffen. Die ſchlechten Neigungen unſerer Natur wiſſen immer mit ſehr Wenigem hauszuhalten, wie giftige Amphibien bey ſehr weniger Nahrung ihr Leben friſten. Es gibt kalte und dabey ſehr beſchränkte Menſchen, die ihrer Selbſtſucht und Liebloſigkeit ſich ſehr wohl bewußt ſind, und die den ganzen Aufwand ihrer Heucheley mit einigen trockenen Verſicherungen ihrer Treue, Redlichkeit und Ergebenheit, und mit ein wenig Anſchein von ſchlichter Unbefangenheit beſtreiten. Sie ſcheinen uns oft darum ſelbſt nur um deſto zuverläßiger zu ſeyn; und wir begnügen uns mit den trockenen Äußerungen ihres Wohlwollens um ſo leichter: da wir glauben, keine lebhafteren von ihnen erwarten zu dürfen.

22.

Jene Selbſtſucht, welche ſich ſelbſt täuſcht, iſt darum, weil ſie ſich ſelbſt täuſcht — und ſehr oft täuſcht ſie ſich nur mit halbem Bewußtſeyn ihrer Falſchheit — nicht weniger Selbſtſucht, und behält darum ihren eigenthümlichen Charakter mit nicht weniger Entſchiedenheit. Sie überredet ſich den Freund uneigennützig zu lieben; aber ſie liebt ihn in der That nur in ſo fern, als ihr Vortheil mit ihrer Liebe Hand in Hand geht. Das Schlimmſte dabey iſt, daß ſie, weil ſie ſich entweder ganz, oder nach einem Bruchtheil, über ihre Liebe zu dem Freund, als eine ächte, täuſcht, darum keck und zuverſichtlich die Rechte einer ſolchen Zuneigung in Anſpruch nimmt; und dem Freund jedes Opfer zumuthet, weil ſie ſich leicht überredet, ihm jedes Opfer bringen zu können. Wie man jene erſtere Art von Selbſtſucht meiſtens nur bey kalten, ihren Vortheil mit ſchlauer Beſonnenheit berechnenden Menſchen antrifft: ſo ſind es die warmblütigen, unſtäten und verworrenen, welche über ihre Selbſtſucht am leichteſten und häufigſten, wie Andere, ſo ſich ſelbſt täuſchen.

Übrigens iſt dieſe Selbſtſucht für den unbefangenen Beobachter nichts weniger, als ſchwer zu erkennen. Sie verräth ſich oft ſehr unzweydeutig in Kleinigkeiten. Denn vor vielen anderen Fehlern iſt es eben die Selbſtſucht, die ſich überall, auch in Kleinigkeiten, mit Entſchiedenheit herausſtellt.

23.

Wenn das Sprüchwort ſagt: der Stolze habe keinen Freund, oder: er habe gegen einen Freund immer hundert Feinde; ſo unterſcheidet es hier eben ſo wenig zwiſchen Stolz und Hochmuth, als der gewöhnliche Sprachgebrauch. Der Stolze kann ſehr wohl Freunde haben; denn der Stolz verträgt ſich mit der Achtung, wie mit der Liebe für Andere; ja es gibt einen edlen Stolz, der, wie er es ſorgfältig vermeidet, die Achtung, auf welche er durch weſentliche Vorzüge gerechte Anſprüche erworben hat, von Anderen ſich ſchmälern zu laſſen, von nichts weiter entfernt iſt, als den begründeten Anſprüchen Anderer in dieſer Hinſicht nahe zu treten, und der daher eher als eine Bürgſchaft, denn als ein Hinderniß der Freundſchaft angeſehen werden kann. Denn einmahl verbürgt die Beharrlichkeit in den Vorzügen, um derentwillen er ſich für werth hält, von Andern geachtet zu werden, und derentwegen wir ſelbſt ihn unſerer Freundſchaft werth finden, auf einen gewiſſen Grund mindeſtens die Beharrlichkeit ſeiner Zuneigung; und dann ſetzt ein ſolcher Stolz ein ſicheres und beſtimmtes Erkennen der Natur und des Werthes jener Vorzüge voraus, auf die er ſich gründet, und die er darum an Andern zu achten geneigt iſt, wie er ſie an ſich ſelbſt achtet. Das gilt natürlich nur von jenem Stolze, der ſich auf weſentliche und erworbene geiſtige und ſittliche Vorzüge gründet, und der von edlem Selbſtgefühl faſt nur dem Namen nach unterſchieden iſt. Der Stolz auf zufällige und unverdiente Vorzüge kann Andere weit leichter abſchrecken, ſich um unſere Freundſchaft zu bewerben, als ſie dazu anzulocken; allein auch dieſes nur dann, wenn er ſich auf eine unbeſcheidene Weiſe äußert, und dabey weſentlicherer Vorzüge ermangelt, wo dann allerdings für Andere wenig Grund übrig bleibt, auf eine ſolche Freundſchaft vielen Werth zu legen.

24.

Ganz anders verhält es ſich mit dem Hochmuth. Dieſer ſchätzt und überſchätzt nicht bloß ſeine wirklichen oder eingebildeten Vorzüge: er ſchätzt die Anderer im Vergleich mit den ſeinigen gering, und ſucht ſie, wenn es angeht, herab zu ſetzen. Er verdient alſo eben ſo wenige Freunde, als er ſie haben kann: da die Freundſchaft ſich überall auf eine unbefangene und willige Anerkennung der Vorzüge des Freundes gründet. Wenn ſchon der Stolz, oder auch nur ein lebhaft ſich ausſprechendes Selbſtgefühl, ſey es auch ein gerechtes und wohlbegrundetes, Andere häufig abſchreckt, ſich um unſere Freundſchaft zu bewerben, oder uns die ihrige zu ſchenken: wie ſollte ſie die Anmaßung und den Übermuth des Hochmüthigen nicht zurück ſchrecken?

Der Hochmüthige, der ſeinen Charakter offen darlegt, wird daher ſicher Niemanden nach ſeiner Freundſchaft lüſtern machen. Und wenn er ſeine

Anmaßung hinter der Maske gleißender Beſcheidenheit verbürgt: ſo wird er niemand, oder doch nur Wenige, ſicher aber Niemand mehr täuſchen, als ſich ſelbſt. Denn der Hochmuth iſt vor Anderm einer von den Fehlern, welche die erborgte Maske nie ſo geſchickt vorzubinden wiſſen, daß ihre häßliche Fratze nicht deutlich erkennbar durchblickte.

Am ſchiefſten und lächerlichſten wird die Stellung des Hochmuthes zur Freundſchaft, wenn ſeine Anmaßung bey bloß eingebildeten Vorzügen einerſeits bis zur Geckerey geht, und andererſeits ihm dennoch ein dunkles Gefühl ſeiner Unzulänglichkeit und Engherzigkeit, und vielleicht ſelbſt ſeiner Falſchheit beywohnt. Dann gleißt er recht mit innerlichem Behagen, und iſt bey ſeiner Bewerbung um die Freundſchaft aller Welt, unermüdlich in den Verſicherungen ſeiner wohlwollenden Geſinnungen. Höchſt poſſierlich iſt es dabey, wenn der geckenhafte Hochmuth im Widerſtreit mit der erheuchelten Beſcheidenheit, einen Freund dieſer Art antreibt, ſich wieder aufzuſtrecken, wenn er ſich eben erſt in ſich zuſammengezogen. Am unermüdlichſten aber iſt der hochmüthige Geck in dieſem falſchen Spiele immer dann, wenn er zugleich ein boshafter Geck iſt, und dabey eben ſo ſehr die Befriedigung ſeiner Bosheit ſucht, als die Befriedigung ſeiner abgeſchmackten Eitelkeit.

25.

Wenn man frägt: ob die Eitelkeit den Sinn für Freundſchaft ausſchließe, ſo läßt ſich die Frage eben ſo gut verneinen, als bejahen.

Man hat die Eitelkeit den Stolz kleiner Seelen genannt. Das iſt falſch. Die ausgezeichnetſten Menſchen ſind eitel geweſen. Man nimmt an, die Anſprüche der Eitelkeit auf das Lob und die Bewunderung Anderer gründeten ſich immer auf zufällige, unweſentliche und unbedeutende Vorzüge. Auch das iſt falſch. Das Verdienſt des großen Dichters iſt gewiß kein unbedeutendes; und ſchwerlich hat es noch einen Dichter, ſelbſt einen großen gegeben, der ohne Eitelkeit geweſen wäre.

Bey der Eitelkeit kömmt überhaupt weniger der bedeutende oder unbedeutende Vorzug, der ſie erzeugt, als die Befangenheit des Eitlen in einem ungemeſſenen Wohlgefallen an dieſem einen, von ihm beſeſſenen Vorzug in Betrachtung. Für jeden Vorzug, ſelbſt für den weſentlichſten, gibt es ein beſtimmtes Maß ſeines Werthes, und ſomit auch ein beſtimmtes Maß für das vernünftige Wohlgefallen an dieſem Werthe. Dieſes Maß nun iſt es, welches die Eitelkeit verkennt. Darum wird ſie es nicht müde, ſich in dem täuſchenden Spiegel zu beſehen.

Wo die Eitelkeit bis zur Geckerey geht; da wird dieſe Selbſtbeſpiegelung zur Selbſtanbethung.

Wo alſo die Befangenheit der Eitelkeit in der Schätzung irgend eines Vorzuges nur eine partielle iſt: da muß ſie nicht nothwendig ein Beweis von einem ſchwachen und kleinlichen Geiſte ſeyn. Wohl aber kann ſie mit Recht dafür gelten, wenn ſie ganz unbedeutenden Vorzügen einen ungemeſſenen Werth beylegt, und weſentlichere weder beſitzt, noch zu erringen ſtrebt, noch ſie überhaupt auch nur richtig zu ſchätzen weiß. In dieſem Fall iſt dann auch der Sinn für Freundſchaft mit ihr unverträglich; da ſie die hohe Bedeutung derſelben eben ſo wenig, als die eines anderen ſittlichen Vorzuges zu begreifen vermag.

26.

Da es keine Freundſchaft ohne Liebe, und keine Liebe ohne Vertrauen geben kann: ſo kann der Mißtrauiſche durchaus nicht zur Freundſchaft geeignet ſeyn. Und das nicht darum allein, weil er den Beweiſen von Liebe und Wohlwollen, die der Freund ihm gibt, keinen Glauben ſchenken kann; ſondern weil er überhaupt den ſittlichen Vorzügen, um derentwillen er den Freund lieben müßte, nicht zu vertrauen, und daher ihn auch nicht mit voller Innigkeit zu lieben vermag. Überdieß iſt der Mißtrauiſche jederzeit ſchwachen Geiſtes, und daher für das Große und Herrliche der Freundſchaft ſchon darum unempfänglich.

Übrigens muß man zwiſchen jener Imbecilität des Verſtandes, welche die Gründe für Vertrauen und Mißtrauen durchaus nicht ſcharf aufzugreifen verſteht, und jener Umſicht des Geiſtes unterſcheiden, die nicht ohne zureichende Gründe, und nie *unbedingt* vertraut: weil es, aus dem pſychologiſchen Geſichtspunkte, für nichts im Menſchen eine *unbedingte* Gewährleiſtung gibt, und Alles in ihm einem *möglichen* Wechſel und einer *möglichen* Verderbniß unterworfen iſt. Die Scheidelinie zwiſchen einer ſolchen Umſicht, der man durchaus nicht den Namen des Mißtrauens geben darf, und zwiſchen dem wirklichen Mißtrauen läßt ſich dabey mit [illegible] die Möglichkeit der Täuſchung nur im Proceſſe ins Auge: dieſes ſcheut die letztere nicht als eine bloß mögliche: ſondern, wenn auch nicht geradezu als eine wahrſcheinliche, doch als Etwas, das ſehr leicht [illegible] der Gründe des Vertrauens klar und ſcharf bewußt: dieſes weiß dieſe Gründe mit Entſchiedenheit weder zu erfaſſen, noch feſtzuhalten; jenes, mit einem Worte, bleibt ſtets unbefangen: dieſes im Gegentheil iſt ſtets befangen. Übrigens läßt ſich nicht läugnen, daß es kein gewöhnliches Maß von Einſicht, Takt, Schärfe des Verſtandes und Unbefangenheit des Urtheils bedürfe, wenn jenes problematiſche Mißtrauen, nicht im Allgemeinen, oder doch bey einzelnen Veranlaſſungen, in ein wirkliches übergehen ſoll.

27.

Jene *allzureizbare Empfänglichkeit* für unangenehme Eindrücke, die man als *Empfindlichkeit* bezeichnet, eignet ſich ſchon darum nicht zur Freundſchaft, weil es ſich ſelbſt bey der größten Innigkeit, bey dem aufrichtigſten Wohlwollen, und bey der ſorgfältigſten Beachtung des Zartgefühls treffen kann, daß wir den Freund aus einem Irrthum oder durch einen zufälligen Mißgriff verletzen, oder daß wir durch die Lage der Umſtände gezwungen werden, ihm da wehe zu thun, wo wir eifrig wünſchten, das Gegentheil thun zu können. Wenn nun hier die Wunde, die der Freund uns gegen ſeinen Willen beygebracht hat, dauernd nachwirkt, ſo wird ſie Gift, immer weiter freſſend, nach und nach auch die edelſten Lebenstheile der Freundſchaft angreifen, und ihr zuletzt unfehlbar den Tod bringen.

Übrigens muß man dreyerley Arten von Empfindlichkeit unterſcheiden. Zuerſt jene, welche die Folge einer angebornen Reizbarkeit oder eines krankhaften Zuſtandes des Körpers iſt. Wie ſich dieſe oft bey den edelſten Eigenſchaften des Geiſtes, wie des Herzens, und bey einer gediegenen Empfänglichkeit für Freundſchaft findet: ſo verdient ſie von Seite des Freundes nicht nur die möglichſte Schonung: ſondern ſie kann durch dieſe, wenigſtens in Beziehung auf den Freund ſelbſt, meiſtens glücklich geheilt werden. Es iſt alſo kein Grund vorhanden, die Freundſchaft ſolcher Menſchen zu fliehen; und die Frage dabey iſt nur: ob wir ſelbſt Edelmuth, Milde, und Mäßigung genug beſitzen, um ſolche Unglückliche — denn das ſind ſie faſt immer — erleichtern zu wollen, und ob der Preis, um welchen wir ihr Vertrauen und ihre Freundſchaft erkaufen ſollen, unſerer Selbſtſucht nicht zu hoch ſcheint. Gerade unter dieſen Unglücklichen findet man Viele, deren Gemüthsverſtimmung durch nichts kräftiger zu heilen wäre, als durch einen redlichen, liebenden Freund; und die, weil ſie einen ſolchen nicht finden, und niemand mit ihren unwillkürlichen Schwächen Schonung hat, und ſich mit ſanfter Hand ſie zu heilen bemüht, immer tiefer in einen trüben Unmuth verſinken, der, indem er ihre Empfindlichkeit fortwährend ſteigert, ſie zuletzt in der That für alle

Empfindungen des Wohlwollens unempfänglich macht.

Anders verhält es ſich mit jener Empfindlichkeit, die ihren Grund in einer ungemeſſenen Eitelkeit hat. Dieſe iſt immer eine Krankheit ſchwacher und kleinlicher Geiſter, und verdient eben ſo wenig einen Freund, als ſie ihn zu finden, oder, wenn ſie ihn ja findet, ihn zu erhalten verſteht.

Eine dritte Art von Empfindlichkeit iſt diejenige, welche ſich in Folge wiederholter, ſehr ſchmerzlicher, oder an ſich unbedeutender, aber endlos fortgeſetzter Kränkungen erzeugt hat, und die Denjenigen, bey welchen ſie ſich findet, ſo zu ſagen aufgedrungen worden iſt. Über dieſe Art von Empfindlichkeit läßt ſich in Beziehung auf Freundſchaft im Allgemeinen wenig ſagen: da die Formen, in welchen ſie erſcheint, zu verſchieden ſind. Die allgemeinen Nachtheile der Empfindlichkeit finden auch hier Statt; und was das Übel verſchlimmert, iſt, daß dieſe Empfindlichkeit aus habituell gewordener Befangenheit jede Kränkung leicht und eigenſinnig auf das bezieht, was ſich bey ihr als der kranke Punkt herausgeſtellt hat.

28.

Wenn Menſchen von allzugroßer Empfindlichkeit eben nicht die wünſchenswertheſten Freunde ſind: ſo gilt das von jenen, welchen eine gewiſſe Derbheit der Geſinnung und der Empfindung eigen iſt, faſt noch mehr. Daß dieſe mit einer treuen, tüchtigen Geſinnung, mit der feſteſten, probehaltigſten Zuverläßigkeit des Charakters und mit der innigſten Liebe für den Freund verbunden ſeyn könne, muß zugegeben werden; beſonders bey gutartigen, aber etwas rohen Jünglingen, bey welchen jene Derbheit oft nur Tölpeley der Flegeljahre iſt, und mit dieſen ihr Ende erreicht. Wo ſie ſich jedoch bis in's männliche Alter hinein conſervirt hat, wird man immer gut thun, ſich mit ihr ein wenig vorzuſehen, und von vorneherein feſtzuſtellen, wie viel man allenfalls davon mit in den Kauf nehmen wolle; um ſo mehr, da ſie gewöhnlich mit einem gewiſſen Behagen an ſich ſelbſt behaftet, im Vertrauen auf die Rechte der Freundſchaft, dem Freunde gegenüber, dieſem Behagen ſich gerne rückſichtsloſer überläßt, als demſelben gelegenheitlich erfreulich ſeyn könnte.

Was aber die ſogenannten Naturmenſchen betrifft, die ein gar treues Korn ſind, und es gewiß unendlich gut meinen, und dabey gar nicht anders ſeyn können, als ehrlich, offen und »gerade heraus:« ſo mag es mit ihrer Freundſchaft, auf ſeine eigene Gefahr, verſuchen, wer dazu Luſt hat.

29.

Das allein gedeiht in uns, und durch uns, was wir mit freyer, unbefangener *Seele*, mit friſchem Muth, mit heiterem Vertrauen und heiterer Lebensluſt erfaſſen: und ſo bedürfen wir dieſer *Heiterkeit und Unbefangenheit der Seele* auch in der Freundſchaft, wenn wir mit ganzem Herzen Freunde ſeyn, und das Glück, Freunde zu beſitzen, in vollem Maße, und unverkümmert, genießen wollen. Was daher immer jene Heiterkeit und Unbefangenheit der Seele herabſtimmt oder aufhebt: das vermindert auch unſere Empfänglichkeit für die Freundſchaft, und macht uns weniger geſchickt, Freunde zu verdienen, und uns ihrer zu freuen. Von allen Beweggründen, die uns beſtimmen ſollten, jeder Art von Unmuth und innerer Zerfallenheit kräftig entgegen zu ſtreben, iſt dieſer gewiß keiner der letzten und unbedeutendſten.

Inzwiſchen darf die Entzweyung mit dem Leben, ſelbſt wenn ſie bis zur unheilbaren Zerfallenheit ginge, nicht als zureichender Grund für das harte Verdammungsurtheil gelten, das Jemand keinen Freund verdiene. Um ein ſolches Urtheil zu fällen, müßten wir zuerſt wiſſen, ob die innere Entzweyung dem Entzweyten nicht vom Leben aufgedrungen worden ſey, und wie viel, wie ernſtlich er dagegen angekämpft habe. Denn der beſonnene Pſycholog wird es nicht läugnen dürfen, daß es zwiſchen der innern Naturanlage und den äußeren Lebensverhältniſſen einen ſo ſchroffen Widerſpruch geben könne, daß die Philoſophie, die viel, aber nicht Alles auszugleichen vermag, ihn nur erfolglos zu löſen verſuche. Uberdieß kann ſelbſt mit der entſchiedenſten inneren Entzweyung ein ſo feſtes und ſicheres Erkennen der ſittlichen Pflichten der Freundſchaft, und eine ſo ſtrenge Achtung für dieſe Pflichten beſtehen: daß der Entzweyte den Freund ſchon darum verdient, weil er jene zu ehren weiß; und weil in dieſem Falle aller, oder doch der weſentliche Verluſt, allein auf ſeiner Seite iſt.

30.

Dem Allerweltsfreund, nicht den Sinn für Freundſchaft, nicht die Anlage dazu, nicht das Talent, ſondern das Genie zur Freundſchaft abſprechen zu wollen, geht ſchon darum nicht an, weil er mit der größten Beſtimmtheit und Zuverſicht behaupten würde, daß er wirklich aller Welt Freund ſey, und gegen alle Welt die treueſten und aufrichtigſten Geſinnungen der Freundſchaft hege. Der Gegenbeweis iſt hier beſonders da der Allerweltsfreund nie verlegen iſt, ihn durch Anführung zahlreicher Thatſachen zu entkräften, nicht leicht zu führen, und die Sache möglich. Freylich nicht ohne die geläutertſte und mildeſte Weisheit; obwohl auch bey dieſer, wenn ſie alle Menſchen, die ihr vorkommen, mit der innigen Liebe des Freundes umfaſſen will, den Einzelnen, wie den allzuzahlreichen Schönheiten eines Harems, zuletzt immer nur ein Bruchtheil von Zuneigung zu Gute kommen kann.

Übrigens ſind die Schattirungen des Allerweltfreundes zahllos, nach den zahlloſen verſchiedenen Beweggründen, welche ihn antreiben, die ganze Welt gar ſo gemüthlich lieb zu haben; von dem armen Schelm an, der ſich im Gefühle ſeiner Armſeligkeit, oder ſeiner, vielleicht nur ihm bekannten Hülfloſigkeit, überall anzuhäkeln ſucht, um nur ein bischen Halt zu gewinnen, oder einen kleinen Vortheil zu erhaſchen, bis zu jenem Gecken, der ſich aller Welt aufdrängt, oder dem Nichtswürdigen, der bey kalt berechnender Selbſtſucht aller Welt eine innige Zuneigung heuchelt. Wenn ich unter den Allerweltsfreunden mir einen beſonderen Freund ſuchen ſoll: ſo will ich mir ihn immer noch am liebſten aus jener erſten Klaſſe wählen, und dabey Gott ernſtlich bitten, mir die beyden anderen ſo weit als möglich vom Leibe zu halten.

31.

Die Aufzählung der intellectuellen und moraliſchen Gebrechen, die eben ſo wenig *uns ſelbſt* der Freundſchaft Anderer werth ſeyn laſſen, als ſie dieſe geſchickt machen, unſere Freunde ſeyn, iſt ziemlich zahlreich ausgefallen, ohne darum vollſtändig zu ſeyn. Dabey muß zweyerley bemerkt werden. Einmahl, was bereits wiederholt erinnert worden iſt: daß nicht jeder Fehler, und noch weniger jede einzelne Äußerung eines ſolchen, den Sinn und die Empfänglichkeit für Freundſchaft *unbedingt*, und für jeden Fall nur dann ausſchließe, wenn er mit dem Charakter verwachſen iſt; und dann, daß wir jener Milde und Schonung, und vorzüglich jener Umſicht und Beſonnenheit, die bey der Beurtheilung Anderer überhaupt Pflicht iſt, in einem vorzüglichen Grade bedürfen, wenn es ſich darum handelt, zu entſcheiden, ob dieſe geeignet ſeyen, unſere Freunde zu ſeyn. Wer würde denjenigen nicht mit Recht tadeln, dem es vergönnt wäre, aus einem mit ächten und unächten Edelſteinen angefüllten Schmuckkäſtchen ſich die koſtbarſten auszuwählen, und der mit den werthloſen zugleich die werthvollſten ohne die ſorgfältigſte Prüfung ſchnöde bey Seite würfe!

32.

Wenn nun die Wahl eines Freundes allerdings die größte Umſicht und Beſonnenheit erfordert: ſo muß dabey dennoch vor einer allzugroßen Umſtändlichkeit, und noch mehr vor einer gewiſſen Abſichtlichkeit gewarnt werden. Wir würden denjenigen ſehr lächerlich finden, der ſich nach einer Geliebten umſähe, weil es ihm eben eingefallen wäre, eine ſolche haben zu wollen, oder weil er ſie haben zu müſſen glaubte, und der nun ohne Aufenthalt, und recht umſtändlich zur Wahl ſchritte. Auf gleiche Weiſe ſieht Mancher ſich nach einem Freunde um, nur, weil es ihm eben eingefallen iſt, einen Freund haben zu wollen, und wählt nur darum, weil er eben wählen will; alſo ohne inneren Beruf; und darum, wenigſtens in den meiſten Fällen, mit ungünſtigem Erfolge. Sie gleichen den Käufern, die weniger nach der Güte der Waare fragen, als ſie entſchloſſen ſind, den Markt nicht zu verlaſſen, ohne einen Einkauf gemacht zu haben, und die daher kaufen, was ihnen eben vorkommt. Allein, wie in allen menſchlichen Dingen, ſo eignet ſich das Glück auch in der Freundſchaft ſeinen Einfluß zu. Es läßt Manchen ſein ganzes Leben durch ſich vergebens nach dem Freunde ſehnen, wie er ihn bedürfte: während es denſelben einem Anderen mit freywilliger Gunſt in die Arme führt. Ertrotzen aber läßt ſich ſeine Gunſt auch hier nicht; und auch hier erhalten wir ſie oft um ſo weniger: je eigenwilliger und ungeſtümer wir ſie an uns zu raffen ſuchen.

33.

Am ſchlimmſten treffen es, bey einem ſich übereilenden Drange zu wählen, ſehr oft Diejenigen, welche den Freund nach einem poetiſchen Ideale wählen. Sie überreden ſich ſehr leicht, dieſes Ideal gefunden zu haben, und geben, wenn ſie ihren Irrthum gewahr werden, den gewählten Freund eben ſo raſch wieder auf, als ſie ihn ergriffen haben. Dieß iſt beſonders bey Jünglingen häufig der Fall. Die intellectuelle Verkehrtheit würde nach wiederholten Mißgriffen, bey ihnen zuletzt alle Empfänglichkeit und allen Sinn für Freundſchaft zerſtören: wenn nicht die Energie des Gefühls hier vermittelnd einträte, und ſie über den Freund, der ſie liebt, und den ſie lieben können, den ihrer poetiſchen Träume vergeſſen lehrte. Wo daher, ſey es aus was immer für Urſachen, bey Jünglingen dieſe Energie des Gefühls fehlt: da werden jene Mißgriffe wenigſtens der tieferen Empfänglichkeit für Freundſchaft nachtheilig werden; nur um ſo mehr, je gewöhnlicher ſie, wenn ſie bey der mangelnden Energie des Gefühls eine ſehr lebhafte und regſame Phantaſie beſitzen, ihr Ideal von einem Freunde auf das Höchſte hinaufzuſchrauben pflegen.

34.

Wie ein vorgefaßtes poetiſches Ideal von Freundſchaft es aber leicht veranlaſſen kann, daß wir uns in dem Glauben, den Freund, welchen wir ſuchen, wirklich gefunden zu haben, getäuſcht ſehen: ſo kann es eben ſo leicht Urſache werden, daß wir gar keinen Freund finden. Diejenigen nämlich, welche ihr Ideal ſo hoch hinaufſchrauben, daß ein ſich ihm näherndes Abbild auf unſerer ſublunariſchen Welt durchaus nicht zu finden iſt, werden ſich wenig wundern dürfen, wenn ſie in dieſer vergeblich darnach ſuchen, und ſich gedulden müſſen, bis ſie es in einer vollkommeneren antreffen. Weit öfter jedoch, als aus einer ſolchen Überſpannung der Phantaſie, betrügen uns bey einem vorgefaßten Ideale Eigenſinn, und eine zu weit getriebene Empfindlichkeit um die Freunde, welche wir uns ſonſt hätten gewinnen können. Der erſtere hält die Züge ſeines Ideals aus Willkür mit allzugroßer Starrheit feſt; die letztere wird ſchon von der geringſten Schwäche Anderer verletzt, und veranlaßt, ihre Freundſchaft ohne viele Umſtände aufzugeben; beyde aber haben ihren letzten

Grund in dem Mangel feſtbegründeter, und hinreichend gereifter Anſichten, ſowohl von dem Weſen, als von dem Werth, und den Pflichten der Freundſchaft.

35.

Daß eine ſolche Reife und Sicherheit der Erkenntniß uns am beſten vor Mißgriffen in der Wahl unſerer Freunde zu bewahren geſchickt ſey, bedarf wohl keines Beweiſes; nur iſt hier mit der Kenntniß allgemeiner Prinzipien, wie richtig ſie an ſich ſelbſt auch ſeyn mögen, noch bey weitem nicht Alles ausgerichtet. Denn es wird zunächſt auf die richtige Anwendung derſelben ankommen, ob wir daraus einen wirklichen Vortheil ziehen ſollen. Nichts aber iſt gewöhnlicher, als daß wir die Sache hier durchaus auf die verkehrte Weiſe angreifen. Wir faſſen bey der Anwendung jener Grundſätze meiſtens nur den Freund in's Auge: während wir doch zunächſt uns ſelbſt in's Auge faſſen ſollten. Wir erforſchen die Eigenthümlichkeit desjenigen, mit welchem wir ein Freundſchaftsbündniß einzugehen gedenken: ſelten aber unſere eigene; wir fragen, was der Freund uns leiſten könne: ſelten aber erforſchen wir genau genug, was wir bedürfen, und worauf wir den beſonderen Bedürfniſſen unſerer geiſtigen und ſittlichen

Eigenthümlichkeit nach bey der Wahl eines Freundes zunächſt unſer Abſehen richten müßten. Darüber uns vollkommen klar geworden zu ſeyn, iſt unſtreitig die weſentlichſte und unerläßlichſte Bedingung, wenn wir in der Wahl unſerer Freunde keine Mißgriffe begehen ſollen. Zu erreichen, wornach wir ſtreben, hängt nirgends von der Richtigkeit unſeres Erkennens und der Kraft unſeres Wollens allein ab: damit wir aber was immer erreichen können, iſt es vor Allem nothwendig, daß wir mit voller Klarheit und Beſtimmtheit wiſſen, was, und aus welchem Grunde wir etwas erreichen wollen.

36.

Ich glaube nicht, daß jemand fragen werde: ob wir bey der Wahl unſerer Freunde uns von den Berechnungen des nüchternen Verſtandes allein ſollen leiten laſſen? Wie könnten dieſe Berechnungen bey der Freundſchaft ausreichen, die meiſtens zum größeren Theil auf ein lebendiges und inniges Wohlwollen baſirt iſt: da ſie für ſich allein nirgends ausreichen. Es iſt eben ein großes Unglück, daß es ſo viele Menſchen gibt, die das nicht glauben, und von der Richtigkeit dieſer Behauptung durchaus keinen Begriff haben. Es gibt allerdings Menſchen, und nicht bloß ſelbſtſüchtige und eigennützige, ſondern auch rechtliche und ſtreng ſittliche, die ſich ſo ausſchließlich von den Berechnungen des Verſtandes leiten laſſen, daß das Gemüth bey der Wahl ihrer Freunde immer nur zu einem verhältnißmäßig unbedeutenden Bruchtheil eintritt. Sind aber Menſchen dieſer Art gleich wenig geeignet, uns die edelſten und höchſten Genüſſe der Freundſchaft zu gewähren, und iſt die ihrige auch immer nur bis einen beſtimmten Grad zuverläßig; bis dahin nämlich, wo ein anderes, vom Verſtande empfohlenes Intereſſe gegen das der Freundſchaft in die Wage fällt: ſo iſt es doch unendlich wünſchenswerther von ſolchen kalten Menſchen zum Freunde gewählt zu werden, als von jenen, deren ſprudelnde Gefühlswärme und queckſilberne Lebendigkeit der Phantaſie jede Nüchternheit und Beſonnenheit des Geiſtes ausſchließt; die, ohne innern Halt, immer von wechſelnden Empfindungen nach entgegengeſetzten Seiten fortgewirbelt werden; und die den Freund heute vergöttern, und ihn morgen wegwerfen, oder wohl auch haſſen. Es gibt durchaus nichts Erbärmlicheres, Nichtswürdigeres und Ekelhafteres, als dieſen bloß von der Phantaſie und einem prickelnden Blute erzeugten, und jeden Augenblick wieder verpuffenden Enthuſiasmus der bloßen Gefühlsmenſchen! Was bereits früher darüber bemerkt worden, wird vollkommen hinreichend ſeyn, die berührte Frage zu beantworten. Weder der nüchterne Verſtand noch das ſprudelnde Gefühl, ſoll ausſchließend den Freund wählen; jener nicht, weil die höchſten und edelſten Intereſſen der Freundſchaft ihm, wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad, jederzeit fremd bleiben werden: dieſes nicht, weil es ohne Klarheit des Erkennens und ohne männliche Beſonnenheit überall nur Dampf und Qualm iſt. Die Wahl eines Freundes iſt noch nie eine glückliche geweſen, bey der Gemüth und Beſonnenheit nicht in einer der Eigenthümlichkeit des Wählenden, wie des Gewählten, entſprechenden Vereinigung zuſammengewirkt hätten.

37.

Vortrefflich ſind die Bemerkungen, welche uns Cicero über die Wahl der Freunde hinterlaſſen hat: wenn man gleich auch hier den beſonderen Standpunkt, welchen er ſich gewählt hat, nicht außer Acht laſſen darf.

»Wir müſſen uns,« ſagt er, »Freunde von einem feſten, ſich gleichbleibenden und ſtandhaften Charakter wählen. Solche Menſchen,« fährt er fort, ſind ſelten; und es iſt ſchwer anders, als nach der Erfahrung, ein Urtheil darüber feſtzuſtellen. Die Erfahrung aber können wir nur durch die wirklich geſchloſſene Freundſchaft machen. Die Freundſchaft eilt auf dieſe Weiſe der Erfahrung zuvor; und iſt ſie einmal geſchloſſen, ſo kömmt die Prüfung zu ſpät.«

Wenn die Erfahrung das einzige Mittel iſt, den Gehalt und die Tüchtigkeit Anderer zur Freundſchaft zu erproben: ſo wird überhaupt von keiner Prüfung, und von keiner andern, als einer auf's Gerathewohl zugreifenden Wahl die Rede ſeyn können. Cicero ſcheint alſo in einen Widerſpruch mit ſich ſelbſt zu gerathen, wenn er uns zur Vorſicht und Beſonnenheit in der Wahl unſrer Freunde auffordert, oder uns auch nur die Vorſchrift gibt, keine anderen, als Menſchen von feſtem Charakter zu Freunden zu wählen. Denn ob ſie einen ſolchen als Freunde wirklich zeigen werden: darüber kann nach Cicero doch nur die Erfahrung entſcheiden. Übrigens muß man, um den Gehalt ſeiner Bemerkung richtig zu würdigen, das Leben, die Intereſſen und den Gehalt der römiſchen Staatsmänner ſeiner Zeit im Auge behalten. Das gilt auch von dem Folgenden. »Manche,« ſagt Cicero, »lernt man ſchon kennen, wenn ſie auch nur ein kleiner Geldvortheil in Verſuchung führt: auf Andere macht ein geringer Vortheil keinen Eindruck; aber einer großen Geldſumme vermögen ſie nicht zu widerſtehen. Wenn wir aber auch Einige finden, die es für ſchändlich halten, das Geld der Freundſchaft vorzuziehen: wo ſollen wir die finden, die Ehren, hohe Würden, Befehlshaberſtellen, Macht, Anſehen und Einfluß nicht über die Freundſchaft ſetzten. Wenn von der einen Seite dieſe Vortheile ſie locken, und auf der andern Seite nur die Pflichten der Freundſchaft ihnen im Wege ſtehen: werden ſie ſich da wohl bedenken, die letzteren den erſteren aufzuopfern? Denn das menſchliche Herz iſt zu ſchwach, um Macht und Größe zu verachten: und diejenigen, welche für dieſe die Freundſchaft verrathen, glauben in dem hohen Preiſe, für welchen ſie es thun, eine Entſchuldigung zu finden. Wo ſoll man denjenigen finden, der die Ehre des Freundes höher achtete, als ſeine eigene? Und, um davon nicht weiter zu reden, wie ſchwer, wie läſtig ſcheint es nicht den Meiſten, mit dem Freunde ſein Unglück zu theilen. Einen Freund, der ſich im Unglück wie im Glück gleich feſtgeſinnt, ſtandhaft und beharrlich zeigt, müſſen wir für die ſeltenſte Erſcheinung, und mehr für einen Halbgott, als für einen Menſchen, halten.«

38.

Wenn man den Charakter und die Zeit des Cicero kennt, und weiß, daß es vielleicht zu allen Zeiten nur wenige Menſchen gegeben, welche für die Lockungen des Ehrgeizes und des Ruhmes in einem höheren Grade empfänglich geweſen wären; wenn man erwägt, wie groß und aufregend die Intereſſen waren, um welche es zu ſeiner Zeit ſich handelte; wie vielfach er in ſie verflochten, oder vielmehr von ihnen verſtrickt war, und wie viel er bey dem Wechſelſpiel derſelben zu gewinnen und zu verlieren hatte: ſo kann man keinen Augenblick zweifeln, daß er die angefuhrte Stelle nicht bloß aus voller Uberzeugung, ſondern daß er ſie darum gerade ſo geſchrieben habe, weil er, der immer bereitet war, jede ſeiner Schwächen ſich ſelbſt, und gelegenheitlich offner, als ihm gut war, auch Andern zu geſtehen, dabey in ſeinen eignen Buſen gegriffen hatte Und ſo wird man ſeine Behauptung, daß die Erfahrung allein über die Zuverläßigkeit des Freundes entſcheiden könne, und daß es daher auch bey der Wahl deſſelben keine vollkommen ſichere Bürgſchaft gegen einen Mißgriff gebe, keineswegs übertrieben finden. Die einzige nicht durchaus unſichere Bürgſchaft hat Cicero ſelbſt in der Vorſchrift bezeichnet, daß wir bei der Wahl unſrer Freunde zunächſt auf die Gediegenheit und Zuverläßigkeit des Charakters im Allgemeinen ſehen ſollen. Wer in allen andern Angelegenheiten des Lebens einen ſolchen Charakter bewährt: der wird ihn in der Freundſchaft allein nicht verläugnen, und die ſtrenge Achtung, welche er uberall fur ſeine Pflichten hegt, auch bey den Pflichten der Freundſchaft nicht vergeſſen. Eine vollkommen ſichere Bürgſchaft der Unveränderlichkeit und Unwandelbarkeit gibt es für nichts im Menſchen; die verhältnißmäßig zuverläſſigſte aber ſind in allen Verhältniſſen des Lebens jene Beſonnenheit und Geradheit des Geiſtes, und jene Feſtigkeit der Willenskraft, denen wir ohne den Vorwurf feiger Bänglichkeit unſer Vertrauen nirgends verſagen dürfen.

39.

Kein anderer Grundſatz iſt allgemeiner angenommen, als: *daß Gleichheit in den Geſinnungen und Charakteren das weſentlichſte Erforderniß zur Freundſchaft ſey.* Und dennoch iſt er falſch; mindeſtens in dieſer Allgemeinheit. Die Erfahrung ſelbſt widerlegt ihn. Denn täglich ſehen wir Menſchen von den verſchiedenſten Geſinnungen und Charakteren durch feſte Freundſchaftsbande verbunden, und in dieſer Verbindung beharren, ohne daß die Ungleichheit in ihren Anſichten und Beſtrebung Veranlaſſungen zur Zerwürfniß unter ihnen würde, oder jene Bande auch nur lockerer machte. Ja wir ſehen eine ſolche Verbindung, als eine dauernde, oft ſelbſt zwiſchen Menſchen beſtehen, deren Charaktere und Beſtrebungen ſich ſo entgegengeſetzt ſind, daß ſie, wenn ſie nicht Freunde wären, faſt nothwendig Feinde ſeyn, und daß ſie, wenn ſie ſich nicht liebten, einander faſt nothwendig haſſen müßten.

Dennoch hat jener Grundſatz dieſes, als etwas Unwiderſprechliches für ſich: daß in der phyſiſchen, wie in der moraliſchen Welt überall das Gleiche ſich aufſucht, das Ungleichartige ſich abſtößt. Der Widerſpruch, zwiſchen einem unbeſtreitbar richtigen Grundſatze von der einen, und einer eben ſo unbeſtreitbar richtigen Erfahrung von der andern Seite, ſcheint ſich vom pſychologiſchen Standpunkte aus, auf folgende Weiſe ausgleichen zu laſſen.

Wie innig die Freundſchaft zwiſchen zwey Menſchen auch ſey: ſie umfaßt nicht immer den ganzen Menſchen, und nimmt nicht immer den ganzen Menſchen in Anſpruch. Wenn es öfters geſchieht, daß wir einem Freunde ſelbſt einen geringen Fehler nicht verzeihen können: ſo verzeihen wir ihm oft eben ſo leicht den größten. Aus ſittlichem Indifferentismus? oder aus dem eigenſüchtigen Grunde, daß gerade wir von ſeinem Fehler nicht verletzt werden, und ſo zu ſagen, dabey nicht betheiligt ſind? Das mag häufig der nächſte Grund ſeyn; und für keinen Fall ein ehrenhafter. Eben ſo oft aber tritt, wenn wir uns mit Menſchen von einem dem unſrigen ganz ungleichen Charakter verbinden, ein anderer Grund ein. Wir haben, was in dem Charakter, den Geſinnungen, den Beſtrebungen eines Anderen den unſrigen widerſpricht, als etwas in ihm ſo entſchieden Herausgeſtelltes, mit ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit ſo feſt und innig Verwachſenes erkannt: daß wir von Anfang her, nur die Wahl hatten, den Freund in ihm entweder ganz aufzugeben, oder jene Widerſprüche mit in den Kauf zu nehmen. Ein entſchieden herausgeſtelltes, und mit Entſchiedenheit ergriffenes Verhältniß hat aber überall Recht und Anſpruch ein dauerndes zu ſeyn.

10.

Überdieß muß man ſich hier an dasjenige erinnern, was gleich anfangs über den Urſprung der Freundſchaft geſagt worden iſt. Was in unſrer moraliſchen Natur noch unentwickelt iſt, ſtrebt fortwährend ſich zu entwickeln, und wir ſuchen, wenn wir dieſes uns Mangelnde auch nur bis auf einen gewiſſen Grad klar erkannt haben, diejenigen mit Eifer und Vorliebe auf, bey welchen wir dieſe Eigenſchaft entweder in einem ausgezeichneten Grade zur Reife gediehen, oder doch in einem höheren, als bey uns ſelbſt in ihrer Entwickelung vorgeſchritten ſehen. So kann der Sanfte und Unkräftige ſich zu dem Kräftigen hingezogen finden; er kann ihm ſelbſt ſeine Heftigkeit und Leidenſchaftlichkeit verzeihen: weil er in der einen, wie in der anderen, nur die Äußerung der Kraft ſieht. Der Heftigſte und Leidenſchaftlichſte hingegen kann die Liebe des ſanften aber unkraftigen Freundes mit der innigſten Liebe erwiedern: wenn er ſich bewußt geworden, daß es eben die demſelben eigene Milde und Gelaſſenheit ſey, die ihm fehle, und nach welcher er zunächſt zu ſtreben habe.

Daſſelbe gilt von den Widerſprüchen und Gegenſätzen der intellectuellen Bildung. Überdieß, wie viel kann bey der Ungleichheit der Charaktere nicht dadurch ausgeglichen werden, daß wir den Freund früher lieben gelernt haben, ehe dieſe Ungleichheit ſich herausſtellte? wie viel nicht durch die Gewohnheit? und endlich, wie viel nicht durch das, was überall ausgleicht, durch Schonung und nachgebende Milde von der einen Seite, und durch Anerkennung dieſer Milde von der anderen.

41.

Daß die Gleichheit der Charaktere, obgleich kein unbedingt weſentliches Erforderniß zur Freundſchaft, darum nicht minder als eines von den feſteſten Banden derſelben angeſehen werden dürfe, ſoll nicht geläugnet werden: ja man darf ſagen, daß diejenigen, welche Freunde ſeyn wollen, ſich jederzeit wenigſtens in der intellectuellen Schätzung der meiſten, oder doch der weſentlichſten Momente des Lebens begegnen müſſen. Hingegen wird nicht bloß ein Geringſchätzen, ſondern ſelbſt ein bloßes Verkennen oder Nichtbegreifen desjenigen, was unſrer Achtung und unſers Strebens uns in einem vorzüglichen Grade werth zu ſeyn ſcheint, uns denjenigen jederzeit entfremden, bey welchen wir es antreffen. Auch hierin zeigt es ſich, welches wichtige Moment bey der Freundſchaft in dem Bedürfniß liege, für unſer geiſtiges Leben in der geiſtigen Eigenthümlichkeit des Freundes eine Gewährleiſtung zu finden.

Mehr jedoch, als eine gewiſſe Gleichheit der Geſinnungen in Bezug auf die wichtigſten Momente unſers geiſtigen Lebens ſollten wir von dem Freunde überhaupt nicht fordern. Denn abgerechnet, daß eine vollkommne Gleichheit der Geſinnungen und Anſichten, an ſich ſelbſt ein Ideal iſt: ſo würde ſie, in ſo fern ſie noch als wirklich gedacht werden kann, entweder nur bey den geiſtig und ſittlich gereifteſten Menſchen gefunden werden können, und nur bey dieſen der Freundſchaft nicht ihren Reiz nehmen: oder bei den engſinnigſten und kleinlichſten; bey dieſen aber ihr keinen Reiz übrig laſſen. Auch in der Freundſchaft bedarf es, wie bey allen ſittlichen Neigungen, wenn ſie ihre edelſten Blüthen entfalten ſollen, einer ſchönen Freyheit, einer heitern Unbefangenheit und Selbſtſtändigkeit des Geiſtes; und daß Jeder ſich dieſe Selbſtſtändigkeit bewahre, und ſie an dem Andern nicht bloß zu ertragen, ſondern ſie zu ehren wiſſe: das iſt eine von den weſentlichen Bedingungen, ohne welche eine ächte Freundſchaft nie weder beſtanden hat, noch beſtehen wird. Jene, die nur aus engſinniger Kleinlichkeit fordern, daß der Freund in allen Dingen ihr Spiegelbild ſey, dürfen ſich daher nicht wundern, wenn ſie jener Früchte verluſtig gehen.

42.

Daß die Gleichheit der äußeren Lebensverhältniſſe ein feſtes Band der Freundſchaft werden könne, liegt zum Theil ſchon im Begriff der Freundſchaft. Denn diejenigen, welche die nämlichen Lebensverhältniſſe mit uns gemein haben, ſcheinen eben aus dieſem Grunde am meiſten geeignet zu ſeyn, in der Entwicklung und Kräftigung unſers geiſtigen Lebens uns zu fördern; in ſo fern nämlich dieſe Entwicklung durch jene Verhältniſſe ſelbſt modificirt, und zum Theil bedingt wird. Inzwiſchen zeigt die Erfahrung, daß gerade unter Menſchen, welche ſich in den nämlichen Lebensverhältniſſen bewegen, die Keime des Zwieſpalts und der Gehäſſigkeit ſich weit öfter und ſchneller entwickeln, als die der Einigung und der Freundſchaft. Auch müßten, wäre jene Annahme gegründet, die Menſchen dort, wo ſie in den gleichförmigſten Verhältniſſen leben, zu einer freundſchaftlichen Verbindung unter einander am geneigteſten, und in dem Beſtreben, eine ſolche unverſehrt zu erhalten, am eifrigſten und beharrlichſten ſeyn; z. B. in Communitäten. Die Erfahrung zeigt aber auch hier auf eine recht unwiderſprechliche Weiſe das Gegentheil. Die Urſachen dieſer Erſcheinung mögen hier ununterſucht bleiben; in wie fern aber die Gleichheit der äußeren Verhältniſſe der Freundſchaft günſtig ſey, ergibt ſich vielleicht am klarſten, wenn wir zunächſt fragen: in wie fern die Ungleichheit der äußeren Lebensverhältniſſe ein Hinderniß der Freundſchaft ſey.

13.

Unter den Gegenſätzen, welche hier eintreten können, mag der zwiſchen Reichthum und Armuth zuerſt in Betrachtung gezogen werden. Eine Freundſchaft zwiſchen dem Reichen und dem Armen gehört gewiß zu den ſeltenſten. Der gewöhnliche Reiche wird den Armen jederzeit ſeiner Freundſchaft unwerth finden; und der gewöhnliche Arme den Reichen beneiden. Angenommen aber, der Reiche ſey kein gewöhnlicher Reicher, und der Arme ebenfalls kein gewöhnlicher Armer; er ſey aber in dem Falle, fortwährend der Unterſtützung des Reichen zu bedürfen: wird er den Muth haben, alle Rechte der Freundſchaft bei demſelben in Anſpruch zu nehmen — und wie könnte man ſich ohne dieſes eine ächte Freundſchaft denken! — und wird Jener geneigt ſeyn, ihm alle dieſe Rechte zuzugeſtehen? — Ich ſehe nicht ein, warum wir nicht bey beyden, bey dem Reichen, wie bey dem Armen, eine ſolche Hoheit der Geſinnung, und eine ſolche Gediegenheit des Charakters annehmen dürften, wie ſie, wenn unter dieſen Umſtänden eine ächte Freundſchaft beſtehen ſollte, allerdings erforderlich wäre. Selbſt in dieſem Fall aber würde es, wie ich glaube, eine unerläßliche Bedingung für das Beſtehen einer ſolchen Freundſchaft ſeyn, daß der Arme, möchte er auch fortwährend der Unterſtützung des reichen Freundes bedürfen, ſich ſtreng auf der Linie des unabweisbaren Bedürfniſſes hielte; und dieß zwar nicht allein im Verlangen, ſondern ſelbſt im bloßen Empfangen.

Nehmen wir aber an, daß die Hoheit der Geſinnung und des Charakters nur auf der einen Seite liege: ſo kann, wenn allein auf der Seite des Reichen, durchaus von keiner Freundſchaft die Rede ſeyn; weil der Arme dann zudringlich und bettelſüchtig, und ſomit der Freundſchaft des Reichen unwerth ſeyn wird. Wohl aber wenn auf der Seite des Armen. Denn nichts ſichert dem Armen die Achtung des Reichen mehr, als wenn jener ſeinen Reichthum entbehren kann; der Arme könnte aber noch immer der Freund des Reichen ſeyn, wenn dieſer, bey den gewöhnlichen Fehlern des Reichthums, andere ausgezeichnete Vorzüge des Charakters beſäße.

44.

Der Gegenſatz zwiſchen dem Rechte des Befehlens und der Pflicht des Gehorchens, zwiſchen Herrn und Diener, ſcheint der Freundſchaft noch ungünſtiger zu ſeyn, als der zwiſchen Reichthum und Armuth. »Ein Fürſt hat keinen Freund, kann keinen Freund haben,« ſagt Marinelli. Allein warum ſollte eine ſolche Freundſchaft nicht denkbar ſeyn, ohne daß wir dabey in's Gebieth des Idealen hinüber ſtreifen müßten. »Die Vertraulichkeit, die beſte Würze der Freundſchaft, werde in einem ſolchen Verhältniß zwiſchen Herrn und Diener nie ſtattfinden können, und dürfe auch nicht ſtattfinden.« So mag ſie wegbleiben; eine eben ſo gute Würze kann ſie vollkommen erſetzen, das Vertrauen! das Vertrauen des Herrn nämlich auf den ſittlichen Werth, die ſtrenge Rechtlichkeit, die Wahrhaftigkeit, die Treue, und vor allem auf die Uneigennützigkeit des Dieners, und des Dieners auf die Anerkennung ſeiner Geſinnung und ſeines Werthes von Seite des Herrn. — »Der Diener ſey außer Stande eine der vorzüglichſten Pflichten der Freundſchaft gegen ſeinen Herrn zu erfüllen; dieſe nämlich, ihn freimüthig auf ſeine Fehler aufmerkſam zu machen.« — Allein, wenn man nicht läugnen will, daß es eine edle, beſonnene, und weil ſie ohne jede denkbare Grimaſſe nichts will, als das Beſte des Freundes, ſich ſicher beherrſchende Freymüthigkeit gebe: ſo werde ich dieſen Einwurf durchaus nicht gelten laſſen. Eines iſt dabei klar: daß auch hier mehr auf den Charakterwerth desjenigen ankomme, der in Bezug auf das äußere Verhältniß im Nachtheil, als desjenigen, der in dieſer Hinſicht im Vortheil iſt. Bey dem letzteren genügt mehr ein paſſives, jedoch ſicheres und entſchiedenes Anerkennen der Geſinnung des Freundes, und er ſcheint ſchon zu geben, wenn er auch nur mit Anerkennung empfängt; dem erſteren aber macht das Bewußtſeyn ſeiner Geſinnung es leicht zu ſchwer, über die Linie nicht hinauszugehen, welche die äußeren Verhältniſſe hier auch dem Freunde vorzeichnen.

45.

Eine auffallende Ungleichheit des Alters kann eben ſo natürlich der Freundſchaft hinderlich, als die Gleichheit ihr förderlich zu ſeyn ſcheinen. Dieſes erklärt ſich ſchon aus demjenigen, was über die Natur und den Urſprung der Freundſchaft geſagt worden. Inzwiſchen kann auch die Ungleichheit des Alters nicht unbedingt für ein Hinderniß der Freundſchaft gelten. Wenn der Greis mit Überlegung ſich den Jüngling, oder den angehenden jungen Mann zum Freunde wählt: ſo geſchieht es nur dann, wenn Tüchtigkeit, Mäßigung und Zuverläßigkeit bei dieſem den Jahren zuvoreilen. Häufiger geſchieht es, daß jüngere Perſonen ſich ältere mit Vorliebe zu Freunden wählen. Jünglinge, bei welchen eine Vorliebe dieſer Art ſich zeigt, ſind entweder ſolche, bey denen vorzugsweiſe eine entſchiedene Anlage zu praktiſcher Beſonnenheit, Umſicht und Tüchtigkeit ſich herauszubilden ſtrebt; oder ſolche, welchen die Anlage zu dieſen Vorzügen nur für die Beurtheilung der Dinge zu Theil geworden zu ſcheint, während ſie dieſelben im praktiſchen Leben überall vermiſſen laſſen, und die in ihrem Thun und Handeln ſich eben ſo thöricht, übereilt und unbeſonnen, als in ihrem intellectuellen Streben geiſtreich und beſonnen zeigen. Dieſe ſchließen ſich vorzüglich darum gerne an ältere Freunde an, weil dieſe, indem ſie einerſeits ihre glücklichen Anlagen unbefangen, und auf eine ehrende Weiſe anerkennen, andererſeits ihre Thorheiten und Unbeſonnenheiten meiſtens ſchonend und nachſichtig beurtheilen; eine Nachſicht, deren ſolche Individuen häufig bedürfen, und die ſie von gleichalterigen Freunden wenig zu erwarten haben, mit welchen ſie daher auch ſelten gut auszukommen verſtehen. Wenn inzwiſchen die älteren Freunde weder der Nachſicht müde werden, und ſie dabey doch nicht über die Gebühr ausdehnen; die jüngeren aber ſie nicht länger und nicht mehr, als billig iſt, in Anſpruch nehmen: ſo kann bey einem glücklichen Fortſchritt der Letzteren zur männlichen Reife ein ſolches Verhältniß ſich für beyde Theile zu einem ſehr erfreulichen geſtalten.

46.

Die Verſchiedenheiten in den intellectuellen und den ſittlichen Anlagen beyder Geſchlechter, ſo wie in der eigenthümlichen Art ihrer Entwicklung, ſtellen ſich häufig als wahre Gegenſätze heraus; ſo daß es ſchon darum nicht überflüſſig, zu fragen: ob eine ächte Freundſchaft auch zwiſchen Perſonen von verſchiednem Geſchlecht ſtattfinden könne. Auch geſchieht es nicht ſo gar ſelten, daß geiſt- und gemüthreiche

Männer ſich lieber eine Freundin, als einen Freund wählen. Freundſchaften dieſer Art gelten leicht für verdächtig; und da ſehr traurige Beyſpiele von den Erfolgen ſolcher Verbindungen, ſelbſt in der letzten Zeit, bekannt geworden, und es noch weit bekannter iſt, wie oft verſteckte Sinnlichkeit ſich in den Schleyer der Freundſchaft hülle, oder argliſtige Verführung ihn mißbrauche: ſo läßt jenes Vorurtheil ſich keineswegs als ein grundloſes abweiſen. Hier wird jedoch angenommen, daß bey einer ſolchen Freundſchaft weder der eine, noch der andere Fall eintrete. Es gibt nämlich wirklich Männer, die bey einem reichen eigenthümlich geſtalteten inneren Leben — wobey es jedoch ſelten ohne einige Bizarrerie und Überſpannung abgeht — den Freund, welchen ſie ſich wünſchten, unter ihrem Geſchlecht nicht getroffen haben, und die nun, was ſie hier nicht fanden, bey dem andern Geſchlechte ſuchen. Treffen ſie nun auf eine Frau, deren Geiſtes- und Gemüthsſtimmung eine der ihrigen entſprechende iſt, und welche in ihre Anſichten eingeht: ſo ſchließen ſie ſich mit einer unbedingten Innigkeit an ſie an: wo die den Frauen eigne Gabe des Anſchmiegens an eine fremde Geſinnung zur Ausbildung und Erhaltung eines ſolchen Verhältniſſes nicht weniger mitwirkt, als das Zartgefühl, welches der Mann ihrem Geſchlecht ſchuldig zu ſeyn glaubt, und deſſen er ſich meiſtens gegen Freunde von dem ſeinigen mehr, als billig, überhoben hat. Viele ſuchen nur darum die Freundin, weil ſie ſich den Freund nicht zu gewinnen verſtanden, und für die ſchroffen Seiten ihrer Eigenthümlichkeit zu wenig gefällige Nachſicht fanden.

Daß eine Freundſchaft zwiſchen zwey Perſonen verſchiednen Geſchlechtes, die ſich ſtreng innerhalb der Gränzen der Sittlichkeit hält, und die letztere nicht vielleicht ſchon von vorne herein gefährdet, beyde Theile zur höchſten Stufe ihrer geiſtigen und moraliſchen Entwicklung führen könne, darf der Pſycholog freylich nicht läugnen: inzwiſchen wird es dazu einer ſeltnen Reinheit der Geſinnung, einer noch ſeltneren Feſtigkeit des ſittlichen Wollens, vor Allem aber der ſtrengſten Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt bedürfen, wenn die Freundſchaft nicht auf eine ſehr gewöhnliche Art zur Kupplerin der Sinnlichkeit werden ſoll. Beſonders haben die Frauen Urſache gegen das Gefährliche ſolcher Verbindungen auf ihrer Huth zu ſeyn. Und nicht allein der Verführung der Sinnlichkeit wegen; auch dagegen, daß ſie nicht die Selbſtſtändigkeit des Geiſtes und des Willens, die ſie meiſtens in einem ſolchen Verhältniß erſt recht zu entwickeln und zu genießen meinen, in dieſem nicht gänzlich verlieren, und während ſie ſich einen täuſchenden Anſchein derſelben bewahren, von der ſtärkeren Kraft des Mannes nicht willenlos fortgeriſſen werden.

47.

Wie Männer öfter, ſtatt des Freundes, den ſie unter ihrem Geſchlecht nicht finden zu können glaubten, ſich eine Freundin wählen: ſo ziehen es Frauen nicht ſelten vor, ſtatt der Freundin ſich einen Freund zu ſuchen. Das iſt vorzüglich bei den genialen Frauen der Fall, und bey denjenigen, welche, ohne den mindeſten Anſpruch an Genialität zu haben, ein wenig mehr Beweglichkeit des Geiſtes und der Phantaſie beſitzen, als ihnen gut iſt, und die nebenher ihre Bizarrerie für ächte Genialität, und für einen Beruf halten, alle Eigenheiten und Sonderlingslaunen, die man bey jenen bisweilen antrifft, nachzuäffen. Eine Frau kann allerdings ein ſolches Maß von Geiſteskraft und Energie des Gefühls beſitzen, und allen andern Frauen ihres Kreiſes ſo ſehr daran überlegen ſeyn, daß ſie für ihre geiſtigen Bedürfniſſe in dieſem weder eine Befriedigung findet, noch ſie zu finden hoffen darf. Dieß inzwiſchen wird nur von den ſeltnen Frauen gelten können, welche die Natur wirklich mit ächtem Genie und außerordentlichen Geiſtesgaben ausgerüſtet hat, und die überall nur auf Frauen treffen, welche ihnen an Talenten durchaus nicht ebenbürtig, und an Gemüth, wie an Verſtand, tief unter ihnen ſind. Und auch ſolche Frauen machen, wenn ſie bey der Wahl ihrer Freunde unglückich oder übereilt ſind, und in einem Verhältniß dieſer Art nicht ſorgfältig über ſich zu wachen, und ſich ſicher zu beherrſchen wiſſen, oft ſehr traurige Erfahrungen. Denn, wenn es, wie oben bemerkt wurde, ſchon jenen Frauen, welche der Mann zuerſt aufſucht, um in ihnen Erſatz für den Freund ſeines Geſchlechtes zu finden; wenn es ſchon dieſen ſchwer wird, in einem ſolchen Verhältniß die ſelbſtſtändige Würde ihres Geſchlechtes zu bewahren: ſo muß dieſes jenen Frauen um ſo ſchwerer werden, die ihrerſeits zuerſt den Mann aufſuchen, und darum in ein ſolches Verhältniß von vorne herein mehr Entſchiedenheit legen, und zu legen gezwungen ſind. Meiſtens ereignet ſich dann von zwey Fällen einer. Sie finden nämlich zuletzt durch die getroffene Wahl ſich entweder wenig befriedigt, weil der gewählte Freund ſich ihnen nicht ſo unbedingt hingibt, wie ſie es erwartet hatten — denn eine ſolche Hingebung fordern ſie meiſtens, und meiſtens iſt es die Eitelkeit und Arroganz des Genieſtolzes, welche ſie antreibt, ein ſolches Verhältniß zu ſuchen —: oder ſie gerathen an einen Stärkeren, als ſie ſelbſt ſind, der, ſtatt ihrer Richtung zu folgen, ſie in der ſeinigen fortreißt; und oft um ſo unbedingter, da, wenn ſie ſich einmal verſtrickt und verwickelt haben, trotz aller Kraft ihres Geiſtes und Charakters, ihr Muth immer nur bis auf einen gewiſſen Punkt aushält, und, wenn ſie nicht alle Rückſichten auf ihr Geſchlecht bey Seite ſetzen wollen, dieſes es ihnen ſchwer, und oft unmöglich macht, ein Verhältniß jener Art mit eben ſo viel Entſchiedenheit zu löſen, als ſie es geknüpft haben.

Endet es nur ſelten auf eine erfreuliche Weiſe, wenn eine Frau von hoher Geiſteskraft, ſtatt der Freundin, die ſie, wenn es ihr mit dem Suchen Ernſt wäre, zuletzt meiſtens finden würde, den Freund ſucht: welches andere, als ein ſcandalöſes oder lächerliches Ende, dürfte man den geiſtigen Wahlverwandtſchaften und Seelenfreundſchaften jener Frauen und Mädchen prophezeyen, deren Anſprüche an Genialität nicht mehr als Grimace ſind: und die ihr Geſchlecht nur darum fliehen, und es zur Freundſchaft untauglich finden, weil ſie ein halbes Dutzend Romane zu viel geleſen, und ein ganzes Dutzend zu viel geſchrieben haben.

48.

So ſtellt ſich denn aus der Betrachtung der angeführten Gegenſätze, deren Zahl noch ſehr bedeutend hätte vermehrt werden können, klar genug heraus, daß Freundſchaft bey jeder Verſchiedenheit in den äußeren Lebensverhältniſſen, und ſelbſt bei der Verſchiedenheit in den Charakteren ſtattfinden könne, wenn nur diejenigen Bedingungen nicht fehlen, die weit weſentlicher und unerläßlicher ſind, als die gewöhnlich für nöthig geachtete Gleichheit der Charaktere und der äußern Lebensverhältniſſe. Dieſe Bedingungen aber ſind bey der Gleichheit, wie bey der Ungleichheit der Charaktere und der äußeren Lebensverhältniſſe, ja ſelbſt bei einem offenbaren Gegenſatz in den einen, wie in den andern, immerfort die nämlichen: würdige und klare Begriffe von dem Weſen, dem Zwecke und dem Werthe der Freundſchaft, und Zuverläßigkeit des Charakters. Wenn wir die erſteren durch ſelbſtſtändiges Nachdenken uns erworben haben, und klar wiſſen, was wir bey der Verbindung mit einem Freunde für Zwecke erreichen wollen, auf welche Weiſe wir in unſrer intellectuellen, wie in unſerer ſittlichen Entwicklung durch ihn gefördert werden können; und wenn wir dabei ſelbſt Feſtigkeit des Charakters genug beſitzen, um die Erreichung dieſes höchſten und edelſten Zweckes der Freundſchaft fortwährend im Auge zu behalten, und durch ſtrenge Erfüllung der Pflichten, welche die Freundſchaft uns auflegt, *von unſrer Seite nicht zuerſt* ummöglich zu machen: ſo mögen wir ohne Scheu vor der Ungleichheit der äußeren Verhältniſſe uns Jeden zum Freunde wählen, bey welchem wir die gleiche Klarheit der Begriffe, und die gleiche Zuverläßigkeit des Charakters antreffen, welche zuerſt wir ſelbſt uns erworben haben. Iſt es daher an ſich ſelbſt gleich vollkommen wahr, was Cicero ſagt, daß der Freund ſich als ſolcher erſt nach geſchloſſener Freundſchaft bewähre, und daß wir es daher immer auf die Erfahrung müſſen ankommen laſſen, ob wir glücklich gewählt haben: ſo reicht die Sicherheit, wirklich ſo zu wählen, wenigſtens ſo weit, als die unbefangene Beobachtung Anderer, und die Unveränderlichkeit eines entſchiedenen Charakters überhaupt reicht. Ein ſehr einfacher Grundſatz kann uns bey dem Beobachten und bey der Beurtheilung Anderer in dieſer Hinſicht zu einer faſt untrüglichen Richtſchnur dienen. Wie ein Charakter in anderen Lebensverhältniſſen ſich ausweiſt: ſo wird er ſich auch in der Freundſchaft ausweiſen. Ein guter Sohn, ein guter Gatte, ein liebevoller Bruder, wird faſt immer auch ein liebevoller und zuverläßiger Freund ſeyn; an einem ſchlechten Sohn werden wir dieſen nie, an dem ſchlechten Gatten, dem liebloſen Bruder werden wir ihn nur ſehr ſelten finden.

Daß wir uns bey der Wahl unſrer Freunde vor Übereilung zu hüthen haben, iſt eine ſo oft wiederholte Warnung, daß es für überflüſſig angeſehen werden darf, ſie hier aufs neue zu wiederholen.

49.

Das Glück der Freundſchaft wünſcht ſich Jeder; über die Pflichten der Freundſchaft denken Wenige, oder höchſtens nur gelegentlich, nach. Das reicht aber nicht hin. Wie überall, ſo iſt das Glück, in wie fern es überhaupt von uns abhängt, auch in der Freundſchaft an ſtrenge Pflichttreue, als an eine unerläßliche Bedingung gebunden; und wie überall, hängt dieſe auch hier zunächſt von der Erkenntniß unſrer ſittlichen Pflichten ab.

Die Meiſten erkennen und denken nur an eine Pflicht, an die Pflicht den Freund zu lieben: und wenn ſie jene vollkommne Liebe in ſich tragen, »die da duldſam iſt und milden Sinnes; die nicht eiferſüchtig iſt, nicht Unrecht übt, und ſich nicht aufbläſt; die nicht ſtolz iſt, nicht eigennützig, nicht jähzornig, und Unbilden nicht in Rechnung bringt; die ſich nicht der Ungerechtigkeit, ſondern der Wahrheit freut; die Alles erträgt, Alles glaubt, Alles hofft, und Alles duldet« (Cor. 1, 13.) — ſo haben ſie ganz Recht. Denn dieſe Liebe ſchließt die Erfüllung jeder Pflicht in ſich. Aber nur die reinſten und ſittlich vollendetſten Naturen ſind von ihr erfüllt. Und bey dieſen findet ſich, neben der Lebendigkeit und Innigkeit des Gefühls, immer auch die höchſte Klarheit des ſittlichen Erkennens, wie beſchränkt ihre Geiſtesbildung dem Umfange nach vielleicht auch ſeyn mag. Was von der Liebe derjenigen zu halten, bey denen ſie allein auf dem Gefühle ruht, oder in bloßen Wallungen beſteht, iſt bereits angedeutet worden. Es lohnt nicht der Mühe, darüber ausführlicher zu ſeyn. Nichts iſt im Menſchen feſt und haltbar, was allein im Gefühle, und nicht auch in der Klarheit und Entſchiedenheit des ſittlichen Erkennens wurzelt.

50.

Da alle Pflichterfüllung in einem Handeln beſteht, ſo kann von einer Pflicht, den Freund zu lieben, nur ſehr uneigentlich die Rede ſeyn. Denn die Liebe, als Empfindung, macht uns nur geneigt, ſo gegen den Freund zu handeln, wie es einer beſtimmten Verpflichtung, die wir gegen ihn als Freund haben, gemäß iſt.

Die Frage über die Pflicht, den Freund zu lieben, beruht alſo eigentlich darauf, wie die Empfindung der Liebe zu demſelben in uns genährt und zu ſolcher Vollkommenheit ausgebildet werde, daß ſie uns nicht bloß geneigt und bereitet, ſondern eifrig und freudig mache, die Pflichten der Freundſchaft gegen ihn zu erfüllen. Daß aber hier nicht die erſte urſprüngliche Empfindung der Liebe zu dem Freunde, ſondern die vollkommenere Ausbildung dieſer Empfindung zunächſt auf das Erkennen, und nicht auf die Regſamkeit und Innigkeit des Gefühls baſirt wird, kann nur Denjenigen befremdend ſcheinen, die nicht wiſſen, wie die Kraft und Innigkeit jedes ſittlichen Gefühles durch nichts mehr ſicherer gefördert werde, als durch die entſchiedenſte Anerkennung ſeiner Verpflichtung.

51.

Die ſtärkſte Verpflichtung den Freund zu lieben, und weil wir einen wirklichen Anſpruch an ſeine Liebe machen, und einen ſolchen an die unſerige ihm zugeſtehen, eine durchaus unabweisbare, entſpringt aus der Liebe, die er ſelbſt uns widmet. Auch iſt nicht leicht Jemand ſo verkehrt in ſeinen Begriffen, daß er dieſe Verpflichtung nicht anerkennen ſollte. Allein mit dieſem Anerkennen iſt an und für ſich noch wenig ausgerichtet. Denn, wenn Jemand die Liebe ſeines Freundes zu ihm allzu hoch. oder allzu gering, anſchlägt; ſo muß er in dem erſtern Falle faſt nothwendig ſeine Erwartungen von der Liebe des Freundes getäuſcht ſehen; im zweyten Falle aber geräth er in die Gefahr, gegen ſeinen Freund undankbar zu ſeyn, oder er iſt es vielmehr wirklich, indem er ihm das Maß ſeiner Liebe nicht mit dem gleichen Maße erwiedert. Wenn eine Freundſchaft, die hier knauſeriſch nach Granen und Pfennigen rechnete, in der That keine Freundſchaft wäre: ſo iſt es doch gewiß eben ſo nothwendig, als nützlich, jene Erwägung nicht außer Acht zu laſſen. Nicht damit wir dem Freunde nicht zu viel, ſondern damit wir ihm nicht zu wenig Liebe widmen. Denn oft kann es ſich treffen, daß uns der Freund weniger zu lieben ſcheint, als er uns wirklich liebt, weil es nicht in ſeiner Natur liegt, ſeine Empfindungen ſo lebhaft zu äußern, wie wir ſelbſt es zu thun pflegen, oder wie wir es von ihm erwarten; und oft mag er uns kalt erſcheinen, wo er nur vorſichtig und beſonnen iſt. Gewiß iſt es in der Freundſchaft das wünſchenswertheſte und herrlichſte aller Looſe, den Freund zu finden, dem du dich ſogleich mit voller Seele hingeben, dem du ein überſchwellendes Maß von Liebe entgegenbringen, und von dem du ein ſolches Maß empfangen könneſt; allein wenn dieſes höchſte Glück nur Wenigen zu Theil wird: ſo muß man geſtehen, daß es auch nur Wenige verdienen.

52.

Das beſte und das einzige Mittel, die Liebe des Freundes ſicher zu gewinnen, iſt, ihn zuerſt ſelbſt mit aufrichtiger und inniger Zuneigung zu umfaſſen.

Das Geſetz: Ut ameris ama, um geliebt zu werden, liebe, gilt für die Liebe in der Freundſchaft nicht weniger, als für jede andere Liebe. Es wird alſo ſehr gut ſeyn, wenn wir öfter und ſtrenger unſere Liebe zu dem Freunde, als die ſeinige zu uns, in Frage ſtellen. Denn iſt nur unſere Liebe ächt und wahr: ſo wird die ſeinige, wenn wir uns nicht durchaus in ihm geirrt haben, ſelten hinter ihr zurückbleiben. Da es aber für jene eben ſo wenig einen anderen ſicheren Maßſtab gibt, als die Erfahrung: ſo iſt es klar, daß wir jeder Berechnung des Gehaltes unſerer Liebe nur eine richtige Schätzung der Zuverläſſigkeit und des ſittlichen Gehaltes unſeres eigenen Charakters zum Grunde legen können. Die Meiſten aber machen ihre Wallungen zur Baſis ihrer Berechnung, und glauben dieſelben, weil ſie ihrer Natur nach zuletzt doch Liebe ſind, das bloße Gefühl aber, ohne Rückſicht auf das Handeln, in der That keinen beſtimmten Maßſtab hat, dem Freund nicht hoch genug, oder doch ſo hoch, als es ihnen eben genehm iſt, in die Rechnung ſchreiben zu können. Dergleichen Menſchen — meiſtens ſind es Jünglinge von einer ſehr lebhaften, nach allen Strichen ausſchwärmenden Phantaſie, und von raſchem, aber jeder feſten Haltung ermangelndem Gefühle — verfallen, wenn ſie ſich um die Freundſchaft Gereifterer, als ſie ſelbſt, bewerben, ſehr leicht in einen Fehler, vor welchem ſie ernſtlich gewarnt werden müſſen: in den Fehler der Aufdringlichkeit. Es mag ſeyn, daß der überſchwellende Drang des jugendlichen Gefühls dieſen harten Namen nicht verdiene: weil es, wenn gleich die Beſonnenheit verläugnend, und das richtige Maß verfehlend, dennoch ächt und lauter iſt. Allein wie es das richtige Maß verfehlt: ſo verfehlt er leicht auch ſein Ziel; und nicht ſelten geſchieht es, daß Jünglinge durch Erfahrungen dieſer Art gegen Diejenigen, um deren Freundſchaft ſie ſich ohne Beſonnenheit, und darum ohne Erfolg beworben haben, ungerecht, und wohl auch gegen die Freundſchaft ſelbſt mißtrauiſch werden. Wenn aber ſelbſt das ächte Gefühl ſelten ohne Nachtheil ſich verirrt, und auch ſeine Verirrung eine ſolche bleibt: was ſoll man von jenen täppiſchen Geſellen ſagen, die auch den Beſten nicht für zu gut halten, ihm mit überſchwenglicher Gemüthlichkeit oder Arroganz ihre Freundſchaft aufzudringen, weil ſie dem trüben Aufgähren ihres Gefühls unbedenklich den Namen der edelſten jugendlichen Begeiſterung beylegen.

53.

Ein anderer Fehler, vor welchem gleich hier gewarnt werden mag, weil er für jeden Fall daraus entſpringt, daß wir uns darüber unklar geblieben, wie wir den Freund lieben ſollen, und welche Liebe wir von ihm erwarten und fordern dürfen, iſt die *Eiferſucht* oder die *Eiferſüchteley* in der Freundſchaft. Bey Jünglingen *kann* ſie in der Überſchwenglichkeit des Gefühls ihren Grund haben; gewöhnlich aber entſpringt ſie aus einer noch weit trüberen Quelle; aus keiner anderen nämlich, als aus entſchiedener Selbſtſucht. Es gibt Menſchen, die den Freund mit Eiferſucht eben ſo quälen, wie Andere die Gattin oder die Geliebte. Aus reiner Selbſtſucht; nicht, wie ſie glauben oder vorgeben, aus Liebe. Denn die wahre Freundſchaft iſt eben ſo weit von jeder Selbſtſucht der Eiferſucht entfernt, wie die wahre Liebe; ſie iſt eben ſo ganz Vertrauen, wie dieſe: weil ſie, wie dieſe, der vollſten Erwiederung ſich werth fühlt. Wenn ſie daher auch wirklich die Kränkung erführe, daß ihre Anſprüche auf dieſe nicht erkannt würden: ſo wird ſich das Gefühl dieſer Kränkung bey ihr doch nie als Eiferſucht, oder als Eiferſüchteley äußern. Auch iſt die Eiferſucht in der Freundſchaft noch weit thörichter, als in der Liebe, und pflegt von den nämlichen Nachtheilen, wie in dieſer begleitet zu ſeyn. Denn die meiſten Gründe, welche die Eiferſucht in der Liebe zur Noth noch entſchuldigen können, fallen bey der Freundſchaft weg. Hier kann weder von einer Kränkung unſerer Ehre die Rede ſeyn, wenn unſer Freund einen andern Freund mit gleicher oder auch mit größerer Liebe umfaßt, als uns ſelbſt: noch iſt die Freundſchaft an ſich ſelbſt gleich untheilbar, wie die Liebe; und das Gefühl derjenigen, welche der reinſten und edelſten Freundſchaft fähig und werth ſind, iſt gewiß reich und ſtark genug, um mehr als einen einzigen Freund mit inniger Liebe umfaſſen zu können.

54.

Die Stärke jeder ſittlichen Liebe hängt von dem Grade der Klarheit und Entſchiedenheit ab, mit welcher wir die Vorzüge des Gegenſtandes unſerer Liebe erkannt haben. So auch in der Freundſchaft. Wenn wir daher den Freund recht lieben wollen, ſo muß unſer Streben darauf gerichtet ſeyn, ſeine Vorzüge vollkommen kennen zu lernen. Dieſe Forderung kann leicht eine überflüſſige ſcheinen: indem wir ja Jemanden erſt dann, und eben darum zum Freunde wählen, weil wir gewiſſe Vorzüge an ihm bereits gefunden haben. Allein weder die Tugenden, noch die Fehler eines Andern haben wir mit Sicherheit erfaßt: ſo lange wir ſie nur in einer allgemeinen Vorſtellung, und nicht nach ihrer eigenthümlichſten Beſchaffenheit erfaßt haben. Das aber können wir nur durch eine ſtrenge und ſorgfältige Prüfung. Es iſt leicht, einer ſolchen Prüfung einen gehäſſigen Namen zu geben: aber es bedarf wohl keines Beweiſes, daß es ohne ſie kein ſicheres Erkennen des Charakters des Freundes, und darum auch keine feſt begründete Liebe zu demſelben geben könne.

Daraus ergibt ſich von ſelbſt, was von der Meinung Derjenigen zu halten ſey, welchen es ein Verrath an der Freundſchaft zu ſeyn ſcheint, nach den Fehlern des Freundes zu fragen, und die glauben, die wahre Freundſchaft beſtehe darin, für die Fehler des Freundes kein Auge zu haben, und ihn mit allen ſeinen Fehlern zu lieben. Lieben mögen ſie ihn mit allen ſeinen Fehlern, wenn dieſe nicht von der Art ſind, daß ſie den moraliſchen Abſcheu bedingen: um ihn aber mit allen ſeinen Fehlern zu lieben, und ihm die Schwächen und Mängel, die ſie heute gar nicht bemerken wollen, morgen nicht vielleicht als Verbrechen in die Rechnung zu ſchreiben, müſſen ſie dieſe Fehler kennen. Und wie wollen ſie der erſten und weſentlichſten aller Pflichten der Freundſchaft genügen, der Pflicht, den Freund beſſer zu machen: wenn ſie für ſeine Fehler kein Auge haben?

55.

Denn daß der Pflicht, den Freund beſſer zu machen, unter allen Pflichten der Freundſchaft der erſte Rang gebühre, wird wohl niemand läugnen, der die Natur der Freundſchaft, als einer ſittlichen Verbindung, in Erwägung zieht. Die ſittliche Liebe will ihren Gegenſtand überall mit den höchſten und edelſten Vorzügen geſchmückt ſehen; und ſo auch die Liebe zu dem Freunde. Sie wünſcht ihn nicht nur im Beſitze der edelſten Vorzüge: ſondern ſie wünſcht auch, daß der Werth derſelben ſo allgemein und ſo vollkommen anerkannt werde, als ſie ſelbſt ihn anerkennt: und kein anderer Werth hat einen ſo entſchiedenen und ſo allgemeinen Anſpruch auf Anerkennung, wie der Werth des ſittlichen Charakters; ſie wünſcht jeden Vorwurf von dem Freunde fern zu halten: und der ſicherſte Weg dazu iſt, daß er von den Gebrechen frey ſey, welche zu einem Vorwurf Grund oder Schein hergeben könnten. Auf dieſe Weiſe wird das Beſtreben, den Freund beſſer zu machen, durch die Liebe zu dem Freunde ſelbſt bedingt; und die Wahrheit dieſer Behauptung bewährt ſich nicht bloß den Gebildetſten und bey der vollkommenſten Freundſchaft, ſondern überall, wo jene Liebe auch nur überhaupt wahr und aufrichtig iſt.

56.

Die Erfüllung dieſer erſten und wichtigſten Freundſchaftspflicht iſt zunächſt an zwey Bedingungen gebunden; beyde ſo weſentlich, daß hier, ohne daß ihnen genügt ſey, weder an ein gehaltenes Streben, noch an einen glücklichen Erfolg zu denken iſt. Die erſte dieſer Bedingungen iſt, daß wir die Stufe der Veredlung, auf welcher wir den Freund zu ſehen wünſchen, zuerſt ſelbſt erſchwungen haben, oder in dem Streben, ſie zu erſchwingen, ihm vorangehen. Denn wie ſoll Derjenige, der unter dem aufwärts Klimmenden ſteht, dieſem die Hand biethen? wie Derjenige den Freund für die Tugend begeiſtern, der ihren Werth nicht ſelbſt innig empfindet? und mit welchem Erfolge, und mit welcher Stirne ihn von Fehlern abmahnen oder zurückrufen, wenn dieſe Fehler ihm ſelbſt, und vielleicht in einem höheren Grade eigen ſind, als Jenem. Auch wird es, iſt die Geltung der ſittlichen Vorſchrift gleich überall eine unbedingte, doch gerade in dem Verhältniſſe des Freundes zum Theil ſchwerer ſeyn, als in jedem anderen, ihr die wirkſame Anerkennung zu verſchaffen, wenn ſie nicht durch den ſittlichen Charakterwerth des Ermahnenden unterſtützt wird: weil bey der Vertraulichkeit eines ſolchen Verhältniſſes der Zurechtgewieſene mit den Schwächen und

Mängeln des Zurechtweiſenden genau bekannt iſt, und jene Vertraulichkeit ihn leicht verſucht, die Zurechtweiſung oder Warnung geradezu abzulehnen. Übrigens muß noch dieſes bemerkt werden, daß es bey dem eigenen ſittlichen Werthe, deſſen wir bedürfen, um auf ſeine Veredlung einzuwirken, nicht auf ein partielles Freyſeyn von einzelnen ihm anklebenden Fehlern, noch auf ein partielles Übergewicht durch einzelne Vorzüge, ſondern auf jenes feſtbegründete und ſtätige Streben nach der Ausbildung unſerer moraliſchen Kräfte ankomme, ohne welche von ſittlichem Charakterwerth überhaupt keine Rede ſeyn kann.

57.

Inzwiſchen iſt der eigene ſittliche Werth nicht die einzige Bedingung, um mit glücklichem Erfolge auf die Veredlung des Freundes einzuwirken. Wie überall, kann eine ſolche Einwirkung auch hier nur dann Statt finden, wenn ſie im Allgemeinen auf eine richtige Kenntniß der menſchlichen Natur, im Beſonderen aber auf eine genaue Kenntniß der Eigenthümlichkeit des Freundes baſirt iſt. Dieſes würde gar nicht bemerkt zu werden verdienen, wenn wir uns nicht gerade in dieſer Hinſicht häufig eines wirklichen Leichtſinns ſchuldig machten, oder von einem hier unbegreiflichen Irrthume zu Mißgriffen verleiten ließen. Denn anſtatt, wie gewiſſenhafte Ärzte bey der Behandlung geliebter Angehöriger, bey Heilung der Gebrechen unſerer Freunde ſcheuer und behuthſamer zu werden; gehen wir bey dieſen oft weit zuverſichtlicher und unbeſonnener zu Werke, als wir es bey Fremden thun würden, oder es ſonſt zu thun gewohnt ſind: weil wir bey einer vertrauteren Bekanntſchaft mit dem Charakter und den Verhältniſſen des Freundes leicht von vorne herein annehmen, daß unſere Einſicht hier eine vollkommen genügende ſey. Sicher iſt es hier weit öfter kecke Zuverſichtlichkeit, die uns zu Mißgriffen verleitet, als Ängſtlichkeit und feige Schüchternheit. Wie aber eben ſo wenig die eine, als die andere den Arzt vor ſolchen bewahren kann: ſo kann auch den Freund, welcher der Arzt des Freundes ſeyn will, nur richtige Einſicht in die Natur des Übels und die Bedingungen der Heilung dagegen ſicher ſtellen. Und welche dringende Aufforderung, darnach mit der höchſten Beſonnenheit zu ſtreben, liegt nicht in der Liebe zu dem Freunde: und wie gerecht und ſchmerzlich müßte der Vorwurf, hier aus Leichtſinn geirrt zu haben, ihn nicht treffen, wenn er ſelbſt ihn ſich zu machen gezwungen wäre, oder wenn er ihm mit Recht von Anderen gemacht würde!

58.

Unter den Mißgriffen nun, welche wir bey dem Beſtreben, den Freund beſſer zu machen, begehen können, iſt zuerſt vor jener Anmaßung oder Verbeſſerung Derjenigen zu warnen, welche ihre Ermahnungen, Ermunterungen, Warnungen und Rathſchläge dem Freunde nicht ſowohl mittheilen, als auf eine ungeſchickte und beleidigende Weiſe aufzudringen ſuchen. Es gibt nämlich Menſchen, welche mehr die Hofmeiſter, als die Genoſſen, ihrer Freunde ſeyn wollen, und die ihre Freunde nicht als ſolche, ſondern wie ihrer Aufſicht untergebene Zöglinge behandeln. Dieſe Verkehrtheit kann, wie bereits angedeutet worden, in bloßer Unbeſcheidenheit, und einem Mangel von Zartgefühl ihren Grund haben; allein weit öfter entſpringt ſie aus Hochmuth, aus Übermuth, oder, was nicht der ſeltenſte Fall iſt, aus wahrer Herrſchſucht. Wo aus Unbeſcheidenheit; da mag noch immer ein aufrichtiges Wohlwollen und eine treue Geſinnung damit beſtehen; nicht aber, wenn aus Arroganz, Übermuth oder Herrſchſucht. Denn dieſe beruhen überall auf Selbſtſucht, die mit der Freundſchaft durchaus unverträglich iſt. Überdieß kann jene Verkehrtheit bey der wahren Freundſchaft auch aus einem anderen Grunde nicht Statt finden. Dieſe nämlich iſt ohne innige Liebe zu dem

Freunde nicht denkbar. Die Liebe aber will den geliebten Gegenſtand über ſich, oder mindeſtens auf gleicher Stufe, nie jedoch unter ſich ſehen; und findet ſie ihn da: ſo ſucht ſie ihn mit der zarteſten Schonung zu ſich zu erheben. Wer aber Denjenigen, welchen er ſeinen Freund nennt, auf die angedeutete Weiſe aus wahrer Selbſtſucht wie einen unmündigen Knaben, oder einen ungeſchickten Diener behandelt: der muß ihn tief unter ſich ſehen; und ſieht er ihn ſo: wie ſoll er ihn als Freund lieben, oder als Freund von ihm geliebt werden können?

59.

Wenn beym Ermahnen und Warnen des Freundes die Selbſtſucht ſich auch nicht in jener ſchroffſten Form äußert, iſt ſie mit dem innigen Wohlwollen der wahren Freundſchaft darum nicht minder unverträglich. Es iſt wohl ein ſeltener Fall, daß zwey Freunde an intellectueller und ſittlicher Bildung ſich vollkommen die Wage halten. Wenn nun ihre Freundſchaft ächt iſt: ſo wird derjenige, auf deſſen Seite das Übergewicht iſt, dieſes, wo die Pflicht der Freundſchaft ſelbſt fordert, daß er es geltend mache, mindeſtens nicht ohne zarte Schonung geltend machen. Am meiſten wird er ſich hüthen, dabey der Eitelkeit Raum zu geben, oder auch nur eitel zu ſcheinen. Eitelkeit nämlich iſt der Freundſchaft in einem ſolchen Falle immer nachtheilig, und oft verderblich. Denn von Zweyen Eines. Der Freund erkennt jenes Übergewicht entweder wirklich an: oder er erkennt es nicht an. Erkennt er es wirklich an: ſo iſt die Schaulegung der Eitelkeit überflüſſig, die Demüthigung um ſo entſchiedener und kränkender; erkennt er es aber nicht an: ſo ſtellt jene ſich um ſo entſchiedener als Schwäche und Thorheit heraus. Wenn die Eitelkeit überall verletzt, und ſelbſt dem entſchiedenſten Verdienſte einen Theil ſeines Glanzes nimmt: wie ſollte ſie den Freund nicht verletzen, der von niemanden weniger eine Demüthigung erwartet, als von dem Freunde; und der, mit den Schwächen deſſelben genauer bekannt, als Andere, den Anſprüchen des Eitlen genauer, als Andere, nachzurechnen vermag.

60.

Ohne Freymüthigkeit iſt nirgends ein entſchiedenes, oder auch nur ein bedeutendes Einwirken auf die ſittliche Veredlung Anderer möglich; alſo auch nicht in der Freundſchaft. Auch iſt das Recht, gegen den Freund freymüthig zu ſeyn, ein ſo allgemein anerkanntes: daß wir zwey Menſchen, von welchen der Eine dem Andern dieſes Recht beſtritte, uns nie als Freunde denken könnten. Und welchen Grund hätte auch der Freund, es dem Freunde zu beſtreiten? da dieſer die erſte und edelſte Pflicht der Freundſchaft nicht genügen kann, ohne davon Gebrauch zu machen. Mag der freymüthige Tadel unſerer Fehler und Verkehrtheiten für unſer Selbſtgefühl oder unſere Eitelkeit an ſich ſelbſt auch noch ſo kränkend ſeyn: von dem Freunde kann er uns unmöglich beleidigen, da eine Kränkung nur in ſo fern wirklich eine Beleidigung ſeyn kann, als derjenige, von welchem wir ſie erfahren, die Abſicht hat, uns zu kränken. Wie aber kann derjenige uns kränken wollen, der uns liebt, und der auch von uns geliebt zu werden wünſcht? Selbſt wenn der Fall einträte, daß der Tadel ein ungegründeter und ungerechter wäre: ſo könnte die Veranlaſſung deſſelben bey dem Freunde nur ein Irrthum ſeyn, den er jederzeit nicht nur bereitwillig, ſondern mit Freude als Irrthum anerkennen würde. Wer alſo den Freymuth ſeiner Freunde nicht ertragen kann, ſcheint nicht ſowohl Freunde, als Schmeichler, zu bedürfen. Mit Recht aber behauptet Cicero, »daß es keine ſchlimmere Peſt für die Freundſchaft gebe, und nichts Anderes mit dieſer unverträglicher ſey, als die Schmeicheley: da ſie die Wahrheit vernichtet, ohne welche keine ächte Freundſchaft beſtehen kann. »Da das Weſen der Freundſchaft darin beſteht, daß aus mehreren Seelen gleichſam eine gebildet werde: wie könnte dieſes geſchehen, wenn der Freund nicht eine ſich immer gleiche Seele beſitzt; ſondern in ſeinen Geſinnungen und ſeinem Charakter ſchwankend, veränderlich und nie ſich ſelbſt gleich iſt. Was aber kann haltungsloſer und unſtäter ſeyn, als die Seele des Schmeichlers, der ſich nicht bloß nach dem Sinne und Willen, ſondern ſelbſt nach den Mienen und Winken Anderer richtet.«

61.

Inzwiſchen hat die Freymüthigkeit auch in der Freundſchaft ihre Gränzen, welche ſie nicht überſchreiten darf, wenn ſie nicht in die Gefahr kommen will, unbillig oder ungerecht zu werden. Dieſe Gränzen aber überſchreiten wir dann, wenn wir dem Freunde ſeine Fehler und Mängel ſtrenger und rückſichtsloſer vorwerfen, als ſie es verdienen. Beydes ſollte man von einem Freunde nicht erwarten: und Denjenigen, die ihre Freunde recht innig lieben, wird es auch nicht begegnen. Sehr leicht aber Denjenigen, welche die Fehler ihrer Freunde nur nach einer allgemeinen Formel beurtheilen, und entweder nicht Scharfblick genug beſitzen, den Umfang und die eigenthümliche Beſchaffenheit derſelben kennen zu lernen: oder die es nicht der Mühe werth finden, darüber eine ſorgfältige Prüfung anzuſtellen.

Überdieß gibt es eine rohe und ungeſchlachte Art von Freymuth und eine ſchonungsloſe Härte und Schärfe im Tadeln, die, wenn ſie ſelbſt überall tadelnswerth iſt, doch nirgends weniger Statt finden ſollte, als in der Freundſchaft; nicht darum allein, weil wir die Geſetze der Humanität und ſchonender Milde bey dem Tadel Anderer nie aus den Augen ſetzen ſollen: ſondern weil wir, indem wir ſie bey dem Freunde außer Acht laſſen, doppelte Gefahr laufen, ſowohl den Zweck unſerer Ermahnungen gänzlich zu verfehlen, als auch ſeine Liebe zu verlieren. Denn wenn ſchroffe Härte und unmäßige Schärfe des Tadels überall erbittern; wie ſollten ſie dieſe Wirkung nicht bey Demjenigen hervorbringen, der in ſeiner Liebe zu uns, und vielleicht in der größeren uns ſelbſt bewieſenen, ein unverletzliches Recht auf die unſerige beſitzt. Diejenigen aber, welche für die Härte und Schonungsloſigkeit, mit welcher ſie den Freund tadeln, eine vollwichtige Entſchuldigung in ihrer guten Abſicht, und in ihrer Liebe zu dem Freunde — die jedoch ſelbſt nie vollwichtig ſeyn kann, weil dieſe keine Härte zuläßt — zu finden glauben, dürfen, um ihre ganze Verkehrtheit einzuſehen, nur dieſes in Erwägung ziehen, wie ſie von dem Angegriffenen, Gekränkten und Aufgeregten verlangen, daß er in ihrer Härte ſelbſt nur ihre Liebe ſehe: während ſie, die gegen ihn in jedem Falle im Vortheil ſind, die Liebe, welche ſie ihrerſeits ihm ſchuldig ſind, vergeſſen; weil ſie ſich ſonſt eben zu keiner Härte würden verleiten oder hinreißen laſſen.

62.

Allein nicht bloß der Humanität und Milde, auch des Zartgefühls ſoll der Freund nicht vergeſſen, wenn er in den Fall kömmt, den Freund tadeln, oder über ſeine Fehler und Mängel ihn zurecht weiſen zu müſſen. Dieſes Zartgefühl verlangen wir von Jedem, der uns tadelt, oder zurechtweiſt: wie ſollte es der Freund von dem Freunde nicht verlangen, der ſich entweder mit Recht bewußt iſt, oder ſich wenigſtens ſehr leicht überredet, daß er es in dem gleichen Falle gegen dieſen nicht verläugnen würde; und der für jeden Fall darauf ein wohlbegründetes Recht hat.

Es ſcheint ſchwer, die Forderungen des Zartgefühls mit jenen des Freymuths auszugleichen; und es iſt ſchwer. Der Freymuth ſoll das ſittliche Gebrechen ganz ſo darſtellen, wie es wirklich iſt: das Zartgefühl will dieſer Darſtellung das Kränkende und Verletzende nehmen; jener ſoll die Sonde bis auf den Grund in die Wunde bringen: dieſes will dem Kranken jede ſchmerzhafte Berührung erſparen. Eines iſt klar, daß eine Ausgleichung nach allgemeinen Regeln ſich hier nicht feſtſtellen läßt; allein Derjenige, der ſeinen Freund wirklich liebt, und dem das Zartgefühl überhaupt nicht fremd iſt, wird dieſe Ausgleichung in dem beſonderen Falle, wo es ihrer bedarf, nicht verfehlen. Er wird eben ſowohl jede Verletzung deſſelben zu vermeiden ſuchen, als ſich vor jener Schonung hüthen, die nur aus weichem Schwachmuthe ſchont, und im Ganzen ſich wie ein liebevoller Arzt benehmen, der dem Kranken keinen Schmerz erſpart, der eine nothwendige Bedingung ſeiner Heilung iſt; und jeden Schmerz theilnehmend genug mit ihm fühlt, um ihm denſelben zu erſparen, wenn er dieſes nicht iſt.

63.

Inzwiſchen kann es Fälle geben, wo die Pflicht ſelbſt es von dem Freunde fordert, daß er mit der entſchloſſenſten Entſchiedenheit in das innere, oder ſelbſt in das äußere Leben des Freundes eingreife; wenn dieſer z. B. von irgend einer übermächtigen Leidenſchaft überwältigt, und ſich ſelbſt ganz unähnlich und ſeiner ſelbſt ganz unmächtig geworden, auf dem Punkt ſtände, ſich gänzlich zu Grunde zu richten, und dem Verderben eben nur durch ein entſchloſſenes Eingreifen des Freundes gewaltſam entriſſen werden könnte. In einem ſolchen Falle müſſen natürlich die beſonderen Umſtände entſcheiden, wie viel dem Freunde erlaubt oder gebothen ſey. Im Allgemeinen laſſen ſich nur zwey Regeln feſtſtellen. Einmahl dieſe, daß er nicht zu den äußerſten Mitteln greife, ohne durch die dringendſten Beweggründe dazu aufgefordert zu ſeyn, und, wenn dieſes angeht, jedes mildere Mittel verſucht zu haben; und dann, daß er auch von dem gerechteſten Unwillen ſich nicht zur Erbitterung hinreißen laſſe, und ſelbſt in einem ſolchen äußerſten Falle nicht ſchonungsloſer zu Werke gehe, als es die Umſtände erfordern, und die ruhig erwogene Pflicht der Freundſchaft ſelbſt es gebiethet.

64.

Das edelſte und der ſittlichen Natur der Freundſchaft entſprechendſte Mittel aber, den Freund vor Verirrungen zu bewahren, oder ihn von ſolchen zurückzuführen, iſt es, die Kraft zum Guten in ihm zu wecken und fortwährend rege zu erhalten. Denn wie das Schlechte überall nur dadurch wirkſam abgehalten und kräftig unterdrückt werden kann, daß die Kraft zum Guten entbunden, gefördert, ermuthigt, und bis zum klarſten Bewußtſeyn ihrer Selbſt gebracht werde: ſo iſt dieſes doch beſonders dort der

Fall, wo es ſich um das Entfernen oder die Veredlung fehlerhafter Anlagen, Neigungen und Beſtrebungen handelt; eine Wahrheit, die im Allgemeinen anerkannt, und ſchwer zu verkennen, bey Beſtimmung der Mittel, auf eine ſittliche Entwickelung Anderer einzuwirken, von der Philoſophie nicht nach ihrem ganzen Gewichte in's Auge gefaßt, in der Anwendung aber jeden Augenblick überſehen und außer Acht gelaſſen wird. Wir ſind Alle eifriger darauf geſtellt, das Schlechte auszurotten, als das Gute zu pflanzen, zu nahren, und groß zu ziehen. Wenn jenes nun allerdings nothwendig iſt, um dem Guten Raum zu ſchaffen: ſo geſchieht es doch häufig, daß wir über dem Streben, auch das kleinſte Unkraut aufzuſuchen und aus den Wurzeln zu ziehen, gar nicht zum Pflanzen gelangen können. Wie aber in einem aufſchießenden Gehölze die geſunden Stämme überall die kränkelnden unterdrücken, und dieſen zuletzt die Nahrung ſo weit entziehen, daß ſie neben ihnen nicht aufkommen können und zuletzt abſterben müſſen: ſo unterdrücken auch im Menſchen die edleren Neigungen und Beſtrebungen, wenn ſie geweckt, genährt und gekräftigt werden, die unedleren und ſchlechteren; ſie entziehen ihnen ebenfalls Nahrung und Gedeihen, und beſchränken ihren Einfluß ſo ſehr, daß er zuletzt gänzlich verſchwindet und aufhört.

Darum ſoll auch bey dem Beſtreben, unſere Freunde beſſer zu machen, unſer nächſtes Abſehen darauf gerichtet ſeyn, die Keime und Anlagen zum Guten, welche in ihnen liegen, zu erforſchen, und ſie nicht bloß im Allgemeinen, ſondern nach ihrer beſonderen Beſchaffenheit, und wie ſie vermöge der letzteren am leichteſten und glücklichſten entwickelt werden mögen, kennen zu lernen; dann aber ſie liebend zu pflegen, und zu einem kräftigen Gedeihen zu bringen. Vor Allem aber muß dieſe Aufmerkſamkeit ſich darauf ſtellen, zu entdecken, welche von den in unſeren Freunden vorhandenen Anlagen zum Guten insbeſondere geſchickt ſind, den Fehlern, welche wir an ihnen bemerkt haben, die Wage zu halten, oder über dieſe das Übergewicht zu gewinnen, und dieſe dann vorzugsweiſe zu pflegen: indem ſie, wenn unſer Beſtreben gelingt, ſie dann nicht nur von dieſen Fehlern ſich frey machen, ſondern auch im Allgemeinen an ſittlichem Gehalte dadurch gewinnen werden.

65.

Inzwiſchen muß bey dem Beſtreben, auf ſolche Weiſe auf unſere Freunde einzuwirken, zunächſt vor zwey Mißgriffen gewarnt werden, die dabey ſehr häufig begangen werden. Manche nämlich wünſchen in ihren Freunden durchaus Muſter der Vollkommenheit und verkörperte Ideale zu ſehen. Nicht ſelten ſind das Menſchen, die ſelbſt ſehr weit davon entfernt ſind, ſolche Muſter zu ſeyn, und die Cicero, indem ſie von ihren Freunden fordern, was ſie ſelbſt nicht leiſten, oder nicht zu leiſten vermögen, mit Recht als Unverſchämte bezeichnet. Andere hingegen ſind von einem ſolchen Vorwurfe zwar freyzuſprechen, nicht aber von dem eines ſehr unverſtändigen Irrthums: wenn ſie nämlich von ihren Freunden einen höheren Grad von Vollkommenheit verlangen, als dieſe zu erreichen vermögen.

Andere endlich ſehen in ihren Freunden wirklich verkörperte Ideale; ſie dichten ihnen alle möglichen Tugenden und Vollkommenheiten an, und werden es nicht müde, dieſe gegen jene ſelbſt, wie gegen Andere, zu preiſen. Die Verkehrtheit und das Nachtheilige eines ſolchen Verfahrens liegt auf der Hand. Auch geſchieht nichts häufiger, als daß dergleichen Menſchen, wenn ſie ihren Irrthum gewahr werden, von dem Übermaß der Bewunderung zu dem der entſchiedenſten und unbilligſten Geringſchätzung überſpringen.

66.

Das Beſtreben, *das Wohl und den Vortheil des Freundes auf jede mögliche erlaubte Weiſe zu fördern*, iſt eine ſo natürliche Frucht der Freundſchaft, daß wir Denjenigen, der eine Aufforderung oder eine Veranlaſſung ſeinem Freunde nützlich zu werden, nicht etwa unbeachtet ließe, ſondern ſie nur nicht mit Eifer und Freude ergriffe, dabey aber dennoch denſelben zu lieben behauptete, geradezu einen Heuchler nennen, oder ihn doch des ärgſten Widerſpruches mit ſich ſelbſt beſchuldigen würden. Wenn inzwiſchen Liebe zu unſeren Freunden ein allerdings ſtarker natürlicher Antrieb zu dem Beſtreben iſt, ihnen nützlich zu werden: ſo wird dieſes dennoch nur dann feſt begründet ſeyn, wenn wir es zugleich als eine ſtrenge ſittliche Pflicht zu betrachten gewohnt ſind. Ob es eine ſolche ſey, könnte nur Derjenige fragen, der für das Leben kein anderes Geſetz anerkennen wollte, als das des ausſchließend den eigenen Vortheil berechnenden Eigennutzes. Weſentlicher aber ſind bey dieſer, wie bey jeder Pflicht überhaupt, zwey andere Fragen; einmal, wie wir ſie am beſten und zweckmäßigſten erfüllen können? und welche ihre Gränzen ſeyen?

67.

Was nun die erſtere Frage betrifft: ſo erſcheint auch hier eine richtige, mit Abſicht und Sorgfalt erſtrebte Einſicht als die Grundbedingung vollkommener Pflichterfüllung? Denn wie ſollen wir das Beſte des Freundes zweckmäßig fördern: wenn wir nicht klar und entſchieden erkannt haben, was ihm wirklich gut, und wie dieſes Gute für ihn am ſicherſten und vollſtändigſten zu erreichen ſey? Das ſieht zur Noth leicht Jeder ein; und dennoch werden die Pflichten der Freundſchaft aus Leichtſinn und Flauheit kaum in irgend einem andern Falle häufiger verletzt, oder unvollkommener erfüllt, als in dieſem. Denn wer nur im Allgemeinen, und nur im Moment der Aufforderung dazu, wenn gleich mit Ernſt und Eifer, in Überlegung zieht, was dem Freunde nützen könne, hat der Freundespflicht noch keineswegs Genüge geleiſtet. Nur der wird ſie treu erfüllt haben, welcher in jedem Falle, in welchem es ſich um den Vortheil ſeines Freundes handelt, die Mittel, denſelben zu fördern, mit der nämlichen Sorgfalt, Beſonnenheit und Umſicht prüft, die er anwenden würde, oder dort anzuwenden gewohnt iſt, wo ſein eigener Vortheil in Frage ſteht. Und mit noch größerer und ſtrengerer Sorgfalt, als wenn ſein eigener Vortheil auf dem Spiele ſtände, mag er die

Prüfung anſtellen, und nach allen Seiten hin ſich umſehen, und ſich unterrichten, um zu einem möglichſt ſicheren Ergebniß zu gelangen. Denn im Falle des Fehlſchlagens eines ihn ſelbſt betreffenden Entwurfes, trägt er allein die Schuld und die Folgen des Irrthums, oder der Unbeſonnenheit, und iſt darum auch nur ſich ſelbſt dafür verantwortlich. Nicht ſo, wenn er ſeinen Freund in Schaden und Nachtheil gebracht hat. Für Jeden, der tief und richtig empfindet, gibt es vielleicht überhaupt keine ſchmerzlichere und nachtheiligere Kränkung, als Denjenigen, die er liebt, und denen er nützen wollte, geſchadet zu haben. Wenn ein ſolcher Schmerz ſchon ſelbſt dann ſehr empfindlich iſt, wenn wir vielleicht nur die zufällige Veranlaſſung des Unglückes unſerer Freunde geworden ſind: um wie viel herber muß er nicht dort ſeyn, wo wir unſern Leichtſinn als die Urſache deſſelben anerkennen müſſen!

68.

Ein unbedingtes Übergewicht an Einſicht in Betreff Desjenigen, was geeignet iſt, das Glück und den Vortheil unſerer Freunde zu fördern, iſt in einzelnen Fällen ſehr wohl denkbar: allein ſoll es das Recht haben, ſich wirklich geltend zu machen: ſo muß es ein durchaus unzweydeutig entſchiedenes ſeyn. Denn wenn es dieſes nicht wäre, und ſich dennoch als ein ſolches geltend machen wollte: ſo würde ein ſolches Verfahren weit mehr von despotiſchem Eigenſinne, als von der Treue der Freudſchaft, an ſich haben. Auch findet man wirklich Menſchen, die ihre Herrſchſucht ſogar in die Freundſchaft übertragen, oder vielmehr ſie unter dem Gewande derſelben verbergen; die immer bereitet ſind, ihre Freunde zu unterſtützen, und ihnen an die Hand zu gehen: allein die dabey durchaus verlangen, daß dieſe ſich gänzlich ihrer Einſicht überlaſſen, und ſich unbedingt in ihre Hand geben. Sie wollen lieber die Hofmeiſter und Vögte, als theilnehmende und liebevolle Berather ihrer Freunde ſeyn. Eine ſo ſelbſtſüchtige Tyranney aber iſt mit wahrer Freundſchaft, deren Weſen, weil in Liebe, alſo auch in Freyheit beſteht, durchaus unverträglich. Wie wahr es alſo auch ſeyn mag, daß wir über nichts leichter irren, als über unſer wahres Glück, und die Mittel, es zu fördern: ſo ſollen wir dennoch, wenn der Irrthum bey unſern Freunden ſich nicht auf das unzweydeutigſte und entſchiedenſte herausſtellt, uns hier immer mehr nach ihrer, als nach unſerer Überzeugung richten: und mehr ihre Wünſche, als die unſerigen zu Rathe ziehen. Denn wie genau wir ſie im Allgemeinen auch kennen mögen: ſelten werden wir ſie genau genug kennen, um mit Sicherheit zu berechnen, in wie fern Dieſes oder Jenes für ſie wirklich ein Glück ſey, und wie viele heimliche Dornen es vielleicht für ſie haben dürfte. Ein unſcheinbares, aber ſehr wahres Sprüchwort ſagt: Des Menſchen Wille iſt ſein Himmelreich; und nicht in der Freundſchaft allein: überall ſollten wir es mit zarter Schonung in Beachtung ziehen, wo wir die Sorge für das Glück Anderer auf uns nehmen. Ein aufgedrungenes Glück iſt eben kein Glück; es kann Anſprüche an Dankbarkeit begründen: aber nicht leicht die Empfindungen einer frohen, dankbaren Liebe erzeugen.

69.

An einige andere Fehler, in welche Diejenigen, die nicht von einer feſten Beſonnenheit geleitet werden, bey dem Beſtreben, ihren Freunden nützlich zu ſeyn, ſehr leicht verfallen, ſoll hier nur kurz erinnert werden. So erregen Manche, von dem Unglück oder der Verlegenheit des Freundes lebhaft ergriffen, und indem ſie mehr ihren guten Willen, als ihre Kräfte in die Rechnung nehmen, bei jenem leicht eine größere Zuverſicht auf ihren Beiſtand, als zu erfüllen in ihrem Vermögen ſteht. Eben ſo gibt es einen ungeſtümen und unbeſonnenen Drang, dem Freunde zu helfen, der dieſem leichter ſchädlich, als nützlich werden kann: ſo daß der Freund, deſſen Zuſtand ſie verbeſſern wollen, leicht an das ſpaniſche Sprüchwort erinnert werden mag: »Gott ſchütze mich vor meinen Freunden; vor meinen Feinden will ich mich ſchon ſelbſt ſchützen.« Am öfteſten iſt dieſes der Fall, wo die Freundſchaft wider die Gegner des Freundes Partey nimmt; und auch hier in den Erbfehler aller Parteyſucht verfällt, kein Maß zu halten. Auch hat ſie hier noch einen andern Mißgriff zu vermeiden; dieſen nämlich, nicht durch den maßloſen Eifer, mit welchem ſie das Gefühl der dem Freunde zugefügten Kränkung theilt, den Haß gegen die Beleidiger in ihm ſelbſt noch leidenſchaftlicher aufzuregen. Beſſer ſteht es ihr an, denſelben zu beſänftigen; und ganz eigentlich iſt es ihre Rolle, nach unparteyiſcher Prüfung den Freund ſchonend auf das Unrecht hinzuweiſen, durch welches vielleicht er ſelbſt zu der Kränkung die erſte Veranlaſſung gegeben hat.

70.

Über die Gränzen der Pflicht, das Wohl unſrer Freunde zu fördern, iſt es minder ſchwer, theoretiſch einen allgemein gültigen Grundſatz aufzuſtellen, als in der Anwendung deſſelben in einem beſonderen Falle die rechte Gränze nicht zu verfehlen. Mit Recht verwirft Cicero den Grundſatz: daß wir gegen den Freund ſo geſinnt ſeyn ſollen, wie er ſelbſt gegen uns geſinnt iſt; und eben ſo einen anderen: daß unſer Wohlwollen gegen unſre Freunde demjenigen gleichkommen ſoll, welches ſie für uns hegen. Beydes nämlich, beſchränkt die Anſprüche der Freundſchaft zu enge: ſowohl, daß wir uns nur ſo viel für unſre Feinde zu thun verpflichtet glauben, als wir für uns ſelbſt thun würden: als daß nur ſo viel, als ſie wirklich bereits für uns gethan haben »Die wahre Freundſchaft,« ſagt er vortrefflich, »ſcheint mir reicher zu ſeyn, und mehr Überfluß zu haben, als daß ſie ſo genau nachrechnen ſollte, ob ſie nicht mehr ausgebe, als einnehme; und ſie braucht nicht ängſtlich zu ſeyn, daß ſie zu kurz komme, daß etwas verloren gehe, und daß ſie des Wohlwollens und der Dienſtleiſtungen zu viel auf den Freund häufe.«

71.

Die Pflicht, dem Freunde auf jede Weiſe beyzuſtehen, findet aber ihre moraliſche Gränze einzig darin, worin ſie jede Pflicht findet, in einer höheren Pflicht. Wo ſie durch dieſe nicht beſchränkt wird: da wird wenigſtens die edelſte Freundſchaft ſich keine Gränze für ihre Beſtrebungen ſetzen; am wenigſten die Rückſicht auf den eigenen Vortheil. Denn ſie iſt ja Liebe: und die Liebe markt und mäkelt nicht; ſie denkt immer an ſich ſelbſt zuletzt; das Geben macht ſie ſeliger, als das Empfangen; und ſie kennt in der Erwiederung der empfangnen Liebe nirgends eine andere Gränze, als die Pflicht, oder ihr Unvermögen.

Cicero glaubt, man müſſe es hinſichtlich der Pflicht nicht auf das Genaueſte nehmen. Wenn es ſich gerade treffe, daß das Leben oder der Ruf des Freundes gefährdet ſey: ſo dürfe man auch einem nicht ganz gerechten Begehren deſſelben willfahren: wenn nur nicht ein auffallendes Scandal die Folge ſey (modo ne summa turpitudo sequatur). Man hat dieſe Stelle damit entſchuldigen wollen, daß Cicero hier nur in Beziehung auf die Vertheidigung vor Gericht ſpreche. Ich kann nicht einſehen, was damit gebeſſert ſeyn ſoll. Eine beſſere Entſchuldigung findet ſich, wenn man erwägt, aus welchem Geſichtspunkte Cicero ſchrieb; was die Stellung und die Verhältniſſe eines römiſchen Staatsmannes forderten und erlaubten; vorzüglich aber, daß er ſelbſt die richtigere ſittliche Anſicht bey einer andern Gelegenheit (De Off. III. 10.) auf das Beſtimmteſte ausſpricht. Nur darüber möchte man ſich billig wundern, wie, da ſeiner Meinung nach die Freundſchaft nur unter Tugendhaften beſtehen kann, der Eine dieſer Tugendhaften in den Fall kommen könne, einer Vertheidigung, die nur nicht gar das höchſte Scandal gebe, zu bedürfen, und der Andere dieſe Vertheidigung zu übernehmen.

72.

In einzelnen Fällen kann es uns ſehr ſchwer werden, uns zwiſchen den Intereſſen eines Freundes, und jenen Anderer zu entſcheiden, die uns entweder ebenfalls durch ein Band der Liebe angehören, oder gegen welche wir beſtimmte Pflichten zu erfüllen haben: immer aber werden wir die Ausgleichung nur auf der Linie der ſtrengen Pflicht treffen. Und ſchwer wird ſie oft auch auf dieſer zu finden ſeyn. Aus tauſend Fällen, die hier geſetzt werden könnten, und leicht ſich treffen können, einen. Ein Bekannter übermacht mir bey ſeinem Tode, im Vertrauen auf meine Rechtſchaffenheit, eine Summe Geldes, um damit nach meinem Gutbefinden zum Beſten ſeiner hinterlaſſenen Verwandten zu gebahren. Nicht auf gerichtlichem Wege; denn weder ſeine Verwandten, noch ſonſt Jemand ſoll wiſſen, aus welcher Quelle ihnen die Unterſtützung zuflieſse; oder es ſoll ihnen mindeſtens ſo ſpät, als möglich, bekannt werden. Erſt bey meinem Tode ſoll ich zu ihrem Vortheil teſtamentariſch darüber verfügen. Nun finde ich Gelegenheit, jene Summe mit bedeutendem Vortheil und mit der vollkommenſten

Sicherheit auszuthun. Zu gleicher Zeit aber befindet ſich mein Freund der nämlichen Summe wegen in der dringendſten Verlegenheit, und verlangt von mir, daß ich ihm jenes Geld als Darlehen überlaſſe. Er verſpricht mir, wenn ſein Unternehmen gelinge, die nämlichen Vortheile, die ich auf dem anderen Wege erhalten würde: ja er iſt ſogar im Stande, mir für die Hälfte der Summe volle Sicherheit zu geben. Die Wahrſcheinlichkeit, daß ſeine Unternehmung mißlinge, iſt aber eben ſo groß, wenn auch nicht größer, als daß ſie ihm einſchlage. Soll ich ihm das Geld geben? Nein!

Angenommen aber, davon, daß ich es ihm überlaſſe, hänge, da weder er, noch ich es auf andere Weiſe zu ſchaffen weiß, ſein ganzer Kredit, ſein ganzer Wohlſtand, und ſeine und der Seinigen letzte Hoffnung, ſich vor Schmach und Armuth zu retten, ab. Wie dann?

Angenommen, zu gleicher Zeit ſey jenen Verwandten ein Glücksfall begegnet: ſo daß ſie der ihnen zugedachten Unterſtützung durchaus nicht weiter bedürfen; und zugleich angenommen, der Erblaſſer ſey ein ſo wohlwollender Mann, und meinem Freunde ſo geneigt geweſen, daß ich überzeugt ſeyn kann, er würde jene Summe unter dieſen Umſtänden dem Letzteren ſelbſt überlaſſen haben. Wie dann?

Wenn ich meinem Freund überlaſſe, was nicht mein Eigenthum iſt: ſo fehlt mir ein ſicher leitender Grundſatz auch für den Fall, wo mir derſelbe nur für den dritten, vierten, zehnten, hundertſten Theil des Darlehns; oder wo er mir zuletzt gar keine Sicherheit geben kann, und die Wahrſcheinlichkeit, daß er nur dieſes ſelbſt zurückzahlen könne, gegen jene, daß es verloren ſey, ſich wie Eins gegen Hundert verhält. Eines ſicher leitenden Grundſatzes aber bedarf es für die Freundſchaft, wie für jedes andere Lebensverhältniß; und wie überall iſt die Ausgleichung ſtreitender Pflichten auch hier nur in der richtigen Berechnung der höheren Pflicht zu finden.

Das Gefühl ſpricht in dem gegebenen Fall anders; auch das meinige. Ich gebe es zu, derjenige, in deſſen Bruſt es nicht laut und dringend gegen die Pflicht ſpräche, oder der ſeine Stimme ohne Widerſtreben zu unterdrücken vermöchte, könnte nicht Freund ſeyn, und keinen Freund verdienen. Aber das Glück wende ſich von jenen Verwandten eben ſo ſchnell wieder ab, als es ſich ihnen zugewendet, und eine Maſſe von Elend knüpfe ſich an ihre Verarmung. Was ſpricht das Gefühl jetzt, wenn ich über ihr Eigenthum willkürlich verfügt habe?

Alles aber was er ſelbſt iſt, oder was ſein iſt: das ſoll und wird der Freund dem Freunde willig zum Opfer bringen. Und ſelbſt hier kann der Fall eintreten, daß eine höhere ſittliche Pflicht es ihm verbiete. »Einen Unwürdigen um etwas anzuſprechen, oder etwas von ihm zu erflehen,« ſagt Cicero, »iſt einem edlen Manne unanſtändig; aber es iſt löblich, wenn wir es für einen Freund thun.« Das läßt ſich zugeben. Allein wenn Jemand durch die ſtreng bewahrte Tadelloſigkeit ſeines Charakters das Vorbild für ſeine Mitbürger geworden wäre; wenn ſein ganzer Einfluß auf ſie von der Behauptung der ſittlichen Würde ſeines Charakters abhinge, und er ſollte einen anerkannt verächtlichen Menſchen für ſeinen Freund um eine Gunſt oder um Schonung bitten: ſo würde er das aus Rückſicht auf die Moralität Anderer ablehnen müſſen; wenn er aber jener Bitte wegen nicht vermeiden könnte, mit jenem verächtlichen Menſchen in ein engeres Verhältniß zu treten, das ſein eigenes ſittliches Fortſchreiten nicht hinderte, aber doch erſchwerte und gefährdete, auch aus Rückſicht auf ſeine eigene. Übrigens iſt es unnöthig zu bemerken, daß die ächte Freundſchaft hier keiner Selbſttäuſchung über die wahren Beweggründe ihres Handelns ausgeſetzt, und von nichts weiter entfernt iſt, als von jener verächtlichen Falſchheit, welche ihre eigenſüchtige Gleichgültigkeit gegen das Wohl und Weh des Freundes hinter der Maske unverbrüchlicher Achtung für das ſittliche Geſetz zu verſtecken ſucht.

73.

Man könnte ſagen: der Fall einer peinlichen Colliſion der Pflichten könne unter wahren Freunden gar nicht ſtattfinden: denn der Eine dürfe, und werde von dem Freunde nie fordern, was dieſem zu gewähren unerlaubt ſeyn, oder ſchwerfallen könne. Das heißt, die Sache auf die Spitze ſtellen. Denn der Drang ſtreitender Gefühle und Pflichten kann auf der Seite des Fordernden ein eben ſo peinlicher ſeyn, wie auf der Seite des Gewährenden; z. B. in obigem Falle, zwiſchen dem Wunſche dem Freunde eine peinliche Zumuthung zu erſparen, und der dringenden Aufforderung zu ſeiner und der Seinigen Rettung vor Schmach und Verarmung nichts unverſucht zu laſſen: wobey, wenn man annimmt, daß der Fordernde ſelbſt, wenn gleich irrig, an das Gelingen ſeiner Unternehmung glaube, nicht einmahl das Pflichtgefühl ins Gedränge kommt; die Rückſicht auf den Freund aber vieles von ihrem Gewichte verliert.

Sehr wahr aber iſt es: wenn die gegenſeitige Liebe zweyer Freunde eine recht innige iſt: ſo wird der Bedürfende das Zartgefühl im Heiſchen eben ſo wenig verläugnen, als ſein Freund die Bereitwilligkeit im Gewähren. Denn das Zartgefühl iſt das ſcheue Kind der Liebe, das nie von der Mutter weicht, aus Furcht ſie zu kränken. Darum wird der Freund dem Freunde ſeine Verlegenheit lieber ſorgfältig verbergen, als ſie ihm offen darlegen; wenn es für dieſen ſchwer oder unerlaubt ſeyn könnte, ihr abzuhelfen: der Freund aber wird im Gegentheil, wenn er im Beſitz der Mittel iſt, dem Freunde die Hand zu biethen, nicht warten, bis dieſer ihn zum Beyſtand auffordere: ſondern ſeinen Bedürfniſſen entgegenkommen; und wenn jener ſie ihm aus Zartgefühl verbirgt, mit dem Scharfblick der Liebe ſie errathen. Übrigens gibt es in der Freundſchaft auch ein übertriebenes Zartgefühl: obwohl es bey der wahren Freundſchaft gewiß nur ſehr ſelten vorkommt; und nur dort, wo die Scheu von Andern etwas zu empfangen ein herrſchender Zug des Charakters, und faſt möchte ich ſagen, eine kränkelnde iſt. Auch ſind dergleichen Naturen gewöhnlich zu unkräftig, um im vollen Sinne des Wortes Freunde zu ſeyn. Wo der Freund ohne Pflichtverletzung oder eignen Nachtheil helfen kann: da mag der Freund ſeine Hülfe unbedenklich in Anſpruch nehmen. Er fordert mit gutem Recht, was er ſelbſt jede Stunde zu leiſten bereitet iſt. Und überdieß, wenn irgendwo: ſo gilt es von der Freundſchaft und der Liebe, »daß das Geben ſeliger mache, als das Empfangen.«

74.

Es iſt überflüſſig zu erinnern, daß, wenn wir gezwungen ſind, dem Freunde einen Wunſch oder eine Bitte zu verweigern, die Verweigerung mit Milde und zarter Schonung geſchehen müſſe: keineswegs überflüſſig aber ſind zwey andere Erinnerungen. Und zwar erſtens dieſe, bey der Verweigerung jede Zurückhaltung zu meiden, und die Gründe derſelben dem Freunde ſo offen, als möglich, darzulegen; dann, dieſe Gründe ohne Schroffheit, aber mit der Entſchiedenheit ihrer ſittlichen Geltung geltend zu machen. Selbſt jede Betheuerung unſeres aufrichtigen Wunſches, helfen zu können, wo wir es nicht können, oder nicht dürfen, ſey eine einfache und männliche. Dem Gefühl des Aufgeregten und durch die Verſagung, wenn auch nicht Beleidigten, doch Bekränkten, zu ſchmeicheln, weckt leicht bey ihm die Vorſtellung: daß der Freund, wenn er ihn wirklich liebte, nur dieſe Liebe und ſeine Bedrängniß, nicht aber das Pflichtgefühl zu Rathe ziehen würde. Verweigerte Hülfe bey dringendem Bedürfniß der Hülfe macht uns gegen den Verſagenden überall leicht ungerecht; ſelbſt wenn dieſer unſer Freund iſt.

75.

Wenn wir aber unſern Freunden auch nicht immer helfen können: ſo ſteht es doch immer bey uns, ihr Unglück durch unſere Theilnahme zu mildern. Es gibt ſtarke Seelen, welche der Theilnahme nicht bedurfen, und andere, welche ſie ſtörriſch von ſich weiſen; ſelten aber bis zu einem ſolchen Grad verſchloſſene, daß die Theilnahme eines erprobten Freundes keinen Zugang zu ihnen finden ſollte. Auch iſt die Theilnahme des Freundes, die älterliche, und in beſonderem Falle die zärtlichſt geliebter und zärtlichſt liebender Kinder ausgenommen, vielleicht die wohlthuendſte. Denn die Liebe des Freundes iſt die Frucht freyer Wahl; er kennt uns am genaueſten, und kann darum am richtigſten die Tiefe unſeres Schmerzes ermeſſen; ſeine Denk- und Empfindungsweiſe iſt, in den meiſten Fällen wenigſtens, der unſrigen innig verwandt; er kann, und wird alſo unſern Schmerz eben ſo, wie wir ſelbſt, empfinden. Das iſt bey Anderen, mit wie aufrichtiger Liebe ſie uns auch ergeben ſeyen, nicht der Fall. Das zärtlichſte Weib kann z. B. die Kränkung der Ehre des Mannes nicht ſo richtig empfinden, wie der Mann. Wie aufrichtig die Theilnahme des Weibes hier auch ſey: auf einen gewiſſen Grad muß jene ihr immer fremd und unbegriffen bleiben. Der Mann empfindet wie der Mann; der Freund ganz ſo, wie wir ſelbſt.

76.

Wenn warm, innig, zärtlich: ſoll unſre Theilnahme an dem Unglück unſrer Freunde doch immer eine männliche bleiben. Es gibt eine weichliche Art von Theilnahme, die weichen Seelen ungemein wohlthut; aber ſie meiſtens noch ſchlaffer macht, als ſie ſchon ſind. Die rechte Theilnahme des Freundes muß darauf gerichtet ſeyn, in dem Freunde die Kraft zum Widerſtande gegen das Unglück zu wecken und zu erhöhen; und wenn dieſes keine Abhülfe zuläßt, die Kraft es muthig zu ertragen. Nicht empfinden allein muß er mit dem Freunde: er muß für ihn denken und handeln. Wenn das weichliche Verſinken im Schmerz mit Recht als eine Krankheit des Geiſtes betrachtet werden kann: ſo kann es das Gefährliche dieſer Krankheit bey dem Freunde nur vermehren, wenn der Arzt, der ihn heilen ſoll, und dem er ſich unbedingt hingibt, ſich ſelbſt von ihr anſtecken läßt.

Endlich, da es die Beſtimmung jedes Schmerzes iſt, als ein Ferment unſrer ſittlichen Entwicklung zu wirken, und dieſer Zweck am ſicherſten und vollſtändigſten erreicht wird, wenn wir die Vorſtellung einer ſolchen Beſtimmung klar erkannt haben, und dieſer Erkenntniß gemäß ſie zu nützen ſtreben: ſo muß es das Streben des Freundes ſeyn, den Freund dieſes Gewinns ſeines Schmerzes nicht verluſtig gehen zu laſſen. Die erſte Pflicht des Freundes iſt es nun daher, zuerſt ſich ſelbſt mit voller Sicherheit darüber klar zu werden, wie, und in welchem Grade der Freund an ſeinem Unglück ſelbſt ſchuld ſey; und dann erſt mag er daran denken, wie er dieſe Erkenntniß bey jenem fördere, und ihn dahin bringe, ſie zu nutzen. Für das Erſtere bedarf er der ruhigſten und umſichtigſten Beſonnenheit; bey dem letzteren der ſchonendſten Milde. Dennoch gibt es auch in dieſer Hinſicht eine weichliche Schonung, die um ſo verwerflicher iſt, je nachtheiliger ſie iſt. Und gerade hier wird der Freund die redliche Bemühung des Freundes, wenn auch nicht ſogleich, doch endlich gewiſſer, als in jedem andern Falle, anerkennen: wenn dieſer, was er thun muß, mit feſtem Sinne, und, ſo weit es ihm immer die Pflicht geſtattet, mit liebevoller Schonung zu thun weiß.

77.

Oft genug hat man es wiederholt, das Glück ſey ſchwerer zu ertragen, als das Unglück. Wenn es nun wirklich ſo iſt: ſo iſt es gewiß, der Glückliche bedarf des Freundes dringender, als der Unglückliche. Es iſt aber in der That ſo. Denn nur ſelten beſitzt der Glückliche Beſonnenheit und Mäßigung genug, um es nicht aus dem Auge zu verlieren, daß eben dieſe die Bedingungen ſeines Glückes ſind; und niemand bedarf daher nothwendiger des treuen Warners, damit er ihrer nicht vergeſſe. Allein auf dieſes Warnen allein beſchränkt ſich die Pflicht, an dem Glück des Freundes Theil zu nehmen, keineswegs. Wie nämlich das Unglück, ſo ſchließt auch das Glück beſtimmte Aufforderungen an uns in ſich, ſeine Gunſt für die höchſten Lebenszwecke zu nützen; und nicht ſicherer vermögen wir es an uns zu feſſeln, als wenn wir jene Anforderungen richtig verſtanden haben. Nicht alſo bloß freuen ſoll ſich der Freund mit dem glücklichen Freunde: ſondern er ſoll ihm die Meinung des Glückes, wenn er ſie nicht ſelbſt erräth, treu und verſtändig dollmetſchen. Natürlich aber muß er ſie zuerſt ſelbſt richtig begriffen haben; ein Verſtändniß, das gerade nicht immer ſehr leicht, und nicht immer nach einigen allgemeinen Formeln zu erreichen iſt.

Aber nicht an dem Glück und Unglück des Freundes allein ſoll der Freund theilnehmen: ſondern an Allem, was dieſen erfreut, kränkt, anregt, ermuntert, fördert, erhebt, oder niederdrückt. Dieſe Anſchmiegſamkeit und Hingebung iſt als natürliche Anlage nicht jedem eigen: aber dem Freunde, der ſeinen Freund wahrhaft liebt, wird ſie, mindeſtens in Beziehung auf dieſen, nie fehlen. Auch kann er nur auf dieſe Weiſe des vollkommenſten Glückes der Freundſchaft theilhaft werden; des Glückes mit dem Freunde ganz Eins zu ſeyn, und in ihm und durch ihn ein doppeltes Leben zu genießen.

78.

Ich glaube über die Pflicht, in der Freundſchaft treu, beharrlich und ſtandhaft zu ſeyn, ohne mich aufzuhalten, hinweggehen zu dürfen. Bey der wahren Freundſchaft kann eben ſo wenig von einer Pflicht der Treue und Beharrlichkeit die Rede ſeyn, als bey der wahren Liebe. Wo die Liebe oder die Freundſchaft nach der Pflicht treu und ſtandhaft zu ſeyn frägt: da ſieht es um die eine, wie um die andere, bereits ziemlich mißlich aus. Inzwiſchen gibt es dennoch einen Fall, wo auch bey der vollkommenſten Freundſchaft von einer Pflicht der Treue die Rede ſeyn kann; z. B. wenn es nicht weſentliche Rückſichten gebiethen, nicht auf ein näheres Verhaltniß zu Perſonen einzugehen, welches das zu dem bewährten Freunde trüben, oder ihm entſchieden unerwünſcht ſeyn könnte. Solche Verhältniſſe gibt es. wenn gleich mit der Forderung, den Freund zu berückſichten, nicht die ausgeſprochen iſt, jede Verbindung nur mit Berückſichtigung ſeiner Billigung, oder ſeines Geſchmackes zu ſchließen. — »Die wahre Freundſchaft kennt weder ein Mißtrauen gegen den Einfluß Anderer auf den Freund, noch wird dieſer rückſichtlich ſeiner Treue gegen den Freund ſich ſelbſt mißtrauen.« — Die Freundſchaft kann eben ſo wenig, als irgend eine andere ſittliche Neigung, ihrer Unwandelbarkeit und Unerſchütterlichkeit unbedingt ſicher ſeyn. Wie oft iſt das Band der Freundſchaft nicht ſchon auf dieſe Weiſe zerriſſen worden; entweder, weil die Verbindungen, in welche der Eine, obgleich gewarnt, ſich hineinziehen ließ, ihn ihrer Natur nach gegen den Freund gleichgültiger machten. oder weil diejenigen, mit welchen er ſich verband, es darauf angelegt hatten, ihn von demſelben abzuziehen. Daß, wer ſeinen Freund aufrichtig liebt, an eine ſolche Umwandlung ſeiner Geſinnungen anfangs gar nicht glaube, liegt im Begriffe einer wahren, ihrer Geſinnung ſich ſelbſt bewußten Freundſchaft: nur nicht unbedingt ſoll er ſie für unmöglich halten; und wenn er gewahr wird, daß ein ſolches Verhältniß die Unbefangenheit desjenigen, welches ihn an den Freund knüpft, gefährdet, das erſtere mit feſtem Sinne bey Zeiten zerreißen. Darin liegt in einem ſolchen Fall die Pflicht der Treue.

79.

Hier mag im Vorbeygehen ein Blick auf die Frage geworfen werden: ob neue Freundſchaften den älteren vorzuziehen ſeyen, weil ſich dieſe Frage bey Cicero findet. Mir ſcheint ſie eine müßige zu ſeyn. Denn wer bey einem richtigen Sinn und feſtem Charakter den alten Freund wahrhaft liebt, und mit gleicher Liebe von ihm geliebt wird: der wird gewiß nicht in Verſuchung kommen, den erprobten Freund gegen den noch ungeprüften zu vertauſchen: oder auch nur dieſem vor Jenem den Vorzug zu geben Selbſt wenn der neue Freund ſeiner Liebe gleich würdig wäre, wie der ältere, und in gleichem Maaß ihn liebte, wie dieſer, würde er dennoch dem Älteren den Vorrang zugeſtehen, und zwar nicht aus Gewohnheit der Zuneigung: ſondern aus Pflichttreue. Denn Jener, der ihn bereits ſo lange geliebt, und ſo viele Beweiſe ſeiner Liebe gegeben hat, hat ein ſtrenges Recht an dieſen Vorzug. Ubertrafe aber der neue Freund den älteren an gediegenen Vorzügen wirklich, und hätte er ihm wirklich größere und unzweydeutige Beweiſe ſeiner Liebe gegeben — ein Fall, der als möglich angenommen werden kann: — ſo würde er den neuen Freund zwar mehr lieben, und ſelbſt mehr zu lieben verpflichtet ſeyn, als den älteren; dieſem aber auch nicht das Geringſte von der ihm früher gewidmeten Liebe entziehen zu dürfen glauben. Jenes »des ältern Freundes Sattwerden,« (Satietates amicitiarum) kann alſo bey der wahren Freundſchaft niemahls ſtattfinden; wohl aber bey einer ſonſt zwar aufrichtigen, aber durch Gediegenheit der Geſinnung und der Charakterkraft minder feſt begründeten Freundſchaft. Kann es aber da ſtattfinden: ſo iſt es nur, wenn der Freund die Pflicht der Treue in dem Sinne bei Seite ſetzt, in welchem eben davon die Rede war.

Eine andere Warnung aber ſcheint mir hierher zu gehören. Die überwiegende Hinneigung zu dem neuen Freunde kann nur eine ſcheinbare, durch den Reiz der Neuheit veranlaßte ſeyn. Daß die ächte Freundſchaft der Eiferſüchteley keinen Raum gebe, iſt bereits bemerkt worden. Dennoch mag der ältere Freund in einem ſolchen Falle ſich leicht bekränkt fühlen. Da iſt es dann an ihm, ſeine Empfindlichkeit zu unterdrücken, und eben dadurch ſelbſt ſeine Anſprüche an den Vorzug in der Liebe des Freundes an den Tag zu legen.

80.

Da es eben ſo wenig eine wahre Freundſchaft, als eine wahre Liebe ohne Achtung geben kann, und wir gegen diejenigen, die wir achten, jederzeit beſcheiden ſind; ſo kann es überflüſſig ſcheinen, der Beſcheidenheit, als einer Pflicht der Freundſchaft zu erwähnen. Inzwiſchen fehlen Freunde gegen dieſe Pflicht ſehr oft; und zwar nicht bloß minder Gebildete: ſondern ſelbſt die Gebildetſten. Denn die Rechte freundſchaftlicher Vertraulichkeit ſind allerdings groß; und leicht werden die Beſonnenſten über die Gränze der Beſcheidenheit hinausgeführt, während ſie nur eben dieſe Rechte geltend zu machen glauben; oft um ſo leichter und ſorgloſer: je mehr ſie ſich bewußt ſind, den Freund aufrichtig zu achten.

Am wenigſten wird derjenige in den Fall kommen, die Achtung gegen den Freund zu verletzen, der einerſeits der Anſprüche deſſelben, geachtet zu werden: und andrerſeits der wirklichen Achtung gegen denſelben, als einer Pflicht, ſich am klarſten bewußt geworden. In dieſer Hinſicht genügt es aber keineswegs, jene Anſprüche des Freundes im Allgemeinen erkannt zu haben: ſondern wir ſollen uns viel mit ihnen beſchäftigen, und ſie nicht bloß kennen, ſondern wie man zu ſagen pflegt, durch und durch kennen lernen. Und welches Vergnügen könnte in der Freundſchaft auch größer und erfreuender ſeyn, als uns mit demjenigen zu beſchäftigen, was uns den Freund, welchen wir lieben, und von dem wir geliebt werden, unſrer Achtung, und durch dieſe unſrer Liebe immer würdiger zeigt.

81.

Am wenigſten wird er dann die Achtung für Dasjenige an ſeinem Freunde vergeſſen, was Jeder in allen Verhältniſſen des Lebens am höchſten anſchlägt; am eifrigſten zu bewahren ſucht, und was verletzt zu ſehen, Jeder am wenigſten verträgt: ich meine Achtung für die Selbſtſtändigkeit und Eigenthümlichkeit des Freundes. Wo nicht eine ſtrenge ſittliche Pflicht es gebiethet: darf auch der Freund in die Selbſtſtändigkeit und Eigenthümlichkeit des Freundes keinen Eingriff wagen. Im Allgemeinen iſt dieſe Vorſchrift klar und begreiflich genug: weil ein ihr widerſprechendes Betragen ſich überall unzweydeutig als Anmaßung zu erkennen gibt. In der That aber iſt nichts ſchwerer, als im vertrauten Umgang die Selbſtſtändigkeit und die Eigenthümlichkeit eines Andern zu ehren. Denn nicht davon zu reden, wie leicht uns die Vertraulichkeit verleitet, ihr in den Weg zu treten: ſo verletzen wir ſie ſchon häufig durch die Zuverſichtlichkeit und Rückhaltsloſigkeit, mit welcher wir die unſrige geltend machen. Das kann für den Freund oft drückend, ja peinlich werden; ohne daß dieſer, wenn er überhaupt ſanfteren und nachgibigeren Sinnes iſt, es uns gewahr werden ließe. Ausgleichend aber wirkt zwiſchen dem Streben unſere eigene Eigenthümlichkeit geltend zu machen, und die des andern zu ſchonen, immer nur eine ſtäte Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt; und jenes Zartgefühl, welches im eignen Buſen empfindet, was die fremde Bruſt verletzen könnte.

82.

Dieſes Zartgefühl ſoll der Freund auch im Scherzen nicht verläugnen. Der Scherz ſtrebt ſeiner Natur nach überall nach Ungebundenheit; der Ernſt der Reflexion beſchränkt, eine grübleriſche Berechnung ſeiner Zuläßigkeit vernichtet ihn. Darum kann hier nur das Zartgefühl verhüthen, daß er nicht über die rechte Linie hinausſchweife. Und auch bey dieſem kann er noch leicht eine unbemerkte verletzbare Stelle treffen. Wer vollkommen ſicher ſeyn wollte, ſeinen Freund durch keinen Scherz zu verletzen; der dürfte ſich gar keinen Scherz erlauben; was dem Umgang unter Freunden eine ſeiner beſten Würzen nehmen würde. Aber etwas Anderes kann er; dort den Scherz ſogleich einhalten, wo er gewahr wird, daß dieſer verletzt. Ihn über dieſe Linie hinaus fortzuſetzen, wie leiſe das Mißfallen bey dem Freunde ſich auch kund geben mag: kann weder mit der feineren Achtung für denſelben, noch mit einer zärtlichen Liebe zu ihm beſtehen.

83.

Ich habe unter den Pflichten der Freundſchaft keiner Pflicht dem Freunde zu vertrauen erwähnt. Aus dem natürlichen Grunde, weil es keine ſolche Pflicht gibt. Das Vertrauen iſt eine Frucht, nicht eine Pflicht der Freundſchaft. Es gibt eine Pflicht Anderen nicht zu mißtrauen: aber durchaus keine Pflicht ihnen zu vertrauen; und ſelbſt der ſprüchwörtliche Grundſatz: man müſſe Jeden für gut und rechtſchaffen halten, bis er Beweiſe vom Gegentheil gegeben habe, iſt falſch. Weder für gut, noch für böſe, muß ich den Andern halten, ſo lange ich nicht für das Eine, oder das Andere, hinreichende Gründe habe; und bin ich gezwungen, mich mit ihm einzulaſſen, eh' ich ihn kennen lernen konnte: ſo muß ich es darauf wagen, ob er ſich als das Eine, oder als das Andere bewähren werde.

Selbſt dem Freunde kann ich nur in ſo fern mit Sicherheit vertrauen, als ich ihn bereits als zuverläßig erkannt habe. Wenn demnach das Vertrauen dennoch mit Recht als eine der edelſten und beglückendſten Früchte der Freundſchaft betrachtet werden darf: ſo iſt das aus zwey Gründen; einmahl, weil die Innigkeit des Verhältniſſes zu dem Freunde es uns erleichtert, ihn auf das vollkommenſte kennen zu lernen: und dann, weil ſeine Liebe zu uns, ſo wie die Beweiſe, welche wir ſelbſt ihm von unſrer Liebe gegeben haben, wichtige Beſtimmungsgründe für ihn ſeyn werden, uns die Treue zu bewahren.

84.

Sehr bekannt, und oft angefochten, iſt der Grundſatz: Behandle deinen Freund ſo, als wenn er einſt dein Feind werden ſollte. Scipio, oder vielmehr Cicero, erklärt ſich auf das entſchiedenſte dagegen. Er behauptet, keine feindſeligere Behauptung ſey gegen die Freundſchaft ausgedacht worden, und kann durchaus ſich nicht überreden, daß ſie von Bias, einem der ſieben Weiſen Griechenlands, aufgeſtellt worden ſey: vielmehr ſcheint ſie ihm von irgend einem unreinen, hochmüthigen, und Alles nur nach ſeinem Vortheil berechnenden Menſchen herzurühren. »Denn wie,« frägt er, »kann Jemand eines Andern Freund ſeyn, wenn er glaubt einſt ſein Feind werden zu können. Er wird in dieſem Falle wünſchen müſſen; daß ſein Freund ſich recht oft vergehen möge: damit er ihm deſto mehr Handhaben gebe, bey welchen er ihn künftig faſſen könne; bey den guten Handlungen und glücklichen Unternehmungen ſeiner Freunde hingegen wird er Kummer, Schmerz, und Neid empfinden müſſen. Daher,« fährt er fort, »geht dieſer Grundſatz, er mag von wem immer herrühren, auf die Vernichtung aller Freundſchaft aus. Man ſollte uns vielmehr anrathen, bey der Wahl unſrer Freunde vorſichtig zu ſeyn, und niemanden zu lieben, von dem wir glauben, daß wir einſt dahin gelangen könnten, ihn zu haſſen. Wenn wir aber in der Wahl auch nicht ganz glücklich geweſen: ſo ſollten wir dennoch lieber Geduld haben, als auf den Ausbruch einer künftigen Feindſchaft rechnen.«

85.

Cicero hat ſehr Recht; und ich möchte die Vertheidigung jenes Grundſatzes durchaus nicht unternehmen. Inzwiſchen — und ſchon das wird einigen allzuwarmblütigen Enthuſiaſten in der Freundſchaft Anſtoß geben — iſt mehr die ſchroffe Weiſe, auf welche er ausgedrückt iſt, als der Sinn deſſelben unbedingt zu verwerfen. Ausgedrückt iſt er denn allerdings ſo ſchroff, ſo ſchneidend, und das Gefühl für Freundſchaft ſo tief verletzend, als möglich. Wenn aber ſelbſt unter den auf das innigſte verbundnen Freunden ein Zerwürfniß ſtattfinden; wenn, was mehr iſt, und was der Pſycholog zugeben muß, auch der edelſte und zuverläßigſte Charakter ſich in ſein Gegentheil verkehren kann: ſo erſcheint der wahre Sinn jenes Grundſatzes, daß man auch gegen den geliebteſten und zuverläßigſten Freund nicht alle Zurückhaltung bey Seite ſetzen müſſe, keineswegs als verwerflich. Gänzlich überflüſſig könnte er nur unter ſolchen Freunden ſcheinen, die beyde ſo vollendet ſittlich vollkommene Weſen, und dabey in ihren äußeren Lebensverhältniſſen ſo durchaus unabhängig waren: daß keiner von ihnen auch nicht das Geringſte hatte, was nicht vor den Augen der ganzen Welt offen da liegen durfte; eine Annahme, welche ſtark in's Gebieth des Idealen hinüber ſtreift. Übrigens iſt eine beſonnene Zurückhaltung hier keineswegs mit Mißtrauen und bänglicher Verſchloſſenheit zu verwechſeln, die beyde ihrer Natur nach mit der Freundſchaft unverträglich ſind.

Eine Art von Geheimniſſen aber ſollen wir auch dem geliebteſten und vertrauteſten Freunde verſchweigen — die Geheimniſſe Anderer. Das wird Jeder zugeben. Wenn ihm aber beſonnene Zurückhaltung in dieſer Hinſicht gut ſcheint: warum nicht auch hinſichtlich der eigenen Geheimniſſe des Freundes? Jene werden nicht mehr gefährdet ſeyn, als dieſe. Die perſönliche Liebe des Freundes zu dem Freunde könnte er anführen wollen; allein dieſe verletzt der Freund ja auch dann, wenn er die Geheimniſſe Anderer verräth, die wir ihm unter dem Siegel der Verſchwiegenheit anvertraut haben. Inzwiſchen, mit ſeinem Eigenthum mag Jeder ſchalten, wie es ihm gut dünkt; nicht ſo mit Fremden. Welche Maſſe von Verdruß und Unheil entſteht nicht jeden Tag aus der Schwäche Derjenigen, welche ihre Plauderhaftigkeit mit der gemüthlichen Offenherzigkeit gegen den Freund verwechſeln, die eben ſo richtig zu beſtimmen weiß, was ſie zurückzuhalten hat, als was ſie mittheilen darf.

86.

Ich übergehe andere Pflichten der Freundſchaft, weil ſie von ſelbſt, theils aus dem Begriffe der letzteren, theils aus den angeführten Pflichten zu fließen ſcheinen. Nur einer Pflicht will ich noch insbeſondere erwähnen, der Pflicht gegen die hingeſchiedenen Freunde; weil ſie oft ganz aus den Augen geſetzt, noch weit öfter aber ſehr unvollſtändig erfüllt wird. Wir verfahren überhaupt gegen die Todten nicht bloß rückſichtsloſer, als gegen die Lebenden: ſondern oft ohne alle Rückſicht, und ſo, als wenn wir keine Pflicht gegen ſie hätten. Wir haben aber nicht nur Pflichten, ſondern ſelbſt ſtrenge Pflichten gegen ſie: wenn die Angriffe auf ihr Andenken ſie gleich eben ſo wenig weiter erreichen, als die Beweiſe unſerer Liebe. Denn was ſie gewirkt und geweſen, lebt fort in der Erinnerung; es iſt ein Vermächtniß, welches ſie den Ihrigen, den kommenden Geſchlechtern und Jahrhunderten hinterlaſſen haben. Wenn wir ihre Verdienſte nicht anerkennen: ſo beſtehlen wir dieſes Vermächtniß; wenn wir ihre Fehler höher anſchlagen, als es dieſe verdienen, ſo verfälſchen wir es. Mehr! Wenn wir ſie uns nicht als gänzlich der Vernichtung heimgefallen denken: ſo lebt ihr Wille fort, daß ihrem Andenken Gerechtigkeit widerfahre; er lebt fort, als etwas Wirkliches; und als eine beſtimmte Anforderung ſelbſt für dieſe Welt, die ſie verlaſſen haben. Mangel an Pietät gegen die Hingeſchiedenen iſt daher immer ein faſt untrügliches Zeichen gedankenloſer Flachheit, oder rückſichtsloſer Leidenſchaftlichkeit.

87.

Fragt nun jemand, wie wir uns gegen verſtorbene Freunde verhalten ſollen: ſo iſt die Antwort leicht; eben ſo, wie gegen ſie, als ſie noch uns vereint waren. Denn der Freund ſtirbt für den Freund nicht; und mehr in dieſem Sinne, als in jedem anderen iſt es wahr, daß ächte Freundſchaften ewig ſind. Sein Bild bleibt uns immer gegenwärtig: und die Erinnerung an ihn ermuntert und erhebt, tröſtet und beruhigt uns, wie ſein perſönlicher Umgang während ſeines Lebens. Wenn nämlich ſein Bild recht lebendig in unſerer Seele geblieben: ſo entbehren wir ſeiner nicht, auch wenn er uns verlaſſen hat; ſo iſt es uns jeden Augenblick gegenwärtig, was er an uns billigen, was er mißbilligen; was er loben oder tadeln, worüber er ſich betrüben oder ſich freuen würde; ſo daß wir auch nach ſeinem Tode ſeines Rathes, ſeines Zuſpruches, ſeiner Ermunterung und ſeiner Theilnahme nicht entbehren, und ihn noch zu beſitzen ſcheinen, nachdem wir ihn bereits verloren haben.

Beſteht aber das Band der innigſten Vereinigung mit dem Freunde auf ſolche Weiſe auch nach ſeinem Tode noch fort, und lieben wir den Hingeſchiedenen noch eben ſo wahr und treu, wie wir ihn im Leben geliebt haben: ſo werden ſein Ruf, ſeine Ehre und ſein Andenken uns jetzt noch eben ſo theuer ſeyn, als ſie es uns einſt geweſen, und wir werden in der Sorge, ſie unverletzt zu bewahren, oder ſie zu vertheidigen, nicht läßiger werden. Ja wir werden damit noch nicht alle Pflichten der Pietät gegen ihn erfüllt zu haben glauben. Wir werden auch die Hinterlaſſenen lieben, die ihm lieb waren, und die Sorge für ſie als ein theures und heiliges Vermächtniß betrachten, durch welches wir auch jetzt noch auf das innigſte mit ihm verbunden bleiben. Selbſt das mag hier empfohlen werden, was wir für die Hinterlaſſenen thun, wenn dieſe unſerer Sorgfalt nur nicht gänzlich unwerth ſind, nicht auf das ſtrengſte nach ihrem Verdienſte abzumeſſen; neben der Prüfung ihres Werthes oder Unwerthes auch die Stimme der Liebe zu dem hingeſchiedenen Freunde zu Rathe zu ziehen; und ſie ſo zu behandeln, wie er ſelbſt bey ſeiner Zuneigung für dieſelben, ſie behandelt haben würde.

88.

Gleich zu Anfang ſeiner Mittheilungen über die Freundſchaft führt Lälius aus dem Munde des Scipio die Äußerung an: »Nichts ſey ſchwerer und treffe ſich ſeltener, als daß die Freundſchaft bis an's Ende des Lebens dauere.« Eines Widerſpruches mit ſich ſelbſt darf man den Cicero inzwiſchen hier keineswegs beſchuldigen, wenn er bey einer andern Gelegenheit behauptet, daß jede wahre Freundſchaft ewig ſey. Denn er unterſcheidet ausdrücklich (cap. 21) zwiſchen der Freundſchaft vollkommen weiſer und tugendhafter Menſchen, und zwiſchen der minder vollkommnen ſolcher, die das nicht ſind (vulgares amicitiae). Jene wird gewiß eine unveränderliche ſeyn; ändert ſich aber der Charakter des Einen oder des Andern in's Schlimmere: ſo iſt eine ſolche Freundſchaft eben weiter keine vollkommene;

oder, wie Cicero das Wort nimmt, ſie iſt weiter keine ächte und wahre.

Eine Auflöſung der Freundſchaft bleibt factiſch auch zwiſchen den tugendhafteſten Menſchen denkbar. Denn keine moraliſche Kraft iſt in ſich ſelbſt ſo feſt begründet, daß ihre Federn nicht nachlaſſen könnten; und niemand iſt ſo tugendhaft, daß er nicht ſtufenweiſe in die tiefſte ſittliche Verderbtheit verſinken, und ſich ſelbſt ganz unähnlich werden könnte. Der Schmerz des Freundes über einen ſolchen Fall ſeines geliebten Freundes iſt gewiß eine der herbſten und tiefſten Kränkungen, welche ein edles Gemüth treffen können!

89.

Bey jeder anderen Freundſchaft ſind aber ſehr vielfache Veranlaſſungen eines Zerwürfniſſes denkbar; ſelbſt wenn man nicht annehmen will, daß ſie ganz gewöhnlicher Art ſey. Auch iſt noch ein anderer Grund vorhanden, die Unterſuchung bey dieſem Punkt feſtzuhalten. Denn Zwiſt und Zerwürfniß treten nicht bloß bey ausgebildeten Freundſchaften ein, ſondern auch bey reifenden, und in ihrer Ausbildung begriffenen. Dieſe aber können durch Vernachläßigung der Rückſichten einer beſonnenen Klugheit leicht in ihrer Ausbildung geſtöret werden, und ſich auflöſen, eh' ſie noch ſich hinreichend befeſtigt haben. Denn iſt die wahre Freundſchaft auch in der Periode ihres erſten Wachsthums keineswegs eine ſo ſchwächliche und kränkelnde Pflanze, daß jeder feindſelige Hauch ihr ſogleich gefährlich werden könnte: ſo iſt ſie andererſeits doch ſo zarter Natur, daß ſie einer ſorgfältigen Schonung und Pflege, eh' ſie hinreichend tiefe Wurzeln geſchlagen, nicht entbehren kann. Insbeſondere kann es auf Jünglinge, die bey einer ſonſt glücklichen Gemüthsart wenig Energie des Geiſtes beſitzen, den nachtheiligſten Einfluß haben, wenn ihre erſten freundſchaftlichen Verbindungen aus ihrer eigenen, oder aus fremder Schuld, ſich auflöſen; und ſehr oft geſchieht es, daß der Muth und das Vertrauen, Freunde zu erwerben, dadurch bey ihnen, wenn nicht erſtickt, doch jener glücklichen Unbefangenheit beraubt werden, ohne welche das gewünſchte Ziel auch hier nur ſelten erreicht wird.

90.

Wie kein geſelliges Lebensverhältniß, ſo kann auch die Freundſchaft nicht ohne Nachgiebigkeit beſtehen. Denn ein ſo vollkommener Einklang der Geſinnungen, Empfindungen und Beſtrebungen, daß dadurch jede Veranlaſſung zu Zwiſt und Mißhelligkeiten ausgeſchloſſen würde, iſt ein Unding. Die

Nachgiebigkeit ſelbſt aber iſt eine erzwungene, oder eine freywillige. Eigentlich verdient die letztere allein dieſen Namen; das erzwungene Nachgeben höchſtens dann, wenn die Geneigtheit dazu durch den Zwang, ohne vollkommen klares Bewußtſeyn der moraliſchen Beweggründe dazu, eine habituelle geworden iſt. Freywillig aber geben wir nach aus Schwäche, aus Liebe oder aus Grundſatz. Die erſte Art von Nachgiebigkeit hat keinen; die zweyte, für ſich allein, nur einen bedingten; die dritte Art allein hat einen, wenn gleich nicht durchaus unbedingten, doch zuverläßigen und ſicheren Werth. Der Grundſatz aber, aus welchem ſie hervorgeht, ruht eben auf der zur vollen Klarheit gediehenen Überzeugung, daß kein geſelliges Lebensverhältniß ohne dieſe nothwendigſte aller ſocialen Tugenden ungetrübt beſtehen und erhalten werden könne. Wenige Menſchen ſind daher nachgiebig aus Grundſatz. Die Nachgiebigkeit der Meiſten geht aus einer Miſchung von inſtinctmäßiger Schwäche, oder im beſten Falle aus Wohlwollen, mit jener halbklaren Überzeugung hervor.

91.

Wir können nur dann auf die rechte Art nachgiebig ſeyn, wenn wir unſeres Rechtes, es nicht zu ſeyn, uns klar bewußt ſind. Jede andere Nachgiebigkeit iſt nicht bloß werthlos: ſie wird ſelbſt leicht gefährlich; auch unter Freunden. Denn fehlt ihr ein ſicherer Maßſtab: ſo wird ſie heute zu viel, und morgen zu wenig nachgegeben zu haben glauben; und jeder Schritt über das rechte Maß hinaus wird einen falſchen Schritt nach der entgegengeſetzten Seite hin zur Folge haben. Nur wenn wir uns klar bewußt ſind, wie viel wir von unſerm Rechte aufgeben *müſſen* oder *wollen*, kann unſere Nachgiebigkeit ein entſchiedenes Gepräge haben; und nur dann kann ſie vermitteln und ausgleichen. Ohne dieſes entſchiedene Gepräge erſcheint ſie, wie geſagt, überall als Schwäche, oder mindeſtens als Haltungsloſigkeit: deren eine mit der Freundſchaft, die überall Charakterfeſtigkeit als Grundlage fordert, ſo unverträglich iſt, als die andere.

Am zweydeutigſten iſt die Nachgiebigkeit Derjenigen, die eine ſehr lebhafte Empfindlichkeit beſitzen. Schon früher iſt bemerkt worden, daß Menſchen dieſer Art zur Freundſchaft wenig geeignet ſind. Sie legen nämlich ihre Empfindlichkeit auch gegen den Freund nicht ab: leicht verletzt ſie auch von dieſem, bald der leichteſte Tadel, bald ein unbefangener Scherz. Im Gegentheil, ſie ſetzen jede wirkliche oder eingebildete Kränkung ihm weit höher in die Rechnung, als Anderen: weil jener als Freund ſie am wenigſten hätte kränken ſollen. Bey ihnen vermag ſelbſt ihre Nachgiebigkeit, wenn ſie es ja einmahl über ſich gewinnen, ihre Empfindlichkeit zu unterdrücken, nichts auszugleichen. Sie geben nämlich das Gefühl der empfangenen Kränkung nicht auf, ſondern halten es zurück, und ihre Nachgiebigkeit dient nur dazu, dieſes Gefühl zu ſchärfen. So häuft ſich denn durch ihr Nachgeben ſelbſt — nie ein freywilliges aus Grundſatz oder Liebe: ſondern immer ein ſolches, das entweder durch die Umſtände erzwungen, oder ſie ſich mühſam abgerungen — der Stoff inneren Verdruſſes immer mehr, und veranlaßt ſie zuletzt, wenn ſie leidenſchaftlichen Gemüthes, zu einem gewaltſamen Bruche mit dem Freunde: oder entzieht der Liebe zu dieſen ſo ſtätig ihre Nahrung, daß ſie, ohnedieß nicht ſehr kräftiger Natur, immer mehr hinſchwindet, und endlich gänzlich auslöſcht.

92.

Ein zweytes Mittel, Mißhelligkeiten mit Freunden zu vermeiden, iſt jene Vorſicht, die überall das Unangenehme und Nachtheilige am beſten und ſicherſten zu vermeiden lehrt. Vielleicht ſcheint es Manchen mit dem Begriffe einer wahren Freundſchaft geradezu im Widerſpruche zu ſtehen, daß der Freund im Vorhinein Berechnungen anſtelle, wie er es anfangen ſolle, ſeinen Freund nicht zu beleidigen.

Wenn er unter wahrer Freundſchaft eine ſolche Vollkommenheit derſelben verſteht, wie ſie unter den beſten und tugendhafteſten Menſchen, wenn gleich gewiß nicht häufig, vorkommt. ſo mag er Recht haben; obwohl ſelbſt ſolche Freunde der Vorſicht nur darum, und nur in ſofern entbehren können, als die Reife ihres ſittlichen Erkennens und Gefühls, ſo wie ihre warme und innige Liebe zu dem Freunde, ſie jeden Mißgriff, den ſie hier begehen könnten, leicht früher wird gewahr werden laſſen, als ſie ihn wirklich begehen. Andererſeits muß man bey der Forderung jener Vorſicht nicht an eine bänglich befangene, und noch weniger an eine engſinnige und pedantiſche Berechnung möglicher Veranlaſſungen zu Zwiſtigkeiten denken. Wer aber nicht zugeben wollte, daß jene Vorſicht, die mit unbefangener Ruhe den prüfenden Blick auf die beſonderen Veranlaſſungen zu Mißhelligkeiten wendet, die ſich aus unſern eigenen, wie aus unſerer Freunde Charakter und Verhältniſſen entwickeln können, keineswegs eine überflüſſige oder unerſprießliche ſey: der müßte in der That nicht wiſſen, wie leicht der Samen des Böſen überall anfliege, wie ſchnell er Wurzel faſſe, und wie üppig er fortwuchere.

93.

Iſt aber die Saat des Zwiſtes unter Freunden wirklich aufgeſchoſſen, es ſey, daß die Fehler und Mißgriffe dieſer ſelbſt ihr einen gedeihlichen Boden bereitet, oder daß fremde Hände ſie ausgeſtreut haben: ſo bedarf es eines entſchloſſenen Zugreifens, um ſie auszureuten. Wie überall bedarf es auch hier der Entſchiedenheit des Wollens, wie des Vollbringens; und, wie in jedem anderen Lebensverhältniſſe iſt auch hier der ſchlimmſte Fluch — Halbheit. Kein anderer Samen nämlich breitet ſeine Wurzeln weiter aus, und wuchert üppiger in der Menſchenbruſt, als der des Haſſes: weil keiner aus jeder unſerer verderbten Neigungen, in ihrem wirklich ausgebildeten Wechſelverhältniſſe, wie durch das Medium der Phantaſie, ſo vielfache Nahrung zieht, und ſeine Wurzeln ſo vielfach mit ihnen verſchlingt, wie der Haß. Wo wir ſeine Saat daher nur zur Hälfte ausrotten: da muß die übrig bleibende Hälfte die andere nothwendig in kurzer Zeit wieder überwuchern. Und nicht das allein. Denn jetzt entzieht die Unheilsſaat, indem ſie die beſſern Keime unterdrückt und erſtickt, denſelben nicht bloß jede Nahrung: ſondern auch dieſe beſſeren Keime, erſt in ihrem Gedeihen unterdrückt und aufgehalten, dann kränkelnd und faulend, dienen jetzt ſelbſt ihr zur

Nahrung. Der überſchwellende Haß verwandelt Alles in Gift; ſelbſt die Liebe.

94.

Wie in jedem anderen Falle, beruht auch hier Werth und Erfolg der Entſchiedenheit im Handeln auf der Klarheit und Richtigkeit des Erkennens. Damit dieſes aber ein richtiges ſeyn könne, bedürfen wir der Unbefangenheit. Sie ſcheint bey Mißhelligkeiten zwiſchen Freunden leichter, als in jedem anderen Falle Statt finden zu können. Denn wie der Freund auch Urſache haben möge, auf den Freund zu zürnen: ſo wird die gewohnte Liebe zu dieſem doch ſelbſt in ſolchem Falle ihr Recht behaupten, und mindeſtens ſo viel vermögen, daß er demſelben unbefangen wenigſtens in Dem Recht zugeſtehe, wo das Recht wirklich auf ſeiner Seite iſt. Man kann das zugeben, obwohl die aufgeregte Leidenſchaft leicht auch dieſe Gränze überſpringt. Die Befangenheit kann aber hier auf eine andere Weiſe, nämlich gerade daraus entſtehen, daß wir bey Beurtheilung eines ſolchen Falles *vorzugsweiſe* unbefangen zu ſeyn glauben; einmahl, weil wir uns keiner früheren Parteylichkeit gegen, ſondern eher für den Beleidiger bewußt ſind: und dann weil wir über den Charakter und die Stellung deſſelben von vorne herein im Reinen zu ſeyn glauben. Wahrhaft unbefangen aber können wir bey Mißhelligkeiten mit unſeren Freunden nur dann ſeyn, wenn wir mit dem feſten und klargedachten Entſchluſſe es zu ſeyn, Antheil und Schuld, die wir ſelbſt, jene, oder fremde Perſonen daran gehabt haben, nach allgemein gültigen Grundſätzen ſo prüfen, als ob weder wir ſelbſt, noch unſere Freunde, in der Sache Partey wären.

95.

Denn bey allen Mißhelligkeiten oder Zerwürfniſſen mit unſern Freunden tritt gewöhnlich einer von drey Fällen ein: daß nämlich zunächſt wir ſelbſt, oder daß unſere Freunde, oder endlich, daß fremde Perſonen die Schuld derſelben tragen.

Wenn es ganz offen auf der Hand liegt, daß dieſe Schuld uns, und uns allein zur Laſt fällt: ſo liegt es auch offen auf der Hand, daß es uns allein zuſtehe, die Kränkung aus Irrthum, Unbedachtſamkeit oder Übereilung — nur dieſe drey Fälle ſind denkbar, ſo lange die Freundſchaft wirklich beſteht — gut zu machen; und die Bereitwilligkeit, die Aufrichtigkeit und der Eifer, mit welchem wir es thun, kann in jedem einzelnen Falle als ein ſicherer Maßſtab des Gehaltes unſerer Freundſchaft gelten. Nicht immer aber liegt die Schuld auf einer Seite allein; und nicht immer iſt das ganz unzweydeutig herausgeſtellt. Dann treiben Eitelkeit, Stolz, Hochmuth, und alle anderen Beweggründe, die uns verleiten, gegen uns ſelbſt falſch zu ſeyn, ihr ſchlechtes Spiel bey dieſer Veranlaſſung, wie bey jeder andern, wo ihr Intereſſe in's Gedränge kömmt. Dieſe Falſchheit aber iſt eben der wahre Verrath an der Freundſchaft; und in der That ein ſchlimmerer, als der, welcher aus Eigennutz um äußere Vortheile betrügt: denn er frevelt, und richtet ſich feindſelig gegen die Liebe, die er ſelbſt zu dem Freunde zu haben vorgibt, und die er von dieſem empfängt. Überdieß, da die Freundſchaft eine ſittliche Verbindung iſt, ſo zerſtört dieſe Falſchheit ihre ganze Grundlage: da wahr zu ſeyn gegen uns ſelbſt die erſte und unerläßlichſte Bedingung alles ſittlichen Strebens iſt.

96.

Oft iſt falſche Scham die nächſte Triebfeder ſolcher Verkehrtheit. Sie kann ſelbſt dort noch wirken, wo die Schuld offenbar ganz, oder ohne Vergleich zum größeren Theil, die unſrige; z. B. wenn die Veranlaſſung, bey welcher wir den Freund kränkten, zugleich einen unſerer Fehler offen darlegte, den er, ohne Gehör zu finden, ſonſt ſchon oft an uns getadelt hätte. Übrigens, was man immer zur Entſchuldigung der falſchen Scham ſagen mag: nichts kann dem Beleidigten gegenüber Geltung haben. Dem Beleidigten gegenüber beſteht für den Beleidiger die unbedingte Pflicht anzuerkennen, daß er beleidigt habe. Selbſt die Verſöhnlichkeit — einzig jene Geneigtheit, jede Beleidigung zu verzeihen, die aus chriſtlicher Milde hervorgeht, ausgenommen; die nur mit Unrecht Verſöhnlichkeit genannt wird, weil ſie jeden Groll ausſchließt — ſelbſt die Verſöhnlichkeit iſt die Schwäche eines Pinſels, wenn ſie dieſe Anerkennung aufgibt. Und nicht nur das; ſie verletzt in dieſem Falle ſelbſt eine ſittliche Pflicht: die Pflicht, die Geltung der ſittlichen Idee aufrecht zu erhalten. Verzeihen mag der Freund dem Freunde, wie Jeder Jedem; ihn nicht haſſen, ſondern ihn lieben; aber daß er ſich mit ihm verſöhne, das heißt, in das frühere Verhältniß mit ihm zurücktrete, ohne daß Jener die ihm zugefügte Kränkung als eine ſolche anerkenne, enthält einen Widerſpruch in ſich ſelbſt: da der Beleidiger die Kränkung, die er nicht als eine ſolche anerkannt hat, dann zuverläßig bey der erſten ſich darbiethenden Gelegenheit wiederholen wird. Übrigens iſt es klar, daß es kein dem ſittlichen Begriffe der Freundſchaft entſprechenderes, und, wenn uns nur ein reiner, feſter Wille nicht fehlt, ſelbſt kein zuverläßigeres Mittel gebe, den

Freund zur Anerkennung ſeiner Schuld zu bewegen, als dieſe Anerkennung durch die Beharrlichkeit unſerer Liebe und die ſtrengſte Erfüllung jeder Pflicht der Freundſchaft zuletzt von ihm — zu erzwingen.

97.

Allein nicht bloß die Anerkennung der Kränkung, auch Genugthuung dafür iſt der Freund dem Freunde ſchuldig, wie der Beleidiger dem Beleidigten überall, und für jede Kränkung. Und zwar eine doppelte: einmahl für die Beleidigung an ſich, und dann für die gekränkte Liebe des Freundes. Je reiner und aufrichtiger die Freundſchaft iſt: deſto unbedingter wird der Freund die Pflicht, dieſe Schuld an den beleidigten Freund abzutragen, anerkennen, und deſto redlicher und gehaltner wird ſein Beſtreben ſeyn, ſie zu erfüllen. Abtragen kann er ſie aber nur durch verdoppelte Liebe; denn für die gekränkte Liebe iſt Liebe das einzige Heilmittel. Doch auch dabey muß vor einem ſehr gewöhnlichen Mißgriff gewarnt werden. Warmblütige Menſchen, die mehr von Wallungen, als von Grundſätzen geleitet werden, ſuchen gewöhnlich, wenn ſie ihre Freunde erſt gekränkt, und dann ſich mit ihnen verſöhnt haben, das Gleichgewicht durch ein Übermaß von lebhaften, wenn auch nicht tief empfundenen Äußerungen ihrer

Reue, und dann ihrer Liebe, wieder herzuſtellen. Mir ſind ſolche Menſchen, die uns heute überſchwenglich liebkoſen, morgen in jedem Anfalle von übler Laune oder Gereiztheit uns überſchwenglich beleidigen, und übermorgen ihre überſchwenglichen Liebkoſungen verdoppeln, um uns die Beleidigung vergeſſen zu machen, von jeher recht innerlich widerwärtig geweſen. Wie ihre Freundſchaft bey der Beſtandloſigkeit ihres ganzen Weſens überhaupt nichts werth iſt: ſo auch ihre Reue. Wenn es uns wirklich tief kränkt, den Freund verletzt zu haben: ſo werden wir das rechte Mittel, ihm dieſes zu zeigen, gewiß nicht verfehlen. Dieſes Mittel aber beſteht allein darin, ſtreng und ſorgſam über uns zu wachen, daß wir den Freund, den wir verſöhnt haben, nicht auf's neue beleidigen. Es gibt in dieſer Hinſicht ein Zartgefühl, das, weil es immer nur die Frucht der aufrichtigſten und lauterſten Geſinnung iſt, ſich weder leicht verkennen läßt, noch leicht verkannt werden wird.

98.

Wenn wir ſelbſt von einem unſerer Freunde beleidiget werden: ſo iſt die Pflicht, ſich gegen den Beleidiger verſöhnlich zu zeigen, eben ſo eine doppelte, wie bey dieſem die Pflicht, uns für die Beleidigung genug zu thun; einmahl nämlich die ſittliche Pflicht im Allgemeinen: und dann die Pflicht, die Rechte der fruheren Liebe des Freundes anzuerkennen. Denn geliebt hat er uns doch vor der Zerwürfniß mit uns; ſonſt würde uberhaupt von keiner Freundſchaft, ſondern nur von Heucheley auf ſeiner, von Irrthum auf unſerer Seite die Rede ſeyn können.

Es gibt eine überſchwengliche Milde, nicht aus einer durch die Lehre des Chriſtenthums gelauterten Geſinnung, ſondern aus bloßer Weichheit des Gefühls, die uns rath, dem Feinde nicht bloß zu verzeihen, ſondern die Beleidigung durchaus nicht für eine ſolche zu nehmen, gänzlich darüber hinaus zu gehen; den Blick von ihr ab einzig auf die Beweiſe der Liebe zu wenden, die der Freund uns ſchon gegeben habe, und die Empfindungen der Liebe zu ihm um deſto lebhafter zu erwecken, je mehr er uns Veranlaſſung gegeben habe, über ihn empfindlich zu ſeyn. Das Mittel mag gut ſeyn, der Beleidigung ihren Stachel für den Augenblick zu nehmen, vielleicht auch für die Dauer: wenn der Freund durch dieſen Überſchwung von Milde, ſelbſt in ſo fern ſie größeren Theils als Schwäche erſcheint, gewonnen, und zur Anerkennung ſeines Unrechts bewegen wird; was allerdings der Fall ſeyn kann. Inzwiſchen, glaube ich, iſt es hier eben ſo, wie in jedem anderen Falle, das Beſte, die Sache unbefangen gerade ſo zu ſehen, wie ſie iſt; die Kränkung nämlich einerſeits; die Gründe ſie zu entſchuldigen und zu verzeihen andererſeits. Wenn mir die Pflicht, ſie zu vergeben, vollkommen klar geworden: ſo werde ich ſie für immer vergeben; und wenn alle Gründe, welche ſie mildern und entſchuldigen: ſo werden dieſe Gründe für immer ihr Gewicht behalten. Nicht ſo, wenn ich mich überrede, die Sache ſey nicht, was ſie iſt; oder wenn ich meine Geneigtheit zur Verſöhnlichkeit an künſtlich, alſo durch Falſchheit erzeugte Wallungen knüpfe: weil Alles, was in unſern Empfindungen erkünſtelt iſt, Falſchheit gegen uns ſelbſt iſt von vorneherein.

99.

Es hieße die Forderung, daß bey Mißhelligkeiten unter Freunden die Verſöhnlichkeit zunächſt auf Anerkennung der ſittlichen Pflicht hervorgehen ſolle, geradezu verkennen, wenn man ſie ſo verſtehen wollte, als würden die Anſprüche ihrer wechſelſeitigen Liebe dadurch ausgeſchloſſen. Dieſe Liebe iſt ja ſelbſt Pflicht; ihre Anerkennung als ſolche kann die Geneigtheit zur Verſöhnlichkeit nur fördern: ſo wie die Liebe als Empfindung die Erfüllung derſelben uns nicht bloß leicht, ſondern ſelbſt angenehm macht; und da die Liebe Alles trägt, und Alles duldet, und Alles verzeiht und vergißt: ſo werden wir dem Freunde mit der Verſöhnung ſogar entgegen treten. Viele fordern es unbedingt, daß die Verſöhnlichkeit bis zu dieſem Punkte gehe. Ich widerſpreche nicht; ich billige ſelbſt dieſe Forderung; doch billige ich ſie nicht unbedingt. Die Gränze, wo ſie aufhört, iſt, glaube ich, nicht ſchwer zu beſtimmen. Sie mag dem Freunde ſo weit entgegen gehen, als ſie will: wenn ſie weiß, daß jener die Beweggründe ihres Entgegenkommens für das nehmen werde, was ſie ſind. Man nenne das kein Markten und Mäkeln um Liebe und Verſöhnung. Allein da hier von keiner vollkommenen Freundſchaft die Rede iſt — dieſe bedarf überhaupt keiner Verſöhnlichkeit, weil ſie weder beleidigt, noch beleidigt wird — ſo können bey einer gewöhnlichen Freundſchaft, welches Wort hier gerade wieder nicht nach ſeiner geringſten Werthung zu nehmen, alle jene fehlerhaften Neigungen, die ſonſt bewirken, daß wir die lauteren Beweggründe Anderer verkennen, leicht auch hier ihr Spiel treiben. Wo aber Stolz, Hochmuth, Eitelkeit u. ſ. w. die Liebe in dem Entgegenkommen des Beleidigten verkennen: da empfängt dieſer eine neue tief verletzende Kränkung; und wenn er nicht bis zu dem Grade langmüthig iſt, daß er auch dieſe nicht empfindet: ſo kann der Riß, welchen er zuſammenfügen wollte, dadurch nur noch größer werden.

100.

Will aber der beleidigte Freund dem Freunde entgegen kommen: ſo geſchehe auch dieſes mit Entſchiedenheit, und mit Zartgefühl. Jede Halbheit wird hier, mindeſtens in der Meinung des Freundes, dem die Verſöhnung geboten wird, mehr die Empfindlichkeit, als die Verſöhnlichkeit und die Liebe des Beleidigten herausſtellen. Des Zartgefühls aber bedarf er nicht bloß, um der angebotenen Verſöhnung für ſeinen Freund das Drückende zu nehmen: ſondern um dieſem ſowohl jene Unbefangenheit zu geben, ohne welche eine Mißhelligkeit nicht für ausgeglichen gelten kann, als um ſie für ſich ſelbſt zu gewinnen. Dazu reichen Ueberlegung und ein entſchloſſenes Wollen keineswegs aus; ja ſie erzeugen wohl ſelbſt die Befangenheit, welche ſie entfernen ſollen. Das Zartgefühl allein kann uns hier unbefangen machen: weil es uns ſicher leitet, ohne uns, wie die Reflexion, vorher unſicher zu machen.

101.

Endlich können zunächſt Andere die Schuld der Mißhelligkeiten zwiſchen Freunden tragen. Hier von der gewöhnlichen Klatſch- und Läſterſucht zu reden, lohnt durchaus nicht der Mühe. Wenn derjenige, den ich Freund genannt habe, oder von dem ich glaubte, daß er mir das werden könne — von einer ächten Freundſchaft kann hier nicht die Rede ſeyn, weil wenigſtens bey dem einen Theil die Bedingungen einer ſolchen gänzlich fehlen — ſo ſchwach von Geiſt und Charakter iſt, daß er durch Klatſcherey und Läſterung ſich gegen mich einnehmen läßt: ſo glaube ich wenig zu verlieren, wenn ich ihn geradezu aufgebe. Manchem mag das ſchroff ſcheinen. Ganz mit Unrecht. Denn wer will mir zumuthen, denjenigen noch länger als meinen Freund zu betrachten, den ich nicht mehr achten kann? und wie ſoll ich denjenigen achten, dem es eben ſo ſehr an Selbſtſtändigkeit des Geiſtes, als des Charakters fehlt?

Wie der ächte Freund in dieſem Falle als Freund ſich zu nehmen habe? Die Bosheit geradehin abzuweiſen, mag in einzelnen Fällen das Beſte ſeyn: nicht immer; ſo wie es auch die Umſtände nicht immer zulaſſen. Mir ſcheint das, »Loquere, puer, ut te videam.« »Rede, damit ich dich kennen lerne,« des Sokrates hier die wahre Maxime zu ſeyn. Hat mein Mann geredet, und ſich damit hinreichend zu erkennen gegeben: ſo werde ich auch wiſſen, wie ich ihn zu faſſen habe.

Ob der Freund dem Freunde dergleichen confidentielle Mittheilungen ſeinerſeits mittheilen ſolle: darüber läßt ſich im Allgemeinen nichts beſtimmen.

Es zu thun kann nach Verſchiedenheit der Umſtände eben ſo wohl ſtrenge Freundespflicht, als unbeſonnen, lieblos, und gefährlich ſeyn.

102.

Nicht immer iſt es die bloße Schmähſucht, welche Zwiſt und Zerwürfniß zwiſchen Freunden zu ſäen ſucht, und deren niedrige Beweggründe, Gehäßigkeit aus Eitelkeit, Hochmuth, oder Geckerey, nur ein Pinſel verkennen kann. Oft legen Bosheit und Eigennutz ihre Plane tiefer und verſteckter an. Indem ſie dieſelben Schritt für Schritt mit eben ſo viel Beharrlichkeit als Umſicht verfolgen, gelingt es ihnen ſehr oft, nicht bloß eine gewöhnliche, ſondern auch eine edlere, und feſter geknüpfte Freundſchaft zu trennen. Am öfteſten, wenn derjenige, welchem ſie den Freund zu entwenden ſuchen, ſehr empfindlich oder verſchloſſen; am ſicherſten, wenn er beydes zugleich iſt. Daß ein bängliches, mißtrauiſches Hüthen des Freundes mit dem Begriff einer ächten Freundſchaft unvereinbar, iſt bereits bemerkt worden. Wo jedoch die Abſicht Anderer, uns mit dem Freunde zu entzweyen, ſich bemerkbar macht, bedarf es, wie in jedem ähnlichen Falle, einer beſonnenen, aber ſcharfen Achtſamkeit auf die Schritte des Gegners; und wo jene Abſicht unzweydeutig und entſchieden herausgeſtellt iſt, einer entſchiednen Gegenwirkung. Die ſicherſte Gegenwirkung aber iſt hier eine ganz offene Verſtändigung mit dem Freunde, bey dem verdoppelten Beſtreben, uns die Anſprüche an ſeine Liebe zu erhalten: gerade wie die Neigung einer wankenden Geliebten durch vermehrte Beweiſe einer treuen und aufrichtigen Liebe ſicherer erhalten, oder wiedergewonnen wird, als durch Eiferſuchteleyen und kränkende Vorwürfe.

103.

Es iſt eine oft gemachte Bemerkung, daß Freunde, wenn es unter ihnen zum Zerwürfniß kommt, nicht ſelten die erbittertſten Feinde werden. Bey vollkommen gereiften ſittlichen Begriffen, und noch weniger bey einer vom Geiſte chriſtlicher Milde durchdrungenen Geſinnung, iſt eine ſolche Verwandlung der Liebe in Haß nicht denkbar; inzwiſchen darf man, wo ſie vorkommt, nicht unbedingt auf eine nur gewöhnliche Freundſchaft, auf ein zur Gehäßigkeit geneigtes Gemüth, oder auch nur auf einen Mangel an Charakterfeſtigkeit ſchließen. Denn die Kränkung kann an ſich ſelbſt, oder durch die ſie begleitenden Folgen, eine ſo empfindliche, oder das Bemühen Anderer, die Empfindlichkeit des Beleidigten zu reizen, eine ſo wohlberechnete ſeyn: daß die Verwandlung des Haſſes, wenn aus dem ethiſchen Standpunkt auch nicht zu entſchuldigen, doch aus dem pſychologiſchen vollkommen begreiflich wird. Denn was den Haß überall am meiſten zu ſchärfen pflegt, die Schmach der empfangnen, und die Beſorgniß einer künftigen Beleidigung: das trifft hier zuſammen. Die Schmach iſt hier um ſo größer, wenn wir blödſüchtig genug waren, denjenigen, der uns beleidigen konnte, alſo uns verachtete, für unſern Freund zu halten; die Beſorgniß neuer Kränkungen aber um ſo natürlicher, da dem Beleidiger jeder unſerer Fehler, durch welche er ſeinen Haß ſcheinbar vor ſich ſelbſt, oder vor Andern, rechtfertigen will, genauer, als jedem Andern bekannt ſind. Der Freund, mit dem wir in Zwiſt gekommen, iſt ein Feind, dem wir die ſchwachen Seiten unſrer Feſtung ſelbſt verrathen haben. Auch ſchmerzt und erbittert ja jede Beleidigung um deſto mehr, je weniger ſie verdient iſt; und was kann weniger den Haß verdienen, als die Liebe. Endlich, wenn die Phantaſie überall ſo mächtig einwirkt, um die Empfindung des Haſſes zu ſchärfen: wie entſchieden muß ihr Einfluß nicht dort ſeyn, wo wir die Phyſiognomie des Haſſes, welchen wir von dem Gegner erfahren haben, oder bey ihm vorausſetzen, uns bis auf die kleinſten und eigenthümlichſten Züge vergegenwärtigen können?

104.

Durch eine merkwürdige, aus pſychologiſchen Gründen aber ſehr erklärbare Verkehrtheit, ſchärft ſich der Haß gegen den früherer Freund oft nicht ſowohl in dem Beleidigten, als in dem Beleidiger. Das Bewußtſeyn nämlich, daß wir ſelbſt beleidiget haben, läßt uns, bey mangelhaften ſittlichen Begriffen und einer leidenſchaftlichen Gemüthsart leicht vorausſetzen, daß der Beleidigte den Haß wirklich gegen uns empfinde, den wir durch die Beleidigung verdient haben. War nun der Beleidigte unſer Freund: ſo erſchweren wir die Schuld ſeines wirklichen oder eingebildeten Haſſes, durch Alles, wodurch dieſer unter Freunden erſchwert wird, und machen gegen denſelben fortwährend die Anſprüche einer Liebe geltend, die wir vielleicht in früherer Zeit gegen ihn gehegt, deren Anſprüche wir aber durch ſpätere Kränkung ausgetilgt; oder die wir wohl auch nie wahr und aufrichtig für ihn empfunden haben. Nebenher aber mag die Erwägung eines ſolchen Falles zeigen, wie es, wenn der Beleidigte dem Beleidiger mit allerdings lobenswerther Verſöhnlichkeit zuerſt die Hand biethen will, zu einer dauerhaften Verſöhnung durchaus nöthig ſey, mit Milde, aber dabey mit feſter Beſonnenheit ſein Abſehen darauf zu richten, daß dieſer ſeinen Irrthum oder ſeine Schuld, als ſolche, anerkenne.

105.

Wenn es aber öfter geſchieht, daß der Beleidiger, als ſolcher, die frühere Liebe in Haß und Groll verkehrt; ſo ſteht es hingegen jederzeit bey dem Beleidigten, durch feſte Herrſchaft über ſein Gemüth, durch Beſonnenheit und Milde zu verhüthen, daß eine ſo unſelige Umwandlung, nicht bey ihm ſelbſt ſtattfinde. Dadurch wird er ſelbſt, wenn gleich nicht immer, doch in den meiſten Fällen, auch den Freund abhalten, in ſeinem Groll bis zum Haß fortzuſchreiten. Demjenigen aber, den er einſt ſeinen Freund genannt hat, eine ſo traurige Verirrung zu erſparen, als die Verwandlung der Liebe in feindſeligen Haß iſt, iſt wohl der dringendſte Grund zu jener Selbſtverläugnung, wie ſchwer ſie dem Beleidigten auch fallen mag.

Tritt aber der Fall ein, daß entweder eine ſittliche Pflicht ſelbſt es uns verbiethet, die Verbindung mit einem Freunde fortzuſetzen, oder — bey einer vollkommnen Freundſchaft, und bey einer durch chriſtliche Milde geläuterten Geſinnung vermag dieſer Fall nicht vorzukommen — hat eine Kränkung von Seite des Freundes uns ſo tief verletzt, daß wir überzeugt ſind, ſie nicht verwinden zu können: ſo werde das Band der Freundſchaft, wie Cato beym Cicero ſagt, aufgelöſt, nicht zerriſſen! Aber auch gelöſt werde es mit Entſchiedenheit. Eine halbe Verſöhnung iſt ſchlimmer, als eine vollſtändige Trennung. Oft führt ſie zu noch größerem Zwieſpalt, als der, den ſie heilen ſollte, und zu noch größerer Erbitterung; nie gewährt ſie eine vollkommne Befriedigung.

Wie aber mit Entſchiedenheit: ſo geſchehe die Trennung mit Offenheit. Dadurch allein, daß der Beleidigte die Gründe, welche ihn beſtimmen, die Verbindung mit dem Freunde aufzulöſen, dieſem mit ſchonendem Freymuth offen darlegt, kann er dem Vorwurf eigener Leidenſchaftlichkeit entgehen, den jener, wenn das Übel einmal ſo weit gediehen iſt, ihm jederzeit zu machen geneigt ſeyn wird.

106.

Wenn das Band der Freundſchaft gelöſt iſt: ſo ſey der Freund für uns — todt. Dann laßt uns alle die Pflichten gegen ihn erfüllen, zu welchen wir gegen die Todten verpflichtet ſind. Wie wir mit den Todten jede Erinnerung an ihre Kränkungen, und jeden Groll und jeden Haß verſenken ſollen: ſo jede Erinnerung an die Kränkungen, die wir von dem geſchiednen Freund erfahren haben: und wie uns die Humanität gebiethet, von den Todten gar nicht, oder nur Gutes zu ſprechen: ſo auch von Jenem. Selbſt Klagen über eine ſolche Trennung, wenn ſie auch keine Ergießungen der Gehäſſigkeit ſind, ſondern nur unſre Rechtfertigung oder ſelbſt nur unſern Schmerz ausſprechen wollen, werden beſſer zurückgehalten. Leicht werden ſie mißverſtanden, leicht entſtellt, und leicht der Zunder zu einem neuen Aufflammen des noch fortglimmenden, oder kaum gedämpften Haſſes. Die fromme Scheu, welche uns die Humanität gegen die Todten zu beobachten befiehlt, iſt hinſichtlich der Freunde, von welchen wir uns getrennt haben, das einzige Betragen, welches der Klugheit, wie der Pietät der Freundſchaft, gemäß iſt.

107.

Oft geſchieht es, daß diejenigen, die ſich in ihren Erwartungen von der Treue eines Freundes bitter getäuſcht geſehn haben, ihr Herz der Freundſchaft jetzt gänzlich verſchließen. Begreiflich iſt ein ſolches Mißtrauen; zu billigen iſt es keineswegs. Wie viel Unglück ſie auch in der Freundſchaft gehabt haben, und wie wenig ſie auch ſelbſt daran Schuld geweſen ſeyn mögen: ohne Schuld waren ſie gewiß nicht. Und ſo wäre es denn beſſer für ſie, zu erforſchen, worin zunächſt ſie ſelbſt geirrt und gefehlt haben können, um durch Vermeidung ihrer Mißgriffe ſich gerechtere Anſprüche an das Glück der Freundſchaft zu ſichern. Auch wird das Mißtrauen, das in Beziehung auf ein beſtimmtes einzelnes Lebensverhältniß ſich feſtgeſetzt hat, bald ſich auf die übrigen Lebensverhältniſſe ausdehnen: und wer nicht mehr den Muth hat, den Einzelnen mit vertrauender Liebe zu umfaſſen, bald auch die Menſchen überhaupt innig zu lieben verlernen.

108.

Unſtreitig iſt es etwas Verdienſtliches, zwiſchen entzweyten Freunden eine Verſöhnung zu ſtiften; und nimmt man an, daß ihre Freundſchaft nur nicht von ganz gewöhnlichem Gehalt, und ſie nicht durch leidenſchaftliche Verbitterung der Verſöhnlichkeit unempfänglich geworden: ſo ſollte man das Geſchäft des Mittlers für ein leichtes, und eben ſo für ein ſehr dankbares halten. Die Erfahrung hingegen liefert ein ganz entgegengeſetztes Ergebniß. Sie zeigt, daß Vermittlungsverſuche dieſer Art ſehr ſelten gelingen, und noch ſeltner Dank erwerben. Dieſe Erſcheinung läßt ſich, bey den obigen Vorausſetzungen, nur dadurch erklären, daß man annimmt, ſo ſelten, als das Vermitteln eines Zwiſtes unter Freunden gelinge: eben ſo ſelten werde es ohne Mißgriffe geübt, und ſo ſelten könne es darum von dem gewünſchten Erfolge ſeyn.

So aber iſt es in der That; und auch hier iſt der Mangel einer hinreichenden Klarheit und Vollſtändigkeit des Erkennens die nächſte Urſache des Mißlingens. Es liegt auf der Hand, daß dieſes Mißlingen ein unvermeidliches iſt, wenn wir die Charaktere beyder Freunde nicht in ihren eigenthümlichſten Zügen richtig aufgefaßt, und die Beſchaffenheit ihrer Freundſchaft, ſo wie die Veranlaſſungen und die Natur ihres Zwiſtes nicht auf das genaueſte erkannt haben. Denn mit einer oberflächlichen Kenntniß nach allgemeinen Formeln iſt hier wenig ausgerichtet. Die Freundſchaft nämlich hat ihre Geheimniſſe, wie die Liebe, und iſt, bey jedem Einzelnen, wie jedes bedeutende Lebensverhältniß, das ſich mit Entſchiedenheit herausgebildet hat, mit den feinſten Wurzeln und Fibern ſeiner Eigenthümlichkeit verſchlungen.

Daraus ergibt ſich nun von ſelbſt, daß auch eine mit Beſonnenheit und Umſicht angeſtellte Prüfung des Charakters beyder Freunde, und der Mittel ſie zu verſöhnen, hier nur ſelten hinreichend ſeyn werde; und daß daher nur derjenige zum Vermittler berufen ſeyn könne, der entweder die Entzweyten lange

Zeit zu beobachten Gelegenheit hatte: oder der durch einen vertrauten Umgang mit ihnen, mit den eigenthümlichſten Zügen ihres Charakters und ihrer Empfindungsweiſe auf das genaueſte bekannt geworden iſt.

109.

Ich ſchweige von der Albernheit, die durch Schmeicheley, oder durch Salbaderey; und von der wenig geringeren, und an ſich ſelbſt beleidigenden Klopffechterey, die den Beleidigten zu überreden, oder ihm zu beweiſen ſucht, er ſey nicht beleidigt worden; oder daß es damit durchaus nichts auf ſich habe. Das allein will ich bemerken, daß jeder Vermittlungsverſuch, der nicht von einer ſtreng unparteyiſchen und ſcharf herausgeſtellten Anerkennung des Rechtes, wie des Unrechtes, der einen, wie der anderen Partey ausgeht, nothwendig mißlingen müſſen. Wer ſich immer die Rolle des Vermittlers anmaßt, ohne durch die vollſte Unparteylichkeit, ohne durch ein entſchiednes Übergewicht an Beſonnenheit und ſittlicher Erhebung dazu berufen zu ſeyn: der rechne, mag er entzweyte Freunde, oder ſolche, die das nie waren, zu verſöhnen ſuchen, mit Sicherheit darauf, mit ſeinen Pacificationsverſuchen zu ſcheitern, oder, ſelbſt wenn ſie ſcheinbar gelingen, dafür nicht Dank, ſondern von beyden Parteyen Haß einzuernten. Denn wer in was immer für einer Streitſache ſich die Entſcheidung anmaßt, ohne die Einſicht und den Willen zu haben, unſer Recht mit der ſtrengſten Unparteylichkeit bis auf den letzten Gran abzuwägen und anzuerkennen: der verletzt ſelbſt unſer Recht, und wird dadurch ſelbſt zum Beleidiger. Bey dem bürgerlichen Richter ſind wir verpflichtet, dieſe Unparteylichkeit vorauszuſetzen, ſo lange wir nicht das Gegentheil beweiſen können: doch derjenige, der ſich eigenmächtig zum Schiedsrichter aufwirft: der muß ſein Recht dazu durch ſich ſelbſt beweiſen. Und das kann er allein auf die angedeutete Weiſe; ſo daß die Anerkennung des Rechtes und des Unrechtes, und das reine, ſcharfe Herausſtellen des Einen, wie des Andern, mit der unzweydeutigſten Entſchiedenheit, auch hier ſich als die Bedingung jeder aufrichtigen Verſöhnung ausweiſt.

110.

Es ſey mir erlaubt, an die vorhergehende Unterſuchung über die Freundſchaft noch einige Fragen zu knüpfen, die mit derſelben zum Theil zwar in keinem nothwendigen Zuſammenhange ſtehen: die aber dabey von ſolcher Bedeutung ſind, daß es durchaus keinen Tadel verdienen kann, ſie hier berückſichtigt zu haben. Eine der wichtigſten Fragen aber iſt die: *Wie wir unſre Freunde am beſten nützen können?* worüber natürlich denjenigen nichts zu ſagen iſt, welche dieſe Frage nach ihrer Weiſe auf das vollſtändigſte ſich ſelbſt gelöſt haben, und die jeden, deſſen Freund ſie ſich nennen, für ihre eigennützigen Zwecke ſo emſig und ſorgfältig ausbeuten, daß man ihnen die ſtrengſte Conſequenz in der Theorie, wie in der Praxis, ohne ungerecht zu ſeyn, nicht abſprechen kann. Einen beſtimmten Gewinn aber ſoll jedes Lebensverhältniß uns abwerfen; und wie überall, mag er auch in der Freundſchaft nur durch eine richtige Berechnung der Mittel, ihn zu erlangen, erzielt werden.

Da die Freundſchaft, wie gezeigt worden iſt, großentheils aus dem Bedürfniß entſteht, für unſre eigenthümliche Denk- und Empfindungsweiſe und für die Entwicklung unſers innern Lebens in Anderen eine Gewährleiſtung zu finden, durch dieſe aber innerliche Sicherheit: ſo iſt es klar, daß unſer Streben zunächſt darauf gerichtet ſeyn muß, durch die Verbindung mit einem gleichgeſinnten Freunde für die Erreichung eben dieſes Zweckes den möglichſt größten Vortheil zu ziehen. Wie aber alle innerliche Sicherheit unſers Strebens allein auf der Linie ſittlicher Entwicklung zu erreichen ſteht, und jede Abweichung von dieſer Linie nothwendig zum Zerwürfniß mit uns ſelbſt führt: ſo ſtellt es ſich mit eben ſo großer Entſchiedenheit heraus, daß der höchſte Gewinn der Freundſchaft nur in einem Forſchritt unſerer ſittlichen Entwicklung beſtehen könne. Dieſer alſo iſt es, auf welchen bey der Verbindung mit dem Freunde unſer Abſehen zunächſt gerichtet ſeyn muß. Weil nun das ſittliche Streben überall ein einiges, nach allen Richtungen hin gleichförmiges und folgerichtiges iſt, und darum auch nicht in Entwicklung einzelner ſittlicher Tendenzen ſich abſchließen kann: ſo muß natürlich auch unſer ſittlicher Fortſchritt durch die Verbindung mit dem Freunde ein dieſem Geſetz entſprechender ſeyn, und damit er das ſey, als klar erkanntes Ziel dieſer Verbindung feſt von uns im Auge behalten werden. Gänzlich im Widerſpruch mit dieſem Geſetz faſſen die Meiſten nur einzelne ſittliche Vorzüge ins's Auge; den ſittlichen Charakter derſelben auf ſolche Weiſe eben ſo einſeitig würdigend, als das wahre Ziel und den rechten Gewinn der Freundſchaft einſeitig verkennend. Denn indem ſie nur ein Bruchtheil erfaſſen, und nur für ein Bruchtheil einſetzen, kann natürlich auch ihr Gewinn nur in einem Bruchtheil beſtehen.

111.

Doch das iſt nicht der einzige Mißgriff, welcher hier begangen wird. Es gibt eine ſclaviſche, geiſtloſe Nachahmung in der Freundſchaft, wie in der Poeſie und in den übrigen Künſten; die in den meiſten Fällen, dort wie hier der geiſtigen Entwicklung mehr nachtheilig, als förderlich iſt. Der einzige Fall, wo nicht, iſt, wenn Jemand, vielleicht nicht nothwendig beſchränkteren Geiſtes, für jeden Fall aber ohne kräftige Anlage zu geiſtiger Selbſtſtändigkeit, durch Inſtinct und einen glücklichen Zufall den Freund findet, deſſen Eigenthümlichkeit der ſeinigen genau entſpricht, und der dabey dennoch ſo weit über ihm ſteht, und ſeinerſeits ſelbſt ſo gleichförmig fortſchreitet, daß er ihm fortwährend zum ſicheren Vorbilde dienen kann. Sonſt jedoch, wirkt das Beſtreben bloßer Nachahmung auch hier jederzeit lähmend und retardirend. Am gewöhnlichſten trifft man dieſen Fehler bey jungen Leuten, die ſchon längere Zeit ſich vergeblich abgemüht haben, über ſich ſelbſt in's Klare zu kommen, und welchen die Kraft zu einem ſelbſtſtändigen Aufſchwung darüber verloren gegangen iſt. Denn bis zu einem gewiſſen Grad von Klarheit des Bewußtſeyns muß unſre Eigenthümlichkeit ſich immer ſchon in uns entwickelt haben: wenn wir für die ſelbſtſtändige Ausbildung derſelben durch die Verbindung mit einem Freunde gewinnen ſollen.

112.

Behalten wir aber bey der Verbindung mit dem Freunde einerſeits die Eigenthümlichkeit unſrer eigenen Anlagen und Tendenzen, und andererſeits die Eigenthümlichkeit jener des Freundes nicht gleich ſcharf im Auge: ſo muß uns nothwendig noch etwas Schlimmeres begegnen, als daß wir die Selbſtſtändigkeit des Geiſtes dabey verlieren; wir müſſen, ſtatt an innerlicher Sicherheit zu gewinnen, vielmehr über uns ſelbſt unſicher werden. Solche Unſicherheit aber führt, wenn die Verſuche ſie aufzuheben wiederholt mißlungen ſind, leicht zur Verworrenheit, und ſelbſt zur Zerfallenheit. Denn indem wir uns ſelbſt in dem Freunde ſuchen, und doch über ihn, wie über uns ſelbſt uns unklar ſind, befinden wir uns genau in dem Fall eines Blödſichtigen, der die Ähnlichkeit eines Portraits mit dem Original beſtimmen will, die Züge des einen, wie des anderen aber, nur undeutlich, und wie durch einen Nebel ausnimmt. Der dadurch entſtehende Zwieſpalt aber muß um ſo unauflöslicher ſeyn, als er durch jene Schwäche oder Unachtſamkeit der Beurtheilungskraft, welche ihn erzeugt hat, gewöhnlich auch unterhalten wird. Was uns nun, ſelbſt bey mangelnder Schärfe des Geiſtes, mindeſtens bis auf einen gewiſſen Grad, davor bewahren kann, iſt allein das Streben nach jener Unbefangenheit des Geiſtes, die kein Reſultat feſtſtellt, wenn ſie es nicht ſorgfältig geprüft hat.

113.

Auch durch Muthloſigkeit können wir in der Freundſchaft nicht nur um jeden Gewinn für unſre Ausbildung uns betrogen, ſondern in dieſer ſelbſt gehemmt und zurückgehalten ſehen. Selten zwar knüpft ſich das Freundſchaftsband unter zwey Menſchen von ſo auffallend unterſchiedener Geiſteskraft und Charakterwerth, daß das Übergewicht derſelben bey dem Einen, den Anderen nothwendig niederdrücken und muthlos machen müßte; ſehr oft aber geſchieht es vorzüglich bey jüngeren Perſonen, daß der eine Freund die geiſtigen oder ſittlichen Vorzüge des anderen in einem ſo glänzenden Lichte erblickt, oder, indem er ſein Ideal an die Stelle des Freundes ſetzt, dieſen ſo hoch ſtellt, daß er zuletzt verzweifelt, ihn zu erreichen. Eine ſolche Muthloſigkeit iſt durchaus gegen den Geiſt der Freundſchaft, die im Gegentheil zu dem muthigſten Wetteifer mit dem Freunde auffordert, weil dieſer dem auf ſolche Weiſe

Strebenden allein gerechte Anſprüche an die Liebe des Freundes ſichern kann. Was aber die Muthloſigkeit, vorzüglich eines jungen Mannes, am wenigſten bis dahin ſollte gedeihen laſſen, an ſeiner eigenen Kraft zu verzweifeln, iſt die Betrachtung, daß ein entſchloſſenes und beharrliches Streben nach geiſtigen Vorzügen, wenn es auch nicht jeden einzelnen, nicht in jeder Richtung, und bis zu jedem Grade erreichen könne, doch überall des Werthes und Gehaltes genug erringe, um auch der höchſten Gunſt der Natur das Gleichgewicht zu halten: daß aber das ſittliche Streben ſeinem Werth und Gehalt nach den glänzendſten Erfolgen des Talentes nicht bloß das Gleichgewicht halte, ſondern ſie überwiege; in ſeinem Fortſchritt aber durch keine Schranke gehemmt werde, als durch die Schwäche der eigenen Willenskraft.

114.

Sehr oft hört man die Klage wiederholen, die Begeiſterung und der Heroismus der Freundſchaft ſey der neueren Zeit durchaus fremd geworden, und ſie habe keine ſo glänzenden Beyſpiele aufopfernder Freundestreue aufzuweiſen, wie das Alterthum uns davon ſo viele überliefert habe. Was iſt nun an dieſer Klage?

Der Heroismus gehört überall einer Zeit an, wo die geſellſchaftlichen Verhältniſſe noch einfach, und von den höheren Stufen intellectueller Ausbildung einerſeits eben ſo weit entfernt ſind, als andrerſeits von der Rohheit des Naturzuſtandes. In einer ſolchen Zeit findet jene Energie des Willens, welche aus Antrieben der Liebe, Treue, Freundſchaft, oder Dankbarkeit mit edler Aufopferung auch das Kühnſte, Gefahrvollſte und Außerordentlichſte vollbringt, Raum und Veranlaſſung; es wird vollbracht vor den Augen des ganzen Volkes oder der ganzen Zeit; die Erinnerung bewahrt es, und die Dichtung ſchmückt es aus, und verherrlicht es, und umgibt es mit dem Schimmer des Wunderbaren.

Für ſolche Energie der That biethen die Zeiten einer weiter fortgeſchrittenen Entwicklung und Verfeinerung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe weiter weder Raum, noch Veranlaſſung; ſie fordern nur ſelten zu kühnen, gefährlichen Wagniſſen auf; und noch ſeltner werden dieſe öffentlich und vor den Augen eines ganzen Volkes vollbracht. Der Heroismus des ſtarken Gefühls, der ſtarken Willenskraft, hängt jetzt nicht mehr an dem raſchen, kühnen Entſchluß; er erwächſt aus der Energie der Geſinnung: die That aber, in welcher er aufblüht, wird nur ſelten bemerkt, und gelangt noch ſeltner zur Offentlichkeit; die Geſchichte hat keine Muße, darauf Rückſicht zu nehmen; und ſelbſt, wenn die Poeſie ſich ihrer bemächtigt, ſo wagt ſie es doch jetzt nicht mehr ſo, wie früher, ſie mit dem Strahlenkranze des Wunderbaren zu umflechten. Die Energie der Geſinnung aber bleibt immer, und mit ihr die Kraft zu den ſchwerſten Opfern, welche Liebe, Treue, Freundſchaft und Dankbarkeit von ihr fordern können. Denn unvertilgbar hat die Natur die Keime dazu in die Bruſt des Menſchen gelegt; und die Geſchichte der Menſchheit lehrt, daß ſie ſelbſt in den Zeiten überwachſender Entartung und Entſittlichung im entſchloſſenen Widerſtreit gegen dieſe, wenigſtens bey Einzelnen, ſich geſund und kräftig erhalten konnten.

115.

Dabey jedoch iſt es wohl nicht in Zweifel zu ſtellen, daß in jeder Zeit, je mehr die Tendenz zum ſinnlichen Materialismus und mit dieſer der Egoismus in ihr überwächſt, und je mehr die Empfänglichkeit für ſittliche Empfindungen dadurch ſich herabſtimmt, im gleichen Verhältniß auch jene Energie der Geſinnung ſich herabſtimme, welche die Keime zu den thatkräftigen Äußerungen einer ſolchen Geſinnung in ſich ſchließt. Eben ſo gewiß aber iſt es, daß eine ſolche Zeit, wenn mir der Ausdruck erlaubt iſt, mehr als jede andere, der Freundſchaft bedürfe.

Denn indem in ihr der Werth und die Bedeutung jedes Einzelnen, der von ihrer Anſteckung ſich rein hält, und mit feſtem Schritt die Bahn des Rechten wandelt, um das Zehn- und Hundertfache wächſt: wie ſollte es nicht mit Recht ein Gewinn für ſie genannt werden dürfen, wenn er einen gleichgeſinnten Freund findet, der entſchloſſen mit ihm die gleiche Bahn wandelt; ihn, wenn ſeine Kräfte nachlaſſen, unterſtützt; und wenn ſie wiederkehren, durch Zuruf und Beyſpiel ihn ermuntert, rüſtig fortzuſchreiten, bis das Ziel erreicht iſt. Und wenn Unklarheit und Verworrenheit immer die Krankheit ſind, aus welcher ihre noch ſchlimmeren Gebrechen hervorwachſen: wie ſollte die Freundſchaft nicht das höchſte Bedürfniß für eine ſolche Zeit ſeyn? da ſie eben darum geſucht wird, um durch ſie zur Klarheit und innerlichen Sicherheit zu gelangen. Selbſt jede minder vollkommne Freundſchaft, wenn ſie einer ſittlichen Grundlage nur nicht gänzlich entbehret, erhält in einer ſolchen Zeit einen erhöhten Werth, und eine erhöhte Bedeutung. Denn indem ſelbſt eine ſolche Freundſchaft — und das thut die Freundſchaft immer — die Empfindungen der Liebe und des Wohlwollens nährt, belebt und kräftiget, wirkt ſie wenigſtens der Unbedingtheit jener Selbſtſucht entgegen, welche eben die verderblichſte Krankheit einer ſolchen Zeit iſt.

116.

Vor einer Art von Freundſchaft aber muß hier, und mögen vorzüglich Jünglinge auf das entſchiedenſte gewarnt werden, vor jener, welche durch Parteyſucht und Parteyhaß geknüpft wird.

Von Allem, was man als traurige Zeichen der Zeit bezeichnet, gibt es kein traurigeres und unheildrohenderes, als daß man es, gerade nicht mehr ſelten, offen und ungeſcheut ausſprechen hört: die Zeit ſey ſo beſchaffen, daß Jeder unbedingt einer Partey ſich anſchließen müſſe. Eine ſolche Anſicht verkennt und läugnet nämlich entſchieden, daß das Recht und die Wahrheit als etwas Ewiges und Unveränderliches durch ſich ſelbſt beſtehe, und daß es eben darum über die Leidenſchaftlichkeit der Partryſucht erhaben ſey: während dieſe ſelbſt ſich nie vom Unrecht frey halten kann. Denn nicht davon zu reden, wie ſich der Begriff der Parteyſucht faktiſch herausſtellt: ſo muß entweder alle Selbſtſtändigkeit und jede individuelle Tendenz der einzelnen Mitglieder einer Partey in dem Streben derſelben rein aufgehen, was nicht denkbar iſt: oder die Selbſtſtändigkeit des Einzelnen muß von der Partey abſorbirt werden. Alle müßten alſo mit der höchſten Klarheit des Erkennens, mit der reinſten und lauterſten Unbefangenheit nur das Recht, und nur dieſes wollen, was ein Ideal iſt: oder der Einzelne wird von der Macht der Partey fortgeriſſen werden, und wenn er für ſich nur das Recht will, ſich dennoch vom Unrecht, das ſie will, nicht frey erhalten können.

Darum trägt jede aus Parteyſucht und Parteyhaß geſchloſſene Freundſchaft den faulen Keim von vorne herein in ſich, der früher oder ſpäter ſich entwickeln muß. Denn was dem lautern Sinne für Recht und Wahrheit widerſpricht, kann nicht das Band einer wahren Freundſchaft, als einer ſittlichen Verbindung ſeyn. Darum iſt es hier die Pflicht des beſonneneren Freundes den minder beſonnenen dem Treiben der Parteyſucht zu entfremden; ein Beſtreben, was ihm natürlich nur dann gelingen kann, wenn ein ſolches Treiben ihm ſelbſt fremd geblieben;, oder wenn er eine Zeit lang ſelbſt darin befangen war: aber Kraft und Selbſtſtändigkeit des Geiſtes genug beſaß, um zuerſt ſich ſelbſt davon los zu machen.

117.

Etwas ſehr gewöhnliches ſind literariſche Freundſchaften aus Parteyſucht; weßwegen ihrer hier insbeſondere mit einigen Worten gedacht werden mag.

Da die Blüthe der Freundſchaft, als einer ſittlichen Verbindung, in der Läuterung der ſittlichen Begriffe und der Erhebung des Geiſtes zu dem Ideal ſittlicher Veredlung ihren gedeihlichſten Boden findet: ſo ſoll man dieſe Blüthe nirgends reiner und ſchöner anzutreffen erwarten, als bey denjenigen, welche die Ausbildung ihres eigenen Geiſtes durch die Wiſſenſchaft zur nächſten Aufgabe ihres Lebens gemacht haben, und welche für die Erreichung dieſes Zweckes Anderen ſich zu Führern anbiethen. Auch zählt die Geſchichte der Literatur nicht wenige Beyſpiele der edelſten und beharrlichſten Freundſchaft auf, und liefert den erfreulichen Beweis, daß die Liebe zu den Wiſſenſchaften, und die treue Pflege derſelben, zu allen Zeiten eines der feſteſten Bande der Freundſchaft geweſen iſt. Darneben freylich auch den Beweis, daß die Freundſchaft nirgends öfter in Gehäſſigkeit und erbitterte Feindſchaft umſchlage, als unter Literaten. Das Wahre an der Sache iſt, daß Gehalt und Werth der Freundſchaft auch hier, wie überall, von dem Gehalt und Zuverläßigkeit des ſittlichen Charakters abhängt. Wo dieſer Gehalt fehlt: da finden ſich bey Gelehrten und Schriftſtellern, bey den ihnen gewöhnlichen Fehlern der Eitelkeit, Eiferſucht und Reizbarkeit, allerdings in dieſen Fehlern ſelbſt mehr und fruchtbarere Keime der Feindſeligkeit und des Zerwürfniſſes, als den Anderen; und um ſo nothwendiger und üppiger müſſen dieſe Keime ſich entwickeln: da Eitelkeit und Ruhmſucht gerade an ſolchen Verbindungen ſelbſt meiſtens vom Hauſe aus mehr Antheil haben, als ein aufrichtiges Wohlwollen.

118.

Das ſchlechteſte Band der Freundſchaft unter Literaten iſt aber, wie bereits bemerkt worden, das der Parteyſucht. Doch rede ich hier nur von ſolchen Verbindungen aus Parteyſucht, welche, mindeſtens theilweiſe, eine achtenswerthe literariſche Tendenz haben. Denn Verbindungen, welche nur den Zweck haben, Andere frech und unverſchämt anzugreifen, ſcheinen mir wohl nicht mit Unrecht mehr den Namen einer Büberey, als den der Freundſchaft zu verdienen. Allein auch jene Freundſchaften aus literariſcher Parteyſucht taugen nichts. Auch von ihnen nämlich gilt es, was von jeder Partey gilt, daß es demjenigen, der ſich einer ſolchen hingibt, nie um die ganze Wahrheit zu thun ſeyn kann, und daß er dabey nie ſeine ganze Selbſtſtändigkeit des Geiſtes ſich retten könne. Wie aber läßt ſich einem Schriftſteller vertrauen, der einen Theil ſeiner geiſtigen Selbſtſtändigkeit aufgibt, oder mindeſtens gefährdet!

Was die Freundſchaften aus Parteyſucht für Manche ſo verführeriſch macht, iſt der Schein ihrer Zuverläßigkeit bey einer entſchiednen Übereinſtimmung in den Anſichten, Geſinnungen und Intereſſen, welche leidenſchaftliche Raſchheit und oberflächliche Beurtheilung leicht für eine Bürgſchaft einer vollkommnern Übereinſtimmung der Gemüther und Charaktere ſelbſt nimmt. Dieß aber iſt ſelten mehr, als eine Täuſchung. Wenn nämlich die Parteyſucht allein eine Freundſchaft erzeugt, ſo wird ſie dieſe in jeder Beziehung ſich unterordnen wollen; und wenn das Intereſſe der Partey aufhört: ſo wird auch das Band der Freundſchaft ſich auflöſen, welches dadurch allein geknüpft worden war: während die Freundſchaft, welche ſelbſtſtändige Liebe zu Recht und Wahrheit geknüpft hat, unveränderlich und unwandelbar, wie die letzteren ſelbſt, iſt.

119.

Noch eine andere Frage in Betreff der Freundſchaft will ich berühren, welche ihrer Wichtigkeit nach die ausführlichſte Erörterung verdiente: über welche aber hier nur einige kurze Andeutungen Raum finden können.

Wenn die Freundſchaft wirklich ein ſo köſtliches Gut, wenn ſie die Pflegamme jeder Tugend, ein

Talisman gegen die Verführungen des Laſters, und eine Quelle der reinſten und edelſten Genüſſe iſt: warum thut die Erziehung ſo wenig dafür, die jungen Gemüther für die Freundſchaft zu bilden? warum begnügt ſie ſich damit, dieſe nur gelegenheitlich in Lehren und Beyſpielen anzupreiſen? und warum findet die Pädagogik es in den hunderttauſend Schriften und Schriftchen, in welchen ſie ihre weiſe Sorgfalt auf das kleinſte Detail der Erziehung erſtreckt, höchſtens der Mühe werth, dieſen Gegenſtand einmahl nur im Allgemeinen zu beſprechen, ſtatt ihn, wie es ſeine Wichtigkeit verdient, zum Vorwurf einer gründlichen und umfaſſenden Erörterung zu machen.

Eine beſondere und ſehr nahe liegende Aufforderung dazu findet ſie in der Beſchaffenheit und in dem Bedürfniſſe unſerer Zeit. Welche beſondere Bedeutung die Freundſchaft in einer ſolchen Zeit habe, iſt bereits oben angedeutet worden. Alſo auch die Erziehung für die Freundſchaft. Und um ſo mehr, da alle Keime des Guten, welche eine ſolche Zeit für ſich und für die kommenden Geſchlechter retten kann, nur durch die Erziehung genährt, gepflegt und gerettet werden können, und dieſe darum hier nichts für zu unbedeutend achten, und ſo wenig, als möglich, dem Zufalle überlaſſen darf.

120.

Man hat geſagt, die Erziehung vermöge in dieſer Hinſicht nur wenig. Wenn ſie auch zur Freundſchaft ermahne, und durch Hinweiſung auf die Beyſpiele einer wahren Freundſchaft die jugendlichen Gemüther dafür zu entflammen ſuche: ſo fänden ſich Freunde doch meiſtens erſt in den Jahren, wo ihr unmittelbarer Einfluß aufhöre. Auch vermöge ſie nicht zu beſtimmen, ob ihr Zögling den ſeinem Bedürfniſſe und ſeinen Wünſchen entſprechenden Freund finden werde, oder nicht. Wenn nicht: ſo werde er, da der Drang nach einem ſolchen Freunde einmahl in ihm aufgeregt ſey, ſich entweder unglücklich fühlen, oder durch einen Mißgriff ſich eine der herbſten Täuſchungen des Lebens bereiten. Jünglinge ſeyen ohnedieß geneigt, Freundſchaften zu ſchließen; und es ſey nöthiger ſie zu warnen, nicht mit Voreiligkeit Freundſchaften einzugehen, als ſie aufzufordern, dergleichen zu ſchließen. Dieſe Einwürfe gegen die Bildung der Jugend zur Freundſchaft ſind zum Theil ſo gehaltlos, daß ſie keine Widerlegung verdienen. Wenn der unmittelbare Einfluß der Erziehung zu der Zeit, wo feſte Freundſchaften geſchloſſen werden, bereits aufgehört: ſo ſoll ja zu dieſer Zeit ihr Geſchäft auch in Beziehung auf die Bildung zur Freundſchaft ein bereits vollendetes ſeyn;

und ſie ſoll dieſes Geſchäftes ſich ſo entledigt haben, daß eben dadurch alle jene Nachtheile beſeitiget werden.

121.

Wenn aber die Erziehung das junge Gemüth auf zweckmäßige Weiſe für die Freundſchaft bilden will: ſo muß ſie zunächſt *einen* Irrthum dabey vermeiden, den ſie zwar im *Allgemeinen* immer als einen ſolchen anzuerkennen bereitet iſt, der aber auf ihre Vorſchriften darum nicht minder oft einwirkt, als auf ihr praktiſches Verfahren. Sie muß nämlich ſich nicht überreden, ſchaffen, oder nach ihrem Willen und Abſichten entwickeln zu können: da ſie doch geſteht, das erſtere nicht zu können; in Betreff des zweyten aber ſich thöricht überredet, daß ſie es könne, da ſie doch in keinem einzigen Falle dasjenige, was ſie entwickeln will, nach ſeiner ganzen Eigenthümlichkeit kennt, noch die Einflüſſe zu berechnen vermag, welche auf den Entwickelungsprozeß während ſeiner ganzen Dauer Statt finden werden. Darum ſoll ſie das allein wollen, was ſie in der That leiſten kann; ſie ſoll die Entwickelung fördern, und zwar dadurch, daß ſie die Hinderniſſe derſelben nach Möglichkeit aus dem Wege räumt. So auch hinſichtlich der Erziehung für die Freundſchaft. Alles, was ſie hier thun kann und ſoll, beſteht darin, daß ſie die Keime, welche in dem jungen Gemüthe dazu da liegen, in ihrer Entwickelung pflege, und was ihrem Wachsthume ſchädlich werden könnte, entferne. Auf dieſe Weiſe, und auf dieſe allein, ſoll ſie ſich poſitiv verhalten.

122.

Die Natur hat die Keime des Wohlwollens ſo tief in die Bruſt des Menſchen gelegt, daß ſie ſich überall geſund und kräftig entwickeln, wo ſie in ihrer Entwickelung nicht aufgehalten, und vom Unkraute überwachſen werden. Fühlt der Menſch doch jeden Augenblick, wie er überall des Wohlwollens Anderer bedürfe; iſt es ihm doch ſo erquickend es zu empfangen; kann doch, ſo lange ſein Gemüth ſich nicht verhärtet hat, er ſelbſt es Andern nirgends verweigern, ohne eine bittere Empfindung zu haben, und zu fühlen, daß er mit ſeiner beſſeren Natur im Widerſpruche handle. Und wie leicht werden die Keime deſſelben nicht in dem kindlichen Gemüthe hervorgelockt, wenn es mit Liebe behandelt wird, und wenn ihm ferne gehalten wird, was ſie erſticken könnte. Indem nun die Erziehung die Keime eines allgemeinen Wohlwollens pflegt, bereitet ſie dadurch ſelbſt der Freundſchaft den gedeihlichen Boden, auf welchem dieſe ſpäterhin von ſelbſt als eine geſunde kräftige Pflanze in die Höhe ſchießen wird. Wie thöricht alſo handelt nicht die Erziehung, wenn ſie zwar die Entwickelung der Keime des Wohlwollens durch Belehrung zu fördern ſucht: dabey aber nicht zuerſt und zunächſt ihre ganze Sorge darauf wendet, Alles abzuhalten, wodurch jene Keime in ihrer Entfaltung gehemmt, oder auch gänzlich erſtickt werden; wenn ſie die Veranlaſſungen zu jeder feindſeligen Regung nicht ſorgfältig entfernt, und nicht mit ſtäter Beſonnenheit Alles meidet, was dieſe hervorrufen könnte; ſie, die da recht gut weiß, und es tauſendmahl wiederholt, wie tief ſolche Eindrücke wurzeln, und wie leicht von einem Körnchen Sauerteiges die ganze Maſſe durchſäuert wird.

123.

Es iſt nichts weniger, als überflüſſig, zu bemerken, daß die eben erſt vorgebrachten Erinnerungen keineswegs als bloß das Stadium des erſten jugendlichen Alters betreffend, gemeint ſeyen. Sie gelten für alle Stadien der Erziehung bis in das reifende Jünglingsalter herüber; und für die öffentliche Erziehung nicht weniger, als für die häusliche. Und wie nicht? da die Ausbildung zur Sittlichkeit auf gleiche Weiſe die höchſte Aufgabe der einen, wie der andern, iſt. Darum muß die öffentliche Erziehung mit der gleichen ſtrengen Sorgfalt, wie die häusliche, Alles entfernen, was der Entwickelung wohlwollender Neigungen im Allgemeinen hinderlich oder ſchädlich werden könnte. Der Lehrer, der nicht auf jede Äußerung von Gehäſſigkeit und Feindſeligkeit bey ſeinen Schülern achtet, und nicht jede ſich kundgebende Anlage dazu zu beſſern ſucht, kennt entweder den Umfang ſeiner Pflichten nicht, oder macht ſich des unverzeihlichſten Leichtſinns ſchuldig. Zwey Mißgriffe aber vermeide er vor allen anderen. Nie laſſe er bey den Zwiſtigkeiten ſeiner Schüler die Entſcheidung in der Schwebe, oder entſcheide, ohne durch die ſorgfältigſte Unterſuchung Recht und Unrecht für die Betheiligten ſelbſt, ſcharf und klar herausgeſtellt zu haben; und dann: nie bediene er ſich in einem ſolchen Falle, als Beſſerungs- oder Züchtigungsmittels, des Hohnes. Tief gräbt ſich der Unwille über das erlittene Unrecht in das jugendliche Gemüth ein; und indem der Knabe dieſes duldet, lernt er, daß man Unrecht thun, und dennoch Recht behalten könne; Hohn und Perſiflage aber gegen irgend etwas Anderes, als gegen die anmaßende Geckerey anzuwenden — der Erzieher wende ſie ſelbſt gegen dieſe nicht an — iſt überall ein Zeichen von Unvernunft, Bosheit oder Übermuth; und meiſtens von allen Dreyen zuſammen genommen.

124.

In ſofern aber die Erziehung die Ausbildung der wohlwollenden, und die Unterdrückung aller feindſeligen Regungen unmittelbar durch Belehrung zu erzwecken ſucht, hat ſie einen andern Grundſatz feſt in's Auge zu faſſen. Zuerſt dieſen, daß ſie die Ausbildung der wohlwollenden Neigungen nicht gänzlich auf das Gefühl baue, und bey ihren Belehrungen die Beweggründe dazu nicht vorzugsweiſe, und noch minder ausſchließend aus Gefühlen herleite. Der Menſch hat ein *ſtrenges Recht* an das Wohlwollen des Menſchen; und nur dort iſt dieſes Wohlwollen feſt begründet, wo es auf eine klare Anerkennung ſeiner ſittlichen Verpflichtung gegründet iſt. Für dieſe Belehrung aber iſt auch das zarteſte Alter empfänglich, wenn ſie ihm auf die rechte Weiſe gebothen wird; wenn ſie nämlich theils aus der nächſten Gegenwart geſchöpft, oder der Zögling wenigſtens überall zunächſt auf das hingewieſen wird, was er an Andern oder an ſich ſelbſt bereits erfahren hat, oder jeden Augenblick erfahren kann. Nirgend iſt dieſes Verfahren leichter und mit ſichererem Erfolg anzuwenden, als bey der Ausbildung der wohlwollenden Neigungen. Denn wie die Natur die Erhaltung unſeres erſten Daſeyns ganz von dem Wohlwollen Anderer abhängig gemacht, und eben ſo die Entwickelung unſerer erſten Empfindungen größtentheils daran geknüpft ſind: ſo liegt auch die Wahrnehmung der Beweggründe dazu dem ſich entwickelnden Verſtande, ſelbſt im erſten Stadium dieſer Entwickelung, näher als jede andere Erkenntniß.

Wie die Jugendbildung die Schriften der Alten, vorzüglich das Leſen der Dichter und den Unterricht in der Geſchichte für die Cultur der wohlwollenden Empfindungen benützen könne, iſt weit öfter zur Sprache gekommen, als die übrigen Mittel, wodurch ſie gefördert werden mag. Inzwiſchen fehlt viel, daß die pädagogiſche Weisheit unſerer Zeit hinreichend begriffen hätte, wie viel ſie bey einer umfaſſenderen Berechnung dieſer Mittel, und bey einem conſequenteren Beſtreben ſie zu nützen, durch dieſelben ausrichten könnte: und wie, was ſie nach dem Bedürfniſſe der Zeit zu leiſten habe, und was von ihr gefordert werden müſſe, größtentheils gerade auf dieſem Wege zu ſuchen ſey.

Überhaupt handelt es ſich bey ihr nicht um das Verkennen richtiger Grundſätze im Einzelnen (auch nicht derjenigen, woran hier in beſonderer Beziehung erinnert werden mußte): als darum, daß ſie erkenne, wie ſie allein der hereindrohenden ſittlichen Erſchlaffung und Verderbniß entgegen wirken könne; wie ſie dieſer Aufgabe aber nicht zu genügen vermöge, wenn ſie nicht, ohne Einſeitigkeit, wie dieſe auch heiße, mit einer das Kleinſte, wie das Größte umfaſſenden Berechnung, und mit ſtrengſter Conſequenz ihr ganzes Streben zunächſt dieſem einen Ziele zuwende.

125.

Nicht die Schule allein: das Leben erzieht uns. Mehr, als die Schule. Und wer von uns war wohl ſo verlaſſen, daß er im Laufe ſeines Lebens nicht wohlwollende Erzieher gefunden hätte, die mit klar gedachter Abſicht und redlicher Theilnahme ihn in ſeiner ſittlichen Entwickelung zu fördern geſucht hätten. So beſteht denn, wie aus höheren Gründen, ſo aus dieſem ſelbſt, nicht bloß eine Humanitäts-, ſondern ſelbſt eine ſtrenge Pflicht, zu geben, wie wir empfangen haben, und bey Anderen die Entwickelung wohlwollender Neigungen zu fördern, wie Andere ſie in uns gefördert haben. Dabey iſt die Erfüllung dieſer Pflichten eine der lohnendſten. Der Baum, den wir theilnehmend pflegen, läßt meiſtens ſeine beſten Früchte uns in den Schooß fallen: denn indem wir in Anderen die Empfänglichkeit für wohlwollende Empfindungen, und dadurch für die Freundſchaft fördern, erwerben wir uns in ihnen oft die treueſten und zuverläßigſten Freunde. Und welche Freundſchaft hätte auch ein Recht für zuverläßiger zu gelten, als diejenige, welche auf einer ſolchen Grundlage erbaut iſt!

126.

Daß ein ſolches Beſtreben, Andere für Freundſchaft empfänglich zu machen, und auf dieſe Weiſe uns ſelbſt zuverläßige Freunde zu erwerben, nicht in Zudringlichkeit und geſchäftige Kuppeley ausarten dürfe, braucht nicht insbeſondere bemerkt zu werden. Das aber mag bemerkt werden, daß ſelbſt das Beſtreben, Menſchen, von welchen wir glauben, daß eine Freundſchaft zwiſchen ihnen Statt finden könne, einander näher zu bringen, wenn es als ein zu poſitives und entſchiedenes auftritt, der Vorwurf der Zudringlichkeit nicht mit Unrecht treffe. Dagegen ereignet es ſich oft, daß Menſchen, die es werth ſind, Freunde zu ſeyn, durch Mißverſtändniſſe, und, allein aus ſolchen hervorgehende Antipathien, aus einander gehalten werden. Solche Mißverſtändniſſe zu entfernen, wenn es uns möglich, iſt an ſich ſelbſt Pflicht; und nur ſelten wird unſer Beſtreben, ihr zu genügen, eines günſtigen Erfolges entbehren, wenn wir es dabey nur an Aufrichtigkeit, Umſicht, und an Zartgefühl nicht fehlen laſſen. Denn vor jener gutgemeinten Falſchheit, die in ſolchem Falle hier überpinſelt, und dort eine hellere Farbe aufträgt, muß dabey auf das unbedingteſte gewarnt werden. Die Unwahrheit taugt nirgends; ſelbſt nicht, wenn ſie noch ſo unſchuldig ſcheint, und noch ſo gut gemeint iſt. Die Zeit wird die falſche Farbe wegnehmen; und wir werden Jene eben ſo wenig zu Freunden gemacht, als uns Freunde in ihnen erworben haben.

127.

J. J. Rouſſeau rühmt ſich in ſeinen Geſtändniſſen, daß es immer ſein Beſtreben geweſen ſey, »ſeine Freunde,« wie er ſich ausdrückt, »auch zu Freunden ſeiner Freunde zu machen.« Mit Recht mag er ſich deſſen rühmen. Denn es verräth einen edlen, großartigen Sinn, ſeine Freunde gerne mit Anderen zu theilen; ſo wie es im Gegentheil ein Zeichen einer engherzigen und kleinlichen Gemüthsart iſt, ſie ängſtlich und eiferſüchtig zu bewachen, und ſie, ſo zu ſagen, abzuſperren; ein Fehler, von welchem bereits die Rede geweſen iſt. Inzwiſchen iſt es noch nicht genug, von dieſem Fehler ſich frey zu halten; ſondern es iſt ſelbſt Pflicht der Freundſchaft, unſere Freunde mit Denjenigen zu verbinden, welche wir unſerer eigenen Freundſchaft werth halten. Denn wenn ſie das wirklich ſind, ſo daß wir ihre Freundſchaft für einen Gewinn halten dürfen: mit welchem Rechte dürften wir unſern älteren Freunden ihren Antheil an dieſem Gewinne vorenthalten? Überdieß, wenn wir jedes Glück erſt dann recht vollſtändig genießen, wenn wir es mit Anderen theilen, wie ſollte dieſes nicht auch bey dem Glücke der Freundſchaft der Fall ſeyn?

Wie uns aber der Genuß eines Glückes, das wir gutmüthig mit Anderen zu theilen bereitet ſind, leicht verkümmert, oder wohl auch tückiſch entwendet wird, wenn dieſe eigenſüchtig, eigenwillig und falſch ſind, und nicht das gleiche Wohlwollen für uns, wie wir für ſie, hegen: ſo auch hier. Darum iſt ein poſitives Beſtreben, unſere Freunde zu Freunden unſerer Freunde zu machen, nur dann zu empfehlen, wenn wir der Zuverläßigkeit Beyder ſicher ſind: ſo daß auch in dieſer Hinſicht die Vorſchrift gilt, in Allem, was die Freundſchaft betrifft, nur dem klar erkannten Charakterwerth; nicht aber den bloßen Wallungen des Gefühls zu vertrauen.

128.

Noch will ich hier, wenigſtens kurz, eine Frage berühren, die man in ſo fern eine müßige nennen könnte, als die Philoſophie keine ſichere Antwort darauf zu geben hat; nämlich über die Frage über das Wiederſehen unſerer Freunde nach dem Tode. Wer hierüber eine vollkommene Gewißheit verlangt: der muß ſie im Offenbarungsglauben ſuchen.

Wenn es irgend einen Wunſch gibt, welcher der edleren Natur des Menſchen entſprechend iſt: ſo iſt es gewiß der, Diejenigen, welche wir in dieſem

Leben innig geliebt haben, und von welchen auch wir eben ſo innig geliebt worden ſind, nach dem Tode wieder zu finden, und auf's neue durch die Bande der Liebe mit ihnen vereiniget zu werden. Denn die Liebe, welche ihrer Natur nach unbegränzt iſt, läßt ſich von den Gränzen dieſes ſchnell entgleitenden Lebens nicht einſchließen, und kann innerhalb derſelben keine Befriedigung finden. Darum ſtrebt ſie darüber hinaus, und hofft die Befriedigung in einem unendlichen Wechſeltauſche des Gebens und Empfangens jenſeits zu finden, die im Geben, wie im Empfangen, dieſſeits ihr verſagt geblieben.

Frägt nun der prüfende Verſtand nach den Gründen dieſer Hoffnung: ſo iſt das Erſte, was ſich ihm aufdrängt, daß ſie zunächſt auf der Hoffnung der Unſterblichkeit überhaupt ruhe: obgleich die Wiedervereinigung mit unſern Freunden durch den Begriff unſerer Fortdauer nach dem Tode nicht nothwendig bedingt wird. Allein mit wem ſollten wir erwarten dann eher und feſter wieder vereiniget zu werden, als mit Denjenigen, mit welchen wir hier ſchon ſo enge verbunden waren? Wenn wir unſere Fortdauer uns nicht anders, denn als eine Vereinigung mit andern Weſen unſerer Art durch die Bande einer reineren und vollkommeneren Liebe denken können, als diejenige iſt, deren wir hier empfänglich waren: mit wem ſollen wir durch dieſe Bande eher und inniger verbunden werden, als mit jenen, die wir ſchon hier mit der innigſten Liebe, deren wir fähig waren, umfaßt haben? Überdieß, ſie haben uns, und wir ſie, nicht bloß geliebt: ſie haben weſentlich und entſchieden auf unſere Ausbildung eingewirkt; die Vorſehung hat gerade ſie mit uns, und uns mit ihnen zur Förderung dieſes Zweckes zuſammengeführt. Wie können wir nun glauben, daß dieſes durch die Weisheit der Vorſehung geknüpfte Band durch den Tod für immer zerriſſen werde! Nur jene Flachheit des Geiſtes, die nicht das ganze Daſeyn an das Walten einer Alles lenkenden Vorſehung knüpft, kann hier dem Zweifel einen Einfluß geſtatten. Endlich: wenn bey einer vollkommenen Freundſchaft die Einwirkung des Freundes auf den ſittlichen Fortſchritt des Freundes gleich eine wechſelſeitige iſt: ſo findet ſie doch nie bey Beyden in gleichem Maße Statt. Da ſie nun aber, als ſittliche Handlung, ein Verdienſt, und zugleich eine Schuld begründet: auf welche andere Weiſe, als durch die Wiedervereinigung der durch den Tod getrennten Freunde, könnte Vergeltung und Ausgleichung hier Statt finden?

129.

Da die edlere Freundſchaft in dieſem Leben immer eine ſittliche, und um deſto vollkommener iſt, je entſchiedener ſie den Charakter einer ſolchen an ſich trägt: ſo können wir uns auch die Vereinigung der durch den Tod getrennten Freunde nur als eine Verbindung zum Fortſchritt in ihrer ſittlichen Veredlung; das Glück ihrer Verbindung aber nur als ein von dieſer abhängiges, denken. Von welcher Art ſonſt ihre Verbindung in

Dem unbekannten Land, aus deſſ' Bezirk
Kein Wand'rer wiederkehrt,

ſeyn möge: das mag der vorausgehende, wie der zurückbleibende Freund ruhig abwarten. Genug, ſie haben hinreichende Gründe, an ihre Wiedervereinigung zu glauben; und ſo gibt es denn auch hier das Schiboleth:

In dieſem Glauben will ich handeln!

Bey dem Verleger dieſes Werkes, ſo wie in allen Buchhandlungen Deutſchlands, ſind auch nachſtehende empfehlenswerthe Werke zu haben:

Deinhardſtein, Skizzen einer Reiſe von Wien über Prag, Teplitz, Dresden, Berlin, Leipzig, Weimar, Frankfurt am Main, Darmſtadt, Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe, Stuttgardt, München, Salzburg, Linz und von dort nach Wien zurück; in Briefen an einen Freund. 12. 1831. 1 fl. 15 kr. C. M.

Enk, M., Eudoria, oder die Quellen der Seelenruhe. 8. 1814. 45 kr. C. M.

— — Das Bild der Nemeſis. 12. 1825. 45 kr.

— — Melpomene, oder über das tragiſche Intereſſe. 8. 1827. 2 fl. C. M.

— — Über den Umgang mit uns ſelbſt. 12. 1829. 1 fl. C. M.

— — Don Tiburzio. 12. 1831. 1 fl. C. M.

— — Dorat's Tod. 12. 1833. 1 fl. C. M.

— — Charaden. 12. 1834. 45 kr., mit Goldſchnitt und Schuber 1 fl. 15 kr. C. M.

— — Von der Beurtheilung Anderer. In ſechs Büchern. 12. 1835. 1 fl.

— — Hermes u. Sophroſyne. 12. 1838. 1 fl. C. M.

— — Studien über Lope de Vega Carpio. 8. 1839. 1 fl. 15 kr. C. M.

Halm, F., Griſeldis. Dramatiſches Gedicht in fünf Acten. Zweyte Auflage. 8. 1837. 1 fl. 30 kr. C. M.

— — Der Adept. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 8. 1838. 1 fl. 30 kr. C. M.

— — Camoens. Dramatiſches Gedicht in einem Aufzuge. 8. 1838. 30 kr. C. M.

Schmidl, A., Wien wie es iſt. Die Kaiſerſtadt
und ihre nächſten Umgebungen nach authentiſchen
Quellen, mit beſonderer Berückſichtigung wiſſen-
ſchaftlicher Anſtalten und Sammlungen, und einem
Anhange: Acht Tage in Wien, als Anleitung.
die vorzüglichſten Sehenswürdigkeiten im kürzeſten
Zeitraume zu beſuchen. Zweyte durchaus vermehrte u.
verbeſſerte Auflage. Mit einem Plane der Stadt u.
Vorſtädte. gr. 12. 1837. In Umſchlag cart. Druck-
papier 1 fl. 30 kr. C. M. Velinpapier 2 fl. C. M.

— — Wien's Umgebungen auf zwanzig Stunden
in Umkreiſe. Nach eigenen Wanderungen geſchil-
dert. gr. 12. Vollſtändig in drey Bänden broſchirt
7 fl. 15 kr. C. M., in Leinwand geb. 8 fl. C. M.

Seidel, Joh. Gabr., Liedertafel. 12. 1840.
1 fl. C. M.

Straube, Emanuel, Novellen und Erzählungen.
2 Bändchen. 12. 1840. 2 fl. 30 kr. C. M.

Weidmann, F. C., Der Führer nach, und
um Iſchl. Handbuch für Badegäſte und Reiſende.
12. 1834. 1 fl. 15 kr. C. M.

Wertheimer, Joſ., Dramatiſche Beyträge. 12.
1838. 1 fl. 15 kr. C. M.

Wimmer, G. A., Geſchichte der geographiſchen
Entdeckungsreiſen zu ~~Waſſer und zu Lande.~~ Von
den älteſten Zeiten bis auf unſere Tage. Ein be-
lehrendes u. unterhaltendes Leſebuch für alle Stände.
Zweyte unveränderte Ausgabe des Werkes: Enthül-
lung des Erdkreiſes. Fünf Bände. gr. 8. 1838.
5 fl. C. M.

— — Gemälde von Egypten, Nubien und den
umliegenden Gegenden. Aus dem Franzöſiſchen des
Herrn J. J. Rifand überſetzt. Mit einer Charte
des Nillauſes. gr. 8. 1830. 1 fl. C. M.

Die Epiſtel

des

Quintus Horatius Flaccus

über

die Dichtkunſt.

Für

Dichter und Dichterlinge

gedolmetſcht

von

M. Enk.

Carl Gerold's S.

Wien.
Gedruckt und im Verlage bei Carl Gerold.
1841.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorwort.

Das Titelblatt dieſer Schrift nennt Dichter und Dichterlinge als diejenigen, für welche ſie zunächſt beſtimmt ſey. Was die Erſteren betrifft, ſo wünſcht der Verf. mehr, als er erwarten darf, ſie möchte für dieſelben nicht ohne Intereſſe ſeyn; den Letzteren, glaubt er etwas zuverſichtlicher, werde ſie von Nutzen ſeyn können. Daß ſeine Dolmetſchung ſich in etwas von jener milden Ironie entferne, welche dem Originale eigen iſt, geſteht er ein. Der nöthigen Deutlichkeit wegen. Wer mit den neueren Erzeugniſſen, und, leider läßt ſich ſagen, mit der Geſchichte unſrer dramatiſchen Literatur überhaupt, genauer bekannt iſt, wird ihn ſchwerlich zu deutlich finden. Übrigens hat er nicht nur jede Perſönlichkeit, ſondern auch jeden Schein einer ſolchen vermieden.

Wien, am 15. Sept. 1840.

M. E.

Die Epiſtel

des

Quintus Horatius Flaccus

über

die Dichtkunſt.

Indocti discant; et ament meminisse periti.

»Wenn ein Maler,« beginnt Horaz ſeine Epiſtel, »an einen Menſchenkopf einen Pferdhals fügte, die überall zuſammengerafften Glieder mit bunten Federn ausſtaffirte, und das ſchöne Weib von oben ſich unten in einen garſtigen Fiſch verlieren ließe: würdet Ihr Euch wohl beim Anblick eines ſolchen Gemäldes des Lachens enthalten können?« *). Ein ſolches Gemälde, hat man bemerkt, könne nicht zum Lachen reizen, ſondern nur Ekel und Widerwillen erregen. Das ſcheint allerdings plauſibel. Aber in jener Compoſition iſt der Widerſinn ein ſtudierter: und ſomit kann ſie recht gut zum Typus für jene dramatiſchen Compoſitionen dienen, in welchen das Widerſinnige und Unnatürliche ebenfalls ein ſtudiertes iſt. Zum luſtigen Lachen können ſolcher Widerſinn und ſolche Unnatur freilich nicht reizen; wohl aber, des Dünkels und der Anmaßung wegen, zum — Auslachen.

---

*) Humano capiti cervicem pictor equinam
Jungere si velit, et varias inducere plumas
Undique conlatis membris, ut turpiter atrum
Desinat in piscem mulier formosa superne;
Spectatum admissi risum teneatis amici?
Vers. 1 — 6.

Daß aber Dünkel und Anmaßung bei Euch die Quelle der ſtudierten Unnatur und des ſtudierten Widerſinnes ſey, werdet Ihr nicht wohl läugnen können. Womit Ihr dieſe entſchuldigt: das überführt Euch. »Dichtern und Malern,« ſagt Ihr, »ſtand es von jeher frei, was ſie nur wollten zu wagen« *). Dem großen Dichter nämlich. Gewiß meint Ihr es auch ſelbſt nicht anders; denn Ihr ſtelltet ſonſt den Dichter hart neben den Tollhäusler. Und weil Ihr es mit jener Entſchuldigung gerade ſo und nicht anders meint, und ſie dabei für Euch ſelbſt in Anſpruch nehmt: ſo iſt es klar, daß Ihr als große Dichter das Recht zu haben meint, Alles zu wagen, was Ihr zu wagen für gut findet. Auch wird, wenn Ihr das wirklich ſeyd, niemand Euch dieſes Recht verkümmern, und Ihr werdet es auch nicht verkümmern laſſen. Zeigt nur, daß Ihr es ſeyd, auch noch auf andere Weiſe, als durch Unnatur und Widerſinn.

Der Dichter ſoll kühn ſeyn, und vor Allen der tragiſche. Denn er ſoll uns die tiefſten Geheimniſſe unſers Daſeyns erſchließen; er ſoll den herbſten Schmerz in unſrer Bruſt aufregen, und dann ihn wieder beſänftigen und verſöhnen; er ſoll die ſchreiendſten Diſſonanzen des Lebens anſchlagen, und ſie alle wieder harmoniſch auflöſen; er ſoll uns erſchüttern, zermalmen, vernichten: und indem er das thut, ſoll er uns zugleich aufrichten, uns ermuthigen, und

---

*) — — — — — Pictoribus atque poëtis
Quidlibet audendi semper fuit aequa potestas:
Vers. 9 — 11.

uns erheben über jeden Schmerz und über alle Zagheit des Lebens. Wie könnte er das, ohne kühn zu ſeyn! Aber Ihr, die Ihr die Freiheit in Anſpruch nehmt, Alles zu wagen, ſeyd Ihr denn kühn? Ich kann es nicht glauben. Ich meine ſogar, Ihr ſeyd feig. Denn Ihr fürchtet Euch; und wer ſich fürchtet, iſt feig. Ihr fürchtet Euch vor dem —, vor den Directionen, vor den Schauſpielern, vor der Mißgunſt Eurer Zunftgenoſſen, vor den Recenſenten, vor den Launen des Publikums, und Gott weiß wovor ſonſt noch. Ihr fürchtet Euch vor einer Menge ächt tragiſcher Stoffe, z. B. vor dem mythiſchen. Alle dieſe Befürchtungen aber haben ihren letzten Grund in einer andern Furcht, die Euch allerdings wohl anſtünde; nur daß Ihr gewöhnlich etwas zu ſpät darüber ins Klare kommt, und ſie durchaus nicht gerne Wort haben wollt: ich meine die geheime Furcht, von der Unzulänglichkeit Eurer Kräfte überführt zu werden. Die Kühnheit fühlt ihre Kraft, und erzwingt ſich den Sieg; den Sieg über das Mißtrauen, die Gleichgültigkeit, die Mißgunſt. Was Euch an dieſer Kühnheit abgeht, denkt Ihr durch Fechterſtreiche zu erſetzen. Kühn ſeyd Ihr nicht; aber keck.

Zwar in einer Hinſicht könnte man Euch die Kühnheit gelten laſſen, ſtempelte die Unzulänglichkeit Eures Vermögens ſie nicht zur Anmaßung. Der Schlechteſte wie der Beſte von Euch wünſcht, hofft, und verſpricht ſich ein Werk zu ſchaffen, welches die größten Meiſterſtücke der Alten, wie der Neueren übertreffen, und worüber die Welt vor ſtaunender Bewunderung außer ſich gerathen ſoll. Jeder legt es auf ein Prachtgefäß an, und wenn die Scheibe nun rollt, was wird es? — ein Töpflein [1].

Eine von den Veranlaſſungen ſolcher Selbſttäuſchung hat Horaz näher bezeichnet. »Ihr wißt eine Cypreſſe zu malen« [2]. Ein einzelnes Moment einer dramatiſchen Handlung, eine einzelne Situation, eine einzelne Scene iſt Euch klar in der Seele aufgegangen: ein einzelner Zug eines großen Charakters iſt lebendig von Euch erfaßt worden Einzelnes ſeyd Ihr ſicher, gut zu machen; und dieſe einzelne Schönheit ſoll dann die Zeche für das ganze Stück zahlen. Und wenn Euch nur wirklich etwas klar in der Seele aufgegangen, wenn Ihr Eurem Werk doch wenigſtens einen entſchiedenen Vorzug zu geben wißt! Iſt eine gute Scene auch kein gutes Stück: ſo iſt ſie doch eine gute Scene. Aber wie, wenn Ihr die bloße Luſt am Schaffen für die Kraft zum Schaffen, das lebhafte Empfangen für den Beruf zum Geben nehmet; wenn Ihr auch nicht einen einzigen Purpurſtreifen, ſondern nur verſchoſſene, fadenſcheinige, und zum hundertſten Mal aufgewaſchene Lappen anzuheften habe.

---

[1] — — — — — Amphora coepit
Institui; currente rota cur urceus exit?

[2] Purpureus, late qui splendeat, unus et alter
Adsuitur pannus: cum lucus et ara Dianae,
Et properantis aquae per amoenos ambitus agros,
Aut flumen Rhenum, aut pluvius describitur arcus.
— — — — — — — — Fortasse cupressum
Scis simulare:

Vers. 15 — 20.

Ihr würdet weder der einen, noch der andern Selbſttäuſchung verfallen, wenn Euch der erſte und letzte Grundſatz aller Poeſie klar geworden wäre: ein Gedicht müſſe ein Ganzes und aus einem Guſſe ſeyn, und in allen ſeinen Theilen mit ſich ſelbſt übereinſtimmen *). Dieſem Geſetze unterliegt aber vorzugsweiſe das dramatiſche Gedicht. Beim Roman, bei der Epopöe vermag die Reflexion des Leſers einzelne Widerſprüche auszugleichen: bei dem lebendigen Intereſſe, welches die dramatiſche Darſtellung anregt, bei der Unmittelbarkeit und Entſchiedenheit ihrer Darſtellungsvehikel, tritt jede Diſſonanz, jeder Widerſpruch weit ſchreiender und auffallender heraus.

Daß der Begriff jener höheren Einheit eines dramatiſchen Gedichtes in der bloßen Einheit der Handlung ſich nicht abſchließe, bedarf keines Beweiſes. Ein Drama kann trotz aller Einheit der Handlung durchaus ſchlecht ſeyn.

Richtiger kann man ſagen, jener Begriff ſchließe ſich in der Einheit der poetiſchen Intention ab; das heißt: in dem Streben nach einem jener Intention entſprechenden geiſtigen Ergebniß — unter welchem Ausdruck hier Idee, formelle Anſchauung derſelben, und die Wirkung aus

---

*) — — — — — — — — Amphora coepit
Institui; currente rota, cur urceus exit?
Denique sit quidvis simplex dumtaxat et unum.
Vers. 21 — 24.

beiden begriffen werden — oder in dieſem Ergebniſſe ſelbſt. Allein auch in dieſem Sinne ſchließt ſich der Begriff der höheren Einheit eines dramatiſchen Kunſtwerkes von ächtem Gehalte nur in ſofern ab, als die Intention des Dichters ſelbſt von ſolchem Gehalte iſt. Denn auch jene höhere Einheit der Intention könnte ein Dichter erreichen, und zwar kein ganz werthloſes, aber doch ein ziemlich unbedeutendes Werk geliefert haben. Darum ſagt Goethe ſehr richtig: Das Erſte und Letzte bei jedem Gedichte ſey der Gehalt der Idee. Nur müßt Ihr dieſen Ausſpruch nicht ſo verſtehen, als ob Ihr damit jene verrenkten Tragödien rechtfertigen könntet, in welchen Ihr die ganze dramatiſche Compoſition, wie Ihr zu ſagen beliebt, zum Träger; richtiger aber zum Laſteſel einer philoſophiſchen oder politiſchen Idee macht. Bei jeder guten Tragödie wird eine bedeutende Idee für die Reflexion ſich von ſelbſt herausſtellen: nur iſt eine Tragödie keine philoſophiſche Diatribe, und darum müßt Ihr ſie auch nicht dazu machen wollen, wie mächtig der philoſophiſche Geiſt ſonſt auch immer in Euch ſeyn möchte.

Iſt aber die poetiſche Intention in der That ächten Gehaltes: ſo ſchließt der Begriff der höheren Einheit ſich in der Forderung allerdings ab, daß dieſe Intention durch die Uebereinſtimmung aller Theile des dramatiſchen Gedichtes unter ſich, und durch ihre Beziehung zu jener, wirklich erreicht ſey; denn weder die Handlung wird in dieſem Falle der Einheit und des Gehaltes entbehren; noch in der Gliederung und Durchführung derſelben irgend ein einzelner Theil mit den übrigen in einen Widerſpruch treten; und iſt der Dichter nur dieſes Mittelpunktes ſeiner Compoſition ſicher: ſo wird es ihm nicht ſchwer werden, alle Strahlen des Umkreiſes in demſelben zuſammen zu faſſen.

Die Aufgabe, einem dramatiſchen Gedichte in dieſem Sinne Einheit zu geben, iſt nicht leicht; denn, genau beſehen, ſchließt ſie die Forderung der möglichſten Vollkommenheit desſelben in ſich; und es wäre Euch zu verzeihen, wenn Ihr mit der Löſung zu kurz fällt: wenn Ihr Euch nur nicht ſo oft überredetet, dieſe ſchon von vorne herein in der Taſche zu haben. Das iſt es eben, was Euch ſo ſchmählich zu kurz fallen läßt.

Nächſt dieſer edlen Zuverſicht ſind es vorzüglich zwei Dinge, die Euch zu Fall bringen. Das Erſte, es geht mit den poetiſchen Mißgriffen gerade ſo, wie mit den moraliſchen — der Schein eines Vorzuges täuſcht Euch *). Ihr habt es auf ein recht kräftiges hiſtoriſches Drama abgeſehen, und zeichnet, um recht kräftig zu ſeyn, alle Umriſſe und alle Charaktere hart, ſcharf und eckicht; entwickelt keine Geſinnung und keine Empfindung, und glaubt die höchſte

---

*) Decipimur specie recti: brevis esse laboro:
Obscurus fio: sectantem lenia nervi
Deficiunt animique: professus grandia turget:
Serpit humi tutus nimium timidusque procellae.
Qui variare cupit rem prodigialiter unam,
Delphinum silvis adpingit, fluctibus aprum.
In vitium ducit culpae fuga, si caret arte.
Vers. 25 — 32.

Energie der tragiſchen Diction erreicht zu haben, wenn Ihr die Rede in lauter kurze Sätze zerhackt. Ein Anderer von Euch will rühren; und nun rührt er ſo viel kläglichen Jammer und ſo viel jammervolle Hingebung, und ſo viel thränenfeuchte Entſagung zuſammen, daß die Suppe einer Wöchnerin noch kräftige Koſt gegen ſein Gebräude wäre. Ein Dritter meint ſich zum Hochtragiſchen zu erheben, und geprieſen ſey Gott, wenn es beim Schwulſt bleibt, und es nicht bis zum Unſinn und zur Tollheit kömmt: während ein Vierter der Einfachheit des antiken Drama nachſtrebt, und es nur bis zur Einfältigkeit bringt. Am ſchlimmſten aber täuſcht der Schein genialer Kühnheit und eines reichen Dichtungsvermögens diejenigen, welche das tragiſche Staunen durch die ſchreiendſten Contraſte zu erringen glauben; die immer neben den Gott den Satyr, neben den Weiſen den Narren, neben die Unſchuld die ausgeſchämteſte Frechheit; neben den halben Engel den ganzen Teufel hinſtellen, und die ihre tragiſche Muſe zur Hälfte ins Armenſünderhemd, und zur Hälfte in die Hanswurſtjacke kleiden.

Der Grund jener Täuſchung aber, die uns den Fehler ſtatt des Vorzuges ergreifen läßt, liegt immer darin, daß wir die Idee des letzteren zu unbedingt aufgefaßt haben. Was wir immer Vorzug eines dramatiſchen oder jedes anderen Gedichtes nennen, iſt es nur unter der Bedingung der Angemeſſenheit zum Stoffe; und eben ſo hat jeder Vorzug ſeine beſtimmte Gränze. Maß und Begränzung iſt Geſetz für das Streben nach jedem äſthetiſchen, wie nach jedem ſittlichen Vorzuge; und immer führt dieſes Streben, wenn richtige Beurtheilung und ſicherer Tact ihm fehlen, zu dem verwandten, oder dem entgegengeſetzten Fehler. Leicht auch zu dieſem, daß der Dichter die Vollendung, welche er dem ganzen Werke nicht zu geben weiß, mühſelig in Nebenpartien und geringfügen Einzelnheiten zu erreichen ſtrebt; ähnlich jenem Erzbildner, der keine gelungene Statue eines Helden oder eines Halbgottes zu gießen verſtand; aber Nägel und Haare an ſeinen Gebilden mit ängſtlicher Sorgfalt und kleinlichem Fleiße ausarbeitete *). Das Zweite, was Euch zu Falle bringt, iſt die Art und Weiſe, wie Ihr beſtimmte Fehler und Gebrechen zu vermeiden ſucht. Ihr täuſcht Euch hier genau auf die nämliche Weiſe, wie im vorigen Falle, und aus dem nämlichen Grunde. Ihr verfallt in den entgegengeſetzten Fehler, weil ihr die Idee desjenigen, welchen Ihr vermeiden wollt, zu unbedingt aufgefaßt habt.

Beide Mißgriffe, welche Horaz hier im Einzelnen als ſolche bezeichnet, welche den Dichter nicht dazu gelängen laſſen, ein mit ſich ſelbſt übereinſtimmendes und in ſich

---

*) Aemilium circa ludum faber unus et ungues
Exprimet, et molles imitabitur aere capillos;
Infelix operis summa, quia ponere totum
Nesciet: hunc ego me, si quid componere curem,
Non magis esse velim, quam naso vivere pravo,
Spectandum nigris oculis nigroque capillo.
Vers. 32 — 38.

ſelbſt vollendetes Ganzes zu ſchaffen, beide ſind Fehler der Befangenheit. Dieſe Befangenheit aber hat, wie jede andere, ihren Grund in einer innerlichen Unſicherheit, wie beſtimmte Zwecke erreicht, beſtimmte Schwierigkeiten vermieden oder gelöſt werden ſollen. Wie nun kann der dramatiſche Dichter einer ſolchen Befangenheit ſich entziehen? und wie kann er jene Unbefangenheit, jene Freiheit des Geiſtes erringen, ohne die er ſeinem Werke keine Einheit, alſo auch keine innere Vollendung zu geben vermag, und ohne die noch nie ein ächtes Kunſtwerk zu Stande gekommen iſt.

Das Erſte, was Horaz dem dramatiſchen Dichter in dieſer Hinſicht empfiehlt, iſt, ſorgfältig in der Wahl ſeines Stoffes zu ſeyn *).

Das befolgt Ihr auf das Genaueſte; denn Ihr ſeyd ſo wähleriſch, daß Euch von fünfzig tüchtigen Stoffen meiſtens auch nicht einer zu Geſichte ſteht. An eifrigem Suchen laßt Ihr es nicht fehlen; denn raſtlos durchwühlt Ihr Chroniken, kritiſche Revüen, die älteren in- und ausländiſchen Tragiker vom zweiten und dritten Range; biographiſche Wörterbücher, Romane, die älteren Novelliſten, und, Gott ſey's geklagt! ſogar die Taſchenbücher, um brauchbare Stoffe zu finden. Wer ſucht, der findet, ſagt

---

*) Sumite materiem vestris, qui scribitis, aequam
Viribus; et versate diu, quid ferre recusent,
Quid valeant humeri:

Vers 38—40.

das Sprichwort; und dennoch findet Ihr nicht. Sind denn die brauchbaren Stoffe ſo ſchwer zu finden? Ich meine nein! Aber die Stoffe, die Euch als brauchbar gelten, und die für Euch brauchbar ſind: die ſind allerdings etwas ſchwer zu finden.

Ein ſolcher Stoff ſoll zuvörderſt neu ſeyn. Aber warum müßte er denn geradezu neu ſeyn? Für die griechiſchen Tragiker war es kein Beweggrund, einen Stoff zu verwerfen, weil ſchon ein anderer Dichter ihn auf die Bühne gebracht hatte. Wenn der Stoff nicht neu iſt: ſo macht, daß er neu ſcheine, durch die Eigenthümlichkeit der Auffaſſung und der Behandlung. Es gibt Stoffe, die zehn Dichter behandeln, und jeder dabei neu ſeyn können. »Die Form iſt der Stoff,« ſagt Bauernfeld etwas bizarr, aber ſehr richtig. Es wäre ein höchſt erfreulicher und ſicherer Beweis von dem Fortſchreiten der dramatiſchen Poeſie, wenn mehrere Dichter denſelben Stoff mit Einſicht bearbeiteten, und das Publikum ihren Verſuchen einen lebhaften Antheil zuwendete. Und gerade, wenn ſolche Verſuche zu gleicher Zeit, oder in kurzen Zwiſchenräumen, auf der Bühne erſchienen, wären ſie am meiſten geeignet, das Intereſſe an der dramatiſchen Poeſie lebendig anzuregen.

Vor allem Anderen aber verlangt Ihr, daß der Stoff draſtiſch ſey; das heißt in Eurem Sinne: er ſoll Euch eine große, entſchiedene Wirkung ſichern; Leſer und Zuſchauer ſollen vor Staunen über Euer Stück außer ſich gerathen; die Directionen ſollen wetteifern, es aufzuführen;

das Publikum ſoll ſich die Köpfe einrennen, um es anzuſehen, und der Buchhändler ſoll Euch ſo viel Honorar bezahlen, als Ihr eben zu fordern Luſt habt. Das alles ſoll der Stoff thun; weil Ihr ſelbſt es zu thun entweder keine Luſt oder kein Geſchick habt. Es gibt einige Stoffe, die das großentheils an und für ſich ſelbſt leiſten, und die nicht zu verderben ſind; aber ihre Anzahl iſt nicht ſehr groß, und Ihr verſteht auch nicht, ſie herauszugreifen. Die Form iſt der Stoff. Lernt in die Tiefen der menſchlichen Bruſt hinabſteigen; lernt ihre Freude ermeſſen und ihren Schmerz, ihre Sehnſucht und ihre Hoffnungen, ihre Kraft und ihre Schwäche; lernt die eigenthümliche Natur eines Stoffes mit Sicherheit erfaſſen; lernt die Momente, die er Euch bietet, um Furcht, Mitleid, Schauder, Entſetzen, tiefe Niedergeſchlagenheit und muthige Erhebung der Seele zu erwecken — lernt ſie benützen, und lernt, wie der Grieche, ſie *erſchöpfen*: die draſtiſche Wirkung wird Euch nicht fehlen, und alles Uebrige wird ſich dann von ſelbſt finden.

Es gibt noch einige andere Dinge, die es Euch gelegenheitlich ſo ſchwer machen, einen brauchbaren Stoff zu finden. Es ſoll ein Stoff ſeyn, der ſich Eurer erlernten, adoptirten, oder aus eigenen Mitteln geſchöpften Kunſttheorie bequemt; ein Stoff, der Euch Gelegenheit bietet, eine Cypreſſe anzubringen, weil Ihr die eben malen könnt, oder auch nur zu malen Luſt habt; ein Stoff, der Euch Gelegenheit bietet, Eure philoſophiſche oder politiſche Weisheit an den Mann zu bringen; oder ein Stoff, bei welchem Ihr einen Schauſpieler, den Ihr unter Eure Flügel zu nehmen denkt, oder der Euch unter die ſeinigen genommen hat, oder eine Schauſpielerin, die Euch am Seile, oder an der Naſe führt, eine Glanzrolle ſchreiben könnt. Wenn Ihr den Kreis der dramatiſchen Stoffe durch lauter ſolche Rückſichten Euch ſelbſt verengt, wie dürft Ihr klagen, daß es ſchwer ſey, einen brauchbaren aufzufinden! Die beſten Stoffe ſind Euch nur darum unbrauchbare, weil Ihr ſie nicht zu brauchen verſteht.

Eine einzige Rückſicht laßt Ihr bey Eurem Wählen unbeachtet, gerade die, welche Horaz Euch dringend ans Herz legt; die Rückſicht, ob der Stoff Euren Kräften angemeſſen ſey. Sie ſcheint Euch überflüſſig von vorne herein. Ingenium prae caeteris sublime! Das Genie kann alles, und das habt Ihr mit auf die Welt gebracht.

Inzwiſchen hat auch der Dichter von entſchiedenem Berufe Urſache, den Rath des Horaz nicht auf die Seite zu ſetzen. Ein guter Kopf, ſagt Leſſing, weiß ſich überall zu helfen; und das wird ſich denn auch hier bewahrheiten, mit welchem Stoffe ein ſolcher Dichter es immer zu thun haben mag. Aber es gibt weder einen guten Stoff, noch einen guten Dichter ohne eine beſtimmt ausgeſprochene Eigenthümlichkeit; und wo die eigenthümliche Natur eines Stoffes jener des Dichters widerſtrebt, oder auch nur nicht zuſagt: da mag er ſeine Aufgabe bis auf einen gewiſſen Punkt noch immer mit Glück löſen; aber ſicher wird er bei der Löſung auf vielfache, und zwar meiſtens auf ungeahnte Schwierigkeiten treffen.

Wie nun aber mag der Dichter erkennen, daß ein Stoff ſeinen Kräften und der Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes entſprechend und angemeſſen ſey?

Ich weiß nur Eines anzugeben, was ihm dieſes gewährleiſten, und gegen Täuſchungen der Eitelkeit oder eines trügeriſchen Gelüſtes ihn ſicher ſtellen kann — daß nämlich die weſentlichen Momente ſeines Stoffes gleich im Augenblick der erſten Empfängniß klar, lebendig und mit unzweideutiger Entſchiedenheit ſeinem Geiſte ſich darlegen. Man wird dieſen Grundſatz gelten laſſen, wenn man ihn richtig verſtanden hat. Nicht der Entwurf des ganzen Stückes ſoll mit einem Male, wie die Minerva aus dem Haupte des Jupiter, fertig aus dem Kopfe des Dichters hervorſpringen; nicht von einer bis ins Einzelne ſich feſtſtellenden Anordnung und Gliederung: ſondern von der inneren Bedeutung des Stoffes, von den weſentlichſten Motiven desſelben, und von den vorzüglichſten Momenten ſeiner Geſtaltung iſt hier die Rede. Auch muß man den Ausdruck: im Augenblick der erſten Empfängniß, nicht allzu buchſtäblich nehmen. Der Dichter kann die Idee zu einem Stücke ſehr lange unentwickelt in ſich tragen, ehe er dazu gelangt, oder ehe es ihm gelingt, ſie zu erfaſſen; wenn aber — und das iſt dann eben der eigentliche Augenblick der Empfängniß: — dann ſoll ſie ihm auch ganz klar und mit voller Entſchiedenheit in der Seele aufgehen.

Eben die Entſchiedenheit aber, mit welcher ein den Kräften des Dichters und der Eigenthümlichkeit ſeines Geiſtes entſprechender Stoff demſelben klar wird, bedingt ſchon für ſich ſelbſt eine richtige Anordnung der weſentlichſten einzelnen Theile [1]. Denn ohne inneren Zuſammenhang, ohne ein richtiges Verhältniß der Haupttheile kann ſich der Stoff dem Dichter nicht klar und entſchieden darlegen. Was aber die Anordnung des Stoffes bis ins Einzelne herab, was die Gliederung des Entwurfes und die Feſtſtellung des Verhältniſſes der einzelnen Theile betrifft: ſo ſoll er dieſe vom erſten Augenblicke weder fordern, noch erwarten. Ein beſonders günſtiger Augenblick, oder ein glücklicher Effort, mag ihn ausnahmsweiſe raſch ans Ziel fördern; aber in den meiſten Fällen wird er am beſten thun, hier nichts zu übereilen, und nichts erzwingen zu wollen, ſondern alles ruhig aus ſich ſelbſt reifen zu laſſen.

»Verdienſt und Reiz einer richtigen Anordnung des Stoffes,« ſagt Horaz, »beſteht darin, daß der Dichter alles an der rechten Stelle ſage; jetzt, was jetzt geſagt werden muß, und daß er Anderes für den Augenblick übergehe, und es auf eine gelegenere Zeit aufſpare« [2]. Die Forderung, daß der Dichter alles an der geeigneten Stelle ſage, liegt ſchon in jener, daß ſein Werk ein harmoniſches, mit ſich ſelbſt übereinſtimmendes Ganzes ſey; denn was an der unrechten Stelle ſteht, muß dieſe Harmonie nothwendig ſtören. Wenn aber der dramatiſche Dichter in der Forderung des Verſparens nicht mehr ſieht, als die Warnung, die Löſung des Knotens nicht voreilig zu verrathen: ſo gibt er der letzteren einen viel zu engen Sinn, und hat die Kunſt des Verſparens noch ſehr wenig begriffen. Die rechte Kunſt des Sparens iſt für den dramatiſchen Dichter die Kunſt des Ausſparens. Sie beſteht darin, daß der Dichter die volle Entwicklung jedes Motives, jeder Geſinnung, jeder Empfindung, jedes Charakters, jeder Leidenſchaft für die Stelle und auf den Zeitpunkt ausſpare, wo ſie die größte Wirkung zu thun vermögen. Damit ſie aber dieſe thun können, muß er ſolche Momente vorbereiten; und das iſt es, wozu er die Kunſt des Ausſparens bedarf. Er hat wenig gethan, wenn er ſolche Momente, um ſie vorzubereiten, zum voraus andeutet. Das Vorbereiten eines ſolchen Momentes muß ein fortwährendes und ununterbrochenes ſeyn; nicht einzelne Andeutungen: die ſtätige Entwicklung der Geſinnung, der Empfindung, des Charakters, der Leidenſchaft, muß das Licht immer heller aufgehen laſſen, welches in dem entſcheidenden Moment mit voller Stärke hereinbrechen ſoll. In dieſer Kunſt des Ausſparens ſind die Alten, vorzüglich Sophokles, Meiſter, und durch ſie bringen ſie, mit anſcheinend geringen Mitteln, eine ſo mächtige Wirkung hervor.

---

[1] — — — Cui lecta potenter erit res
Nec facundia deseret hunc, nec lucidus ordo.
Vers. 40 seq.

[2] Ordinis haec virtus erit et venus, aut ego fallor
Ut jam nunc dicat jam nunc debentia dici,
Pleraque differat, et praesens in tempus omittat.
Vers. 46 — 73.

Wie Horaz zu Anfang ſeiner Epiſtel den Dichter im Allgemeinen vor einer falſchen Anſicht von den Rechten poetiſcher Freiheit warnt: ſo in den folgenden ſieben und zwanzig Verſen hinſichtlich der Sprache. Dem Dichter ſey es erlaubt, neue Wörter zu ſchaffen und neue Fügungen zu verſuchen, nur bediene er ſich dieſer Erlaubniß mit Beſcheidenheit *).

An die Beſcheidenheit, man dürfte ſagen, an das Gewiſſen des Dichters zu appelliren, iſt in der That das Einzige, was hier zu thun übrig bleibt. Ueberall ſind es die Dichter, welchen die Sprache einer Nation zunächſt ihre Ausbildung verdankt; und hat dieſe einmal eine gewiſſe Höhe erreicht, und iſt eine Nation ſo glücklich, allgemein als claſſiſch anerkannte Dichter und Proſaiker zu beſitzen: ſo kann die Sprache durch ſie bis auf einen gewiſſen Grad für feſtgeſtellt gelten. Doch immer nur bis auf einen gewiſſen Grad. Denn da jeder Dichterling ſich für einen gleich großen Dichter hält: ſo nimmt er, wie ſie, das Recht in Anſpruch, der Sprache ſeinen Stempel aufzudrücken. Immer wird dann dieſer Stempel ſo viel gelten, als ſeine Poeſie ſelbſt gilt; und ſo mag auch der mittelmäßigſte und verſchrobenſte Kopf in Zeiten des Verfalls der Poeſie einen entſchiedenen Einfluß auf die Sprache gewinnen — um ſie zu verderben.

---

*) In verbis etiam tenuis cautusque serendis
Hoc amet, hoc spernat promissi carminis auctor etc.
Vers 46—73.

Was der Willkür und der Frechheit hier einigermaßen Grenzen ſetzen könnte, fehlt uns. Wir Deutſche haben zu Allem Geld, zu Eiſenbahnen und zur Dampfſchiffahrt; für — — — — — –: nur zur Gründung einer Akademie, um uns Sprachlehre und Wörterbuch zu verſchaffen, haben wir kein Geld. Alle Hoffnung dazu brauchen wir inzwiſchen keineswegs aufzugeben. Denn da unſere Nachbarn überall mit ſo ſinn- und erfolgreicher Erwerbthätigkeit auf das deutſche Geld ſpeculiren, bei Eiſenbahn- und Cloakenbauten, bei Fabriken und Manufacturen, bei Pachtungen jeder Art und jeder Farbe: ſo verfallen ſie vielleicht auch noch darauf, uns gegen Zuſicherung des ausſchließenden Verſchleißes, zu einer Sprachlehre und zu einem Wörterbuche zu verhelfen; eine Wohlthat, die wir mit zerknirſchten Herzen empfangen und anerkennen würden. Es iſt eine ſchöne Hoffnung! aber bis ſie ſich erfüllt, bleibt uns nichts anderes übrig, als uns damit zu tröſten, daß es uns nicht an Männern fehlt, die, obgleich ſie zum Theil nie über die Trivialſchulen hinausgekommen, darum nicht minder von dem Beruf, philoſophiſche Sprachreformatoren zu werden, erfüllt ſind, und die das Werk mit ſo rühmlichem Eifer betreiben, daß wir ihnen ſchon jetzt die weſentlichſte Verbeſſerung zu danken haben; wie z. B das Ausmerzen aller Dehnungslaute, einer guten Anzahl unregelmäßiger Zeitwörter u. ſ. w.: ſo daß mit Grund zu hoffen, es werde ihnen mit der Zeit gelingen, ihr immer mehr, und nach und nach alles zu nehmen, wodurch ſie ſonſt noch Kraft, Wohlklang, Farbe und eigenthümliches Gepräge hatte.

Doch die abgeſchmackte Geckerei dieſer Sprachphiloſophen, die kecke Willkür der Dichter, iſt es nicht allein, welche die Sprache verderbt. Sie verdirbt, und verflacht ſich, und verliert ihr Gepräge in jeder Zeit, die in ſich ſelbſt verflacht, und in ihrer Geſinnung und Empfindungsweiſe kein eigenthümliches Gepräge bewahrt. Die Sprache iſt ein Werkzeug, das ſchlecht wird mit dem ſchlechten Stoffe, für welchen es gebraucht wird. Edle, kräftige Gedanken laſſen ſich nur in einer edlen, kräftigen Sprache ausdrücken; die um ſich greifende Gemeinheit der Geſinnung bricht auch die Kraft der Sprache, und macht ſie matt, ſchlaff und haltungslos. Darum ſey der dramatiſche Dichter zunächſt darauf bedacht, ſeinen Werken den Gehalt und Schwung geiſtiger Erhebung zu geben, und jeden Gedanken klar, ſcharf und beſtimmt auszuprägen: dann wird er nicht in Gefahr kommen, den rechten Maßſtab zu verfehlen, wenn es ſich darum handelt, wie viel er in ſprachlicher Hinſicht wagen dürfe. Er vor allen Anderen iſt berufen, über die Reinheit und den Gehalt der Sprache zu wachen: da er von der Bühne herab einen bedeutenderen Einfluß als Andere auf ſie ausübt.

In den folgenden Verſen bezeichnet Horaz den Charakter der vier Hauptdichtungsarten: der epiſchen, elegiſchen, lyriſchen und dramatiſchen. Der Eigenthümlichkeit jeder dieſer Dichtungsarten entſpricht ein eigenthümliches

Versmaß. Das heroiſche Epos wählt den Hexameter [1]. Für das romantiſche Epos und die romantiſche Erzählung haben wir Neuere die Stanze. Unſerer Sprache ſagt ſie vorzüglich in der Form zu, welche ihr Wieland im Idris gegeben hat.

Zum Ausdruck elegiſcher Empfindungen eignet ſich am meiſten der mit dem Hexameter wechſelnde Pentameter [2]. In Betreff des letzteren ſey mir nebenher die Bemerkung erlaubt, wie viel die Schönheit dieſes Verſes gewinne, wenn die erſte Hälfte deſſelben durch einen ſchweren Spondäus, einen kräftigen Trochäus, durch ſäumende Daktylen und den Gehalt der Einzelnſylbe ein Uebergewicht über die zweite Hälfte behauptet. Die lyriſche Poeſie, als der lebendigſte Ausdruck der Begeiſterung, geſtattet, und fordert ſogar, von dem Dichter den mannigfaltigſten Wechſel und die größte Freiheit der rhythmiſchen Bewegung [3]. Die glückliche Gefügigkeit unſrer Sprache erlaubt es dem Dichter, in jeder metriſchen Form gute Verſe zu machen, wenn er das der Mühe werth findet. Nur auf eine Form ſollte der deutſche Dichter durchaus verzichten, auf die Canzone. Ich habe noch nie eine deutſche Canzone geleſen, bei der mir nicht zu Muthe geweſen wäre, als ob mich jemand fortwährend ins Ohr kneipte. Das fällt dem Dichter nur in ſofern zur Laſt, als er etwas wagt, was er in unſerer Sprache durchaus nicht zu leiſten vermag. Doch warum ein Wort über lyriſche Metrik verlieren, da unſere Lyriker alle ihre Begeiſterung in einer Art von Verſen ergießen, denen man allzuviele Ehre anthut, wenn man ſie überhaupt für Verſe gelten läßt.

---

[1] Res gestae regumque ducumque, et tristia bella
Quo scribi possent numero, monstravit Homerus.
Vers. 73 — 75.

[2] Versibus impariter junctis querimonia primum,
Post etiam inclusa est voti sententia compos.
Vers. 75 — 77.

[3] Musa dedit fidibus Divos, puerosque Deorum,
Et pugilem victorem, et equum certamine primum,
Et juvenum curas, et libera vina referre.
Vers. 83 — 86.

Den Archilochus waffnete die Wuth ſeiner Erbitterung mit dem von ihm erfundenen Jambus 1). Auch im Deutſchen ſcheint er für die Satyre die angemeſſenſte Versart zu ſeyn. Wo dieſe den Ton der milden Ironie anſchlägt, eben ſo gut, als wo ſie zur bitteren Perſiflage wird, kann ſie ſich der jambiſchen Verſe von wechſelnder Länge (der Mehrzahl nach kürzerer) mit eingemiſchten Anapäſten bedienen; eine rhythmiſche Form, die, mit Geiſt und Tact behandelt, in beiden Fällen von vortrefflicher Wirkung iſt.

Auch die Tragödie und die Komödie wählten den Jambus 2). Der vorherrſchende Vers ſey er: nicht der ausſchließende; nicht der normale. Bedarf denn die Tragödie

---

1) Archilochum proprio rabies armavit iambo.

2) Hunc socci cepere pedem grandesque cothurni,
Alternis aptum sermonibus, et populares
Vincentem strepitus, et natum rebus agendis.
Vers. 79 — 80.

eines normalen Verſes? und iſt er ihr zuträglich? Das nicht; aber Ihr bedürft einen ſo bequemen Vers, wie Euer fünffüßiger Jambus iſt, in den Sinn und Unſinn gar ſo glatt hineinglitſchen. Trägheit und Liebe zum Schlendrian ſind es, die ihn zu Eurem Favoritvers machen.

Wie viel wäre nicht gewonnen, wenn Ihr Euch ſtatt dieſer eintönigen, farbloſen, weichlichen Jamben zu dem männlichen, kräftigen, jeder Abwechslung fähigen antiken Trimeter wenden wolltet! Der größte Vortheil wäre dieſer, daß der Vers ſelbſt es Euch unmöglich machen würde, Eure Verſe nur ſo hinzuſudeln; und daß die Schwierigkeit desſelben ſelbſt Euch zwingen würde, den Gedanken mehr zur Klarheit und Beſtimmtheit auszubilden. Freilich, wenn ich bedenke, was Ihr für Jamben macht: ſo kann ich Gott inſtändig bitten, Euch jeden Gedanken an die Trimeter ferne zu halten.

Als ausſchließend für die Tragödie geeignet, kann auch der Trimeter nicht gelten. Jene Versart wird für jede Tragödie die paſſendſte ſeyn, welche die der eigenthümlichen Natur des Stoffes entſprechendſte iſt. Ich kann mir Goethe's Iphigenie oder die natürliche Tochter eben ſo wenig in Trochäen geſchrieben denken, als Grillparzer's Ahnfrau oder Müllner's Schuld in Jamben.

Zu einem Cento der verſchiedenen Versarten ſoll der tragiſche Dichter ſein Werk nicht machen: aber gewiß verſteht er ſeinen Vortheil ſehr ſchlecht, wenn er bei einzelnen Situationen mit der Versart nicht zu wechſeln weiß. Von welcher ſchlagenden Wirkung können in beſonderen Fällen nicht die gewaltigen trochäiſchen Tetrameter ſeyn; und wie geeignet ſind nicht die Anapäſten, durch ihren Rhythmus ſelbſt, dem Ausdruck einer tief aufgeregten, ſtürmiſchen Leidenſchaft Flügel zu geben!

Wie die Angemeſſenheit der Versart bei einem dramatiſchen Gedichte davon abhängt, daß ſie dem Vorwurfe desſelben entſpreche: ſo die Vollkommenheit des Drama's überhaupt davon, daß Ton und Farbe jedes einzelnen Theiles mit der eigenthümlichen Beſchaffenheit ſeines Vorwurfs übereinſtimme *). So ſtellt ſich denn als die Grundbedingung für die Vollkommenheit des dramatiſchen wie jedes anderen Gedichtes dieſe heraus, daß es in allen ſeinen Theilen naturgetreu ſey; ein Geſetz, in welchem die Forderung der Einheit eben aufgeht: weil es in Ton und Farbe aller ſeiner Theile mit der eigenthümlichen Natur ſeines Vorwurfes nicht übereinſtimmen kann, ohne daß es auf das Vollkommenſte mit ſich ſelbſt übereinſtimme, und ganz aus einem Guſſe ſey. Das löſt denn die Frage von ſelbſt, welche

---

*) Descriptas servare vices, operumque colores,
Cur ego, si nequeo ignoroque, poeta salutor?
Cur nescire, pudens prave, quam discere malo?
Versibus exponi tragicis res comica non volt:
Indignatur item privatis ac prope socco
Dignis carminibus narrari coena Thyestae.
Singula quaeque locum teneant sortita decentem etc.
Vers. 86 — 93.

Horaz im Vorbeigehen berührt, wenn der Ton der Tragödie ſich herabſtimmen und die Komödie den ihrigen erheben dürfe [1]). Die Beſchaffenheit des Vorwurfes allein entſcheidet darüber. So ſteht Calderon's: **Saber del mal y del bien**, haarſcharf auf der Gränze zwiſchen dem Luſtſpiele und dem Trauerſpiele.

»Wenn ich es nicht verſtehe naturgetreu zu ſeyn, und allen Theilen meines Gedichtes den ihnen entſprechenden Ton und die rechte Farbe zu geben: warum laſſe ich mich einen Dichter nennen? Warum verſäume ich aus falſcher Scham zu lernen, was ich nicht weiß, und nicht zu leiſten verſtehe [2])?« Die Forderung, daß der Dichter lerne, was er nicht weiß und verſteht, iſt ſo billig, als irgend eine Forderung das ſeyn kann. Aber wie lernt er nun naturgetreu zu ſeyn? und kann er es überhaupt lernen?

Die hier geſtellte Frage iſt ziemlich gleichbedeutend mit der Frage: ob jemand lernen könne, ein guter Dichter zu ſeyn. Und ſo beantwortet ſie ſich zum Theil von ſelbſt. Die glückliche Naturanlage, das geiſtige Anticipiren, wie Goethe es nennt, vermögen weder Lehre noch Studium zu erſetzen, und der Pſycholog vermag ſie nicht zu erklären. Will man es ja verſuchen, ſie zu erklären: ſo könnte man es nur durch die Annahme, daß die einfachſten Ideen des Wahren in jenen glücklichen Naturen ſich früher als bei Anderen bis zu einem höheren Grade von Energie und Klarheit entwickeln, und daß jene Naturen bei dem ihnen innewohnenden und gleich früh entwickelten Bedürfniß nach geiſtiger Harmonie, und dem Wohlgefallen an dieſer, durch beide die Gabe gewinnen, untergeordnete Vorſtellungen mit jenen einfachſten und weſentlichſten Ideen leicht und ſchnell in Uebereinſtimmung zu bringen.

---

[1]) Interdum tamen et vocem comoedia tollet;
Iratusque chremes tumido deletigat ore.
Et tragicus plerumque dolet sermone pedestri:
Telephos ac Peleus, cum pauper et exsul uterque,
Projicit ampullas ac sesquipedalia verba,
Si curat cor spectantis tetigisse querela.
Vers. 93 — 98.

[2]) Vers 87. 88.

Viel aber vermag auch hier das ſelbſtſtändige Streben nach Erkenntniß zu erringen. Denn es vermag zuerſt jene einfachen Ideen ſelbſt zu entwickeln, und indem es Euch veranlaßt und gewöhnt, ſie ſchärfer und vielſeitiger zu betrachten, vermag es Euch einen höheren Grad von Sicherheit in ihrer Anwendung zu geben. Und eben ſo vermag es, indem es Euren Geiſt überhaupt reicher und kräftiger macht, und ihm mehr Gediegenheit gibt, auch den Sinn für poetiſche Harmonie formell in Euch aufzuſchießen, und ihm eine leiſere Empfindlichkeit dafür zu geben. Ihr ſchämt Euch das zu lernen? Darüber will ich ganz hinausgehen. Denn ich kann Euch doch nicht wie kleinen Schuljungen vordemonſtriren, daß es beſſer und ehrenvoller ſey, etwas zu wiſſen, und, was man nicht weiß, zu lernen, als unwiſſend zu ſeyn.

Daß ein dramatiſches Gedicht naturgetreu, wahr und innerlich nothwendig ſey — alle drei Beſtimmungen aber löſen ſich in dem Begriffe auf, daß es in allen ſeinen Theilen mit ſich ſelbſt übereinſtimme; denn nur was naturgetreu, wahr und innerlich nothwendig iſt, kann mit ſich ſelbſt übereinſtimmen — iſt zwar Grundbedingung ſeiner Vollkommenheit: allein es erreicht dieſe dadurch allein noch nicht, daß es jener Forderung Genüge leiſtet. Es könnte das, und dabei dennoch matt, unbedeutend und ohne poetiſchen Gehalt ſeyn. Der Dichter ſoll wahr und naturgetreu ſeyn, aber als Dichter! Es iſt nicht genug, daß ein Gedicht im gewöhnlichen Sinne ſchön ſey: es ſoll durchaus anſprechend ſeyn; es ſoll ſich des Gemüthes der Zuhörer gänzlich bemächtigen, und jede Empfindung, die es erregen will, wirklich in ihm hervorrufen [1]). Der Dichter ſoll der Zauberer ſeyn, der ſeine Zuhörer mit übermächtiger Gewalt zu lachen, zu weinen, zu hoffen, zu bangen, zu fürchten und zu ſchaudern zwingt. Wie bewirkt er nun dieſen Zauber? Horaz entdeckt ihm das Geheimniß in wenig Worten: »Wie wir gerne mit dem Lachenden lachen, ſo weinen wir auch gerne mit dem Weinenden. Wenn du daher mich rühren willſt, ſo mußt du ſelbſt zuerſt gerührt ſeyn« [2]).

---

[1]) Non satis est pulchra esse poëmata; dulcia sunto,
Et quocumque volent, animum auditoris agunto.
Vers. 99 — 101.

[2]) Ut ridentibus adrident, ita flentibus adflent
Humani voltus. Si vis me flere, dolendum est
Primum ipsi tibi: tunc sua me infortunia laedent.
Vers. 101 — 104.

Es kann keine einfachere Zauberformel geben, und doch verſtehen es nur ſehr Wenige, ſie mit Erfolg anzuwenden.

Der Dichter ſoll alſo, um eine Empfindung oder eine Leidenſchaft in uns zu erwecken, zuerſt ſelbſt von ihr ergriffen ſeyn. Nur muß aber in dieſem ſubjectiven Ergriffenſeyn die Objectivität des künſtleriſchen Schaffens nicht rein aufgehen. Das nun iſt eben eine von den kranken Seiten der Poeſie unſrer Zeit. Unſre Lyrik iſt bereits ganz ſubjectiv geworden; und die dramatiſche Poeſie wird es von Tag zu Tag immer mehr Und wie ſollte die Poeſie nicht immer mehr ſubjectiv werden. In einer ſo aufgeregten, in allen ihren Elementen ſich widerſprechenden Zeit findet auch der beſſere Dichter gerade nur darin einen feſten Halt, daß er ganz ſubjectiv wird. So lange eine ſolche Zeit und das poetiſche Wirken in ihr überhaupt noch kräftig und regſam iſt: ſo lange behält die Sache noch immer ein plauſibles Ausſehen; je mehr ſich aber dieſe Kraft erſchöpft: deſto ſchneller ſinkt auch die Poeſie auf dieſem Wege zur Gehaltloſigkeit herab, und ſucht zuletzt, um nicht jedes Haltes zu entbehren, die Objectivität im Manierirten und in der Grimaſſe.

Es iſt vielleicht nichts ſchwerer, als theoretiſch zu beſtimmen, wie der Dichter die Forderungen, zu gleicher Zeit objectiv und ſubjectiv zu ſeyn, auszugleichen vermöge, und wie er eben ſo ſeinem Werke entſchieden den Stempel ſeiner Individualität aufdrücken, als gewiſſermaßen ſich ſelbſt darüber vergeſſen ſolle. Der ächte Dichter inzwiſchen weiß dieſe Aufgabe praktiſch zu löſen, und gibt dadurch auch die kürzeſte und richtigſte Formel für ihre theoretiſche Löſung. Er iſt von ſeinem Gegenſtande aufs innigſte ergriffen, und gibt dieſer Stimmung ſich hin; aber er gibt ſich ihr nicht unbedingt, ſondern mit einer glücklichen Beſonnenheit hin; er vergißt auch im Augenblick des Ergriffenſeyns den ſchaffenden Künſtler nicht. Er beherrſcht ſeinen Gegenſtand, nicht dieſer ihn; er iſt ganz davon erfüllt: aber er läßt ſich nicht fortreißen von ihm. Er bleibt, ſo zu ſagen, im Rauſche nüchtern, im Taumel beſonnen; und ſo findet er durch einen glücklichen Inſtinct das Mittel, zu gleicher Zeit eigenthümlich und objectiv zu ſeyn, und ſich eben ſo wenig über ſeinen Gegenſtand, als dieſen über ſich zu vergeſſen.

In den glücklichſten Momenten kömmt ihm dieſe Stimmung von ſelbſt: aber er bedarf ihrer immer, und es ſoll ihm leicht werden, ſich in ſie zu verſetzen, ſie ſich zu erhalten, und ſie zu erneuern. Kann nun der Dichter dafür ſelbſtſtändig etwas thun? und was?

Das Beſte muß freilich die Natur gethan, und ihm als Wiegengabe jene leiſere Empfindlichkeit und Erregbarkeit der Seele eingebunden haben, ohne welche er überhaupt kein Dichter ſeyn kann. Aber um bei dieſer Erregbarkeit und in der Erregung ſelbſt jene Beſonnenheit, jene Umſicht und jene Geiſtesruhe zu behalten, welche eine gleich weſentliche Bedingung für die der poetiſchen Production günſtige Stimmung iſt: dafür kann er allerdings etwas thun. Er wird dieſe Stimmung nämlich durch alles fördern, wodurch der

Sinn für Maß, Begränzung und Harmonie überhaupt ausgebildet wird. Auch gelingt es — wenn das Kunſtſtück ſich auch nicht eigentlich lehren läßt — uns wohl, eine beſondere Stimmung der Seele in dem Moment, wo ſie am lebendigſten in dieſer aufgegangen iſt, dadurch, daß wir ihrer klar bewußt zu werden ſuchen, formell feſter in uns zu begründen, und den Prozeß ihrer Erneuerung dadurch zu fördern. Am Beſten aber wird es dem Dichter gelingen, jene günſtige Stimmung zu finden, ſich zu erhalten, oder ſie zu erneuern, wenn er ſeinen Vorwurf in allen ſeinen Hauptmomenten hinreichend durchdacht und mit Sicherheit erfaßt hat.

Schon dieſe Bemerkungen reichen zum Theil hin, es zu erklären, warum die Meiſten von Euch mit jener Regel des Horaz: »Wenn du willſt, daß ich weinen ſoll: ſo mußt du zuerſt ſelbſt trauern,« nicht zurecht zu kommen wiſſen. Denn Ihr ſeyd meiſtens eben ſo weit davon entfernt, einen Charakter, eine Situation, eine Leidenſchaft mit dem rechten Antheil zu erfaſſen, als von dem Beſtreben, für Euren Antheil die rechte Stimmung zu gewinnen: und das wieder darum, weil entweder die Natur Euch nicht das volle Pathengeſchenk eingebunden, oder weil Ihr die trüb aufgährende Wallung für das tiefe Durchdrungenſeyn von innigem Antheil nehmet; oder endlich, weil Ihr eines ſolchen Antheils aus anderen Gründen gar nicht fähig ſeyd; z. B. weil Ihr überhaupt zu flach, zu charakterlos, oder zu blaſirt ſeyd; und weil es Euch nicht klar geworden, daß man, um

Luſt und Schmerz, um den moraliſchen Werth und Unwerth Anderer tief innig zu empfinden, es zu einer feſten ſittlichen Lebensanſchauung gebracht haben müſſe; oder weil Ihr es für gut findet, einer ſolchen mit genialer Keckheit, wie Ihr glaubt, die Stirne zu bieten, und die Tragödie zum Ableiter Eurer inneren Zerriſſenheit zu machen. Ferner, um an irgend einem menſchlichen Zuſtande einen tieferen Antheil zu nehmen, muß unſer Gefühl nicht nur friſch und kräftig, es muß vor allem Anderen unbefangen ſeyn. Wie aber unbefangen bei Eurem Dünkel, Eurem eingebildeten Genieſtolz und Euren geſchraubten Kunſttheorien, bei denen Ihr alles tiefere Gefühl entbehren zu können glaubt. Wie wäre es möglich, daß jener Grundſatz des Horaz bei Euch Währung und Geltung haben ſollte? und wie wäre es da wieder möglich, daß Ihr uns nicht lachen machen ſolltet, wenn Ihr uns zum Weinen bewegen wollt!

Wahr und naturgetreu ſoll das dramatiſche Gedicht auch in ſeinen kleinſten Theilen ſeyn; vorzüglich aber ſind es drei Stücke, welche Horaz dem tragiſchen Dichter ans Herz legt: die Charaktere, die Leidenſchaften und die tragiſche Diction.

In Betreff der Charaktere gibt Horaz dem Dichter vorzüglich dieſe Regel, »daß der Charakter, wie er ihn anfangs eingeführt, bis ans Ende mit ſich ſelbſt in Uebereinſtimmung, und ſich gleich bleibe *). Sie liegt ſchon im Begriffe von Charakter, als einem Handeln nach ſtätig vorherrſchenden inneren Beſtimmungsgründen; und betrachtet man dieſen Begriff genauer, ſo ergibt ſich auch von ſelbſt, wie der Dichter bei Darſtellung der Charaktere ſich zu nehmen habe.

Es gibt nämlich, die Sache aus dem pſychologiſchen Geſichtspunkte ſtrenge genommen, keinen Charakter, der nicht in jedem Augenblicke mit ſich ſelbſt übereinſtimmte. Wo wir hier immer einen Widerſpruch anzutreffen glauben, iſt dieſer nur ein ſcheinbarer, weil uns der innere Kern des Charakters, das eigentliche Wort der Löſung des Räthſels, gar nicht, oder nur unvollſtändig bekannt iſt. Wie nun für die richtige Auffaſſung eines Charakters im Leben ſelbſt Alles darauf ankömmt, daß wir jenen innerſten Kern desſelben erfaßt haben: ſo auch für die folgerichtige Darſtellung im Gedichte. Mit je größerer Sicherheit und Beſtimmtheit der Dichter jenen Kern und Mittelpunkt eines Charakters erfaßt hat: um deſto folgerichtiger und beſtimmter wird er ihn hinzuſtellen vermögen; deſto leichter wird ihm dieſes werden; und deſto ſicherer werden auch Schauſpieler, Leſer und Zuſchauer ihn aufgreifen. Nur muß jener Mittelpunkt von allem Anfang, und ehe er ans Schreiben geht, ihm vollkom-

---

*) Si quid inexpertum scenae committis, et audes
Personam formare novam; servetur ad imum
Qualis ab incepto processerit, et sibi constet.
Vers. 125— 128.

men klar geworden, und auf das entſchiedenſte feſtgeſtellt ſeyn: weil der Dichter, indem er bei der Zeichnung eines Charakters immer genöthigt iſt, den Blick auf einen beſtimmten Mittelpunkt zu richten, wenn dieſer ſelbſt nicht feſt ſteht, unvermeidlich ins Schwanken gerathen muß.

Immer aber iſt dieſer innerſte Kern eines Charakters ein Zuſammengeſetztes, nie ein Einfaches; ein Grundaccord, nicht ein einfacher Grundton. Davon alſo hängt die Eigenthümlichkeit des Charakters ab; das glückliche oder mißlungene Individualiſiren eines dramatiſchen Charakters aber davon, daß der Dichter jene Beſtandtheile, welche den Kern desſelben ausmachen, nicht bloß einzeln, ſondern in ihrer Verbindung und Verſchmelzung ſcharf und ſicher aufgegriffen habe. Wenn das nicht der Fall iſt, kann ein dramatiſcher Charakter zwar noch immer Eigenthümlichkeit haben, die Darſtellung desſelben aber nie eine harmoniſche und abgerundete ſeyn.

Manche ſind der Meinung, der dramatiſche Dichter könne ſeinen Charakteren gar nicht genug individuelles Leben geben; und Andere er könne — der tragiſche zum mindeſten — in dieſer Hinſicht des Guten leicht zu viel thun. Wie viel er aber thun ſolle, iſt hier nichts weniger als ſchwer zu beſtimmen. Genau ſo viel, als erforderlich iſt, um die Handlung, in ſofern ſie von innern Beſtimmungsgründen abhängt, als nothwendig herauszuſtellen; nicht mehr und nicht minder. Wir würden den Maler, der in ein Portrait, um dieſem mehr Eigenthümlichkeit zu geben, fremdartige

Züge hineintrüge, eben ſo ſtrenge tadeln, wie jenen, der einen unterſcheidenden Zug daraus wegließe. Jüngere Dichter fehlen in dieſer Hinſicht ſehr häufig. Sie erfinden ganze Scenen, um irgend einen beſondern Zug eines Charakters ins Licht zu ſtellen, und dieſem, wie ſie glauben, dadurch mehr Relief und Intereſſe zu geben. In der That aber dient ein ſolches Verfahren nur dazu, den Leſer oder den Zuſchauer zu verwirren; der einem ſolchen Zug folgerecht eine dem Grundzuge des Charakters fremde ſelbſtſtändige Beziehung zu geben ſucht, und dann leicht ſich in einen Widerſpruch verwickelt ſieht. Jeder individualiſirende Zug eines Charakters, der in Beziehung auf die Handlung nicht ein ſtreng nothwendiger iſt, oder nicht weſentlich dazu beiträgt, einen ſolchen ins Licht zu ſetzen, iſt vom Ueberfluß, und wirkt darum nachtheilig. Die Kunſt des Individualiſirens beſteht nicht darin, auffallende und abſtechende Züge zu häufen: ſondern darin, alle in Beziehung auf die Handlung weſentlichen Züge ſcharf, beſtimmt und entſchieden herauszuſtellen. Das leiſtet der große Dichter oft durch fein nüancirende und die Nüance erſchöpfende Striche weit beſſer, als durch ſtarke und auffallend abſtechende. Ganz unerträglich iſt daher die Flachheit mancher Kunſtrichter, die bei den alten Tragikern, und bei den Spaniern nur ewig über flache Charakteriſtik klagen. Sie vermiſſen das Individualiſiren der Charaktere häufig nur darum, weil ſie kein Auge dafür haben.

Die Mittel, durch welche der Dichter einen dramatiſchen Charakter zur Anſchauung bringen kann, ſind von dreifacher Art. Er läßt nämlich den Handelnden ſelbſt die inneren Beweggründe ſeines Handelns ausſprechen; oder er legt ſie unmittelbar durch das Handeln ſelbſt dar; oder er beleuchtet ihn durch Aeußerungen oder Handlungen der anderen mithandelnden Perſonen.

Die erſte dieſer drei Arten, einen Charakter zu ſchildern, kann der Dichter mit großem Vortheile gebrauchen, wenn er den ergriffenen Hebel recht zu handhaben weiß. Nur muß er uns hier nicht eine trockene Formel, oder eine pſychologiſche Diatribe, als poetiſche Charakterſchilderung geben. Wenn er einen Charakter auf dieſe Weiſe beleuchten will: ſo muß das Licht immer vom innerſten Mittelpunkt desſelben ausgehen. Überdieß muß eine ſolche Aeußerung einer handelnden Perſon über ſich ſelbſt, an ſich jederzeit durchaus unbefangen erſcheinen; ſie verliert immer den beſten Theil ihrer Wirkſamkeit, wenn ihre Abſichtlichkeit gar zu offenbar vorliegt.

Das Nämliche gilt auch, wenn der Dichter einen Charakter durch die Aeußerungen anderer mithandelnder Perſonen beleuchtet. Auch hier ſchadet die allzuoffenbare Abſichtlichkeit; auch hier meide der Dichter die trockene pſychologiſche Formel, und die verſchwimmende pſychologiſche Radotage. Hier muß das Licht nicht nothwendig den Mittelpunkt des ganzen Charakters beleuchten, und kann als Streiflicht ſehr wohl auf eine einzelne Seite desſelben fallen; nur daß es immer ein klares und entſchiedenes, nicht ein trübes und zweideutiges Licht ſey.

Am beſtimmteſten aber ſpricht der Charakter ſich durch das Handeln aus. Wie aber im Leben auch durch das Handeln nur dann, wenn die wahren innern Beſtimmungsgründe deutlich und unzweideutig genug hervortreten: ſo auch in der Poeſie. Neben den inneren Beweggründen des Handelns muß daher der Dichter auch die äußeren, wodurch jene angeregt werden, und ihre individuelle Beſchaffenheit mit ſcharfer Beſtimmtheit herausſtellen: weil eben nur auf dieſe Weiſe die inneren Beweggründe als entſchieden ſich ergeben können, und der Charakter nur auf dieſe Weiſe durch die Handlung als innerlich nothwendig dargeſtellt werden kann.

Am unerläßlichſten iſt das ſchärfſte und beſtimmteſte Aufgreifen der äußeren Beſtimmungsgründe nach ihrer individuellen Beſchaffenheit bei erdichteten Charakteren. Denn hier ſind die äußeren Beſtimmungsgründe die gegebenen bekannten Größen, zu welchen die unbekannten, die inneren Beſtimmungsgründe, geſucht werden müſſen. Hier iſt es auch, wo der oberflächliche und nachläßige Dichter am leichteſten in Verſuchung geräth, ſich mit den allgemeinſten inneren Beweggründen zu begnügen, und alles ſtrengere Individualiſiren überflüſſig zu finden.

Bei nicht erdichteten Charakteren räth Horaz dem Dichter, der Sage, und ſomit alſo, bei hiſtoriſchen, der Geſchichte zu folgen *).

---

*) Aut famam sequere, aut sibi convenientia finge,

Wie könnte, und dürfte, der dramatiſche Dichter auch anders verfahren, wenn er überhaupt vernünftig verfahren will. Denn wenn er die hiſtoriſche Handlung beibehält, muß er auch den hiſtoriſchen Charakter beibehalten, in ſofern jene nämlich in dieſem als nothwendig begründet iſt; oder es wird zwiſchen beiden ein unvermeidlicher Widerſpruch Statt finden. »Wenn er aber eine hiſtoriſche Perſon in einen ſelbſterfundenen Stoff einflicht?« — Auch dann ſoll der hiſtoriſche Charakter ihm für unverletzlich gelten. — Wenn er aber einen hiſtoriſchen Stoff ganz oder theilweiſe umwandelt? — Dann wird er auch die Charaktere umwandeln müſſen: und mag er dieſen jeden beliebigen Namen, nur keinen hiſtoriſchen; und ſeiner Aftercompoſition jeden beliebigen Namen, nur nicht den eines hiſtoriſchen Drama geben.

Wenn man Eure bis zum Lächerlichen arroganten Vorreden und kritiſchen Diatriben lieſt, durch welche Ihr Euren eigenen und Eurer guten Freunde Arbeiten auf die Beine zu helfen, und die Leiſtungen Anderer, die nicht zu Eurer Clique gehören wollen, herabzuſetzen ſucht: ſo ſollte man Euch die ſtrengſten und beſtimmteſten Begriffe über die Unverletzlichkeit hiſtoriſcher Charaktere zutrauen. Allein Eure

---

Scriptor, honoratum si forte reponis Achillen;
Impiger, iracundus, inexorabilis, acer,
Jura neget sibi nata, nihil non adroget armis.
Sit Medea ferox invictaque, flebilis Ino,
Perfidus Ixion, Io vaga, tristis Orestes.
Vers. 119 — 125.

Dramen wie Eure Urtheile zeugen recht anſchaulich und handgreiflich, wie weit Ihr davon entfernt ſeyd, und wie leichtſinnig und oberflächlich, und mitunter wie phantaſtiſch und abgeſchmackt ihr die hiſtoriſchen Charaktere »zu conſtruiren« pflegt; wie Ihr überall Eure Sympathien und Eure Antipathien, Eure Gehäſſigkeiten, Eure Doctrinen, Eure Lieblings-Ideen, und auch recht naiv, rein und unvermiſcht Eure Erbärmlichkeit in ſie hineintragt; und wie Ihr von nichts weiter entfernt ſeyd, als von der Unbefangenheit einer gründlichen hiſtoriſchen Auffaſſung. Und doch ſind diejenigen unter Euch, die bloß Phantaſten und Schwindler ſind, noch immer erträglicher, als die mit ihrer hiſtoriſchen Unbefangenheit grimaſſiren, und wie ſie gegen Andere ſie geltend machen wollen, lächerlich genug ſind, ſelbſt daran zu glauben: obwohl ihnen, die jeder Einfall, wenn er nur ſchimmert und flimmert, jede Laune, jeder Kitzel zu grinſen, oder, weil ſie das für ächte Genialität halten, die Sache auf die Spitze zu ſtellen, fortreißt, dazu nicht weniger als Alles fehlt: am meiſten der tiefere Ernſt einer feſtgeſtellten ſittlichen Lebensanſicht; — wie könnten ſie ſonſt auch überall den Erfolg zum Maßſtab des Gehaltes hiſtoriſcher Perſonen und Thatſachen machen — und gediegene Begriffe von der Heiligkeit der Wahrheit, und von der Würde der Geſchichte. Wenn ſolche Menſchen dann im Drama einen hiſtoriſchen Charakter »conſtruiren:« ſo muß er eben falſch und unwahr ſeyn von vorne herein, und die Grimaſſe des Dichters in ihm in ihrer widerlichſten Verzerrung ſich ausprägen.

Drei Stücke hat der dramatiſche Dichter bei der Schilderung der Leidenſchaften zu berückſichtigen, um ſie wahr und naturgetreu darzuſtellen: die Natur der Leidenſchaft im Allgemeinen, den Einfluß des Charakters und den Einfluß der äußeren Umſtände.

Die Grundzüge der Leidenſchaft im Allgemeinen ſind in den Elementen der menſchlichen Natur zu ſuchen. Die Natur bildet in unſerm Inneren beſtimmte Triebe aus, die bei von außen ſich bietenden Veranlaſſungen ſich als Leidenſchaften äußern. In Betreff dieſer Grundzüge nun kann der Dichter lernen, und braucht nicht alles von den Eingebungen des Genius zu erwarten. Lernen aber kann er hier von dem Pſychologen, von dem Dichter, und am meiſten aus ſich ſelbſt: wenn er ſich übt und gewöhnt, ſeine eigenen Empfindungen und Leidenſchaften zu zergliedern, und auch die feineren und verſteckteren Verſchlingungen ihrer Fäden ſich nicht entgehen zu laſſen. Nur muß er dabei ſich Freiheit und Unbefangenheit des Geiſtes genug bewahren, um nicht, wie ſchlechte Aerzte, in dem Geſundheitszuſtande jedes Anderen nur den eigenen zu ſehen, und, ſtatt eines poetiſchen Gemäldes der Leidenſchaft, uns nicht einen pſychologiſchen Sectionsbericht geben.

Das Begehren der Leidenſchaft iſt an ſich überall ein einfaches. Ihre eigenthümlichen Züge erhält ſie immer durch den Charakter, ſowohl in Beziehung auf den Gegenſtand, als auf das Ziel ihres Strebens, und die Mittel, welche ſie wählt, um zu dieſem Ziele zu gelangen. Die

Schilderung der Leidenſchaft kann nur dann wahr und naturgetreu ſeyn, wenn der Dichter ſie nach allen dieſen Beziehungen als innerlich nothwendig darzuſtellen weiß. Dabei aber muß er hier die Aufgabe nicht bloß nach der allgemeinſten Formel des Charakters löſen zu können glauben: wenn gleich das Licht auch hier vorzüglich vom Kern und Mittelpunkt desſelben ausgehen muß. Die dramatiſche Schilderung der Leidenſchaften verträgt und verlangt ein ſtrenges Individualiſiren, das eben durch die Individualität des Charakters beſtimmt wird. Gerade hierin unterſcheidet ſich der große Dichter vor dem Stümper. Der Erſtere weiß den Ausdruck der Leidenſchaft mit den individuellen Zügen in die genaueſte Übereinſtimmung zu bringen: der letztere verſteht die Leidenſchaft nur nach ihren allgemeinſten Zügen zu malen; oder wenn er es verſucht, ſie zu individualiſiren: ſo weiß er dieſe individuellen Züge doch nicht mit dem Charakter in Einklang zu ſetzen, und ſie aus dieſem ſelbſt hervorſpringen zu laſſen.

Endlich muß die Schilderung der Leidenſchaft noch den beſonderen Umſtänden, unter welchen ſie ſich äußert, entſprechen; und auch hier nicht bloß dem allgemeinen, ſondern dem individuellen Charakter der letzten. Daß auch dieſe äußeren Umſtände mit individueller Beſtimmtheit hingezeichnet werden müſſen, iſt an ſich klar: doch kann der Dichter hier leicht des Guten zu viel thun. So viel ſoll er thun, daß ihr Einfluß auf den Charakter, und durch dieſen auf die individuelle Geſtaltung der Leidenſchaft hinreichend klar werde. Nicht mehr; das Mehr wäre eben nur überflüſſiges, ſtörendes Beiwerk.

Für die tragiſche Diction gilt im Allgemeinen nur ein Geſetz, daß ſie nämlich dem tiefen Ernſt und der Würde der tragiſchen Poeſie angemeſſen ſey; ein Geſetz, das eben wieder in jenem höchſten Geſetz der Einheit des dramatiſchen, wie jedes anderen Gedichtes, vollkommen aufgeht. Der rechte Ernſt aber zeigt ſich überall ruhig und beſonnen, und ſo ſind denn Ruhe und Beſonnenheit die eigentlichſten Merkmale der tragiſchen Diction. Dem widerſpricht es nicht im Geringſten, daß eben die heftigſten Leidenſchaften Vorwurf der tragiſchen Poeſie ſind. Denn im Dichter muß dieſe Ruhe und Beſonnenheit ſeyn, durch den tiefen Ernſt ſeiner eigenen Stimmung; und wie hoch die Fluth der Leidenſchaft auch anſchwelle: ruhig muß er über ihr ſchweben, wie Gottes Geiſt über den Gewäſſern. Ruhe und Beſonnenheit aber ſind nicht denkbar ohne Klarheit. Unklarheit und Unentſchiedenheit führt überall zur Verworrenheit; Klarheit und Entſchiedenheit überall zur Ruhe des Geiſtes. Und ſo ſtellt ſich die Forderung, daß dem Dichter jeder Gedanke und jede Empfindung, die er ausſpricht, vollkommen klar ſey, als die Grundbedingung für die beſonnene Ruhe der tragiſchen Diction dar.

Horaz verlangt, daß die tragiſche Diction den Leidenſchaften, dem Charakter, der Lebenslage und ſelbſt der

Nationalität der handelnden Perſonen angemeſſen ſey; und iſt eben über dieſen Punkt etwas ausführlicher geweſen *). Inzwiſchen ſcheint es in der That überflüſſig, hierüber in ein Detail einzugehen. Denn wenn der tragiſche Ernſt überhaupt dem Gemüthe des Dichters nicht fremd iſt; wenn die eigenthümliche Beſchaffenheit ſeines Vorwurfes, wenn die Charaktere und die Leidenſchaften, welche er ſchildern will; wenn jeder Gedanke und jede Empfindung klar in ſeiner Seele aufgegangen: ſo wird er auch für jeden Gedanken und für jede Empfindung den rechten Ton und die rechte Farbe von ſelbſt finden; ſeine Diction wird eine dem Stoffe durchaus angemeſſene, und eben darum auch eine eigenthümliche ſeyn. Und dieß ſoll ſie ſeyn. Eine normale tragiſche Diction iſt eine eben ſo große Verkehrtheit, als jede Normalform für die tragiſche Poeſie es überhaupt iſt.

Gerade hierin aber ſind die meiſten unter den neueren tragiſchen Dichtern bewunderungswürdig. Denn wenn ein

---

*) Telephe, vel Peleu, male si mandata loqueris,
Aut dormitabo, aut ridebo. Tristia moestum
Voltum verba decent; iratum, plena minarum;
Ludentem, lasciva, severum, seria dictu.
Vers. 104 — 108.
Si dicentis erunt fortunis absona dicta,
Romani tollent equites peditesque cachinnum.
Intererit multum Divusne loquatur, an Heros;
Maturusne senex, an adhuc florente juventa
Fervidus; et matrona potens, an sedula nutrix;
Mercatorne vagus, cultorne virentis agelli;
Colchus an Assyrius, Thebis nutritus, an Argis.
Vers. 112 — 119.

großer Theil von ihnen ſich's zur Aufgabe gemacht hat, die Diction Shakeſpeare's nachzuahmen, und noch ſhakeſpeariſcher zu ſeyn als Shakeſpeare — dieſes doppelte Beſtreben, ein großes Muſter nachzuahmen und es zu überbieten, iſt an ſich ſelbſt ſchon ein ſchlagender Beweis für die Ächtheit ihres Berufes: ſo ſucht doch jeder der ſeinigen den eigenthümlichen Stämpel ſeines Genies aufzudrücken. Das aber gelingt ihnen auch ſo vollkommen, daß gewiß niemand, als ſie ſelbſt, ihre Diction für ſhakeſpeariſch halten wird; und bei jedem Einzelnen die eigenthümliche Farbe ſeiner Rohheit und Geſchmackloſigkeit ſich auf das allerbeſtimmteſte unterſcheiden läßt.

Noch einmal kehrt Horaz zur Betrachtung des tragiſchen Stoffes zurück, nachdem er ſchon früher dem Dichter in der Wahl desſelben die größte Sorgſamkeit empfohlen hat.

Friedrich Schiller ſoll einſt zu einem Freunde geſagt haben: »Er wollte gern ſein letztes Hemd für einen guten tragiſchen Stoff geben.« Die Äußerung iſt etwas ſtark; inzwiſchen, dergleichen ſagt ſich wohl, ohne daß es damit aufs ernſtlichſte gemeint wäre. Faktiſch hat dem großen Dichter nie ein guter Stoff gefehlt — hätte er die nur alle ausführen können, die er ins Auge gefaßt hatte: und weder die Alten, noch Shakeſpeare, Calderon, der unerſchöpfliche Lope de Vega und die übrigen ſpaniſchen Dramatiker, haben ſich jemals brauchbarer Stoffe wegen in Verlegenheit geſehen.

Daß Ihr immer eines tüchtigen Stoffes — das iſt einer Eurer Lieblingsausdrücke; denn Ihr haltet überall auf Tüchtigkeit, und ſeyd ſelbſt ſehr tüchtige Leute — daß Ihr eines tüchtigen Stoffes wegen immer in Verlegenheit ſeyd: das wirft freilich ein Gewicht in die Schale für die Meinung, daß es ſehr ſchwer ſey, einen ſolchen zu finden. Auch das, daß Ihr es an Suchen und Wühlen darnach in allen Winkeln und Schartecken nicht fehlen laßt, ohne dem Sprichwort zum Trotz darin ſonderlich glücklich zu ſeyn. Und dennoch möchte ich behaupten, daß es einen Ueberfluß tragiſcher Stoffe gebe, und Ihr ſelbſt, hoffe ich, werdet mir das zugeben, wenn wir uns nur über ein Paar Punkte verſtändigen können.

Vor allem Andern darüber, da jeder Stoff brauchbar, dem der berufene Dichter eine tragiſche Wirkung abzugewinnen vermag; jener Dichter nämlich, meine ich, der die Fähigkeit beſitzt, von den tragiſchen Elementen, die in einem Stoffe liegen, ſchnell und lebendig gerührt zu werden; ſie ſicher aufzugreifen; ſie mit Gewandtheit zu gliedern und zu geſtalten; und der nicht alles vom Stoffe, ſondern etwas auch von ſeiner Kraft, den Stoff zu gewältigen, erwartet.

Deßgleichen, denke ich, ſollte es Euch viel leichter werden, tüchtige Stoffe zu finden, wenn Ihr nicht den Stoff zu einer von Euch erfundenen, erträumten, adoptirten oder erbettelten Normalform der Tragödie: ſondern die entſprechende Form zu dem Stoffe ſuchtet. Es gibt keine Normalform für die Tragödie. Wo wir eine ſolche finden, da iſt ſie das Product einer in allen ihren Zügen eigenthümlichen Nationalität und beſtimmter Kulturzuſtände, und geht mit beiden wieder unter; meiſt nach einer fruchtbaren, aber kurzen Periode ihrer Blüthe. Auch paßt ſie meiſtens nur, oder doch vorzugsweiſe nur für eine beſtimmte Gattung von Stoffen. Es gibt nur ein allgemeines Geſetz für die Form der Tragödie, daß ſie aus dem innerſten Weſen des Stoffes hervorgegangen, dieſem durchaus entſprechend, und durchaus mit ihm Eins ſey. Aber Ihr möchtet gar zu gerne einen Leiſten, über den Ihr bequem alles ſchlagen konntet, und den, beſonders wenn Ihr ſelbſt ihn geſchnitzt habt, auch alle Anderen ſich gefallen laſſen ſollen. Das Publikum iſt in dieſer Hinſicht viel vernünftiger und unbefangener, als Ihr es ſeyd. Es ſchließt keine Form aus, es weiſt keine zurück; wenn einem Stück nur ſonſt der rechte Gehalt nicht fehlt. Dieſer Umſtand, und eine gewiſſe Univerſalität, freilich auch unbeſtimmte Bildung desſelben, kämen Euch hier ſehr zu Statten, wenn Ihr davon Vortheil zu ziehen wüßtet.

Eben ſo würde ſich Euch der Kreis tragiſcher Stoffe erweitern, wenn Ihr mit dem Stoffe hauszuhalten, das heißt, wenn Ihr einzelne Theile eines hiſtoriſchen Zeitabſchnittes oder einer Begebenheit als Ganzes zu geſtalten verſtändet: wenn Ihr dort ſuchtet, wo neue und zum Theil die prägnanteſten Stoffe zu finden; nicht in der Revue des

Romans, nicht in älteren und neueren Novellenſammlungen: wohl aber in der Specialgeſchichte Eures und jedes anderen Landes bis in die Chroniken der Städte und Corporationen herab: und wenn Ihr, wovon ich ſchon geredet, durch Eure philoſophiſchen und politiſchen Sympathien den Kreis nicht ſelbſt verengen wolltet.

Da ſind Eure feinen Ausflüchte, wodurch Ihr Eure Impotenz vor Euch ſelbſt zu verbergen ſucht! »Der Stoff iſt nicht neu.« — So macht ihn neu; gewinnt ihm eine neue Seite ab. — »Er iſt nicht draſtiſch.« — Macht ihn draſtiſch durch die Behandlung. — »Es fehlt ein beſtimmter und bekannter hiſtoriſcher Hintergrund.« — Zeichnet dieſen, und er wird nicht fehlen. — »Das Publikum wird mit dieſem Stoffe nicht ſympathiſiren.« — Wenn Ihr ihn verderbt, gewiß nicht.

Der erſte Eurer Glaubensartikel iſt der von der Allmacht des Dichters. Und er iſt wahr; Ihr dürft daran glauben. Es iſt etwas von dieſer Allmacht in den alten Tragikern, in Shakeſpeare, Lope de Vega, Calderon u. A., die ſich ihnen anreihen; es iſt etwas in dieſen von der Allmacht, welchen Stoff ſie auch behandeln, unſer Gemüth zu ergreifen, ſeine innerſten Tiefen aufzuregen, und es zu führen, wohin ſie es führen wollen. Wenn nun Ihr ſelbſt unter hundert Stoffen nicht aus Einem etwas zu machen wißt: ſo geſteht ein, daß von jener Allmacht, an die Ihr glaubt, nichts in Euch iſt: und daß Ihr zu gleicher Zeit nicht vollwichtig und anmaßend, zu gleicher Zeit keck und feig ſeyd.

Wer von Euch wagt es wohl, ſich an einem mythiſchen Stoffe zu verſuchen? — »Sie liegen zu fern.« Ganz recht; der Zeit nach um mehr als zwei Jahrtauſend; dem Orte der Handlung nach, um mehrere geographiſche Grade. Aber Eines liegt unſrer Zeit und unſerm Geſchlechte, einer jeden Zeit und jedem Geſchlechte, nahe — das Menſchliche: und wenn Ihr dieſes zu ergreifen, wenn Ihr die Stelle zu treffen wißt, wo jedes Herz dem Schmerze, dem Mitleiden, der Furcht und jeder anderen menſchlichen Empfindung zugänglich iſt, und ſich willig ihnen aufſchließt: ſo dürft Ihr um alle chronologiſchen und geographiſchen Entfernungen unbeſorgt ſeyn. Und wo iſt die tragiſche Idee ſchärfer und reiner ausgeprägt, als in den mythiſchen Stoffen? Wie oft haben neuere Dichter ſich nicht mit Glück in ihrer Bearbeitung verſucht? Und wie Vieles iſt, trotz dem, hier nicht unberührt geblieben!

Eure Lieblingsſtoffe ſind die ſelbſterfundenen. Ich habe den Grund dieſer Vorliebe bereits angegeben. Eine Idee fliegt Euch an, die Euch prägnant und tief tragiſch zu ſeyn ſcheint; oder es fliegt Euch die Luſt an, eine Tragödie nach einer von Euch ſelbſt erfundenen oder ſonſt Euch geoffenbarten Kunſttheorie zu verfertigen; oder die Luſt, Eure politiſche Weisheit der Welt gerade in dieſer Form zu offenbaren; oder ſonſt etwas dergleichen. Der ſelbſterfundene Stoff bequemt ſich, wie eine feile Dirne, jedem Eurer Gelüſte. Ihr erfindet ein paar Motive, ſcheuert ein paar verbrauchte ein wenig blank, ſtehlt ein paar andere: und —

die Tragödie iſt fertig. Nun will ich Euch nur zeigen, wie wenig Ihr mit dieſen ſelbſterfundenen Stoffen Euren Vortheil verſteht, und wie ganz inconſequent Ihr ſeyd. Ewig klagt Ihr über die Kritik und das Publikum, daß ſie Euch nicht faſſen, Euch nicht begreifen, und Euch willkürlich und ungerecht behandeln. Nun gibt aber der ſelbſterfundene Stoff Euch der Willkür immer am meiſten preis, und jeder Haſenfuß greift ihn auf, wie er gerade Luſt hat. Das kann Euch bei dem mythiſchen und bei dem hiſtoriſchen Stoffe nicht ſo leicht, und wenigſtens nicht in dem gleichen Grade, begegnen.

Horaz mißräth dem Dichter die ſelbſterfundenen Stoffe aus dem Grunde, weil es immer am ſchwerſten ſey, einem ſolchen Stoffe hinreichend beſtimmte individuelle Züge zu geben*). Das iſt denn auch der wahre Grund, warum vorzüglich der jüngere, noch ungeübte Dichter ſie meiden ſoll. Nur der Dichter, der ſeiner Gabe, feſte Geſtalten zu bilden, und Charaktere wie Situationen in den beſtimmteſten Umriſſen hinzuzeichnen, ſicher iſt: nur der ſollte es mit einem ſolchen Stoffe verſuchen; jener hingegen immer froh ſeyn, von vorne herein ein Stück feſten Bodens unter ſich zu haben, welchen er ſich bei dem ſelbſterſchaffenen Stoffe jederzeit erſt ſchaffen muß.

---

*) Difficile est proprie communia dicere: tuque
Rectius Iliacum carmen deducis in actus,
Quam si proferres ignota indictaque primus.
Vers. 128— 131.

Feſten Boden aber hat der Dichter nur bei dem mythiſchen, und noch mehr bei dem hiſtoriſchen Stoffe unter ſich. Das heißt, wenn es ihm überhaupt darum zu thun iſt, ihn unter ſich zu haben; und wenn er nicht lieber in der Luft ſchweben, und ſeine ganze Compoſition in die Luft bauen will. Unſtreitig gibt es hiſtoriſche Stoffe, die hartnäckig aller dramatiſchen Gliederung widerſtreben (und ſolche Stoffe läßt der Dichter am beſten ganz liegen, oder er benützt ein einzelnes Moment, um ein Ganzes zu ſchaffen), oder bei welchen Einzelnes ſeinen Zwecken durchaus unzuſagend iſt: aber im Ganzen darf mit dem vollſten Rechte behauptet werden, daß der Dichter ſeinem Werke faſt immer den entſchiedenſten Nachtheil bringe, wenn er ohne dringende Beweggründe von der Geſchichte abweicht. Wenn man Euch inzwiſchen genauer nachrechnet, und im Einzelnen beachtet, was Ihr von hiſtoriſchen Momenten aufleſt und liegen laſſet, umgeſtaltet und verſtümmelt; und warum Ihr es gerade ſo, und nicht anders, verſtümmelt und verballhornt: ſo ſtellt ſich, außer dem Zerquälen des hiſtoriſchen Stoffes, um ihn zum Träger Eurer philoſophiſchen und politiſchen Sympathien und Antipathien zu machen, wovon ſchon die Rede war, noch ein anderer Grund Eures Verfahrens heraus; nämlich Eure Unfähigkeit, den poetiſchen Gehalt eines hiſtoriſchen Momentes zu würdigen. Denn neunmal unter zehnmal iſt das hiſtoriſche Moment, welches Ihr verwerft, poetiſch wirkſamer und eigenthümlicher, als das, welches Ihr an ſeine Stelle ſetzt. Allerdings iſt jenes öfters etwas ſchwerer zu behandeln, als dieſes. Es bedarf dazu eben der Allmacht des Dichters, wobei dann Eure eigene Allmacht ihre Gränze findet*).

Es iſt nicht überflüſſig, zu fragen, ob der tragiſche Dichter ſeinen Stoff auch aus der Geſchichte der neueren und neueſten Zeit mit Vortheil wählen könne. Was ſich auf den erſten Anblick ergibt, iſt dieſes, daß eben dieſe Stoffe für ſeine Zeit das höchſte Intereſſe haben werden, indem überall die nächſte Vergangenheit das prägnanteſte Licht auf die Gegenwart wirft, und ſchon deßwegen unſere Theilnahme auf das lebhafteſte anſpricht. Nur bedarf er hier in einem vorzüglichen Grade des hohen Sinnes einer reinen hiſtoriſchen Unparteilichkeit. Denn wenn er es damit nur bis zur Grimaſſe gebracht hätte: ſo würde er, nach welcher Seite er auch hinhängen möchte, zuverläßig am beſten thun, dergleichen Stoffe gar nicht zu behandeln. Warum aber ſollte ſonſt dem Dichter aus einer ſo reichen Quelle zu ſchöpfen verſagt ſeyn. Nicht bloß die neuere und neueſte Geſchichte faſt aller europäiſchen Länder, ſondern auch der einzelnen Familien, enthalten einen Überfluß der herrlichſten tragiſchen Stoffe. Schwierigkeiten werden dieſe Stoffe allzeit bieten. Sie liegen auf der Hand; und ich darf darüber nicht ausführlicher ſeyn. Aber ſie ſind zu beſeitigen; und wie ſie zu beſeitigen, hat Euch Goethe in der natürlichen Tochter gezeigt. »Der König, der Herzog, der Graf, der Sekretär, der Gerichtsrath« ꝛc. Das Kunſtſtück iſt ſehr einfach; aber bringt nur im Übrigen alles mit von hohem, die Verhältniſſe klar und unbefangen überſchauendem Sinn, von der Gewandtheit, ſie auf eine unverfängliche Weiſe und dennoch beſtimmt und unzweideutig hinzuſtellen, und was Ihr ſonſt noch nebenher dazu braucht: ſo werdet Ihr damit ſchon auslangen können.

---

*) Es iſt merkwürdig, daß die griechiſchen Tragiker das hiſtoriſche Drama ſo gut wie gänzlich unberührt gelaſſen haben. Ich glaube aus folgenden Gründen. Den glänzendſten und für ſeine Zwecke brauchbarſten Theil ſeiner Geſchichte fand der griechiſche Tragiker in der Sagengeſchichte ſeines Landes; in ihr war die tragiſche Idee am ſchärfſten und reinſten ausgeprägt; dabei hatte ſie das höchſte nationale und locale Intereſſe. Auch die Form, welche das Drama bei den Griechen gewonnen hatte, ſagte, zum Theil wenigſtens, dem hiſtoriſchen wenig zu, das überall einen breiteren Hintergrund und Raum zur Entwicklung der Motive bedarf. Der wichtigſte Grund aber lag wohl darin, daß der griechiſche Tragiker, wie er den hiſtoriſchen Stoff auch immer faſſen mochte, jederzeit ſicher ſeyn konnte, die Parteiſucht nicht weniger auswärts, als zu Hauſe, aufzuregen.

Bei Gelegenheit des Rathes, welchen Horaz dem Dichter gibt, lieber einen bekannten Stoff aus den cycliſchen Dichtern zu wählen, als dieſen ſelbſt zu erfinden, warnt er ihn in einigen Verſen vor allem ſclaviſchen Nachahmen *).

---

*) Publica materies privati juris erit, si
Nec circa vilem patulumque moraberis orbem;
Nec verbo verbum curabis reddere fidus
Interpres; nec desilies imitator in artum,
Unde pedem referre pudor vetet, aut operis lex.
Vers. 131 — 136.

In der Beziehung, in welcher Horaz die Sache hier nimmt, iſt es nicht nöthig, auf eine beſondere Erörterung einzugehen; doch lohnt es der Mühe, einige Augenblicke bei dieſem Gegenſtande zu verweilen.

Wenn ein Dichter mit klarem Bewußtſeyn ſich die Aufgabe ſtellte, irgend einen großen Meiſter in der dramatiſchen Kunſt auf das vollkommenſte nachzuahmen, und alle ſeine Mühe und ſein ganzes Vermögen an dieſe Aufgabe wendete: ſo würde er im glücklichſten Falle zwar gelungene, aber immer ſchwächere Stücke, als ſein Vorbild, liefern; und auch in dieſem glücklichſten Falle würde man ihm nur ein mittelmäßiges Talent und nur ein mittelmäßiges Verdienſt zugeſtehen können. Solche Dichter und ſolche Fälle ſind inzwiſchen ſehr ſelten; auch der am ſpärlichſten begabte unter Euch will durchaus ein Original ſeyn, und ſcheut und haßt nichts mehr, als den Namen eines Nachahmers: weil eben das Streben, bloß nachzuahmen, ein ſicherer Beweis von der Mittelmäßigkeit des Talentes iſt. Und dennoch iſt jener, der die Schranken ſeines Talentes kennt, und ſich darnach ſeine Aufgabe ſtellt, der mit einem Worte mit klarem Bewußtſeyn bloß Nachahmer iſt, meiſtens noch beſſer daran, als Ihr, die Ihr ohne dieſes Bewußtſeyn — Nachahmer ſeyd.

Deßwegen möchte ich Euch freilich nicht rathen, Euch mit Bewußtſeyn jene Aufgabe zu ſtellen. Nur zeigen will ich Euch, wie es zugeht, daß Ihr, ohne es ſelbſt zu wiſſen, und ohne darum es Wort haben zu wollen, zu recht ſclaviſchen Nachahmern werdet. Ihr ſchiebt jeden Gedanken an alles Nachahmen weit von Euch: aber Ihr greift eine einzelne Seite, einen einzelnen Vorzug — daß Ihr öfter geradezu eine ſchwache Seite ſtatt der ſtarken, einen Fehler ſtatt des Vorzuges ergreift; davon rede ich gar nicht — eines großen Dichters heraus, und ſagt: »Das iſt es, wodurch er groß iſt!« Im großen Dichter aber gibt es nichts Vereinzeltes. Schon aus dieſem Grunde müßt Ihr mit Eurer Berechnung zu kurz fallen. Dann aber iſt jeder Vorzug, der einen großen Dichter insbeſondere auszeichnet, eben nur in ſoferne Vorzug, als er das richtige Maß hält. Nun von drei Fällen Einen. Entweder Ihr trefft dieſes Maß eines Eurem Vorbild eigenthümlichen Vorzuges: dann ſeyd Ihr im ſtrengſten Sinne nur glückliche; oder Ihr bleibt unter dieſem Maße: dann ſeyd Ihr unglückliche, d.h. ſchlechte Nachahmer desſelben; oder endlich Ihr geht über jenes richtige Maß hinaus — und das iſt der gewöhnlichſte Fall —: dann ſeyd Ihr nicht die Nachahmer, ſondern die Karrikatur Eures Vorbildes.

Originalität, als das Produkt der mit innerer Freiheit ohne Hinblick auf ein Vorbild ſtrebenden Kraft, iſt ohne ein hohes Maß geiſtiger Energie und Selbſtſtändigkeit, und ohne die glückliche Gabe, die Erſcheinungen des Lebens in reicher Vielſeitigkeit nach ihrem innern Weſen aufzufaſſen, nicht denkbar. Zur künſtleriſchen aber wird ſie erſt dann, wenn jene Kraft ihrer ſelbſt und der Lebensanſchauungen, welche ſie erfaßt hat, bis zu jenem Grade von Klarheit bewußt geworden, der es ihr erlaubt, ſie für künſtleriſche Zwecke zu geſtalten. Wo dieſe Bedingungen eintreffen, da braucht von keinem Streben nach Originalität die Rede zu ſeyn; da ſie ſich dann von ſelbſt findet. Wenn hier einerſeits die glückliche Naturanlage als erſte Bedingung aller Originalität erſcheint: ſo gibt es doch andrerſeits auch hier ein ſelbſtſtändiges Streben, einen reichen Stoff in ſich aufzunehmen, und des aufgenommenen mächtig zu werden. Ohne Beides gibt es nur eine Originalität im Abgeſchmackten, Abenteuerlichen, und Aberwitzigen.

Die Warnung, nicht im prahleriſchen, pausbäckigen Ton ſeine Leiſtung anzukünden, damit der Leſer nicht an die Fabel vom kreißenden Berg erinnert werde, wendet ſich zwar zunächſt an den epiſchen Dichter: allein auch der dramatiſche kann davon erſprießlichen Gebrauch machen *). Wenn Euer Werk gelungen iſt: wozu bedarf es des Selbſt-

---

*) Nec sic incipies, ut scriptor cyclicus olim:
FORTUNAM PRIAMI CANTABO, ET NOBILE BELLUM.
Quid dignum tanto feret hic promissor hiatu?
Parturiunt montes; nascetur ridiculus mus.
Quanto rectius hic, qui nil molitur inepte?
DIC MIHI, MUSA, VIRUM, CAPTAE POST TEMPORA TROIAE,
QUI MORES HOMINUM MULTORUM VIDIT, ET URBES.
Non fumum ex fulgore, sed ex fumo dare lucem
Cogitat, ut speciosa dehinc miracula promat,
Antiphaten, Scyllamque, et cum Cyclope Charybdin.
Vers. 136 — 146.

lobes in einer aufgeſtelzten Vorrede; wenn nicht: ſo werdet Ihr dadurch ſelbſt früh genug lächerlich, ohne daß Ihr ihm Eure Lächerlichkeit gleich vor an die Stirne zu heſten brauchtet.

In den folgenden funfzig Verſen handelt Horaz von der Expoſition, von der Verwicklung, und von der Entwicklung des Drama's, wobei er noch einmal auf die Forderung einer richtigen Charakterzeichnung zurückkömmt.

Die Expoſition, als die Grundveſte des dramatiſchen Baues, fordert die beſondere Sorgfalt des Dichters. Jede Handlung iſt das Produkt einer Reihe vollendeter oder in ihrer Vollendung begriffener Zuſtände, und kann in ihrer Verwicklung und Entwicklung nur in ſo ferne klar ſeyn, als es dieſe Zuſtände ſind. Klarheit und Beſtimmtheit iſt daher das erſte und unerläßlichſte Geſetz jeder befriedigenden Expoſition. Horaz warnt den Dichter, bei der Expoſition nicht allzuweit auszuholen *); inzwiſchen iſt das ein Fehler, deſſen ſich jüngere Dichter weit ſeltener ſchuldig machen, als jenes der Unbeſtimmtheit. Da nämlich der Dichter für die Expoſition verhältnißmäßig nur wenig Raum hat, und doch eine Reihe für die Handlung bedeutender Umſtände befriedigend darlegen ſoll: ſo muß er durch beſtimmte und geſchickt angebrachte Züge mit Entſchiedenheit

---

*) Nec reditum Diomedis ab interitu Meleagri,
Nec gemino bellum Trojanum orditur ab ovo.
Vers. 146.

anzudeuten verſtehen, was ihm ausführlicher hinzuzeichnen nicht erlaubt iſt.

Eine eigene Meiſterſchaft im Exponiren beſitzt Lope de Vega. Bei ihm, deſſen Stücke faſt alle die jugendlichſte Friſche athmen, ſind die Expoſitionsſcenen immer das Friſcheſte. Immer faßt er ſeinen Mann gleich mit dem erſten Griff, um ſich ſeiner ſicher zu bemächtigen, und ihn dann nicht wieder loszulaſſen.

Gewiß iſt nichts ſchwerer, als über die Geſtaltung und Gliederung der dramatiſchen Handlung im Allgemeinen befriedigende Grundſätze aufzuſtellen. Der wichtigſte und bereits angedeutete iſt, daß jedes Moment der Handlung ein innerlich nothwendiges ſey, und durch die poetiſche Behandlung als ein ſolches ſich darlege. Der Dichter kann dieſer Forderung nur genügen, indem er ſein Werk zu einem in allen ſeinen Theilen mit ſich ſelbſt übereinſtimmenden Ganzen abzurunden ſtrebt; weßwegen denn Horaz hier noch einmal auf dieſes höchſte Geſetz aller Poeſie zurückkommt.

Wie ſtreng der Dichter den Begriff des hiſtoriſchen Drama auch aufgefaßt habe, und wie zuſagend der Stoff eben in ſeinen mit der Geſchichte übereinſtimmenden Momenten ſeinen Zwecken auch ſey: immer wird er doch, um den geſchichtlichen Stoff auf eine dieſen Zwecken entſprechende Weiſe zu gliedern, Vieles erdichten, Einiges umgeſtalten, und Anderes gänzlich unberührt laſſen müſſen: wenn er dem Geſchichtſchreiber nicht bloß ſclaviſch nachtreten, und ſeine Berichte dialogiſiren ſoll. Was er aber erfindet, ſoll mit den hiſtoriſchen Charakteren, mit den weſentlichen äußeren Beſtimmungsgründen, und mit den Ergebniſſen aus beiden übereinſtimmen. Der große Dichter kann die ſtrengere Form der hiſtoriſchen Tragödie aufgeben; er kann freier mit dem hiſtoriſchen Stoffe ſchalten, wie Schiller es gethan hat; er kann es zum weſentlichen Nachtheile ſeines Werkes thun, wie es Schiller'n ebenfalls begegnet iſt — am meiſten in der Jungfrau von Orleans und Maria Stuart: jenes Geſetz jedoch verliert er nie aus dem Auge. Dadurch eben unterſcheidet er ſich vom Stümper. Auch wird er im Erfinden immer um deſto ſparſamer ſeyn: je mehr brauchbare, von der Geſchichte gegebene Momente ihm vorliegen, und je beſſer er dieſe für ſeine Zwecke zu nützen verſteht.

Ganz beſonders geht die Warnung, im Erfinden ſparſam zu ſeyn, und überhaupt nichts in ihre Compoſition aufzunehmen, was nicht eine ſtrenge Beziehung zur Handlung und zur Darlegung der tragiſchen Idee habe, diejenigen Dichter an, welche ihren dramatiſchen Compoſitionen einen ſhakeſpeariſchen Zuſchnitt zu geben, und eine draſtiſche Wirkung durch das bunteſte Gemiſch der Situationen und Vorfälle zu erzielen ſuchen. Sie ſuchen tauſend grelle Lichter und Streiflichter, um ihren Gegenſtand zu beleuchten, ſtatt eine mächtige Maſſe Lichtes von einem Punkte aus darüber auszugießen; und rechtfertigen ihr Verfahren zum Theil durch die Bemerkung des Horaz, »daß nichts einen tieferen Eindruck auf unſer Gemüth mache, als was wir unmittelbar vor unſern Augen vorgehen ſehen« *). Dieſe Bemerkung iſt allerdings richtig; aber eben ſo richtig iſt es, daß alles, was im Drama keine innere, darum nothwendige, und auf das Beſtimmteſte ausgeſprochene Beziehung zur Handlung hat, die Wirkung desſelben ſchwächen muß. Denn wirkt irgend ein Moment ohne ſolche Beziehung: ſo iſt er ein wahres Außenwerk, und verringert das Intereſſe nothwendig, ſtatt es zu verſtärken; tritt die Beziehung zur Handlung aber nicht als eine weſentliche hervor: ſo wirkt ſie faſt noch nachtheiliger, indem ſie dann ein zweifelhaftes Licht wirft. Ohne alle Beziehung zur Handlung ſtellt die einzelnen Momente freilich nur der ſchlechteſte Dichter hin, der ohne Begriff von dramatiſcher Compoſition ſein Stück aufs Gerathewohl zuſammenwürfelt: aber kein anderes, als ein weſentliches in den Gang der Handlung aufzunehmen, und ſeine Beziehung mit unzweideutiger Entſchiedenheit herauszuſtellen, verſteht nur der Beſte.

Am öfteſten mißlingt es hier den Dichtern mit den Scenen, in welchen ſie Sclaven, Bediente, oder Perſonen aus dem Volke einführen. Gewöhnlich benützt der Dichter ſolche Scenen, um auf die Handlung ein grelles Streiflicht zu werfen; und nebenher, um ſeine Stärke im Humoriſtiſchen zu zeigen. Shakeſpeare weiß mit dieſem Hebel

---

*) Segnius irritant animos demissa per aurem,
Quam quae sunt oculis subjecta fidelibus, et quae
Ipse sibi tradit spectator.

Vers. 180 — 182.

große Dinge auszurichten: weil der Rayon ſolcher Scenen bei ihm immer den Mittelpunkt der Handlung berührt. Auch humoriſtiſch hält er ſie faſt immer: aber er faſelt nicht, er radotiert nicht; und macht wohl mitunter obſcöne, reißt aber nie, wie Ihr es thut, geiſtloſe und abgeſchmackte Witze. Auch bei **Calderon** trifft, wenn er Perſonen aus den unteren Ständen zu Trägern des Parallelismus macht, der bei ihm ſo charakteriſtiſch, und in dem er einzig iſt, die komiſche Parallele immer haarſcharf mit dem Ernſte der Haupthandlung zuſammen, dem ſie eben nur dadurch zur wirkſamen Folie dient.

Gräßliche, grauſenhafte Thaten räth **Horaz** dem dramatiſchen Dichter lieber bloß erzählen zu laſſen, als ſie unmittelbar vor die Augen des Zuſchauers zu bringen *). Die Praxis der franzöſiſchen Bühne in dieſer Hinſicht, und zu welchen Inconſequenzen ihr Grundſatz, vor den Augen des Zuſchauers kein Blut zu vergießen, die Dichter derſelben verleitete oder zwang, iſt bekannt. Inzwiſchen wird man jetzt oft genug an das Wort **Voltaire's** erinnert: »Erlaubt dem Dichter das Schaffot zu nennen: und nächſter

---

*) — — — — — — Non tamen intus
Digna geri promes in scenam; multaque tolles
Ex oculis, quae mox narret facundia praesens:
Ne pueros coram populo Medea trucidet;
Aut humana palam coquat exta nefarius Atreus;
Aut in avem Progne, Cadmus vertatur in anguem.
Quodcumque ostendis mihi sic, incredulus odi.
Vers. 182 — 189.

Tage wird er es auf den Brettern aufſchlagen.« Mit wie gutem Fug und Recht man der ſogenannten klaſſiſchen Bühne der Franzoſen ihre Fehler und Verkehrtheiten auch vorgeworfen: man muß geſtehen, ſie reichen nicht an die eines Victor Hugo, Alexander Dumas und anderer Romantiker.

Überhaupt iſt nichts gewöhnlicher, als daß Dichter, denen eine tiefere Einſicht in das Weſen ihrer Kunſt fehlt, das Gräßliche mit dem Tragiſchen verwechſeln. Je frecher, je empörender ein Frevel iſt: um deſto tragiſcher ſcheint er ihnen zu ſeyn. Kann aber ein ſolcher Frevel das überhaupt jemals ſeyn? Geradezu läßt ſich, glaube ich, die Frage keineswegs verneinen. Denn was iſt er anders, als eine höhere Potenz des Irrthums und der Schuld, der Idee einer ſittlichen Weltordnung gegenüber, welche überall die vorzüglichſten Hebel der tragiſchen Poeſie ſind? Das aber iſt gewiß, daß er nicht an ſich ſelbſt tragiſch iſt: ſondern es nur durch die Behandlung des Dichters werden kann. Dieß geſchieht aber keineswegs allein, oder auch nur am beſten und ſicherſten dadurch, daß der Dichter den Trotz oder die Befangenheit jenes Irrthums in den ſchroffſten Zügen herausſtellt; nicht durch äußere Mittel und ein palpables Einwirken der ſtrafenden Gerechtigkeit; auch nicht durch die Streiflichter auffallender Kontraſte: ſondern dadurch, daß er uns zeigt, wie das der Idee einer ſittlichen Weltordnung entſprechende, und dem Gemüthe als ein Ewiges und Unzerſtörbares eingepflanzte Element im Gemüth des Frevelnden ſelbſt ſeine Macht bewährt, und ſeinen Frevelmuth in ſich ſelbſt zuſammenbrechen läßt. Wenn der Dichter ſeine Aufgabe in dieſem Sinne durchzuführen verſteht: ſo wird er, indem er uns mit Schauder erfüllt, unſer heftig aufgeregtes Gemüth zugleich beſänftigen und verſöhnen; und unſer Vertrauen auf das Walten einer ſittlichen Weltordnung erheben und befeſtigen, indem er es herabzudrücken und zu erſchüttern ſcheint. Das aber kann er nur durch die geheimſten und mächtigſten Zauberformeln ſeiner Kunſt; und nur der große Dichter, nicht der Stümper mag ſich an einem ſolchen Stoffe verſuchen.

Was aber nie tragiſch weder ſeyn noch werden kann, iſt das Raffinement der Bosheit und Verruchtheit, worin die neueren franzöſiſchen Romantiker häufig das Tragiſche geſucht haben. Dieſes Raffinement kann das moraliſche Gefühl nur empören; noch mehr durch die Frechheit, mit der es der ſittlichen Idee Hohn ſpricht, als durch das Verbrechen, durch welches es ſie verletzt. Große Frevel können in der Tragödie nur durch eine große Energie der Leidenſchaften und des ſelbſtbewußten Willens erträglich werden. In jenem Raffinement der Verruchtheit liegt aber immer etwas von kleinlich berechnender Bosheit. Man könnte ſie die Fratze jener Energie nennen.

Den Knoten, welchen der Dichter geſchürzt hat, verlangt Horaz, ſoll er am Ende löſen, nicht gewaltſam zerhauen *). Am beſten aber iſt es, wenn er ſich von ſelbſt löſt; das heißt, wenn der Dichter die ganze Handlung ſo geführt hat, daß die Löſung als eine in ihr mit innerlicher Nothwendigkeit bedingte erſcheint. Es iſt daher immer ein ſchlimmes Zeichen, wenn der fünfte Act dem Dichter große Mühe; ein gutes, wenn er ſich, ſo zu ſagen, von ſelbſt macht. Meiſtens verwendet der Dichter, wenn er bis zum fünften Acte ſeines Tagewerks nicht ſchon überdrüſſig geworden, was mitunter vorkömmt, auf dieſen eine beſondere Sorgfalt, und manche glauben mit ihm die ganze Zeche bezahlen zu können: eine ſolche Berechnung wird ihn aber immer täuſchen, wie ihm das Draſtiſche der materiellen Momente dabei auch immer zu Hülfe komme. Dagegen verwendet der Dichter, der ſeinen Vortheil verſteht, die höchſte Sorgfalt auf jenen Theil ſeines Werkes, welcher der Kataſtrophe unmittelbar vorausgeht. Nicht die Darſtellung des Unglücks, welches den Helden trifft, erſchüttert uns am meiſten: ſondern wenn wir es an ihn heranſchreiten, und die erhobene Keule über ſeinem Haupte ſchweben ſehen, während er es in der Trunkenheit des Glückes ferne wähnt, fühlen wir uns im Innerſten ergriffen; oder wenn der Dichter die Schauder der überraſchenden oder immer ſich ſteigernden Ahnung ſeines Nahens aus der Bruſt des Helden in die unſrige herüber zu gießen weiß. In der

---

*) Nec Deus intersit, dignus ni vindice nodus
Inciderit:

Vers. 191 et 192.

Behandlung dieſes Theils ihrer Compoſitionen ſind die Alten, beſonders Sophokles, unübertreffbar.

Horaz will, die Tragödie ſolle durchaus nicht weniger als fünf Acte haben *). Für die griechiſche und römiſche Tragödie waren in ihrer ſceniſchen Anordnung Gründe für dieſe Regel vorhanden: z. B. der Chor. Auch läßt ſich nicht läugnen, daß das Zerfallen der dramatiſchen Handlung in Expoſition, Verwicklung und Löſung, und das natürliche Verhältniß dieſer Theile, für fünf Acte ſpreche: ſo wie die Würde der Tragödie überhaupt einen größeren Umfang der Handlung zu verlangen ſcheint. Sonſt läßt ſich inzwiſchen nicht abſehen, warum ſie gerade fünf Acte haben mußte. Tieck macht in ſeinen dramaturgiſchen Blättern die Bemerkung, der dramatiſche Stoff werde dem Dichter immer zuerſt in vier Acte zerfallen. Und was wäre gegen vier Acte zu ſagen, wenn die tragiſche Handlung ſich in ihnen vollkommen abſchlöße? Die ſpaniſchen Dramen haben faſt immer nur drei Jornadas. Im Deutſchen haben wir Tragödien von ſieben Acten, und andere, in welchen eine Perſon durch mehrere tauſend Verſe in einem Athem fortredet. Auf andere Weiſe laſſen Univerſal- und Specialgeſchichte ſich freilich nicht dramatiſch abhandeln. Und wer dürfte dem Dichter die Freiheit beſchränken, ſeinem Werke eine ihm gut dünkende Form zu geben: wenn dieſe nur nicht

---

*) Neve minor, neu sit quinto productior actu
Fabula, quae posci volt, et spectata reponi.
Vers. 189 et 190.

eine der eigenthümlichen Natur ſeines Vorwurfes durchaus widerſprechende: dem Einzigen, worin ſeine Freiheit ihre natürliche Schranke findet. Darum aber iſt es nicht minder wahr: der Weg des dramatiſchen Dichters zur Unſterblichkeit geht über die Bretter. Auch wenn er ſein Werk von vorn herein außer die Berechnung der Bühne ſtellt, mag er eine ächt tragiſche Wirkung erreichen: allein mit größerer Intenſion, mit gedrungener Kraft, mit ſtrengerer Beſonnenheit zwingen die ihm ſo verhaßten Schranken der Bühne ſelbſt ihn, auf jene Wirkung hinzuſtreben. Und warum verhaßt? Iſt es wünſchenswerther für den Dichter, das Schickſal ſeines Werkes von der Laune eines Buchhändlers, und vom Geplapper der Tageblätter abhängig zu machen, als von der Bühnendarſtellung? Jeder Dichter wünſcht ſeinem Werke die vollſte, allgemeinſte Anerkennung. Es kann dieſe nur finden, wenn es von der Bühne herab wirkt; denn erſt durch die Darſtellung gewinnt ein dramatiſches Gedicht wahres Leben. Man klagt über den Verfall der Bühne: aber wie ſoll ſie nicht verfallen, wenn die tüchtigeren Talente aus eigenſinnigem Hochmuth es verſchmähen, für ſie thätig zu ſeyn, und ihre Schranken für unerträglich halten? Allzubeengend können dieſe Schranken nicht ſeyn: denn ſie wären es ſonſt auch für Shakeſpeare, für Calderon, für Tirſo de Molina, für Goethe, für Schiller und für Andere geweſen. Man klagt über die Directionen. Manche mögen durch ihren Unverſtand und ihren Krämergeiſt dem Dichter es ſchwer genug machen, auf der

Bühne Fuß zu faſſen. Wenn inzwiſchen eine Direction Einſicht und guten Willen genug beſitzt, und von aller Mißgunſt ferne genug ſteht, um das Talent willig anzuerkennen, und es ihm, ſo viel an ihr iſt, leicht zu machen: ſo mag ihr das billig als das erſte, weſentlichſte, und eben nicht ſo leicht zu erſetzende Verdienſt angerechnet werden. Überdieß iſt es ja im Intereſſe der Directionen, gute Bühnenſtücke zu gewinnen. Wir kommen immer auf den alten Punkt zurück. Zeigt nur etwas von Eurer Allmacht, die Leute zum Lachen und Weinen zu zwingen: und man wird Euch gern den Raum dazu geben.

Da das Drama bei den Griechen aus dem Chore entſtanden war, und es im Plane des Horaz lag, durch Hindeutungen auf die Geſchichte der dramatiſchen Poeſie bei jenen auf die Verbeſſerungen hinzuweiſen, deren die römiſche Bühne bedurfte: ſo beginnt er dieſelben mit Erwähnung der Beſtimmung des Chors *), und geht von dieſem

---

*) Actoris partes chorus, officiumque virile
Defendat; neu quid medios intercinat actus,
Quod non proposito conducat et haereat apte.
Ille bonis faveatque et consilietur amice:
Et regat iratos, et amet pacare tumentes:
Ille dapes mensae laudet brevis: Ille salubrem
Iustitiam, legesque, et apertis otia portis;
Ille tegat commissa, Deosque precetur et oret,
Ut redeat miseris, abeat Fortuna superbis.
Vers. 193 — 202.

auf die Barbarei der alten, und auf die Verfeinerung der neueren Theatermuſik über.

In Betreff des Chors weiß ich nur das zu wiederholen, was ich ſchon bei anderen Gelegenheiten darüber bemerkt habe. Daß der Chor in jener Form und Weiſe, wie er auf der griechiſchen Bühne heimiſch war, ſich nicht auf die unſrige verpflanzen laſſe, liegt auf der Hand. Ein griechiſcher Chor iſt auch der Chor in der Braut von Meſſina nicht. Damit aber iſt keineswegs auch zugegeben, daß der Chor als eine im Sinne der griechiſchen Tragödie mithandelnde Perſon für unſre Bühne durchaus unſtatthaft ſey. Die ſeit den erſten Anfängen der neueren tragiſchen Poeſie von namhaften Dichtern immer aufs Neue wiederholten Verſuche, ihn auf dieſer einzubürgern, ſprechen wenigſtens ſehr nachdrücklich dafür: und noch nachdrücklicher die Rückſicht, daß der Chor den Dichter zwingen würde, ſeiner Compoſition mehr Einfachheit und Haltung zu geben, die Handlung ſtrenger abzuſchließen, und auf die tragiſche Wirkung mit größerer Intenſion und Beſonnenheit hinzuſtreben. Zu ſchleudern, in jedem Einfalle, jeder Laune, jeder Grille ſich nach Willkür zu ergehen, würde der Chor dem Dichter zum Theil durch ſich ſelbſt unmöglich machen. Dieſer Vortheil wäre kein geringer. Für jeden Fall aber wird man Schiller's Wort: daß die Einführung des Chors der letzte und entſcheidende Schritt zur Vollendung der tragiſchen Poeſie ſey, als ein aus ihrem innerſten Weſen geſchöpftes anerkennen müſſen.

Was wäre endlich gegen den Gebrauch des Chors in einer anderen, uns näher liegenden Form; was wäre gegen eine Tragödie mit Chören zu ſagen, wie Racine in ſeiner Athalia, und Delavigne in ſeiner Paria ſie verſucht haben? Zur tragiſchen Oper dürfte die Tragödie dadurch nicht werden; aber müßte ſie denn das, wenn ſie den Chor auf dieſe Weiſe aufnähme? Ich wenigſtens kann mich noch immer von der Hoffnung nicht losmachen, ſo wenig Ausſicht auch für die nächſte Zeit zu ihrer Verwirklichung vorhanden iſt, es könne noch der Dichter kommen, der vom Himmel mit der doppelten Gabe ausgeſtattet, zugleich in der Poeſie und in der Tonkunſt die einfachſten und ergreifendſten Töne anzuſchlagen, ohne die Tragödie mit der Oper zu vermengen, oder ihren übrigen Theilen die muſikaliſche Begleitung aufdrängen zu wollen, und ohne ſclaviſche Nachahmung der Alten, den Chor in die neuere Tragödie auf eine ihr angemeſſene Weiſe einführe.

Daß weder der Chor als mithandelnde Perſon, noch Chöre bei jedem Stoffe anwendbar ſeyen, braucht nicht erſt bemerkt zu werden. Gut; ſo wendet ſie an, wo ſie anwendbar ſind. Das große Unglück, wenn wir Tragödien mit Chören, und ohne Chöre, hätten! Es gibt durchaus nichts, was der freien Entwicklung und dem Gedeihen der tragiſchen Poeſie mehr entgegen wäre, als dieſe engſinnige Sucht, Alles über einen und denſelben Leiſten zu ſchlagen: eine Sünde, von der Ihr trotz all Eures Geſchreis von Freiheit noch bei weitem nicht frei ſeyd.

Es klingt faſt wie Ironie, wenn Horaz die römiſchen Dichter belehrt, was ein Jambus ſey, und wie der jambiſche Vers gebaut werden müſſe. Wußten ſie denn das nicht? In ſo weit hätte man ſie doch für eingeſchult halten ſollen. Oder machten ſie ihre Verſe gerade ſo nachläßig und ſudleriſch, als wenn ſie es nicht gewußt hätten; gerade wie unſere dramatiſchen Dichter, bei deren Verſen man fortwährend die Empfindung hat, als ob man in einem ſchlechtgebauten Wagen über aufgeriſſenes Straßenpflaſter hinrollte. Freilich, wenn, wie ich ſchon in meiner deutſchen Zeitmeſſung bemerkte, ſelbſt bei Goethe der fünfte, ſechste; bei Schiller der vierte, fünfte Vers keine Meſſung verträgt: was läßt ſich da ſagen, wenn die Verſe der jüngeren Dichter Alles, nur keine Verſe, ſind!

Es iſt beluſtigend, auf welche Weiſe ſie ihre holperichten Verſe, nicht zu entſchuldigen, ſondern zu rechtfertigen meinen. »Der tragiſche Vers müſſe hart ſeyn; das mache ihn kräftig. Raupach's Verſe ſeyen gar zu glatt« ꝛc. (Und doch habe ich unter den erſten hundert Verſen ſeiner Raphaele nicht weniger als fünf und zwanzig nachgewieſen, die keine Meſſung vertragen!) Man könnte auf die Vermuthung gerathen, ſie hätten es mit einer ſolchen Rechtfertigung auf Spaß abgeſehen. Denn man ſoll ihnen doch zutrauen dürfen, ſie würden zwiſchen der Kraft des Gedankens und der Diction, und zwiſchen dem metriſchen Gehalt des Verſes zu unterſcheiden wiſſen. Harte und holperichte Verſe machen, um für einen gedankenſchweren Dichter zu gelten, wäre eben ſo viel, als wenn jemand, um Energie des Charakters zu zeigen, mit groben Nägeln beſchlagene Holzſchuhe tragen wollte.

— — — — — — — — — Der iſt
Kein Maler, welcher nicht den holden Schein
Der Farbe liebt.

ſagt Ohlenſchläger's Correggio: und gewiß iſt der kein Dichter (Ihr werdet wenig große Dichter als Ausnahme anführen können; und könnt Ihr, wie ſie, durch ſchwere Goldſtufen den Mangel des klingenden Goldes ausgleichen?), welcher nicht den Wohllaut liebt. Zuerſt muß die Natur Euer geiſtiges Ohr dafür erſchloſſen haben; aber dieſes läßt ſich bilden und verfeinern. Die Sprache? — Sie könnte den Forderungen des Wohllauts günſtiger ſeyn, als ſie es iſt: aber unter zwanzig ſchlechtgemeſſenen Verſen hätten immer neunzehn, ohne dem Gedanken oder der Sprache im Geringſten Gewalt anzuthun, richtig gemeſſene ſeyn können *). Es käme eben nur darauf an, daß Ihr nicht zu träge, zu nachläßig, und, wie häufig, aus der dünkelhaften Überzeugung von dem Gehalt Eurer übrigen poetiſchen Gaben, nicht zu vornehm wäret, ſie richtig zu meſſen. Zwingen kann Euch allerdings niemand dazu; aber wollt Ihr deßwegen Eure Verſe ſchlecht

---

*) Ein Beiſpiel von einem Vers, der ohne ſchlechter zu ſeyn, durchaus nicht anders ſeyn könnte, als er iſt, gibt der bekannte:

—́ ◡ ◡, —́ — ◡, ◡.
Kennſt du das Land, wo die Citronen blühn ꝛc.

meſſen, weil Zuhörer und Kunſtrichter ſie Euch hingehen laſſen? Wer, wie Horaz ſich ausdrückt, den richtigen Tonfall im Ohr und in den Fingern hat, nimmt ſie doch für das, was ſie ſind, für — ſchlecht [1])

Wenn Horaz der Meinung iſt, die Vorfahren ſeiner Zeitgenoſſen hätten die plautiniſchen Verſe und Scherze allzuwohlgefällig und allzunachſichtig bewundert [2]): ſo kann man nur wünſchen, die unſrigen hätten an den Poſſenſpielen des wackeren Hans Sachs, und ſpäter an jenen eines Jakob Ayrers und Andreas Gryphius — die übrigens hierdurch mit Plautus nicht auf die gleiche Linie geſtellt ſeyn ſollen — ein gleich ſtarkes, wenn auch immerhin unkritiſches Behagen gefunden. Dann dann war die

---

[1]) Syllaba longa brevi subjecta, vocatur iambus,
Pes citus; unde etiam Trimetris adcrescere jussit
Nomen iambeis, senos cum redderet ictus
Primus ad extremum similis sibi; non ita pridem,
Tardior ut paullo graviorque veniret ad aures,
Spondeos stabiles in jura paterna recepit
Commodus ac patiens; non ut de sede secunda
Cederet, aut quarta socialiter.
Vers. 250 — 258.

[2]) At vostri proavi Plautinos et numeros et
Laudavere sales; nimium patienter utrosque,
Ne dicam stulte, mirati: si modo ego et vos
Scimus inurbanum lepido seponere dicto,
Legitimumque sonum digitis callemus et aure.
Vers. 270 — 275.

Möglichkeit gegeben, daß ſich aus jenen rohen Anfängen ein deutſches Nationalluſtſpiel entwickelte. Allein ſie ſuchten und fanden nur bei dem gemeinen Volke Antheil, und vermochten bei der Ungunſt der Zeiten, und dem immer mehr wegſchwindenden Sinn für öffentliche gemeinſame Volksluſt, ſelbſt in dieſer Region keine bleibenden Wurzeln zu ſchlagen; ſpäterhin bei gleich ſchlechten Anſprüchen an einen beſſeren Geſchmack vornehm mißachtet, und undankbar vergeſſen. Überhaupt hat das Luſtſpiel nie unter uns einen recht gedeihlichen Boden gefunden, und ſich zur Eigenthümlichkeit unſerer ſonſtigen Bildung immer in einer falſchen Stellung geſehen. Unter uns kam ihm nicht der romantiſche Schwung des Lebens, wie bei den Spaniern; nicht mit der, wenn auch einſeitigen, doch auf einen hohen Grad gediehenen Verfeinerung des geſellſchaftlichen Lebens der geſchärfte Sinn für feine Charakteriſtik und feine Führung der Intrigue, wie bei den Franzoſen; nicht das Talent für Sittenmalerei, Spielraum und Empfänglichkeit für einen kräftigen Humor, wie bei den Engländern; oder die petillirende Luſt am Poſſenhaften, wie bei den Italienern: bei uns kam ihm gar nichts zu Statten: wohl aber war ihm Vieles entgegen, deſſen nachtheiligen Einfluß es nicht zu überwinden vermochte: am meiſten — um der Verſchrobenheit des Geſchmacks, der erbärmlichen Flachheit und Geſtaltloſigkeit des deutſchen Familienlebens im ſiebzehnten und in der erſten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gar nicht zu gedenken — früher jene Verirrung des ſonſt ſo gefunden deutſchen Hausverſtandes, welche die platte Natürlichkeit mit einer poetiſch naturgetreuen Auffaſſung der Sitten und geſellſchaftlichen Zuſtände verwechſelte, und jene philiſterhafte Geſinnung, welche das Luſtſpiel zu einer moraliſchen Diatribe machen wollte; jetzt, außer Mehrerem, was hier unerörtert bleiben muß, der Zuſtand unſerer Kritik, die verworren und uneins mit ſich ſelbſt iſt, und in der, trotz alles Geſchreis nach Poeſie, jene platte Natürlichkeit und jenes Philiſterthum ihre Repräſentanten noch immer nicht verloren haben. So gleicht denn Thalia unter uns einem raſchen, lebensfrohen Mädchen, das von ſeinem Unſtern in eine achtbare, pedantiſche Familie geworfen, mit ſeiner natürlichen Schalkheit und friſchen Lebensluſt, überall Anſtoß gibt und findet, und darum nicht umhin kann, und zum Theil ſich gezwungen ſieht, mitunter eine ziemlich alberne Miene zu machen. Jünger konnte für eine eigenthümliche, faſt möchte ich ſagen, locale Ausbildung des deutſchen Luſtſpiels Bedeutendes leiſten, wenn er mehr Productivität gehabt hätte; Iffland's Familiengemälde, abgeſehen von dem, was man ihren trockenen Jammer genannt hat, vermochten ſchon darum keine Schule des deutſchen Luſtſpiels zu gründen, weil jene eigenthümliche Phyſiognomie des Familienlebens, welche ſie treu, in mit feſter Hand gezeichneten Zügen, aber ohne poetiſches Colorit darſtellen, kurz nach der Zeit ihres Erſcheinens und ihrer Geltung ſich immer mehr zu verlieren anfing. Inzwiſchen klingt noch viel von dem Tone nach, den ſie anſchlugen. Der rechte Mann, dem deutſchen Luſtſpiele auf die Füße zu helfen, wäre Kotzebue geweſen; wenn er etwas mehr Kern, und etwas mehr Poeſie in ſich gehabt hätte.

Man hat geſagt, unſer Leben habe zu wenig markirte Eigenthümlichkeit, wir hätten zu wenig ſcharf hervortretende Thorheiten und Lächerlichkeiten, als daß ſie dem Luſtſpiele zu Gute kommen könnten. Es iſt etwas unbeſtreitbar Wahres an dieſer Bemerkung; inzwiſchen zu ſcharf hervortretenden Thorheiten und Lächerlichkeiten, und auch zu mehr als dieſen, kann in der Folge immer noch Rath werden. Es iſt gute Ausſicht dazu vorhanden. Ob ſie aber der Poeſie zu Gute kommen, und die Dichter dann noch Kraft und guten Humor genug haben werden, um ſie künſtleriſch zu benützen, iſt eine andere Frage.

Eines aber gibt es, was dem deutſchen Luſtſpiele durchaus nie gut bekommen hat, noch jemals gut bekommen wird; ich meine das Betteln bei dem franzöſiſchen Luſtſpiele; jene zahlloſen kleinen und größeren, wie es gerade kommt, gut oder ſchlecht überſetzten oder bearbeiteten Piecen, welche ſeit mehreren Jahren auf unſrer Bühne immer häufiger werden, und alle anderen Productionen davon verdrängen zu wollen ſcheinen. Größtentheils ohne poetiſchen Gehalt, und den Charakter der Frivolität, den die franzöſiſche Literatur von ihrem erſten Beginne an in keiner Periode ihres Beſtehens verläugnet hat, ebenfalls nicht verläugnend, ſind ſie den Sitten eben ſo nachtheilig, als die Empfänglichkeit für ächte Poeſie ſich nothwendig durch ſie herabſtimmen, und immer mehr verlieren muß. Wenn Ihr doch ſchon nicht auf eigenen Füßen ſtehen könnt; wenn Ihr doch ſchon betteln und ſtehlen müßt: ſo bettelt und ſtehlt doch wenigſtens bei denjenigen, die gutes, nicht bei denen, die ſchlechtes und verfälſchtes Geld in der Taſche, und dieſes ſelbſt wieder geſtohlen haben. Wendet Euch von den Franzoſen zu den Spaniern. Lernt ſpaniſch; der Schacht, der Euch dann offen ſteht, iſt unerſchöpflich an den mächtigſten Goldſtufen. Der einzige Lope de Vega iſt überreich genug, um einige Dutzend von Euch auf zehn und zwanzig Jahre zu verſorgen. Und neben ihm wie viele Andere, bis auf den trefflichen Breton de los Herreros herab! Ihr wollt Geld, Ihr wollt Ehre verdienen. Gut; hier iſt Geld, hier iſt Ehre zu verdienen. Nur bloß überſetzen, oder ungeſchickt nachahmen und verballhornen müßtet Ihr nicht. Mit freiem, ſelbſtſtändigem Geiſte müßtet Ihr den Stoff, und das in ihm liegende poetiſche Element erfaſſen, und ihn ſeiner Eigenthümlichkeit nach, nicht als ſclaviſche Nachahmer, ſondern als Dichter geſtalten. So wird er das Fremdartige verlieren. Ohnehin ſpielt die Handlung häufig in Italien, und läßt ſich mit einigem Geſchick ſehr oft recht gut nach Deutſchland, und in die neuere Zeit verlegen. Allerdings iſt das Luſtſpiel zunächſt an die Gegenwart, und an die Darſtellung der nationellen Sitten gewieſen. Aber haben dieſe franzöſiſchen Marquis, Glücksritter und Coquetten keinen fremdartigen Anſtrich? Das wahrhaft Poetiſche iſt nie fremdartig: weil es als ein ſolches ſelbſt jeder Zeit und jedem Volke angehört [1]).

Horaz lobt es an den römiſchen Dichtern, daß ſie ſich in jeder Gattung verſucht haben, und glaubt, Rom würde, wie es an Waffenruhm die Griechen beſiegt habe, auch in der Poeſie nicht hinter ihnen zurückgeblieben ſeyn, wenn ſeine Dichter, mit größerem Ernſt nach Correctheit ſtrebend, die mühſame Arbeit des Feilens nicht ſcheuten. Dazu ermahnt er ſie denn auf das dringendſte. Sie ſollten ſichs nicht verdrießen laſſen, die Feile zum zehnten Male anzuwenden; und ihre Werke neun Jahre lang im Pult zurückbehalten [2]). Dagegen hat Friedrich Schiller geſagt: »Ein dramatiſches Werk ſolle die Blüthe eines Sommers ſeyn; und allerdings liegt es im Weſen eines ſolchen ſelbſt, daß es im raſchen Zuge der Begeiſterung, nicht mit einer die Schritte ängſtlich abzirkelnden Langſamkeit hingeſchrieben werde. Nur über zweierlei muß man ſich dabei verſtändigen. Einmal, um raſch und doch gut zu ſchreiben, muß der Dichter des Stoffes vollkommen Meiſter geworden, und über alle Details mit ſich einig ſeyn; und alles zur Hand liegen haben. Der dramatiſche Dichter mag ſein Werk alſo immer in wenig Monaten hinſchreiben; nur muß der Entwurf des Ganzen wenigſtens ſo weit in ihm gereift ſeyn, daß er über kein weſentliches Moment weiter mit ſich ſelbſt uneins ſey. Dieß kann das Ergebniß weniger Tage, ſelbſt weniger glücklicher Stunden ſeyn; er kann aber eben ſo gut einen Entwurf Jahre lang in ſich herum tragen, ehe er zur vollkommenen Reife gelangt. In einzelnen Fällen mag ein glücklicher Effort ihn ſchnell zum Ziele führen: im Ganzen wird es am beſten ſeyn, der Natur keine Gewalt anzuthun. Wenn er auf dieſe Weiſe verfährt, wird ſich ihm ein eigener Tact anbilden, der ihn ſicher lehren wird, wenn er die Zügel anziehen, wenn er ſie nachlaſſen müſſe.

---

[1]) Vgl. die Anzeige von Don Eugenio Ochoa's Teatro Espanol in den Wiener Jahrbüchern der Literatur 88. und 89. Band.

[2]) Nil intentatum nostri liquere poëtae;
Nec minimum meruere decus, vestigia Graeca
Ausi deserere, et celebrare domestica facta,
Vel qui Praetextas, vel qui docuere Togatas.
Nec virtute foret clarisve potentius armis,
Quam lingua, Latium; si non offenderet unum —
Quemque poetarum limae labor et mora. Vos o,
Pompilius sanguis, carmen reprendite, quod non
Multa dies et multa litura coërcuit, atque
Praesectum decies non castigarit ad unguem.
Vers. 285 — 295.
— — nonum — prematur in annum
Membranis intus positis.
Vers. 387.

Die zweite Bedingung, unter welcher Schiller's Meinung, die allerdings auch die Praxis einiger großer dramatiſcher Dichter, namentlich griechiſcher und ſpaniſcher, für ſich hat, gegen Horaz Recht behält, iſt, daß der Dichter, wenn er ſein Werk raſch hingeſchrieben, die Mühe des Feilens darum nicht vernachläßige. Zwei Dinge werden ihm dabei von dem unbedingteſten Nutzen ſeyn. Einmal, wenn er zwiſchen den erſten Guß und der Arbeit des Nachfeilens einige Zeit dazwiſchen wirft; und dann, wenn er die rechte Stimmung für das Letztere zu wählen weiß. Alles Schaffen fordert raſches Feuer; alles Prüfen beſonnene Ruhe. Iſt aber ein Werk ganz oder größtentheils mißrathen: ſo nehme er guten Rath an, und ſchleudere es nicht zu ſeinem entſchiedenen Nachtheile in die Öffentlichkeit hinaus: ſondern behalte es ſo lange im Pulte, bis es ihm ſelbſt fremd geworden iſt. Das iſt in der That das einzige Mittel, um die für eine Umarbeitung nöthige Unbefangenheit des Geiſtes zu gewinnen, ohne welche der zweite Guß eben nicht beſſer gelingen würde, als der erſte.

Eine andere Urſache, warum die römiſchen Dichter hinter den griechiſchen zurückgeblieben, findet Horaz in dem Genieſtolze der Erſteren [*]. Die launichte Schilderung, die er von dieſen entwirft, erinnert an die Kraftgenies unſerer

---

[*] Ingenium misera quia fortunatius arte
Credit, et excludit sanos Helicone poëtas
Democritus; bona pars non ungues ponere curat,
Non barbam: secreta petit loca, balnea vitat.
Nanciscetur enim pretium nomenque poëtae,
Si tribus Anticyris caput insanabile nunquam
Tonsori Licino commiserit. O ego laevus,
Qui purgor bilem verni sub temporis horam!
Non alius faceret meliora poemata.
Vers. 295 — 304.

Sturm- und Drangperiode. Dieſe iſt freilich vorüber; aber der Genieſtolz iſt geblieben, und die Meinung, daß das Genie für ſich allein Alles thue. Das Genie thut das Beſte; aber nicht Alles.

Das iſt nicht Eure Meinung. Nach dieſer thut das Genie Alles. Es ſchafft darum Werke, die durchaus unbeſtreitbare Anſprüche an Bewunderung haben. Ihr ſeyd Genie's; alſo haben Eure Werke ein unbeſtreitbares Recht, zu verlangen, daß wir ſie vortrefflich finden, und ſie bewundern.

Die Major, daß nämlich das Genie durch ſich allein Alles thue, iſt falſch. Aber ſie mag für vollwichtig gelten. Es ſieht darum noch immer etwas mißlich um Eure Schlußfolge aus. Denn Ihr habt jetzt die Minor zu beweiſen; und könnt Ihr da keine vollwichtigen Beweiſe geben, ſo fällt Eure ganze Schlußfolge über den Haufen. Ihr meint dieſe vollwichtigen Beweiſe bereits gegeben zu haben. Aus Zweien Eines. Eure Zeit, die ſie als das nicht anerkannt hat, weiß ſie entweder nicht zu ſchätzen; oder — ſie ſind eben nicht vollwichtig.

Ich will Euch offen ſagen, was ich von der Sache denke. Die Natur hat Vielen von Euch, nicht das höchſte Maß geiſtiger Kraft — denn dieſes höchſte Maß wird immer zum höchſten Ziele ſich Bahn brechen —: aber ſo reiche und herrliche Kräfte gegeben, daß Ihr nicht bloß Tüchtiges, wie Ihr gerne ſagt, ſondern Ausgezeichnetes leiſten würdet, wenn Ihr nicht der Meinung wäret, Ihr beſäßet jenes höchſte Maß von Kraft; alles, was Ihr immer ſchafft, ſey mit dem Stempel des Genies bezeichnet; und dieſer Stempel ſtrahle ſo leuchtend, daß er gar nicht verkannt werden könne. Strahlte er nun wirklich ſo leuchtend: ſo würde Euer Genie uns einleuchten. Genie's ſeyd Ihr alſo nicht; den Genieſtolz habt Ihr, nicht das Genie. Den Stolz aber auf einen Vorzug, den Jemand nicht wirklich beſitzt, nennt man Dünkel. Vergebt mir meine Freimüthigkeit; aus einem Grunde vergebt ſie mir: des aufrichtigen Bedauerns wegen, welches ich darüber empfinde, daß Eure zum Theil herrlichen Talente für Euch, für die Nation, für Eure Zeit, und für die Nachwelt verloren gehen.

Was iſt Genie? Jene höchſte Kraft des Geiſtes, die ſelbſtſtändig mit glücklichem Blick tiefer, als das bloße Talent, in das innere Weſen ſeines Gegenſtandes eindringt. Es kann irren; es kann ſich verirren; es kann ſich über die Regel wegſetzen; nur die aus dem inneren Weſen der Kunſt und ſeines individuellen Vorwurfes hervorgehenden Regeln, verliert eben das Genie am ſeltenſten aus dem Auge. Denn in dieſen iſt nichts Willkürliches, nichts bloß Conventionelles; ſie ſind nothwendig, ewig, unveränderlich, wie die Natur des menſchlichen Geiſtes. Hier iſt es, wo Genie und Regel den ſchweſterlichen Bund ſchließen *). Ihr könnt

---

*) Natura fieret laudabile carmen, an arte,
Quaesitum est. Ego nec studium sine divite vena,
Nec rude quid possit video ingenium: alterius sic
Altera poscit opem res, et conjurat amice.
Vers. 408 — 412.

und werdet die Regel nicht verachten, wenn Ihr Genie's ſeyd. Wie groß aber Euer Talent auch ſey: beſſer, als die Regel zu verachten, werdet Ihr daran thun, ſie kennen und begreifen zu lernen; und Euch nebenher noch nach einigen anderen umzuſehen, was Eurem Talente ſonſt noch zu einer »tüchtigen Durchbildung« verhelfen kann. Manches davon mag auch dem wirklichen Genie recht gut zu Statten kommen.

Der Ausbildung bedarf das poetiſche Talent, wie jedes andere; und das um ſo mehr, da es dem Dichter am allerwenigſten erlaubt iſt, mittelmäßig zu ſeyn *). Es iſt ſonderbar, ſagt Horaz; wer mit den Waffen nicht umzugehen verſteht, meidet das Marsfeld; und wer nicht geübt iſt, mit dem Balle, dem Discus, oder mit dem Reifen zu ſpielen, unterläßt dieſe Spiele, um den Kreis der Zuſchauer nicht zum Gelächter zu reizen. Nur als Dichter

---

*) — — — — — Hoc tibi dictum
Tolle memor: certis medium ac tolerabile rebus
Recte concedi: consultus juris, et actor
Caussarum mediocris abest virtute diserti
Messallae, nec scit quantum Cascellius Aulus;
Sed tamen in pretio est: mediocribus esse poëtis
Non homines, non Di, non concessere columnae.
Ut gratas inter mensas symphonia discors,
Et crassum unguentum, et sardo cum melle papaver
Offendunt; poterat duci quia coena sine istis:
Sic animis natum inventumque poëma juvandis,
Si paullum summo decessit, vergit ad imum.
Vers. 367 — 379.

glaubt Jeder, ohne für ſeine Ausbildung dazu etwas gethan zu haben, gelten zu können, und gibt von den Brettern herab ſich und ſeine Werke dem allgemeinen Gelächter preis[1].

Als die erſte Grundquelle und Bedingung der Ausbildung des poetiſchen Talents bezeichnet Horaz dieſes, daß der Dichter vernünftig denken gelernt habe[2].

Wenn Horaz bei dieſem: vernünftig denken, eine bloße Verſtandesnüchternheit im Sinne gehabt hätte: ſo würden die Dichter ſeiner, wie unſrer Zeit; und die des erſten und zweiten, ſo wie jene des dritten, vierten, fünften, ſechsten, ſiebenten ꝛc. ꝛc. Ranges ihn ganz kürzweg, und keineswegs mit Unrecht, des Philiſterthums beſchuldigt haben. Am meiſten die Letzteren, die ſo ernſtlich darauf verſeſſen ſind, daß jeder Zoll an ihnen Dichter ſey, daß ſie mitunter nur darum recht unvernünftig zu ſchreiben ſcheinen, um nicht in jenem Sinne vernünftig zu ſchreiben. Allein jenes: vernünftig denken, was in Beziehung auf die gemeinen Intereſſen des Lebens mit Recht proſaiſche Nüchternheit heißt: verdient dieſen Namen nicht mehr, wenn es den höchſten Ideen des Lebens zugewendet iſt. Dann iſt es Klarheit der höchſten Erkenntniß, die wir zu erreichen vermögen; und jener Ausdruck: vernünftig denken, bezeichnet dann zunächſt ein dem höchſten geiſtigen Vermögen, wodurch wir jene Erkenntniß erringen, entſprechendes Streben; ſo wie der lateiniſche: Sapere, das höchſte Ergebniß dieſes Strebens ſelbſt bezeichnet.

---

[1] Ludere qui nescit, campestribus abstinet armis;
Indoctusque pilae, discive, trochive, quiescit;
Ne spissae risum tollant inpune coronae:
Qui nescit versus, tamen audet fingere: Quid ni?
Liber et ingenuus, praesertim census equestrem
Summam nummorum, vitioque remotus ab omni.
Vers. 379 — 385.

[2] Scribendi recte, sapere est et principium et fons.
Vers. 309.

Ohne dieſes: vernünftig denken, und — weil alles vernunftgemäße Denken nur in der ſittlichen Erkenntniß ſeinen Schluß findet — ohne Klarheit der ſittlichen Erkenntniß, ohne Klarheit der ſittlichen Lebensanſchauung gibt es keine wahre Poeſie; und ſelbſt die bloß ſchildernde hängt, wo ſie wirklich Poeſie iſt, durch feſte Fäden mit einer ſittlichen Lebensanſchauung zuſammen: weßwegen man ihr mit Unrecht den Namen der Poeſie ſtreitig gemacht hat. Wie aber könnte jene Poeſie einer ſittlichen Lebensanſchauung entbehren, die unmittelbarer, als jede andere, uns ein Bild des Lebens geben will; ich meine die dramatiſche: und zwar die komiſche nicht minder als die tragiſche. Denn ein Luſtſpiel, deſſen bewegendes Prinzip ausſchließend die Willkür des Zufalls wäre, würde eben die herbſte und unerträglichſte aller Tragödien ſeyn: und das Luſtſpiel unterſcheidet ſich in dieſer Beziehung von der Tragödie nur dadurch, daß die Widerſprüche mit einer vernünftigen (ſittlichen) Lebensanſchauung nur zu leichtem Nachtheil der Handelnden ausſchlagen, weßwegen ſie uns lächerlich, nicht tragiſch erſcheinen: oder in ſofern ſie ſich löſen, jene zu dem gewünſchten Ziele ihres Strebens führen. So iſt denn jene Lebensanſchauung auch für das Luſtſpiel die einzige feſte Baſis; ſelbſt wo, unſtreitig mit der geringſten dramatiſchen Wirkung, der bloße Zufall die Löſung der Widerſprüche übernimmt; weil wir in dieſem Falle erkennen, wie ſie ohne ſeine Dazwiſchenkunft ungelöſt geblieben ſeyn würden.

Wie könnte ferner der tragiſche Dichter einer gereiften ſittlichen Lebensanſchauung entbehren, da es ſein eigentlichſter Beruf iſt, die Widerſprüche der menſchlichen Leidenſchaften und Zuſtände mit dem Walten einer ſittlichen Weltordnung nicht nur in den prägnanteſten Zügen uns darzuſtellen, ſondern ſie auch zu verſöhnen; und wie kann er den Schmerz, den er dadurch in unſerer Bruſt erregt, verſöhnen, ohne jene Idee des Waltens einer ſittlichen Weltordnung tief und zugleich mit der höchſten Klarheit erfaßt zu haben; und wie das Mitleid und die Furcht, die er in uns erweckt, anders reinigen, als durch die Hinweiſung auf das Wirken jener hehren Macht: indem er einerſeits in dem beſonderen Bilde, welches er vor uns aufrollt, uns erkennen läßt, wie nichtig alles Streben menſchlicher Kraft im Widerſtreite mit ihren Beſchlüſſen ſey; andrerſeits aber, indem er das Geſetz derſelben als ein ewiges und unveränderliches verklärt, unſer herabgedrücktes Gemüth zum feſten Vertrauen auf ſie aufrichtet. Wie das Leben ſelbſt nur in ſolcher Weltanſchauung einen feſten Schlußſtein findet, und der Schmerz des Lebens nur in ihr eine ſichere Bedeutung, und eine befriedigende Verſöhnung: ſo auch die tragiſche Poeſie, das Bild des Lebens; und wenn die alten Tragiker, wenn Shakeſpeare, Calderon, und — wie Ihr auch ſeit einiger Zeit rupft und zupft an ihm, zählt ihn immerhin dazu — Friedrich Schiller groß ſind: ſo ſind ſie es nur darum, weil ſie jene ſittliche Weltanſchauung tief und klar erfaßt hatten, und mit Sicherheit ſie ausprägten; und weil eben in ihren beſten Werken alle Strahlen von dieſem Mittelpunkte ausgehen.

Auch darüber belehrt Horaz den Dichter, wie er es in jener Kunſt, die er ihm ſo dringend ans Herz legt, in der Kunſt vernünftig zu denken, zu einigen Fortſchritten bringen könne.

Zuerſt empfiehlt er ihm das Studium der Philoſophie. Wenn es für den tragiſchen Dichter von ſo entſchiedener Wichtigkeit iſt, über die höchſten Fragen des Lebens zu klarem Bewußtſeyn zu gelangen: ſo kann es wohl nicht zweifelhaft ſeyn, ob das wiſſenſchaftliche Studium der Philoſophie ihn hierin fördern werde. Dabei werden jedoch ſelbſt die eifrigſten Verehrer desſelben zugeſtehen, daß es für den Dichter, weil er eben Dichter bleiben ſoll, und ein in die letzten Tiefen der Wiſſenſchaft eindringendes Studium den ganzen Menſchen fordert, hier eine Gränze geben müſſe; wenn damit gleich keineswegs einem oberflächlichen Benaſchen das Wort geredet ſeyn ſoll. Horaz empfiehlt dem tragiſchen Dichter vorzüglich die Schriften der Sokratiker; alſo, neben Xenophon, Platon's; und welche Philoſophie konnte ihm auch für ſeine Zwecke erſprießlicher ſeyn, als die, welche die tiefſten Blicke in den Zuſammenhang des menſchlichen Daſeyns gethan, und für ihre Erkenntniß den erhabenſten Standpunkt errungen hat.

»Wer gelernt hat,« fährt Horaz fort, »was er dem Vaterlande und ſeinen Freunden ſchuldig ſey; wie er Vater, Bruder und Gaſtfreund lieben ſolle; und was die Pflicht des Staatsmannes, des Dichters und des Feldherrn fordere: der wird jeder Perſon die ihr zuſtehende Rolle zuzutheilen wiſſen. Vor Allem aber rathe ich dem Dichter, das Leben und die Sitten ſeiner Zeitgenoſſen zu beobachten, um ſie in ſeiner Nachbildung mit Einſicht wahr und treu wiederzugeben. Manchmal zieht ein mit überraſchender Wahrheit gezeichnetes Sitten- und Charaktergemälde die Zuſchauer mehr an, und hält ſie dauernder feſt, als gehaltloſe Verſe und hohltönende Floskeln.« Neben dem Studium der Philoſophie ſoll alſo der dramatiſche Dichter auch das wirkliche Leben um ſich her beobachten. Dieſe Vorſchrift ſcheint mehr den Luſtſpieldichter, als den tragiſchen anzugehen; allein auch letzterer wird aus der Beobachtung des wirklichen Le-

---

*) Rem tibi Socraticae poterunt ostendere chartae:
Verbaque provisam rem non invita sequentur.
Qui didicit patriae, quid debeat, et quid amicis;
Quo sit amore parens, quo frater amandus et hospes;
Quod sit conscripti, quod judicis officium; quae
Partes in bellum missi ducis; ille profecto
Reddere personae scit convenientia cuique:
Respicere exemplar vitae morumque jubebo
Doctum imitatorem, et vivas hinc ducere voces.
Vers. 310—319.

bens Nutzen ziehen können. Denn gar nicht zu rechnen, was der Dichter dadurch formell für die Fertigkeit gewinnt; menſchliche Zuſtände mit raſcher Leichtigkeit aufzufaſſen, und ſie ſich lebendig zu vergegenwärtigen: ſo bleiben die Grundzüge der menſchlichen Neigungen und Leidenſchaften in jeder Lebensſphäre dieſelben. Dieſes Allgemeine nun neben dem Beſonderen zu erfaſſen, darauf muß ſein Beſtreben gerichtet ſeyn. »In jeder Hütte,« ſagt Rahel, »iſt ein Roman, wenn man die Herzen kennt.« In jeder Hütte iſt eine Tragödie, wenn man die Herzen kennt.

Neben dem Studium der Philoſophie iſt das der Geſchichte für den tragiſchen Dichter das wichtigſte; ſchon darum, weil ſie die ergiebigſte Fundgrube tragiſcher Stoffe für ihn iſt: wenn er dieſe nicht lieber aus engliſchen und franzöſiſchen Romanen und Novellen ſchöpfen, oder ſie ſelbſt erfinden will. Nur nothzüchtiget die Muſe der Geſchichte nicht, um mit ihr Kinder zu erzielen. Ihr erzielt ſonſt höchſtens Schwächlinge und Wechſelbälge. Nehmt die Geſchichtswerke der Alten und der Neueren nicht zur Hand, um von der erſten Seite an tragiſche Stoffe herauszuleſen; ſie begegnen Euch ſonſt zu Dutzenden, ohne daß Ihr ſie als ſolche erkennt, oder etwas damit anzufangen wißt. Nicht tragiſche Stoffe ſucht herauszuleſen, ſondern die Tragödie. Was iſt auch die Weltgeſchichte Anderes, als eine ſechstauſendjährige Tragödie! Das Walten jener hehren Macht leſt heraus, welche ihre Plane ausführt, während wir die unſrigen auszuführen glauben; wie die kecke Zuverſicht der

Kraft ihr Geſetz gewaltthätig niedertreten, die feige Argliſt, feig und frech zu gleicher Zeit, gleißend, und Ränke aus Ränken ſpinnend, es umgehen und verhöhnen zu können glaubt, und wie das gewaltthätige Streben der Einen zuletzt als kindiſche Ohnmacht, die überſchlaue Klugheit der Anderen als aberwitzige Thorheit ſich herausſtellt; wie beide fortwährend Schlinge auf Schlinge flechten, und plötzlich in ihren eigenen Schlingen ſich gefangen ſehen; wie endlich jedes Streben, welches mit den ewigen Geſetzen jener Macht in einen Widerſpruch tritt, faul iſt von vorne herein; jedes Streben aber, das in ihnen wurzelt, ſo lang es von Ausartung und Verderbniß ſich frei hält, kräftig gedeiht, und durch den Segen, der es begleitet, den Fluch der Thorheit und Verkehrtheit ablenkt. Das leſt heraus, aus den Geſchichten der Alten und Neueren; wie wollt Ihr es ſonſt zur tragiſchen Ironie, und zur tragiſchen Erhebung bringen? Und noch einen Nutzen hat ein ſolches Studium der Geſchichte. Die Reſultate desſelben bleiben Euch immer friſch im Gedächtniſſe: denn ſie finden jeden Tag ihre Anwendung.

Schon früher hat Horaz den römiſchen Dichtern das unausgeſetzte Leſen der griechiſchen Muſter empfohlen *): und ſie ſind vermuthlich auch ſonſt noch den Dichtern ſeiner Zeit, und dann den Dichtern aller Zeiten ſo oft, und ſo eindringlich empfohlen worden, daß eine neue Anpreiſung derſelben hier etwas ſehr Überflüſſiges wäre.

---

*) — — — — Vos exemplaria graeca
Nocturna versate manu, versate diurna. Vers. 268.

Eine andere Erinnerung aber iſt nicht überflüſſig. Wenn Ihr die Werke der großen Meiſter leſt: ſo vergeßt wenigſtens bei dieſen, daß Ihr ſelbſt Meiſter ſeyd. Nehmt ſie ſo unbefangen in Euch auf, als es Euch nur immer möglich iſt; und damit es Euch möglich ſey, vergeßt dabei all Euer kritiſches Wiſſen, all Eure ſelbſt ausgebrüteten oder angelernten Kunſttheorien. Auch dieſe Unbefangenheit des in ſich Aufnehmens, des Einſaugens mit allen Poren, möchte ich ſagen, eines großen Meiſterwerkes iſt zum Theil glückliche Naturgabe, zum Theil aber mag ſie erworben werden. Denn es gibt allerdings ein Hingeben an ein hohes Werk mit dem ſelbſtbewußten Entſchluß, ſich an dasſelbe hinzugeben. Das ſelbſtſtändige Urtheil, meint Ihr, dürfe auch bei einem Meiſterwerke nicht aufgegeben werden. Der Meinung bin ich auch: nur laßt es hinter her kommen, und laßt es von ſelbſt reifen: ſtatt Euer kritiſches Richtſcheid gleich zum Voraus in Bereitſchaft zu legen. Auf dieſe Weiſe allein, und nur auf dieſe Weiſe, wird es bei oft wiederholter Leſung desſelben Werkes endlich wirklich zur Reife gelangen.

Das Beſte aber für ſeine Ausbildung muß der Dichter in ſich ſelbſt finden, und aus ſich ſelbſt nehmen: wie wir Alles, was unſre Bildung weſentlich fördern ſoll, zuletzt immer in uns ſelbſt ſuchen und finden, und aus uns ſelbſt nehmen müſſen.

Worin aber beſteht nun die Anlage zum tragiſchen Dichter? In der leiſeren Empfindlichkeit für Luſt und

Schmerz, die ein Wiegengeſchenk der ihm freundlich geſinnten Horen ſind; in einem glücklichen Ahnen, daß es für den Schmerz des Lebens eine Verſöhnung geben müſſe; und in dem inneren Drange, dieſe Ahnung zur Klarheit zu erheben. Wer die tragiſche Poeſie auf dieſe Weiſe nicht in ſich findet: der wird ſie außer ſich nie finden; und wenn Ariſtoteles und Shakeſpeare ſelbſt, jener einen theoretiſchen, dieſer einen praktiſchen Curſus mit ihm durchmachen wollte.

Einige Cautelen, meint Horaz, ſeyen dabei zu beachten, wenn der tragiſche Dichter bei einer wirklichen glücklichen Anlage, nicht dennoch verunglücken ſolle. Ich will ſie, in etwas veränderter Folge, ſo kurz, und ſo gut ich es vermag, zu dolmetſchen ſuchen *).

»Wer auf der poetiſchen Laufbahn als Sieger das Ziel erreicht, hat ſchon in der Jugend viel gethan und geduldet, geſchwitzt und Froſt gelitten; und iſt im Genuß des Weines und der Liebe enthaltſam geweſen.«

Daß das Puer des Horaz nicht auf das eigentliche Knabenalter gehe, liegt auf der Hand; indem die Enthaltſamkeit von Wein und Liebe ſonſt keinen Sinn hätte. Horaz nimmt es, wie öfter, von dem Alter des reifenden Jünglings, wo dieſer aus eigener Ueberlegung einſehen könne, daß er, um etwas zu wiſſen, etwas »thun,« das

---

*) Multa tulit fecitque puer; sudavit et alsit;
Abstinuit Venere et vino.

Vers. 413.

heißt, etwas lernen müſſe. Unterlaſſe er das, und erwarte er dünkelhaft den Kranz als Dichter und ſein übriges Lebensglück einzig von ſeiner eingebildeten Genialität: ſo ſtehe es, meint Horaz, um das eine ſo mißlich, wie um das andere.

Das: Hitze und Kälte ertragen, empfiehlt er dem Dichter, damit er ſeinen Körper abhärte, und eine kräftige Geſundheit erlange: weil ſein Geiſt kräftig ſeyn ſoll, und das unmöglich ſeyn kann, wenn der Körper ſchwächlich und verweichlicht iſt.

Abstinuit Venere et vino. Die Stelle hat bei dem Dichter ihre eigenen Schwierigkeiten. Wem liegt es näher, als ihm, nach dem ſchäumenden Becher des Lebens zu greifen! Wohl, ſo greift denn darnach: nur berauſcht Euch nicht bis zum Taumel daraus; nur gebt Euch der Wüſtheit nicht gänzlich hin. Die von Genußgier, oder von der Erſchöpfung des Genuſſes zitternde Fiber, läßt der Hand nicht Kraft genug, um den tragiſchen Dolch zu führen. Und glaubt nicht, es ſey eben ein Vorrecht des Dichters, wild ins Leben hineinzuſtürmen: das iſt Albernheit; und noch weniger glaubt, dieſes wüſte Hineinſtürmen, dieſe wilde Genußgierde, ſey ein Creditiv der Genialität; das wäre mehr als Albernheit. Mehrere unter den großen tragiſchen Dichtern haben eine ſtürmiſche Jugend gehabt: aber ſie haben eingelenkt, und Sophokles, Lope de Vega, Calderon waren reine Menſchen. Der wäre der rechte tragiſche Dichter, in deſſen Bruſt ein feindſeliger Dämon den Samen aller Leidenſchaften gelegt, und dem ein guter die Kraft gegeben hätte, ſie alle zu beherrſchen.

Ein eben ſo weſentlicher Punkt, als das Abstinuit Venere et vino, iſt das multa tulit. Es kann allerdings ins Allgemeine hin geſagt ſeyn, aber es läßt ſich auch anders dolmetſchen. Zum Beiſpiel ſo: Lernt den Schmerz des Lebens ertragen,

und all die tauſend Stöße,
Die unſers Fleiſches Erbtheil ſind,

ergebt Euch nicht einem grämelnden, oder ungeberdigen Unmuth; coquettirt nicht mit Eurer Zerriſſenheit: die zerriſſene Kraft iſt eine getheilte: und um Euer Ziel zu erreichen bedürft Ihr Eurer ganzen Kraft. Spielt nicht mit dem Schmerze; das Leben hat wirkliche Schmerzen genug, daß Ihr Euch keine eingebildeten zu ſchaffen braucht; und der Teufel kommt leicht, wenn man ihn an die Wand malt. Lernt den Schmerz verſöhnen, das iſt Euer nächſter Beruf als tragiſche Dichter. Wie aber wollt Ihr Andere zu dieſer Höhe erheben, wenn Ihr Euch nicht zuerſt ſelbſt zu ihr aufgerungen habt?

»Den Griechen,« ſagt Horaz, »gab die Muſe das Genie, den empfänglichen Sinn für Rhythmus und Wohllaut, und die edle Begierde nach Ruhm. Wir aber,« fährt er fort, »gewöhnen unſere Söhne von Kindesbeinen an, nichts höher zu achten, als das Geld. Wie nun,« fährt er fort, »wie dürften wir von Seelen, welche der Roſt der Habſucht angefreſſen hat, poetiſche Meiſterſtücke erwarten« *)?

Die Stelle iſt ſo klar, daß ſie zur Anwendung auf unſre Zeit keines Dolmetſchers zu bedürfen ſcheint; und doch will ſie in dieſer Hinſicht etwas näher beſehen ſeyn.

Ich weiß es, daß Viele von Euch mit großer Zuverſicht eine Regeneration und ein in den nächſten Tagen anbrechendes goldenes Zeitalter der Poeſie prophezeit haben; zum Theil in der Meinung, ſie und ihre Freunde ſelbſt ſeyen die rechten Leute, um ihre Prophezeiung wahr zu machen. Die Proben, welche ſie bisher davon gegeben haben, ſind nicht geeignet, ein großes Vertrauen auf die Erfüllung derſelben zu erwecken. Bei allen erfreulichen Beweiſen von Talent und ernſtlichem Willen, etwas Tüchtiges zu leiſten, die bei Einigen unverkennbar ſind, iſt in dieſen Beſtrebungen zu viel Unklares, zu viel ganz Subjectives, und zu viel von der Einſeitigkeit, nicht einer Schule, ſondern einer literariſchen Coterie, als daß man ein feſtes Vertrauen zu ihnen faſſen, und ihre ſanguiniſchen Hoffnungen theilen

---

*) Graiis ingenium, Graiis dedit ore rotundo
Musa loqui, praeter laudem nullius avaris.
Romani pueri longis rationibus assem
Discunt in partes centum diducere. Dicat
Filius Albini, si de quincunce remota est
Uncia, quid superet? poterat dixisse, Triens. Eu!
Rem poterit servare tuam. Redit uncia: quid fit?
Semis. Et, haec animos aerugo et cura peculi
Cum semel imbuerit, speremus carmina fingi
Posse linenda cedro, et levi servanda cupresso?
Vers. 323 — 332.

könnte. Uberdieß haben dieſe die Geſchichte gegen ſich. Auf den friſchen Lenz, auf den fruchtreichen Sommer der Poeſie folgt nirgends ein neuer Lenz: ſondern höchſtens ein kurzer Nachſommer. Die Poeſie blüht nur dann, wenn ſie im Leben ſelbſt einen gedeihlichen Boden findet; nur dann aber findet ſie dieſen, wo ein Volk oder eine Zeit als Ziel ihres Strebens ein großes geiſtiges Intereſſe mit dem ganzen Ernſt der Geſinnung und der vollen Kraft zur That erfaßt: weil nur dann die Begeiſterung des Dichters in der Bruſt ſeiner Zeitgenoſſen einen vollen, nachhaltigen Anklang findet. Wo aber alles Denken und Sinnen und Treiben einer Zeit ſich den materiellen Intereſſen zuwendet; wo Erwerben, um zu genießen, die einzige Loſung, und Geld die einzige Alles bewegende und Alles ſich unterwerfende Macht iſt: da iſt kein Raum mehr für die Begeiſterung des Dichters; der begeiſterte Dichter, wäre er dann überhaupt noch moglich, wäre nichts weiter, als der erſte Narr ſeines Jahrhunderts; und die Poeſie, wie alle andern Künſte, ſinken dann allmälich zu feilen Dienerinnen eben jener Intereſſen herab, welche ſie entwürdigt und in den Staub gezogen haben.

Dahin werden wir kommen: aber da ſind wir noch nicht; obwohl auf gutem Wege. Damit wir nun nicht ſchneller, und nicht mit mehr Schmach, zu ſolchem Ziele kommen: ſo thut, was an Euch iſt. Mit Klagen über die Zeit, und Schmähen auf die Zeit, iſt nichts ausgerichtet. Vor Allem ſind mir die Jeremiaden der dramatiſchen Dichter über die Flachheit und Gehaltloſigkeit des Publikums immer lächerlich und widerlich vorgekommen. Es iſt flach; es iſt gehaltlos; nur nicht auf den Grad, wie Ihr, um Euch ſelbſt weiß zu brennen, uns gern überreden möchtet. Noch iſt viel rege Empfänglichkeit für wahre Poeſie vorhanden: das beweiſt unwiderſprechlich der Anklang, welchen die Leiſtungen unſrer beſſeren Lyriker finden; das der Antheil, mit welchem ältere gute Bühnenſtücke geſehen werden. Von Zweien Eines. Entweder das Publikum iſt wirklich ſo flach, wie Ihr behauptet: dann ſeyd Ihr offenbare Thoren, wenn Ihr nur eine Feder anſetzt, um für ein ſolches Publikum eine Tragödie zu ſchreiben; oder es iſt empfänglicher für gediegene Leiſtungen: dann iſt es Eure Schuld, wenn es Eure Stücke nicht ſehen mag. Gebraucht nur Eure Allmacht, das Parterre weinen, ſtatt gähnen oder lachen zu machen: und es wird gewiß weinen. Wenn das geiſtige Leben im Kampfe mit den materiellen Intereſſen der Zeit im Begriffe iſt, zu erſchlaffen: ſo weckt, ſtärkt, kräftiget es; und blaſt die verglimmende Glut immer wieder aufs Neue zur Flamme auf. Welcher andere Dichter könnte das unmittelbarer, als der dramatiſche! Ihr nennt Euern Beruf einen göttlichen, und verlangt, daß wir ihn als einen ſolchen anerkennen. Auch Horaz iſt darin Eurer Meinung *).

---

*) Silvestres homines sacer interpresque Deorum
Caedibus ac victu foedo deterruit Orpheus.
Dictus ob hoc lenire tigres rabidosque leones.
Dictus et Amphion, Thebanae conditor arcis,

Wohl! ſo bewährt dieſen Beruf durch die That; und gern wollen wir ihn anerkennen.

Von allen Seiten Klagen über den Verfall der dramatiſchen Poeſie und der Bühne! Grund genug iſt dazu vorhanden. Denn ein wichtiges Moment für das Erſchlaffen, wie der Kräftigung des ſittlichen Lebens wird dieſe immer ſeyn: wie wenig ſie auch in dem engen Sinn eine Schule der Sitten ſeyn ſoll, in welchem man ſie ſonſt dazu machen wollte. Aufgehalten kann dieſer Verfall nur durch gute Dichter werden. Es gälte alſo, dieſe zu wecken, anzuregen, und zu ermuthigen. Durch Prämien? Viel haben dieſe nicht geleiſtet; aber ſie konnten auch nicht viel leiſten: wenn jedes Vierteljahrhundert ein Preis ausgeſetzt wurde. Für Alles thun ſich Geſellſchaften zuſammen: warum nicht auch zur Förderung der dramatiſchen Dichtkunſt. Wenn ein durch ſeine Liebe zu dieſer, und durch ſeine Stellung

---

Saxa movere sono testudinis, et prece blanda
Ducere, quo vellet. Fuit haec sapientia quondam,
Publica privatis secernere, sacra profanis;
Concubitu prohibere vago; dare jura maritis;
Oppida moliri; leges incidere ligno.
Sic honor et nomen divinis vatibus atque
Carminibus venit. Post hoc insignis Homerus
Tyrtaeusque mares animos in Martia bella
Versibus exacuit. Dictae per carmina sortes;
Et vitae monstrata via est; et gratia regum
Pieriis tentata modis; ludusque repertus;
Et longorum operum finis; ne forte pudori
Sit tibi Musa lyrae solers, et cantor Apollo.
Vers. 391 — 408.

dazu Beruſener an die Spitze träte — die Sache lohnte wenigſtens des Verſuches.

Horaz räth dem dramatiſchen Dichter, ſich um den Rath kritiſcher Freunde zu bemühen [1]), und hat das Bild eines ſolchen, wie der Dichter ſich ihn wünſchen muß, mit den treffendſten Zügen gezeichnet. »Ein redlicher Freund, der dabei die richtige Einſicht beſitzt, wird Eure matten Verſe verwerfen; die harten ſtrenge tadeln; er wird die, welchen es an Klarheit und Abrundung gebricht, anſtreichen; er wird weder ſchielende Gedanken, noch hyperpoetiſche Faſeleien dulden; und nicht ſagen: warum ſoll ich einen Freund in Kleinigkeiten beleidigen: wenn dieſe Kleinigkeiten ihn dem Gelächter ausſetzen, und ihn um die Achtung des Publikums bringen« [2]). Iſt nun der Dichter ſo glücklich, einen ſolchen gefunden zu haben: ſo nütze er ihn. Seine Selbſtſtändigkeit ſoll er darüber nicht aufgeben; die darf der Menſch und der Dichter nie aufgeben; aber einen richtigen Begriff ſoll er von dieſer Selbſtſtändigkeit ſich bilden. Es gibt keine wahre Selbſtſtändigkeit ohne das ſichere Bewußtſeyn, daß wir auf eine unſrer Eigenthümlichkeit entſprechende Weiſe nach dem Rechten ſtreben. So lerne er denn ſich und das Weſen ſeiner Kunſt erkennen; jede fremde Meinung unbefangen prüfend, und in letzter Inſtanz — immer ſelbſt entſcheidend.

---

[1]) — — — — — — Si quid tamen olim
Scripseris, in Maeci descendat judicis aures,
Et patris, et nostras:
Vers. 386 et 387.

[2]) Vir bonus, ac prudens versus reprendet inertes,
Culpabit duros, incomtis adlinet atrum
Transverso calamo signum; ambitiosa recidet
Ornamenta; parum claris lucem dare coget;
Arguet ambigue dictum; mutanda notabit;
Fiet Aristarchus: non dicet, cur ego amicum
Offendam in nugis? hae nugae seria ducent
In mala derisum semel, exceptumque sinistre.
Vers. 445 — 453.

Das iſt auch die Stellung, die ihm der Kritik gegenüber überhaupt ziemt. Ich meine nicht jene Kritik, welche mit platten Schmähungen und Lobhudeleien die Spalten der Tageblätter anfüllt. Gegen dieſe braucht der Dichter keine andere Stellung zu nehmen, als die, ſie ſo gänzlich zu verachten, wie ſie von dem geſunderen Theile des Publikums ſchon lange her verachtet wird.

Es gibt aber noch eine andere Art von Kritik, deren Einfluß ein nicht minder nachtheiliger iſt, und durch welche der Dichter leichter irre gemacht werden kann, wenn er es nicht zur inneren Selbſtſtändigkeit gebracht hat. Es gibt nämlich in Deutſchland viele, meiſt jüngere Männer, die bei einem unbeſtreitbaren Fond von Talent, und glaublich redlichem Meinen, die Gebrechen unſrer dramatiſchen Poeſie fühlen, und ihnen ernſtlich abzuhelfen wünſchen; allein weder über das Weſen der Letzteren, noch über jene Gebrechen ſelbſt ſich hinreichend klar geworden ſind. Daher einſeitige Theorieen und Kunſtanſichten, die vor Allem für genial und tief gelten wollen, und meiſtens nur halbwahr, verrenkt und ſchillernd ſind; aus Unzufriedenheit mit den fremden Leiſtungen, wie mit dem zweideutigen Erfolg der eigenen, nicht ſelten aus Blaſirtheit und innerer Zerfallenheit, und noch öfter aus Leidenſchaftlichkeit und Parteiſucht feindſelige; aus Dünkel und Genieſtolz ſchroff abſprechende Urtheile. So verwirren ſie nur immer mehr, was ſie löſen wollen. Überdieß auch hier die Sucht genial zu ſeyn. Das nüchterne Streben nach beſtimmten Begriffen und Anſichten, heißt Euch proſaiſche Philiſterei. Dennoch hat die Kritik, wo ſie Erſprießliches geleiſtet, es nur auf dieſem Wege geleiſtet. Ihr ſchreibt Eure ganze Kritik in Bildern; weil Ihr es nicht zur Beſtimmtheit des Begriffes gebracht habt; und auf ein treffendes gehen immer fünfzig ſchiefe, ſchillernde, und aus der Luft gegriffene. Zu dieſen Kritikern findet der Dichter ſeine rechte Stellung nur dadurch, daß er ſeine eigenen Urtheile mit Unbefangenheit und einer das Intereſſe ſeiner Eitelkeit verläugnenden Freiheit des Geiſtes einer ſorgfältigen Prüfung unterwirft; was daran wahr iſt, nützt: und durch das Übrige ſich nicht beirren läßt.

Wie faſt allen Wiſſenſchaften, iſt auch der Kritik der Stoff über den Kopf gewachſen. Wie überall: Aufregung, Parteiſucht, unverſöhnlich ſich widerſtrebende und befehdende Anſichten. Des ganz oder halb Mißlungenen iſt mehr, als zu viel; des Gelungenen wenig: noch weniger des Befriedigenden, und durch unzweideutigen Gehalt die volle Anerkennung ſich Erzwingenden. So thut die Kritik denn, was ihr zunächſt liegt — ſie ſchmäht auf das Schlechte; aus wirklichem Unmuth: oder um hinter der Grimaſſe der Gründlichkeit ihre Seichtigkeit und Leerheit zu verbergen; ihre eben durch die Lage der Dinge auf das Beſtimmteſte herausgeſtellte Aufgabe gänzlich verkennend, die keine andere wäre, als das Schlechte und Mittelmäßige unbeachtet der Vergeſſenheit zu überlaſſen: und ſich mit Ernſt und Liebe ganz dem Streben zuzuwenden, jeden beſſeren Keim ſorgfältig zu pflegen; dem Guten Raum und Anerkennung zu ſchaffen, und die richtigen Grundſätze der Kunſt bei den ſtrebenden Dichtern, wie bei dem Publikum zu klarem Bewußtſeyn zu bringen. Ein in dieſem Sinne durch Vereinigung der beſten Kräfte, und mit hinreichenden Geldmitteln gegründetes Journal könnte hier, wenn nicht Alles, doch ſicher Vieles leiſten. Immer und immer wieder die nichtigen Klagen über die Nichtigkeit, und den für die Sitten nicht minder, als für den Geſchmack, allerdings höchſt nachtheiligen Einfluß der ſchlechteren unſerer Tageblätter! Nichtig; weil zu nichts führend. Nur auf obige Weiſe wäre zu helfen. Die Sache verdiente Beherzigung, und — Unterſtützung; für den erſten Anfang. Denn nicht nur Gutes müßte geboten werden, ſtatt des Schlechten: ſondern das Gute auch wohlfeiler, als das Schlechte.

Dichter ſind ſelten reich genug, um glänzende Gaſtmähler zu geben, einen Verſchuldeten auszulöſen, oder ihm mit einem bedeutenden Vorſchuß unter die Arme zu greifen. So iſt es denn nicht nöthig, ſie, wie **Horaz** die **Piſonen** *), vor Schmeichlern zu warnen, welche ſie auf dieſe Weiſe gewinnen könnten. Vor einer Art von Schmeichelei dürfen ſie inzwiſchen dennoch gewarnt werden; vor der Schmeichelei ihrer trauten Genoſſen im Apollo; die immer geneigt ſind, ſie zu loben, zu hätſcheln, und zu bewundern, um von ihnen wieder gelobt, gehätſchelt und bewundert zu werden.

Horaz ſchließt ſeine Epiſtel mit der launigen Schilderung eines dramatiſchen Dichterlings, der bis zur Verrücktheit von ſeinen Werken eingenommen iſt. Wenn es mit jedem dramatiſchen Dichterling auch nicht ſo weit kommt: Eines bleibt ihm immer gewiß — die Schmach eines verfehlten Strebens.

---

*) Ut praeco, ad merces turbam qui cogit emendas;
Adsentatores jubet ad lucrum ire poëta
Dives agris, dives positis in foenore nummis.
Si vero est, unctum recte qui ponere possit,
Et spondere levi pro paupere, et eripere atris
Sitibus implicitum; mirabor, si sciet inter —
Noscere mendacem verumque beatus amicum.
Tu seu donâris, seu quid donare voles quoi;
Nolito ad versus factos tibi ducere plenum
Laetitiae: clamabit enim, Pulchre, bene, recte;
Pallescet; super his etiam stillabit amicis
Ex oculis rorem; saliet, tundet pede terram.
Ut qui conducti plorant in funere, dicunt
Et faciunt prope plura dolentibus ex animo; sic
Derisor vero plus laudatore movetur.

Vers. 419—434.

Bei dem Verleger dieſes Werkes, ſo wie in allen Buchhandlungen Deutſchlands, ſind auch nachſtehende empfehlenswerthe Werke zu haben:

Deinhardſtein, Skizzen einer Reiſe von Wien über Prag, Teplitz, Dresden, Berlin, Leipzig, Weimar, Frankfurt a. M., Darmſtadt, Heidelberg, Mannheim, Karlsruhe, Stuttgardt, München, Salzburg, Linz und von dort nach Wien zurück; in Briefen an einen Freund. 12. 1831. 1 fl. 15 kr. C. M.

Enk, M., die Blumen. Lehrgedicht in drei Geſängen. 8. 1822. 36 kr. C. M.

— — Eudoxia, oder die Quellen der Seelenruhe. 8. 1824. 45 kr. C. M.

— — Das Bild der Nemeſis. 12. 1825. 45 kr.

— — Melpomene, oder über das tragiſche Intereſſe. 8. 1827. 2 fl. C. M.

— — Über den Umgang mit uns ſelbſt. 12. 1829. 1 fl. C. M.

— — Don Tiburzio. 12. 1831. 1 fl. C. M.

— — Dorat's Tod. 12. 1833. 1 fl. C. M.

— — Charaden. 12. 1834. 45 kr.; mit Goldſchnitt und Schuber 1 fl. 15 kr. C. M.

— — Von der Beurtheilung Anderer. In ſechs Büchern. 12. 1835. 2 fl.

— — Hermes und Sophroſyne. 12. 1838. 1 fl. C. M.

— — Studien über Lope de Vega Carpio. 8. 1839. 1 fl. 15 kr. C. M.

— — Über die Freundſchaft. 12. 1840. 48 kr. C. M.

Gundinger, A., Theorie der Wolken oder Nephtheologie nach ihrem neueſten Standpunkte bearbeitet. 12. 1840. 45 kr. C. M.

Halirſch, literariſcher Nachlaß. Herausgegeben von J. G. Seidl. 2 Bändchen. 12. 2 fl. 15 kr.

Halm, F., Griſeldis. Dramatiſches Gedicht in fünf Acten. Zweite Auflage. 8. 1837. 1 fl. 30 kr. C. M.

— — Der Adept. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 8. 1838. 1 fl. 30 kr. C. M.

— — Camoens. Dramatiſches Gedicht in einem Aufzuge. 8. 1838. 30 kr. C. M.

Oeſterlein, N., Gedichte. 12. 1840. 45 kr. C. M.

Orient, der, in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande, mit Rückblicken auf die Vergangenheit, dargeſtellt in einer Reiſe über Konſtantinopel, Kleinaſien, Syrien und Paläſtina. 12. 1840. 1 fl. 30 kr. C. M.

Schmidl, A., Wien wie es iſt. Die Kaiſerſtadt und ihre nächſten Umgebungen nach authentiſchen Quellen, mit beſonderer Berückſichtigung wiſſenſchaftlicher Anſtalten und Sammlungen in einem Anhange: Acht Tage in Wien, als Anleitung, die vorzüglichſten Sehenswürdigkeiten im kürzeſten Zeitraume zu beſuchen. Zweite durchaus vermehrte und verbeſſerte Auflage. Mit einem Plane der Stadt und Vorſtädte. gr. 12. 1837. In Umſchlag cart. Druckpapier 1 fl. 30 kr. C. M. Velinpapier 2 fl. C. M.

— — Wien's Umgebungen auf zwanzig Stunden im Umkreiſe. Nach eigenen Wanderungen geſchildert. gr. 12. Vollſtändig in drei Bänden broſchirt 7 fl. 15 kr. C. M.; in Leinwand geb. 8 fl. C. M.

Schuſelka, Fr., Weltgedanken. 12. 1840. 45 kr. C. M.

Seidel, Joh. Gabr., Liedertafel. 12. 1840. 1 fl. C. M.

Straube, Emanuel, Novellen und Erzählungen. Zwei Bändchen. 12. 1839. 2 fl. 30 kr. C. M.

Weidmann, F. C., Der Führer nach und um Iſchl. Handb. für Badegäſte und Reiſende. 12. 1834. 1 fl. 15 kr. C. M.

Wertheimer, Joſ., Dramatiſche Beiträge. 12. 1838. 1 fl. 15 kr. C. M.

Wimmer, G. A., Geſchichte der geographiſchen Entdeckungsreiſen zu Waſſer und zu Lande. Von den älteſten Zeiten bis auf unſere Tage. Ein belehrendes und unterhaltendes Leſebuch für alle Stände. Zweite unveränderte Ausgabe des Werkes: Enthüllung des Erdkreiſes. Fünf Bände. gr. 8. 1840. 5 fl. C. M.

— — Gemälde von Egypten, Nubien und den umliegenden Gegenden. Aus dem Franzöſiſchen des Herrn J. J. Riſaud überſetzt. Mit einer Karte des Nillaufes. gr. 8. 1830. 1 fl. C. M.

Zauper, J. St., Studien über Goethe. Erſtes Bändchen: Poetik aus Goethe's Werken ſammt Nachtrag. Neue durchgeſehene Auflage. — Zweites Bändchen: Aphorismen moraliſchen und äſthetiſchen Inhalts, meiſt in Bezug auf Goethe, nebſt Briefen Goethe's an den Verfaſſer. 12. 1840. 1 fl. 30 kr. C. M.

Über

Bildung und Selbſtbildung.

Von

M. Enk.

Wien.
Druck und Verlag von Carl Gerold.
1842.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Über
Bildung und Selbſtbildung.

Was mir gebricht an Geld und reichen Schätzen,
Muß mein Gemüth und deſſen heitre Ruh
Durch freies Thun und Fröhlichkeit erſetzen;
Das ſchließt vor mir das Haus der Sorgen zu.
Simon Dach.

Einleitung.

1.

Bilden heißt im Allgemeinen irgend einem Stoff eine beſtimmte Geſtalt geben. In Beziehung auf den geiſtigen Menſchen bezeichnet der Ausdruck: Bildung, bald das Beſtreben, bald das Ergebniß des Beſtrebens, unſere eigenen, oder Anderer intellectuelle und ſittliche Anlagen zu entwickeln.

Alles Bilden ſetzt einen beſtimmten Zweck, einen beſtimmten Stoff und beſtimmte Mittel voraus. Inſofern wir nun den Zweck der Entwicklung unſerer intellectuellen und ſittlichen Anlagen mit freier Selbſtbeſtimmung feſtſtellen, und eben ſo die Mittel dazu wählen, mag unſer Streben, oder das Ergebniß desſelben, mit Recht Selbſtbildung genannt werden.

2.

Bevor aber von einer gründlichen Unterſuchung über das Streben, uns ſelbſt oder Andere zu bilden, hier die Rede ſeyn kann, iſt es nöthig zunächſt die Schranken eines ſolchen Beſtrebens im Allgemeinen ins Auge zu faſſen: weil jede Unklarheit darüber für das Gelingen deſſelben nur höchſt nachtheilig ſeyn kann.

Auch die Schranken aller Bildung können am beſten aus dem dreifachen Geſichtspunkte des Zweckes, des Stoffes und der Mittel betrachtet werden.

Was zuerſt die Zwecke betrifft, welche wir bei unſerer eigenen, oder Anderer Bildung, uns vorſetzen: ſo ſieht Jeder leicht ein, wie wichtig es ſey, daß wir uns derſelben auf das Beſtimmteſte bewußt geworden. Denn im entgegengeſetzten Falle glichen wir vollkommen einem Bildhauer, der da anfinge, einen Marmorblock zu behauen, ohne vorher mit ſich ſelbſt einig geworden zu ſeyn, ob er einen Heros oder einen Waldgott daraus geſtalten, und wie der eine oder der andere eigentlich ausſehen ſolle. Bei dieſer Forderung aber treffen wir ſogleich auf Schranken und Schwierigkeiten. Denn was die allgemeinen Zwecke der Bildung betrifft, ſo werden wir allerdings ſchon in der erſten Jugend durch Lehre und Beiſpiel zur Erkenntniß derſelben angeleitet: allein dieſe Erkenntniß kann erſt dann recht fruchtbar für unſer Streben werden; ja es wird uns erſt dann mit dieſem Streben ſelbſt rechter Ernſt ſeyn, wenn ſie in uns bereits zur Reife gediehen iſt. Reifen aber kann ſie, auch bei den glücklichſten Anlagen und unter den günſtigſten äußeren Bedingungen, nur durch die Erfahrung und die erſtarkte Kraft des Nachdenkens; ein Zeitpunkt, der bei den meiſten Menſchen erſt dann eintritt, wenn ſie in dem Beſtreben ſich ſelbſt, oder Andere, zu bilden, ſchon die entſchiedenſten, und vielleicht die nachtheiligſten Mißgriffe gemacht haben.

Noch weit ſchlimmer aber ſind wir mit den beſonderen Zwecken unſerer Bildung daran. Um ſie wirklich zu erreichen, ſollen wir auch dieſe nach ihrer eigenthümlichſten Beſchaffenheit erkannt haben. Allein auch dieſe Erkenntniß kann nur durch die Erfahrung gereift werden; und mehr noch iſt dieſes bei ihnen, als bei den allgemeinen Zwecken der Bildung der Fall: weil ſie von äußeren Einflüſſen abhängiger, und darum veränderlicher ſind. Überdieß werden wir nicht immer durch Unbeſtändigkeit, ſondern oft genug durch den gebieteriſchen Drang der Umſtände veranlaßt, den einen Zweck mit einem andern zu vertauſchen; und wenn wir auf dem einen Wege lange mit Mühe und Anſtrengung dem Ziele entgegenſchritten, mit Verluſt an Zeit und Kraft einen anderen einzuſchlagen.

3.

Eben ſo vielfältig ſehen wir uns hinſichtlich des Stoffes unſerer Bildung, das heißt hinſichtlich der intellectuellen und ſittlichen Anlagen verworren, welche wir an uns ſelbſt, oder an Anderen, ausbilden wollen. Wie können wir nämlich Zwecke für unſer Bilden feſtſtellen, ohne die Anlagen, welche ausgebildet werden ſollen, ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, wie ihrem Maße nach, bereits richtig erkannt zu haben? Woran aber ſollen wir andererſeits dieſe ſelbſt wieder meſſen, als an einer gereiften Erkenntniß unſerer Zwecke. Wenn zwei Forderungen ſich gegenſeitig als gleichzeitige bedingen: ſo heben ſie einander auf; oder ſie beſchränken ſich in demſelben Maße, in welchem ſie nur unvollſtändig erfüllt werden. Für jeden Fall reift die genügende Kenntniß unſerer Anlagen zu ſpät, um nach ihr mit hinreichender Entſchiedenheit die beſonderen Zwecke unſerer Bildung feſtzuſtellen; und die Erkenntniß dieſer Zwecke zu ſpät, um uns zu einem ſicheren Maßſtabe für unſere Anlagen zu dienen. Dazu die Täuſchungen der Selbſtliebe und der Eitelkeit; oder jenes Irrthums, der die Luſt zu einer beſtimmten Thätigkeit für entſchiedenen Beruf hält. Wollen wir aber der Einſicht Anderer vertrauen — wie ſelten wird uns nicht das Glück, den zuverläßigen

Berather zu finden; wie ſchwer wird es nicht oft, ſeine Theilnahme zu gewinnen! Und dann — kann nicht auch der ſchärfſte und ſicherſte Blick bei uns irren, und der erfahrenſte Führer uns einer falſchen Bahn zulenken?

4.

Auf die gleichen Schwierigkeiten treffen wir bei der Wahl und Anwendung der Mittel unſerer Bildung. Die Wahl der Mittel zu einem beſtimmten Zweck kann immer nur in ſo fern eine entſprechende ſeyn, als wir dieſen ſelbſt richtig erkannt haben. Es iſt alſo klar, daß wir die Mittel unſrer Bildung erſt dann mit Sicherheit wählen können, wenn unſere Erkenntniß der allgemeinen, wie der beſonderen Zwecke derſelben, vollkommen in uns gereift iſt: während dieſe Wahl, bei den letzteren wenigſtens, doch ſchon getroffen werden muß, und die Mittel uns zur Hand liegen ſollen, wenn wir unſerm Ziele die erſten Schritte entgegen thun. Die Kenntniß der Mittel ſelbſt reift ebenfalls wieder nur langſam, durch Erfahrung, durch vielfache Übung, und durch — Mißgriffe. Dabei ſind wir in der Wahl, wie in der Anwendung der Mittel unſerer Bildung, vielfach von der Einſicht und dem guten Willen derjenigen, an deren Belehrung wir gewieſen ſind, oder bei denen wir eine ſolche ſuchen; und nur allzu oft von der Laune des Glückes und des Zufalls abhängig, der jetzt die Mittel zu unſerer Bildung mit verſchwenderiſcher, nicht ſelten verwirrender Freigebigkeit uns zuwirft: jetzt mit eigenſinniger Härte die unentbehrlichſten uns verweigert; jetzt unvermuthet nach allen Seiten hin neue Wege vor uns aufthut: und jetzt die einzige Bahn uns verſchließt, die uns offen ſtand, oder uns an ihren Ausgangspunkt zurückſchleudert, wenn wir den beſchwerlichſten Theil derſelben mit bedeutendem Verluſt an Zeit und Kraft bereits durchmeſſen haben.

5.

Faßt man nun die Schranken und Schwierigkeiten, gegen welche jedes Streben nach Bildung anzukämpfen hat, in einen Überblick zuſammen — das ſpäte Reifen einer Erkenntniß, die wir ſchon bei den erſten Anfängen unſers Bildens bedürften; die vielen Mißgriffe und die unvermeidlichen Irrthümer, welchen wir dadurch ausgeſetzt ſind; die Unzulänglichkeit und den oft entſchieden nachtheiligen Einfluß fremder Belehrung; vor Allem aber die Abhängigkeit von äußeren Einflüſſen und von den Launen des Glückes und des Zufalls: ſo ſtellen ſich zunächſt zwei Fehler heraus, welche wir bei jenem

Streben zu meiden haben; einmal: eine allzugroße Zuverſicht, das Ziel deſſelben zu erreichen, und eine bis zum Eigenſinn getriebene Entſchiedenheit in dem Streben nach einer beſtimmten Form von Bildung; dann: wie ein Übermaß ſolcher Zuverſicht, ſo ein Zurückbleiben unter dem rechten Maß in der einen wie in der anderen Beziehung. Denn, wenn ein Übermaß von Zuverſicht, das Ziel unſers Strebens zu erreichen, dem letzteren überall nachtheilig wird, weil es uns leicht verleitet, die Schwierigkeiten desſelben entweder ganz zu überſehen, oder ſie geringer anzuſchlagen, als ſie es wirklich ſind: ſo wirkt dieſer Nachtheil bei dem Streben nach Bildung doch in einem beſonderen Grade, und auf eine eigenthümliche Weiſe. Weil uns nämlich hier die Zwecke und die Mittel im Allgemeinen bekannt, und wir darüber mit uns einig ſind: ſo wenden wir meiſtens wenig Mühe daran, ſie ganz und nach ihrem eigenthümlichſten Weſen kennen zu lernen; und weil wir ſicher ſind, oder es mindeſtens ſeyn zu dürfen glauben, hier immer doch etwas zu erreichen: ſo überreden wir uns leichter, als bei äußeren Zwecken, wo wir den materiellen Gewinn beſtimmter berechnen können, daß auch ſchon das Wenige viel ſey. Daher meiſtens ſchon auf den erſten Stadien der Bahn, die durchlaufen werden ſoll, Läßigkeit, ſtatt des rüſtigen Fortſchreitens;

ein nebelhaftes Wollen und Behagen, ſtatt des friſchen Muthes, und des nie ruhenden Stachels, raſtlos dem letzten Ziele zuzuſtreben. Am nachtheiligſten aber wirkt dieſe Zuverſicht dadurch, daß ſie uns hindert, Gehalt und eigenthümliche Beſchaffenheit unſerer Anlagen zu einer beſtimmten Form von Bildung einer hinreichend ſtrengen Prüfung zu unterwerfen: da Eitelkeit und Anmaßung uns dieſe ohnedieß leicht bedeutender und entſchiedener erſcheinen laſſen, als ſie es in der That ſind.

6.

Ob aber eine beſondere Form von Bildung eine der Eigenthümlichkeit unſerer Anlagen entſprechende ſey, ſtellt ſich immer erſt im Verlauf unſeres Strebens darnach heraus; und eben ſo die Angemeſſenheit der Mittel, durch welche wir ſie zu erreichen ſuchen. Es iſt vorzüglich in Beziehung auf die letzteren, daß allzu große Zuverſicht und Eigenſinn uns nachtheilig werden. Wenn wir nämlich die Wege zum Ziele im Allgemeinen, oder im Verhältniß zu unſeren Anlagen ohne genügende Einſicht gewählt haben; wenn wir ſie nicht mit ſtäter Umſicht prüfend im Auge behalten, oder wohl auch den als falſch erkannten Weg mit eigenſinniger Beharrlichkeit dennoch verfolgen: ſo iſt es klar, daß wir entweder gar nicht, oder nur mit entſchiedenem Verluſt an Zeit und Kraft an's Ziel gelangen werden. — »Es iſt hart, einen bereits lange verfolgten Weg aufzugeben, um einen neuen zu betreten, oder dieſen wohl auch erſt zu ſuchen.« — Ganz gewiß; aber dennoch iſt es in ſolchem Fall baarer Gewinn, die Trägheit, wie den Unmuth und den Eigenſinn, zu überwinden, und ſich raſch zum neuen Auslauf zu entſchließen. Daß übrigens jene Beharrlichkeit, die ein mit Beſonnenheit gewähltes Mittel nicht ohne dringende Gründe aufgibt, nicht mit dem Eigenſinn oder der übermäßigen Zuverſicht verwechſelt werden dürfe, vor welcher hier gewarnt wird, verſteht ſich von ſelbſt; da aber, wo ſolche Gründe aus gereifterer Einſicht, oder aus dringenden äußeren Veranlaſſungen hervorgehen: da wird ein eigenſinniges Beharren bei den früher gewählten Mitteln die Erfolge unſerer Beſtrebungen gewiß nicht weniger gefährden, als Wankelmuth und Beſtandloſigkeit.

7.

Eben ſo nachtheilig aber, als ein Uebermaß von Zuverſicht, die Zwecke der Bildung im Allgemeinen zu erreichen, und als eine bis zum Eigenſinn geſteigerte Entſchiedenheit in dem Streben nach einer beſonderen Form von Bildung, muß es uns werden, wenn wir in der einen oder in der anderen Beziehung unter dem rechten Maße bleiben. Feigheit iſt überall das ſchlimmſte aller Übel; und ohne Muth und Vertrauen auf unſere Kräfte läßt ſich nichts, alſo auch keine Bildung erſtreben.

Am meiſten gilt das natürlich rückſichtlich der Abhängigkeit alles Strebens nach Bildung von dem Einfluß der äußeren Umſtände. Der Mangel einer feſten Anſicht über dieſen Einfluß greift weit häufiger und weit tiefer in alle Selbſtbildung, ſo wie in alles Bilden Anderer ein, als ſich auf den erſten Anblick darlegt. Keine andere Bemerkung machen wir ſo früh und ſo oft, als daß wir bei dem Verſuch, uns ſelbſt, oder Andere zu bilden, vielfältig von dem Einfluß und dem Drange äußerer Umſtände abhängen. Allein, wie heut gezwungen, geben wir morgen dieſem Drange ohne Noth nach; aus Läßigkeit, aus ſchwanker Weichheit und Flauheit der Willenskraft; dann aus wachſendem Hange uns den äußeren Impulſen hinzugeben, oder ihnen zu weichen; zuletzt aus der anfangs mit halben, dann mit ganzem Bewußtſeyn ergriffenen Anſicht, es ſey eben das Beſte, ſich ihnen zu überlaſſen. Gegen ſolche Läßigkeit und Geiſtesflauheit bewahrt nichts, als ein ſicheres Wiſſen, wie viel wir dem Drange äußerer Umſtände nachgeben müſſen; und wie viel wir ihrer Ungunſt abringen können. Auch bei einem ſolchen Wiſſen, und bei dem kräftigſten Wollen, wird der Erfolg unſers Strebens, uns ſelbſt, oder Andere zu bilden, immer noch von tauſend äußeren Einflüſſen abhängig bleiben; allein nie werden wir das Ziel, welches wir uns vorgeſetzt, dann gänzlich verfehlen; wie ein geſchickter und rüſtiger Seemann bei ungünſtigen Winden, vielleicht den Punkt verfehlt, auf welchem er landen wollte: allein nicht weit ab von ſeiner Bahn auf das wüſte Meer hinausgetrieben, oder an eine ganz fremde Küſte verſchlagen wird.

8.

Die Zwecke aller Bildung ſind entweder allgemeine oder beſondere. Jene werden durch die Einrichtung unſerer geiſtigen Natur und durch den letzten Zweck unſeres Daſeyns; dieſe durch äußere Lebensverhältniſſe und durch Neigung beſtimmt. Die weſentlichſten allgemeinen Zwecke unſerer Bildung ſind demnach: die Entwicklung unſerer Anlage zur Religioſität, zur Sittlichkeit, zur Humanität, zur Geſelligkeit, zur Wiſſenſchaft und zur Empfindung und Beurtheilung des Schönen. Die beſonderen Zwecke der Bildung ſind: die Entwicklung unſerer Anlagen für einen beſtimmten Lebensberuf; und die Entwicklung ſolcher Anlagen, zu deren Ausbildung wir durch eine beſondere *Neigung* beſtimmt werden.

9.

Da die *Zwecke* der Bildung, welche hier als allgemeine bezeichnet worden ſind, insgeſammt eine gemeinſchaftliche Wurzel in dem letzten Zweck unſeres Daſeyns haben: ſo iſt, mindeſtens in höherem Sinne, keine wahre Bildung denkbar, welche einzelne, oder auch nur einen einzigen dieſer Zwecke unbeachtet ließe; und wie ſie alle, als Zweige eines und deſſelben Stammes, eine gemeinſchaftliche Wurzel haben: ſo ſind ſie auch ſo feſt und innig unter einander verſchlungen, daß ſie einzeln nie mit ausgezeichnetem Erfolge gepflegt werden, und zu einem kräftigen Wuchs gedeihen können. Es iſt daher ein entſchiedener, wenn gleich ſehr gewöhnlicher Irrthum, wenn man glaubt, irgend eine einzelne Anlage für ſich allein ausbilden zu können; z. B. die Anlage zur Humanität, ohne die Anlage zur Religioſität und zur Sittlichkeit; oder die Anlage zur Geſelligkeit, ohne die Anlage zur Wiſſenſchaft und zur Erkenntniß des Schönen. Bei einer ſehr glücklichen Anlage, bei einem regen Streben, dieſe auszubilden, und bei einem glücklichen Zuſammentrefſen von Umſtänden, welche ihre Entwicklung begünſtigen, mag eine ſolche einſeitige Ausbildung bis auf einen gewiſſen Grad gelingen: nie aber kann ſie den, im Allgemeinen möglichen Grad ihrer Vollendung erreichen; nie eine gediegene, in ſich ſelbſt geſicherte und abgeſchloſſene ſeyn.

Jede wahre Bildung muß daher eine allgemeine ſeyn; das heißt, ſie muß jene angegebenen Zwecke alle umfaſſen. Und nicht nur alle; ſondern auch alle zu gleicher Zeit. Nichts wäre in der That lächerlicher, als wenn Jemand eine beſtimmte Zeit hindurch an ſich oder Andern die Ausbildung einer einzelnen Anlage verfolgen; die Ausbildung der übrigen aber vor der Hand gänzlich bei Seite ſetzen, und auf eine andere Zeit verſchieben wollte. Selbſt wo wir die vorzugsweiſe Ausbildung einer einzelnen von jenen Anlagen auf einen ſpäteren, ihrer Entwicklung beſonders günſtigen Zeitpunkt hinausſetzen, werden wir dieſelbe mindeſtens nie gänzlich aus dem Auge verlieren dürfen. Indem wir aber mehrere Zwecke unſerer Bildung gleichzeitig verfolgen, uns nicht zu verwirren, können wir nur dadurch vermeiden, daß wir jeden einzelnen richtig auf die übrigen, ſie alle aber richtig auf den letzten und höchſten Zweck unſeres Daſeyns beziehen.

10.

Mit der Forderung, daß unſere Bildung eine allgemeine ſey, kommt aber eine zweite auszugleichen, die zwar mit jener erſteren nicht geradezu in einem Gegenſatze ſteht, theilweiſe aber dennoch einen ſolchen zu begründen ſcheint; ich meine die Forderung, daß alle Bildung eine individuelle und eigenthümliche ſey. Da die allgemeinen Zwecke der Bildung aus dem allen Menſchen gemeinſamen letzten Zweck ihres Daſeyns, und aus der Einrichtung der menſchlichen Natur ſelbſt hergeleitet werden: ſo wird auch die Ausbildung derſelben, ihrem Weſen nach, bei Allen die nämliche ſeyn müſſen. Nichts deſto weniger kann bei allen dieſen Zwecken, trotz der Gleichförmigkeit des Objektes und des Weſens ihrer Entwicklung, in der Form dieſer letzteren die größte Mannigfaltigkeit und Verſchiedenheit Statt finden. Dem Weſen nach kann man allerdings nur auf eine einzige Art religiös, ſittlich, human, geſellig u. ſ. w. ſeyn: allein wie dieſe Vorzüge in der Verbindung mit anderen Vorzügen, und in ihrer Richtung auf beſondere Zwecke, beſondere und eigenthümliche Formen ihrer Erſcheinung bedingen: ſo werden dieſe auch noch durch die Eigenthümlichkeit der natürlichen Anlagen bedingt; die daher bei

Entwicklung derſelben, damit dieſe eine naturgemäße ſey, ſorgfältig berückſichtigt werden müſſen.

11.

Das Streben nach Erkenntniß rückſichtlich der allgemeinen Zwecke der Bildung muß daher eine doppelte Richtung verfolgen. Zuerſt nämlich müſſen wir jene Zwecke an ſich zu erkennen ſuchen; und da ſie ſämmtlich ihre Wurzel in unſerer ſittlichen Natur haben: ſo wird bei dieſer Erkenntniß Alles von der letzteren ausgehen, und auf ſie zurückgeführt werden müſſen. Das aber iſt es, worin mir die alten Philoſophen vor den neueren einen ſehr weſentlichen Vorzug zu haben ſcheinen. Denn kann es gleich keine Philoſophie überſehen, daß ein klarer und möglichſt gereifter Begriff von der Würde unſerer ſittlichen Natur der Ausgangspunkt für alles Nachdenken über ſittliche Bildung, und der Kern für alles thatſächliche Streben nach dieſem Ziele ſey: ſo fehlt doch vieles daran, daß die Neueren dieſes Moment überall mit der gleichen Umſicht und Entſchiedenheit voranſtellten, wie die Alten; daß ſie es mit der gleichen Liebe, und gleich beredt behandelten; und daß ſie es mit der gleichen Sorgfalt ausbeuteten. Was aber die wiſſenſchaftliche Behandlung hier verſäumt oder vernachläßigt, verſäumt das praktiſche Streben nach Bildung noch weit öfter, und mit noch größerem Nachtheile. Denn was dort mangelhaft bleibt, kann das eigene Nachdenken, oder die Bemühung eines zweiten und dritten Forſchers ergänzen: während wir bei einem mangelhaften Begriff von der Würde und der Erhabenheit unſerer ſittlichen Natur für die praktiſche Ausbildung derſelben von vornherein einer feſten Grundlage entbehren.

12.

Die zweite Richtung, welche das Streben nach Erkenntniß jener allgemeinen Zwecke der Bildung verfolgen muß, ſoll uns zu einer beſtimmten Anſicht über die unſeren individuellen Anlagen und Lebensverhältniſſen entſprechendſte Form ihrer Ausbildung führen. Natürlich kann dieſe, wie bereits bemerkt wurde, nur aus einer richtigen und beſtimmten Kenntniß dieſer Anlagen und Verhältniſſe hervorgehen. Damit iſt aber noch keinesweges Alles gethan. Denn neben dieſer Kenntniß bedürfen wir wieder einer gereiften Einſicht in die Eigenthümlichkeit jener beſonderen Formen ſelbſt. Wie nun aber eine hinreichend genaue, um nicht zu ſagen erſchöpfende Kenntniß des Beſonderen überall größere Schwierigkeiten findet, als eine ihren Gegenſtand nach ſeinen allgemeinſten Zügen erfaſſende: ſo auch hier; und hier nur um ſo mehr, weil wir bei dem Beſtreben, die eigenthümlichen Züge einer beſonderen Form von Bildung zu erfaſſen, leicht zu dem Mißgriff verleitet werden, einzelne Züge unſerer Individualität, oder vorgefaßte Anſichten in das Bild jener Form hineinzutragen, und den Begriff derſelben einſeitig auszubilden. Dieſer Einſeitigkeit können wir nur dadurch entgehen, daß wir die beſondere Form ſtreng auf den ihr entſprechenden allgemeinen Zweck zurückführen, und ſo den Begriff derſelben von ihrem Mittelpunkt herauszubilden ſuchen.

13.

Da die allgemeinen Zwecke der Bildung größtentheils eine unmittelbare, alle aber eine entſchiedene Beziehung zu dem höchſten Zweck unſeres Daſeyns haben: ſo kann es — einzig eine fehlerhafte Organiſation wäre bei einzelnen in Anſchlag zu bringen — keine Frage ſeyn, ob die Anlage zu ihrer Ausbildung in allen Individuen vorhanden ſey. Wenn es dem zu Folge nicht unhäufig vorkommt, daß Jemand ſich die Anlage zur Erreichung eines beſtimmten Zweckes der Bildung abſpricht: ſo geſchieht dieſes meiſtens nur darum, weil er keine Neigung, oder wenigſtens keinen lebendigen Drang in ſich findet, darnach zu ſtreben; und dieſe fehlen ihm genißmäßigen Umfang gewinnen ſoll, hier nur einige allgemeine Geſichtspunkte darüber angegeben werden.

Es gibt im Allgemeinen nur drei Quellen der Bildung: Belehrung, Erfahrung und eigenes Nachdenken. Keine derſelben dürfen wir vorübergehen; alle drei müſſen ſich zu einem Strome vereinigen, wenn ſie den Kahn zum Ziele tragen ſollen. Dennoch trifft ſich nichts ſo oft, als daß das Streben nach Bildung auf die eine oder die anderen dieſer Quellen, wenn es ſie auch nicht gänzlich vernachläßigt, doch zu wenig Gewicht legt. So gibt es z. B. Viele, denen die Erfahrung durchaus keinen Gewinn abwirft. Wenn dieſe Bemerkung nur auf diejenigen ginge, die da leichtſinnig und geiſtig flach ſind: ſo lohnte es kaum der Mühe, ſie zu machen. Allein auch ſolche gehen jenes Gewinnes verluſtig, denen ein Vorwurf dieſer Art, im Allgemeinen wenigſtens, ſich keineswegs machen läßt. Am häufigſten Jünglinge und junge Männer, die bei einer ſehr lebhaften Phantaſie kein äußeres Lebensziel mit Entſchiedenheit ergriffen, oder mit Liebe erfaßt haben. Sie laſſen die Erfahrungen, die ſich ihnen biethen, nicht unbeachtet: aber ſie laſſen ſie ſich entſchlüpfen; ſie denken wohl daran, Gewinn daraus zu ziehen: allein ſie wiſſen dieſen auf keine bedeutenden Percente zu bringen. Sehr oft nur darum nicht, weil ſie ihre Erfahrungen auf zu allgemeine Sätze und Anſichten zurückführen. Die Erfahrung aber, wie ſie aus einem Nächſten und eigenthümlich Beſtimmten hervorgeht, bringt es nur dann zu einem namhaften Gewinn, wenn ſie zunächſt wieder auf ein ſolches bezogen wird.

16.

Eben ſo leicht gerathen Jünglinge in eine falſche Stellung zur Belehrung. Während die Einen, die trägeren und beſchränkteren Geiſtes, Alles gelehrt werden wollen, verſchmähen Andere von regerem Geiſte jede fremde Belehrung, und glauben Alles aus ſich ſelbſt ſchöpfen zu können. Oft aus einem falſchen Begriff von Selbſtſtändigkeit des Geiſtes; oft den richtigen Grundſatz, daß jede echte Bildung eine eigenthümliche ſeyn müſſe, unrichtig anwendend. Der Belehrung aus dem Wege zu gehen, iſt aber immer eine entſchiedene Thorheit. Denn auch wenn ſie uns keine neuen Anſichten und Ergebniſſe biethet, wird ſie uns nützlich werden, indem ſie die früher geſchöpften beſtätigt, oder uns veranlaßt, ſie aufs neue zu prüfen. Nur jene Bildung gewinnt einen feſten Beſtand, die ſich an der Bildung und den Anſichten Anderer vielſeitig geübt und geprüft hat.

17.

Das eigene Nachdenken als Quelle der Bildung zu bezeichnen kann höchſt überflüſſig ſcheinen, da ſelbſt diejenigen, die am wenigſten ſelbſt denken, oder überhaupt auch nur denken, die Nothwendigkeit deſſelben ohne vieles Bedenken zugeben. Gar nicht überflüſſig aber ſcheint es zu fragen, wie es nur komme, daß den Meiſten, trotz dieſer Ueberzeugung, der rechte Ernſt des Nachdenkens über ihre Bildung ſo ganz fremd bleibe? Nicht Denjenigen allein, in deren Geiſtesflachheit und ſchlaffer Willenskraft dieſe Frage die allergenügendſte Erledigung findet; auch Anderen, denen es mit ihrer Bildung mehr Ernſt iſt; und ſelbſt Jünglingen von den glücklichſten Anlagen. Ich weiß im letzteren Falle die Löſung nur in einem ungemeſſenen Einfluß der Phantaſie zu ſuchen. Solche oft auf das glücklichſte begabte Naturen gelangen meiſtens nur darum nicht zum rechten Ernſt des Nachdenkens, weil jener übermächtige Einfluß ſie hindert, ihr Denken mit ſelbſtbewußtem Streben den Zwecken und Mitteln ihrer Bildung zuzuwenden; und weil ſie, ſtatt dieſes zu thun, ſich einem, die Früchte der Bildung in der Phantaſie im vorhinein wegnehmenden Schwelgen ergeben. Sie nennen dieſe üppige Schwelgerei, die alle Kraft zum ernſten Denken und alle Kraft zum

Handeln vor der Zeit wegzehrt, mit beklagenswerther Selbſttäuſchung Begeiſterung; und indem ſie maßlos in den Bildern eines Glückes und einer Auszeichnung ſchwelgen, die ihnen als Lohn für das errungene höchſte Maß von Bildung zu Theil werden ſoll, bleiben ſie — wenn es nicht ſchlimmer endet, und es ſie nicht ſchlimmer verſtrickt — meiſtens unter dem Maß des Gewöhnlichen und Alltäglichen.

Bei der Forderung, daß ſich auch ſchon bei dem Jüngling das Nachdenken den weſentlichſten allgemeinen Momenten ſeiner Bildung zuwende, weil er nur dadurch feſte Anhaltspunkte für die Erſcheinungen und Wahrnehmungen des Einzelnen gewinnen kann, ſtehen wir freilich wieder an jenem fatalen Hyſteron proteron, von welchem ſchon früher die Rede war; und man muß zugeben, daß hier zum Theil nur eine glückliche Belehrung, oder ein glücklicher Inſtinkt ausgleichend eintreten könne.

18.

Keine andere Quelle der Bildung wird ſo emſig und allgemein benützt, wie die Lectüre. Wie raſtlos, wie unermüdlich, ſind ſie nicht Alle befliſſen, die da gebildet ſeyn, oder mindeſtens dafür gelten wollen, daraus zu ſchöpfen; wie unerſättlich iſt nicht ihr Durſt, und wie gierig ſchlingen ſie nicht das Waſſer, das hier fließt, in ſich hinein. Was leſen ſie nicht Alles! Gedichte; deutſche und franzöſiſche, engliſche und ſpaniſche, däniſche und ruſſiſche Romane, Novellen, Erzählungen und Dramen; Geſchichte und Politik; Kunſtphiloſophie, Reiſetagebücher, Reiſeſkizzen und Genrebilder, Anekdoten, Vademekums, und vor Allem Journale; Journale, ſo viel ſie ihrer nur habhaft werden, und für ſo viele ſie die Quote der Pränumeration nur immer erſchwingen können. Und warum ſollten ſie das nicht Alles leſen? und warum nicht ſelbſt mit Gewinn für ihre Bildung, wenn ſie nur überhaupt vernünftig zu leſen verſtünden. Doch ſie leſen, um geleſen zu haben; und um — mitſprechen zu können.

Dieſe Leſewuth iſt eine der ſchlimmſten Krankheiten unſerer Zeit, denn ſie bedingt faſt unumgänglich Flachheit und Verworrenheit, auch bei denjenigen, die das nicht ſchon ſind, und nicht bloß Gehaltloſes leſen. Um das an ſich inne zu werden, dürften ſie nur die Summe der an einem, oder in wenigen Tagen empfangenen Eindrücke überblicken. Die unendliche Mannigfaltigkeit dieſer Eindrücke kann ſie nirgends einen Schwerpunkt für ihr geiſtiges Leben gewinnen laſſen; am wenigſten wo des Gewagten, Halbwahren, geiſtreich und ungeiſtreich Schillernden, ſo viel iſt, wie in der Literatur unſerer Tage.

Das allein kann für unſere Bildung bedeutend und fruchtbar in uns werden, was wir mit klarem Bewußtſeyn auf dieſen Zweck beziehen. So auch bei der Lektüre. Wo dieſer Springpunkt fehlt, ſind alle Regeln und Anweiſungen unnütz; wo nicht, da werden ſie ſich Jedem bald von ſelbſt in die Hände geben.

Mit wie viel Recht oder Unrecht eine frühere Zeit gegen Romanenleſerei eiferte, mag hier ununterſucht bleiben. Eine zahlreiche Claſſe von Leſern lieſt faſt nichts als Romane, oder was in dieſe Kategorie gehört. Der Einfluß des Romans auf das ſittliche Leben iſt daher ein gar nicht zu berechnender. Er iſt ein lebendiges Bild des Lebens. Was liegt nun Leſern, wie ſie hier gemeint ſind, näher, als ſich ſelbſt mit den Helden und Heldinnen des Romans zu identificiren, und ihre eigenen Wünſche, Neigungen, Verhältniſſe und Situationen mit jenen der letzteren zu vergleichen. Mögen ſie es dann; es wäre Schade ein Wort darüber zu verlieren. Nur Eines iſt ihnen dabei zu empfehlen, wenn ihnen ja überhaupt noch etwas zu empfehlen iſt; dieſes nämlich: überall nach dem ſittlichen Gehalt der Charaktere und der Situationen zu fragen, die ſie mit ſich, und mit welchen ſie ſich vergleichen. »Wenn ſie flach ſind, wird ſie das nicht weit führen.« — Allerdings; aber dennoch wird es bei ihrer

Geiſtesarmuth ein entſchiedener Gewinn für ſie ſeyn, wenn ſie ſich gewöhnen, dieſen Geſichtspunkt auch nur nicht gänzlich unbeachtet zu laſſen.

Jünglingen, und auch ſolchen, die über dieſes Alter hinaus ſind, ſollte man keine andere Lektüre dringender empfehlen, als Biographien. Von allen Büchern haben die Bibel und Plutarch die meiſten ausgezeichneten Menſchen geweckt. Wenn wir nur recht viele gute Biographien hätten! Daß eine ſolche den ſittlichen Geſichtspunkt ſcharf und ſtrenge feſthalten müſſe, verſteht ſich von ſelbſt. Nur ſalbadernd muß ſie es nicht thun; ſondern pragmatiſch. Es gibt aber für die Biographie, wie für alle Geſchichte, nur eine rechte Art pragmatiſch zu ſeyn; die nämlich, daß ſie das Ergebniß der Thatſachen durch dieſe ſelbſt herausſtelle.

19.

Das Leben iſt die wahre Schule der Bildung, nicht das Buch. Nicht in bleichen Bildern und abſtrakten Formeln, wie im Buch; friſch, warm, lebenskräftig, mit entſchieden ausgeſprochenen Formen, tritt uns da die Belehrung entgegen; jeden Tag, jede Stunde, bei jedem Schritte. Und doch lernen wir vom Leben ſo wenig, und glauben Alles und Alles aus Büchern lernen zu müſſen. Mag das

Letztere insbeſondere ein krankhafter Fleck in der Naturanlage der Deutſchen ſeyn: nicht wir allein haben den harten Kopf, der ſchwer vom Leben lernt. Dieſe Erſcheinung könnte man eine der befremdlichſten nennen. Denn ſo klar, ſo beſtimmt, ſo entſchieden ſpricht das Leben ſeine Belehrungen aus: daß man billig fragen mag, wie ſie uns unbeachtet bleiben, und an uns größtentheils verloren ſeyn können?

Gewiß nur darum, weil wir ſo wenig darauf geſtellt, ſo wenig von Jugend her darauf eingeübt und eingeſchult ſind, ſie zu beachten, und ſie auf ihre einfachſten Momente zurückzuführen. Nächſt dem aber noch aus einem anderen Grunde. Wir können auch die Belehrung, welche uns das Leben biethet, wie jede andere nur in ſo fern nützen, als wir die Erſcheinungen desſelben richtig auf unſern eigenen Zuſtand beziehen. Hier nur verſehen wir es gewöhnlich darin, daß wir dieſe Beziehung bald als eine zu allgemeine, bald als eine zu ſpezielle faſſen; am gewöhnlichſten aber darin, daß wir ſtatt des weſentlichen inneren Momentes, ein unweſentliches äußeres ergreifen. In dieſem Fall aber kann auch das ſchärfſte-Aufgreifen des äußeren Momentes höchſtens nur zu einer Bereicherung unſeres Verſtandes, nie aber zu einem weſentlichen Gewinn für unſere ſittliche Bildung führen. Wo jedoch auch dieſes ſcharfe Ergreifen der äußeren Erſcheinung fehlt: da ſind der Selbſttäuſchung aus Eigenliebe, Eitelkeit und Leidenſchaftlichkeit alle Thore geöffnet.

20.

Des Umganges mit Gebildeten als einer beſonderen Quelle der Bildung zu erwähnen, iſt nach der Forderung, daß alle Bildung zunächſt aus dem Leben geſchöpft werden ſoll, überflüſſig. Die Vorſchriften, welche man in dieſer Hinſicht gibt, laufen faſt alle darauf hinaus, daß man in der Wahl Derjenigen, mit welchen man umgehen will, behutſam ſeyn, und die meiden ſolle, welche verkehrte Geſinnungen oder Handlungen an den Tag legen. Allein Geſinnungen und Handlungen, die ſich mit Entſchiedenheit als verkehrt ausſprechen, ſind, da ſie zur Prüfung auffordern, keineswegs das Gefährlichſte. Jene Geſinnungen, Anſichten, Grundſätze und Eigenheiten Anderer ſind es, die einen weil unmittelbareren, darum leicht unbeachteten Einfluß, auf unſere Bildung ausüben; einen Einfluß, von dem wir vielleicht mit Grund behaupten könnten, daß er, als ein poſitiver gänzlich unſchädlich geblieben, und der als ein negativer, edle Bildungskeime in ihrer Entwicklung ſtörend oder hemmend, dennoch höchſt nachtheilig geworden. Jene

Vorſichtsregel ſtellt uns nur auf die Linie der Negation, und das iſt hier keineswegs hinreichend. Denn jeder vertrautere Umgang, der das Streben nach Bildung nicht entſchieden fördert, muß bei dem in uns liegenden natürlichen Hange zur Trägheit nothwendig nachtheilig auf dieſes Streben einwirken. Auch das iſt in Berechnung zu nehmen, daß jene ſtäte Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt, die im vertrauten Umgang mit Andern einen beſtimmten nachtheiligen Einfluß abwehren ſoll, eben nur durch die ausgeſprochene Forderung immer friſch und lebendig erhalten werden kann.

21.

Noch eine andere Bemerkung ſcheint mir hier eine Stelle zu verdienen. Wenn es Einige gibt, die aus natürlicher Schlaffheit des Geiſtes und des Wollens für jeden Fortſchritt ihrer Bildung eines Impulſes von außenher bedürfen, und ihn zunächſt von denjenigen erwarten, mit welchen ſie umgehen; während Andere Alles aus ſich allein ſchöpfen wollen, jede ſolche Einwirkung beharrlich, und nicht ſelten mit eigenſinniger Ängſtlichkeit ablehnend: ſo gibt es noch eine dritte Claſſe, welche zwiſchen jenen beiden gleichſam mitten inne ſteht. Es gibt nämlich Menſchen, die bei einer großen Regſamkeit des Geiſtes, bei einem eben ſo großen Reichthum an Mitteln, und ſelbſt bei einem entſchiedenen Drang ſich zu bilden, alle Elemente zu einem ſelbſtſtändigen Streben nach dieſem Ziele in ſich tragen, und dabei dennoch die Impulſe dazu immer von außenher, wenn gleich nicht immer von Denjenigen erwarten, mit welchen ſie umgehen. Trägheit des Geiſtes liegt auch hier zum Grunde; nur nicht jene eines angebornen Mangels an geiſtiger Regſamkeit, oder jene unempfänglicher Beſchränktheit: ſondern jene Flauheit des Geiſtes, die nur dann ſich ermannt, wenn ſie durch die nahe Ausſicht auf irgend einen materiellen Gewinn ihrer Anſtrengung angeregt wird. Wo ihnen kein ſolcher naher Gewinn winkt, da bedürfen ſie, um auch nur auszuſchreiten, immer eines Impulſes durch Andere. Jeder Schritt, den ſie für ihre Bildung thun ſollen, hat bei ihnen ſeinen Preis: weil nämlich die Zwecke der Bildung, als ſittliche, für ſie keinen ſelbſtſtändigen, und folglich nur einen geringen Werth haben; oder weil zum mindeſten die Vorſtellung von einem ſolchen nicht kräftig genug in ihnen lebt, um ſie aus ihrem ſinnlichen Behagen aufzurütteln.

22.

Wohl Jedem, dem es gegönnt iſt, an der Hand eines treugeſinnten Freundes mit friſchem kräftigen Muth dem Ziel ſeiner Ausbildung entgegen zu ſchreiten! eines Freundes, der den Läßigen antreibt, den Zurückbleibenden erwartet, den Strauchelnden ſtützt, und den Zuſammenſinkenden aufrichtet; eines Freundes, der ſich jedes ſeiner Fortſchritte mit ihm freut, und den Erſchöpften und Entmuthigten an ſeine Bruſt nimmt, damit er neue Kraft und neues Vertrauen zu ſich ſelbſt ſammle. Innerliche Sicherheit iſt die erſte Bedingung für das Gelingen jedes Strebens; und dieſe habe ich in meiner Schrift: *Über die Freundſchaft*, nicht bloß als die beſte Frucht der letzteren, ſondern auch als die vorzüglichſte Quelle des Bedürfniſſes derſelben bezeichnet. Dabei iſt es jedoch klar, daß der Freund unſer Streben nach Bildung nur dann fördern kann, wenn er ſelbſt die Zwecke derſelben richtig erkannt hat; und eben ſo leicht begreift es ſich, daß er im entgegengeſetzten Falle unſerm Streben nur nachtheilig werden kann. Nicht eben ſo wohl aber ſcheinen es Viele zu begreifen, daß, wenn ſie bei dem Streben nach Bildung ſich wirklich einander weſentlich fördern ſollen, ſie *eben dieſes* als das *nächſte* Ziel ihrer Verbindung mit klarem Bewußtſeyn ergreifen, und unverrückt im Auge behalten müſſen.

23.

Auch die Frage: in wie fern das Streben nach Bildung ſich ein Ideal zum Leitſtern nehmen ſoll, mag hier im Vorbeigehen berührt werden. Iſt es überhaupt gut, daß ſich das Streben nach Bildung ein Ideal zum Ziele ſetze?

Ja und nein. Nein, wenn das Ideal, wie Ludwig Tieck ſich irgendwo ausdrückt, der Nachbar des Nichts iſt; ja, wenn man unter dieſem Ausdrucke eine vollkommen in ſich ſelbſt abgeſchloſſene und abgerundete Vorſtellung von Bildung überhaupt, oder von einem bis zur höchſten Potenz des Erreichbaren geſteigerten Vorzug verſteht, welcher zunächſt den Vorwurf unſeres Strebens ausmacht. Denn eine ſolche Vorſtellung liegt und legt ſich von ſelbſt jedem geiſtigen Streben zum Grunde, das ſich lebenskräftig entwickelt, und einen bedeutenden Fortſchritt gewinnt, oder zu gewinnen vermag; und in dieſem Sinn iſt es überall das Ideal, wodurch jedes geiſtige Streben angeregt, ermuthigt und gekräftiget wird. Soll daher jene Frage ein erſprießliches Reſultat geben: ſo muß ſie anders, als auf obige Weiſe, wie es gewöhnlich geſchieht, gefaßt werden. So nämlich: Iſt es gut, daß das Streben nach Bildung zunächſt auf ein Ideal, das heißt, auf die in ſich ſelbſt abgeſchloſſene Vorſtellung vollendeter Bildung gerichtet ſey? Den am glücklichſten begabten Naturen mag ein ſolches Ideal mit einem Male, wie ein leuchtender Stern im Geiſt und Gemüthe aufgehen, um ſich nie wieder zu verdunkeln, und nie wieder daraus zu verſchwinden; auch mag die Ausbildung dieſer Vorſtellung das Produkt einer gereiften Denkkraft, und des dieſe Reife ſuchenden Nachdenkens ſeyn. In beiden Fällen wird ein ſolches Ideal dem treu und kräftig Strebenden ein ſicherer Haltpunkt ſeyn, ob er auch die Höhe, auf welche er es geſtellt, nicht vollkommen zu erreichen vermöge. Wo hingegen das Ideal einzig das Produkt einer überſpannten Phantaſie und träumender Eitelkeit iſt: da wird es zum Nachbar des Nichts, oder doch zu einer unnatürlichen Höhe hinaufgeſchraubt, um dann, bei dem Gefühl unzulänglicher Kraft des Vermögens oder des Wollens, muthlos oder leichtſinnig bei Seite geworfen zu werden.

24.

Eine andere, keineswegs leicht zu beantwortende Frage iſt es, ob wir das Ideal für unſer Streben nach Bildung als ein unbedingtes, oder als ein durch das Maß unſerer Kräfte bedingtes ausbilden ſollen? Wenn im erſteren Fall die Wahrnehmung, daß unſere Kraft unzureichend ſey, um die Höhe, auf welche wir das Ideal geſtellt haben, wirklich zu erſchwingen, nur entmuthigend auf unſer Streben zurückwirken kann: ſo kann, wenn wir das Ziel von vorneherein niedriger ſtellen, als das Maß unſerer Kraft es bedingte, dieſe ſelbſt dadurch gelähmt werden, und unter ihrem wahren Maße bleiben. Überdieß, wie gewöhnlich es auch ſey, daß wir unſere Kraft aus Eigenliebe und Eitelkeit überſchätzen: ſo geſchieht es doch noch weit häufiger, daß wir ſie zu gering anſchlagen. Dieß iſt vorzüglich bei ſittlichen Beſtrebungen der Fall, wo bei entſchloſſenem Wollen und bei beharrlicher Übung unſere Kräfte faſt immer über unſere Schätzung hinausreichen.

Die oben geſtellte Frage löſt ſich daher nur auf dieſe Weiſe. Die Idee der vollkommenſten Bildung, ſo wie jedes einzelnen Vorzuges in ſeiner höchſten erreichbaren Potenz iſt etwas Unbedingtes, und muß daher als ein ſolches erfaßt werden. Da aber andererſeits die Erreichung dieſes Ideals durch das Maß unſerer Kräfte bedingt wird: ſo kann hier die Ausgleichung nur in dem Streben liegen, uns demſelben ſo weit zu nähern, als unſere Kräfte zu reichen vermögen. Nie aber wird das als ein Unbedingtes erfaßte Ideal retardirend oder lähmend auf unſere Kraft zurückwirken, wenn wir die Selbſttäuſchung ſcheuend, und, ſo viel an uns iſt, abwehrend, uns ſicher bewußt ſind, mit feſter Beharrlichkeit bis an die letzte Grenze unſerer Kraft jenem Ideale nachgeſtrebt zu haben.

25.

Ob es gut ſey, ſich für ſein Streben nach Bildung ein lebendes Vorbild zu wählen? Wie ſoll Dasjenige, was nicht bloß als ein weſenloſes Bild, nicht in einem abſtracten Begriff, ſondern mit der Kraft ſinnlicher Anſchauung auf uns wirkt, ſolchem Streben nicht förderlich ſeyn? Und dennoch! Was im Leben, wie in der Kunſt, es werth iſt, Vorbild zu ſeyn, iſt es nur darum, weil es ein in ſich ſelbſt abgeſchloſſenes Eigenthümliches iſt. Damit beantwortet ſich die geſtellte Frage von ſelbſt. Die freie Entwicklung unſerer Eigenthümlichkeit wird durch die Nachahmung jederzeit beſchränkt, wie trefflich das Vorbild auch immer ſeyn mag. Man könnte fragen: ob dieſer Nachtheil ein durchaus unvermeidlicher ſey? Vielleicht nicht; gewiß aber iſt er ſchwer und ſelten zu vermeiden; auch wo es nicht gerade auf eine ſclaviſche Nachahmung angelegt iſt. Wie alſo läßt ſich jener Vortheil ohne dieſen Nachtheil erreichen? Für jeden Fall nur dann, wenn wir die Vorzüge unſeres Vorbildes klar erkannt haben, und jeden Gedanken an ſclaviſche Nachahmung von vorneherein abweiſend, es mit freiem Geiſt als ein Studium nützen.

Auf gleiche Weiſe das hiſtoriſche Vorbild; bei welchem die Verſchiedenheit der Verhältniſſe den Gedanken an Nachahmung ferner ſtellt, die hier meiſtens zur lächerlichen Nachäfferei würde. Bei dem lebenden aber, wie bei dem hiſtoriſchen Vorbild, wird natürlich Alles darauf ankommen, wie ernſtlich es überhaupt mit dem Studium desſelben gemeint iſt.

26.

Noch einer Quelle der Bildung habe ich zu erwähnen; der fruchtbarſten und erſprießlichſten; wenn wir Selbſtverläugnung genug beſitzen, um daraus zu ſchöpfen. Ich meine die herbe Belehrung, welche unſere Irrthümer, Mißgriffe, Thorheiten und Fehler uns bereiten. Hier erweiſt ſich das ſchon öfter erwähnte Hyſteron proteron am nachtheiligſten. Wir müſſen ſchon einen bedeutenden Grad von Bildung errungen haben, um dieſe Belehrung zu nützen.

Den begabteſten Naturen wird das oft am ſchwerſten. Nicht immer darum, weil es ihnen an Muth und Selbſtverläugnung fehlte — ſie beſitzen beide oft bis zur entſchloſſenſten Selbſtqual — ſondern darum, weil ſie der widerſprechendſten und ſich feindlich bekämpfenden Elemente zu viele in ſich tragen, als daß es ihnen nicht äußerſt ſchwer werden ſollte, ſie zu gewältigen. Hier gleicht nur Eines aus; ein glückliches Erfaſſen der einfachſten und weſentlichſten Momente wahrer Bildung, und bei dem lebhafteren inneren Drange, dieſe zu erringen, das Streben immer wahr zu ſeyn gegen ſich ſelbſt.

Wie unbillig, und oft ohne es zu ahnen, wie hart verfahren wir nicht oft mit ſolchen Naturen! Wir ſehen, wie ſie ſich von dem einen Irrthum immer nur losmachen, um einem anderen zu verfallen; wie ſie aus einer Schlinge gelöſt, ſich immer wieder in eine andere verſtricken; wir verlieren die Geduld über ihre dem Anſcheinnach unlösbare Verworrenheit, und ſtatt nach dem zu forſchen, was dieſe unterhalte, was dieſe löſen, und ihre inneren Kämpfe ihnen erleichtern könne, machen wir dieſe noch peinlicher, und nähren und ſchärfen die Widerſprüche, von welchen ſie zerriſſen werden. Oft erringt die glückliche Naturanlage den Sieg über die ungeſchickten Bemühungen des Arztes; oft jedoch erliegt ſie ihnen. Dann Muth- und Vertrauungsloſigkeit, wohl auch eine feindlich gegen alle höhere Bildung und das Leben ſelbſt ſich kehrende Erbitterung; und im beſten Falle jener abſpannende Unmuth, der, ſelbſt wenn er nicht Unbedeutendes erreicht, ſich durch das Erreichte wenig befriediget fühlt. weil die verbröckelte

Kraft, freundlicher unterſtützt und verſtändiger geleitet, weit Höheres zu erſtreben vermocht hätte.

27.

Was ich bisher über die Mittel der Bildung im Allgemeinen bemerkt habe, iſt in nächſter Beziehung auf Selbſtbildung hingeſtellt worden. Ich werde dieſen Geſichtspunkt auch in der Folge vorzugsweiſe feſthalten, ohne den Titel meines Buches dadurch Lügen zu ſtrafen. Denn welcher Keim der Bildung kann in uns gelegt werden und gedeihen, ohne daß er ſich ſelbſtſtändig entwickelte und ſelbſtſtändig von uns gepflegt und entwickelt würde. In dieſem Sinn gibt es keine andere Bildung, als Selbſtbildung. Das eben iſt der große Irrthum der Meiſten, die da erziehen und bilden, daß Sie im Vertrauen auf ihre pädagogiſche Weisheit und die Untrüglichkeit ihrer pſychologiſchen Einſichten, der Meinung ſind, Alles laſſe ſich anbilden und anerziehen; und daß ſie, haben ſie es auch bis zur Erkenntniß des Grundſatzes gebracht, daß alle Erziehung ſich darauf beſchränken müſſe, die Entwicklung der vorhandenen Naturanlagen zu unterſtützen und zu fördern, bei ihren praktiſchen Verſuchen darum nicht minder, wie ungeſchickte Ärzte, die Natur jeden Augenblick ſtören, und zehn geſunde Keime zertreten, um einen verkrüppelnden und verkümmernden zu pflanzen. Wären ſie beſſere Zergliederer, als ſie es ſind, und hätten ſie vorzüglich dieſe Kunſt an ſich ſelbſt ſorgfältiger geübt: ſo würden ſie wiſſen, daß es für die Entwicklung auch nicht einer einzigen Idee oder Empfindung eine ſichere Berechnung gebe: weil tauſend bereits entfaltete oder künftig darauf einwirkende Momente ſich ihrer Berechnung entziehen. Dieſes Mißtrauen in ihre pädagogiſche Schöpfungskraft würde ſie über die pädagogiſche Theorie hinaus zu einer praktiſchen, ſtreng konſequenten Befolgung des Grundſatzes führen, bei allem Bilden und Erziehen zunächſt auf die Winke der Natur zu achten; und ſie würden dadurch, wenn auch nicht zur Gewißheit, doch zu einer größeren Wahrſcheinlichkeit günſtiger Erfolge gelangen, als ſie bei ihrer gewöhnlichen verkehrten Weiſe irgend erwarten dürfen.

28.

Weit weniger iſt das Erziehen und Bilden Anderer in Gefahr zu irren, wo es negativ, als wo es allzupoſitiv verfährt; wie es leichter iſt, das Unkraut, das den Wachsthum einer Pflanze hindert, gewahr zu werden und auszuraufen, als vorher zu beſtimmen, wie ihr Wuchs arten und ſich geſtalten werde. Auch hier gibt es zwei Klippen, an welchen die pädagogiſche Weisheit oft ſchmählich ſcheitert. Denn ſehr häufig begeht ſie den Mißgriff, auf den zum Theil bereits hingewieſen worden iſt, mehr den äußeren, als den inneren Hemmniſſen der intellectuellen und ſittlichen Entwicklung nachzufragen, und es mehr auf eine ſymptomatiſche, als auf eine gründliche Cur anzulegen; dann verfällt ſie eben ſo häufig in den Fehler, in ihrem negativen Verfahren ſelbſt wieder zu poſitiv zu ſeyn; das heißt, mit kecker Zuverſicht auf eine nach allgemeinen pädagogiſchen Theorien berechnete Weiſe zu Werke zu gehen. Es gibt aber in der Erziehung, wie überall, nur einen ſicheren Weg, die ſchädlichen Keime zu unterdrücken und auszurotten; dieſen nämlich, daß die als entſchieden gut erkannten auf jede Weiſe genährt, gepflegt und gekräftiget werden.

29.

Bei einem Überblick aller bisher gegebenen Andeutungen, über die Zwecke, die Anlagen und die Mittel der Bildung im Allgemeinen, ſtellen ſich zunächſt zwei Momente als die weſentlichſten Bedingungen alles Strebens nach Bildung heraus.

Das erſte dieſer Momente iſt die Klarheit der Erkenntniß. Nur das klar Erkannte iſt ein ſicheres geiſtiges Erwerbniß; nur dieſes ſchließt die Unſicherheit und Verworrenheit des Strebens aus; die ſchlimmſten Feindinnen aller Bildung. Sie ſetzen dieſer Forderung der Klarheit des Erkennens als höchſtem Moment des geiſtigen Strebens, die Tiefe der Spekulation entgegen; allein auch was aus der Tiefe geſchöpft iſt, muß ſich zur Klarheit bringen laſſen: oder es wird, für das Leben mindeſtens — das Wort nicht in der engen Beziehung auf materielle Nützlichkeit genommen — wenig werth ſeyn. Wie die Klarheit des Erkennens das weſentlichſte Moment für allen geiſtigen, und weil mit dem höchſten Grad dieſer Klarheit des Erkennens, das ſittliche Handeln von ſelbſt zuſammenfüllt, auch für allen ſittlichen Fortſchritt ſey: das nachzuweiſen iſt die wichtigſte Aufgabe, welche die Pſychologie ſich ſtellen kann, und ſich ſtellen ſollte.

Die Klarheit des Erkennens iſt weit weniger das Produkt einer glücklichen Naturanlage, als eines ſelbſtbewußten Strebens. Sie kann errungen, und ſie muß errungen werden. Erringen aber kann ſie nur der ernſte Sinn, der für ſein Leben eine feſte Grundlage, und für ſein Wollen und Wirken eine beſtimmte Geſtalt fordert; der die Erſcheinungen des Lebens nicht leicht an ſich vorüber gleiten läßt, ſondern jeder ihre Bedeutung abfragt; der kein Reſultat, das Leben, Buch oder Autorität ihm biethet, hinnimmt, ohne es der ſtrengſten Prüfung unterworfen zu haben; und der ſelbſtverläugnend den Weg nach jenem Ziele verfolgt, wie ſchmerzlich die Dornen und Stacheln desſelben ihn auch verletzen mögen.

Noch Eines iſt hier zu bemerken. Es kann uns gelingen in einzelnen wichtigen Lebenslagen durch eine kräftige Anſtrengung zu jener Klarheit für das nächſte Bedürfniß uns aufzuringen; feſte Grundlage unſerer Bildung aber kann ſie nur dann werden, wenn wir mit entſchiedenem Bewußtſeyn und konſequenter Beharrlichkeit in allen Lebenslagen ihr nachſtreben.

30.

Das zweite weſentliche Moment für das Streben nach Bildung iſt eine feſte Willenskraft. Nicht für die ſittliche Bildung allein iſt ſie das; ſie iſt unerläßliche Bedingung aller Bildung, weil ſie unerläßliche Bedingung für alles Streben iſt. Es kann überflüſſig ſcheinen, eine ſo allgemeine bekannte Wahrheit zu erwähnen; allein gerade, wenn von Bildung die Frage, iſt es keineswegs überflüſſig. Denn ſehr Viele möchten der Meinung ſeyn, daß ſie nur für das ſittliche Streben einer ſtarken Willenskraft bedürften: während doch der Gehalt ihrer Bildung auch nach anderen Beziehungen eben ſo, wie ihrer ſittlichen Bildung ſelbſt, wären ſie geneigt und im Stande, ihn richtig zu prüfen, ſie ſehr leicht ihres Irrthums überführen könnte. Bei dieſen lohnet es wenig der Mühe, auf die Nothwendigkeit einer ſtarken Willenskraft hinzuweiſen; wohl aber bei Jünglingen, die nicht ſelten bei den glücklichſten Anlagen, und bei einem regen Drange dieſe zu entwickeln, das Ziel einer gediegenen Bildung nur darin verfehlen, weil ihnen der Unterſchied zwiſchen einer ſolchen Willenskraft und der lebhaften Wallung nicht hinreichend klar geworden; und die, indem ſie der letzteren unbedingt vertrauen, endlich den Muth, wie das Vermögen verlieren, die erſtere zu erringen. Auch dieſen muß der Irrthum, als ob das ſittliche Streben allein einer ſolchen Willenskraft bedürfe, nachtheilig werden: ſo lang ſie nicht begriffen haben, wie alle Zwecke der Bildung, im ſittlichen Fortſchritt, als höchſten und letzten Zweck unſers Daſeyns, ihren Mittelpunkt finden, und als unabhängig von dieſem weder gedacht, noch erreicht werden können.

Bildung zur Religioſität.

31.

Daß alles Streben nach Bildung eines ſolchen Mittelpunktes bedürfe, daß es dieſen nur in dem

Glauben an einen ewigen, von Gott als letzten Zweck unſeres Daſeyns feſtgeſtellten Fortſchritt unſerer ſittlichen Entwicklung finden könne, und daß es dadurch allein Sinn und Bedeutung, und feſte Haltung gewinne — wer dürfte daran zweifeln! Denn welchen Werth könnte alle Bildung ohne die Zuverſicht eines ſolchen Glaubens haben: da ohne ihn das Leben ſelbſt keinen Werth hat; oder wie könnte ſie ohne ſolche Zuverſicht innerliche Sicherheit und feſte Haltung gewinnen: da doch das Leben ſelbſt, wenn es derſelben entbehrt, mit ihr zugleich jedes ſicheren Leitſternes entbehrt, und überall dem Schwanken, dem Zweifel und der Verworrenheit heimfällt! Oder wie lohnte es doch der Mühe, die Früchte der Bildung mit Mühe und vielfältigen Entbehrungen und Aufopferungen zu erziehen, wenn ſie uns nur zum flüchtigen Genuß für dieſe kurze Spanne Zeit reiften, ohne neue Fruchtkeime für die Zukunft in ſich zu ſchließen? Und wollten wir auch den flüchtigen Genuß für einen hinreichenden Lohn unſerer Mühe nehmen: wie werden wir ſie ohne jene Zuverſicht zu ihrer vollen Reife zu bringen vermögen?

32.

Wenn der ſittliche Fortſchritt, als höchſter Zweck unſers Daſeyns, zugleich den Mittelpunkt für alles Streben nach Bildung bezeichnet: ſo werden alle einzelnen Zwecke, welche dieſes Streben ſich vorſetzt, um ſo wichtiger ſeyn, in einer je näheren und weſentlicheren Beziehung zu jenem Mittelpunkt ſie ſtehen. Keine andere Bildung aber kann mit jenem letzten Zweck unſer Daſeyns in einem innigeren Zuſammenhange ſtehen, als die Bildung zur Religioſität; indem die Religion uns unmittelbar zu Gott, als der Quelle, wie unſeres Daſeyns, zu der für dieſes beſtimmten Entwicklung hinleitet; indem die ſtärkſten Beweggründe nach dieſem Ziel zu ſtreben, aus ihr hervorgehen, und dieſes Streben ſelbſt durch ſie ſeine vollkommenſte Weihe erhält. Darum iſt die religiöſe, alles Seyn und Leben auf Gott zurückführende Bildung die höchſte und vollkommenſte, die wir erreichen können; und jede andere muß ohne ſie Bruchſtück bleiben. Wie feindlich die Philoſophie ſich der Religion auch immer gegenüber ſtellen mag; auch bloß aus dem pſychologiſchen Geſichtspunkt muß ſie zugeben, daß alles Streben nach Bildung allein in der Idee von Gott, und einer durch ihn feſtgeſtellten ſittlichen Weltordnung, einen befriedigenden Abſchluß finde.

33.

Und dennoch kann die Gleichgültigkeit für religiöſe Bildung ſo groß ſeyn? dennoch kann es der bei weitem größten Mehrzahl derer, die da gebildet ſeyn, oder doch dafür gelten wollen, kaum einfallen, daß Religioſität ein weſentliches, daß ſie das weſentlichſte Moment aller Bildung ſey?

Wie erklärt ſich nun dieſe Erſcheinung?

Omnes mali sumus; Wir ſind Alle grundböſe, ſagt Seneca. Das iſt es nicht. Aber flach, flach ſind wir Alle; die Beſten und Vollendetſten, die ſich zu der Höhe eines ganz in dem Hinſtreben zu Gott aufgehenden Lebens emporgerungen haben, die allein ausgenommen. Denn Flachheit iſt es überall, wenn wir eine Vorſtellung nicht in jener Tiefe, und mit jener Energie erfaßt haben, mit welcher ſie zu erfaſſen dem menſchlichen Geiſt überhaupt möglich iſt; und wenn unſer Denken und Handeln, als ein inconſequentes, fortwährend damit in Widerſpruch tritt. Wo nämlich die Vorſtellung von Gott, als dem heiligſten Urheber einer ſittlichen Weltordnung, unſerm Geiſt in voller Klarheit aufgegangen iſt: da wird von ſelbſt alles Denken und Handeln zu Gott hinſtreben. — » Die Leidenſchaften verdunkeln dieſe Vorſtellung.« — Nur darum, weil ſie ſich uns nicht mit hinreichender Klarheit erſchloſſen hat, und weil wir ſie nicht mit hinreichender Kraft ergriffen haben. Darum ſind wir inconſequent; alſo — flach.« — Auch wenn wir ſie auf jene Weiſe erfaßt haben, kann die Leidenſchaft den Sieg behalten.« — Das kann ſie; aber dann wird ſie im Siege ſelbſt zuſammenbrechen, und dieſer der Anfang ihrer künftigen Niederlage ſeyn.

34.

Denn eben das iſt das höchſte Geſetz der ſittlichen Weltordnung, daß jeder Moment unſers Lebens uns der Anerkennung derſelben zulenkt. Darum ſind der Irrthum und die Schuld, und der Schmerz, der beider Kind iſt, die bewegenden Kräfte alles Lebens; darum verklärt ſich jene ſittliche Weltregierung, durch nichts hehrer, und auch für unſer blödes Auge durch nichts entſchiedener, als durch jenes Geſetz, nach welchem der Fortſchritt in der ſittlichen Erkenntniß ſich als ein in der Einrichtung unſerer Natur nothwendig bedingter in uns entwickelt. Aber nicht in dieſem Geſetz allein verklärt ſie ſich; auch in einem anderen, nach welchem die Keime der Sehnſucht nach einem Ewigen und Unvergänglichen in jeder Menſchenbruſt hervorbrechen, und ſproſſen, und wachſen, und reifen wollen; nicht unter den Erſchütterungen des Schmerzes und des Haſſes allein: auch unter jenen, welche uns die Freude und die Liebe bereiten, die ja ewig ſeyn wollen, und denen die Erde keine ſolche Befriedigung zu biethen hat. Aber nicht, daß dieſe Sehnſucht in jeder Menſchenbruſt, nicht daß ſie im Bewußtſeyn aller Völker und Zeiten vorhanden *iſt* und *war*: ſondern daß ſie nach den ewigen Geſetzen unſerer Natur *mit unbedingter Nothwendigkeit ſich entwickeln muß*: das iſt die Bürgſchaft ihres höheren Urſprungs, wie der Hoffnung ihrer einſtigen Befriedigung.

35.

Die philoſophiſche Forſchung hat die mannigfaltigſten Wege eingeſchlagen, um zu der Überzeugung von einer ſittlichen Weltregierung zu gelangen. Es iſt hier nicht der Ort, auf eine Kritik dieſer Bemühungen einzugehen. Die wahre Quelle jener Überzeugung aber ſtrömt uns in der eigenen Bruſt. Nicht für die Überzeugung des Gefühls allein, in welchem, wie wohlthätig ſeine Wärme auf die Entfaltung des Bedürfniſſes und des Dranges nach dem

Göttlichen auch wirke, dieſe keine hinreichend feſten Wurzeln zu treiben vermögen: ſondern auch für die Klarheit und Entſchiedenheit des Erkennens. Nur muß hier unſer Forſchen ſich nicht mit einem allgemeinen Überblick, und mit jenen Momenten begnügen, die ſich ihm bei einem ſolchen von ſelbſt aufdrängen. Den einzelnen Irrthum muß ſie aufgreifen; ſeine erſten Wurzeln und Keime muß ſie aufſuchen; alle ſeine Verſchlingungen und Verflechtungen mit anderen Irrthümern muß ſie verfolgen, und nichts unbeachtet laſſen, was ihn nährte und gedeihen ließ, bis er die giftige Knoſpe der Schuld, und dieſe die herbe Frucht des Schmerzes trug; und wie aus dem Schmerz dann andere Keime erwuchſen, die einer richtigeren Erkenntniß. Beſonnen zergliedernd ſoll die Forſchung ihre Aufgabe verfolgen; unbefangen, und doch wieder mit der in ſich ſelbſt geſammelten Scheu, mit welcher der erſtaunte Sinn ein Wunder betrachtet: denn was ſich ihr darlegt, iſt eben das tiefſte und ſtaunenswertheſte aller Wunder.

36.

Wie jeder in ſeinem eigenen Leben, ſo kann auch Jeder die Spuren einer ſittlichen Weltordnung in dem Leben Anderer auffinden. Nur muß hier vor jeder kecken Zuverſicht eines vielleicht nur eingebildeten pſychologiſchen Scharfblickes gewarnt werden. Die Sonde des Pſychologen erweiſet ſich nirgends weniger ausreichend, als wo ſie die Tiefe des religiöſen Gefühles erforſchen will. Zieht ſich doch die wahrſte und lauterſte Innigkeit dieſes Gefühls faſt immer in die innerſten Kammern der Menſchenbruſt zurück, und iſt doch das Verhältniß des Menſchen zu Gott überall ein heiliges Geheimniß, das nur der erſtere ganz, der letztere immer nur unvollkommen kennt. In wie manchem Gemüthe kann die Blüthe nicht ſchon bis zum Aufbrechen herangereift ſeyn, von welchem wir glauben, daß es noch kaum die erſten Knoſpen angeſetzt habe. Wie leicht irren wir hier nicht; und wie verletzend und nachtheilig kann der Irrthum hier nicht wirken. Wenn die kecke Zuverſicht, mit welcher unſer Urtheil in das innere Leben Anderer hineingreift, überall unverzeihlich iſt: ſo iſt ſie das hier gewiß weit mehr, als in jedem anderen Falle.

Wohl aber iſt es gut, daß unſer Auge und Ohr immer offen ſey, um nicht zu überſehen und zu überhören, was von jenem ſtillen Geheimniß freiwillig und ohne unſer Zuthun ſich uns kund geben will. Und ſehr oft werden wir da bei den einfachſten Menſchen, deren Bildung nach den gewöhnlichen Begriffen tief unter der unſrigen, durch die Offenbarungen eines dem Göttlichen mit kindlicher Unbefangenheit zugewendeten Sinnes uns überraſcht, angeregt, erhoben und zu dem Geſtändniß gezwungen finden, daß ein ſolcher Sinn die geſundeſten und kräftigſten Keime, wie alles Lebens- und Leidensmuthes, ſo auch die weſentlichſten Elemente aller wahren Bildung enthalte.

37.

Wie im Leben des Einzelnen, ſo ſpiegeln jene Geſetze einer ſittlichen Weltordnung ſich im Leben der Völker und Zeiten ab; nur in größerem Maßſtab. Es ſind die nämlichen Geſetze, welche wir hier, wie dort, wieder finden, und die ſich in den Jahrtauſenden, welche die Geſchichte ausmißt, mit unveränderlicher Conſequenz wiederholen. Auch hier zeugt der Irrthum die Schuld, die Schuld den Schmerz, und dieſer die richtigere Erkenntniß. Mag auch dieſe wieder ausarten; ſo lange ſie ſich ſelbſt treu iſt, hat ſie den Grund und die Bürgſchaft ihres Beſtehens in ſich ſelbſt. Mag auch der Fortſchritt der Menſchheit mehr, als problematiſch, und wenig mehr, als ein menſchenfreundlicher Traum ſeyn, — denn wer will hier den Spruch wagen, wo nur die Erfahrungen weniger Jahrtauſende, und die Akten nicht geſchloſſen vorliegen; und wo nicht jedes nächſte Jahrtauſend, ſondern jedes nächſte Jahrhundert den Spruch lügen ſtrafen kann! — mag alſo der Fortſchritt der Menſchheit mehr, als problematiſch ſeyn: jenes Geſetz einer ſittlichen Weltordnung ſteht in ſeiner Unbedingtheit für das Leben der Zeiten und Völker nicht minder feſt, als für das Leben jedes Einzelnen.

In dieſem Sinn vorzüglich iſt die Geſchichte die Lehrmeiſterin des Lebens. In deutlichen, für den unbefangenen Sinn unverkennbaren Zügen zeichnet ſie ihre Belehrungen hin. Und dennoch; wie wenig werden dieſe Lehren verſtanden! wie wenig werden ſie genützt, um der armen Menſchheit auch nur einen Theil des vollgerüttelten Maßes von Jammer zu erſparen, das die Mißachtung derſelben zu allen Zeiten über ſie ausgegoſſen hat. Denn wie wenig der unbefangene Sinn ſie auch zu verkennen vermag: ſo laſſen ſie ſich doch verfälſchen und verläugnen; und recht frech laſſen ſie ſich verhöhnen, wenn eine Zeit im Gewebe ihrer Argliſt ſich ſo verſtrickt und verfitzt hat, daß ſie auch das erkannte Unrecht übt, weil es ihr nothwendig, und, wie ſie ſich ausdrückt — eine Lebensfrage geworden iſt.

38.

Auch die Liebe zur Natur und die Betrachtung ihrer Wunder iſt ein weſentliches Moment der religiöſen Bildung. Inzwiſchen gibt es bei der Betrachtung und dem Studium der Natur ein Verfahren, das, wenn es auch keine Gleichgültigkeit für jene Wunder erzeugt, doch nur wenig geeignet iſt, die religiöſe Bildung zu fördern. Ich meine das bloß zergliedernde. Denn wenn der Kreis wunderbarer Erſcheinungen, welche hier der Forſchung vorliegen, einerſeits allerdings ein unermeßlicher iſt: ſo wird, wenn ſie ſich auf das bloße Zergliedern von Thieren und Pflanzen beſchränkt, das immer wiederkehrende eine Wunder ihrer zweckmäßigen Einrichtung, wie groß es an ſich ſelbſt auch ſey, wenn es vereinzelt auf das Gemüth wirkt, auch ohne ihm gleichgültig zu werden, doch viel von ſeiner Macht auf dasſelbe verlieren.

Anders, wenn ſich die Betrachtung der Erkenntniß des wunderbaren Wechſelverhältniſſes der Naturkräfte zuwendet. Denn hier ergibt ſich ihr nicht bloß, daß Alles in der Natur an feſte Geſetze gebunden, und, weil das Geſetz ſich nicht ſelbſt denken kann, dieſe nur in einer ſelbſtſtändigen Intelligenz ihren Grund haben können: ſondern er ſieht ſich bei der Erforſchung dieſer Geſetze auch auf die verwandten Geſetze des ſittlichen Lebens, und auf eine tiefere Ergründung derſelben hingewieſen, und erhebt ſich, indem in ſolcher Anſchauung ſich ihr der innigſte Zuſammenhang zwiſchen der Natur und ihrem Urgeber, zwiſchen dem phyſiſchen und moraliſchen Leben offenbaret, zur begeiſterten Liebe und Verehrung desjenigen, der dieſe Geſetze gegründet hat.

Aber nicht die Betrachtung und die Erforſchung der Natur allein belebt und erhebt das religiöſe Gefühl; auch das Leben in und mit der Natur, und die Freude, welche ſie uns gibt, wenn wir uns ihren Eindrücken mit offener, unbefangener Hingebung überlaſſen. Dieſe Freude nimmt bei den ſanfteſten, wie bei den erhabenſten Erſcheinungen der Natur immer von ſelbſt einen religiöſen Charakter an. Wir fühlen uns klein dieſen gewaltigen Kräften gegenüber; aber zugleich fühlen wir uns erhoben durch den Gedanken an jene Macht, welche dieſe Kräfte geſchaffen hat, und ſie lenkt nach ihrem Willen: weil auch wir die Geſchöpfe dieſer unbegreiflichen Macht ſind.

39.

Alle dieſe Momente religiöſer Bildung aber werden die letztere wenig fördern, wenn wir ſie nicht mit dem ſeiner ſelbſt ſich klar bewußten Vorſatz, ſie für jene zu nützen, feſthalten. Ohne ein klares Bewußtſeyn eines ſolchen Vorſatzes werden auch die bedeutendſten Anregungen des religiöſen Sinnes von unſerm Gemüthe abgleiten, ohne irgend eine tiefere Spur zu hinterlaſſen. Um Gott zu finden, müſſen wir ihn ſuchen; damit wir ihn aber ſuchen, muß zuerſt das Bedürfniß ihn zu finden recht lebendig in uns geworden, und ſeiner ſelbſt ſich klar bewußt geworden ſeyn.

Aber auch, wenn die Blüthe der Sehnſucht nach dem Göttlichen ſich in uns erſchloſſen hat, bedarf ſie, um Früchte zu bringen, fortwährender treuer Pflege. Ohne ein oft und mit ſtrengem Ernſt auf dieſe Gegenſtände ſich hinlenkendes Nachdenken; ohne ein ſtätes Hinhorchen nach den Regungen des religiöſen Bedürfniſſes; und ohne eine oft wiederholte Prüfung des Fortſchrittes oder Rückſchrittes, den wir auf dieſer Bahn gemacht haben, gibt es kein vorhaltendes Hinſtreben zu Gott, und keine der Reife fähige religiöſe Bildung. Der tiefe Ernſt des Gemüthes iſt die Bedingung, wie jeder, ſo auch der religiöſen Bildung: und das um ſo mehr, da das Höchſte überall nur mit der höchſten Kraft des Gemüthes und des Nachdenkens erfaßt werden kann.

40.

Dieſer Ernſt aber iſt kein trüber, ſondern ein heiterer Ernſt. Heiter iſt alles echte Streben nach religiöſer Bildung; und eben dieſe Heiterkeit iſt die Probe ſeiner Echtheit. Denn wie ſollte es nicht heiter ſeyn: da ihm Alles, was das Leben trübt, in dem Gedanken an Gott aufgeht? wie nicht heiter, da es, weil es das rechte Ziel gewählt hat, auch innerlich ſicher iſt, dieſes gefunden zu haben? Und weil es heiter iſt: ſo iſt es auch milde, verſöhnlich und liebevoll; und nichts iſt ihm fremder, als Haß, Unduldſamkeit und Verfolgungsgeiſt. Wo immer das Streben nach religiöſer Bildung von dieſen trüben Beſtandtheilen nicht rein iſt: da iſt es in ſich ſelbſt unklar, verworren, und mit ſich ſelbſt im entſchiedenſten Widerſpruche.

Dieſe wenigen Andeutungen über religiöſe Bildung vom pſychologiſchen Geſichtspunkte aus mögen hier genügen. Eine über jeden Zweifel erhabene Gewißheit, und eine höhere Befriedigung, als die Philoſophie geben kann, biethet der Glaube an die Offenbarung. Vorſchriften über religiöſe Bildung in dieſem höheren Sinn zu geben, gehört der wiſſenſchaftlichen Religionslehre zu.

Bildung zur Sittlichkeit.

41.

Die vollkommenſte religiöſe Bildung ſchließt die vollkommenſte ſittliche in ſich: denn Religioſität ſelbſt iſt Sittlichkeit, wurzelnd in der Liebe zu Gott, und in der unbedingten Idee ſeiner Heiligkeit. Darum laſſen Sittlichkeit und Religioſität ſich nicht trennen, wie oft die Philoſophen ſie auch zu trennen geſucht haben; Verſuche, die ſich mit Recht als Geiſtesflachheit bezeichnen laſſen. Denn der wahre Ernſt des ſittlichen Strebens führt nothwendig zu Gott; er will ein Unbedingtes, und kann dieſes nur in Gott finden. Das Sittengeſetz ſelbſt kann dieſes Unbedingte nicht ſeyn. Denn es ſetzt, wie die Geſetze der Natur, eine Intelligenz voraus, die es gedacht habe. Daß das Geſetz ſich ſelbſt denke, iſt ein Abſurdum.

Aber nicht auf dem Gebiethe der Wiſſenſchaft allein findet man bei Einzelnen dieſe Flachheit, welche die ſittliche Bildung von der religiöſen zu trennen verſucht: man findet ſie im gewöhnlichen Leben bei Tauſenden, die ſittlich und gebildet zu ſeyn, und für ihre ſittliche Bildung der religiöſen entbehren zu können, glauben. Und die Flacheſten unter ihnen haben Recht. Für jene ſittliche Bildung, deren ſie empfänglich ſind, können ſie der religiöſen entrathen. Andere belehrt eine langſam reifende, weil nicht gepflegte Selbſterkenntniß, wie ihr ſittliches Streben ohne Religioſität ein haltungsloſes geweſen. Nicht die Furcht vor dem nahenden Tode allein ſchließt bei Vielen im ſinkenden Alter dem religiöſen Bedürfniß den Zugang auf: ſondern eben ſo oft jene Überzeugung, die Frucht einer ſpäten Erfahrung. Wie jede andere Erfahrung über unſere Irrthümer und Mißgriffe kann auch dieſe nur durch den Schmerz gereift, und nur um den Preis der Reue erkauft werden.

42.

Es kann nicht die Aufgabe dieſer Schrift ſeyn, die höchſten Grundſätze des ſittlichen Handelns zu entwickeln, oder auf eine Herzählung der beſonderen Pflichten und ihrer Beweggründe einzugehen. Sie begnügt ſich auch hier in Beziehung auf ihren Vorwurf den pſychologiſchen Geſichtspunkt feſtzuhalten. Aus dieſem Geſichtspunkt nun frägt ſie billig zuerſt nach den Hinderniſſen, welche ſich der ſittlichen Ausbildung entgegenſtellen.

Die Beweggründe zum ſittlichen Handeln ſind ſo einfach, wie die zum religiöſen Glauben. Auch liegen ſie mit der gleichen Entſchiedenheit vor. Da nun das Handeln mit einem hinreichenden Grad von Klarheit des Erkennens überall von ſelbſt zuſammenfällt: ſo kann, wo jene Beſtimmungsgründe ſich unwirkſam erweiſen, der Grund davon nur in der Mangelhaftigkeit des Erkennens geſucht werden.

Dem kann es zu widerſprechen ſcheinen, daß wir nicht ſelten Menſchen von ſchlichtem, einfachen Sinn treffen, ohne alle Anſprüche an das, was wir gewöhnlich Bildung nennen, die nie von einem Moralprincip gehört, und, ſtatt aller Beweggründe der Moral, den Anlockungen zur Pflichtverletzung nur ein: »Das iſt nicht recht,« oder: »Das darf ich nicht,« entgegen zu ſetzen haben: während wir andererſeits weit öfter nicht nur ſolche Menſchen, welche trotz der Vortheile einer ſorgfältigen Erziehung in der Entwicklung ihrer ſittlichen Begriffe zurück geblieben, ſondern ſelbſt ſolche, bei welchen Talent, Erziehung und eigenes Nachdenken dieſe Entwicklung vielſeitig gefördert haben, die Geſetze der Sittlichkeit nicht bloß verläugnen, ſondern ſelbſt mit entſchiedenem Bewußtſeyn ihnen Hohn ſprechen ſehen.

Dieſer anſcheinende Widerſpruch löſt ſich von ſelbſt, wenn man erwägt, wie die ſittliche Pflichttreue jener einfachen Menſchen ihre Pfahlwurzel faſt immer in der Lauterkeit ihres religiöſen Sinnes habe; der letztere aber bei jenen Anderen meiſtens gänzlich, oder ſo gut, wie gänzlich, fehle. Überdieß fragt der einfache unverſchrobene Sinn jenen Menſchen immer nur: *was ſoll ich?* bei dem Gebildeten oder Halbgebildeten aber ſchließt ſich an dieſe Frage immer die zweite: *warum* ſoll ich es? und wie dieſe Frage bei reifem Nachdenken, bei geordneten Neigungen und einer feſten Willenskraft, die feſteſte Grundlage des ſittlichen Handelns iſt: ſo wird ſie ohne dieſe Bedingung für die halbe Bildung überall zur gefährlichſten Klippe, weil ſie der Selbſttäuſchung und der Sophiſtik der Leidenſchaft alle Zugänge öffnet.

43.

Es iſt alſo überall die Richtigkeit, nicht der Umfang; die Intenſion, nicht die Extenſion des ſittlichen Erkennens; die Klarheit, mit welcher wir die einfachſten Beweggründe des ſittlichen Handelns und ihren Zuſammenhang mit dem ſittlichen Geſetz des Lebens und der Idee einer ſittlichen Weltregierung erfaßt haben, welche mit der größten Macht, und allein vorhältig, auf den Willen wirken.

Es ſind aber zunächſt zwei Täuſchungen, durch welche die Entwicklung der ſittlichen Erkenntniß gehemmt, und die Klarheit der letzteren überhaupt getrübt wird.

Mit welchem Grad von Entſchloſſenheit die ſittliche Verkehrtheit auch immer auftrete, und wie unklar ſie ſich auch immer über ſich ſelbſt ſey: nie noch hat es einen Laſterhaften gegeben, welcher einer Verletzung des Sittengeſetzes, als einer ſolchen willen, der eigenen, oder Anderer Achtung ſich werth gehalten hätte. Dieſe Achtung aber iſt eines der am tiefſten gewurzelten Bedürfniſſe unſers geiſtigen Lebens; wir geben es nie auf, auch nicht wenn wir es noch ſo unmuthig oder übermüthig von uns zu werfen ſcheinen. Auch vermögen wir nicht, es aufzugeben; denn dieſes würde uns in gewiſſem Sinne geiſtig vernichten, indem in dem Bewußtſeyn der eigenen, wie Anderer Achtung eine weſentliche Bürgſchaft unſerer Kraft, und ſomit der Erreichung aller beſonderen Zwecke liegt, welche wir uns vorſetzen. Nichts iſt daher begreiflicher, als daß wir das eigene Gefühl unſers moraliſchen Unwerths, ſo wie die Geringſchätzung Anderer, auf jede Weiſe zu verſöhnen ſuchen: indem wir bald unſeren unſittlichen Beweggründen edlere Motive unterſchieben, bald den ſittlichen Geſichtspunkt gänzlich außer Acht laſſend, uns an irgend einen einzelnen geiſtigen, vielleicht auch ſittlichen Vorzug heften, der ſich mit der moraliſchen Verkehrtheit zufällig verbindet, und wie eine einzelne Goldader aus taubem Geſtein daran hervorglänzt. Wie leicht bei glänzenden Verbrechen das Urtheil auf dieſe Weiſe irre geleitet werde, iſt allzubekannt, als daß es hier weiter ausgeführt zu werden brauchte. Auch iſt das keineswegs der Springpunkt der Sache. Der iſt es, daß wir in den ganz gewöhnlichen Verhältniſſen, und im Kleinhandel des Lebens, uns ſelbſt und Andere ganz auf dieſelbe Weiſe zu täuſchen und mit falſcher Münze zu betrügen ſuchen, wie Menſchen von außerordentlichen Geiſtesgaben bei außerordentlichen Verſuchungen. Die höchſte Geiſteskraft, und die beſchränkteſte, täuſchen in dieſer Hinſicht ſich und Andere ganz auf dieſelbe Weiſe; und in beiden Fällen iſt die Quelle ſolcher Täuſchung immer — wenigſtens in Beziehung auf das ſittliche Urtheil — wahre Geiſtesflachheit.

44.

Man ſpricht nur immer von der Macht der Leidenſchaften im Allgemeinen, wenn von den Schwierigkeiten und Mängeln der ſittlichen Bildung die Rede iſt. Aber dieſe Macht der Leidenſchaften ſelbſt beſteht, in ſo weit ſie nicht in phyſiſchen Urſachen ihren Grund hat, nur in ſo fern, als die ſittlichen Ideen, welche ſie beſchränken, und ſie überwiegen ſollten, entweder ganz fehlen; oder, weil unklar und unausgebildet, nicht mit hinreichender Kraft zu wirken vermögen. Vor Allem aber ſind es die Vorſtellungen von Glückſeligkeit, welche hier den mächtigſten und allgemeinſten Einfluß ausüben. Überhaupt reift vielleicht keine andere ſittliche Idee langſamer, als die, daß es kein wahres Lebensglück gebe, als dasjenige, welches eine ſittliche Grundlage hat; Wo eine glückliche Naturanlage, eine gut geleitete Erziehung, und der günſtige Einfluß äußerer Verhältniſſe der Entwicklung dieſer Überzeugung zu ſtatten kommen: da iſt ſie eine der feſteſten Stützen alles ſittlichen Strebens, das keine Veranlaſſung findet aus einer Bahn zu weichen, auf der es in ſeinen lauteren und untadelhaften Neigungen ſich befriedigt findet. Anders aber, wo bei einer natürlichen Anlage zur Leidenſchaftlichkeit, bei nachtheiligen Einflüſſen der Erziehung und der äußeren Verhältniſſe, jene Überzeugung einer widerſtrebenden Naturanlage, den Folgen einer verkehrten Erziehung, und tauſend Verlockungen zu Mißgriffen und Abwegen mühſam abgerungen werden muß. Da reift ſie nur langſam, als die theuer erkaufte Frucht des Irrthums und der Schuld; und es iſt das Loos der meiſten Menſchen, den einzigen Weg zum Glück erſt dann kennen zu lernen, wenn ſie den Muth, wie die Kraft verloren oder verſchleudert haben, ihn zu gehen.

Die Täuſchung geht hierbei zunächſt von dem Einfluß der Phantaſie aus, die ſich ein Ideal von Glückſeligkeit ſchafft und dieſes abſchließt, und von dem ſie ſich meiſtens nur darum ſo ſchwer losſagen kann, weil ſie ſo entſchieden damit abgeſchloſſen hat. So bleibt dem befangenen Sinn und Streben faſt nur die Wahl, den gezogenen Zauberkreis gänzlich zu verlaſſen, oder gänzlich in ihm zu verharren; jeder halbe Verſuch herauszutreten, zieht ihn nur immer entſchiedner gegen den Mittelpunkt hin. Der Zauber ſelbſt aber liegt in der draſtiſchen Lebhaftigkeit der ſinnlichen Genüſſe, welche die Begierde heftig aufreizen: während die ſittlichen Vergnügungen einfacher, ruhiger und weniger mannigfaltig, nur für Diejenigen einen Reiz haben, und nur von Jenen ganz genoſſen werden können, in welchen der Sinn für ſittliche Harmonie des Lebens ſich bereits vollkommen erſchloſſen hat. Wenn der Wüſtling nicht vom gemeinſten Schlage, und dabei ganz beſchränkten Geiſtes iſt: ſo fällt es ihm kaum ein zu läugnen, daß die ſittliche Liebe dem Menſchen ein hohes und wünſchenswerthes Glück gewähren könne, und er nimmt vielleicht keinen Anſtand zuzugeben, daß nur dieſes lautere Glück des Wunſches werth ſey. Aber dennoch ſcheint ihm dieſes Glück wieder ein mattes, bleiches, farbloſes und einförmiges zu ſeyn; und die Vorſtellungen davon, wie lebendig ſie ſich vielleicht auch für den Augenblick ſeiner Phantaſie darbiethen, können, da ihnen Beſtimmtheit, Umfang und Klarheit fehlen, kein entſcheidendes Übergewicht in ſeinem Geiſte erlangen. Überdieß: wie alle Sittlichkeit, ſo iſt auch das ſittliche Glück an die Bedingung von Maß und Beſchränkung gebunden; und die Leidenſchaftlichkeit, welche überall die Schranke haßt, kann daher, ſo lange ſie nicht ſich ſelbſt aufgibt, ein ſolches Glück ſich in der Vorſtellung eben ſo wenig lebendig denken, als es in der Wirklichkeit mit Befriedigung genießen.

45.

Die alten Philoſophen warfen häufig die Frage auf, ob die Tugend ein Geſchenk der Götter, oder das Produkt der Erziehung ſey; oder ob ſie erworben werden könne? Die erſte Frage hat nur dann einen Sinn, wenn ſie unter dem Geſchenk der Tugend nicht einen glücklichen Inſtinkt, den eine höhere Macht dem Einen willkürlich zutheilte, dem Andern willkürlich vorenthielte, ſondern eine glückliche Naturanlage, und ein ſolches Zuſammentreffen günſtiger äußerer Einwirkungen verſteht, durch welche die Neigung, ſittlich zu handeln, am leichteſten und vollkommenſten entwickelt und genährt, und die Übung der Tugend ihr am meiſten erleichtert wird. In dieſem Sinn kann die Tugend allerdings für das Geſchenk einer höheren Macht gelten; und der mag ſich glücklich preiſen, dem ſie die Wege geebnet, und das Ringen nach dem Ziele leicht gemacht hat: während ſie einem Andern ſeine Bahn über Abgründe und Brüche hin vorgezeichnet, und bei jedem Schritt ihm neue Verſuchungen und Hinderniſſe in den Weg wirft. Auch dieſer wird mit ihr weder rechten, noch muthlos ſeyn dürfen: denn die Überzeugung, daß eben ſie ſeine Bahn ihm vorgezeichnet, ſchließt den Begriff einer endlichen Ausgleichung als einen nothwendigen in ſich.

Da es kaum noch irgend einem Philoſophen, wie querköpfig er auch ſeyn mochte, eingefallen iſt, den Einfluß der Erziehung auf die ſittliche Bildung gänzlich abzuläugnen: ſo kann auch die zweite Frage nur in ſo fern einen Sinn haben, als ſie ermitteln will, ob ein tugendhafter Charakter das reine Produkt der Erziehung ſeyn könne? Wenn nun die Weisheit der Pädagogen nicht vielleicht anſprechen will, die Entwicklung der ſittlichen Ideen unbedingt berechnen und leiten zu können: ſo wird ſie die Frage theoretiſch eben ſo entſchieden verneinen müſſen, als ſie [von] der Erfahrung vielfältig praktiſch verneint, wird.

Leichter iſt es, die dritte Frage zu beantworten. Denn, wenn die Tugend das Produkt eines freien Entſchluſſes iſt: ſo muß ſie ſich erringen laſſen; weil ſonſt die Forderung, daß wir ſittlich handeln ſollen, eben ſo gut, wie der Entſchluß, ſo zu handeln ſelbſt, ein Abſurdum wäre.

46.

Wie entwickelt ſich nun ein ſolcher Entſchluß, und wie gedeiht er zur Reife? Nie plötzlich. Wenn uns die Geſchichte einzelne Beiſpiele einer ſcheinbar plötzlichen Umgeſtaltung des innern Menſchen, eines raſchen Überſpringens vor der entſchiedenſten Gleichgültigkeit gegen alle Geſetze der Sittlichkeit zum ſtrengſten Rigorismus der Sitten, veranlaßt durch überraſchende, tiefergreifende Erſchütterungen des Gemüthes, aufbewahrt hat: ſo war eine ſolche Umwandlung des Sinnes immer lange vorher in der Stille gereift, und durch jene Erſchütterungen nun plötzlich zum Ausbruch gebracht. Auch ſind es faſt immer Menſchen von einer ſtarken Willenskraft; und daß ſie feſthalten, was ſie in einem Moment der höchſten Aufregung mit dieſer ergriffen haben, erklärt ihre Sinnesänderung auf das Befriedigendſte: um ſo mehr, da ſie meiſtens zu einem Extrem, nicht zu einem lauteren, von Beſonnenheit und Milde geleiteten ſittlichen Streben, übergehen, und dabei nicht ſelten, indem ſie einen Theil ihrer ſittlichen Verkehrtheit aufgeben, einen anderen auf die neue Lebensbahn mit ſich hinüber nehmen.

Überhaupt iſt der moraliſchen Bildung nichts nachtheiliger, als das Vertrauen auf die Macht ſittlicher Entſchlüſſe bei einer ſchwachen Willenskraft, und dem Einfluß zur Gewohnheit gewordener fehlerhafter Neigungen. Der, um das peinliche Gefühl der moraliſchen Unkraft für den Augenblick zu verſöhnen, zum tauſendſten Mal erneuerte, und zum tauſendſten Mal wieder gebrochene Entſchluß, ſich aufzuraffen, führt unvermeidlich zu einer immer größeren Erſchlaffung, und zuletzt zu gänzlicher Ohnmacht des ſittlichen Wollens.

47.

So viel iſt klar, daß der Entſchluß ſittlich zu handeln nur in dem Verhältniſſe reifen kann, in welchem die ſittlichen Ideen reifen, welche ihm zum Grunde liegen. Was die Entwicklung der letzteren hemmt, wird auch das Erſtarken jenes Entſchluſſes hemmen; und was jene fördert, wird auch für dieſen förderlich ſeyn.

Hierbei iſt zunächſt Eines zu bemerken. Indem der Entſchluß zum ſittlichen Handeln allmälig in unſerer Seele reift, bricht er nicht in jedem Moment dieſes Reifens als Entſchluß aus ſeiner Knoſpe. Oft als ein raſcher, plötzlich ſich erſchließender Blick in unſern moraliſchen Zuſtand; als ein uns plötzlich kommendes Gefühl, daß wir den rechten Weg eingeſchlagen, oder daß wir uns auf einen falſchen verloren; als eine raſch aufzuckende Ahnung, daß jener uns zur Eintracht mit uns ſelbſt und zum Glücke, dieſer zur tiefſten Zerfallenheit, und in's Verderben führen werde. Da es keinen Entſchluß geben kann, ohne daß wir uns deſſelben, als eines ſolchen klar bewußt geworden wären: ſo kommt hier Alles darauf an, die flüchtige Wahrnehmung, oder das flüchtige Gefühl feſtzuhalten durch die Macht des Gedankens, und ſie zur Klarheit des Erkennens durchzubilden. Denn nur ſo kann die ſonſt ſchnell verwehte Blüthe eine Frucht anſetzen.

48.

Die Frucht des Entſchluſſes iſt die That. Alle Sittlichkeit beruht auf dem Handeln, weil alle ſittliche Erkenntniß erſt dann reif iſt, wenn ſie die That zu zeugen vermag; und weil die That, wie ſie das Produkt eines zu einem höheren Grade von Klarheit gereiften Erkennens iſt, auf dieſes zurückwirkend, der Erkenntniß eine erhöhte Zuverſicht und feſtere Dauer gibt. Daher gibt es auch keine ſittliche Bildung ohne ſittliches Handeln; und keinen tugendhaften Charakter ohne die ſtrengſte Conſequenz in der Übereinſtimmung des Handelns mit dem Erkennen. Wie lebendig die Überzeugung *von dieſer Wahrheit ſelbſt* auch immer ſey: ſie iſt immer noch unklar, ſo lange ſie nicht entſcheidend auf das Handeln ſelbſt zurückwirkt.

Bis auf einen gewiſſen Grad von Klarheit iſt dieſe Überzeugung in jedem Menſchen vorhanden; jede Unklarheit aber hier die nachtheiligſte Klippe für das Streben nach ſittlicher Bildung. An ihr ſcheitert zunächſt bei den meiſten Menſchen der Muth nach dem höchſten, ihnen erreichbaren Ziel ihres ſittlichen Fortſchreitens zu ſtreben. Das Gefühl ihrer Schwäche ſuchen ſie dann dadurch zu verſöhnen, daß ſie dieſes Ziel von vorneherein niedriger ſtellen; die ſtrenge Conſequenz des ſittlichen Handelns als ein anderes Ziel betrachtend, nach welchem zu ſtreben, es ihnen an hinreichender Kraft fehle. Allerdings hat auch die moraliſche Kraft eben ſo, wie jede phyſiſche, ihre Gränze; allein die Ausgleichung zwiſchen Sollen und Können, und die Verſöhnung des Gefühls unzulänglicher Kraft liegt hier nicht darin, daß dieſe das Ziel ſich näher rücke, oder es aufgebe: ſondern daß ſie, bis an die äußerſte Gränze ihres Vermögens, dem unbedingt feſtgeſtellten Ziele ſich zu nähern ſtrebe.

Weit ſchlimmer aber als ſolche Flauheit des ſittlichen Wollens iſt jene Verkehrtheit, welche das Handeln mit beſonnener Willkür von dem Erkennen ſcheidet. Man könnte ſagen, es gebe, indem das ſittliche Erkennen einen hohen Grad von Klarheit erreicht haben kann, ohne zu jenem höchſten gediehen zu ſeyn, wo es mit dem Handeln von ſelbſt zuſammenfällt, keine andere Immoralität, als eben dieſe. Ich bin darüber in meiner Schrift: Über den Umgang mit uns ſelbſt, ſo ausführlich geweſen, daß ich dem dort Geſagten hier wenig zuzuſetzen wüßte.

49.

Da alle Sittlichkeit von der Klarheit und Beſtimmtheit des Erkennens abhängt, und ein ſicherer Fortſchritt in der erſteren ohne Fortſchritt in dem letzteren nicht denkbar iſt; ſo iſt die Frage: durch welche *Mittel* die ſittliche Bildung gefördert werde? faſt gleichbedeutend mit der Frage: durch welche Mittel der Fortſchritt der ſittlichen Erkenntniß gefördert werde?

Die erſte und vorzüglichſte Grundlage dieſes Fortſchrittes aber iſt der *ſittliche Ernſt*; jene Stimmung des Gemüthes nämlich, die vom Leben überall zunächſt einen ſittlichen Gehalt fordert, und ohne dieſe Bedingung weder eine Befriedigung ſucht, noch erwartet. Ohne dieſen Ernſt iſt alles ſittliche Streben geradezu haltungslos; und das Höchſte, wozu es gedeihen mag, die augenblickliche, mit dem Augenblick kommende und verſchwindende Wallung.

Und hier möchte es wohl verzeihlich ſcheinen, die Schwäche der menſchlichen Natur anzuklagen, wenn es nicht aus einem höheren Geſichtspunkt, unverzeihliche Thorheit wäre. Denn ſchon in der erſten Kindheit werden die Lehren der Sittlichkeit dem Gemüthe eingepflanzt, und die gepflanzten Keime von jeder nicht ganz verkehrten Erziehung mit unabläßiger Sorgfalt gepflegt und gewartet; tauſendfältig ſieht der Jüngling durch Lehre und Beiſpiel in der Gegenwart, wie in der Vergangenheit, ſich darauf hingewieſen; und tauſendfältig dringt das Leben ſelbſt dem Mann die Warnung auf, ihnen nicht untreu zu werden. Und dennoch bekleiben jene Keime ſo ſelten! dennoch entfalten ſie ſich ſo langſam! dennoch ſetzen ſie ſo ſelten Blüthen und Früchte an! dennoch iſt der gediegene ſittliche Ernſt eine ſo ſeltene Erſcheinung! Wenn die Pſychologie hier Alles durch die Macht der Leidenſchaften und verkehrten Neigungen erklärt: ſo gibt ſie in der That eine Erklärung, welche wieder einer Erklärung bedarf. Denn warum wirken die Vorſtellungen, welche die Leidenſchaft anregt, mit größerer Kraft, als jene anderen? — Weil ſie unmittelbarer mit Luſt und Schmerz, mit unſerem Hoffen und Fürchten zuſammenhängen? Gewiß darum; aber nicht darum allein. Auch darum, weil jene ſittlichen Vorſtellungen etwas uns Gegebenes und von außen Gekommenes ſind: nur das aber die Wurzeln feſt mit unſerer Seele verſchlingt, was in uns ſelbſt ſich entwickelt hat, und was wir mit ſelbſtſtändiger Kraft in uns, und aus uns entwickelt haben. Das errungene Beſitzthum iſt uns überall das theuerſte; und hier, wie das theuerſte, ſo auch das erſprießlichſte.

50.

Darum iſt es zunächſt die Beobachtung und Erforſchung unſers innern Lebens, wodurch die Kraft des ſittlichen Lebens erſtarkt; dieſe ſind es, die den ſittlichen Ernſt groß ziehen und in unſerer Bruſt heimiſch werden laſſen. Nicht durch die Selbſtkenntniß allein, die ohne ſie allerdings unmöglich iſt: wenn man, wie gewöhnlich, darunter ausſchließend die Kenntniß unſerer Anlagen, Mängel und Fehler verſteht. Sie fördert das Streben nach Sittlichkeit; ſie iſt ihm unentbehrlich; aber ſie thut nicht Alles. Sie wird erſt dann ein wirkſames Moment des ſittlichen Strebens, wenn ſie ſich mit der Wahrnehmung verbindet, wie jene Mängel, Fehler und Schwächen die fruchtbaren Keime des Schmerzes enthalten: wie ſie uns überall von dem Ziel, nach welchem wir Alle verlangen, von dem Genuß eines wahren Glückes ablenken; und wie alle Befriedigung, welche wir auf den Abwegen, auf welche ſie uns verlocken, zu finden meinen, eine unhaltbare Täuſchung ſey. Dabei nun iſt keineswegs zu beſorgen, das Streben nach ſittlicher Erkenntniß werde ſich auf dieſem Wege ausſchließend in einer eudaimoniſtiſchen Richtung bewegen. Denn iſt es nur überhaupt ein lauteres, unbefangenes und ſtätiges: ſo wird es bei jenen einfachen Wahrnehmungen nicht ſtehen bleiben: ſondern ſich zur Betrachtung der höchſten und allgemeinſten Geſetze des ſittlichen Lebens erheben, auf welche es ſich immer wieder aufs neue hingewieſen ſieht.

Eine Forderung iſt unerläßlich, wenn die Beobachtung unſers inneren Lebens für den Fortſchritt des ſittlichen Erkennens fruchtbar werden ſoll: daß wir nämlich wahr zu ſeyn gelernt haben gegen uns ſelbſt. Nicht darum allein, weil ohne dieſe Bedingung keine Selbſtkenntniß, ſondern weil ohne ſie überhaupt keine vollkommene Entwicklung des ſittlichen Erkennens möglich iſt. Denn nicht über unſere Fehler allein ſuchen wir uns zu täuſchen, auch über ihre Folgen. Wie lüſterne Kranke nämlich ſich ſelbſt und dem Arzt abläugnen, daß ihre ſchädlichen Genüſſe die Urſache ihrer Übel ſeyen, um nicht gezwungen zu ſeyn, ſie aufzugeben: ſo ſind wir immer geneigt uns über die Neigungen und Gelüſte zu täuſchen, welche nicht bloß die einzelne Verirrung erzeugten, ſondern die als fruchtbare Keime von tauſend anderen in uns fortwuchern, und nur nicht gleich offenbar, wie jene, ſich entwickelt haben, und in ihren Folgen nicht gleich empfindlich uns fühlbar geworden.

51.

Auch in die Bruſt Anderer, nicht in die eigene allein, mag der beobachtende Blick einzudringen ſuchen, um den ſittlichen Zuſammenhang des Lebens klar erkennen zu lernen. An die Rückſichten, welche Wohlwollen und Humanität dabei als unverletzlich vorſchreiben, mag es hier genug ſeyn, im Allgemeinen zu erinnern. Dazu kann jedoch die Vorſchrift nicht gerechnet werden, die Mängel, Fehler und Thorheiten Anderer in milderndem Lichte zu ſehen: weil ſie in der That nichts anderes verlangt, als daß wir ſie ſehen ſollen, wie ſie nicht ſind. Liebe, Wohlwollen, Schonung und Humanität bewähre ſich gegen Andere in Geſinnung und That; nicht in einer vorſätzlich ſich ſelbſt täuſchenden Beurtheilung.

Wenn Eigenliebe, Eitelkeit, Anmaßung und das Beſtreben, unſere fehlerhaften Neigungen warm zu betten, es uns ſchwer machen, in unſerer eigenen Bruſt hell zu ſehen, wo wir doch ſo viel Licht hineintragen können, als wir ſelbſt wollen: um wie viel unſicherer muß unſer Blick nicht ſeyn, wo er verſucht, in die zum Theil abſichtlich verſchloſſenen und verdunkelten Kammern einer fremden einzudringen. Dennoch vermag er es; und auch richtig zu ſehen vermag er; wenn er gewohnt und geübt iſt, unbefangen zu ſehen. Auch hier hefte er ſich zunächſt an die einfachſten Thatſachen des Strebens nach beſtimmten Zwecken, und der Ergebniſſe ſolchen Strebens; auch hier erhebe er ſich von dieſen nächſten Wahrnehmungen zu den höheren ſittlichen Geſichtspunkten. Wie ſchlau der Menſch ſich auch zu verbergen gewohnt und geübt ſey: Eines kann er nie verbergen, die gewonnene oder verfehlte Befriedigung, welche er in der Erreichung oder im Verfehlen ſeiner Zwecke gefunden oder vermißt hat.

52.

Der Blick Anderer taucht ſo tief in unſer Inneres, als der unſrige in das ihrige. Bekränkte Eitelkeit, Neid, Mißgunſt, Haß ſchärfen ihn für unſere Fehler und Schwächen; aber nicht dieſe allein ſind es, die wir durch ſie kennen lernen. Ein Wort, eine Wendung, eine ſcheinbar abſichtslos hingeworfene Rede, kann uns die tiefſten Geheimniſſe unſers Inneren verrathen, oder uns auf die Spur ſolcher leiten, die wir kaum geahnt, oder deren Löſung wir Jahre lang vergeblich geſucht haben. Aus dem gemeinſten Munde, von Menſchen, die an Bildung des Geiſtes tief unter uns ſtehen, kann uns ſolche Belehrung kommen. Da die äußeren Verhältniſſe überall das Zufällige, die Momente des innern Lebens hingegen, überall das Unveränderliche, und überall dieſelben ſind: ſo laſſen raſch aufzuckende Antipathien und Sympathien Andere oft wie Blitze in unſerem Innern Entdeckungen machen, die ſich unſerem eigenen Blick, wie dem weit ſcharfſichtigerer Forſcher, fortwährend entzogen haben.

Darum ſey das Ohr für jedes Urtheil Anderer nicht bloß offen: es ſey immerfort geſpannt, um keine nützliche Loſung zu überhören. Jedes Wort kann eine Münze ſeyn, die tauſendfache Zinſen trägt. Iſt ſie von ſchlechtem Metall, ſo werft ſie weg; aber werft ſie nie weg, ohne ſie euch genau beſehen zu haben. Aber eben ſo wenig nehmt eine andere, die man euch für Schatzgeld gibt, auf Treue und Glauben dafür an; wer ſie euch auch immer in die Hand drücke. Wie überall, liegt die rechte Selbſtſtändigkeit auch hier in dem lauteren, ſeiner ſelbſt ſicheren Streben, um jeden Preis immer wahr zu ſeyn gegen ſich ſelbſt.

53.

Es iſt überflüſſig ins Beſondere zu bemerken, worauf ſchon im Allgemeinen hingewieſen worden iſt, daß jede Betrachtung der Gegenwart, wie der Vergangenheit, ſo wie alle Lektüre, zunächſt den ſittlichen Geſichtspunkt erfaſſen und feſthalten müſſe, wenn ſie für den Fortſchritt des ſittlichen Erkennens, und dadurch für unſere ſittliche Bildung, fruchtbar werden ſoll. Auch hier ſuche die Betrachtung zunächſt die einfache ſittliche Thatſache zu erfaſſen, von dieſer zu den allgemeinen Geſetzen des moraliſchen Lebens aufſteigend; die ſich ihr zuletzt in der Geſammtheit der mit unveränderlicher Conſequenz ſich wiederholenden Erſcheinungen, als ewige und unbedingt nothwendige darſtellen.

Wie oft ſich aber ſolche Erſcheinungen der Wahrnehmung auch darbiethen, und wie wenig ſie uns auch unbeachtet bleiben mögen: ſie werden uns nur wenig Gewinn bringen, wenn das Nachdenken nicht wiederholt zu ihnen zurückkehrt, und den ſittlichen Zuſammenhang des Lebens in freier, dieſes Zweckes ſich bewußter Betrachtung zu erforſchen ſtrebt. Jedem ergeben ſich in ſeinem Leben Momente, wo ſich die Mahnung an ein ſolches Nachdenken und Inſichgehen lebendiger in ſeiner Seele regt, ja ſich ihm als ein dringendes Bedürfniß kund gibt. Es ſind die Stunden der Freude und des Schmerzes, des fremden, wie des eigenen; wenn die Vorſehung eine lange Zeit hindurch ſchwer empfundene Laſt von uns genommen, oder uns ein ungehofftes Glück geſchenkt; wenn ſie den Abgrund, dem wir zueilten, warnend vor uns aufgedeckt, oder uns erbarmend von ſeinem Rand zurückgezogen; es ſind oft Stunden einer uns wunderbar überkommenden inneren Ruhe und ſtillen Sammlung, von denen wir nicht zu ſagen wüßten, wie ſie uns ſo plötzlich überſchlichen haben; immer aber ſind es Stunden einer heiligen Weihe, die nicht ungenützt entſchwinden dürfen. Wenig nur nützen wir ſie, wenn wir uns hier nur für die Dauer einer ſolchen unmittelbaren Aufforderung dieſen hingeben; wenn wir die Fäden, welche hier ſich anſpinnen, nicht mit ſtätigem Ernſt verfolgen, und in der Erinnerung nicht oft zu jenem erſten Eindruck zurückkehren. Tauſend und wieder tauſend Eindrücke gleiten ab von unſerer Seele, ohne weſentliche Spuren und fruchtbare Keime der ſittlichen Erhebung zurückzulaſſen; nicht ſo die Eindrücke ſolcher Stunden, wenn wir es verſtehen, ſie feſtzuhalten.

Daß Tagebücher zu dieſem Zwecke, ſo wie um den Ergebniſſen unſers Strebens nach ſittlicher Erkenntniß überhaupt Beſtand zu geben, ein nützliches Mittel, läßt ſich nicht läugnen, wenn ſie in dieſem Sinn geführt, und nicht, wie gewöhnlich zur Auftrocknung abgeſchmackter Sentiments benützt werden. Im letzteren Falle iſt ihr Einfluß ganz ſicher ein höchſt nachtheiliger; und Hunderte unbefangener Jünglings- und Mädchenſeelen haben ſich auf dieſe Weiſe ſchon nicht bloß in die Albernheit, ſondern ſelbſt in die moraliſche Schlechtigkeit, hineingeſchrieben. Das Schlimmſte iſt auch hierbei wieder, daß wir ſchon einer gewiſſen Reife der ſittlichen Bildung bedürfen, wenn die Führung eines Tagebuches für dieſe uns einen weſentlichen Gewinn einbringen ſoll.

54.

Wenn mit dem höchſten Grad von Klarheit des ſittlichen Erkennens das Handeln allerdings von ſelbſt zuſammenfällt, und die Kraft zu dem Einen mit dem höheren oder geringeren Grad von Reife des Anderen immer im ſtrengſten Verhältniſſe ſteht; ſo muß dennoch neben der Erkenntniß auch die ſittliche Willenskraft durch ein ſelbſtſtändiges Streben ausgebildet werden. Denn jenes von ſelbſt Zuſammenfallen des Handelns mit dem Erkennen bezeichnet eben den höchſten Punkt der Reife des letzteren, ſo wie aller ſittlichen Bildung überhaupt, von welchem unzählige Stufen abwärts angenommen werden müſſen: indem das ſittliche Erkennen einen ſehr weiten Umfang gewinnen kann, ohne auf die Kraft zum Handeln zurück zu wirken, wenn die ſittlichen Ideen zwar vollſtändig entwickelt, aber von ſtarken Leidenſchaften gebunden, bleich, farblos und unlebenskräftig in der Seele liegen. Die Kraft vorhaltend auf den Willen zu wirken gewinnen ſie immer erſt in dem Verhältniß, in welchem der ſittliche Zuſammenhang des Lebens überhaupt, und die Unbedingtheit des ſittlichen Geſetzes, als des höchſten alles Daſeyns, in nächſter Beziehung auf die Entwicklung und die Führung unſers eigenen Lebens ſich uns erſchloſſen hat.

Wenn aber auf dieſe Weiſe ſelbſt ein hoher Grad von Schwäche der moraliſchen Willenskraft neben einem bedeutenden Umfang des ſittlichen Erkennens beſtehen kann: ſo gibt es doch keine andere ſittliche Idee, die unvertilgbarer im Bewußtſeyn fortlebte, als die der Forderung, daß mit dem Erkennen auch das Handeln übereinſtimme. Wie ſchwach ihre Lebenskraft auch ſey: ſie lebt fort; und was ſie am Leben erhält, was ſelbſt ihre allmählige Entwicklung fördert, iſt eben das Gefühl der Schwäche; das Gefühl der Schwäche, auf den unterſten Stufen ſittlicher Entwicklung nicht einmal dem Sollen, ſondern jedem Wollen gegenüber: weil es auch dem befangenſten Verſtande nicht entgehen kann, wie man bei gänzlicher Ohnmacht der Willenskraft gar nichts ſeyn könne; nicht einmal ein Schelm, ein Schurke, oder ein Wüſtling.

Einer nicht ſeltenen Quelle der Schwäche ſittlicher Willenskraft mag hier insbeſondere gedacht werden. Wie die letztere durch den Einfluß ihre Entwicklung begünſtigender äußerer Umſtände vielfältig angeregt, belebt, ermuntert und ermuthigt werde, iſt eine von den Wahrnehmungen, die ſich überall von ſelbſt darbiethen. Wenn nun die Berechnung der ſittlichen Erſcheinungen ſich vorzüglich an dieſes Moment knüpft, ſo verleitet ſie, mag ſie im Allgemeinen den Einfluß desſelben auch nicht zu hoch anſchlagen, den Berechner, bei einer habituell gewordenen Schwäche der ſittlichen Willenskraft, leicht zu dem Irrthum, die Belebung und Stärkung derſelben überall von vorne herein von der Gunſt der äußeren Umſtände abhängig zu denken; die Schlaffheit des ſittlichen Wollens bei ſich ſelbſt aber durch die wirkliche oder eingebildete Ungunſt äußerer Einflüſſe für hinreichend entſchuldiget zu halten.

55.

Die vorſtehenden Bemerkungen über ſittliche Bildung betreffen zunächſt wieder die Selbſtbildung; ſie werden aber auch bei dem Beſtreben, Andere zur Sittlichkeit zu bilden, ihre Anwendung finden. Inzwiſchen ſey es mir vergönnt in dieſer Beziehung einige beſondere Bemerkungen beizufügen.

Daß, wer Andere zur Sittlichkeit bilden will, ſelbſt auf einer höheren Stufe ſittlicher Entwicklung ſtehen müſſe, als derjenige, den er zu bilden verſucht, das fordert wohl Jeder von ſich. Mindeſtens an Einſicht wird er dieſe Überlegenheit von ſich fordern, und — ſie wirklich zu beſitzen glauben. Das aber dürfte Vielen, die da bilden, weniger klar geworden ſeyn, daß es, um Andere mit Erfolg auf die Bahn der Sittlichkeit zu leiten, keineswegs genug ſey, einen guten Vorrath hausgebackener moraliſcher Sentenzen, Reflexionen, Ermunterungen und Zurechtweiſungen zur Hand zu haben: ſondern daß ſie zu jenem Zwecke einer gereiften, ihrer ſelbſt ſicheren Erkenntniß der allgemeinen Geſetze, wie der einzelnen Momente des ſittlichen Lebens bedürfen; und daß ſie ſich daher um dieſe höhere Reife ſittlicher Einſicht — bemühen müſſen.

Auch das erwägt wohl Jeder, der da bilden will, oder dazu gerufen iſt, daß kein auffallender Widerſpruch zwiſchen Wort und That, Lehre und Handlungsweiſe in ſeinem eigenen Charakter ſich darlegen dürfe. Was aber nicht Jeder erwägt, iſt der Abſtand zwiſchen gewöhnlicher Rechtlichkeit oder ſelbſt Tadelloſigkeit, und jener Würde des moraliſchen Charakters, welche die Frucht gereifter und darum ſtets ſich gleich bleibender ſittlicher Erhebung iſt; und die, indem ſie in Denjenigen, die gebildet werden ſollen, der ſich erſchließenden Erkenntniß durch lebendige Anſchauung innerliche Sicherheit gibt, dadurch noch mächtiger wirkt, als durch den Nachdruck, mit welchem ihr, und nur ihr, Geſetz und Regel auszuſprechen erlaubt und möglich iſt.

56.

Aber wenn auch beide Bedingungen, Einſicht und Charakterwerth — ſey es auch nicht im vorzüglichſten Grade, oder ſey es ſelbſt bei dieſem — zuſammentreffen: warum erreicht das Streben, Andere ſittlich zu bilden, oder ſie von ihren Verirrungen zurückzuführen, nur ſelten ſo entſchiedene und ſo befriedigende Erfolge, wie es ſie beabſichtiget?

Der Grund davon iſt zum Theil ſchon angegeben worden; weil nur jene Momente des ſittlichen Erkennens ſich lebenskräftig entwickeln, welche wir ſelbſtſtändig ergriffen, weil ſie eine ihnen entſprechende Saite unſers Innern berührt haben. Jede ſittliche Ermunterung, Warnung, Zurechtweiſung, welche dem Jüngling, wie dem Mann, nicht auf eine der Eigenthümlichkeit ſeiner individuellen Naturanlage, oder ihrer bereits entſchiedenen Richtung, vollkommen entſprechende Weiſe gebothen wird, gleitet ab, ohne irgend eine bedeutende Spur zurückzulaſſen. Vorzüglich iſt dieſes bei jedem Tadel der Fall. Wenn dieſer nicht haarſcharf in's Ziel trifft: ſo wird er größtentheils unfruchtbar, oftmals nachtheilig ſeyn. In jedem Gran Irrthum im Vorwurfe ſelbſt, oder in den angeſchuldigten Beweggründen des Fehlers, wird der Getadelte ein ſchweres Unrecht ſehen; und gereizt, befangen, und meiſtens über ſich ſelbſt ſich unklar, den Tadel, wie die Warnung und Belehrung, unbedingt von ſich werfen. Es iſt allerdings eine harte Zumuthung für die Weisheit der Pädagogen überall, wo ihre Beſtrebungen des Zieles verfehlen, ohne durch unberechenbare Einflüſſe von dieſem abgelenkt zu werden, den Grund in ihrer mangelhaften Einſicht zu ſuchen. Und doch muß ſie ſich entſchließen, trotz aller Zuverſicht auf ihre Untrüglichkeit, und trotz alles Köhlerglaubens an die Kraft ihrer paränetiſchen Diatriben, dieſen Prüfſtein nicht ungenützt zu laſſen, um wenigſtens nicht mehr Fehlgriffe zu thun, als eben unvermeidlich ſeyn werden, und aus denen, welche ſie gemacht hat, ihrerſeits einigen Vortheil zu ziehen.

57.

Weit weniger iſt es der Zuverſichtlichkeit pädagogiſcher Weisheit — ich wiederhole den Ausdruck abſichtlich: denn wo wir immer erziehen und bilden, findet ſich faſt bei Jedem ein Bruchtheil dieſer Geckerei ein — zu verzeihen, wenn ſie einen anderen Mißgriff begeht; wenn ſie nämlich bei ihrem Beſtreben

Andere zur Sittlichkeit zu bilden, allzupoſitiv, und überhaupt mehr poſitiv, als negativ verfährt. Ein Mißgriff ſchon darum; weil das Negative ſich überall entſchiedener herausſtellt, als das Poſitive; die Anlage zum ſittlichen Fehler entſchiedener, als die zum ſittlichen Vorzug; was an ſich ſelbſt ein wichtiges Zeugniß für unſere ſittliche Natur und Beſtimmung iſt: indem es beweiſt, wie die ſittliche Idee als eine ewige, als Norm des Lebens mit unbedingter Nothwendigkeit ſich entwickelnde, vorhanden iſt. Die edleren Keime der menſchlichen Natur verkrüppeln und verkümmern immer nur dort, wo die ſchlechteren ihnen Licht und Raum zur Entwicklung nehmen; wäre es anders, ſo müßte die menſchliche Natur ſich ſelbſt zerſtören: da das ſittlich Schlechte überall auf's Zerſtören geſtellt iſt. Insbeſondere iſt es das jugendliche Gemüth, das ſich leicht und willig dem Wohlgefallen an dem, was ſittlich gut und ſchön iſt, aufſchließt, es mit inniger Liebe umfaßt, und mit inniger Liebe daran feſt hält. Darum muß die nächſte Sorge alles Bildens zur Sittlichkeit darauf gerichtet ſeyn, dieſe Liebe anzuregen und zu nähren, was ihr nachtheilig werden könnte zu entfernen, und ſie zum klaren Bewußtſeyn ihrer ſelbſt zu erheben. Ließe der innere Menſch ſich ſo zergliedern, wie der phyſiſche: in welches Erſtaunen würde nicht mancher Bildner, der den erſteren wie ein Stück Wachs betrachtet, dem er jede beliebige Form geben könne, gerathen, wenn er gewahr würde, wie, was er zu bilden meinte, ſich ausgebildet habe.

58.

Da Selbſtachtung einer der mächtigſten Hebel der ſittlichen Bildung iſt: ſo wird dieſe ihn nirgends unbenützt laſſen dürfen. Um aber dieſen Hebel zweckmäßig anzuwenden, und nicht durch eine verkehrte Art ihn zu gebrauchen, der Geckerei und Anmaßung, wozu die Jugend unſerer Tage ohnehin ſo leicht und vielfältig verlockt wird, Vorſchub zu thun, muß man den Begriff der Selbſtachtung feſt im Auge behalten. Selbſtachtung iſt die Scheu, etwas zu thun, oder zu ſagen, was dem Bewußtſeyn ſowohl der Würde unſerer ſittlichen Natur im Allgemeinen, als dem unſeres ſittlichen Werthes im Beſonderen, widerſprechen könnte. Es iſt alſo die Würde der ſittlichen Natur, worauf die Selbſtachtung ſich zunächſt, und auch in dem Bewußtſeyn des individuellen ſittlichen Werthes gründet. Ohne dieſe Bedingung kann es keine wahre Selbſtachtung geben; und es iſt die Pflicht des Erziehers, überall ſtreng auf dieſe Forderung hinzuweiſen. Gewiß vergreift ſich die Erziehung in nichts ſo oft, als in der Art und Weiſe, wie ſie Selbſtachtung und Selbſtgefühl

zu erregen ſucht, dieſes mit jener verwechſelnd. Am
meiſten im Lob des Talents. Nicht die Befangen-
heit der Eltern allein erweiſt ſich hier unverſtändig;
eben ſo oft die Befangenheit der Lehrer; den Dün-
kel erzeugend und großziehend, ſtatt der Selbſtach-
tung und richtigen Selbſtgefühls, oft bei dem mit-
telmäßigen Talente. »Du wirſt das vermögen,
wenn du dich anſtrengen willſt;« und: »Du haſt
das vermocht:« — das iſt für das Talent des Lo-
bes genug; und mehr faſt immer vom Übel.

Wie die Erziehung in der Selbſtachtung der ſittlichen Bildung eine der feſteſten Stützen gibt: ſo nimmt ſie ihr dieſe, wenn ſie das Gefühl der Selbſtachtung unterdrückt, oder auch ganz erſtickt. Wie dieß eben ſowohl durch einen einzigen unglücklichen Mißgriff, als durch widerholte heftige Vorwürfe geſchehen könne, laſſen die Pädagogen nicht unbemerkt; nicht ſo oft aber, und nicht ſo dringend, warnen ſie vor dem Unverſtand, der das Selbſtgefühl durch kleinliche, unaufhörlich wiederholte Vorwürfe, in der Kindheit und im erſten Jünglingsalter oft ſo tief herabdrückt, daß es in ſpäteren Jahren, ſelbſt bei gegründeten Anſprüchen an Selbſtachtung nie zu einem freien Aufſchwunge gelangen kann; unter ungünſtigen äußeren Einflüſſen aber leicht gänzlich verdumpft, und leicht in eine gänzliche Entmuthigung übergehe.

59.

Noch vor einem höchſt gefährlichen Mißgriff bei dem Beſtreben auf die ſittliche Bildung Anderer einzuwirken, muß gewarnt werden, beſonders wo es ſich darum handelt, dieſe von ihren Verirrungen abzuziehen; ich meine vor — Zugeſtändniſſen; ſey es, daß dieſe mit ſchlauer Berechnung durch ſcheinbare Unbefangenheit den Verſtand: oder mit einer Art von argliſtiger Schmeichelei, um das beſſere Selbſtgefühl anzuregen, den unedlen Beweggründen edlere unterſchiebend, das Gemüth zu gewinnen ſuchen. Ich will zugeben, daß ein ſolches Verfahren unter beſonderen Umſtänden von einem glücklichen Erfolg begleitet ſeyn kann: immer aber gleicht es jenen gewagten chirurgiſchen Operationen, die, wenn ſie nicht mit dem ſchärfſten Auge und der ſicherſten Hand vollzogen werden, weit öfter mißglücken, als gelingen. Meiſtens wird der Getadelte das Zugeſtändniß, als ein ſeinem guten Recht gemachtes auslegen; wohl auch den ſchlauen Pädagogen, der ihn ſo fein herum zu bringen meint, heimlich verlachen. Gewöhnlich ſind es auch jene Pädagogen, die ſich den unbedingteſten Scharfblick und die unfehlbarſte Sicherheit zutrauen, und die jede Regung des Verſtandes, wie des Gemüthes ihrer Zöglinge, ganz nach ihrem Sinn leiten zu können, meinen, welche am meiſten zu einem ſolchen Verfahren geneigt ſind.

60.

Es iſt Unwahrheit; ſchon darum kann es nicht taugen. Denn die Grundlage aller Sittlichkeit iſt Wahrheit. Darum ſey es das erſte Geſetz für Jeden, der es unternimmt, Andere zur Sittlichkeit zu bilden, wahr zu ſeyn, und der Strenge der ſittlichen Forderung nirgends und unter keiner Bedingung auch nur das Geringſte zu vergeben. Nicht ſchroff ſoll er dieſe Forderung herausſtellen; aber ſcharf und beſtimmt, und in ihrer ganzen höheren Unbedingtheit. Jedes Alter, jedes Geſchlecht, jeder Grad von Einſicht verträgt dieſe Strenge, wenn ſie das Produkt einer ſittlichen Überzeugung, nicht das Produkt der Laune oder der Willkür iſt. Sie iſt Bedürfniß der Zeit; da der ſittliche Ernſt das dringendſte Bedürfniß dieſer Zeit iſt. Verſtünde dieſe ſich ſelbſt, und was ihr noththut: ſo würde ſie allen ihren Bildungsverſuchen die Strenge der ſittlichen Forderung zum Grunde legen. Am meiſten in der Erziehung; die, mit großartigen Sinn und ſicherer Conſequenz auf dieſe Grundlage bauend, allein einen Damm gegen die Fluth der Übel aufrichten könnte, die ſich der gegenwärtigen Generation bereits fühlbar machen, und jeder künftigen im wachſenden Verhältniß noch weit empfindlicher und fühlbarer zu werden drohen.

61.

Wenn aber die Erziehung das leiſten ſollte — die öffentliche nämlich, das Wort in ſeinem weiteſten Sinne genommen; indem nur von dieſer eine allgemeine und durchgreifende Wirkung ausgehen könnte: — ſo müßte ſie ihren Entwurf nicht nur mit der ſicherſten, ſondern auch mit der umfaſſendſten Conſequenz ausführen, und die Fibel eben ſo gut in den Kreis ihrer Berechnung ziehen, als die Behandlung der philoſophiſchen Doctrinen. Ein frommer Wunſch! Denn wo ſoll der rechte Mann herkommen, um das Rieſenwerk aufzubauen? wie ſoll er ſich den Raum dazu ſchaffen? und wo ſoll er die Kraft hernehmen, um mit allen den Hinderniſſen fertig zu werden, die engſinnige Beſchränktheit, dumpfer Hochmuth, intriguirende Mißgunſt und Chicanen aller Art, bei jedem Schritt ihm in den Weg werfen würden. Vom Flicken aber iſt hier, wie überall, nichts weiteres zu erwarten, als daß es bald wieder ein neues Flicken nöthig mache; bis an dem endlos durchgeflickten Rock, weder Stich, noch Nath, weiter halten mögen.

62.

Man hat öfters die Frage aufgeworfen: ob man die Erziehung zur Sittlichkeit ſchon im früheren Jugendalter beginnen ſolle. Gäbe es überhaupt eine Verkehrtheit, auf welche nicht irgend ein Pädagog ſchon verfallen wäre: ſo könnte eine ſolche Frage Verwunderung erregen. Die Gründe, welche man vorgebracht hat, um ſie verneinend zu beantworten, ſind von der Art, daß ſie kaum eine Widerlegung verdienen. Übrigens iſt es die Aufgabe der eigentlichen Erziehungslehre, über die Bildung zur Sittlichkeit in dem fraglichen Alter beſondere Vorſchriften zu geben. Im Allgemeinen wird es bei dem kindlichen, wie bei jedem ſpäteren Alter darauf ankommen, die ſittlichen Grundſätze auf eine, dem Grade der geiſtigen Entwicklung des Zöglings angemeſſene Weiſe, klar, aber auch hier mit ſcharfer Beſtimmtheit, auszuſprechen: die Beweggründe des ſittlichen Handelns aber demſelben theils allein durch das Medium religiöſer Belehrung beizubringen; theils ſie ihm durch das Hinweiſen auf Erfahrungen und Wahrnehmungen, wie ſie ſelbſt im Bereich des Kindes liegen, vorzüglich aber durch die Hinweiſung auf die Thatſachen ſeines eigenen ſich entwickelnden Bewußtſeyns, nahe zu rücken. Wer nicht begriffe, wie viel der Erzieher bei der Gabe, die einfachſten und weſentlichſten Momente ſittlicher Belehrung einfach, und dabei dennoch in ſcharfer Entſchiedenheit, hinzuzuſtellen, hier erreichen könne: würde nur beweiſen, daß er ſelbſt keinen ſonderlichen Beruf zur Löſung der Aufgabe habe. Eine Bearbeitung der Erziehungslehre von dieſem Geſichtspunkt aus, und wie ſie es müßte, auf alle einzelnen Momente der ſittlichen Belehrung eingehend, würde von dem größten Nutzen ſeyn, und iſt, wenigſtens meinem Wiſſen nach, trotz der Unzahl alljährlich erſcheinender Erziehungsſchriften, bisher noch von Niemand verſucht worden.

63.

Allgemeiner iſt nichts, als die Klage über einen Rückſchritt in der ſittlichen Bildung unſerer Zeit. Alle Spalten der Tageblätter ſind voll von dieſen Klagen; einige, um durch gelegenheitliche Stoßſeufzer über die Entſittlichung der Zeit die ſonſtige Frivolität zu balanciren; andere weil ſie dadurch im Vorbeigehen überhaupt ſich ein wenig Noth aufzulegen meinen.

Expectes eadem a summo minimoque poeta.

Gewiß iſt nichts ſchwieriger, als ein allgemeines Urtheil über die ſittliche Bildung und den ſittlichen Charakter ſeiner Zeit feſtzuſtellen. Denn um

Bayerische
Staatsbibliothek
München

es zu begründen, müßte Derjenige, der es ausſpricht, den Zuſtand der Moralität nicht nur bei allen civiliſirten Völkern, ſondern auch bei jedem einzelnen in allen Sphären des Lebens, in den niedrigſten, wie in den höchſten, beobachtet haben. Um aber ein Urtheil über die Moralität ſeiner Zeit im Vergleich mit einer früheren Periode zu begründen, würde ſelbſt eine Erfahrung von ſo weitem und ſo ſeltenem Umfang nicht hinreichen. Denn dazu gehörte jetzt auch eine gleich genaue, gleich erſchöpfende, und gleich lebendige Anſchauung der ſittlichen Zuſtände jener früheren Zeit, mit welcher er die ſeinige vergleichen wollte; und angenommen, daß zwiſchen beiden Zeiträumen auch nur wenige Jahrzehende inzwiſchen lägen: ſo dürfte der Beurtheiler für die frühere kaum hinreichend reif geweſen; hinſichtlich der ſpätern kaum noch kräftig genug ſeyn, um die eigenthümlichen Züge der einen, wie der anderen, mit voller Sicherheit zu vergleichen. Ein in allen ſeinen Beziehungen richtiges und erſchöpfendes Urtheil dieſer Art iſt daher nicht bloß eine höchſt ſchwierige, ſondern von vorne herein eine faſt unmögliche Aufgabe.

Und dennoch läßt die Frage über den ſittlichen Werth und Charakter der Zeit, in welcher wir leben, ſich nicht abweiſen. Jeder muß ſie ſich ſo unbefangen, und ſo gut er es vermag, zu beantworten ſuchen. Denn wie kann er ſonſt in ein richtiges Verhältniß zu ſeiner Zeit treten? wie kann er, wenn das ſein Beruf iſt, zweckmäßig auf ſie einwirken? wie kann er ſonſt wiſſen, in wie fern er ſie auf ſich einwirken laſſen dürfe; welche Einflüſſe er abhalten müſſe, und welchen Beſtrebungen ihm erlaubt ſey, ſich anzuſchließen. Auch mag er, wenn gleich kein erſchöpfendes, doch ein in den weſentlichen Zügen richtiges Bild ſeiner Zeit erfaſſen, wenn er die Stimmen der beſonnenſten ihrer Beurtheiler nicht unbeachtet läßt, und die Thatſachen, die ſich als charakteriſtiſch herauszuſtellen ſcheinen, unbefangen zu prüfen und zu würdigen verſteht.

Ein Urtheil über den ſittlichen Werth ſeiner Zeit auszuſprechen, glaubt der Verfaſſer dieſer Blätter ſich um ſo weniger erlauben zu dürfen: da er eben erſt ſelbſt die Schwierigkeiten eines ſolchen aus einander geſetzt hat. Wohl aber wird es ihm erlaubt ſeyn, die Momente anzugeben, welche ſich ihm bei der Frage über die ſittliche Bildung ſeiner Zeit als die prägnanteſten herausgeſtellt haben.

64.

Wenn alle Sittlichkeit ihre feſteſte Wurzel in der Religion hat: ſo wird jede Frage über die ſittliche Bildung der Zeit zunächſt von der Frage nach dem Gehalt ihrer religiöſen Bildung ausgehen müſſen.

Iſt es nun gleich eine erfreuliche Thatſache, daß in den letzteren Decennien jene geiſtreich flache Philoſophie, welcher der ſittliche Ernſt jederzeit eben ſo fremd war, als der religiöſe, ihre Geltung verloren, ganz ſo nichtig erſcheinend, wie ſie das in der That iſt; und iſt das religiöſe Bedürfniß durch die harten Mahnungen der Zeit und durch die Beſtrebungen Jener, welche dieſe Mahnungen richtig zu deuten wußten, gleich vielfältig angeregt, belebt und gekräftigt worden: ſo ſtellt ſich, für Deutſchland wenigſtens, die Vergleichung mit einer früheren Zeit, ſo weit das Bild derſelben in zahlreichen biographiſchen und anderen Denkmählern vorliegt, keineswegs zu Gunſten der Gegenwart heraus. Denn wer es der Mühe werth findet, ſich aus jenen Urkunden des ſittlichen Lebens ein Studium zu machen, wird zugeben müſſen, daß in der erſten, und in den erſten Decennien der zweiten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts das religiöſe Bedürfniß weit inniger und allgemeiner mit dem Leben verſchmolzen war, und damals noch die vorzüglichſte Grundlage des ganzen Familienlebens ausmachte. Dabei muß eingerechnet werden das Zerwürfniß auf dem Gebiete der theologiſchen Wiſſenſchaften, mit ſeinen die widerſprechendſten Richtungen mit der leidenſchaftlichſten Heftigkeit verfolgenden Tendenzen; müſſen eingerechnet werden, alle jene Beſtrebungen, welche dem Geiſte wahrer Religioſität eben ſo fremd, als nachtheilig ſind; vor Allem aber muß das Übergreifen der materiellen Lebensintereſſen hier in Anſchlag gebracht werden, die aufregend, zerſtreuend, und zuletzt alles geiſtige Leben befangend und abſorbirend, dem Geiſt nur das dunkel und verworren empfundene Bedürfniß des religiöſen Ernſtes, nicht aber den Drang und die Kraft laſſen, mit klar bewußter Entſchloſſenheit in dieſem ſeinen Schwerpunkt zu ſuchen.

65.

Günſtiger ſtellt ſich, ohne Vergleichung mit einer früheren Periode, das Reſultat, wenigſtens theilweiſe heraus, wenn man den Blick auf den Einfluß der geiſtigen Bildung im Allgemeinen wendet. Denn nicht nur hat die deutſche Philoſophie das ethiſche Element in allen ihren Phaſen ſtrenge feſt gehalten, und die Idee, daß es die Grundlage alles Lebens ſeyn müſſe, nach allen Seiten hin durchgebildet: ſondern ſie hat auf ſolche Weiſe auch vielfach auf das Leben ſelbſt zurück gewirkt. Inzwiſchen kommt dieſer Gewinn zunächſt Denjenigen zu Gute, welche eine höhere wiſſenſchaftliche, oder im Allgemeinen eine höhere geläuterte Bildung erſtreben oder erhalten. In einer niederen Sphäre dürfte der Einfluß der Literatur auf das ſittliche Leben ein weit minder entſchiedener, und weit minder günſtiger ſeyn. Denn hat die kernhafte Geſundheit des deutſchen Geiſtes den Verſuchen, die in der neueſten Zeit gemacht wurden, ihm die Frivolität des Nachbarvolkes einzuimpfen, deſſen Literatur den Charakter der Lüſternheit und der Frivolität in keiner Periode ihres Beſtehens verläugnet hat, im Ganzen gleich glücklich genug widerſtanden: ſo muß hierbei doch in Rechnung gebracht werden, daß, wo die Literatur in dieſer weiteſten Sphäre — ich habe hier zunächſt den Einfluß des Romans, der Bühne und der Journaliſtik im Auge — nicht entſchieden erhebend, belebend und kräftigend auf das ſittliche Leben einwirkt, ihr Einfluß faſt immer als ein nachtheiliger anzuſetzen iſt: weil, was den Geiſt nicht anregt, ſich zu ſammeln, ihn immer zerſtreut; und was ſeine Sehnen nicht ſpannt, ſie jederzeit herabſpannt und erſchlaffen läßt.

66.

Wenn ſie auch Alles abläugnen könnten die unermüdlichen Lobredner der Induſtrie und des modernen Lebens, was ſie nicht abläugnen können — *Eines* werden ſie nicht abzuläugnen vermögen — *das Leben iſt unſicher geworden, nach allen* ſeinen äußeren Beziehungen. Auch der Tüchtigſte und Thätigſte, welchen Weg er immer einſchlage — er iſt nicht für die längſte, noch für die kürzeſte Zeit ſicher, nicht aus ſeiner Bahn hinausgeworfen zu werden. Was er gelernt, was er ergriffen, woran er immer Fleiß, Kraft, Vermögen geſetzt — es gilt heute; morgen ſchon nicht mehr. Wie ſicher und umſichtig er ſein Fortkommen auch berechnet zu haben meine — die Berechnung eins Kaufmanns oder eines Mechanikers in einem fernen Welttheil macht die ſeinige zu nichte. Ein Bewerber verdrängt den anderen; eine Erfindung die andere. Der Wechſel in den materiellen Zuſtänden, wie in den Principien, folgt ſich überall mit ſo reißender Schnelle, daß kein Zuſtand, kein Princip mehr eine Bürgſchaft ſeiner Dauer in ſich hat.

Die Sicherheit des Lebens aber, das heißt, die Zuverſicht, oder auch nur eine dieſer ſich nähernde Wahrſcheinlichkeit, durch Thätigkeit und Rechtlichkeit ſich und den Seinigen ſeine geſicherte Exiſtenz zu gründen, iſt überall eine der feſteſten Stützen der Sittlichkeit. Denn dieſe Sicherheit allein läßt den Geiſt ruhig und geſammelt die Wege zu ſeinem Lebensglück vergleichen; die Unſicherheit beirrt und verwirrt ihn. Er wählt den ſchlechteren, weil er mißtraut, auf den beſſeren zum Ziele zu gelangen. Dazu verbindet ſich mit dieſer Unſicherheit eine durch die Vervielfältigung und das Raffinement der Genüſſe gereizte Gier zu genießen: dann bei jenen, die Mittel genug haben, oder Witz genug, ſie ſich zu verſchaffen, um großes Spiel ſpielen zu können, die kecke Wagniß, eignes Gut und fremdes, Ruf und Ehre daran zu ſetzen, um ſchnell reich zu werden, und jede übermüthige Laune befriedigen zu können: bei jenen aber, die nach Pfennigen rechnen, die gleiche Lüſternheit nach den ihnen zuſagenden Genüſſen; oder ein Hingeben an die Sittenloſigkeit im Drange der Noth.

Ein ſittliches Element könne ſich auch aus den merkantiliſchen und induſtriellen Intereſſen entwikkeln, ſagen ſie. Ganz gewiß kann es das; und mehr als einmal hat es ſich aus ihnen entwickelt; dort, wo es für den Fortſchritt dieſer Intereſſen in der Einheit ihrer Richtung eine ſichere Bürgſchaft gab, und dort, wo neben jenen Intereſſen eine von den großen Ideen, die dem Leben Haltung und Gehalt geben, unzwieſpältig das Leben beherrſchte. Es läßt ſich nicht gewahr werden, daß die merkantiliſchen und induſtriellen Intereſſen in dieſer Richtung thätig zu werden ſuchten: wohl aber haben ſich Beweiſe ergeben, daß ſie auch das empörendſte Unrecht nicht geſcheut haben, wenn es ihnen in ihrem Sinn nothwendig geworden war.

Bildung zur Humanität.

67.

Humanität iſt Wohlwollen in Geſinnung und That gegen jeden Menſchen, weil er als Menſch an dieſes Wohlwollen ein Recht hat. Dieſe Definition kann den Begriff der Humanität zu verengen ſcheinen; ich glaube ſie aber vertreten zu können. Denn die weſentlichſten Nebenvorſtellungen, welche die Alten an den Begriff von Humanität knüpften, die Vorſtellungen von Leutſeligkeit, Menſchenfreundlichkeit, gefälligem Betragen u. ſ. w., werden ſich nicht nur leicht mit ihr vereinigen laſſen, ſondern ſogar bedingt in ihr erſcheinen; Herders Definition aber ſcheint mir zu weit zu ſeyn, wenn ſie den Begriff der Humanität an die harmoniſche Ausbildung aller Anlagen ſetzt, welche den Menſchen der ewigen Beſtimmung ſeines Geiſtes zuführen: indem auf dieſe Weiſe der Begriff von Humanität mit jenem von Bildung im Allgemeinen zuſammen fällt. Auch darum mag es gut ſeyn, den Begriff der Humanität zu verengen, und ſchärfer zu beſtimmen, weil er gewöhnlich gar ſo vag und unbeſtimmt iſt. Denn man trifft häufig auf Menſchen, bei denen Human und Humanität, immer das zehnte Wort ſind; deren ganzes Betragen aber mehr den

Charakter der Brutalität, als der Humanität, an ſich trägt. —

68.

Der erſte Irrthum ſolcher Freunde und Beförderer der Humanität beſteht darin, daß ſie dieſe als ein Don gratuit betrachten, das man nach Belieben geben, oder zurück halten könne; als ein Kleid, von welchem man nach Laune bei ſchönem Wetter die glatte, bei ſchlechtem die rauhe Seite herauskehre. Allein das Wohlwollen der Humanität iſt keine Wallung; es iſt eine Pflicht. Eine Pflicht iſt es darum: weil jeder Menſch ein Recht hat, es von uns zu fordern: indem wir ſelbſt uns berechtigt halten, es von jedem Anderen zu erwarten. Das Recht bedingt aber hier, wie überall, eine Pflicht; ſo wie die Pflicht überall ein Recht bedingt. Der Grund aber, warum wir es mit den Pflichten des Wohlwollens gegen Andere überhaupt nicht ſehr genau nehmen, liegt weniger darin, daß wir ſie nicht als wirkliche Pflichten gelten ließen, als darin, daß wir ſie nicht als ſtrenge Pflichten anerkennen, und daher, wenn die Neigung mit ihnen in einen Conflict geräth, uns leicht über ſie hinausſetzen zu dürfen glauben. Dieß iſt beſonders bei den Pflichten der Humanität, die allerdings nicht zu den ſtrengen

Pflichten gehören, und bei mehreren anderen der Fall, die uns, vorzüglich durch eine unweiſe Erziehung, weit öfter als Vorzüge, die uns ſchmücken, denn als Pflichten, die wir ſelbſt von uns fordern müſſen, angeprieſen werden. Ja ſogar eine Hinneigung zu den entgegengeſetzten Fehlern kann ein ſolches Verfahren unter gewiſſen Bedingungen bewirken; wie Kinder oft dann erſt Luſt bekommen, recht unartig zu ſeyn, wenn man ihnen der guten Worte zu viel darum gegeben, daß ſie ja artig ſeyn ſollen.

69.

Aber auch in dem Begriff einer ſittlichen Pflicht *des Wohlwollens* gegen Andere geht der Begriff der Humanität nicht vollſtändig auf. Denn der Humanität iſt dieſes Wohlwollen gegen jeden Menſchen, ohne alle Ausnahme, zunächſt darum Pflicht, weil er ein Menſch iſt. Auch in der Menſchenliebe geht ihr Begriff nicht auf. Denn die Humanität beruht nicht ausſchließend auf einem Gefühl: ſondern ſie beruht größeren Theils auf dem Erkennen. Und zwar zunächſt auf einem Anerkennen der Würde der menſchlichen Natur. Denn dieſe Erkenntniß iſt die vorzüglichſte Grundlage aller Humanität; ſie iſt der unerlöſchliche Rechtstitel unſerer Anſprüche an die Achtung, die Theilnahme und das Wohlwollen jedes Andern, ſo wie der gleichen Anſprüche deſſelben an uns. Sie gibt daher der Humanität die weiteſte und umfaſſendſte Ausdehnung: denn die Würde der menſchlichen Natur beſteht ja auch noch in dem letzten und verachtetſten Individuum unſers Geſchlechts. Auf einer wie tiefen Stufe ihrer Entwickelung ſie auch ſtehe: ſie reift in ihm dem nämlichen Ziele entgegen, wie in dem Vollendetſten unſerer Gattung. Das liegt im Begriff eines gerechten Gottes und einer ſittlichen Weltregierung.

70.

Allein nicht bloß die Erkenntniß der Würde der menſchlichen Natur, auch die Erkenntniß ihrer Schwäche iſt eine weſentliche Grundlage der Humanität. Denn keine andere Betrachtung iſt geeigneter uns zur Schonung und Milde gegen Andere zu ſtimmen, als dieſe: wie wir alle Leibeigene des Irrthums von der Wiege an, und es bleiben bis zum Grabe; wie leicht und unvermerkt er uns überſchleiche, wie er, einmal entkeimet, raſch nach allen Seiten fortwuchere, und ſeinen giftigen Samen ausſtreue; und wie ſchnell dieſer die Frucht der Schuld und des Schmerzes zeuge. Nicht zu einer Verläugnung der ſittlichen Begriffe der Gerechtigkeit, noch zur Gleichgültigkeit oder weichlichen Schonung gegen das Verbrechen, noch auch nur zu der Neigung, es anders zu ſehen, als es iſt, ſoll dieſe Reflexion uns führen: aber zur Milde ſoll ſie uns ſtimmen, ſo weit dieſe mit höheren ſittlichen Rückſichten vereinbar iſt; und das iſt die Humanität, auf welche auch der entartetſte Verbrecher als Menſch ein Recht hat.

71.

Die ſympathetiſchen Gefühle der Theilnahme, des Mitgefühls, der Mitfreude, wie des Mitleides, ſind allerdings ein weſentliches Moment der Humanität; allein wie förderlich ſie dieſer zum Theil auch als bloße Gefühle ſeyn mögen: ſie erhalten, wie alle übrigen Gefühle, erſt dann einen ſicheren und entſcheidenden Einfluß auf Geſinnung und That, wenn ſie eine feſte Wurzel im Erkennen haben. Auch hier aber führt die richtige Erkenntniß zu dem Begriff eines Rechtes. Denn, indem wir von Andern fordern, daß ſie an unſerer Freude, wie an unſerm Schmerz theilnehmen, die eine fördern, und den andern uns erleichtern ſollen, erhalten jene ein Recht, das Gleiche von uns zu fordern. Dieſes Recht, als ein eine ſittliche Pflicht bedingendes, ſteht über den äußeren Verhältniſſen, durch die es modificirt, aber in keinem einzigen Falle aufgehoben wird.

72.

Die urſprüngliche Gutartigkeit der menſchlichen Natur zieht uns Alle zum Wohlwollen gegen Andere hin, wenn unſere Anſichten und Neigungen durch eine fehlerhafte Erziehung, oder durch andere Einflüſſe nicht verderbt, und von dem Weg, welchen die Natur ſelbſt ihnen vorgezeichnet hat, abgewendet worden ſind. Und dennoch iſt wahre Humanität ſo ſelten! was man zugeben wird, wenn man den Begriff derſelben richtig gefaßt hat, und nicht, wie es gewöhnlich geſchieht, ſchon diejenigen für human gelten läßt, welche bloß nicht brutal ſind. Es wird daher der Mühe lohnen, auch hier zuerſt nach den Urſachen zu fragen, welche ſich der Bildung zur Humanität nachtheilig erweiſen.

An die Spitze derſelben ſetze ich den Hochmuth; denn nichts iſt unverträglicher, als Humanität und Hochmuth; da Jeder, dem Humanität nicht fremd iſt, in den allgemeinen menſchlichen Beziehungen Jeden mit ſich ſelbſt auf die gleiche Stufe ſtellt: das Weſen des Hochmuths aber darin, daß er ſich, ſo viel an ihm iſt, über jeden Anderen zu ſtellen ſucht. Weil er nur immer höher, als der Andere, zu ſtehen glaubt — eine Berechtigung dazu nach irgend einer beſonderen, ihm für die weſentlichſte geltende Beziehung wird ihm, wenigſtens in ſeiner Einbildung, nie fehlen —: ſo kann er demſelben auch nicht das gleiche Recht mit ſich zugeſtehen; und der Andere hat kein Recht, ſondern nur eine Pflicht gegen ihn.

Wenn der Hochmuth, als Antipode aller Humanität, nur da in die Berechnung fiele, wo er, bald lächerlich, bald haſſenswerth, einer ſolchen Schlußfolge ſich bewußt wird: ſo möchte es mit Recht überflüſſig ſcheinen, hier auf ihn hinzuweiſen. Aber er macht dieſe Schlußfolge hundertmal gegen einmal, ohne ſich ihrer klar bewußt zu werden; und ſo geläufig iſt ſie ihm, daß er dieſes auch gar nicht bedarf. Es klingt faſt lächerlich, aber es iſt nur allzuwahr, wir bedürfen eines hohen Grades von ſittlicher Reife und von Humanität, um es nicht jeden Augenblick zu vergeſſen, daß dem Anderen ſeine Intereſſen ſo wichtig ſind, als uns die unſrigen; daß er — ſo lange ſie mit keiner ſittlichen Pflicht im Widerſpruch, eben ſo gutes Recht hat, ſeine Intereſſen zu wollen, als wir die unſrigen; und daß er von den kleinen und großen Dornen des Lebens eben ſo ſchmerzlich gereizt wird, wie wir, wie überempfindlich unſre Haut auch ſeyn mag. Dazu jene Flachheit, die es nicht der Mühe werth findet, ſich in die Lage des Andern zu ſetzen; mit ſeinem Geiſt zu denken, in ſeiner Seele zu fühlen; und die natürliche Schwäche unſers inneren Auges, das, wenn es auch einen Blick in die Seele des Andern wirft, von hundert

Rädern, die da laufen, immer nur eines gewahr wird. Dieſer Hochmuth und dieſe Flachheit wären für ſich allein vollkommen hinreichend, es zu erklären, daß echte Humanität, die nicht in einzelnen Handlungen und gegen Einzelne, ſondern in der unbedeutenderen, wie in den bedeutendſten Lebensverhältniſſen, immer und gegen Alle ſich ſelbſt treu, als ſittlicher Charakter ſich ausſpricht, zu den ſeltenſten, wie zu den edelſten Blüten des Strebens nach Bildung gehöre.

73.

Der Selbſtſucht, als Hinderniſſes der Bildung zur Humanität ihrer ſelbſt wegen zu gedenken, wäre überflüſſig: denn, wie wäre ſie mit Humanität vereinbar, da ſie überall ausſchließend nur ſich und ihre Zwecke will? Ihres Gegenſatzes wegen, muß ihrer hier gedacht werden. Denn der Fälle treffen ſich ſehr viele, wo weder von Selbſtſucht, noch von einer ſittlichen Pflicht, den eigenen Vortheil, oder das eigene Vergnügen dem eines Anderen aufzuopfern, die Rede ſeyn, und nur ein höherer Grad von Empfänglichkeit für das Vergnügen, ſich gegen Andere wohlwollend zu erweiſen, den Ausſchlag geben kann.

Ich habe z. B. den Plan, auf meinem Grundſtück einen prächtigen Park anzulegen. Dasſelbe will mein Nachbar, ein ſehr achtenswerther Mann, mit dem ich übrigens bisher, weil er meiſtens abweſend war, in kein näheres Verhältniß gekommen, auf dem ſeinigen thun. Zwiſchen beiden Grundſtücken liegt ein drittes, das ich zu meinen Anlagen zu ziehen wünſche, und er auch. Die meinigen, wie die ſeinigen, werden ohne dasſelbe verlieren; dieſe jedoch viel weſentlicher, als jene. Der Beſitzer des fraglichen Grundſtückes iſt bereitet, es Jedem von uns zu demſelben Preiſe zu überlaſſen; hat jedoch Gründe, mir den Vorzug zu geben. Soll ich nun das Grundſtück erwerben, oder ſoll ich es meinem Nachbar überlaſſen? Hier iſt durchaus von keiner ſittlichen Pflicht die Rede. Ich verletze durchaus keine ſolche, wenn ich das Grundſtück an mich bringe. Was mich beſtimmen kann, es nicht zu thun, iſt einzig die humane Rückſicht, ihm ſeinen Entwurf nicht zu verderben, der durch den Nichtbeſitz weſentlicher verlieren würde, als der meinige.

Man wird vielleicht fragen: ob auch hier von einem Recht die Rede ſeyn könne? In juridiſchem Sinne natürlich nicht; ohne Zweifel aber in ſo ferne, als ich das gleiche Wohlwollen in Anſpruch nehmen, und es zu erhalten mir erfreulich ſeyn würde.

»Wie aber, wenn ich bei dem Nichtbeſitz jenes Grundſtückes genau ſo viel verliere, wie er ſelbſt?

Auch in dieſem Falle würde das Wohlwollen des Anderen mir erfreulich ſeyn; ob nun auch in dieſem Falle eine Humanitätspflicht Statt finde?« — In ſo fern wenigſtens, als ich ſelbſt ein ſolches Wohlwollen in Anſpruch nehme*). — »Und wenn nun mein Entwurf, mein Vergnügen mehr dabei verliere, als das ſeinige? und wo überhaupt die Gränze der Humanitätspflicht ſey?« — Ueberall dort, wo das ſittliche Verdienſt der Selbſtentäußerung anfängt.

74.

Ein anderes Hinderniß der Bildung zur Humanität ſind die in uns wurzelnden *Antipathien*; dunkle Vorſtellungen, und meiſtens noch dunklere Gefühle, daß die Anſichten, Überzeugungen, Neigungen und Beſtrebungen Anderer mit den unſrigen in einem Widerſpruch ſtehen. Gänzlich frei von dem Einfluß ſolcher Antipathien ſind kaum die Beſten und Gereifteſten: oder doch nur dieſe: allein ſie

---

*) Daß die Forderung hier keine überſpannte, ſtellt ſich leicht heraus, wenn man annimmt, A und B ſeyen nicht Freunde — denn in dieſem Falle konnte die Entſcheidung nicht zweifelhaft ſeyn — aber ſie hätten ſich ſonſt ſchon Dienſte und Gefälligkeiten von — in ſofern ſich das ſchätzen läßt — *ganz gleichem Werthe* erwieſen.

ſind auf jede Regung derſelben aufmerkſam, und ſuchen ſie zum klaren Bewußtſeyn zu bringen, um ihren Gehalt inne zu werden. Wir Andern überlaſſen uns ihrem Einfluß, oder geben uns ihm hin ohne ſolche Prüfung. Wo zu dieſer die ſittliche Energie fehlt: da führt das halbe, wohl auch das ganze Bewußtwerden ſolcher Antipathien leicht dazu, ſich in ihnen zu verharten und zu verſtocken.

Am unvernünftigſten ſind jene Antipathien, welche ſich gegen beſondere Nationen und Stände richten. Wollten ſie zu ihrer Entſchuldigung auch anführen, daß in jedem Stande, wie beſondere Vorzüge, ſo beſondere Fehler am leichteſten ſich ausbilden, indem in den eigenthümlichen Verhältniſſen deſſelben ſelbſt die nächſte Veranlaſſung dazu liege; ſo iſt dieſe doch keine, weder den Fehler, noch den Vorzug nothwendig bedingende. Gegründeter können die Antipathien gegen beſondere Formen in der äußeren Erſcheinung Anderer ſcheinen. Dieſe Antipathien werden, nach ihrer Berechtigung gefragt, immer ſich damit entſchuldigen, daß ihnen jene Aeußerungen auf beſtimmte Mängel und Fehler des Charakters ſelbſt hinzudeuten ſchienen. Allein dieſem Vorgeben liegt hier, wie im obigen Fall, eine Täuſchung zum Grunde. Denn nicht Abneigung gegen die Fehler und Mängel Anderer erzeugt die Antipathie — eine ſolche Abneigung iſt ſich ihres

Grundes immer bewußt; und am meiſten, wenn ſie eine ſittliche —: ſondern die dunkle Vorſtellung, oder das dunkle Gefühl, daß jene wirklichen Fehler, oder die zu ſolchen geſtempelten Eigenheiten Anderer mit unſern eigenen Fehlern und verkehrten Neigungen in einem entſchiedenen Widerſpruch ſtehen.

Am häufigſten ſind die Antipathien aus dem geahnten Widerſpruch der Anſichten, Meinungen und Ueberzeugungen Anderer mit den unſrigen. Wie jene Anderen ihre Abneigung gegen moraliſche Fehler: ſo führen dieſe die Abneigung gegen den Irrthum und die intellectuelle Verkehrtheit zu ihrer Vertheidigung an; eine größere oder geringere Zahl moraliſcher Gebrechen, als vorausgeſetzte Folgen des Irrthums, gewöhnlich mit einrechnend. Der Grund der Antipathie iſt inzwiſchen meiſtens hier, wie dort, ein und derſelbe.

Aber nicht bloß beſtimmt ausgeſprochene Verhältniſſe und Ueberzeugungen: ſelbſt unbedeutende Äußerlichkeiten; eine bloße Verſchiedenheit des Geſchmackes und gleichgiltiger Neigungen ſind hinreichend, unſere Antipathien anzuregen, und alle Rückſichten der Humanität uns vergeſſen zu laſſen; wobei ſich oft eine wunderbare Sagacität des Geiſtes kund gibt, in dem bezeichneten Sinn von der unbedeutendſten Kleinigkeit, wenn gleich nach dunklen Vorſtellungen, doch meiſtens richtig, auf prägnantere Widerſprüche zu ſchließen.

75.

Da alle Humanität zunächſt auf angemeſſenen Vorſtellungen von der Würde der menſchlichen Natur beruht, und nichts Anderes uns geneigter macht, überall den Vorſchriften derſelben gemäß zu handeln, als wenn jene Vorſtellungen uns immer gegenwärtig ſind: ſo muß ihrer Entwicklung und Ausbildung die erſte Stelle eingeräumt werden, wenn von den Mitteln, uns ſelbſt, oder Andere, zur Humanität zu bilden, die Rede iſt.

Am erhabenſten erſcheint die Würde der menſchlichen Natur aus dem Geſichtspunkte ihrer ſittlichen Beſtimmung. In dieſen Geſichtspunkt muß ſich das Nachdenken zunächſt ſtellen; um ſo mehr, da die Betrachtung es hier auf geradem Wege zur Erkenntniß einer ſittlichen Weltregierung führt, durch welche die Vorſtellung von der Würde der menſchlichen Natur ihre höchſte Weihe erhält. Die höchſte, wie die allgemeinſte Aufforderung, die Würde der menſchlichen Natur in jedem Menſchen zu ehren, liegt immer in der einfachen Betrachtung, daß er Gottes Geſchöpf iſt.

Allein nicht nach dieſer Seite allein, obgleich vorzüglich nach dieſer hin, ſoll das Nachdenken ſich wenden. Die Vorſehung hat dem Menſchen eine ſolche Fülle der herrlichſten Fähigkeiten zugetheilt, und er erſcheint in Allem, was er iſt, als ein ſo ſtaunenswürdiges Wunder ihrer Allmacht, daß dieſe Betrachtung den Begriff von der Würde ſeiner Natur nur erhöhen kann. Das iſt das Thema, in deſſen Behandlung, wie bereits bemerkt wurde, die alten Philoſophen unerſchöpflich ſind; und das ſie aus allen Tonarten durchgeführt haben. Bei einem geringen Maß geiſtiger Fähigkeiten ſcheint jener Begriff ſich herabſpannen zu dürfen. Aber iſt der Menſch nicht auch noch auf der unterſten Stufe ſeiner Bildung das höchſte und unbegreiflichſte Wunder der Schöpfung? Streckt ſich die Hand des Peſcheräh's nicht ſogleich aus, oder hebt ſich ſein Fuß nicht ſogleich, wenn er den Wurfſpieß ergreifen, oder wenn er laufen will; oder bleibt ihm nicht Zeit genug zu ſeiner Entwicklung, wie weit er für dieſe Spanne Zeit auch immer noch in ihr zurück ſeyn mag.

Am beſten aber lernen wir die Würde der menſchlichen Natur aus uns ſelbſt kennen. Denn jede ſittliche Handlung erhöht, ſtärkt, läutert und erweitert den Begriff derſelben, wie jede unſittliche Neigung und Handlung ihn verdunkelt und herabſtimmt. Und wie ſollten wir auch Dasjenige an Anderen achten, was wir nicht gelernt haben, und nicht gewohnt ſind, an uns ſelbſt zu achten.

76.

Wie das Nachdenken eben ſo auf die Betrachtung der Schwäche der menſchlichen Natur, als auf jene ihrer Würde, ſich lenken ſollte, iſt bereits angedeutet worden; und ſo auch, welche Klippen es zu vermeiden habe. Doch eine andere Bemerkung mag hier ihre Stelle finden.

Wo das Wohlwollen der Humanität auf eine poſitive Weiſe ſich äußern ſoll: da ſtellt ſich in jedem nur einigermaßen bedeutendem Fall, mit mehr oder minderer Entſchiedenheit, eine nähere oder entferntere Beziehung zu einer ſittlichen Pflicht heraus. Dieſe Entſchiedenheit fehlt aber, oder ſtellt ſich wenigſtens oft minder ſcharf heraus, wo es ſich um Milde, Nachſicht, Schonung unſchuldiger Schwächen, oder der Empfindlichkeit Anderer handelt; ja die entgegengeſetzten Regungen finden hier leicht einen Scheingrund, ſich im Rechte zu glauben. Hier nun gibt es nur Eines, was ausgleicht — Gewöhnung zur Milde; die, in ſo fern ſie mit Bewußtſeyn des ſittlichen Zweckes erſtrebt wird, ſogar den Charakter eines moraliſchen Verdienſtes gewinnen kann.

77.

Es iſt überflüſſig, darauf hinzuweiſen, wie viel die Pflege und Verfeinerung der ſympathetiſchen Empfindungen zur Ausbildung des humanen Charakters beitrage. Nur in Betreff des Mitleids habe ich insbeſondere eine Bemerkung zu machen.

Unter allen ſympathetiſchen Empfindungen iſt das Mitleid diejenige, welche die Erziehung, ſowohl als Vehikel der ſittlichen Bildung, als des Humanitätsſinnes, am angelegenheitlichſten zu erregen und ausbilden zu müſſen glaubt. Dagegen iſt nichts zu ſagen. Aber ſie verfährt dabei in ſolcher Weiſe, daß ſie dieſen Zweck faſt ausſchließend durch das Ausmalen der prägnanteſten und zerreißendſten Scenen des Elendes, des Jammers und der Noth zu erreichen ſucht, und dabei gar nicht tief genug in den Farbentopf greifen zu können glaubt. Ein ſolches Verfahren nun kann die Entwicklung des Mitgefühls eben ſo gut beſchränken und hemmen, als ſie fördern und begünſtigen. Wo dieſe Entwicklung nämlich in der Folge nicht überhaupt im höheren Sinne fortſchreitet: da bleibt die Theilnahme leicht bei jenen prägnanten Motiven des Mitgefühls, und wird nur dann noch rege, wenn ſie durch ſolche aufgerüttelt wird; oder ſie ſtimmt ſich wohl auch zur gänzlichen Fühlloſigkeit herab, und ſchließt damit ab, daß es des Elendes zwar allerdings viel gebe, daß aber dem nicht abzuhelfen ſey.

Nicht ausſchließend auf die prägnanteſten Scenen des Unglücks müßt ihr den Blick des Mitleids hinwenden; ſchärfen müßt ihr ihn und ſeine Sehkraft verfeinern, damit er auch die kleinen Stacheln gewahr werde, die ſich in die menſchliche Bruſt einbohren, und oft empfindlicher ſchmerzen, als weitklaffende Wunden. Und nicht bloß die Verzerrungen des Schmerzes gewöhnt ihn zu ſehen; ſondern auch das ſtille Leiden, das gelaſſene Dulden, die ruhige Ergebung und die Genügſamkeit des Unglücklichen und die rührende Befriedigung, mit welcher er auch die kleine Erleichterung hinnimmt. Ich weiß nicht, ob ein Armer, der begnügt den ſchlechten Abhub eines fremden Tiſches verzehrt, das Mitleid nicht tiefer anſpricht, als ein Anderer, der für den Augenblick nichts hat, womit er ſeinen Hunger ſättigen könnte.

78.

Wenn bei jeder beſonderen Art von Bildung der Umgang mit Perſonen, welche bereits eine höhere Stufe derſelben erreicht haben, zu den vorzüglichſten Mitteln gerechnet werden muß, durch welche das gleiche Streben angeregt oder gefördert wird: ſo iſt das Letztere doch in einem beſonderen Grade bei der Bildung zur Humanität der Fall. Da nämlich, wie bereits angedeutet wurde, hier die Pflicht ſich nicht überall mit der gleichen Entſchiedenheit, wie bei anderen Anforderungen heraus ſtellt: ſo bedürfen wir mehr, als bei dieſen, eines lebendigen Vorbildes. Auch iſt jene feinere Senſibilität der Seele, die in dem Wohlwollen gegen Andere einen ihrer reinſten und edelſten Genüſſe findet, keineswegs bloß die Blüthe einer glücklichen Naturanlage: ſondern ſie kann auch durch den Umgang mit Denjenigen, welchen ſie in einem vorzüglichen Grade eigen iſt, erzielt, und aus der Knoſpe gelockt werden. Natürlich iſt ein ſolcher Einfluß des Umgangs mit Männern von geläuterter Humanität in Beziehung auf die Gewöhnung an Nachſicht, Schonung, und Milde von noch größerer Bedeutung. Denn, indem wir ſehen, wie ſie die Fehler, welche dieſen Vorzügen am meiſten widerſprechen, leicht und ſicher beherrſchen, ſcheuen und ſchämen wir uns, ſie an uns ſelbſt hervorbrechen zu laſſen, und lernen dadurch, ſie auch unſererſeits zu beherrſchen. Am meiſten aber wirkt ein ſolcher Umgang dadurch, daß er uns in einem lebendigen Vorbild erkennen läßt, wie liebenswürdig eine geläuterte Humanität mache; indem nicht nur wir ſelbſt uns gezwungen fühlen, Diejenigen, welche ſie beſitzen, zu lieben und auf das höchſte zu verehren: ſondern auch alle übrigen Menſchen den gleichen Zoll ihnen willig entrichten ſehen.

79.

Es iſt faſt eben ſo ſchwer über die Humanität ſeiner Zeit zu einem ſicheren Ergebniß zu gelangen, als über ihre ſittliche Bildung. Wenn der ſittliche Charakter Humanität auch nicht nothwendig bedingt: ſo wird dieſe ihre ſchönſten und reinſten Blüthen doch immer dort entfalten, wo ſie aus jener hervorgewachſen iſt. Bei der Vergleichung der gegenwärtigen mit einer früheren Zeit, welche in der Einfalt und Milde ihres religiöſen Sinnes für jeden Fall ein weſentliches Moment der Humanität fand, werden die Fortſchritte der Geiſtesbildung im Allgemeinen, und die Verfeinerung der Formen des geſellſchaftlichen Lebens nicht unbedingt zu Gunſten der Humanitätsbildung erſterer geltend gemacht werden dürfen. Das wäre nur dann der Fall, wenn dieſe Vorzüge ſelbſt eine tüchtige moraliſche Grundlage hätten; was bei dem unſerer Zeit allgemein gemachten Vorwurf einer immer mehr ſich verbreitenden Selbſtſucht, und bei dem Übergreifen der materiellen Intereſſen nicht anzunehmen ſteht. Das nämliche gilt von den Wohlthätigkeitsanſtalten; wie hoch man ſie auch in die Rechnung ſchreiben will. Und wie wird ſich die

Bilanz zu Gunſten der Humanität heraus ſtellen, wenn man den von einigen Staaten fortdauernd geſchützten Sklavenhandel, die zweihundert aus Cuba verſchriebenen Bluthunde, und zahlreiche andere Poſten in die Rechnung ſchreiben will, die hier nicht einzeln aufgezählt werden dürfen.

Bildung zur Geſelligkeit.

80.

Humanität und Geſelligkeit, dieſe als Neigung betrachtet, an den Beſtrebungen und den Vergnügungen Anderer Theil zu nehmen, und ſie an den unſrigen Theil nehmen zu laſſen, ſind innig verſchwiſtert; wenn auch keineswegs die Humanität in der Geſelligkeit, noch dieſe gänzlich in der Humanität aufgeht. Denn beide haben eine gemeinſchaftliche Wurzel; das Wohlwollen gegen Andere, und die Befriedigung, die wir darin finden, Beweiſe dieſes Wohlwollens ihnen zu geben und von ihnen zu empfangen. Ohne dieſes Wohlwollen gibt es nur noch eine Geſelligkeit aus ſelbſtſüchtiger Berechnung.

Daß der Menſch die Beſtimmung habe, geſellig in dem bezeichneten Sinne zu ſeyn, bedarf keines Beweiſes: da er ſeine Anlagen nicht bloß nur im geſellſchaftlichen Zuſtande, ſondern nur durch ſolche Geſelligkeit vollſtändig ausbilden kann. Wenn es, wie eben erſt geſagt wurde, ohne Wohlwollen, nur noch eine Geſelligkeit aus berechnender Selbſtſucht gibt: ſo gibt es ohne daſſelbe auch nur eine Ausbildung unſerer Anlagen in dieſer Beziehung. Da ferner die möglichſt vollkommene Ausbildung unſerer Anlagen Pflicht iſt: ſo gibt es auch eine Pflicht geſellig zu ſeyn; und da die Geſelligkeit ein weſentliches Moment nicht nur für die geiſtige, ſondern auch für die ſittliche Ausbildung iſt: ſo wird man die Pflicht, geſellig zu ſeyn, als eine ſittliche Pflicht müſſen gelten laſſen; wenn man ſie auch nicht unter die ſtrengen Pflichten rechnen will.

81.

Da die Geſelligkeit ein weſentliches Moment unſerer geiſtigen und ſittlichen Entwickelung iſt: ſo muß ein Antrieb zu dieſer Entwickelung, alſo ein Bedürfniß, geſellig zu ſeyn, in unſerer Natur liegen. Wie viele Momente eines ſolchen Bedürfniſſes ſich nun auch im Allgemeinen in ihr finden: ſo ſcheint mir doch, wie ich es bei der Freundſchaft, und ſelbſt bei der Liebe nachgewieſen zu haben glaube, auch dem Bedürfniß der Geſelligkeit großen Theils ein beſonderes Bedürfniß zum Grunde zu liegen; das nämlich der innerlichen Sicherheit, welche wir durch die

Übereinſtimmung Anderer mit unſern Anſichten, Überzeugungen, Beſtrebungen und Neigungen zu gewinnen vermögen. Denn wie oft wir auch im geſelligen Verkehr dieſe Befriedigung verfehlen, ja wie oft auch dieſer ſelbſt die Veranlaſſung inneren Zwieſpalts werde; dennoch werden wir nicht leicht müde, ſie da zu ſuchen. Ja ſelbſt hinſichtlich der Gegenſtände unſers bloßen Vergnügens, äußert jenes Moment ſeinen Einfluß, und es bedarf entweder eines hohen Grades ſelbſtbewußter innerlicher Sicherheit, oder eines hohen Grades von Befangenheit, um durch eine durchaus widerſprechende Anſicht von dem Werth desjenigen, was uns Vergnügen macht, im Genuß des letzteren nicht geſtört zu werden.

Ein je tiefer wurzelndes Bedürfniß nun das der Geſelligkeit iſt, und je weſentlicher die Ausbildung der Anlage dazu mit unſerer ſittlichen Bildung zuſammenhängt: um deſto wichtiger iſt es, dieſelbe nicht zu vernachläßigen. Auch hier aber wird es gut ſeyn, zunächſt nach den Hinderniſſen und Hemmniſſen zu fragen, welche einer ſolchen Ausbildung im Wege ſtehen.

82.

Selbſt wenn man den Begriff der Geſelligkeit auf den geſellſchaftlichen Umgang beſchränkt, wird ſich eine lange Reihe von Fehlern und Schwächen aufzählen laſſen, welche der Ausbildung dafür entgegen ſind. Eine noch weit längere, wenn man ihn in der Ausdehnung nimmt, in welcher er hier genommen wird. Alle dieſe Fehler und Hinderniſſe der Bildung zur Geſelligkeit werden ſich inzwiſchen leicht auf einige wenige zurück führen laſſen, und die übrigen, da ſie meiſtens aus dieſer entſpringen, minder in Betrachtung kommen. Am unverträglichſten mit Geſelligkeit iſt die Selbſtſucht. Wie nicht? wenn die Baſis der Geſelligkeit das Wohlwollen iſt, welches überall gerne an den Beſtrebungen, Neigungen und Vergnügungen Anderer Theil nimmt. Die Selbſtſucht will überall nur ſich ſelbſt; ſelbſt wenn ſie ein Vergnügen mit Andern theilt oder genießt. Sie theilt es nur in ſo fern, als ſie ihre Rechnung dabei findet; die Andern ſollen es nur auf die Weiſe genießen, die ihrer Abſicht oder ihrer Laune entſprechend iſt. Man könnte einwenden, daß oft ein glänzendes Talent für den geſellſchaftlichen Umgang mit der entſchiedenſten Selbſtſucht verbunden ſey. Für den geſellſchaftlichen Verkehr, ja; nicht für die Geſelligkeit in höherem Sinne. Und auch für jenen nur in ſo fern, als die Selbſtſucht hinter den ſtabilen Formen der Konvenienz ſich verbirgt, oder ſie für ihre Zwecke nöthig findet. Und ſelbſt in jenem beſchränkten Sinn werden Gemüthlichkeit, Innigkeit, ein unbefangener heiterer Austauſch von Gedanken und Empfindungen mit der Selbſtſucht unverträglich ſeyn: da doch eben ſie die beſte Würze aller echten Geſelligkeit ausmachen.

83.

Es gibt eine Selbſtſucht des Geiſtes, wie es eine Selbſtſucht der materiellen Intereſſen gibt. Auch dieſe will überall nur ſich ſelbſt; nur ihre Anſichten, nur ihre Überzeugungen, ihre Sympathien, ihre Antipathien, ihren Geſchmack u. ſ. w. Sie will nie und nirgends Anderen etwas von ihrer Eigenthümlichkeit aufopfern; ſondern fordert vielmehr, daß dieſe ihre Eigenthümlichkeit gänzlich in der ihrigen aufgehen laſſen: da doch Beachtung und Schonung fremder Eigenthümlichkeit die erſte Bedingung alles geſelligen Verkehrs iſt. Die Urſachen ſolcher Ungefügigkeit ſind ſehr mannigfaltig. Hier gehen die Schattirungen von einem bloß im Verſtande wurzelnden, das rechte Maß verfehlenden Streben nach Entſchiedenheit des Geiſtes, und vom ſtarren, rückſichtsloſen Feſthalten an dem als recht und wahr Erkannten, oder dafür Gehaltenen, bis zu jener Flachheit des Geiſtes, die Alles fahren läßt, weil ſie nichts feſt zu halten Kraft oder Luſt hat; und von jener dummdreiſten Schroffheit der Anmaßung, welche kaum den Begriff zu faſſen vermag, daß irgend ein

Wollen oder Meinen neben dem ihrigen ein Recht haben könne, bis zur vollkommenſten Gleichgültigkeit des Einen, wie des Anderen, der es nicht einfallen kann, ernſtlich ein Recht geltend machen zu wollen, das ihr ſelbſt mehr, als problematiſch iſt; und die, wenn ſie dennoch ihren Meinungen ſich ungefügig, und oft ſelbſt hartnäckig zeigt, dieſes mehr aus inſtinctmäßiger Selbſtſucht, als mit Bewußtſeyn thut.

84.

Oft iſt ein falſcher Begriff von Selbſtſtändigkeit Urſache der Ungeſelligkeit: der bei dem geringſten Zugeſtändniß, das er der Eigenthümlichkeit Anderer machen ſoll, jene ſelbſt aufzugeben glaubt; und eben ſo oft eine gewiſſe Unbeholfenheit des Geiſtes, die nicht weiß, wie viel ſie in jedem einzelnen Fall von der eigenen Eigenthümlichkeit behaupten, und wie viel ſie einer fremden zugeſtehen ſolle. Hier nun zeigt ſich wieder die innige Verbindung der Geſelligkeit mit Humanität und Sittlichkeit. Denn das Wohlwollen der Humanität reicht hier immer ſo weit, und wohl noch weiter, als die beſcheidenen Forderungen Anderer; die ſittliche Geſinnung aber, die das Wohlwollen gegen Andere als Pflicht betrachtet, wird nie ungewiß ſeyn, wie weit ſie darin zu gehen habe; bis dahin nämlich, wo die Beſchränkung deſſelben durch eine höhere ſittliche Pflicht, oder die billige Rückſicht auf uns ſelbſt anfängt.

85.

Da eine heitere Unbefangenheit eine der weſentlichſten Bedingungen alles erfreulichen Verkehrs mit Andern iſt: ſo können Hang zum Mißtrauen und überſpannte Empfindlichkeit der Ausbildung zur Geſelligkeit nur nachtheilig ſeyn. Denn nirgends gibt es Unbefangenheit ohne Vertrauen. Eben darum, weil ſich aus jedem Moment des geſelligen Lebens ein Feindſeliges, Verletzendes entwickeln kann, iſt das Vertrauen ſo unerläßlich.

Allein nicht bloß das Vertrauen zu Anderen, ſondern auch das zu uns ſelbſt, iſt eine Bedingung der Ausbildung zur Geſelligkeit. Wie gar nichts, iſt auch dieſe nicht ohne Selbſtvertrauen zu gewinnen. Der Grund des Mangels an Selbſtvertrauen liegt hier immer in einer Unklarheit über das Weſen und die Bedingungen der wahren Geſelligkeit. Viele verwechſeln dieſe mit einer glänzenden Unterhaltungsgabe, und da ſie wiſſen, daß ihnen dieſe fehlt, glauben ſie durchaus keine Anlage zur Geſelligkeit zu haben. Gewöhnlich ſind es Menſchen, deren Eitelkeit darnach verlangt, im geſelligen Verkehr eine ausgezeichnete Rolle zu ſpielen. Wenn ſie nun merken oder erfahren, daß ſie ihre Anſprüche nicht durchſetzen können: ſo ziehen ſie ſich ſchmollend und grollend entweder von allem geſellſchaftlichen Umgang zurück, oder ſuchen das Bedürfniß eines ſolchen in niedrigeren Kreiſen zu befriedigen, die ihnen jene Anſprüche gelten laſſen.

86.

Von jener Empfindlichkeit, welche ſchon durch die geringſte Kränkung, oder ſelbſt durch den bloßen Schein einer ſolchen gereizt wird, braucht, als von einem Hinderniß der Geſelligkeit, hier nicht die Rede zu ſeyn. Aber es gibt noch eine andere Empfindlichkeit, die nicht bloß der Ausbildung zur Geſelligkeit nachtheilig, und mit dieſer unverträglich iſt, ſondern auf geradem Wege zur Ungeſelligkeit führt. Ich meine jene Empfindlichkeit, die nicht nur keine perſönliche Kränkung des Übelwollens oder der Vernachläſſigung zu verſchmerzen weiß: ſondern die auch keine von den Kränkungen zu verwinden vermag, mit welchen das Leben ſelbſt keinen vom Weibe Gebornen verſchont, noch jemals verſchont hat. Dieſe Empfindlichkeit iſt häufig das Produkt einer durch phyſiſche Schwäche geſteigerten Reizbarkeit; oft auch das Produkt des Mangels aller Energie des Geiſtes; nicht allzuſelten aber hat ſie ihren Grund in einer in höchſter Entſchiedenheit ausgebildeten Tendenz der ganzen Natur zu *ſinnlichem Behagen*. In dieſem Falle ſind nicht nur Geiſt, ſondern ſelbſt Energie des Geiſtes, wie des Charakters; es ſind die glücklichſten Anlagen zu den edelſten ſittlichen und geſelligen Vorzügen damit vereinbar: allein alle dieſe Anlagen, alle Beſtrebungen ſie auszubilden, ſind bei dieſen Naturen an die Bedingung ſinnlichen Behagens gebunden, und gehen in Unmuth und Groll rein auf, wenn dieſe Bedingung nicht eintrifft. Wenn ſolche Naturen einen großen Fond geiſtiger Elaſticität beſitzen, was gewöhnlich der Fall iſt: ſo wird dieſe jene Empfindlichkeit ſehr oft, immer aber nur für den Augenblick überwinden; bei wiederholten, lange dauernden, oder tiefer verletzenden Kränkungen aber geht dieſelbe bald in eine Zerfallenheit über, die eben ſo wenig an Anderen theilzunehmen, als in ihrer Theilnahme weiter eine Befriedigung zu finden vermag.

87.

Bei dem innigen Zuſammenhang ächter Geſelligkeit mit Humanität und Sittlichkeit bedarf es keines Beweiſes, daß alle *Mittel*, welche der Ausbildung der beiden Letzteren zu ſtatten kommen, auch der Bildung zur Erſteren förderlich ſeyn werden. Was alſo den Sinn für Humanität vervollkommnet, was unſer ſittliches Gefühl veredelt, und unſere ſympathetiſchen Empfindungen belebt und verfeinert, wird auch die Neigung beleben, an den Beſtrebungen und den Vergnügungen Anderer Theil zu nehmen, und der Geſelligkeit die kleinen Opfer unſerer Eigenthümlichkeit und Eigenliebe zu bringen, welche ſie von uns fordert. Nicht wenig werden uns die letzteren dadurch erleichtert, wenn es nicht unbeachtet bleibt, mit welchem reichen Gewinn an Achtung, Liebe und heiterem Lebensgenuß ſie ſich verzinſen. Nur muß hier wieder nicht eine kleinlich eigennützige Berechnung, ſondern die klare Überzeugung zum Grunde liegen, daß ohne ſolche Nachgiebigkeit und Fügſamkeit es weder eine wahre Geſelligkeit geben, und diejenige, welche noch möglich bleibt, durchaus keinen Reiz haben könne.

88.

Da der geſellſchaftliche Umgang zugleich Frucht und Schule der Geſelligkeit iſt: ſo muß dieſe ſich ſowohl *für*, als *durch* ihn ausbilden. Daß *Für* aber muß dem *Durch* hier vorausgehen. Um in dieſer Schule etwas zu lernen, muß man immer etwas in ſie mitbringen, und zwar, wie in jede

Schule: Luſt und Anlage zum Lernen. Die Luſt zum Lernen äußert ſich hier zunächſt durch Beſcheidenheit: während die Unluſt dazu ſich am entſchiedenſten dadurch ausſpricht, daß ſie ohne alle Rückſicht auf die Forderungen der Beſcheidenheit aus der Rolle des Lernenden in die des Belehrenden übergeht. Die Anlage zum Lernen aber beſteht hier zunächſt in einem natürlichen Tact, das Schickliche und Anſtändige von dem Unſchicklichen und Unanſtändigen zu unterſcheiden; ein Gefühl, das eben in der Schule des geſelligen Umgangs die rechte Sicherheit gewinnt. Doch keineswegs durch dieſe allein, wie man gewöhnlich glaubt; auch dadurch, daß man ſich richtige Begriffe über das Schickliche und Anſtändige durch eigenes Nachdenken zu bilden, und ſich die Gründe klar zu machen ſucht, in wie fern es innerliche Berechtigung zu gelten habe, oder in wie fern dieſe eine bloß conventionelle ſey.

89.

Das Talent, den rechten Ton des geſellſchaftlichen Ideenaustauſches (Converſation) zu treffen, wird wenigſtens in einer gewiſſen Vollkommenheit ebenfalls nur in der Schule der guten Geſellſchaft ausgebildet. Allein auch in dieſe Schule muß man, um zu lernen, etwas mitbringen. Und zwar Ideen.

Wie auch anders? Man ſoll tauſchen; und was ſoll man austauſchen, wenn man nichts zum Tauſche mitgebracht hat? Davon ſind ſogar diejenigen überzeugt, die ſonſt an nichts mehr Mangel haben, als an Ideen, und in andern Beziehungen dieſen Mangel wenig fühlen, oder ihn ſich anfechten laſſen. Darum durchleſen ſie des Morgens ſorgfältig die Notizenblätter aller Journale, um des Mittags etwas zu haben, was ſie verkehren können. Die Münze, die ſie da einſammeln, iſt freilich ſchlecht genug: allein ſie nehmen es auch nicht ſehr genau mit der, welche ſie dafür eintauſchen; und ſo wiſſen ſie noch immer halb erträglich durchzukommen.

Wer den Converſationston aus Büchern lernen zu können glaubt, der greife nach J. Delille's Gedicht: La Conversation Er findet da in Verſen, die ſo ſchön und wohlklingend ſind, als franzöſiſche Verſe das ſeyn können, eine lange Reihe von Fehlern aufgezählt, die der Discoureur aimable zu meiden, und eine wenig kürzere von Tugenden und Vorzügen, die er ſich anzueignen hat. Dieſer Discoureur aimable iſt dem franzöſiſchen Dichter das Ideal beinahe aller Vollkommenheit. Wenn nun das in der That — freilich nicht für den Franzoſen — etwas zu viel iſt: was ſoll man von denjenigen ſagen, die in der Gabe liebenswürdig, vielleicht auch nur angenehm zu ſchwätzen, das Ideal der vollkommenſten Bildung, und den höchſten Aufſchwung geiſtiger Kraft ſehen; und was vollends erſt von Denjenigen, die, wenn ſie faſeln geiſtreich zu ſeyn, und wenn ſie auf platte Weiſe ihre Geckerei herausſtellen, ein glänzendes geſelliges Talent zu entfalten meinen!

90.

Solche Geckerei und Flachheit hat ihren Grund theils in der Unbekanntſchaft mit den höheren Anforderungen geſelliger Bildung, theils in einer kleinlichen Eitelkeit. Aber auch wo die letztere ihr Spiel nicht auf ſo kleinliche Weiſe treibt, hat ſie oft noch Einfluß genug, um uns jene höheren Forderungen geſelliger Bildung verkennen, oder vergeſſen, und auf den Beifall, den die Geſellſchaft uns ſchenkt oder vorenthält, mehr Accent legen zu laſſen, als mit derſelben vereinbar iſt. Wenn die Geſellſchaft, nach deren Beifall wir ſtreben, aus den beſten und verſtändigſten Menſchen beſtünde: ſo müßte dieſer Beifall das höchſte Ziel unſeres Strebens ſeyn, und fiele zum Theile mit dem Ziele aller Bildung in Eines zuſammen. Sonſt jedoch wird ſich der Werth deſſelben nach dem Gehalt und dem Umfang der Bildung Derjenigen richten, welche ihn ertheilen oder zurückhalten. Hier nun gleicht nichts aus, als ein klares Erkennen jener höheren Forderungen der geſelligen, wie jeder anderen Bildung, und ein ſicheres Bewußtſeyn, dieſen Forderungen zu genügen. Inzwiſchen findet ſich eine feige Scheu, das Urtheil beſtimmter Kreiſe der Geſellſchaft, wie wenig Werth und Gehalt es an ſich ſelbſt auch haben möge, gegen ſich zu haben, häufig ſelbſt bei Menſchen, die ſonſt eben ſo viel Energie des Geiſtes, als des Charakters zu beweiſen gewohnt ſind. Der Grund dieſer Erſcheinung liegt nicht in der Beſorgniß vor den Folgen eines ſolchen Urtheils, wie bedeutend ſich dieſe auch manchmal herausſtellen, noch darin, daß ſie demſelben mehr Gewicht beilegten, als es verdient: ſondern eben darin, daß ſie es ſo tief verachten, und ihm dennoch ſeine Geltung in einem beſtimmten Kreiſe, oder in den Augen der Menge nicht nehmen können. Wo aber nun jene Energie fehlt, da geht ſolche Scheu in eine wahrhaft ſclaviſche Abhängigkeit von dem Urtheil der Geſellſchaft über; und wo dann die Federn derſelben im Geſammtleben einer Zeit nachlaſſen: da iſt es die Abhängigkeit von den in immer abgeſchmackteren und geiſtloſeren Formen ſich abſchließenden Anmaßungen der ſich gebildet nennenden Geſellſchaft, welche jeden Aufſchwung der Geſelligkeit hindert, und nicht am wenigſten dazu beiträgt, alles geiſtige Leben ermatten zu laſſen.

91.

Ein paar andere Bemerkungen, die ich in Beziehung auf den geſellſchaftlichen Verkehr zu machen habe, werden hier nicht ganz überflüſſig ſeyn.

Viele ſind der Meinung, daß der ſittliche Charakter derjenigen, mit welchen ſie nur in Beziehungen des geſelligen Lebens zuſammentreffen, etwas Gleichgültiges ſey. Sie glauben hier mit der Frage: ob jemand ein liebenswürdiger Geſellſchafter ſey, Alles abgethan; wohl auch, daß eine ſolche Liebenswürdigkeit die Mängel des ſittlichen Charakters hinreichend ausgleiche. Wenn aber die Berührung mit einem zweideutigen ſittlichem Charakter in allen Lebensverhältniſſen nur eine nachtheilige ſeyn kann: ſo iſt ſie doch gerade im geſelligen Verkehr eine doppelt gefährliche, nicht nur darum, weil die eigne heitere Stimmung und die gefällige Färbung uns das Frivole und Unſittliche in den geäußerten Anſichten und Grundſätzen nicht ſo leicht gewahr werden läßt: ſondern weil der Beifall oder die zurückgehaltene Mißbilligung der Geſellſchaft einen Einfluß auf unſer Urtheil ausübt. Nichts ſchützt gegen ſolche Befangenheit beſſer, als die gereifte Vorſtellung, wie wahre Liebenswürdigkeit mit der Würde des ſittlichen Charakters ſehr wohl vereinbar, und auch im geſelligen Verkehr kein Zauber größer ſey, als der, ſittlicher Anmuth.

Eine andere Klippe, wovor beſonders junge Leute ſich zu hüten haben, iſt dieſe, die Liebenswürdigkeit des guten Geſellſchafters, die oft nicht einmahl mehr, als dreiſte Lebendigkeit iſt, nicht ſo draſtiſch auf ſich wirken zu laſſen, daß ſie es als rühmliches Ziel ihres Strebens halten, ihn zu — kopiren. Das gibt, wenn nicht eine kernhaft geſunde Naturanlage ihren Mißgriff ſie bald gewahr werden läßt, wie alle Nachäfferei, gewöhnlich nur einen Gecken; noch um einige Percente ſchlechter, als ſein Vorbild. Auch um liebenswürdig zu ſeyn, muß man ſelbſtſtändig ſeyn, und ſich ſelbſt, nicht eine angelernte fremde Rolle, ſpielen.

Den Einfluß der Frauen auf die geſellſchaftliche wie auf die ſittliche Bildung glaube ich übergehen zu dürfen, weil der Leſer in vielen anderen Schriften darauf hingewieſen findet. Dagegen iſt nichts zu ſagen. Nur möchte ich fragen, warum man nicht eben ſo oft die Frauen darauf hinweiſe, wie ſie, um dieſen Einfluß wirkſam zu ihrem eignen, wie zum Vortheil Anderer auszuüben, zuerſt ſelbſt eine lautere Bildung des Geiſtes und des Herzens zu erſtreben haben; und wie ſie ihn durch nichts mächtiger und wohlthätiger üben können, als durch den Zauber ſittlicher Anmuth. Es ſcheint für jeden

Fall, daß Hinweiſung dieſer Art für die ſittliche und geſellige Bildung überhaupt, ſo wie den Frauen ſelbſt erſprießlicher ſeyn dürfte, als die dringlichen Belehrungen, welche man ihnen über ihre Emancipation hat zukommen laſſen.

92.

Schwerer noch iſt es, über die geſellige, als über die ſittliche Bildung ſeiner Zeit ein Urtheil zu fällen, und ſie mit der einer früheren zu vergleichen; denn die Blüthen der Geſelligkeit ſind vergänglich, und was uns die Berichte älterer Perſonen, Biographien und der Familienroman, davon aufbewahren, kann uns nur ein ſehr unvollſtändiges Bild geben. Einſeitig ſich an einzelne Berichte oder Thatſachen zu hängen, iſt natürlich auch hier unzuläßig.

Als ziemlich zuverläßig ſtellen ſich inzwiſchen für ein ſolches Urtheil folgende Momente heraus:

Betrachtet man die Geſelligkeit aus dem ſittlichen Geſichtspunkt: ſo iſt es klar, daß ſie im Vergleich mit einer früheren Zeit immer eben ſo viel gewinnen oder verlieren müſſe, als die ſittliche und Humanitätsbildung ſelbſt gewonnen oder verloren hat. Der dem allgemeinen Eingeſtändniß zu Folge täglich mehr um ſich greifende Egoismus, der immer entſchiedener ſich ausſprechende Hang zu mehr zerſtreuenden, als ruhig erheiternden Vergnügungen, iſt der wahren Geſelligkeit eben ſo wenig günſtig, als er der ſittlichen Bildung förderlich ſeyn kann.

Daß die Geſelligkeit einen viel weiteren Boden gewonnen hat, als in früherer Zeit, läßt ſich nicht läugnen; und eben ſo wenig, daß kein Grund vorhanden iſt, zu bedauern, daß ſie ſich von den ſteifen ſpießbürgerlichen Formen und der Genügſamkeit geiſtiger Beſchränktheit losgemacht hat, in welchen ſie früher befangen war. Aber an die Stelle jener Formen ſind keine andern feſten Formen einer edleren Geſelligkeit getreten, deren dieſe, wie alles geiſtige Leben, trotz ſeiner Tendenz zur Freiheit, nirgends entbehren kann.

Überdieß: jene Extenſion und Regſamkeit des geſelligen Lebens der neueren Zeit darf dieſer nicht ſo unbedingt, wie es geſchieht, als ein glücklicher Fortſchritt angerechnet werden. Gehalt und Reiz des geſelligen Lebens hängen von anderen Momenten ab, als von ſolcher Aufgeregtheit, wäre dieſe ſelbſt eine geiſtreich ſich ausſprechende, und von der bunteſten Mannigfaltigkeit der mit jeder Stunde wechſelnden Gegenſtände des Vergnügens. Sie hängen ab von jener ruhigen, geſammelten, ihrer ſich ſelbſt klar und ſicher bewußten Stimmung des Geiſtes, wie des Gemüthes, die über die Bedingung heiteren Genuſſes iſt, der ohne ſie nur aufregen, aber nicht befriedigen kann.

Auch die Blüthen, welche das geſellige Leben in einzelnen erleſenen Kreiſen hervortreibt, die Einzelne im höchſten Sinn Gebildete um ſich verſammeln, und die ſich, wenn ſie ſelbſt ſcheiden, meiſtens wieder zerſtreuen, dürfen nicht in Rechnung gebracht werden. Denn, wo ſo viel Aufgeregtheit, ſo viel Zwieſpalt, ſo viel Anmaßung, ſo viel leere Schauſtellung von Bildung ſich zeigen, und wo die Bande des Familienlebens, die zugleich die feſteſten Bande der Geſelligkeit ſind, immer lockerer werden, können einzelne ſolche Kreiſe auf die geſellige Bildung der Zeit keinen entſchiedenen Einfluß ausüben. Die unerſchöpflichen Lobredner der letzteren vertröſten uns zwar, daß ſich aus allen jenen feindſeligen Elementen der Gegenwart eine ganz neue Form des geſelligen Lebens entwickeln werde; nur kann es, alles Übrige bei Seite geſetzt, wenig Vertrauen erwecken, daß ſie das Ideal desſelben vorläufig von einem Nachbarvolke borgen, deſſen geſelliges Leben auf deutſchen Boden verpflanzt, nur dann ein Gewinn für uns ſeyn würde, wenn die edleren Elemente der Geſelligkeit, welche im deutſchen Geiſte und Charakter ſelbſt liegen, Kraft und Muße genug behielten, mit den Formen desſelben zuſammen zu ſchmelzen. Warum ſollten aber dieſe beſſeren Elemente, als das Weſentliche, in ſolchem Fall nicht mit größerem Vortheil ſich ſelbſtſtändig ausbilden, als Fremdes und Erborgtes ſich nothdürftig aneignen?

Bildung zur Wiſſenſchaft.

93.

Die Bildung zu jeder beſonderen Wiſſenſchaft, als Inbegriff einer durch einen höchſten Grundſatz verbundenen Reihe von Kenntniſſen, muß nach einem durch fremde Belehrung oder eigenes Nachdenken beſtimmten Plan erſtrebt werden, der, ſoll der Erfolg ein günſtiger ſeyn, ein ſowohl dem beſonderen Zweck und der Natur der Wiſſenſchaft, als der Eigenthümlichkeit des Lernenden, entſprechender ſeyn muß. Eine Anleitung zu einer umfaſſenden wiſſenſchaftlichen Bildung überhaupt, oder zur erſchöpfenden Erlernung einer beſonderen Wiſſenſchaft, darf natürlich hier nicht geſucht werden. Hier kann nur die Rede ſeyn, von jenen Kenntniſſen, welche zur Erreichung der übrigen allgemeinen Zwecke, und des letzten Zweckes aller Bildung nothwendig, oder ihr weſentlich förderlich ſind, und die von Demjenigen allgemein gefordert werden, welcher auf den Vorzug, gebildet zu ſeyn, gegründete Anſprüche machen will. Auch muß die gegenwärtige Schrift bei dieſem Abſchnitt noch mehr, als bei den früheren, das Recht geltend machen, eine bloß aphoriſtiſche zu ſeyn: indem ſie ihr Abſehen hier nicht ſowohl auf die geringere Anzahl Derjenigen zu nehmen hat, welchen es erlaubt iſt, eine umfaſſende wiſſenſchaftliche Bildung zu erſtreben, als auf die weit größere Anzahl Jener, deren Mittel und Kraft in dieſer Hinſicht in den mannigfaltigſten Abſtufungen vielfach beſchränkt ſind.

94.

Wenn die Wichtigkeit der einzelnen Gegenſtände wiſſenſchaftlicher Bildung von ihrer näheren oder entfernteren Beziehung zu dem höchſten Zweck aller Bildung abhängt: ſo kann kein Zweifel Statt finden, daß unter ihnen der Religionswiſſenſchaft die erſte Stelle gebühre, da die dringendſten und wirkſamſten Beweggründe, nach jenem Zweck zu ſtreben, aus ihr her fließen. Doch kaum dürften Diejenigen geneigt ſeyn, ihr dieſe Stelle zuzugeſtehen, die bei ihren Anſprüchen an Bildung, die religiöſe gänzlich entbehren zu können, oder ihre Religion für jeden Fall gut genug zu kennen glauben, um eine wiſſenſchaftliche Kenntniß derſelben ganz überflüſſig zu finden.

Nächſt der Religionswiſſenſchaft iſt es die Philoſophie, welche uns die Beweggründe, wie die Anleitung an die Hand gibt, dem höchſten Zweck unſers Daſeyns zuzuſtreben, und ihn wirklich zu erreichen. Allein bei keiner andern Wiſſenſchaft iſt es ſchwerer, zu beſtimmen, wie weit das Streben nach Bildung im Allgemeinen ſich mit ihr bekannt machen, und welche Wege es einſchlagen ſolle. Keine andere Wiſſenſchaft fordert in gleichem Grade die höchſte Energie des Geiſtes, und den ganzen Menſchen. Ob ſie unter dieſen Bedingungen eine allgemein befriedigende Löſung der Fragen, die ſie ſich zu löſen vorſetzt, zu erreichen vermöge, ſteht nicht hier zu unterſuchen; ihre Geſchichte weiſet nur aus, daß es ihr bisher nicht gelungen, das Ziel zu erreichen, und jedes neue Syſtem von einem ſpäter gebornen verſchlungen wurde. Der halbe Weg vollends kann hier kaum zu einer halben Befriedigung führen; der Dilettantismus führt nur zur Anmaßung und zum Dünkel. Inzwiſchen ſind doch diejenigen Theile und Lehren der Philoſophie, welche den weſentlichſten und unmittelbarſten Einfluß auf die Bildung des ſittlichen Charakters haben, einer allgemein faßlichen, und dabei dennoch gründlichen Darſtellung wohl fähig, und in zahlreichen Schriften ſo behandelt worden. Aus dieſen mögen nun Diejenigen ſchöpfen, welche zum Eintritt in das innerſte Heiligthum der Philoſophie nicht berufen ſind.

95.

Die Geſchichte iſt nichts Anderes, als eine in Thatſachen ausgeſprochene Philoſophie. Eine Ueberſicht dieſer Thatſachen zu geben und zu gewinnen, die Reſultate der Forſchung klar und entſchieden hinzuſtellen, und ſo ſich anzueignen, iſt zwar für den Lehrenden und den Lernenden hier leichter, als bei den philoſophiſchen Doctrinen; ein ſicheres Reſultat zu gewinnen, iſt gleich ſchwer, dort, wie hier. Ein ſolches Reſultat kann immer nur die Frucht der umfaſſendſten und unbefangenſten Forſchung ſeyn; wer zu dieſer nicht berufen iſt, wird es zuletzt immer auf Treue und Glauben annehmen müſſen. Darum mag er hier genau zuſehen, welchen Führern er ſich anvertraue, und ſich hüthen zum voraus Sympathien oder Antipathien zu ſeinen hiſtoriſchen Studien mitzubringen, oder die letzteren durch ſie beſtimmen zu laſſen. Den ſeiner ſelbſt ſich klarbewußten Vorſatz unbefangener Auffaſſung muß der Leſer, der nicht ſelbſt hiſtoriſcher Forſcher iſt, ſo gut wie dieſer ſelbſt, zu jedem hiſtoriſchen Studium mitbringen. Wird er ſich doch auch da noch vielfältig mißleitet und irre geführt ſehen! Glücklicher Weiſe ſtellen ſich ſowohl die Frechheit, als die Albernheit, mit welcher unſere Zeit an der Geſchichte ſich am meiſten verſündiget, mit ſolcher Entſchiedenheit heraus, daß ſie auch nur bei einiger Unbefangenheit nicht zu verkennen ſind: ich meine jene Leidenſchaftlichkeit, welche die Thatſachen mit Abſicht und frechem Verrath an der Wahrheit verfälſcht; und jenen abgeſchmackten Moderatismus, der, vielfach grimaſſirend, ſich für die ächte hiſtoriſche Unparteilichkeit hält, weil er ſich auf die Seite einer Partei geſtellt hat. —

96.

Insbeſondere iſt es die vaterländiſche Geſchichte — die Geſchichte des geſammten deutſchen Vaterlandes ſowohl, als des Geburtslandes, wohl auch der Geburtsſtadt — der Jeder, welchem es ſich zu bilden Ernſt, mit Liebe, regem Eifer und Mühe ſich zuwenden ſoll. Hier darf er ſich nicht mit einem bloßen Ueberblick begnügen. Der verhältnißmäßig geringere Umfang des Stoffes, die reicheren und leichter zugänglichen Hülfsmittel, erlauben ihm hier ein tieferes Eindringen. Dabei wird er durch das ſtrengere Studium wenigſtens einzelner Theile am leichteſten Blick und Takt für die Auffaſſung hiſtoriſcher Zuſtände überhaupt ſchärfen; und durch ein mindeſtens ſorgfältiges und treues Studium der vaterländiſchen Geſchichte eine nicht bloß auf ſchwanker Neigung, ſondern feſtem Pflichtgefühl ruhende Liebe zu ſeinem Vaterland, und einen ſicheren Standpunkt für die Beurtheilung ſeiner Zuſtände gewinnen; um nicht von jedem Urtheil, das ſich kenntnißreich oder oberflächlich, geiſtreich oder albern, redlich gemeint, oder bei verknöcherter Parteiſucht mit dem gleißenden Schein der Unbefangenheit geltend macht, urtheilslos fortgeriſſen zu werden. Denn dieſe Menſchen, denen es ſo knapp am Herzen liegt, Deutſchland zu belehren, was im noth thue, ſind zum Theil in ihrer Befangenheit und hiſtoriſchen Inconſequenz rein lächerlich; jene nämlich meine ich, die unaufhörlich nach einem ſtarken Deutſchland ſeufzen, oder es nicht müde werden, auf ſeine Schwäche zu ſchmähen, und dabei fortwährend bewundern, preiſen, ſchonen und hätſcheln, was es zu keiner Kraft kommen ließ; und immer die Blicke nach jenen Seiten hin wenden, von woher ihm alles Unheil, nicht ſeit einem Jahrhundert allein, gekommen iſt.

97.

Auf die Biographie, als ein vorzügliches Mittel der Bildung, iſt ſchon früher hingewieſen worden. Dieſes Feld der hiſtoriſchen Literatur iſt, wie fleißig auch, doch noch immer viel zu wenig angebaut; und viel zu wenig beachten es Lehrer und Erzieher, wie viel ſie durch dieſe Lectüre, der reifenden und gereifteren Jugend in die Hände geſpielt, wirken könnten. Gäbe es irgend ein Mittel die Jugend wohlthätig anzuregen, ſie zum Ernſt des Nachdenkens vorzubereiten, ihr Geſchmack an einer ernſteren Lectüre beizubringen, und die ſchädlichen oder gehaltloſen Bücher ihr aus den Händen zu ringen: ſo wäre es dieſes. Gewählt müßte werden; das begreift ſich: und darum müßte ein reicher Vorrath zur Auswahl vorliegen. Biographien, insbeſondere zu jenem Zweck geſchrieben, müßten in Wahl und Zuſchnitt natürlich nicht auf die Unmündigen berechnet, und dabei auch nicht zu mager und ſkizzenhaft ſeyn.

98.

Selbſt das Streben nach einem gewöhnlichen Grad von Bildung wird die Literatur- und Kunſtgeſchichte in ſeinen Bereich ziehen müſſen. Wie ſollte auch für die Bildung des menſchlichen Geiſtes eine Geſchichte nicht von der größten Wichtigkeit ſeyn, die Zeugniß gibt von der höchſten Kraft ſeines Aufſchwunges und von ſeinen glänzendſten Erfolgen, wie von ſeiner Schwäche und ſeinen Verirrungen, und in dem einen ihn uns bewundern und verehren, in den andern uns die Klippen kennen lernt, die er zu meiden hat. Aber auch hier die nämlichen Schwierigkeiten. Von keiner anderen Wiſſenſchaft, und insbeſondere von keiner hiſtoriſchen, gilt Diderots Wort: Wir wiſſen nur das, was wir im Detail wiſſen; mehr als von der Literatur- und Kunſtgeſchichte. So muß denn der Belehrung Suchende, der nicht Zeit oder Beruf hat, ihr ganzes Gebiet zu durchwandern, auch hier ſich mit den allgemeineren Reſultaten begnügen, und da, wo er ſie nur bei einer detaillirten Einſicht prüfen könnte, ſie auf Treue und Glauben hinnehmen. Was hier einigermaßen ausgleichen kann, iſt außer der Vorſicht von Kundigen die bewährteſten Führer zu erforſchen, ein beſonnenes Vergleichen mehrerer Darſtellungen; und das Beſtreben, durch ſchärferes Eindringen in Einzelnes, dem Blick für die Beurtheilung allgemeiner Zuſtände die mögliche Sicherheit zu gewinnen.

Am beſten iſt, wer gründliche Belehrung ſucht, rückſichtlich der neueren Literaturzuſtände daran; denn hier ſtrömt ihm der Quell derſelben reich und voll in den Tageblättern.

99.

Es fehlt uns nicht an vortrefflichen Überſichten der Länder und Völkerkunde, und an eben ſo trefflichen Beſchreibungen einzelner Länder. Dazu die Fluth von Reiſebeſchreibungen, Reiſebildern, Reiſeſkizzen, Reiſetagebüchern, Wanderungen, Durchflügen, Spaziergängen, Briefen Lebender und Verſtorbener ꝛc. Viele ſind Sudelei, viele Mittelgut; die beſſern ſelbſt gehen mehr darauf aus, ihre Darſtellungen poetiſch aufzupinſeln, als von den Gegenſtänden derſelben uns ein treues Bild zu geben. Deſto mehr Belehrung iſt aus einigen in dieſer Abſicht und mit wiſſenſchaftlichem Geiſte geſchriebenen Werken zu holen, die ſich die Darſtellung eines Landes oder Volkes nach beſonderen Beziehungen zur Aufgabe ſtellen, und es zu den Bedingungen der Löſung rechnen, ein Land nicht bloß durchzufliegen, ſondern aus der Kenntniß desſelben ſich ein Studium zu machen.

Die beſte Belehrung über Land und Volk, über Natur und Kunſt geben das eigene Auge und die eigene Beobachtung, wenn die eine und die andere zu ſehen gelernt hat. Damit iſt in der That das Weſentlichſte geſagt, was über das Reiſen als Mittel der Bildung zu ſagen iſt. Wer es unbedingt für den glücklichſten Fortſchritt des Jahrhunderts hält, daß man mittelſt Dampfbooten und Eiſenbahnen in vierzehn Tagen ein großes Land durchfliegen, und in zwei Monaten auf beiden Hemiſphären Gemäldegallerien durchlaufen und Kaffeehäuſer und Promenaden beſuchen kann, mit dem iſt nicht zu ſtreiten. Auch der Vorbereitetſte und Unterrichtetſte kann ſelbſt bei glücklichen Anlagen von ſolchen Durchflügen keinen reinen und gediegenen, am wenigſten aber einen tiefen Eindruck mit ſich nehmen; bei den Übrigen können ſie nur aufregend wirken, aufregend zunächſt die Anmaßung und den Dünkel. Zu Einem ſind dieſe Durchflüge gut; nämlich um ſie in einem Reiſetagebuche oder in Reiſeſkizzen zu beſchreiben; die dann, wenn die Beſchreibung mit etwas politiſcher Radotage, mit einigen poetiſchen Floskeln, oder, was am ſicherſten zum Ziele führt, mit etwas Indiscretion und Scandal verſetzt wird, im Buchhandel gangbare Artikel abgeben, und nicht nur die Reiſekoſten hereinbringen, ſondern auch noch einen Überſchuß abwerfen.

100.

Auch von der Wichtigkeit der naturhiſtoriſchen Studien für die Geiſtesbildung überhaupt, und für die ſittliche insbeſondere, iſt bereits die Rede geweſen. Die Liebe zu dieſen Studien müßte in der Jugend angeregt werden; vielleicht beſſer durch Lectüre und Privatunterricht, als daß man ſie zu Gegenſtänden des eigentlichen Schulunterrichtes machte. Manche wählen einzelne Zweige der Naturgeſchichte zu einem Lieblingsſtudium, laſſen es aber gewöhnlich beim Auftrocknen von Pflanzen, Anſpießen von Inſekten und Zuſammenſchleppen von Mineralien bewenden; eben ſo wenig es mit dem Studium ſehr genau nehmend, als auf höhere Zwecke der Bildung bedacht; und auf ſolche Weiſe mehr die Zeit verderbend, als dieſe fördernd.

Schwerer wird es dem Laien, der ſich zu bilden wünſcht, ſich über die Naturlehre, als über die Naturgeſchichte zu unterrichten. Auch fehlt es über die erſtere weit mehr an zweckmäßig geſchriebenen Werken, als über die letztere.

Eine wenigſtens das Weſentlichſte umfaſſende Kenntniß der Aſtronomie wird kein Gebildeter entbehren können; wäre es auch nur, um nicht das Sandkorn, auf welchem er herumkriecht, zum Mittelpunkt alles Seyns zu machen.

101.

Die alten, wie die neueren Sprachen, können nur als Mittel, nicht als Zwecke der Bildung betrachtet werden, wenn es nicht die beſondere Abſicht ihrer Erlernung iſt, durch dieſe das logiſche Denken zu üben, oder den Geſetzen desſelben in ihnen nachzuforſchen. Zweck der Bildung können alſo die alten Sprachen auf Schulen nur in ſo fern ſeyn, als das logiſche Denken durch ſie entwickelt, und an ihnen geübt wird. Dieſe Forderung bedingt wohl ſtrenge Gründlichkeit des Sprachunterrichtes, aber nicht den Schlendrian, welcher die Sprache ſelbſt als erſten und letzten Zweck behandelt.

Auch die Erlernung der neueren Sprachen wird eine gründliche Kenntniß der Grammatik nicht entbehren können. Einigen jener Methoden, die man als Faulheitskrücken erfunden hat, uns dieſe entbehrlich zu machen, kann man es nicht abſprechen, daß ſie das bloß mechaniſche Erlernen der Sprache erleichtern: allein ſie üben weder die Denkkraft, noch ſind ſie geeignet, den Lernenden mit Geiſt und Eigenthümlichkeit der Sprache bekannt zu machen. Übrigens haben die Anforderungen an Sprachkenntniß zu unſerer Zeit eine faſt zu weite Ausdehnung erhalten. Eine oberflächliche Kenntniß vieler Sprachen nützt wenig; ein gründliches Studium derſelben nimmt die Zeit für andere Zweige der wiſſenſchaftlichen Bildung weg. Eine der erſprießlichſten Methoden um neuere Sprache zu lernen iſt es, nachdem man ſich hinreichend mit der Grammatik bekannt gemacht, ein oder zwei Werke, in welchen die Eigenthümlichkeit derſelben am entſchiedenſten ausgeprägt iſt, oft und zu wiederholten Malen durchzuleſen, und bei der Wahl derſelben zugleich auf ihren innern Gehalt Rückſicht zu nehmen.

102.

Überblickt man die Summe von wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen, welche hier aufgezählt worden ſind, und deren in der That Niemand, welcher auf Bildung Anſpruch macht, entbehren kann, wobei noch derjenigen, welche zur äſthetiſchen Bildung gehören, keine Erwähnung geſchehen, weil dieſer im folgenden Abſchnitt insbeſondere gedacht werden ſoll —: ſo ſieht man leicht, wie es ohne die glücklichſten Naturanlagen, ohne den regſten Wiſſenstrieb, ohne den beharrlichſten Fleiß, und überdieß noch ohne einen reichen Vorrath von Mitteln der Belehrung und der Gunſt der äußeren Umſtände, nicht nur ſchwer, ſondern faſt unmöglich iſt, ſie ſich in einem wohlgeordneten Zuſammenhange anzueignen Dieß gilt zunächſt von Denjenigen, welche in ihrer Jugend entweder keine gelehrte Bildung erhalten, oder dieſe wenig genützt haben, und ſpäter dennoch das Bedürfniß einer wiſſenſchaftlichen Bildung empfinden, und eine ſolche ſich zu erwerben wünſchen. Dieſe leſen dann und raffen von Kenntniſſen zuſammen, was ihnen vorkommt, und was ſie wohlfeilen Kaufes erlangen können, wozu ihnen zu unſerer Zeit allerdings der Mittel genug geboten ſind; bei ſolchem Verfahren jedoch entweder nicht im Stande, das unbehagliche Gefühl der Mangelhaftigkeit ihrer Kenntniſſe los zu werden: oder, was ſchlimmer, durch Dünkel und Anmaßung zu dem vergeblichen Verſuch verleitet, dieſelbe ſich ſelbſt und Anderen zu verbergen. Jede halbe wiſſenſchaftliche Bildung iſt faſt gezwungen anmaßend zu ſeyn, weil ſie das Erworbene auf keine andere Weiſe geltend zu machen weiß. Das Schlimmſte aber iſt, daß ſie nur ſehr ſelten dazu gelangt, was ſie erwirbt für höhere Zwecke ihrer Bildung zu verwenden: weil die Beziehung des Wiſſens zu dieſen Zwecken bei der Mangelhaftigkeit des Letzteren ihr immer, wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad, unklar bleiben muß.

103.

Eine zweckmäßige und wohlbenützte Schulbildung kann allein die Erwerbung einer ſo großen Summe von Kenntniſſen möglich machen: wenn ſie nach ihrer Vollendung dem Streben nach weiterer wiſſenſchaftlicher Ausbildung nur die Aufgabe übrig läßt, die bereits erworbenen Kenntniſſe zu erweitern und zu vervollkommnen. Wenn nun die Erfolge der gewöhnlichen Schulbildung einer ſolchen Forderung nur ſelten entſprechen: ſo muß die Urſache davon entweder an dieſer, oder an einer ſchlechten Benützung derſelben, oder an beiden zugleich liegen. Wie aber an ſchlechter Benützung, wenn jene bei den

Lernenden Intereſſe und Eifer dafür anzuregen weiß?

Unter allen Preisfragen, welche ſeit zehn, zwanzig, fünfzig oder mehr Jahren in den civiliſirten Ländern von Europa geſtellt worden ſind, gibt es, wie pomphaft ſie ihre Wichtigkeit auch hervorheben mochten, keine wichtigere und erſprießlichere, als die, welche ein Schulmann aus eigenen Mitteln geſtellt hat: wie es nämlich komme, daß aller Schulunterricht ſo ſchnell wieder vergeſſen werde, und ſo wenig davon übrig bleibe, um als tüchtige Grundlage einer ferneren wiſſenſchaftlichen Ausbildung vorzuhalten. Denn da der letzte Grund hiervon ſchwerlich in etwas Anderem geſucht werden kann, als daß der Unterricht, weil unklar und dem natürlichen Entwicklungsgange der jugendlichen Fähigkeiten unangemeſſen, bei den Lernenden kein lebendiges Intereſſe erwecken kann: ſo iſt zu erwarten, daß die Erörterung jener Frage, wenn ſie, wie es zu wünſchen, und wie ſie es muß, bis zu dem Elementarunterricht, zurückgeht, zu den weſentlichſten Reſultaten führen werde.

104.

Wo keine tüchtige Grundlage für fernere wiſſenſchaftliche Ausbildung in der Jugend gewonnen wurde, und Trieb oder Bedürfniß einer ſolchen erſt ſpäter rege wird, oder ſich fühlbar macht: da muß ein beharrliches Streben, das Verſäumte zu erſetzen, das Beſte thun. Daß mit jener Haſt, die bloß gierig zuſammenrafft, was ſie erreichen kann und was ihr zunächſt liegt, nichts ausgerichtet, indem ſie nur zur Halbbildung, und nur zum Mißbehagen oder zur Arroganz führt, ſoll hier nicht wiederholt werden. Freilich liegt dem Beſtreben, den Mangel der wiſſenſchaftlichen Bildung zu erſetzen, oder zahlreiche und große Lücken derſelben auszufüllen, das fragmentariſche und encyklopädiſche Wiſſen immer am nächſten; allein einen erſprießlichen Erfolg wird es nur dann erzielen, wenn es nach einem mit beſonnener Berechnung ſeiner Kräfte und Mittel feſtgeſtellten Plan verfährt, nach dem Maß der letzteren ſich beſchränkend, und ſelbſt aufgebend, was es nicht wenigſtens bis zu einem gewiſſen Grad gründlichen Wiſſens ſich aneignen kann; und wenn es darauf geſtellt iſt, wenigſtens bei einzelnen Doctrinen ſein Abſehen auf ein ſolches zu nehmen, und bei den übrigen ſich lieber mit einer zweckmäßigen Überſicht zu begnügen, als planlos nach allen Seiten hin in der Irre umherzuſchweifen. Auf dieſe Weiſe iſt ſelbſt bei beſchränkteren Kräften und Mitteln ein weſentlicher Gewinn für die formelle Geiſtesbildung, wie für die höheren Zwecke der Bildung überhaupt erreichbar.

105.

Obgleich ich ſchon ſonſt darauf hingewieſen, ſo kann ich es dennoch nicht unterlaſſen, hier zu bemerken, wie ſehr es uns, trotz alles Übermaßes von literariſcher Betriebſamkeit, noch immer an Schriften fehle, aus welchen auch Diejenigen, die weder Beruf noch Muße haben, die jedem Gebildeten unentbehrlichen Kenntniſſe durch ein ſtrengwiſſenſchaftliches Studium zu erwerben, die ihnen nöthige Belehrung ſchöpfen könnten. An zu dieſem Zwecke geſchriebenen Büchern fehlt es zwar keineswegs; wohl aber an zweckmäßig, das heißt hier im rechten Sinn populär geſchriebenen. Denn während die Einen zu dem untergeordneten Bedürfniß der Leſer, für welche ſie ſchreiben wollen, durchaus nicht herabzuſteigen verſtehen: ſuchen Andere die Popularität in der Oberflächlichkeit; wohl auch in jener ſüßlichen Tändelei, wie ſie den Franzoſen in Schriften dieſer Art eigen iſt. Die wahre Popularität beruht aber auch hier auf den beiden Cardinalbedingungen alles zweckmäßigen Belehrens: klar zu ſeyn, und für den Gegenſtand ein lebendiges Intereſſe anzuregen. Sie gibt darum die weſentlichen wiſſenſchaftlichen Momente ihres Gegenſtandes nicht auf, außer wo ſie von der Art ſind, daß ſie nur durch eine ſtrengwiſſenſchaftliche Behandlung klar gemacht werden können: ſondern ſucht ſie ſo hell zu beleuchten, daß ſie auch einem ungeübten Auge erkennbar werden; das Intereſſe aber ſucht ſie eben durch ſolche Klarheit und zunächſt dadurch anzuregen, daß ſie die Beziehungen des Beſonderen zu dem Allgemeinen entſchieden und in eigenthümlicher Färbung herausſtellt; eine Forderung, der zu genügen die Kunſt eines poetiſirenden Aufpinſelns durchaus nicht hinreichend iſt. Eine ſolche populäre Darſtellung der Wiſſenſchaft kann nur einem Meiſter gelingen, dem dieſe zur lebendigen Anſchauung geworden: denn nur dieſer wird die dabei ſchwer zu findende Mittellinie zwiſchen dem Zuviel und Zuwenig ſicher zu treffen wiſſen. Darum kann ein Werk dieſer Art auch kein Gegenſtand buchhändleriſcher Spekulation im gewöhnlichen Sinn des Wortes ſeyn: obwohl nicht zu zweifeln, daß es, mit liberalem Sinn zum Gegenſtand einer ſolchen gemacht, ſich reichlich verzinſen würde.

106.

Vor einem Irrthum will ich noch warnen, eh' ich dieſen Abſchnitt ſchließe, auf das ernſtlichſte; vor dem Verachten der Wiſſenſchaft. Zwar mag es leicht ſcheinen, als ob nur der Dummkopf von dieſer Krankheit befallen werden könne: allein auch Andere, den Werth der Wiſſenſchaft wohl zu würdigen vermögend, werden von ihr ergriffen; ſo daß es wohl der Mühe lohnt, bei einigen ihrer gewöhnlichſten Formen, und den Urſachen, welche ſie erzeugen, einige Augenblicke zu verweilen.

Eine nicht ſehr ſeltene Form iſt diejenige, die man richtiger Verzweiflung an der Wiſſenſchaft, als Verachtung derſelben nennen kann, wenn jene gleich meiſtens in dieſe übergeht; und zwar dann gewöhnlich in die entſchiedenſte, leidenſchaftlichſte Verachtung. Es ſind faſt immer die regſamſten und kräftigſten Geiſter, die von dieſer Verzweiflung am leichteſten ergriffen werden; oft ſolche, die in die Tiefen der Wiſſenſchaft eingedrungen ſind, und in ihnen die gehoffte Befriedigung nicht gefunden haben. Meiſtens liegt der Grund einer ſolchen Verzweiflung nebenher an der leidenſchaftlichen Aufregung über verfehlte materielle Zwecke, deren Erreichung durch die Wiſſenſchaft allzu zuverſichtlich, oder in allzu hoher Potenz erwartet wurde. Weniger gefährlich iſt ſie dabei, wenn ſie in einem heftigen Anfall zum Ausbruch kommt, als wenn ſie ſich als Schleichfieber des Geiſtes bemächtigt, und ihm zu keinem energiſchen Aufſchwung den Muth übrig laſſend, ſeine beſten Kräfte langſam wegzehrt.

Auf andere Weiſe äußert ſich die Verachtung, oder beſſer zu ſagen, die Gleichgültigkeit gegen das poſitive Wiſſen bei vielen Jünglingen aus den verſchiedenſten Beweggründen. Einige betrachten aus reiner Albernheit, wenn ſie die Gymnaſien verlaſſen haben, alles eigentliche Lernen als eine Art von Pennalismus, der ihnen jetzt durchaus nicht weiter anſtehe; Andere glauben bei einem eingebildeten Beruf zur Poeſie, um der Welt einſt als Dichter der erſten Größe zu leuchten, das poſitive Wiſſen leichter, als irgend etwas, entbehren zu können; und wieder Andere verſäumen dieſes, weil ſie bei dem Gefühl reger Kraft, und bei einem falſchen Begriff von Selbſtſtändigkeit, Alles aus ſich ſelbſt nehmen zu müſſen und zu können glauben: Alle aber ſind nur darum gleichgültig gegen die Wiſſenſchaft, weil ſie nicht begreifen, wie ſehr ſie ſich dadurch in allen ihren übrigen Beſtrebungen gefördert ſehen würden.

Noch weit ſchlimmer aber iſt es, wenn Jünglinge oder junge Männer aus Unmuth der Leidenſchaftlichkeit über getäuſchte Erwartungen, und über die Schranken und Hemmniſſe, welche ſich ihren

Beſtrebungen auf der gewählten Lebensbahn, oder wohl auch — und das iſt am öfteſten die eigentliche Quelle ihres Unmuthes — ihrer Gier nach ſinnlichen Genüſſen entgegenſetzen — wenn ſie, ſage ich, aus ſolchem Unmuth, wie ſie häufig ſinnlos auf ihre phyſiſche Geſundheit einſtürmen, ſo ſich frevelnd gegen das Ehrwürdigſte und Heiligſte, was der menſchliche Geiſt errungen hat, gegen die Wiſſenſchaft wenden, und in den tollen Sprüngen eines ohnmächtigen und darum kindiſchen Übermuthes, wie ihre phyſiſche, ſo ihre geiſtige Geſundheit zerſtören. Sind ſolche Jünglinge auch glücklich, und iſt ihre geiſtige Natur auch ſtark genug, um über das Übel zu ſiegen: ſo werden ſie die Nachwehen darum nicht minder gewiß und nicht minder ſchmerzlich empfinden; nicht darum allein, daß ſie es nur bereuen können, Zeit und Kraft unſinnig vergeudet zu haben: ſondern auch darum, weil es ihnen, ſelbſt wenn ſie ihre Verkehrtheit eingeſehen, noch immer ſchwer genug werden wird, die letzten Wurzeln derſelben auszureißen.

107.

Eigenthümlichkeit und Werth der wiſſenſchaftlichen Bildung unſerer Zeit zu beſtimmen, wenn von der ſtrengen Wiſſenſchaftlichkeit die Frage iſt, kann nur die Aufgabe eines eigenen Werkes und nur Desjenigen ſeyn, der das ganze weite Gebiet derſelben durchwandert, und in allen ſeinen Theilen erforſcht hat. Das aber mag bemerkt werden, daß Diejenigen, welche, ſo oft von der Wiſſenſchaft die Rede, unaufhörlich auf die Flachheit der Zeit ſchmähen, ſelbſt am meiſten flach ſind. Denn nur die Flachheit kann verkennen, welche ungeheure Kraft unſere Zeit auf dieſem Felde entwickelt hat, und fortwährend aufs neue entwickelt: wenn es gleich nicht zu läugnen, daß dieſe Kraft, vielfach in ſich ſelbſt zerſplittert und feindſelig zerfallen, für Religioſität, Sittlichkeit und Humanität keine ſo entſcheidenden Ergebniſſe geliefert, als wohl zu wünſchen wäre. Daß die mathematiſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften im Gegenſatz zu den philoſophiſchen, hiſtoriſchen und philologiſchen in der Theilnahme der Zeit eine überwiegende Geltung gewonnen haben, iſt unerfreulich. Ein ethiſches Element liegt auch in den erſteren; daß es hervorgehoben, oder auch nur viel berückſichtiget würde, iſt nicht gewahr zu werden. Ob es den philoſophiſchen Wiſſenſchaften gelingen werde, dem modernen Leben eine neue Grundlage zu ſchaffen, oder ob dieſes ſie ſelbſt in den Strudel ſeiner materiellen Tendenzen fortreißen werde, iſt eine Frage, welche die Zeit am beſten beantworten wird.

Gerechter dürfte, abgerechnet was Einzelne erringen, und einzelne Kreiſe ſchaffen und feſthalten, der Vorwurf der Flachheit ſeyn, wenn von jener Geiſtesbildung die Frage iſt, welche man im Allgemeinen unter dieſem Namen zu begreifen pflegt. Ein reges Streben ſich in dieſem Sinne zu bilden und für gebildet zu gelten, iſt zwar überall ſichtbar; aber eben ſo ſichtbar iſt auch überall Anmaßung und zuverſichtliches Schauſtellen oberflächlich zuſammengerafter Halbbildung; ſchnödes, jede Rückſicht der Humanität verletzendes Abſprechen über das kaum Halbbegriffene; ohne Scheu ſich ausſprechende Parteiſucht; Eitelkeit und Geckerei im Übermaße. Daß aber eine ſolche auf eitles Prunken geſtellte Geiſtesbildung, bei all ihren Anſprüchen auf geiſtige Selbſtſtändigkeit, meiſt recht bettelhaft abhängig von der Meinung Anderer, und von der Mode des Tages, und ohne Rückſicht auf die höheren Zwecke der Bildung erworben, zuſammengerafft, oder zuſammengehaſcht, für dieſe Zwecke nicht fördernd, ſondern nur nachtheilig auf das Leben zurückwirken könne, ſcheint in der That keines ausführlichen Beweiſes zu bedürfen.

Bildung zur Empfindung und Beurtheilung des Schönen.

108.

Über den Begriff des Schönen haben ſich die Äſthetiker bisher noch nicht vereinigen können. Nur darin ſtimmen ſie ſo ziemlich überein, daß ſie einmal das Schöne als eine Vollkommenheit betrachten; und dann, daß ihre Definitionen von demſelben mit der bekannten Home's verwandt ſind, nach welcher das Schöne Mannigfaltigkeit in der Einheit iſt. Da es nun bei ſo vielen unbefriedigenden Erklärungen auf eine mehr oder weniger nicht ankommt, ſo möchte ich ſagen: Schön ſey, was zugleich durch die vollkommene Harmonie aller Theile in ſeiner ſinnlichen (oder als ſinnlich gedachten) Erſcheinung, und den Gehalt der durch dieſe in einem höheren oder geringeren Grade von Klarheit angeregten Idee gefällt. Eine ſolche Idee iſt mit dem Wohlgefallen am Schönen überall verbunden, auch wenn wir nicht zum klaren Bewußtſeyn derſelben gelangen, und wenn ſie durch die ſinnliche Erſcheinung mehr angeregt, als beſtimmt herausgeſtellt wird. So iſt es bei der Säule nicht die Harmonie der Form allein, wodurch ſie gefällt, ſondern, in Verbindung mit dieſer, auch die Idee der Feſtigkeit, vielleicht auch die dunkler und entfernter angeregte Idee der Kraft; bei der Arabeske nicht die harmoniſche Verſchlingung all' dieſer frei und ſchnellkräftig hervorwachſenden Blätter, Ranken und Blüthenknospen; ſondern auch die dadurch (ſey es auch dunkel) angeregte Idee des Reichthums und der Fülle des Pflanzen- und Blumenlebens in der Natur ſelbſt. Die Beſchaffenheit dieſer Idee kann nach allgemeinen Beziehungen einen Eintheilungsgrund für die verſchiedenen Arten des Schönen biethen; z. B. für das Erhabene, welches man mit Unrecht von dem Schönen trennt; für das Anmuthige ꝛc. ꝛc. Da die ſittliche Idee durch ihren Gehalt über alle anderen Ideen hinausragt: ſo iſt das Sittlich-Schöne die höchſte und edelſte Gattung des Schönen.

109.

Leichter, als den Begriff des Schönen zu beſtimmen, iſt es, die Gründe des Wohlgefallens an demſelben anzugeben. Bei dieſem Wohlgefallen ſind zunächſt die materiellen Elemente des Schönen in ſeiner ſinnlichen Erſcheinung zu berückſichtigen, indem gewiſſe Farben, Linien und Töne unſere Organe angenehmer afficiren. Allein inzwiſchen hängt ein ſolcher Eindruck nicht von der Beſchaffenheit der phyſiſchen Organe allein ab: ſondern ebenfalls von den

Ideen, welche durch Aſſociation durch ſie angeregt werden. So ſagt z. B. Goethe ganz richtig, daß die rothe Farbe eine Energie ſey: während die blaue Farbe die Idee von Sanftmuth und Heiterkeit, die grüne von jugendlicher Friſche und Munterkeit; die Wellenlinie die Idee von Fülle und Beweglichkeit anregt.

Das zweite Moment des Wohlgefallens am Schönen iſt die Harmonie ſeiner Theile (Einheit in der Mannigfaltigkeit). Der menſchliche Geiſt empfindet dieſes Wohlgefallen überall, wo er die Uebereinſtimmung mannigfaltiger Theile zu einem Ganzen gewahr wird; in höherem Grade aber bei dem Schönen; einmal wegen der meiſt größeren Mannigfaltigkeit ſeiner Theile und der Vollkommenheit in ihrer harmoniſchen Uebereinſtimmung: dann weil es mit der Kraft und Lebendigkeit einer ſinnlichen Anſchauung wirkt. Wenn man aber das Wohlgefallen des Geiſtes an der Harmonie des Mannigfaltigen in der Einheit bloß dem lebhafteren Spiel ſeiner durch ſie angeregten Kräfte zuſchreibt: ſo iſt dieſes unrichtig. Denn dieſes Wohlgefallen beruht nicht ſowohl auf jener erhöhten Thätigkeit: ſondern vielmehr in der Befriedigung, welche er darin findet, daß dieſes Spiel ſeiner Kräfte ein leichtes, und fernerſeits ſelbſt ein harmoniſches wird.

Das dritte Moment des Wohlgefallens am Schönen liegt in der Idee ſelbſt, welche durch das

Letztere dargeſtellt oder angeregt wird, und in der Uebereinſtimmung dieſer Idee mit dem ſinnlich Dargeſtellten. Da nun, wie bereits bemerkt wurde, die ſittliche ihrem Gehalt nach die höchſte, ihren Beziehungen nach die umfaſſendſte iſt: ſo iſt auch das Wohlgefallen am Sittlichſchönen, wie das reinſte, ſo auch das befriedigendſte.

110.

Das Sprichwort, daß der Dichter geboren werde, hat man nicht nur auf das Schaffen, ſondern auch auf die Gabe, das Schöne zu empfinden und zu beurtheilen, angewendet; ſicher aus keinem anderen Grunde, als weil es auf ſolche Weiſe eben ſo leicht iſt, ſich ſelbſt dieſe glückliche Naturgabe beizulegen, als ſie Anderen abzuſprechen. Das poetiſche Genie wird ſo wenig geboren, als das Genie zum Feldherrn, zum Staatsmann, zum Geſchichtſchreiber, oder zum Techniker. Wie viel die phyſiſche Organiſation dabei thue: welcher Phyſiolog mag es ſagen? Der Dichter entwickelt ſich, ohne daß er ſelbſt, oder Andere von dem Gange dieſer Entwickelung Rechenſchaft geben konnte. Die Erziehung, die er ſich ſelbſt gibt, die Andere ihm geben, kann auf dieſe Entwickelung einwirken, aber ſie kann ſie nicht beſtimmen.

Nicht ganz ſo verhält es ſich hinſichtlich der Fähigkeit, das Schöne zu empfinden und zu beurtheilen. Der Dichter, der Maler, der Bildhauer ſchafft; der Leſer, der Beſchauer empfängt; jener muß das Geſetz ſeines Schaffens aus ſich ſelbſt nehmen; dieſem liegt es, als ein Gegebenes, in dem Kunſtwerke vor. Daß die phyſiſche Organiſation bei der Fähigkeit das Schöne zu empfinden, von großem Einfluß ſey, wird niemand einfallen zu läugnen. Daß Menſchen von der gröbſten und derbſten phyſiſchen Textur oft die feinſte Fühlbarkeit für das Schöne beſitzen, widerſpricht dem nicht im Geringſten; denn wer weiß es, wo die Wirbel der Saiten angezogen ſind, die hier vibriren. Als bloße glückliche Naturanlage darf inzwiſchen darum die Fähigkeit das Schöne zu empfinden keineswegs betrachtet werden. Sie läßt ſich wecken, bilden, verfeinern, vervollkommnen: wenn gleich dieſe Entwickelung ihrer Potenz, wie ihrer Eigenthümlichkeit nach, von tauſend zufälligen Einflüſſen, die ſich jeder Berechnung entziehen, abhängig bleibe.

111.

Auf welche Weiſe aber wird nun die Fähigkeit das Schöne zu empfinden und zu beurtheilen geweckt und ausgebildet?

Am beſten wird ſich Jeder dieſe Frage beantworten, wenn er zunächſt nach den Bedingungen frägt, welche erfodert werden, um das Schöne richtig und lebhaft zu empfinden.

Die erſte dieſer Bedingungen iſt jene leiſe Fühlbarkeit (Senſibilität) der Seele, welche bewirkt, daß wir von dem Schönen überall leicht und ſchnell gerührt werden. Betrachtet man dieſes nun nach den verſchiedenen Momenten, welche ſeine Wirkung bedingen: ſo zeigt ſich ſogleich, wie bedeutend die phyſiſche Beſchaffenheit der Sinne hier eintritt; die Empfindlichkeit des Auges, zum Beiſpiel, für den Reiz und Schmelz der Farben. Daß unſere Sinne einer Verfeinerung fähig, beweiſen zahlreiche Erfahrungen; ſo wie es gewiß iſt, daß die Erziehungslehre noch viel zu wenig nach den Mitteln geforſcht hat, ſie zu üben; und die Erziehung viel zu wenig Sorgfalt darauf wendet, ſie geſund zu erhalten. Das Weſentlichſte bei dem Verſuch ſie zu üben, auch feine Unterſchiede gewahr zu werden, thut hier die abſichtlich auf dieſe gerichtete Aufmerkſamkeit: wobei es zweckmäßiger iſt, wiederholt auf die Uebung an einem und demſelben Gegenſtand zurückzukommen, als mit auch nur kurzer Anſtrengung dabei zu verweilen: indem vorzüglich die edleren Sinne ſelbſt durch eine kurze Anſtrengung leicht mehr geſchwächt, als geſtärkt und verfeinert werden.

112.

Auch bei der Auffaſſung der Einheit des Mannigfaltigen tritt die Beſchaffenheit und Feinheit der Sinne, als ein weſentliches Moment ein. Denn leichter, ſchneller und vollkommner wird dieſes Auffaſſen vor ſich gehen, wenn die Sinne ſcharf und geübt genug ſind, um die einzelnen Theile auf dieſe Weiſe zu ergreifen. Das Erfaſſen der harmoniſchen Übereinſtimmung letzterer hängt von der Schärfe und Geübtheit des geiſtigen Blickes ab, welcher die Abweſenheit alles deſſen, was dieſe Einheit ſtören könnte, ſchnell und ſicher gewahr wird. Da nun jede Verneinung eine Bejahung vorausſetzt: ſo muß, wo wir eine ſolche Harmonie gewahr werden ſollen, Bild oder Begriff derſelben in der Seele als Typus bereits lebendig vorhanden ſeyn: man mag ihn nun als angeborne Idee, oder als eine aus Anſchauung oder durch Vergleichung gebildete betrachten. In beiden Fällen aber wird es einer lebhaften reproducirenden Phantaſie und der Fähigkeit bedürfen, den ſtörenden Widerſpruch (oder die Abweſenheit eines ſolchen) mit jenem Typus des Vollkommenen ſchnell und ſicher gewahr zu werden.

113.

Was endlich das dritte Moment der Schönheit, die dadurch angeregte oder zum Bewußtſeyn gebrachte Idee betrifft: ſo wird, in ſo fern ſie in dem ſchönen Gegenſtande vollkommen herausgeſtellt oder in ihm angedeutet iſt, der Eindruck deſſelben von der Klarheit und Beſtimmtheit abhängen, mit welcher wir die Darſtellung oder Andeutung erfaſſen; weil jene Idee ſelbſt, oder die Beziehungen des Dargeſtellten zu ihm verwandten, und mehr oder minder entwickelt in uns liegenden Ideen, auf ſolche Weiſe in unſerem Geiſte vorhanden ſind.

114.

Um alſo das Schöne lebendig und richtig zu empfinden, bedürfen wir nicht bloß einer glücklichen Naturanlage, in der allgemeinen Bedeutung des Wortes, und geübter Sinne, ſondern auch einer vielſeitigen geiſtigen Ausbildung. Wie die äußeren Sinne, muß auch der innere vielfach geübt ſeyn, um die Harmonie eines Kunſtwerkes ſchnell und ſicher zu erfaſſen, und lebhaft von ihr ergriffen zu werden. Dieſe Fähigkeit aber wird keineswegs durch die Beſchäftigung mit den Schöpfungen der Kunſt allein, ſondern eben ſo an der Harmonie des logiſchen Begriffes geübt; obgleich an jenen am unmittelbarſten. Der Begriff von Übung ſelbſt aber ſetzt zum Theil ſchon voraus, daß wir oft zu dem nämlichen Kunſtwerk, oder zu der nämlichen Gattung von Kunſtwerken zurückkehren. Durch das Durchlaufen von Gallerien und Muſeen, durch das haſtige Durchfliegen von Gedichten aller Art und in allen Sprachen, kann die Fähigkeit, die Harmonie des Schönen aufzufaſſen, nur verdumpft und erſtickt, aber nicht geübt und verfeinert werden.

115.

Am mächtigſten aber wirkt jedes Kunſtwerk durch die Idee, welche den Künſtler in demſelben zur ſinnlichen oder geiſtigen Anſchauung gebracht hat, oder die ſich darin als eine angedeutete ausſpricht. Sie iſt der eigentliche Lebenshauch jedes Kunſtwerkes; der Zauber, durch den es uns ergreift und feſthält. Ohne dieſen Reiz kann ihm kein anderer bleiben, als der richtiger Verhältniſſe und techniſcher Vollendung. Um aber die Idee eines Kunſtwerkes zu erfaſſen, bedarf es nicht nur einer vielſeitigen, ſondern einer reichen Geiſtesbildung: weil jene nur dadurch, ſo wie der Künſtler ſie dachte, uns nach allen ihren Beziehungen klar im Geiſte aufgehen kann. Das Letztere iſt nicht bloß dort der Fall, wo eine

Idee in einem Kunſtwerk als eine angedeutete ſich ausſpricht: ſondern auch wo ſie in der Darſtellung als eine abgeſchloſſene ſich herausſtellt. Da ein vorzügliches Kunſtwerk, in ſo fern es eine geiſtige Idee ausdrückt, oder andeutet, eben nur durch den Gehalt ſeiner Idee vortrefflich iſt: ſo ergibt ſich daraus zum Theil von ſelbſt, mit welchen Ideen wir, um das Schöne lebendig zu empfinden, unſern Geiſt bereichern, und nach welcher Bildung wir zunächſt ſtreben müſſen. Denn indem der Gehalt jener Ideen von ihrer Beziehung zu den weſentlichſten menſchlichen Intereſſen des inneren Lebens abhängt: ſo iſt es unwiderſprechlich, daß wir die Bedeutung eines Kunſtwerkes nur in dem Verhältniß erfaſſen können, als uns die Bedeutung jener Intereſſen, tief und klar zugleich, im Gemüthe aufgegangen. Und in dieſem Sinne iſt es vollkommen wahr, daß wir das Verſtändniß eines Kunſtwerkes nur aus uns ſelbſt ſchöpfen können.

Da die wichtigſten menſchlichen Intereſſen nur in der ſittlichen Idee ihre Löſung finden, und durch nichts unſere Empfindungen mehr verfeinert werden, als durch das Streben nach Humanität: ſo ſind es vorzugsweiſe die Bildung zur Sittlichkeit und Humanität, durch welche die äſthetiſche gefördert wird. Daß ſie den engen Zuſammenhang zwiſchen ſittlicher und äſthetiſcher Bildung nicht begreifen: das hindert

Künſtler und Kunſtfreunde ſo häufig in ihrer Kunſtbildung die Stufe der Vollkommenheit zu erreichen, zu der ſie ſonſt ſich hätten aufſchwingen können. Denn wie ſollen jene ſchaffen, und dieſe verſtehen, was nur als ein todter Begriff in ihrer Seele vorhanden iſt?

116.

Die zweite Bedingung, um das Schöne lebendig und richtig zu empfinden, iſt jene Unbefangenheit der Seele, die durch keine Empfindung und keine vorgefaßte Anſicht gehindert wird, das Bild des Schönen rein und lauter in ſich aufzunehmen. Nur darum genießen wir das Schöne ſo ſelten ganz: weil wir nur ſelten dieſe Unbefangenheit zum Genuß desſelben mitbringen; nur darum vermag es der Künſtler zu ſchaffen: weil, im Augenblick des Schaffens wenigſtens, ſeine ganze Seele von der Idee desſelben erfüllt iſt.

Läßt ſich dieſe Unbefangenheit erringen?

Durch einen Effort, ja; in einzelnen Fällen, in einzelnen Momenten; aber nicht immer; nur für Augenblicke; und nicht ſicher. Dauernd kann ſie nur dann unſer Eigenthum ſeyn, wenn ſie die Frucht einer immer gleichen Geiſtesruhe iſt. Dieſe ſelbſt aber wurzelt im ſittlichen Charakter. Denn nur der ſittliche Charakter kann ruhig, und darum kann auch nur er vollkommen unbefangen ſeyn.

117.

Die Empfindung des Schönen kann ihrer ſelbſt nur dann ſicher ſeyn, wenn die Seele der Gründe ihres Wohlgefallens ſich klar bewußt wird. Dieſes Bewußtſeyn iſt die Grundlage für alle Beurtheilung des Schönen.

Die richtige Beurtheilung des Schönen fordert zweierlei: Einſicht und Unbefangenheit.

Es braucht nicht bemerkt zu werden, daß ein lebendiges und unbefangenes Empfinden des Schönen der Beurtheilung desſelben vorausgehen müſſe: da es die Aufgabe der Letzteren iſt, die Gründe des Wohlgefallens dadurch zum Bewußtſeyn zu bringen. Was alſo immer die Fähigkeit, das Schöne lebhaft zu empfinden, ausbildet, iſt auch als weſentliches Moment für die Beurtheilung desſelben anzuſehen. Um aber die Gründe des Wohlgefallens am Schönen zu klarem Bewußtſeyn zu bringen, bedarf es leitender Grundſätze; alſo der Einſicht. Das geben auch Alle zu, die über Gegenſtände der ſchönen Künſte überhaupt urtheilen, oder ſich darüber zu urtheilen zu einem beſonderen Beruf und Geſchäft machen. Dabei begegnet es ihnen nun ſehr häufig, in eine ihrer

Eitelkeit nicht leicht zu vermeidende Selbſttäuſchung zu gerathen. Weil ſie nämlich faktiſch urtheilen: ſo glauben ſie ohne Weiteres auch richtig zu urtheilen; und dieſes glauben ſie darum, weil ſie die Einſicht, als Berechtigung dazu für eine glückliche, nicht erſt zu erwerbende, ſondern durch die beſondere Gunſt des Himmels ihnen zu Theil geworden Naturgabe halten. Das iſt ſie aber nicht. Sie beruht auf Grundſätzen, die aus der Betrachtung und Erforſchung des Schönen wiſſenſchaftlich abgezogen ſind. Nun von Zweien Eins. Sie müſſen, um berechtigt zu ſeyn, ein Urtheil auszuſprechen, jene Grundſätze entweder ſelbſt ſich abgezogen, oder ſie müſſen dieſelben von Anderen überkommen, und um ſie als ihr Eigenthum zu beſitzen, ſie geprüft haben. Zu dem Einen, wie zu dem Anderen aber bedürfen ſie, außer einer ſcharfen und richtigen Logik, einer gründlichen Einſicht in die Natur des Schönen und der Kunſt überhaupt, bis zu einiger Kenntniß des Techniſchen herab, ſo wie eines ſorgfältigen Studiums der Werke, über welche ſie urtheilen, insbeſondere. Nun aber iſt an ihren Urtheilen weder von jenen Kenntniſſen, noch von Studien, noch von Logik ſonderlich viel zu ſpüren. Wenn ſie ſich nun ſelbſt befähigt und berechtigt halten ſollen, zu urtheilen, und ihre Urtheile für ächte Produkte des kritiſchen Scharfſinns zu halten: ſo iſt es klar, daß jener Mangel an Einſicht durch irgend etwas ausgeglichen werden müſſe. Ausgeglichen werden kann er aber nur durch ein hohes Maß von Arroganz und Dünkel: weil dieſes Ausgleichungsmittel allein im Stande iſt, das unangenehme, die Selbſttäuſchung gewaltſam zerſtörende Gefühl unzulänglicher Einſicht ihnen ferne zu halten.

118.

Eines, meinen Sie, gebe es, was für das Schaffen, wie für das Empfinden und die Beurtheilung des Schönen das Streben nach einer auf wiſſenſchaftlichem Wege mit Mühe zu erringenden Einſicht entbehrlich mache; die glückliche Naturanlage dazu in höchſter Potenz, oder das Genie. Man ſagt es ſey eine ſeltene Pflanze. Sie iſt das vielleicht nicht ſo ſehr, als man gewöhnlich glaubt; aber eine zarte Pflanze iſt das Genie, die leichter als jede andere zurückbleibt, und ausartet, und verkrüppelt, und ſeltener, als jede andere, zu ihrer vollen Entwicklung gelangt, und Blüthen und Früchte bringt. Was nun Diejenigen, die ſo zuverſichtlich glauben, Genie zu beſitzen, in ihrem Glauben irre machen könnte, wäre eben die rechte Einſicht, wie das Genie ſich entwickle, und wie es wirke. In einzelnen Momenten allerdings als Inſtinct, oder beſſer zu ſagen, als Inſpiration; aber dieſe Momente der Inſpiration kommen ihm nur darum, weil es ſchon vielfach, raſtlos, und oft peinlich, nach der Erkenntniß gerungen hat. Mühevoll und raſtlos ringt es darnach in ſeinem inneren Leben; das nährt und ſtärkt ſeine Kraft, die dann in einem glücklichen Augenblick die Goldader öffnet. Das Genie macht immer die ſchwerſten Studien; wenn es ſie auch nicht vor dem Katheder und vor dem Buch macht.

Auch die Begeiſterung verkennen ſie. Sie verwechſeln mit ihr die Wallung, oder wohl auch die bloße Aufgeregtheit einer, nicht kräftigen, nicht ſchöpferiſchen, ſondern bloß beweglichen und lebhaften Phantaſie. Die wahre Begeiſterung ruht überall auf der Klarheit des Erkennens; und falſch iſt es, wenn man ihre Macht eben aus dem Einfluß dunkler Vorſtellungen und Empfindungen herleitet. Wie viel in dieſem auch dunkel und unklar ſeyn mag: *ein* Moment iſt der Begeiſterung immer in höchſter Klarheit gegenwärtig, das weſentliche, innerſte Lebensmoment des Gegenſtandes, den ſie ergriffen hat. Dadurch iſt ſie ſo mächtig; dadurch hält ſie vor. Wo die Begeiſterung — wenn man ſie dann ja noch ſo nennen will — ſich in dieſem Moment unklar iſt, oder in ihm geirrt hat: da zerfließt ſie, ſobald ſie ihres Irrthums gewahr geworden, oder auch aus bloßer innerer Haltungsloſigkeit.

119.

Wie Unbefangenheit des Geiſtes Bedingung für jedes richtige Urtheil iſt: ſo auch für die Beurtheilung des Schönen.

Der Unbefangenheit der Beurtheilung muß natürlich die Unbefangenheit der Auffaſſung des Gegenſtandes vorausgehen. Wo die Gründe des Wohlgefallens am Schönen ſich leicht von ſelbſt herausſtellen, genügt die letztere für ſich allein; nicht eben ſo aber wo dieſe Gründe tiefer und verſteckter liegen.

Was immer die Unbefangenheit des Geiſtes hinſichtlich der Auffaſſnng und Empfindung des Schönen fördert, das wird auch für die Beurtheilung desſelben förderlich ſeyn; und eine habituell gewordene heitere Ruhe des Geiſtes iſt die entſprechendſte Stimmung für dieſe, wie für jene. Wenn man dieſes, und die Bedingungen einer ſolchen Stimmung erwägt: ſo kann es nicht befremden, daß die Urtheile, welche ihren Stempel tragen, ſo ſelten ſind.

Unparteilichkeit iſt die Frucht der Unbefangenheit; aber ein ſelbſtbewußtes Streben nach der erſteren vermag die letztere zu erzeugen. Und ein ſehr weſentlicher Beweggrund zu dieſem Streben, wenigſtens für den humanen Mann, iſt vorhanden. Jedes Kunſtwerk, ſo wie Alles, was da iſt, hat ein Recht, für das zu gelten, was es iſt; um ſo mehr, da jedes unrichtige Urtheil, wenn es ein abgünſtiges iſt, der Perſon des Künſtlers zu nahe tritt, und für dieſen einen leicht möglichen unmittelbaren oder mittelbaren Nachtheil haben kann. Dieſe Rückſicht bald aus Flachheit, bald mit burſchikoſem Übermuth zu verletzen, iſt zu unſerer Zeit etwas Alltägliches; und daß es ſo iſt, trägt eben ſowohl dazu bei, die Achtung für die Literatur immer mehr herabzudrücken, als es Beurtheiler dieſer Art der Achtung unwerth zeigt.

120.

Da, wie jedem Urtheil, ſo auch den Urtheilen über das Schöne, ein Grundſatz zur Baſis dienen muß: ſo ſind es vorzüglich dieſe Grundſätze, rückſichtlich welcher wir der Unbefangenheit bedürfen. Um ſie nun zunächſt bei denjenigen Grundſätzen zu bewahren, welche wir durch eigenes Nachdenken feſtſtellen, iſt es nothwendig, zuvörderſt allen Sympathien und Antipathien zu entſagen, die aus der Übereinſtimmung oder dem Widerſpruch eines Kunſtwerkes mit beſonderen uns lieb und habituell gewordenen Anſichten, Empfindungen, Neigungen u. ſ. w. hervorgehen. Wenn der Einfluß ſolcher Sympathien und Antipathien ſchon auf die Auffaſſung eines Kunſtwerkes einen nachtheiligen Einfluß ausübt: ſo muß dieſer ein um ſo größerer ſeyn, wenn er uns beſtimmt die aus Befangenheit hervorgegangene Anſicht durch die Reflexion zum Grundſatz zu ſtempeln. Iſt nun die Befangenheit ſtark genug, um in wiederholten Fällen immer die erſte Stimme zu behaupten: ſo bildet ſie ſich auf dieſe Weiſe zu einer allmählig ſich verknöchernden Einſeitigkeit des Urtheils heraus; wenn nicht: ſo ſetzt ſie uns mindeſtens in die Nothwendigkeit, die feſtgeſtellten Grundſätze immer wieder aufzugeben oder abzuändern; worüber uns dann leicht alle Sicherheit des Urtheils verloren geht.

121.

Eben ſo nachtheilig, und zum Theil noch nachtheiliger wirkt der Einfluß jener Sympathien und Antipathien, wo wir für die Beurtheilung des Schönen uns von Anderen aufgeſtellte Grundſätze aneignen. Denn ſie hindern uns nicht nur, dieſe Anſichten ſelbſtſtändig zu prüfen: ſondern die unrichtige Anſicht, welche wir auf dieſe Weiſe faſſen, wirkt jetzt mit einer doppelten Gewalt: einmal durch die vermöge jener Sympathien und Antipathien ihr zugewendete Neigung: und dann durch die Macht einer fremden Autorität. Und dennoch iſt es ein weſentliches Moment aller äſthetiſchen Bildung, kennen zu lernen, was Andere über die Leiſtungen der ſchönen

Künſte gedacht und geurtheilt haben; und Derjenige fehlt eben ſo ſehr, der aus einem falſchen Begriff von Selbſtſtändigkeit die fremde Belehrung verſäumt oder abweiſt: als Derjenige, welcher, alle Selbſtſtändigkeit des Urtheils aufgebend, ihr ohne beſonnene Wahl nachjagt, und ſie, was ſehr häufig der Fall, am liebſten in den Cloaken unſerer Literatur aufſucht.

122.

Es gibt nur ein Mittel zu einer unbefangenen richtigen Beurtheilung des Schönen in den Künſten zu gelangen; dieſes nämlich: bei jedem Kunſtwerk ſich zunächſt Gehalt und Bedeutung der poetiſchen — Poeſie iſt die Seele jedes ächten Kunſtwerkes — *Intention* des Künſtlers klar zu machen; und dann: in wie ferne die Ausführung ſowohl in den durch die Natur der Kunſt und jene Intention *nothwendig* bedingten, als in ihren zufälligen Momenten eine der letzteren entſprechende ſey. In dieſem Grundſatz gehen nicht bloß alle individuellen Sympathien und Antipathien, ſondern auch alle die verſchiedenen Richtungen der Kunſttheorien, der Schulen, der Manieren ꝛc. rein auf. Und ſie müſſen darin aufgehen: weil jedes Kunſtwerk ein unbeſtreitbares Recht hat, nach Gehalt und Bedeutung der ihm zum Grunde liegenden Intention aufgefaßt und beurtheilt zu werden.

123.

Entfernt man ſich auch nur einen Schritt von dieſem Grundſatz: ſo ſind der Einſeitigkeit und Willkür jeder individuellen Geſchmacksrichtung, ſo wie der kritiſchen Klopffechterei alle Thüren und Thore geöffnet. Es gibt in dieſer Hinſicht nur einen richtigen Geſchmack; eine Behauptung, welche die Berechtigung verſchiedener Richtungen in der Behandlung der Kunſt, in ſo fern dieſe das Zufällige betreffen, und weder dem Weſen der Kunſt noch der Intention des beſonderen Kunſtwerkes widerſprechen, keineswegs ausſchließt. Der Geſchmack kann daher nur in Beziehung auf jenen Grundſatz allgemeine Gültigkeit für ſeine Urtheile anſprechen; er wird einſeitig, ſobald er ſie für das ohne dieſe Rückſicht gebilligte oder verworfene Zufällige anſpricht.

124.

Die richtige Auffaſſung und Beurtheilung des Schönen in den Werken der Künſte bedingt an ſich ſelbſt, daß jedes Beſtreben, durch ſie ſich zu bilden, das Moment höherer Geiſtesbildung im Allgemeinen, und der ſittlichen insbeſondere nicht aus den Augen verlieren dürfe. Denn ein Hauch dieſes höheren Geiſteslebens weht in jedem ächten Kunſtwerk, und eben dieſer Hauch iſt der Zauber, durch den es uns ergreift und feſſelt; auch war ja die Zeit, wo ſie dieſes Moment in ſeiner höchſten Potenz, als ſittlich-religiöſes mit der innigſten und wahrſten Begeiſterung ergriffen hatte, die ihrer herrlichſten Blüthe. Ohne daß ſich der innere Sinn für das Verſtändniß der Kunſt in dieſer Beziehung erſchloſſen habe, bleibt uns ſelbſt in ihren edelſten Werken nichts zu empfinden übrig, als die Harmonie der Linien, der Farben, und der Verhältniſſe.

Was uns aber auf dieſe Weiſe in den Werken der ſchönen Künſte anſpricht, das ſoll die Reflexion für den Fortſchritt der ſittlichen Bildung zu nützen ſtreben. Denn wie mächtig der Eindruck auch ſey, welchen ein Meiſterwerk der ſchönen Künſte in dieſer Beziehung auf uns hervorbringt; er wird dennoch ſich wieder verwiſchen, wenn wir ihn nicht im Gemüthe zu bewahren wiſſen, und wenn das Nachdenken nicht die Idee, die es ausſpricht, auch an ſich, und über den Umfang der Darſtellung hinaus, zur Klarheit des Bewußtſeyns zu erheben ſtrebt. Auf dieſe Weiſe vorzüglich iſt es, daß die ſchönen Künſte uns veredeln, und uns milder, menſchlicher und beſſer machen.

125.

Ein bloßer Verſuch ſelbſt, den Standpunkt zu bezeichnen, auf welchem die bildenden Künſte ſich zu unſerer Zeit befinden, kann nur die Aufgabe desjenigen ſeyn, der mit allen dazu erforderlichen Kenntniſſen ausgerüſtet, das ganze Gebiet ihrer Leiſtungen durchwandert hat. Erfreulich iſt es für jeden Fall, daß mehrere derſelben ſich mit Entſchiedenheit und Innigkeit jenem geiſtigen Princip zugewendet haben, welches die Kunſt überall ergreifen muß, wenn ſie das Leben nicht bloß ſchmücken, ſondern veredeln ſoll.

Auch im Gebiete der Poeſie lebt dieſes Princip noch kräftig fort; in Deutſchland wenigſtens; wie viel des Gehaltloſen, Verkehrten, ja des Aberwitzigen, vorzüglich in einigen Gattungen, z. B. der dramatiſchen, auch zum Vorſchein kommen mag, und wie gerecht die Klagen darüber auch immer ſeyn mögen. Dennoch ſcheint die Hoffnung, daß aus der gährenden Umgeſtaltung des modernen Lebens ein neues goldenes Zeitalter für die Poeſie erblühen werde, eine mehr als problematiſche zu ſeyn. Denn außerdem daß die geſchichtliche Erfahrung eine ſolches zweites Erblühen nur nach mehreren Jahrhunderten — wie in Deutſchland ſelbſt erſt nach faſt fünfhundert Jahren, ſonſt aber nur ein kurzes Nachblühen ausweiſet: ſo wurzelt die Poeſie überall im Leben; dort allein nämlich, wo eine große Idee das Leben beherrſcht, und Dichter und Volk in der Begeiſterung, mit welcher der Eine ſie ausſpricht, und das andere ſein begeiſtertes Wort aufnimmt, ſich begegnen. Wo aber beherrſcht eine ſolche Idee jetzt das Leben, das überall in tauſend feindſeligen Widerſprüchen mit ſich ſelbſt zerfallen iſt? Einen Keim einer ſolchen Idee mag man nachweiſen. Möge er gedeihen und erſtarken, und nicht in wachſender Zerwürfniß untergehen, oder bei der durch dieſe erzeugten Erſchlaffung des geiſtigen Lebens, ohne zu ſeiner vollen Entwicklung gelangt zu ſeyn, hinwelken!

Ein zweiter Grund, jene Hoffnung als eine ſehr problematiſche anzuſehen, iſt die den neueren Dichtern eigene Mißachtung aller Form, und alles Strebens nach Correktheit. Wenn man den Begriff derſelben in früherer Zeit allerdings oft einſeitig und pedantiſch auffaßte: ſo weiſe man die Poeſie nach, die ohne ein in richtigem Sinn gefaßtes Streben nach Correktheit, ſich behauptet, und Früchte gebracht hatte.

126.

Fragt man nach der äſthetiſchen Bildung im Allgemeinen: ſo wird man auch hier zunächſt Einzelne und einzelne Kreiſe, in welchen dieſe zu einer vollkommneren Blüthe gereift, ausſcheiden müſſen. Sonſt iſt, wenn nicht der Sinn für das Schöne — am wenigſten als glückliche, vorherrſchende Naturanlage, wie bei den Griechen — doch ein gewiſſes Intereſſe für äſthetiſche Bildung ziemlich allgemein verbreitet. An ein Streben, ſich durch dieſe Bildung ſittlich zu veredeln, und an Humanität zu gewinnen, iſt hier nur bei ſehr Wenigen zu denken; und bei nicht ſehr Vielen auch nur an einige Beſonnenheit in der Wahl der Mittel, um ſich jene Bildung in dieſem Sinne anzueignen. Das Streben darnach beſteht bei den Meiſten darin, daß ſie mit dem Guide in der Hand einige Gallerien durchlaufen; eine Anzahl berufener Namen in ihr Gedächtniß pfropfen; und vorzüglich, daß ſie Alles zuſammen leſen, was man ihnen auftiſcht, um ſich zu unterhalten, zu zerſtreuen, und um mitſprechen zu können. In das Letztere ſetzen ſie vorzüglich alle Bildung; nicht bloß die äſthetiſche: weil es ihnen auf dieſe Art am leichteſten wird, vor ſich ſelbſt als gebildet zu gelten, und bei Anderen, die es nicht mehr, als ſie ſelbſt ſind, ſich als gebildet geltend zu machen. Dünkel und Anmaßung erzeugen ſich bei dieſer Art Bildung faſt unvermeidlich: weil die Anſprüche hier weniger, als ſonſt wo, an ein Poſitives ſtoßen, das hier nur für die gediegenere Einſicht vorhanden iſt; und weil von vorne herein die Überzeugung feſt ſteht: das Genie thue hier Alles, und dieſes ſich Jeder unbedenklich zuſchreibt.

Auch iſt es für Jeden, der nicht ein gewiſſes Maß von Energie und Selbſtſtändigkeit des Geiſtes beſitzt, bei der Aufgeregtheit des geiſtigen Lebens der Zeit, hier gewiß ſehr ſchwer, zu einiger Beſonnenheit zu kommen. Am verderblichſten wirkt die Journaliſtik, die es überall in mehr als einem Sinn auf das Aufregen anlegt; um ſo mehr, da ſie für die Schwachen und Unmündigen die vorzüglichſte Quelle iſt, aus welcher ſie ihre Bildung ſchöpfen. Der ſchlimmſte Gegenſatz aller Bildung, der äſthetiſchen, wie jeder anderen, iſt Aufgeregtheit bei geiſtiger Flachheit: weil es ihm am ſchwerſten wird, über ſich ſelbſt zum Bewußtſeyn zu kommen, indem er die Aufgeregtheit ſelbſt immer für einen Beweis geiſtiger Geſundheit und Energie nimmt.

Bildung für einen beſtimmten Beruf.

127.

Beruf iſt Beſtimmung zu einer gewiſſen Art von Thätigkeit aus inneren oder äußeren Gründen.

Es gibt alſo einen zweifachen Beruf, einen *in*-

neren und einen äußeren. Die Beſtimmungsgründe des inneren Berufes ſind Anlage und Neigung; die des äußeren beſtimmte Verpflichtungen gegen die bürgerliche Geſellſchaft.

Es iſt bereits in der Einleitung darauf hingewieſen worden, mit welchen Schwierigkeiten die Bildung für einen beſtimmten Beruf zu kämpfen habe. Ihr Erfolg kann ohne hinreichende Kenntniß desſelben, und unſerer Anlagen, ſo wie Mittel uns dafür zu bilden, nie ein günſtiger ſeyn. Dieſe Einſicht erlangen wir theils überhaupt erſt dann, wenn Beobachtungsgabe und Nachdenken ſich bis zu einem gewiſſen Grad der Reife entwickelt haben; theils nur durch die Erfahrung nach vielfältigen Mißgriffen: ſo, daß es nicht befremden darf, wenn wir ſehen, wie Wenige, und wie ſpät ſelbſt dieſe zur vollkommenen Tüchtigkeit in ihrem Beruf ſich ausbilden.

128.

Das wichtigſte Moment für die Wahl eines beſtimmten Berufes iſt die Anlage dazu. Sie iſt der Fingerzeig der Natur, der nie ohne Nachtheil verkannt wird, oder unbenützt bleibt. Allein dieſes Moment kann erſt dann als ein entſcheidendes eintreten, wenn es ſich ſelbſt mit einer gewiſſen Entſchiedenheit entwickelt hat. Sehr oft aber wird es von Denjenigen, die über unſern Beruf entſcheiden, verkannt; ſehr oft entwickelt es ſich erſt dann, wenn unſer äußerer Beruf durch Andere bereits feſtgeſtellt iſt.

Bei einer entſchiedenen Anlage zu einem beſtimmten Beruf gibt ſich faſt immer auch eine eben ſo entſchiedene Neigung dazu kund. Ich möchte dieſe Neigung einen glücklichen Inſtinct der Natur nennen, daß auf dieſe Art die Entwicklung ihrer Kräfte auf die leichteſte Weiſe, und mit der geringſten Reibung vor ſich gehen werde. Inzwiſchen kann die Neigung hier ſehr oft täuſchen. Sie täuſcht aber meiſtens, wenn ſie nicht Wohlgefallen an einer beſtimmten Thätigkeit, ſondern an äußeren mit ihr verbundenen wirklichen oder eingebildeten Vortheilen iſt. Meiſtens ſage ich; denn in einzelnen Fällen kann das Wohlgefallen an dieſen, in das Wohlgefallen an jener übergehen. Das Letztere aber bleibt immer der allein zuverläßige Prüfſtein des inneren Berufes.

129.

Wo aber immer der innere Beruf mit ſolcher Entſchiedenheit ſich ausſpricht: da darf ihm weder der fremde Wille, noch die eigene Zagheit, entgegentreten; und wie groß die Ungunſt der äußeren Verhältniſſe, die ihm entgegenſteht, auch ſeyn mag, Alles muß verſucht und in Bewegung geſetzt werden, um ſie zu überwinden. Und in den meiſten Fällen wird ſie ſich überwinden laſſen. Man könnte fragen: ob nicht die eigene Zagheit hier für einen Beweis, oder doch für ein Anzeichen gelten könne, daß der innere Beruf kein ſo ganz entſchiedener, und eine beſtimmte Anlage nicht in höherer Potenz vorhanden ſey? Wenigſtens nicht immer. Denn in einzelnen Fällen kann der Druck einer verkehrten Erziehung, oder anderer äußerer Verhältniſſe, bereits ſo nachtheilig gewirkt haben, daß, wenn er auch die Anlage ſelbſt nicht zu zerſtören vermochte, doch retardirend auf ihre ſchnellkräftige Entwicklung, und das friſche Selbſtvertrauen einwirkte, das dieſe ſonſt zu begleiten pflegt. Auch kann eben die innere Thätigkeit des Geiſtes ſo groß, und bei einem Jüngling, und ſelbſt ſchon bei dem Knaben eine nach ſo vielen Seiten ausgreifende ſeyn, daß ſie ihm, weil er den Stoff nicht zu gewältigen vermag, den Anſchein von Unbehülflichkeit gibt, oder ihn auf eine Zeit lang wirklich erſchlaffen läßt. Dieß erwägen Einige zu wenig, die wohl irgend einmal halbe Luſt verſpüren, ein Mäßiges daran zu wenden, um einem jungen Talent unter die Arme zu greifen; die dann aber im Sonnenſchein ſolcher Gönnerſchaft die Wunder ſeines Einfluſſes in Tagen und Wochen nach allen Seiten hin hervorwachſen ſehen wollen.

130.

Nächſt dem Glück einen geſunden Geiſt in einem geſunden Körper zu beſitzen, gibt es gewiß kein größeres und wünſchenswertheres, als daß der äußere Lebenslauf mit dem inneren zuſammenſtimme. Da entwickeln alle Kräfte der Seele ſich frei, leicht, im raſchen Umſchwung ohne peinliche Reibung; da wird jede Mühe zur Luſt, jedes Hinderniß zum Sporn, jede Hemmung zum Antrieb noch regſamerer Kraftanſtrengung. Da ſchlägt ein zufälliges Mißlingen den Muth nicht nieder; jedes Gelingen aber belebt und erfriſcht ihn, und treibt ihn unabläßig nach einem noch höheren Preiſe zu ringen. Die innerliche Energie, Heiterkeit und Sicherheit, die er dadurch gewinnt, trägt er auf jedes andere Streben und in jedes andere Lebensverhältniß hinüber; und wie unfreundlich ihn dieſes auch erfaſſen, und wieviel es ihm auch zumuthen mag: eine Zuflucht, eine Freude bleibt ihm immer — die Freude an ſeinem Berufe.

Wie ganz anders, wo dieſe Übereinſtimmung des inneren und des äußeren Berufes fehlt, oder gegen den letzteren wohl auch ein entſchiedener Widerwillen Statt findet. Bei Demjenigen, bei welchem dieſes der Fall, iſt an keine freie, friſche Entwicklung ſeiner Kräfte zu denken; vielmehr wird der Unmuth, den ihm ſein nächſter Beruf verurſacht, ſich wie Blei auch an jedes andere Streben hängen; und er wird ihn endlich auf alle Anſichten und Lebensverhältniſſe übertragen, wenn er ihn nicht auszugleichen weiß. Ausgeglichen werden kann aber der Widerſpruch zwiſchen den Forderungen eines beſtimmten Berufes und der Abneigung gegen denſelben, nur durch das beharrliche Streben aus Pflichttreue der erſteren Genüge zu leiſten.

»Ob nicht auch ein kräftiges Streben die Abneigung zu überwinden, die Ausgleichung bewirken könne.«

Ganz gewiß vermag es das. Nur nicht immer! Der unbefangene Pſycholog wird jederzeit zugeben müſſen, daß es einen ſo entſchiedenen und ſo allgemeinen Widerſpruch zwiſchen der geiſtigen Individualität des Einzelnen und ſeinem äußeren Beruf geben könne, daß nur das lebendigſte Pflichtgefühl, aber kein Streben jener Art, ihn auszugleichen vermöge.

131.

Wenn ein entſchiedener Widerſpruch zwiſchen Neigung und Beruf, ſey es auch nicht in höchſter Potenz, ſich früh genug herausſtellt, um eine andere Wahl zu erlauben: ſo iſt es beſſer, ſelbſt mit

Aufopferung einzelner Vortheile, und auf die Gefahr des Ringens mit Mühen und Entbehrungen, eine ſolche zu treffen, als das ganze Leben durch an dem Unmuth eines verfehlten Berufes zu kränkeln. Fehlt dem, der ſich in ſolchem Fall befindet, dazu Muth und Entſchloſſenheit: ſo mag er ſein Loos ſich ſelbſt zuſchreiben, oder — ſeinem Unſtern; denn auch hier kann früher Druck der Erziehung, und die Ungunſt äußerer Verhältniſſe entſcheidend einwirken. Wie es nun ſey, und wie der Widerſpruch zwiſchen Neigung und Beruf ſich immer herausſtelle: der Verſuch, ihn durch Pflichttreue auszugleichen, wird nie ein vergeblicher ſeyn, wenn er die rechten Geſichtspunkte erfaßt, und überhaupt ein ernſtlich gemeinter iſt.

132.

Das weſentliche Moment eines ſolchen Strebens iſt auch hier das klarſte und beſtimmteſte Anerkennen der ſittlichen Verpflichtung. Jeder Beruf nämlich bedingt eine Pflicht, wie er ein Recht bedingt. Die Pflichten jedes Berufes ſtellen ſich überall leicht von ſelbſt heraus, und wir werden vielfältig von denen darauf hingewieſen, welchen es zuſteht, in wie ferne wir denſelben genügen, zu beaufſichtigen. Wenn aber die Bildung zu einem beſtimmten Beruf bei dieſer allgemeinen Kenntniß ſeiner Pflichten allein ſtehen bleibt; wenn ſie dieſe nicht nach ihrem ganzen Umfang, nach allen ihren Beziehungen, und nach allen ihren Beweggründen zu durchdringen ſucht, ſo hat ſie in der That nur ſehr wenig gethan. Denn nur auf dieſe Weiſe können wir den Werth eines Berufes richtig ſchätzen lernen; und ſey es, daß wir auch dann noch ihn nicht zu lieben vermögen: ſo werden wir ihn doch achten lernen; und in dieſer Achtung wird das Beſtreben, ihm mit Pflichttreue anzugehören, jederzeit den tauglichſten Boden finden, um eine feſte Wurzel zu treiben.

133.

Ein anderer wichtiger Beweggrund dem gewählten Beruf, ſtimme er auch noch ſo wenig mit unſerer Neigung überein, mit feſtem Sinn anzuhängen, und uns ſo vollkommen, als es uns möglich, für ihn auszubilden, iſt dieſer, daß nichts Anderes geeigneter iſt, uns eine feſte und geſicherte Stellung nach außen zu verſchaffen, als Berufstreue. Was wir außer unſerem Berufe immer ſind und leiſten: es hat keinen ſo unbeſtreitbaren Anſpruch an Geltung und Anerkennung, als was wir in unſerm Beruf und für dieſen geleiſtet haben; es liegt nicht ſo beſtimmt vor, um dieſe Geltung fordern zu können, und hat keinen ſo entſchiedenen Anſpruch, von Denjenigen beachtet zu werden, die dem gleichen Beruf folgen, und an deren Achtung uns zunächſt gelegen ſeyn muß. Dieſe Anerkennung und das Gefühl, daß wir berechtigt ſind, ſie zu fordern, gibt uns einen inneren Halt und einen ſicheren Schwerpunkt, wie wir ihn auf andere Weiſe nicht leicht gewinnen können. Dabei bleibt jedoch zu erinnern, daß wie jedweder ſittliche Vorzug, ſo auch Berufstreue, nur dann einen gegründeten Anſpruch auf Anerkennung und Achtung gebe, wenn ſie aus ſittlichen Beweggründen hervorgeht: indem jeder ſittliche Vorzug nur ſo viel werth iſt, als die Beweggründe werth ſind, welche uns beſtimmen, darnach zu ſtreben.

134.

Ein drittes Moment, welches die Abneigung gegen einen beſtimmten Beruf zu verſöhnen vermag, iſt die Erwägung, daß, wie jeder Beruf uns gewiſſe materielle Vortheile ſichert, an die wir nur dann ein Recht haben, wenn wir ſeine Pflichten erfüllen: ſo auch jeder, unbefangen aufgefaßt, mindeſtens einige Seiten biethet, die mit den Bedürfniſſen und Anforderungen unſers inneren Lebens im Einklange ſtehen. Ihn alſo zunächſt von dieſen Seiten zu faſſen, und nach dieſen Seiten das Streben hinzuwenden, iſt hier die Aufgabe; und in dieſer Hinſicht vorzüglich gilt das bekannte Wort, daß weniger darauf ankomme, was, als wie man eine Sache treibe. Inzwiſchen verfolgt die Abneigung gegen einen beſtimmten Beruf ein ganz verſchiedenes Verfahren. Iſt ſie auch beſonnen und unbefangen genug, um dieſen nicht einſeitig aus ihrem ſubjektiven Geſichtspunkt aufzufaſſen: ſo klammert ſie ſich doch nur um ſo hartnäckiger an Alles, was zur Schattenſeite jenes Berufes gerechnet werden kann, oft um ſo unbefangener und jede Überſpannung um ſo ſtrenger meidend, je feindſeliger ſie innerlich gegen ihn geſtellt iſt. In dem letzteren Fall bleibt ihr nach jenen einzelnen Beziehungen dann freilich die Genugthuung, Recht zu haben; eine Genugthuung, die ſie auf dieſem Wege immer mit einer zuletzt nicht mehr zu verſöhnenden Zerfallenheit bezahlt.

135.

Wenn dieſe Beweggründe zur Berufstreue mit unbefangenem Nachdenken und feſter Willenskraft erfaßt, auch eine entſchiedene Abneigung gegen einen beſtimmten Beruf auszugleichen vermögen: ſo werden ſie nur deſto mehr dort wirken, wo keine ſolche Statt findet. Inzwiſchen iſt nichts gewöhnlicher, als Lauigkeit und Gleichglütigkeit gegen die Berufstreue. Den weſentlichſten Grund derſelben wird man immer nur in der Unklarheit und Mangelhaftigkeit der ſittlichen Erkenntniß ſuchen dürfen, die den ergriffenen Beruf nicht zunächſt aus dem Geſichtspunkt der Pflicht, ſondern des materiellen Fortkommens betrachtet. Damit nun iſt der ſtärkſte Beweggrund zur Berufstreue weggenommen; jene aber, die in dem Wunſch liegen, auf dem Berufswege ein raſches Fortkommen zu finden, und zu Geld, Ehre und Anſehen zu gelangen, wirken, trotz dem, daß ſie ihre Wurzel im Eigennutz haben, in der That nur ſehr unzulänglich. Denn ohne Verdienſt zu jenen Vortheilen zu gelangen, gelingt nur Wenigen durch eine beſondere, für ſie ſchmach- nicht ehrenvolle Begünſtigung des Glückes: um aber durch Verdienſt das Ziel zu erreichen, bedarf es eines mehr, als gewöhnlichen Maßes von Anſtrengung, Beharrlichkeit und Tüchtigkeit; zu dieſen aber ſo ſtarker Beweggründe, wie ſie nicht der Eigennutz, ſondern nur die Achtung für die ſittliche Pflicht an die Hand gibt.

136.

Ganz gewiß gibt es nur wenige Glückspilze, ſchamlos genug, um das eigene Verdienſt bei der Berechnung ihres Fortkommens auf dem Berufswege gänzlich auszuſchließen. Allein auch Diejenigen, welche es in Berechnung nehmen, verfahren dabei auf eine Weiſe, daß dieſe nothwendig falſche Reſultate geben muß. Sie ſetzen, was ſie thun, meiſtens zu hoch: was ſie leiſten ſollen, zu gering an. So iſt es denn ſehr natürlich, daß ſich ihnen ein Mißverhältniß zwiſchen ihren Leiſtungen, und dem Lohn derſelben herausſtellt. Dann Klage über Mangel von Anerkennung und unbillige Zurückſetzung; und Läßigkeit aus Groll oder Entmuthigung. Bei einigem Nachdenken aber würden ſie leicht erkennen, daß jenes Mißverhältniß von ſelbſt verſchwinden würde, wenn ſie die Forderung ihres Berufes höher anſchlügen, und ihre Leiſtungen damit in Übereinſtimmung zu bringen verſuchten.

137.

Ein beſonderer Grund, aus welchem Viele die Bildung für ihren Beruf vernachläßigen, liegt darin, daß ihre Neigung ſie zu einer anderen Art von Thätigkeit hinzieht; meiſt einer ſolchen, die ſie zum Vergnügen, nach Laune, und mit ungebundener Willkür treiben. Das Letztere eben iſt es, was ihnen eine ſolche Beſchäftigung lieb, und die Berufspflicht ſchwer, wohl auch verhaßt macht. Dieſe iſt Zwang, der, wenn nicht Pflicht und Neigung zuſammenfallen, eben nur durch das Pflichtgefühl erträglich werden kann. Wenn nun dieſes nicht ſtark genug iſt, oder ihre Beſonnenheit überhaupt nicht ausreicht, ſie zu bewegen, die Tüchtigkeit zu einem beſtimmten Beruf in ſich auszubilden, ſo ſehen ſie ſich dann ſehr oft in dem Fall, zuletzt gar keine ſichere Stellung im Leben erreicht zu haben.

Dieſes begegnet am häufigſten jungen Leuten, die durch ihre Neigung zu einem literariſchen Leben, nicht zu der ernſten Beſchäftigung mit einer ſtrengen Wiſſenſchaft, ſondern zur Poeſie und Kritik hingezogen werden.

Von dem großen Talente kann hier nicht die Rede ſeyn. Für dieſes iſt eben jenes Ziel Lebensberuf. Für dieſes gibt es keinen anderen. Ihm muß es folgen; ihm folgt es, und wird es folgen; ſelbſt ohne zu fragen, welchen Gewinn für das Leben ſein Streben ihm abwerfen, und welche Entbehrungen es ihm aufdringen werde.

Aber nun jene Talente, die vielleicht nicht unbedeutende, vielleicht ſogar mehr, als nicht unbedeutende, aber keine großen Talente, oder das nur in der Einbildung ihrer Beſitzer ſind! Wie kann dieſen die Hoffnung, neben der poetiſchen Apotheoſe, Reichthum, Ehre, Einfluß ꝛc. ꝛc. in vollen Scheffeln zu ernten, eine andere Frucht bringen, als die ſpätere Überzeugung, daß es beſſer geweſen wäre, ſtatt des poetiſchen Berufes einen proſaiſchen zu ergreifen.

Eines ſollte dieſe Menſchen über ſich klar machen. Das große Talent ſtrebt nach ſeinem Ziele mit aller Kraft, die in ihm iſt, des Zieles wegen. Sie aber reizt das »literariſche Leben« zunächſt darum, weil es ihnen, neben dem ſüßen Traum ihres Dünkels, die Freiheit läßt, nur das, und nur ſo viel zu thun, als ihnen gerade beliebt; und weil ſie eine ernſte geregelte Thätigkeit mehr, als alles Andere, ſcheuen.

Eine ſolche ſcheint ihnen gemein, ein Amt drückend. Aber nicht drückend ſcheint es ihnen, von der Gnade eines Buchhändlers zu leben, oder mit dem Redacteur eines Journals um Zeilen und Pfenninge zu markten.

Und wenn ſie nun die Zeit verſäumt haben, ſich für einen ſicheren Beruf auszubilden? und wenn die Zeit ſie über ihr eingebildetes Talent enttäuſcht hat? und wenn ſie nur gezwungen ſind, das literariſche Leben als Handwerk fortzuſetzen, weil ſie weder in, noch außer ſich, einen feſten Halt haben? und wenn ſie gezwungen ſind es handwerksmäßig fortzuſetzen, nicht mit dem ſorgloſen Leichtſinn der Jugend, ſondern mit einem durch Sorgen, Verdruß, Anfeindungen ꝛc. verbitterten Gemüthe?

Es iſt nicht die am mindeſten ſchlimmſte Seite unſerer Tagesliteratur, daß ſie ſo vielen jungen Leuten die Gelegenheit, wohl auch die Lockung biethet, ihren Lebensplan auf eine ſo lockere Grundlage zu bauen.

138.

Da die Summe bürgerlicher Wohlfahrt eines jeden Staates überall zunächſt von der Berufstreue ſeiner Bürger abhängt: ſo ſollte die öffentliche Erziehung kein anderes Moment ſo feſt ins Auge faſſen, und ſo ſtätig feſthalten, als dieſes; und unter allen Aufforderungen und Beweggründen zur Thätigkeit immer dieſen vorausſtellen: Es iſt deine Berufspflicht. Wie wirkſam jede andere von Ehre, Schmach, Nacheiferung, dem Werth der Wiſſenſchaft ꝛc. ꝛc. hergenommene Aufforderung auch ſey: keine läßt ſich an Wirkſamkeit mit dieſer vergleichen, wenn ſie mit ſtrenger Conſequenz von der Schwelle der Schulbildung an geltend gemacht wird. Ihr Werth liegt eben darin, wornach die Wirkſamkeit jedes Beweggrundes geſchätzt werden muß, in der unabweisbaren Nothwendigkeit, ſie als gegründet anzuerkennen. Daß übrigens die Erziehung überall, wo ſie von dieſer Aufforderung zur Thätigkeit Gebrauch macht, den Accent auf den Begriff der ſittlichen Pflicht, und nicht auf die äußeren Vortheile der Berufsbildung legen müſſe, ein Fehler, in welchen ſie eben nicht ſo ſelten verfällt, braucht nicht insbeſondere bemerkt zu werden: obwohl gerade zu unſerer Zeit dieſer Beweggrund ſchwerer, als ſonſt, ins Gewicht fällt, und darum nicht unbenützt bleiben darf.

139.

In keiner Zeit wird es an Solchen fehlen, die mit ſtrenger Treue an ihrem Berufe hängen, oder ſich für ihn ausbilden. Wer daher in dieſer Beziehung ein Urtheil über ſeine Zeit in Vergleichung mit einer früheren feſtſtellen wollte, müßte ſeine Beobachtungen in den weiteſten und verſchiedenſten Kreiſen angeſtellt haben, und dabei in der fraglichen Hinſicht eine eben ſo umfaſſende Anſchauung der früheren Zeit beſitzen. Inzwiſchen ſtellen ſich einige Momente im Charakter der unſerigen heraus, welche in dieſer Hinſicht ein nichts weniger als günſtiges Vorurtheil für ſie erzeugen können.

Denn erſtens ſind es, da Berufseifer und Berufstreue überall zunächſt von ſittlichen Beweggründen abhängen, gerade die in unſerer Zeit am entſchiedenſten hervortretenden ſchwachen Seiten der ſittlichen Bildung, welche den nachtheiligſten Einfluß auf ſie ausüben: ſinnlicher Materialismus und Genußgier, mit allen Anreizungen und Verlockungen, durch welche ſie ſelbſt erzeugt werden, und welche ſie erzeugen. Die Einfachheit und Beſchränktheit des traulichen Familienlebens einer früheren Zeit war der Berufstreue weit günſtiger, als die unerſättliche Gier nach Genuß und Zerſtreuung der unſrigen; die überall nach Genüſſen verlangt, weil ihr überall die verſchiedenartigſten und pikanteſten Genüſſe bereitet ſind.

Eben ſo waren die größere Einfachheit und Sicherheit aller Berufsverhältniſſe dem Eifer, für einen ſolchen ſich auszubilden, weit günſtiger. Nicht außergewöhnliche Tüchtigkeit allein, auch der treue Fleiß des untergeordneten Talentes, war ſicher Anerkennung und den verdienten Lohn zu finden. Dabei waren nicht die Forderungen bloß im Allgemeinen geringer: ſondern ſie hingen weniger von zufälligen Einflüſſen, z. B. von dem Wechſel der Vorgeſetzten, der Syſteme ꝛc. ab. Eben ſo waren die Anforderungen, welche man an Bildung im Allgemeinen machte, geringer, und nahmen nicht einen ſo großen Theil der Zeit und Kräfte in Anſpruch, als dieſes gegenwärtig der Fall iſt; auch ſchlug die frühere Zeit die zufälligen, der eigentlichen Berufsbildung, fremden Talente, nicht ſo hoch an, und ſie ſelbſt ſchlugen ſich nicht ſo hoch an, um jene gegen ſich gering zu achten. Endlich war der Geiſt der Inſubordination, der entſchiedenſte und gefährlichſte Feind aller Berufstreue, kein in allen Ständen, Klaſſen und Altern ſo allgemein verbreiteter, als er es in unſeren Tagen geworden, wo er jedes ſich Unterordnen nicht bloß als einen Beweis eines untergeordneten Talentes, ſondern gänzlicher Talentloſigkeit betrachtet: da doch mit klarer Einſicht und billiger Wahrung ſeiner geiſtigen und ſittlichen Selbſtſtändigkeit ſich unterzuordnen, eine der weſentlichſten Bedingungen aller Berufstreue iſt.

Ausbildung beſtimmter Anlagen aus Neigung.

140.

Man hat es vielfältig empfohlen, neben dem Berufsgeſchäft noch eine andere Beſchäftigung, ein Nebenher, wie es Thümel nennt, aus Neigung zu treiben; auch davon alſo muß, als von einem Moment der Bildung, hier wenigſtens in Kürze die Rede ſeyn.

Als ein ſolches nämlich ſollte jede Liebhaberei dieſer Art aufgefaßt werden; denn ohne Einfluß auf unſere Bildung iſt nichts; auch eine Liebhaberei nicht.

Dieſe Rückſicht macht die Wahl einer beſtimmten Lieblingsbeſchäftigung zu keiner ſo gleichgiltigen Sache, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, daß ſie es ſey. Denn die eine enthält mehr und bedeutendere Elemente der Bildung, als die andere; ſowohl an ſich, als hinſichtlich unſerer geiſtigen und ſittlichen Eigenthümlichkeit, und unſerer äußeren Lebensverhältniſſe. Allerdings hat die Neigung hier eine Stimme zu geben; nur ihr allein fällt die Wahl nicht zu; auch jene Rückſichten fordern eine Stimme: weil eben nichts, was einen fördernden oder ſtörenden Einfluß auf unſere Bildung üben kann, der bloßen Willkür überlaſſen bleiben darf.

141.

Auch hier ſoll ferner die Anlage zu einer ſolchen Lieblingsbeſchäftigung geprüft werden. Wie kann ſonſt der Erfolg ein erfreulicher und erheiternder ſeyn! Wird, wie es gewöhnlich der Fall, eine plötzlich angeflogene Luſt zu einer ſolchen Beſchäftigung für einen Beweis einer entſchiedenen Anlage dazu genommen: ſo kann die Enttäuſchung nicht ausbleiben. Eine andere wird dann eben ſo leichtſinnig gewählt, und eben ſo leichtſinnig wieder aufgegeben; und um ſo leichter: weil es ſich nur um eine Liebhaberei und eine Erheiterung handle. Bei ſo vielfältigem Wechſel geht aber leicht die Neigung ſich überhaupt mit etwas ernſtlich zu beſchäftigen verloren — worin ſich eben der Einfluß ſolcher Liebhabereien auf die intellectuelle, wie auf die ſittliche

Bildung herausſtellt — als die Fähigkeit, durch irgend etwas wahrhaft erheitert zu werden. Einigen Ernſt und einige Beharrlichkeit bedürfen wir zu Allem; auch zu unſeren Vergnügungen.

142.

Unter den Beſchäftigungen, die nicht als Beruf, ſondern zur Erheiterung getrieben werden, gehört die mit den Wiſſenſchaften oder den Künſten gewiß zu den edelſten. Man hat einzelne derſelben, als zu einem ſolchen Zwecke als vorzugsweiſe geeignet bezeichnet; was man nur in ſo weit gelten laſſen kann, als die eine mehr und reichere Keime der Bildung enthält, als die andere. Wenn aber dieſe Rückſicht an ſich ſelbſt keineswegs eine der Beachtung unwerthe: ſo tritt doch ſelbſt dieſe, den bereits angedeuteten Rückſichten einer ſolchen Wahl gegenüber, nur als eine ſecundäre ein.

Wenn nun ſchon, als von der Bildung zur Wiſſenſchaft die Rede war, der Rath gegeben wurde, bei jeder ſolchen zuerſt um eine hinreichend genaue Überſicht derſelben beſorgt zu ſeyn, dann aber einen einzelnen Theil mit vorzüglicher Liebe zu umfaſſen, und hier mindeſtens auf eine gründliche und möglichſt erſchöpfende Kenntniß es anzulegen, weil auf dieſe Weiſe der größte Gewinn für die (formelle) Geiſtesbildung erzielt wird: ſo muß dieſer Rath auch hier wiederholt werden, wo es ſich um die beſte Art handelt, ein wiſſenſchaftliches Studium zum Vergnügen und zur Erheiterung mit dem größten Vortheil zu betreiben. Denn wenn Diderot durchaus richtig ſagt: »Wir wiſſen nur das, was wir im Detail wiſſen:« ſo läßt ſich eben ſo gut ſagen, nur das mache uns in der Wiſſenſchaft Vergnügen, was wir mindeſtens bis auf einen gewiſſen Grad gründlich und erſchöpfend kennen gelernt haben. Alles andere Wiſſen zerſtreut, und läßt den Geiſt zu keiner Befriedigung gelangen. Auf dem Gebiet der Wiſſenſchaft muß man nicht nach Laune und Zufall herumſchweifen: ſondern, wenn man eine Überſicht deſſelben gewonnen, irgendwo, und wäre es in einem abgelegenen Winkel, ſich anbauen, wenn man zu dem angenehmen Gefühl gelangen will, ſich darauf heimiſch zu finden.

143.

Dem Dilettantismus in den Künſten wird es allerdings ſchwerer ſich abzuſchließen, weil er, um einen einzelnen Theil derſelben mit Auszeichnung zu üben, eine wenigſtens bis auf einen gewiſſen Grad umfaſſende Kenntniß der weſentlichen Momente ſeiner Kunſt braucht. Um dieſe Kenntniß nun, wozu auch die Kunſtgeſchichte zu rechnen, wird er ſich alſo nothwendig bewerben müſſen: wenn er es nicht vielleicht von vorne herein auf ein bischen Pinſeln oder Klimpern angelegt hat. Auf eine Weiſe inzwiſchen kann der Dilettantismus auch hier ſich ausbauen, und zu einer gewiſſen Gründlichkeit ſeiner Bildung gelangen: wenn er nämlich irgend einen einzelnen weſentlichen Vorzug der Kunſtleiſtung vorzugsweiſe zum Gegenſtand ſeines Strebens macht. Das iſt bei dem Dilettantismus in der Kunſt um ſo wichtiger: da bei dieſem die Forderungen, welche er an ſich macht, und welche Andere an ihn machen, meiſtens geringer ſind, und die Gefahr der Verflachung, wie des Dünkels, ihm am nächſten liegt.

144.

Auch bei anderen Liebhabereien iſt es räthlich nach einer gewiſſen Vollſtändigkeit und Ganzheit im Einzelnen zu ſtreben; z. B. beim Sammeln. Es gibt wenig, was ſo ſehr geeignet wäre, geiſtig zu erheitern, als die Luſt am Sammeln. Alle Momente, die in dieſer Beziehung am anregendſten wirken, finden ſich hier beiſammen: das Wohlgefallen an der eigenen Spürkraft, die ergiebige Fundgruben wittert und ausſpäht; die Freude an Glücksfällen, die dem Sammler unvermuthet eine lang vergeblich gewünſchte Seltenheit zuführen; die Freude an Tauſch und Verkehr, und die Freude an der Theilnahme der wohlwollend Geſinnten; wobei freilich der Ärger über gelegenheitliche Übervortheilungen gewiſſenloſer Handelsfreunde, und die Gleichgiltigkeit der Unempfänglichen einzurechnen bleibt. Auch dieſe Liebhaberei aber ſoll, wenn ihr nicht große Mittel zu Gebote ſtehen, in der Beſchränkung auf ein Einzelnes und Beſonderes mindeſtens die relative Vollſtändigkeit ſuchen. Vor Allem ſoll aber ſelbſt eine ſolche Liebhaberei nicht ohne Rückſicht auf einen Gewinn an Bildung getrieben werden. Allein daran iſt wenig zu denken. Wie betreiben ſie nur, um ein einziges Beiſpiel zu geben, die edle Liebhaberei des Autographenſammelns! Sie raffen ohne Plan und Wahl zuſammen, was ihnen vorkommt, oder machen Jagd auf einige berühmte Namen. Dann legen ſie Alles fein ſäuberlich zwiſchen blaues oder graues Papier, und damit — Ende. Von einem dadurch angeregten Intereſſe für biographiſche Studien, oder von anderer Benützung iſt keine Rede. Und doch läßt ſich eben ſo gut, als man geſagt hat: Der Styl iſt der Menſch, auch ſagen: Die Schrift iſt der Menſch. Die Sammler anderer Merkwürdigkeiten machen es meiſtens wenig beſſer.

145.

Die Ausbildung der Talente für die ſchönen Künſte war wohl nie allgemeiner verbreitet, als ſie es, beſonders in Betreff einzelner, zu unſerer Zeit iſt. Dabei laſſen ſich jedoch einige Nachtheile, von welchen dieſes Streben begleitet iſt, kaum verkennen. Die Mannigfaltigkeit der Talente, die entwickelt werden ſollen, läßt bei den Meiſten kaum eine andere, als eine oberflächliche Ausbildung zu, die weit mehr geeignet iſt, Prätenſionen zu erzeugen, als einer gediegenen Durchbildung des Geiſtes und des Charakters förderlich zu ſeyn: während ſie ſowohl für dieſe überhaupt, vorzüglich aber für die eigentliche Berufsbildung, Gleichgiltigkeit erzeugt, und den beſten Theil der Zeit wegnimmt, welche dieſer gewidmet werden ſollte. Das Schlimmſte aber dabei iſt, daß es mit aller Ausbildung dieſer Talente meiſtens nur auf Prunken und äußere Schauſtellung, nicht aber darauf abgeſehen iſt, die edleren Kräfte des Geiſtes und des Gemüthes durch ſie zu vervollkommnen; wobei ſie auf den einen, wie auf das andere, eben wieder nur aufregend und zerſtreuend, nicht läuternd, erhebend und beruhigend einwirken kann.

Bildung in Beziehung zu den Forderungen der Zeit.

146.

Noch iſt es übrig, die Bildung aus dem beſondern Geſichtspunkt der Anforderung zu betrachten, welche die Zeit an ſie macht. Denn jede Zeit macht beſondere und eigenthümliche Forderungen an Diejenigen, welche ihr angehören; auch hat ſie ein Recht, dieſes zu thun: weil ſie nur in ſo ferne ihr nützlich werden können, als ſie ihren Forderungen entſprechen.

Von der anderen Seite gibt es nur *eine* richtige Bildung, welche in ihren weſentlichen Momenten durch den Zweck unſeres Daſeyns beſtimmt wird, und daher von den zufälligen Forderungen der Zeit nicht abhängig gemacht werden darf. Daraus ergibt ſich von ſelbſt: daß der Grundſatz: man müſſe ſich der Forderung der Zeit bequemen, nur eine *bedingte* Geltung haben kann; in ſo fern er nämlich mit jenen höheren Forderungen der Bildung nicht in einen Widerſpruch tritt. Wenn er unbedingte Geltung verlangt, und wo ihm dieſe zugeſtanden wird: da hört eben alle Bildung auf, und nichts bleibt übrig, als die gänzliche Hingebung an die Verkehrtheit der Zeit, in der zuletzt nicht bloß aller Muth und alle Kraft zum Widerſtande, ſondern ſelbſt der Gedanke daran rein aufgeht. Das iſt in den Zeiten gänzlicher Erſchlaffung und Ermattung aller geiſtigen und ſittlichen Kraft der Fall; wenn dieſe erſt bei einzelnen Corporationen und Ständen, dann bei allen Claſſen der Geſellſchaft ſo tief geſunken, daß ſie nur in hohlen Formen einen dürftigen Widerhalt gegen ihre gänzliche geiſtige Vernichtung findet. So weit ſind wir allerdings noch lange nicht; daß wir aber an, oder auf dem Wege zu ſolchem endlichen Ziele, wird der Unbefangene ſchwerlich läugnen wollen. Die Tendenz nach den materiellen Intereſſen des Lebens hin, und eine ſtets ſich ſteigernde Gierde nach ſinnlichen Genüſſen, ſind überall die Giftſchwämme, welche dem geiſtigen Leben ſeine geſunde Kraft entziehen. Mit ihnen aber wächſt immer in gleichem Verhältniß die Dringlichkeit in der Forderung der Zeit, der Verkehrtheit, welche ſie ausgebrütet, ſich unbedingt zu unterwerfen, und Geneigtheit ihrem Gebote zu folgen, weil jene Intereſſen nur um dieſen Preis zu befriedigen und zu erkaufen ſind. »Dem Geiſt der Zeit, der Sitte der Zeit, den Forderungen der guten Geſellſchaft ſich zu fügen,« iſt dann das höchſte Geſetz des Lebens, weil, was dadurch erreicht werden ſoll, des Lebens höchſter Preis und Gewinn iſt.

107.

Eine Ausgleichung der unbedingten Forderungen richtiger Bildung mit den Forderungen der Zeit *in dieſem Sinne* iſt alſo eine unmögliche; in anderem Sinn aber findet ein Widerſpruch gar nicht Statt.

Wie für den Einzelnen nämlich, ſo gibt es auch für die Geſammtheit aller, welche einer beſtimmten Zeit angehören, nur eine richtige Bildung, und dieſelbe Aufgabe für jenen, wie für dieſe, dem Ziele derſelben zuzuſtreben. Die Zwecke, die Mittel dazu ſind im Allgemeinen für den Einzelnen, wie für die Geſammtzahl, die nämlichen. Aber ſowohl in den äußeren Verhältniſſen, als in den im geiſtigen Leben jeder Zeit bereits entwickelten Anlagen, und in der Eigenthümlichkeit dieſer Entwicklung liegen weſentliche Momente, welche jenem Streben theils förderlich, theils hinderlich ſind. Die erſteren nun zu nützen, den Einfluß der letzteren abzuhalten iſt die Pflicht eines Jeden eben ſowohl in ſo fern bei den Erfolgen ſeines Strebens nach Bildung ſeine Zeit betheiliget iſt, nicht weniger: als in ſo fern dieſe Erfolge ihn allein angehen, und ſein beſonderes Wohl betreffen. Mit einem Worte: Jede Zeit bedarf beſtimmter beſonderer Vorzüge: ſey es um ihr Wohl unmittelbar zu fördern; ſey es um einen Gegendruck gegen die *äußeren* und inneren Einflüſſe abzugeben, von welchen dieſes bedroht wird. In dieſem Sinne fordert die Zeit von Jedem, daß ſein Streben nach Bildung in ein beſtimmtes und richtiges Verhältniß zu ihr, nämlich zu ihren Bedürfniſſen trete; und zwar mit vollem Rechte, weil ſie jedem Einzelnen die Mittel zu ſeiner individuellen Bildung bietet, und, wie ſie immer beſchaffen ſey, ein großer Theil ihrer Kräfte zur Förderung dieſes Zweckes von ihr aufgewendet wird.

148.

Nicht aber allein in der Zeit im Allgemeinen, auch in den äußeren Verhältniſſen und im inneren Entwicklungsgange der Bildung jedes Volkes liegt für jeden Einzelnen eine beſondere Anforderung, die ſeinige den aus jenen entſpringenden beſonderen Bedürfniſſen ſeines Volkes anzupaſſen. Wie jede Zeit, ſo fordert auch jede Nation von ihren Bürgern beſondere Tugenden und Vorzüge; und die Pflicht jedes Einzelnen, dieſe an ſich auszubilden, iſt eine um ſo ſtrengere, weil ſeine Beziehungen zu ſeiner Nation um ſo engere, als zu ſeiner Zeit im Allgemeinen ſind, und Jeder nur auf dieſe Weiſe für ihre Wohlfahrt wirken kann. Es liegt auf der Hand, daß ein ſolches Wirken, und ein Streben nach Bildung aus dieſem beſonderen Geſichtspunkte, auf einer richtigen Einſicht rückſichtlich der individuellen Bedürfniſſe der Nation baſiren müſſe. Wenn es nun aber das erſte und dringendſte Bedürfniß jeder Nation iſt, der in ihr liegenden Kräfte, Anlagen und Vorzüge ſich klar bewußt zu werden, ſie eigenthümlich auszubilden, und in dieſem Streben ſich ſelbſt achten zu lernen: ſo iſt das bei uns faſt mehr, als bei jeder anderen der Fall: da eine Reihe der unſeligſten Einflüſſe es uns ſchwerer, als jeder anderen Nation gemacht hat, zu einem ſolchen Bewußtſeyn zu gelangen. Daraus aber ergibt ſich von ſelbſt, was von den pädagogiſchen Experimenten derjenigen zu halten, die bei ihrem eingebildeten Beruf die Hofmeiſter ihres Volkes zu werden, nicht jenes Selbſtgefühl und jene Selbſtachtung zu wecken, zu fördern, und zu kräftigen, ſondern die letztere nur herabzuſtimmen und zu erſticken wiſſen; fortwährend frech ihr eigenes Volk ſchmähend und läſternd, und jene uns als Vorbilder zur Nachahmung vorhaltend, die gehaltloſer, — Juv. III. 100 — als wir ſind; durch ſolche Verkehrtheit nicht den Dank, ſondern die billige Verachtung ihres Volkes verdienend.

149.

Welche ſind nun die Anforderungen, welche die Zeit hinſichtlich ſeiner Bildung an jeden Einzelnen macht?

Wie ſchwer es ſey, den eigenthümlichen Charakter, und ſomit die Bedürfniſſe ſeiner Zeit, auch nur nach einer einzelnen Beziehung richtig aufzufaſſen, darauf iſt ſchon in den vorhergehenden Abſchnitten mehrfach hingewieſen worden. Dennoch ſtellen ſich dieſe Bedürfniſſe und der eigenthümliche Charakter der Zeit *in ihren weſentlichſten Momenten* für den unbefangenen Beobachter auch in einem engeren Kreiſe mit hinreichender Entſchiedenheit heraus; und wie könnten dieſe Momente auch Züge des allgemeinen Charakters der Zeit ſeyn, wenn ſie nicht bis in die einzelnen Kreiſe herab ſich wiederhohlten und erkennbar blieben?

Für jeden Fall aber ſey das Urtheil, welches Jeder über ſeine Zeit bei ſich feſtſtellt, ein ſelbſtſtändiges; weder durch übertriebene Schmähungen beſtimmt, die meiſtens von einſeitigen Anſichten eingegeben, und auf einzelne einſeitig aufgefaßte Thatſachen geſtützt, die Schuld des Einzelnen, oder die Verkehrtheit des Beurtheilenden auf die Zeit übertragen: noch durch die Schwindeleien ihrer Lobredner, deren Einſeitigkeit meiſtens eine noch befangenere iſt, als die ihrer Tadler.

150.

Der Vorwurf, welcher unſere Zeit am entſchiedenſten trifft, iſt der Vorwurf der Verworrenheit, in Folge ihrer Aufgeregtheit. Wie der Einzelne, irrt auch jede Zeit, ſo lang ſie ſtrebt; wie jene gelangt auch dieſe nur durch vielfaches Irren und vielfache Mißgriffe, unter Kämpfen und Gegenkämpfen, zu einem feſten Ergebniß ihrer Bildung. Eines beſtimmten Zieles jedoch wird ſie ſich dabei bewußt ſeyn müſſen, wäre es auch anfänglich nicht mit voller Klarheit; einem Punkt der Vereinigung werden alle divergirenden Richtungen, welche ſie verfolgt, zuſtreben müſſen. Wie aber läßt ſich das von einer Zeit ſagen, in der die Meinungen und Anſichten auf jedem Gebiete des Lebens im ſchroffſten Widerſpruch ſich gegenüber ſtehen, und mit der feindſeligſten Leidenſchaftlichkeit ſich befehden? Sie ſagen uns zwar: das Alles werde ſich ausgleichen, und aus allen dieſen Wirren werde ſich ein ganz neuer, einträchtiger, und höchſt glücklicher Zuſtand des geſellſchaftlichen Lebens herauswickeln. Eine erfreuliche Tröſtung! wer möchte ihr nicht gern ſeine Bruſt öffnen! Aber zweierlei iſt es, was dem Vertrauen auf ſie entgegen ſteht. Einmal dieſes: daß in aller dieſer Verworrenheit, in dieſem leidenſchaftlichen Kampf der Meinungen und Anſichten, in dieſen heilloſen Umtrieben des Parteigeiſtes, die beſten und edelſten geiſtigen Kräfte ſich verſplittern, und daß jede folgende Generation das immer mehr anwachſende Erbe von Verworrenheit der vorigen übernehmend, die immer ſchwerer werdende Aufgabe dieſe auszugleichen, mit immer mehr erſchöpfter Kraft zur Löſung bringen ſoll. Überdieß: wodurch ſoll jener verheißene glückliche Zuſtand zur Wirklichkeit werden? — Durch die Wiſſenſchaft? Sie eben iſt am meiſten zerfallen; in ihr zerſplittern die Kräfte ſich eben am meiſten. — Durch einen glücklichen Umſchwung der Dinge von außen? Woher ſoll er kommen? — Noch eine Gebährerin nennen ſie, die das Kind zur Welt fördern ſoll — die Noth; den harten Drang der Zeit. Sie ſcheuen ſich nicht, das unheilvolle Wort auszuſprechen; und daß ſie ſich deß' nicht ſcheuen — das eben iſt der Grund zu glauben, daß ſie recht — gerathen haben mögen. So möchte es denn die Noth ſeyn! Aber die ſchmerzvollen Wehen, welche eine kräftige Mutter überſteht, und durch die ſie ein geſundes Kind zur Welt bringt, richten die erſchöpfte meiſtens zu Grunde.

151.

So ſtellt ſich denn für Jeden ſeiner Zeit gegenüber das Streben nach Klarheit und Beſonnenheit ſowohl in Beziehung auf jene, als auf ihn ſelbſt, als eines der erſten und weſentlichſten Bedürfniſſe heraus. In Beziehung auf jene: weil in ſolcher Zeit der Werth jedes geſunden Kopfes um das Zehnfache ſteigt; in Beziehung auf ihn ſelbſt: damit er von der Verworrenheit ſeiner Zeit ſich frei halte. Am ſchwerſten iſt dieſes Letztere darum, weil jede verkehrte Anſicht, jedes leidenſchaftliche Streben und jede vom Parteigeiſt angeregte Oppoſition gegen Moral und Recht, ſicher ſeyn kann, ihre Anhänger zu finden, wenn ſie von kecker und gewandter, oft auch von der erbärmlichſten Sophiſtik unterſtützt, ihre Fahne aufpflanzt. Auch ſteht alle Beſonnenheit bei den Lobrednern und Wortführern der Zeit von vorneherein im ſchlimmſten Verrufe, und gilt ihnen mit Plattheit und philiſterhafter Nüchternheit faſt für gleichbedeutend. Der Kraft bedarf die Zeit; und die Kraft der Ungebundenheit. Rückſichten binden und beſchränken ſie: und ſo wird Rückſichtsloſigkeit der erſte Glaubensartikel jener Kräftigen; vor ihren mit genialer Kraft erfaßten Anſichten muß jede Rückſicht weichen. »Die Rückſicht auf das Recht?« — »Es gibt nur ein Recht; das, was die Zeit fordert, iſt Recht.« — »Die Rückſicht auf Humanität, Milde, Schonung?« — »Es gibt Fälle, wo ſie zur Schwäche werden, und wo die Rückſicht auf ſie kräftig bei Seite geſchoben werden muß.« — »Die Rückſicht auf die Moral?« — »Es gibt eine kleinliche, bängliche Moral, die für die großen Intereſſen der Zeit nicht mehr paßt, und daher nicht berückſichtigt zu werden braucht.« — »Aber es handelt ſich um ein offenbares Unrecht, um ein Verbrechen!« — »Zugegeben; allein es iſt nothwendig; es iſt — — eine Lebensfrage.«

152.

Faſt auf gleiche Weiſe behandeln die Lobredner und Stimmführer der Zeit einen zweiten, dieſer allgemein und mit unbeſtreitbarem Recht gemachten Vorwurf; den nämlich eines ungemeſſenen Übergewichtes der materiellen Intereſſen, und einer fortwährend ſich ſteigernden Genußſucht. Sie läugnen die Thatſache nicht, und können ſie nicht läugnen; aber ſie haben Floskeln und Phraſen, und eine Logik auf ihre eigene Hand, um ſie, ehe man eine Hand umwendet, in einen Vorzug umzuſtempeln. Es ſey nicht ſo ſchlimm, meinen ſie; es werde ſich ausgleichen, meinen ſie; und aus dieſen materiellen Beſtrebungen ſelbſt, werde ſich ein neuer glücklicher Zuſtand des geſellſchaftlichen, ein neuer Aufſchwung des geiſtigen Lebens entwickeln. Sie gehen hier von dem Geſichtspunkt aus, daß auch in jenen materiellen Tendenzen ſittliche Keime enthalten ſeyen, und darum durch ſie ſelbſt ein günſtiger Umſchwung des ſittlichen Lebens bewirkt werden möge. Dabei aber vergeſſen ſie nur zweierlei. Einmal, daß die ſittlichen Elemente, welche in jenen materiellen Tendenzen liegen — richtiger ſagte man: mit ihnen vereinbar ſind — nur in einer jugendlich kräftigen Zeit ſich entwickeln, wo ſie von außen ſelbſt mit einem großen geiſtigen Intereſſe zuſammentreffen, an dem ſie ſich hinaufranken; daß ſonſt aber jedes materielle Intereſſe, und am meiſten das auf Erwerb geſtellte, überall mit rückſichtsloſer Unbedingtheit, die Richtung der Selbſtſucht verfolgt. Dann vergeſſen ſie auch die Zerſplitterung und Erſchöpfung der intellectuellen, wie der ſittlichen Kräfte einzurechnen; die durch einen günſtigen Umſchwung der Dinge wohl aufgehoben werden kann: aber von Generation zu Generation zunehmend, ihn nicht hervorzubringen vermag.

Auch hier alſo ſtellt ſich die Forderung der Zeit an die Bildung eines jeden Einzelnen auf das beſtimmteſte heraus, daß er in allen Beſtrebungen des Lebens das geiſtige Element derſelben zu erfaſſen ſuche, und ihm mit feſtem Sinn und entſchiedener Willenskraft vertraue. Denn in der Klarheit des Erkennens und in der Entſchiedenheit des

Wollens, mit welcher er ihm vertraut, liegt allein die mögliche Ausgleichung zwiſchen den Forderungen ſeiner höheren Natur und dem Gegendruck, welche die Verkehrtheit der Zeit gegen dieſe ausübt, ſowohl für ihn ſelbſt, als für ſeine Zeit: in ſo fern ihm immer auf dieſe einzuwirken erlaubt, oder er dazu berufen iſt.

153.

Und weil es ein Vorwurf der Zeit iſt, den ſelbſt ihre hoffnungsreichſten Lobredner nicht läugnen, daß ſie unſicher in ſich ſelbſt Keinem einen heiteren Genuß des Lebens geſtatte, ſo ſtellt ſie an Jeden noch eine Forderung heraus; dieſe nämlich, daß er, was ſie ihm von außen her nicht bietet, und ihm erſchwert, mit ſelbſtſtändiger Kraft in ſeinem Innern ſich ſelbſt ſchaffe. In dieſem Sinne ſind die Verſe eines älteren Dichters gewählt, welche als Motto an der Spitze dieſer Schrift ſtehen:

Was mir gebricht an Gold und reichen Schätzen,
Muß mein Gemüth und deſſen goldne Ruh'
Durch freies Thun und Fröhlichkeit erſetzen,
Die ſchließt vor mir das Haus der Sorgen zu.

Die Forderung aber, daß wir uns, unabhängig von den Entſchlüſſen der Zeit, ſelbſtſtändig innerliche Ruhe und inneren Frieden ſchaffen, bedingt eben die Überzeugung, welche dieſe Schrift dem Nachdenken des Leſers nahe legen wollte, daß alle ächte Bildung eine ſittliche Grundlage haben müſſe.

* * *

Bei dem Verleger dieſes Werkes, ſo wie in allen Buchhandlungen Deutſchlands, ſind auch nachſtehende empfehlenswerthe Werke zu haben:

Enk, M., die Blumen. Lehrgedicht in drei Geſängen. 8. 1822. 36 kr. C. M.

— — Eudoxia, oder die Quellen der Seelenruhe. 8. 1824. 45 kr. C. M.

— — Das Bild der Nemeſis. 12. 1825. 45 kr.

— — Melpomene, oder über das tragiſche Intereſſe. 8. 1827. 2 fl. C. M.

— — Über den Umgang mit uns ſelbſt. 12. 1829. 1 fl. C. M.

— — Don Tiburzio. 12. 1831. 1 fl. C. M.

— — Dorat's Tod. 12. 1833. 1 fl. C. M.

— — Charaden. 12. 1834. 45 kr.; mit Goldſchnitt und Schuber 1 fl. 15 kr. C. M.

— — Von der Beurtheilung Anderer. In ſechs Büchern. 12. 1835. 1 fl.

— — Hermes und Sophroſyne. 12. 1838. 1 fl. C. M.

— — Studien über Lope de Vega Carpio. 8. 1839. 1 fl. 15 kr. C. M.

— — Über die Freundſchaft. 12. 1840. 48 kr. C. M.

— — Die Epiſtel des Quintus Horatius Flaccus über die Dichtkunſt. 8. 1841. 36 kr. C. M.

Feuchtersleben, Ernſt Freih. v., zur Diätetik der Seele. Zweite, vermehrte und verbeſſerte Auflage. 12. 1841. In Umſchlag carton. 16 Gr. ſächſ.

Halirſch, literariſcher Nachlaß. Herausgegeben von J. G. Seidl. 2 Bändchen. 12. 2 fl. 15 kr.

Halm, F., Griſeldis. Dramatiſches Gedicht in fünf Acten. Zweite Auflage. 8. 1837. 1 fl. 30 kr. C. M.

— — Der Adept. Trauerſpiel in fünf Aufzügen. 8. 1838. 1 fl. 30 kr. C. M.

— — Camoens. Dramatiſches Gedicht in einem Aufzuge. 8. 1838. 30 kr. C. M.

Oeſterlein, N., Gedichte. 12. 1840. 45 kr. C. M.

Schuſelka, Fr., Weltgedanken. 12. 1840. 45 kr. C. M.

— — Karl Guthertz. Eine Geſchichte aus dem Wiener Volksleben. 12. 1841. In Umſchlag broſch. 1 Rthlr. ſächſ.

Seidel, Joh. Gabr., Liedertafel. 12. 1840. 1 fl. C. M.

Straube, Emanuel, Novellen und Erzählungen. 2 Bändchen. 12. 1840. 2 fl. 30 kr. C. M.

Wertheimer, Joſ., Dramatiſche Beiträge. 12. 1838. 1 fl. 15 kr. C. M.

Zauper, J. St., Studien über Goethe. Erſtes Bändchen: Poetik aus Goethe's Werken ſammt Nachtrag. Neue durchgeſehene Auflage. — Zweites Bändchen: Aphorismen moraliſchen und äſthetiſchen Inhalts, meiſt in Bezug auf Goethe, nebſt Briefen Goethe's an den Verfaſſer. 12. 1840. 1 fl. 30 kr. C. M.

Bayerische

BRIEFWECHSEL

ZWISCHEN

MICHAEL ENK VON DER BURG

UND

ELIGIUS FREIH. VON MÜNCH-BELLINGHAUSEN

(FRIEDRICH HALM).

BRIEFWECHSEL

ZWISCHEN

MICHAEL ENK VON DER BURG

UND

ELIGIUS FREIH. VON MÜNCH-BELLINGHAUSEN

(FRIEDRICH HALM).

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. RUDOLF SCHACHINGER

PROFESSOR UND STIFTSBIBLIOTHEKAR IN MELK.

WIEN 1890.
IN COMMISSION BEI ALFRED HÖLDER,
K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER.

Alle Rechte vorbehalten.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Druck von Friedrich Jasper in Wien

VORWORT.

Unter den österreichischen Dichtern und Schriftstellern des Vormärz, welche ihrem engeren Vaterlande nach jahrhundertelanger Vernachlässigung wieder zu literarischem Glanze verhalfen, nehmen Michael Enk von der Burg und Friedrich Halm hervorragende Plätze ein.

Der Ältere, Enk, der in rastloser Thätigkeit sich verzehrte, dessen Scheitel aber niemals vom Kranze des Ruhmes gestreift wurde, war ein feinsinniger Ästhetiker und Psycholog, über den Friedrich Vischer nach ungerechter Verurtheilung eines einzigen seiner Werke vorschnell den Stab gebrochen hat; neben Schreyvogel und Feuchtersleben der dritte bedeutende Kritiker im alten Österreich; ein vorzüglicher Kenner der spanischen Literatur, deren Bäche er gerne auf seine eigenen Felder herüberleitete; ein Meister in der Handhabung des Dialogs, den er mit Vorliebe in seinen Schriften verwendete; eine erzieherische Natur von seltener Kraft und Consequenz, die andere zur Unterordnung zu zwingen verstand; seinem Lieblingsschüler gegenüber ein anregender, unablässig anspornender, bis zur Selbstverleugnung aufopfernder Freund, ein bis zur Herbheit und Grausamkeit strenger Zuchtmeister.

Und dieser sein Schüler, Friedrich Halm, war im Besitze eines mächtigen dramatischen Talentes, das zwar manchmal in Pathos und Süßlichkeit erstickte, das sich von Verirrungen nicht frei hielt, dem aber einige glückliche Würfe gelangen und das die grenzenlose Unterschätzung von Seiten der Gegenwart nicht verdient. Seine hohe, ernste Gesinnung, seine ununterbrochen angestrengte Arbeit erheischen auch dort unsere Achtung, wo wir anderen ästhetischen Grundsätzen huldigen als er. Durch zwei Decennien beherrschte er das ernste Repertoire des Burgtheaters mit seinen technisch vollendeten Tragödien, und die siegreiche Heiterkeit seines reizvollen Lustspieles schlägt Hunderte unserer Eintagskomödien in die Flucht. Unter der Masse seiner lyrischen Gedichte bergen sich Perlen von großer Schönheit, Lieder von seltener Innigkeit und Tiefe der Empfindung; die aus seinem Nachlasse bekannt gewordenen Erzählungen reihten ihn mit einem Schlage unter die ersten Novellisten Deutschlands ein.

Der Wechselverkehr dieser beiden Geister, wie er — wenn auch lückenhaft — in ihrem Briefwechsel vorliegt, eröffnet uns wertvolle Einblicke in die Leidensjahre des einen, wie in die Strebezeit des andern; für den Charakter beider, wie insbesondere für die dichterische Entwicklung Halms ist er das wichtigste und lehrreichste Document, das uns die Nothwendigkeit, Enks zerstreute Schriften zu sammeln und mit seinen übrigen Werken vereint in würdiger Ausstattung herauszugeben, vor Augen stellt und vielleicht die Veranlassung gibt, den dramatischen Nachlass Halms in weiterem Umfange zu veröffentlichen, als dies bisher in den gesammelten Werken geschehen ist.

Dem Mitherausgeber dieser Werke, Herrn Regierungsrath Dr. Faust Pachler, verdanke ich es, den vorliegenden Briefwechsel der Öffentlichkeit übergeben zu können.

Herr Pachler hat mir im December 1888 nicht nur das Recht der Veröffentlichung abgetreten, sondern auch eine von ihm schon vor langer Zeit angefertigte Copie des Originals, welches die k. k. Hofbibliothek in Wien bewahrt, überlassen.

Der Codex (Suppl. 2836), ein Halbpergamentband, zählt 254 mit Bleistift numerierte Blätter und enthält 177 Briefe, meist chronologisch geordnet, nach Jahrgängen abgesondert, wovon 159 von Enk (70 und 71 sind an die Schwägerin Münchs gerichtet), 18 von Münch herrühren; außerdem zwei Blätter (212 und 254) mit Notizen Münchs über zu behandelnde Stoffe und Bemerkungen für den Copisten, die zugleich den Beweis liefern, dass Münch die Absicht hatte, den Briefwechsel zu veröffentlichen.

Die Mehrzahl der Briefe Enks trägt das Empfangsdatum. Auf den Briefen 1, 6, 13, 19, 26, 27, 44, 100, 130, 147 und 177 ließ Münch sich die Echtheit der Handschrift durch die Unterschriften der Herren Friedrich Witthauer, Ferdinand Wolf, Eduard v. Bauernfeld und Ignaz Franz Edlen v. Mosel bestätigen, als der Verdacht immer lauter ausgesprochen wurde, dass die bis zum Jahre 1843 unter Friedrich Halms Namen erschienenen Stücke aus der Feder Enks geflossen seien. (Vgl. Heinrich Laube, Zeitung für die elegante Welt, 1843, Bd. II, S. 1040 ff.)

Der Briefwechsel ist unvollständig erhalten; von Münchs Briefen sind nur sehr wenige vorhanden. Einige Briefe sind absichtlich verstümmelt worden. (Vgl. bes. die Anmerkung zu Brief 4 und den von mir öfter citierten Aufsatz Pachlers »Jugend- und Lehrjahre des Dichters Friedrich Halm« im Österreichischen Jahrbuch, 1877, S. 245.)

Die Correspondenz, soweit sie vorhanden ist, beginnt mit dem 2. September 1833 (nicht, wie Pachler a. a. O., S. 245, angibt, mit dem 2. April) und endet mit jenem Briefe, den Enk wahrscheinlich am Tage seines Todes, 11. Juni 1843, schrieb.

Die Briefe 22—25 und 177, sowie Bruchstücke einiger anderer sind bereits veröffentlicht. (Vgl. »Neue Freie Presse« Nr. 2939, vom 29. October 1872, Nr. 4062, vom 16. December 1875, und Pachlers Aufsatz a. a. O.) —

Meine Aufgabe war zunächst, die von Dr. Faust Pachler erhaltene Copie mit dem Original zu vergleichen, zu welchem Zwecke mir die k. k. Hofbibliothek das Manuscript zweimal durch längere Zeit bereitwilligst zur Verfügung stellte.

Der Drucklegung ließ ich eine zwei-, theilweise dreimalige genaue, infolge der schwer lesbaren Schrift nicht mühelose Collationierung vorangehen, die reich an Ergebnissen war.

Die Anmerkungen bringen die nothwendigsten Erklärungen bei; aber bei der Einseitigkeit und Lückenhaftigkeit der Correspondenz, sowie wegen des lakonischen Stiles Enks und der vielfach mangelnden Hilfsmittel war es mir nicht möglich, alle Beziehungen und Anspielungen aufzuklären.

Zusätze und Ergänzungen des Textes erscheinen in Cursivschrift; Unlesbares und für den Druck nicht Geeignetes ist durch Punkte bezeichnet; Orthographie und Interpunction ist genau beibehalten; nur offenbare Versehen wurden stillschweigend verbessert. Über manches erhielt ich erst nach Vollendung des Druckes Aufschluss, daher die ziemlich große Zahl der »Berichtigungen und Ergänzungen.«

Allen jenen, welche mir bei Sicherstellung, sei es der literarischen, sei es der privaten im Briefwechsel vorkommenden Persönlichkeiten und bei der Correctur behilflich waren, insbesondere dem hochverehrten Herrn Professor an der deutschen Universität in Prag, Dr. August Sauer, und meinem lieben Freunde und Collegen Albert Fürst, sage ich meinen besten Dank.

Ich würde hiemit schließen, wenn mir nicht der letzte Brief Enks, worin dieser den Entschluss, sich das Leben zu nehmen, äußert, Anlass zu einigen Bemerkungen böte.

Michael Enk von der Burg hatte das Ordenskleid angezogen, ohne wahren Beruf zum geistlichen Stande überhaupt, geschweige denn zum Ordensleben, in sich zu tragen. »Mein Beruf war ein anderer« schreibt er, »und somit —«. Muss schon jeder eine derartige Verirrung büßen, so war dies bei Enk, dem feinfühlenden Manne, umsomehr der Fall. »Ich bin des Teufels geworden,« ruft er aus, »und weiß warum.«

So wird ihm das Leben bald zur Last.

»Ich werde fortgehen,« schreibt er im März 1840, »und niemand wird wissen, wie gut ich war, und wie böse ich hätte sein können;

wie tief ich in das Räthsel des Lebens eingedrungen, und wie stockdumm ich es dann wieder anfasste; und am wenigsten wird jemand wissen, wie schwer ich am Leben getragen habe.«

Er nennt sich »einen Unglücklichen, dem das Leben überall und überall Wermut eingegossen, der daher am Leben und so auch an der Freude keine Freude haben kann.« Selbst seine rastlose literarische Thätigkeit vermochte den Ekel am Leben nicht zu überwinden, scheint ihn vielmehr gesteigert zu haben. »Ich kenne das Capitel«, versichert er seinen Freund, »wie man sich hypochondrisch arbeitet«, und »mir ekelt vor meiner literarischen wie vor meiner übrigen Existenz«.

Mit seinen Mitbrüdern pflegte der Verschlossene wenig Verkehr; nur zu Franz Schneider, dem damaligen Subprior des Stiftes, fühlte er sich hingezogen, ihm widmet er die »Blumen«, seine Freundschaft nennt er die edelste unter den wenigen Blumen des Lebens, die ihm geblüht. Später näherte er sich dem ebenfalls schon verstorbenen Professor Eduard Freiherrn v. Siber. Doch würde man irren, wollte man von einer innigen Herzensneigung, von einem Austausch innerster Gefühle reden; von beiden Beziehungen wusste Enks Herz wenig oder nichts.

So stand er einsam in dem großen Hause. Immer dichter lagerten sich die Schatten des Trübsinns um sein Gemüth. »Ich lasse es so hinschlendern«, schreibt er im Jahre 1842, »und tröste mich damit, dass es nicht gar zu lange mehr dauern kann.«

Und als im Sommer 1843 sein Abt ihm erklärte, dass er ihn wegen Unzufriedenheit der Schulbehörde des Lehramtes am Gymnasium entheben müsse, da brach die Katastrophe herein. In dieser Maßregel sah Enk eine Verletzung seiner Ehre, der er durch freiwilligen Tod entfliehen zu müssen glaubte.

Seitdem sind viele Jahre dahingegangen, und wir dürfen, wenn wir auf das Bleibende in seinen Werken und auf die Früchte seiner Anregungen hinblicken, wohl auf Enk anwenden, was Goethe einst von seinem großen Freunde Schiller sagte:

»Was Mitwelt sonst an ihm beklagt, getadelt,
Es hat's der Tod, es hat's die Zeit geadelt.«

Stift Melk, im Mai 1890.

Der Herausgeber.

MÜNCHEN

1.[1]

Enk an Münch.

Melk, 2. September 1833.

Das Blatt war schon beym Thorwärter; ich lasse es noch einmahl hohlen, da ich in den Morgenstunden Ihre Griseldis gelesen.

Wenn Sie zweifeln, ob Sie Beruf zum tragischen Dichter: so können Sie sich leicht darüber in's Klare setzen.

Wenn es Ihnen, während Sie sich mit diesem Entwurfe beschäftigten, klar im Geiste aufgegangen, was dieser Stoff werth ist, was sich daraus machen läßt, und welchen Erfolg er Ihnen sichert, wenn Sie die Behandlung nicht ganz verfehlen; wenn er sich Ihrer ganz und so bemächtigt hat, daß er Alles übrige Geborne und Nichtgeborne für den Augenblick verdrängt, und Ihnen keine Ruhe läßt, bis Sie seiner Herr geworden, und wenn der Wunsch und Drang in Ihnen lebendig geworden, ihm alle Ihre Kräfte zu wiedmen (Ernst zu machen, wie ich sagte): dann beantworten Sie sich Ihre Frage mit Ja.

Über Ihren Plan mündlich. Ich bin natürlich darüber selbst nicht im Reinen. Falsch aber ist gewiß Ihre Auffassung des innern Intresses. Nicht der Gegensatz der Gattenliebe etc. ist, wo dieses hier hervorgeht: *(?)* sondern daß ein solches Himmelswesen einem solchen

---

[1] Titel und Unterschrift fehlen, da wir offenbar bloß die Nachschrift zu einem verlorenen Briefe vor uns haben. — Ob der literarische Verkehr zwischen Enk und Münch mit dem verlorenen Briefe oder schon früher eröffnet wurde, lässt sich nicht ermitteln; sicher ist nur, dass Münch im Jahre 1815 auf dem Gymnasium in Melk Schüler des Professors Enk war, danach aber die Anstalt verließ.

Gatten in die Hände geräth, und durch fremde Selbstsucht geopfert wird. Klarer scheint Ihnen Griseldis Bild aufgegangen zu seyn, wenn ich gleich hier nur die Hingebung oder Frömmigkeit *gewahre*, die für sich allein sie wie zum blossen Schlachtlamme machen. Eines fiel mir überhaupt beym ersten Lesen gleich auf. Es ist eine Quälerey die, so weit getrieben, wie Ihr fünfter Act sie treibt, den Zusehern nothwendig peinlich werden muß. Drastisch sind diese Scenen freylich; aber nicht erschüttern allein muß der tragische Dichter unser Gefühl, und noch weniger es auf die Folter spannen: er muß es auch erheben und beruhigen.

Leben Sie wohl.

Sehen Sie zu daß Sie diesen Monath die Makame[1] bey Seite bringen, um dann an die Griseldis zu gehen, und mit dieser, und ausschließend nur mit dieser sich beschäftigen zu können.

2.

Enk an Münch.

Melk, 27. October 1833.

Hochwohlgeborner Herr Baron!

Theurer Freund!

Ich beantworte Ihren Brief noch in der Stunde, wo ich ihn erhalten, obwohl ich diesen Augenblick gerade wie Sie selbst in der Patsche stecke. Es läßt mir nämlich keine Ruhe, bis ich meine Pudel[2] gut gemacht, und die Arbeit, die ich unternommen, von geringem Umfang, aber schwierig genug vollendet habe.[3] Ich danke dem Himmel daß nichts von Griseldis im Paquete war, die ich honetter Weise nicht hätte auf die lange Bank schieben dürfen. Bis Anfang Decembers hoffe ich fertig zu seyn, und dann ist es die erste Erheitrung die ich mir erlaube mich mit der Macame und dem Sylvesterabend[1]) zu beschäftigen.

---

[1] Bei diesem Gedichte, sowie bei allen im Briefwechsel besprochenen Fragmenten und vollständigen Werken Friedrich Halms verweise ich auf Faust Pachlers und Emil Kuhs Vorwort zu Halms literarischem Nachlasse (Friedrich Halms Werke, Bd. IX) und auf Faust Pachlers Aufsatz »Jugend- und Lehrjahre des Dichters Friedrich Halm« im Österreichischen Jahrbuch (red. von Dr. Ferd. Stamm), 1877, Seite 182—251.

[2] Pudel = Fehler, Versehen; pudeln (Brief 25) = fehlen, verderben.

[3] Briefe über Goethes Faust. Wien, 1834. Das Vorwort ist vom 12. December 1833 datiert.

Gedacht habe ich seit Wien oft genug an Sie, und der Schluß Ihres Briefes befremdet mich nicht. Aber mißverstehen wir uns nicht. Es gibt kein entschiedenes poetisches Talent ohne Religiosität (Die Frage: woher und wohin meine ich) und ohne jenes feinere und innigere Gefühl des Wohlwollens und der Güte, welches eben der Gegensatz aller Selbstsucht ist. Also sollte hier wohl kein Mißverstehen statt finden. Hätte ich an mehr gedacht: so hätte ich Ihnen unmöglich sagen können, ich halte Sie für einen Dichter in der Bedeutung wie wir Beyde das Wort nehmen. Über das aber was ich meinte, denken Sie immerhin selbst gelegenheitlich nach, damit jene beyden Himmelsblüthen, wie sie im Keime liegen, sich recht freudig entwickeln mögen. Ich wußte recht wohl was ich sagte, und es war meine Absicht, den Streit in Ihnen anzuregen. Noch mehr liegt mir der zweyte Punkt am Herzen. Wo soll sonst die rechte tragische Tiefe herkommen? Es wird kommen, und dann werden Sie gut werden, wenn Sie jetzt böse seyn sollten.

Ein wenig Antheil muß ich doch wohl auch an Ihrem Charakter nehmen, denn ich hatte an jenem Vormittag im buchstäblichen Sinn über Ihrer Angelegenheit die meinige versäumt, und, war mir und ist mir das gleich gar nicht lieb: so hatte ich doch eine lebhafte Freude, diesen oft sehr holprichten Weg geebnet zu sehen. Nun schreitten Sie rüstig vorwärts; brüten Sie nicht zu viel; wählen Sie die besten Augenblicke um alles abzuwägen, und dann laßen Sie den Genius walten.

Leben Sie wohl und bleiben Sie mir gut. Ich denke wir wollen uns nicht weiter mißverstehen. Habe ich Ihnen doch eben so unverhohlen gesagt, was sich in Ihrem Charakter als erfreulich mir anboth. Und was wär' ich Ihnen nütze ohne diese Aufrichtigkeit?

Ihr unveränderlicher

27./10. 33. Mich. Enk.

Die Bücher send' ich Ihnen nebst meinem verbindlichsten Dank zu Ende November. Finden Sie etwas für mich: so bitte ich Sie den 3., 8. und 9. Band von Gozzi beyzulegen.

---

[1]) St. Sylvesterabend, eine Novelle.

3.

Enk an Münch.

Melk, 3. December 1833.

Theuerster Herr Baron!

Obwohl meine Arbeit mir bereits lästig wird, und ich in solchem Fall die Minuten zu Rathe halte: so beantworte ich Ihr Schreiben doch in der Stunde noch, wo ich es erhalten. Es hat mir viele Freude gemacht, wie sehr ich Ihre Lage hinsichtlich der Krankheit Ihrer Frau Gemahlin[1]) auch billig bedauere. Und auch hier freue ich mich, da sich in dieser Beziehung die Honetteté Ihres Charakters schon in einer Stelle Ihres vorigen Briefes so unzweydeutig aussprach. Auch früher, als Sie hier waren; unbeschadet der Selbstsucht des überschwellenden geistigen und jugendlichen Kraftgefühls. Ich sehe wohl daß der Stachel etwas tiefer gedrungen, als ich glaubte; aber Mensch und Dichter sind so innig verbunden, daß ich für den letzteren das Intresse nicht haben kann, was ich wirklich habe, ohne den ersten fest im Auge zu behalten. Auch erinnern Sie sich, daß ich Ihnen hier schon sagte: das Wort müssen Sie mir frey geben, wenn ich Ihnen als Freund soll nützen können. Die gute Sitte wollen und werden wir Beyde nicht verletzen dabey. Und nun kein Wort weiter über die Sache; aber gelegenheitlich ein wenig Nachdenken. Meminisse jubabit.

Auf der Griseldis liegt kein Fluch mit Ihrer Erlaubniß. Der äußere Weg ebnet sich für den tragischen Dichter oft sehr schwer; Ihnen von selbst. Und was Sie dafür thun müssen, hoffe ich, wird gethan werden. Nur behalten Sie Ihr Ziel fest im Auge. Erreichen Sie es: so ist es des Schweißes wohl werth. Auch werden Sie dann das Gefühl der Unsicherheit los, das bisher Ihr schlimmster Feind war.

Am meisten freute mich was Sie von der einem tragischen Werk nothwendigen Klarheit schreiben. Daran halten Sie fest vor Allem. Es ist eines von ihren ächtesten und besten Beglaubigungsschreiben.

Was sprechen Sie von einer zweyfachen Griseldis. Sie wird und muß in eine zusammenschmelzen. Ich verstehe Sie nicht. Nur keine Grübeley. Ruhiges Prüfen und Abwägen in günstiger Stunde, wenn es sich von selbst biethet. Das hartnäckige Grübeln ist vom Übel.

---

[1]) Sophie Theresia, geb. Freiin von Schloißnigg.

Muth! lieber Freund! Sie stehen vor der Entscheidung, und ich hoffe sie wird günstig ausfallen.

Ich wünschte Sie hätten sich über Faust ausführlicher geäußert. Die Charaden[1] verzeih ich mir selbst nicht. Desto besser hoffe ich sollen Sie mit der Arbeit zufrieden seyn, die ich innerhalb acht Tage zu beendigen hoffe.[2]

Schwert und Hammer[3] senden Sie mir ja nicht. Wie können Sie daran denken. Von der Griseldis senden Sie mir was Sie fertig haben. Die mag hin und her gehen, da wir gute Gelegenheit haben.

Der Bücher wegen bitte ich schönstens. So abgeschnitten, wie ich bin, ist es mir höchst wichtig in der französischen und italienischen, so wie selbst in der deutschen Literatur Lücken auszufüllen, und das Neuere kennen zu lernen. Auf Verlangen sende ich selbst das Ungelesene zur bestimmten Zeit zurück; und da diese französischen Brochüren schon auseinander fallen, wenn man sie nur ansieht: so laß ich sie, wie Sie am zweyten Theile des Rouge et Noire bemerkt haben werden sorgfältig aufs neue heften. Haben Sie die Deux cadavres nicht?

Leben Sie wohl. Schicken Sie mir bald was von Griseldis und was Sie sonst für mich haben und bleiben Sie gut

Ihrem unveränderlichen

3. 12. 33. M. Enk.

4.[4]

Enk an Münch.

Melk, 19. December 1833.

..... einer trefflichen Tragödie, und die oft behandelte Fabel von feindlichen Brüdern kann durch dieses Vehikel ganz neu werden. Diese Idee heben Sie daher auf in Ihrem Gedankenmagazin, und erfinden gelegenheitlich eine **ganz neue** Fabel dazu. Ihre feine Erzählung aber gehen Sie fleißig durch, um das Maaß Ihrer Sünden kennen zu lernen, und daraus — zu lernen.

---

[1] Charaden-Almanach. Wien, 1834.

[2] Vgl. Brief 2.

[3] Schwert, Hammer, Buch, ein dramatisches Gedicht.

[4] Ein Blick auf das Original überzeugt den Leser, dass der Brief aus zwei Blättern bestand, deren erstes verloren ist: daher fehlt auch der Titel. Auf dem vorletzten der dem Briefwechsel beigebundenen Blätter (vgl. das Vorwort) steht, von Münchs Hand geschrieben und offenbar für den Copisten bestimmt, die Bemerkung: »Der Brief vom 19. 12. 1833 ist auf folgende Weise anzufangen: — — -- einer trefflichen Tragödie u. s. w.«

Was macht Griseldis. Ich bin voll guter Hoffnung. Daß sich Ihr Brüten auf die Schwierigkeit Percivals Charakter durchzuführen geworfen hat, statt daß ein zweifelhaftes Talent sich an die lichten Punkte gehängt, und zum vorhinein hier geschwelgt hätte, ist eine gute Nummer, der sich schon vertrauen läßt.

Hammer etc. habe ich bey Seite gelegt. Ich will mich so wenig zerstreuen lassen, als Sie es sollen. Es gilt jetzt die Entscheidung Ihres Berufes. Mehr als Sie vielleicht selbst wissen, haben Sie dabey zu gewinnen und zu verlieren, und ist der Preis des Schweißes werth.

Darum Ernst. Nur versäumen Sie nicht dabey den Geist wieder abzuspannen und ihm die nöthige Erholung zu gönnen, damit er frisch und kräftig bleibe.

Leben Sie wohl.

Ihr unveränderlicher

19. 12. 33. M. Enk von der Burg.

Vertatur.

Die Makame und den Sylvesterabend lasse ich noch liegen. Ich habe immer noch Bedenken wegen des Siegelns. Haben wir demnach einmahl ein Unglück: so sind die Manuscripte preißgegeben, und die Bücher wandern zur Policey aus deren Krallen sie nur mit unsäglicher Mühe zu befreyen. Ich denke Alles so zu verschnüren, daß der Unberufene das Öffnen wohl bleiben lassen soll. Was sagen Sie dazu.

Wegen der Bücher wünschte ich nicht daß Sie sich peinliche Mühe machten. Da wäre die Selbstsucht meinerseits. Aber es gibt eine Kunst diese zu excaviren, die ich studirt habe, und worin ich Sie unterrichten will. Man zeigt zuerst einen lebhaften Antheil und möchte es wie gerne lesen; aber gegenwärtig hat man nicht Zeit, man kann nur selten dazukommen, nicht schnell fortrücken etc. und bedarf sie der Andre nicht und ist er überhaupt nicht ungeneigt so bekommt man sie leicht auf längere Zeit. Pressirt die Rücksendung: so bedarf es nur zwey Zeilen und ich sende sie durch Diligence auf meine Kosten.

Leben Sie wohl.

5.

Enk an Münch.

Melk, 24. December 1833.

Liebster Herr Baron!

Sie haben mein Schreiben vermuthlich an eben dem Tage empfangen, an welchem ich das Ihrige. Nichts desto weniger mahle ich gleich aufs neue einige Zeilen auf das Papier: da die Kosten einer solchen Conversation unbedeutend, und es das Porto wohl werth Ihnen über die Beendigung des ersten Acts der *Griseldis* meine Freude zu bezeigen. Ich seh' ihr mit hohem Verlangen entgegen und erwarte das Beste. Gelingt der Wurf: so ist in der That Alles gewonnen. Darum entfernen Sie Alles, was nicht *Griseldis* heißt. Ernst machen müßten Sie: das wurde mir schon bey Ihrem Hierseyn klar. Hier ist der Ernst, und die zuverläßige Entscheidung mit der Sie im glücklichen Fall Sicherheit Ihrer selbst, und somit Alles gewinnen.

Deinhardstein[1]) habe ich mit ein paar Zeilen an *Griseldis* erinnert. »Der Dichter der *Griseldis* hat tüchtige Krämpfe aber wie ich hoffe eine hinreichend gesunde Natur um sie zu überstehen.« Der glücklich geöffnete Weg muß offen bleiben, und somit war es, glaub' ich, zweckmässig.

Meine bei der Censur liegende Arbeit hoff ich wird bald gedruckt sein.[2]) Im sechsten Brief hätte ich gern einige Seiten für Sie geschrieben: aber mich drängte die Zeit. Glauben Sie mir die deutsche Literatur braucht einen guten tragischen Dichter jetzt so nothwendig, als einen Staatsmann oder Feldherrn. Sind Sie der rechte Mann: so hat Ihr Leben ein edles hohes Ziel, und einen beneidenswerthen Preis gefunden. Darum kann ich mit Ihrem Öhl- und Blutschwitzen kein Mitleid haben. Der Lohn ist des Schweißes werth.

Ihr projectirtes Tagebuch — Macte. Nur vor Einem hüthen Sie sich, wie vor dem Teufel: daß Sie sich nämlich nie in eine feindselige oder auch nur trübe Stimmung hineinschreiben. Die Warnung ist nöthig und Goldes werth. Bey dem Dichter ist es zehnfach gefährlich. Mit heiterm Ernst soll sein Blick über dem Leben schweben; sonst wird er nie der Dollmetsch des Göttlichen seyn, und mindestens nie das Höchste erreichen.

---

[1]) Johann Ludwig Deinhardstein war von 1832—1841 Vice-Director des Hofburgtheaters in Wien.

[2]) Vgl. Brief 2.

Die Bücher sollen zur rechten Zeit eintreffen. Ich danke Ihnen aufs wärmste dafür. Peinlich darf es Ihnen nicht werden, etwas zu erhalten, wie wichtig es nun auch etwas Neueres kennen zu lernen. Glückt es Ihnen mit meinem Kunststückchen: desto besser!

Über meine Briefe über Faust erbittet sich die alte Henne, das Urtheil der jungen. Ich mag gern jede Stimme hören (hören Alles und in letzter Instanz selbst entscheiden empfehle ich auch Ihnen) und die Ihrige gilt mir etwas.

Leben Sie wohl, mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr unveränderlicher

24. 12. 33. M. Enk.

Am besten lassen es bei Ihrem Tagebuch wohl dabey bewenden, dasjenige, was Ihnen in den klarsten Augenblicken recht hell und innig in Geist und Gemüth aufgeht, aphoristisch und zum Theil auf eine nur Ihnen verständliche Weise in bloßen Andeutungen hinzuwerfen. Förmlichkeit thut hier selten, und bey Ihnen schwerlich gut.[1])

6.

Enk an Münch.

Melk, im Jänner oder Februar 1834.

Lieber Herr Baron!

Sie müßten kein Dichter seyn, wenn Sie das Porto für diese Zeilen ungerne bezahlen sollten: obwohl ich dieselben gar wohl künftige Woche der Makame und dem sauberen Sylvesterabend hätte beylegen können. Mich selbst aber treibt die Freude Ihnen so bald zu schreiben.

---

[1]) In der That hat Münch sein Tagebuch in der empfohlenen Weise geführt. Vgl. darüber Faust Pachlers Aufsatz, a. a. O., Seite 208.

Der erste Act der Griseldis ist so, daß er zur Noth wie er ist, gespielt werden könnte, und sicher Intresse erregen . . . te.[1]) Umgeschmolzen soll er werden: allein ich hoffe Sie selbst sollen sich wundern, wie wenig es brauchen wird, um Alles lothgerecht zu machen. Ich habe mir das Nöthige bereits angemerkt. Das eigentliche Savoir faire und wie man zehn kleine Räder einsetzt, um ein großes zu treiben verstehen Sie am wenigsten; daher denn Alles mitunter schwankt und nicht scharf genug ausgeprägt ist. Das ist nun auch der Fall mit Percifal. Doch auch hier ist leicht zu helfen. Daß Sie das Princip der Selbstsucht festhalten müssen, ohne es schroff hervortreten zu lassen liegt im Stoffe selbst als ein Gegebenes, wenn Sie eine vollständige tragische Wirkung erzielen wollen, und es ist Ihnen glaub ich hinlänglich klar geworden. Nur grübeln Sie nicht zu viel, und suchen Sie vielmehr die Charaktere in klarer poetischer Anschauung zu erfassen und festzuhalten, als sie mühselig zusammenzugrübeln.

Vergleichen Sie diesen 1. Act mit Ihren früheren Arbeiten. Hier ist ein gesundes frisches Leben, dort Alles matt und oberflächlich. Außer mehreren gelungenen Stellen im Einzelnen, hat mich vorzüglich die Erzählung erfreut. Ein paar Züge sind gewagt: aber es ist eine felix audacia gewesen.

Vielleicht sind Sie ewiger Grübler mit meinem beyfälligen Urthel so schlecht zufrieden, wie mit meinem mißfälligen. Inzwischen will ich für beyde stehen. Was meine Rolle angeht, das überlassen Sie mir; Sie aber sehen zu daß Sie Ihr Werk in einem Zuge fort zu Ende führen. Ungern geb ich Ihnen für den Act mehr als 3 vier Wochen. Dann wird Zeit seyn, Alles zu recht zu rücken. Also frisch und rüstig an's Werk. Munter ist hier die Hauptsache. Indem ich Ihnen das sage, und so zu arbeiten Sie auffordere, habe ich fest im Auge, was bei Ihrer Individualität noth thut.

Über den Juden[2]) ein anderesmahl. Was nicht Griseldis heißt schütteln Sie von sich. Daß Sie das Manuscript haben abschreiben lassen war ein trefflicher Einfall. Ihre ganz unleserliche Schrift stört die Unbefangenheit, nur war dieß bey*m* Sylv*esterabend* nicht der Fall, der es wahrlich nicht verdiente.

Leben Sie wohl, mit aufrichtiger Liebe und Hochachtung

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

---

[1]) Eine Silbe durch Radieren unlesbar gemacht.

[2]) Der Heimatlose (der ewige Jude), Plan zu einem Drama.

7.

Enk an Münch.

Melk, im März 1834.[1]

Lieber Herr Baron!

Dießmahl haben Sie in einer recht trüben Stimmung geschrieben. Ich nehme Antheil an Ihren vereitelten Aussichten:[2] aber wer mit 28 Jahren Reg*ierungs*-Secretär ist kann, glaub' ich zuwarten. Überdieß seh' ich die Sache aus einem anderen Gesichtspunkte. Der Beamte oder der Dichter. Auf eine von beyden Seiten müssen Sie sich mit Entschiedenheit werfen, und wohin der innere Drang der Seele Sie zieht, ist nicht zweifelhaft. Daß der Dichter, selbst wenn er die ebne Strasse, und einen sichern Gang gewann, dem Beamten eine Zeitlang im Wege stehen werde (denn hat er das rechte Stück Weges gemacht: so hohlt er wohl auch hier ein, an äußerer Auszeichnung, was er versäumte) müssen Sie erwarten. Er ist für die gewöhnlichen Menschen eine zu fremde Erscheinung, als daß sie früher den gebührenden Respect vor ihm haben sollten, als er ihnen das Diplom seiner hohen Abkunft mit der Faust unter die Nase gestoßen. Und auch dann noch meinen sie: er sey zwar — aber ein tüchtiger Beamter etc. Und gänzlich haben sie nicht einmahl Unrecht; denn niemand kann zwey Herren dienen. Inzwischen führt auch hier ein Weg zwischen den Klippen durch: Er heißt strenge Pflichterfüllung, die ihr gutes Recht zuletzt fordern kann, und erhält; und für das andere hilft eine Floskel — die ich nicht hersetzen mag.

Über den 4^{ten} Act kann und will ich Ihnen nichts sagen, als daß er eine reiche Anzahl schöner und dichterischer Stellen neben einigen trivialen Versen hat. Sie sind von dem ersten im verflossenen September mir mitgetheilten Entwurf[3] gänzlich abgewichen, und ich bin nun sehr begierig, wie Sie es hinausführen wollen. Daß Ihre Hand durch die Arbeit selbst mehr Festigkeit gewonnen, wird hier auf eine erfreuliche Weise sichtbar. Ebendarum darf ich nicht voreilig seyn.

---

[1] Für die Datierung dieses Briefes ist von Wichtigkeit, dass im Jahre 1834 das Osterfest auf den 30. März fiel.

[2] Vgl. darüber Faust Pachlers Aufsatz, a. a. O., Seite 206—207.

[3] Vgl. Brief 1.

Senden Sie mir, wenn es angeht, zu Anfang der Charwoche (ich habe in dieser und der nächsten Woche am meisten Ruhe) den 5ten Act und mit diesem Ihre (fragmentarische) Bemerkungen über das Stück wie es ist und wie es werden soll .... damit ..... ohne ..... langen,[1] mit Entschiedenheit die Form des Ganzen festzustellen. Der Sommer bleibt Ihnen zum Guße, im Herbst soll das Stück in den Händen der Direction, und im Winter auf der Bühne seyn.

Dringend bitt ich Sie, für die Ferien, die Sie so gut verdient haben, auf eine angemessene Erheiterung zu denken, und für diese Zeit gewaltsam Alles aus Ihrem Kopfe zu jagen, was Griseldis heißt. Es ist nothwendig, lieber Freund, und ich bitte Sie das aufs ernstlichste zu nehmen.

Was Faust betrifft: so weiß ich nicht, ob ich Ihnen das letztemahl etwas darüber geschrieben. Meine Sachen machen mir zu wenig Freude, als daß ich darüber ausführlich seyn möchte. Ich arbeite, weil ich nicht müssig sein kann. Mein Beruf war ein anderer, und somit. Ihr Urtheil ist mir werth, weil ich es in anderen Fällen als richtig kennen gelernt, und weil es ehrlich ist.

Kerker und Krone[2]) hat nun mein werther Herr College in Wien gesehen, und Wunder von — Löwe[3]) erzählt auch die schöne Sprache höchlich gerühmt und gepriesen. Ich hoffe Sie werden »vor Neid« sich nicht ganz zu Tode ärgern.

Leben Sie wohl. Muth und Ausdauer führen zum Ziele, und Entschiedenheit ist die Mutter der Ruhe. Am Ziele hängt der Kranz und aufrichtig gönnt und wünscht Ihnen diesen

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Für die Bücher dank ich Ihnen verbindlichst. Wie wäre es wenn Sie in Ihren Ferien die Annalen des Tacitus (im Original) läsen, oder Voigts Geschichte von Preußen[4]) (ich kenne sie nur aus Recensionen). Ernstliches Studium (gewählt) historischer

---

[1]) Die Stelle ist lückenhaft, weil das Blatt am oberen Rande verbrannt ist.

[2]) Kerker und Krone, Schauspiel von Josef Christian Freiherrn v. Zedlitz, zum erstenmal im Hofburgtheater aufgeführt am 3. März 1834.

[3]) Löwe Johann Daniel Ludwig, 1795—1871; seit 1826 Schauspieler am Hofburgtheater in Wien. — In »Kerker und Krone« spielte Löwe die Rolle des Tasso.

[4]) Voigt Johannes, 1786—1863, Geschichte Preußens, Königsberg, 1827—1839, 9 Bde.

Werke würde Sie nicht wenig fördern; darneben Shakspear, Calderon und die Alten! als lectio et studium perpetuum. Von Eurip*ides* . . . . . . von Beaumont und Fl*etcher* die *Kanne*gießers 1) zu Berlin erschien*ene* . . . . . 2)

8. 3)

Enk an Münch.

Melk, im April 1834.

Erfreulich ist, daß ein paar Menschen, die sich kennen, sich so wenig mißverstehen, wie wir uns hier mißverstanden haben; und kaum habe ich Ihnen, kaum haben Sie mir einen schönern Beweis von Vertrauen geben können. Das Gute dabey war, daß wir Beyde ehrlich mit der Sprache herausgingen. Und so wollen wir es auch künftig halten. Die gute Sitte werde geachtet: sonst sey das Wort gleich frey für Beyde.

Sie irren, wenn Sie glauben, daß ich von dem verdienten Beamten, so denke wie Sie schreiben. Der sicherere Weg zur Auszeichnung, wie zum Verdienst, gewiß aber der dornenlosere (geruhigere) liegt auf dieser Seite. Darum habe ich mich in dem Sinne ausgesprochen wie ich es that. »Entscheiden Sie sich, gleichviel wie.« Wie dringend nothwendig dieser Zuruf war, wird Sie für jeden Fall die Folge lehren: in Betreff des Wie's aber Sie stimmen zu wollen: wäre unberufene Zudringlichkeit gewesen, und ich hoffe, Sie geben mir das Zeugniß hier mich mäßig gehalten zu haben. Mehr (und das habe ich bereits in einem früheren Briefe unzweydeutig ausgesprochen) (sic!) für die erste Zeit wird der Dichter dem Beamten jederzeit Eintrag thun, wenn auch die höchsten Stände zu unserer Zeit diese Bahn betretten haben; so lange nämlich, bis Sie sich als Dichter hinreichend legitimirt, und als Beamter den Beweis geliefert haben, daß der Dichter der strengsten Pflichterfüllung des Letztern keinen Eintrag thue. 4) Dann aber wird er auch diesen nicht aufhalten,

---

1) Kannegießer Karl Friedrich Ludwig, 1781—1861, Beaumonts und Fletchers dramatische Werke, Berlin 1808, 2 Bde.

2) Die Stelle ist lückenhaft, weil das Blatt am oberen Rande verbrannt ist.

3) Da Titel und Unterschrift fehlen, scheint es sich mit diesem Briefe ebenso zu verhalten, wie mit Brief 1.

4) Vgl. den vorausgehenden Brief.

und da Sie mit 28 Jahren Regierungssecretair sind: so sollen Sie hoff ich noch immer zur rechten Zeit zum Hofrath gelangen.

Auch sind Sie gesund und kräftig genug um bis dahin auf beyden Schultern zu tragen.

Eines hat mich mit hoher Freude erfüllt (was ich so nenne nämlich) daß ich Sie auf der Spur finde, auf welcher der dramatische *Dichter* unserer Zeit gehen muß, wenn es der Mühe werth seyn soll. Er muß — Vates seyn. Ich überlasse Ihnen das Wort sich selbst zu commentiren. Dann verlieren Sie auch Stern und Psittich[1]) nicht aus der Perspective. 1 Stück mein ich sollen Sie noch der Griseldis folgen lassen, um festen Fuß auf der Bühne zu fassen: dann war jenes sicher a propos um Ihr Werk als Vates zu beginnen.

Was Ihr Bedenken über meinen Antheil an der Griseldis betrifft: so glaub' ich mich in meinem Letzten bestimmt genug ausgesprochen zu haben. Ihnen bleibt bis auf ein paar Balken und Klammern, die geschlagen werden mußten das Ganze. Ich meine auch das wird sich geben, wenn das Ganze einmahl — fertig ist. In Kürze dieses:

Ich wünschte sehr daß bey dem Plan jeder Dichter einen Freund zur Seite hätte, der ihm sagte: das gefällt mir, das gefällt mir nicht.

9.

Enk an Münch.

Melk, 17. Mai 1834.

Lieber Herr Baron!

Am liebsten schreibe ich immer an Sie, wenn ich Ihnen etwas zu sagen habe, was ich gern sage, und Sie gern hören. Sie sind vollkommen auf der rechten Linie in Betreff dessen, was Sie über Ihre künftige Art und Weise das Handwerk zu treiben festgestellt haben. Der Plan kann nicht reif genug (nur unbefangen, ohne Grübeley) durchdacht werden. Ist hier alles mit Klarheit und Sicherheit festgestellt: so sind zwei Dritttheile der Schwierigkeiten der Ausarbeitung selbst beseitiget. Viel hilft zum Gelingen eines solchen Feststellens, daß man nicht mit eigensinniger Hartnäckigkeit Alles auf einmahl zu recht rücken wolle: sondern etwas auf günstige

---

[1]) Stern und Psittich, romantische Tragödie nach einer Novelle Grubenhagens.

Augenblicke spare, den Entwurf zurücklege und gelegenheitlich wieder dazu zurückkehre. So bildet sich nach und nach ein Repertoire für den Dichter, seine Gewandtheit und Umsicht gewinnt etc. Ob das sorgfältigere Durchkochen des Planes nicht auch bey der Griseldis der bessere Weg gewesen wäre? Mit nichten. Sie hätten für keinen Fall so viel gelernt, als Sie so gelernt haben. 2. Es galt ein rasches Vorwärtsdrängen zu einem entscheidenden Grad von Bewußtseyn Ihrer selbst. 3. Ich fand Sie bereits so tief in Zweifel und Grübeley versunken, daß das Letztere doppelt nöthig wurde.

Nun mag nach dem Lobe der lahme Bothe nachkommen. Welcher böse Geist treibt Sie an am 5ten Act zu arbeiten, eh der 3te und 4te vollendet sind. Gewöhnen Sie sich nur eine solche Unart an, und sehen Sie wie sie Ihnen bekommen wird: oder vielmehr: lassen Sie sich nur 1 oder 2mahl gehen: so klebt sich die Unart fest. Ich habe es Ihnen hoch angerechnet, daß Sie früher keine Versuchung zu diesem Herumstochern in sich fanden, oder keiner nachgaben.

In Betreff der 1. Scene des 2ten Acts ist mir ein Stein vom Herzen. Was das nicht poetisch seyn betrifft, glaub' ich Ihnen nicht. Auch hüthen Sie sich vor dem zu poetisch seyn wollen. Die wahre Poesie der Tragödie liegt in der Wahrheit (freylich der poetischen nicht der prosaischen) der Leidenschaften, und in der Tiefe der Lebensanschauung.1) Die andere Poesie gibt sich bey dem ächten Dichter von selbst.

Eine Wiederhohlung der 1. Scene des 2ten Acts kommt im 4ten nicht vor. Griseldis tritt in einer ganz veränderten Lage auf, und in einer der anziehendsten Situationen des Stückes. Die 1. Scene des 2ten Acts weit entfernt dem 4ten nachtheilig zu seyn, ist ihm, ihn vorbereitend förderlich. Zum Wegschleppen Cedrics rathe ich nicht. Die Königin wird durch Griseldis muthige, entschloßne Aufopferung nicht in dem Sinn gerührt, daß sie jetzt auf ebnem Wege umsatteln sollte: sie wird überrascht (im 3ten Act, bey Begegnung etc. nimmt sie Griseldis noch für die Magd, die sich eben wegschicken lassen mußte.) Ein paar geschickt angebrachte (kurze) a parte werden Ihnen hier treffliche Dienste leisten. Hätten Sie den 3ten Act gearbeitet statt des 5ten so würde Ihnen das von selbst klar geworden seyn. Festen Schrittes vorwärts mit heiterem Muthe.

---

1) Vgl. Enk M., Melpomene oder über das tragische Interesse, Seite 267 ff.

Daß Ihnen mein Messer beym 4. und 5^{ten} Act ein bischen in's Herz gehen würde, hab ich erwartet, und zu Ihrem Trost sey es gesagt, auch mir ist leid um manche schöne Stelle. Aber hier — das versparen wir, bis Sie mit dem ganzen fertig.

Stern und Psittich nicht. Macte! Nur halten Sie mir den Entwurf in Ehren. Es läßt sich etwas daraus machen, und er paßt vortrefflich zu dem Beruf des Vates — auch wäre jetzt noch nicht der Zeitpunkt sich daran zu machen.

Mithridates[1] macte! Nur rath ich Ihnen auch hier die Ausführung hinauszusetzen, bis Sie hinreichend festen Fuß auf der Bühne haben und gereift sind. Mithridat (nach Racine nebenher) ist ein lohnender aber halsbrechender Stoff, der eine große Sicherheit in der Behandlung fordert. Womit Racine ausreichte, wäre nach ihm unzureichend; und das hat er weggenommen. Ich weiß nur eine Auffassungsweise. Mithridat, dieser riesenmässige Geist unterliegt, weil er den Andern seinen Geist nicht bis auf den Grad mittheilen kann (auch der Geschichte entspricht diese Auffassung und erklärt seinen Fall — barbarische, zum Theil halbwilde Völker — römische Politik) nach mehrmahls fruchtlos wiederhohltem Kampfe verliert, ver....[2] er sich selbst — er wird in der Verzweiflung an dem Gelingen seines großen Entwurfes despotisch grausam gegen etc. und die Seinigen selbst — Empörung des Sohnes, Verrath Monimens. So läßt sich etwas Größres liefern als Racine geliefert hat, obwohl Mithridate gewiß eines seiner besten Stücke.

Leben Sie wohl. Für den 4^{ten} Theil danke ich Ihnen freundschaftlichst. Ich schicke ihn diese, oder gewiß die nächste Woche.

Ihr unveränderlicher

17./5. 34. M. Enk.

Die Quellen für *Mithridat* finden Sie im Rottek[3] verzeichnet und in Heerens[4] Handbuch der alten Geschichte — Fergusons,[5] Goldsmith's[6] römische Geschichte.

---

[1] Mithridates. Plan zu einem Trauerspiele.

[2] Das Wort ist unvollständig und undeutlich geschrieben; man ist geneigt, »verwundet« zu lesen, wogegen aber die Gedankenfolge spricht.

[3] Rotteck, Karl v., Allgemeine Geschichte, Freiburg, 1813–1827, 9 Bde.

[4] Gemeint ist wahrscheinlich Heerens Geschichte der Staaten des Alterthums, Göttingen 1799, 5. Aufl. 1828.

[5] Ferguson Adam, History of the progress and termination of the Roman republic, Lond. 1805, 5 Bde.

[6] Goldshmith Olivier, Roman history, 1769, 2 Bde.

10.

Enk an Münch.

Melk, im Mai oder Juni 1834.

Lieber Herr Baron!

Die Griseldis habe ich heute zum Nachtisch erhalten, und bereits gelesen. Ihr kläglicher Brief beweist, wie richtig ich darin gesehen, daß nur ein entschiedener Erfolg Ihnen Sicherheit geben wird, und daß Sie desselben dringend bedürfen. Er wird Ihnen nicht fehlen.

Über den Dichter bin ich meinerseits nun vollkommen im Reinen. Einiges verstehen *Sie* noch nicht zum besten — aber auch hier sind Ihre Fortschritte auffallend. Ihrer Beharrlichkeit hab ich immer mit Freude das gerechte Lob ertheilt. Aber nun ein Wort im Ernste.

Stoff und **Bearbeitung** sind so reich an ergreifenden Momenten daß diese Griseldis ohne ein Wort zu ändern, auf jeder Bühne Deutschlands gegeben werden kann. Einer ...[1]) Bearbeitung **bedarf** sie also nicht; aber des Ausleckens, der letzten übergehenden Hand bedarf sie; und dazu müssen Sie sich ohne Widerrede verstehen. Ich sende sie Ihnen bis zur Hälfte des folgenden Monaths zu (ich will ebenfalls die besten Augenblicke zur Durchsicht wählen). Bis dahin können Sie nichts Bessres thun, als Alles was Griseldis, Theater etc. aus Ihrem Sinn entfernen, und sich so gut als möglich erheitern. Nur lassen Sie es bey dem sokratischen Becher; und vor dem Opium hüthen Sie sich jetzt und immer.

Mit dem Auslecken sollen Sie fertig seyn, bis ich nach Wien komme; dort wollen wir gleich am ersten Abend die Revision vornehmen, und Sie treffen vorläufige Anstalt, daß das Stück innerhalb 8 Tage abgeschrieben und gebunden werde, um es der Direktion einzureichen.

Sie meinen das gehe am Schnürchen: aber es muß auch am Schnürchen gehen, wenn es gut gehen soll. Nur an dem Dichter, den der Erfolg bereits bewährt hat, liegt der Direction; so lange das nicht ist, behandelt sie die Sache in der Regel en Bagatelle. Ich wünschte *Deinhardstein* etwas Entschiedenes sagen, und ihn mündlich für die Gr*iseldis* intressiren zu können. Nicht gar zu lange darnach also soll sie eingegeben werden und darum bedarf es des Schnürchens.

---

[1]) Das Blatt ist an dieser Stelle verbrannt; vielleicht »2ten«.

Leben Sie wohl; freuen Sie sich Ihres gelungenen Werkes, und bereiten Sie sich durch Erheiterung vor das Letzte daran zu thun, was noch zu thun übrig ist.

Ihr unveränderlicher

M. E.

Zu Gerold[1] bitt ich nichts zu sagen. Doch wünschte ich zu wissen, ob er im Herbste vielleicht eine Reise mache, oder in Wien seyn werde, wenn Sie es auf eine gute Weise erfahren können.

11.

Enk an Münch.

Melk, im Juni 1834.

Lieber Herr Baron!

Der Teufel soll mich hohlen, wenn ich Ihnen vor der Hand ein Wort über Ihre eignen Werke glaube. Schon mit der Erzählung des 1. Acts und mit de . alten . . . haben Sie sich rücksichtlich der Unbefangenheit um allen Kredit gebracht. Was mußte ich Ihnen nicht vordemonstriren, um Sie zu überzeugen, daß die erste wie schön! d*ie* letzte wie garstig verfehlt sey. Der vorletzte Brief, wie tröstlich; und nun wieder der hinkende Bothe. Wahrlich Sie machen mir nicht geringe Noth.

Über Solger[2] kann ich Sie nicht berichten: da der Bibl*iothekar* nicht zu Hause. Sie erfahren Alles in jeder Buchhandlung (erschienen ist die Übersetzung 25, oder 26 frühestens (kaum) 24.)

Euripides ist von Bothe übersetzt.[3] Ich rathe Ihnen zur lateinischen Übersetzung die Ausgabe des Barnesius.[4] Wer die griechischen Tragiker studieren will, und sie nicht im Original lesen kann, der fährt mit der lateinischen Übersetzung am besten. Anders ist es bey Solger, in dem Sie Studien über die Metrik machen sollen. Von Aeschylus ist mir keine lateinische Übersetzung bekannt, die ich Ihnen empfehlen möchte. 4 Stücke hat Stollberg[1] übersetzt; der Agamemnon trefflich von Humbold (Wilhelm).[2] Eine neue Übersetzung die vortrefflich seyn soll, ist vor Kurzem erschienen.[3]

---

[1] Dass von Gerold öfter die Rede ist, erklärt sich aus der bekannten Thatsache, dass Enks und später auch Halms Werke in seinem Verlage erschienen sind.

[2] Solger Karl Wilhelm Ferdinand, Sophokles' Tragödien übersetzt 1808, wiederholt 1821. Vielleicht ist diese Übersetzung hier gemeint.

[3] Bothe Friedrich Heinrich, 1779—1855. Euripides' Werke übersetzt 1800 (3 Bde. à 4 Hefte).

[4] Barnes Josua, 1654—1712. Euripides' Werke (mit Commentar und Scholien) herausgegeben 1694.

Was die Spanischen Bücher betrifft — kann das die Frage seyn?

Meine Arbeiten — Eine psychologische Grübeley: Von der Beurtheilung Anderer[4] — in der Perspective nebst einem Roman, der besser werden soll als alle meine andern, eine Vorschule der künftigen Erziehungslehre, ein Orbis pictus für Dichter und Dichterlinge, Conversation, Briefe an Simplicius Conti kameralistischen Inhalts — und das dessentwegen ich alle übrigen schreibe, der Dialog über Metempsychose. Deus faveat ausis.

Was mich in Ihrem Briefe befremdet. Ich habe die Paroles bestellt. Ich habe mich so bestimmt erklärt, more romano, daß diese Gefälligkeit Sie durchaus in keiner Hinsicht beschweren dürfe. Es wäre mir peinlich. Also rücken Sie ehrlich mit der Sprache heraus. Kein Blättchen.

Einen andern Gefallen aber können Sie mir thun. Gerold hat auf meinen Brief nicht geantwortet, den ich ihm schrieb, als ich ihm die Briefe zusandte. Er wird es doch nicht übel genommen haben. Ich habe Sie schon früher ersucht auf den Strauch zu klopfen. Oblivisti. Ich ersuche Sie es jetzt zu thun; mir liegt daran: aber vorsichtig ....

..............[5] Sie können sagen: Ich habe ihm das erste Buch über den Umgang mit uns selbst[6] zugeschickt. Sed caute. Sie kennen den Herrn nicht.

Der Stoff: die Räumung von Rhodus unter Villiers de L'ille Adam. Einen Aufsatz darüber finden Sie von mir im 1. oder 2. Jahrgang des Taschenbuches Aurora. (Wien, Riedl.) Doch ist dieser Stoff nur für den gereiften und accreditirten Dichter brauchbar.

---

[1] Stolberg Christian, Graf zu, Vier Tragödien des Äschylos, 1802.

[2] Humboldt Karl Wilhelm, Freih. v., Agamemnon, 1816.

[3] Wahrscheinlich Johann Gustav Droysens Übersetzung. Berlin, 1832, 2 Bde.

[4] Enk M., Von der Beurtheilung Anderer. In sechs Büchern. Wien, 1835.

[5] Zwei Zeilen von Enk selbst getilgt.

[6] Enk M., Über den Umgang mit uns selbst. Wien, 1829. (In 3 Büchern).

Leben Sie wohl und machen Sie mir durch Übersendung der Griseldis nur bald eine Freude.

Ihr unveränderlicher
M. Enk.

Mit Gerold übereilen Sie nichts. Ist, bleibt er in Wien?

12.

Enk an Münch.

Melk, 26. Juli 1834.

Lieber Herr Baron!

Eben geht Deinhardstein um 10 Uhr Abends von mir. Ich erwartete ihn halb und halb und trieb Sie darum so sehr. Ich habe ihm in $1^1/_2$stündiger Vorlesung die Griseldis größtentheils mitgetheilt. Er bath mich Ihnen zu schreiben, daß er entzückt sey, und — quid multa. Es scheint fast, daß ich recht gehabt bisher und es auch künftig behalten solle.

Ihr erschöpfter und schläfriger
M. Enk.

26./7. 34.

13.

Enk an Münch.

Melk, Ende Juli oder Anfang August 1834.

Lieber Herr Baron!

Was soll ich Ihnen da für Details geben. Deinhardstein kam Abends 8 Uhr und blieb bis 10 Uhr. Ich habe ihm die Griseldis gelesen so weit sichs in dieser Zeit thun ließ. Er war entzückt über die Schönheiten des Details und einverstanden mit dem Plan und der Lösung des Ganzen. Sie haben ein wohlberechnetes des Effects sicheres *Stück* (darum hielt ich Sie fest bey dem Stoff) gemacht, voll schöner ächt poetischer Stellen. Die Charakteristik läßt noch zu wünschen übrig aber das wird sich geben. Gekürzt muß werden. 2300 Verse sind das Maximum. Nennen müssen Sie sich dem Grafen;[1] und der Baron thut bey diesem das Übrige.

Ihr Stück erhalten Sie zu Ende künftiger Woche, bis dahin jagen Sie alle Poesie zum Henker und **erheitern** Sie sich.

In Eile.

Ihr unveränderlicher

Auch Treitschke[2] der seit 2 Tagen hier ist (ohne etwas näheres zu wissen) gewonnen. Albae gall ..... Von Gerold hab ich erwünschte Briefe. In Eile.

14.

Enk an Münch.

Melk, 19. Jänner 1835.

Lieber Herr Baron!

Erst unter heutigem Datum hab ich Ihre Sendung erhalten. Für Hogarth dank' ich Ihnen auf das verbindlichste, und kann mir nun Tiek und Crebillon für die Zukunft sparen.

Ganz richtig bemerken Sie, daß Schreiben für Erörterungen nur ein dürftiger Nothbehelf sey. Darum freu' ich mich, und wünsche innig Ihren auf Ostern angekündigten Besuch.

Daß meine Beurth*eilung* Ihrer Gedichte Sie allarmiren würde, wußte ich. Ihrer Selbstständigkeit freue ich mich — ohne diese wäre, und würde nichts aus Ihnen. Weil ich sie aber an Ihnen ehre: so fordere ich sie auch für mich, um so mehr, da ich Ihnen nur auf solche Weise nützen kann. Des redlichen Willens dazu bin ich mir bewußt; und der Einsicht — nur ein Geck kann sich für unfehlbar halten.

Für einen Riesen (Shakespeare und fast nur er) halte ich Sie nicht. Aber ein Dichter des ersten Ranges kann aus Ihnen werden, wenn Sie sich der Richtungen klar genug, und **zeitig genug** bewußt werden, welche Sie zu verfolgen haben. Und das wäre nicht wenig.

---

[1] Das Hofburgtheater stand damals unter dem Oberstkämmerer Graf Rudolf Czernin.

[2] Treitschke Georg Friedrich, 1776—1842, dramatischer Schriftsteller und Entomolog, seit 1822 bis zu seinem Tode Hoftheater-Ökonom.

Als tragischer Dichter sind Sie hier auf dem besten Wege, obgleich Ihnen noch immer jene Stufe der Lebensanschauung[1] fehlt, ohne welche das Ziel hier nicht erreicht wird. Nicht so als Lyriker. Doch auch darüber mündlich: oder wenigstens später. Da ich noch den Einschluß zu schreiben habe, und der Brief nicht gar zu corpulent werden soll.

Wegen der Griseldis seyen Sie außer Sorgen: Zögerungen sind an der Tagesordnung, und auch Sappho wurde im Sommer zum erstenmahle gegeben.[2] Eduard[3] — mille grazie — grüß ich. Er mag mich des Schreibens wegen entschuldigen. Nächstens mehr.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Haben Sie Grillparzers Aufsatz[4] gelesen. Heu, Heu! So hab' ichs nicht erwartet.

15.

Enk an Münch.

Melk, Jänner oder Februar 1835.

Lieber Herr Baron!

Etwas Erfreulicheres kann ich Ihnen über den ersten Act Werners[5] nicht sagen, als daß ich ihn heute — erst heute empfing ich ihn — in der verdrüßlichsten Stimmmung 2mahl durchlesen und mich beydemahle lebhaft davon angesprochen gefühlt habe. Er bedarf durchaus keiner Umarbeitung. Was zu verbessern bleibt sind Unterlassungssünden, denen leicht abzuhelfen. Ich habe mir das Nöthige angemerkt. Alle Ihre Bedenken sind nichtig, bis auf das über den ganz willkürlichen Gebrauch des Reimes. Ein paarmahl thut er in der That keine gute Wirkung. Doch auch hier ist leicht zu helfen. Der 2^{te} Act wird Ihnen leichter, der 3^{te} schwerer werden, als Sie glauben. Für Ihre Theilnahme an Eduard dank ich Ihnen auf das herzlichste. Leben Sie wohl.

---

[1] »Diese müssen Sie freylich in sich selbst suchen und finden: aber fördern läßt sich der Proceß. — Auch sind Sie durch das in den letzten 1½ Jahren Erlebte — aus mehreren Zeichen gewahrt ich es — tiefer in sich zurückgeführt, und somit für jene Anschauung des Lebens reifer geworden. Alles zu seiner Zeit.« Anm. Enks.

[2] »Besser nach, als im Fasching.« Anm. Enks.

[3] Eduard v. Wöß war der Sohn des Verwalters v. Wöß in Pöchlarn und der im Briefwechsel oft genannten Frau Anna v. Wöß, der Freundin Enks. Derselbe widmete sich nach vollendeten Studien dem Schauspielerberufe, wobei er jedoch Schiffbruch erlitt. In der Folge wurde Eduard v. Wöß Amtspraktikant bei der k. k. Gutsverwaltung zu Leiben, wo er am 27. Mai des Jahres 1842 beim Baden ertrank.

[4] Über den gegenwärtigen Zustand der dramatischen Kunst in Deutschland in Kaltenbaecks Blättern für Literatur, Kunst und Kritik, Nr. 1, 3. Jänner 1835. (Sämmtliche Werke, herausgegeben von August Sauer, Bd. XII, S. 174).

[5] Der Adept. Trauerspiel in fünf Aufzügen.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Das Einschieben von circa 30—40 Versen müssen Sie durchaus noch in die Berechnung des Umfangs aufnehmen; natürlich keine bängliche. Auf 100 Verse mehr oder weniger kommt es nicht an.

16.[1]

Enk an Münch.

Melk, im Frühjahr 1835.

Mille grazie. Ich behalte also nur mehr Kaiser Octav*ian*[2] und Hogarth. Den letzteren, wenn Sie ihn nicht früher bedürfen, denk ich Eduard mitzugeben, wenn er zu Ostern heraufkommt.

W*erner* hab ich nun zum 3tenmahle gelesen. Macte! bis auf Kleinigkeiten, die sich leicht ändern lassen.

Nihilne Poematiorum? Es wäre mir leid, wenn ich Ihnen die Lust zu den versi sciolti verdorben hätte. Wenn unter 4 Stücken eines vortrefflich: so ist das wahrlich nicht wenig.

Nächstens mehr.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

---

[1] Titel und Anfang fehlen.

[2] Damit ist wohl der Octavian von Tieck gemeint. Vgl. Brief 14.

17.

Enk an Münch.

Melk, im Sommer 1835.

Lieber Herr Baron!

Da es Ihnen auf ein paar Kreutzer Porto nicht ankommt: so glaub ich nicht Unrecht zu thun, indem ich auf Ihr letztes Einiges erwiedere. Nicht auf *den* Anfang unsrer Gesinnung gegen einander — wir sind ihrer hoff ich endlich sicher und Schönes wollen wir einander nicht sagen — nicht auf den Schluß nam maxime in tua integritate et prudentia confido: sondern über Balduin.[1]

Über das historische Trauerspiel habe ich mir feste Begriffe gebildet und diese in der Recension über Immer*manns* Alexis[2]) ausgesprochen. Wo der Dichter in der Geschichte irgend brauchbare dramatische Momente findet: da soll er ja nicht ohne Noth von der Geschichte abweichen; er wird es immer mit Nachtheil thun. Mit um so größerem: je bedeutender das historische Factum und je bekannter es ist.

Aber öfter sucht und bedarf der Dichter nur ein kleines Stück Geschichte, um eine große tragische Idee daran zu knüpfen: so zu sagen nur ein Fleckchen historischen Bodens, um seine Bühne darauf aufzubauen. Hier nun darf er freyer schalten, und ich glaube das ist der Fall bey dem ziemlich unbekannten Balduin. Der Plan, wie Sie ihn mir vorerzählt, hat mich lebhaft angesprochen. Bringen Sie ihn zuerst nach diesem Entwurf zu Papiere (wobey ich Sie die Ihnen bekannte hist*orische* Abweichung am Rand tribus verbis zu bemerken bitte, da ich keine Zeit zum Nachschlagen habe) und da wollen wir Beyde weiter sehen.

Sebastian??? Ächt tragisch ist der Stoff freylich — quidni; est, nec potest evincere, genuinum se esse: aber ob dramatisch, das ist eine andre Frage.[3]) Trefflich für eine Novelle, wo der

---

[1]) Balduin von Flandern. Plan zu einem Trauerspiele.

[2]) Jahrbücher der Literatur, 1833, 61. Bd., Seite 211—227. Vgl. überdies Enk M., Melpomene oder über das tragische Interesse, Seite 190.

[3]) Dom Sebastian, König von Portugal, 1554—1578, verlor in der Schlacht bei Alcassar das Leben, ohne dass sein Leichnam aufgefunden worden wäre, was zur Folge hatte, dass sich mehrere Prätendenten und falsche Sebastiane erhoben. — Nach den Worten Enks scheint es im Plane Münchs gelegen zu haben, abweichend von der Geschichte, König Sebastian mit dem Leben davonkommen und in sein Reich zurückkehren zu lassen, wo seine Echtheit, da er durch Leiden entstellt war, in Zweifel gezogen wurde.

Dichter den Leser in Ungewißheit halten kann über die Ächtheit, so lang er will, und, fängt er es geschickt an, seine Sache dann nur umso besser macht. Für die Bühne taugt das nicht. Überdieß die leidige Intrigue! Eine Idee schießt mir da während des Schreibens auf, aber erst muß ich sie mir selbst klar machen, und über das Historische besser orientirt seyn. Überdieß ist die Aufgabe höchst schwierig; und dann haben wir wieder ein Trauerspiel ohne Liebe. Sie werden alt darüber.

Am besten scheint mir Werner — Camoens[1]), Balduin, aut etc.

Literatur — Eine Bibl*iothek* werden Sie immerhin brauchen, und ich kann Ihnen nur die Hofbibl*iothek* empfehlen (Sie wird im Sommer um 9 vielleicht 8 Uhr geöffnet also immer ein Stündchen.) Aber man gibt nicht Jedem. Am besten Sie wenden sich an H*errn* v*on* Wolf,[2]) sagen Ego sum, und ersuchen ihn um Nachweisungen. Fragt er, wer Sie an ihn addressirt: so sagen Sie ich hätte Ihnen seine Gefälligkeit gerühmt (merito); fragt er nicht, so können Sie ihn gelegenheitlich einmahl etc.

Um die theure Tinte zu sparen, machen wir es in Betreff Ihrer Frau Schwäg*erin*[3]) und der Frau von W*öß*[4]) so daß wir am Schluß zu unsern Briefen ein et reliqua hinmahlen weil gegen die dramatica doch Alles nichtiger Tand ist, und dieses et reliqua alle möglichen Complimente repräsentiren kann.

Sehen Sie nur zu, daß im 2ten und 3ten Act die Motive (die psychischen mein ich) klar genug hervortretten, und die auri sacra fames.

Ich wollte Sie hätten auch die Veränderung dieser beyden Acte schematisirt — am Fertigen ist so schwer zu ändern.

Leben Sie wohl.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Das Paquet wurde mir vom Hirschenwirth[5]) heraufgesendet.

---

[1]) Camoens. Dramatisches Gedicht in einem Aufzuge.

[2]) Wolf Ferdinand, 1796–1866, Custos der kais. Hofbibliothek in Wien, einer der gründlichsten Kenner der romanischen, besonders der spanischen Sprache und Literatur.

[3]) Baronin Albertine Tinti, geb. Freiin von Schloißnigg, 1809–1861, die älteste Schwester der Baronin Münch, in zweiter Ehe mit Baron Johann Baptist Pilgram verheiratet.

[4]) Bei Frau Anna v. Wöß war Münch als Student in Kost und Wohnung. Vgl. Faust Pachlers Aufsatz, a. a. O., Seite 196.

[5]) Der Gasthof »zum goldenen Hirschen« besteht noch heute in Melk.

18.

Enk an Münch.

Melk, im Sommer 1835.

Lieber Herr Baron!

Herr Hofmeister[1] nimmt morgen die Chronik[2] und ein anderes Buch für Sie nach Wien mit, welche beyde Päckchen Sie Donnerstags Morgens in seiner Wohnung abhohlen zu lassen belieben wollen. Die Schedula des Bibliothekars werden Sie finden. Da Sie immer Bücher und, was mehr, Nachweisungen brauchen werden: so denk' ich Sie im Herbst mit Wolf bekannt zu machen. Können Sie einmahl auf etwas deuten: so erhalten Sie wohl künftig eben so gut wie Grillparzer die Vergünstigung Bücher aus der Hofbibliothek geliehen zu bekommen.

Nach dem 3. Acte verlangt mich weit weniger, als nach den Schematibus des 4. und 5$^{\text{ten}}$. Jenen kann ich erst recht brauchen wenn ich das Ganze vor mir habe. Intendere nervos.

Mit Balduin lassen Sie sich nicht zu tief in's Historische ein. Ich fürchte daß Sie die poetische Unbefangenheit darüber verlieren. Ein streng historischer Stoff ist's nicht. So wie Sie ihn mir vorerzählt, hatte er eine recht gesunde kräftige Physiognomie.

Für Nr. 3 rathe ich zu Camoens — 4 Liebeszauber?[3]) En ora buena sea.

Zum Hofsecretair gratuliere ich. Der Wunsch Ihres Bleibens licet; ihn zu äußern non liceret; aber die erste Überraschung mag wohl hingehen. Überdieß allein, oder unter (nicht mit) vielen Menschen soll der Dichter leben. Die Kleinstädterey etc. — Als ächter Honett' homme lassen Sie nichts auf den Beamten kommen: aber weiter vergeben Sie auch dem Dichter nichts. Alle Kräfte auf einen Punkt hinzuwenden ist das Geheimniß um etwas auszurichten. Anders erreicht man nichts. Caetera adjicientur tibi vielleicht ein paar Jahre später; das wäre von einer Seite der höchste Schaden, gelingt es auf der anderen.

---

[1] Das Stift Melk besitzt in Wien mehrere Häuser, welche von einem Stiftsmitgliede administriert werden, das den Titel »Hofmeister« führt und im »Mölkerhofe« in der Schottengasse wohnt.

[2] Vielleicht die in Brief 22 erwähnte Chronik der Ditmarsen. Vgl. auch Brief 20.

[3] Vgl. Faust Pachlers Aufsatz, a. a. O., Seite 250.

Eduardum quod attinet in tua prudentia et in amore tuo confido. Maly's wegen hat die Mutter die Einleitung in Ihrem Sinne bereits getroffen.

Die Rolle abgeschrieben. Tandem aliquando. Artus egregie; ob die Furie — ich traue ihr nichts zu. Da wir einmahl beym Rollenausschreiben: so wird wohl auch die Crelinger[1] von dem Stück hören und das Adviso nach Berlin tragen, Non male.

Vor dem Theatergesindel hüthen Sie sich — Lassen Sie sich mit diesen Leuten nirgends in ein näheres Verhältniß ein. Einen allenfalls sich auszusuchen, ist nicht unräthlich, um gelegenheitlich einen brauchbaren (gelegenheitlich einen nothwendigen) Wink zu erhalten. Der solide Anschütz[2] möchte wohl am besten zu dieser Rolle passen.

Leben Sie wohl; ich werde gestört. Der Brief soll heute fort. Pro libris deo gratias. Et reliqua.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

19.

Enk an Münch.

Melk, im Sommer 1835.

Lieber Herr Baron!

Ihren Brief an mich (das Postscript) und an Kolbe[3] habe ich an Kolbe geschickt, und erwarte bis morgen die Antwort Bis diese eintrifft, bleibt Zeit und Raum für Eines und das Andere.

1. Über Ihr Benehmen in der ganzen Sache sag ich Ihnen nichts. Sie wissen, wie es ist, und ich auch. Mich aber sollen Sie immer so zuverlässig finden, als ich Sie selbst erkannt habe.

2. Heute Morgens tritt ein schwächlicher (und am kürzesten mit einem Austriacismus zu sagen einem »Hascherl« gleichsehender) Student zu mir ins Zimmer, als ich mich eben zum Frühstück setzen will. Ohne ihn genauer zu besehen, greif ich in den Sack und will ihm einen Zehner geben — Er habe mich kennen lernen wollen.

---

[1] Crelinger Auguste, 1795—1865, berühmte Schauspielerin an der Berliner Hofbühne.

[2] Anschütz Heinrich, 1785—1865, seit 1821 Schauspieler und Regisseur am Hofburgtheater in Wien.

[3] Kolbe Josef, Inspector der k. k. Patrimonialgüter in Lubereck a. d. Donau.

Ich heiße ihn quamvis molestum bleiben etc. Er ist Mediciner im 4. Jahr. Natürlich trag ich ihm den Fall mit Eduard vor. Er schreibt (paucis narro) einen sehr gescheidten Brief an seinen Freund, der sich auf die Rigorosen vorbereitet, und um viel zu seciren in Wien bleibt. Paucis dieser Freund (Lemberger) wird Eduard aufsuchen und ihm seine Dienste anbiethen. Die Art wie dieser sich dabey benehmen wird, wird uns denke ich viel Licht geben. Halten Sie es für gut *Eduard* vorläufig davon zu sagen. Dubius haereo. Utcunque tibi visum fuerit.

3. Es ist jammervoll. Die Geduld verliere ich, aber redlich will ich aushalten. Sie hat es verdient um mich.

4. Nun zu dem was nicht jammervoll.

Griseldis Fausta praecor — Optima quaeque speres. 2. Der Kranz im Allgemeinen hängt nicht zu hoch für den, der die Scene mit Lucrezia[1]) schrieb. Ich war hundsmüde, und nur der Samstag trieb mich: aber sie hat mich frisch gemacht. Ich meine das ist etwas. Sie wissen nicht wie schwer ich (eigentlich, so wie es seyn soll) aufzuregen. Weit weniger befriedigt die Scene mit Agnes, und die im 3ten Act mit Hartneid. An der ersteren läßt sich recht klar erkennen, wie viel Schaden Ihnen der Reim thut, wenn Sie reimen, wo es Sie eben ankömmt. Da Sie eine reiche poetische Ader besitzen, und sich leicht reimen: so läßt sich wohl nicht sagen, daß der Reim Sie beherrsche: aber auch Sie beherrschen ihn nicht; er entrainirt Sie. So steht etwas auf dem Papier, was plausibel, was man keinen großen Grund zu streichen hat, und — was doch nicht mit jener Kraft, mit welcher der Dichter überall über seinem Stoff schweben muß, erfaßt und also nicht das Wahre ist. Wenn Sie nicht das ganze Stück (wie Müllner die Albaneserin[2]) reimen wollen: so sparen Sie ihn für die bedeutendste (lyrische) Stelle. Welche treffliche Wirkung macht er nicht in der (ganz lyrischen) Scene mit Lucretia, und in der mit Claudia.

Lassen Sie sich das Umarbeiten der beyden Scenen nicht verdrießen. Es ist wenig gegen das, was Sie in dieser Hinsicht für die Griseldis gethan haben. Werner bedarf für die Bühne (die Sie keinen Augenblick aus den Augen verlieren dürfen) des Reliefs.

---

[1]) Der Adept.

[2]) Müllner Amadeus Gottfried Adolf, Die Albaneserin, Tübingen 1820.

Das Wichtigste zuletzt. Denken Sie an Ihre Gesundheit. Ich habe mich überarbeitet, und empfinde die Folgen; erst jetzt fängt der Schlaf an sich wieder einzustellen. Ich bitte Sie dringend lassen Sie das Ihre erste Sorge seyn. Mit dem Büffeln kommt nichts heraus. Die heitre Unbefangenheit des Geistes geht darüber verloren; und was kann der Dichter ohne diese zur Welt bringen. Sie haben die Bastey in der Nähe machen Sie täglich einen regelmäßigen Spatziergang um die Stadt.

Für heute gute Nacht.

Noch Eines. Wenn Ihnen Manches in meinen Notaten unbedeutender scheint: so erwägen Sie es doch. Die vollkommene Übereinstimmung zwischen Gedanken und Ausdruck ist der Firniß der Unsterblichkeit.

Durch Hoff*mann*[1] sollten Sie nicht Materiale für Werner: aber eine geistige Intuition der magischen Gewalt der Begierde nach Gold gewinnen.

Nun gute Nacht.

10^{mo} hujus.

Herr von Kolbe verständigt mich, daß er (worauf ich antrug) an seinen Herrn Sohn[2] (nicht wahr ein anderes Essen als Eduard) geschrieben, quod Deus bene vortat.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

20.

Enk an Münch.

Melk, 6. October 1835.

Lieber Herr Baron!

Auxiliante Deo denk ich den 21. huj*us* von hier abzugehen, und Dienstags den 22^{ten} zwischen 5 und 6 Uhr im Melkerhofe einzutreffen. Es wäre höchst wünschenswerth, wenn ich Sie an diesem

---

[1] Vielleicht hat Enk seinen Schüler aufmerksam gemacht auf Ernst Theodor Amadeus Hoffmann, der z. B. in den Erzählungen »Spieler-Glück«, »Das Fräulein von Scuderi«, »Die Bergwerke zu Falun« die dämonische Gewalt des gleißenden Goldes zur Darstellung bringt.

[2] Kolbe jun., J. U. Doctor, war Hof- und Gerichts-Advocat in Wien.

Abend sehen könnte; einmahl weil wir ganz ungestört, und dann weil es eines Praeliminars für die folgenden Tage bedarf. Ist es Ihnen daher möglich — die folgenden Tage, mit Ausnahme von Mittwoch Vormittags, will ich mich gerne nach ihrem Velle und Posse richten.

Eduard, Heu! Heu! Sagen Sie ihm vorläufig gar nichts wann ich komme. Ich werde ihm wenig zu sagen haben, und muß behuthsam seyn, um nichts zu verderben. Ich bin ein Fremder — Ich wollte ich wäre sein Vormund! — und sehr wahrscheinlich hat sich ohnedieß einige Bitterkeit gegen mich in ihm festgesetzt. Er hat die ganze Weichheit von seiner Mutter: aber leider nichts von ihrem richtigen Verstande, und von ihrer Charakterstärke. Darum will er daß man seine Verkehrtheiten selbst mit seidenen Handschuhen angreife; und wir Alle sind es, die großes Unrecht haben, nicht er, worin er natürlich ein Esel ist. Daß ich am wenigsten geneigt seidene Handschuhe anzuziehen, wo sie nicht hingehören, merkt mir Jeder gar leicht ab. Daher bey ihm die Erbitterung, bey mir die Pflicht der Behuthsamkeit.[1]

Für den 4$^{\text{ten}}$ Act von Werner (des schwersten Theils Ihrer Aufgabe) suchen Sie vor Allem so viel heitre Unbefangenheit aufzubringen als Ihnen irgend möglich. Dabey nehmen Sie sich kräftig zusammen. Zur Lectüre empfehle ich Ihnen für diese Zeit: Rückerts gesammelte Gedichte.[2] Gehen Sie immerhin auf mein Wort sine ulla haesitatione um sie zu kaufen. Der ist vollwichtig, und thut jedem wohl, der sich mit ihm einläßt. Auch hat er und Uhland seinen Weg gemacht, und das — so heillos es auch *um* unsre poetische Literatur steht, ist tröstlich. Muth, Muth, Muth (wie Montecuculi sagte Geld, Geld, Geld)[3] und andererseits die Mahnung Öhlenschlägers wohl bedacht.

Ohne Billet kommt Keiner in's Parterre hinein — dann soll es wohl gehen. Den Einsatz haben Sie.

Daß Sie von der *Griseldis* kein Wörtchen schreiben, macht mich besorgt. Sie werden doch nicht das Kanonenfieber auf den Grad haben, die Aufführung mit gutem Willen zu verzögern?

---

[1] Aus den Briefen Enks geht hervor, dass Eduard einen leichtfertigen Lebenswandel geführt hat.

[2] Erster Theil. Erlangen 1834.

[3] Dem ausgezeichneten österreichischen Feldherrn Raimund Grafen von Montecuccoli, 1609—1681, wird der bekannte Ausspruch zugeschrieben: »Zum Kriegführen gehört Geld, Geld und Geld.«

Gri*seldis*, Wer*ner*, Camoens (er soll Ihnen die Handwerksgenossen in den Sack stecken, wie Gri*seldis* das Theaterpublicum — ansonders die Weiber — und Wer*ner* die Kritiker), Liebeszauber? En ora buena sea, wo nichts Besseres auftaucht. Was macht der Balduin (und nebenher die Chronik) — Ein Steinvogelkopf hat eine Trilogie geschrieben 1 spielt unter den Indianern von Nordamerika, 2 Martergeschichten, 3 Neueste Judenverfolgung. Ich bringe sie Ihnen mit. Vielleicht zündet der Funke — Überhaupt denken Sie gelegenheitlich an Ihr Repertoire — Man wird mit jedem Jahre älter.

Leben Sie wohl. Et reliqua.

Ihr unveränderlicher

6. 10. 35. M. Enk.

21.[1]

Enk an Münch.

Melk, 16. November 1835.

Da mein Brief einen Tag liegen bleiben mußte: so habe ich den 5^{ten} Act erhalten und lesen können. Außer wenigen geringen Änderungen Macte. Über ein paar schwere Stellen sind Sie besser weggekommen, als ich hoffte. Daß Sie ein paar Winke übersehen, was sich freylich erst jetzt recht herausstellt male, aber das thut nichts. Sie haben tüchtig zu gelernt. Faustis avibus! Es wird gehen.

Vor allem jetzt Ruhe und Erheiterung. Je gänzlicher Sie sich Wer*ners* entschlagen, bis er Sie von selbst zurücklockt, desto besser.

Lupum[2]) 300 saluto — Ich schreibe nächstens. In Betreff des Spanischen hat er Sie inzwischen nicht zum Besten berathen (inter nos). Es wird Sie weit schneller fördern den Don Quichote cursorisch zu lesen. Da ich ihn aus der Bibl*iothek* haben kann, so sende ich Ihnen nächstens Original und Übersetzung.

Eduard bitte ich Sie zu sagen, ich habe seine Angelegenheit auf der Stelle besorgt. Gott lohne es ihm, daß er vernünftig geworden. Fiet. Nicht daß er spart ist der große Gewinn: sondern daß er Kraft in sich selbst gewinnt, einst ein Mann zu werden, daß er seine Ehre rettet, und wieder frey Jedem ins Auge sehen kann. Daß er diesen Zwang sich selbst auflegt, das ist der große Gewinn.

---

[1]) Mit diesem Brief verhält es sich höchst wahrscheinlich so wie mit Brief 4.

[2]) Lupus für Wolf, wie Raphanus (Raphanisci, Raphanides) für Rettich, Corvus für Raab.

Ich bitte ihn mich zu entschuldigen, daß ich ihm nicht gleich schreibe — Ich habe alle Hände voll zu thun.

Da das Durchspielen[1]) beym 5. Act so gut angeschlagen: so wollen wir auf den Fasching Nr. 3 und 4 ganz durchspielen.

Leben Sie wohl.

Ihr unveränderlicher

16. 11. 35. M. Enk.

22.

Enk an Münch.

(Am Abend der ersten Aufführung zu erbrechen.)

Melk, 26. December 1835.

Die bedeutenden Augenblicke des Gelingens oder Mißlingens unsrer Bestrebungen sind es, in welchen wir diese selbst schärfer und ernstlicher in's Auge fassen, und Vorsätze und Entwürfe prüfen, feststellen oder aufgeben sollen, die darauf Bezug haben.

Die Aufführung Ihres ersten Stückes ist ein solcher Moment. Ich hatte mir vorgenommen mich recht ausführlich an diesem Abend mit Ihnen zu unterhalten. Aber viel Verdrüßliches ist mir in den letzten Wochen zusammengekommen, und meine Stimmung eine sehr gedrückte. Ich kann meinen Vorsatz nur sehr unvollkommen und in halben Worten ausführen. Sie werden auch das halbe Wort verstehen.

Der Erfolg der *Griseldis* wird ein günstiger, ich hoffe ein glänzender seyn. Gaude et laetare. Und rein sey Ihre Freude, die guten Augenblicke kommen zu selten, als daß —

Sie haben indem Sie sich der tragischen Poesie wiedmeten keinem zweydeutigen Gelüste ein Dichter zu seyn nachgegeben: sondern sind einem innern, unabweislichen Drange gefolgt, also wahrem Beruf, den ich für entschieden halten darf, da dieser Drang mit einer reichen Dichtergabe verbunden ist. Da nun dieser Beruf so tief in Ihnen wurzelt, als die Ihnen für Ihr Leben gegebne Aufgabe: so bleiben Sie ihm treu. Ehre, Vortheil etc. liegen auch auf andern Wegen. Hier oder dort — aber was immer, mit fester Entschiedenheit. Auch ist der Preis der Mühe werth. Die Zeit ist der Poesie im Ganzen höchst ungünstig, aber der ächte Dichter (Uhland, Rückert) findet noch immer Anerkennung — und der dramatische macht immer ein Geschäft.

---

[1]) Durchspielen = spielend durchüben.

Nur wenn Sie das Ziel erreichen, das Sie selbst sich gestellt haben, lohnt es der Mühe. Ich hoffe es. Noch fehlt es Ihnen an Reflexionstiefe und Savoir faire (Denken und Machen). Das Letztere lernt sich durch Studium und Übung; die erstere müssen Sie aus sich nehmen. Auf Spuren einer glücklichen Anlage dazu bin ich mehr als einmahl gestoßen. Ein großer Schmerz oder eine tiefe Leidenschaft hat Ihnen gefehlt. Vielleicht kommt das noch. Beyde aber, das schließen Sie tief ins Herz, können Ihren Zwecken nur dann dienen, wenn Sie sie besonnen und kräftig beherrschen, und sich von ihnen nicht abspannen und erdrücken lassen.

Der erste Schritt also wäre gethan. Der erste. Es sind noch viel Schritte zu thun, eh Sie neben Schiller in Abrahams Schooß niedersitzen können. Das Mittel heißt: Erhebung des Geistes: damit Sie Andere erheben können. Dann werden diese dankbar seyn wie Sie es gegen Schiller sind.

Noch ein Mittel. Der Dichter, und vorzüglich der Dichter unsrer Zeit, muß seine Zeit kennen und ergreifen. Das ist die Idee von der ich Ihnen sagte, ich wolle sie Ihnen später einmahl mittheilen. Darüber der Aufsatz Dichter und Bürger,[1]) den ich in dieser Absicht für Sie geschrieben habe.

Lectüre: Die Alten, Shakspeare, Calderon etc. Dabey Spezialgeschichte; die deutsche (Menzel[2]) in Breslau) die spanische (keine Nation ist durch die Despotismusfurcht zu Grunde gerichtet worden) die einzelner deutscher sonst wenig beachteter Länder (z. B. Chronik der Dithmarsen) ferner die (mir ziemlich unbekannte) Ungarns und Böhmens so wie des deutschen Ordens mögen dem Tragiker reiche Ausbeute geben. Für das nähere Studium reichen Compendien der Specialgeschichte nicht aus. Fontes adeundi. Für Ihre Lectüre, so wie für Ihr ganzes Streben, bewahren Sie sich zuerst:

1. Unbefangenheit — Fleiß (rüstiger) aber kein Büffeln (sit venia verbo) kein Taglöhnern. Nichts aber ist mehr der Unbefangenheit entgegen, als Grübeley. Die fliehen Sie wie Pest und Feuer. Nur gewaltsam entreißt man sich ihr, wenn sie uns überschlichen hat.

2. Selbstständigkeit. Hören und sich besehen Alles; entscheiden in letzter Instanz selbst; entscheiden nach ruhiger Prüfung mit heiterer Klarheit.

---

[1]) Kaltenbaecks Blätter für Literatur, Kunst und Kritik, Nr. 30, 15. April 1835.

[2]) Menzel Karl Adolf, Geschichte der Deutschen, Breslau, 1811—1823, 8 Bde.; Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte, daselbst 1826—1848, 12 Bde.

In Betreff meines Urtheils, wie Grillparzer — die offenste Wahrheit ist das beste und unzweydeutigste. Überdieß kann das geistige wie das leibliche Kind nur einen Vater haben. Berathen mit einem Anderen haben Mehrere und gut daran gethan. Grillparzer mit Schreyvogel;[1]) Collin mit Zobel[2]) etc. Einer Geckerey werden Sie mich nicht fähig halten; schon darum nicht, weil die mir die Suppe doch nicht fett machte, und ich sie verachte.

3. Gleichmuth. Sie werden ihn brauchen. Man wird Sie loben und hätscheln, und dann wieder an Ihnen rupfen und zärren; und bösartige Dummheit und giftiger Neid wird Sie nicht ungeneckt lassen. Unterdrücken Sie Ihre Empfindlichkeit, lassen Sie sich in kein Gezänke und Gezerre ein; aber machen sie es Ihnen einmahl zu arg, dann fahren Sie mit der Hundspeitsche unter sie hinein, daß es der Mühe werth ist.

Muth, Lieber! Festes Vertrauen auf sich (nur nicht das kecke das immer vor dem tragischen Fall kommt) und die Wahrheit, daß ein redliches, gediegenes Streben zuletzt immer sicher sein Ziel erreicht und die verdiente Anerkennung findet. Gerne gönne ich Ihnen jeden Kranz, den Sie sich erringen können.

Ihr unveränderlicher

26 12. 35. Mich. Enk.

23.

Münch an Enk.

Wien, 30ten Dezember 835, 7 Uhr Abends.

Liebster, bester Enk!

Nachdem ich einige Tage mit tödtlichster Seelenangst unter wachsenden Lobeserhebungen der verschiedensten Individuen, und nahmentlich Dein*hardsteins* der die entschiedenste Zuversicht für den Erfolg des Stückes[1]) gewonnen hat, herumgegangen bin, und bey den Proben meiner großen Bühnenkenntniß, und des Mangels an Entschlossenheit wegen eine ziemlich alberne Rolle gespielt habe, hat sich meine Unruhe und Angst endlich heute am Abend der Entscheidung etwas abgeklärt und geläutert. Ein Anfang musste gemacht werden, zur Entscheidung mußte es kommen; und am Ende, wenn der Erfolg auch ungünstig wäre, Ihr Lob errang ich, den Beyfall einiger Verständigen habe ich auch errungen; mein Muth soll nicht sinken, und das Bewußtseyn eines reinen uneigennützigen Strebens auf diese Weise zu wirken und zu nützen, wird mich Beschämung und Schmerz wohl überwinden und in dem Glauben, in der tiefsten Überzeugung meines Innern Beruhigung finden lassen; wenn mein Werk von Gott kömmt, so wird es wohl stehen bleiben trotz Tadel und Gespött.

---

[1]) Schreyvogel Josef (Pseudonym: West), 1814—1832 mit der dramaturgischen Leitung der Wiener Hofbühne betraut, hatte die Bildung Franz Grillparzers entscheidend bestimmt. Vgl. Heinrich Laube, Franz Grillparzers Lebensgeschichte, Seite 18 ff; Wilhelm Scherer, Geschichte der deutschen Litteratur, Seite 696.

[2]) Zobel Raymund, 1754—1808, Piaristenordenspriester, k. k. Hofprediger, Präfect des akademischen Gymnasiums und Condirector der unter dem Namen »k. k. Convict« bestehenden Erziehungsanstalt in Wien. — Heinrich v. Collin, ein Schüler Zobels, hat seinem Lehrer in einem Nekrologe (Gesammelte Werke, Bd. V., Seite 307 ff.) »ein Denkmal seines tiefgefühlten Dankes« gesetzt.

Daß man mein Stück, nachdem ich selbst niemanden auch nur eine Zeile zukommen ließ, deklamando in Gesellschaften vorgetragen hat, hat mich geärgert; daß die Eseln es den Schillerischen an die Seite setzten, hat mich nicht nur um keinen Zoll höher gemacht, sondern mit Verachtung für dieses Pack erfüllt, die am Ende doch nichts zu loben wissen als — die schöne Diktion. Tiefer und unangenehmer hat es mich berührt, daß Grillparzer, der das Stück nicht kennt, sich geäußert haben soll: Er wünsche, daß ein so allgemein bekannter Stoff im Stande seyn möge, das Publikum anzusprechen! Was heißt das? Medea und Sapho sind auch bekannt gewesen, Hero und Leander und Ottokar dazu. Noch einmahl, was heißt das? Ich dächte, wenn der Stoff an und für sich nicht ungünstig ist, so liege nur auf der Behandlung der Accent. Aber zu etwas Besserem.

Ich habe Ihr versiegeltes Schreiben erbrochen, und Ihre freundlichen wenn auch ernsten Worte, so wie die beyden Aufsätze in der österreichischen Zeitschrift mit ehrlicher Sammlung und inniger Rührung gelesen. Sie meinen es gut mit mir. Das weiß Gott! Aber ich weiß auch, daß ich Ihr Wohlwollen nicht verschwenden und, wenn Kraft genug in mir ist, werden werde, was Sie mir als Ziel meines Strebens hinstellen, und was es, wenn auch nur in verworrener Unklarheit, immer war. Fleiß, das wissen Sie, ist in mir, ein redlicher

---

[1]) Griseldis, zum erstenmal im Hof-Burgtheater in Wien aufgeführt am 30. December 1835.

Wille und Liebe zum Guten auch; ich glaube mich auch bereitwilliger Nachgiebigkeit gegen höhere Einsicht rühmen zu können, wenigstens habe ich noch Ihren Rath immer mit Dank, mit recht innigem Dank angenommen und befolgt, Muth die Wahrheit zu sagen, und Liebe die Wahrheit zu sagen fehlt mir auch nicht, und wenn ich, woran ich zwar noch immer zweifle, ein Dichter bin, so wird mir ja die Erkenntniß von oben kommen. Weiß Gott! an mir soll es nicht fehlen, daß ich einmahl einer von denen werde, die einen Strahl göttlichen Feuers für die Menschheit stehlen, sollten sie auch dafür gesteinigt werden.

den 31ten December 835.

Dies war der Erfolg der *Aufführ*ung.[1])

Erster Akt. Häufiger Applaus. NB. Trist*ans* und Percivals Erzählung.

Zweiter Akt. Ungeheurer wiederholter Applaus.

Dritter Akt. Thränen und Geschluchze, minderer Applaus.

Vierter Akt. Mittelmäßiger Applaus; Zeichen der Mißbilligung wie Cedric hervorgeschleppt wird.

Fünfter Akt. Aufmerksamkeit; aber dünner nicht anhaltender Applaus.

Im Ganzen also ehrenvoll; aber weder besonders günstig noch weniger glänzend, die Meinungen außerordentlich getheilt, einige erheben es in die Wolken, andere zucken die Achsel; einige indignirt die schimpfliche und unanständige Behandlung der Königinn, andre finden die Farben überall zu grell aufgetragen; wieder einige begreifen den letzten Akt nicht; kurz alles schwebt noch in suspenso. Dazu kommt, daß der Heularsch, die Peche[2]) außerordentlich gefallen hat, und die würdige, und poetische Darstellung der Rettich[3]) kaum Eingang finden wird. Das Ganze ein Zwitterding; ich bin nicht recht zufrieden und nicht unzufrieden, und wünsche das Publikum und die Griseldis zum Teufel. Ich traue mich heute noch nicht ins Theater, und werde die Griseldis, was auch Deinhardstein behauptet, wohl kaum selbst sehen, weil ich überzeugt bin, daß sie sich bey dieser zersplitterten Meinung des Publikums kaum lange auf den Brettern halten wird.

---

[1]) Ein Stück Papier weggerissen.

[2]) Peche Therese, 1830–1867 Schauspielerin am Hofburgtheater in Wien.

[3]) Rettich Julie, 1830—1833 und 1835–1866 Schauspielerin am Hofburgtheater in Wien.

Bald ein mehreres; was ich gewonnen habe, ist etwas Ruf, und das danke ich nächst Gott Ihnen.

Leben Sie recht wohl und alles Gute zum neuen Jahr!

Ihr

ergebenster Münch.

24.

Münch an Enk.

Wien, 1. Jänner 1836.

Liebster, theuerster Enk!

Die zweite Vorstellung der Griseldis ist in die Wolken gegangen. Rettich hat alles gut gemacht, was die Peche verdorben hat, und so reichen unerschöpflichen Beyfall eingeerntet, daß meine Dichterehre gerechtfertigt, und die Peche wohl für immer von der Darstellung der Griseldis entfernt ist.[1] Was bey der ersten Vorstellung zweifelhaften Erfolges blieb, was in Thränen hinstarb, und nicht verstanden noch weniger begriffen wurde, stellte sich diesesmahl auf das Glänzendste und Würdigste heraus. Der 5te Akt war unaufhörlich von Geklatsche und unwillkürlichen Ausbrüchen der Zufriedenheit des Publikums unterbrochen. Mögen nun auch einzelne lediglich zum Verdienst der Schauspielerin rechnen, was doch meine Frucht, und meine Saat war, was liegt daran, den poetischen Werth der Griseldis werden sie mir doch nicht abstreiten.

Ich bin voll reiner Freude! Dank Ihnen, nächst Gott, lieber Enk, daß mir das Werk so gelungen ist, und nun mit Gott vorwärts auf der ehrenvoll beschrittenen Bahn.

Ihr dankbarer

Wien, den 1ten Jänner 836. Münch.

NB. Ich war gestern so entmuthigt, daß ich mich noch nicht ins Theater wagte, das nächstemahl, d. i. den 5ten d. M. gehe ich aber.

---

[1] Eduard Wlassack bemerkt in der Chronik des k. k. Hofburgtheaters (Wien 1876, Seite 197): »Bei der zweiten Vorstellung gab die Rolle der Griseldis Frau Rettich, die mit Demoiselle Peche alternieren sollte, und errang damit einen so demonstrativen Beifall, dass sie die ausschließliche Besitzerin dieser Rolle blieb.«

25.

Enk an Münch.

Melk, 2. Jänner 1836.[1]

Lieber Herr Baron!

Seit Jahren das erstemahl, daß ich nicht weine aus Freude, aber doch feuchte Augen habe. Ich hatte nicht geglaubt, daß es noch kommen könnte.

Irre machte Ihr gestriger Brief mich nicht.

»Das Lumpenpack« Herr Publ*ikum.*

»Wer weiß, was er daran (im 4. Act und im 5^{ten}) noch gepudelt haben mag« für Sie.

»Elende Halbheit« für mich. Bey meiner Stimmung hatte ich die Rev*ision* nahmentlich des 4. Acts, da Sie mir damahl noch gleichgültiger waren, wenigstens nicht so scharf genommen wie .

Fett können Sie mir die Suppe freilich nicht machen, aber

Da ich und Frau *von* Woeß der Aufführung nicht beywohnen können: so übertragen wir die Billette, die Sie uns gewiß zukommen laßen, auf den jungen Kolbe. Haben Sie also die Gütte, wenn *Griseldis* wieder Dienstag oder Donnerstag gespielt wird, durch *Eduard* 3 Sperrsitze Vormittags an Kolbe zu senden.

In Eile

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

26.

Enk an Münch.

Melk, Anfang Jänner 1836.[2]

Lieber Herr Baron!

N. 1. Infam.

N. 2. Transeat.

N. 3. Mögen Sie nie den 10. Theil der kleinlichen Bosheit erfahren, die der literarische Neid für mich hatte. Darüber einmahl mündlich. Ihr Mißverhältniß zu Bauernf*eld* erwähnten Sie sonst schon.

Ich nannte unser Verhältniß in der fraglichen Beziehung schon sonst ein häckliches. Durch Ihre, oder durch meine Zuverläßigkeit, und durch das, was **Sie** geleistet, stellt es sich mir aber immer mehr, als ein unbedenkliches heraus.

---

[1] Empfangen am 3. Jänner 1836.

[2] Empfangen am 6. Jänner 1836.

Machen kann die Gris*eldis* und jedes poetische Werk, und jedes Kunstwerk nur Einer, das begreift jeder, der kein Esel. — Für die Berathung mit Andern aber liegen Grill*parzers*, Collins und Raupachs Praxis vor. (Sie müssen die Vorrede zur Tochter der Luft nicht gelesen haben.[1])

Also verachten Sie das Geschwätze. Drückt es Sie aber zu sehr: so hilft eine energische Erklärung in der Theaterzeitung. Die schneiden Sie nach diesem Muster zu.

Es scheint, der Unterzeichnete solle gleich bey Beginn seiner dramatischen Laufbahn die Dorn*en* etc. Einige wohlgesinnte Freunde haben sich Mühe gegeben zu verbreiten.

Ein dramatisches, wie jedes Kunstwerk kann nur etc., wie oben — und es bliebe nur, daß derjenige, der sich als Verfasser bekennt,[2]) sich fremde Federn — Das Niederträchtige, et si quis — einen tüchtigen Trumpf darauf.

---

[1] Die Zueignung (nicht Vorrede), welche Ernst Raupach der seinem Freunde, dem k. Preußischen geheimen Ober-Finanzrathe Eugen Skalley, gewidmeten mythischen Tragödie »Die Tochter der Luft« (Ausgabe 1830) vorsetzte, lautet:

»Du hast mit mir gesonnen,
Bedacht, geprüft, gewählt,
Mit mir gewünscht, gehoffet,
Gefürchtet, dich gequält;
Du bist mit mir gezogen
Zur Schlacht bei Lampenlicht,
Hast mit mir ausgestanden
Das kritische Weltgericht,
Statt meiner ſich gegrämet,
Ob Recensentenwerk,
Wohl selbst für mich gestritten,
Mit manchem ästhetischen Zwerg;
Und so der Jahre viele
— Ein Opfer wahrlich groß! —
Getheilt und mit erduldet
Des armen Schreibers Los.
Wem könnt' ich meine Werkchen
Mit größ'rem Recht nun weih'n
Sie sind, kraft deiner Leiden,
Ja schon zur Hälfte dein.«

[2]) Eine halbe Zeile getilgt.

Daß er mit einem Freund, der einst sein Lehrer war (ne plura) den Plan seines Stückes besprochen, fatetur. Das haben Andere auch gethan Künstler aller Art (anzuführen breviter bey Grillparzer d.. Worte...... — Zobel nur Z — l.) Das Factum bey Reg*ulus* wenigstens richtig.[1]

Es wird genug seyn. Fällt Ihnen oder mir noch etwas bey: so künftig. Mich drängt die Post.

Dankend

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Die größte Offenheit und Unbefangenheit ist das Beste. Sie haben nicht[2] zu verbergen.

Schluß. Das würde er in der Vorrede gesagt haben, welche er drucken läßt, wenn sie diese Erklärung ihm nicht mit einer sehr überflüßigen Indiscretion vor der Zeit abgedrungen hätten.

Bon.

27.

Enk an Münch.

Melk, Anfang Jänner 1836.[3]

Lieber Herr Baron!

Es scheint, daß auf jeden Brief, der mir Unruhe macht, ein anderer folgen solle, der diese Unruhe aufhebt. Mein letzter, a la hate geschrieben, enthält dennoch das Wesentliche, und ich habe nur Nachträgliches zu bemerken. Genießen Sie die Freude an Ihrem Werke rein: so daß sie Ihnen zum Sporn eines tüchtigen Fortstrebens auf der neidenswerthesten aller Bahnen werde. Wenn sie mir selbst verschloßen blieb: so kann ich Sie doch mit Antheil darauf fortschreitten sehen; Sie dem es endlich Ernst mit der Kunst, und der ihr aus innerem Drang unter peinlichen Kämpfen treu geblieben. Die kleinliche Mißgunst ist für die Kleinlichen. Innig hat es mich gefreut, daß Grillp*arzer* Sie verläugnet.

Inzwischen glaube ich war und ist die Geschichte zu etwas gut. Sehen Sie sich etwas vor mit literarischen Bekanntschaften, und dem Vertrauen zu Literaten. Verbindlich gegen Jeden (irritabile genus) aber —

---

[1] Drei Zeilen getilgt, doch etliche Wörter lesbar.

[2] Hier ist das Blatt durchlöchert.

[3] Empfangen am 9. Jänner 1836.

2te Sie hat uns Beyden rücksichtlich unseres Verhältnißes hoff ich zur vollen Klarheit geholfen. Ich erinnere mich nur eines Verses am Schluß des 2ten Actes, den ich gemacht habe, und das ist wenig genug; aber ich möchte gar Vieles in der *Griseldis* lieber gemacht haben als Alles was ich mit dem letzten 10tel meines Einsatzes gemacht habe. Alles Übrige gehört nicht dem Dichter, sondern dem berathenden (nicht rathenden, und noch weniger entscheidenden) Kritiker an. Den hört und fragt wohl auch, bey einer großen Composition jeder Künstler. In höchster Instanz entscheidet er da selbst: darauf ruht seine Selbstständigkeit, und darauf, daß er nur Gründen nachgibt.

Für das Geträtsche haben Sie die vorgeschlagene Erklärung, mit der ich wohl zufrieden bin, obwohl ich sie eben nur aufs Papier werfen konnte nach den allgemeinsten Zügen. Sic.

Haben Sie sich dann ausgeruht: so gehen Sie hübsch bald wieder an die Arbeit. Für den 4ten Act wählen und erwarten Sie die besten Augenblicke. Sie werden kommen. Die halsbrecherische Scene: heiter, heiter, heiter.

Denken Sie mir nebenher fleißig an Ihr Repertoire.

Die Mittheilsamkeit *Deinhardsteins* wollen wir bey dem Adepten auf gute Art ablehnen. Ich freue mich auf diesen. Obgleich weniger drastisch als *Griseldis* ist er darum sein Geld nicht minder werth. Inzwischen mußt' ich (jetzt darf ich es sagen) Sie bey jener um jeden Preis festhalten, da der Bühnenerfolg hier am ersten zu erwarten stand, und (das war mein Hauptmotiv) der Stoff gerade Ihrer starken Seite so vielen Spielraum both.

Schreiben Sie mir ob Sie Raupach nothwendig brauchen. Tassos Tod[1]), weit über dem von Zedlitz[2]), obwohl zum Theil verfehlt.

Leben Sie wohl.

Ihr unveränderlicher

Michael Enk.

Gebethet habe ich nicht für Sie, wohl aber *Frau von Wöß*. Es war drollig, als es — auf Ihren 2ten Brief — herauskam.

---

[1]) Raupach Ernst, Tassos Tod. Angez. von M. Enk in den Jahrbüchern der Literatur, 1836, 75. Bd., Seite 283—286.

[2]) Siehe Seite 10.

28.

Enk an Münch.

Melk, 10. Jänner 1836.

Lieber Herr Baron!

Die Bücher (Grazie) und A. Hymne empfangen. Wähners Kritik — ich wollte er hätte Ihnen Ihre prosodischen Sünden schärfer aufgemutzt. Doch das kann ja ich selbst nachhohlen, wenn das Stück gedruckt wird. Daß er bey dem Tadel der Rohheit (besser hätte er Derbheit gesagt) vergißt, in welcher Zeit das Stück spiele, und wie für den Hochmögenden das Köhlerkind doch nur die Tochter des Leibeigenen bleibe, hat mich gewundert. Übrigens lassen Sie Kritiker Kritiker seyn (das Besehen weggerechnet). Sie wissen, was Sie sollen. Sie wollen es mit redlicher Liebe zur Kunst. Basta.

Daß *Deinhardstein* das Stück so selten geben läßt, darüber machen Sie sich keine Bedenken. Er hat entweder Weisungen (wäre die 2^{te} Sottise nach der ersten etwas unmögliches?) oder thut es in Ihrem Interesse. Ich habe nie etwas bemerkt, was an seinem aufrichtigen Antheil an der Kunst und dem Dichter mich zweifeln ließe. Im Gegentheil.

Nun könnten Sie doch ausgeruht genug haben um wieder an den Adepten zu gehen. Die Scene im 4^{ten} Act heiter! heiter! heiter! Dann ist das Spiel gewonnen. Auch ich habe Vorliebe für den Adepten; und wenn ich überrechne, was bereits gelungen: so —

Dass ich an *Deinhardstein* wegen des Bill*ets* au porteur schreiben soll, geht nicht wohl an. Es kommt mir unbescheiden vor. Ihnen hingegen weigert er die kleine Gunst kaum, besonders wenn Sie ihm die Umstände ein wenig auseinander setzen. Eduard grüße ich. Scripsit, excuset rescribere cunctantem.

Hispanica. Darf ich Ihnen bald einen Band Calderons schicken? Ich lese die Hija del aire Raupachs Tochter der Luft wegen.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

10 1. 36

29.

Enk an Münch.

Melk, gegen Ende Jänner 1836.[1]

Lieber Herr Baron!

De tuo gaudio me gaudere persuasissimum habeas. Fruere; licet; meruisti artis amore, laboris sudore. Memor tamen, wie weit der Weg, den Sie noch zu machen haben, und daß dem Menschen keine reine Freude gegönnt ist. Und andrerseits wieder, daß ein treues besonnenes Streben sein Ziel nicht verfehlt. Daß das Ihrige ein solches, das ist das Beste. A und B trätschen lassen (besehen jedoch Alles), fest auf sich selbst ruhen, und die Rechnung über Gewinn und Verlust, Freude und Verdruß im Großen fassen und im Ganzen. Muth ohne Übermuth; Besonnenheit ohne Bänglichkeit; sorgfältiges Prüfen und Abwägen ohne Grübeley.

Die Pfeife? — Die Gesinnung ist hier Alles, das Zeichen gleichgültig. Daß Sie meine Stellung zu diesem und jenem äußerlich so gut begriffen, hat mich erfreut und ergötzt. Also war mein 1ster Gedanke sie zurückzusenden. Da ist mir aber etwas anderes eingefallen. Schon früher hat es mir leid gethan, daß ich das einzige Werk von Werth dem Hause lassen soll; mein reines Eigenthum. Sie bedürfen Calderon; mir genügt es immer einen Band zu haben, der mich, da jeder Band 27 Stücke enthält, auf lange Zeit beschäftigt. Nach meinem Tode brauchen Sie ihn unter Mitsendung beyliegender Zeilen, nur durch den Melkerhof verlangen zu lassen. So thue ich mit einem Stein zwey Würfe. Gehn Sie darauf ein: so behalt ich die Pfeife. Nicht den Beutel, der ist **durchaus** zu schön für mich. Es wäre Schade. Ihrer Frau Gemahlin aber bitte ich in meinem Nahmen für ihre Bemühung ehrfurchtsvoll die Hand zu küssen. Eben das würde mir das Gewissen ganz abdrücken. Für die Gesinnung umarme ich Sie von ganzem Herzen.

Ihre Frau Schwägerin! Ich muß einen recht heiteren Tag abwarten. Jedes unrecht aufgegriffene Wort kann hier wie viel verderben. Et reliqua.

Adept — Camoens — **Repertoire.**

In Eile

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Der Ihrer *Frau Schwägerin* empfohlene Roman: Herrman Lange.

---

[1] Empfangen am 26. Jänner 1836.

30.

Enk an Münch.

Melk, gegen Mitte Februar 1836.[1]

Lieber Herr Baron!

Es wird Ihnen nicht unlieb seyn, die Versicherung zu erhalten, daß Camoens (wie scandirt Wolf?) richtig angekommen.

Er hat mir viele Freude gemacht. Was ich Ihre starke Seite nenne, zeigt sich auch hier auf eine glänzende Weise. Wenn Sie von der ersten Scene (ich meine natürlich die mit dem Krämer) ein gutes Drittel wegschneiden, und die 2^{te} mit Perez umarbeiten — ein festes Schema hätte Ihnen diese Mühe leicht erspart — so wird das kleine Stück sich gewiß vortrefflich machen. Weil es von geringem Umfang will darin nicht minder Alles sicher abgewogen und zu einem befriedigenden Eindruck gelenkt seyn.

Wenn ich die Pfeife behalten soll: so bitt ich Sie Calderon zu behalten. Studieren Sie ihn fleißig, es ist viel daraus zu lernen. Ich habe an einem Bande für ein Jahr genug. Da wechseln wir dann immer.

Raupach bitte. Wenn Sie die Tragödie brauchen: so will ich sie anderweitig bestellen: denn vor May kann ich mit meiner Anzeige nicht fertig werden.[2] Auch zu Camoens gönnen Sie mir Zeit. Es pressirt ohnedieß nicht. Leben Sie wohl. Mit aufrichtiger Hochachtung

Ihr unveränderlicher

Et reliqua. M. Enk.

31.

Enk an Münch.

Melk, gegen Mitte März 1836.[3]

Lieber Herr Baron!

Danke für Timoneda.[4] Nur aus der letzten Patraña[5] hab' ich etwas Vernünftiges machen können. Die erste mögen Sie durchsehen, aber es ist nichts.

---

[1] Empfangen am 13. Februar 1836.

[2] Raupachs Tochter der Luft, von M. Enk recensiert in den Jahrbüchern der Literatur, 1836, 75. Bd., Seite 269 ff.

[3] Empfangen am 16. März 1836.

[4] Timoneda, Juan de, spanischer Dramatiker und Novellist, gest. um 1597.

[5] Gemeint ist die Noveliensammlung Timonedas »El Patrañuelo« (22 Erzählungen enthaltend), welche im Jahre 1566 erschien. Die letzte Petraña gehört zu dem Sagenkreise von Amicus und Amelius. Vgl. Jahrbücher der Literatur 1848, 122. B., Seite 113 ff

Nun bitte ich Sie schönstens, wenn Wolf um die Sache weiß, diesen für mich wählen zu lassen, sin minus,

aut um die Novellas des Montalvan[1]
aut um den Conde Lucanor[2]
oder wobey ich am besten zu fahren glaube
die Academia di Francesco Berni[3]

Raumer[4] danke. Fehlt kein Bogen: wovon ich Sie sich zu überzeugen bitte. Delavigne[5] (Esel, Hund, **Affe**) fiel auseinander eh *ich* den 4^{ten} Act gelesen hatte. Ich habe ihn frisch heften lassen. Grazie.

Bolza. Bene.

Höchst tröstlich war mir unter den . . .[6] das Cabinet des Fees. Ich bitte Sie, suchen Sie ein paar Bände hervor, die Ihnen darnach aussehen, daß sich etwas daraus machen lasse. Ich will an diese . . . arbeit weder Zeit noch Kraft wenden, oder noch besser, ich habe gar wenig Lust daran. Und dennoch soll es gut ausfallen. Dabey will ich nicht bloß übersetzen und mich bloß passiv verhalten. So was Verfehltes, worin aber ein gesunder Keim thut mir's am besten. Mit der letzten Seite im Timoneda ist mir's nicht übel gelungen. (Für Lembert.)[7]

Wenn H*err* v*on* Wolf um die Sache weiß: so lesen Sie ihm diese Zeilen vor, die den Vielerfahrenen am leichtesten au fait setzen.

Die B*erliner* Kritik erbitte mir mit nächster Sendung zurück.

Ihre Frau Schwägerin proxime. Excuses quaeso more Romanissimo.

In Eile

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Das Paquet bitt' ich Sie durch Ed*uard* abgeben zu lassen und dann zu fragen ob ers abgegeben.

---

[1] Montalvan, Juan Perez de, 1602—1638. Über dessen Novellen vgl. Georg Ticknor, Geschichte der schönen Literatur in Spanien (Deutsch von Nicolaus Heinrich Julius), II., 247 ff.

[2] El conde Lucanor von Don Juan Manuel. Vgl. Georg Ticknor a. a. O., I., 59 ff.

[3] Berni Francesco, eines der angesehensten Mitglieder der 1527 gestifteten Accademia de'Vignajuoli.

[4] Wahrscheinlich die Geschichte der Hohenstaufen.

[5] Delavigne, Jean François Casimir, 1793—1843.

[6] Ein Wort unlesbar.

[7] Lembert Wenzel, dramatischer Dichter und Hofschauspieler in Wien.

32.

Enk an Münch.

Melk, Anfang April 1836.[1]

Lieber Herr Baron!

Ich übermache Ihnen hier mit Dank Berni. Was ich davon halte, hab' ich Ihnen schon das letztemahl geschrieben.

Eduard hat seiner Mutter gestern geschrieben. Über seinen Brief habe ich Ihnen nichts zu sagen, als daß er mich zu zwey sehr ernstlich gemeinten Bitten veranlaßt. Die erste ist diese, die ich schon so oft und so dringend gethan, Eduard Ihr aufrichtiges Wohlwollen zu bewahren. Die Meinung die ich von Ihrem Charakter habe, und die weder schnell noch leichtsinnig gefaßt ward, läßt mich die Gewährung dieser Bitte mit Zuversicht erwarten.

Die zweyte eben so ernstlich gemeinte Bitte ist aber 1. mir in Zukunft nicht ein Wort weiter zu schreiben, sondern wenn Sie in Hinsicht seiner erfreuliche oder unerfreuliche Eröffnungen zu machen haben, diese in einem versiegelten Zettel unmittelbar an seine Mutter zu richten. Ich habe dieser erklärt, daß ich nie wieder ein Wort über *Eduard* mit ihr sprechen werde. Aus mehr als einem Grunde. Sie bleibt Mutter, und ich ehre sie darum. Soll ich ihr wehe thun? Oder soll ich Eduard anders sehen, als er ist? Das kann ich nicht.

Überdieß: ich hasse auch den fernsten Anschein eines zwischen Sohn und Mutter Stehens. Sie sehen, daß die gewöhnlichste Klugheit mir befiehlt mich so zu benehmen, wie ich es zu thun fest entschloßen bin; nicht bloß um ohne Vorwurf, sondern auch ohne jeden Schein eines Vorwurfes dazustehen und somit jeden denkbaren Vorwurf auf die gehörige Weise zurückweisen zu können.

Sie sehen also, daß es mir mit dieser 2^{ten} Bitte eben so Ernst, wie mit der ersten. Auch werde ich keine Zeile weiter über diesen Gegenstand beantworten. Einer Entschuldigung würd' ich in diesem Falle bey Ihnen nicht bedürfen. Gewiß begreifen Sie meine Stellung eben so gut, wie ich selbst. Zu Angenehmerem!

Den *Adepten* habe ich durchgelesen, und gestern und vorgestern 1 mit der Feder in der Hand. Die gemachten Verbesserungen

---

[1] Empfangen am 5. April 1836.

(nur ein paarmahl sind sie das nicht) zeugen gleich sehr für Geschick und Beharrlichkeit. Inzwischen ist noch viel zu thun. Einzelne Striche; aber nothwendige und wirksame; und was die Hauptsache, ich möcht' es Ihnen, der sich mit dieser Arbeit bereits so viel gequält hat, leicht machen. Das aber geht nicht a la bate. Zum Glück pressirt es nicht. Nur ziehen Sie aus der Zögerung keine nachtheiligen Folgerungen. Alles wird gut gehen. Aber wir müssen dießmahl jeden Pfennig zu Rath halten und auf Gewinn anlegen.

Bey 1 habe ich 22 *Verse* erspart.

Leben Sie wohl. Mit der aufrichtigsten Liebe

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

4 Heiter! Heiter! Heiter!
Bastey. Repertoire.

33.

Enk an Münch.

Melk, Ende April 1836. 1)

Lieber Herr Baron!

Da ich den Adepten erst Donnerstags aufgeben kann: so schreibe ich wenigstens diese paar Zeilen. 2)

1. Daß er bey Public*um* und Kunstrichtern Ihrem Credit schade fürchte ich nicht: (Sat boni, pulcri.) Vor *Deinhardstein* und dem Küchengott ist mir ein wenig bange. Inzwischen trifft sich glücklich, daß ich eben bis halben May meine Anzeige von Raupel 3) einzusenden also die beste Veranlassung habe, *Deinhardstein* in den rechten Gesichtspunkt zu stellen. Schicken Sie mir also seine deutlich geschriebene Adresse. 2$^{\text{tens}}$ Ist, und was ist von Raupel des weiteren ernster Gattung erschienen?

---

1) Empfangen am 1. Mai 1836.

2) Der Brancard-Wagen, welcher die Packete beförderte, verkehrte in der damaligen Zeit zweimal in der Woche, die Briefpost täglich.

3) Raupel, scherzhafte Bezeichnung für Raupach. Vgl. Platens Verhängnisvolle Gabel.

Für *Eduard* danke herzlich. Ich weiß daß es ein lästiges Stück Arbeit war. Gott bezahl es; und er wird es. Daß ihn *Frau von Wöß* fleißig mahnt daß er Ihnen es zahlen soll, dafür steh' ich Ihnen. Nun fangen die botanischen Vorlesungen im Garten an — des Morgens. Auch bitt ich Sie verlieren Sie Guste nicht aus den Augen. Daß Sie ihr im Bericht einprägen mit ihm . . . zu seyn, ist's allein was helfen kann.

Ihrer Frau Schw*ägerin meinen* Handkuß. Ich schreibe, sobald —

In Eile

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

34.

Enk an Münch.

Melk, 11. Juni 1836.

Lieber Herr Baron!

Für den Grafen Lucanor danke ich Ihnen um so mehr, da ich ihn sehr gut brauchen konnte. Wollen Sie nun des Dankes noch mehr verdienen, so senden Sie mir, bitt' ich **baldigst** einen eben so brauchbaren italiänischen oder spanischen Novellisten e. g.

Agreda y Vargas Novellas
oder Gonzales y Cespedes Novellas
oder Malaspina Ducente Novelle
oder Sacchetti Novelle.

Einschluß bitt' ich 15ten oder 16ten hujus Lembert zukommen zu lassen; gibt er Ihnen Geld es gleich in einem recepiss*irten* Brief zu schicken; aber nicht darnach zu fragen. Wohl aber *Deinhardstein* ob: Lyrisches oder Dramatisches von Walten durch ihn mir zugekommen. Es war keine Zeile dabey. Die Schrift der seinigen ähnlich.

Haben Sie die schöne Frau gesehen? Morgen spitze ich auf ein Trauerspiel. Et reliqua.

11/6. 36. Ihr unveränderlicher

Bitte zu siegeln. M. Enk.

35.

Enk an Münch.

Melk, Mitte Juni 1836.[1]

Lieber Herr Baron!

Über Hayti große Freude. Auch Nauplius[2] zu brauchen. Ich will nun sehen, wie ich nachrücke: sobald ich T. Gedichte hinter mich gebracht.

Leo von Walthen ist Max Löwenthal, was Sie D*einhardstein* gelegentlich sagen mögen. Es war keine Zeile dabey. Für die Jahrbücher kann keine Rede seyn. Das Trauerspiel — Gott sey Dank über so was sind Sie doch schon **weit** hinaus.

An dem Adepten hüthen Sie sich etwas zu ändern. Das Stück ist festgefugt. Das ist das beste daran. Nichts von d*er* Gris*eldis* erhalten zu haben wundert mich. Deinh*ardstein* suchen Sie geschickt auszuweichen; schonend; da er eitel.

Nun die Stoffe. Sie greifen die Sache zu schwer an. Das wäre gefehlt. Wenn von 20 drey, vier ausbildungsfähig, so ist das viel. Nun haben Sie schon zwey: worüber ich nicht wenig jubilire. Schon Nauplius setzte mich in guten Humor. Sie müssen mit der Idee daran gehen, daß Sie durch das bloße **Formen** schon lernen, wenn es auch nicht geräth. Aber unausgesetzt: streng nach dem festgestellten Plan. Jetzt haben Sie 4, 5 Monate Zeit; jetzt also und nur jetzt ist der rechte Zeitpunkt.

Quadrio[3] wissen Sie nur nicht zu brauchen. Stoffe müssen Sie nicht suchen; nur Titel bearbeiteter Stoffe. Um die vage Phantasie auf etwas zu fixiren; mehr soll es nicht leisten. Sie klauben hier herum; Sie finden Erich, Ines de Castro, Peter der Grausame, Block; Antigone, Nauplius. Wer waren die Leute. Für den ersten . . . und das Wörterbuch. Sieht was heraus, und bleibt Zeit, da erkundigt man sich des näheren. Sin minus, differatur. Sie sollen **Sich's** durchaus für dieses erste Gestalten nicht sauer werden lassen. Das wäre gefehlt, und liegt nicht in meinem Plane. Stossen Sie auf etwas recht brauchbares, das Ihnen zusagt, so macht es sich halb von selbst.

---

[1] Empfangen am 20. Juni 1836.

[2] Hayti und Nauplius sind Pläne zu Trauerspielen.

[3] Vielleicht Franz Xaver Quadrio, 1695—1756, italienischer Schriftsteller. Della poesia italiana 1734. Della storia e della ragione d'ogni poesia, 1736 bis 1759, 7 Bde.

Daß Sie das Geld zur Zerstreuung wollen, ändert den Gesichtspunkt. Nur leichte Weine; ac non caste saltem caute, und vor Allem die Bastey.

Leben Sie wohl.

Ihr unveränderlicher

Lupum trecent*ies* saluto. M. Enk.

36.

Enk an Münch.

Melk, Anfang Juli 1836.[1]

Lieber Herr Baron!

Da ich Ihnen nur auf Verdrüßliches zu antworten habe: so will ich mit dem Allerverdrüßlichsten den Anfang machen. Das ist nun, daß es so viele Gecken und Dummköpfe in der Welt gibt. Um nun von den Gecken auf *Deinhardstein* zu kommen: so will er durchaus bei dem *Adepten* die Hand im Spiele haben. Was läßt *sich* sagen? Aber machen hätt' es sich lassen, oder ließ es sich machen mit ein wenig ruhiger Festigkeit. Ich habe Ihnen meine Meinung bereits gesagt. Ich kann mir einen andern Adepten, aber den Ihrigen nicht anders denken als er ist.

Wähner. Hm! Der größte Vortheil wird seyn, daß Sie statt von Einem von Zweyen oder Dreyen (denn Lembert wird doch auch mithalten) beklatscht werden.

Griseldis. Ich bitte Sie zu bedenken, daß zwischen dem Lesen (Kritiker mit und ohne Beruf), und ein Stück darstellen sehn und lesen himmelweit verschiedene Dinge sind. (sic!)

Daß Ihnen das Pen*sum* soviel Noth macht, ist sehr verdrüßlich. Das kommt von einem andern Dinge, das im Superlativ verdrüßlich ist, davon nämlich, daß Sie die Sache nicht recht gefaßt haben. Alle Wochen einen ausgeführten praktikablen Entwurf fordern wäre Unsinn; ich meine, ich schrieb Ihnen das. Wie ich's aber meine und proponirte ist es kein Unsinn. Studien machen, nachlesen; Wer denkt an das. Das lassen Sie für eine bessere Zeit, wenn das gefundene Korn zu schwellen beginnt. Im Formen sollen Sie sich üben, im bloßen Formen, weiter nichts. (Was sonst noch dabey herauskommen soll und wird, findet sich von selbst) Umsicht bekommen etc. Daß es ein wenig poetisch und tragisch sey, dafür sorgen Sie (in der Auffassung zunächst). Ob es gut oder schlecht sey (das ist Formel) daran liegt mir vor der Hand gar nichts. Das gehört fürs Durchdenken, fürs Reifen etc. Ne Minervam.

---

[1] Empfangen am 5. Juli 1836.

So fassen Sie die Sache und lassen Sie bald . . .

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Eduard grüße herzlich. Nächstens mehr.

37

Enk an Münch.

Melk, gegen Mitte Juli 1836.[1]

Lieber Herr Baron!

Vargas[2] der nun schon in Ihren Händen (mich wundert daß ich es vergessen haben sollte, Ihnen gleich zu danken) hat Ihnen sicher weniger bange gemacht, als mir das gestrige Ausbleiben, der erst heut Abends empfangenen Sendung. Ich habe einen diabolischen Nachmittag zugebracht, wobey ich noch ein paar von meinen Hunden auf dem Halse hatte. Ich zermarterte mich Alles nochmahls von allen Seiten zu betrachten, und dachte sogar an die Cholera. Ohnedieß beunruhigt es mich, daß Sie die Sache von der schweren Seite nehmen. Das Facit war (ich hatte alle bisher erhaltenen Entwürfe nochmahls durchgekäut): Fortfahren! Die Zweckmässigkeit (die Unentbehrlichkeit dieser Übung, wenn Sie einige Gewandtheit im Bilden und eine erweiterte Umsicht erlangen sollen) sat immota; nur müssen Sie die Sache nicht von der schweren Seite nehmen. Ich glaubte mich hinreichend deutlich erklärt zu haben. Nun setzt' ich mich flugs auf das Pferd; und wenn ich nicht viel erjagte, doch etwas

1. Durchaus vor der Hand keine Studien, als lexicalische.

---

[1] Empfangen am 13. Juli 1836

[2] Garci Perez de Vargas. Vgl. Georg Ticknor, a. a. O., I., 106.

2. Die Sache mit leichter Hand behandeln wollen. Von Gereiftem ist keine Rede; vom Üben ist die Rede. Jedes sich Abmühen und Roboten muß von vorne her aus dem Spiele bleiben.

3. Machen Sie sichs mit dem Schematisiren bequemer. Beschreiben Sie den Inhalt einzelner Scenen kürzer und summarisch (die Adnotationes codicillares dürfen nicht wegfallen).

4. Lassen Sie sich nicht irre machen, daß Unbrauchbares mitlaufen muß (Gewinn genug, wenn von 10 Nummern eine; und nun haben wir unter 5 drey, die einen unläugbar gesunden Keim haben). Stoßen Sie auf einen recht tüchtigen, Ihrer Individualität ganz zusagenden Stoff in einem glücklichen Augenblicke: so gibt sich ohnedieß Alles von selbst auseinander.

Viel wird es helfen, wenn Sie die Sache leicht fassen wollen. Glauben Sie mir, wie überall thut das Wollen auch hier viel, so sonderbar es scheinen kann. Halten Sie gleichsam nur Revue über eine Anzahl Stoffe und versuchen Sie es gleichsam spielend, bis Sie kleben bleiben. Stellen Sie sich vor, es fragte Sie Jemand ob dieser oder jener Stoff wohl dra*matisch* brauchbar wäre und einen bedeutenden Moment böthe. Ists mit 1 (und heute mit 1 nichts) so gehen Sie zu 2, 3 über. Nur erzwingen müssen Sie nichts wollen, und sich nicht abplagen. Meiner Absicht nach sollte diese Übung zugleich eine Erheiterung für Sie seyn; eine Ferienzeit. Und nur jetzt haben Sie Zeit solche Ferien zu machen.

Kein Wort über den Adepten. Was meint denn Deinh*ardstein* von mir. Ich kann mirs an den Fingern abzählen. Ich weiß was ich von ihm meine. Ich bitte Sie seyen Sie ganz aufrichtig.

Meine Anzeige von Raupel hat . . . nicht in den letzten Band zu nehmen beliebt. Ich glaube ein gutes Stück Arbeit geliefert zu haben. Fragen Sie gelegenheitlich darnach; aber nur in Ihrem Nahmen. Vergeben sollen Sie und werde ich mir nichts gegen ihn. Leben Sie wohl

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Handkuß. Proxime. Excusabis me.
Eduard. Gottes Lohn.

38.

Enk an Münch.

Melk, Mitte Juli 1836.[1])

Lieber Herr Baron!

Hier das Recepisse.

Das Geld empfangen. Meinen Dank für Ihre Bemühung. Wenn Sie das Pensum nicht anders als eine Robot zu fassen wissen: so hören Sie in Gottesnahmen auf, wenns Ihnen gut dünkt. Ich weiß woran es fehlt.

Vor der Änderung des Adepten graut mir. — Ich sah voraus, daß es so kommen würde, und sehe noch Manches voraus.

Deinhardst*ein* mag die Zeitmessung fleißig studiren, damit er bessere Verse machen lerne, als er macht. Ich will ihm das und Einiges anderes gelegenheitlich selbst sagen.

In Eile

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

39.

Enk an Münch.

Melk, 11. November 1836.[2])

Lieber Herr Baron!

Dieser Brief kommt morgen vielleicht nicht zu ungelegner Stunde in Ihre Hände. Darum schreib ich mit umgehender Post.

Der Erfolg des Adepten[3]) wird hoffe ich ein befriedigender wenn gleich kein so glänzender seyn, wie bey der Griseldis, was er der Natur des Stoffes nach nicht seyn kann. Hüthen Sie sich das tragische Schicksal zu beleidigen, indem Sie gar zu ungeduldig und unbescheiden heischen.

Sie verfielen auf diesen Stoff; ich sah die Möglichkeit der Durchführung. Es war Vieles dabey zu lernen; und Sie haben Vieles gelernt. Überdieß galt es den Vorwurf, daß Sie nur weichlich rühren könnten, abzulehnen.

---

[1]) Empfangen am 19. Juli 1836.

[2]) Empfangen am 12. November 1836.

[3]) Der Adept wurde zum erstenmal im Hofburgtheater aufgeführt am 12. November 1836.

Statt nun des gelungenen Werkes sich zu freuen, und des Gewinnes an Einsicht, sind Sie trostlos, und versinken in Zagheit, wie tief. Mutz und Matz mögen es Ihnen freilich ein wenig arg gemacht haben, und das tröstet mich.

Muth lieber Freund! Er ist Bedingung des Gelingens. Und da ich auf Sie Vertrauen habe: so dürfen Sie ihn auch haben. Ein wenig Einsicht traue ich mir zu und bin durchaus wahr gegen Sie. Das Beste haben Sie, die reichbegabte Dichternatur und die Empfänglichkeit für ächt tragische Auffassung. Des Letzteren bin ich sicher. Die Pensa haben demnach doch etwas genützt. Was Ihnen fehlt ist glücklicher Weise das, was sich lernen läßt.

Ihre Äußerung in Betreff der Ines[1]) nenne ich vor der Hand keine schlechte Nummer. Die Möglichkeit einer Durchführung mit Beybehaltung Ihrer drey ersten Acte gebe ich zu, und hatte sie schon früher ins Auge gefaßt. Ich denke Sie versuchen diese Durchführung in einem (kurzen) Scenarium. Sie machen dabey für jeden Fall ein Studium. Und das gilt es. Dann wollen wir die Sache weiter besprechen.

Deinhardstein. Es ist mein Schicksal immer mit Gecken die meiste Noth zu haben. Ich schreibe Ihnen nächstens ausführlich, bitte Sie aber mir **ausführlich** und ohne mir etwas ersparen zu wollen zu schreiben, was er gegen mich, und wie es scheint auch gegen die Anzeige von Raupach hat.

Muth, lieber Freund! Alles wird gut gehen. Vom ganzen Herzen wünscht es

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Zu *Frau Wiß* sagte ich Sonntags: Sie könne nun wieder anfangen zu bethen. Sie sagte ganz kurz: Sie habe noch nicht aufgehört. Es muß also Alles gut gehen.

---

[1]) Ines de Castro, Plan zu einem Trauerspiele.

40.

Münch an Enk.

Wien, den 14. November *1836*.

Theuerster Freund!

Fata libelli! Ich war gestern in der zweiten Vorstellung des Adepten. Die Aufnahme war kalt. Das allgemeine Urtheil nennt den ersten Akt unverständlich, den zweiten interesselos, den dritten gut, den vierten und fünften schleppend. Die Darstellung gut bis auf die Änneli.[1] Ich will nun im vierten und fünften Akt das Möglichste kürzen, d. h. das Mögliche. Sonderbar ist es, daß alle die das Werk gelesen, es bis in den Himmel erhoben haben, und daß nur die allgemeine Stimme des Publikums sich dagegen auszusprechen scheint, die ich im Ganzen zu sehr achte, als nicht den Fehler in meinem Werke zu sehen, der uns beiden entgangen ist. Auch Lupus, dem ich einen Sperrsitz sandte, war nicht einverstanden. Ich sende diesen Brief noch nicht ab, weil ich die dritte Vorstellung abwarten will, um zu sehen, ob es bey dieser Theilnahmslosigkeit des Publikums sein Verbleiben hat. Sollte dies der Fall seyn, so ist ein Hervorrücken mit Camoens, und eben so wenig mit dem ächt tragischen und poetischen Schluße Ihrer Ines unmöglich zu wagen; das erstere, weil es die Masse noch weniger anspricht als das Treiben des Adepten, das letztere, weil wir riskirten, daß sie den letzten Akt auspfeifen. Ich bin in gräßlicher Verlegenheit, nicht entmuthigt aber tief betrübt; denn was auch Wähner sagen mag, der (die nähere Begründung konnte ich nicht erfahren) den Adepten nicht als Trauerspiel gelten lassen will, und sich äußerte, es wäre ein gutes Schauspiel geworden, ich halte ihn für gut, und für besser, gereifter, gediegener, männlicher als die Griseldis. Wenn ich nur eine Nr drey fände eben so wirksam als gediegen, denn wie gesagt der 5. Akt macht die Ines gewagt, und jetzt darf noch nicht gewagt werden, denn geht es mit dem Adepten so fort, so steht mein Credit auf schlechten Füßen.

Am 16. November Abends 11 Uhr.

Das Haus bey der dritten Vorstellung gedrängt voll; die allgemeine Stimme findet das Stück doch schön; aber alles klagt auch über Längen: 13 Monologe sind doch zu viel. Die Theilnahme war etwas reger als das zweyte mahl; im Ganzen aber die Aufnahme doch kühl. Ich hoffe das Stück wird noch einige volle Häuser machen, und das ist denn doch auch eine Art Beyfall. Die Kritiken die erscheinen sind äußerst flach, und unvollständig. Ich hoffe Ihnen nächstens eine zusenden zu können. Ich bin bey diesen Umständen eben nicht sehr heiter: aber auch nicht gebeugt; dagegen nimmt sich meine Frau das Ding zu Herzen. Und Eine Nummer drey! Grillparzer soll den Adepten gelobt haben, Bauernfeld schimpft aus Leibeskräften. Erhalten Sie mir Ihre Liebe und Wohlwollen, und glauben Sie, daß es fest vor meiner Seele steht, wie unendlich Sie dem Adepten genützt und verbessert haben. Die endliche Entscheidung muß noch abgewartet werden.

---

[1] Änneli wurde von Dlle. Peche gespielt.

Ihr dankbarer

Münch.

41.

Enk an Münch.

Melk, 19. November 1836.[1]

Lieber Herr Baron!

Auf einem und demselben Blatte Glückwunsch und Condolenz. Es mag wohl nicht so arg seyn, wie Sie es machen: daß inzwischen ein lahmer Bothe nachkommen würde, erwartete ich. Nur glaubte ich er werde von einer anderen Seite her eintreffen.

Ich sagte Ihnen wohl, daß die Rechnung auf Kreutzer und Pfennig hinausgehn würde. Dazu die falsch gemünzten, verworfenen, und Ihnen aufgedrungenen Pfennige. Was die Wirkung schwächt ist nicht Mangel an raschem Gang der Handlung: sondern, daß nicht alle (auch die kleinsten) Räder scharf genug in einander greifen, was bei einem Stoff dieser Art unerläßlich, wenn er eine große Wirkung hervorbringen soll, oder auch nur eine entschiedene. Viel mag auf Löwe's Rechnung kommen (caute, genus irritabile histrionum) den ich nie für einen guten Werner gehalten.

Aber nun endlich einmahl einen kräftigen Aufschwung. Das Mittel dazu haben Sie. Sie haben ein gediegenes ehrenwerthes Werk geliefert.

---

[1] Empfangen am 20. November 1836.

Camoens darf nicht aufgegeben werden. Der 5te Act von Ines — Es macht mir bange, wie tief sie herabgestimmt seyn müssen.

Über *Deinhardstein* kein Wort. Ich bitte Sie mir ganz reinen Wein einzuschenken, und so ausführlich zu seyn, daß ich genau wisse, wie ich daran bin. Hat er Ihnen das Geld noch nicht gegeben?

F—nl scheint sich in Rücksicht meiner ge... zu haben. Ich habe sehr starken Grund zu der Vermuthung. Eine wahre Hundsseele. Mündlich. Was sagt *Joachim* Comes? Verderben Sie es nicht mit ihm.

Nächstens mehr. Mit aufrichtiger Liebe

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Wenn es mit dem Adepten gut geht, bitte ich um 3 Sperrsitze für Kolbe. Wenn diese Geld kosten, auf meine Rechnung.

42.

Münch an Enk.

Wien, 24. November 1836.

Theuerster Freund!

Die 4te Vorstellung des Adepten noch ziemlich gedrängt voll. In der Modezeitung und Sammler[1] wüthende Kritiken gegen mich; im Telegraphen und Theaterzeitung[2] seichtes Lob.

In der Anlage acht Dukaten à 4 fl. 39 in 37 fl. 12 kr. CM. umgesetzt von *Deinhardstein* als Honorar für Raupach.

Von *Deinhardstein* und allen übrigen nächstens mehr.

---

[1] Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur und Mode. 1836, Seite 1125—1128. (Nr. 141 vom 24. November). — Der Sammler, ein Unterhaltungsblatt. 1836. Seite 555—556, Seite 559—560, Seite 563—564 (Nr. 139 vom 19. November, Nr. 140 22. November, Nr. 141 vom 24 November).

[2] Der Telegraph, österreichisches Conversationsblatt für Kunst, Literatur, geselliges Leben, Theater, Tagesbegebenheiten, Industrie und Fabrikswesen, redigiert und herausgegeben von Wilhelm Lembert. 1836, Seite 555—556, Seite 559—560. (Nr. 138 vom 14. November, Nr. 139 vom 16. November). — Allgemeine Theaterzeitung und Originalblatt für Kunst, Literatur, Musik, Mode und geselliges Leben, redigiert und herausgegeben von Adolf Bäuerle, Seite 949—950.

Die Glücklichen haben mir Freude gemacht, mehr als ich jetzt glaubte, empfinden zu können.

Empfehlen Sie mich allen, die Theil an mir nehmen, und lassen Sie mich Ihr Wohlwollen und Ihre Liebe nicht verlieren.

Ihr ergebenster und dankbarer

den 24. November. Münch.

43.

Enk an Münch.

Melk, Ende 1836.

Lieber Herr Baron!

Accepi; grazie.

Ihr ungewöhnlich langes Stillschweigen ließ mich nichts anders erwarten, als daß Ihre Stimmung noch immer eine tief herabgedrückte. Im Allgemeinen Sie zu ermuntern, taugt nicht viel, denn es hilft nicht viel. Ich weiß nur Eines, was hilft, das ist, daß Sie Alles, was ich Ihnen sagen könnte aus sich selbst heraushohlen. Sich selbst klar zu seyn über sich, ist immer, und vorzüglich in jeder peinlichen Situation, das erste Bedürfniß, und die erste Bedingung des Besserwerdens.

Ich weiß Ihnen hier keinen besseren Rath als mit Sammlung und besonnener Ruhe eine Art Abschluß zu suchen und ohne jede mögliche Bedenklichkeit, Alles, wie Sie es in sich finden, und mit dem Ausdruck der sich Ihnen biethet, aufs Papier zu gießen, keinen Augenblick aus dem Gesicht verlierend, daß nur Eines unbedingt gut ist, wahr zu seyn gegen sich und gegen Andere. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß der ganze Proceß nur dann etwas helfen kann, wenn Sie ihn mit großartigem Sinn durchführen. Sollten Sie mir die Acten senden wollen (ich meine einen ausführlichen Brief): so können Sie über einen Punkt wenigstens hinausgehen, über Ärger und Bänglichkeit rücksichtlich Ihrer Verwandten. Ihre Frau und die Verwandten Ihrer Frau (Macte mit hoher Freude!) glauben an Sie, und die andern sollen Sie — und, ich hoffe zu Gott noch lernen, daß sie — sind.

Die Tagesblätter ärgern mich. Das Publ*icum* wird dem Ad*epten* die Anerkennung nicht versagen, wenn es ihn liest.

Ich hätte nicht übel Lust (anonym) im Österr. Morgenblatt (auf die rechte Weise) dem Publ*icum* das Verständniß des Stückes zu eröffnen. Am liebsten knüpfte ich an Wähners Behauptung an. Lembert könnte im Tel*egraphen* auf meinen Aufsatz hinweisen: da das Morg*enblatt* nur wenig Abbonenten hat. Sagt Ihnen mein Vorschlag zu so senden Sie mir die Wische baldmöglichst nebst einem Exemplar des Stückes, wie es aufgeführt wurde.

Leben Sie wohl.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Über Deinh*ardstein* und Lemb*ert* bitte ich ebenfalls ausführlich zu seyn und jede Rücksicht bey Seite zu setzen.

44.

Nr. 2.[1]

Enk an Münch.

Melk, 6. Jänner 1837.[2]

Ich weiß nicht, ob Sie es dem ersten Blatt ansehen, daß es mit einiger Befangenheit geschrieben. Aufrichtig gesagt. Ihr Brief vom 2ten war mir höcht unerfreulich. Dabey fühlte ich die Nothwendigkeit Sie in Ihrer jetzigen Befangenheit und Aufgeregtheit mit seidnen Handschuhen anzugreifen. Es ließ mir keine Ruhe. Endlich ists hell geworden. Ich öffne also noch einmahl, obwohl das Couvertiren mir enorm zuwieder. Und nun hören Sie mich so heiter und fröhlich an als ich schreibe.

Imelda[3] ist ein vortrefflich beneidenswerther Stoff: das wird Ihnen erst ganz klar werden, wenn Ihnen das rechte Verständniß aufgegangen; und wollen Sie dabey bleiben che si! um so mehr, da Sie meinen Grundsatz in Betreff der Wahl des Stoffes kennen. Ich hoffe Vorzügliches; besonders wenn Sie ein wenig Raison annehmen. Das ist im gutmüthigen Scherze gesagt.

---

[1] Die vorgesetzte Nummer, das Fehlen des Titels, sowie der Anfang des Briefes selbst verschaffen die Überzeugung, dass der Brief aus zwei Blättern bestand, dessen erstes verloren ist.

[2] Empfangen am 7. Jänner 1837. — Zur Datierung vgl. Brief 45, Seite 60.

[3] Imelda Lambertazzi.

Dennoch hätt' ich gewünscht daß Sie anders gewählt hätten; nicht des Erfolges wegen: sondern damit Sie ein Studium im Hochtragischen in dem, was die Tiefe aufregt, gemacht hätten. In dieser Hinsicht ist bei Imelda weit weniger zu lernen. Auch aus einem andern Grund hab ich es gewünscht den ich jedoch zurückhalte meinem Grundsatz zu Liebe.

Nun machen wir es so: während Sie das eine Stück schreiben, lassen Sie das 2te im Geiste reifen; das heißt, Sie beschäftigen sich damit, wenn der Genius gerade willig, und werfen Bemerkungen, einzelne Momente, Andeutungen darüber hin, wodurch es sich von selbst und ohne peinliche Geburtsschmerzen in Ihrem Geiste gestalten wird, Sie aber was Ihnen höchst noth thut, ein Kunstwerk mit Ruhe des Geistes reifen zu lassen lernen werden. Damit aber das geschehen könne ist es nothwendig, daß das Stück, welches auf diese Weise reifen soll bereits einige Consistenz in Ihrem Geiste gewonnen habe. Also — bitte bitte sagt d*ie* W*öß*, wobey Sie immer voraussetzt, daß ich das ganz sicher thue, was sie bittet — also bitte bitte — lassen Sie der Imelda noch einen 2ten Entwurf genau nach dem nämlichen Recept, halbbrüchig und höchstens auf $1\frac{1}{2}$ Bogen folgen. Arbeit — eine sehr erfreuliche — haben Sie inzwischen am Camoens, um, wie Sie sich ausdrücken, nicht rostig zu werden, wofür ich, wenn ich nicht die Seidenhandschuhe anhätte, andere Ausdrücke wüßte.

Sollte es Ihnen nun begegnen, daß Ihnen während des Arbeitens 5 lieber werde als 4, und Sie das 5 dem 4 vorausgehen zu lassen wünschen: so wäre das Unglück so groß eben nicht. Passirt Ihnen das nicht: so ists mit obigem che si ganz ernstlich gemeint. Sie sehen ich bin ein ehrlicher Spitzbube.

Nun ziehe ich die Seidenhandschuhe noch ein wenig straffer und streichle Sie zu guter Letzt so sanft so sanft, als es mit meinen Tatzen irgend angeht. Lieber, lieber Herr Baron! bitte thun Sie mir meinen Willen.

Leben Sie wohl.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Sind von Raupel dießmahl nur 2 Bände erschienen. Daß Sie sich vor den Trochäen fürchten, ist — doch ich habe die Seidenhandschuhe an. Sie sind weit leichter zu machen als die Jamben. Die Trochäen nämlich nicht die Seidenhandschuhe.

45.

Enk an Münch.

Melk, Anfang Jänner 1837.[1]

Lieber Herr Baron!

Allmählig machen Sie mir mit Ihrer Erschöpfung doch ein wenig bange. Ich bitte und beschwöre Sie, sich zu zerstreuen und zu erheitern. Es thut, wie es scheint, Noth. Wollen Sie ja arbeiten: so haben Sie vor der Hand Camoens, eine Arbeit, die Sie nur freuen kann, und Sie darum zu erheitern geschickt ist.

Ich im Gegentheil bin voll guter Hoffnungen für Sie und es nie mehr gewesen. Hier sind meine Gründe:

1. Weil Sie die Kraft gehabt, sich zu ermannen, wenn es gleich mit der Reconvalescenz etwas langsam zu gehen scheint.
2. Weil ich mich nun sattsam von Ihrer tragischen Auffassungsgabe überzeugt habe.
3. Weil Sie bereits für 4, 5 und 6 gedeckt sind. Sie dürften mit 1, 2, 3 zur Noth allein hintretten und sagen: Ich habe etwas Tüchtiges geleistet, was nicht jeder leisten wird. Vorallem aber
4. Weil ich nun selbst mit Entschiedenheit weiß, was Ihnen fehlt, und wie Sie, was Ihnen fehlt, erlangen mögen. Das ist:
   1. Eine feste Ansicht über Ihre Stellung zum Publicum; die kann ich Ihnen geben.
   2. Ruhe des Geistes. Die erlangen Sie:
      1. Durch einen männlichen kräftigen Entschluß, sie erringen zu wollen. Am sichersten aber dadurch, daß Sie
      2. praktisch, das heißt hier, erfahrend lernen, wie man ein Kunstwerk im Geiste heranreifen läßt. Darum empfehle ich Ihnen dringend mein Nro 2 vom 6. hujus.[2]

Ich besorge nicht, daß Sie dieses mißverstanden. Imelda ist ein trefflicher Stoff; griseldizat, und darum wird es glücken damit; wenn ich auch, wie Sie selbst, für Nro 4 einen todtschlägerischen Stoff gewünscht habe; also Ines oder das milde Urtheil. Das wird sich von selbst geben, wenn Sie erst ruhiger.

---

[1] Empfangen am 9. Jänner 1837.

[2] Vgl. den vorausgehenden Brief.

In Betreff Imeldas vorläufig dieses:

Das eigentlich Tragische des Stückes ist der Untergang 2ter Liebenden, *Fazios* und *Imeldas*, im wilden Aufruhr des Partheihaßes. Auf dieser Grundlage ruht, wenn ich so sagen darf, die besondere tragische Idee des Stückes. Wir erkennen, wie wir einem uns drohenden Unheil entgehen können: aber da übereilt uns das Herz und die Leidenschaft (das ist Imeldas Sündenklecks) und ein Augenblick genügt, uns in das drohende Verderben hinabzureißen. Das muß hervortretten (nicht der Fluch des Truges und der Verstellung). Nicht die Verstellung, die Besonnenheit eines hellen und liebenden Gemüthes, das seine Liebe verschließt und verbirgt, um die Geliebte nicht unglücklich zu machen. Desto größer dann die Theilnahme an der Innigkeit und Entschiedenheit, mit der sie sich, als der Damm, den sie gebaut, gebrochen, ihrer Liebe hingibt. Soll ichs mit einem Worte sagen, wie ich mir das Stück denke — als Apotheose der Hingebung an die Liebe, die aber nur auf solche Art ächt poetisch herausgestellt werden kann.

Daß Sie sich vor dem Giftsaugen nicht gefürchtet, rechne ich Ihnen hoch an. Das Publicum und die Spatzenköpfe läßt man es am Tag nach der Aufführung (nicht früher) in einem kurzen historischen Aufsatze wissen; oder man macht es kurzweg durch: Historische Tragödie ab.

Nur Eines lieber *Herr* Baron: Der 1ste Act, glaub ich, verträgt keine andere Anordnung als die angedeutete. Er muß durch rasche Lebendigkeit der Einleitungsscene, und durch die Schlußrede des Podesta gehoben werden. Der 3te, 4te und so Gott will der 5te werden Ihnen, hoff ich, trefflich gelingen, und Ihnen leicht werden.

2. Kein getödteter Bruder. Ein Schweinhund von getödtetem Vetter verschmerzt sich weit leichter.

3. Bitt' ich Sie kein Waldbruder, vulgo Klausner genannt.

Muth, lieber Herr Baron, Alles wird gut gehen. Vor Allem aber bitt' ich Sie, zerstreuen und erheitern Sie sich, weder Geld noch Zeit schonend. Lassen Sie mich recht bald etwas Erfreuliches von sich hören. Mit aufrichtiger Theilnahme

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Den blauen Entwurf zu 3. 4. 5 Act behalte ich hier, wenn Sie ihn nicht brauchen, bis zum Erscheinen des grünen.

46.

Enk an Münch.

Melk, gegen Ende Jänner 1837.[1]

Lieber Herr Baron!

Tröstlicher für Sie und Ihre Hoffnungen ist mir lange nichts gewesen, als daß Sie über die Stoffe sich klar geworden. Ich mußte es Ihnen verschweigen, um Ihre Verwirrung nicht zu vermehren: aber es hat mir schwer auf dem Herzen gelegen. Daß Sie Imelda so richtig bezeichnen, ist eben so viel werth. Sie haben also das Bedürfniß einen tieferen Stoff zu gewältigen. Macte. Der war nun in Ines und im milden Urtheil. Imelda kann inzwischen ein sehr intressantes Stück werden. Die Nothwendigkeit denselben im ersten und 2ten *Act* durch alle Künste, wodurch es geschehen kann, zu heben, vorzüglich aber durch ein kräftiges Herausstellen des Parthey-haßes, dadurch, daß Sie Fazio so hell und lebensfrisch; Imelda so besonnen, erst kräftig sich bezwingend und dann fast mit der Gewißheit ihres Unterganges ihrer Liebe sich hingebend, und immer zuerst für den Geliebten bangend, so ätherisch als möglich halten, wird Ihnen ebenfalls noch einleuchten. Nur zu weich darf der Farbenton des Ganzen nicht werden.

Ich sende Ihnen hier blau und grün, wie verlangt. Schicken Sie mir beyde durch Goyser wieder zurück.

Was wollen Sie mit dem eckelhaft langweiligen Retif.[2] Vor dem Teufel muß man sich nicht kindisch fürchten, weil er, wo er kommen will, doch kommt, vorzüglich zu Leuten, die ihm insbesondere zugewiesen, wie z. B. Dichter: aber rufen muß man ihn doch auch nicht. Verlangen Sie inzwischen nach diesem Dreck: che si. Tu ipse videris.

---

[1] Empfangen am 24. Jänner 1837.

[2] Rétif de la Brêtonne, 1734—1805, französischer Romanschriftsteller und Novellist.

2. Eduard — Sie dürfen mir glauben, daß ich einen gründlichen — Schmerz darüber empfinde ich nicht.

Senden Sie grün und blau immerhin durch Goyser. Ich möchte Ihnen gern wenigstens bey 3, 4, 5 Act das Umarbeiten ersparen.

In Eile

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

47.

Enk an Münch.

Melk, Ende Jänner 1837.[1]

Lieber Herr Baron!

Die Anzeige von H*errn von* W*olfs* Floresta[2] habe ich gestern sammt den Büchern (grazie) auf die Diligence gegeben. Ich bitte Sie den Aufsatz H*errn von* Wolf baldmöglichst zuzumitteln, und ihn dann gleich dem Meister D*einhardstein*[3] zustellen zu lassen. Der Brief an diesen in der Anlage. Sie werden daraus ersehen, daß ich keine Indiscr*etion* rücksichtlich Ihrer begangen. Ich hoffe, er wird vernünftig seyn; sin minus: so soll die öster*reichische* Censur mich nicht abhalten, den Fleck zu treffen, wo es ihm wehthut.

Herrn von Wolf bitt' ich Sie zu sagen, daß, wenn er mit dem Schluß der Anzeige unzufrieden, diese so eingerichtet, daß derselbe wegbleiben kann. Aber gebe der Himmel, daß er auf die Idee eingehe. Wie sie leicht und mit Erfolg auszuführen, darüber weiß ich genauen Bescheid, und davon künftig. Auch auf Sie ist dabey gerechnet; darum seyen Sie im Spanischen fleißig.

Ich bitte Sie, mir eines oder zwey von den folgenden Werken zu schicken (Parce me sceleris damnare praecor) und der Faschingstage wegen recht bald.

Les oiseaux et les fleurs allegories moral d'Azzeddin et Mocadessi par M. Garcin. Paris 1821.

Novelle di Ant. Cesari. Fiorenza 829.

---

[1] Empfangen am 30. Jänner 1837.

[2] Wolfs Floresta, angez. von M. Enk in den Jahrbüchern der Literatur, 1837, 78. Bd., Seite 247—256.

[3] Deinhardstein war 1830—1851 Redacteur der Jahrbücher der Literatur.

Gallerie historique des hommes les plus celebres. Sie müßten aber die Güte haben, die Bände anzusehen, denn vermuthlich hat der Verfasser die Alten mit aufgenommen, die ich nicht brauchen kann. Wählen Sie also einen oder 2 Bände.

La Gallerie des femmes fortes; par Magne.

Zürnen Sie mir nicht. Über alles Übrige nächstens.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Sollten die Oiseaux nicht eingeflogen seyn: so bitte ich um Bakhtiar Nameh par Lescalier oder die Contes du Scheyk ol Mokay par Marcel.

Den Brief an Dein*hardstein* bitte nicht mit Ihrem Siegel zu siegeln.

Vertatur.

Eben lauft Ihr Brief ein. Muth, lieber Herr Baron! Ich stehe Ihnen für den Erfolg, wenn Sie Ihrer Bänglichkeit sich entreißen, und muß Alles verloren geben, wenn Sie das nicht können. Ich habe jetzt den festen Glauben an Ihr Talent trotz aller Bocksprünge, die Sie in den letzten Monathen gemacht haben, den ich vor dieser Zeit nicht hatte; weil ich Sie überall auf dem rechten Wege und auf der rechten Höhe fand, wenn Sie nur einen Augenblick ruhig und unbefangen waren. Ich bitte Sie, geben Sie sich dem Teufel nicht muthwillig hin; dem Teufel des Unmuthes, dem schlimmsten von allen, dem ich mein Talent geopfert, und dem Sie das Ihrige nicht opfern sollen.

Was ums Himmelswillen ists denn, was Sie so zerfallen macht. Gris*eldis* hat einen glänzenden Erfolg gehabt; der Adept Anerkennung gefunden. Camoens ist unangreifbar und für die nächste Folge haben Sie ein halbes Dutzend Entwürfe vor sich, wie sie ein Dichter nur wünschen kann. Gilt Ihnen Tieck nicht mehr als der Sch … Lewald?[1] Imelda? — Das Stück wird sich gut machen und ansprechen, aber thun Sie nur dafür, was Sie thun können, und lernen Sie ein Werk reifen lassen. Aber es soll auf einmal fix und fertig aus Ihrem Kopf hervorspringen. Und weil das unmöglich ist, so versinken Sie, und geben sich einer Mißstimmung hin, die das Unmögliche, wenn ich so sagen darf, noch tausendmahl unmöglicher macht.

---

[1] Lewald Johann Karl August, 1792—1871, Romanschriftsteller und Novellist.

Ich sollte zanken mit Ihnen; aber ich habe jetzt nicht das Herz dazu und empfinde Ihren Zustand. Aber ermannen Sie sich, und sagen Sie: Ich will ruhig seyn. Es hilft, glauben Sie es mir, obwohl ich gestehe, daß ich es leider selbst Jahrzehende durch nicht geglaubt habe.

Daß Sie mit dem ersten Act in die Klemme kommen würden, war als etwas Unvermeidliches leicht vorauszusehen. Wie nicht, da Sie schon mit dem Gedanken darangingen, er werde umgearbeitet werden müssen, und ihn doch durchaus nach Ihrem Plane machen wollten. Das Beste, wir besprechen ihn gar nicht, bis das Stück fertig. Mit dem zweyten aber, wo Sie festeren Boden haben, fangen Sie an die Sache anders anzugreifen. Forciren Sie nichts, es läßt sich nichts forciren.

Ich bitte Sie dringend, mit lebendiger Besorgniß für Ihre Gesundheit, denken Sie zunächst daran sich zu erheitern. Vor Allem Morgenspatziergänge bei trockenem Wetter. Arbeiten Sie; aber erheitern Sie sich.

Retif send ich Ihnen später zu beliebigem Gebrauch als Arschpapier. Jetzt nicht; denn (glauben Sie mir) so schlecht ein Buch der Art ist: so ist es der Phantasie in einer Stimmung, wie Ihre jetzige, **allezeit** gefährlich.

Leben Sie wohl und schr*eiben* Sie recht bald. Ego quam primum potero.

48.

Enk an Münch.

Melk, Anfang Februar 1837.[1]

Lieber Herr Baron!

Obwohl ich glaube, daß Sie bei einem Conflict mit Raupel oben bleiben können (1. er ist zu alt für Imelda, 2. . . . .[2]) 3. überhaupt kein Stoff für ihn) so wäre ein solches Zusammentreffen doch facheux für Sie.

---

[1] Empfangen am 11. Februar 1837.

[2] Sieben Wörter, deren Sinn ich nicht verstehe, weil ich sie nur zum Theile lesen kann.

Ganz sicher sind Sie inzwischen bei einem Menschen wie Raupel nie. Wie prächtig hat er nicht Zedlitz in den Grund gesegelt; der freylich von jeher nur $^1/_3$ tragischer Dichter. Für sein der Königin Ehre[1] sollt er billig Nacht für Nacht eine Kolik haben. Auch mag ich ihn sonst nicht, und halt ihn

— — für einen (aristokr.) Windbalg dazu
Gott verzeih mir wenn ich ihm Unrecht thu'.

Ich weiß nun, um die 3 Stoffe zu erfahren keinen bessern Rath als sich an den (wackern) Treitschke zu wenden, und die Sache amicabiliter (wollen Sie mich bei Treitschke, ist in Berlin) vorschieben (Berlin muß er auf sein Horn nehmen) qu'il *soit*. Für jeden Fall verschafft er Ihnen am leichtesten und schnellsten Auskunft. Si — dann frisch an die Ines (wenn nur die nicht selbst dabey) si non — fort mieux.

Maria Stuart — Macte. Dergleichen hohe Gedanken sind immer lobenswerth. Ich hoffe Sie haben W. Scotts Abbot gehörig zu Gemüthe genommen.

Ihr unveränderlicher
M. Enk.

Den 3 . . . lege als Erinnerungszeichen und Geschenk (Parce) die Übersetzung des Oedipus von Griepenkerl[2] bey. Er hat sie mir zugeschickt und Melpo*mene* und Zeitmessung[3] bey ihm . . . So was kann man sich gefallen lassen, auch wenn man keine Freude daran. Und so leg ich sie denn wieder in liebe Hände.

Et reliqua.

49.

Enk an Münch.

Melk, Ende Februar 1837.[4]

De gripia vehementer doleo. Spero te valetudinem recuperasse.

Die Bücher aus der Bibl*iothek* gebe heute auf die Diligence. Mille grazie. Ich habe keine ganz schlechten Geschäfte damit gemacht. Die Sache ist, daß ich des Geldes wegen Spaltenfüllsel und für die Zeit, wo ich zu eigner Production nicht aufgelegt, Beschäftigung brauche. Nun sollen die Bücher eine bequeme Faulheitskrücke geben; besonders beym Erzählen. Ich habe einen wunderschönen Stoff zu einer Novelle, und doch eckelt mir im Voraus vor dem Niederschreiben. Hab ich etwas vor mir besonders Verfehltes, was sich besser machen läßt, so geht es leichter.

---

[1] Der Königin Ehre, Schauspiel in fünf Aufzügen von Josef Christian Freiherrn von Zedlitz. Zum erstenmal gedruckt 1828. (Dramatische Werke, Zweiter Theil, Stuttgart 1834.)

[2] König Ödipus, übersetzt von Wolfgang Robert Griepenkerl. Berlin, Posen und Bromberg 1835.

[3] Enk M., Über deutsche Zeitmessung (aus den Wiener Jahrbüchern im Anschluss an Platens Gedichte). Wien 1836.

[4] Empfangen am 27. Februar 1837.

Ich bitte Sie nun um Viardots Etudes sur l'histoire et la lit. Espagnol.

um Cintio (Cinzio, Giraldi) Ecatommiti. (Das glaube ich ist der rechte Mann für mich.)

und um Pignati oder Lodoli Favole. Mir schwebt so etwas von einer Thiernovelle vor, und ich brauche einen glücklichen Stoff.

Da die Hofbibl*iothek* bald Ferien und ich in den Osterferien Zeit: so — zürnen Sie mir nicht. Bitte, bitte.

Deinhardstein. Novi hominem. Am besten Sie werfen hin. Ich werde die Griseldis liegen lassen, bis ich mit den Hohenst*aufen*[1]) fertig.

Lembert. Non aliter sentio. Proxime.

Die Entwürfe. Fiet. Nur machen Sie jetzt Ernst mit der Imelda. Caetera adjicientur vobis.

Schlußvers: — den Leib mag Erde decken.

(der Leib zerfällt in Staub) — doch liegt glaub ich oft viel daran; aber im 2ten Vers kräftiger: Sein Geist, statt der Geist.[2])

Viel Glück von ganzem Herzen!

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Und nun meinen Handkuß und die dringende Bitte an Ihre Fr*au* Schw*ägerin* mich für keinen Tolpac zu halten, und für keinen Stock. Es wäre mir unmöglich anders, als in einem schönen Augenblick an sie zu schreiben, und der hat sich lange nicht gefunden. Ich bitte Sie nicht zu vergessen, und mir zu schreiben, wie es ihr geht.

Eduard — Kaltenbäck: faule Fische. Gelegenheitlich wird es gut seyn, *Eduard* zu bemerken, daß man im Umgang mit jungen Leuten, und überhaupt in Betreff lit*erarischer* Angelegenh*eiten* behutsam sein müsse.

---

[1]) Damit werden wohl »Die Hohenstaufen« von Ernst Raupach gemeint sein, welche 1837 erschienen. Vgl. Seite 76.

[2]) Der Schluss von Camoens lautet:

»Todt? Nein! Nicht todt! Den Leib mag Staub bedecken.
Der Geist lebt fort zu zünden und zu wecken!«

An me suspiciosum putas. Novi istos homunciones. Tibi cave: mihi cave.

Lupum 1000000000 — Proxime.

Et reliqua. Cura ut valeas.

50.

Enk an Münch.

Melk, Anfang März 1837.[1]

Lieber Herr Baron!

Eine große Freude haben Sie mir nicht damit gemacht, daß Sie Grau[2] im Allgemeinen richtig faßten, woran ich nicht zweifelte: sondern mit dem Ausdruck »eine maurische Cassandra«. So etwas ist mehr als eine gute Num*mer*: es ist ein sicherer Untergrund. Darum Muth. Es wäre doch sonderbar wenn Ihr Vertrauen in dem Grade abnähme, wie das meinige wächst. Zu hoffnungsreich, allzu bonito, bonito zu seyn, können Sie mir gewiß nicht vorwerfen. Ich bin im Gegentheil so zäh, wie es nöthig. Nur Unbefangenheit, ums Himmelswillen! Früher war Ihr Zagen und Bangen verzeihlich. Aber Achtenswerthes ist bereits geleistet. Zu wenig. Es soll auch mit Gottes Hülfe viel mehr werden, und wird es, wenn Sie Ihre Kräfte nicht muthwillig aufreiben.

Nur nichts erzwingen wollen. Was sich Ihnen nicht in unbefangener ruhiger Anschauung biethet, das werden Sie nicht erzwingen und nicht ergrübeln. Kommt es heut nicht, kommt es morgen, weil es Gott sey Dank da ist.

Ich hege für dieses Frühjahr und Sommer schöne Hoffnungen für Sie. Camoens und aus dem Dicken mit der Imelda heraus. Die folgenden Acte leichter, und Ihnen zusagend. Das Weiterschreiten jetzt sicherer; da der Stoff heimischer in Ihnen geworden. Wäre er es durch eine vorangehende poetische Anschauung geworden (wie es hoff ich bei Nr. 4 — Camoens als Kleinigkeit zähle ich nicht — seyn wird) so hätte Ihnen auch der 1ste Act weniger Noth gemacht.

---

[1] Empfangen am 9. März 1837.

[2] Die Briefe sind auf weißem, gelbem, grünem, blauem oder grauem Papiere geschrieben. Bisweilen ist die Wahl der Farbe bedingt durch den Inhalt der Briefe. Vgl. z. B. Brief 57. Der Ausdruck »Grau« scheint die Farbe eines Briefes Enks an Münch zu bezeichnen, der aber verloren ist, da die unmittelbar vorhergehenden Briefe nicht auf grauem Papiere geschrieben sind.

Vor allem bitt' ich Sie die Bastey fleißig zu benützen, und häufige Morgenspatziergänge zu machen. Gerne wäre ich ausführlich. Ich kenne das Capitel wie man sich hypochondrisch arbeitet.

Lupus wünscht, daß wir einige Stücke aus der Floresta übersetzen. Sagen Sie, was Sie wählen, damit ich den Finger weglasse, und wir nicht zusammentreffen. Ich dachte für die Wiener Mode-Zeitung.

Eduard! Turpe et miserabile! Proxime. Nur bitt ich Sie wegen Czermac.

Schreibe dieser Tage. Die Arme! Seyn Sie recht theilnehmend, und dabey heiter, und bey ruhiger Klarheit doch decidirt, wo Sie auf ihr Gemüth wirken wollen.

Leben Sie wohl. Mit aufrichtigem Dank für Ihre Bemühung

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Retif nächstens. Jetzt ja; jetzt zwingen Sie sich das Buch zu lesen. Proderit.[1] Aber in Perioden der Abspannung lassen Sie den Teufel ja nie mit dem Schwefelfaden an *das* Pulverfaß der Phantasie.

51.

Enk an Münch.

Melk, Anfang Juni 1837.[2]

Lieber Herr Baron!

Ich hoffe Sie haben die Sendung bereits erhalten.

Deinhard*stein* scripsit. Er scheint oder ist vernünftig geworden. Rescripsi, urbane. Seyen auch Sie verbindlich, ohne hingebend zu seyn. Ne noceat. Auch war es wirklich Verdienst um Sie, daß er die ersten Eröffnungen wegen der Gris*eldis* so bereitwillig aufnahm.

Das vom Menschen hat mich überrascht und nicht wenig. Es wäre eine schlimme Nummer für Sie, wie für mich, wenn Sie es ernstlich glaubten. Ich liebe Sie jetzt zunächst als Mensch: so sehr ich mich Heu! Heu! etwas zu lieben **getraue**; und habe mich gefreut, daß Sie die Imelda über dem Referat liegen ließen. Ich meine es ist ein Locus classicus bey mir wie bey Ihnen.

---

[1] Vgl. zur Stelle Brief 47.

[2] Empfangen am 9. Juni 1837.

Eduard! Heu! Heu! Perge quaeso per Deum ihrentwegen, die so gut, und mein guter Engel. Gott wirds Ihnen lohnen. Was dazu gehört begreife ich.

Mündlich! Ja freylich! Es möchte gut seyn, wenn Sie jetzt ein paar Tage kommen könnten, und dann scheint es mir doch wieder besser zu sparen.[1]

Ich wollte wir hätten den 2ten Balduin vor 6 Monathen gehabt obwohl ich an der Imelda nicht verzweifle.

Bücher bitte bitte. Ist von Raupels comicis etwas erschienen, oder was Sie sonst haben.

Darf ich durch Goyser nichts mehr schicken. Sind Sie in Dornbach? Frau Schwägerin, Rettich. In Eile

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

52.

Enk an Münch.

Melk, Mitte Juni 1837.[2]

Lieber Herr Baron!

Da ich den heut auf die Post gesandten Brief nicht gerne zurücknehmen mag, so sende ich demselben den zweiten nach.

Sie ruhe sanft; ich habe gut von ihr gedacht.

Sie werden sagen ich sey ein fühlloser Hund; da ich mich aber einmahl für ihren Freund erklärt: so kommt es mir zu, zu thun, was Ihnen frommt. Möge der Stachel ja recht tief sitzen. Lassen Sie ihn nachschwären. Nur thun Sie das als Mann.

Ein Stück tragischer Lebensanschauung ist hier allerdings zu lernen. Denn läugnen Sie es, es konnte anders gehen, wenn Gusti nicht aus dem Hause gekommen. Auch schlechter. Gewiß. Hier stehen wir bey der tragischen Nichtigkeit alles Erkennens. Wer weiß es? Gott. Wir wissen gar nichts, außer Einem.

---

[1] »Relecta tua epistola — ut videtur tibi, non ut mihi — sin minus — so schreiben Sie bitt' ich kurz Ihrer Zeit wegen, aber klar und unumwunden.« Anm. Enks.

[2] Empfangen am 17. Juni 1837.

Es ist wahrscheinlich, daß *Gusti* noch lebte, wäre sie im Hause geblieben, und es ist wahrscheinlich, daß sie geblieben wäre, wenn Eduard und Sie — Ich meine Sie können sichs, wie ich, anders denken, als es war. Und das ists, was wir wissen; das allein: Was wir sollen.

Sie werden darin einen harten Vorwurf sehen. Den will ich Ihnen nicht machen trotz meines Wunsches, daß dieser Schmerz furchtbar werde.

Es irrt der Mensch so lang er strebt; und Ihr Irren war hier ein verzeihliches. Der Irrthum führt aber überall zur Klarheit des Erkennens. Wenn dieses reif: so fällt die That damit zusammen. Das ist die tragische Versöhnung.

Eduards Kommen. Heu! Ich bitte Sie schreiben Sie mit **umgehender Post** zwey Zeilen, daß Sie seiner **dringend** bedürfen. Daß er studiere ist unwidersprechlich das Nöthigste. Mild? Nun ja, attamen —

Mit unveränderlicher Liebe

Ihr
wie Sie selbst sehen unveränderlicher
M. Enk.

53.

Enk an Münch.

Melk, Anfang Juli 1837?[1]

Lieber Herr Baron!

Frau von Wöß geht heute (Ihr, nicht mein Gedanke oder doch in einer Minute) nach Wien ab. Daß Sie die Stelle aus dem bereits aufgegebenen Paquet Eduard unter diesen Umständen nicht mittheilen, sagt Ihnen ein Zettel und es wäre nicht nöthig, deswegen zu schreiben. Aber in andrer Hinsicht. Ich bitte Sie nehmen Sie alles, was an Umsicht in Ihnen, zusammen, um den erschütterten (und das wäre doch das nöthigste) Feuerkopf zu recht zu bringen. Welche Plage Sie mit Eduard, das danke Ihnen der Himmel; und daß ich es begreife glauben Sie mir. Gegen das Schauspiel spricht die Mittelmäßigkeit seines Talents: und er weiß nicht, wie schwer das eminente Talent durchdringt; noch weniger wie das mittelmäßige. Gott erleuchte ihn. Könnt' er einen Effort machen: so wäre noch alles gut — alles wie es hoffe. Optima quaeque quaeso flagitoque.

---

[1] Empfangen am 10. Juli 1837.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

54.

Enk an Münch.

Melk, Anfang September 1837.[1]

Lieber Herr Baron!

Da ich noch immer die Möglichkeit sehe mit meinem Opusculum fertig zu werden: so verzeihen Sie mir den lakonischen Styl.

Grazie. Was bey Eduard zu thun war, gethan; zweckmäßig wie ich glauben darf, und für jeden Fall für die Zukunft viel nahe gelegt. Det Deus incrementum. Ihm hilft nur die Schule des Unglücks.

Also doch das Theater, das ich so gern abgewehrt hätte.[2]

Ich bitte Sie, neben der Milde, das: »Du hast Unrecht« scharf und strenge, selbst herb, aufrecht zu halten. Er ist ein wenig eingeschult darauf. Im übrigen bitt ich Sie zu thun, was Sie können und Dein*hardstein* in meinem Nahmen zu bitten, der etwas thun können wird, mich vorzüglich bey Treitsch*ke* zu entschuldigen.

Leben Sie wohl

Ihr

unveränderlicher verpflichteter und dankbarer

M. Enk.

55.

Enk an Münch.

Melk, gegen Mitte September 1837.[3]

Lieber Herr Baron!

Hier erhalten Sie Immermanns M*anuscri*pt[4] zurück. Ich habe es nicht ohne Mühe, und nur aus Neugierde, hab' ich es überkommen. **So beliebt** es nur er zu machen; es muß und wird wohl recht seyn.

---

[1] Empfangen am 6. September 1837.

[2] Wie schon bemerkt, wurde Eduard Schauspieler am Carltheater in Wien.

[3] Empfangen am 13. September 1837.

[4] Gemeint ist jedenfalls das Trauerspiel »Die Opfer des Schweigens« (Ghismonda) von Karl Immermann, das im Sommer 1837 entstand.

Das war von jeher der böse Geist, der ihn am Seile hielt. Darüber hat er es versäumt die Bühne fest ins Auge zu fassen, und so wurde er zuletzt des Teufels. Ich habe viel gelernt. Lebendig ist mirs fast zu meinem Erstaunen aufgegangen: wie es ein gewisses Machen und selbst Dichten geben kann, ohne alles tiefere Eindringen. Denn die Fehler sind hier schülerhafte und fast unbegreifliche. Übrigens ist er überhaupt zur Blasirtheit herabgekommen. Auch seine Studien über mittelalterliche Poesie haben ihm Schaden gethan. Ich merkte schon bey Merlin[1] so etwas.

Sie können nichts Anderes thun, als das Stück *Deinhardstein* senden. (Er verlangt Ihnen sonst ein Jugement ab, und redet sich gelegentlich auf Sie aus.) Immermann aber schreiben: Sie geständen ihm Sie hätten das Stück vom 3ten Act an und zum 2ten Mahl mit Befangenheit gelesen. Je lebendiger 1, 2 Sie angeregt, um desto mehr thue es Ihnen leid, daß die Cen*sur;* was **Sie in ähnlichem Fall eben so zu erwarten hätten, und was dem Dichter die besten Stoffe geradezu vom Maule wegnähme.** (Die Trivialität der Ausdruck thut hier gut.) Habe es doch schon beym Adepten Anstöße gegeben. Dann preisen, oder admiriren Sie specialiter die glückliche scenische Anordnung im 2. Act (Eseley) fordern zum Druck auf, und werfen ihm noch einen Brocken für die Eitelkeit hin.

Deinhardstein darf nicht wissen, daß ich das Stück gelesen. Bringt er es später zur Sprache: so preisen Sie es **entschieden** in **allgemeinen** Ausdrücken.

Arbeiten Sie **rasch** ohne Grübeley um jeden Preis.

Rettich, vor allen Ihre *Frau Schwägerin* schreiben Sie ihr, daß ich ein Hund bin; (es ist wahr) Eduard, Woeß et cetera.

Sollten Sie mit dem 1sten Act schon fertig seyn: so senden Sie die 1ste Scene und 2te brieflich.

Nomina: ut libet. Orlando[2] kommt oft in der Comoedie vor.

Welche Punkte meinen Sie. Wir brauchen nur und haben im 3ten Act Cesi.

Wo alles an Shakespeare erinnert kann Azzos . . . schaft wenig schaden, und nützt im 4. Act. Attamen ut lubet.

Daß Azzo für Imelda bestimmt ist im 1. Act (2, 3 Verse) zu erwähnen; was ich, glaub' ich vergessen.

Ihr unveränderlicher
Mich. Enk.

---

[1] Merlin. Eine Mythe. Düsseldorf 1832.

[2] So heißt der alte Lambertazzi.

56.

Enk an Münch.

Melk, gegen Mitte November 1837.[1]

Lieber Herr Baron!

Der 4^{te} Act muß schon in Ihren Händen seyn. Ich bitte Sie verderben Sie nichts durch Grübeln. Die Wirkung des Stückes ruht hier rein auf dem Charakter und auf der Entwicklung der Empfindungen; nicht auf dem Prägnanten der Situation im gewöhnlichen Sinn. Diese Eigenheit des Stoffes haben Sie von Anfang her zu wenig ins Auge gefaßt.

Bureau — Hohl es der Teufel 100000mahl. — Ich möchte Ihnen nicht rathen Ihre Pflicht läßiger zu thun; ist aber keine Aussicht, daß es anders werde: so wäre doch an eine Einleitung zu denken. — Wissen Sie auf eine convenable Stelle zu zeigen, so . . .

Eduard Heu! Den 5. Act künftige Woche.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Werner aus der Censur.

Vor einer Stunde die schöne Frau zu Grabe begleitet.[2]

57.

Enk an Münch.

Melk, Anfang Jänner 1838.[3]

Lieber Herr Baron!

Das grüne Papier zeigt meine Hoffnung — wohlbegründet — für die Imelda an.[4] Das Paquet wahrscheinlich schon in Ihren Händen. — Das Stück soll durchaus zu Ende des Monaths in den Händen der Direction seyn.

---

[1] Empfangen am 15. November 1837.

[2] Ich konnte nicht eruieren, welche Frau gemeint sei; in Melk wenigstens ist um diese Zeit überhaupt keine weibliche Person gestorben.

[3] Empfangen am 7. Jänner 1838.

[4] Vgl. Brief 50.

Von *Eduard* hat die Mutter, mir erst vor ein paar Tagen mitgetheilte Briefe. Miser misere; und gib Mutter. Ich enthalte mich der Details, da Sie von ihr einen Brief bereits erhalten oder erhalten werden.

Ich wünsche Ihnen so aufrichtig alles gute, daß es überflüßig etc. *Woeß* Deos fatigat.

Bacciamani.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

58.

Enk an Münch.

Melk, Anfang Jänner 1838.[1]

Lieber Herr Baron!

Es wird Ihnen nicht leid thun, daß der Veränderungen im 1sten und 2ten Act so wenige zu machen, und die Arbeit, weil eine leichte, auch eine angenehme. Das Stück wird seine Schuldigkeit thun. 3, 4 sende nach der Wahl. Wenn nur 5 gut ausfällt. Ihr langes Zaudern läßt mich fürchten.

Bücher mille grazie. Ich bitte Sie um
Schulze Mythologia metrica et moralis
und Peregrini Petroselani Convivales Sermones
sollten Sie nicht da sein um
Crescimbeni Storia Tom. 1mo
und Mercier Fictions morales.

Fenelon fables, et Contes des Fees finden Sie wohl in Ihrem Cabinet des Fees. Bitte! Bitte!

Zürnen Sie mir nicht. — Bacciamani.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Wolf schreibe mit Einem.

Bitte schönstens das Paquet — Withauer **nicht** Lembert — und Brief an Wolf bald abgeben zu lassen.

---

[1] Empfangen am 8. Jänner 1838.

59.

Enk an Münch.

Melk, Mitte Februar 1838.[1]

Lieber Herr Baron!

Das Recepisse damit Sie um das Paquet, das wohl nicht später kommt, als dieser Brief fragen lassen können.

Prälat reist den 21. von Wien ab.

Guilielmo Eder, Monast. Mellicensis Abbati vigilantissimo, S. C. M. Consiliario.

Nächstens sende mit Ihrer Erlaubniß die Fortsetzung der Hohenstaufen.[2] Mit diesen zugleich können Sie Deinhardstein das Exempl*ar* geben, das ich nett zu couvertiren bitte.

Anzeige. Grazie für Ihre Mühe und daß Sie sich so verständig benommen. Das hat mich immer gefreut, wenn mich jemand begriff.

Kommen. Ostern also; aber 3 Bedingungen (da ich sie Ihrentwegen mache: so darf ich mich des hochmüthigen Ausdrucks schon bedienen).

1. Daß Sie bis dahin alle Entwürfe seyn lassen.
2. Daß Sie sich von Wolf eine erheiternde Lectüre ausbitten.
3. Daß Sie täglich spatzieren gehen und sich zerstreuen; daß Sie mir im nächsten Brief Ihr Ehrenwort darauf geben: so wie darauf, daß Sie sich ohne Stirnrunzeln (wie Sie selbst bekannt) unter die Aufsicht Ihrer Frau Schwägerin stellen, und ihr die betreffende Stelle meines und Ihres Briefes mit eigenen Augen lesen lassen.

Wolf schreibe in den Faschingstagen.

Schreiben Sie ob ich *Deinhardstein* praeveniren deutsch succincte et convenienti modo die Nase darauf stoßen soll.

Mit aufrichtiger Liebe und Hochachtung

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

.... alle.

Für ein spanisches *Werk* wird Wolt am besten Rath wissen.

---

[1] Empfangen am 17. Februar 1838.

[2] Vgl. Seite 67.

60.

Enk an Münch.

Melk, 25. Februar 1838.[1]

Lieber Herr Baron!

Ein Paquet mit unzähligen Büchern und Scripturen gestern abgesandt.

Bücher Grazie. Bitte um den Gil Blas[2] etc. Francais aus Ihrer Bibliothek, und um den 1 Theil der Revue. De reliquis scripsi ad Wolfium.

Ist durch die absolute Pfiffigkeit meines Bedienten nicht mein Mor de Fuentes an Sie gelangt?

Die Anzeige der Gris*eldis* und des Adept*en* hat D*einhardstein* geschrieben möge bleiben bis zum Erscheinen der Imelda. Aus 1000 Gründen davon mündlich.

Ich bin heute am Faschingsonntag[3]) grämlich wie ein Hund; demungeachtet aber

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Epistolam Lupo quaeso
tradi cura.

61.

Enk an Münch.

Melk, Anfang März 1838.[4]

Lieber Herr Baron!

De morbo doleo.

Bücher grazie.

Kommen vehementer gaudeo. Nur werden Sie mich den 15. nicht zu Hause treffen. Hübsch wäre es, wenn Sie den 10. oder 11. kommen könnten: wo dann ich den 15. mit Ihnen nach St. Pölten führe (nicht des Ersparens wegen, da ich die Gelegenheit herauf für einen ganzen Tag aufnehmen lassen muß). Quod si fieri nequit 17, 18 aut quandocunque.

---

[1] Empfangen am 27. Februar 1838.

[2] Gil Blas de Santillane, berühmter Roman von Alain René Lesage. 4 Bde. Paris 1715—1735 und öfter.

[3] Diese Angabe ermöglicht die Datierung des Briefes

[4] Empfangen am 6. März 1838.

Was wollen Sie mit dem Trinklied. Anfangs meinte ich Sie hätten sich verschrieben und meinten Italien. Da Sie 2da vice so schrieben: so müßte ich einen Brief nicht erhalten haben. Mir sind wohl abwärts Briefe ausgeblieben; aufwärts nie. Schreiben Sie es also nochmahl ab.

Wolf sagte mir von 2 historischen Stoffen, die er Ihnen nachgewiesen, und die Sie hätten fallen lassen. Er sprach auf solche Weise davon, daß ich glaube, es könne wohl etwas Tüchtiges daran seyn. Ich bitte Sie, wenn Sie die Sache vergessen, vor Ihrer Heraufreise sie nochmahl mit ihm durchzusprechen. Mit aufrichtiger Liebe und Hochachtung

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

62.

Enk an Münch.

Melk, Mitte März 1838.[1]

Die Freude über Ihre Sendung — herzlichen Dank — nicht wenig versalzen durch Imelda.

Daß Sie Ihr Stück nicht verhunzen können und dürfen: darüber sind wir hoffentlich einig. Es hieße eigentlich das Stück zerstören, den Erfolg der Gefahr, und der Kritik die schwache Seite aussetzen. Weil es nun so ist: so muß das che no niet- und nagelfest seyn. Überdieß der Direction gegenüber einmahl sich schwach finden lassen, und etc.

Ob Sie die Verhandlung mündlich oder schriftlich führen sollen wage ich nicht zu entscheiden.

Für jeden Fall versuchen Sie zuerst mit Güte.

Zu Meister *Deinhardstein:* Ich bin überzeugt von Ihrem freundschaftlichen Wohlwollen: aber daß ich mein Stück zerstören soll — Auseinandersetzung der Wichtigkeit der 2ten Scene für die Entwicklung des Charakters der Imelda und die Darlegung der sittlichen Erhebung ihrer Liebe.

---

[1] Empfangen am 20. März 1838.

Capelle.[1]) Immer besser als wenn der Bruder kaum weggezogen holter polter hereinstürzt um Fazio nieder zu stossen.

Bühnenwirksamkeit. — Ich wage es im Vert*rauen* auf mein Stück, meine bisherigen Leistungen, und das Talent der Rettich.[2])

Sollten, was Gott verhüthe, die Eselsköpfe hartnäckig seyn: so: Ich nehme mein Stück zurück — (hinterher: schicke es nach Berlin, Hamburg, Düsseldorf etc., und lasse es drucken.)

Da die Imelda dem Publicum angekündigt, da die vorgeschlagene Änderung eine absurde, und das Wort streichen allgemein verhaßt ist: so lassen sie es nicht darauf ankommen.

Die ganze Verhandlung aber bedarf von Ihrer Seite der heitersten, ruhigsten Unbefangenheit, und kommt es zum Schlimmsten ruhiger Festigkeit. Caveto, daß Sie sich nicht hinreißen lassen. ne verbosior.

Übrigens Muth, Lieber Herr Baron. Was Sie erfahren, haben Schiller und Göthe in reichem Maaß erfahren. Lesen Sie die Flucht des Ersteren nach Mannheim, und Sie werden eingestehen, daß Ihre Noth Marcipan gegen Commisbrodt ist.

Rückert sende nächstens sammt d . . . D . . .

Leben Sie wohl und schreiben Sie recht bald.

Ihr unveränderlicher

M. Enk

Brief an Woeß überflüßig. — Dicam.

Eduard **kein** Geld. Egregie.

63.

Enk an Münch.

Melk, Anfang April 1838.[3])

Lieber Herr Baron!

Tausend Dank für Ihre Vorsorge um *Eduard.* Thun Sie es dem lieben Gott zu liebe!

---

[1]) Vgl. die Decoration des V. Actes.

[2]) Rettich spielte die Rolle der Imelda.

[3]) Empfangen am 10. April 1838.

Die Mutter seit 8 Tagen mit bösartigem Husten geplagt, und noch mehr geistig als physisch erschöpft. Es ist also recht gut, daß *Eduard* jetzt nicht kommt.

Wie er zu behandeln? Sie sind gewiß einverstanden, daß bey der Ihnen ohnedieß eigenen Milde, alles darauf ankommt, daß er sich sehen lerne, wie er ist und war. Dem dürfen wir nicht ein Haar vergeben. Das sprechen Sie bey jeder Gelegenheit ruhig, aber fest, und entschieden aus. Ich weiß sonst nichts.

Geld keinen Pfennig, als was er verdient und die 5 fl. Macht er Schulden: so mag er sehen, wie er auskommt.

Von mir: Treue Gesinnung gegen *die* Mutter: aufrichtig gut gemeint mit ihm — quamdiu meliora speravit — er achtet sie nicht, und ihre Selbstsucht ist ihm ein Abscheu. Merito.

Was sagen Sie zu Antiope.[1] Magis magisque arridet — inzwischen arridet. Inzwischen ist es glaub ich zu früh. Für jeden Fall stellen Sie nichts fest. Nur die Vita nuova bleibe festgestellt. Haben Sie doch jetzt schon nie Mangel mehr.

Was sagen Sie dazu, daß bey Lope eine Ines, ein Alvaro de Luna, ein Alarcos, die siete Infantes.

Ad vocem Musenalmanach, bitt' ich Sie Schuhmacher[2] (bonus aber durch Unglück verbittert: so daß es einige Behuthsamkeit mit ihm bedarf) von mir herzlich zu grüßen, und ihm zu sagen: 30jähriges Klosterleben habe den Dichter todtgeschlagen; ich mache kaum noch gelegentlich einen Vers mache (sic!) und es für Arroganz hielte, in Reih und Glieder der Dichter einzutretten. Non scripsisse benigne excuset — occupatissimum. Womit braucht er nicht zu wissen.

Autographen. Mille grazie. Auch ich habe schöne Aussichten. Einen interessanten Adam Müller bereits erobert. Die Sammlung soll einst nach meinem Wunsch ohnedieß in Ihre Hand übergehen. Das Stift soll sie nicht haben.

Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

---

[1] Antiope, Plan zu einem Drama.

[2] Andreas Schuhmacher gab 1840 einen »Österreichischen Musenalmanach« heraus.

64.

Enk an Münch.

Melk, Anfang April 1838.[1]

Lieber Herr Baron!

Da ich mir Abends mein Papier zu Lope (solches wie das worauf Antiope) abhohlte: so fand ich daß der Buchbinder noch einigen Vorrath gegenwärtig. Er will mir 2 bis 3 Bücher (eines um 30 kr. W. W.) überlassen. Da es nun leichter als das grüngraue, und bey Sendungen an Porto das Porto dieses Briefes auszahlt: so

Nur müßte ichs bis Ostermontag Mittags wissen, da der Hofmeister vielleicht schon Dienstag zurückgeht.

Frau von Woeß der ich Ihren Brief erst gab, als ich den meinigen abgegeben, dankt Ihnen auf das herzlichste. Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

65.

Enk an Münch.

Melk, Mitte April 1838.[2]

Lieber Herr Baron!

Die beyden Paquete belieben Sie Donnerstag Früh bey Herrn Hofmeister abhohlen zu lassen. Eine Gelegenheit herauf weis ich für lange Zeit nicht. Am besten die Diligence und cum de mea re agatur unfrankirt.

Sammeln Sie ja fleißig fort, wir haben brillante Aussichten. — Nächstens mehr.

Auf Ihren Brief läßt sich nicht a la hate antworten. Ja und Nein!!! Wozu es führen kann, drängte sich mir im ersten Augenblick auf; aber die Sache will mit Sammlung betrachtet seyn.

Leben Sie wohl. P. D. J. d. n. Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

---

[1] Empfangen am 11. April 1838.

[2] Empfangen am 16. April 1838.

Bitte.
Brief dem Lupus (pressirt nicht).
Von den Paqueten (wenn 2)
Num. 1. Ebersberg.
2 Lembert.
wenn Ines: Ebersberg weg (ungern durch Eduard etwas
für mich besorgt — Ich trau' nicht.)

66.

Enk an Münch.

Melk, gegen Ende April 1838.[1])

Lieber Herr Baron!

Ein Blatt bey einer Materie, die ein Buch fordert, dürfte Ihnen von meiner Seite Saumseligkeit oder Flauheit scheinen, wäre Ihnen nicht bekannt, wie langsam meine Art und Weise ist. Et sic fortasse haec altius penetrabunt, ipse ea laboriosius pertractaveris.

Classisch und romantisch. Ich empfehle Ihnen als Stoff zu weiterem Nachdenken die Rec*ensio* optimi Lupi über d*en* Moro exposito[2]) (Habe sie.) *Herr von Wolf* hat mit einem Schlag (glaube ich) den Nagel auf den Kopf und mit einem 2^{ten} darneben getroffen. Darneben. Der Begriff Romantisch läßt sich nicht in das Volksthümliche setzen, weil es sich eben um Unterscheidung des Eigenthümlichen im Volksthümlichen der Poesie der Alten und Neueren handelt. Communis aliorum (non optimi Lupi singularis) error ut mihi videtur, daß sie diesen Unterschied mehr als materiellen, denn als formellen aufgefaßt, ihn mehr in allgemeinen Zügen darzustellen versucht, als den Bedingungen seiner Gestaltung als einer (psychologisch) nothwendigen nachgeforscht.

Religion, sittliche Liebe, und Heldengeist, wie bey den Neueren aber begränzt besser beschränkt in der Auffassung durch die strenge Beziehung auf das wirkliche Leben; daher auch für die Poesie Klarheit, scharfe Bestimmtheit, und Ebenmaaß ihnen in dieser

---

[1]) Empfangen am 24. April 1838.

[2]) »El Moro exposito o Córdoba y Burgos en el siglo decimo. Leyenda en doce Romances por Don Angel de Saavedra (1834).« Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik. Herausgegeben von der Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin, Stuttgart und Tübingen. 1835. II., 563—575.

Beziehung selbst gegeben, und in ihnen sich nothwendig entwickelnd; die Neueren das ganze Leben an ein Übersinnliches und Unbestimmtes knüpfend, dadurch selbst gewiesen an das, was den Character ihrer Poesie ausmacht: ideale Erhebung und Unbestimmtheit; freyer Schwung und excentrische Ungebundenheit der Phantasie; Reichthum, freye Entfaltung und Faseley; Tiefe der Absurdität. Daß die Formen nicht scharf (rücksichtlich einzelner Werke) abgegränzt, ist vollkommen richtig und Göthes natürliche Tochter ist und .... mehr classisch (fast möcht ich sagen ganz) als romantisch.

Bürgerliches Trauerspiel. Der Teufel hat Sie einmahl beym Rockzipfel erwischt, und wie ich sehe, noch nicht ganz losgelassen. Ich habe Ihnen darüber Untröstliches und Tröstliches zu sagen.

Untröstliches.

Engaño womit er Sie gefaßt. Eine Reihe sehr wirksamer, nicht allzuschwerer und verhältnißmäßig schnell zu fertigender Bühnenstücke.

Desengaño (obwohl wir einig, daß alles Menschliche in jeder Sphäre ächt tragisch seyn könne) die Bedingungen ächt tragischer Tiefe, und künstlerischer Gestaltung bleiben hier wie dort.

b. Die gediegene Prosa kaum weniger fordernd, als die metrische Bearbeitung.

c. Porro: Ist es gut und erlaubt jenes Erhebende was im Formellen der höheren Tragödie aufzugeben. Der große Dichter muß der Neigung seiner Zeit zur Flachheit nicht nachgeben: sondern sie zu sich erheben.

Tandem: Glückt es Ihnen nicht recht gut: So sinken Sie ganz säuberlich zum französischen Drama herab. Turpe et miserabile. Glückt es Ihnen recht gut: so verhudelt und versudelt das Imitatorum pecus Alles, und Sie haben nur Schaden gestiftet.

Tröstliches.

Die Möglichkeit einer Reihe ächt poetischer Dramen (wohl wenn Sie die Gestaltung einmal fest gemacht leicht zu fertigen) zum Theil in Versen immer reimlosen (höchst ausnahmsweise in den Schlußzeilen); zum Theil — Prosa.

Sehr Tröstliches.

Was sagen Sie dazu, daß im ersten Theil des Lope nicht weniger als 4 Stücke gefunden, unbestreittbar bey einigem Geschick zu solchen Bearbeitungen treffliche Bühnenstücke geben. Also Corragio. Spatzierengehen. (Macte! teste Albertina optima) keine Nothzucht. — P. D. v. n.

Sehr Untröstliches.

Hätte ich über Ihren Juden zu sagen; da Sie mir aber so herrliche Autographen geschickt: so spare ich es bis nach 14 Tagen, 3, 4, 6 Wochen; weil ich hoffe, daß Sie chestens selbst einsehen werden, daß das höchstens eine mittelmäßige dramatische Novelle geben könnte, und Sie selbst diese nicht zum glücklichsten angelegt.

Nun die Allotria.

1. Für Frau Schwäg*erin*. Große Freude. Baciamano. Proxime.

2. Für Herrn Schwiegervater wenn Kaiser Franz von ihm meinen geziemenden Dank und Respect.

3. Frau von Rettich. Ich bitte Sie meinen Dank *zu* entrichten und ausdrücklich zu sagen, daß ich an Ihrer Zumuthung unschuldig. Ich bitte Sie darum, lieber Herr Baron, im vollsten strengsten Ernste.

Autographen: Wir bringen eine treffliche Sammlung zusammen. Herrliche Aussichten. Ich bitte Sie, ermüden Sie nicht.

Memoires diabel. (Grazie; Hundsseele, köstliche psychologische Details) diese Woche.

Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

67.

Enk an Münch.

Melk, Ende April 1838.[1]

Lieber Herr Baron!

Die Bücher empfangen. Mille grazie.

Den Juden hatte ich darum so kurz abgefertigt, weil ich glaubte Sie würden am besten thun, den Stoff ganz fallen zu lassen. Der Jude ist zu unsrer Zeit kein Paria mehr; er steht daran, der Herr der Welt zu werden. Den Genuß aller bürgerlichen Rechte gönnte ich ihm gern; aber er will nicht gleich sondern isolirt stehen; er will mit den übrigen Bürgern nicht zusammenschmelzen; er will nicht den Acker bauen, und nicht Kriegsdienste thun; er will nur schachern und durch den Schacher und Geldwucher sich Alles zinsbar machen. So sehe ich die Sache und so sehen sie Viele. Ihre sehr einseitige philantropische Ansicht wird also eben so eine starke Parthey gegen, wie für sich haben.

---

[1] Empfangen am 29. April 1838.

Überdieß. Unter Napoleon war der Jude, der es zum Oberst gebracht, wohl nicht in großem Embarras: da Napoleon selbst eine jüdische Legion errichtet hatte. Doch ich habe keine hinreichende Notion darüber (wie Nathan im Squaterleben sagt) rathe Ihnen aber für jeden Fall sich zu informiren: da der Paria Grundbedingung Ihres Stückes. Diese nehme ich denn an, und nun:

Calculire (sagt Nathan). Ein Jude kann als Mensch auf ein Haar so viel Werth haben, als ein Christ. Hat er ihn aber: so muß er sich desselben auch bewußt seyn: und ist er das nicht: so ist er dessen auch nicht sicher, und calculire das Mädchen, das ihn heyrathen wolle, sey desselben eben so wenig sicher.

Calculire ferner, es gäbe eine Classe (seltner) weiblicher Naturen, die bey hoher Bildung, und einer regen Empfindung eine so überwiegende Klarheit und Schärfe des Verstandes verbinden daß dieser das eigentliche Princip ihres Lebens ist. Sie sind weder unweiblich noch unpoetisch; im Gegentheil beydes Letztere in vorzüglichem Grade und auf die rechte Weise, weil ihr Verstand eben so sicher und richtig, als scharf und klar ist. Ein solches Mädchen setzt sich leicht über den Juden weg; aber zuverlässig nicht über den Mann, der seines Werthes nicht vollkommen sicher ist.

Calculire, Sie sehen wo das hinaus will; wenn ein guter Theil des Widerlichen des Stoffes bey Seite geschoben, und das Licht nach einer ganz andern Seite geworfen werde. Dabey aber habe ich die Notion, daß darum nicht minder ungeheure Schwierigkeiten bleiben.

a. Die Characteristik (Marie und Lowel).

b. Der Durchführung und Anordnung.

Es gibt im glücklichsten Fall ein gutes 4actiges Drama wie Vormund und Mündel,[1] und wäre wie dieses ganz in Prosa und großentheils in derselben Sprache zu schreiben.

---

[1] Vormund und Mündel von Ernst Raupach.

Lüstet Sie nach diesem Nebenher en hora buena sea. Sie haben jetzt Ferien. Vor der Nothzucht aber hüthen Sie sich: sie straft sich sicher an Ihnen.

Für den schlimmsten Fall haben Sie Balduin etc.

Erobert: Metternich, Baron B . .; Carboga. Trefflich Joseph II, Haydn, Herder, Blücher.

Leben Sie wohl. Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Den Kunstenthusiasmus bei Seite, finden Sie die Marina, die ich meine so ziemlich in Öhlenschlägers Corregio — die Schmeichelkatze wäre zu ermäßigen.

Krone von Cypern. Irre ich mich oder haben Sie vergessen, daß diese vor ein paar Jahren von Schenk [1]) bearbeitet erschienen.

68.

Enk an Münch.

Melk, Anfang Mai 1838. [2])

Lieber Herr Baron!

Wenn Sie Besseres haben (und so wie ich Ihre Lyrica kenne glaub' ich sogar) ohne peinliche Wahl. In Beziehung auf die Napol*eonische* Periode ist Thusnelda eine Ilias post Homerum (in dem Sinn daß es damit nicht mehr an der Zeit, und damit das Effectmachen wollen ziemlich deutlich ausgesprochen); die allgemeine Beziehung auf Ersteren und *Groß* - Hoffinger ist nicht herausgestellt und läßt sich nicht herausstellen. Wie immer aber müßten Sie für jeden Fall die letzte Strophe ändern, die matt ist. Vorzüglich den letzten Vers.

N. 7. Warum der Türke? Der trunkne Übermuth in . . . . Jubeltag aut tale quid.

Rücksichtlich meiner bitt ich Sie Schuhmacher genau nach meinem Recept zu bedienen.

---

[1]) Schenk, Eduard v., Die Krone von Cypern, 1835.

[2]) Empfangen am 6. Mai 1838.

In Betreff Lopes hab' ich allerdings die triftigsten Gründe
1 daß ich außer dem Carlos perseguido[1] nichts auf dem Papier und
2 Sie das Original nicht haben.

Judaeus? Warum nicht; und wären nicht so viel solche Intermezzos, als Sie wollen: wenn Sie das höhere *Trauerspiel* nicht aus den Augen verlieren. Denn sonst lohnte es nicht der Mühe, daß Sie angefangen. Also aufs Grüne, und so Gott will zum Abschluß gelben. Übrigens werden Sie hier auf eigene Schwierigkeiten stoßen: aber Muth!

Hüthen Sie sich den Vater zum gemeinen Juden zu machen. Ein schlechter Mann; Jude, aber mit dem Juden fertig. Eine Verwandte hat dem Flüchtigen, wie er sich fand Landgut vermacht da sich eben Spuren fanden nach früheren fruchtlosen Nachforschungen. Die Schwester auf dem Punkt eine glückliche Heyrath zu machen (der Bedingung des Juden bleibens oder geblieben seyns **keine Erwähnung** des Convertirens wegen) das .... nur als Jude etwas werth, die Anerkennung wird auch nicht fehlen, aufs stärkste heraus zu heben. *(?)*

Tacit. Annales. 1, 57.

Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Deinh*ardstein*. Büberey mit französischem
Zuschnitt. also mir 6mahl verhaßt.

69.

Enk an Münch.

Melk, gegen Mitte Mai 1838.[2]

Lieber Herr Baron!

Das Überschickte — mille Grazie!

Unter heutigem Datum geht ein Paquet an Sie ab. Ich bitte Sie Montags darnach fragen, und längstens Dienstag Ebersberg sein Theil geben zu lassen (wo möglich nicht durch Eduard.)

---

[1] Carlos el Perseguido. Vgl. M. Enk, Studien über Lope de Vega Carpio. Wien 1839. Seite 12 ff.

[2] Empfangen am 13. Mai 1838.

... und ... bitte bald möglichst zurückzusenden; etwa durch *Herrn* Hofmeister in der Pfingstwoche.

Gyges in der Anlage gut, in der Ausführung elend. Sie haben keinen Begriff, wie zuwieder mir das Erzählen. Mir eckelt davor.

Eduard. Ich bitte Sie um Gotteswillen daß der Schuft ja weder das eine noch das andre Geld in die Hand bekomme.

Über alles Übrige proxime auf das ausführlichste. Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

70.

Enk an Baronin Tinti.

Melk, 27. Mai 1838.

Hochwohlgeborne
Hochverehrte Frau Baronin! [1]

Da es beym Abgang Ihres Schreibens mit den Augen Ihres Herrn Schwagers so schlimm stand, daß er noch nicht einmahl ein wenig unter seinen Papieren kramen durfte: so ist er wohl auch wenn der meinige anlangt gezwungen, sich Ihrer Augen zu bedienen, weßwegen ich diese Zeilen geradezu an Sie richte. Ohnedieß habe ich ihm nur wenig zu sagen, und dieses erlauben Sie mir nach hergebrachter Weise zu stylisiren.

1. Marchangy gestern abgegangen.

2. Milde Urtheil bis zum 4 Act (der 5te ohnedieß in Ordnung). Er mag sich auf diese Arbeit freuen; sie wird (im ganzen) rasch fördern. Läßt er sich vorlesen: so Ahnfrau (einige Scenen wiederhohlt, so daß die Trochäen sich recht ins Gehör geben) — Arzt seiner Ehre etc.

3. Soll ich den Juden senden. Er muß durchaus zuerst nach den gegebenen Andeutungen aufs Papier, und mehr Gestalt gewinnen, eh sich etwas sagen läßt. Der Stoff ist zu delicat.

4. Bajadere; ja; nur nicht so, wo die Behandlung rein epischer Stoffe nun in gesegneter Menge; und nun kommt erst noch Lope. Darum: Animo.

5. Calculire, wie *Herr Baron* wohl diese Augenentzündung verschuldet haben könne, und habe die Notion, der Himmel habe sie ihm zur Strafe für die finstern, auf die von demselben ihm bestellte

---

[1] Baronin Albertine von Tinti, geborene Baronin von Schloissnig.

Warnerin geworfenen Blicke gesendet. Habe die Notion, die Strafe sey eine wohlverdiente, und kann mich daher nur im Fall einer bereits erfolgten gründlichen Besserung zu einem mäßigen Mitleid bewogen finden.

6. Sich **ohne Verzug** (es kostet eine Bagatelle, und geht ohnedieß für jeden Fall 6 Wochen hin bis er's erhält) Goes Cuningham über den moralischen Ehbruch (Leipzig bey Kummer 1814) durch Gerold verschreiben zu lassen. Auf dem Platz ist es schwerlich. Doch mag Eduard herumlaufen und sich umthun.

Hier endigt die Epistel an Herrn Baron.

Der Versuchung die zweyte an Sie, hochverehrte Frau! sogleich daran zu knüpfen, kann ich um so weniger widerstehen: da ich Ihnen noch die Antwort auf Ihr letztes Schreiben schulde. Wie viele Freude mir die milde Resignation, die aus Ihren Zeilen spricht, gemacht hat, kann ich Ihnen nicht sagen. Bey dieser verharren Sie; sie ist die Ihrem lauteren Gemüth am meisten zusagende. Wie hoch ich dieselbe anschlage, kann ich Ihnen nicht wahrer und ehrlicher sagen, als wenn ich Ihnen gestehe, wie fern ich mich selbst immer von dieser milden Resignation gefühlt habe. Auch freue ich mich lebendig, den wahren Gehalt Ihres Gemüthes richtig erkannt zu haben. So darf ich denn wohl sagen, daß Ihre Briefe den höchsten Werth für mich haben: da sie durch die Belehrung, die ich mir daraus nehme, sehr wohlthätig auf mich wirken.

Über . . .[1] — urtheile ich ganz anders als Sie. Ich gebe Alles zu, was Sie Gutes von ihm rühmen: nur mag ich es nicht, wenn die Leute aus lauter Liebe zu Gott vergessen, daß sie **strenge** Pflichten gegen die Menschen haben . . . hat, um wie er meinte, dem Geist Gottes zu folgen, eine Braut verlassen, gegen die er bestimmte Verpflichtungen hatte, die schön, hochgebildet, und sittlich tadellos war. Ich würde das nicht berühren, wenn ich nicht wünschte, daß auch Sie aus meinem Schreiben einigen Nutzen schöpfen möchten. Die Wahrheit aber, daß unser religiöses Streben, und selbst die religiöse Begeisterung, nie einer strengen Pflicht gegen Andere Eintrag thun, und nie ein Recht Anderer kränken dürfe (das nicht zu thun ist ja eben auch Gottes Geboth) scheint mir der Beachtung wohl werth zu seyn; und ich glaube sie Ihnen darum um so mehr empfehlen zu dürfen, da ich wünsche, daß Sie bey der Belehrung Ihrer Kleinen, für die Entwicklung sittlicher Begriffe es sich's zur Regel machen möchten überall die strenge Pflicht und das strenge Recht zunächst scharf zu fassen und herauszustellen, und dann Pflicht und Recht in ihrer Übereinstimmung mit dem göttlichen Gesetz und den Gebothen des Christenthums zu zeigen. Daß die Bildung des Gemüthes der Kleinen dabey zu kurz falle, scheint mir bey einer so liebevollen und gemüthreichen Mutter nicht zu besorgen. Mir aber vergeben Sie die Erinnerung der aufrichtigen Sorge für die zukünftige Erndte Ihrer besten Freude und Hoffnungen; und erfreuen Sie recht bald durch ein Schreiben Ihren Ihnen mit der aufrichtigsten Verehrung

---

[1] Die Handschrift hat hier, wie weiter unten, bloß einen Buchstaben, der indes nicht zu erkennen ist.

ergebenen

27 5. 38. M. Enk.

71.

Enk an Baronin Tinti.

Melk, Anfang Juni 1838.[1]

Hochwohlgeborne
Hochverehrte Frau Baronin!

Da der Jude ohnedieß ins Porto liefe: so verschlägt es wenig wenn ich dieses Blatt mit den Büchern sende.

Sie sind ein milder wohlthätiger Engel; und der liebe Gott schreibt Ihnen zu Buche.

Dem armen, der Pfeife Beraubten:

1 Cosa Radegunde? Chramnes meinte ich.

2 Bajadere quam primum fieri potest.

3. Jude. Lassen Sie die schwere Aufgabe für jetzt und denken Sie nur ans milde Urtheil. Für das poetische Nebenher zunächst ein effectvolles Lopesches, das sich leicht gibt. Pazienza.

4. Brief aufgehoben. Bon. Nur die 1ste halbe Seite des ersten, und die 3te des 2ten Blattes bitte Sie Ihrer Frau Schwägerin zusammenzubuchstabiren — vorbereitend. Hätte ich gewußt in welche Hände meine Krähenfüße: so

---

[1] Empfangen am 7. Juni 1838.

Baciamano. In Eile der Diligence wegen

Hochachtungsvoll Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Cuningham, si. Möglichst bald.

72.

Enk an Münch.

Melk, gegen Mitte Juni 1838.[1]

Theurer Herr Baron!

Die in der nämlichen Stunde, wo ich meinen Brief absenden wollte, von Ihrem guten Engel — ich bitte Sie diesem für das, was sie an Ihnen thut, in meinem Nahmen andachtsvoll die Hand zu küssen — erhaltenen Offenbarungen waren mir um so erfreulicher: da ich es, wenigstens rücksichtlich Ihrer, in der stoischen Apathie noch nicht sehr weit gebracht, und mir überdieß die ewig Unheil verkündende Prophetin gestern den Kopf warm gemacht hatte. Eine Predigt für mich extra, weil ich hart genug gewesen, Ihnen zu sagen, Ihre Frau Schwägerin habe geschrieben, Sie seyen geduldig etc. (Wer weiß, ob wahr ist? sagte der ungarische Prediger.)

Jetzt schonen und erheitern Sie sich. Sie thun es mit hundert Procenten. Dann recht frisch und muthig daran. Ohnedieß bekomme ich künftige Woche Gäste (Baldamus, Frau und Schwägerin.)

Lassen Sie fleißig nach Cuningham fragen. Er bleibt sonst liegen, wenn er schon da ist.

Für Eduard. Mille grazie! Aber ich fürchte nur wieder seinen Dünkel. Ich bitte Sie belehren Sie ihn gegenwärtig kurz und präcis darüber. Ich traue ihm nicht weiter als ich sehe.

Da Ihre Genesung entschieden: so plagen Sie die Arme nicht mit Schreiben. Ende künftiger Woche sende Lope. Lupus hat geschrieben und ich sende mit Lope zugleich einen Brief an ihn. Mit aufrichtiger Liebe

---

[1] Empfangen am 15. Juni 1838.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Erzählen Sie Ihrem Arzt, ein Mensch, der von Vater und Großvater eine vom Arzt ausgesprochene Anlage zur Gicht gehabt, die auch fortwährend Anmahnungen gegeben, habe sich, nach Peter Franks Verordnung in einem kalten Thee von Centaureum minus von Zeit zu Zeit einige Wochen durch (eine halbe oder ganze Stunde vor Tische) einige Tropfen Acidi Halleri, **Dispensatorii Veteris** nehmend, 26 Jahre vor diesem Übel gerettet. Bekommen Sie Magenschmerz auf den Thee: so ists ein Zeichen, daß Sie ihn zu früh getrunken. Habe die Notion, daß die Ärzte in Behandlung dieser Krankheit recht gründliche Esel; daß sich ihr aber zuvorkommen, und mit der Zeit die Disposition sich heben lasse.

73.

Enk an Münch.

Melk, 23. Juni 1838.[1]

Lieber Herr Baron!

Der 1ste Theil des Lope geht heute (23sten) von hier ab. Mille grazie. Ich bitte Sie schönstens mir den 2ten **baldmöglichst** zu senden: da ich ihn bis gegen Ende Juli absolviren muß, indem dann die Ferien eintretten (der 2te Band enthält zum Theil schon übersetzte Stücke).

Der Brief mit: Bitte etc. gehört dem Lupus (das: Bitte wegen Öffnen des Paquets).

Ich hoffe Sie sind nun hergestellt und denken an's Arbeiten. Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

---

[1] Empfangen am 24. Juni 1838.

74.

Enk an Münch.

*Melk, Anfang Juli 1838.*1)

Lieber Herr Baron!

Empfangen. Mille grazie.

Die Fuerza lastimosa analys*irt* bei Bertuch.2) Die Quinta und die Tres diamantes übersetzt in der class*ischen* Cab*inets*-Biblioth*ek*. Error de duobus mensibus. Um nicht erschossen zu seyn muß ich bis gegen Ende July mit diesem Band (ich nehme nur 4 oder 5 Stücke) fertig seyn, um im August durch Ihre Gütte den 3. und 7ten. im 7ber den 9ten benützen zu können.

Die Idee des poetischen Dramas stellt sich mir immer lebendiger heraus. — Doch darüber mündlich. Ich empfehle Ihnen vorzüglich Rey Vamba und die Amistad pagada.

Am meisten Sorge macht mir Ihre Gesundheit. Ich bitte Sie ernstlich meine Erinnerungen nicht in den Sand zu schlagen; den gescheidtesten unter Ihren Ärzten auszusuchen, und kategorisch mit ihm zu reden. Will er Sie zu strenger Diät verdammen, und Sie sich dazu verdammen lassen (Dichter; ....): so darf und will ich nichts dagegen sagen: aber — Verfahren Sie mit Besonnenheit, aber mit **Entschiedenheit**; und zwingen Sie auch Ihren Arzt zu beyden. Ich kenne die Hundsseelen: man muß das bischen Geist, was in ihnen, durchaus festbannen, um sie aus dem Schlendrian zu bringen.

Schreiben Sie, wie es fordert (2 Worte). Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Leopoldt; Eugenio; Erzherzog Ludwig. Die Pichler bereits ausbeuteln lassen.

---

1) Empfangen am 2. Juli 1838.

2) Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur, herausgegeben von F. J. Bertuch. Weimar und Dessau. 3 Bde.

75.

Enk an Münch.

Melk, gegen Ende Juli 1838.[1]

Lieber Herr Baron!

Mille grazie. Bitte schönstens um 3 und 7 Theil (sollte 7 nicht vorhanden seyn, um 9ten) und wenn Ines de Castro im 3ten um die Ines des Bermudez. Detto um Wolfs Carolingischen Sagenkreis[2]) (den er mir wohl geschickt, um den ich aber gekommen, was er nicht zu wissen braucht).

Im 1ten Theil ist vor der Hand für Sie nichts zu hohlen. Später, wenn Sie der Censur gegenüber etwas wagen dürfen die herrlichen Commendadores[3]) (fast nur zu übersetzen) und die Condesa Mathilde.[4]) Dieses bey Lope frisch gefaßte Stück kann — was ich Ihrentwegen zurückgehalten — mit 10 Versen zu einem trefflichen gemacht werden. In fine.

Rex meminit cum indignatione defuncti comitis, carpens Mathildis amorem

Math. Praeda tua. Über meinen sterblichen Theil, über meine Habe gebiethe — amorem defuncti mariti integrum servabo.

Und nun hören Sie mir einige Grundsätze für die Bearbeitung der Lopischen Dramen mit beyden Ohren an:

1. Ohne **triftige** Gründe nie von Lope abzuweichen, und was er gut gemacht nicht schlechter zu machen.

2. Die Eintheilung in 3 Acte (wie billig) beyzubehalten (mit Nach- oder Vorspiel zu geben).

3. Diese Stücke (im Allg*emeinen*) in Jamben, theilweise in Prosa zu schreiben; gelegentlich Octaven, Sonette etc. Selbst bey Wamba hätte ich nichts dagegen, wenn ein großer Theil (selbst die scenae pedestres ut Sancha etc.) in Prosa geschrieben würde. Sie sollen nicht so viel Zeit, Mühe, und Aufwand kosten, wie die strenge Tragödie; denn Sie sollen dieser Nebenhers viele liefern.

4. Nicht feige, sondern muthig: und selbst kühn zu seyn und vom Publicum nicht **allzuschlecht** zu denken, nur zu sehen ob ein Stück von ächt poetischem Geist durchdrungen sey; an

---

[1] Empfangen am 26. Juli 1838.

[2] Über die neuesten Leistungen der Franzosen für die Herausgabe ihrer National-Heldengedichte, insbesondere aus dem fränkisch-karolingischen Sagenkreise. Wien 1833.

[3] Über die Comendadores de Cordova vgl. M. Enk, Studien über Lope de Vega Carpio, Seite 80 ff.

[4] Über die Condesa Matilde ebendas. Seite 70 ff.

einzelnen in den Kauf durchaus mitzunehmenden Inconvenienzen sich nicht zu stoßen: sondern es keck zu wagen. Selbst ein einzelner möglicher Refus würde die Richtigkeit dieses Grundsatzes nicht aufheben.

Nunc de Wamba.1) Ob sie Ihnen nicht aus dem Wamba einen König Wampen machen, dafür will ich nicht stehen. Ich kenne den unbändigen Witz meiner Landsleute. Bamba. Sed haec levia.

Sehr wichtig aber wird es seyn, in Anwendung des 1sten Grundsatzes

An die sagenhafte Behandlung Lopes so wenig als möglich zu rühren. Wegzulassen nur

1. das Alfonsische Wunder im Eingange, und den König Recisund
2. das Wunder vom Knaben nur zu erzählen
3. Kauft vom Bilderh*ändler* das ildefonsische Wunder wegen der (natürlich zu kürzenden) schönen Stelle.
4. die Aufzählung der Episcopate, was sich von selbst versteht zu erwähnen breviter; item Maaß und Gewicht, und noch ein paar Einrichtungen.
5. Papst, der in einen frommen Einsiedler zu verwandeln.
6. Engel am Schluß; Traum zu erzählen.

Nun aber die Hauptsache, Lope's poetische Intention (der Gegensatz von Vambas Einfalt, Frömmigkeit, Geradsinn, Rechtlichkeit gegen seine verhärteten 3 letzten Nachfolger bestimmter, als er es selbst gethan, (er hat es zu wenig gethan) herauszustellen in Paulus, Ervicio, in der Prophezeihung, und (brevius sed energice) im Traum. Blanca kann als vorläufige königliche Schiks ebenfalls benützt werden. Zweifeln Sie nur gar nicht, daß es auf diese Weise ein Stück gebe, das die Kenner befriedigen, die Menge ansprechen wird.

Eingangsscene: Die Nachricht von Recisunds Tod auf dem Marsche. Caetera intacta, intacto ordine.

Frey nach Lope de Vega.

Eduard hier. Natürlich will er umsonst nach Carlsbad reisen; dort wird er dann schreiben er müsse zurück, und habe kein Geld.

Urit jecur
Baciamano
Cuningham
Milde Urtheil proximis diebus
Mit etc. unveränderlicher
M. Enk.

---

1) Über König Wamba vgl M. Enk, Studien, Seite 32 ff.

General Mak.

Wann kommen Sie wieder in die Stadt? Wenn Sie **gelegenheitlich** mit Lembert zusammentreffen, so bitt ich Sie um das, was er noch an Manuscript *hat.* (Lucanor![1] Sagen Sie nur ob er nicht ein Esel.) Daß er auf den Hund gekommen hat er seinen humoristischen Aufsätzen und Lebensbildern, und mit einem Worte seinem Speculiren auf die Flachheit des Publicums zu danken.

76.

Enk an Münch.

Melk, gegen Ende Juli 1838.[2]

Lieber Herr Baron!

Für Lope den wärmsten Dank. Daß er statt des 3^{ten} Theils den 6^{ten} schickte, nahm mich Wunder. Vielleicht zufällig, vielleicht absichtlich. Sagen Sie nichts.

Ihr Billet macht mir Sorgen. Denn ich glaube daraus zu ersehen, daß Sie nicht bloß für den Augenblick verstimmt, sondern auf gutem Weg Hypochondrist zu werden. Was reden Sie mir von 10 Jahren. Wie die Lebenskraft erhält, wenn ein reges geistiges Streben den Körper unterstützt, davon weiß ich zu sagen; und hier glauben Sie mir unbedingt. Nur thun Sie dazu. Entreißen Sie sich dem Grübeln (Alles liegt sehr gut) gehen Sie öfters spatzieren, und gönnen Sie sich manchmal einen guten Tag, und Erheiterung. Sie unterlassen das auch als Poet mit 100 Pct. Schaden. Ums Himmels willen nur nicht taglöhnern!

Wamba Mactissime. Arbeiten Sie nur mit recht heitrer freyer Seele. Sie können es. In Hinsicht des Erfolges zu rechnen auf

1. Inneren Gehalt
2. die Rolle des Anschütz und der Sancha (Rettich)
3. (Direction und Menge) Sonntagsstück.

Wamba soll sich leicht machen, und kann es. Die Arbeit ist eine leichte.

---

[1] Vgl. Seite 44.

[2] Empfangen am 28. Juli 1838.

Kommt Uhland: so lassen Sie ihn ja seinen Nahmen mit einer kurzwinzigen Stelle auf zwey Blättchen Papier mahlen. Handeln Sie mit ihm auf 2 Zeilen zusammen, und lassen Sie ihn auf jedes Blatt eine schreiben. Die 2te trägt mir an Autographen 1000 Procente.

Bajadere nicht vergessen. Aber mit Crispus wird nicht viel zu machen seyn, trotz der prägnanten Situationen. Wie immer gefaßt muß es Anstoß geben.

Wöß (Baciamano) gestern abgereist. Eduard mündlich.

Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

77.

Enk an Münch.

Melk, 31. Juli 1838.

Lieber Herr Baron!

Es freut mich daß Sie so gesund. Die regsame frische Geistesstimmung bey künftig sich befestigender Gesundheit wird sich hoff ich dann als eine vorhaltende bewähren. Bey Einem bleib ich fest stehen: Sie brauchen einen Arzt, der Ihr Freund ist; denn es gilt bei Ihnen das Einrechnen. Wenn keinen Andern Rembold[1]) oder Stofella.[2]) Den erstern kann Wolf praeveniren; bey dem 2ten kann mich die Woess durch ein Billet einführen.

Imelda optima quaeque speres.

Mildes Urtheil — Die Verwandtschaft der **Verarmten** glaube ich sollen Sie nicht aufgeben; sie ist im 3. Act recht gut zu brauchen. Empfehle Ihnen nochmahl die Note über das Entstehen ihrer Liebe recht scharf zu fassen. Cuningham —

Wamba. Die Wunder ändern! Pessime!!! außer was ich selbst angedeutet. Ich bitte Sie über die Lope'schen Stücke sich ja einen festen Begriff zu bilden. So weit ich ihn kenne ist bey jedem der zu Bearbeitung geeigneten Stücke etwas zu wagen; aber eben das zu wagende ist meistens die poetische Blüthe des Stückes. Und

---

[1]) Rembold Ludwig, 1785—1844, Professor und Arzt.

[2]) Vielleicht Peter Stoffela, 1795—1871, der namentlich als Frauenarzt sehr gesucht war.

Bayerische Staatsbibliothek

darum ist für einen bearbeitenden Dichter eben wieder nichts zu wagen. Überdieß: der hier wagt, und bey dem die Hunde kuschen, ist Lope; für Ihre metamorphosirten Wunder wird man Sie anbellen; und mit Recht. Überdieß muß man vor einem Menschen wie Lope Respect haben, und darf nicht willkürlich mit ihm verfahren. Ich wünschte, daß Sie sich über die neulich in dieser Hinsicht mitgetheilten Grundsätze mit dem Lupus besprächen. Er würde mir sicher Recht geben.

Im Ernst trostloser, als Sie es glauben werden, bin ich über den 3. und 4. Theil. Luna, Ines, Columbus!! Und die wollt ich noch verschmerzen; aber den Sclaven des Teufels.[1] Ich kenne freylich nur den Titel; bey Lope genug. Es muß ein Capitalstück seyn, und ich habe mich 3 Monathe darauf gefreut.

Autographen: noch ein Eugen; Maria Luise; Ferdinand I. Maximilian der 2^{te}. Ich bitte Sie, lügen Sie sich gegen die beyden Herren selbst zum Sammler; das kürzeste das efficaceste; vielleicht thun Sie dann zu Hause etwas. Rosenk*ranz*[2] muß Kant und Hegel haben.

Gelegenheitlich bitte Lembert nicht zu vergessen. Die Entwürfe: sobald den 1^{ten} Theil von Lope aus der Hand habe. Leben Sie wohl. Mit etc.

Ihr unveränderlicher

31./7. 38. M. Enk.

Den lieben Carl[3] — wackrer Bursche — vermisse sehr schmerzlich.

Lupum 300.

78.

Enk an Münch.

Melk, Ende August 1838.[4]

Lieber Herr Baron!

Erhalten Mendoza nebst Willkomm. Grazie sollt ich sagen aber wer dankt für Eckel und einen recht genuinen Eckel habe ich gegen diese 2 Buben. Aber nicht in den Jahrbüchern: sondern in der Vorrede zum 2$^{\text{ten}}$ Theil des Lope. An Sie denk ich des ernstlichsten, und was das Höchste bey mir mit Freude. Mit Gottes Hülfe wollen wir einmahl ein tüchtiges Stück Arbeit machen.

---

[1] Im 3. Theile der Werke von Lope de Vega Carpio, in welchem auch Werke anderer enthalten sind, befindet sich: La privanza y caida de don Alvaro de Luna von Salustrio del Poyo, La tragedia de doña Inés de Castro, de Mejia de la Cerda und El esclavo del demonio de Mira de Méscua. — Columbus steht im 4. Theile.

[2] Wahrscheinlich der Philosoph Johann Karl Friedrich Rosenkranz, 1805 — 1879.

[3] Karl war ein Neffe der Frau Anna v. Wöß, ein Liebling Enks.

[4] Empfangen am 30. August 1838.

Die Recension in den Jahrbüchern sobald Imelda gedruckt.

Auf unsere Zusammenkunft freue ich mich und hoffe Sie in recht heiterer unbefangener Stimmung zu treffen.

König Wamba lassen Sie ja nicht liegen. Arbeiten Sie die Scenen, die ausser dem Bereiche unseres Streites liegen. Doch das Alles mündlich.

Betreiben Sie doch Cuningham auf das ernstlichste. Ich weiß, was ich damit will. Sie brauchen das Werk dringend. Es wird Ihnen ein Licht anzünden.

Was Sie gefordert erbitte ich mir bis halben Monath. In Wien kann ich nichts lesen.

Das Vera venia Blatt sende, damit sich Ihr Selbstgefühl daran aufrichte.

Leben Sie wohl. Schreiben Sie wenigstens einmahl die Woche.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Können Sie nicht einmahl eine halbe Stunde in die Bibliothek gehen, und in den Comoedias de varios ingenios nachsehen, ob sich nicht der Esclavo del demonio[1]) darunter findet. Für Sie, nicht für mich. Ich kann ihn für den ersten Theil nicht mehr brauchen.

Den Druck erbitte mir mit nächster Sendung zurück.

79.

Enk an Münch.

Melk, Anfang September 1838.[2])

Lieber Herr Baron!

Oculis te laborare iterum iterumque vehementer doleo. Ich fange an mir Ihr ganzes Übel zusammenzubuchstabiren. Ihr starkes

---

[1]) Vgl. Brief 77.

[2]) Empfangen am 7. September 1838.

Essen (wovon einmahl Eduard sprach), Ihre Keuschheit, Ihr Arbeiten im Bureau und zu Hause bey einiger Disposition zu Gicht und vielleicht . . . (**15**) geben ein ziemlich sicheres Facit: Congestionen nach dem Kopfe, die das Gehirn als den starken Theil verschonen, und sich auf den schwächeren, die Augen, werfen. Zu helfen weiß ich, wenn Sie den Muth haben eine Unbehaglichkeit von 14 Tagen zu ertragen, und mit einem paar Menagements fertig zu werden. Weder Bier und Wein sondern Wasser; und ohne peinliche Entbehrung täglich ein Stück gutes jedoch nicht fettes Rindfleisch das für Sie eigens ohne Zuthat gesotten wird und Gemüße. Das bis zur Sättigung; so daß Sie allenfalls noch etwas essen könnten. Das ein halbes oder ganzes Jahr fortgesetzt: dabey täglich ebenfalls gleichförmige Bewegung; und Sie sind gesund und frischen Geistes. Können Sie sich aber nicht dazu entschließen: so gilt es ein ernstes Wort mit dem Doctor.

Eines aber empfehle ich Ihnen unbedingt aus Erfahrung: den Kopf täglich mit kaltem Wasser zu waschen (gut abtrocknen, nicht gleich in die Luft) einige Tage mit abgestandenem, dann mit einem an kalten Ort gestellten, dann mit brunnkaltem Wasser. Ich thue es Nachmittags nach der Verdauung.

Das andere Übel, die Empfindlichkeit für Mücken- und Wanzenstiche wird sich geben, wenn Sie an Einem festhalten, an Ihrem redlichen Streben und an dem Beyfall der Besseren. Darüber mündlich. Mit dem Adepten hoffe ich inzwischen noch Recht zu behalten, und auch mündlich haben sich die stimmfähigen Beurtheiler für diesen ausgesprochen. Er hat nur 2 kranke Seiten, einmahl die novellenartige des 4ten und 5ten Actes (und hier ist das Mögliche geschehen) und 2tens, daß die Idee des Stückes in einigen Momenten nicht kräftiger herausgestellt ist. Sehr richtig bemerkt Immer*mann*, daß der Herzog anders benützt werden könnte, vergißt aber den Censor. Daß das nicht zuletzt kräftig durch Manuel (den Wüstling) geschehen, ist allein was Ihnen zur Schuld fällt, so wie es Sie entschuldigt, daß Sie bereits erschöpft waren. Wenn Sie meine Briefe wieder durchsehen wollen: so werden Sie finden, wie viel Gewicht ich immer auf diese letzten Scenen gelegt habe.

Imelda wird des Successes auf der Bühne nicht entbehren, und sicher ihre Anerkennung finden. Daß eine Klick sie herabreißen wird ist zu erwarten; aber was thut das, und wem ist es anders ergangen? Göthe und Schiller haben es nicht besser erfahren. .

Lope fertig. In den letzten 2 Theilen ein paar herrliche Festspiele — Trauerspiele; nur Keines wie Sie es für den Augenblick brauchen.

Immermann's Brief (wenn es Zeit hat) und Raupel bringe mit. Mit etc.

Ihr

Baciamano; aber richten Sie es schön aus.

unveränderlicher

M. Enk.

80.

Enk an Münch.

Melk, 12. October 1838.

Lieber Herr Baron!

Ich halte den heut empfangenen Brief als den ersten des eingegangenen Schuljahres für ein vortreffliches Omen, und habe ihn in 5 Stunden bereits zwey und $^1/_2$ mahl gelesen. Ich bitte Sie kniefällig schreiben Sie mir öfter solche Briefe. Sie sind vortrefflich zu brauchen. Ich meine das im strengsten Ernst.

1. Um darüber zu lachen. Ich habe wirklich bei der Enumeratio partium, worin Sie überall kein Glück gehabt, laut aufgelacht, was mir eben nicht häufig zu begegnen pflegt.

2. Um sich psychologisch zu verwundern. Wie es nämlich möglich an eine Person A schreiben, und gerade die Person A so zu vergessen, als ob sie gar nicht auf der Welt wäre. z. B. Wenn Sie über Mangel an Lebensreitz und über die Kahlheit Ihres Lebens klagen, und das mehr als 30jährige Abhaspeln desjenigen vergessen, an den Sie schreiben; bey einem Drang zu leben, von dem Sie trotz Ihres Werners kaum einen halben Begriff haben.

3. zur tragischen Demuth bey der Betrachtung wie es gar so wenig brauche, um auf guten Weg zu kommen, dem Teufel tout doucement in die Arme zu laufen; wobey eine erkleckliche Portion tragischer Schuld, schreyenden Undanks gegen die Vorsehung mit unterläuft, die das mögliche Fiasco zu einem wohl verdienten machen würde.

Mildes Urtheil; Villano,1) bonis avibus!

Übrigens empfehle ich Ihnen dringend ein tüchtiges historisches Quellen-Studium, und behufs der dramatischen Prosa Shakespeares: Wie es euch gefällt, in welchem diese unter allen seinen Stücken sich am reinsten ausspricht. Bei mir hat sich das ganze Bild dieser Prosa an Act I Scene 1 geknüpft.

Leben Sie wohl. Mit etc.

Ihr unveränderlicher

12./10. 38. M. Enk.

81.

Enk an Münch.

*Melk, Anfang November 1838.*2)

Lieber Herr Baron!

In Erwiederung auf Ihr Schreiben vom 31./10. dieses.

Da ich mich gegen Herrn *Deinhardstein* zur Anzeige Ihrer Werke erbothen habe: so versteht es sich von selbst, daß ich meinem Worte getreu bleibe. Dennoch rathe ich lieber zu warten. Auch auf die rechte Weise gefaßt (nämlich so, daß der wunde Fleck des Gegners mit einem wohlgezogenen Hieb getroffen werde, ohne Sie, die Jahrbücher, oder mich zu compromitiren, was sich allerdings machen läßt) auch auf die rechte Weise gefaßt, kann eine Anzeige in einem wissenschaftlichen Journal wie die Jahrbücher, die als solches immer ein kleines Publicum haben, nicht leisten, was Sie jetzt brauchen. Das thut ein Vorwort zu Ihrem nächsten Werk weit energischer und schlagender. Das Wie besprechen wir des Weiteren. Sie sind nicht als Dichter: sondern persönlich angegriffen; und ein ehrlicher Kerl wehrt sich seiner Haut! Auch läßt sich die Sache recht gut mit wenig Worten so machen, daß Sie sich in keiner Hinsicht etwas vergeben und entschieden Recht behalten. Kommt dann die Anzeige in den Jahrbüchern darauf: so mag sie dann eine weit bessere Wirkung thun.

---

1) El villano en su rincon, im 7. Bande der großen Lope-Ausgabe, das Original von Halms »König und Bauer.« Vgl. M. Enk, Studien über Lope de Vega Carpio, Seite 141 ff.

2) Empfangen am 3. November 1838.

Da Sie jetzt ohndieß öfter zum *Herrn Regierungsrath*[1]) kommen so können Sie nichts besseres thun, als die Sache mit ihm besprechen: da er Tact und Besonnenheit hat, und es mit Ihnen, wie ich glaube, gut meint.

Alles Übrige nächstens. Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Erzh. Carl jun. Prinz. Marianne. Fürst Schwarzenberg. 1 Zedlitz. Tilly versprochen; detto ein Murat etc.

82.

Enk an Münch.

Melk, Anfang November 1838.[2])

Lieber Herr Baron!

Was ich gegen die Re*cension* in den Jahrbüchern einzuwenden: werden Sie aus beyliegendem ostensiblen Schreiben ersehen. Außer dem dort berührten:

Die Jahrbücher haben kein Publicum und keinen Credit.

Wohl aber muß die Wirkung eine schlagende seyn, wenn Sie auf die rechte Weise reden. Die paar Seiten lassen Sie mich schreiben. Auch die Vorrede zu G*rillparzers* Ahnfrau hat Schreyvogel geschrieben; was ich aus G*rillparzers* Munde weiß.

Von dem Histrionen L— hatte ich mich —

Einen gelben Entwurf erhalten Sie mit nächster Sendung, die ich 8$^{\text{vo}}$ hujus abgehn zu lassen denke. Rathen Sie Wunders halber was ich zuerst unter die Finger genommen.

Bleibt Deinhardstein bey Fr. Halm: so bitte ich *Herrn von* Wolf und Schmidt; wo nicht um 1 und 2 des Teatro español (es gehört ihm selbst).

Detto bitte aus der Bibliothek

Vies des hommes et femmes ill*ustres* d'Italie 1. u. 2. Band Sie aber: wenn Sie Aschbachs Geschichte von Spanien haben, sonst um ein wenig Unterhaltungslectüre.

---

[1]) Deinhardstein.

[2]) Empfangen am 3. November 1838.

Die Freytags ankommenden Paquete werden hier minder genau expedirt, als die Dienstags oder Sonntags ankommenden.

Herrn von Rettich (so wie Ihnen) Grazie. Raupels (des oft zur Hand genommenen) wegen Pardon.[1] Bitte gelegenheitlich um die Fortsetzung von West. Apud Raphanum et Lupum excusabis humanissime non scribentem.

Salva suprema lege empfehle ich Ihnen den Villano. Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. E.

83.

Enk an Münch.

Melk, 11. November 1838.

Lieber Herr Baron!

Auf Abrechnung des Empfangenen erhalten Sie:

Cienfuegos[2])
Don Quixote, 2 Bände
Schubert: Bibliotheca castellana.

Restire demnach mit 15 f. 30 C. M.

11./11. 38.

Michael Enk von Burg,
Prof. zu Melk.

84.

Enk an Münch.

Melk, Mitte November 1838.[3]

Lieber Herr Baron!

Als ich den Inhalt Ihres Paquets (suisceratissime grazie) obenhin durchwühlt hatte, ließ ich Alles liegen und griff nach der Winbarg'*schen* Critik. Ist es nicht wunderbar, daß man unstreitig Geist haben, und dabei ein so verworrener Hasenfuß sein kann. Was mich am meisten ergötzt, ist, daß er immer um den Brey herumgeht, und die Schüssel doch nicht finden kann. Er hat einen guten Schimmer von Ihren schwachen Seiten ohne sie deutlich zu sehen. In Betreff der Griseldis ist er ein completter Esel; besser gelingt es ihm theilweise mit dem Adepten: obwohl er wenigstens in den bisherigen Dramen den eigentlichen kranken Fleck nicht zu nennen weiß. Abschreiben? Lohnt kaum der Mühe und kostet Geld. Auszugsweise, da müßte ich dem Abschreiber die Stellen anstreichen und kostet auch etwas. Können wir die Blätter denn nicht haben, wenn wir sie brauchen?

---

[1] Vgl. Brief 79.

[2] Nicasio Alvarez Cienfuegos, gestorben 1809, span. Lyriker.

[3] Empfangen am 19. November 1838.

Wann soll ich sie längstens mit Schloßer zurücksenden? Durch Privatgelegenheit? Vergessen Sie nicht es zu schreiben. Imelda bonis avibus. Lemberts Streichwuth macht mir bange.

Schröder.1) Thun Sie es ja, und seyen Sie ja recht liebenswürdig. Heben Sie die Bedeutung der Rolle hervor. Sagen Sie Ihr die Perlen ihres Verdienstes etc. etc. Hohl der Teufel die ......!2)

Salva suprema lege gebe der Himmel, daß Ihnen der herrliche Villano klar aufgehe. Faßen Sie die paar Fingerzeige ja gut ins Herz. Nur mit dem Cordero am Ende ists nichts; wie ichs, so viel ich mich erinnere, ohnedieß in Zweifel gestellt. Der Villano sollte meinem Wunsch nach nach dem neuen Jahr fertig seyn und der Imelda rasch nachfolgen. Leben Sie wohl! Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

85.

Enk an Münch.

*Melk, Anfang December 1838.*3)

Lieber Herr Baron!

Aus Ihren paar Zeilen sehe ich, daß Sie wieder tief herabgedrückt. Alles hoff ich wird gut gehen; nur eine Tölpeley oder Cabale der Schauspieler fürchte ich.

Am meisten kümmern mich Ihre Augen. Waschen *Sie* denn den Kopf, und brauchen Sie etwas antiarthritisches? Daß Sie so schwer dazu zu bringen, etwas mit kräftiger Entschiedenheit anzufassen.

---

1) Schröder Sophie, 1815—1829 und 1836—1839 Schauspielerin am Hofburgtheater in Wien. — In Halms »Imelda Lambertazzi« spielte sie die Rolle der Anna Lambertazzi.

2) Zwei Wörter, die sich für den Druck nicht eignen.

3) Empfangen am 3. December 1838.

Doch darüber und über manches Andere nach der Imelda.

Bücher Grazie.

Autographen. Hat sie der Prof. Rosenkranz an Sie geschickt. Und hat er noch mehr versprochen?

Ich habe einen Louis XIV; Bourbon Conde, Leopold 2^{ten}; Montecuculi.

Haben Sie die alte ...[1] besucht (thun Sie es ja)[2]; haben Sie den Artikel besorgt?

Noch Eines: Wie heißt der Rußwurm in Claurens Taschenbuch mit dem Taufnahmen quando natus? quando morexit. Ich habe .....

Wenn Sie Treitsch*ke* sehen bitt' ich Sie ihm meinen Respect; und ihn an sein Versprechen zu erinnern. Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

86.

Enk an Münch.

Melk, Anfang December 1838[3].

Lieber Herr Baron!

Gratulor.[4] Ich war einer Tölpeley oder Caballe wegen, dießmahl nicht ohne Besorgniß.

Daß Sie den Artikel nicht einrücken ließen ist unverzeihlich.

Sie werden wahrscheinlich auch jetzt nicht thun, was ich verlange. Kommen, und den Villano und meine Andeutung mitbringen.

---

[1] Ein Wort, das sich für den Druck nicht eignet.

[2] Enk schärft den im vorigen Brief empfohlenen Besuch noch einmal ein.

[3] Empfangen am 9. December 1838.

[4] Enk beglückwünscht den Dichter offenbar zu dem Erfolge, welchen das Drama »Imelda Lambertazzi« bei seiner ersten Aufführung im Hofburgtheater in Wien (am 6. December 1838) erzielte. — Das Stück hatte indessen bei der Aufführung einen getheilten Erfolg und wurde von der Kritik achtungsvoll, aber mit einem Tadel, der das Lob aufwog, besprochen. Übel vermerkt wurde die Übereinstimmung der Handlung mit »Romeo und Julie«, Raupachs »Corona von Saluzzo«, Kleists »Waffenbrüder« etc., dann die Katastrophe. Vgl. »Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode«, 1838, Seite 1196—1200. — »Der Sammler«, 1838, Seite 599—600. — »Der österreichische Zuschauer«, 1838, Seite 1545—1546. — »Der Humorist«, 1838, Seite 823—824.

Schwierigkeit. Sie können in 3 Tagen hier und zurück seyn. Geld kommt nicht in Rechnung.

Witterung. **3** Hemden, 2 paar Socken, guten Mantel oder Wildschur. — Einen Arzt finden Sie hier.

Ich habe Koech geschrieben, künftigen Montag 10^{ten} ginge ein Paquet von Ihnen an mich ab, er möge Ihnen mein Honorar Montag Vormittags zumitteln. Ich bitte Sie dem nicht zu widersprechen und es mir sub dato per Diligence auf meine Kosten zu schicken. Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

87.

Enk an Münch.

Mell, Mitte December 1838.[1]

Lieber Herr Baron!

Den Empfang der 50 f. C. M. bescheinige mit Dank.

Da wir wieder einmahl in unseren Ansichten so weit auseinander, und ich von der meinigen nicht gern abgehe: so liegt es mir ob, sie zu vertretten.

Das Nichteinrücken der hist*orischen* Notiz war allerdings unverzeihlich. Das kann Ihnen das Gewäsch Saphirs beweisen.[2] Der E... hat offenbar nicht gewußt, daß die vergifteten Dolche und das Giftsaugen[3] historisch sind. Mehrere werden es nicht wissen, und das Ganze Ihnen in die Schuhe gießen. Überdieß mußte bei der durch die Schauspieler gegen das Stück erregten Mißstimmung, jene Notiz für jeden Fall ein großes Gewicht in die Wage werfen. Wenn Sie in Ihrer eigenen Angelegenheit Ein gutes Wort geben wollten: so würde Wolf oder ich die Sache gerne übernommen haben.

---

[1] Empfangen am 16. December 1838.

[2] In seiner Zeitschrift »Der Humorist«, 1838, Seite 823—824. — »Der österreichische Zuschauer« nennt übrigens Saphirs Kritik die gerechteste und umsichtigste.

[3] Imelda Lambertazzi, V, 4, 5.

Die Schröder mußte gewonnen werden.[1] Und zu gewinnen war sie mit ein wenig Tournure. Wo wir rein von dem guten Willen Anderer abhängen: da bleibt für Kaiser und König nichts anderes übrig, als sich des guten Willens zu versichern. Danken Sie Gott, daß sie nicht boshafter ist: sie hätte das Stück leicht fallen machen können: Zu machen wußte sie es sicher, wenn sie es wollte.

Ich glaube des Ferneren, es wäre nicht übel, wenn wie ich im Plan hatte, der Villano, was er leicht konnte, jetzt fertig wäre, rasch auf die Imelda folgte, und mit dieser zugleich gedruckt erschiene. Was Anschütz betrifft, so möchte ich doch meiner Ansicht, wie weit auf entschiedenes Talent zu rechnen, getrost vertrauen. Da Ihnen jedoch das Stück durchaus nicht klar aufgehen will: so thun Sie unstreitig am besten, es aufzugeben. Für keinen Fall aber will ich Sie dazu bereden oder beredet kaben. Ich kenne vielleicht Sie zu wenig, zuverläßig aber den Menschen zu gut, um es überflüßig zu finden, mich gegen ein mögliches in die Schuhegießen zu verwahren.

Daß Sie Ihr Werk haßen, finde ich ein wenig sonderbar. Es enthält Schönheiten der ersten Classe, die ganz Ihnen gehören. Auffassung und Führung getraue ich mir wohl zu verantworten. Daß einzelne Parthien schwach; einiges zu wenig herausgestellt ist wahr — aber erinnern Sie sich, daß ich Sie gleich anfangs auf die Schwierigkeiten aufmerksam machte; daß ich Ihnen zu Ines rieth, und daß ich Ihnen vor Allem zu einem tüchtigen historischen Studium rieth, »um daran zu erstarken.«

Ich berechne die Summe häuslichen und poetischen Verdrußes der Sie drückt, nicht blos im allgemeinen, und bin mehr, als mir lieb ist, darauf eingeübt, eine solche Rechnung zu führen. Aber was ums Himmelswillen, soll daraus werden, wenn Sie Ihre Ungeduld, Ihre Bänglichkeit, Ihre Grämmeley gar nie gewältigen und Ihrer Befangenheit gar nie Herr werden lernen! Ich bin des Teufels geworden, und weiß warum; Sie laufen oder hampeln ihm vielmehr in den Rachen, um des Teufels willen.

Sed haec jam trecenties monui; sed frustra.

Ich ersuche Sie, Kolbe 3 Sperrsitze für das 1. Parterre zu schicken. Rechnen Sie sie mir an, wenn Sie sie nicht umsonst haben können. Ein Dichter der der Casse Einnahmen verschafft soll doch um einige Billete schicken können.

---

[1] Vgl. Brief 84, Seite 105.

Detto bitte Sie um Moore Liebe der Engel (deutsch). Ich glaube sie bei Ihnen gesehen zu haben. Irre ich mich so kaufen Sie es für mich, wenn es nicht über 2 fl., höchstens 2 fl. kostet.

Wolf grüße, und schreibe nächstens. 4. und 5. Theil verspare für jeden Fall für die zweite Abtheilung. Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Hat Rosenkranz die Auto*graphen* an Sie oder an Lupus geschickt?

88.

Enk an Münch.

Melk, 19. oder 20. December 1838.[1]

Lieber Herr Baron!

Daß ich Ihr Kommen sehr gewünscht, ist allerdings wahr; was Sie aber von Empfindlichkeit schreiben, nihil est; oder es ist nur jener Unmuth, der entsteht, wenn etwas sich nicht so macht, wie es am ersprießlichsten wäre. Da es nun nicht seyn kann: so rathe ich Ihnen den Villano (salva suprema lege) theilweise, das heißt die Scenen die Lope ganz nachgebildet werden müssen vorzunehmen. Es ist ein Unglück, daß das Stück nicht fertig ist; aber es kann in 6 Wochen fertig seyn, wenn Sie die Sache recht heiter und frischen Muthes angreifen. Es sollte noch vor Ende der Saison gegeben, dann mit der Imelda und der gewissen Vorrede gedruckt werden.

Geht Ihnen ein historischer Stoff lebendig auf: so seyen Sie hinsichtlich der Censur nicht bedenklicher als billig.

F. ist eine böse Bestie; aber ich weiß wie ihm ein Streich zu spielen. Haec coram.

Billeten. Grazie für Ihre Mühe so oder so. Die Liebe der Engel behalte ich für die griechische Helena, wenn sie nicht mehr, als 2 fl. kostet. Sie darf also nicht aufgeschnitten werden. Das Geld sende ich; wenn Sie nicht lieber das Romancero vom Cid, nebst dem Osorio de gloria (rar) oder: die Iberiada wollen. (Die kostet mich 7 Gulden.)

---

[1] Empfangen am 21. December 1838.

Und nun Holdseliger Herr Baron habe ich eine Bitte: will Sie aber dann eine gute Weile verschonen. Der Onkel Jojakim[1]) kommt nach Wien. Ich bitte Sie um Gottes willen harpuniren Sie ihn so, daß die Harpune stecken bleibe. (Vor Allem ist ihm der Unterschied zwischen Briefen die man weggibt, und etc. begreiflich zu machen, und der Werth abgezwickter Unterschriften, er meint sonst er müsse seine diplomatischen Geheimnisse preisgeben.) Ich wollte Sie verständen die Sache zum 10ten Theil so gut, wie die griechische Helena meine große Heilige. Der Himmel erhalte Sie mir! Nächstens erhalte ich durch sie eine Suite englischer und preussischer. Sie bedürfen eines gründlichen Unterrichts. Vor der Hand genügen Ihnen die beyden obersten Grundsätze:

1. Die ganze Welt zu plagen. Excipiatur Lupus.

2. Nicht auf das auszugehen, was der unmittelbar zu Harpunirende hat, sondern was er bekommen kann. Weiber sind hier vortrefflich zu brauchen.

Leben Sie wohl. Mit

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Raphaniscis fausta precor.

Bald über die Autographen (quid mirum) das Beste vergessen. Camoens in Stuttgard **ingenti** applausu. Der verdorbne Souffleur schreibt es den Schauspielern zu. Kann ich ihm eines hinaufgeben, so solls mir nicht leid thun. Lassen Sie seine Critik des Adepten und des Camoens ja abschreiben und sammeln Sie überhaupt diese Arschpapiere.

89.

Enk an Münch.

Melk, gegen Mitte Jänner 1839.[2])

Lieber Herr Baron!

Der Brief, den ich gestern abgesendet, ist für den Dichter, nicht für den Menschen geschrieben. Welchen harten Stoß dieser erlitten, davon wußte ich nichts, als er abging. Ich hoffe Sie haben ihn unter diesen Umständen bey Seite gelegt. Er ist so wie er für den Dichter seyn mußte.

---

[1]) Der Staatsmann Joachim Eduard Graf von Münch-Bellinghausen, von dem bereits Brief 41 die Rede ist.

[2]) Empfangen am 14. Jänner 1839.

Aus der tiefsten inneren Zerwürfniß habe ich mich doch zu dem Glauben an eine leitende Vorsehung, und der Überzeugung durchgekämpft, daß der Glaube an Gott allein Licht in das wirre Dunkel des Lebens bringe. Da also suchen Sie das Licht und den festen Anker.

Pruscha.[1] Haben Sie so viel gethan, so thun Sie auch das. Da vorzüglich bey Ihrer Frau durch die vielen Ärzte sicher viel verdorben worden: so glaube ich ist dieser gründliche, besonnene, jeder gewaltsamen Cur abgeneigte Arzt, vielleicht der rechte. Schaden kann es nicht. Schreiben Sie mir mit umgehender Post zwey Worte, ob, und wie es Ihnen und der Kranken geht.

Leben Sie wohl, mit herzlicher Theilnahme und Besorgniß

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Dabey einer der besten Menschen, der Ihnen sicher wohlthun wird.

Ich mache den Brief nochmahls auf, da ich eben erfahre, daß Pruscha Dienstags Mittwochs oder längstens Donnerstags nach Wien geht. Ich habe ohne Näheres zu erwähnen angefragt, ob er wolle. Che si. Reden Sie also mit ihm, wenigstens Ihrentwegen. Das Schlimmste, was zu verlieren, sind die paar Gulden Honorar. Ich rede für den Fall nur im Allgemeinsten mit ihm, **ohne jede mögliche Indiscretion**.

Im Falle Che si senden Sie in einem Billet Ihre Addresse an den Portier, und lassen sagen, daß es ihm noch am nämlichen Tage übergeben werde.

Muth, Gott wird helfen!

90.

Enk an Münch.

Melk, Mitte Jänner 1839.[2]

Lieber Herr Baron!

Ich bitte Sie dringend meinen Brief in den nächsten 14 Tagen nicht zu beantworten, und nicht zu lesen. Dann thun Sie es, und recht ruhig. Gewiß werden wir uns vereinigen, und Alles wird recht gut werden.

---

[1] Pruscha Johann, k. k. Districtsarzt und Ordinarius des Stiftes Melk.

[2] Empfangen am 16. Jänner 1839.

Warum muß die Arme, das treue Weib, die gute Tochter so fürchterlich leiden. Gott weiß es, und weiß es nicht ein Gott: so ist unser ganzes Daseyn gar nichts. Wir aber wissen nichts; das ist die tragische Seite des Lebens. Sie hat ihre Versöhnung im Glauben.

Auf diese Tragödie wenden Sie jetzt Geist und Gemüth und lassen Sie die andere. Fliehen Sie den Schmerz nicht; auch suchen Sie ihn nicht; aber lassen Sie die Wunde ausbluten — dann wird sie heil.

Die Bücher sende durch Diligence franco wegen des Zurückstellens: da die 3 Monathe um sind.

Schreiben Sie. In Eile

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

91.

Enk an Münch.

Wien, Mitte Jänner 1839.[1]

Theurer Freund!

Ihr Brief hat mir eine schmerzliche Freude gemacht. Sie haben sich männlich zusammengenommen, und das ists, was wir brauchen. Ich bitte Sie nützen Sie die schmerzliche Krisis für den Menschen, wie für den Dichter. Nicht gewaltsam ordnen, unterdrücken, besänftigen wollend. Lassen Sie Ihre gesunde Natur wirken. Was Ihnen aber klar im Gemüth aufgeht, das halten Sie fest auf fliegenden Blättern Ihres Tagebuches. Ein solches hab' ich Ihnen schon vor 2 Jahren dringend empfohlen. —?—

Mit Pruscha werden wir künftig sehen. Ich bin moralisch gewiß, er wird Ihnen wohl thun und wohl rathen. Hier ist die reinste männliche Gutmüthigkeit, die ich gefunden bey gediegener Einsicht.

---

[1] Empfangen am 19. Jänner 1839.

In diesem Augenblick steckt er tiefer, als Sie, es handelt sich um eine lebensgefährliche fürchterliche Operation.[1])

Die Bücher sende morgen ab. Ihren Brief beantworte ich erst im Laufe der nächsten Woche.

Wie geht es Ihrer Frau.

Wie geht es mit Imelda.

Perfer — dolor hic tibi proderit unquam.

Leben Sie wohl. Mit herzlicher Theilnahme

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

92.

Enk an Münch.

Melk, Ende Jänner 1839.[2])

Lieber Herr Baron!

Ich danke Ihnen für die gestern erhaltenen Bücher. An Lope habe ich keinen Anspruch. Ich meinte meinen Lope, von dem ich voraussetzte, daß Sie ihn schon hatten. Ich bitte mir auch den Preiß der Engelliebe[3]) zu melden, und ob Sie ihn in Geld oder Büchern wollen.

Ihr Zustand bekümmert mich mehr, als Sie mir zutrauen, was ich natürlich finde. Mein Part war es zuerst auf das zu sehen, was zum Zweke führte. Jetzt aber bedürfen Sie in Ihrer Lage und Stimmung des theilnehmenden Freundes, und ich bitte Sie, seyen *Sie* offen und weisen Sie ihn nicht von sich. Gewiß wird alles sich erfreulich lösen, und gut werden.

Ich sehe seit 14 Tagen mit Verlangen Ihren Briefen entgegen, die gerade jetzt selten. Fast bin ich froh, daß Eduard nach Wien kommt.

---

[1]) Pruscha musste wegen Carcinoma testis sich einer Operation unterziehen, die aber das Leiden nicht behob; er starb am 24. April 1839 am Zehrfieber.

[2]) Empfangen am 29. Jänner 1839.

[3]) Vgl. Brief 87.

Ich bitte Sie schreiben Sie mir bald und fleißig. Ins Gesicht sehen sollen Sie Ihrem Schmerz: aber nicht verdumpfen. Leben Sie wohl. Mit etc.

In Eile

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

93.

Enk an Münch.

Melk, 1. Februar 1839.

Lieber Herr Baron!

An ein Mißtrauen von Ihrer Seite hab ich nicht von ferne gedacht. Bange ist mir nur ein wenig um Sie: obwohl ich überzeugt bin daß Ihre gesunde Natur den Schmerz überwinden, und Alles sich erfreulich lösen wird.

Ich möchte Sie trösten. Ins Allgemeine hin? Was ist damit ausgerichtet? Das Beste, was ich Ihnen sagen könnte, steht auf den letzten Seiten der Novelle im Hermes.[1] Vergeben Sie mir das Citat. Diese paar Seiten sind das Resultat meines Lebens und alles meines Denkens. Und ich habe die ganze Schule durchgemacht vom Gottesläugner bis zum festen Vertrauen auf Gott, weil der Schmerz eine feste Bedeutung hat.

Was den Dichter betrifft, den wollen wir künftig besprechen wenn das Wetter etwas heller geworden. Halten Sie, um Gotteswillen nur an einem Entschluß fest, an dem: Zu dichten, und nicht zu taglöhnern, sich den Umgang mit den Ihrigen, und nebenher ein wenig Luft und Sonne zu gönnen.

Schreiben Sie mir wenigstens einmahl die Woche. So lang es Ihnen wohlging hab ich wenig darnach gesehen, ob ein Brief auf der Ecke liege; aber jetzt.

---

[1] Enk M., Hermes und Sophrosyne, Seite 144—152.

Leben Sie wohl. Mit aufrichtiger Theilnahme

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Kolbe sen. vorgestern begraben worden.[1])

94.

Enk an Münch.

Melk, gegen Ende Februar 1839.[2])

Lieber Herr Baron!

Der Hay dankt für das reichliche Futter!

Eine große Freude haben Sie mir mit dem Villano gemacht. Nach der Probe hab ich wohl etwas Gutes erwartet; aber dießmahl ists besser, als ich es erwartet habe. Hier ist wenig, und nur Kleinigkeiten zu ändern. Die Prosa viel runder, als ichs gehofft, und was das Beste, größtentheils nicht ohne die rechte Haltung. Und haben Sie das Schwerere hinter sich, und eine leichte angenehme Arbeit vor sich! Die Verse fließen prächtig. Daß Sie mehr Dichter als je Leute: das ist ein Nagel an den sich etwas hängen läßt. Das aber ist auch erst gekommen (weil es da war). Lesen Sie Ihre Nacht der Rache[3]) und sagen Sie selbst: ob dort etwas vom Dichter zu spüren. Und doch war er da, aber verdumpft und gebunden, durch Bänglichkeit und Befangenheit. So ist auch die Anlage zu tiefer Auffassung vorhanden; aber verdumpft und gebunden in Grübeley und Bänglichkeit. Erst wenn Sie die Bearbeitung eines tüchtigen historischen Stoffes versucht: kann sich ein sicheres Resultat herausstellen; und fest vertraue ich: es wird ein günstiges seyn.

---

[1]) Josef Kolbe starb am 26. Jänner 1839 in Lubereck und wurde am 30. Jänner 1839 in Emmersdorf an der Donau begraben. — Die obige Bemerkung ermöglicht die Datierung des Briefes.

[2]) Empfangen am 24. Februar 1839.

[3]) Die Nacht der Rache. Ein Trauerspiel Halms aus dem Jahre 1825, in einer späteren Abschrift »Die Sühne« genannt. Vgl. darüber Faust Pachlers Aufsatz im »Österreichischen Jahrbuch« 1877, Seite 215 und 223 sowie Faust Pachlers und Emil Kuhs Vorwort zu Halms literarischem Nachlasse, Seite VIII, wo die spätere Abschrift unter dem Titel »Die Sühnung« angeführt ist.

Ich bitte Sie denken Sie an die Stoffe, von denen Sie schreiben. Ohne Nothzucht. Was die Stunde bringt. Nicht Alles muß im ganzen Detail gleich fertig vorliegen.

Muth! Alles wird gut gehen! und nicht nach dem Einzelnen: sondern nach dem Ganzen muß der Dichter sein Streben und seine Erfolge berechnen.

Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Mir hat für das Pulsiren im Herzen geholfen
2 Tropfen Tinct. digit. purpureae
1 Tinct. Val. sylvestris
vor dem Schlafengehen im Wasser.

Das Mittel ist in **dieser Dosis** so unschädlich, daß es **ohne alles Bedenken** einige Tage gebraucht werden kann. Über den ferneren Gebrauch wäre dann der Arzt zu consultiren.

95.

Enk an Münch.

Melk, 9. April 1839.

Lieber Herr Baron!

Der Anblick Ihrer Schriftzüge hat mir um so größere Freude gemacht: je weniger ich diese so bald zu sehen hoffte. Desto besser; auch hoffe ich soll es mit Ihrer Genesung rasch vorwärts gehen: da Sie damit in die zu erwartende schönere Jahreszeit hineinfallen.

Daß Sie durch eine constant fortgesetzte Präservativeur künftigen Anfällen vorzubeugen und der Disposition dazu vorbeugen wollen kann ich meinen Erfahrungen an mir selbst nach nur billigen. Das Mittel kann ich nicht bestimmen. Bey Ihnen ist zum Theil schon der Umstand zu berücksichtigen, daß Ihre Augen der schwächste Theil sind. Das Antiartriticum muß für jeden Fall der Arzt bestimmen. Wählen Sie sich also den vernünftigsten und tractabelsten aus; erklären Sie ihm aufs bestimmteste Ihre Meinung; und bestehen Sie auf einem Antiartriticum in kleinen Dosen längere Zeit zu gebrauchen; wobey Sie ihm wie dem Wallfisch eine Tonne zum spielen das Acidum Halleri **Dispens. Veteris** hinwerfen können. »No«. Was also finden Sie zweckdienlicher? Hier trägt der Comparativ nicht wenig dazu bey, die Weisheit des Mannes in Bewegung zu setzen.

Sollte Ihr Übel Congestionen des Blutes gegen den Kopf bey Verstimmung der Nerven heißen — wie ich fast vermuthe: so hätte ich hier schon eher den Muth Ihnen zu rathen aus wohlgeprüfter Erfahrung.

1 Tropfen Tinct. Valerianae sylvestris mit 1 Tropfen Tinct. Dig. purpureae (nur bey entschieden heftigen Wallungen 2 oder 3 Tropfen der Digit. zu 2 Tropfen Valeriana in dem bewußten Thee) würde Ihnen wahrscheinlich sehr wohl bekommen; schaden aber gewiß nicht: da die Dosis nach Prascha's Erklärung eine homöopathische. Auch ist das Mittel mit Unterbrechung von 1, 2, 3 Tagen zu brauchen. Ohne Zusatz von Valeriana spannt sie zu sehr herab; und ohne Americans verdirbt sie den Magen. Das Ihnen entsprechende Verhältniß

V 1:1 D
1:2
2:2
2:3 etc.

müssen Sie selbst finden.

Vom Thee (Centaurei min dr 17) nimmt man, was man zwischen den Fingern fassen kann, brüht ihn heiß ab, und trinkt ihn kalt; ungefähr 1 Stunde vor Tische.

Fühlen Sie da ein Drücken im Magen: so ist es ein Zeichen daß Sie ihn zu früh trinken.

Die Lust zum Handwerk wird mit der Gesundheit wiederkehren. Wann lassen Sie die Imelda drucken? Ich bitte Sie es mich wissen zu lassen, wenn Sie Immermann schreiben, und wenn möglich dem Oncle Jojakim die Harpune möglichst tief einzutreiben.

Leben Sie wohl. Schreiben Sie recht bald

Ihrem unveränderlichen

M. Enk
Professor zu Melk

9. 4. 39.

Von der Tinct. Valerianae lassen Sie sich eine halbe Unze bringen.

Macht man Ihnen bey der Digitalis Anstände: so schreiben ein Recept.[1])

96.

Enk an Münch.

Melk, Anfang Mai 1839.[2])

Lieber Herr Baron!

Da Ihr Postwesen noch nicht in sicherem Gange (wenigstens leicht Irrungen oder Mißgriffe stattfinden können): so finde ich es nicht überflüßig Ihnen die beyden Recepisse zu senden.

Ich hoffe und wünsche, daß Ihnen Ihre Villegiatura wohl anschlagen werde.

Lenau habe nur einmahl gesprochen. Mir ist er mißbehaglich gewesen; ich vermuthlich auch ihm. Gemüthstiefe überschwengliche, ohne die Kraft die Masse von Gefühlspoesie mit Klarheit zu gestalten und ihr sichere Resultate abzuringen. Als Mensch ist er glaub ich sehr achtenswerth. Sein Autograph wäre mir übrigens das interessanteste von ihm.

Gelegenheitlich bitt' ich Sie um Vitae selectae eruditissimorum virorum etc.

Wolf schreibe ich, sobald ich von *Deinhardstein* Antwort.

Mit aufrichtiger Liebe und Hochachtung

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

---

[1]) Am Schlusse des Briefes steht folgendes Recept:

Rp. Tinct. Digit. purpureae

unc ʒ

Nach Bericht. Melk, 25. 3. 34. Dr. Schneider. — Dr. Schneider war der Vorgänger des Seite 111 und öfter erwähnten Pruscha.

[2]) Empfangen am 4. Mai 1839.

97.

Enk an Münch.

Melk, 19. oder 20. Mai 1839.[1]

Lieber Herr Baron!

Da Sie bereits Ihr Testament gemacht: so glaubte ich im Ernst,
Sie hätten bereits der schnöden Welt Ade gesagt und seyen einge-
gangen in das himmlische Freudenreich: als ich gestern Ihren Brief
erhielt. Ernsthaft gesprochen — denn Sie trauen meinem Scherz
nicht allzuweit — ich freue mich Ihrer Genesung; keineswegs aber
der Art, wie Sie meine medicinischen Vorschriften ins Werk setzen.
Was für ein wunderlicher Charivari ist das nicht einen Tag das
Acidum Halleri, und den andern die *Digitalis* zu brauchen! Sind
Sie denn ganz des Teufels? Eines oder das andere Mittel müssen
Sie circa 14 Tage fortbrauchen; dann einige Tage aussetzen; und
dann das 2te. Wie soll ich Ihnen bei jenem Durcheinander ein
sicheres Resultat herausstellen. Auch das Ihnen zusagende Verhältniß
der *Valeriana* und Digitalis müßen Sie selbst finden, durch unbe
fangene Beobachtung. Überdieß ist die Digitalis immer in der
nämlichen Apotheke zu nehmen; denn wie mir der sel. Pruscha[2])
sagte, gibt es kein Mittel welches nach Verschiedenheit des Alters
der Pflanze, des Bodens, der Bereitungsart so bis zum Auffallendsten
so veränderlich wäre. Auch geben Sie acht daß Ihnen Ihre Frau
nicht darüber kommt; in größeren Dosen ist sie Gift; obwohl, da
1 Tropfen homöopathische Dosis, ein Versuch mit 2 Tropfen von
beyden bey einem leichteren Anfall nicht schaden kann. Warum
haben Sie den sel. Pruscha nicht gesprochen, wie ich's wollte; Sie
hätten die Schwitzbäder und die ganze Geschichte vermeiden können.
Einen besonneneren und umsichtigeren Arzt werde ich nie wieder
sehen. Sina, obwohl einmahl abgewiesen, machte ihm noch kurz
vor seinem Tode glänzende Anträge. Er wäre nicht gegangen,
wenn er auch am Leben geblieben. Have candidissima anima! aeter-
num vale!

---

[1]) Empfangen am 21. Mai 1839.

[2]) Vgl. Brief 91.

Eines verordne ich Ihnen aus eigener ärztlicher Machtvollkommenheit. Neben dem unter den besprochenen Vorsichtsmaßregeln gebrauchten Kopfwaschen täglich vor dem Schlafengehen ein paar Polsterchen von feiner (gebrauchter) Leinwand in kaltes Wasser (abgestandenes anfangs) getaucht auf die Augen zu legen, und darauf ein paar Minuten liegen zu lassen. Das Wasser thut Wunder!!!

Von der Poesie ein anderesmahl. — De Villano optima quaeque spero.

In den Blättern für lit. Unterh*altung* eine neue ziemlich vernünftige Beurtheilung des Adepten.[1] Wie oft habe ich Ihnen es eingeprägt, Sie sollen die Erfolge im Ganzen faßen, nicht nach dem Bellen eines solchen Esels[2] wie Lewald, oder eines solchen zur schäbichsten Hypochondrie herabgekommenen Hundes wie Winbarg. Frustra.

Die Bücher Grazie. Pompejus müssen Sie haben. Ich habe nur Liebes*zauber*, Astyages und die Brüder.[3] Mit Einbrennsuppe konnte die obenaufliegende Italia vom Heitzer begossen werden; weg kommt nichts.

Dem Lupus geschrieben.

Lenau. En ora buena sea! In Beziehung auf Sie. Quo ad me: space. Er nimmt die Poesie ins Leben herüber; und weiß es doch nicht zu machen, oder weiß vielmehr nicht, vielmehr nicht recht klar, unter welcher Bedingung das angeht; oder vielmehr es fehlt ihm, was man dazu braucht. Enfin, ich habe ihn weggehabt, wie ich ihn gesehen. Ein Gaudium wäre es, wenn Sie mir ehrlich schrieben, daß er ebenfalls kein übermäßiges Behagen an mir gefunden. Wie billig!

Aber sein Autograph könnt' ich brauchen und er hat viele Verbindungen in Schwaben und Ungarn. Schönster Herr Baron, harpuniren Sie ihn, wenn Sie mit ihm beym Ofen sitzen, wozu in diesen Tagen treffliche Gelegenheit.

Fr*au* W*äg* Poveretta. Ich darf nicht daran denken, wenn ich nicht aus allem guten Humor kommen will.

Leben Sie wohl; mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

---

[1] Jahrgang 1839 (Nr. 112 vom 22. April), Seite 453–454.

[2] Zuerst »Hundes«.

[3] Pompejus, König Astyages und Die Brüder von Lincoln sind Pläne zu Trauerspielen. Über Liebeszauber vgl. Brief 18.

Treitschke misit autographa (Grazie; geht Sie an des Stupfens wegen.) Schauspieler. Ist mit Rettich kein Dupplicatentausch zu machen. Ich habe gegen hundert sehr hübsche.

98.

Enk an Münch.

*Melk, Anfang August 1839.*1)

Lieber Herr Baron!

Ob Sie den Vill*ano* eingeben wollen, hängt nicht ein Dütchen von Ihrem Meinen und Wollen ab. Sie müssen. Denn wer zu unserer Zeit die Bühne betritt, und viel über's Jahr wegbleibt, ist halb vergessen; und Sie haben vor Jahr und Tag schwerlich ein Stück auch nur einzugeben, die Verzögerung der Aufführung nicht gerechnet. Überdieß bedarf Ihr Credit wie Ihr Beutel dieses Zuflußes. Reisen, Ihrem Geist einen frischen Schwung geben müssen Sie künftiges Jahr. Es **muß** möglich werden, trotz d*er Zensur*. Also lassen Sie den Villano abschreiben und geben Sie Ihn ein, ohne Verzug.

Lieder habe ich zu lesen angefangen, und die Entwürfe bring ich mit nach Wien. Gaselen früher.

Im Gebrauch der Digit*alis* seyen Sie vorsichtig. Wasser (die Päuschchen auf die Augen) und Obst. An das Letztere gewöhnen Sie sich ja förmlich.

Autograph*en* — Eselsfreude, wie Eduard (nicht der nächstens zu erwartende, und als Diurnist nach Pöggstall gehende) sagt. Doch ist mir beygefallen, ob Sie dem Menschen nicht vielleicht Geld geben. Das nicht Romano more. Aber sich umthun, si; prego Signore. Sie scheinen mir den rechten Tact nicht dafür zu haben. Die Helene hat ein Eselstalent dazu. Wenn nur Immermann etwas thut. Detto Lenau, Bolza, und Jojakim. Ich nähere mich bereits dem ersten Tausend. Ist mit Rettich nichts zu machen?

Wann tretten Sie Ihre Reise an. Nur recht burschikos. Erst schieben Sie sich ein Stück vorwärts, dann hinein zwischen die Gebirge. Früh und Abends auf die Beine; in der Hitze stillliegen.

---

1) Empfangen am 2. August 1839.

Bücher Grazie. Leben Sie wohl. Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Die Vitae[1] sind, hoff ich, sicher angekommen. Vive. Vale.

Daß Sie die zwey Theile von Luden[2] nach Stoffen durchwühlten, und der zermalmenden Riesentragödie nicht erwähnen ist merkwürdig. Welcher? quo modo möglich? Das gibt ein Studium. Darum halt ich zurück. Doch ist die Aufgabe so groß, daß ich Ihnen nicht dazu rathen kann. Schreiben thuts hier nicht (auch müßten erst Details herbeygesucht werden) aber besprechen wollen wirs — und dann werden Sie mir recht geben.

99.

Enk an Münch.

Melk, Anfang November 1839.[3]

Lieber Herr Baron!

Einer Nachricht über Ihr Befinden habe ich von Tag zu Tag entgegengesehen. Da Sie schrieben, Sie wollten das *milde Urtheil* senden: so wartete ich von einem Tag auf den anderen.

Über das vom Beamten, wissen Sie, daß mit mir nichts zu reden. Es ist Katzenjammer: denn Sie wußten es vorher; und es ließ sich an den Fingern abzählen. Nur Eines stehe fest: Vor diesen Leuten nie das Armensünderhemd anzuziehen.

Villano. Es freut mich, daß *Grillparzers* Ansicht die meinige bestätigt. Ich bitte Sie, nehmen Sie Raison an. Selbst in dem Fall, den *Grillparzer* als möglich annahm gewinnen Sie nach allen Richtungen, und verbessern Ihr Spiel um hundert Procente.

Optimo Lupo bitt' ich Sie zu sagen: In Betreff der Epistel hoffe ich ihn zufrieden zu stellen: aber in Betreff meiner Ansicht über das altspanische Theater bitte ich Sie, ihm seine mir begreiflicher Weise sehr wichtige Meinung abzufragen, und sie mir unverhohlen mitzutheilen.

---

[1] Vgl. Brief 96.

[2] Wahrscheinlich Heinrich Luden, »Handbuch der allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten des Alterthums,« Jena 1814, und »Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten des Mittelalters«, das. 1821—1822.

[3] Empfangen am 8. November 1839.

Da Sie wohl nicht viel lesen können: so möchte ich Sie läsen, recht unbefangen — das heißt ohne alle Absichten auf Nothzucht — Beckers Weltgeschichte, und — Froissart.

Mit etc. in Eile

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Eduard genest! Baciamano.

100.

Enk an Münch.

Melk, 6. Jänner 1840.

Lieber Herr Baron!

Daß mir Ihr Schreiben sehr unerfreulich, um so mehr es mich körperlich unwohl, und mit Verdrüßlichem ohnedieß überladen traff, können Sie sich wohl denken. Inzwischen geschehen ist geschehen und wie viel Sie von Ihrem Credit aufs Spiel setzen wollen, hängt natürlich von Ihnen ab. Gewarnt habe ich dringend genug. Darum glaube ich werden Sie auch als ehrlicher Mann keinen Anstand nehmen gelegenheitlich, und nahmentlich wünsch' ich es gegen Deinhardstein. Erinnern Sie sich an den guten Rath: »sich nicht influenziren zu lassen« zu erklären, daß ich Ihnen von der Aufführung des Stückes auf das bestimmteste abgerathen. Auch wissen Sie daß ich *Deinhardstein* aus nicht bloß literarischen Rücksichten zu menagiren habe — Meiner Discretion seyen Sie sicher.

Daß ich einen Stoff für Sie habe, hätte Ihnen nicht einfallen sollen: da ich von meinem Grundsatz nicht abgehe. Aber einen wohldurchdachten Rath habe ich für Sie.

Wenn dem milden Urtheil nicht wieder ein mildes Urtheil, und diesem zuletzt ein sehr herbes folgen soll: so müssen Sie doch einmahl ernstlich daran denken, ein Stück ruhig reifen zu lassen. Freyheit des Geistes bedürfen Sie vor Allem dazu, und wie ich Ihre Individualität kennen gelernt, nimmt Ihnen das Metrum bei Ihrer **unheilbaren** Reimwuth, was Sie sonst noch davon aufbringen konnten. So rath' ich Ihnen denn (zunächst, zum Intermezzo meine ich) zu einem Stück in Prosa. Es handelte sich eben um einen passenden Stoff. Ein trefflicher ist mir dieser Tage Zeitgenossen 3 Reihe 4 Band XXXI[1]) aufgestossen: allein es ist durchaus nicht daran zu denken aus Zensurrücksichten (begründeten).

Ich ersuche Sie gelegenheitlich um die Ocios de los españoles[2]) und aus Ihrer Bibliothek um die Féeries nouvelles par Caylus (Tableau im 1. Band) und um die . . .[3]) Parisiennes. Donnerstags Morgens geht eine sichere Gelegenheit herauf, aber es ist wohl zu spät.

Leben Sie wohl. Mit etc.

Ihr unveränderlicher

6. 1. 40. **M. Enk.**

101.

Enk an Münch.

Melk, Mitte Jänner 1840.[4])

Lieber Herr Baron!

Die Bücher erhalten. Suisceratissime Grazie. Der 5. Theil der Ocyos etwas beschmutzt, was ich H. v. Wolf zu bemerken bitte, ne ego peccasse videar.

Meine Bücher werden Sie erhalten haben.

So wie es meine Rolle war, eh der Schritt geschehen, zu dringen »che non«, so ist es jetzt meine Pflicht, Ihnen zu sagen: Nehmen Sie sich zusammen. Auch ist es in der That nicht so schlimm, wie Sie meinen. Auf der Bühne wird das Stück hoff ich durchgehen, das allenfalsige Geklatsch der Wiener Blätter und Correspondenzler verhallt; nur drucken müssen Sie das Stück jetzt **für keinen Fall** lassen. In ein paar Jahren, wenn Sie es umgearbeitet mit Freyheit des Geistes und daraus gemacht, was daraus werden kann. Ist der Erfolg günstig: rasch dann den Villano; den lassen Sie mit Imelda zusammendrucken, und dazu eine Vorrede.

---

[1]) Offenbar meint Enk den biographischen Aufsatz »Don Leandro Fernandez de Moratin«, Zeitgenossen, ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit, 3. Reihe, 4. Band, Nr. XXXI, Seite 187 ff.

[2]) Wahrscheinlich ist die spanische Zeitschrift »Ocios de Españoles emigrados« gemeint, die 1824—1827 in London herausgegeben wurde.

[3]) Ein schwer lesbares Wort. Vielleicht »Moeurs.«

[4]) Empfangen am 18. Jänner 1840.

Daß die *Rettich*(?) die Hände im Spiel gehabt, wird mir Dummkopf jetzt erst klar. Zum Ärger.

An Ihrem Talent zu verzweiteln ist dann Zeit: wenn ich daran verzweifle, was ich Ihnen, und dafür kennen Sie mich sicher sage. Nicht darum ist mir bange; sondern darum, ob Sie mein Wort halten, und die Sache **endlich einmahl** anders angreifen.

Tagebuch nicht aufzugeben! aber es nicht darauf anzulegen, etwas einzuschreiben. Nur was Ihnen von selbst klar im Gemüthe aufgeht, halten Sie fest. Oscillaturen nicht zu scheuen.

Arnaud Graf von Comminges (nicht das Drama, sondern der Band, der die Novelle oder die historischen Erläuterungen enthält) lesen Sie ja; aber wählen und erwarten Sie eine recht heitere Stunde dazu. Ich müßte mich sehr irren, oder Sie finden, was Sie brauchen. Das Stück lesen Sie später.

Amberes, en casa de Geronymo y Iuanbautista Verdussen 1673.

Wie haben Sie die .... ischen Autographen vergessen können. Ich erbitte sie mir durch H*errn* Hofmeister.

Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk,
Professor zu Melk.

102

Enk an Münch.

*Melk, Anfang Februar 1840.*1)

Lieber Herr Baron!

Hier Arnaud. Quae monui cordi tibi sint quaeso. Frau; Doleo. Dabit Deus his quoque finem.

Wenn Ar*naud* zündet: so lassen Sie ja Verse oder Prosa in suspenso. Später sag ich Ihnen warum.

---

1) Empfangen am 4. Februar 1840.

Wie es mit dem mild*en* Urth*eil* auch gehe: geben Sie sich dem Teufel um keinen Preis hin, sondern kämpfen Sie männlich mit ihm, und Alles wird gut gehen, wenn Sie nur jetzt mir und sich selbst Wort halten.

Ich bitte Sie auf ein Blättchen an Wolf die Frage zu schreiben, ob ihm Romanzen über die Kämpfe Juan d'Austria mit den Mohren bekannt sind, und wo sie sich finden, oder eine gute Biographie, und ihm diese Frage sobald möglich zu schicken, ohne zu erwähnen daß sie von mir kommt.

Mit etc. in Eile

Ihr unveränderlicher

M. Enk,
Professor zu Melk.

Gabr*iel* Seidl soll todt seyn. Ocios (grazie) prinsquam.

103.

Enk an Münch.

Melk, Mitte März 1840.[1]

Li*eber* H*err* Baron!

Ich kann Ihnen nur wenige Zeilen schreiben. Gott hat Groſses an mir gethan! Ehre sey ihm und Preis! . . . .
. . . .
. . . .[2]

Die historische Tragödie finden Sie Ocios Tom. V., p. 84, meinen Zettel, Seite 400. Erst kauen Sie selbst an 84, dann 400. Schlechte Schrift. Pardon. Wünsche Glück. Grazie.

Können Sie mir etwas senden, so wäre mir der 4^{te} Theil »Pinciano« (Ocios 4, pag. 215) höchst erfreulich. Sonst überlassen Sie die Wahl eines spanischen Werkes optimo D. Lupo. Er weiß am besten was mir taugt. Zu Lope habe das Herz nicht.

Herr Prälat geht zu Anfang d*ieser* Woche oder der Charwoche herauf.

---

[1] Empfangen am 17. März 1840.

[2] 3 Zeilen getilgt.

Gelegenheitlich bitte Sie um Paul de Kok Ni jamais und die Sagen von Grimm.

Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

In Betreff des Cabinets hatte ich mich geirrt. Ich hatte 3 Bände (also noch 1). Arnim ist ein gräulicher Hasenfuß. Cave tibi.

104.

Enk an Münch.

Melk, 23. März 1840.

Lieber Herr Baron!

Erfreuliches in dem Sinn, in welchem Sie es genommen, ist mir wahrlich nicht begegnet, wenn ich es nicht erfreulich nennen will, daß ich meine letzte Lebensfreude und Lebenshoffnung verloren, und nun ganz ein Bettler bin. Aber wohlthätig muß ich diesen Schmerz nennen; und nur in diesem Sinn schrieb ich jene Worte. Ist doch der Schmerz der große Hebel, durch welchen die Vorsehung uns von unseren Verirrungen zurückführt. Die Belehrung war eine sehr herbe, und, wie es mein harter Kopf bedurfte, eine palpable. Doch genug davon. Nicht weil ich Ihnen mißtraue: sondern weil ich von dem, was mir weh thut, höchstens wenn es mich überrascht rede, bitt ich Sie, die Sache ganz zu ignoriren. Auch jene Worte waren im Nachzittern der furchtbaren Aufregung geschrieben.

Da die Cur bereits vor drei Wochen anfing — Gott sey Dank, ich bin auf dem Wege der Reconvalescenz und hoffe nicht lange, aber künftig etwas erträglicher zu leben: so darf Sie mein Stillschweigen nicht wundern. Mir hat sich in der letzten Zeit mein Verhältniß zu Ihnen gerade recht erfreulich herausgestellt. So lange Sie das *milde Urtheil* nicht eingegeben hatten war ich heftig und ungestümm, wie Sie selbst am besten wissen. Von dem Augenblick an, wo ich den Brief erhielt, war jeder Unwille verflogen, und der erste Gedanke war, wie es gehen werde (für die Bühne hoffe ich gut) und wie sich helfen lasse. Da ich die Bemerkung ex post machte: so sollen Sie mich ein bischen lieb haben dafür; und könnte ich dazu gelangen, so wollt ich, wie **Heyne**, das selbst an mir thun.

Ich werde fortgehen, und Niemand wird wissen, wie gut ich war, und wie böse ich hätte seyn können, wie tief ich in das Räthsel des Lebens eingedrungen, und wie stockdumm ich es dann wieder anfaßte; und am wenigsten wird Jemand wissen, wie schwer ich am Leben getragen habe. Eines tröstet mich: mit allen schlimmen Neigungen ging es mir wie mit dem milden Urtheil.

Das Beste was ich über mein Leben zu sagen weiß: Ein Baum, den der Gärtner auf das strengste zurückhält, daß er nicht knospe und treibe, bis seine Zeit gekommen. Jetzt hat er den Laden aufgestoßen, und Licht hineingelassen. Nun wird es wohl bald ans Versetzen gehen.

Ich schreibe Ihnen das nicht aus ascetischer Trübseligkeit und Pusilanimität: sondern aus einem anderen Grunde. Ich wünschte für jenen Fall ein wenig vorgearbeitet zu haben. Thun Sie sich also nach Stoffen um; ich meinerseits will gerne fleißig seyn. Hätten Sie nur die Idee des Pensums damahls unbefangner aufgefaßt!

Alphons[1]) wird Ihnen hoff ich klar werden. Drastisch im gewöhnlichen Sinn ist er nicht; aber recht behandelt sicher von entschiedener Wirksamkeit. Überdieß ist er prakticabel, was von 50 historischen Stoffen nicht einer ist; und für jeden Fall ein Studium gerade wie Sie es brauchen. Das Drastische muß hier in die Behandlung gelegt werden; und das ist überall das wahre dramatische Drastische.

Wie konnten Sie an Luna nur denken??

Die Bücher, für die ich Ihnen im Vorhinein herzlich danke, erhalte ich früh genug durch Herrn Prälaten. Auch bitt' ich Sie, den Parnasso italiano (1 Band)[2]) zu kaufen, und ihn entweder vom Herrn Hofmeister zahlen zu lassen, oder es von dem Honorar zu nehmen, das Deinhardstein wahrscheinlich Ihnen geben wird.

Ich vermuthe, *Eduard* habe Ihnen so geschrieben daß Sie es Ihrer Würde unangemessen finden mußten, ihm zu antworten. Ich bitte Sie, ihm seinen Unverstand zu verzeihen, und weil Sie das rechte Wie gewiß finden werden, ihm ein paar Zeilen zu schreiben. Einmahl ist jedes Körnchen gesunden Sinnes ein Pfenning an einen Dürftigen, und dann habe ich einen besonderen Grund. Meiner bitt' ich Sie gar nicht zu erwähnen.

---

[1]) Über diesen Stoff vgl. die folgende Seite; derselbe muss schon früher, mündlich oder schriftlich, behandelt worden sein.

[2]) Der Parnasso italiano ist eine italienische Anthologie (Leipzig 1826). Sie hat nur 1 Band; weil aber später ein Parnasso italiano continuato erschien, ist Enks Ausdruck erklärlich.

Leben Sie wohl; von ganzem Herzen

Ihr unveränderlicher

23. 3. 40. M. Enk.

Was ich vergessen: bey Alphons gilt es, sich ein wenig einzulesen.

24. 3. 40. Ich öffne den Brief noch einmahl, um Ihnen Alphons nach reifer Überlegung ans Herz zu legen. Schwer werden Sie einen Stoff finden, an dem Sie besser erstarken, und bey dem Sie mehr lernen könnten, und gerade das was Sie brauchen. Der Zank in der Eingangsscene logisch rasch — Gußmanns (nebst Alphons Persönlichkeit allein im Stande das Stück zu halten, wenn sie recht ausgeprägt wird) Verbannung in den 2ten Act hinüber zu ziehen, im ersten Act ver . . . (oder im 3ten non memini; vedremo).

Einlesen: für den 1 Choque, Ersch und Gruber;[1] für Gusman: Quintana 1 Band.[2] Durch Alphons Schwächen bey der Lectüre das Bild nach meinem Recepte sich nicht verderben lassen.

5. Act (nach aufgestoßenem Laden) ich meinte der rechte Mann zu seyn für Deutschland. Die Vorsehung Rudolph[3] — in stellis, clarum ex eo genus etc.[4]

---

[1] Dritter Theil, Seite 89—91.

[2] Quintana Don Manuel Josef, Vidas de Españoles célebres, 3 Bde., Madrid 1807—1833. Das Leben Guzmans des Getreuen (Guzman el bueno) ist behandelt Bd. I, Seite 35—64.

[3] Rudolf von Habsburg.

[4] Es handelt sich um einen Stoff aus dem Leben Alfons' X., des Weisen, Königs von Castilien und Leon, 1252—1284, eines eifrigen Förderers der Künste und Wissenschaften, namentlich der Astronomie, der aber, geblendet vom Ehrgeiz, das Schattenbild der deutschen Kaiserkrone zu erlangen, die Mittel des Landes verschwendete und dadurch wiederholt Unruhen im eigenen Reiche erregte. An die Spitze der Unzufriedenen stellte sich 1271 sein eigener Sohn Sancho und beraubte ihn 1282 des Thrones. Mariana sagt von Alfons: Dum coelum considerat, observatque astra, terram amisit (Historia de España, Buch XIII, Cap. 20). — Halm scheint diesen Plan nicht weiter verfolgt zu haben, da Pachler desselben nirgends erwähnt; nur auf dem Blatte, welches nach Brief 146 (Anfang Mai 1842) eingelegt ist, stehen, von Münchs Hand geschrieben, die Worte: Alfons der Weise und Sancho IV. Ocios de los Españoles, Tom. V, p. 84.

Den Parnasso kann sich auch Gerold zahlen lassen.

Mox, quaeso, rescribas: de tuis tantum rebus. *Optimum* Lupum 300 saluto.

105.

Enk an Münch.

Melk, 19. oder 20. April 1840.[1]

Lieber Herr Baron!

Ich bin wieder einige Tage krank gewesen; jetzt aber besser. Es war billig, daß diese Fasten schloß wie sie angefangen hatte. Ich hatte in 40 Tagen 40 Jahre gelebt.

Meine Leibphrase sollten Sie, da Sie wenigstens halb und halb wissen, wie widerlich mir die Lebensskizze schmeckt, nicht so hoch anrechnen, und wissen, daß ich mirs schon sonst nie vergeben würde, Ihr oder irgend eines anderen Menschen Wohlwollen zu verkennen. Auch hat die letzte Crisis Sie dem Gefühl um viel näher gebracht. Sie sind ein guter Pfenning, der dem vacuo viatori in der Tasche geblieben.

Inde de effigie gaudeo et tibi gratias ago quam maximas. Sollte es inzwischen dermassen mißrathen seyn, daß die beyden Hauptzüge Ihres äußeren Menschen Gutmüthigkeit und ironische Behaglichkeit nicht erkennbar geblieben: so senden Sie es mir lieber nicht.

Eine sichere Gelegenheit geht bis 1./5. herauf.

Die Dramatica erledige ich das nächstemahl.

Sollte von folgenden Werken **eines** oder das **Andere** (was ich Sie Wolf, damit er nicht mit Recht grimmig werde dreyfach zu unterstreichen bitte) vorräthig seyn: so bitte ich. Ohne dieß wird seine Solidität in der Wahl mit Recht Anstoß nehmen.

Arnauld (F. T. de Baculard d') Les Matinées.

Beroalde de Verville. Le Moyen de parvenir (Coupe cul de la melancolie).

d'Aulnay Memoires de la cour d'Espagne.

De Coste: Dames illustres.

---

[1] Empfangen am 21. April 1840.

Wegen des Cabinets des Fees oblitus.
Für Maryat danke. Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.
Prof. zu Melk.

Ich bitte Sie Deinhardstein nicht zu vergessen.

106.

Enk an Münch.

Melk, 29. April 1840.

Lieber Herr Baron!

Ad singula capita epistolii tui respondeo.

Der Villano. Macte!

Imelda meine ich sollen Sie in Gesellschaft des Villano (Maitre Jean) drucken lassen. Das milde Urtheil behalten Sie in petto, nehmen vor dem Druck eine gründliche Überarbeitung vor die wie sie Anerkennung verdient, sie finden wird, und denken bis dahin an das Stück so wenig als nur immer möglich ist.

Lyrik. Was fällt Ihnen ein. Gedichte wie: die Quelle,[1] die Erinnerungen, die schönen Ghaselen, das letzte Sonett[2] sind es meine ich wohl werth, daß man eine Feder zerbeiße. Laßen Sie die Ader strömen, reich und voll, wie sie strömt. Das Sichten hinterher.

Geld. Hier weiß ich Bescheid. Keinen Liard geben Sie weg für Bücher. Schlemmen soll der Dichter nicht, aber von Zeit zu Zeit etwas haben, womit er sein Herz erfreue: sonst geht er zum Teufel. — Bei der Klostersuppe ist kein Gedeihen für ihn. Ich meine sie reden so mit *Gerold*. »Ich denke künftig nicht bloß das meiste, sondern Alles bey Ihnen zu nehmen; aber was bewilligen Sie mir für Percente. (Braumüller [. . .][3]) und Gerold selbst bewilligen solche geringeren Kunden.) Die Abrechnung treffen wir am Honorare.« Sie sehen leicht wie vortheilhaft das für beyde Theile, und wie Sie Ihr bischen Sauerverdientes behalten können. Mit ganzen Ehren. Mich werden Sie nicht verrathen. Übrigens (wenn Sie mir das Wort erlauben wollen) est modus in rebus. Sie sollen kaufen, aber mit

---

[1] Vielleicht »Am Waldbach«, Werke Bd. I., Seite 61 ff.

[2] Werke Bd. I., Seite 21 ff.; 160; 161 ff.

[3] Ein Wort, das sich für den Druck nicht eignet.

Wahl. Allerdings auch Romane; aber solche, aus denen Sie etwas lernen, z. B. einen Charakter zeichnen; oder die Sie etwas erfrischen und geistig anregen. St. Roche kaufen Sie nicht aber lesen Sie es. Anfang und Ende wahre Frauenzimmerarbeit, das Mittelstück vortrefflich.

Dramatica. Ich habe fleißig gesonnen, und bin im Reinen: möchte aber zuerst, daß Sie mir kundgeben wie Sie es meinen. Ich schreibe Ihnen darüber durch Frau *v.* Woeß, die in der ersten Hälfte des Mays mit ihrer Nichte[1] nach Wien geht. Wie haben Sie sich eingelesen?

Graue Schwestern. Sie wissen wie innig ich die herrliche Frau, die Kaiserin Mutter, die Förderin aller ächten Frömmigkeit verehre. Kein Wunder also, daß mir beim ersten Lesen Ihres Briefes eine eigenthümliche und wie ich glaube sehr glückliche Idee aufstieg, und eine 2^{te} sich sogleich an diese drängt. Können Sie 2 brauchen? Was haben Sie selbst in petto? Proxime; wenn es Zeit hat, erst durch *Frau von Woeß*: Da das Mondkalb der Walch[2] heraufkommt, der mir ohnedieß nicht grün ist; und den ich — möchte.

Porträt. Ich freue mich darauf und schenke Byron meinem Heitzer.

Da Sie immerfort freveln, ich soll Sie mit Commissionen plagen: so mögen Sie Ihren Willen haben; und ich will mir das Herz fassen Sie zu bitten 2 diplomatische Unterhandlungen für mich zu unternehmen. Die 1^{ste} mit Treitschke . . . .[3]

Frau *von* Woeß, die ihrer Nichte gern ein Vergnügen gönnt, aber ihre Ausgaben verständig bemißt, hat sich nun auf ein- oder zweimahl herbeygelassen, sie ins Theater zu führen. Dieses *Versprechen* soll das gute Kind für die Joseph- und Leopoldstadt in Anspruch nehmen, und die Burg will ich besorgen. Ich bitte Sie also bei *Herrn von* Treitschke anzufragen, ob er mir bey dem Handel nicht an die Hand geben wolle; in der Weise, daß er die Sperrsitze ins Parterre besorge, und sie sich gleich von Ihnen (auf

---

[1] Anna Forster.

[2] Josef Walch, Piaristenordenspriester, von 1809—1848 am k. k. akademischen Gymnasium in Wien thätig, zuerst als Professor, dann als Präfect, bekleidete seit 1836 zugleich das Amt eines »Vicedirector Gymnasiorum per Austriam inferiorem«, eine Stellung, welche ungefähr der heutigen eines Landes-Schulinspectors entspricht.

[3] Eine halbe Zeile getilgt.

Abrechnung vom Honorar) bezahlen lasse. Da die Frauen nur früh zu treffen, und damit Sie nicht genöthigt Abends in der Wohnung nach den Billetten zu sehen, wäre es am convenabelsten, wenn sie die Billette an der Casse gegen Vorweisung einer ihnen bis zum letzten Tag bleibenden Anweisung von H*errn von* Treitschkes Hand erhielten. Ich bitte Sie diesem zu sagen, ich wende mich mit meiner Bitte darum nicht schriftlich an ihn, weil die mündliche Verhandlung für ihn die bequemere. Da F*rau von* W*oeß* nur 8 oder 9 Tage in Wien bleibt und ein paarmahl auch eine andere Bühne besucht, so wird mich die Ausgabe nicht umbringen. Daß Sie mit Ihrer möglichen Billettsforderung ins Gedräng kommen, denke ich mir leicht; und es ist mir, wie am honettesten, so am liebsten, ut dixi.

Das Folgende ostensible an Deinhardstein. Bitte es ihm vorzulesen. (Wie bist du gegen mich gesinnt und weinst du oder lachst du?[1])

Herrn Reg.-Rath von Deinhardstein bitte ich Sie, da Sie in diesen Tagen ohnedieß mit ihm zu verkehren haben, zu sagen, das für dieses Jahr vorgeschlagene Werk sey Michel's Theatre françois au moyen age, obwohl ich zu den Werken eines neueren großen Dichters weit größere Lust hätte, Grill*parzer* und Raupach, da nur ein Band Fortsetzung erschienen, ausgesetzt werden kann. Sollte er Ihnen das Honorar geben: so bitt' ich Sie für mich den Empfang zu quittiren. Ich bin begierig was H*err von* D*einhardstein* zum Villano sagt, und ob er ihm zu keinem der spanischen Lustspiele Lust macht, auf die ich in meiner Anzeige[2]) hingedeutet, und die es wohl verdienten, daß ein Dichter, wie er, sich ihrer annähme.

Wollen Sie mir in diesen beyden diplomatischen Verhandlungen gefällig seyn: so bitte ich Ihre diplomatische Feinheit recht bald an ihnen zu versuchen: da F*rau von* W*oeß* vielleicht schon in den letzten Tagen des May abgeht.

Ihre Erkundigungen nach mir bitt ich schon darum auf das allgemeinste zu beschränken, weil sie nicht viel mehr weiß als Sie selbst. Sie sehen, daß ich gegen Andere nicht mittheilsamer. Was nützt es auch.

---

[1]) »Wie bist du gegen mich gesinnt?
Und weinest oder lachst du?« (Bürgers »Lenore«.)

[2]) Tesoro del Teatro Español etc. por Don Eugenio de Ochoa Paris, 1833. Angez. von M. Enk in den Jahrbüchern der Literatur, 1839, 86 Bd., Seite 136—152, 88 Bd., Seite 62—79; 1840, 89 Bd., Seite 23—46.

Eines der wichtigsten Dinge fast vergessend, daß Sie sich durch Wolf (300) über die Geschichte der grauen Schwestern unterrichten und auch mir brevissime die nöthigen Notizen zukommen lassen.

Mit etc. in Eile

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

107.

Enk an Münch.

Mell, Mitte Mai 1840.[1]

Lieber Herr Baron!

Ariel soll vielfach bedankt seyn. Mein wackrer Geist! wollte ich sagen, wenn ich Prospero wäre.[2] Da ich es nun nicht bin — ich empfinde es in diesem Augenblicke schmerzlich, daß ich es nicht bin, das heißt, daß ich Ihnen Ihre Liebe und Ihren guten Willen so wenig vergelten kann.

Die Hälfte Ihrer Bemühungen ist inzwischen unnütz geworden. F*rau von* W*oeß* hat gestern von einer anderen Seite her (Lisette Kolbe) bey der Erzherz. Sophie den Antrag erhalten, sie für die Zeit ihrer Gegenwart in Wien in jener Hinsicht zu versorgen. Ich bitte Sie also D*einhardstein,* wenn die Frage von der Sache, zu sagen, die Frauen kämen gar nicht nach Wien, weil die Mutter der Nichte plötzlich krank geworden, und diese schnell abgereist. Ich bitte Sie, die Sache gerade so zu machen. Wie sehr mir daran liegt, können Sie daraus sehn, daß ich recepissire. Auch bitte ich Sie, mir in Ihrem nächsten zu schreiben: ob Tr*eitschke* die Sache refüsirt? Ob Sie darin gegen D*einhardstein* meinen Namen genannt. Ich bitte Sie es nicht zu vergessen; es beunruhigt mich lebhaft.

Jetzt von Ihrer Angelegen*heit*. Fürs erste schmähen und mäckeln Sie nicht an Ihrem lyrischen Talent. Es ist ein reiches, vielseitiges und glänzendes. Nicht Innerlichkeit und Originalität fehlt Ihnen, nicht das Talent eine große und selbst eine tiefe Idee zu erfassen; wohl aber das bis jetzt, den Gedanken zu beherrschen: weil Sie ihn selten bis zur vollen Klarheit bringen. Darum mäckeln Sie nicht, an- und vermäckeln Sie Ihr edles Talent nicht; was schadet es auch, wenn eines oder das Andere mißlingt, wenn Ihnen so Treffliches gelingt, wie die Erinnerungen, der schwarze Punkt,[1] die Felsenquelle etc.

---

[1] Empfangen am 15. Mai 1840.

[2] Freie Wiedergabe einer Stelle aus Shakespeares »Sturm«.

Gerold. Das Honorar für *das milde Urtheil* muß für jeden Fall in Ihren Händen bleiben. Mit Gerold halten Sie das fest: wenn er Ihnen gibt, was ein Anderer biethet: so. Ich meine, Sie sprechen mit Gerold wegen der Imelda, erklären aber, daß Sie das Stück nicht drucken lassen, bevor nicht der Villano über die Bretter gegangen. Er soll mit oder schnell nach der Imelda erscheinen. und diese decken helfen; denn sollte er auch auf der Bühne keinen Success haben, was ich nun einmahl nicht glaube: so ist er doch ganz geeignet bey dem schreibenden oder lesenden Publicum Ihnen auf das entschiedenste Gunst und Anerkennung zu verschaffen.

Dramatica. Ich ehre Ihre dankbare Anerkennung der Frau von Rettich (Sie machen sich etwas sonderbare Begriffe von mir — Ein Unglücklicher, dem das Leben bis auf diese Stunde überall und überall Wermuth eingegossen, der daher am Leben und so auch an der Freude keine Freude haben kann, der aber strenge Pflichten gegen das Leben und seine Freunde zu haben glaubt, und an beyden festhält: Das ist das Wort des Räthsels), aber Ihrem Kunststreben darf es nicht zum Kompaß dienen, wenn Sie sich nicht schlechtweg für sie aufopfern wollen. Ein tüchtiger historischer Stoff ists was Sie nothwendig wie einen Bissen Brod brauchen und lange her brauchten, um endlich einmahl zu erstarken und zu lernen, was es heiße, festen Boden unter sich haben. Ich will Ihnen Alphons nicht einreden; aber ich wüßte keinen, der unter allen Umständen passender wäre. Ich sehe, daß Sie den Springpunkt (meine 3 ersten Zeilen) nicht erfaßt haben: sonst würden Sie nicht zweifeln, daß er durch die Bearbeitung drastisch werden könne und gelingen wird diese, wenn Sie — Wort halten.

---

[1] Werke Bd. I., Seite 157.

108.

Enk an Münch.

Melk, Ende Mai 1840. [1]

Lieber Herr Baron!

Ich habe nicht geschrieben, weil Ihr letzter Brief keiner Antwort bedurfte und ich jeden Tag etwas von den Grauchen erwartete. Denn meine gedrückte Stimmung hat mich nicht abgehalten, an Sie zu schreiben, als es am schlimmsten war. Und schlimm war es; doch ists Gott sey **Dank** besser und wird hoff ich noch besser werden. Daß mir der Himmel zu Allem noch den — Walch auf den Hals gehetzt, der von mir so viel begreift, wie — war freylich eine sehr schmerzliche Zugabe.

Was Sie sich aus der Gesch*ichte* mit Fr*au* *von* *Woeß* zusammengeleimt, geht **sicher** auf falscher Färthe. Ich unterstreiche dreymahl, weil es so seyn muß: da Ihnen gegen 1 Factor 10 fehlen.

Daß Sie sich mein Bild zusammensetzen, mag als Studium recht gut seyn. Sed ut supra. Ich denke es mit Gottes Hülfe in den Ferien selbst zu mahlen.

Ich hoffe Sie sind nicht rostig geworden. Wie ist es mit dem Villano.

Wie ist es mit Ines de Castro? Ich wundre mich, daß Sie nichts schreiben.

Alphons — Balduin — Ines de Castro — wobei ich Ihnen bemerke, daß die Behandlung Johannas allerdings eine andere seyn kann vom 4. Act an, worüber mehr, wenn — Deinhardstein noch nicht geschrieben. Treffen Sie mit ihm zusammen: so bitt ich Sie ihn nicht geradezu ans Schreiben, aber an mich zu erinnern.

Leben Sie wohl. Mit herzlicher Liebe

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Die Ode mit den Grauchen.

Frau *von* *Woeß* dankt für Ihre Güte herzlich. Daß sie nicht geschrieben mea culpa accidit: da ich es übernommen.

---

[1] Empfangen am 30. Mai 1840.

109.

Enk an Münch.

Mdl., 27. Juli 1840.[1]

Lieber Herr Baron!

Eduard überbringt Ihnen außer meinen freundlichsten Grüßen und Wünschen, und meinem Dank für Alnoy (ich gebe sie ihm, damit er keinen Anstand habe, ohne Couvert mit, sie ihm auf die Seele bindend) ein halbes Dutzend Bitten (erschrecken Sie nicht).

1. Wenn Sie Richard Savage[2] nicht besitzen, und die Stelle: Wir wollen keine wahnsinnigen Königinnen etc.

2. Den treuen Diener und Medea

3. Wenn es ohne viel Beschwerde geschehen kann, die gegen Grillparzer gerichtete*n* Recension*en*.[3]

4. Sub eadem Condit*ione* um etwas Paul de Cocq (Moustache habe gelesen)

5. Den Lupus schönstens zu grüßen; und um das halbe Dutzend voll zu machen

6. die vermuthlich vergebliche Bitte zu sehen, daß er Wien so bald als möglich verlasse, und (sub Rosa gesagt) so wenig dumme Streiche als möglich mache.

Auch bitte ich Sie recht zornig zu sein, daß ich Ihnen das Stillleben von Doct. Nürnberger nicht geschickt, und es über den grünen Klee als etwas Außerordentliches zu loben. Ich wünsche sehr, daß er es lese.

Mit aufrichtiger Liebe

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

27. 7. 40

---

[1] Empfangen am 28. Juli 1840.

[2] Von Karl Gutzkow.

[3] In den Jahrbüchern der Literatur, 1840, 92. Bd., Seite 95 ff., bespricht M. Enk Grillparzers dramatische Dichtungen; ohne Zweifel hängt die obige Bitte damit zusammen. Über die Recensionen Grillparzer'scher Dramen vgl. Karl Goedecke, Grundriss, Bd. III., Seite 395 ff. und Const. Wurzbach. Biographisches Lexikon, Bd. 5., Seite 346 ff.

110.

Enk an Münch.

Melk, 20. October 1840.

Lieber Herr Baron!

Der Überbringer dieser Zeilen ist ein Doctor Bockh, der einige Tage hier war, mit seinem Freunde Schiffer mich besuchte, und da er Ihr Portrait sah, und als einer Ihrer wärmsten Verehrer nach dem Preise fragte, so schloß er auf die Antwort hin, daß es Ihr Geschenk, auf ein freundschaftliches Verhältniß zwischen uns, und äußerte den Wunsch Sie kennen zu lernen. Er ist ein so bescheidener junger Mann, so durchaus solid, und wie ich weiß, ein so sattelfester Jurist, daß ich keinen Anstand nahm, ihm diese Zeilen mitzugeben: obwohl er sagte, daß er sich rücksichtlich seiner letzten Prüfung Ihren Rath erbitten wolle. Ich versichere Sie, daß ich Ihnen nie mit einer Empfehlung lästig fallen werde (das einer Empfehlung unwürdigste Subject ausgenommen), aber ich weiß, wie gern Sie einem jungen Manne von Talent und Verdienst an die Hand geben, und wie viel Sie für die Studierenden gethan haben.

Grillparzer hat mich bisher in große Noth versetzt mit Hero und Sappho; nun aber habe ich durch einen Effort meiner angestammten Natur die Falschheit weggeworfen, und will wahr seyn lassen, was wahr ist. Es bleibt ihm genug.

Den Skizzen zur Stephanie[1] seh' ich mit Verlangen entgegen; sie kommen mir als Intermezzo eben so a propos als es mit Esclava[2] und Wamba nicht angeht. Dort bin ich au fait. El premio del b. h.[3] Schade! El mayor[4] **sicher** bühnenwirksam. Übrigens haben Sie vollkommen recht, daß hier die Neigung die 1ste Stimme. Statt der spanischen Mahler, worauf die Woeß sich erst besinnen müßte, bitte nur

---

[1] Stefania, Plan zu einem Drama. Vgl. Faust Pachlers und Emil Kuhs Vorwort zu Halms literarischem Nachlasse (Werke, Bd. IX).

[2] La esclava de su galan. Von Lope de Vega Carpio.

[3] El premio del bien hablar. Schauspiel von Lope de Vega de Vega Carpio. Madrid, 1635.

[4] Gemeint ist jedenfalls, wie aus Brief 142 hervorgeht, Lopes »El mayor imposible«.

Vies des fameux Architectes d'Italie. Italienisch. Die Signatur genügt (ich habe mir diese aufgeschrieben).

Mit etc.

Ihr unveränderlicher

20. 10. 40.

M. Enk,
Profeßor zu Melk.

111.

Enk an Münch.

Melk, 1. November 1840.

Lieber Herr Baron!

Ich habe vor 8 Tagen durch Doctor Bokh geschrieben, der, wie ich sehe, den Brief noch nicht abgegeben. Ich habe Sie (statt des Werkes über den spanischen Mahler) um Vies des fameux Architectes d'Italie gebethen, und um das mit der genügenden Signatur bezeichnete Werk; dem Sie nur Band 1 und 2 beyzusetzen brauchen für den Fall, daß mehrere Bände. Wenn das gut emballirte Paquet am 7, 8, oder 9ten an **Herrn Hofmeister** abgegeben mit dem Ersuchen, es mir durch sichere Gelegenheit zu senden: so erhalt ich es am 10 durch Herrn Prälaten. Detto bitt ich Sie eine Zeile mit der Frage an Kökh zu senden: ob er das Manuscript erhalten?

Grill*parzer* hoff ich bis 15 los zu seyn. Hero hat mir mehr Noth gemacht, als mir lieb ist.

Gott sey Dank, daß Sie sich von der geistigen Nothzucht losgemacht. So meinte ichs mit dem Pensum.

Johanna Gray[1]) arbeiten Sie im Entwurfe aus, und schicken Sie sie mir. Es ist merkwürdig, daß es so viele mit diesem Stoff versucht, und alle zu kurz gefallen. Das deutet allerdings auf eine tief im Stoff liegende Schwierigkeit. Doch vielleicht gelingt es mir, das Heilmittel zu finden. Ich habe wohl eine Ansicht darüber. Die Johanna Gray Doctor Sa . . . ers (die mindestens sehr gelungene Stellen hat) wird Ihnen D*einhardstein* verschaffen können.

Leben Sie wohl.

Ihr unveränderlicher

1. 11. 40.

M. Enk.
Prof. zu Melk.

---

[1]) Plan zu einem Trauerspiele.

112.

Enk an Münch.

Melk, 5. November 1840.

Lieber Herr Baron!

Ich muß mir Ihren Rath ausbitten; und vor Allem Sie bitten: Vergeben Sie mir, daß ich ihn mir ausbitte.

Carls Mutter gestorben. Die Behandlung bey seinem Lehrherrn nicht auszuhalten. Auf den Rath eines schlechtunterrichteten Freundes wird er weg, im chirurg*ischen* Cursus in Prag jedoch, als zu jung nicht angenommen. Nun sollte er das 3^{te} Lehrjahr hier vollenden; dabey die I. und II. Hum*anitäts*classe (des Magisteriums wegen) privatim machen.

Das Punctum saliens, daß er weder vom Präfecten [1] noch den dießjährigen Prof*essoren* Gutes zu erwarten. Anders, wenn er jedes Jahr aus **beyden Cursen** zugleich die Prüfungen am Schluß der Ferien machen könnte. Würde er dazu Regierungserlaubniß erhalten. Wäre diese gleich, später, und wie wäre sie nachzusuchen?

Plausibler Vorwand: daß ich ihn unterrichte, aber nur die Recreationstage, die Morgenstunden in den Sommermonathen, und vorzugsweise die Ferien verwenden könne.

Ich bitte Sie, antworten Sie mir baldmöglichst und zürnen Sie nicht

Ihrem unveränderlichen

5. 11. 40.

M. Enk,
Prof. zu Melk.

113.

Enk an Münch.

Melk, Mitte November 1840 [2]

Lieber Herr Baron!

Erst Donnerstags mit *Grillparzer* [3] fertig geworden. Seit der Zeit habe ich die Johanna nicht aus dem Kopfe gebracht. Eine passive Heldin und politische Verhandlungen und Expositionen machen es begreiflich, daß Alle damit scheiterten. Der Stoff ist ein wahrhaft desparater: so lockend er aussieht. Ich bin ihm Meister geworden, und wenn die vier ersten Acte ihre Schuldigkeit thun: so ist kein Zweifel, daß die großartige Einfachheit und **Öde** — ich brauche den Ausdruk nicht umsonst — die Zeche zahlen kann. Inzwischen darf ich Ihnen nicht verhehlen, daß die Aufgabe zu den **schwersten gehört**, daß ich Ihnen für jetzt unmöglich dazu rathen und das Stück nur langsam in Ihnen reifen kann.

---

[1] Präfect des Gymnasiums in Melk war damals Theodor Mayer, der mit Michael Enk nicht im besten Einvernehmen lebte.

[2] Empfangen am 17. November 1840.

[3] Vgl. Brief 109.

Schreiben Sie mir bald, ob ich zuerst an die Johanna oder die Esclava gehen soll. Für die Eine, wie für die Andere (Esclava) 3 Wochen müssen Sie mir Zeit lassen.

Mit Achtung und Liebe

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

114.

Enk an Münch.

Melk, 12. December 1840.

Lieber Herr Baron!

Ihr ungewöhnlich langes Stillschweigen hat uns Alle in Besorgniß versetzt. Desto größer meine Freude, daß Sie wohl sind, und vorzüglich, daß Sie endlich die rechte Stimmung zu finden scheinen (denn gefunden haben Sie sie noch nicht; aber Sie sind endlich auf dem rechten Wege sie zu finden). Sie liegt in dem klaren, kräftigen Streben Gediegenes zu leisten: weil das Ziel des Strebens werth ist, für Sie, wie Andere, ohne sich irre machen zu lassen durch das junge Deutschland (was haben diese Menschen denn geleistet?) und das Kaffeehauspublicum. Werfen Sie nur alles Grämmeln und Bängeln von sich, und entschlagen Sie sich alles Taglöhnerns und dann sehen Sie zu. Das was Sie allerdings nicht können, das Gestalten und Gliedern, ist glücklicherweise das, was sich lernen läßt. Sie haben noch wenig gelernt, denn Sie haben Ihre Kräfte noch in keinem tüchtigen mythischen oder historischen Stoff geübt. Nicht nach der Griseldis entschieden auf einen solchen **gedrungen** zu haben, ist meine Sünde;

die Ihrige das milde Urtheil. Daß Sie jede ächt poetische Idee richtig, wenn gleich manchmahl ein wenig spät erfassen, vor allem aber die dives vena sind es, worauf ich für das Leisten; das Erben, worauf ich für das Gelingen rechne.

Der Beamte. Ist Ihnen der Preis hier sicherer überhaupt, und ist er es Ihnen, da Sie hier doch nicht ganz seyn, und den Dichter nicht wegwerfen können. Arbeiten um ehrenwerth dazu stehen, ja; aber sich nicht über- und nicht stumpf arbeiten. Überdieß, man legt zuletzt dem, der es geschehen läßt, mehr als billig auf: damit es die Andern bequemer haben.

Für die Bücher herzlichen Dank. Ich habe, wie Sie sagten, bey dem Einen meine Rechnung sehr schlecht, aber bey dem Andern vortrefflich gefunden. Ich habe nämlich viel gebaut, und baue jetzt an einer herrlichen Kirche. Baumeister wäre ich, nach dem dramatischen Dichter, am liebsten gewesen.

Der Brief gehört dem theuren Lupus; das Paquet bitt ich Sie Ebersberg zustellen zu lassen. Ich habe Wolf nebst Huber um 40, Z. 39. oder VI. LII. gebethen. Sie bitt ich Cabinet und was Sie sonst haben.

Mit recht innerlichem Widerwillen lese ich die Accorombona. 1)

Lemberg. Turpe et miserabile! aber immer besser als Zedlitzens.

Klar wissen, was man leisten soll, kräftig streben wie man kann, und muthig sich vertrauen: damit ist mit allen Lemberts und Wienbargs (salva venia) fertig zu werden.

Was wird aus dem Ritter? 2)

Carl ist ganz die treffliche Natur, als die ich ihn erkannt. Die wahre angeborene Anlage zur Tüchtigkeit. Was es mit ihm werden soll, weiß ich noch nicht.

Leben Sie wohl. Von ganzem Herzen

Ihr unveränderlicher

12/12 40.

M. Enk,
Prof. zu Melk.

---

1) Vittoria Accorombona. Von Ludwig Tieck. Breslau, 1840.

2) Vielleicht ist das unter dem Titel »Charfreitag« erschienene Gedicht (Werke Bd. 7, Seite 235 ff.) gemeint.

115.

Enk an Münch.

Melk, 23. December 1840.

Lieber Herr Baron!

Für das Honorar, die Bücher, und Ihre Bemühungen um .... danke ich Ihnen herzlich; protestire aber gegen jedes Franco, wenn die Ladung mich allein angeht. Ich will Ihnen nicht mehr lästig fallen als ich eben muß.

Daß Sie die Epistel entmuthigen sollte, wollt' ich nicht: sondern ermuthigen. Und sie kann es. Denn außer der Nothzucht und dem Wühlen und Wüsten nach Stoffen (id tibi habeto!) müssen Sie fühlen daß Sie von den Fehlern, welche diese Leute auf den Hund bringen frey sind. Sonst soll es mich freuen, wenn Sie mich darüber beruhigen können, daß ich hinreichend grob gewesen.

Ihre Stimmung. Es ist merkwürdig, daß regelmäßig um die Weihnachtszeit eine Crisis bei Ihnen eintritt. (Bey vielen Menschen Ähnliches als Factum nicht zu läugnen. Für Wolf die böse Zeit der März etc. Sixtus V. Napoleon; mir *hat* dieses Herbste alle Jahre in den ersten Tagen sich angekündet.) Nebenher: Astrologie. Faseleyen und Dummheiten: ja aber wenn die Conjuncturen der Gestirne einen cosmischen (phisicalischen) Einfluß auf den Körper: so ist er ja durch diesen auch auf die Psyche da. Wie albern läugnen sie die Möglichkeit der Geistererscheinungen, wenn sie nicht sagen können, wie der Geist in Coitu sich mit dem Ey im Schooß der Mutter verbindet.

Die heurige Crisis wird gewiß eine wohlthuende und vorhaltende seyn: Sie muß wie die andern durchgemacht werden: wie Jeder sie durchmachen muß. Nun, um Gott, stören Sie die Natur nicht. Der Drang zu einer größeren Arbeit kommt sicher; und wir sind einen mächtigen Schritt vorwärts, wenn Sie mir Wort halten (endlich!!!) und Ihre Art zu arbeiten (Tagelöhnern) ändern. Kommt der Zeitpunkt: dann — nicht gegrübelt, wie das und das Ihnen aufgehe: sondern rasch ans Schematisiren. Bey dem im Wesentlichsten festgestellten Stoffe, geht es rasch, und Alles entwickelt sich da zum Theil von selbst.

Wann kommt der Villano?

Was wird aus Deinhardstein?

Ich bitte Sie diesem gelegenheitlich ein Exemplar auf Velin zu geben cum etc. ein detto ist für Sie; eines (Druckpapier) Carajan:[1]) eines detto dem theuren Lupus.[2])

Deinhardst*ein* bitte gelegenheitlich zu sagen, daß ich die Anzeige von Huber[3]) für das 2^{te} Quartal sende.

An wen senden Sie Ihre Beyträge für die Iris. Ich weiß nicht ist Mailath[4]) in Wien oder Pesth.

Mein guter Carl — ist Apothekerlehrling in Plan. Ich bin auch fest überzeugt, daß Gott dem wackeren Jungen überall forthelfen wird.

Leben Sie wohl. Mit aufrichtiger Liebe und Hochachtung

Ihr unveränderlicher

23. 12. 40.

M. Enk.
Prof. zu Melk.

Was das milde Urtheil betrifft: so lassen Sie mir Zeit aus besonderen Gründen. Sonst, da auch für den Augenblick nichts drängt, herzlich gern Alles. An die Esclava[5]) gehe gleich nach den Feyertagen. Geben Sie mir eine andere Aufgabe.

---

[1]) Theodor Georg von Karajan, 1810—1873, war 1829—1832 in der Kanzlei des Kriegsministeriums, 1832—1841 beim Archiv des Finanzministeriums thätig. Seit 1841 war derselbe bei der k. k. Hofbibliothek angestellt. Nach kurzer akademischer Thätigkeit wurde Karajan 1854 Custos der k. k. Hofbibliothek, 1870 zweiter Vorstand derselben.

[2]) Vermuthlich handelt es sich hier um Enks Schrift »Über die Freundschaft«, welche 1840 erschien.

[3]) Die englischen Universitäten. Eine Vorarbeit zur englischen Literaturgeschichte. Von V. A. Huber. 2 Bde. Kassel, 1839—1840. Angez. von M. Enk im 2. Quartalbande der Jahrbücher der Literatur, 1841, Seite 169 ff.

[4]) Graf Johann Majláth gab 1840—1848 das Taschenbuch »Iris, Deutscher Almanach« (Pesth, Heckenast) heraus; von Enk steht in diesem für das Jahr 1840, Seite 80 eine kleine Prosaskizze: »Neliska«. Frei nach Marchangy (vgl. Brief 70); für das Jahr 1841, Seite 161: »Die letzte Thräne« (in Prosa); für das Jahr 1842, Seite 119: Drei »Gedichte«; für das Jahr 1843, Seite 193 ff.: »Gnomen«.

[5]) Bearbeitung des Lope'schen Stückes. Vgl. Brief 110.

116.

Enk an Münch.

Melk, 8. Jänner 1841.

Lieber Herr Baron!

Das Erste, wofür ich anfing, Vertrauen zu Ihnen zu fassen, und Sie so lieb zu haben, wie ich es bey meiner unseligen Verstimmung nur immer kann, war das bey meiner Mißstimmung gegen den Ritter[1] hingeworfene »brüskiren Sie Ihn nicht«. Nro 2, daß Ihnen die tüchtige Natur des kleinen Karls nicht unbemerkt geblieben; Nro 3 dieses Gedicht auf den armen Franz Heinz.[2] Wenn ich auch Alles abziehe, was auf Rechnung der augenblicklichen Stimmung kommt: so bleibt noch genug um Sie dafür lieb zu haben. Gott sey Dank, ich würde es, wenn Sie mir auch sonst ganz unbekannt wären.

Übrigens hat Herr Rettich, insofern Recht, daß es Confidenzen gibt, die man **gar nie**, weder in Prosa, noch in Versen machen muß. (Ich werde daher weder *Frau von Wöß* noch *Eduard* das ganze Gedicht mittheilen.) Als Gedicht ist es vortrefflich. »Das können die Andern auch« sagte Merk zu Göthe. Dieses können und nicht können ist eben die rechte Sonde für den Dichter. Den vorletzten Vers der 3ten Strophe, den können die Andern nicht machen.

Ich weiß recht gut, woran ich halte. Der Dichter ist es. Ich weiß eben so gut, woran es fehlt. An Reflexionstiefe. Stoff dazu haben Sie genug in sich aufgenommen (wie viel haben Sie nicht in diesen 6 Jahren gewonnen), aber Sie können nicht dazu kommen, ihn zu nützen, und zu verarbeiten: denn Sie können nicht dazu kommen, sich Ihrem Grübeln und Bangen zu entreißen, und männlich Ihr Streben im Großen und Ganzen zu fassen. Im Detail haben Sie großentheils Recht: im Ganzen durchaus Unrecht.

Ihre Crisis dauert etwas lang. Sey es: ich rathe Ihnen nicht voreilig einzugreifen: wie ich es selbst nicht thue. Lassen Sie Ihre gesunde Natur wirken; nur daß Sie im Weichmuth das Kränkeln nicht liebgewinnen. Und gebe der Himmel daß sie eine vollständige sey. Mit dem Eintritt des Wendepunktes wäre es wohl gut das oft empfohlne (aphoristische fliegende Blätter) Tagebuch zu beginnen.

---

[1] Vgl. Brief 114.

[2] Werke Bd. IX., Seite 128 ff.

Durchaus nothwendig ist es, daß Sie saepe frustra monitus Ihre Lebensweise ändern, und mehr Umgang suchen. Wolf ist trotz aller anscheinenden Kälte, ein zuverläßiger Charakter; man muß ihm mit schlichter Herzlichkeit entgegenkommen. Auch Carajan hat mir das letztemahl besser gefallen. Man kann es in der Freundschaft eben so wenig, wie in der Poesie so bequem, so wohlfeil, und ganz so haben, wie es sonst wohl zu wünschen.

Wenn Sie Arndts letzt erschienenes Werk[1] nicht gelesen: so lesen Sie es ja (Wir haben es hier). Das sind die Bücher an denen man sich aufrichten muß

Ihrem nächsten sehe ich mit Verlangen entgegen. Leben Sie wohl. Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk

8. 1. 41. Prof. zu Melk.

Vertatur.

Wenn diesen Fasching wieder eine Lotterie in der Redoute: so bitt' ich Sie bey guter Zeit für 6 fl. Conv. Münze für mich zu kaufen; und $^1/_6$ der Loose als für Carl zu notiren. Den Betrag übersende sodann gleich baar.

117.

Enk an Münch.

Melk, 16. Jänner 1841.

Lieber Herr Baron!

Ihren sehnlich erwarteten Brief kann ich erst gegen Ende der künftigen Woche beantworten: da es mit Muße und reifer Überlegung geschehen soll. Wir wollen endlich doch zu einem sichern Resultat gelangen.

Hier die 6 fl. Vom 7. bitt ich Sie bey Gerold meinen Littrow-Kalender zu zahlen 42 kr. Die Lose behalten Sie; nur bitte ich Sie das Sechstel zu marquiren, das für Carl gehört.

---

[1] Sehr wahrscheinlich »Erinnerungen aus dem äußeren Leben«. Leipzig, 1840.

Allerdings meinte ich den bezeichneten, ganz trefflichen Vers.

In Eile

Ihr unveränderlicher

M. Enk

Profeſſor zu Melk

16. 1. 41.

118.

Enk an Münch

Melk, 25. Jänner 1841.

Lieber Herr Baron!

Ein vom H. Prälaten mitgenommenes Paquet ist vielleicht beym Eintreffen dieses Briefes bereits in Ihren Händen. Suisceratissime grazie. Pröll[1]) ist ebenfalls mitgereist und will in einigen Tagen anfragen, ob Sie ihm nichts mitzugeben haben. Die Bibl*iotheks*bücher bitte ich Sie doch lieber auf meine Kosten per diligence zu schicken. Ich bitte, wenn es Sie nicht beschwert, neben dem zurückgelegten Bande von Cabinet des Fees VI. V. 4. P. Eng. und Morales discursos 1. Band.

Ich habe mich diese Woche hindurch viel mit Ihnen beschäftigt; nach meiner Weise, d. h. die glücklichsten Augenblicke ergreifend, und festhaltend. Die Resultate die sich mir herausgestellt, werde ich Ihnen, nicht wie ich es anfangs wollte, in einem ausführlichen, sondern absichtlich — weil sie so bestimmt und entschieden sich herausgestellt — recht kurz mittheilen, sind folgende

1. Daß *ich* über Ihr Talent, Ihre Schwächen, Ihre Aussichten und Hoffnungen durchaus nichts Neues zu sagen habe; und daß bey einem dramatischen Dichter, dem es mit der Sache rechter Ernst ist, diese wechselnden Zustände, dieses Bangen, und heute oben, morgen unten seyn, ganz in der Ordnung sind.

2. Daß es dennoch höchlich zu wünschen, daß Sie endlich eine feste Haltung gewönnen. Und hier hoffe ich zuversichtlich, daß die jetzige Crisis Sie einen guten Schritt weiter bringe; ich hoffe es halb aus Berechnung, halb aus jenem Instinct, der mich in meinen Angelegenheiten selten, in denen anderer, fast nie getäuscht hat. Die

---

[1]) Gustav Pröll, ein Schwiegersohn des v. Wöß, war Verwalter in Matleinsdorf bei Melk.

Stimmung die Sie in Ihrem letzten äußern, trifft gerade das Richtige. Arbeiten Sie ohne alle Rücksicht auf den Erfolg; die Erfolge werden Ihnen dann am wenigsten fehlen. Dann werden Sie nicht taglöhnern, und nicht Alles beym ersten Wurf fertig haben wollen (was nun einmahl nicht angeht, oder nur sehr selten) sondern es abwarten, und es reifen, und sich gestalten lassen lernen. Die Unbefangenheit, die ich Ihnen seit 9 Jahren vergeblich predige, werden Sie nur auf diese Weise gewinnen.

Vor allem im Schematisiren. Es war mir untröstlich, was Sie von Ihrem Nachdenken über Steph*anie* schreiben. Regt sich etwas: so werfen Sie es aufs Papier; unbekümmert ob es tauge, oder nicht, und senden Sie es. Ich will es schon zu brauchen wissen. Das Schlimmste sind die paar Gulden Porto, die sich ja verzinsen, und für die man ziemlich viel schicken kann. Ein Loth rasches Handanlegen (Balduin, Steph*anie*, Johanna Grey gleichviel) ein solches auf dem Papier Denken (taugt es nicht; nun so verwirft mans und machts und kann es jetzt besser machen) ist besser als ein Centner Grübeley, wie man Alles gleich zurecht stellen könne. Das wiederhohlen Sie sich des Tages 101mahl.

Wie geht es mit dem Villano. Verdruß? Das geht aber nicht anders.

Was wird es mit *Deinhardstein*. Ich bitte Sie ihm gelegentlich zu sagen, daß ich den Aufsatz erst für's 2te Quartal senden kann.[1]

Leben Sie wohl. Lassen Sie mich recht bald, etwas aus der Zeit der Wiedergeburt haben; ich fürchte sonst, Sie werden — wie Sie einst schrieben, rostig.

Mit aufrichtiger Liebe und Hochachtung

Ihr unveränderlicher

23. I. 41. M. Enk.

119.

Enk an Münch

Melk, 13. Februar 1841.[2]

Lieber Herr Baron!

Erst gestern habe ich durch den seit 10 Tagen erwarteten Urban Ihr Paquet erhalten, wofür ich Ihnen herzlich danke. Ohne eine Zeile! So blasirt bin ich bei allem Eckel am Leben, denn doch nicht, daß ich nicht ernstlich um Sie bekümmert seyn sollte. Also raffen Sie sich auf, und schreiben Sie Ihrem

---

[1] Vgl. Brief 115.

[2] Wenn Enk den Brief vom 13. Jänner datiert, so hat er allem Anscheine nach sich geirrt; es erhellt dies nicht nur aus inneren Gründen, sondern auch daraus, dass derselbe erst am 14. Februar in Münchs Hände gelangte.

unveränderlichen

M. Enk
Prof. zu Melk.

13. 1. 41.

120.

Enk an Münch.

Melk, 21. März 1841.[1]

Lieber Herr Baron!

Herzlichen Dank für die Bücher. D'Argans das Gewünschte. Nur Grillparzer habe ich vermißt. Es ging Ihnen wohl, wie mir mit Immermann.

Daß Sie neue Elasticität gewinnen, Mactissime. Brüten Sie nur nicht: sondern nehmen Sie frisch die Feder und werfen Sie auf gebrochnes Watherainsches Papier (ut figura; das Beste, des Porto wegen) was und wie viel Ihnen in die Feder kommt. Reifen sollen Sie Alles lassen; aber scribendo. So meint' und mein' ichs ohne mir zu widersprechen. Der heil. Geist kommt am liebsten unter dem Schreiben; und wenn nicht: so ist das Porto der größte Schaden.

Ihre Bedenklichkeiten in Hinsicht der Johanna sind durchaus ungegründet. Die Form ist der Stoff. Das Stück hat einen gesunden, das Gemüth ansprechenden Kern; und nur der Nagel hält.

Daß Sie zur Einsicht gekommen, daß Sie, um sich nicht aufzureiben mit dem Beamten abschließen müssen; dafür sey Gott gepriesen. Ganz Beamter können Sie nicht seyn: also honett — aber. Und der Dichter bringt, in der Folge wenigstens, den Beamten noch ein Stück weiter.

Bauernfeld hat mir einen Meyerbeer versprochen. Wenn Sie ihn sehen, bitt ich mahnen Sie ihn.

Eduard küßt die Hand für Ihre gütige Erinnerung.

Leben Sie wohl! Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk
Prof. zu Melk.

21. 3. 41.

---

[1] Am 4. März 1841 war Halms »König und Bauer« zum erstenmal im Hofburgtheater in Wien aufgeführt worden; dass dieser Aufführung nirgends Erwähnung geschieht, lässt auf verlorene Briefe schließen.

121.

Enk an Münch.

Melk, gegen Mitte April 1841.[1]

Lieber Herr Baron!

Halb und Halb hatte ich es mir wohl gedacht, daß es irgend wo fehlen würde. Danken wir Gott, daß es nicht schlimmer.

Es ist drollig, daß Sie zu den Autographen hingedrängt werden. Ob? Die Sache verdient Ihre reifste Überlegung. Sie können weder den Dichter, noch den Beamten von sich werfen. Sie wollen als Letzterer Besoldung, Geltung — und hängt Ihr Ehrgeitz auch nicht vorzugsweise nach dieser Seite hin: so hängt er doch dahin auch. Die Ausgleichung ist schwer. Für mich läge sie in der sonst schon berührten honetten Abfindung, in die Sie sich jedoch nicht recht finden zu können scheinen. Übrigens fällt von den 3 berührten Punkten nur der erste, die Besoldung in Erwägung — denn Geltung und Auszeichnung werden Sie zuletzt doch nur durch den Dichter finden. Fasse ich nun Alles zusammen: so scheint mir die Parthie so zu stehen:

Besoldung?

Heraustretten aus einer begonnenen Carriere.	**Gesundheit.** **Muße.**
Kopitar[2]) — intrikanter Klopffechter; und zwar hartnäckiger. Ich kenne die Race.	Präfect in der Folge? Dietrichstein[3]) noch nicht alt Beschäftigung die den Geist anregt ohne ihn anzustrengen.
	Wolf.

Was Sie immer wählen, wählen Sie es nach reifer Überlegung, und mit Entschiedenheit.

Zedlitz. Ridiculum.

---

[1] Empfangen am 14. April 1841.

[2] Kopitar Bartholomäus, 1780—1843, zuletzt erster Hofrath und Custos an der k. k. Hofbibliothek.

[3] Dietrichstein-Proskau-Leslie, Moriz Graf von, 1826—1845 Präfect der k. k. Hofbibliothek. — Münch wurde im Jahre 1867 Hofbibliotheks-Präfect.

Holbein[1]) — Deus misereatur nostri et benedicat nobis.

Treitschke. Lieber, werther, und achtenswerther Mann. Aber bey seiner Freude denkt er wohl nicht an Fallstafs »Alt! alt! Frau Hurtig«.[2])

Bauernfeld — nie für muy cosa gehalten. Ihm fehlt die Energie der Reflexion und des poetischen Gestaltens. Er hat mir einen Meyerbeer versprochen. Ich bitte Sie quälen Sie ihn darum.

Ouverbury[3]). Ich meine der Stoff kann nur auf eine einzige Art gefaßt werden. Er kann auf eignen Füssen stehen und hängt sich an den Schuft. Er weiß nicht selbstständig zu seyn; das ist die tragische Schuld seines Lebens.

Peter.[4]) Nero — wo denken Sie hin. — Stoffe im Überfluß. Die einzigen beyden Artikel: Orlof und Orleans in einem und demselben Band von Ersch und Gruber biethen Ihnen ein wohlgezähltes halbes Dutzend Stoffe zu modernen Tragödien.

An Gutzkow's Idee einer solchen ist allerdings ein gesunder Kern; nur ist er nicht der Mann sie zu schaffen. Denn an ihm ist nichts Heiliges. — Odi et ereeo.

Stoffe also genug. Aber wie machen Sie es. Es regt sich bey Ihnen. Sie meinen, ich meine auch. — Und, meine ich, es gehe: so geh' ich daran. — Aber statt nun Ihrerseits das Gleiche zu thun, und rasch daran zu gehen, ans Skizziren nämlich und so das Stück sich entwickeln, Consistenz zu gewinnen, und reifen zu lassen — fangen Sie nun an zu grübeln und zu mäckeln, bis das Interesse verraucht und Sie sich ins Zweifeln und Bängeln hineingegrübelt haben, und nun entweder gar nicht zur Ausführung kommen, oder die Unbefangenheit für diese Ihnen verloren gegangen. So kann es nicht gehen; besonders da ich gar keinen Stoff weiß, bey welchem nicht einzelne Bedenklichkeiten sich herausstellten.

---

[1]) Franz Ignaz Holbein Edler von Holbeinsberg, 1779—1855, wurde mit Entschließung vom 3. April 1841 Director des k. k. Hofburgtheaters in Wien, Friedrich Treitschke Secretär.

[2]) Sehr ungenaues Citat aus Shakespeares Heinrich IV., 2. Theil, II. 2.

[3]) Thomas Overbury, 1581—1613, der sich frühzeitig an den Schotten Robert Carr, den unwürdigen Günstling Jacobs I. von Großbritannien, anschloss und durch dessen Ränke ein schmachvolles Ende fand. Vgl. Ersch und Gruber, »Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste etc.«, III Section, 8. Theil, Seite 36—37.

[4]) Peter der Grausame, König von Castilien, 1350—1369. Vgl. Brief 35.

So ist es mit jedem Stoff ergangen, von dem Sie meinten, und von dem ich auch meinte — Nauplius — Ines — Steph*anie* — Balduin — Gray — und so wird es künftig gehen, wenn Sie nicht dazu kommen, das Ding werden zu lassen, sondern es im ersten Augenblick als ein Gewordenes vor sich haben wollen, fix und fertig.

Wo gegründetes Bedenken, lasse ich die Sache ohnedieß fallen, indem ich mich entweder entschieden dagegen erkläre oder Sie hinaustrainire.

Das milde Urtheil absolvirt. Ich beschwöre Sie bey Allem Intresse, das ich an Ihnen habe, und das Sie selbst an der Sache haben müssen, an den Druck nicht vor der Umarbeitung, und an diese auch nicht vor ein paar Jahren zu denken. Dann mag es gehen, und gut gehen. Anders nicht.

Leben Sie wohl! Mit aufrichtiger Liebe

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

122.

Enk an Münch.

Melk, 26. April 1841.

Lieber Herr Baron!

Ich muß es nun mit christlicher Geduld ertragen, daß Sie Ihre Sabathsfeyer dahin ausdehnen, daß Sie nur alle Vierteljahre einmahl schreiben. Und dazu noch so unbestimmt.

Ich habe Alles vielmahls durchgekäut. Das Schisma zwischen Dichter und Beamten löst sich so allerdings am glücklichsten. Ruhe, Muße, eine anregende Beschäftigung (wenn Sie sie auf die rechte Weise treiben, worüber später einmahl) bey einer geehrten Stellung sind köstliche Güter. Überlegen Sie sichs wohl. Was sagt optimus Lupus? Ist die Veränderung nahe? erhalten Sie Besoldung?

In dramaticis. Nur nichts erzwingen wollen. Taucht aber Neueres oder Älteres auf: so denken Sie nur mit der Feder in der Hand, und lassen Sie es gut seyn, ob es tauge oder nicht. Legen Sie aber die Feder weg, so kehren Sie den Kopf aus. Nur auf diese Weise können Sie sich der Befangenheit entreißen. Sonst vergrübeln Sie Alles. Denn haben Sie eine Weile gegrübelt: so ist das erste frische Intresse weg; nichts ist übrig, als das caput mortuum der Bedenklichkeiten. Dann Adieu!

In enumerandis tragoediis Alphonsum omisi.

Orlow-Orleans (Ersch und Gruber). Ein Buch, das ich Ihnen mit gutem Gewissen empfehlen kann, ist Böttigers Weltgeschichte in Biographien.[1]

Die Bücher (grazie) sende mit der Recension von Huber.[2]

Eduard (herzlichen Dank) habe ich sagen lassen, er soll mich endlich das Quando gewiß wissen lassen. Er ist fleißig, sehr brauchbar, und sogar — mirum! etwas vernünftiger geworden.

Mit aufrichtiger Liebe und Hochachtung

Ihr unveränderlicher

M. Enk

Prof. zu Melk.

26. 4. 41

123.

Enk an Münch.

Melk, 10. Mai 1841.

Lieber Herr Baron!

In Eile. Hütteldorf, der Elan — Macte. Deus bene vortat!

Wolf — Gott weiß es, wie — Inzwischen ist es zu Pfingsten immer noch am liebsten. Ich bitte Sie daher thun Sie lieber gar nichts als daß nur der Schatten eines Schattens etc.

Nicht der Nothzucht allein müssen Sie entsagen, auch der bänglichen Befangenheit. — Es wird kommen. — Und im allerschlimmsten Fall haben Sie ja Vorrath. —

Also doch nicht die Esclava — Erras; plane nebulose scripsisti. Schicken Sie was Sie haben des nächsten unabgeschrieben: Ich werde schon zu rechte kommen.

Leben Sie wohl! In aeternum

Ihr unveränderlicher

M. Enk

Prof. zu Melk

10. 5. 41.

---

[1] Böttiger Karl Wilhelm, »Die Weltgeschichte in Biographien«, Bd. 1—8 Berlin 1839—1846.

[2] Vgl. Brief 115.

124.

Enk an Münch.

Melk, 21. Mai 1841.

Lieber Herr Baron!

Gott sey Dank, daß es endlich wieder heller wird bey Ihnen. Ich habe es erwartet, und lobe mich, daß ich richtig erkannt, daß dießmahl, wie sonst eine drastische, eine homöopathische Cur anzuwenden sey.

Einen Schreck haben Sie mir inzwischen gemacht. Das Spinnen an Ouv*erbury*[1]) und Alexiewna. Ersteren gebe ich preis; für die letztere habe ich selbst schon gesponnen. Die Schwierigkeit mit der Censur läßt sich beseitigen. Inzwischen wäre ein anderer Stoff mir lieber.

Sehr begierig bin ich auf Ihr Lustspiel. Daß Sie auf ein Nebenher denken mactissime! Schon der Bühne wegen. Daß Sie diese fest im Auge behalten, ist einer von den besten Nägeln, an die ich meine Hoffnungen für Sie gehängt habe.

Für die Bücher (de molde) danke ich, so wie für Griseldis (dem Dedicationssonett hätten Sie wohl noch helfen können) auf das freundschaftlichste.

Bauernfeld bitte ich zu sagen — Ich sey der Meinung, er werde in jedem genre ausgezeichnetes leisten: nur nicht im historischen. Denn es fehle ihm an Gedächtniß (Meyerbeer.)[2])

Bis wann kann die Sache mit der Bibliothek und dem Zerbrechen des Amtsjoches zu Stande kommen.

Mit aufrichtiger Liebe und Hochachtung

Ihr unveränderlicher

M. Enk
Prof. zu Melk.

21. 5. 41.

---

[1]) Vgl. Brief 121.
[2]) Vgl. Brief 121.

125.

Enk an Münch.

Melk, 19. oder 20. Juni 1841.[1]

Lieber Herr Baron!

Für Ihre Bemühungen um Eduard und die Übersendung der Lais,[2] danke Ihnen auf das Herzlichste. Unser sonst sehr gescheidter Hr. Oberamtmann,[3] der eben bey mir war, als Eduard sie brachte, nahm sie vom Pult, und fragte, indem er den Außentitel ansah: Ist das die griechische Lais — so steht nun zu erwarten, daß wenn im Meßcatalog nur der kurze Titel abgedruckt wird, ein solches quid pro quo Mehreren begegne: was zu denken, ein großer Seelenjubel ist.

Übrigens kann ich Ihnen, lieber Herr Baron, nicht verhehlen, daß ich durch Ihre Epistel sehr wenig erbaut bin. Sie wollen am 29. kommen und am 3 oder 4. wieder gehen, wobey uns 4 allerdings erkleckliche Tage bleiben. Nun reden Sie mir von Ausflügen. Ich habe die Notion, es werde besser seyn, die Zeit gut anzuwenden, denn es ist hohe Zeit. Ich bitte Sie also mit dieser ernstlich gefaßten Intention zu kommen, und den Gedanken an alle Ausflüge bey Seite zu lassen, auch dergleichen *Frau von Woeß* durch ein Air von Empressement (eingerechnet alle gemeinschaftlichen Spatziergänge — wir brauchen Bücher können Sie sagen), von vorneherein abzuschneiden. Der zugesagte Ausflug nach Leiben mag stattfinden Freytags, wo ich ohnedieß unpracticable. Wollen Sie aber ausfliegen: so empfehle ich Ihnen eine Fußreise an den herrlichen Lunzersee, auch weiter mögen Sie cum summa delectatione im Gebirg herumschweifen: wobey Sie es antragen können, daß dieser Ausflug zwischen die vier Tage falle. Enfin wir wollen die Zeit, wo Sie wirklich hier seyn werden, haushälterisch und auf das Beste zu nützen suchen.

---

[1] Empfangen am 21. Juni 1841.

[2] Vielleicht Ferdinand Wolfs Abhandlung »Über die Lais, Sequenzen und Leiche«. Heidelberg, 1841.

[3] Ranzoni Johann Moriz. 1799—1869.

Wenn Sie vor Ihrer Heraufreise Gerold sehen, so bitt' ich Sie ihn zu fragen, wie es mit meiner Epistel[1] gehe.

Alles Übrige mündlich. Mit aufrichtiger Liebe

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

126.

Enk an Münch.

Melk, 16. August 1841.

Lieber Herr Baron!

Für Ihre Bemühungen danke ich Ihnen auf das Freundschaftlichste. An *Gerold* schreibe unter Einem. Mir eckelt vor meiner literarischen, wie vor meiner ganzen übrigen Existenz.

Was macht Ihr Lustspiel? Ich bin sehr begierig darauf. Das Verlangte übersende, sobald es mir möglich.

Mit aufrichtiger Liebe und Hochachtung

Ihr unveränderlicher

M. Enk

16. 8. 41. Professor zu Melk.

127.

Enk an Münch.

Melk, gegen Mitte Juli 1841.[2]

Lieber Herr Baron!

Alles erhalten. Mille grazie. Wolf lege ich auf meinen Kopf, umarmen Sie ihn 10000mahl. Aber 7 Stücke muß ich mit nach Wien nehmen, weil ich die Nahmen nicht lesen kann.

König und Bauer! Honorar? Ja, pfui! aber Hamburg — dort sind Horn und Winbarg.[3] Qu'il soit. Sie werden den Bauer wohl noch aufführen.

---

[1] Enk M., Die Epistel des Quintus Horatius Flaccus über die Dichtkunst. Wien, Karl Gerold 1841.

[2] Empfangen am 13. Juli 1841.

[3] Uffo Horn (1817—1860) und Ludolf Wienbarg (1802–1872) lebten damals, letzterer als Redacteur, in Hamburg.

Ich hoffe Sie nehmen sich tüchtig zusammen. Gott geb es. De Geroldo nil adhuc — Es wird gut, wie ich zu Gott hoffe, und wird ziehen.

Lassen Sie mich bald etwas hören. Wöß Bacciamano. Albertine detto. Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk
Prof. zu Melk.

Ich pränumerire auf die Zettel des Sarpines. Nur müßten Sie so gut seyn Ihren Nahmen darunter zu mahlen.

128.

Enk an Münch.

Melk, 17. Juli 1841.

Lieber Herr Baron!

Benedetto! So war es gemeint mit dem Pensum. Was kommmt — es kommt.

Vergessen Sie nur nicht was Sie aus dem Tacitus lernen sollen. Geschichte lesen. Kein Buch besser dazu; denn er krallt sich immer mehr an, je öfter Sie zu ihm zurückkehren.

1, 2, 3 dann da capo, da capo, da capo etc.

Von Berlin herrliche Autog*raphen* erhalten.

Da Gerold vielleicht meint, das bloße Schweigen sey Antwort, indem ich schrieb er möchte im Fall che no mirs durch Sie sagen lassen: so bitte ich Sie schönstens ungefähr in der 2. Hälfte Augusts ihn ohne Empressement en passant zu fragen, ob er geantwortet.

Hat der Geldmann auch einen Stoß erlitten. Ihrentwegen solls mir leid thun.

Prior bornirt aber rechtlich.

Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk
Professor zu Melk.

17. 7. 41.

Alb*ertine* Baciamano.

129.

Enk an Münch.

Melk, 5. September 1841.

Lieber Herr Baron!

Der junge Mann, der Ihnen dieß Paquet mit meinem Dank überbringt, ist ein *Herr* Geisler der nach Wien geht, um seine politische Prüfung zu machen, und vermuthlich auf Ranzoni's[1]) Rath mich gebethen, ihm ein paar Zeilen an Sie mitzugeben. Quod me aegre facere sine dubio persuasum habeas. In meiner gegenwärtigen Stimmung um so mehr. Und somit ist es denn sehr gut für ihn, daß es ihm deutlich genug im Gesichte geschrieben steht, daß er ein so guter treuherziger liebenswürdiger und gescheidter junger Mann ist, wie sie nur in Südteutschland gedeihen.

Ich habe es mir wohl gedacht, daß es Sie verschnupfen würde daß ich Sie rücksichtlich Gerolds so kurz berichtete. Aber es hat mich zu heftig geärgert, und das um so mehr, da *Gerold* mir persönlich sehr werth war, und ich die Arbeit unternommen, um ihn wieder einmahl ein gutes Geschäft machen zu lassen. Ich habe bey dieser Gelegenheit wieder erfahren, welche Masse von Bitterkeit und Vertrauenslosigkeit in meiner Brust liegt. Und wie nicht?

Gerold habe ich (ohne Bitterkeit) geschrieben, daß er mit den *Blumen*[2]) wenn sie nicht umgearbeitet werden, nichts machen werde und *ich* in einen unveränderten Abdruck nicht einwilligen könne; daß ich aber im Verlauf des folgenden Jahres zu einer unentgeltlichen Umarbeitung bereitet sey; seine Antwort aber in Betreff des fraglichen *Manuscriptes* als eine abschlägige nehmen müsse.

Hinaus will ich durchaus nicht: und somit hab' ich an einen Freund geschrieben, und erwarte die Antwort.

Je mehr wir uns auflegen lassen, desto mehr legt man uns auf.

Stuarts — da kommen Sie mit den Kirchlichen in Collision. Studien — Ja.

Ich denke den 22. oder 24. abzugehen.

Mit aufrichtiger Liebe

Ihr unveränderlicher

5. 9 41. M. Enk.

---

[1]) Vgl. Brief 125.

[2]) Die Blumen. Lehrgedicht in drei Gesängen von M. Enk. Wien, Karl Gerold 1822.

130.

Enk an Münch.

Melk, Mitte September 1841.[1]

Lieber Herr Baron!

Hier meine Adnotatiunculae! Mit dem Tone derselben dürften Sie hin und wieder nicht am besten zufrieden seyn: inzwischen, Einiges sollten Sie gut merken, und so war es gut sie bey einem Pudel hin und wieder ein wenig in den Arm zu kneipen. Es gilt ein Lernen. Nur das führt zur Meisterschaft. Überdieß sind einige Fehler von der Art, daß sie nur so sich bemerklich machen lassen.

Sie haben viel geleistet und gelernt; viel noch zu leisten und zu lernen.

Die ersten 4 Acte bedürfen wenig Anstrengung. Bey dem 5ten sammeln Sie was Sie von besonnener Klarheit aufbringen können.

Die höchste Zahl der Verse darf wie mir Deinhardstein sagt 2300 seyn. Mit den vorgeschlagenen Auslassungen wird es auf die 274 die zu viel hinausgehn.

50 mehr oder weniger thun natürlich nichts.

Ich denke 24. September Deo favente in Wien zu seyn, und schreibe noch früher. In Eile

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

131.

Enk an Münch.

Melk, 11. October 1841.

Lieber Herr Baron!

Hier die vorläufigen Bemerkungen, wie die jetzige Beschaffenheit des Stückes sie erlaubte. Ich rathe Ihnen rasch und in einem Zuge an die Arbeit zu gehen. Sie ist im ganzen leicht und wird Ihnen nur wenig Mühe machen.

---

[1] Ohne Empfangsdatum.

Von der Aufführung erwarte ich einen entschieden günstigen Erfolg.

Gerold hat bis jetzt weder die Dramen noch die Gedichte, noch den Glücksrittertreffer geschickt. Deinhardstein sagte mir, er ist per Contract verpflichtet, die Bücher zur Anzeige für die Jahrbücher zu liefern.

Wenn Sie Grillparzer sehen bitt ich Sie ihn bellissimo modo an mich zu erinnern.

Bauernfeld.

In Eile mit aufrichtiger Liebe und Hochachtung

Ihr unveränderlicher

M. Enk

11. 10. 41. Profeßor zu Melk.

Heller ist die Editha[1]), und in der Helle tretten die Umrisse so war es gemeint, nicht in der Leidenschaft, schärfer hervor.

132.

Enk an Münch.

Melk, 14. December 1841.

Lieber Herr Baron!

Die Bücher — mille grazie — sind mir erst gestern zu Händen gekommen — Imelda sende bald möglichst; ich bin in diesem Augenblicke nicht ganz wohl. Auch Sie scheinen wieder von mehr als einer Seite in ecclesia pressa zu seyn. Muth — es bleibt nichts Anderes übrig, als sich zusammenzunehmen, und über alle diese nichtswürdigen Philistereyen sich hinauszuschnellen so gut es immer gehen will. Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Ich drechsle seit ein paar Tagen Trimeter. Sie glauben nicht wie leicht sie zu machen. Das Kunststück ist, am Anfang oder am Ende nur eine reine Dipodie herauszustellen.

⏑—⏑—|⏑—⏑—|⏑—⏑—
⏑—⏑ —⏑—⏑— ⏑—⏑—
⏑— ⏑—⏑|—⏑— ⏑—⏑—

oder anfangs ⏑—⏑— $^3/_5$ $^5/_3$ Sylben.

---

[1]) Eine Person (Edith) in Halms Trauerspiel »Ein mildes Urtheil«.

Mißlich ist das Substituiren anderer Versfüße im Deutschen wenigstens. Einen großen Reitz gibt inzwischen der Anapäst dem Vers, wenn er die Dipodie schließt.

Wer bist du Fremdling äußĕrĕ dīch bescheidener. Vergessen Sie bitt ich den guten . . . [1] nicht.

Raphanides.

14./12. 41.

133.

Enk an Münch.

Melk, 21. December 1841.

Lieber Herr Baron!

Aus mehr als einem Grund jetzt inniger Theil nehmend als früher, weiß *ich* doch nichts Anderes zu sagen, als Perfer et obdura, woran sich als kräftigster Trost für den Gläubigen (den philosophischen wie den christlichen) das dolor hic tibi proderit unquam knüpft. Wäre es anders, so wäre der Teufel Regent der Welt. Basta! doch will ich hinzusetzen: Erinnern Sie sich fleißig unsers Abendgesprächs in Ihrem Museum.

Daß Sie die garstige Sünde der Nothzucht aufgegeben ist recht gut. Daß Drang und Lust N° 1 seyn müssen, darüber waren wir immer einig. Inzwischen gibt es als N° 2 ein Vergessen, ein sich Entschlüpfen lassen; und auch in dieser Hinsicht wünscht ich Sie endlich festen Tact gewinnen zu sehen. Von dem die Minerva mit einem Stück gewaffnet vor Augen haben zu wollen, sind Sie noch lange nicht frey. Sie haben jetzt ½ Duzend Stoffe einen besser, als den andern; und mit keinem haben Sie Ernst gemacht. »Schreiben, Herr Baron! Schreiben«. Der Mann hat bey dem dramatischen Dichter nicht Unrecht; natürlich die Sache cum grano salis genommen, und mit Rücksicht auf N° 1.

Was sagt denn der unpoetische Holbein zu dem poetischen Drama.

Was mäckeln Sie über Gebühr an der Imelda. Ich sende sie, wenn es Zeit hat, in den ersten Tagen des Januar, alias geh ich gleich daran. Haben Sie nicht Lust eine kurze Vorrede dazu zu schreiben?

---

[1] Ein schwer lesbarer Eigenname.

Leben Sie wohl! mit aufrichtiger Liebe

Ihr unveränderlicher

M. Enk
Prof. zu Melk.

21. 12. 41.

134.

Enk an Münch.

Melk, 5. Jänner 1842.

Lieber Herr Baron!

Endlich die durch dringende Geschäfte und einen lästigen Carthar verspätete Imelda, sammt Villano. Eine Nachlese von minutiis. Minutias contemnere noli.

Imelda war mir wie neu. Eine desto *sicherere* Ansicht habe ich über das Stück gewonnen. Was mäckeln Sie nur daran. Es gleicht jenen Gemählden, die, bey nicht verfehlter, nicht schwanker Zeichnung, und bey einer verständigen Composition, nicht durch diese Vorzüge, die ihnen nicht im eminenten Grade eigen sind, uns unwiderstehlich durch den Duft und Schmelz der Färbung einnehmen, und auf Anerkennung ihres Verdienstes gerechte Ansprüche haben. Diese wird Ihnen sicher nicht fehlen, die Gassenbuben mögen thun und sagen, was sie wollen.

In Betreff der Brüder.

Rücksichtlich der Brüder hätt ich freylich gewünscht, Sie hätten, wenn Blut gespart werden sollte — und es kommt auf ein paar Unzen auf der tragischen Bühne eben nicht an — meinen Andeutungen nach beyde Brüder landflüchtig werden lassen, was recht gut anging, wenn dem in der Hand verwundeten Fazio[1]) das Schwert entsank, und der eine Bruder dem andern zurief — Laß ab, er hat genug, langsam laß ihn sterben — uns laß fliehen etc. — inzwischen geht es auch so an.

Villano bitt' ich Sie dringend nicht nach den beliebten Bühnenabänderungen, **noch mit diesen** drucken zu lassen. Dürfte denn die herrliche 1, 3 Scene aufgegeben werden? und ein solcher Appendix ist mir überall fatal gewesen, und ist es gewiß auch vielen Anderen. Liegt Ihnen daran, so lassen Sie eine Note dazu drucken, daß die beliebte Änderung von der Direction zu beziehen.

---

[1]) Imelda Lambertazzi, V. 4.

. . . .[1]) mir unnütz, ist für Ihre Bibliothek. Ich hoffe Sie werden nicht meinen, mir etwas Anderes dafür geben zu müssen.

Frau von Rettich — Ex intimo animo. Ich bitte Sie machen Sie die Skizze selbst dazu. Eine recht schmeichelhafte.

Von Ihrer Stimmung schreiben Sie nichts — ich weiß Sie eben daraus. Aber Muth! Sie haben bereits Tüchtiges geleistet; haben Kraft, noch mehr zu leisten, und haben Hoffnungen *vor* sich.

Wirds Ihnen gar zu schwül, so denken Sie an mich.

Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk

Prof. zu Melk.

5./1. 42.

135.

Enk an Münch.

Melk, 16. Jänner 1842.

Lieber Herr Baron!

Für Ihre freundlichen Wünsche den herzlichsten Dank. Ich lasse es so hinschlendern, und tröste mich damit, daß es nicht gar zu lange mehr dauern kann. Als Pfaff konnte es nicht anders kommen mit mir.

Ihren häuslichen Jammer beklage ich von Herzen. Inzwischen eine Crisis muß und wird eintretten. Bis dahin perfer et obdura. Ein Trost zum Hängen! Ja; aber was bleibt anders übrig. Zuletzt ist die Kraft, die wir aus dem: »Ich will es tragen und verwinden« *schöpfen*, doch die einzige, die vorhält.

Was Sie von Ihrem Beruf sagen, unterschreibe ich unbedingt.

---

[1]) Ein Autorname, den ich nicht lesen kann.

Über Vellido Dolfos habe ich Ihnen bereits geschrieben.[1] Ich wünschte Sie hielten ein paar Wochen Sabathsfeyer, sähen dann alle Entwürfe die Sie vorräthig in einer glücklichen Stunde durch, und entschieden sich, ohne vieles Grübeln, festen Sinnes für den einen oder den anderen nach der Eingebung des Genius in dieser Stunde.

Leben Sie wohl, und lassen Sie mich donec veniat exoptata hora wenigstens in 2 Zeilen wissen, wie es Ihnen geht. Mit aufrichtiger Liebe und Hochachtung

Ihr unveränderlicher

M. Enk
Profeſſor zu Melk.

16/1 42.

136.

Enk an Münch.

Melk, 26. Jänner 1842.

Lieber Herr Baron!

Frau von Welt hat für morgen einen Bethtag angesagt, und an meinen besten Wünschen soll es nicht fehlen. Ich hoffe das Beste.[2] Des Ungriechischen wegen trösten Sie sich mit Calderon und Lope.

Das Anbellen ist unvermeidlich. Sollten es die Hunde inzwischen zu arg machen, und wie der öster*reichische* Parnaß irgend eine Indiscretion begehen: so rathe ich Ihnen, denselben einmahl die Peitsche zu geben. Kein sich Einlaſſen; kein Aufsehen: sondern einige wohlgezielte Hiebe.

---

[1] Vellido Dolfos (Bellides Ataulphus), eine in den spanischen Romanzen oft wiederkehrende Gestalt, ermordete 1072 den König Sancho II. von Castilien. Von Bretón de los Herreros wurde er zum Helden eines Schauspiels gewählt. — Da in keinem der vorhergehenden Briefe dieses Stoffes Erwähnung geschieht, so muss der hier angezogene Brief verloren sein.

[2] Es handelt sich um die Aufführung von Halms »Sohn der Wildnis«, die für den 27. Jänner 1842 angesetzt war, aber auf den nächsten Tag verschoben wurde.

In ihren häuslichen Verhältnissen und dem Zustand Ihrer Zeitgenossin steht glaube ich eine Crisis, so oder so, bevor. Sehen Sie sich ja beyde Chançen bey guter Zeit recht ruhig an, et in utramque partem firmum tibi para animum. »Dabit Deus his quoque finem!« Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk
Professor zu Melk.

26. 1. 42.

137.

Enk an Münch.

Melk, 29. Jänner 1842.

Lieber Herr Baron!

Sub eodem geht ein Paquet mit Büchern ab, für die ich herzlich danke, bittend um die Fortsetzung, aut quidcunque optimo Lupo visum fuerit. Mit dem historischen Roman wissen sich die Spanier bis jetzt noch gar schlecht zu helfen, und ich kann Ihnen nicht rathen auch nur eine dieser schlecht gewebten Novellen selbst zu lesen.

Von Balzac und aus dem großen Kasten bitte ich um den Pere Gorriot et quidquid tibi eligere visum fuerit. Diese können des Portos wegen — bey den hispanicis ist mir um dieses nicht leid — gelegenheitlich durch den Melkerhof gehen.

Wenn Sie der Sohn der Wildniß — daß die Aufführung verschoben, weiß ich aus der Zeitung — so erinnern Sie ihn, bitt' ich, **im weichsten Mollton** an meine Hoffnungen, wenn Sie ihn guter Laune finden; si no, no. (Am besten meine Floskel citirend.)

Leben Sie wohl. Ich hoffe nächstens (nicht erst mit den Büchern) recht Erfreuliches. Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk
Prof. zu Melk.

29. 1. 42.

138.[1])

Enk an Münch.

Melk, 29. Jänner 1842.[2])

Lieber Herr Baron!

Ich habe mich am Abend des 27 mit großer Andacht mit Ihnen und dem Stück beschäftigt, und den Verzug erst gestern aus der Zeitung erfahren. Am Erfolg habe ich nie gezweifelt; denn das Stück ist ganz in Poesie getaucht. Das Verdienst wird ihm bleiben trotz des Kläffens. Wollen Sie diese Menschen recht gründlich verachten lernen: so lesen Sie den Aufsatz Saphirs über Gutzkow, den mir gerade vorgestern bongre, malgre Schaffer ins Zimmer brachte.

139.

Enk an Münch.

Melk, 11. Februar 1842.

Lieber Herr Baron!

Die Bücher mille grazie! sind richtig angekommen. Die Poesias von Zorilla[3]) zeige auf Wolfs Wunsch um so lieber an: da Hebenstreit[4]) nur langsam vorrückt. Ich schreibe Ersterem des nächsten, 300 *ties* saluto.

Ich kann mir denken, wie Sie für den Augenblick im Gedränge. Für jeden Fall aber suchen Sie einige Augenblicke der Sammlung zu gewinnen, um, wenn eine Catastrophe eintritt, gerüstet und gewappnet zu seyn. Ich lebe der frohen Hoffnung Alles werde sich zum Besseren gestalten.[1])

---

[1]) Von diesem Briefe ist nur der Anfang erhalten.

[2]) Empfangen am 31. Jänner 1842.

[3]) Poesias de Don José Zorilla. Segunda edicion. Madrid. 1840. Angez. von M. Enk in den Jahrbüchern der Literatur, 1842, 98. Bd., Seite 286 ff.

[4]) Wissenschaftlich-literarische Encyklopädie der Aesthetik. Ein etymologisch-kritisches Wörterbuch der ästhetischen Kunstsprache. Von Dr. Wilhelm Hebenstreit. Wien, bei Karl Gerold, 1842. — Angez. von M. Enk in den Jahrbüchern der Literatur, 1842, 99. Bd., Seite 217 ff, 100. Bd., Seite 188 ff.

Leben Sie wohl. Mit aufrichtiger Liebe

Ihr unveränderlicher

M. Enk
Prof. zu Melk.

11./2. 42.

140.

Enk an Münch.

Melk, gegen Ende Februar 1842.[2])

Lieber Herr Baron!

Eduard sogleich besorgt. Daß wir nicht Beyde früher auf die Homöopathie verfallen, ist uns Beyden nicht zu verzeihen. Gott gebe seinen besten Segen.

De Stephania doleo. Laube sende zurück. Wer weiß, wie Sie ihn brauchen könnten. Auch Abschriften (theilweise wenigstens) der eignen Briefe behält man bey der Correspondenz mit solchen Leuten, und in solcher Angelegenheit. Überdieß hab ich den französelnden . . .[3]). Grazie. Dagegen bitt ich Sie Grillparzer (apte et belle) nicht zu vergessen. Ab hoc pendet omnis salus.

Fürchten Sie nicht, »rostig« zu werden? Schreiben Sie wenigstens so oft es angeht Ihrem mit etc.

unveränderlichen

M. Enk
Prof. zu Melk.

Eine sichere Gelegenheit (Melkerhof) geht künftige Woche 2.3. oder 3.3. herauf.

Zorilla! Plane aureus als Lyriker.

---

[1]) Diese Zeilen beziehen sich auf die Krankheit der Gemahlin Münchs, von welcher in den folgenden Briefen wiederholt die Rede ist.

[2]) Empfangen am 24. Februar 1842.

[3]) Ein Wort, das sich für den Druck nicht eignet.

141.

Enk an Münch.

Melk, 7. März 1842.

Lieber Herr Baron!

Die Bücher gestern erhalten. Mille grazie. Saul ist allerdings tragisch; aber wie können Sie nur daran denken?

In Betreff der Esclava habe ich gethan, was sonst, wenn ich nicht entschieden zurathen zu können glaubte — ich habe die Sache trainirt, und einschlafen lassen. Ich habe jetzt den Entwurf wieder durchgesehen, und muß Ihnen, trotz meines Grundsatzes, mich nicht in die Wahl des Stoffes zu mischen, dennoch bemerken:

Daß trotz aller ächt poetischen Motive des Stückes der Erfolg mir keineswegs entschieden scheint; auch bey der gelungenen Bearbeitung nicht — (Verwickelte, unserm Publi*cum* kaum mundgerechte Intrig*ue*). Daß diese keineswegs eine leichte Aufgabe; und daß es im besten Fall wieder eine Bearbeitung; und zwar eine Bearbeitung, bey der Sie Ihrem Publicum gegenüber gegen Lope in entschiedenem Nachtheile sind.

Doch wie ich schon öfters bemerkt, hier muß Sie der Instinct Ihres Genius leiten, und meine Rolle ist es hier aus guter Meinung nicht täppisch einzugreifen. Unverhohlen sey Ihnen jedoch, daß mir, wäre Ihre Stimmung und Lage nicht in diesem Augenblicke eine so penible, nach dem glänzenden Erfolg des Sohnes der Wildniß,[1] mir die Verse aus der Walpurgisnacht im Ohr summen würden:

Wer heute sich nicht heben kann etc.

Doch das wird sich finden, wenn der häusliche Jammer milder wird; was ich Ihnen von ganzem Herzen wünsche.

Wie soll ich Ihnen die Escl*ava* und Revue zumitteln?

Frau von Wöß Handkuß, und ich mit den besten Wünschen und aufrichtiger Liebe

Ihr unveränderlicher

M. Enk

7. 3. 42. Profeſſor zu Melk.

---

[1] Halms »Sohn der Wildnis« und dessen erste Aufführung ist sehr anerkennend besprochen in der Allgemeinen Theaterzeitung, 1842, Nr. 26 (vom 31. Jänner), in der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode, 1842, Nr. 22 (vom 31. Jänner), im Wanderer, 1842, Nr. 26 (vom 31. Jänner).

142

Enk an Münch.

Melk, Mitte März 1842.[1]

Lieber Herr Baron!

Daß die Gesundheit Ihr*er* Frau bessere Hoffnungen gibt, gaudeo ex animo; daß Sie mein Opus*culum*[2] nicht so ganz niederträchtig finden wie ich, dafür küsse ich Ihnen die Hände. Es ist (Gerold) um zwey Dritttheile schlechter, als es seyn müßte. Ich bin so von Eckel überfüllt, daß es immer nur eines Tropfens bedarf um das Gefäß überlaufen zu lassen.

Alles Verlangte erhalten Sie durch die 15 huj*us* abgehende Diligence.

Was Ihre Eintheilung der hist*orischen* Tr*agödie* betrifft: so ist sie wohl richtig, ohne zur vollen Klarheit durchgedrungen zu seyn. Das Tragische ist überall einzig und das allein Menschliche, einer hohen Weltregierung gegenüber. Den Eintheilungsgrund der histo*rischen* Tragödie gibt bloß das Object (politisches oder nicht). Immer und überall aber ist das Menschl*iche* die Hauptsache. In dieser Hinsicht kann von einer höheren und niederen historischen Tragödie kaum die Rede seyn.

Was Desp*otismus* und Fanatismus betrifft: so habe ich Ihnen bereits zugegeben, der tragische Dichter solle zu unserer Zeit sich eigentlich hängen. Inzwischen ist es Ihnen wie es scheint andererseits nicht klar geworden, wie viel sich hier (ohne historisch-poetische Achselträgerey) der Feind ablisten und (insbesondere mit Ihren Avantagen) abringen läßt. Früher oder später wird es immer zum Frontmachen kommen müssen; wenn Sie die höhere Tragödie nicht ganz aufgeben wollen. Ich kann Sie nur auf das verweisen, was ich in meinem letzten Briefe so sincer als möglich über das Berathen mit Ihrem Genius geschrieben. Abzwingen läßt sich der Natur nichts, aber eines Versuches, ein Studium wäre die Sache, meint' ich, wohl werth.

---

[1] Empfangen am 15. März 1842.

[2] Über Bildung und Selbstbildung. Wien, Karl Gerold, 1842.

Ein Intermezzo meinen Sie? En ora buena sea; obwohl mir da wieder ein fatales Liedchen im Ohre summst —

Morgen! morgen! nur nicht heute!
Sagen immer etc.

Werden Sie über meine Liedchen nicht bald böse werden? Also en ora buena sea. Nur daß die Arbeit sich leicht und schnell mache (Bühnengeltung, Geldgewinn). Zur Esclava kann ich Ihnen nach nochmahliger Prüfung durchaus nicht rathen. Das Lope'sche Stück ist gar zu sehr durch und durch spanisch. Dagegen empfehl' ich Ihnen in abwärts steigender Progression:

El premio del bien hablar[1]
El mayor Imposible[2]
Gañar amigos (Prosa)[3]
Il Rè Corvo.
La donna Serpente[4]
El Lindo Don Diego[5] etc.

Da ich schon im Rubriciren: so will ich auch meine frommen Wünsche rubriciren, ebenfalls in absteigender Linie.

Alfons der Weise
Stefania — Ines — Johanna Grey
Granada[6]
Nauplius
Balduin
Bellido Dolfos.

Vedremmo! Cognitis quibuscunque Deus faveat.

Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk
Prof. zu Melk.

---

[1] Vgl. Brief 110.

[2] Vgl. Brief 110.

[3] Von Juan Ruiz de Alarcon y Mendoza.

[4] Über Gozzis »Il Re Corvo« und »La Donna Serpente« vgl. M. Enk, Melpomene oder über das tragische Interesse, S. 210.

[5] Charakterlustspiel von Don Augustin Moreto y Cabaña.

[6] Granada, Plan zu einem Trauerspiele.

Eduards wegen noch einmahl den herz*lichsten* Dank. Sein Gesuch ist den 11. hujus abgegangen. Der Irrthum vielleicht ein grammatischer.

Ich durchlese Ihren Brief nochmahls, und füge da mir noch ein paar Minuten bleiben, die Warnung zur **ernstlichsten** Beherzigung bey:

Hüthen Sie sich je das Glaubensbekenntniß der Herren Gutzkow, Laube etc. zu unterschreiben, daß die dramatische (trag*ische*) Poesie sich ut dicere amant der Zeit anpassen müsse. Es gibt nichts Selbstständigeres als diese. Und in wie fern jene Behauptung wahr, hat wie mir scheint niemand weniger Begriff, als die genannten Herren.

143.

Enk an Münch.

Melk, 28. März 1842.

Lieber Herr Baron!

Ad singula respondeo.

An Ironie hinsichtlich meiner Danksagung hätten Sie auch nicht einmahl denken sollen. Ich sehe daraus, wie wenig Sie noch um mich Bescheid wissen. Gegen den Freund fällt sie mir gar nicht ein; gegen den Gegner ist sie mir zu wenig. Nur gegen den Gecken laß ich sie gelten, und dann kann sie nicht schneidend genug seyn. Liebe, Haß, Billigung, Mißbilligung scharf und entschieden auszusprechen: dazu zieht mich meine Natur. Dolchstiche für das entschieden Verkehrte, nicht Nadelstiche.

Item muß ich Ihnen bemerken, daß ich den 2^{ten} Vers nicht ausgeschrieben, was allerdings eine Tölpeley gewesen wäre. Leicht zu errathen; allerdings: doch muß er nicht so heißen, und ich hatte das Lied als Student in einer Kinderschrift gelesen. Und wie Vorwurf der Faulheit . . . Sie sollten mich wenigstens nicht für so viel Esel halten.

Aber Unlust — sie, sie!! Gott sey es geklagt! — Verstehen wir uns. Sie geben mir, hoff ich das Zeugniß, daß ich die Rechte Ihrer Selbstständigkeit immer anerkannt. Und wie nicht. Ist doch alles Tüchtige ein Selbstständiges und Eigenthümliches. Eben so richtig, daß niemand über den Rayon seines Genies hinauf kann. At! At! Ich will Alles meo more kurz und übersichtlich zusammen*stellen:*

1. Der eigentliche Rayon Ihres Talentes ist keineswegs entschieden. Denn Sie haben sich in der höheren Tragödie eigentlich noch gar nicht versucht. Contra: Mangelnde, energische Reflexionstiefe. Pro: Richtiges (wenngleich oft langsames) Erfassen der tragischen Momente.

2. So lange die Sache nicht entschieden, bleibt die höhere Tragödie die höchste Aufgabe.

3. Die Sache mindestens des Versuches werth.

4. Kein Zweifel, daß eine Reihe von Stücken, wie Sohn der Wildniß, und von Bearbeitungen, wie König und Bauer, verdienstlich und selbst wohlbegründete Ansprüche auf Anerkennung gäbe. Wie viel die Kunst dabey gewinne? Non liquet. Etwas aber ist dabey in Rechnung zu nehmen, woran Sie kaum gedacht, daß Sie nämlich, was Sie jetzt so vortrefflich machen, und womit es Ihnen so herrlich gelingt, mit Gefühlswärme, Duft, Farbe, nur noch eine mäßige Reihe von Jahren so frisch werden machen können. Jam nunc esto memor futurae senectae, und daß überall nur der Gehalt der Idee vorhält. Auch muß ich Ihnen bemerken, daß der Sohn der Wildniß ein glücklicher Wurf war wie er nicht oft gelingt, und daß Sie ganz etwas Anderes gemacht, als Sie machen wollten. Dem Gehalt der Idee also streben Sie nach, nicht einzig, und nicht einmahl überwiegend auf Duft und Farbe vertrauend. Das weiß ich schon, werden Sie sagen; und ich weiß, daß Sie es wissen, weiß aber auch, daß Sie es noch lange nicht gut genug wissen, und darum sag ich es Ihnen.

Vellido Dolfos also. En hora buena sea! Als ich Ihnen zugab, daß damit etwas zu machen, meinte ich er sollte ein rasch zu fertigendes Nebenher abgeben. Sie wollen ihn zu Nr. 1 (ob nicht die Rücksicht auf Mad. Rettich ein wenig im Spiele plane nescio — Und wenn, quid mali?) wie gesagt en ora buena sea. Nur bitt ich Sie dringend und mit treuer Sorge dem besagten Nr. 1 ein bühnenwirksames Nr. 2 voraus hergehen zu lassen (wo möglich nicht die Esclava. Hoc tamen non enixe rogo).

Auch das vom Geld haben Sie mißverstanden. Daß Ihnen trotz Ihrer Geldliebe das Geld nicht das Erste, weiß ich gut genug.

Aber ich wünsche Ihnen eine reichliche Einnahme, Ihrer Stellung zu den Leuten wegen, denen das Geld nicht bloß das Erste, sondern Alles ist.

Rettich doleo. Hat er den Ingomar mit guter Art verschmerzt.[1] Valde dubito — Saluto.

Bücher Grazie — Bitte gelegentlich durch den Melkerhof. Den 1 fl. 30 kr. schulde bey Gerold für . . . Legenden.

Leben Sie von ganzem Herzen wohl. Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk
Prof. zu Melk.

28/3. 42.

Scripta jam epistola erhalte ich die Allgemeine mit dem Wiener-Briefe. Wie gut daß Sie dießmahl beym Ändern und Streichen sich weniger widerhaarig, als gelegenheitlich sonst bewiesen. Er sagt im Lob um kein Haar zu viel, und thut im Tadel — wie er von Mad. Rettich sagt — ein Übriges.

144.

Enk an Münch.

Melk, 3. April 1842.[2]

Lieber Herr Baron!

Das Paquet gestern Samstags erhalten.[3] Bücher mille grazie! Die geistreiche Vettel bereits gelesen. . . .[4] spare mir auf den Winter, wenn Sie so gut seyn wollen ihn mir zu leihen.

Da Sie Vellido nicht als Nebenher zu einem andern Stück, sondern als Nr. 1 verarbeiten wollen, in welchem Fall eine Bearbeitung Bretons[5] genügt hätte, von der jetzt nicht die Rede seyn kann: so muß die Sache ernstlicher gefaßt werden. Ich bitte Sie also mir 8 (nöthigenfalls auch 14) Tage Zeit zu lassen, denn die

---

[1] Ingomar wurde von Löwe gespielt.

[2] Empfangen am 4. April 1842.

[3] Diese Mittheilung ermöglicht die Datierung des Briefes.

[4] Bloß ein Buchstabe, der indes nicht zu erkennen ist.

[5] Vgl. Brief 135.

Aufgabe stellt sich jetzt eben so schwierig, wie im andern Fall leicht heraus.

Ich habe mir vor Jahren Sanchez über den Cid angeschafft, aber es fehlt ein Bogen, den ich nicht habe erhalten können. Ich gönne ihn, sowie einen von Wolf erhaltenen Band Quintanas[1]) (Luna) lieber Ihnen, als der Bibliothek. Scheuen Sie das Porto nicht: so sende ihn. Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk
Prof. zu Melk

145.

Enk an Münch.

Melk, 16. April 1842.

Lieber Herr Baron!

Bellido Dolfos: Faustissima quaeque precor — Frisch daran! sonst vergrämmeln und verquängeln sie ihn wieder, wie a, b, c, d etc.

Nebenher: Macte! Donna serpente oder Ré Corvo??

Lopium optimi Wolfii quod attinet magnopere gaudeo, gaudeoque, und darum, weil ich nicht mehr fürchten darf, er werde bey seinem Censurgeschäft, nicht wie Sie »rostig«, sondern sauer werden. Auch ist er der rechte Mann für die Aufgabe einen lesbaren Text zu geben. Fast unerläßlich scheint es mir, dass jedem Stück eine Einleitung vorgesetzt werde — eine ästhetische Würdigung (nicht Zergliederung) mit Fingerzeigen, wie eine Bearbeitung zu fassen (der Gesichtspunkt unsre Landsleute auf diese reiche Fundgrube zu verweisen müßte, glaub' ich festgehalten werden und würde das Intresse für die spanische Liter*atur* und damit das Werk selbst fördern) so wie ein Anhang von kurzgefaßten historischen und sprachlichen (selten ästhetischen) Bemerkungen, wie sie der treffliche Valentin Schmidt (ich habe sein Autograph — Grillparzer) für Calderon gegeben. (Siehe Intellig*enz-Nachrichten* der Wiener Jahrbücher: Band 17 und 18.[1])

---

[1]) Quintana, Vidas de Españoles célebres, III. Bd., wo das Leben des Connetabel Alvaro de Luna geschildert ist.

Daß er nach allen Beziehungen als alleiniger Herausgeber auftrette versteht sich von selbst; nam quantula nostra (tua meaque) opella futura est! Fidelis tamen; nur beding ich mir für meine Einfälle und Grillen, meiner schweren Hand wegen, die Erlaubniß des laconischen Styles aus. Und somit noch einmahl meine besten und theilnehmendsten Wünsche!

Lassen Sie mich recht bald Weiteres hören! Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk
16. 4. 42. Prof. zu Melk.

Eine zuverläßige Gelegenheit (H. Oberamtmann von Ranzoni geht den 20., 21. oder 22. herauf).

146.

Enk an Münch.

Melk, Anfang Mai 1842.[2])

Lieber Herr Baron!

Lope und die Autographen mille grazie.

Wann tretten Sie schon Ihre Reise an? und werd' ich Sie noch vorher sehen? wie lang kann sie dauern? Was macht Vellido Dolfos. Das frisch daran scheinen Sie wenig zu Herzen genommen zu haben.

Suchen Sie ja Grill*parzer* in's Intresse zu ziehen. Eine treffliche Gelegenheit ihn an sein Versprechen zu erinnern.

Holbein[3]) sagt man soll pensionirt werden, und Sie sollen an seine Stelle kommen. En ora buena sea.

---

[1]) Kritische Übersicht und Anordnung der Dramen des Calderon de la Barca. Mit Bemerkungen über Quellen und Nachahmungen, und Erläuterungen wichtiger Einzelnheiten. Von Fr. Wilhelm Valentin Schmidt. Anzeige-Blatt für Wissenschaft und Kunst der Jahrbücher der Literatur, 1822, 17. und 18. Bd.

[2]) Empfangen am 3. Mai 1842.

[3]) Vgl. Brief 121.

Wolf wird mit dem Text genug zu thun bekommen; und besonders wird die Berichtigung der Interpunktion ihm nicht wenig Noth machen.

Leben Sie wohl und schreiben Sie recht bald

Ihrem unveränderlichen

M. Enk
Prof. zu Melk.

Nächstens sende Zorilla.

147.

Enk an Münch.

Melk, Anfang Mai 1842.[1]

Lieber Herr Baron!

Eine Geschichte!

Als ich heut Morgens 7½ Ihr Paquet erhielt, legte ich 1 Exemplar für *Wiß* auf den Kasten, die andern in den Kasten, ohne einen Blick in die Bücher zu thun.

> »Kein Blättchen Vellido oder von einem andern Entwurf. Nun »etwas ist schon geleistet, und Einiges soll doch wohl noch »dazu kommen. Auch die Reise wird gut thun. Freyere »Bewegung in günstigen Verhältnissen — fortschreittende »Reife.

Nun kam Leopold,[2] sah den Bauer[3]) liegen, und stieß mir die Nase auf die Zueignung.

Daß Sie die Ecclesiastica in den Personalien weggelassen Freude darüber, daß Sie mich so richtig kennen. Die Widmung selbst. Was ich während des Lesens und in den nächsten Augenblicken gedacht weiß ich nicht. Beym Fortgehn aber dachte ich innig und klar zwey Gedanken.

---

[1] Empfangen am 6. Mai 1842.

[2] Wahrscheinlich Professor Leopold Ritter von Seyfried.

[3] Das Lustspiel »König und Bauer«, 1842 gedruckt, wurde von Halm »seinem verehrten Freunde und Lehrer« Michael Enk von der Burg gewidmet und mit einer Zueignung versehen, in welcher er seiner Dankbarkeit gegen diesen in warm empfundenen Worten Ausdruck gibt.

Ihn möchte ich nicht mehr gerne verlieren; und: Gott laß es mit mir sanft, und ihm es fröhlich hinausgehen!

Das ist die Geschichte von einem armen Teufel als er eine Dedication erhielt, und die er Sie ihm als einen Dank gelten zu lassen bittet. Leben Sie wohl und schreiben Sie recht bald

Ihrem unveränderlichen

M. Enk
Prof. zu Melk.

148.

Enk an Münch.

Melk, 12. Mai 1842.

Lieber Herr Baron!

»Ein Stück Geld wäre zu gewinnen«, sagte ich mir öfters. Dann sagte ich mir wieder: »Wozu? was du brauchst, wirst du immer haben und Freude daran« — für Andere könnt ich es brauchen. Ein Stück Welt könntest du sehen, mit anziehenden Menschen verkehren, — Als Pfaff? was kann auch da viel herauskommen. Und so nahm ich es nicht ernstlich, warf weg, ließ fahren, versplitterte etc. Jetzt wird es mir näher gerückt, daß ich Unrecht hatte, und daß es doch der Mühe werth gewesen wäre, die Feder zu zerkauen, und nicht bloß überall kleben zu bleiben. Und wie die meisten Belehrungen auf sehr herbe Weise, wird mir diese in der freundlichsten gebothen, in der Theilnahme an dem, was Sie Erfreuliches genießen, und wie Sie sich enthalten.

Fruere igitur fortunae favore. Ganz leeren Sie die Brust aus von Allem, was Sie sonst preßte, um die Frühlingslüfte mit ganz freyer frischer Seele einzuhauchen und einzusaugen. Von Zeit zu Zeit ein Digestionsstündchen, um die empfangenen Eindrücke zu prüfen und zu ordnen; und mit den Literaten caute!!! Wie sich unter ihnen die gereiftesten und besten Menschen finden: so klingt mir rücksichtlich ihrer immer des alten Weidmanns endlicher Ausspruch im Ohr: Herr Amtsverwalter, wir sind a G'sind! Auch lassen diese Menschen gleich Alles in die Welt hineindrucken.

Grillparzer hat ganz recht, daß Lope's geistliche Stücke eine besondere Berücksichtigung verdienen. Nur sollen diese als 2ter Theil oder später allein gegeben werden; sie nehmen sonst den Raum weg; und werden die meiste Wirkung thun, wenn das Publicum ein wenig mehr an Lope gewöhnt ist.

Bücher! Die Bitte wegen der Legenden wird bereits an Sie gelangt seyn. Auch um einen Band Lope. An wen und wie soll ich diese zurücksenden. Nicht an Wolf mit dem das Dienstverhältniß keinen directen Verkehr erlaubt. (300)

Wenn Sie bey Tage durchkommen, erwart' ich Sie auf der Post. Dort laß' ich auch, wenn Sie sich damit beschweren wollen, ein paar Briefe für Stuttgard und Leipzig zurück. Der an den berühmten Augenarzt Gutbrodt (höchst solid) kann Ihnen vielleicht nützlich werden. Der andere an Sporschill (sehr achtbarer Mensch) betrifft Autographica.

Schicken Sie Exemplare der Imelda an Rosenkranz?

Leben Sie wohl. Von ganzem Herzen

Ihr unveränderlicher

M. Enk
Prof. zu Melk.

12. 5. 42.

149.

Münch an Enk.

Wien, den 18. August 1842.

Liebster theuerster Freund!

Erst jetzt komme ich etwas zur Ruhe und zum Athemholen; mein erster Brief ist an Sie. Bey der Wöß bitte ich mich zu entschuldigen, daß ich bis jetzt noch nicht antworten konnte, denn ein gehetztes Wild ist gegen mich ein Sardanapal.

Wolf habe ich noch nicht gesehen, konnte also das Lopische noch nicht übergeben; dagegen hätte ich gewünscht, Ihnen bezüglich meiner nächsten dramatischen Arbeit etwas Erfreuliches mitzutheilen, was aber gänzlich fehlgeschlagen hat. Ich nahm Vellido vor; kann aber das Ding nicht zwingen, oder vielmehr nicht die rechte Liebe dazu gewinnen: was mich am meisten dabey genirt, ist erstens daß nach Ihrer Meinung Vellido gleich im Anfang den Entschluß zum Mord in sich trägt, 2tens daß Gonzalo Arias gleich im ersten Akte einen Ritter, der Sancho zu ermorden hinaus will, niedergestoßen zu haben angibt, es verräth zu viel Absicht, und enthüllt gleich im Vorhinein Alles, 3tens weiß ich nicht, wie ich im 4ten Akte es zum Morde kommen laßen soll, und was das Schlimmste, gerade diese wichtigsten Parthien des Stückes sind mir die farblosesten und uninteressanten. Es wird also wohl nichts daraus werden. Das Stück von Tirso,[1] das ich zu bearbeiten anfing, habe ich über Ihren zu Mölk ausgesprochenen Tadel liegen lassen. Ich sehe wohl ein, daß es bey der jetzigen Lage für mich äußerst wichtig wäre, mit einem tüchtigen Trauerspiel, und zwar wo möglich historischer Art aufzutretten. Ich finde aber eben nichts, und wir wollen demnach ganz ruhig erwarten daß es komme, wie denn dieser Tage höchst unerwarteter Weise vom König von Dänemark für ein Exemplar meiner gedruckten Stücke das Ritterkreuz des Danebrogordens für mich angekommen ist; die Verleihung war jedoch so sehr mit Complimenten für meinen Onkel[2] gewürzt, daß ich für meine Person zu gut weiß, wo ich es hinzuschreiben habe, um mich darüber zu freuen.

Um doch nicht ganz müßig zu seyn, und doch etwas für die aller Orten ganz verwaiste Bühne zu thun, bin ich auf den Vorschlag Holbeins eingegangen Shakespeares Cymbelin mit Benützung der Schleglischen Uebersetzung für die Bühne zu bearbeiten.[3] Was sagen Sie dazu?

Es handelt sich natürlich bloß um ein Wegschaffen der vielen Verwandlungen, Kürzen und Zusammenziehen? Oder sollen etwa auch Römer und Britten weggeschafft werden; des Theaterkostüme's wegen wäre es räthlich, Cymbelin könnte ein dänischer König, die Römer Franken, Rom Paris werden?

---

[1] Wahn und Wahrheit. Schauspiel nach Tirso de Molinas »El amor y el amistad«.

[2] Höchst wahrscheinlich der hochverdiente Staatsmann Joachim Eduard Graf von Münch-Bellinghausen. Vgl. Brief 41, 88 und 95.

[3] Bei dieser Stelle steht am Rande die Bemerkung: **NB. sub rosa.**

Laßen Sie mich hierüber Ihre Meinung hören und erhalten Sie Ihr Wohlwollen und ihre Theilnahme wie bisher

Ihrem treu ergebensten

Münch.

150.[1])

Münch an Enk.

Wien, 13. September 1842.

Liebster theuerster Freund!

Ich mußte bis jetzt, weil so viele Regierungsräthe auf Urlaub sind, außer meinem eigenen Referate noch jenes des Regierungsrathes Rubana versehen; dieser Last enthoben und in meine Bequemlichkeit zurückkehrend, ist es mein erstes Ihr freundliches Schreiben zu beantworten.

Zum Teufel, Sie haben es noch nicht versucht (nämlich eine höhere Tragödie zu schreiben) rufen Sie mir zu, und halten demnach alle meine Zweifel an meinem Talente, und seinem Umfang für diesen Behuf für thöricht. Erlauben Sie mir Ihnen dagegen zu bemerken, daß ich eben darin, daß ich es noch nicht versucht, daß es mich noch nicht gewaltsam zur Bearbeitung eines solchen Stoffes gedrängt, eben darin glaube ich liegt der größte Beweis, daß ich kein wahrhaftes Talent für die Tragödie besitze. Da indessen, wie Sie ganz richtig bemerken, der Versuch nichts schaden kann, so kann wohl dazu noch Rath werden; aber wann, das weiß Gott. Mich abhetzen, zu todt grübeln und krank büffeln, das thue ich auf keinen Fall mehr; ich habe Elend genug in meinem Leben, um noch meine eigene Siechheit hinzuzufügen.

Ich bitte Sie, mir den Tag Ihrer Ankunft ehestens bekannt geben zu wollen; was den Wolf betrifft, so bitte ich Sie im Voraus, ihn nicht von der Schwierigkeit der Arbeit die er übernimmt, zu viel zu unterhalten, da dieser bescheidenste aller Menschen weit eher bedarf, daß man ihm Vertrauen auf seine schon so vielfach erprobten Kräfte und Kenntniße einflöße, als Schüchternheit und Scheu, deren jener genug mitbringt, um im Voraus behaupten zu können, daß es seinem Werke an Gewissenhaftigkeit nicht mangeln werde.

---

[1]) Zwischen dem Briefe vom 12. Mai und diesem fehlen offenbar mehrere Briefe Enks; dies ergibt sich aus den folgenden Briefen Münchs, sowie aus dem Umstande, dass des traurigen Endes des im Briefwechsel so oft erwähnten Eduard von Wöß (Vgl. Brief 14) mit keinem Worte gedacht ist.

Was Cymbelin betrifft, so sitzen die Hauptschwierigkeiten im 3ten und 4ten Akt; das Übrige bedarf nur einer geschickten Hand, die hier zusammenzieht, dort wegschneidet, wie denn z. B. im 5ten Akt der Traum des Postumus,[1]) wie er jetzt dasteht, und die ganze Wahrsagergeschichte durchaus weg muß. Ich bin schon an der Arbeit, und hoffe Sie sollen zufrieden seyn, obwohl es mir für meine Person, und bey meiner Vergötterung Shakespeare's unendlich schwer fällt, seine Verse zu kürzen, zu ändern, oder gar mein armseliges Machwerk daranzuflicken.

Meine Frau kommt diese Woche von Carlsbad zurück, krank wie sie es verlassen, und so tritt jetzt mein häusliches Elend, bisher in die Ferne gerückt, nun wieder ganz nahe heran, mich enger als jemahls zu umfassen. Ich fürchte mich vor dem Winter, daß ich kaum Worte finde, zu sagen, wie sehr. Möge sich nur ein tüchtiger Stoff meiner bemächtigen, um mich in etwas über die Misere wegzuheben, und mögen Sie wie bisher meinem Bestreben Ihr Wohlwollen, ihre fördernde Theilnahme zuwenden.

Ihr treu ergebenster

Den 13. Sept. 1842. Münch.

151.

Münch an Enk.

Wien, den 15. October 1842.

Liebster, theuerster Freund!

Wie ich Ihnen während Ihres hiesigen Aufenthaltes voraussagte, so bin ich auch wirklich mit Cymbelin in den ersten Tagen des Oktobers fertig geworden, und sende Ihnen, sobald die Abschrift fertig, das Stück hinauf. Indem ich es Ihnen vorläufig ankündige, und um die möglichste Beschleunigung der Durchsicht bitte, erinnere ich Sie an meine frühere Bitte, das Stück wo möglich in einem Zuge durchzulesen, und dann erst mit dem Original zu vergleichen; zweytens, mir Ihre Meinung über die Aufführbarkeit desselben in seiner jetzigen Gestalt *zu sagen*, da über den poetischen Werth des Originals wohl kein Zweifel obwalten kann. Mein Hauptaugenmerk bey der Bearbeitung war vor Allem Concentrirung durch Beseitigung der vielen Verwandlungen, was mir ziemlich wohlgerathen zu seyn scheint. Das hier und da nöthige Kürzen habe ich nach gepflogener Berathung mit Ihnen verspart; was ich indessen jetzt schon wegschneiden mußte, wenn meine Anordnung des Stückes einleuchten sollte, habe ich nur mit Unlust und Ingrimm vollbracht, denn mir war in Wahrheit um jedes Wort leid, besonders hart geschah mir um den Schlußmonolog des 2ten Aktes. Die nöthigen Zusätze habe ich, wo es thunlich war, aus dem Weggeschnittenen hergestellt, sonst aber mit Zagen und Ängsten nach besten Kräften, und mich möglichst dem Style des Originales anschmiegend hinzugeflickt Einige Änderungen habe ich auch dort vorgenommen, wo mir die Uebersetzung zu holprigt schien, um von der Bühne aus gut verstanden zu werden, wobey es mir, wie überhaupt bey der ganzen Arbeit nicht eben darauf ankam, des Wohllauts und der Verständlichkeit *wegen* einen sechsfüssigen Jambus für einen fünffüßigen einzuschieben.

---

[1]) Shakespeare, Cymbeline, V, 4.

Somit sey das Stück Ihrem Wohlwollen und Ihrer Theilnahme freundlichst empfohlen.

Und nachdem die Aufregung des Augenblickes vorüber noch einige Worte über die Ergebniße Ihres letzten Besuches in Beziehung auf meine Laufbahn als dramatischer Dichter.

Ich habe recht gut gefühlt, oder Sie haben es vielmehr mit dürren Worten gesagt, daß Sie mich gewißermaßen aufgeben und ich habe, wie Sie wohl sich noch erinnern, Ihnen hierin weder widersprochen, noch den Grund, den Sie für diese Ihre Meinung aussprachen, bestreiten zu müßen geglaubt. Ich sehe recht wohl ein, daß Sie mir Mangel an Energie vorzuwerfen berechtigt sind, obwohl der Vorwurf ein harter genannt werden muß, da ich in vielen anderen Verhältnißen Willenskraft und Ausdauer gezeigt zu haben mir bewußt bin. Wie dem auch sey, so glaube ich bei der Lage der Dinge, wie Sie von Ihnen in Ihrem letzten Besuche festgestellt worden ist, um nicht ganz bahn- und ziellos dazustehen, mich um so fester an meinen alten Grundsatz anklammern zu müssen, meinem Instinkte zu folgen, und dem Ziele, das er mir setzt, redlich und mit Aufbiethung aller meiner Kräfte nachzustreben, der Höhen, nach denen zu streben, Ihr Ausspruch mir versagt, nicht weiter zu gedenken, und mich nur möglichst vor den Tiefen der Unwahrheit, der Gemeinheit, und Effekthascherey zu hüthen. Strenge Consequenz, wie Sie sehen, wird also künftig meine Schritte nicht lenken, der Erfolg kann daher, wie ich wohl weiß, nur ein zufälliger und ungewißer seyn; aber ich werde denn doch meiner Neigung gefolgt und nicht leeren Schattenbildern nachgejagt haben. Ein historisches Stück ist dasjenige, was jetzt mein ganzes Interesse in Anspruch nimmt, und ich hoffe früher oder später einen passenden Stoff zu finden; mögen die Götter dann weiter helfen. Einstweilen studiere ich das interessante Buch Welkers über die Fragmente der griechischen Tragiker,[1] was mich vielfach anregt und beschäftigt. Eine kleine Ausbeute denke ich Ihnen nächstens zuzusenden, obwohl bey den jetzigen Theaterverhältnißen wenig oder nichts damit ausgerichtet ist.

Mit der Bitte, zu sorgen, daß die Bücher, die ich Eduard geliehen, mir zurückgesendet werden, und daß Sie mir noch ferners Ihr Wohlwollen und Ihre Theilnahme bewahren mögen

Ihr ergebenster

Münch.

152.

Enk an Münch.

Melk, 25. October 1842.

Lieber Herr Baron!

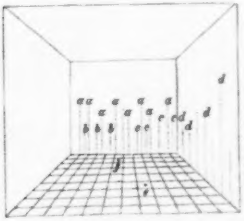
Ich habe Ihrem Wunsch gemäß die Durchsicht des *Cymbelin* möglichst beschleunigt; was bey der Beschaffenheit des Stückes leichter anging, als ich erwarten konnte. Sie hatten nämlich von einer Bearbeitung geschrieben — einer Bearbeitung nach dem Originale, meinte ich, mit Beyziehung der Schlegel'schen Übersetzung welche die Diction dem Publicum mundgerecht machte, und die Inconvenienzen für die neuere Bühne beseitigte. Sie aber haben die ganze Übersetzung Schlegels beybehalten, und selbst auf die offenbaren, von der Kritick anerkannten Fehler des Stückes (was eine Bearbeitung müßte) den im 1 und 3 sich ganz ungleichen Charackter Clotens, den nicht motivirten Haß (tantam odii saevitiam) Belarios, keine Rücksicht genommen. Ich verwahre mich ausdrücklich gegen den Vorwurf der Ironie, wofür Sie auch nachdem wie Sie schreiben die Aufregung vorüber, es leicht nehmen könnten wenn ich sage: Ich bin über diese Bearbeitung erfreut; denn gut gespielt wird sie unter Shakespeares Firma (bei Günstiggesinnten und Wohlwollenden auch unter der Ihrigen,) ihren Weg machen. Ein glänzender Erfolg ist möglich; mir jedoch zweifelhaft. In Shakespeares größten Compositionen nimmt das Publicum seine poetische Diction mit hin; in anderen weiß es sich kaum damit zu helfen. Die Schlegel'sche Übersetzung rühmt man allgemein als eine meisterliche. Sie mag das seyn; aber mundgerecht ist sie dem Publicum schwerlich. Dennoch haben Sie gut gethan, Sie beyzuhalten. Das stellt Sie der übelwollenden Kritick gegenüber außer den Schuß. Übrigens würde ich Ihnen rathen, statt des: bearbeitet — für die Bühne eingerichtet auf den Zettel setzen zu lassen, und statt des Titels: Die Kinder Cymbelins lieber den Titel Shakespeares beyzubehalten, oder ihn in: Imogen zu verwandeln. Zweckmäßig, da sich das Intresse in Imogen concentrirt.

---

[1] Welcker Friedrich Gottlieb, 1784—1868, »Die griechischen Tragödien mit Rücksicht auf den epischen Cyklus geordnet.« Bonn, 1839—1841, 3 Bde.

Daß ich gegen das Stück trotz seiner großen poetischen Schönheiten, einen Tik habe, ist Ihnen unverhohlen. Der Stoff ist durch und durch episch: eine das Ganze zusammenhaltende Idee ist nicht nachzuweisen. Alles geschieht weil es sich eben so fügt: wenig aus innerer Nothwendigkeit. Es ist eine dramatische Novelle (der eigentlichen Tragödie gegenüber ein untergeordnetes Genre) die ihre eigene Art und Weise, fast möchte ich sagen ihre eigenen Gesetze hat; die als Novelle von vorneherein auf das Überraschende und Zufällige der Situationen gestellt ist. Ich lerne sie erst durch Lope recht kennen; obwohl das beste seiner Werke in dieser Gattung an poetischem Gehalt mit Cymbelin sich nicht messen darf.

Gegen die von Ihnen im 1, 2, 3 Act vorgenommenen Auslassungen und Umstellungen läßt sich nur wenig oder nichts einwenden. Daß Imogen im Freyen, nicht in der Höhle in Schlaf sinkt, läßt mir eine schöne Stelle des Originals verloren gehen — qu'il soit. Aber mit der Art, wie Sie sich mit dem Mann ohne Kopf zu helfen gesucht, kann ich mich nicht einverstanden erklären. Abgerechnet daß, wenn die Kluft so tief und zackenvoll war, daß der Hinabstürzende bis zur Unerkennbarkeit entstellt wurde, man nicht begreift, wie die Burschen so flink wieder mit dem Cadaver zur Hand seyn können — denn das: »er liegt ganz nah am Felsen« ist Pomade: — so ist bey dem Herbeyschleppen, noch dazu in genirter Lage des Körpers (alles solches Schleppen hat auf dem Theater ein ungeschicktes Aussehen) dem sehr möglichen Gelächter nicht vorgebeugt. Und bis auf welchen Grad muß Cloten nicht zermalmt seyn, wenn *ihn* Imogen des Rockes wegen gleich auf der Stelle für Leonatus nehmen soll. Mit einem Manne ohne Kopf ist es ein Anderes. Der Rumpf ist da der ganze Mann; und da der Dichter nun einmahl will, daß Imogen den Rumpf für Leonatus nehmen soll: so mag er seinen Willen haben. Ich dächte Sie ließen es dabey. Die Sache ist praktikabel. Sie lassen junge Birken (bey felsigem Gestein häufig vorkommend) in einem Ausschnitt in die Bühne hereintretten. Sie müßten sorgfältig gemahlt und ausgeschnitten seyn; am besten wirkliche Birkenstämme, mit einem Stachel in's Podium gestossen; die Blätter von hellgrünem (der Lichter wegen) Tafft oder Zeug. Darunter Gras und etwas Gebüsch.



a Birken natürlich nicht nach der Schnur sondern in pitoresker Gruppirung.

b niedriges Gras

c ansteigendes Gebüsch

d Birken und Gebüsch mixtim

e Imogen

f der Mann ohne Kopf

Der den Mann ohne Kopf Bringende, den ausgestopften (den auch Shakespeare haben mußte) geht natürlich nach der Seite zu, auf welcher Cloten fechtend abgegangen, so daß er nicht über die Bühne gehen darf.

Shakespeare hat sich im Stück selbst gegen das Singen des Grabliedes erklärt.[1]) Er mochte seine Gründe haben. Die Stelle ist offenbar eine Herzenserleichterung. Mir ist das Sprechen statt des Gesangs immer als eine Tölpeley vorgekommen. Ein einfacher Gesang (ums Himmelswillen ohne Schnörkel und Wiederhohlungen) mit Begleitung weniger Instrumente im Orchester müßte die imposanteste Wirkung thun. Ob man bey tiefer Gemüthsbewegung singe (Shakespeare leitet mit dem Ablehnen seine Herzenserleichterung ein). Wir nicht; aber der Natursohn der hat die Kraft sein Grablied zu singen, wenn ihn auch der Bock dabey stößt. Tu ipse videris; denn auf meine Hörner mag ich es nicht nehmen. Morgan Cadwal und Polydor stehen ohnedieß nahe an den Coulissen hinter welchen die wirklichen Sänger stehen.

Für jeden Fall rath ich Ihnen die Recitation zu überwachen; daß langsam und mit bewegter Stimme gesprochen, und des so wahren und naturgetreuen Rythmus in den 6 Schlußversen wegen richtig pausirt werde.

(Von dem Lied im 1 Act gibt es eine ungemein liebliche Composition Schuberts.)

Über den 5ten Act habe ich wenig zu sagen. Es ist offenbar, daß Shakespeare hier selbst durch den novellenartigen Stoff in's Gedränge gerieth; ich meine durch die Masse der zu machenden Lösungen und Erkennungen. Sie konnten nun eben nichts Anderes thun, als ein Bildchen nach dem anderen vorschieben.

In der Erwartung eines günstigen Erfolges wünsche ich Ihnen Glück zur Vollendung des Stückes. Ein Fortschritt, eine Anerkennung erzwingende Leistung ist es nicht, aber immer doch ein Gewinn für die Bühne, wie ich hoffe; für Sie, indem Sie dabey gelernt haben; und vielleicht auch in so fern man es Ihnen als Verdienst anrechnen wird, daß Sie ein *Shakespeare*'sches Stück auf die Bühne gebracht haben. Mit aufrichtiger Liebe und Hochachtung

---

[1]) Cymbeline, IV, 2.

Ihr unveränderlicher

M. Enk
Prof. zu Melk.

25./10. 42.

Die Bücher sind meines Wissens bereits abgegangen.

Den Einschluß bitte ich Sie periculum in mora an Kockh gelangen zu lassen.

153.

Münch an Enk.

Wien, den 31. October 1842.

Liebster theuerster Freund!

Es freut mich mehr als ich sagen kann, daß Sie Cymbelin in dem Sinne genommen haben, in dem ich die Arbeit anfing und vollendete. Nicht um enormen Effekt, nicht darum war mir's zu thun, mit einer Fortschritt eklatant beurkundenden Arbeit aufzutretten; aber wohl war es meine Absicht, der an guten Stücken armen Bühne ein von Poesie triefendes Werk des großen Meisters zugänglich zu machen. Verständige und Wohlwollende werden mein geringes *Verdienst*, den großen Dichter schonend, mit Vorsicht mit sorgfältigem Herauskehren aller brillanten Seiten seines Werkes den jetzigen Bühnenverhältnißen gerecht gemacht zu haben, *anerkennen* und was mich betrifft, so habe ich Vieles gelernt, mehr als ich hier aufzählen könnte, und also jedenfalls gewonnen, wenn auch das Stück, wie sehr möglich seinen Weg auf der Bühne nicht machen sollte. Ich will es nach Ihrem wohlbegründeten Rathe betiteln, Cymbelin u. s. w. für die Bühne eingerichtet von F. H. Ueber die übrigen Änderungen bin ich selbst noch nicht im Reinen, und muß mir erst Alles wohl überlegen, bevor ich mich entschließe. Nebenbey gesagt, das Porto der Fahrpost ist jetzt unerschwinglich, die Sendung des Cymbelin allein kostet mich über 4 fl. C. M. und ich bitte Sie daher zu den Bücherretoursendungen Privatgelegenheiten zu wählen, und mir immer so viel möglich zuverläßige Personen, welche von hier nach Mölk abgehen, zu bezeichnen, um Ihnen Bücher zusenden zu können.

Was Ihren vorletzten Brief betrifft, so erlaube ich mir Ihnen zu bemerken, daß Sie eine entschiedene Vorliebe für heroische Mittel an den Tag legen, die wenn die Crisen noch nicht reif sind, sie eher zu unterdrücken als zu beschleunigen geeignet sind. Der rege Antheil an mir und meinen Schicksalen, der jedoch auch bei unsrer letzten Zusammenkunft so lebhaft aus Ihrem Benehmen hervorleuchtete, hat mir ihre Resultate schon damahls viel lichter und freundlicher herausgestellt, als Sie vielleicht selbst glaubten, und da vom Aufgeben zwischen uns dermahlen nicht mehr die Rede ist, so kann ich Ihnen wohl gestehen, daß ich mich selbst in keiner Beziehung noch aufgegeben habe, und fest wie vor an meinem Grundsatz hänge, meinem Instinkt zu folgen und d. h. ich will machen, was ich machen kann; nicht bloß das, was ich leicht machen kann, sondern Alles das, aber auch nur das, was mir als wahr und lebend vor der Seele steht. Ich will nach dem Höchsten, mir Erreichbaren redlich streben, ich will mich zur höheren Tragödie emporschwingen, aber nicht alle kommen zu demselben Ziele auch auf demselben Weg. Tagebücher und Schematisiren müssen ohne Zweifel den fördern, der derley Dinge konsequent betreiben kann; ich kann es nicht, obwohl ich es ernstlich gewollt und hundertmahl versucht habe. Ich werde also sehen, wie ich mir sonst forthelfe, und werde nicht ablassen, mich ernsthaft an die Arbeit zu halten, nur ertrotzen erzwingen will und werde ich nichts mehr. Dagegen rechne ich jetzt wie immer auf Ihr Wohlwollen, auf Ihren freundlichen und so oft bewährten Rath.

Die Bücher habe ich erhalten; die gelben gehören nicht mir, und ich werde sie seiner Zeit remittiren; so viel ich mich entsinne habe ich Eduard aus dem Englischen übersetzte Bücher geliehen.

Uebrigens erinnere ich Sie, mir durch einen klassenmäßig gestämpelten eigenhändig geschriebenen Zettel zu erklären, daß Sie mir das Verlagsrecht Ihrer bis jetzt erschienenen, und sämmtlicher noch erscheinenden Werke sowohl bey Ihrem Leben als nach Ihrem Tode überlaßen, und den hiefür mündlich stipulirten Betrag von mir richtig empfangen haben.

Mit der Bitte um die Fortdauer Ihres Wohlwollens und Ihrer Theilnahme

Ihr treu ergebenster

Münch.

154.[1]

Münch an Enk.

Wien, 17. November 1842.

Liebster, theuerster Freund!

Sie haben sehr Recht mit Ihrem: frisch angefangen; durch Zögern und Saumen habe ich schon mehr als 10 der vortrefflichsten Stoffe verloren; aber es soll mir nicht mehr geschehen. Wenn ich nur nicht Beamter wäre; man kann sich in nichts vertiefen, sich keinem Studium, keiner Anschauung unbedingt hingeben; denn der Teufel weiß es immer so einzuleiten, daß die Geschäfte sich dann am meisten aufhäufen, wenn man am liebsten arbeiten möchte. Dies ist auch jetzt die Ursache, daß ich Ihnen nicht so ausführlich antworte, als ich wohl möchte; soviel kann ich Ihnen indeſſen sagen, daß ich historische Studien unternommen habe, die mich sehr fördern; auch Euripides lese ich, und mache alle Anstalten ein gutes Kind zu werden; gebe nur Gott sein Gedeihen!

Was Cymbelin betrifft, so ist er fertig, bis auf *den* Mann ohne Kopf; in welcher Beziehung ich mir ein Exemplar der Bearbeitung habe kommen lassen, in der das Stück in London gegeben wird. Bis dieß eintrifft ruht das Stück, das übrigens ganz fertig. Dagegen thut sich eine andere Frage hervor, nähmlich das Costüme? Ueber die Tracht der Britten kann kein Zweifel obwalten. Dagegen was mit den Römern machen? Das Kriegskostüme ist auch hier zweifellos und selbst mahlerisch; aber die Szenen im Hause des Philario,[2] wo die jungen Leute wie mittelalterliche Galans schwätzen? Toga scheint dazu wenig zu passen, aber was sonst?

Schreiben Sie mir darüber wo möglich mit umgehender Post; lasseŋ Sie möglichst bald etwas von Lope hören und erhalten Sie Ihr Wohlwollen und Ihre Theilnahme wie bisher

Ihrem treuergebensten

den 17. November 1842. Münch.

---

[1] Zwischen diesem und dem vorausgehenden Briefe fehlt ein Brief Enks.

[2] Cymbeline, I. 5; II. 4. 5.

155.

Enk an Münch.

Melk, 18. oder 19. November 1842.[1]

Lieber Herr Baron!

Frisch daran gehen! Deus faxit. Sie haben noch nicht erfahren, wie ein Stück sich von selbst auseinander gibt, noch wie ein mythischer oder historischer Stoff Sie trägt und fördert. Kein gutes Kind! Ein Mann der in letzter Instanz er selbst ist, und als supremus Judex in sua re entscheidet, aber sich Alles ansieht, woher es auch kommen möge.

London. Das wird spät werden. Mein Vorschlag junge Birkenstämme mit gemachten Zweigen 7 bis 10' hoch entfernt alle Inconvenienzen und es darf nicht ein Dütchen an Shakespeare geändert werden. Natürlich müßten Sie den Decorateur überwachen. Costüme. In Britanien tragen die Römer das Sagum Kriegsmantel; zu Hause die Tunika (aus dem Hause ging der Römer so wenig ohne Toga, als der Grieche ohne Pallium).

Da Ihnen Zeit zu bleiben scheint: so können Sie einen allgemein anerkannten Pudel *Shakespeares* bessern id est die nicht motivirte Rache des Bellarius. Der König überträgt die Vollstreckung des Bannes seinem Feind. Is saevissime. Bellarius verliert dadurch seinen ersten Sohn.

Ein Knabe so hold würde Shakespeare einschieben. Dafür nimmt er dem König seine Kinder. So werden wir auch die Amme los; die mich auch ein wenig kratzt. Das Alles in 7 bis 10 Versen, wovon ich noch 3 auf das

Ein Knabe so hold berechne.[2]

---

[1] Empfangen am 20. November 1842.

[2] Bellarius ist bei Shakespeare ob grundloser Verleumdung durch Cymbeline seines Landes beraubt und vertrieben worden. Enk will dazu noch den Verlust eines Knaben fügen und meint im Geiste Shakespeares zu handeln, wenn er den Bellarius etwa III. 3. die Erinnerung an diesen holden Knaben aussprechen ließe. Vgl. auch IV. 4. und V. 5.

Ich hoffe morgen die 2^{te} Hälfte von Hebenstreit[1]) an die Gerold'*sche* Buchhandlung abzusenden. Vielleicht auch erst Dienstags 22. Für jeden Fall bitte **bis 24**. nachfragen zu lassen, und daß es nicht liegen bleibe.

Im Melkerhofe beym Tafeldecker liegt ein Paquet mit Büchern. Mille grazie. Herauf geht nächstens eine Gelegenheit.

Ist Gustav[2]) nicht bey Ihnen gewesen?

Leben Sie wohl. Von Herzen

Ihr unveränderlicher

M. Enk
Prof. zu Melk.

Lope in dem 20. Band wenig, fast keine Ausbeute. Für den Lupus. Was sagt er zu meinem Vorschlage?

156.

Münch an Enk.

Wien, den 5. Dezember *1842.*

Liebster, theuerster Freund!

Nur einige wenige Zeilen um Sie von meinem Schicksale, oder besser von meinem Elend in Kenntniß zu setzen. Der Cymbelin soll nächste Woche zur Aufführung kommen, obwohl Alles ohne Ausnahme dagegen ist; ich mußte noch bedeutende Kürzungen, ja selbst Umarbeitungen vornehmen, und so schreitet das unglückselige Stück denn zur Aufführung, von der Mißlaune der Schauspieler, die es (ich übertreibe nicht) im wörtlichsten Sinne des Wortes nicht verstehen, begleitet, und im Publikum gänzlich dekreditirt. Und worin liegt der Hauptfehler, auf den selbst Sie mich nicht aufmerksam gemacht haben, darin, daß meine Scheu den Shak*espeare* zu verstümmeln zu groß war, daß ich selbst die Schleglische Uebersetzung nicht lesbarer zu machen wagte, und so dem Publikum eine Shak*espeare'sche* Composition und zugleich eine etwas holperichte Sprache zu verdauen gebe. Aber bey alle dem habe ich den Muth noch nicht ganz verloren; Shakes*peare* ist mächtig, und ich habe jetzt wirklich das Möglichste gethan: fällt es schlecht aus, so wollen wir es ein andermahl besser machen. Eins aber ist gewiß, daß es mir noch bey keinem Stück, so schlecht als bey diesem gegangen.

---

[1]) Vgl. Brief 139.

[2]) Gustav Pröll. Vgl. Brief 118.

Meine Frau ist, Gott sey Dank, besser als die vorigen Jahre; meine Zeit aber mir wo möglich noch kürzer zugemessen *als* sonst, und so zwar, daß ich meine histor*ischen* Studien unterbrechen mußte, und daß von Stoff und Plan zu einem neuen Stück gar keine Rede ist. Wolf hat Lope noch nicht einmahl zu lesen angefangen, indeß bäthe ich Sie doch mir möglichst bald den angefangenen Band mit Ihren Bemerkungen zukommen zu laßen, wenn Sie sich nicht zu sehr in den göttlichen Dante verbißen haben, deßen poetische Gewalt ich nicht besser anschaulich machen kann, als wenn ich sage, er war so sehr Dichter, daß selbst rein allegorische Figuren durch seinen belebenden Hauch zu wahrhaft athmenden Menschen geworden sind.

Was macht die arme Wöß?[1] Der jüngste Pröll ist letzthin von der Regierung per unanimia fürs Convikt auf einen Windhagischen Stiftungsplatz vorgeschlagen worden. Bedürfen Sie Bücher, so befehlen Sie, nur bezeichnen Sie eine verläßliche Gelegenheit, denn die Postpreise, welche aber, wie es heißt, herabgesetzt werden sollen, sperren alle Communication.

Gedenken Sie meiner in Liebe, erhalten Sie mir Ihr Wohlwollen und Ihre Theilnahme, und seyn Sie überzeugt, daß ich Ihnen früher oder später Beweise zu geben hoffe, daß ich unermüdet strebe, nach meinen schwachen Kräften für das Drama zu schaffen und zu wirken.

Ihr treuergebenster

den 5. Dezember 1842 Münch.

157.

Enk an Münch.

Melk, 7. December 1842.[2]

Lieber Herr Baron!

Obwohl Ihr Heutiges eigentlich keine Antwort verlangt: so will ich dennoch einige Zeilen erwiedern.

---

[1] Die Frage bezieht sich offenbar auf Eduards Schicksal.

[2] Empfangen am 10. December 1842. — Dieser Brief ist im Codex an unrechter Stelle eingelegt, was offenbar auf den Irrthum Enks zurückzuführen ist, der denselben vom 7. November 1842 datiert.

Ich will *von Cymbelin* das Beste hoffen; und auch Sie sollen es. *Shakespeares* Nahme soll hoffe ich das Stück gegen eine unfreundliche Aufnahme schützen, und das »für die Bühne eingerichtet« stellt Sie ausser den Schuß. Vielleicht geht es besser als Sie glauben.

Ein wenig befremdet hat es mich, daß Sie schreiben: Ich habe versäumt Sie auf die Nachtheile der *Schlegel'schen* Übersetzung aufmerksam zu machen. Sie schrieben zuerst: Sie hätten eine Bearbeitung mit Beyhülfe der *Schlegel'schen Übersetzung* im Sinne. Was ich unter einer Bearbeitung verstand, schrieb ich Ihnen später.[1] Ich erfuhr von dem Stück nichts bis es fertig war; und da drängte die Zeit. Erinnern Sie sich, was ich Ihnen darüber schrieb, wie das Publicum zur poetischen Diction *Shakespeares* überhaupt stehe.

Ich habe Ihnen vom ersten Anwurf an gesagt, wie wenig ich mit dem Stück überhaupt einverstanden. Das Stück hat Schönheiten vom ersten Range, aber es sind Schönheiten des Details. Sonst ist eben nicht viel daran, und wenn es schon 1000mahl von Shakespeare. Im 5. Act ist der novellistische Stoff ihm über den Kopf gewachsen, oder defecerunt nervi aus was immer für einer Ursache. Daß er ein wenig confus wird schwer zu läugnen. Hier könnte eine Bearbeitung helfen. Die aber braucht Zeit. Und hätten Sie eine solche auch im Sinne gehabt: ich hätte kaum dazu rathen können. Auch nicht zur Umgehung der *Schlegel'schen* Übersetzung. Denn es gibt mehr als ein Duzend Leute in Deutschland, die eine so profunde Kenntniß der englischen Sprache und der eigenthümlichen Sprache *Schlegels* besitzen, daß Sie hier durchaus nicht außer dem Schuß gestanden hätten. Und in 8—10 Wochen ging die Sache für keinen Fall.

Was haben Sie mit dem Mann ohne Kopf angefangen? wenn Sie der bloßen Neugierde diese Frage verzeihen wollen.

Lupus. Male! Die Ausbeute im 20. Band ist so schlecht ausgefallen, daß ich von 9 Stücken, die ich daraus gelesen, höchstens zu einem rathen möchte.

W—P—Baciamani.

---

[1] Vgl. Brief 152.

Bücher Mille grazie. Aus der bewußten Sammlung nur per Diligence auf meine Kosten. Was Ihre Güte mir sonst zudenkt bitte durch den Tafeldecker im Melkerhof, wo die Paq*uete* manchmahl schnell, manchmahl unschnell expedirt werden, wie sich oft plötzlich eine Gelegenheit ergibt.

Einer fröhlichen Nachricht in Betreff Cymb*elins* entgegensehend — Tu ne cede malis sed contra audacior ito — verharre ich mit aufrichtiger Liebe und Hochachtung

Ihr unveränderlicher

M. Enk
7. 11. 42. Profeßor zu Melk.

Auf Weihnachten geht wahrscheinlich Hr. Hofmeister herauf.[1]) Wenn — bitte Raupels Tasso[2]) beyzulegen.

21. geht H. Prälat herauf.

158.

Münch an Enk.

Wien den 16. Dezember 1842.

Liebster, theuerster Freund!

Mit Cymbelin ist es schlecht gegangen.[3]) Die ersten drey Akte war das Publikum ganz ruhig; bey den Gebethen bey der Leiche Clotens wurden sie unruhig, aber aus Langweile; ich danke nur Gott, daß ich ihm seinen Kopf gelassen habe, sonst wäre der Spectacel erst recht losgegangen. Der 5te Act wurde aber mit Gelächter accompagnirt, worauf das Publicum ohne weitere Zeichen der Mißbilligung das Theater verließ.

Ich habe mir Anfangs vorgeworfen, die Arbeit zu leichtsinnig und schleuderhaft ausgeführt zu haben; allein wie die Sachen jetzt stehen, sehe ich, daß ich das ganze Ding nicht hätte unternehmen sollen; denn mit dem 5$^{\text{ten}}$ Act war doch eigentlich nichts anzufangen, und hätte ich selbst einen neuen schreiben wollen, so hätte er doch eben so wenig theatralisch ausfallen können, als der Shakesp*eare'sche.*

---

[1]) Diese Bemerkung ist von Enk selbst durchstrichen worden.

[2]) Vgl. Brief 27.

[3]) »Die Kinder Cymbelins« wurden zum erstenmal im Hofburgtheater aufgeführt am 16. December 1842; über den Erfolg der Aufführung vgl. Faust Pachlers und Emil Kuhs Vorwort zu Halms literarischem Nachlasse (Werke Bd. IX.). Das Stück wurde im ganzen nur dreimal gespielt.

Ein Gutes ist übrigens in diesem Schlimmen; die Aufforderung, nun baldmöglichst mit etwas Selbstgeschaffenem Guten hervorzurücken, wozu der Himmel mir einen guten Stoff, und Sie, wie bisher, mir Ihr Wohlwollen und Ihre Theilnahme schenken mögen.

Ihr treuergebenster

Münch.

159.

Enk an Münch.

Melk, 18. December 1842.

Lieber Herr Baron!

Da das Publicum Sie belehrt hat, daß Cym*belin* ein Mißgriff war: so wäre es unfreundlich, weiter auf das Thema einzugehen.

Der Langeweile, die das Grabgebeth erregte, hätte eine ergreifende Comp*osition* abhelfen mögen. Ob der nicht abgehauene Kopf (Sh*akespeare* hat ihn abgehauen) den Ruin des Stückes aufgehalten, wollen wir unbesprochen lassen. Die Inconvenienzen Ihrer Variante habe ich Ihnen angedeutet, und sie sind dem Publicum sicher nicht entgangen.

Erfreulich war mir der Schluß Ihres Schreibens. Deus faxit.

Wenn H. v. Wolf noch der Meinung wegen Dante: so bitte ich Sie mir die beiden Biographien und eine Ausgabe der vita nuova[1]) zu schicken. 21. oder 22. geht H. Praelat herauf. Mit aufrichtiger Theilnahme

Ihr unveränderlicher

M. Enk

Prof. zu Melk.

18. 12. 42.

---

[1]) La vita nuova, das Erstlingswerk Dante's. — In den Jahrbüchern der Literatur, 1843, 102. Bd., Seite 129 ff. bespricht M. Enk folgende Werke: Vita di Dante, scritta da Cesare Balbo. Torino, 1839. — Histoire de Dante Alighieri, par M. le Chevalier Artaud de Montor etc. Paris, 1841. — Dante Alighieris lyrische Gedichte. Übersetzt und erklärt von Karl Ludwig Kannegießer und Karl Witte. Zwei Bändchen. Leipzig. 1842.

160.[1]

Enk an Münch.

Melk, 22. December 1842.

Lieber Herr Baron!

Für die Bücher meinen wärmsten Dank. Ein tüchtiges Stück Arbeit. Vedremmo.

Eine passende Gelegenheit kann sich in ein paar Tagen finden; rechnen kann ich auf eine solche erst halben oder Ende Januars. Wünschen Sie Balzac und Donner des baldigsten: so schicke ich sie per Diligence auf meine Kosten.

Daß im 20. Band nur 1 Stück, zu dem ich rathen möchte, hab ich geschrieben.[2]) Der 25. zeigt sich (die von Ochoa gewählte Esclava, und das gleichfalls schon benützte El mayor Imposible,) bis jetzt nicht viel reichhaltiger. Von den beyden gelesenen Stücken hab' ich gegen jedes einzuwenden. Auch kann ich neben Dante nur langsam weiter rücken.

Das neue Jahr mag uns beyden Erfreuliches, mir ein Stückchen Lebenslust, und Ihnen die Kraft bringen, sich Ihrer Befangenheit zu entreißen. Unter die wenigen Dinge, um die ich, leider! den vollkommensten Bescheid weiß, gehört das: Laß dich den Teufel etc.

Für Ihre *Frau* Gemahlin, Albert*ine*, Lupus, Carajan und die Rettichs meine besten Wünsche.

Mit aufrichtiger Liebe und Hochachtung

Ihr unveränderlicher

M. Enk

22. 12. 42. Prof. zu Melk.

161.

Münch an Enk.

Wien, den 31. Dezember 1842.

Liebster, theuerster Freund!

Ich habe dies Jahr den Sylvesterabend ganz einsam zuzubringen; die Ereigniße des Jahres, gute und schlimme, ziehen vor mir auf und nieder und die meisten haben meinen Geist auf Sie und wieder auf Sie zurückgeführt. So ist mir wieder klar geworden, und vielleicht lebhafter als in allen früheren Jahren, was Sie mir waren und was Sie mir sind, wie Ihr mahnender Zuruf mich zuerst ermuthigt, es mit der Bühne zu versuchen, wie Ihr fürsorgender Geist mir die Wege bahnte, die Pfade zeigte, wie Ihre stützende Hand mich Strauchelnden so oft auf dem schlüpfrigen Pfade festhielt, wie Ihr Wohlwollen, Ihre Theilnahme selbst dann noch über mich wachte, wenn ich von der Richtung, die Sie mir vorzeichneten, abwich. Wenn ich Ihnen auf diese Weise Alles, was ich gelernt, und das Meiste, was ich erreicht, zu danken habe, so ist es doch nicht das Gefühl der Dankbarkeit allein, das mich in dieser Stunde bey dem Gedanken an Sie so lebhaft bewegt. Zwey Stücke sind es, erstens der Umstand, daß Sie in Ihrem vereinsamten, freudeleeren, reitzlosen Leben, bei Ihrem in seiner Festigkeit so schroffen Charakter, bei dem Ekel für Ihr eignes Leben, und Ihre Verhältniße mir so viele Theilnahme, mir so viele Geduld, mir so vieles warmes, lebhaftes, nie ermüdendes Wohlwollen gezeigt haben, zweytens die innerste Ueberzeugung, daß Sie es eben darum wahrhaft gut mit mir meinen, daß Sie allein und ohne irgend eine Nebenabsicht mein Bestes wollen, und meiner Erfolge sich erfreuen. Indem ich Ihnen also aus vollstem Herzen für Alles danke, was Sie an mir gethan haben, muß ich zugleich dem Himmel anheimstellen, Sie für das zu belohnen, Ihnen das zu vergelten, was eben der Ursprung aller andern reichen Gaben ist, die mir von Ihnen zukamen, nehmlich Ihre Theilnahme an mir und Ihre Wahrhaftigkeit gegen mich. Möge der Himmel Ihnen in reichem Maße geben, was er Ihnen noch geben kann, was Sie noch brauchen können; möge er Ihnen Gesundheit schenken, Ihren hellen klaren Geist bis ans Ende hell und klar erhalten, und wenigstens den Abend Ihres Gewitterlebens vor neuen Stürmen bewahren.

---

[1]) Dieser Brief ist im Codex an unrechter Stelle eingelegt.

[2]) Vgl. Brief 157.

Was mich betrifft, so fühle ich mit Freude, daß ich niemahls ruhig und besonnen an Sie zurückdenken kann, ohne lebhaft meiner Dankbarkeit für Sie mir bewußt zu werden, und wie ich hoffe, dieses Gefühl ewig in mir zu bewahren, und die Hochachtung für Ihre Einsicht für Ihren ernsten festen Charakter, wie die Liebe zu Ihrem freundlichen, theilnehmenden Wesen noch in die spätesten Jahre zu erhalten, so bitte ich Sie auch mir immer, wenn noch Verschiedenheiten der Ansichten und der Meinungen über Weg und Ziel zwischen uns treten können, da sie ja doch schon so oft zwischen uns getretten sind. Ihre Theilnahme, Ihr Wohlwollen, Ihre Liebe ungeschmälert zu erhalten, wie bisher.

Und somit alles Gute, Erfreuliche und Schöne zum neuen Jahr.

Ihr treuergebenster

Münch.

Balzac und Donner brauche ich nicht dringend, aber Carajan fragt um seine Bücher, die ich Sie also bei Gelegenheit zu senden bitte, wenn Sie sie nicht mehr bedürfen.

162.

Enk an Münch.

Melk, Anfang Jänner 1843.[1]

Lieber Herr Baron!

Den herzlichsten Dank für Ihren herzlichen Brief. Accipio omen! Ich nehme ihn als gute Vorbedeutung.

Auch ich habe am Sylvesterabend, wie alljährlich Abschluß gehalten. Mein Verhältniß zu Ihnen stellte sich mir rein heraus. Der aufrichtigste Wunsch, daß Sie von Ihrem Streben Freude, die Kunst Vortheil haben möge; die Nothwendigkeit — da so Vieles Sie bedrängt — von meiner Seite ein Übergewicht von Besonnenheit, Milde und Delicatesse einzusetzen; und dabey 3. dennoch zu thun, was hier — meine Aufgabe. In dieser Hinsicht sey Ihnen unverhohlen, daß mir Ihr langes Suchen nach einem neuen Stoffe ein wenig bange macht. Frisch daran, kein Grübeln um Gott nicht, und ein wenig Vertrauen, daß es sich machen werde.

Dante[2] hat mich heute bis 4 Uhr wach gehalten. Einmahl war ich nahe an dem Entschluß die ganze Pastette zurückzuschicken. Endlich aber fand ich doch festen Boden, um mit Ehren, wie ich hoffe, aufrecht zu stehen. Es ist ein hundsföttisches Stück Arbeit.

Was macht Wolfs (000;[3]) auch Karajan) Lope?

---

[1] Empfangen am 7. Jänner 1843.

[2] Vgl. Brief 159.

[3] Wohl = 300 (saluto), die öfter, z. B. Brief 104 und 106, wiederkehrende Grußformel Enks.

7—8 hujus geht Hofmeister herauf, und in 10—12 Tagen zurück. Wenn Sie also einen Plan zu schicken haben: so wissen Sie es.

In Betreff der Post sind Sie in einem Irrthume. Manuscripte kosten jetzt fast eben so viel als auf der Briefpost; Bücher kommen jetzt wohlfeiler. Sie brauchen also nur Kopf und Schweif wegzulassen, und das Übrige als Envellope zu schicken.

Leben Sie wohl, Dante läßt mir keine Ruhe.

Mit aufrichtiger Liebe und Hochachtung

Ihr unveränderlicher

M. Enk.

Lesen Sie doch von Friedrike Bremer[1]) die Nachbahrn und die Familie H. Geschrieben ist genug über sie; das Merkwürdigste hat niemand bemerkt. Hier ist eine seltene Ader von dem ergreifendsten tragischen Pathos. Hätte sie das Drama gefunden: sie wäre, hierin wenigstens eine große tragische Dichterin geworden.

163.

Münch an Enk.

Wien, den 22. Jänner 1843.

Liebster, theuerster Freund!

Wenn ich Ihr letztes Schreiben so lange nicht beantwortet habe, so bestimmte mich hiezu vor Allem die Voraussetzung, daß Ihre Arbeit über Dante, den ich genug kenne, um zu wissen, welches gründliche Studium er fordert, und welche Studien über seine Zeit und das Mittelalter insbesondere er voraussetzt, Sie viel zu sehr beschäftigen werde, als daß Sie nicht wünschen sollten jeder Störung überhoben zu seyn; andrerseits habe ich selbst während dieser Zeit so eifrig und anhaltend gearbeitet, daß ich gar nicht eigentlich zur Besinnung kam. Nun aber kann ich Ihnen nicht länger vorenthalten, daß ich endlich einen passenden historischen Stoff gefunden und durchstudirt habe, so daß ich endlich an die Gliederung und Feststellung des Planes gehen kann. Welche Arbeit ich überstanden, welche Mühe und Sorge ich dabey gehabt, wie oft Zweifel und Entmuthigung mich überfielen, kann ich Ihnen nicht sagen. Gebe nur Gott, daß ich nicht die Lust und Liebe daran verliere, ehe ich an die Arbeit gehe. Jetzt leuchtet mir überall gediegenes Metall aus den Felsblöcken hervor, die ich losgebrochen habe, aber weiter, wie wird es weiter gehen.

---

[1]) Bremer Friederike, 1801—1865, schwedische Romanschriftstellerin. Die Familie H. 1833; die Nachbarn 1837.

Was die Mittheilung des Planes betrifft, so bin ich darüber noch nicht entschieden; ich übe mich so sehr, und lerne so viel, wenn ich mir allein helfen, mich allein fortbringen muß, und ich scheue so wenig doppelte Arbeit, daß ich wohl auch dies Stück erst ausgearbeitet Ihnen vorlegen möchte. Indeßen handelt es sich hier um einen tragischen Stoff, den ich so wenig zu gewältigen, erschöpfen zu können besorge, daß ich noch nicht weiß, ob ich nicht dennoch meine Zuflucht zu Ihrem Rathe werde nehmen müßen, um so mehr, da ich noch gar nichts auf dem Papier habe, und so viele Enden vor mir sehe, und nicht weiß an welchem anfaßen. Für jetzt nur so viel, und gar nichts mehr, wenn vielleicht doch nichts daraus wird. Wenn nur meine Bureaugeschäfte, deren ich mit Neujahr wieder einen Zuwachs erhalte, nicht störend in meine geistige Werkstatt hineintretten, aus der mich Sorge und Teufeley aller Art ohnehin oft genug hinaustreiben.

Laßen Sie denn nun auch bald von sich wieder hören. Bedürfen Sie Bücher, so stehe ich zu Diensten, wie ich denn auch um einen Abdruck von der zweyten Hälfte Ihrer Kritik über Hebenstreit 1) bitte.

Dingelstedt hält sich hier auf, will die Lutzer heirathen 2) und ein Journal gründen, thut daher allen hies*igen* Literaten unendlich schön, auch mir; aber ich habe so sehr mit meinen wenigen Stunden zu geitzen, daß ich sie nicht auf unnützes Gespräch verschwenden kann.

Wolf, Karajan und Rettichs laßen aufs Schönste grüßen. Wollen Sie Gutzkows dramatische Werke in 2 Bänden haben, so schicke ich sie, und Alles, was Sie sonst haben möchten.

Schreiben Sie bald, und erhalten Sie Ihr Wohlwollen und Ihre Theilnahme

Ihrem treuergebenen

Münch.

---

1) Vgl. Brief 139.

2) Franz Freiherr von Dingelstedt vermählte sich 1844 mit der k. k. Kammersängerin Jenny Lutzer.

164.

Enk an Münch.

Melk, gegen Ende Jänner 1843.[1]

Lieber Herr Baron!

Ein Paquet mit retournirenden Büchern liegt beym Tafeldecker. Mille Grazie. In diesem ganzen Band[2] Lope höchstens ein brauchbares Stück. Hallar ventura sin buscalla. Was macht Wolfs Lope.

Gratulor. Quod Dii bene vortant! Alles wohlerwogen, bleibt doch wünschenswerth, die möglich nothwendige 2te Umarbeitung[3] zu vermeiden. Am besten Sie knäten und gliedern an dem Stoff ut ut. Manches klärt sich während der Bearbeitung. Ist dazu Aussicht: so sende den Entwurf mit, ohne Bemerkungen zurück; wo nicht: so fangen Sie das Knäten und Gliedern von vorne an etc. etc.

Manuscript als Emballage von Büchern. Im Fall einer Atrappe hat der Bediente die Schuld.

Mit etc. in Eile

Ihr unveränderlicher

M. Enk
Prof. zu Melk.

165.

Münch an Enk.

Wien, den 8. Februar 1843

Liebster, theuerster Freund!

In der Anlage sende ich nebst zwey Exemplaren der 2. Hälfte Ihres Aufsatzes über Hebenstreit (das 3te habe ich zurückbehalten) einige Bücher, um zu versuchen, ob die Post in derley Dingen wieder praktikabel geworden sey.

Was Ihren letzten Brief betrifft, so ersehe ich aus demselben, daß Sie ohne Umschweife gesprochen mir nicht zutrauen, ein Stück selbstständig denken, entwerfen, ausführen zu können. Da Sie wohl wissen, wie alle Anmaßung so wenig meine Sache, daß ich im Gegentheil noch immer zur Entmuthigung hinneige, so können Sie wohl denken, daß Ihr wiederholter dringender Wunsch den Plan einzusehen bey meiner jetzigen Stimmung nicht vortheilhaft auf mich wirken konnte, um so mehr da mir Zeit nur sehr sparsam zugemessen ist, und ich dieselbe vom Augenblicke des Empfanges Ihres Briefes an, mehr zu vergrübeln als zu benützen anfing. Ich war nahe daran trotz aller mühsamen Vorarbeiten, trotz aller Liebe zu meinem Gegenstand Alles hinzuwerfen und liegen zu lassen; nun habe ich mich denn doch wieder etwas aufgerafft und einige Besonnenheit gewonnen.

---

[1] Empfangen am 26. Jänner 1843.

[2] Dem 20.

[3] Des Trauerspiels »Ein mildes Urtheil«.

Ob ich Ihnen bey alledem den Plan schicken werde, weiß ich nicht: erstens weil er nicht fertig, zweytens weil ich nicht hoffe, daß mir das Wasser, das ich jetzt bis am Mund habe, wieder einmahl über den Ohren zusammenschlägt, denn dann sollen Sie Alles haben, obgleich dann auch Alles hin ist, für mich nähmlich, nicht für die Sache. Zwey Stücke aber werden mir mit jedem Tage deutlicher: Erstens, welch großes Unglück es für mich ist, Sie nicht drey, vier Jahre früher kennen gelernt zu haben. Zweytens, daß ich eine verhältnißmäßig so viel geringere Mühe für meine moralische Ausbildung als für meine ästhetische verwendet habe; niemand fühlt besser als ich, wie Mangel an Entschiedenheit und Festigkeit im Charakter tausend Schaden auch dem Dichter zufügt.

Wolf hat eine Griseldis[1]) von Lope aufgetrieben! was sagen Sie zu seinem Don Carlos! Das Werk soll so schwierig es auch ist, doch ein tüchtiges und intressantes werden. Für den Sohn der Wildniß bitte ich Sie mir nach Ihrer gewohnten Güte ein passendes Motto zu schaffen, da ich denn doch anfangen muß an die Drucklegung zu denken.

Mit der Bitte um Fortdauer Ihres Wohlwollens und Ihrer Theilnahme

Ihr treuergebenster

Münch.

---

[1]) El exemplo de la paciencia in Bd. V. Vgl. Grillparzers Werke, herausgegeben von August Sauer, Bd. XIII, Seite 104.

166.

Enk an Münch.

Melk, Mitte Februar 1843.[1]

Lieber Herr Baron!

Da mir Ranzoni den ganzen zum Briefschreiben bestimmten Abend weggenommen: so muß ich Ihr heut empfangenes Schreiben nothgedrungen des Kürzesten beantworten; und mich begnügen Ihnen das Gerippe der langen Epistel zu geben, die ich Ihnen zugedacht.

Erfahren Sie gleich nur, was jeder bedeutende Dichter erfährt, selbst Göthe machte keine Ausnahme, daß Geisteskinder nur mit Schmerzen gebohren werden, wie leibliche: so nehme ich dennoch an der Zerrissenheit, in welche *Sie* ganz unstreitig aufs neue versunken, den aufrichtigsten Antheil, und Ihr heut erhaltenes Schreiben, in welchem diese Zerrissenheit aus jeder Zeile hervorsieht, hat mir keinen frohen Tag gemacht. Und wie anders?

1. Ich habe ja gar nicht, und am wenigsten dringend (dringlich, zudringlich) den Wunsch geäußert, daß Sie mir den Plan zu Ihrem Stück schicken sollten. Das thu' ich nicht. Lesen Sie meinen letzten Brief noch einmahl. Ich habe Sie aufgefordert den Plan zu vollenden. Und nun aus 2en Eines. Sie müssen jede Besprechung ablehnen; oder eine solche findet zweckmäßiger vor, als nach Vollendung des Stückes *statt*, weil, wenn etwas im Zuschnitt versehen, kaum 1mahl unter 100mahl ohne das Ganze aufzutrennen, so leicht zu helfen seyn dürfte, wie beym Sohn der Wildniß.

3. Falsch ist desgleichen, daß ich Ihnen nicht zutraue, ein Stück componiren (denken und gliedern) zu können. Aber nur unter einer Bedingung trau ich es Ihnen zu, und diese haben Sie dießmahl leider wieder nicht erfüllt. Denn ich lese die jammervollen Worte »Ich habe die Zeit vergrübelt«.

4. Falsch ist es endlich, wenn Sie Ihren moralischen Charakter anschwärzen. Ich habe Sie immer auf der Seite des Rechts und der Ehre gefunden, und traue Ihnen hier überall die feste Entschiedenheit zu, die Sie sich absprechen.

---

[1] Empfangen am 15. Februar 1843.

Utcunque igitur — rechnen Sie für jeden Fall auf die aufrichtigste und unbedingteste Theilnahme

Ihres unveränderlichen

M. Enk.

Ein passendes Motto glaube ich werden Sie in Listas[1]) Gedicht: Daß der Mensch gut aus den Händen der Natur kam finden, doch wäre die Stelle zugleich deutsch beyzufügen. Wo nicht: so suche ich ein Anderes.

Bücher Grazie. Haben Sie die Ihrigen von Eduard beysammen? gern will ich mich sonst des Weiteren umthun.

167.

Münch an Enk.

Wien, den 2. März 1843.

Liebster, theuerster Freund!

Ich habe so viel zu thun, daß ich erst heute so spät zur Beantwortung Ihres letzten freundlichen Briefes komme; er hat mich über viele Teufeleyen hinweggehoben, und ich denke nun, so weit im Reinen zu seyn, um die Arbeit nächstens[2]) anzufangen; für die Gliederung möchte ich stehen, und so will ich es auf die Gefahr hin, ein, zwey, drey Akte umarbeiten zu müßen, wagen, und das schöne Unternehmen beginnen; Gott gebe nur, daß nicht Erschwerung werde, was ich mir als Erleichterung zugestanden.

Mit Gerold habe ich für den Sohn der Wildniß billig genug abgeschloßen; ich will nun das Stück für den Druck noch einmahl durchgehen; und Ihnen dann zusenden: was das Motto betrifft, so finde ich in dem besagten Gedichte Listas keine passende Stelle; sehen Sie in Ihrer gewohnten Güte, ob Ihnen eine andere beyfällt. Gerold hat bey Gelegenheit der Verhandlungen über den Sohn der Wildniß mich dringend angegangen, ich möchte mit diesem letzten Stück zugleich das milde Urtheil im Druck erscheinen lassen, und die projektirte Umarbeitung für eine zweyte Auflage hinausschieben. Ich frage mich daher bey Ihnen an, ob Sie ein solches Verfahren für zulässig und räthlich halten, da ich die nächsten Monathe zu einer gründlichen Umarbeitung nur für einzelne Scenen Zeit finden könnte, die des ganzen Stückes aber jeden Falls verschieben müßte. Gerold meint zwar, es ginge mit dem Sohne der Wildniß reißend ab, was sonst zweifelhaft wäre, wenn es allein oder mit einem minder beliebten Stück erschiene; doch diese Rücksichten stehen billig zurück, und ich überlasse Ihrer Sorgfalt und Theilnahme an meinem literarischen Ruf die unbedingte Entscheidung des Geroldischen Antrages.

---

[1]) Lista y Aragon, Don Alberto, span. Dichter, 1775—1848. Poesias, Madrid 1822; 2. Aufl. das. 1837, 2. Bde.

[2]) Eine Zeile getilgt.

Bedürfen Sie Bücher, so befehlen Sie. Was Lope betrifft, so haben wir drey fehlende Bände bey Baron Reichard aufgetrieben, und haben bis auf einen die Quart Ausgabe also ganz beysammen. Mich wundert, daß Sie an der Auswahl und an dem Unternehmen so wenig Theil nehmen, da Sie doch doppelten Vortheil davon ziehen könnten. Erstens könnten Sie die Hälfte der Arbeit für die Anzeige des Werkes in den Jahrbüchern, die doch nur Ihnen zufällt, im Voraus bestreiten, indem Sie schon jetzt die kurzen Auszüge und Artikeln über jedes einzelne Stück, wie Sie solche bei der Ochoa'ischen Sammlung hinstellten,[1] verfaßen könnten. Andrerseits könnten Sie nebenbey ganz commod bey dieser Gelegenheit den 2^ten Theil Ihrer Studien über Lope de *Vega* ausarbeiten und erscheinen laßen, wo Sie natürlich andere Stücke besprechen müßten, als wir erscheinen laßen, was Ihnen aber nicht schwer fallen kann; da bey Weitem mehr als dreyhundert Stücke vorliegen, von welchen nur die Ochoa'ische Sammlung, die unsere, und Ihr erster Band zusammen also 75 Stücke abzuschlagen kommen und wenn Sie Ihren 2^ten Band erscheinen lassen, dann in Allem durch Sie, uns und Ochoa, die Kenntniß der Lope'schen Stücke sich netto um 100 vermehrt. Bedenken Sie also, was Sie thun wollen, und wenn Sie mit Dante fertig, sende ich Ihnen Lope so viel Sie wollen, unter der Bedingung, versteht sich, daß Sie uns das Recht zugestehen, die Wahl vor Ihnen anstellen zu dürfen. Wir wollen uns vertragen, denk' ich, und ohne alle Schwierigkeit. Was den Verleger betrifft, so stehe ich, wenn Gerold den mindesten Anstand erhübe, mit einem andern zu Diensten. Laßen Sie mich also bald, Ihren Entschluß vernehmen.

Ihr ergebenster

Münch.

---

[1] Vgl. Brief 106.

168.[1]

Münch an Enk.

Wien, den 21. März 1843.

Liebster, theuerster Freund!

Was das milde Urtheil betrifft, so habe ich Gerolds Anerbiethen zurückgewiesen, und würde es zurückgewiesen haben, auch wenn ich dadurch an Geld verloren hätte, was aber nicht der Fall war, da für den Sohn der Wildniß bereits abgeschloßen war, als er mir den Antrag machte. Wenn ich auch immer Geld brauche, und allerdings in dieser Beziehung nicht sehr leicht zufrieden gestellt bin, so weiß ich mich doch im Nothfall mit dem zu behelfen, was ich habe, und weiß vor Allem, zu aller Zeit und unter jeder Bedingung Geld der Kunst und meiner Ehre unterzuordnen.

Ich arbeite fleißig und mit Anspannung aller meiner Kräfte; ob es mir gelingt, weiß ich nicht zu sagen; das Historische trägt und hilft, wie ich fühle, allerdings etwas, aber dem Dichter bleibt immer noch so viel zu thun, daß es mir bange macht. Wenn ich Ihnen nun überdies sage, daß durchaus eine bedeutende theatralische Wirkung nicht zu erwarten, so werden Sie begreiflich finden, daß ich öfters an Entmuthigung, Verzweiflung an mir selbst, und meinen Kräften in unsäglichem Grade leide. Aber sey es, wie es wolle; wenn auch Alles mißlänge, so werde ich doch Vieles gelernt haben, wie ich auch bey Cymbelin nahmentlich viel gelernt habe, das wenigstens gewiß, daß man nirgend auf Nahmen und äußere Umstände sondern nur auf die Sache selbst mit Sicherheit baue.

Was Lope betrifft, so haben Sie mich gänzlich mißverstanden. Wolf hat allerdings noch nicht angefangen: ich aber sehe, daß außer den von Ihnen für Ihre Lopischen Studien bereits ausgebeuteten Bänden noch Vorrath genug vorhanden ist, nicht nur für unsere Auswahl von 25 Stücken, sondern auch noch für einen 2ten Theil Ihrer Lopischen Studien, der natürlich andre Stücke besprechen müßte, als die von uns ausgewählten 25 Stücke. Da Sie nun doch auf jeden Fall unsre Auswahl in den Jahrbüchern besprechen werden, so fände ich es paßend, wenn Sie mit uns die Lektüre Lope's fortsetzten, das würde erstens uns die Arbeit der Auswahl erleichtern, andrerseits Ihnen nützlich seyn, weil Sie bey dieser Gelegenheit sowohl für die Anzeige unsrer Auswahl vorarbeiten, als auch gleichzeitig den 2$^{\text{ten}}$ Theil Ihrer Lopischen Studien ausarbeiten könnten; für diesen letzten biethe ich Ihnen, wenn Gerold nicht eingehen sollte, woran ich aber nicht zweifle, wenn Sie mir die Unterhandlung überlassen wollen, einen andern annehmbaren, ja selbst noch besser zahlenden Verleger an. Ueberlegen Sie also, was Sie thun wollen, wenn Sie einmahl mit Dante, auf den ich ungeheuer begierig bin, fertig sind.

---

[1] Zwischen diesem und dem vorigen Briefe fehlt jedesfalls ein Brief Enks.

Was die Motto's für den Sohn der Wildniß betrifft, so kann ich nicht läugnen, daß sie passend sind, aber wenn Sie noch schönere und bessere aufsuchen wollten, würden Sie mir einen wahren Liebesdienst erweisen.

Wenn für Eduard etwa noch Chamiers »Schiff Püsterich« oder Marryats »Olla podrida« zurückkommen sollten, so sind sie mein, denn diese Bücher lieh ich ihm und gehen mir ab.

Befehlen Sie Bücher, so reden Sie; ich kaufe wenig, weil es mir an Geld fehlt; einiges Interessante aber fände sich doch; Schade, daß Sie nicht Englisch treiben, da ich mir unlängst Beaumont und Fletcher angeschafft habe.

Gedenken Sie nun meiner in Liebe und erhalten Sie Ihr Wohlwollen und Ihre Theilnahme

Ihrem treudankbaren

Münch.

169.

Enk an Münch.

Melk, gegen Ende März 1843.[1]

Lieber Herr Baron!

Ein jedenfalls brauchbares Motto scheint mir folgendes zu seyn:

Les hommes sont méchants; cependant l'homme est naturellement bon — Qu'on admire tant, qu'on voudra la société humaine, il n'en sera pas moins vrai, qu'elle porte nécessairement les hommes à s'entre hair à proportion, que leurs intérêts, se croisent.

J. J. Rousseau.

---

[1] Empfangen am 27. März 1843.

In Betreff der Tragödie hoffe und wünsche das Beste. Für jeden Fall werden Sie viel dabey lernen und somit bin ich eben so gerne einverstanden, als ich in den Ferien einer entschieden nachtheiligen Richtung, quantum potui et tu indigebas entgegentretten zu müssen glaubte.

Nicht drastisch. In gewissem Sinne ist jede gelungene Bearbeitung eines tragischen Stoffes drastisch, insofern sie nämlich eine entschiedene Wirkung aus dem Höchsten, d. h. eben aus dem tragischen Gesichtspunkte des Lebens auf das Gemüth nicht verfehlen kann. Philoctet. Im gewönlichen Sinne gibt es nur 3 Dinge, wodurch eine Tragödie drastisch seyn kann:

1. Gehalt der durch das Medium der tragischen Lebensanschauung dargestellten Idee

2. Gehalt der Empfindung (einer allgemein menschlich ansprechenden)

3. Sinnreiche Erfindung.

Lope gerne weiter lesen, wenn ich Dante vom Halse. Schreiben darüber schwerlich. Für Ihr Erbiethen herzlichen Dank.

Dante peinlich, da unaufhörlich der Ekel am Stoff mit der Bewunderung für den Dichter kämpft.

Bücher Mille grazie. Ich verspar es mir. Püsterich und Olla, sobald ich Schmidt sehen *werde*.

Leben Sie wohl. Mit aufrichtiger Liebe und Hochachtung

Ihr unveränderlicher

M. Enk
Prof. zu Melk.

Wolf 30000000.

170.

Münch an Enk.

Wien, den 6. April 1843.

Liebster, theuerster Freund!

Meinen Dank für das Motto, das vortrefflich, zugleich die Anfrage, ob ich den Sohn der *Wildniß* als Lustspiel zu bezeichnen habe, wie ich beynahe glaube, oder nicht? Darf ich Ihnen das Manuscript des Sohns der Wildniß zur letzten Durchsicht zusenden?

Was ich Ihnen sonst zu schreiben habe, ist wenig und sehr traurig; meine Arbeit rückt langsam und unter den ungünstigsten

Verhältnißen vor, und sie wird, fürcht' ich, nur zu sehr das Gepräge dieses ihres Entstehens an der Stirne tragen. Das Leiden meiner Frau macht die bedenklichsten Fortschritte, die Ärzte scheinen nichts mehr zu rathen zu wissen, wenigstens rathen sie nichts mehr an, was heilen, kaum mehr was lindern kann; die schlimmsten Besorgniße erfüllen mich; mein Herz fühlt in allen Fasern, wie tief es mit dem ihrigen verschlungen und verwebt ist; die ganze lange Zeit, die wir in Leid und Freud zusammen verlebten, geht unaufhörlich mahnend und quälend an meinem Geiste vorüber, und mit einer peinlichen Klarheit tritt es vor meine Seele, daß ich nie mehr, nie mehr wieder gewinnen würde, was ich hier verlieren könnte, ein treues, wohlwollendes, unschuldiges Herz, das mich liebt, mit Geduld, Nachsicht, Ergebung liebt, wie ich's so sehr bedurfte, und wie ich's niemahls mehr finden würde. Gott gebe, daß all dies thörichte Besorgniße seyen, so ernsthaft sie auch sind. Mir ist das Herz so schwer, schwerer als ich Worte habe zu sagen. Wenn das, nur das an mir vorüber ginge! Leben Sie wohl

Ihr treuergebenster

Münch.

171.

Enk an Münch.

Melk, Anfang April 1843.[1]

Lieber Herr Baron!

Ihre Lage empfinde ich in Ihrer Seele. Könnt ich Ihnen helfen, gerne. Da aber Alles versucht ist: so würde ich auch das Letzte, die Wasserkur versuchen, und zu diesem Ende an Priesnitz[2]) schreiben, der, wie ich Ihnen aus den zuverläßigsten mündlichen Nachrichten zu sagen weiß, der ehrliche Mann ist, um Ihnen bestimmt zu erklären, ob etwas und wie viel zu hoffen. Der Bericht müßte genau seyn, und vorzüglich Alter, Constitution (Regeln) und Aussehen der Kranken beschrieben werden. Ob im Fall che si Gräffenberg oder die Anstalt bey Wien,[3]) müßten Sie nach Berathung mit Sachverständigen entscheiden.

---

[1]) Empfangen am 9. April 1843.

[2]) Prießnitz Vincenz, 1799–1851, Begründer der neuen Wasserheilkunde.

[3]) Kaltenleutgeben.

Für den Sohn der Wildniß (dramatisches Gedicht Basta) bleiben mir mindestens ein paar Abendstunden.

Herzlich wünschend, daß Ihr Leid sich ins Gegentheil wandle

Ihr unveränderlicher

M. Enk
Prof. zu Melk.

172.

Enk an Münch.

Melk, 22. April 1843.

Lieber Herr Baron!

Ein Herr Buddaeus Doc. Med. Laube's Schwager, und an mich adressirt erlaubt mir erst heute für die empfangenen wie für die rückgesandten Bücher zu danken. Den Sohn *der Wildniß* hoffe in 8—10 Tagen zu senden.

Buddaeus machte *ich* mit Raab[1] bekannt. (... Blick) Als sie im Zuge waren, brachte ich den Gesichtsschmerz (nicht Ihrer Frau) aufs Tapet. Buddaeus das Gewöhnliche und daß der Arzt hier soviel wie nichts thun könne. Etwas meinte ich müsse es doch geben. Nun sagte Raab, was Sie neulich probirt haben das ist das Beste; ich habe es seitdem 2 Personen gerathen und es hat gut gethan.

Hier haben Sie Hundsseelen Nr. 1 mich, der die Sache nicht ernstlich genug faßte, um schon früher zu schreiben, sondern auf das Wasser verfiel Nr. 2 den Corvus,[2] der mir nun data occasione davon spricht.

Ich fragte nur ob es bey mir der wirkliche Gesichtsschmerz gewesen. Ja; der erste Anfang, sonst wären Sie (ich) aus der Haut gefahren. (Der Schmerz war heftig genug.) Ob das Mittel auch bey einem veralteten Übel anschlagen werde. Man müsse es probiren.

Auf dem Spatziergang nahm ich Buddaeus (tüchtige Studien) insbesondere ins Gebeth. Er könne bey der narkotischen und zertheilenden Kraft des Tabaks es allerdings glauben, und werde für jeden Fall Versuche machen.

---

[1] Wilhelm Raab war der Nachfolger Prochas. Vgl. Seite 111.

[2] Vgl. Brief 21.

Ich hatte nämlich in der höchsten Ungeduld die Pfeife mit schwarzem 3 König (reines Blatt, wie *Buddaeus* sagte,) gestopft, die hohle Hand fest ins Gesicht gedrückt, tüchtig hinaufgeraucht und den Rauch **stark** eingerieben. Erleichterung auf der Stelle, eh die die Pfeife gar, der Schmerz bis auf eine leichte Anmahnung. Morgens ganz verschwunden. Nun ging ich im feuchten kalten Wetter, obwohl das Gesicht bedeckend, mit dem Buche. *Er* kam wieder, und nachmittags heftiger als Tags vorher. Dieselbe Cur, mit gleichem Erfolg. 3. und 4. Tag schwach idem — ganz frey.

Da man einer so zarten Frau nicht zumuthen kann 3 König zu rauchen: so fragt *ich* ob nicht stark berauchte Tücher idem — Sie dürften nur nicht zu heiß seyn. *Er* meinte, mit einem umgekehrten Trichter; vielleicht auch Einreibung mit der Tinctur. (Mir aber hat der Rauch gut gethan.)

Tu ipse videris — für jeden Fall ist die Thatsache der ernstlichen Überlegung, und wie *Buddaeus* sagte, des Versuches werth.

Mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk
Prof. zu Melk.

23. 4. 43.

173.[1])

Enk an Münch.

Melk, 2. Mai 1843.

Lieber Herr Baron!

Samstags geht mein Aufsatz über Dante[2]) an die *Gerold'sche* Buchhandlung und das Paquet mit den Büchern (den herzlichsten Dank!) an Sie ab. Ich glaube es dürfte gut seyn, die letzteren unverzüglich zurückzustellen; da Copitar als Censor und Corrector der Jahrbücher leicht auf den Einfall kommen könnte etwas darin nachzusehen, und die Combination dann sehr nahe läge.

Da Sie Dante vermuthlich besser kennen, als ich (ich habe es immer als eine tröstliche Nummer betrachtet, daß Sie ihn so ernstlich ins Herz geschlossen; wie Tacitus als eine schlimme) so bitte ich Sie nach Lesung meines Aufsatzes sine lux et crux unumwunden zu sagen, was Sie davon halten.

---

[1]) Dieser Brief ist im Codex an unrechter Stelle eingelegt.

[2]) Vgl. Brief 159.

Mit aufrichtiger Liebe und Hochachtung

Ihr unveränderlicher

M. Enk

2. 5. 43. Prof. zu Melk.

174.

Münch an Enk.

Wien, den 8. May 1843.

Liebster, theuerster Freund!

Die Bücher sind in guter Verfassung angekommen und bereits mit dem Briefe an Wolf übergeben! Wie sehr ich auf Ihren Aufsatz neugierig, kann ich Ihnen nicht sagen, um so mehr, da ich Ursache habe zu glauben, Sie werden sich weniger mit politisch-religiösen Untersuchungen befaßt haben, als vielmehr dem Dichter und dem Gedichte selbst von der ästhetisch-sittlichen Seite her zu Leibe gegangen seyn.

Ich bedanke mich gleichzeitig aus vollem Herzen für die Bemerkungen zum Sohn der Wildniß, die ich nach meiner besten Einsicht benützt habe. Was den Grundsatz betrifft, daß die poetische Sprache immer eine über den gewöhnlichen Jargon hinausgehobene, mit einem Wort immer eine poetische seyn müße, so bin ich hierin vollkommen mit Ihnen einverstanden, wenn sich auch in der Anwendung desselben Verschiedenheiten zwischen Ihrer und meiner Ansicht ergeben; wie dies denn überhaupt bey uns der Fall ist, im Abstrakten, in der Theorie immer vollkommen einverstanden zu seyn, und im Concreten ins Handgemenge zu gerathen.

Wolf wird nun nächstens ernsthaft an Lope gehn, und ich, der ich die 25 Stücke schon fast bey einander habe, wiederhole Ihnen nun nochmahls meinen Antrag zu einer gründlichen Lektüre des Lope, welches dreyfache Vortheile brächte 1. für uns und unsre Auswahl Ihren guten Rath, 2. einen vorläufigen Entwurf zu der Anzeige, die Sie in den Jahrbüchern über unsre Auswahl bringen müssen, 3. die Ausarbeitung des 2^{ten} Theiles Ihrer Studien über Lope de Vega. Schreiben Sie also, ob und was ich Ihnen schicken soll?

Was meine Frau betrifft, so danke ich Ihnen auf das Herzlichste für Ihre freundlichen Rathschläge, die für den Augenblick indeſſen auf sich beruhen müssen, da meine Frau mit der Tinti[1] auf das dringende Anrathen der Ärzte sich wieder nach Carlsbad begeben hat. Wollte Gott, daß es zu ihrer Besserung ausschlage; daß sie aber organisch nicht ergriffen sey, sondern blos nervos, darüber bin ich dadurch jetzt ganz beruhigt; denn wer gesehen, wie sie schwach, erschöpft hinlag, und als endlich die Reise nach Carlsbad beschlossen war, wie sie sich plötzlich mit einem Handumdrehen nicht aufraffte, sondern als wenn ihr niemahls etwas gefehlt hätte, Kraft, Heiterkeit und Ruhe gewann, da kann man an ein wahrhaftes tiefes Leiden des Organismus nicht glauben.

Entschuldigen Sie die blaße Tinte; denken Sie meiner und erhalten Sie wie bisher Ihr Wohlwollen und Ihre Theilnahme

Ihrem treuergebenen

Münch.

175.

Enk an Münch.

Melk, 12. Mai 1843.

Lieber Herr Baron!

Einem Carlistenoffizier, der hier war, habe ich ein paar Zeilen an Herrn von Wolf mitgegeben. Ich habe ihn nicht auskosten können; er scheint mir ein wenig confus und ein wenig verwildert. Tel maitre, er war bey Cabrera — ein Stück Abentheurer, ein Stück Vagabond — aber ein tüchtiger Fond von Honetete — scilicet wenn es irgend angeht. Anflug universeller Bildung, aber vielseitig linguistische Kenntnisse, so daß er den beyden Editoren — Wolf vorzüglich als fixer Schreiber de molde kommen könnte.

Lope setze ich gewiß nicht fort; aber zu Behuf des fraglichen Werkes, will ich gerne weiter lesen. In dem zurückgesandten Theile war nichts ausgezeichnetes, in dem, welchen ich noch habe, scheint wenig Vorzügliches (ungedrucktes) enthalten zu seyn.

In Eile mit etc.

Ihr unveränderlicher

M. Enk
Prof. zu Melk.

12. 5. 43.

---

[1] Vgl. Brief 17.

176.

Enk an Münch.

Melk, 22. Mai 1843.

Lieber Herr Baron!

Ich bescheinige Ihnen mit Dank den Empfang der Bücher. Shakespeare — Es wäre, bey meiner Unkenntniß der Sprache, mehr als Frechheit; selbst wenn ich, was vielleicht Wolfs Meinung, einige Monathe daranwendete, mich einzuschießen. Non faciam. Anders ist es mit den beyden anderen Werken, die ich mir in Wien besehen will.

Ist der Carlist auch bey Wolf nicht gewesen? Da er nicht nur des Spanischen, sondern auch der Dialecte, und der neueren Ortographie ganz kundig: so wäre er unserm Freund als Schreiber vielleicht sehr willkommen.

Frau — Vehementer doleo. — Welche nicht bloß narkotische (ich hatte es bey meiner Selbstcur natürlich nur auf diese absehen können) sondern nervenstimmende Kräfte im Rauchtaback liegen, lassen Sie sich von dem Carlisten sagen. Ich habe den Versuch seit er hier war, 3mahl mit entschiedenem Erfolge gemacht. Sie können ihn ebenfalls machen. Man nimmt von dem feuchten Bodensatz der ausgerauchten Pfeife erbsengroß, und steckt es zwischen Oberlippe und Zahnfleisch gerade unter die Scheidewand der Nase, ohne etwas hinabzulassen. Es wirkt beruhigend und umstimmend bey mir bis zum vierten Tage. Er nahm es immer vor einem Gefechte (stärkere Dosis, denn er ist ein Kerl wie ein Ochs) und stand dann mit einer marmornen Ruhe wie er sich ausdrückte.

Wie weit sind Sie, und bis wann hoffen Sie fertig zu werden.

Mit herzlicher Liebe

Ihr unveränderlicher

M. Enk
Profeß zu Melk.

12. 5. 43.

Lope favente deo ut dixisti.

177.

Enk an Münch.

Melk, 11.(?) Juni 1843.[1]

Lieber Herr Baron!

Wenn dieses Blatt in Ihre Hände kommt: so habe ich meinem elenden Daseyn ein Ende gemacht. . . . .*) Ich habe lange genug ausgehalten. Wie schwer es mir wurde, weiß Gott und ich.

Leben Sie wohl! Gott segne Sie und Ihr Streben.

Hab ich Sie beleidigt: so verzeihen Sie

Ihrem treugesinnten

M. Enk.

Von ganzem Herzen grüße Wolf, Carajan, Grillparzer, Bauernfeld, Deinhardstein. Bey Letzterem hab ich noch Dante[2]) stehen (für Carl) 1 #[3]) liegt im Lope. Schreiben Sie bitt ich der guten Wäß ein paar Worte.

---

[1]) Zu diesem Briefe bemerkte Münch: »Wahrscheinlich Sonntag den 11. Juni geschrieben«.

[2]) Offenbar das Honorar für die Recension in den Jahrbüchern der Literatur (Vgl. Brief 159).

[3]) = Ducaten.

*) Die hier ausgelassene Stelle lautet nach der Mittheilung [illegible] Deutsche Litteraturzeitung 1891 N. 2[illegible], p. 7[illegible]: [illegible]

[illegible]

Rep

Berichtigungen und Ergänzungen.

S. 12, Z. 1 v. o. lies **Shakspeare** statt Shakspear.

S. 40, Anm. 2 lies **Seite 11** statt Seite 10.

S. 44, Z. 10 v. o. merke zu »Bolza«: Die Worte Enks beziehen sich wahrscheinlich auf die Schrift Giovanni B. Bolzas »Sul poema dramatico Griselda, lettera ad un amico. Vienna, 1835.«

S. 44, Anm. 2 lies **Conde Lucanor, Novellensammlung von Don Juan Manuel** u. s. w. statt El Conde Lucanor von Don Mannel u. s. w.

S. 44, Anm. 5 lies Delavigne Jean u. s. w.

S. 47, Z. 13 v. u. lies **Gonzalos** statt Gonzales.

S. 47, Z. 12 v. u. merke zu »Malaspinas«: Ein Irthum Enks; gemeint ist offenbar **Celio Malespini**, dessen »Ducente Novelle« von 1619 ab in mehreren Ausgaben erschienen sind.

S. 63, Z. 7 v. u. lies **Les oiseaux et les fleurs allegories morales d' Azz - Eddin - el Mocadessi** u. s. w. statt Les oiseaux et les fleurs allegories moral d'Azzeddin et Mocadessi u. s. w.

S. 64, Z. 1 v. o. merke zu »Gallerie historique . . . «: Galerie historique des hommes les plus célèbres par Charles Paul Landon. Paris, 1805—1809, 13 Bde. Neuere Ausg. 1811.

S. 64, Z. 5 v. o. lies **Moyne** statt Magne.

S. 64, Z. 10 v. o. lies **el Mohdy** statt ol Mokay.

S. 64, Z. 6 v. u. lies **Tiek** statt Tieck.

S. 66, Z. 21 v. o. fülle die Lücke aus mit **bekleibt**.

S. 67, Z. 11 v. o. lies **Pignoti** statt Pignati.

S. 67, Z. 11 v. o merke zu »Lodoli«: Lodoli Carlo, Apologhi immaginati. 1787.

S. 75, Z. 9 v. u. lies **Contes de Fees** statt Contes des Fees.

S. 75, Z. 3 v. u merke zu »Withauer«: Witthauer Friedrich, Schriftsteller und Journalist, gest. 1846.

S. 80, Anm. 2 lies **Schumacher** statt Schuhmacher.

S. 88 tilge die Anmerkung.

S. 95, Z. 4 v. u. lies **Mildes Urtheil** statt Milde Urtheil.

S. 103, Z. 8 v. u. lies um **Schmidt** statt und Schmidt.

S. 126, Z. 7 v. u. lies **von Pinciano** statt Pinciano.

S. 130, Z. 6 v. u. lies **Arnaud** statt Arnauld.

S. 130, Z. 3 v. u. lies **d'Aulnoy** statt d'Aulnay.

S. 137, Z. 5 v. o. lies **Aulnoy** statt Alnoy.

S. 137, Z. 7 und Z. 15 v. o. lies **Duzend** statt Dutzend.

S. 138, Anm. 3 tilge einmal »de Vega«.

S. 149, Z. 10 v. o. lies **D'Argens** statt D'Argans.

S. 151, Z. 18 v. o. lies **arceo** statt erceo.

S. 170, Z. 12 v. u. lies **Coeptis** statt Cognitis.

S. 170, Anm. 5 lies **Agustin** statt Augustin.

Verzeichnis der Personen und Werke.

(Die Zahl bezeichnet die Seite, die Zusätze innerhalb der Klammern vervollständigen oder berichtigen die Namen der Personen und Titel der Werke.)

Abbot (The), 66.
Academia di Francesco Berni, 44.
Aeschylus, 18.
Agamemnon, 18.
Agreda y Vargas (Diego de), 47.
Alarcon y Mendoza, Juan Ruiz de, 98 ? 170.
Albaneserin, die, 27.
Albertina (Baronin Tinti), 84.
Alexis, Tragödie von Immermann, 23.
Allgemeine Theaterzeitung, die, 56, 168, 173.
Amberes, 125.
Amicus und Amelius, 43.
Amor y el amistad, El, 179.
Annalen (des Tacitus), 11, 87.
Anschütz, Heinrich, 26, 96, 108.
Apologhi immaginati di Lodoli, 67, 216.
Argens (Jean Baptiste de Boyer, Marquis de), 149, 216.
Arias Gonzalo, 179.
Arnaud Baculard d' s. Baculard d'Arnaud.
Arndt (Ernst Moriz), 146.
Arnim (Ludwig Achim von ?), 127.
Artaud de Montor, M. le Chevalier, 195.
Aschbach (Josef), 103.
Aulnoy (Marie Catherine Jumelle de Berneville, Gräfin von), 130, 137, 216.
Aurora, Taschenbuch, 18.
Azz - Eddin - Elmocadessi, Oiseaux (les) et les Fleurs; allégories morales etc., 63, 216.

Baculard d'Arnaud (François Thomas Marie de), 125, 130, 216.
Bakhtiar Nameh, 64.
Balbo Cesare, Graf, 195.
Baldamus, 91.
Balzac (Honore de), 165, 196, 198.
Barnesius (Barnes Josua), 17.
Bauernfeld (Eduard von), 37, 55, 149, 151, 154, 160, 215.
Beaumont (Francis) und Fletcher (John), 12, 207.
Becker (Karl Friedrich), 123.
Bermudez (Geronimo), 94.
Berni, Francesco, 44, 45.
Beroalde de Verville, 130.
Bertuch (Friedrich Justin), 93.
Bibliotheca castellana, 104.
Blätter für Literatur, Kunst und Kritik (herausgegeben von J. P. Kaltenbaeck), 21, 32.
Blätter für lit. Unterhaltung, 120.
Blücher (Gebhart Leberecht, Fürst von Wahlstadt), 86.
Bockh Dr., 138, 139.
Bolza (Giovanni-Battista), 44, 121, 216.
Bothe (Friedrich Heinrich), 17.
Böttiger (Karl Wilhelm), 153.
Braumüller (Wilhelm, Ritter von), 131.
Bremer, Friderike, 199.
Bretón de los Herreros, s. Herreros.
Buddaeus, 210, 211.
Bürger (Gottfried August), 133.
Burgos en siglo decimo, 82.
Byron (George Noel Gordon), 132.

Cabinet des Fées, 44, 75, 127 (?), 131, 142 ?, 147.
Cabrera (Don Ramon C., Graf von Morella), 213.
Calderon (de la Barca Barreda, Pedro), 12, 32, 41, 42, 43, 164, 174, 175.
Carajan s. Karajan.
Carl, Erzherzog von Österreich, s. Karl.
Carl (Neffe der Anna v. Weiss), s. Karl.
Caylus (Anne Claude Philippe de Tubières, Graf von), 124.
Cerda de la, Mejia, 98.
Cesari, Antonio, 63.
Cespedes (y Meneses), Gonzalo de, 47, 216.

Chamier (Frederick), 207.
Chronik der Ditmarsen, 25, 30, 32.
Cid (der Romancero vom Cid), 109.
Cienfuegos (Nicasio Alvarez), 104.
Cintio, Cinzio, s. Giraldi.
Clauren (Heinrich, Pseudonym für Karl Gottlob Samuel Heun), 106.
Cocq, s. Kock.
Collin (Heinrich von), 33, 38.
Columbus, 98.
Comendadores de Cordova, 94.
Comedias de varios ingenios, 99.
Contes de fées, 75, 216.
Contes du Scheyk el Mohdy, 64, 216.
Convivales Sermones, 75.
Capitär, s. Kopitar.
Cordero (Calderons »El Cordero de Isaias« ?), 105.
Corona von Saluzzo, 106.
Correggio, 86.
Corvus (=Raab), 30, 210.
Coste (Hilarion) de, 130.
Crebillon (?), 20.
Crelinger (Auguste), 26.
Crescimbeni (Giovanni Maria de), 75.
Crispus, 97.
Cunningham (Allan), 89, 91, 95, 97, 99.
Cymbeline, 179, 181, 183, 184, 186, 187, 189, 191, 193, 194, 195, 206.
Czermac (?), 69.

Dames illustres (les Éloges et Vies des roynes, des princesses, dames et demoiselles illustres etc.) 130.
Dante (Alighieri), 192, 195, 196, 198, 199, 205, 207, 208, 211, 215.
Deinhardstein (Johann Ludwig), 7, 16, 19, 34, 35, 40, 41, 46, 47, 48, 49, 51, 52, 53, 56, 58, 63, 64, 67, 69, 72, 73, 76, 77, 78, 87, 103, 118, 123, 131, 133, 134, 136, 139, 144, 148, 159, 160, 215.
Delavigne (Jean François Casimir), 44, 216.
Della poesia italiana, 48.
Della storia e della ragione d'ogni poesia, 88.
Deux cadavres (les), 5.
Dietrichstein-Proskau-Leslie, Moriz, Graf von, 150.
Dingelstedt (Franz, Freih. von), 200.
Don Quixote, 30, 104.
Donna Serpente, La, 170, 174.
Donner (Johann Jakob Christian ?), 196, 198.
Droysen, Johann Gustav, 18.
Ducente Novelle di Malespini, 47, 216.

Ebersberg (Johann Sigmund), 82, 87, 142.
Ecatommiti (Gli Hecatommiti), 67.
Eder Guilielmus, 76.
Eduard (v. Wöss), 21, 22, 26, 27, 28, 29, 30, 37, 44, 45, 47, 51, 67, 69, 70, 71, 72, 73, 74, 75, 79, 80, 82, 87, 88, 89, 91, 95, 97, 100, 113, 121, 123, 128, 137, 145, 149, 153, 154, 155, 167, 171, 180, 183, 188, 192, 204, 207.
Encyclopädie der Aesthetik, wissenschaftlich literarische, 166.
Eck, Michael, Werke: Die Blumen, 158. Charaden-Almanach, 5. Briefe über Goethes Faust, 2, 7. Epistel des Quintus Horatius Flaccus über die Dichtkunst, 122?, 156. Hermes und Sophrosyne, 114. Melpomene oder über das tragische Interesse, 14, 23, 66, 170. Über Bildung und Selbstbildung, 169. Über deutsche Zeitmessung, 66. Über die Freundschaft, 144. Studien über Lope de Vega Carpio, 87, 94, 95, 205, 206, 207, 212.
— Zerstreute Schriften: Gnomen, 144. Neliska, 144. Die letzte Thräne, 144. Dichter und Bürger, 32. Villiers de L'ille Adam, 18.
Erinnerungen aus dem äußeren Leben, 146.
Ersch J. S. und J. G. Gruber, Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste, 129, 151, 153.
Esclavo del demonio, El, 98, 99.
Etudes sur l'histoire et la lit. Espagnol (Etudes sur l'histoire des institutions de la litterature et des beaux arts en Espagne), 67.
Eugen, 98.
Eugenio, 93.
Euripides, 12, 17, 189.

Fables par Fénélon, 75.
Familie H., die, 199.
Favole di Pignotti, 67.
Féeries nouvelles, 124.
Fénélon (François de Salignac de la Motte), 75.
Ferguson (Adam), 15.
Fletcher (John) und (Francis) Beaumont, s. Beaumont.
Floresta, 63, 69.
Forster, Anna, 132.
Frank, Peter, 92.
Franz, Kaiser (von Österreich), 84.
Froissart (Jean), 123.
Fuentes (José Mor de), 77.
Fuerza lastimosa, 93.
Gallerie des femmes fortes, La, 64.

Galerie historique des hommes les plus célèbres, 64, 216.
Ganar amigos, 170.
Garcin (de Tassy, Joseph Héliodore), 63.
Geisler (?), 158.
Gerold, Karl, 17, 18, 19, 20, 89, 130, 131, 135, 146, 156, 157, 158, 160, 166, 169, 173, 191, 204, 205, 206, 207.
Geschichte der Völker und Staaten des Mittelalters, allgemeine, 122.
Geschichte von Spanien von Aschbach, 103.
Ghismonda, 72.
Gill Blas, 77.
Giraldi, Cinzio (Giovambattista), 67.
Goedecke, Karl, 137.
Goldsmith (Oliver), 15.
Gorriot (le Père Goriot), 165.
Göthe (Goethe, Johann Wolfgang von), 79, 83, 100, 145, 203.
Goyser (?), 62, 63, 70.
Gozzi (Carlo, Graf), 3, 170.
Graf von Comminges (Le comte de Comminges), 125.
Griechischen Tragödien, die, mit Rücksicht auf den epischen Cyklus geordnet, 183.
Griepenkerl (Wolfgang Robert), 66.
Grillparzer (Franz), 21, 25, 33, 34, 38, 39, 55, 103, 122, 133, 137, 138, 139, 140, 149, 160, 167, 174, 175, 178, 202, 215.
— Aufsatz: Über den gegenwärtigen Zustand der dramatischen Kunst in Deutschland, 21.
— Dramen: Die Ahnfrau, 88, 103. Hero und Leander (Des Meeres und der Liebe Wellen), 34, 138, 139. Medea, 34, 137. Ottokar (König Ottokars Glück und Ende), 34. Sappho, 21, 34, 138. Ein treuer Diener seines Herrn, 137.
Grimm (Jakob Ludwig), 127.
Groß-Hoffinger, 86.
Grubenhagen, 13.
Gruber J. G. und J. S. Ersch, s. Ersch.
Gufsmann, s. Guzman.
Gustav (Prölß), s. Prölß.
Guste (?), 47.
Gusti (?), 70, 71.
Guttbrodt, Augenarzt, 178.
Gutzkow, Karl, 137, 151, 166, 171, 200.
Guzman el bueno, 129.
Gyges, 88.

Hallar ventura sin buscalla, 201.
Halm, Friedrich. Dramen: Der Adept (Werner), 21, 22, 24, 27, 28, 29, 30, 40, 42, 45, 46, 48, 49, 51, 52, 54, 55, 56, 58, 64, 73, 74, 77, 100, 105, 110, 120. Camoens, 24, 25, 30, 42, 43, 54, 56, 59, 60, 64, 67, 68, 110. Griseldis, 1, 2, 4, 5, 6, 7, 9, 11, 13, 16, 19, 21, 27, 29, 31, 35, 36, 37, 38, 40, 48, 49, 52, 54, 64, 67, 69, 77, 104, 141, 154, 202. Imelda Lambertazzi, 58, 60, 61, 62, 64, 65, 67, 68, 70, 74, 77, 78, 79, 97, 99, 100, 105, 106, 107, 108, 109, 113, 117, 125, 131, 135, 160, 161, 162, 178. Ein mildes Urtheil, 61, 62, 88, 90, 95, 97, 102, 122, 123, 126, 127, 128, 131, 135, 142, 144, 152, 160, 201, 204, 206, 216. Die Kinder Cymbelins, 184, 194. König und Bauer, 102, 149, 156, 172, 176. Der Sohn der Wildnis, 164, 165, 168, 172, 202, 203, 204, 205, 206, 207, 208, 210, 212.
— Dramatische Pläne: Alexiewna, 154. Alphons X. der Weise, 128, 129, 135, 136, 170. Antigone, 48. Antiope, 80, 81. Bajadere, 88, 90, 97. Balduin von Flandern, 23, 24, 25, 30, 70, 136, 148, 152, 170. Die Brüder von Lincoln, 129. Erich, 48. Granada, 170. Johanna Gray, 139, 140, 141, 148, 149, 152, 170. Hayti, 48. Ines de Castro, 48, 53, 54, 56, 61, 62, 66, 108, 136, 152, 170. Der Heimatlose (Der ewige Jude), 9, 84, 87, 88, 90. König Astyages, 129. Liebeszauber, 25, 30, 129. Mithridates, 15. Nauplius, 48, 152, 170. Nero, 151. Ouverbury (Overbury Thomas), 151, 154. Peter der Grausame (von Castilien), 48, 151. Pompejus, 129. Schwert und Hammer (Schwert, Hammer, Buch), 5, 6. Sebastian, 23. Stephanie, 138, 148, 152, 167, 179. Stern und Psittich, 13, 15. Vellido (Bellido) Dolfos, 164, 170, 172, 173, 174, 175, 176, 179.
— Dramatische Fragmente: König Wamba, 95, 96, 97, 99, 138. Wahn und Wahrheit, 179.
— Gedichte: Am Waldbach, 131. Der Charfreitag, 142. Die Erinnerungen, 131, 135. Die Felsenquelle, 135. Franz Heinz, 145. Makame, 2, 3, 6, 8. Die Quelle, 131. Der schwarze Punkt, 135.
— Novelle: Sylvesterabend, 3, 6, 8, 9.
Handbuch der allgemeinen Geschichte der Völker und Staaten des Alterthums, 122.
Haydn (Josef ?), 86.
Hebenstreit (Wilhelm), 166, 191, 200, 201.
Heeren (Arnold Hermann Ludwig), 15.
Hegel (Georg Wilhelm Friedrich), 98.
Helene, 121.
Herder (Johann Gottfried von), 86.

Herreros de los, Breton, 164. 173.
Herrmann Lange (Roman), 42.
Heyne (?), 128.
Hija del aire, 41.
Historia de España (Marianas), 129.
Histoire de Dante Alighieri, 195.
Hogarth (William), 20, 22.
Hohenstaufen, die, 67, 76.
Holbein, Edler von Holbeinsberg, Franz Ignaz, 151, 161, 175, 179.
Horn Uffo, 156.
Huber (Victor Aime), 142, 144, 153.
Humbold (Humboldt Wilhelm), 18.
Humorist, der, 106, 107.

Jahrbuch, österreichisches, 2, 8, 10, 24, 25, 115.
Jahrbücher der Literatur, 23, 43, 99, 102, 103, 133, 137, 166, 195, 205, 206, 211, 212, 215.
Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, 82.
Jakob I. von Großbritannien, 151.
Iberiada (La Iberiada, de los Hechos de Scipion Africano, Sevaslego por Gaspar de Santa Anna), 109.
Il Rè Corvo, 170.
Immermann (Karl Leberecht), 23, 72, 73, 100, 101, 117, 121.
Joachim Comes (= Joachim Eduard Graf von Münch-Bellinghausen), 56.
Jojakim (= Joachim), s. Münch-Bellinghausen.
Josef II., 86.
Iris, deutscher Almanach, 144.
Juan d'Austria, 126.

Kaltenbaeck, (Johann Paul), 32, 67.
Kaltenbaecks Blätter für Literatur, Kunst und Kritik, 21, 32.
Kannegießer (Karl Friedrich Ludwig), 12, 195.
Kant (Immanuel), 98.
Karajan (Theodor Georg, von), 144, 146, 198, 200, 215.
Karl (Neffe der Anna v. Wöss), 98, 140, 142, 144, 145, 146, 215.
Kecker und Krone, 11.
Kleist (Heinrich von), 106.
Kock, Paul de, 127, 137.
Koech (?), 107.
Köbh, Koekh (?), 139, 187.
Kolbe jun., 28, 37, 56.
Kolbe Lisette, 134.
Kolbe sen., 26, 28, 115.
Königin Ehre, der, 66.
Kopitar (Bartholomäus), 115, 211.
Krone von Cypern, die, 86.
Kuh, Emil, 2, 115, 138, 194.

Lais (Über die Lais, Sequenzen und Leiche von Wolf), 155.
Landon, Charles Paul, 64, 216.
Laube (Heinrich), 167, 171, 210.
Lemberger (?), 27.
Lembert (Wenzel), 44, 47, 49, 58, 67, 75, 82, 96, 98, 105, 142.
(Le) Moyne (Pierre), 64, 216.
Lenau (Niembsch von Strehlenau, Nicolaus), 118, 120, 121.
Lemore, 133.
Leopold, s. Seyfried.
Lesage, Alain René, 77.
Lescalier (Lescallier Daniel), 64.
Lewald (Johann Karl August), 64, 120.
Liebe der Engel, die, 109, 113.
Lindo Don Diego, El, 170.
Lista y Aragon, Don Alberto, 204.
Littrow-Kalender, 146.
Lodoli (Carlo), 67, 216.
Lope (de Vega Carpio, Felix), s. Vega Carpio.
(Lopez, Alonzo) El Pinciano, 126, 216.
Louis XIV., 106.
Löwe (Johann Daniel Ludwig), 11, 55, 173.
Löwenthal Max (Pseudonym: Leo Walthen), 47, 48.
Lucanor conde, 44, 47, 98, 216.
Luden (Heinrich), 122.
Luna (Alvaro de), 80, 98, 129?, 174.
Lupus (= Wolf), 30, 54, 68, 69, 77, 82, 91, 92, 98, 104, 109, 120, 122, 126, 130, 137, 142, 144, 152, 165, 191, 193, 196.
Lutzer, Jenny, 200.
Lyrische Gedichte von Dante, 195.

Magazin der spanischen und portugiesischen Literatur 93.
Mailath (Majláth, Graf Johann), 144.
Maître Jean? 131.
Mak (Mack Karl, Freiherr von Leiberich?), 96.
Malespini (Celio), 47 216.
Maly (?), 26.
Manuel, Don Juan, 44, 216.
Marcel Jean Jacques, 64.
Marchangy, Louis Antoine-François de, 88, 144.
Maria Luise, 98.
Mariana, Juan, 129.
Marianne (Prinzessin), 103.
Maria Stuart, 66.
Maryat (Marryat Frederick), 131, 207.
Matinées les, 130.
Maximilian II., 98.
Mayer Theodor, 140.
Memoires de la cour d'Espagne, 130.
Menzel (Karl Adolf), 32.

Mercier (Louis Sébastien), 75.
Merk (Merck Johann Heinrich), 145.
Merlin, 73.
Metternich (Clemens Lothar Wenzel Fürst von), 86.
Michel (Francisque), 133.
Minerva, 161.
Mira de Mescua, Antonio, 98.
Modezeitung, Wiener, 69.
Moeurs ? Parisiennes, 124.
Montalvan (Juan Perez de), 44.
Montecuculi (Raimund Graf von), 29, 106.
Moore (Thomas), 109.
Morales discursos, 147.
Moratin, Leandro Fernandez de, 124.
Moreto y Cabana, Agustin, 170, 216.
Morgenblatt, österreichisches, 58.
Moro exposito, El, 82.
Moustache, 137.
Moyen de parvenir, 130.
Moyne s. Le Moynne.
Müller, Adam, 80.
Müllner (Amadeus Gottfried Adolf), 27.
Münch-Bellinghausen Graf von, Joachim Eduard, 110, 121, 179.
Münch-Bellinghausen, Sophie Theresia, 4, 24.
Murat (Joachim?), 103.
Musenalmanach, österreichischer, 80.
Mythologia metrica et moralis, 75.

Nachbarn, die, 199.
Napoleon, 85, 143.
Nathan, 85.
Natürliche Tochter, die, 83.
Novelas por Diego de Agreda y Vargas, 47.
Novelas (Historias peregrinas) por Gonzalo Cespedes y Meneses, 47.
Novelas (Para Todos) por Montalvan, 44.
Novelle di Antonio Cesari, 63.
Novelle di Franco Sacchetti, 47.
Nürnberger (Josef) Dr., 137.

Ochoa, Eugenio de, 133, 196, 205.
Ocios de Españoles emigrados, 124, 126, 129.
Octavian (Kaiser Octavian), 22.
Ödipus (des Sophokles), 66.
Oehlenschläger (Adam Gottlieb), 29, 86.
Olla podrida, 207, 208.
Opfer des Schweigens, die, 72.
Osorio de gloria, 109.

Pachler, Faust, 2, 115, 129, 138, 194.
Parnass, der österreichische, 164.
Parnasso italiano, 128, 130.
Patrañuelo, El, 43.
Peche (Therese), 35, 36, 54.
Petroselani Peregrini, 75.
Philoctet, 208.
Pichler (?), 93.
Pignoti (Pignotti Lorenzo), 67, 216.
Pilgram, Baronin von, Albertine (Schwägerin Münchs), s. Tinti
Pilgram, Johann Baptist, 24.
Pinciano (El), s. Lopez, Alonzo.
Platen (Platen-Hallermünde August, Graf von), 46
Poesias por Don Alberto Lista y Aragon, 204.
Poesias por Don José Zorrilla, 166.
Poyo del Salustrio, 98.
Priesnitz (Prießnitz Vincenz), 209.
Privanza (la) y caida, 98.
Pröll (der jüngste), 192.
Pröll (Gustav), 147, 191.
Pruscha (Johann), 111, 112, 113, 117, 118, 119, 210.

Quadrio (Franz Xaver), 48.
Quinta, 93.
Quintana (Manuel José de), 129, 174.

Raab (Wilhelm), 30, 210.
Racine (Jean Baptiste), 15.
Ranzoni, Johann Moriz, 155, 158, 175, 203.
Raphanides (= Familie Rettich), 30, 161.
Raphanisci (dasselbe), 30, 110.
Raphanus (= Rettich), 30, 104.
Raumer (Friedrich Ludwig Georg von), 44.
Raupach (Ernst), 38, 40, 41, 43, 53, 56, 67, 85, 106, 133.
Raupel (= Raupach), 46, 51, 59, 65, 66, 70, 101, 104, 194.
Reichard, Baron, 205.
Rembold (Ludwig), 97.
Rétif (de la Brètonne), 62, 65, 69.
Rettich (Julie), 35, 36, 70, 73, 79, 84, 96, 125, 135, 163, 172.
Rettich (Karl), 30, 104, 121, 145.
Rettichs, die (Familie Rettich), 196, 200.
Richard Savage, 137.
Rivas, Angel de Saavedra, Duque de, 82.
Roche St., 132.
Romancero vom Cid, 109.
Romeo und Julie, 106.
Rosenkranz (Johann Karl Friedrich), 98, 106, 109, 178.
Rotte(c)k (Karl Wenzeslaus Rodecker von), 15.
Rouge et Noire, 5.
Rousseau, Jean Jacques, 207.
Rubana (?), Regierungsrath, 180.
Rückert (Friedrich), 31, 79.

Rudolph (von Habsburg), 129.
Rußwurm, 106.

Saavedra Angel de, s. Rivas, Duque de.
Sacchetti (Franco), 47.
Sagen von Grimm, 127.
Sagenkreis, karolingischer, 94.
Sammler, der, 56, 106.
Sanchez (Tomas Antonio), 174.
Sancho II. von Castilien, 164, 179.
Sancho IV., 129.
Saphir (Moriz Gottlieb), 107, 166.
Sauer, August, 21, 202.
Saul, 168.
Schenk, Eduard von, 86.
Schiff Püsterich, 207, 208.
Schiffer (?), 138.
Schiller (Johann Christoph Friedrich von), 32, 79, 100.
Schlegel (August Wilhelm von), 184, 193.
Schloißnigg, Albertine, Freiin von, s. Tinti.
Schloißnigg, Sophie Theresia, Freiin von, s. Münch-Bellinghausen.
Schlosser (?), 105.
Schmidt (?), 103, 216.
Schmidt (?), 208.
Schmidt (Wilhelm Valentin), 174, 175.
Schneider Dr., 118.
Schreyvogel (Josef, Pseudonym: West), 33, 103.
Schröder (Sophie), 105, 108.
Schubert (Franz Peter), 186.
Schubert (Gotthilf Heinrich Ritter von), 104.
Schuhmacher (Schumacher Andreas), 80, 86, 216.
Schulze (Schultze [Schultetus] Johann), 75.
Schwarzenberg, Fürst, 103.
Sclave des Teufels, der, 98.
Scott, Sir Walter, 66.
Seidl Gabriel, 126.
Seyfried Ritter von, Leopold, 176.
Shakspeare (William), 12, 20, 32, 102, 151, 179, 181, 184, 186, 190, 191, 193, 195, 216.
Siete Infantes, 80.
Simplicius Conti, 18.
Sina, 119.
Sixtus V., 143.
Skalley, Eugen, 38.
Solger (Karl Wilhelm Ferdinand), 17, 18.
Sophie, Erzherzogin, 134.
Sporschill (Sporschil Johann?), 178.
Squaterleben, 85.
Stamm, Ferdinand, 2.
Steinvogelkopf (?), 30.
Stillleben von J. Nürnberger, 137.
Stofella (Stoffela Peter), 97.
Stollberg (Stolberg Christian, Graf zu), 18.
Storia (Istoria della volgar poesia?) di Crescimbeni, 75.
Stuarts (?), 158.
Sul poema dramatico Griselda etc., 44, 216.

Tacitus, 11, 87, 157, 211.
Tagebuch (Münchs), 7, 8, 112, 125, 145, 188.
Taschenbuch Claurens, 106.
Tasso (Tassos Tod), 194.
Tassos Tod, 40.
Theaterzeitung, Allgemeine, 56, 168.
Theatre françois au moyen age, 133.
Teatro español, 103.
Telegraph, der, 56, 58.
Tesoro del Teatro Español etc., 133.
Thusnelda, 86.
Ticknor, Georg, 44, 50.
Tiek (Tieck Ludwig), 20, 64, 142, 216.
Tilly (Johann Tserklaes, Graf von), 103.
Timoneda (Juan de), 43.
Tinti, Albertine, Baronin von, (Schwägerin Münchs), 24, 67, 70, 73, 76, 84, 90, 91, 213.
Tirso de Molina, 179.
Tochter der Luft, die, 38.
Tragödien, die griechischen, mit Rücksicht auf den epischen Cyklus geordnet, 183.
Treitschke (Georg Friedrich), 20, 66, 72, 106, 121, 132, 134, 151.
Tres diamantes, 93.

Über den Cid, von Sanchez, 174.
Übersetzung Cymbelines, Schlegel'sche, 179, 184, 193.
Uhland (Johann Ludwig), 31, 97.
Universitäten, die englischen, 144.
Urban (?), 148.

Vargas (Garci de Perez), 50
Vega Carpio, Lope Felix de, 80, 81, 83, 87, 88, 91, 92, 94, 95, 96, 98, 99, 101, 102, 109, 113, 126, 138, 144, 164, 168, 174, 175, 178, 184, 189, 191, 192, 198, 201, 202, 205, 206, 208, 212, 213, 214, 216.
— Dramen: La Amistad pagada, 93. Carlos el Perseguido, 87. Condesa Matilde, 94. Don Carlos, 202. El exemplo de la paciencia, 202. El mayor imposible, 138. El premio del bien hablar, 138. El villano en su rincon, 102, 104, 105, 106, 108, 109, 115, 120, 121, 122, 125, 131, 133, 135, 136, 144, 148, 162. La esclava de su galan, 138, 141, 144, 153, 168, 170,

172, 196. Vida y muerte del rey Bamba, 93.
Vellido Dolfos, 164.
Verhängnisvolle Gabel, die, 46.
Viardot (Louis), 67.
Vidas de Españoles célebres (Quintanas), 129, 174.
Vies des fameux Architectes d'Italie, 139.
Vies des hommes et femmes illustres d'Italie, 103.
Vita di Dante, scritta da Cesare Balbo, 195.
Vita nuova, la, 195.
Vitae selectae eruditissimorum virorum etc., 118, 122.
Vittoria Accorombona, 142.
Voigt (Johannes), 11.
Vormund und Mündel, 85.

Waffenbrüder, die, 106.
Wähner (Friedrich), 41, 49, 54, 58.
Walch (Josef), 132, 136.
Walpurgisnacht, 168.
Walthen Leo von, s. Löwenthal Max.
Wanderer, der, 168.
Welcker, Friedrich Gottlieb, 183.
Weltgeschichte in Biographien, die, 153.
West, s. Schreyvogel Josef.
Willkomm (Ernst?), 98.
Winbarg (Wienbarg Ludolf), 142, 156.
Wissenschaftlich-literarische Encyclopädie der Aesthetik, 166.
Withauer (Witthauer Friedrich), 75, 216.
Witte, Karl, 195.
Wolf (Ferdinand), 24, 25, 30, 43, 44, 63, 75, 76, 77, 78, 82, 94, 97, 103, 107, 109, 118, 124, 126, 130, 134, 142, 143, 146, 150, 153, 155, 156, 166, 174, 176, 178, 186, 192, 195, 198, 200, 201, 202, 206, 208, 212, 213, 214, 215.
Wöss von (Anna), 24, 37, 40, 47, 53, 59, 71, 73, 75, 79, 81, 97, 98, 120, 132, 133, 134, 136, 138, 145, 155, 157, 164, 168, 176, 178, 192, 215.
Wöss von (Gemahl der Anna von Wöss), 21.
Wurzbach, Constant von, 137.

Zedlitz, Josef Christian, Freiherr von, 40, 66, 103, 142.
Zeitgenossen, ein biographisches Magazin für die Geschichte unserer Zeit, 124.
Zeitschrift für Kunst, Literatur und Mode Wiener, 56, 106, 168.
Zobel (Raimund), 33, 39.
Zorilla (Zorilla y Moral, Don José), 166, 167, 176.
Zuschauer, der österreichische, 106.